image
not
available

Dei
Sub Numine
Viget

# Literarisches
# Conversations-Blatt
für
das Jahr
1823.

---

## Zweiter Band.

Juli — December.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

# Inhalt des Monats Juli.

# Inhalt des Monats August.

# Inhalt des Monats September.

# Inhalt des Monats October.

# Inhalt des Monats November.

# Inhalt des Monats December.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 151.

1. Juli 1823.

Die Papierfenster eines Eremiten. Herausgegeben von Karl Immermann 1822. 8. 184 S.

Mit Vergnügen sehen wir das Talent des Verfs., das bei seinem ersten Auftreten schon die günstigsten Erwartungen erregte, sich hier im Gebiete der schildernden Darstellung mit nicht minderm Geist und großer Lebendigkeit bewegen. Der Verf. hat in diesem Buche einen Roman, mehrere Fragmente, satyrische und humoristische Aufsätze, ein kleines Drama und zwei elegische Hymnen, in Prosa geschrieben, mit einer gewissen Nachlässigkeit verbunden, unter einen Gesichtspunct gestellt. Er gibt uns, laut des Vorworts, die ungeordneten Papiere eines, durch Liebe unglücklichen und als wohlthätiger Eremit verhungerten Mannes, womit dieser angeblich die Fensteröffnungen seiner kümmerlichen Wohnung theils verklebt, theils verstopft hatte. Es schien mir, setzt der Verf. hinzu, aus allem hervorzugehen, daß der Eremit durch die Schrift nur das Bedürfniß gestillt hatte, sich selbst seine bedeutendsten Lebensmomente anschaulich zu machen. Gleichwohl ist der kleine Roman, aus welchem wir zuerst die persönlichen Verhältnisse des geschilderten Mannes kennen lernen, meist in Briefen desselben an Freunde und Verwandte geschrieben, die ein einsamer Dulder nicht eben an die Fensterrahmen anklebt, und die, wenn sie nicht unabgesendet geblieben seyn sollten, was die Hindeutung auf Beantwortung derselben zu widerlegen scheint, in jener Selbstbespiegelungsluft von dem Briefsteller copirt seyn müßten, in welcher er einmal selbst schreibt: „Nicht einmal den bittern Honig der Wehmuth schmecke ich rein. Du mußt interessant seyn in Deinem Kummer — raune ich mir in unbewachten Stunden selber zu und blicke dann erschrocken mich um, ob Mephistophiles mir nicht über die Schulter sah.“ Nun weiset zwar die Selbstbespiegelungsluft auf die wunde Stelle unsrer jetzigen Bildung allerdings hin; aber sie greift doch hier nur als Stimmung ein, und viele Mittheilungen tragen die Farbe der reinen Empfindung. Man muß also vielmehr annehmen, der Verf. habe es mit der Fiction, die er hier zum Grunde legte, etwas leicht genommen und über die Einkleidung nachsichtig hinweggesehen, da uns der Inhalt diese Schwäche reichlich vergütet.

Der Roman erinnert durch Aufgabe und Behandlung an Werther, ohne uns durch diese Erinnerung zu stören; er spiegelt, wie jener, die Bildung seiner Zeit ab. Friedrich, so heißt der Eremit, fällt als ein Opfer derselben. Ohne Wurzel in Glauben und Liebe zu schlagen, zum altklugen Knaben gebildet; dann leichtsinnig Schule und Universität durchlaufend, und jugendlichen Verirrungen hingegeben, welche er in seinen Mittheilungen nur durch Reue andeutet, wird er von der Macht einer nie empfundenen Neigung ergriffen, aber nach getäuschter Hoffnung desto gewaltiger in den Strudel haltungslosen Unmuths zurückgeschleudert. In dieser Stimmung empfindet er um so herber in der Universitätsstadt, die er auf seiner Reise besucht, „die Fieberschauer der Zeit, die zwischen kindischer Anbetung des Verschollenen und kalter Abgötterei mit dem Begriff, sich schüttelt.“ Versöhnend spricht den verstörten Sinn die Unschuld und Ruhe des Landlebens an. Friedrich glaubt, durch die Liebe eines reinen Landmädchens wieder glücklich und mit dem Leben versöhnt zu werden; er empfindet die Wonnen einer unschuldvollen und beglückten Liebe; aber seine Nähe verdrängt den armen Bernhard, der dasselbe Mädchen liebt, und wir ahnden, daß mit dem finstern, unruhigen Geist das Unglück in des Pachters Haus getreten sey, ohne daß es noch Christianens Traum (S. 51) bedurft hätte. Das Stadtleben mit seinen Anforderungen kann nicht beseitigt werden. Christel soll vor der Hochzeit ein Halbjahr in der Stadt zubringen „um,“ wie es heißt, „sich mit dem Firlfanz, den wir Bildung nennen, und den wir nun einmal jetzt nöthig haben, zu behängen.“ Das Feldblümchen ist verpflanzt aus der unschuldigen Umgebung, für die es die Natur erschuf, und in dem bunten Lustgarten, worin es nun steht, verstreut es seinen Duft, ohne daß Jemand darauf achtet, selbst der nicht, der sonst an ihm sich so gern erquickte. Und doch gesteht Friedrich mit Aufrichtigkeit von sich: „wir machen die Ansprüche des Genies; nichts in der Welt ist uns gut und groß genug. Wenn wir uns aber recht ernsthaft fragen, womit wir die Welt bereichert haben, so kann nicht einmal die Eitelkeit eine befriedigende Antwort geben;„ — eine Reflexion, die ein schauerliches Licht in den Abgrund wirft, an welchem ein großer Theil unsrer

durch einseitige Bildung des Geistes außer ihrer Sphäre gerückten Zeitgenossen steht. — Nun tritt auf einmal die Erinnerung an jene erste Liebe zu Cölestinen wieder hervor, und die Liebe zu Christel ist in Mitleid und trübe Reflexion über die Pflicht gegen sie verwandelt. Die kurzen Fragmente aus Friedrichs Tagebuch, nebst den Nachträgen von fremder Hand, in denen wir dies, so wie das Folgende lesen, streben gleichsam mit dramatischer Eile zu dem tragischen Ausgang hin. Aber fast scheint es, als habe sich der Darsteller hierin übereilt. Friedrich ist entschlossen, seine Pflicht zu erfüllen; aber die erste Geliebte soll bei der Hochzeit seyn! er muß diesen Wunsch selbst scheinbar ruhig und leidenschaftslos vortragen. Die Pachterfamilie erscheint auch zur Hochzeit; aber die Pächterin, des unglücklich gewordenen Bernhards Schwester, flucht dem Tage und schlägt den grellsten Mißton unter den Versammelten bei Tische an. Am folgenden Morgen steht Christel schon bereit, in ihrem Brautschmucke zum Altar geführt zu werden. Dem Bräutigam schaudert vor der Handlung, der Verlobungsring fehlt; Schwindel ergreift ihn, als die einst Geliebte zu seinem Hochzeitfeste eintritt. Er wankt betäubt in sein Zimmer. Bald hört man, er hat in diesem Zustande Gift genommen. Christel, die ein leidenschaftlicher Zustand, seitdem sie in der Stadt war, nicht verlassen, wird durch den jähen Schreck getödtet. Friedrich, dem der Arzt Rettung verspricht, erkennt seinen tiefen Verfall, empfindet aber auch die freudige Gewißheit, daß es ihm gelingen werde, sich emporzuarbeiten. Er nimmt seinen Freunden das Versprechen ab, seinem Aufenthalt nicht weiter nachzuforschen und ihn allein in die Welt ziehen zu lassen. Damit schließt die Erzählung, die sich aus dem Vorbericht und durch die folgenden Fragmente ergänzt. So wie in der letzten Hälfte der Geschichte manches nicht in dem Charakter und den Verhältnissen der Personen liegende Motiv zum raschen Schlusse führt, so finden wir auch die Gemüthsveränderung Friedrichs, welche doch wesentlich zum Ganzen gehört, in obigen Werken eigentlich nur genannt, nicht begründet und, wie sie wohl verdiente, geschildert, wie denn auch Christinens Zustand früherhin nur mit einigen Worten oberflächlich angedeutet war. Wir wollen aber lieber glauben, daß diese eilende Kürze Folge jener Einkleidung, als des Mangels an ausdauerndem Interesse des Verfs. für seinen Stoff gewesen. Von Einzelnheiten hat uns in dieser Erzählung die schöne und sinnige Erinnerung an Hamlet (S. 6—7), und die Annäherung und Erklärung zwischen Friedrich und dem Landmädchen, die ohne den gewöhnlichen Phrasenaufwand so sprechend ist, vorzüglich gefallen. Auch ist der Verf. an interessanten Reflexionen und Bildern, wie folgende, reich: „Das Nichts zu denken, ist dem Menschen unmöglich: er bevölkert die Leere. Ich hatte als Knabe eine Vorstellung, welche mir lange Zeit die Dämmerung und die Nacht erklären mußte. Zwei ungeheure Raupen saßen an den beiden Weltenden, und fingen gegen Abend an zu spinnen, bis sie den Himmel zugesponnen hatten, von dem nur noch einzelne kleine lichte Stellen, die Sterne, hervorsahen. Am andern Morgen kam eine schöne Frau und schnitt mit ihrer blanken Scheere das Gespinnst durch, welches als Reif oder Nebel niedersank.“

Die vermischten Gedanken, welche auf den, dem Inhalte nach zu schließen, ungeheuern Fensterscheiben Friedrichs gestanden haben sollen, schließen sich an den Roman an, indem sie uns Blicke in das Gemüth des Einsamen thun lassen. „Ich erschrecke vor meinem Innern, schreibt er unter andern treffend, und dadurch den Gemüthszustand vieler seiner Zeitgenossen schildernd, jetzt, da keine Leidenschaft mich über den Mangel täuscht, kein Polster mir untergelegt wird, empfinde ich ganz meine Armuth und Leerheit. Und dennoch habe ich einen unbezwinglichen Hang, die Thorheiten und das verkehrte Wesen Andrer zu betrachten und nach Gelegenheit zu verspotten.“ Auf diese Weise werden verschiedene Gegenstände der Zeit in diesem Fragmente mit gesundem Urtheil behandelt, z. B. die That Sands, in welcher der Eremit jene kleinliche Selbstbespiegelungslust ebenfalls wahrnimmt, an welcher er selbst mit seinen Zeitgenossen kränkelt (S. 87), und unsre neuere deutsche Bühne, über welche er in den alphabetisch-dramaturgischen Bemerkungen mit schlagendem Witze spricht.

Man lese z. B. was S. 93 von der Empörung des Theatergesindels berichtet wird. Hier heißt es: „In der neuesten Zeit hat sich der tiers-état förmlich auf den Fürstenstuhl gesetzt, und herrscht nach seiner plumpen Bauernweise. Weiß machen will er euch, er sey von altem, nordischen oder südlichen Stamme, nennt sich bald Basil, bald Alf, bald Yngurd, bald Hugo; glaubt's ihm nicht; es ist wahrhaftig immer das vorige Pack. Sie haben die Krone, wie König Claudius, gestohlen, und in ihren muffigen Schnappsack gesteckt. — (Shakspeares) Dortchen Lakenreißer machte alle Metamorphosen auch durch und ist zu hohen Ehren gelangt. Erst diente sie der Sonne und ließ sich beim keuschen Strahl des Mondes schwängern; dann verließ sie den Orden und braute — die gute Eulalia! Jetzt nennt sie sich, wie es ihr einfällt: Elvira, Brunhilde, Asla, Albana, Sappho — ich fühle mich aber stets versucht, aus dem Parterre ihr zuzurufen: I Dortchen! Dortchen! alte Dörte!“ Glücklich ist der satyrische Einfall eines gemeinnützigen Schauspiels, die Gesetzfreude genannt (S. 96), in welchem durch ein besondres Verhängniß das Aufhebungsdecret früher als das Gesetz selbst im Steindruck erscheint. Auch sind die Artikel: malerische Schauspiele und Schicksalsspiele (S. 99 u. 101) nicht zu übersehen. Von den größern Satyren, welche der ersten Fensterscheibe gleichsam als Anhang beigegeben sind, hat uns das Avertissement von einer kürzlich erfundenen hölzernen Gesellschaft (S. 103 u. ff.) am meisten gefallen. Weit mehr Anstrengung enthält die Leichenrede auf den Satyriker Mücke, in dem trostlosen Bierclubb gehalten; und gar gesucht erscheint uns

Digitized by Google

der Humor in den Morgenbetrachtungen über den Hundeschwanz, in welchen auch zwei Seiten weißes Papier vorkommen, die des Lesers Phantasie nach Belieben ausfüllen soll. Den Cynismus verziehe man eher, weil es bedenklich ist, wenn die Laune eines neuauftretenden Schriftstellers gleich von vorn herein sich mit den Zahmen verträgt; aber das lange Festhalten und Auspressen eines Einfalls der Art führt zum Widrigen. Wie sich das sogenannte Abendlied des alten Wächters an der Lützner Schlachtsäule unter die Satyren verlaufen hat, ist kaum zu begreifen. Es ist eine Ode in ungebundner Rede und athmet einen poetischen Geist, wenn es sich auch nicht ganz gleich im Tone bleibt. In den vermischten Gedanken, welche den Inhalt der zweiten Fensterscheibe bilden, hört die polemische Richtung auf; alle deuten vielmehr auf die Rückkehr zur Ruhe durch gründliche Reue und Hinwendung der Seele auf das allein Beruhigende. Schön und sinnvoll sind in dieser Hinsicht die Gedanken über Augustins Bekenntnisse und über die Unsterblichkeit der Seele (138). Doch finden sich auch einige schiefe Reflexionen, z. B. die, daß der Glaube immer die Liebe, oder die Erkenntniß nicht immer das Wollen erzeuge; — daß das Christenthum gewiß aus der Welt verschwinden werde. Woher weiß dies der Eremit?

Das alte Volkslied von der Commandantentochter zu Großwardein, die an ihrem Hochzeittage verschwand und lange Jahre bei Gott war, bis sie zurückkehrte, um zu sterben, bemächtigt sich des Eremiten. Darauf bezieht sich das skizzirte Drama: die Verschollene (S. 142 u. ff.). Der Stoff ist doch ein wenig allzu leichtsinnig von dem Verf. behandelt; die Nebenscenen, in welchen der Knappe, der Thürmer und der Voigt vorkommen, nehmen den meisten Raum ein, und die Hauptsituationen, — besonders die, in welcher Therese wieder erscheint, sind trocken und dürftig behandelt. Die, ebenfalls in ungebundner Rede hinströmenden Herzensergießungen des Eremiten, welche unter der unangemessenen Rubrik: Hymnen, den Schluß des Buches ausmachen, sind unleugbare Beweise des hohen lyrischen Talents des Verfs. Sie schildern in eindringenden Tönen, wie sich das Leid eines gestörten Gemüthes durch Reue und Entsagung verklärt, und in Einklang mit dem Höchsten auflöst. So stehen, ungeachtet der fragmentarischen Form, die verschiedenen Theile dieses Buchs durch die größere oder geringere Beziehung auf Friedrichs Charakter und Schicksale in Verbindung. Die große Fehlerhaftigkeit der Interpunction, veranlaßt uns, den Verf. an größere Sorgfalt in der Form zu erinnern.

102.

---

## Vier noch nicht gedruckte Gedichte von Schiller.

Nachfolgende vier Gedichte schrieb Schiller während seines Aufenthaltes in Dresden. So viel mir bewußt, stehen sie in keiner Sammlung seiner Gedichte. Nr. 1. ist ein förmliches Gelegenheitsgedicht — den übrigen liegen Veranlassungen zum Grunde, über welche wohl der Hr. Geheime-Regierungsrath Dr. Körner in Berlin, auf dessen Weinberge bei Dresden Schiller einst wohnte, die beste Auskunft geben könnte.

Feierlich empfangen wie die Sonne
Mit der Freude herzlichem Gesang,
Wo des jungen Lebens Frühlingswonne
Einst auf Deine Wiege niedersank;

Sieh! wir bringen mit gerührtem Herzen
Dir, o Vater! diese Blumen dar.
Winde, Vater! unter frohen Scherzen
Sie Dir lächelnd in das Silberhaar!

Denn der Gute, der des Schönen Pflanze
Früh schon in dem reinen Busen nährt,
Welcher nach der Tugend heil'gem Kranze
Ringt — er ist der Freudenthräne werth. —

Schaue nur das kindliche Entzücken,
Das in unsern Augen schöner strahlt!
Sieh, wie Lustgefühl in aller Blicken
Sich mit hellern Zauberfarben malt!

Viel der Jahre sahst Du nun entstehn,
Siebzigmal erblühte Dir die Flur,
Und Du sahst sie wiederum verblühn,
Und Du standst ein Liebling der Natur;

Denn wer gern den Menschen, seinen Brüdern,
Freuden aus des Herzens Fülle gibt,
Er lebt in des Dankes heil'gen Liedern,
Und er ist von seinem Gott geliebt.

Und so mög' in diesem Götterbilde
Lange noch Dein schönes Leben blühn!
In der Schöpfung blühendem Gefilde
Möge Dich der Freude Strahl umglühn!

Freude, die Du uns so oft gegeben,
Steige jugendlich auf Dich herab,
Und so lächle, Vater! Dir das Leben,
Und so lächle Du dem dunkeln Grab! —

---

### Andenken an Seifersdorf. *)

#### Sonett.

Es will Erinnerung mich liebend schmücken,
Süß träumend wall' ich noch im schönen Thale,
Das Leben blüht verklärt im Ideale,
Und geist'ge Melodien mich erquicken.

Der Vöglein süße Lieder mich entzücken,
Die Pappeln weh'n im farb'gen Frühlingsstrahle;
So schwelgt der Geist im üpp'gen Freudenmahle,
Und Alles möcht' er glühend an sich drücken.

Und wie ich der Musik der klaren Welle,
Vom zärtlichen Gemüth bezwungen, lausche,
Berührt Petrarca mich mit leisen Tönen:

„Erstanden ist die Königin der Schönen,
In Lied' und Wohllaut ich mich nun berausche,
Und sanfter rieselt hier Vauclüsens Quelle."

---

*) Ein, durch herrliche Anlagen verschönertes Thal, drei Stunden von Dresden, der gräflichen Brühl'schen Familie gehörig, bei welcher Schiller oft einsprach.

## Der verlorne Abend.

### Sonett.

Der Himmel deckt mit brausendem Ergusse,
Und Nacht umhüllt des Abends heitre Schöne.
Du, die ich stolz mit zarten Liedern kröne,
Ach! du entfliehst dem leisen Liebesgruße.

Ein stilles Glück begegnet meinem Fuße,
Und spielt im Tanze deiner weichen Töne;
Doch treulos hat Anadyomene
Mir Trauer jetzt geschenkt im Ueberflusse.

Mein Leid will ich der Lieblichen vertrauen;
Sie ahnet die Magie der süßen Lieder,
Die Tag und Nacht melodisch mich geleitet —

Ein schön'rer Hesper sinkt auf schön're Auen,
Dann schau' ich mit geheimnißvollem Triebe
Den Geist, der leuchtend durch das Dunkel schreitet.

---

## Gesang der Heloise und ihrer Nonnen am Grabe Abälards.

### Chor.

Ruhen mög' er von den Schmerzen,
Von der Liebe Qual im Herzen!
Nach der Sel'gen Kleinod hat
Er gerungen,
Und gedrungen
Ist er in die Gottesstadt.

In der dumpfen Grabeszelle
Strahlt dem Frommen Sternenhelle.
Leuchtend, wie des Himmels Glanz,
Wird er stehen,
Wenn er sehen
Wird den Herrn im Sternenkranz.

### Heloise.

Heil, gekrönter Sieger! Freude,
Bräutigam im Friedkleide! —
Die mit tausend Thränen dein
Denkt in Demuth,
Wankt mit Wehmuth
Deine Wittw' in Nacht allein.

Den mir ewig nun Vermählten
Seh ich reiner, den erwählten
Zeugen ew'ger Himmelslust.
Sind befreite,
Nach dem Streite,
Nun der Tod die wunde Brust.

Matt mit Dir von schweren Kummern
Will mit Dir ich Müde schlummern,
Und in Sion gehen ein.
Löß das Kreuz mir!
Auf zum Licht führ'
Die beladne Seele mein!

Heil'ge, neigt euch den Gebeten,
Hilf mir, Paraklet, in Nöthen:
Hörst Du? — Selig jubelnd hallt
Lustgetöne,
Und die schöne
Engelscither süß erschallt.

### Chor.

Ruhen mög' er von den Schmerzen,
Von der Liebe Qual im Herzen!
Nach der Sel'gen Kleinod hat
Er gerungen;
Und gedrungen
Ist er in die Himmelsstadt.



## Die Reise von Cairo nach Suez.

In Cairo, erzählt Burkhardt in seiner Reise nach Afrika, findet man immer Araber am Berge Sinai, mit denen man wegen der Reise dahin ein Abkommen treffen kann! Sonst hatten sie das Recht, alle Transporte zwischen Suez und Cairo allein zu begleiten. Jetzt theilen sie sich und die Unterthanen des Paschas von Aegypten darein. Gewöhnlich zahlt man für ein Kameel von Cairo bis Suez $1\frac{1}{2}$ — 2 Piaster. Der Weg wird in drei Tagen zurückgelegt. Auf einer Ebene findet man eine Menge versteinerter Baumstämme, von denen Burkhardt meint, sie rühren aus einer Zeit her, wo das Land cultivirter war; aus den Zeiten der Pharaonen, ehe Nochos den Canal graben ließ, der das rothe Meer mit dem Nil vereinte. Die Wüste von Suez enthält viele gute Weiden, aber Beduinenlager sieht man nicht, weil in der Nähe kein Stamm der Beduinen so mächtig ist, daß er den herumstreifenden Arabern die Spitze bieten könnte. Suez ist ein Haufen Ruinen. Einige Agenten, die die Waaren vom rothen Meere nach Cairo fördern, einige Krämer, die mit Lebensmitteln handeln, eine Besatzung des Pascha, aus 60 Reutern bestehend, machen ziemlich die ganze Bevölkerung. Jeden Monat geht eine Caravane von 5—600 Kameelen ab und wird von einigen Reutern bedeckt, die zwei kleine Kanonen bei sich führen. Der Pascha bekommt dafür von jeder Kameelladung 2—4 Piaster. Oefters werden sie aber doch ausgeplündert. Die Luft ist ungesund. Trinkbares Wasser muß zwei Stunden weit hergeholt werden und taugt doch wenig. Die Lebensmittel kommen aus Cairo. Europäer befanden sich, als Burkhardt da war, nicht darin, doch wurde ein englischer Agent erwartet, der zwischen Indien und Aegypten, dem Wunsche des Pascha gemäß, eine unmittelbare Verbindung anknüpfen sollte.

---

## Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint (ohne die Beilagen) täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle, und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf, nach Billigkeit, in einem Umkreise von 50—60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und halbjährlich berechnet.

---

Um den Ankauf der ältern Jahrgänge dieses Blattes zu erleichtern, sind die ersten drei Jahrg. oder sechs Bände des Lit. Wochenbl. (d. J. 1818, 19, 20) zusammen für 12 Thlr. und die Jahrg. 1821, 22 des Lit. Conversationsbl. auf 10 Thlr. herabgesetzt. (Beide Folgen „Wochenblatt" und „Conversationsblatt" zusammen genommen werden für 20 Thlr. erlassen.)

Leipzig den 1. Juli. F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 152.

2. Juli 1823.

**Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß.** Herausgegeben von dem Verfasser des (nächstens erscheinenden) Lebensabrisses Friedrich Ludwig Zacharias Werner's. Zwei Theile. Mit vier Steinabdrücken und Musik. Berlin, bei Dümmler. 1823.

Es ist nunmehr ein Jahr, daß die Nachricht vom Tode Hoffmann's *ganz Deutschland* in Trauer versetzte. Denn das *Vaterland* mußte stolz seyn auf einen Mann, der, *neben* einem schweren und musterhaft verwalteten Amte, Phantasiestücke in Callot's Manier zu dichten, Tonsetzer der Undina zu seyn und den Crayon, wie den Pinsel auf der Staffelei oder Mauer keck zu handhaben verstand. Inniger wird der Schmerz über seinen Verlust jedem Leser des vorliegenden Buches fühlbar werden, worin ein Freund dem Hingeschiedenen ein biographisches Denkmal setzt und uns sein Bild in Licht und Schatten mit solcher Treue und Wahrheit aufstellt, daß über H—'s Wesen und Charakter kein Zweifel zurückbleibt. Unwillkürlich möchte man in die Klagen Opheliens über Hamlet einstimmen, wenn man das rege, kräftige Leben des reich- und hochbegabten Mannes zuletzt seinen Strom über Klippen dem dunkeln Abgrunde entgegenstürzen und von diesem verschlingen sieht; wenn man diesen unerschöpflichen Humor, diese unermüdliche Phantasie die Fäden zum Todesgespinnste des eigenen Dichters weben; wenn man den Genius selbst das Lebensöl verschwenderisch ausströmen sieht, und diese seltene Individualität überhaupt nun aufsuchen muß im Reiche der Schatten, in der Heimath der Geister, deren Gebilde herabzubeschwören, ihm noch lange bestimmt schien. Wer freilich, wie H., soviel im Leben genossen und geleistet, der, sollte man meinen, hätte genug gelebt; wer aber, wie wir glauben, noch zu höherer Vollendung im Leben selbst berufen war, dessen früher Hintritt muß, zumal bei so ausgedehntem Wirkungskreise, aufrichtig beklagt werden. Wir sind nämlich überzeugt, daß H. als Mensch, wie als Dichter, wenn er noch einige Jahre gelebt und die geistige Krise, in der er sich offenbar befand, glücklich überstanden hätte, gewiß zu derjenigen ethischen und poetischen Gediegenheit und Reinheit durchgedrungen wäre, die seinem Wesen noch abging. Doch — wenden wir uns nun zu dem Buche selbst.

In diesem spricht bald Hoffmann selbst (aus Briefen, Tagebüchern rc.), bald der Herausgeber. In Königsberg in Preußen am 24sten Januar 1776 geboren, erscheint uns H. schon früh mit der Geistesregsamkeit und Beweglichkeit, die ihn späterhin so auszeichneten. Er betritt die juristische Laufbahn, kommt nach Glogau, Berlin, Posen, Plozk, Warschau, nicht ohne an jedem Orte Herbes und Günstiges zu erfahren, bis er zuletzt bei der Invasion der Franzosen in Warschau amtlos wird. Im zweiten Theil finden wir ihn in Berlin, ein Unterkommen suchend, welches er endlich vermittelst des Reichsanzeigers in Bamberg als Musikdirector des Theaters erhält. Nachdem er hier von 1808 — 1813 in komischen und ernsten, aufregenden und beugenden Lagen und im Verkehr mit den interessantesten Menschen gelebt, wird er, für immer nun, wie es schien, den Musen der gaya ciencia gewonnen, Musikdirector der Secondaschen Truppe. Hierauf abwechselnd in Leipzig und Dresden, erlebt er unter mancherlei Schicksalen am letzten Orte alle Schrecknisse des Krieges, bis ihn endlich die Wiedergeburt des preußischen Staats und die Verwendung edler Freunde in die alte Bahn zurück und als Rath an das Kammergericht in Berlin versetzen. Hier nun, in juristischer, dichterischer und bacchischer Thätigkeit das Lebenscapital in den raschesten Umschwung setzend, zerschnitt am 25sten Juni 1822 die Parze den Faden, den eigene Schuld schon lange mürbe und brüchig gemacht hatte.

Wie aber dieses Leben, in allen Verhältnissen sich eigenthümlich gestaltend, sein lustig-ernstes Wesen den dürren Sandflächen der Gemeinheit und Alltäglichkeit vorbeitrieb, wie es, von den Musen angelächelt, Phantasus und Momus und ihrem Gefolge umschwärmt, von listigen Satyrisken geneckt und endlich von einem heimlich lauernden Dämon dem Untergange zugetrieben wurde, das möge jeder aus dem Buche selbst lernen, welches eine Fülle der schätzbarsten Documente über H. in sich schließt. Innigen Dank wird gewiß jeder Leser mit uns, davon sind wir überzeugt, dem wackern Herausgeber darbringen, der sich zwar nicht genannt hat, aber unter den im Buche oft namhaft gemachten Freunden H—'s unschwer sich errathen läßt. Das, was er zum Denkmal für den Verstorbenen aus eigenen Mitteln hinzugefügt, ist so gediegen und trefflich, so aus der Tiefe geschöpft, so klar psychologisch entwickelt, so kräf-

tig, lebensvoll und grandios-einfach dargestellt, kurz, verbürgt einen so edeln Sinn und einen so reichen, durch Wissenschaft, Kunst und Leben gebildeten Geist, daß man einer Seits H. zu einem solchen Freunde und Parentator Glück wünschen, andrer Seits dem allzubescheidenen Mann ein herzliches Willkommen am Parnasse zurufen muß. Mit Sehnsucht erwarten wir seine Arbeit über den andern, nicht minder interessanten Königsberger, über den berühmten Z. Werner. —

Aus dem Nachlasse H—'s ist unter andern eine Erzählung mitgetheilt: des Vetters Eckfenster, die, in der letzten Lebenszeit gedichtet und seinen traurigen Körperzustand, dabei aber seine unverwüstliche Geistesheiterkeit vergegenwärtigend, das höchste Interesse einflößt. Außerdem enthält ein Anhang schätzbare Beiträge zur Beurtheilung H—'s als Dichter von Willibald Alexis, als Musiker von A. B. Marx und einen Aufsatz von K. M. v. Weber über H., namentlich über dessen Undina, damit, nach den Worten des Herausgebers, wie Jean Paul dem Dichter die Taufrede hielt, es auch nicht an einem hochgefeierten Munde fehle, den Musiker mit der Parentation zu ehren.— Das beigefügte sprechend ähnliche von ihm selbst gezeichnete Bild H—'s, einige andere Handzeichnungen (ex ungue leonem!), das Facsimile seiner Handschrift und die Musikbeilagen wird jeder als theure Reliquien hinnehmen und für ihre Mittheilung dankbar seyn.

Uebrigens ist das Aeußere des Werkes anständig; wenn wir aber auch nicht so grausam seyn wollen, dem Herausgeber die leider! so zahlreichen Druckfehler zuzurechnen, so können wir ihn doch nicht von zu großer Freigebigkeit in der Interpunction lossprechen.

81.

---

## Theateransichten, mit Beziehung auf den neuern Theaterartikel der Dresdner Abendzeitung.

### Sechster und letzter Artikel.

(Nr. V. siehe in Nr. 106.)

Jener Widerspruch, jene Doppelheit in Wallensteins Handeln, die selten als bewußte Entzweiung mit dem eignen Wesen erscheint, vielmehr einem Selbstbetrug gleicht, der sich dem Helden verbirgt, tritt in dem Verhältniß zur Gräfin Terzky vornehmlich an den Tag und setzt sich fort durch alle Beziehungen, welche der Feldherr zu vielen andern Personen behauptet; sie leuchtet hervor aus allen Situationen des Drama Schiller's, ganz vorzüglich aus Wallensteins Stellung zum Kaiser. Aber fast des Helden Herz ergreifend, fast ihn mit sich selbst entzweiend, wird dieser Zug seines Wesens da, wo sich der Feldherr mit Max Piccolomini begegnet. Der Jüngling ist eigentlich die Liebe des Friedländers, und auch diese Liebe steht mit sich im Kampf, oder vielmehr sie ist mit einem Element von Unwahrheit, von Halbheit versetzt. Max besitzt das Herz Wallensteins. Alles wahrhaft Gute, Edle, Menschliche, alles Reine, was weder Ehrgeiz, noch schwärmerische Erhebung im Helden hervorgebracht hat, sondern ihm als das Bessere bei der Geburt mitgegeben war, regt sich wieder und wird laut, wenn jener junge Krieger ihm naht. In jener unbewußten Stille des Gemüths, die den Menschen, weil sie ihn mit sich selbst versöhnt, auch gut macht, ist Wallenstein, vielleicht ohne daß es ihm klar geworden, von dem Gedanken bemeistert gewesen, daß Max der Mann sey, der allein würdig wäre, seine Tochter zu besitzen. Sogar die Ueberraschung, mit welcher er die Mittheilung der Gräfin Terzky darüber aufnimmt, bestätigt das. Diese Stelle der Tragödie ist schön, wahr und prägt sich tief ein. In einer unbewußten Annahme des Gefühls, Max müsse Thekla lieben, hat der Held sich nie dies Verhältniß klar gemacht; er ist verwundert, als die Gräfin ihm die Entdeckung davon mittheilt; und sie, die auf das Aeußere überall wohl zu achten versteht, aber keine Augen für das Innere besitzt, nennt den begeistert trunknen Helden blind, daß er nicht gesehen habe, was sie kaum für nöthig hält, ihm erst sagen zu dürfen. Im Wallenstein hat aber jenes innere Auge gewaltet, das um so weniger von der äußern Erscheinung da siehet, wo dem Menschen ein inneres Gefühl prophetisch das ganze Wesen beseelt. In solchem Grade wohlthuend ist dem Wallenstein dies Doppelverhältniß zum Max, daß er meint, nie würde er ihm die Tochter zugestehen können, und doch sich der Liebe, der Begeisterung des Jünglings für sie freuen darf. Aber so doppelt, wie gegen Schweden, so doppelt, wie gegen den Kaiser, handelt er auch gegen seinen Jüngling in den entscheidenden Momenten. Keine Bühne besitzt unter allen ihren Zierden an tragischen Werken eine so einzige Scene, wie die, wo Wallenstein sich den Max Piccolomini erhalten möchte. In einer Kürze, die Schiller nicht immer eigen war, enthält dieser Auftritt eine Fülle von Beziehungen, in die sich zu vertiefen, ein wahres Entzücken gewährt. Es ist das Höchste aller Doppelheit und aller Wahrheit in Wallensteins Charakter, was hier sich entfaltet. Des Feldherrn wahrstes Gefühl spricht zum Max, indem jener diesen bittet, zu bleiben. Wallenstein fühlt, den Jüngling verlieren, heißt alle Freude des Lebens verlieren. Und hätte es auch nicht mehr, denn die Versicherung der Tochter gekostet, um sich den Liebling, um sich alle Hoffnung und Freude des Lebens zu erhalten, Wallenstein würde sich schwerlich entschieden haben. Denn auch das ist, wie Schiller es nahm und es zu nehmen befugt war, groß in seiner Tragödie, daß der Held, der überall selbstständig zu handeln, der die halbe Welt zu beherrschen vermeint, jedes Mal durch Andre, oft durch Zufälle bestimmt wird. Wallenstein redet nur zu seinem Liebling, nur zum Helden; der Tochter gedenkt er mit keinem Wort, und doch ist es, als müsse sein Herz auch ihrer eingedenk seyn. Daß der Zuschauer fühlt, dieser Punct dürfe nicht zur Sprache kommen, könne keinen beglückten Ausweg öffnen, verhöhnt, trotz der hier eintretenden Mißstände, die reiche Bedeutsamkeit, die unendliche Vielseitigkeit der Situation. Die höchste Qual, die tiefsten Süßigkeiten aller der Dissonanzen, aus denen die Tragödie Wallenstein zusammengesetzt ist, haben hier den Gipfel erreicht. Wie schade, daß es entweder nicht möglich, oder daß Schiller nicht Meister genug war, das Reflectirte, das Gezwungne, das Absichtsvolle, oft Gewaltsame des Eintritts der Episode von Thekla und Max inniger mit dem Ganzen zu verschmelzen; daß er nicht ungezwungner, nicht auf eine Weise, bei der wir jene Figuren innerlich erwarten, äußerlich aber ihr Erscheinen uns doch frappirt, überall sie einzuführen vermochte, und daß er nicht einige Gewaltsamkeiten, welche ihren Eintritt vermittelten, und durch welche das Erscheinen derselben mit den Haaren herbeigezogen scheint, vermeiden konnte.

Aber wir müssen aufhören, die Endlosigkeit einzelner Züge, Situationen und Beziehungen zu verfolgen, welche den böhmischen Krieger in jenen fortwährenden Widerspruch mit sich darstellen, von welchem jene Sonderbarkeit im Verhältniß zur Gräfin Terzky, welche Tieck gerügt hat, nur ein einzelner Zug ist. Es würde ein eignes Werkchen bilden, Scene für Scene, Zug um Zug, jenes Abweichen Wallensteins von sich selbst zu verfolgen. Wir wollen daher nur zu demjenigen über-

Digitized by Google

gen, was sowohl für dramatische Kunst, wie für das Wesen des Drama selbst, wenn es tiefsinniger betrachtet wird, aus jenen einzelnen Wahrnehmungen und Andeutungen sich ergibt.

Nicht blos die Tragödie Wallenstein, alle Dramen Schillers beruhen auf der von uns erwogenen Dissonanz, die als subjectiver und als objectiver Widerspruch erscheint. Schiller sinnt recht darauf, sie im Ganzen und im Einzelnen als Form der Antithese uns vorzustellen. Nur können die kritischen Betrachter dieser Eigenthümlichkeit in ihrer Ansicht und in ihren Urtheilen aus einander gehen, sobald die Rede von Wallenstein ist. Diejenigen dürften vielleicht nicht Unrecht haben, welche behaupten, Schillers, auf jene Weltansicht hinstrebende oder ihr entsprechende Subjectivität habe beim Dichten der Tragödie Wallenstein vorgeherrscht; sie habe sich in diesem Drama am schärfsten, am vollkommensten, am reichhaltigsten ausgesprochen, auch am meisten verklärt. Kurz, es wird möglich, aus Schillers Eigenthümlichkeit die Auffassung seines Helden aus dem im Hintergrunde liegenden Kriege und Weltzustande zu erklären. Andre dagegen dürften, wie wir gethan, die Vermuthung wagen, Schiller habe die objective Eigenthümlichkeit des dreißigjährigen Krieges, das eigentlich Bezeichnende seines Charakters aufgefaßt in jener früher erörterten Doppelheit, und beides, Charakter und Schicksal der Kriegesbewegung, habe er wollen sich abspiegeln lassen im Charakter und Schicksal des Haupthelden. Es fragt sich nun, ob diese Meinungen sich widersprechen? ob sie unverträglich mit einander sind? — Schwerlich. Vielleicht begegnete sich vielmehr Schillers Subjectivität niemals glücklicher mit einem objectiven Ereigniß von entsprechender Natur, wie eben in Auffassung des dreißigjährigen Krieges; einer Begebenheit, welche die Vorstellungen von Freiheit und Nothwendigkeit, von Unterwerfung und Erhebung, von Fortschritt und beharrlicher Ausdauer im Glauben, kurz, fast aller Gegensätze, deren der Mensch und die Welt fähig scheint, in eine allgemeine Gährung setzte, die bis in die untergeordneten Verhältnisse hineindrang.

Aber selbst nachdem die Vereinigung dieser beiden Behauptungen oder Ansichten zugegeben worden, zeigt sich noch eine dritte, als möglich. Es dürfte vielleicht sich die Behauptung wagen lassen, die in der erwähnten Dissonanz liegt, wenn auch nicht das Wesen des Drama, doch das Geheimniß des größten tragischen Effects.

Es hat eine eigne Bewandniß mit Schillers dramatischen Werken. Man nehme sie zur Hand, und ein jedes wird reichliche Ausbeute für Rügen darbieten, die nicht nur gegründet sind, sondern oft Mangelhaftigkeiten, Widersprüche, Unbeholfenheiten, Uebereilungen und Unverstand enthüllen, worüber man erstaunen muß; denn untergeordnete Geister haben dem Urtheil keine dergleichen zum Besten gegeben. Aber trotz dem ist gerade genievollen, selbstpoetischen Schauspielern Schiller vielleicht der wertheste Dichter. Auch dem Volk ist er lieb und theuer, wahrhaft bedeutungsvoll und eindrücklich geworden; nicht wie Kotzebue, der Liebling verderbter Müßiggänger, sondern derjenigen Classe ist Schiller werth, in welcher eine unbewußte Poesie noch nicht abgestorben. Sogar vielen der Gebildeten stehet er höher, wie Göthe. Es ist vielleicht nicht unrecht, den Grund hiervon in dem dissonirenden Charakter seiner Werke zu suchen. Jenes fortwährende Geistesringen zwischen und mit zweien Principien, welches in Schiller nie zur Ruhe gelangt; dieser Kampf von Reflexion und Gefühl; dieses Streben nach einem Versöhnungswege, der nimmermehr verfehlt, war gewiß ungemein anziehend für Menschen, in denen selbst jene Kräfte schon auseinander gegangen waren, die aber Beides in fortwährendem Kampf mit einander, und zwar in einem Kampf solcher Art sehen wollten, der an die höchsten Ideen, an die heiligsten Interessen hinanleitet und erinnert.

Aber nicht diese Menschen, noch ihr Bedürfniß und ihre Befriedigung meinen wir, sondern die epideiktische Darstellung, welche sich, wie von selbst, einem Dichter darbietet und darbieten muß, dessen Dichterseele durch jene Stimmung begeistert worden. Bei Schiller nämlich ist der entschiedenste Einfluß auf die Composition des Ganzen, auf die Erfassung der Charaktere und auf Anordnung des Ganzen, wie der einzelnen Scenen nicht zu verkennen. Man gehe alle seine Dramen durch. Jene ruhige, der Einfachheit, Wahrheit und Reinheit des epischen Gedichts sich annähernde Entfaltung, bei welcher eins aus dem andern, dem ewigen Werke der Dinge selbst entsprechend, sich entwickelt, ist ihm fremd. Er beginnt in der Regel mit einer Antithese, welche einen großen Zweiklang ankündigt. Doch selten gehet diese rein, ungetrübt und ruhig durch das Drama bis zum völligen Bruch oder bis zur Versöhnung durch, sondern seine Antithese fängt sogleich an, sich in tausend Nebenspaltungen zu brechen. Aber nicht blos beim Gegensatz in den Weltansichten und Ideen bleibt Schiller stehen; er scheint sogar für die Anordnung und Behandlung der einzelnen Scenen eine entsprechende Praktik sich gebildet zu haben. Wir wünschen, die Freunde der dramatischen Poesie aufmerksam zu machen auf diese Eigenthümlichkeit des beliebten dramatischen Dichters. Nicht leicht wird man in den Schillerschen Dramen eine Scene von nur einiger Bedeutung finden, welche nicht einem, fast überall gleichmäßigen Zuschnitt entspräche. Das Ganze des Drama geht von einem feindlichen Verhältniß aus, welches mehr Doppelheit, wie Collision, genannt zu werden verdient. Aber auch in den einzelnen Scenen klingt das wieder, dergestalt nämlich, daß nun jedem untergeordneten Vorgang, jeder Situation, jedem Fortrücken der Handlung die Zugabe einer sich bildenden verwandten Feindseligkeit und Dissonanz mitgetheilt wird. Oftmals fangen die Auftritte in diesem Geiste an; dann neigt sich das Verhältniß zum Austrag, zur Versöhnung. Ein Hoffnungsschimmer des Friedens breitet sich über das Verhältniß aus; aber mit einem Male wird eine neue Saite, bald vorher schon vorbereitet, bald aber auch völlig unvorbereitet, angeschlagen, die neue Zerrüttungen ahnen läßt. Das setzt allemal den Zuschauer in Spannung und beängstigt den Schauspieler. Nicht nur wird jede Scene selbst dem Darsteller ein eignes kleines Drama, das ihm erlaubt, alle mimischen Mittel und Kräfte zu benutzen, sondern es gibt ihm auch Gelegenheit, sich fortwährend bewegt und unruhig zu zeigen, in fortwährender mimischer Thätigkeit zu bleiben. Das nun ist, was gegenwärtig die Schauspieler suchen, und die Zuschauer zu sehen wünschen. Das ist es, was jenem ruhigen, gemessenen Vortrag den Rang abgewinnen muß, welcher dort sich an seinem Platz befindet, wo weniger, wie in der drastischen Anordnung der Situation und des Ganges der Handlung bei einzelnen Scenen, der Werth im innern Gehalt der Charaktere des Vorganges, der Gesinnungen, des Vortrages und der Weltansicht beruht.

Das Gesagte findet auf alle dramatische Werke Schillers Anwendung, vornämlich aber auf Maria Stuart und Wallenstein. In beiden Werken sucht der Dichter absichtlich den schneidenden Zweiklang, und in dem ersten Trauerspiel minder löblich, wie in dem letzten. Maria Stuart endet mit einer Trennung unter den sich gänzlich von einander entfernenden Hauptpersonen, die jeden vereinsamt. Mag hier nun, was wir nicht leugnen wollen, ein Entsprechendes zum Geschichtlichen wiederklingen, — denn Elisabeths lichte Tage trugen das Gepräge einer schweren, wiewohl durch andre Ereignisse vermittelten Vereinsamung — so gibt uns in dieser Beziehung Wallenstein doch den geschichtlichen Charakter reiner, befriedigender, auch sogar wahrer wieder. In dieser Tragödie sehen wir denjenigen Geist, dem die neue Zeitrichtung den Krieg ankündigte, der sie zerstören und der sich erhalten wollte, allerdings sich erhalten, aber wie Tieck auch bemerkt: geringe Regsamkeit,

Digitized by Google

ein schwaches Leben ist ihm gewährt; wir möchten sagen, es war ihm eben nur Zeit zum Vegetiren vergönnt; er durfte aber nur fortvegetiren, nicht sich verjüngen. Und so schließt unsre Tragödie Wallenstein, wenn wir — was bei Betrachtung der Werke Schillers erlaubt ist — ein wenig allegorisiren, fast wie der dreißigjährige Krieg selbst. Treue, Glaube, Liebe, in ihrer wahrhaftigen Kraft, gehen in dem einzigen Anhänger des österreichischen Hauses von unverfälschter Treue, gehen in Max Piccolomini unter; er schont sich selbst nicht; er schlägt Leben und Liebe, um seiner heiligen Pflicht als Kaiserlicher treu zu bleiben, in die Schanze. Durch Wallensteins Tod wird aber das Attentat des verderblichen Krieges beseitigt. Octavio aber, der Verfechter der kaiserlichen Interessen, hat in dem hohlen Fürstenrang einen kläglichen Erwerb zum Lohn davon getragen.

Es ziert die Tragödie Wallenstein so ungemein Schönes, Großes und ganz Einziges, daß man bedauern muß, alles das nicht in jener Reinheit zu besitzen, welche zum Genuß des vollkommen Schönen führen muß. Aber vielleicht gelingt es noch dereinst einem Dichter, mit Beibehaltung und Anerkennung des Rechten und Trefflichen, was von Schiller ausging, was ihm gehört, jenem Drama den Guß der letzten Vollkommenheit zu leihen. Es wäre das wohl der Mühe werth, und Deutschland besäße dann eine Tragödie, deren die Nation sich nicht genugsam freuen könnte.

Es ist unsre Absicht, die obigen Mittheilungen noch weiter zu benutzen, nämlich über den Charakter der dissonirenden Weltansicht Schillers Einiges mitzutheilen, und dann die Betrachtungen über Göthes Drama und Weltansicht durch Vergleichung hiermit zu erweitern und zu bereichern. Aber weil wir auch die Mimik nicht vernachlässigen möchten, wollen wir mit einigen Worten über die Theaterdarstellung der Charaktere des Wallenstein und Octavio Piccolomini schließen.

Als Wallenstein sahen wir Fleck und Eßlair. Ohne uns über die Vollkommenheit auszulassen, wie jeder seine Auffassung durchführte, können wir über die Auffassung selbst Folgendes mittheilen, als belehrend für die von uns mitgetheilte Ansicht im Allgemeinen.

Gerade wie Wallenstein in unsern Betrachtungen uns von zweien, sich fast widersprechenden Seiten erschienen ist, als praktischer, besonnener, alles beachtender Feldherr, und als in Wahn und Sinnen verlorner Schwärmer, so haben wir ihn auch mimisch nach dieser Doppelheit zwiefach dargestellt gesehen. Fleck hob die zauberische Allgewalt seiner trunknen Begeisterung hervor. Mit schwärmendem Auge, träumerisch verloren bald in die lichte Welt der Gestirne, bald in die Nacht eines dunkeln Wahnglaubens, schwelgend im Taumel des Ehrgeizes und der errungnen Größe, mit Zügen, das Gefühl der überall erstorbnen, nur in seiner Seele noch lebenden Heldenkraft und Begeisterung, mit jedem Ton der Stimme, jeder Bewegung seiner Glieder trinkend, war dieser Mann bewunderswürdig dadurch, wie herrlich er die Darstellung der Feldherrngröße und jenes wahnvolle Wesen verschmolz. Es war, als würde Wallenstein erst dadurch zu etwas Ungemeinem, zu einem wahren Heros, daß er, ganz Begeisterung, ganz überirdisch, mit der Kraft eines Gottes, auch im Alltäglichen, wenn es das Bedürfniß der ihm untergeordneten Personen gilt, ihnen überlegen erschien. Wenn man diesen Schauspieler sah, so fühlte man einen wundervollen, geheimnißreichen, unbegreiflichen Geist wehen, und sich über alles ausgießen, was mit ihm auf der Bühne stand. Es war, als zöge er magnetisch alle seine Umgebungen, Krieger und Freunde, an sein Wesen an, als ständen wir vor einer, alles unterwerfenden Zauberkraft, deren Vermögen im Ermatten begriffen ist, die zurückkehrt in die Schattenwelt, aus der sie hervortrat, weil die Nüchternheit, die mit ihr kämpft, sie verjagt.

Eßlair ließ die großartige Feldherrngabe Wallensteins im Uebergewicht hervortreten. Er zeigte überall den General, dessen kräftiger, alles übersehender Besonnenheit wir wohl zutrauen, er sey der Mann, eine Armee zusammenzuhalten, zu lenken und alles mit ihr durchzusetzen. Man sah, wie sehr, um dieser Eigenschaften willen, dem Helden die Seinigen vertrauten, wie sie fühlten, im Felde, und sobald er sich nur erst zum Kriegesunternehmen entschlossen, vermöge er alles, dürften unbedingt sie ihm vertrauen. Aber seine Blindheit für so Manches, sein Hinaustreten in eine andre, ihnen völlig unbegreifliche Welt sey ihrem Wesen ein Räthsel.

Beides erscheint dem wahren Geist der Rolle, oder Schillers Auffassung des Helden entsprechend, und beide Schauspieler hatten Recht, jeder die Seite hervorzuheben, welche er obenanstellte: denn bei jeder entsprach sie den ihm angebornen Anlagen; und doch blieb jeder im Geist des Dichters.

Iffland, welcher liebte, in jedem Zuge, oft bis ins Kleinliche gehend, zu markiren, ja zu berechnen, wollte als Octavio vielleicht zu viel herausheben, und dies war eine schlimme Klippe. Schiller hat dem Schauspieler, der den Octavio spielen will, ein schweres Problem bereitet. Behutsamkeit, Klugheit, Gutmüthigkeit, Verstecktheit, natürliche Rührung, heldenartige Freundschaft, anhänglicher Sinn, dabei tüchtige Feldherrnanlage, das sind Eigenschaften, die dem Schauspieler etwas zu thun machen, wenn er sie alle darstellen will. Ifflands Erscheinen, sein Habitus im Ganzen machte einen guten Eindruck; nur der Fehler, daß er alles Einzelne zu sehr markiren wollte, hob die Wirkung davon nicht selten auf. Aus diesem Grunde ist Schauspielern, die nicht gerade eine überlegne Anlage zur Rolle des Octavio fühlen, der Rath zu geben, ja nicht zu sehr alle die Züge merklich andeuten zu wollen, welche Schiller in jenen Charakter gelegt hat. Es ist besser, sich in einer gewissen Allgemeinheit zu halten. Dadurch haben wir Einzelnes von untergeordneten Schauspielern glücklicher darstellen sehen, wie durch Iffland. Z. B. ist es uns mit dem letzten Auftreten in Wallensteins Tod so gegangen. Iffland, indem er das Fürstendiplom erhält, bestrebte sich zu sehr, einen innern Schmerz, eine unterdrückte Zerknirschung über die That, welche ihm diese Würde erworben, und den tiefern Verlust, den er am Sohn erlitten, auszudrücken. Geschieht dies weniger, zeigt der Schauspieler auf leichtre Weise, ganz im Allgemeinen, wie Weniges, wie Unwesentliches er mit der hohlen Fürstenwürde erhalten: dann stört die Betrachtung über sein Schicksal die Hauptempfindung, das Hinstarren des Zuschauers auf Wallensteins Fall weniger, und der Sinn des Dichters im Ganzen ist auch dadurch richtiger dargestellt, daß Octavios Lohn den spärlichen Gewinn, welchen Wallensteins Fall dem echten Leben des alten Kaiserhauses gebracht hat, wie in einer bildlichen Erscheinung vor unsern Augen vorüberführt.

31.

---

## Neue Entdeckung.

Dr. Brewster in Edinburg will in den Höhlen der Mineralien, namentlich des Chrysoberyls, eine Flüssigkeit gefunden haben, die einer dreißigmal größern Ausdehnung, als das Wasser, fähig seyn soll. Die bloße Wärme der Hand macht, daß, wenn die Flüssigkeit vorher nur einen leeren Raum wahrnehmen läßt, sie diesen alsdann gänzlich ausfüllt. Sie befindet sich an der Oberfläche dieser Höhlen und meist in der Nähe von wässeriger Flüssigkeit, mit der sie aber keine Verbindung eingeht. Könnte man sie in gehöriger Menge erhalten, so würde sie für Barometer und Thermometer benutzt werden mögen. Jetzt scheint indessen die Sache noch nicht so fest geglaubt werden zu dürfen.

Digitized by Google

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1823.

Nr. 11. Juli 1.

## Die Memoiren der Madame Campan.

### Dritter Artikel.

(Siehe den zweiten Artikel in Nr. 143.)

Die National-Versammlung decretirte in der Nacht vom 4. August (la nuit des dupes und la nuit des sacrifices nannten sie die verschiednen Parteien) das Aufhören aller Privilegien und Lehnsrechte. Was ihm selbst dadurch genommen wurde, z. B. seine Jagdrechte, sanctionirte der König, nicht aber die übrigen Beschlüsse; und diese Weigerung ward Eine der Hauptursachen zu den Auftritten vom 5. und 6. October. Schon im September wurde geflissentlich der Gedanke unter das Volk geworfen, daß man nach Versailles gehen, den König von seinen unheilbrütenden Rathgebern trennen, und ihn und den Dauphin im Louvre in Sicherheit bringen müsse; und im Stillen ward auch wirklich Alles zu diesem großen Schlage vorbereitet. Um sich gegen einen solchen gewaltsamen Entwurf zu sichern, war das Regiment Flandern nach Versailles gezogen worden; und um auch auf dieses desto fester rechnen zu können, kam man auf den unseligen Gedanken, dasselbe bei einem, im Schauspielsaale des Schlosses angestellten, großen Gastmahl mit den Gardes-du-Corps fraternisiren zu lassen. Man hatte dabei die Logen für die herbeiströmenden Zuschauer geöffnet, und auch der Königin gerathen, dort zu erscheinen, welche jedoch für sich und ihren Gemahl jede unmittelbare Theilnahme als unangemessen erklärte. Die Tafeln waren auf dem Theater geordnet, und abwechselnd saßen die Gäste von beiden Corps an denselben, während ein zahlreiches Orchester „O Richard, o mein König!“ spielte und von allen Seiten ein Minuten langes Vive le roi! ertönte. — Plötzlich auch traten herein — der König, die Königin und der Dauphin. Hr. v. Luxembourg hatte sie dennoch dazu vermocht. Ein allgemeiner Enthusiasmus empfing sie, und neue, auf ihre Lage Bezug habende Musikstücke wurden gespielt. Das Lebehochrufen, das Händeklatschen nahm kein Ende. Daß jedoch auch weiße Cocarden an die Hüte gesteckt worden, leugnet die Erzählerin, sondern meint, daß wohl nur einige junge Leute von der versailler National-Garde ihre dreifarbigen, auf der Rückseite weißen Cocarden umgekehrt haben möchten. (Aber war denn das viel besser?)

Auf das Gerücht dieser Vorgänge gerieth ganz Paris in Bewegung, und der Zug nach Versailles beschäftigte jemehr und mehr die Köpfe. Gleichwohl schien das königliche Paar durchaus nichts zu besorgen; keine Maßregeln der Vorsicht wurden genommen; ja, selbst noch am Abend des 5. Oct., als das Pöbelheer schon von Paris auf dem Wege war, befand sich der König bei Meudon auf der Jagd und die Königin auf einem einsamen Spaziergange in den Gärten von Trianon, die sie zum letzten Mal in ihrem Leben betrat. Hier, in einer Grotte ruhend und ihren kummervollen Betrachtungen hingegeben, empfing sie ein Billet vom Minister Grafen v. St. Priest, worin sie ersucht wurde, nach Versailles zurückzukehren, während der König gleichfalls von seiner Jagd abgerufen ward. Er kam auch ganz langsam angeritten, und fand bereits den Vortrab des pariser Heeres, aus einem zahlreichen Weiberhaufen bestehend, vor den Thoren von Versailles. Dieser Haufe auch nur zeigte sich zuerst vor dem Schlosse, dessen Gitterthore mit dahinter aufmarschirten Truppen gesperrt worden waren. La Fayette, der Anführer der pariser National-Garden, wider seinen Willen mit fortgerissen, glaubte dennoch, für seine Truppen einstehen zu können, und bat die königliche Familie, sich ruhig zu Bette zu begeben.

St. Priest hatte, auf das erste Gerücht vom Anmarsch der Pariser, Rambouillet zu einem Zufluchtsort für sie und den Hof einrichten lassen, und die Wagen waren bereits herausgeschoben, als einiges Rufen der Weiber von Vive le roi! den Gedanken an die Abreise wieder beseitigte; und die Garden erhielten Befehl, sich zurückzuziehen, wobei sie mit Steinwürfen und Flintenschüssen verfolgt wurden. Als der Lärm auf diese Weise wieder zunahm, wollte man von neuem flüchten, und wirklich standen noch einige Wagen angespannt. Allein ein Schauspieler vom Stadttheater hielt sie, von der Menge unterstützt, zurück, und der günstige Augenblick war verfehlt. Es war übrigens nicht zu verkennen, daß man es hauptsächlich auf die Königin abgesehen hatte. Die Poissarden, gleich höllischen Furien, waren mit weißen Vortüchern angethan und schrieen, sie wollten Marien Antoinettens Eingeweide darin forttragen, aus denen sie sich Cocarden zuschneiden wollten; und dies mit Zusätzen von so obscöner Art, daß sie keine Wiederholung gestatten.

Indeß suchte die Königin wirklich ihr Lager und entschlief, von den Anstrengungen des Tages ermattet. Sie hatte ihre beiden Kammerfrauen entlassen und ihnen ein Gleiches geboten. Diese aber fanden es gerathener, in dem Vorzimmer ihres Schlafgemachs wach zu bleiben. Nach vier Uhr Morgens vernahmen sie Tumult und einzelne fallende Schüsse. Eine von ihnen eilte, die Königin zu wecken; die andre nach vorne durch ein zweites Vorzimmer, das an den Garden-Saal stieß. Hier erblickte sie einen Garde-du-Corps, der sein Gewehr queer vor die Thüre gestreckt hielt, im Handgemenge mit einem Trupp, der blind auf ihn losschlug. Sein Angesicht blutete; er sprang zurück und rief: „Retten Sie die Königin! Man will ihr an's Leben!“ Die Kammerfrau (es war die Schwester der Fr. v. Campan) hatte die Besonnenheit, die Thüre hinter ihm zuzuschlagen, und hier sowohl, als im nächsten Zimmer, einen starken Riegel vorzuschieben. Der Königin schrie sie zu: „Schnell in die Kleider, und retten Sie sich zum Könige!“ Kaum vermochte die Erschrockne, die sich aus dem Bette warf, das Erstere auch nur nothdürftig. Beide Frauen eilten mit ihr durch ihr Toiletten-Cabinet nach dem Oeil-de-boeuf, wohin eine Thüre führte, die nur von dieser Seite verriegelt zu seyn pflegte; aber sie fanden sie auch von jenseits verschlossen! Nach wiederholtem Anpochen ward sie endlich von einem Kammerdiener des Königs geöffnet. Den König selbst fanden sie nicht in seinem Zimmer; denn in Sorge um das Leben seiner Gemahlin, hatt' er sich auf einem Umwege, der nicht durch jenen großen Saal führte, zu ihren Gemächern hinbegeben, aber nur die Gardes-du-Corps vorgefunden, die dahin geflüchtet waren. Er schickte sie nach dem Oeil-de-boeuf, wo auch die königlichen Kinder mit ihrer Gouvernante, der Frau v. Tourzel, sich zu ihm und der Königin fanden. Bis ins Schlafgemach der Letztern selbst waren die Mörder nicht vorgedrungen, da sie von der Bedienung derselben die unzweideutige Versicherung erhielten, daß sie dort nicht mehr zu finden sey. Dagegen stürzten sie sich nun gegen den Hauptsaal, in der Hoffnung, sie dort noch unterweges aufzufangen.

Endlich, im dringendsten Augenblick der Gefahr, kam es doch, durch die Besonnenheit und das Ehrgefühl mehrerer Officiere von den pariser Truppen zu einer friedlichen Verständigung mit den königlichen Garden. Die Letztern bequemten sich, statt der schwarzen Cocarde, die ihr Dienst mit sich brachte, die dreifarbige aufzustecken. (Und das hatte man, nach des Königs Vorgang, nicht schon längst gethan?!) Grenadiermützen und Gardehüte, so wie andre Montirungsstücke, wurden, zum Zeichen der Versöhnung, gegen einander umgetauscht; man umarmte, man küßte sich, und von allen Seiten rief es: „Hoch lebe der König, die Nation und die Gardes-du-Corps!" Rings um das Schloß her drängte sich die Menge, welche die Königin zu sehen verlangte. Sie erschien auf dem Balkon mit ihrer Tochter und dem Dauphin. „Kinder weg!" schrie es — entweder, um dieser Erscheinung das Rührende mehr zu entziehen, oder in der Hoffnung, daß irgend ein Tollkopf sein Gewehr auf sie losdrücken könnte: Sie selbst war ohne Zweifel von dieser letztern Idee ergriffen: denn sie ließ ihre Kinder zurücktreten, erhob Augen und Hände gen Himmel, und trat so gegen den Rand des Balkons, gleich einem Opfer, das sich dem Tode weiht.

Einige Stimmen riefen nun: „Nach Paris! Nach Paris!" und bald ward dies Geschrei allgemein; die Menge zeigte sich jeden Augenblick ungebändigter, und der König, welcher sich zuvor mit der National-Versammlung hatte berathen wollen (was aber Mirabeau verhinderte), sah sich genöthigt, zur Stelle Rath aus sich selbst zu nehmen. „Meine Kinder," sprach er zu dem Volke — „Ihr wollt, daß ich euch nach Paris folge, und das soll geschehen: doch unter der Bedingung, daß ich mich nie von meiner Familie trennen werde." Zugleich verlangte er Sicherheit für seine Garden. Das Volk schrie: „Es lebe der König! Es leben die Gardes-du-Corps!" — und die Garden wiederum, indem sie ihre Hüte, die neue Cocarden zeigend, emporschwenkten: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!"

Die Art und Weise des nun sofort erfolgenden, demüthigen Ab- und Einzugs in Paris ist bekannt genug. Die Fahrt ging so langsam, daß sie erst nach Verlauf von sechs Stunden dort — und zwar nicht sofort in den Tuilerien, sondern auf dem Hotel de ville anlangten. Hier bequemte sich der König zu einer kurzen Anrede an die Versammlung der Stadt-Repräsentanten, worin er sagte: Er komme jedes Mal mit Vergnügen und mit Vertrauen in die Mitte der Einwohner seiner guten Stadt Paris. Der Maire Bailly wiederholte ihnen diese Worte; vergaß aber die Worte „und mit Vertrauen;" woran ihn die Königin auf der Stelle und mit lauter Stimme erinnerte.

In den Tuilerien war nichts zu ihrer Aufnahme bereit. Seit langer Zeit waren die Gemächer Leuten vom Hofe eingeräumt worden, welche dieselben erst an diesem nämlichen Tage plötzlich hatten räumen müssen, und deren hinterlaßne Mobilien vom Hofe gekauft wurden. Erst später konnte das Nöthigste von Versailles herbeigeschafft werden. Am nächsten Morgen war die Terrasse unter den Fenstern der Königin von den nämlichen Weibern erfüllt, welche Tages vorher auf dem Zuge den Wagen der königlichen Familie umgeben und tausend Lästerungen gegen sie ausgestoßen hatten. Sie verlangten, die Königin zu sehen, und sie zeigte sich ihnen. Die Dreisteste nahm das Wort und gab ihr den Rath, von nun an alle böse Rathgeber von sich zu entfernen, und es mit den Einwohnern der guten Stadt auch gut zu meinen. Eine Andre richtete einige deutsche Worte an sie; die Königin versicherte: Sie sey eine zu gute Französin geworden, um noch etwas von ihrer Muttersprache zu verstehen. Das gab laute „Bravos!" mit Händeklatschen begleitet; und endlich kam es zu einer Art von Vergleich, wobei sie die Bänder und Blumen vom Hut der Königin forderten und unter sich vertheilten, bis sich zuletzt die barocke Scene mit einem Lebehoch! endigte, das wohl eine halbe Stunde anhielt.

Am nächsten Tage ersuchte die Stadt und die National-Garde durch Abgeordnete die Königin, daß es ihr gefallen möchte, im Schauspiel zu erscheinen, und durch ihre und des Königs Gegenwart zu beurkunden, daß sie mit Wohlgefallen in ihrer Hauptstadt residirten. Die Königin antwortete: Es werde ihr zum unendlichen Vergnügen gereichen, dieser Einladung zu folgen; nur bedürfe sie Zeit, um sich von den schmerzlichen Eindrücken dieser letztern Tage zu erholen, wo ihr Herz soviel gelitten habe. Wirklich aber zeigte sie sich erst nach der Annahme der Constitution im Jahre 1791 wieder in einem pariser Schauspiel. Dagegen richtete sich die königliche Familie auf einen wahrhaft häuslichen Fuß ein, und beschäftigte sich viel mit ihren Kindern. Der Dauphin gab durch seinen Geist und Herz die schönsten Hoffnungen. Als des Tages nach dem Eintritt in die Tuilerien in den Gärten einiger Volkslärm laut ward, warf er sich erschrocken in die Arme seiner Mutter und rief: „Ach Gott, ist es heute wieder wie gestern?" — und eben so naiv verlangte er bald darauf vom Könige, nachdem er ihn lange und nachdenklich angeblickt, zu wissen: Was er doch gethan habe, um das Volk so gar gegen sich in Zorn zu bringen? Der König hob ihn auf seine Kniee und gab ihm eine Erklärung, die zwar lang genug, aber schwerlich dazu geeignet war, dem Kindessinn jenen Scrupel zu lösen. — Nächstdem aber gab ihm auch seine Mutter die Weisung, sich gegen die Officiere der National-Garde und alle Pariser, die ihm nahe kämen, stets recht freundlich zu erzeigen. Das Kind begriff die Lection vollkommen; und wenn der Fall eintrat, flüsterte es ihr ins Ohr: „War es recht so?"

Bald darauf that die Herzogin von Luynes, auf Anregen eines Ausschusses von Constitutionellen und in eigner bester Meinung, der Königin den Vorschlag, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, um der Constitution Zeit zu lassen, sich auszubilden, ohne daß die Patrioten sie anklagen könnten, beim Könige nachtheilig darauf eingewirkt zu haben. Sie aber wies diesen Antrag von sich, weil sie nicht gesonnen sey, sich und ihr Schicksal jemals von ihrem Gemahl zu trennen. Zwei Mal wöchentlich speiste sie mit ihm, nach alter Weise, noch öffentlich, und empfing an diesen Tagen auch bei sich den Hof, vor der Messe. Auch erschien sie anfänglich noch zuweilen bei den Abendgesellschaften, welche die Prinzessin von Lamballe in ihrem Appartement im Schlosse gab, und wo die ganze feine Welt zusammenströmte. Doch überzeugte sie sich bald, daß zahlreiche Gesellschaften sich mit ihrer Lage nicht wohl vertrugen, blieb daher in ihrem Innern und unterhielt sich mit Tapisserie-Arbeit und Gespräch. Letzteres hatte freilich fast ausschließlich die Revolution zum Gegenstande.

Was noch vom Adel in Paris geblieben war, drängte sich unablässig um den König her, ihm den Hof zu machen. Die Frauen zeigten ihre Anhänglichkeit auch äußerlich durch übergroße Sträußer von Lilien an Brust und Kopfschmuck, oder auch wohl durch weiße Bandschleifen. Darüber gab es oft Lärm in den Schauspielen zwischen Parterre und Logen; so wie auch auf den Straßen Alles, was nicht die dreifarbige Cocarde trug, von den Schildwachen angehalten wurde, während die jungen Leute ein Verdienst darin suchten, dem Volkswillen hierin zu trotzen. Was für Schritte der Nachgiebigkeit nun auch der König, rücksichtlich der National-Versammlung, sich abgewinnen mochte, so diente doch dergleichen nur zu sehr dazu, seine Aufrichtigkeit verdächtig zu machen;

zumal wenn die Royalisten immerfort wiederholten, der König handle nicht frei, und daher sey Alles, was er jetzt thue, für die Zukunft null und nichtig. Selbst die es am aufrichtigsten mit ihm meinten, durften nicht mehr zur Vernunft und zu besonnenerm Rückhalt im Sprechen rathen. Man erörterte dergleichen Gegenstände an der Tafel und sonst überall in Gegenwart der Dienerschaft. Dieser unbesonnene Leichtsinn hat seiner Sache wenigstens eben so sehr geschadet, als alle List, Kühnheit und Beharrlichkeit der Gegenpartei.

Eben dieser Unverstand offenbarte sich nach der Hinrichtung des Marquis von Favras, welcher, nicht mit Unwahrscheinlichkeit, eine Gegen-Revolution im Einverständniß mit M..... versucht zu haben, beschuldigt wurde. Am nächsten Sonntag nachher leiteten es die Hofleute, dem königlichen Paare unbewußt, dazu ein, die Wittwe und den Sohn des Unglücklichen ihnen während der offnen Tafel vorzustellen, und waren durch keine Gegenvorstellungen davon zurückzubringen. Die Scene fiel so niedrig aus, als man sich denken kann, wenn man weiß, daß der schreckliche Santerre dabei hinter dem Stuhl der Königin stand. Sie selbst kam unmittelbar darauf in das Zimmer der Frau v. Campan, um sich über diesen thörigten Unbedacht der Hofpartei an ihrer Seite still auszuweinen. Sie fühlte sich dadurch nach beiden Seiten hin gleich sehr compromittirt, und mußte sich nun um so mehr begnügen, die Hinterbliebnen heimlich mit einigen Goldrollen zu unterstützen.

Im März 1791 hatte der Graf d'Inisdal, Deputirter der National-Versammlung, sich, an der Spitze einer Partei von Adligen, mit den Vorbereitungen zur Entführung des Königs so eifrig und so glücklich beschäftigt, daß der Plan nicht schien fehlschlagen zu können. Die Schloßwachen waren für eine bestimmte Nacht gewonnen und überall, bis zur Grenze hin, für Vorspannpferde von guten Royalisten gesorgt worden. Der König wußte darum, hatte aber noch immer seine Zustimmung nicht klar aussprechen wollen. Jetzt, im Augenblick der Ausführung, ward diese gleichwohl dringend nothwendig: denn schon war es Abend, und noch vor Mitternacht mußte gehandelt werden. Der Graf fand sich in den Tuilerien ein und fand nur schwer, und vermittelst der Frau v. Campan, Gelegenheit, den König von seinem vollendeten Entwurf unterrichten, und um seine augenblickliche Entscheidung bitten zu lassen. Der Monarch war im Spiel mit seiner Familie begriffen; Fr. v. Campan trug der Königin die Sache vor; Niemand sprach ein Wort. „Haben Sie gehört?" fragte die Letztere. „Nun ja!" war seine Antwort, indem er im Spiele fortfuhr. Alles drang in ihn, und die Königin setzte hinzu: „Etwas muß doch geantwortet werden." — „Sagen sie dem Grafen Inisdal" — fiel endlich die Entscheidung — „der König kann nicht dazu einstimmen, daß man ihn entführe;" — und nun drang die Königin ausdrücklich darauf, dem Grafen dies wörtlich zu hinterbringen. Dieser jedoch, welcher nicht den geheimen Sinn in den Worten fand, den sie hineinlegte, entfernte sich sehr misvergnügt mit der Aeußerung: „Ich sehe wohl, er will gleich im Voraus alle Verantwortlichkeit auf uns werfen, die wir uns für ihn aufopfern." Indeß war die Königin bis Mitternacht mit Einpacken beschäftigt; Alles im Palast todtenstill, der Garten frei und — dennoch der Augenblick versäumt! „Zur Flucht" — sagte die Königin bald darauf — „muß es dennoch kommen. Die Factionisten haben sich kein Ziel gesteckt; und täglich steigt die Gefahr." — Täglich auch wurden ihr dergleichen schriftliche Entwürfe mitgetheilt; und wie auch immer Dieser oder Jener unter ihren Umgebungen einigen Einfluß zu gewinnen schien, so wollte es dennoch nie zu einem festen und genügenden Entschlusse kommen.

Auch die Kaiserin Katharina ließ der Königin ihre Ansicht über Ludwigs XVI. politische Lage mittheilen, und ein eigenhändiges Schreiben derselben schloß mit den Worten: „Die Monarchen müssen ihren Gang verfolgen, ohne sich um das Geschrei des Volks zu kümmern; so wie der Mond seine Bahn beschreibt, ohne sich durch das Anbellen der Hunde aufhalten zu lassen." — Ueberhaupt waren die Rathschläge von außen, eben sowohl von Wien, als von Coblenz, weder einstimmig unter einander, noch von gleicher Wirkung auf die einzelnen Mitglieder der königlichen Familie. Mar. Antoinette wenigstens äußerte öfters verständlich genug, daß, wenn die Wiederherstellung der Ordnung das Verdienst der Partei von Coblenz werden sollte, des Königs eine Bevormundung warte, die seine Leiden nur noch vermehren würde. Denn glückte es den Emigrirten, so würden sie fortan in Allem Gesetze vorschreiben, ohne daß man ihnen etwas abschlagen dürfte. Vor Allen fürchtete sie Calonne, der sich als ihren erbittertsten Feind gezeigt und nichts unversucht gelassen hatte, ihren Charakter vor der Welt anzuschwärzen. Es befand sich in ihren Händen ein Manuscript von den berüchtigten Memoiren der La Motte, welches Calonne mit eigner Hand verbessert hatte, wo die Unwissenheit der Verfasserin in den Hofgebräuchen sich zu gröblich verrieth.

Bei den Scenen des 5. und 6. Octobers zu Versailles hatten zwei Garde-du-Corps in den Vorzimmern der Königin sich durch Pflichttreue und edelmüthige Aufopferung ausgezeichnet, und waren beide bei dieser Gelegenheit verwundet worden. Späterhin hatte man sie im Palais-Royal wieder erkannt und insultirt; so daß es nöthig ward, sie von Paris zu entfernen. Mad. Campan erhielt den Auftrag, sie mit Reisegeld zu versehen, und ihnen einige verbindliche Worte im Namen der Königin zu sagen. Indem aber dies geschah, trat die Letztere selbst in's Zimmer, begleitet vom Könige und der Prinzessin Elisabeth. Diese und die Königin setzten sich, während der König, mit dem Rücken gegen den Kamin, vor den Garden stehen blieb. Die Monarchin nahm das Wort, um ihnen zu sagen, ihr Gemahl, tief gerührt von der treuen Anhänglichkeit so braver Männer, habe sie vor ihrer Entfernung selbst sehen und ihnen danken wollen. Eben so sprach die Prinzessin von der innigen Empfindung ihres Bruders; die Königin nahm von neuem das Wort, und — immerfort beobachtete der König das tiefste Schweigen, obwohl seine Rührung sichtbar war und große Thränen in seinen Augen standen. Kurz, die Königin sah sich endlich genöthigt, aufzustehen; die Prinzessin desgleichen, und der König ging, wie er gekommen. „O, wie reut es mich," sagte die Monarchin zu ihrer Kammerfrau heimlich — „daß ich den König hergeführt! Hätt' er diesen Braven nur ein Viertheil von dem gesagt, was sein Herz empfindet: sie wären von ihm bezaubert hinweggegangen."

Gegen den Anfang des Sommers 1790 vertauschte der Hof den Aufenthalt in den traurigen Tuilerien mit St. Cloud, ohne darin einiges Hinderniß zu erfahren, da auch die pariser National-Garde dorthin folgte und den Dienst versah. Dies erzeugte neue Pläne zur Flucht, welche auch gerade von hier aus sehr leicht zu bewerkstelligen schien, da die königlichen Personen das Schloß, blos von einem Adjutanten La Fayette's begleitet, zum Oeftern und auf mehrere Meilen weit in die Runde zu verlassen, und erst am späten Abend wieder zurückzukehren pflegten. Hierauf war nun auch ein Entwurf auf's sorgfältigste berechnet. Der König, die Königin mit ihrer Tochter, die Prinzessin Elisabeth, der Dauphin mit seiner Gouvernante, und Alle von ihrem getreuen Gefolge umgeben, sollten sich, wie absichtslos, von verschiednen Seiten in einem Gehölz, vier Lieues von St. Cloud entlegen,

Digitized by Google

zusammen finden. Die Adjutanten wurden entweder gewonnen, oder sonst beseitigt. Eine große Berline und eine Postchaise reichten hin, die erlauchten Flüchtlinge zu fassen. Im Schlosse wartete man ihrer ohne alle Unruhe, bis neun Uhr Abends. Ein vom Könige auf seinem Schreibtische zurückgelaßner Brief an den Präsidenten der National-Versammlung konnte erst gegen zehn Uhr in dessen Hände gelangen; und bevor die Deputirten sich zu einer außerordentlichen Sitzung vereinigten, und bis Couriere abgesandt werden konnten, die Flucht der königlichen Familie zu hindern, mußte die Mitternacht herbeikommen, und Jene hatten einen Vorsprung von sechs bis sieben Stunden und einen bedeutenden Weg gewonnen, ohne daß das Weiterkommen damals noch in Frankreich sonderlich erschwert gewesen wäre. Die Königin hatte diesen Plan gebilligt, und als eines Abends im Junius die Heimkehr des Königs sich verzog und die Dienerschaft, voll unruhiger Erwartung, in den Schloßhöfen umherirrte, schien nichts gewisser, als daß die Flucht wirklich Statt gefunden. Da aber ließ sich spät noch das Gerassel der Wagen vernehmen und es war — nichts gewesen! Nachher ergab sichs, daß man zuvor die Abreise der königlichen Tanten hatte abwarten, und noch genauere Abrede mit dem Ausland nehmen wollen.

In diesem Sommer hatte sich ein Bösewicht, Namens Rotondo, in der Absicht, die Königin zu ermorden, bereits in die innern Gärten von St. Cloud geschlichen; und nur ein starker Regen schützte sie vor seinem Dolche, indem er sie am Ausgehen verhinderte. La Fayette war seinem Vorhaben auf die Spur gekommen; aber dennoch wußte er, man weiß nicht wie, dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. Eben so entdeckte Einer von den geheimen Polizei-Agenten des Königs, daß man mit einer Vergiftung der Königin umgehe; allein was nun auch an der Sache seyn mochte, so fand man doch nothwendig, in der Stille jede mögliche Vorkehrung zu treffen, um dergleichen Nachstellungen zu vereiteln, oder doch unwirksam zu machen.

Doch fast mehr noch, als dergleichen Attentate, zeugt es von der, immer tiefer dem Verderben sich entgegen neigenden Lage der königlichen Familie, daß man sich genöthigt sah, eine zweifelhafte Stütze selbst bei denen zu suchen, welche am geschäftigsten gewesen waren, ihre Autorität zu untergraben. Mirabeau schien es geflissentlich darauf angelegt zu haben, sich ihr, als ihren letzten Hort, unentbehrlich zu machen; und indem er sich der Königin insgeheim nährte, war es wirklich ohnlängst erst im Werke gewesen, ihm eine Ministerstelle zu geben, als ein Decret der National-Versammlung verordnete, daß kein Deputirter vor Ablauf von zwei Jahren nach seiner Sendung einen solchen Posten solle antreten können. Wie schmerzlich die Königin diese Vereitelung auch empfand, so unterhielt sie doch immerfort noch das geheime Verständniß mit dem furchtbaren Manne und willigte sogar in eine mündliche Unterredung, welche in den Gärten von St. Cloud in tiefster Verborgenheit Statt fand. Nach ihrer eignen Erzählung hatte sie ihn angeredet: „Einem gewöhnlichen Feinde gegenüber wäre der Schritt, den ich thue, wohl sehr am unrechten Orte: doch wenn man es mit einem Mirabeau zu thun hat u. s. w." Dieser Ausdruck schien ihm unendlich zu schmeicheln, und indem er von ihr schied, rief er mit Feuer: „Madame, die Monarchie soll gerettet seyn." Gewiß ists, daß er bald darauf ansehnliche Geldsummen empfing, und daß sein Aufwand sich augenscheinlich vergrößerte. Aber schon wenig Monate nachher erfolgte sein Tod; und der Befund der Aerzte bei seiner Leichenöffnung war vielleicht mehr nach dem Gebot der Klugheit, als nach den Ergebnissen ihrer Wissenschaft eingerichtet, wenn sie diesen Tod für einen natürlichen erklärten.

Andrer Seits machten La Fayette's Bemühungen, sich der Volksgunst durch alle Arten von Bequemungen zu versichern, ihn der Königin von Tage zu Tage verhaßter; so daß sie gegen das Ende der Revolution, als er wirklich den erschütterten Thron stützen zu wollen schien, von ihm nie einen so großen Dienst annehmen wollte. Hinwiederum, da fast alle Personen von einiger Bedeutung bereits emigrirt waren, füllten sich die Tuilerien allmählig und unter dem Vorwande des Eifers für die königliche Sache mit Menschen, welche zu andrer Zeit sich hier nie würden haben geltend machen können. Zum Theil bestanden sie aus elenden Intriguanten; oder wenn auch Andre bessere Gesinnungen hegten, so fehlten ihnen doch die Einsichten, wodurch sie hätten nützlich werden können.

So kam in einer wahrhaft beängstigenden Lage der Dinge der Frühling von 1791 heran, wo die königliche Familie abermals das Schloß von St. Cloud beziehen wollte, aber, im Augenblick der Abfahrt selbst, durch den Widerstand der National-Garden, welche die Gitterthore schlossen, daran verhindert wurde, weil man unbezweifelte Anzeigen von einer bevorstehenden Flucht erhalten hatte. Es fielen dabei einige Thätlichkeiten vor; und selbst die solchergestalt Zurückgewiesenen nahmen den Vorgang minder tief zu Herzen, weil derselbe die Ausführung jener Flucht von Paris in Jedermanns Augen nur um so mehr rechtfertigen mußte. Hiezu waren nun aber schon seit dem Monat März von der Königin alle und jede Vorkehrungen getroffen worden. Eben diese waren es jedoch, welche, da sie gar zu sehr ins Kleinliche gingen, ihren treuen Dienern gerechte Besorgnisse erregten. Vergeblich stellte ihr Frau v. Campan vor, daß eine Königin von Frankreich gewiß seyn dürfe, überall Hemden und Kleider zu finden, allein sie wollte durchaus sowohl für sich, als für ihre Kinder, in Brüssel eine vollständig versehne Garderobe bei der Hand haben. Alles ward demnach zu halben Dutzenden, bald in diesem, bald in jenem Laden von mehrern Personen eingekauft oder nach fremdem Maße bestellt und zusammengebracht; das Ganze aber, unter unverdächtigen Adressen, nach Arras und dem österreichischen Flandern auf den Weg gegeben. — Eine andre, neue Noth gab es mit einem prächtig gearbeiteten Reise-Necessaire, das der Königin besonders werth war, und das sie um keinen Preis zurücklassen wollte. Man erfand den Ausweg, vorzugeben, daß die Erzherzogin Christine ein ähnliches zu besitzen wünsche, welches daher sofort bei einem pariser Ebenisten in Arbeit gegeben wurde. Als jedoch dieses sich zu lange verzögerte, konnte die Ungeduld jener Prinzessin, dasselbe zu empfangen, vorgeschützt und so, unter einem schicklichen Vorwande, das Original stellvertretend eingepackt und an sie abgesandt werden. Dennoch war schwer zu vermeiden, daß dies nicht immer einigen Verdacht erregte; und wenn auch dies es nicht war, was eine förmliche Anzeige der mit dem Einpacken beauftragten Garderobenfrau beim Maire von Paris veranlaßte, so that dieses Weib ungezweifelt einen solchen Schritt, als der Zufall, oder gar geheime Nachschlüssel, dasselbe im Cabinet der Königin zum Augenzeugen von den, auf dem Sopha umherliegenden und zum Theil schon in Baumwolle eingewickelten Juweelen der Königin gemacht hatte, da die Letztere genöthigt gewesen, dieses, in größter Heimlichkeit getriebne Geschäft bis zum nächsten Morgen abzubrechen, um Abends beim Spiel des Königs zu erscheinen. Uebrigens war das Kästchen, welches diese Diamanten enthielt, schon im Voraus durch den Coiffeur der Monarchin nach Brüssel geschafft worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1823.

Nr. 12. Juli 2.

## Die Memoiren der Madame Campan.

(Fortsetzung des dritten Artikels in Nr. 11.)

Die Zurüstungen zur Abreise selbst hatte der König dem Grafen von Fersen übertragen, der sowohl das Fuhrwerk, als den Paß auf den Namen der Frau von Korff besorgte und, bis Bondy hin, selbst den Kutscher machte. Hier fanden die Flüchtlinge ihre Berline, und zu gleicher Zeit vereinigten sich noch ein Paar Kammerfrauen mit ihnen in einem Cabriolet. Der Graf v. Provence mit seiner Gemahlin verließ in der nämlichen Nacht das Luxembourg und erreichte Brüssel eben so glücklich als alle andere einzelne Theilnehmer der Flucht, die auf verschiednen Wegen davoneilten. Selbst der oben erwähnte Coiffeur Leonard passirte Varennes unaufgehalten wenige Stunden vor der königlichen Familie, und nur diesem allein hatte das Schicksal all seine Launen vorbehalten. Zwar der Anfang ihrer Reise bot nichts Besorgliches dar, außer daß, zwölf Lieues weit von Paris, einige Zeit mit Ausbesserung am Wagen verloren ging. Nachher bestand der König darauf, einen Berg zu Fuße zu ersteigen; und Beides zusammen war Schuld, daß die Berline drei Stunden später, als berechnet worden, auf dem Puncte vor Varennes anlangte, wo ein Detaschement, unter Befehl von Bouillé's Adjutanten Goguelat, sie erwarten sollte. Wirklich war letzteres unter dem scheinbaren Vorwande, einen Geldwagen in Empfang zu nehmen und zu geleiten, hier pünctlich zur Stelle gewesen; aber die Erscheinung dieser Truppen hatte die Bauern in der Gegend umher beunruhigt; sie waren, mit Knütteln bewaffnet, zusammengelaufen, und ihre wiederholten Fragen ließen den Anführer so wenig etwas Gutes erwarten, daß er, um nicht größeres Aufsehn zu erregen, seine Leute links und rechts abschwenken und auf Nebenwegen nach Varennes zurück gehen ließ. Allein auch der König beging in St. Menehould die Unvorsichtigkeit, den Kopf zum Wagen hinaus zu stecken und sich nach mancherlei über den Weg zu befragen. So erkannte ihn dort der Postmeister Drouet an der ausnehmenden Aehnlichkeit mit seinem Bildniß auf den Assignaten, warf sich zu Pferde und war zeitig genug in Varennes, um hier noch vor der Ankunft der Flüchtlinge Alles in Allarm zu bringen.

Schon dadurch beunruhigt, daß sie auf der bestimmten Stelle nicht auf die Escorte stießen, welche sie durch diese Stadt geleiten sollte, wurden sie es noch mehr durch die Stimme eines Unbekannten, der mit verhängtem Zügel an ihnen vorbeijagte und, indem er sich zum Schlage hineinbückte, ihnen zurief: „Man hat Sie erkannt!" — Im Orte selbst blieben sie nun ungewiß, wo die frischen Vorspannpferde zu finden seyen, worüber mehrere Minuten unnütz verstrichen. Das Cabriolet, welches voranfuhr, fand indeß bereits die Brücke mit Karren und anderm Gerümpel gesperrt, und die gesammte Bürger-Garde unter den Waffen. Goguelat, der auch bereits angekommen war, näherte sich dem Könige und fragte: Ob er Gewalt brauchen solle? — „Könnte das Blut kosten?" war die Gegenfrage. — „Es wird wohl schwer ohne das abgehen!" erwiderte der Offizier; und nun war Ludwigs Schicksal entschieden, der es nie zum Aeußersten kommen lassen und auch hier seine Familie keiner Gefahr aussetzen wollte. Sie stiegen also sämmtlich aus und traten bei dem Maire von Varennes, einem Würzkrämer, ein. Hier nun nahm der König das Wort und erklärte sich über die Gründe, wie über den Zweck seiner Reise auf eine so überzeugliche und zugleich so rührende Art, daß es nothwendig auf seine Zuhörer schien Eindruck machen zu müssen. Während der Zeit versuchte auch die Königin, welche im Hintergrunde des Ladens zwischen zwei Kisten mit Lichtern und mit Seife saß, die Frau des Maire dahin zu stimmen, daß sie ihren Mann bewegen sollte, von seinem amtlichen Ansehn Gebrauch und dem Könige freien Weg zu machen. Die Frau ward auch wirklich bis zu Thränen gerührt; allein sie kam ewig wieder auf die Aeußerung zurück: „Gerechter Gott, das könnte meinem Manne den Hals kosten! Ich meine es gewiß gut mit dem Könige; aber, Madame — sprechen Sie selbst; — soll ich es weniger gut mit meinem Manne meinen? Der muß es verantworten, sehen Sie!"

Während dieses unnützen Versuchs sammelte sich auf das Gerücht von des Königs Festnehmung das Volk bereits von allen Seiten. Goguelat, um noch das Letzte zu versuchen, wandte sich an seine Dragoner: Ob sie des Königs Abreise decken wollten? — Sie antworteten mit einem Gemurmel und senkten ihre Säbelspitzen, und zugleich drückte ein Unbekannter ein Pistol auf ihn los, das ihn leicht verwundete. Im gleichen Augenblick langte auch ein nachgeeilter Adjutant La Fayette's (Romeuf) zur Stelle an und betrieb die Umkehr nach Paris mit stürmischer Hast. Möglicher Weise konnte jedoch der Marquis von Bouillé in diesem kritischen Augenblick noch mit hinlänglicher Macht auftreten, um der Sache eine andre Wendung zu geben, und darum suchte die Königin in Varennes so lange, als irgend möglich, zu verweilen. Die Wärterin des Dauphin stellte sich, als plötzlich von einer heftigen Kolik befallen, warf sich auf ein Bette und rief auf's kläglichste um Beistand. Die Königin, mit ihrer Absicht einverstanden, erklärte: Sie könne und werde, in diesem Zustande, eine Dienerin nicht verlassen, die ihr werth sey. Weil man jedoch die Bewegungsgründe zu dieser Zwischen-Scene wahrscheinlich nur zu gut errieth, blieb diese kleine List ohne Wirkung, und der Rückweg mußte angetreten werden, wobei die drei begleitenden Gardes-du-Corps geknebelt und auf den Kutschbock gebunden wurden, ein jubelnder Haufe von National-Garden aber den Wagen, wie im Triumphe, begleitete.

In Epernay stießen die drei entgegengesandten Deputirten, Latour-Maubourg, Barnave und Petion auf den König, und die beiden Letztern setzten sich zu ihm in den Wagen. Barnave's Benehmen war ganz dazu gemacht, der königlichen Familie, die bisher nichts, als einen wüthenden Gegner in ihm erblickt hatte, die entgegengesetzten Gesinnungen einzuflößen, während Petion, obwohl er einer feinen Erziehung genossen, alles Mögliche that, um sich in den Augen der Unglücklichen noch verhaßter zu machen. Der König, ungeachtet seiner großen Furchtsamkeit, war dennoch zu der Gemüthsruhe gelangt, in das Gespräch, welches sich über die gegenwärtige Lage Frankreichs und des königlichen Hauses entsponnen hatte, einige Bemerkungen einzumischen. Indem er dabei die Frage aufwarf: Was denn das Volk eigentlich wolle? — erwiderte ihm Petion schonungslos: „Die Republik, sobald es glücklich genug seyn wird, sich dazu reif genug zu fühlen." — Von diesem Augenblick an bis zu seiner Ankunft in Paris

legte sich der König ein Stillschweigen auf, das er auch nicht durch Einen Laut unterbrach. — Zu einer andern Zeit bot man Beiden etwas von der kalten Küche an, die sich im Wagen befand. Petion nahm es begierig an, warf die abgenagten Knochen des Geflügels, dicht an der Nase der königlichen Personen, zum Schlage hinaus und hob, indem die Prinzessin Elisabeth ihm einschenkte, sein Glas hoch in die Höhe, um anzudeuten, daß er genug habe. Ganz im ähnlichen Falle lehnte Barnave die Einladungen der Königin mit Beharrlichkeit ab. „Die Deputirten der National-Versammlung“ — sagte er — „dürfen in diesen Augenblicken Ihre Majestäten nur mit ihrer Mission, nicht aber mit ihren Bedürfnissen beschäftigen.“ — Ein solches, sich stets gleich bleibendes Betragen zog die Gemüther der Frauen unwiderstehlich zu ihm hin. Sie hatten an den Orten, wo der traurige Zug einige Augenblicke verschnaufte, mehrere besondre Unterredungen mit ihm und überzeugten sich eben sowohl von seinem ausgezeichneten Geiste, als von seinen reinen, auf die constitutionelle Monarchie gerichteten Absichten. — Einst hielt Petion den kleinen Dauphin auf seinen Knien und amüsirte sich damit, seine schönen, blonden Lockenhaare auf eine Art um seine Finger zu rollen, daß es dem Kinde bis zum Schreien wehe that. „Geben Sie mir meinen Sohn,“ unterbrach die Königin das lebhafte Gespräch, in welches Jener verwickelt war — „Er ist an Aufmerksamkeiten und Schonungen gewöhnt, die sich mit dergleichen Vertraulichkeiten nicht vertragen wollen.“ — Wenn jedoch irgend Etwas von dem tiefen Seelenleiden zeugt, womit die Königin während dieser Reise zu kämpfen hatte, so mag es der Umstand seyn, daß ihr Haar in einer einzigen Nacht so weiß bleichte, als nur eine Frau von 70 Jahren es tragen kann.

Sobald die königliche Familie von Varennes in den Tuilerien wieder angelangt war, fand die Dienerschaft der Königin es äußerst schwer, wiederum in deren Nähe gelassen zu werden. Alles sollte allein durch die Hände jener Garderobenfrau gehen, welche früherhin sich als geheime Kundschafterin hatte brauchen lassen; und damit nur sie, und kein andres Frauenzimmer zu den Appartements der Monarchin eindränge, war ihr Bildniß, zur Kenntnißnehmung der Schildwachen, am Fuß der Treppe aufgestellt worden. Erst die nachdrücklichste Beschwerde des Königs konnte die Zurücknahme dieser Verfügung und die Entfernung jener Person aus dem Schlosse bewirken. Nichts desto weniger blieben die anderweitigen Einrichtungen zur Bewachung des Königs eben so streng als beleidigend. Die Bataillons-Commandanten, welche ihren Posten in dem unmittelbar vor dem Schlafzimmer der Königin befindlichen Salon hatten, waren angewiesen, die Thüre zu jenem stets offen zu erhalten, um die königliche Familie keine Minute aus den Augen zu verlieren. Einst machte der König diese Thür zu; aber sofort öffnete sie wieder der wachhabende Officier, mit dem Beifügen, daß Sr. Maj. sich damit eine unnütze Mühe geben werde, weil seine Ordre dahin laute, sie unablässig wieder aufzuthun. Selbst bei Nacht, wenn die Königin zu Bette lag, blieb die Thür in diesem Zustand, und der Officier pflanzte sich im Vorzimmer dergestalt in einen Lehnstuhl, daß er die Schlafende im Auge behielt. Kaum konnte der Verschluß auf so lange bewirkt werden, als sie zum Niederlegen oder Aufstehen bedurfte; und nur dadurch schützte sie sich vor seinen unmittelbaren Blicken, daß sie das Säulenbette ihrer Kammerfrau dicht vor das ihrige rollen ließ. — Selbst in einem finstern Corridor, durch welchen es eine Verbindung mit den Zimmern des Königs gab, stand eine Schildwache; aber wie unangenehm auch dieser Posten war, weil man 24 Stunden darauf ausdauern mußte, ließ sich doch der Schauspieler St. Prix zum öftern geflissentlich dort anstellen, um die kurzen Zusammenkünfte zu begünstigen, welche die beiden königlichen Personen in diesem Corridor hatten. Er entfernte sich dann und benachrichtigte sie von dem kleinsten Geräusch. Auch einige andre Befehlshaber milderten, soviel sie immer konnten, die empörenden Weisungen ihres Dienstes, z. B. der Königin bis an die Thür ihrer Garderobe zu folgen — was niemals beobachtet wurde. — Erst gegen den Zeitpunct, wo der König die neue Constitution förmlich annehmen sollte (Sept. 1791), ward der größte Theil dieser strengen Maßregeln beseitigt; die Thüren durften geschlossen bleiben, und man ließ es weniger an äußeren Achtungsbezeugungen gegen den Monarchen ermangeln.

Mit Barnave, Duport und Alexander Lameth waren indeß von der Königin geheime Verständnisse angeknüpft worden, wovon sie sich für die Sicherung des Thrones glücklichere Resultate versprach, als damals vielleicht nicht mehr zu hoffen waren. Dies ging immer sichtbarer hervor, als, nach der Annahme der Constitution, die zweite gesetzgebende Versammlung zusammen trat, in welcher die Partei der Republicaner schon sehr bestimmt sich zu erkennen gab. Allein die eingefleischten Aristokraten, welche nichts so sehr scheuten, als daß die Constitutionellen durch Handhabung der Gesetze der neuen Ordnung der Dinge eine Art von Sanction gäben, bestanden darauf, der Zustimmung des Königs auf alle Weise den Schein einer gewaltsamen Nöthigung zu bewahren, und fanden es darum um so wünschenswerther, je größeren Ausschweifungen die Jakobiner sich überließen, weil dann ein Umschlag um so leichter zu hoffen stände. „Ein wahrer Royalist müsse die Jakobiner werth halten;“ lautete das allgemeine Glaubensbekenntniß am Hofe. Hätte also auch der König sein ganzes Betragen im Sinn der Constitution, die er angenommen hatte, einrichten wollen, so würde er sich in den Augen der Royalisten nur um so mehr compromittirt haben, bei denen Mäßigung für ein Verbrechen galt; und äußerte er oder die Königin hinwiederum sich in dem Sinne jener Menschen, so fiel kein Wort davon bei den Revolutionairs auf die Erde und schärfte noch den Groll, den sie empfanden. Nie war die Lage eines Paares auf dem Throne so ängstlich gewesen.

In Folge jener feierlichen Annahme der Constitution, erschienen Beide in der großen Oper und genossen hier den kurzen und leidigen Trost, sich noch einmal — wenigstens in den Logen — von der ihnen ergebenen Partei umgeben und mit Enthusiasmus begrüßt zu sehen; obwohl sich einiger böser Wille schon in der Wahl des Stücks — man wollte zuerst la Coquette corrigée geben — äußerte. Dagegen feierten die Jakobiner ihren Triumph im Theater aux Italiens durch einen gewaltigen Tumult, der sich vorzüglich dann erhob, als die Sängerin Dugazon den unglücklichen Einfall hatte, sich bei den Worten eines Duetts: Ah! comme j'aime ma maitresse! gegen die Königin zu verneigen. Zwanzig Stimmen zugleich riefen aus dem Parterre: Pas de maitresse! liberté! — aus den Logen hinwiederum eine nicht mindere Zahl: Vive la reine! vive le roi! — und die flugs donnernde Antwort: Point de maitre! point de reine! Vom Geschrei kam es zum hitzigsten Handgemenge; die schwarzen, ungepuderten Haartouren — damals das jakobinische Abzeichen — flogen im Saale umher; die Königsfeinde zogen den Kürzeren; eine zahlreiche Wache mußte sich dreinlegen, und die Vorstadt St. Antoine begann in Bewegung zu gerathen. Die Haltung der Königin blieb fest und ruhig, und unter zahlreichem Zuruf verließ sie das Haus. Gleichwohl war es das Letztemal, daß sie ein Schauspiel besuchte.

Noch schlechter aber dienten ihr ihre Boten und Agenten

Digitized by Google

in der Fremde; deren Leichtsinn und Eitelkeit es nicht zuließ, sich des in sie gesetzten Vertrauens nicht zu rühmen, und die, wenn sie kaum die Grenze überschritten hatten, weder über die geheimsten Angelegenheiten, noch über die vertraulichsten Äußerungen des Königs irgend einige Zurückhaltung mehr nöthig fanden. So wurden denn auch die Führer der Revolution von Allem durch ihre Geschäftsträger getreulich unterrichtet, deren Mehrere, unter dem Schein als Königlichgesinnte, ausgewandert waren.

Mit der Civilliste, welche dem Könige nach der Annahme der Constitution bewilligt worden, sollte nun auch der Hofstaat neu eingerichtet werden. Alsbald zogen sich die Palast-Damen, mit der Herzogin von Duras an der Spitze, vom Hofe zurück, um nicht ihre Rechte und „das Taburet“ gefährdet zu sehen; und der König, sowenig als die Königin, wagten es, Hand an jene neue Schöpfung zu legen, aus Furcht, durch die neuen Ernennungen von Hof-Chargen die ältern zu vernichten und ungeeignete Personen zu so hohen Stellen zuzulassen. Ein Hof ohne Chevaliers und Dames d'honneur schien etwas fast Undenkbares! Wäre er in diesem constitutionellen Sinne gebildet, meinte die Königin, so würde nicht ein einziger Adlicher ihr in der Nähe bleiben; und bei einer Umwandlung der Dinge müßten dann doch jene Ersatzleute wieder Platz machen. „Vielleicht“ — setzte sie hinzu — „könnt' es einst die Rettung des Adels bewirken, wenn ich den Muth hätte, ihm jetzt weher zu thun: allein ich hab' ihn; zwingt man uns einen ihm nachtheiligen Schritt ab, so schmollt man mit mir. Niemand kommt zu mir zum Spiel, und das Coucher des Königs ist wüste und leer. Man will nicht einsehen, was die Politik unerläßlich macht, und straft uns um unser Unglück.“ — Dabei gab es unaufhörliche Correspondenzen und heimlich abgefertigte Couriere von und nach dem Auslande; mehrere geheime Comités in Paris zur Erkundschaftung der Gegenpartei und ihrer Schritte; große aufgewandte Summen, um sich Einfluß auf einige Ausschüsse der National-Versammlung zu verschaffen, und bezahlte Schriftsteller, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, obwohl sie nur von den Royalisten gelesen wurden, die solcher Stimmung nicht bedurften.

Des Königs geheime Polizei hatte erfahren, daß ein Haus-Officiant, der sich im Palais-Royal als Pastetenbäcker niedergelassen hatte und für einen wüthenden Jakobiner bekannt war, die Äußerung gewagt: Es könne Frankreich kein größeres Heil widerfahren, als wenn der König recht bald zu seinen Vätern versammelt würde; und dieser nämliche Mensch mußte nunmehr, in Folge einer frühern Anwartschaft, in der königlichen Küche angestellt werden. Zwar ward ihm dort haarscharf auf die Finger gesehen, aber dennoch schien es nothwendig, da man öffentlich keinen Verdacht äußern wollte, die Vorsicht noch weiter zu treiben; und da der König ein erklärter Liebhaber von Pasteten war, so besorgte Frau v. Campan dergleichen Backwerk, als für sich selbst, bald hier bald dort in der Stadt, so wie sie auch den gestoßenen Zucker, und ein Kammerdiener den Wein herbeischaffte. Alles dieses ward unter dem Tische versteckt, um es den Blicken der etwa zur Unzeit hereintretenden Dienerschaft zu entziehen, dagegen aber ein Theil der Speisen und des Getränks heimlich über die Seite gebracht, als sey er genossen worden. Dies währte mehrere Monate hindurch, bis man sich endlich überzeugte, daß man dem Monarchen wenigstens nicht auf diese Weise ans Leben wolle.

Barnave, der mit dem Könige im größten Geheim eine Unterredung gehabt und ihn, so wie die Königin, bewogen hatte, sich der Partei der Constitutionellen zuzuneigen, fand gleichwohl bald genug Grund, zu argwöhnen, daß man es nicht ganz aufrichtig damit meine. In der That auch führte nichts das unglückliche Königspaar seinem Untergange so unaufhaltsam entgegen, als die Unentschiedenheit zwischen entgegengesetzten Rathschlägen und die gezwungene Nachgiebigkeit — hier gegen die Forderungen der Constitutions-Freunde — dort gegen die der französischen Prinzen und selbst der auswärtigen Cabinette. Die Emigrirten vermerkten jede Annäherung gegen Barnave und seine Freunde höchst übel; und nicht minder fürchtete die Königin stets die Ansprüche der Prinzen und ihrer Partei — und unter diesen weniger die Gesinnungen von Artois, als Calonne's, der sich denselben ganz unterjocht hatte. Aber auch die Constitutionellen gewährten im Grunde nur eine schwache Stütze, da sie ihre Kraft in der Bekämpfung des Hofes erschöpft hatten. Die Königin wußte es, und nur eine für sie verderbliche Politik konnte sie vermögen, hier Beistand zu suchen.

Zu Anfang des Jahrs 1792 geschah der Königin, durch Vermittelung eines sehr geachteten Geistlichen, von unbekannten Menschen, die von London gekommen waren, der Antrag, eine neue gegen sie gerichtete Schandschrift der berüchtigten La Motte, die zum Druck bereit liege, für 1000 Louisdor an sich zu kaufen. Sie verweigerte es, theils als unnütz, weil das Werk dennoch dadurch schwerlich unterdrückt würde, theils als gefährlich, wenn die jakobinische Partei dem Handel auf die Spur kommen sollte. Zu ihrer nicht geringen Bestürzung kam es aber nach einiger Zeit darüber selbst in der National-Versammlung öffentlich und auf die gehässigste Weise zur Sprache, wo sich's denn fand, daß der König in der besten Absicht jenen Handel seinerseits abgeschlossen und die Vernichtung der ganzen schon gedruckten Auflage angeordnet hatte. Dies war jedoch in der Porzellan-Fabrik zu Sevres mit so wenig Vorsicht geschehen, daß 200 Arbeiter Zeugen der Verbrennung wurden, und eine Anzeige in der National-Versammlung, als Folge davon, nicht ausbleiben konnte.

Indeß vermehrte sich die Gefahr von Tage zu Tage; und in eben dem Maße wurden auch die Verhandlungen mit den Prinzen vielfältiger. Die Königin hatte fast täglich an sie zu schreiben. Eben so waren auch alle Parteien in Bewegung, entweder um den König zu verderben, oder ihn zu retten. Selbst die Häupter der Jakobiner machten der Königin Anträge durch Dumouriez, wofern es nicht vielmehr dieser war, der seinen Genossen abtrünnig werden wollte, um ihre Sache zu verfechten. Sie hatte ihm eine geheime Unterredung zugestanden, worin er, auf die Knie vor sie hingeworfen und ihre ergriffene Hand mit Rührung küssend, sie beschwor, sich von ihm retten zu lassen. Allein die Königin (diesmal unstreitig mit Unrecht) hielt ihn für einen Verräther, dem nicht zu trauen sey: und andrer Seits schärften ihr die Prinzen unaufhörlich ein, keinem Vorschlag im Innern ihr Ohr zu leihen, weil ihre Hülfe von außen kommen müsse und bereits nahe sey. — Noch machte auch Barnave einen Versuch, ihr Maßregeln vorzuschlagen und Freunde zuzuweisen, wodurch noch eine schnelle Flucht von Paris hätte herbeigeführt werden können; als aber auch diese unbeachtet blieben, säumte er nicht, sich von Paris zu entfernen, wiewohl er es vorher ahnete, daß er seine Theilnahme an ihrem Schicksal mit seinem Kopfe werde bezahlen müssen. Die Königin nahm unter Thränen von ihm Abschied.

Anstatt der schnell wieder entsetzten constitutionellen Garde des Königs, nahmen alsbald wieder die National-Garden die Posten in den Tuilerien ein, wobei Alles, was sich der Königin näherte, unaufhörlich und ungestraft beleidigt wurde, und die Art dieser Beleidigungen sank zuweilen bis zur äußersten Pöbelhaftigkeit herab. Eines Tages vernahm die Königin hart unter ihrem Fenster ein unmäßiges Gelächter und

hieß der Frau v. Campan, nachzusehen, was es seyn könne. Diese erblickte einen zum Theil entkleideten Menschen, der den Rücken gegen das Fenster kehrte. Ihr Erstaunen war nicht geringer als ihre Entrüstung, und nur eben hatte sie noch Zeit, der Königin, die selbst herantreten wollte, den Weg zu verwehren, damit ihr der abenteuerliche Anblick dieser Pöbelseele entzogen bliebe.

In diesem Zeitverlauf verfiel der König in eine Niedergeschlagenheit, die auch physisch zerstörend auf ihn einwirkte. Zehn Tage lang hinter einander kam kein Wort über seine Lippen, selbst im engsten Kreise seiner Familie. Die Königin, durch diesen Zustand erschreckt, warf sich ihm endlich zu Füßen und gab ihn sich selbst zurück, indem sie bald die gräßlichen Bilder lebendig ausmalte, die auf seine Furcht einwirken konnten, bald ihn mit Liebe und Zärtlichkeit bestürmte, bald ihn erinnerte, was er seiner Famile schuldig sey. Und sey denn nur Untergang übrig, so müsse man wenigstens mit Ehren fallen und es nicht abwarten, daß man sie zwischen Tisch und Bette erwürge. So bewirkte sie es denn auch, daß der Monarch am 15. Jun. die beiden Decrete der National-Versammlung wegen Deportation der Priester und Bildung eines Lagers unter den Mauern von Paris mit seinem Veto belegte, obgleich er es anfangs anders gewollt und vorausgesagt hatte, daß ein allgemeiner Aufstand die Folge davon seyn werde. Sie selbst bereute es bitterlich, als die Auftritte des 20. Junius diese Ahnung nur zu schnell bestätigten.

Schon einige Tage zuvor waren mehr als 20,000 Menschen, der Auswurf der Vorstädt St. Antoine und St. Marceau, vor der Commune erschienen und hatten ihren Entschluß verkündigt, dem Könige am 20. eine Petition wegen seines Veto zu überreichen, worauf dies in Lumpen gehüllte Heer durch den Garten der Tuilerien und unter den Fenstern der Königin vorüberzog und durch seine Ausdünstungen die Luft umher verpestete. An dem angekündigten Tage wälzte sich dieser nämliche Trupp, aber noch zahlreicher, und mit Piken und Hacken und Mord-Instrumenten aller Art bewaffnet, gegen den Palast, schreiend: „Es lebe die Nation! Nieder mit dem Veto!“ Der König war ohne Garden, und so drangen diese Rasenden unaufgehalten gegen sein Zimmer, dessen Thür er, damit sie nicht zertrümmert würde, zu öffnen gebot. Zu gleicher Zeit traten indeß, von einer andern Seite, einige Herrn vom Hofe und andre brave Leute herein, die sich zwischen den König und jenen wüthenden Haufen warfen. Hr v. Bougainville schrie: „Bringt den König unter jenen Fensterbogen! Verschanzt ihn mit Stühlen und Tischen!“ — Sechs königlich gesinnte Grenadiere eilten durch eine innere Treppe herbei und pflanzten sich vor dieses Bollwerk, indem sie dem Könige zuriefen: „Sire, fürchten Sie nichts!“ — Ein Pole, Namens Lazousky, war unter den Mördern und hatte es unternommen, den ersten Streich zu führen. Zwei Mal wurden von des Königs Haupte durch seine Beschützer die tödtlichen Streiche abgewehrt, welche nach ihm gezielt waren. Gräßliche Stimmen forderten den Kopf der Oesterreicherin. Die Prinzessin Elisabeth, dies in ihrem Zimmer hörend, rief ihren Umgebungen zu: „Laßt mich hin, daß sie mich für die Königin halten! Wenn sie nur Zeit gewinnt, sich zu retten!“ — Diese hatte indeß nicht bis zum Könige durchdringen können, und man mußte sich begnügen, sie im Saal des Staatsraths auf eine ähnliche Weise hinter einem großen Tische möglichst zu verschanzen. In dieser schrecklichen Lage, den auf der Tafel sitzenden Dauphin vor sich haltend, und ihre Tochter zur Seite, behauptete sie, von ihrem weiblichen Gefolge umgeben, ganz den ihr so eigenthümlichen edlen Anstand, ohne gleichwohl die dreifarbige Cocarde zurückzuweisen, welche ein National-Gardist ihr geboten hatte. Vorne vor dem Tische zog die blutdürstige Horde vorüber, und die Fahnen, welche sie führte, boten zum Theil die scheußlichsten Sinnbilder dar. Auf einer derselben war ein Galgen mit einer daran hängenden Figur zu sehen, und darunter die Worte: „Marie Antoinette an der Laterne.“ — Wiederum diente als Fahne ein Bret, auf welches man ein Rinderherz genagelt, mit der Umschrift: „Das Herz Ludwigs XVI.“ — Andrer noch schändlicher Sinnbilder zu geschweigen.

Santerre, der König der Vorstädte, den man damals gleichwohl in den eigentlichen Plan dieses Volksaufstandes nicht eingeweiht hielt, ließ indeß seine Truppen so schnell, als immer möglich, vorüber defiliren; aber es war acht Uhr Abends geworden, bevor der Palast wieder geräumt war. Gleich im Anbeginn hatten sich zwölf Deputirte, von persönlicher Anhänglichkeit getrieben, beim Könige eingefunden; allein erst gegen sechs Uhr langte die feierliche Deputation der National-Versammlung in den Tuilerien an. Alle Thüren waren hier in Stücken gebrochen, und die Königin ergoß sich in lebhafte Beschwerden, daß so etwas Unerhörtes unter den Augen der Versammlung selbst habe Statt finden können. Sie bemerkte, indem sie sprach, daß Merlin von Thionville bis zu Thränen gerührt war. „Sie weinen,“ wandte sie sich an ihn — „den König und seine Familie so unmenschlich von einem Volke behandelt zu sehen, dessen Glück er stets gewollt hat.“ — „Allerdings, Madame,“ war seine Antwort — „beweine ich das Unglück einer schönen gefühlvollen Frau und einer Mutter; aber ich hasse die Könige und die Königinnen. Haß ist das einzige Gefühl, das sie mir einflößen; Königshaß ist meine Religion!“

Was für Hoffnung blieb wohl noch in der Mitte solcher Menschen übrig? Die Blicke richteten sich immer sehnsüchtiger nach außen hin; allein bevor von dorther Hülfe erschien, konnte das Verderben die Unglücklichen längst ereilt haben. Zur nahen instehenden Jahresfeier des 14. Julius mußten König und Königin unausweichbar im Publicum erscheinen, und Beide erwarteten nichts gewisser, als daß der früher verfehlte Meuchelmord sie bei dieser Gelegenheit ereilen werde. Ihre besorgten Freunde riethen ihnen zu einem, aus zwanzigfältigem italienischen Taffent gesteppten Panzerhembe, um wenigstens die ersten Dolchstöße abzuwehren; und diese wurden zwar auch in aller Stille angefertigt, aber nicht gebraucht, weil sich allmählig immer mehr die Idee beim Könige, als Folge seiner sorgsamen Lectüre von Carl I. Geschichte, festsetzte, man werde ihm den förmlichen Proceß zu machen suchen, die Königin aber einen solchen gewaltsamen Ausgang aus dem Leben für sich am wahrscheinlichsten und wünschenswerthesten fand.

Die Furcht eines neuen Angriffs auf die Tuilerien bewog den König, seine Papiere auf's sorgfältigste durchzusehen, und auch beinahe alle Briefschaften der Königin wurden verbrannt. Ihr Gemahl, der die seinigen aufzubewahren wünschte, hatte den unglücklichen Gedanken, jenen berüchtigt gewordenen geheimen eisernen Wandschrank anzulegen, der zwar künstlich genug versteckt war, aber durch den Schlösser, den er, als alten Theilnehmer seiner Zeitvertreibe in dieser Kunst, dabei zu Hülfe genommen hatte, verrathen wurde. Weil jedoch dieser Mensch der Königin schon im voraus verdächtig geworden, bewog sie ihren Gemahl, ein sehr großes Portefeuille mit den Papieren von besondrer Wichtigkeit anzufüllen und es der Verwahrung der Frau v. Campan anzuvertrauen. Diese legte auch jenes Unterpfand treulich in die Hände eines bewährten Freundes nieder, sah sich aber nach den Ereignissen des 10. August in der unglücklichen Nothwendigkeit, den Inhalt zu vernichten.

(Der Beschluß folgt.)

**Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1823.**

**Nr. 13. Juli 3.**

**Dr. A. H. Niemeyers Beobachtungen auf einer Reise nach England. Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten funfzig Jahren. B. I. II. (mit erläuternden, wohlgewählten und ausgeführten Kupfern.) Zweite Ausgabe. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1822. gr. 8.**

Das Werk eines hochverdienten, überall geschätzten Lehrers und Schriftstellers, welches schon nach anderthalb Jahren zum zweitenmal aufgelegt werden müssen, hat bereits mehr Leser gefunden als diese Blätter, und bedarf der Anzeige nicht, um auch den ihrigen bekannt zu werden. Aber sich selbst sind sie schuldig, eine ausgezeichnet wohlthätige wissenschaftliche Erscheinung nicht mit Stillschweigen zu übergehn, und, *so viel an ihnen liegt*, Gedächtniß bleibenden *Werths zu befördern*. Denn die Fluth der *Schriftstellerei hat* Dämme und Ufer durchbrochen; *die Zufuhr der nächsten* Messe verdrängt den *Vorrath der letztverstrichenen*: und die Stimme *unbefangener Zuschauer*, wie sehr sie auch von lautem *Marktruf* überschrien wird, muß wenigstens versuchen ob sich Jemand finde, der nicht verschmäht auf sie zu hören.

Mittheilung vieljähriger mannichfaltiger Erfahrungen in und außer Deutschland ist das Vorhaben des gelehrten und menschenliebenden Weisen, den nichts untheilnehmend ließ, was Beziehung hatte auf Menschenleben und gesellschaftlichen Zustand, in seinen verschiedenen Formen und Richtungen; obgleich geistige und religiöse Bildung seine Aufmerksamkeit vor allen anzog. Die Beobachtungen, welche er, auf einer Reise nach England, im Jahr 1819 angestellt, sind gerade seine neusten: doch that er wohl daran sie zuerst zu retten, weil Eindrücke, welche Menschen und Dinge auf den Gereisten hervorbringen, schneller verlöschen als solche, die mit seinem Leben alt geworden sind. Er betrat den Boden Britanniens erst im fünf und sechzigsten Jahre; aber vertraut seit früher Jugend mit Engländern gleichen Alters, Zöglinge des Pädagogiums, dem er so viel, das ihm noch mehr verdankt, waren ihm Sprache, Sitte, Kunst und Wissenschaft dieses Inselreichs so zeitig, und, durch fortgesetzte Verbindungen und anhaltendes Studium, so genau bekannt, daß der verspätete Besuch seinen Begriffen nur Vollständigkeit, Leben und Berichtigung gab, ohne eine gänzliche Umgestaltung derselben nothwendig zu machen. Sein Sinn ist aufrichtig, rein und unbestechlich. Sein Urtheil gediegen und mild. Sein Vortrag lauter, würdig, ungekünstelt, wohlklingend, überall verständlich. Vir bonus, dicendi peritus. Von ihm gilt, wie von Mosheim, pectus disertum fecit. Das kann Wenigen nachgerühmt werden; in unsern Tagen, in unserm Deutschland, vielleicht am wenigsten: aber darum sollte man auch den Lobspruch nicht an Viele verschwenden.

Der gelungenste Auszug eines solchen Buchs wäre zu tadeln. Es muß ganz, es muß mehr als einmal gelesen und beherzigt werden, wenn es, was sehr zu wünschen ist, seine edlere Bestimmung erfüllen soll. Aber die unvollständigste Andeutung einiger Merkwürdigkeiten warnt vielleicht sehr beschäftigte Männer, daß sie sich einer so belohnenden Bekanntschaft nicht entheben.

**Erster Band.** Braunschweig, Eschenburg. Hannover, Feder. Bremen, viel Ehrenvolles und Erfreuliches. Oldenburg, Ricklefs. Aurich, Blick in die Vorzeit, Wiarda. Leiden. Seereise. Harwich. London. Allgemeine Ansicht. Sitten und Lebensweise. Sonntag. Richmond. Schiffspredigt in angemessener Volkssprache. Westminster Abtei. Paulskirche. Sir Christoph Wren: Si monumentum requiris — circumspice! Westminster Halle, Ober- und Unterhaus. Tower. Anna Boleyn, Johanna Gray, Maria Stuart. Carltonhouse. Windsor. Georg III. Porterbrauereien. Kingsbench. Newgate. Millbank. Weibliche Besserungsanstalten. Wohlthätigkeitsanstalten. Irrenhäuser. Anstalten zur Verbreitung und Beförderung der Religion. Bibelgesellschaft. — **Beilagen.** Aesthetische Bildung auf gelehrten Schulen vor funfzig Jahren. Gaserleuchtung. Behandlung der nach Botanybay verwiesenen Sträflinge. Cansteinsche Bibelanstalt.

**Zweiter Band.** Themsenbrücken. Squares. Montaguehouse. Schornsteinfegerkinder. St. James's Park. Buckinghamhouse. Routs. Drawing-Room. Ostindisches Haus. Zollhaus. Werfte. Bank. Börse. Brittisches Museum. Elgins griechische Marmorbilder. Bildende Kunst. Musik. Kirchlicher Gesang. Johanna Southcott. Todtenbestattung. Tagesblätter. Bell- und Lancaster-Schulen. Häusliche Erziehung. Wissenschaftliche. Eton. Herschel. Sir Joseph Banks. Quäker. Gerichtshöfe. Geschwornen. Oxford. Cambridge. Woodstock. Blenheim. Greenwich. Schaubühnen. Vorlesungen der Siddons. Buchhandlungen. Schriftstellerei. Kirche und Religion. Herzog von Coburg. Vansitart. Wilberforce. Dr. Herbert Marsh, Bischof von Peterborrugh. Hüttner. Dr. Howley, Bischof von London. Lord Teignmouth, vormals Gouverneur von Ostindien, jetzt Vorsteher der Bibelgesellschaft. Dr. Lawrence. Dr. John Meyer aus Lindau. Der milde Belsham, erster Lehrer der Unitarier. Deutsche Prediger. Rückreise über Helgoland. **Beilagen.** Dampfdruckerpressen. Bodlejanische Bibliothek. Verständiges Missionsblatt im Volkston. Gräuel Hindostanischen Aberglaubens. Verbreitung unitarischer Religionsansichten.

Was dem Buch besondern Werth gibt, und seine Unterhaltung doppelt schätzbar macht, ist die unbefangene, stets besonnene Rücksicht auf die von minder unterrichteten Rathgebern auch ihrem Vaterlande oft zu schnell empfohlne, Anwendbarkeit solcher Einrichtungen und Anstalten, die nur für England wohlthätig, oder wenigstens nicht nachtheilig sind. Die Natur erzeugt überall Verschiedenheiten, menschlicher Eigendünkel möchte alles in die nämlichen Formen gießen. Vielleicht gibt es kein Volk in der Welt, das so fest an hergebrachte Weise, an verjährte Rechte hängt, als eben das englische. Diese Eigenthümlichkeit, nicht selten das Bollwerk seines Wohlstandes und seiner Sicherheit, wird nothwendig mitunter zur Freistätte der Vorurtheile und Mißbräuche. Selbst der beliebteste und wohlgesinnteste Freund des Guten und Schönen muß sich darin fügen, ob er sie auch nicht theilt, oder auf alle Wirksamkeit Verzicht leisten. Wie würde der einsichtsvolle Britte den Kopf schütteln, wenn er dem Auslande aufdringen sähe, was auf heimischen Boden unschädlich zu machen sein rastloses, ihm selbst ein völlig befriedigendes Streben ist! England, auch wie es nicht umhin kann zu seyn, ist sehr gut; aber nicht alles ist nachahmungswürdig, was in England nicht anders seyn darf.

Religionsphilosophie, im erhabensten Sinn des Worts, und ihre Früchte, Liebe und Duldsamkeit, sind, seit Semmlers und Nößelts Zeiten, das unverkennbare Ehrenzeichen hallischer Theologen; und jede Schrift des würdigen Kanzlers dieser Universität zeugt, ein halbes Jahrhundert hindurch, von ihnen. Ueberraschen konnte es daher den Ref. nicht, auch in dieser durch sie belehrt zu werden; doch fühlt er sich hoch erfreut, für eigne, ihm bis dahin minder zuversichtliche Ueberzeugung, einen so vollgültigen Bürgen zu gewinnen. Nur die Quäker scheinen sich dem Reisenden ausschließlich von der guten Seite gezeigt zu haben, die freilich dem Vorübergehenden, am schnellsten und offensten sich darbeut, und daher am häufigsten aufgefaßt wird. Was dieser ehrenwerthe Beobachter von ihnen aussagt, ist unwidersprechliche Wahrheit; nur vollständige Wahrheit ist es nicht. Es gibt allerdings Männer und Frauen unter ihnen, die nicht blos ihrer Verbindung, die dem ganzen Menschengeschlecht Ehre machen; und ihre Erziehung, ihre Lebensweise und Einrichtung trägt dazu bei, sie vor mancher Verirrung zu bewahren, manche Tugend in ihnen aufrecht zu halten. Sind sie in der That was sie scheinen, so verleiht ihnen anspruchlose Einfachheit und Aufrichtigkeit eine Würde und Anmuth, die nur in dieser Begleitung so eigen hervortritt. Von der andern Seite aber macht gerade die strenge Form und Außenseite, Mitglieder ihrer Gesellschaft, welche nicht reines Herzens sind, zu tiefverdorbenen, höchstverderblichen Heuchlern. Auch die besseren, die unter andern Verhältnissen für gewöhnliche Menschen gelten, und sich wie gewöhnliche Menschen benehmen würden, sind vielleicht minder eitel, minder Wüstlinge als andre; aber stolz, kalt, schneidend, und zur Ungebühr ironisch in ihren Aeußerungen. Was sie ausdrücklich zugesagt, werden sie schwerlich unerfüllt lassen; nur, eben weil man gewohnt ist, ihren nachlässigen Aeußerungen großes Gewicht beizulegen verstehn sie sich meisterhaft darauf, durch solche, die nicht gerichtlich zu unterstützen sind, Erwartungen zu erregen, die sie mit kränkender Gleichgültigkeit hintergehen. Sie erlauben sich jeden zu duzen, er mag zu ihrer Gemeinde gehören oder nicht, und werden sichtbarlich befremdet und beleidigt, wenn einer aus dem Kreis der letztern sie wieder duzt. Schnitt und Farbe ihrer Kleidung sind einförmig und dunkel, Stoff und Gehalt kostbar und gewählt. „O Antisthenes, ich erblicke deinen Uebermuth durch deinen Mantel!" Ihre Frauen und Jungfrauen gefallen selbst dem äußern Menschen nicht ungern, und wissen die Gaben der Natur, und den Anzug, der sie verrathend umhüllt, nicht ohne verborgene Nachhülfe der Kunst, bemerklich und geltend zu machen. Die, welche bei andern Religionsbekennern in Diensten stehen, sind gemeiniglich sehr eigensinnig, verdrossen und ungefällig; und gehn mit unverhohlnem Behagen der Eulenspiegellaune nach, den Befehlen ihrer Herrschaften buchstäblich zu entsprechen, obgleich sie vollkommen begreifen, daß der Sinn des Befehls etwas ganz anders begehrte. Das Loos der Menschlichkeit ist auch diese Heilige, seit ihrem ersten Auftritt, nicht vorüber gegangen. George Fox war ein redlicher frommer Eiferer, mit Unverstand. Robert Barclay allein strahlt in fleckenlosem Licht. Wilhelm Penn's Tugend blieb nicht ohne irdischen Zusatz. Er kannte die Schleifwege recht gut, und ging sie zuweilen; — ob blos in guter Absicht, weiß nur Gott. Klüger als andre, vermied er den Vorwurf der Gewaltthätigkeit und des Raubes, wo der Schein des Rechts wohlfeil zu erhalten war, und kaufte, von Leuten die den Werth ihres Eigenthums nicht kannten, ein Gebiet großen Umfangs und nahliegender reicher Erwartung, um ein Linsengericht. Wie sich im Ganzen die Quäker Englands fest in unsern Herrenhutern abspiegeln, so ließen sich Hämmleins Liebesflammen und sinnliche Tändeleien geschmackloser Frömmigkeit abgerechnet, Penn in manchen Stücken mit Zinsendorf vergleichen. Auch er war, mehr als einmal, wo ihn Niemand suchen würde; und unterhielt bis an seinen Tod, unter der Regierung Wilhelms III., Annas und Georgs I., obwohl sie ihn schützte, weit aussehende und gefährliche Verbindungen mit dem Hause Stuart, deren Schleier selbst die Nachwelt nie völlig lüften wird. Mit einem Wort: die Kinder des Lichts sind selten weniger schlau, gewandt, eigennützig und eigenliebig, als die Kinder dieser Welt; nur in der Regel ungleich behutsamer und glücklicher. Voltaire hat ihre löblichen und unlöblichen Eigenthümlichkeiten, vor fast hundert Jahren, scharf durchblickt, und, in seinen lettres philosophiques, mit lebendiger Anschaulichkeit geschildert. Eine neue deutsche Zeitschrift erlaubte sich zu behaupten, die englische Regierung erkenne die Quäker für ehrlichere Bürger als andre; weil sie die Quäker allein nicht anhalte, ihre gerichtliche Aussagen zu beeidigen. Ist es verantwortlich, die

Digitized by Google

Menschlichkeit und Weisheit der Gesetzgebung so schamlos zu verdrehen, die einer geduldeten Religionspartei Eidesleistung erläßt, weil solche gegen ihr Gewissen ist; die aber den Bruch ihres an Eidesstatt gegebenen Worts mit den nämlichen Strafen belegt, denen der Meineid unterworfen wird? doch was scheint Söldlingen des Unheils nicht verantwortlich, wenn es darauf ankommt, eine bestehende Verfassung zu verläumden! Sie werden uns nächstens verkündigen, die Taufe sey von sämmtlichen christlichen Obrigkeiten für überflüssig erklärt; weil sie die Juden nicht zwingen, ihre Kinder taufen zu lassen.

Möge das Geschwätz der Lästermäuler verstummen; und der treffliche Reisende, welcher seine Ruhe so musterhaft verwendet, Gesundheit, Muse und Nachsicht behalten, uns seiner übrigen Beobachtungen der Fremde, und Erinnerungen an denkwürdige Ereignisse und Zeitgenossen, nicht unwürdig zu achten!

Di tibi dent annos, de te nam cetera sumas.

99.

## Die Memoiren der Madame Campan.

(Beschluß des dritten Artikels aus Nr. 11.)

Im *Julius* erschien La Fayette plötzlich in Paris, um den Sachen, nach seinen Ansichten, eine bessere Wendung zu geben; fand aber seine Partei ohne Kraft, seine frühere Popularität vernichtet, sein Benehmen von der National-Versammlung scharf getadelt und für sich nichts übrig, als schleunigst wieder zu seiner verlassenen Armee zurückzukehren. Selbst der König wußte ihm für diesen Schritt wenig Dank: denn als die, dem Hofe ergebenen Officiere der pariser National-Garde bei den Monarchen anfragten, ob sie sich mit dem General zu den Absichten, die dieser möchte in's Werk richten wollen, vereinigen sollten? — untersagte es ihnen der König; und so schwand La Fayetten auch die letzte Stütze, auf die er in Paris gerechnet hatte. Man hatte bei seiner Erscheinung der Königin einen Entwurf vorgelegt, die königliche Partei mit des Generals Heere zu vereinigen, und die königliche Familie nach Rouen zu flüchten: allein auch diesen Vorschlag wies sie auf das bestimmteste zurück, indem sie erklärte: „Besser sey es, zu Grunde zu gehen, als die Rettung einem Manne zu verdanken, der ihr mehr, als irgend Einer, Böses zugefügt habe.“

Indeß gab es fast allnächtlich Zusammenrottirungen in den Vorstädten, welche einen Angriff auf den Palast befürchten ließen, und dort, indem sie Alles wach erhielten, eine fortdauernde ängstliche Spannung herbeiführten; und das nur um so mehr, da man eben jetzt von Stunde zu Stunde auch andrer Seits den längst gewünschten Befreiern glaubte entgegen sehen zu dürfen. Man berechnete bereits, an welchem Tage die Prinzen und das preußische Heer in Verdün, und so von Ort zu Ort weiter, anlangen; wann Lille belagert und genommen seyn könnte u. s. w. Nur wenige Bedächtigere gaben zu bedenken, was Alles bis dahin noch in Paris losbrechen dürfte. Die Königin selbst verkannte dies nicht, und rechnete besonders wenig auf des Königs Energie im entscheidenden Augenblicke. „Er ist nicht feigherzig;“ sagte sie — „und sein passiver Muth ist bewundernswürdig: aber er fühlt sich erdrückt durch eine falsche Schaam, durch sein Mistrauen gegen sich selbst, als Folge seiner Erziehung und seines natürlichen Charakters. Er fürchtet sich vor dem Befehlen; und mehr noch, denn Alles, wenn er vor einer versammelten Menge reden soll. So wie es jetzt um uns steht, könnten ein Paar herzhaft hingeworfene treffende Worte, an die Pariser gerichtet, die Kräfte unsrer Partei verhundertfachen: aber er wird sie nie sprechen! — Ich, ich könnte das Ding wohl angreifen und mich zu Pferde setzen, wenn es seyn müßte: allein das hieße, den Feinden des Königs die Waffen in die Hände geben! Ganz Frankreich würde schreien über die Oesterreicherin und über Weiberherrschaft! Ich würde, indem ich mich zeigte, den König gar zu nichts machen. Eine Königin, die nicht Regentin ist, muß, in meiner Lage, nur unthätig bleiben, und nur gefaßt seyn zum Sterben.“

In den ersten Tagen des Augusts glaubte die Prinzessin Elisabeth einen zuverlässigen Mann unter den Deputirten gefunden zu haben, mittelst dessen der damals allgewaltige Maire Petion durch eine bedeutende Summe zu gewinnen seyn würde; und ein verabredetes Zeichen sollte den abgeschlossenen Handel vergewissern. Das Geld ward mit Mühe aufgebracht: aber das Zeichen blieb bei der nächsten Unterredung mit dem Maire aus, und man sah sich betrogen. Die Lage der königlichen Familie war so entsetzlich geworden, daß die Königin das Ende derselben, wie es auch immer seyn möchte, nur schleunigst herbei wünschte. Sie äußerte oft, daß eine lange Gefangenschaft, in einem Thurm am Meeresufer, ihr erträglicher dünke, als dieses tägliche Gehäder, worin sich, bei der Schwäche ihrer Partei, Alles zum unvermeidlichen Untergang hinneige. Der Garten der Tuilerien wimmelte von Rasenden, welche Alles, was zum Hofe gehörte, insultirten. Unter den Fenstern der Königin schrieen die Colporteurs Schmähschriften auf sie, mit den schändlichsten Kupfern, aus, welche sie den Vorübergehenden verwiesen, und wodurch sie von allen Seiten ein wieherndes Gelächter erregten. Es war nicht mehr möglich, daß die königliche Familie einen Fuß in den Garten setzte. Selbst bis an den Fuß des Altars sah sie sich von ähnlichen Kränkungen verfolgt. Am letzten Sonntage der Monarchie, während sie sich der Gallerie entlang, in die Messe begab, schrie die Hälfte der National-Garden: „Es lebe der König,“ während die andre brüllte: „Nichts von König! Nieder mit dem Veto!“ In dem Magnificat verdreifachten die Sänger ihre Stimme um das Deposuit potentes de sede recht herauszuheben. Ihrerseits hinwiederum schrien, dadurch empört, die Royalisten nach dem Domine, salvum fac regem zu dreien Malen: Et reginam, und das Getümmel nahm während des ganzen Gottesdienstes kein Ende.

Endlich kam die schreckliche Nacht des 10. August. Petion kündigte der National-Versammlung an, daß ein großer Aufstand gegen den nächsten Tag im Werke sey, den er zu dämpfen nicht vermögend seyn werde; und die Versammlung ging — zur Tagesordnung über. Um Mitternacht ertönte die Sturmglocke. Die Schweizer im Palast standen, wie die Mauern, und schweigend, auf ihren Posten; wogegen die National-Garden, uneinig unter sich selbst, in unruhiger Bewegung schwankten. Der General Viomenil hatte dem Könige einen Vertheidigungsplan vorgelegt, der auch gebilligt wurde, aber, nach dem Urtheil der Verständigen, wohl unwirksam bleiben mußte, da sich auf den König selbst am wenigsten zu verlassen war. Die Königin und Madame Elisabeth versuchten, die Nacht auf einem Kanapee zuzubringen: allein bei dem ersten Flintenschusse erhoben sie sich, um sich zum Könige zu begeben. Alles nahm von Minute zu Minute eine furchtbarere Gestalt an. Um vier Uhr Morgens schien der Königin selbst jeder Hoffnungsstrahl untergegangen: doch begleitete sie den König, der mit der ganzen Familie in die Höfe herniederstieg, um sich unter die aufgestellten National-Garden zu mischen. Kaum hier und da erscholl noch ein Vive le roi! Die Kanoniere verließen ihre Stücke, umringten den König, hielten ihm die Faust unter die Nase und stießen die empörendsten Reden aus. Er war bleich, wie ein Todter, und kaum gelang es ein Paar wackern Männern,

Digitized by Google

ihn aus diesem Gedränge zu ziehen. Kurz, die Familie zog sich wieder zurück, und diese Art von Musterung hatte das Uebel nur noch ärger gemacht. — In den Billardsaal, wo sich die Frau v. Campan, nebst den andern Frauen der Königin, befand, stürmte Hr. v. Hervilly, mit gezogenem Degen hinein, und befahl dem Pförtner die Oeffnung für den französischen Adel. Zweihundert Personen drängten sich in diesen Saal, der zunächst an den Aufenthalt der königlichen Personen stieß; Andre reiheten sich links und rechts in den entlegneren Vorzimmern; unter ihnen einige Personen von Hofe, aber bei weitem die meisten unbekannte Figuren, und — setzt die Erzählerin, höchst charakteristisch für ihre unwillkürliche Art der Auffassung, hinzu — „mitunter Leute, die sich unter dem, was man Adel nannte, ungemein lächerlich ausnahmen, aber in diesem Augenblick durch ihre treue Hingabe geadelt worden." Sie waren Alle nur mit Degen und Pistolen, und Viele noch schlechter, ja zum Theil possirlich, bewaffnet.

Unterdeß erfüllten bereits zahlreiche Banden den Carousel-Platz und die angrenzenden Straßen; an ihrer Spitze die heißköpfigen Marseiller, deren Kanonen gegen das Schloß abgeprotzt waren. Der geheime Rath des Königs entsandte in dieser äußersten Noth den Justiz-Minister an die Nat. Versammlung, und forderte eine Schutzwache von Deputirten für die ausübende Gewalt: allein der Untergang derselben war beschlossen; man ging nochmals zur Tagesordnung über! Um acht Uhr erschien endlich das Pariser Departement im Schlosse. Röderer, der Procureur-Syndic. desselben, der die Nat. Garden im Begriff sah, sich mit den Angreifern zu vereinigen, forderte ein geheimes Gehör beim Könige und erklärte ihm: Es sey keine andre Rettung übrig, als augenblickliche Zuflucht in den Schooß der Nat. Versammlung. Die Königin widersetzte sich, mußte sich aber seinen Vorstellungen und der auf sie gelegten Verantwortlichkeit für das Leben des Königs und seiner ganzen Familie ergeben. Der König gab seine Zustimmung und, indem er voranschritt, sagte er zu den Ministern und seiner anderweitigen Umgebung: „Kommen Sie, meine Herren! Hier ist nichts weiter zu thun." — So ging nun der Zug zwischen den aufgestellten Reihen der Schweizer-Grenadiere und ein paar Bataillionen National-Garden hindurch; aber in einem solchen Gedränge, daß der Königin selbst auf diesem kurzen Wege die Uhr und Geldbörse gestohlen wurde. Ein Kerl von furchtbarer Statur und wildem Blick näherte sich dem Dauphin, den sie an der Hand führte, und nahm ihn auf die Arme. Sie that einen hellen Schrei und war der Ohnmacht nahe. „Seyn sie unbesorgt; ich thue ihm kein Uebels!" tröstete er sie und gab ihr das Kind an der Saalthüre zurück.

Weder die Angreifer draußen, noch die Vertheidiger drinnen im Schlosse wußten etwas von des Königs Entfernung: sonst hätte wahrscheinlich kein fernerer Kampf Statt gefunden. Ueber die weiteren Greuel-Scenen, die hier vorgingen, und denen die Verfasserin nur, wie durch ein Wunder, mit dem Leben entging, mag dieser Auszug hinweggehen. Erst am andern Tage gelang es ihr, wieder zu ihrer Gebieterin zu kommen, welcher, sammt der übrigen königlichen Familie, einstweilen vier kleine Zellen bei den alten Feuillans eingeräumt worden waren. In der zweiten traf sie den König, der sich eben das Haar ordnen ließ und ihr schweigend eine Locke davon schenkte. In der dritten, mit grünem Papier elend ausgeklebt, befand sich die Königin auf dem Bette und in dem schmerzhaftesten Zustande. Ihre Klagen, mit den bittersten Empfindungen gegen alle ihre Verderber vermischt, waren herzdurchschneidend. Leise aber spielte sie zugleich darauf an, wieviel sie noch bis diesen Augenblick bei der Weise des Königs litte, der es noch immer nicht gelernt habe, an sich zu halten und z. B. seinen sonstigen starken Appetit zu mäßigen. Wer nicht, wie sie, seine fromme und heldenmüthige Ergebung in sein Schicksal kenne, müsse von dergleichen den übelsten Eindruck bei sich empfinden: allein er sey von seinen alten Gewohnheiten nicht abzubringen. — Aufträge ihrer Gebieterin entfernten die Frau von Campan von derselben, wie sie glaubte, nur auf wenige Stunden: allein es ward ihr unerbittlich verwehrt, wieder zurückzukehren und einerlei Schicksal mit der unglücklichen Monarchin zu theilen. Und hier auch schließen ihre Memoiren: denn sie wollte nur verzeichnen, wovon sie selbst Augenzeuge gewesen, oder was sie, auf die beglaubteste Weise — meist aus dem eigenen Munde des gekrönten Schlachtopfers — vernommen. In ihre Wahrhaftigkeit ist kein Zweifel zu setzen, und ihre Vorurtheile, wie ihre Irrthümer, werden als verzeihlich erscheinen.

84.

---

## Die Seeschlange.

Die noch unentschiedene Frage, ob es, besonders in den nördlichen Meeren, ungeheuer große Schlangen gibt, gewinnt durch die Nachrichten, welche der Engländer Brooke in seinen vor Kurzem erschienenen Reisen nach dem Nordcap mittheilt, neues Interesse. Die Fischer in jenen Gegenden wollen eine solche, erzählt er, von Zeit zu Zeit seit zwei Jahren gesehen haben, die gegen sechzig Fuß lang seyn mochte. Dasselbe versicherte ihm als Augenzeuge der Postmeister in Otersun, der sie jeden Tag im Sommer 1819 gesehen haben will, wie sie sich auf der Oberfläche des Meeres sonnte, aber ganz bewegungslos blieb. Mehr als dreißig Menschen bestätigten seine Angabe. Der Bischof des Nordcaps, an den Brooke empfohlen war, und welcher jährlich einen großen Theil seines Sprengels bereist, der nicht weniger, als 750 (engl.) Meilen Umfang hat, erzählte ihm, wie er zwei dergleichen Ungeheuer an Norwegens Küsten wahrgenommen habe. Die längste schätzte er hundert Fuß. Der Kopf war ihm kaum bemerkbar, die Farbe dunkelgrau vorgekommen. Indessen hatten sie zu kurze Zeit auf der Wasserfläche verweilt, um ganz darüber zu entscheiden. Andere versicherten dem Engländer, so ein Ungeheuer von sechshundert Fuß in der Entfernung von 200 Yards gesehen und bei ihren Bewegungen ein Geräusch wie von harten Schuppen gehört zu haben. (So lange indessen so ein Thier nicht getödtet oder todt gefunden wird, und alles nur auf dem Sehen in einer ziemlichen Entfernung beruht, so lange ist jede Nachricht mehr als zweifelhaft!)

---

## Das Tagebuch von Las Cases.

Von ihm ist vor Kurzem auch in London und in Paris die Fortsetzung oder der fünfte und sechste Band erschienen.*) Die Litterary Gazette macht sich indessen über den Grafen gewaltig lustig. Buonaparte, meint sie, war dem Grafen ein herrlicher Stoff. Der 15te bis 26ste August habe gleich einen Band, und der 27ste August bis 24ste October einen andern Band geliefert. Sie läßt den seltenen, unbekannten Anekdoten und Charakterzügen Gerechtigkeit wiederfahren, aber tadelt bitter das Streben, so ein dickes Buch durch Zusammenstoppelung fremdartiger, unbedeutender, von Andern schon erzählter Dinge zu machen. Besonders komisch findet sie die Aeußerung Napoleons, nach gänzlich hergestelltem Frieden ein Dutzend Männer anzustellen, die, in seinem Reiche zerstreut, nur im Stillen beobachten und ihm berichten sollten, was zur Beförderung des allgemeinen bürgerlichen Wohles ersprießlich seyn könnte. Der Mann im Monde, meint sie, hätte dazu am besten die Hand bieten können.

*) Es ist uns über diese beiden Bände bereits ein vollständiger Bericht zugekommen, den wir unsern Lesern nächstens mittheilen werden. Die Red.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 153.

3. Juli 1823.

## Abendunterhaltungen.

V.

(Nr. IV siehe in Nr. 111.)

O weh! rief hastig Rosalie aus, als sie nach dem Titel der heutigen Lectüre gespäht hatte, und ihr Bracebridge-Hall, oder die Charaktere, aus dem Englischen des Washington Irving, von S. H. Spiker, 2 Bände (Berlin, Duncker und Humblot) in die Augen gefallen war; und sie einige Blicke in die Vorrede gethan hatte; wie, von einem americanischen Schriftsteller soll etwas vorgelesen werden! Da muß es um unsre neueste Literatur erbärmlich aussehen, wenn wir Beistand bei den Dichtern aus der neuen Welt suchen müssen. Wovon kann denn sonst wohl ein Americaner schreiben, als von Maschinenwesen und Dampfböten und Ahornzucker? Franzesko. Und wenn auch von mehrern Dingen, doch schwerlich von romantischen. Wie könnte der Geist dafür sich bei einem Individuum aus einem Volke finden, das keine Vorzeit, keine Geschichte hat, keine Sage kennt, das damit begann, womit andere, ihrem Verfall mit starken Schritten entgegengehende Völker enden, mit der allerkühlsten Prosa! Ein Volk, das sich nur für den Gewinn, und die bengelhafteste Ungebundenheit, die es mit den stolzen Namen, Freiheit rühmt, begeistert, das keine Anhänglichkeit an Heimath, an das Eigenthum seiner Väter kennt, dessen Gott einzig der Reichthum ist, das, die patentirte schlechte Seite der Britten, mit dem gierigen Handelsgeist dieser Insulaner, auch noch Unredlichkeit, Treulosigkeit und Dünkelhaftigkeit verbindet, in dem kein Funke von ritterlicher Gesinnung, noch erkennen, und lieben, und huldigen des Schönen lebt, kann schlaue Kaufleute, thätige Landwirthe, und gewerbfleißige Fabricanten, aber nun und nimmermehr einen Dichter hervorbringen! Major. Wie das tobt und siedet! — Daß doch die Jugend sich so sehr in Extremen gefällt, alles durch eine schwarzgelbe, oder rosenrothe Brille sieht! So schlimm wie Sie mein unwilliger Freund, die Americaner schildern, sind sie gewißlich nicht, wenn man gleich sie des Vorwurfs der Unzuverlässigkeit, der zu großen Werthschätzung des Geldes, und Geldeswerths nicht überheben kann. Ja selbst des Dünkels möchte man sie beschuldigen, da der so einfache Moreau behauptete, es gäbe keinen kleinen Fähndrich in den vereinten Staaten von Nordamerica, der nicht wähne, sich besser wie er auf das Kriegshandwerk zu verstehen, und ihm für den bevorstehenden (ihm so unheilsvollen) Feldzug, guten Rath ertheilen zu können. — Ferner mag nur ein kleiner Theil der Volksmenge neben dem Nützlichen, auch das Schöne werthschätzen. Indeß wer weiß, ob die neue Welt nicht auch darin die Antipodie der alten ist, daß die Poesie sich erst nach der Prosa in dem Gefühl, und der Bildung ihrer Bewohner entwickelt! — Ausnahmen sollten wir bei einem so verschiedenartig zusammengesetzten Volke vor allen gelten lassen. Roderich. Ein echter Americaner, d. h. ein Mann aus einer schon seit einigen Generationen dort angesiedelten Familie, wird eine gewisse Einseitigkeit schwerlich los. Wieviel Mühe gaben sich die Freunde in N. den jungen Neuyorker, der deutsche Universitäten besucht, Jahrelang in Deutschland gelebt hatte, und der Sprache vollkommen mächtig war, die Veranlassung, und den Zustand, der Reichs- und Hanseestädte im Mittelalter, ihre Stellung zu dem übrigen Deutschland und Europa, und nebenher das Herrliche in der ursprünglichen Idee des Zunftwesens, begreiflich zu machen! Es war vergebens, ein Blindgeborner hätte eher die Zeichnung in einer Nelke mit geistigen Augen geschaut, als unser Americaner, der doch bis auf gewisse Puncte, für die ihm das Organ völlig abging, ein ganz verständiger, ja sogar ein dichterisch empfindender Mensch war, den Begriff erfaßt hätte, darum wollt' ich — Oberforstmeister. Den Herrn Pfarrer nicht länger vom Vorlesen abhalten. —

Rosalie. Wahrhaftig, du hast recht, lieber Bruder, es gibt Ausnahmen! Dein Americaner ist ein allerliebster Mann, und poetisch und romantisch, trotz den bessern europäischen Schriftstellern. Franzesco. Aber er fühlt das Undichterische seines Vaterlands, ihm ist Britannien das Zauberland der Phantasie, seine Jugendträume führten ihn immer dahin, wenn er sich aus der alltäglichen überausklaren Lebensprosa in das dämmernde, traute, ahnungsvolle Gebiet des Wunderbaren, der Sage, sehnte. Die brittischen einfärbigen Wald- und Wiesenblumen sind ihm lieber als die bunten und glanzvollen seiner himmlischen Gefilde, der Gesang der Nachtigall klingt ihm wie ein einzelner Laut aus höhern Welten, in denen alles in süßen Harmonien tönt, und was hier nur sehnsüchtig klagt, dort im seligsten Wohlklang sich auflöst. Sogar das freudige Wirbeln der Lerche tönt ihm bedeutungsvoller als die Laute seiner heimathlichen Vögel, denn die Blumen, und die gefiederten Sänger in Europa erhielten hohe Weihe und allegorischen Sinn, durch die Himmelstochter Poesie! — Pfarrer. Die Lebendigkeit der Darstellung, durch die wir mit den Bewohnern und Nachbarn von Bracebridgehall so bekannt mit unsern Vettern und Basen werden, ist eine Hauptzierde des Buches, aber vielleicht nicht dessen Hauptverdienst. Billig gegen fremde Nationalität zu seyn, ohne Vorurtheil in ihre Eigenthümlichkeit einzugehen, sie völlig anzuerkennen, ist ein Vorzug, der ungleich höher steht, als jenes anmuthige Talent der Darstellung. Nur hoch und heiter begabte Naturen, dürfen sich seiner erfreuen; denn die meisten Menschen erheben oder verunglimpfen immer gerechterweise das Fremde auf Kosten, oder zu Gunsten des Einheimischen. Nicht so Herr Irving, der bei

aller Vorliebe für republicanische Grundsätze, in denen er auferzogen wurde, doch auch das gute in aristokratischen Formen anerkennt, was dem feinen Squire, der den echten, altbrittischen Landedelmann auf seinem Gut so würdig repräsentirt, gar sehr zu Statten kommt.

Raphael. Gewiß dieser Squire ist die anziehendste Gestalt unter allen. Wie liebenswürdig mischt sich in ihm der Kastengeist mit den Gefühlen einer unverdorbnen Seele, eines ungekünstelten Natursinns. Kann es einen verzeihlichern Stolz geben, als den, welchen er bei Erwähnung seiner Baumgänge ausspricht? Wie wahr und adlich, im besten Sinn des Worts ist die Bemerkung: „Eine Allee von Eichen, oder Ulmen, ist der wahre Säulengang der zu eines Gutsbesitzers Hause führen muß. Stein und Marmor kann Jeder aufrichten, das ist Werk von Tagen, ich aber halte mich an die Säulengänge, die mit der Familie alt und groß geworden sind, und die durch ihre Größe verkündigen, wie lange die Familie bestanden hat." Die innige, sonder Ziererei ausgedrückte Liebe des Squires, und des Verfassers zu den mächtigen Bäumen des Waldes, wird in der Brust des Naturfreunds sicherlich wiederhallen. Roderich. Das ritterliche in dem trefflichen alten Mann ist doch das allerbeste an ihm! Die Lehren, welche er den scheidenden Söhnen gibt, sollten jedem Jüngling, der die Welt zu befahren gedenkt, ins Herz geschrieben seyn. Wo gäbs denn ein herrlicheres Muster von Biederkeit und Muth, und Courtoisie, als Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, der hier zum Spiegel aller männlichen Tugenden aufgestellt wird? Und daß Sir Walters Raleighs und seiner ihm ähnlich gestimmten romantischen Freunde, so in Ehren gedacht wird, ist hoch zu preisen! Das sind einmal andere Gewächse — Geheimerath. Chesterfield. Ich table Ihre Mißbilligung nicht, auch mir sind seine Marimen das Resultat eines erstorbenen Herzens, sie führen zur einseitigsten Weltklugheit, und entadeln den Menschen der angebornen, sittlichen Würde. Nein, ich verarge es dem ehrlichen Landjunker nicht, daß er den feinen Hofmann so gering achtet.

Major. Der Besitzer der Halle bleibt uns in allen Beziehungen lieb, der Verfasser hat dafür gesorgt, daß die Ironie, womit die verunglückte Falkenjagd, durch die eine verschwundene Zeit ihren Vergnügungen wieder aufleben sollte, bespöttelt wird, ihn nicht in unsern Augen herabsetze. — Ueberhaupt ist die Mäßigung eine der schönsten Eigenschaften dieses Schriftstellers, ohne schaal- und charakterlos zu werden, verletzt er dennoch nirgend das Ebenmaß. Der alte Junggesell, und geschäftige Müßiggänger Simon, der alternde General (auf dessen Kammeradschaft ich nicht Ursache habe, stolz zu seyn), der von seinem einzigen Feldzuge soviel plaudert als Holbergs Barbier von der Reise von Kiel nach Haderslieben, der auf seinen Wohlstand, und seine kräftigen Fäuste hochmüthige Baargeld, die ehrenfesten, und wiederhaarigen Domestiken sind mit frischen Zügen hingeworfen, zum Theil lächerliche Personen, aber keine Zerrbilder. — Vor allen bewundere ich das Behagen, und die Treue, womit die Eigenthümlichkeiten der alten Diener beschrieben ist. Herr Irving konnte in seinem Vaterland, wo übermüthige, grobe und träge Miethlinge, oder betrügerische Sclaven größtentheils das dienende Personal ausmachen, schwerlich die Vorbilder dazu finden.

Pfarrer. Und mein College, der Pfarrer? Major. An dem bewährt sich gleichermaßen die edle Mäßigung des Verfassers, er läßt ihn auf einem recht alten Steckenpferde, der Alterthumsliebhaberei reiten, das mit feinem Mann nicht so in die Gemeinheit trottirt, als wenn es vor einem Pflug gespannt wäre. Pfarrer. Sie wissen wie sehr ich es mißbillige, wenn der Geistliche zuvörderst Landwirth, und dann nebenbei Seelensorger ist, Sie wissen wie sehr ichs für ein Gebrechen des Staats erachte, dem Geistlichen den verdienten Lohn so karg zuzumessen, daß er nothgedrungen Oeconom seyn muß; also ein Lobredner des Ackergauls bin ich nicht, aber die Alterthumsforscherei dünkt mir auch kein ersprießliches Steckenpferd. Jener macht seinen Reiter materiell, dieses wortklauberisch, wenn jener Ritter triviale Dinge in seinen Predigten auskramt, so dürfte dieser sich mehr an den Buchstaben, als an den Geist der heiligen Schrift halten, und schlolastische Grübeleien, und wunderbarliche, superfeine Auslegungen seiner Gemeinde zum Besten geben. Der Pfarrer in der Halle scheint jedoch keiner der schlimmsten seiner Gattung; er hat bei seinem Geisterglauben auch wirklich Geist, und nebenher das Verdienst eine sehr gehaltvolle, philosophisch gedachte Betrachtung über die Verbindung der Geister mit dem Menschen herbeizuführen, bei der die Unbestimmtheit die einzig richtige Art, die Sache zu beschauen ist, denn diesem Gegenstand geziemt kein kategorischer Imperativ. Rosalie. Der Verfasser hälts jedoch mehr mit den Geistergläubigen, als mit den Geisterläugnern, und das gefällt mir. Major. Vermuthlich weil er den Hang zum Aberglauben, großen Geistern und Damen von dichterischen Schwung beimißt? Rosalie. Es gibt doch unter dem Himmel und Erde nichts unhöflicheres als einen Bruder! — Nein, nein, er gefällt mir wegen seiner der des Max im Wallenstein ähnlichen Denkweise, dem die Mährchen seiner Kinderjahre so lieb sind. — Das Kapitel (oder wie man die kurzen Abschnitte, in die das Buch eingetheilt ist, nennen will) der St. Marcusabend, mit seinem magischen Zurüstungen, und den Gesprächen, die er herbeiführt, ist mir eins der liebsten.

Lydia. Die zarte Schonung, mit welcher der Verfasser die sämmtlichen Charaktere behandelte, kommt vor allen, der Lady Lillicraft zu gut, über die ein weniger mild Gesinnter unbarmherzigen Spott ausgegossen hätte. Wie sie jetzt erscheint, können wir über die altmodisch empfindsame, und förmliche ältliche Dame, deren Lebensweise und Ansichten auf den schönsten Punct ihrer Blüthenzeit feststehen bleiben, wohl lächeln, aber sie nicht verlachen; ihre Gutmüthigkeit entwaffnet, und ihre Absonderlichkeit, die ihr zur Natur wurde, stößt nicht ab, und drückt niemand. Willibald. Das Stehenbleiben auf einem Punct ist überhaupt öfterer tragischer als komischer Art, sowohl in sich selbst, als in den Wirkungen, nur wird es selten mit so viel Zartgefühl behandelt, als von Herrn Irving. Hildegard. Aber die Liebhaberei ist allzu unbedeutend, ohngefähr wie die Scottischen. Pfarrer. Sie hat die Physiognomie heitrer, unschuldiger Jugend, und die kann ihrer Natur nach, nur lieblich, nicht interessant seyn. Nur durch besondere Verhältnisse treten auch in diesem Alter stärkere Züge hervor, aber wie vertrügen sich jene, mit Julius einfachem, ruhig zufriedenem Lebensgang? — Den Tadel möcht' ich gern von dem Verfasser frei sprechen, nicht so von dem, den albernen dicken Mann in gute Gesellschaft eingeführt zu haben. Das Oede, Langweilige eines regnerischen Sonntags in einem englischen Wirthshause ist gut ausgedrückt, aber Dingen, denen man in der Wirklichkeit aus dem Wege geht, mag man selten in der erträumten Welt begegnen. Je wahrer die Langweile beschrieben ist, je ansteckender wird sie. Dabei ist dem Verfasser der Unstern begegnet, auch ein wenig die guten Sitten zu verletzen, zwar dringt es nicht tief ein, aber beschmutzt doch, wie der anschlagende Regen, die Fenster von außen. — Doch genug mit diesen Bemerkungen, noch bleibt uns das letzte, umgleich längere Kapitel des ersten Bandes zu lesen übrig. —

Roderich. In der That, dieser Student von Salamanca ist eine allerliebste spanische Novelle, in bester Form! Jedes erforderliche Element ist vorhanden: Abenteuer, feurige Leidenschaften, wagkecke Jünglinge, reizende, des Gesanges kundige Huldinnen, Kampf und Minne, ein geheimnißvoller Alchymist, der nach dem Höchsten, den Stein der Weisen sich abmüht; und dabei wogen in der Begebenheit die lauen Lüfte, der Blüthenbalsam der Myrthenhaine des Alhambra! — Man fühlt sich ganz in dem Süden heimisch, und könnte fast der Novelle einen spanischen Ursprung zutrauen. Geheimerath. Dann müßte sie der neuesten Zeit angehören, denn früher würde die Inquisition schwerlich gestattet haben, so unverholen von ihren Abscheulichkeiten zu sprechen.

Der zweite Band steht dem ersten um nichts nach, begann der Pfarrer an einem der nächsten Abende, nach einer Pause, er zieht an, wie dieser. Ein starker Beweis für den Werth der Form, oder richtiger, für die meisterhafte Behandlung des an sich nicht sehr bedeutenden Stoffs. Die Begebenheiten sind äußerst einfach, die Charaktere nicht außerordentlich, und doch fesseln sie, der Erfolg ihrer Wahrhaftigkeit, es ist so gar nichts Gemachtes darin „keine Gestalten, die der Wahn erzeugt, sie leben, sie sind."

Geheimeräthin. Ist meine Unbekanntschaft mit der Romanenliteratur Schuld, daß ich keinen deutschen Schriftsteller kenne, der sich besonders auf Charakterzeichnung gelegt, oder mangelts wirklich an einem solchen? Pfarrer. Einen Irving unter unsren Landsleuten zu finden, dürfte schwer halten; denn wenn gute Charakteristiker unter ihnen nicht just Seltenheiten sind, so ist ihre Verfahrungsweise von der des Americaners doch sehr verschieden. Es wäre zu wünschen, er fände darin viele, versteht sich geistvolle Nacheiferer. Jede Zeit hat selbstthümliche Charaktere, die mit ihr spurlos verschwinden, nicht ohne Bedauern des Sittenmalers, ja des Geschichtsforschers. Da sollte denn von Zeit zu Zeit ein scharfsinniger und heiterer Beobachter, kein trockner Beschreiber, aber auch kein eigentlicher witziger Kopf, denn denen ist ein satyrischer Einfall lieber als die Wahrheit, originelle Eigenthümlichkeiten der Mit- und Nachwelt vorüberführen. Geheimeräthin. Wenn es jedem so gut gelänge wie Hrn. Irving, den Dichter über den Gedichten zu vergessen, wäre es allerdings verdienstlich. Auch Walter Scott (dem ich übrigens den Nordamericaner, was dieser auch selbst sich bescheiden wird, nicht gleich stellen möchte), identificirt sich mit seinen Personen, aber troß aller Objectivität kann er sich der Nationalität nicht so sehr entäußern, daß man nicht merken sollte, er fühle sich außer Schottland etwas beengt. Wolfgang. Der vortreffliche Squire ist und bleibt mein Held, ich möchte ihm recht herzlich die Hand dafür schütteln, daß er an der altenglischen Lustigkeit so hängt, und an den Maifesten, und Mohrentänzen, und Zigeunern, Rabenhorsten, an dem Bogenschießen, und in allen den Späßen ungezwungener Fröhlichkeit im Grünen ein Vergnügen hat.

Roderich. Ja, wahrlich er hat recht die alte Zeit der neuen vorzuziehen, „daß die Fabriken der ländlichen Sitten in Grund und Boden verderben, den Volkscharakter untergraben, und nicht zu einer einzigen poetischen Zeile Stoff lassen." Ja ich theile seine Behauptung, daß die Welt sich bald zu einem großen Geschäftshause gestalten werde, wo das Leben auf eine mathematische Berechnung aller Zweckmäßigkeit zurückgeführt, und alles durch Dampf betrieben werden wird. Franzesco. Hernach kann er den Republicaner nicht verläugnen, denn daß er größere Ernsthaftigkeit zu einer Tugend macht, behauptet, ein Volk gewinne durch beständige Beschäftigung mit politischen Gegenständen an innerer Stärke, inniger Begeisterung und großartigem Leben, wenn es auch an beweglicher Einbildungskraft, Geschmack und Zierlichkeit des Geistes verliere, ein sehr befangenes Ansehen. Und daß er harmlose Fröhlichkeit für eine Eigenschaft knechtischer Gemüther hält, ist nun vollends arg. Otto. Und wenn er auch recht hatte, ists nicht besser, in Tagen voller Plackerei sich auf überaus ergötzliche Stunden, reich an Poesie, und Wonne und Ueberschwang zu freuen, den glücklichen Augenblick ganz zu genießen, unbekümmert um das Morgen, um die Pflichten des Staatsbürgers, als im leidlichen Wohlstand ein ewiges Einerlei abzuhaspeln, nüchtern und schaal?

Roderich. O, besser ein Leben voller Entbehrungen, aber auch mit Augenblicken romantischer Lust. Oberforstmeister. Ja, ja, in der Vorstellung klingt dergleichen gut, aber hernach in der Wirklichkeit werdet ihr merken, daß manches eitel Schaum ist. Ihr werdet ohne dies die Welt nicht umkehren, das Alte wieder zum Neuen machen, was vorüber ist, ist vorüber. Die Menschen können nicht ewig Kinder bleiben, und sind sie mündig, so steht ihnen eine Dosis von des Americaners Meinungen recht wohl an. — Aber leugnen will ich nicht, daß mir bei dem wohlgemutheten Squire das Herz aufgeht. Roderich. Die neu hinzugekommenen Bekannten schwächen auch die Theilnahme an ihn nicht ab, sie sind sämmtlich unwichtig. Major. Nicht so liebenswürdig wie der Squire, da haben Sie recht, aber unwichtig darum nicht. Ist nicht der Schulmeister und sein Gehülfe, die beide die irrende Ritterschaft, um nicht zu sagen, Landstreicherei sich nicht abgewöhnen können, ein treffliches Portrait? Wie charakterisch, obgleich etwas unausstehlich ist der übellaunige Politiker und sein Anhang, der nur in der Kannengießerei, und der allgemeinen Unzufriedenheit zufrieden ist, und den nichts mehr verdrießt als harmlose Fröhlichkeit? Erblicken wir nicht in Herrn Faddy eine ganze Gattung, „die wohlmeinenden, nützlichen, langweiligen alten Herren, welche überall die Gesellschaft durch ihre vortrefflichen Pläne zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt ermüden, und zur Verzweiflung bringen" und die bei aller Spießbürgerlichkeit, auf ihre gutsherrlichen Rechte sehr eifersüchtig sind? Rosalie. Aber Braut und Bräutigam sind und bleiben flache Seeleiten. Da ist mir sogar die kleine Phöbe und ihr Tölpel von Liebhaber angenehmer, das artige Landmädchen grämt sich doch wegen ihrer kleinen Koketterie, und der Reitern Hartherzigkeit, und des Schatzes Schmollen, und der Bauerngalan zieht wenigstens Runzeln, und bei denen kommt einem das Gähnen nicht so leicht an, als wenn man in ein so flaches Gesicht, wie das des Capitains, schaut. Raphael. Theilnahme für passive Zufriedenheit zu erregen, mag eine schwierige Aufgabe seyn. Eine unglückliche Neigung ist an und für sich viel interessanter, selbst wenn sie nicht mit so harmonischen und warmen Farben gemalt ist, wie in der lieblichen Novelle Annette Delarbre. Hildegard. Wie rührend ist das Leiden der unglücklichen Annette, das sie durch den' leichtsinnigen Uebermuth, womit sie den Geliebten zu dem verzweifelten Entschluß trieb, sie, die Mutter, das Land zu verlassen, freilich sich herbeizog! Wie zart gedacht ist als lichte Augenblicke, Hoffnungsstrahle in ihre Seelenverfinsterung tagen zu lassen! Wie schön ist es, daß sie die Andacht zur heiligen Jungfrau, den Glauben an die Macht ihrer Fürsprache, in ihrer Verstandeszerrüttung nicht verliert! — Raphael. Ueberaus schön und sinnig ist die Art, wie sie allmählig die volle Besinnung wieder erhält, nachdem sie den für todt geachteten Geliebten, als lebend wieder sah; es war nur ein böser Traum, ihre Thorheit, seine Uebereilung, ihre Krankheit,

Digitized by Google

und sein Tod, sie ist erwacht, und genießt nun in vollen Zügen die Seligkeit eines beglückten, bewußten Daseyns.

Rosalie. Die Geschichte wird alle gefühlvolle, zärtliche Gemüther entzücken, auch ist sie wirklich schön, aber hätte ich den Kranz zu vertheilen, ich spreche ihn nicht ihr, sondern dem vortrefflichen Dolph Heyliger zu, der unvergleichlichsten aller Geistermähren. Nimmermehr hätte ich den Antipoden so köstlich grauenhafte Sagen zugetraut, als bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kommen, willig leiste ich den Herren Americanern Abbitte und Ehrenerklärung. Lydia. Es ein glücklicher Gedanke, den gespenstischen Holländer als einen so frisch in die Welt hineinlebenden Sausewind erscheinen zu lassen, und so das Geld an den rechten Erben zu bringen, und sinnig ists, die Erscheinung halb aus Vision halb als Traum zu nehmen, ihren Willen nur anzudeuten, der denn auch von Dolph mit seinem guten Mutterwitz glücklich enträthselt wird. —

Major. Und noch sinniger, so wenige Vorbereitungen dazu zu machen. Bei mancher abenteuerlichen Geschichte erschöpft sich der Werkmeister mit den Zimmern des Gerüstes, wenn nun Hand an den Bau gelegt werden soll, sind die Kräfte erschöpft, und der Berg gebiert eine Maus — Pfarrer. Verbänden alle americanische Schriftsteller eine so richtige Urtheilskraft mit so vollem regem, selbst poetischem Sinn, und einer so glücklichen Auffassungs- und Darstellungsgabe, wie Herr Irving, dann würden wir mit Ueberzeugung wünschen, daß ihre Zahl sich mehre, und ihnen so gute Uebersetzer würden wie Herr Spiker, dem wir für seine Uebersetzung, und den Schwerverständigen, das Nöthige über den Verfasser erörterten Vorbericht uns verpflichtet fühlen. Raphael. Seine Schreibart ist fließend, wie die eines Originals, und doch scheint es eine sehr treue Nachbildung zu seyn. Rosalie. Ohne Zuziehung des Originals läßt sich dies schwerlich bestimmen, und auch ohne es zu kennen, möcht' ich den Uebersetzer einer Unrichtigkeit zeihen. Wer hat je Felder weiß von Schlüsselblumen gesehen! Vermuthlich steht im Original Gänseblümchen, oder mit dem hübschern Namen, Maaßliebchen. Roderich. Auf etliche Provincialismen bin ich auch gestoßen. Major. Die uns die Freude an dem Ganzen nicht verkümmern sollen. Vielmehr wollen wir es als den günstigsten Zufall anerkennen, daß der gute Schriftsteller auch den guten Uebersetzer fand, und wünschen, daß immer ein Gleiches geschehen möge. 82.

## Habent sua fata — libelli.

Von der Relation d'un Voyage à Bruxelles et à Coblentz 1791 theilt das New Monthl. Magaz. einige minder bekannte Notizen mit. Es scheint, sagt dies Blatt, als habe ein Anhänger Napoleons schon einen Abdruck davon während der hundert Tage besorgt, um den königlichen Verfasser derselben in ein böses Licht zu setzen; bei der zweiten Restauration wurden aber alle Exemplare aufgekauft und ein vollständiges war eine Seltenheit, die 1816 einem Buchhändler um einen hohen Preis angeboten wurde; der Buchhändler wies aber den Antrag ab, weil er es für ein Machwerk von Buonapartisten hielt, die den König in Miscredit bringen wollten. Der jetzige Verleger fürchtete ebenfalls, es könne ihm die höchste Ahndung zuziehen; allein unter der Hand ward ihm das Gegentheil versichert, und so wagte er es zu seinem größten Vortheile, nachdem es der König selbst durchgesehen hatte. In wenig Tagen waren 6000 Exemplare verkauft und man sprach in Paris von nichts als dieser Reise. Die englische Kritik geht mit ihr unbarmherzig um; sie wirft ihr Sprach- und Stylfehler vor und über den Werth des Ganzen führt sie das Urtheil des Talleyrand an, das das bitterste ist, was ein Recensent je über eine Reisebeschreibung hätte fällen können. Dem Könige schmeichelte der Absatz ungemein. „Buonaparte, soll er gesagt haben, mußte (?) seine Memoiren von Las Cases schreiben lassen; mich freut es, daß ich zeigen konnte, wie ich die meinigen selbst herauszugeben vermag." Ein anderer Buchhändler hatte inzwischen sich in den Besitz einiger Originalbriefe des Königs an den Graf von Avary zu setzen gewußt, und ließ bei Hofe anfragen, ob er sie abdrucken lassen dürfe. „Er mag sie in Gottes Namen herausgeben! hatte der König erwidert, es geht auf seine Gefahr, wenn sie liegen bleiben!" Das Hotel der Madame Balbi, die eine große Menge Papiere von dem Könige in Händen hat, wird jetzt, versichert dies Journal, von den Pariser Buchhändlern belagert. Der alte Adel von der St. Germainvorstadt eifert indessen gegen diese „Manier" ihres erhabenen Herrschers, und will sie nicht mit der Würde der „alten Regierung" vereinbar finden!

## Zweifel.

Das Conv. Blatt Nr. 15, 1823 enthält: das Domstift Naumburgische Archiv begreife mehr als 1000 Urkunden, die bis ins elfte Jahrhundert zurückgehen. — Baiern (man sehe v. Lang Regesta) mit seinen großen Domstiftern Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Regensburg, Passau und Freysing zusammen, und noch dazu alle weltlichen und Kloster-Urkunden, zählt bis zu jenem Zeitpunkt keine 400 Originalien, und will man auch die alten Abschriften gelten lassen, für das ganze Königreich doch wohl kaum 1000 Stück. Man pflegt den Reichthum der Archive meistens sehr zu überschätzen und sich zu wundern, wenn nicht gleich das Gold in lauter Strömen heraus bricht. Wie sollte nun Naumburg zu 1000 Urkunden kommen, noch dazu in Norddeutschland, wo deutsche Sprache und Schrift viel später ergiebig geworden? Wahrscheinlich ist bis ins elfte Jahrhundert, davon das äußerste Ende 1100 selber ist, das Ende des zwölften Jahrhunderts, bis zum Jahr 1200 gemeint, und unter Urkunde, Original, Abschrift jede einzelne Notiz in den Traditionsbüchern verstanden; — und auch dann ist 1000 wahrhaftig viel.

## An Reisende, welche Italien zu besuchen gedenken.

Der Zweck meiner Reise in Italien, von welcher ich öffentliche Anzeigen gethan habe, geht dahin, das Land in allen seinen Richtungen und Beziehungen möglichst vollkommen kennen zu lernen. Zum Theile ist mir meine Absicht mit Oberitalien bereits gelungen. Wenn meine hier gesammelten Erfahrungen, in Vereinigung mit denjenigen, welche mir mein langjähriger Aufenthalt in Paris und Frankreich verschafft hat, solchen Reisenden, denen daran gelegen seyn sollte, Italien in dem kürzesten Zeitraum kennen zu lernen, von Nutzen seyn können, und sie sich meiner Leitung anvertrauen wollen; so werde ich durch den Eifer und die Thätigkeit, welche unsere gegenseitigen Forschungen bezeichnen sollen, den gehegten Erwartungen auf das Beste zu entsprechen suchen. Meine Verhältnisse sind von der Art, daß ich durch sie weder an Zeit noch Ort gebunden bin. Briefe ferme in posta, werden mich in Rom treffen.

Florenz den 19ten April 1823.

G. L. P. Sievers.

(Ist der Red. des Lit. Conv. Bl. erst am 23. Juni zugekommen. Uebrigens hat dieselbe Briefe von Herrn S. aus Rom vom 24. Mai.)

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 154.

4. Juli 1823.

## Topographie.

Gemälde von Leipzig und seiner Umgegend für Fremde und Einheimische, mit besonderer Rücksicht auf die Schlachten bei dieser Stadt rc. von *r. Mit einem Plane und 16 Kupf. Leipzig, Hinrichssche Buchh. 1823. XII und 279 S. 8. (mit Kupf. 2 Thlr. ohne K. 1 Thlr. 6 Gr.)

Obgleich unser, in mehr als einer Hinsicht eine nähere Kenntniß werthes Leipzig in frühern und neuern Zeiten seine Topographen und Historiographen gefunden hat, so kann das unbefangene Urtheil doch das vorliegende Gemälde dieser Stadt nicht überflüssig finden, vielmehr muß es dasselbe nicht nur den Einheimischen, welche gern einmal ihre Vaterstadt oder ihren Wohnort, wenn auch nur freundlicher Erinnerungen wegen, in Gedanken zu durchwandern Lust haben, sondern, auch den Fremden, welche eine nähere Kenntniß dieser Stadt zu erlangen und dabei einen kundigen und angenehm belehrend unterhaltenden Wegweiser wünschen, recht sehr empfehlen. Denn die bedeutenden Veränderungen, welche im Laufe eines oder einiger Jahrzehnde durch neue Schöpfungen und Gestaltungen der Häuser, der Anstalten verschiedener Art, der Verfassungen, des Geschmacks, den Vergnügungen und Genüssen in einer Stadt, wie Leipzig, eintreten, müssen nothwendig die Brauchbarkeit älterer Ortsbeschreibungen vermindern, wenn nicht gänzlich aufheben. Das vor uns liegende Gemälde ging aus der Feder eines Mannes hervor, welcher nicht nur schon im Jahr 1806 eine „Neue Beschreibung von Leipzig" herausgab, sondern auch durch mehrere, in verschiedene Fächer einschlagende, Schriften, seinen Schriftstellerberuf bewährt hat. Der gewandte Verf. wußte die Schwierigkeiten, welche schon das Suchen des rechten Platzes für die schickliche Stellung eines so Mannichfaltigen, als ein Gemälde Leipzigs darbietet, für jeden, der nach einem festen und sichern Plane zu arbeiten gewohnt ist, nothwendig herbeiführen muß, und welche theils in der Verschiedenheit der hier in Betracht kommenden Gegenstände, die sich oft schwer oder gar nicht unter allgemeine Hauptbegriffe bringen lassen, theils in so manchen Rücksichten auf bürgerliche Bestimmungen, und wären sie auch nur von der sogenannten Rangordnung hergenommen, ihren Grund haben, mit ziemlichem Glücke zu beseitigen. Er weiß aber auch die dem Leser vorgeführten Gegenstände von einer Seite aufzufassen, von welcher ihre Betrachtung Interesse gewährt, und durch näher oder entfernter liegende Reminiscenzen — die deutschen Erinnerungen könnten misverstanden werden — das an sich trocken Scheinende, welches aber doch nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden durfte, zu würzen. Zuerst (Abschnitt I. Leipzigs Entstehung und erste Gestalt; Abschn. II. Leipzigs jetzige Gestalt) führt er die Leser an der Hand der Geschichte von den ersten Hütten, welche die Sorben an einer Stelle des heutigen Leipzigs aufschlugen, zu der allmähligen Vergrößerung und Verschönerung dieses Orts, bis zu der freundlichen Gestaltung, in welcher wir dieselbe jetzt erblicken. Doch hier faßt er sich möglichst kurz, weil die Geschichte Leipzigs nicht als Hauptsache in seinem Plane liegt. Dann (Abschn. III., Topographie im Allgemeinen,) macht er uns mit Leipzigs Lage, Klima, Luftbeschaffenheit und Witterung, Boden und Erzeugnissen desselben, mit seinen Flüssen u. s. w., kurz mit der physikalischen Beschaffenheit bekannt und theilt über mehrere der hier berührten Gegenstände schätzbare Beobachtungen, Erfahrungen und Resultate mit. Ohne das lästige Gefühl der langen Weile folgen wir ihm (Abschn. IV—VIII.) durch die Thore und Pförtchen auf die öffentlichen Plätze und zu den öffentlichen Gebäuden, in den verschiedenen Stadtvierteln durch alle Haupt- und Nebenstraßen und begleiten ihn aus der Stadt in die Zwinger und Vorstädte. Da der Verf. bei seiner Wanderung den von den Hausnummern bestimmten Gang nimmt, so gebühret ihm noch das besondre Lob, daß er die bei dieser Häuserbezeichnung unvermeidlichen Sprünge, Vor- und Rückläufer, durch abwechselnde Andeutungen weniger unangenehm fühlen zu lassen bemüht ist. Gern verweilen wir mit ihm einige Augenblicke bei den durch ihre Bauart, Schönheit, ihren Zweck, ihre Erbauer, Verschönerer, oder ihre ehemaligen in irgend einer Hinsicht des Andenkens werthen Bewohner merkwürdig gewordenen Plätzen und rufen uns, durch die von dem Verf. eingewebten geschichtlichen Notizen veranlaßt, das Bild einer vergangenen Zeit, einer sonst üblichen Sitte, eines entschlafenen Edeln, der segnend für Leipzig und

Digitized by Google

zum Theil selbst für das Ausland wirkte, eines Stromers, Hohmanns, Thomasius, Gellerts, Zollikofers, Morus, Müllers, Rosenmüllers, der beiden Hansen, Platners und vieler andern verdienten Personen mit stiller Dankbarkeit zurück, wenn wir, an der Hand des Vrfs., vor ihren ehemaligen Wohnungen oder vor den von ihnen ins Daseyn gerufenen oder beförderten Werken, Anstalten oder Einrichtungen vorübergehen. Nach Vollendung dieser freundlichen Wanderungen hören wir den Verf. eben so gern zu, wenn er uns (Abschn. IX.) von Leipzigs Bewohnern unterhält, uns mit der Abstammung, mit dem Gewerbe, der Bildung, den Vergnügungen derselben, auch mit denen, welche die nächsten Umgebungen Leipzigs darbieten, bekannt macht. Was der Verf. über den Handel überhaupt und namentlich über Pelzhandel, über den Handel mit Baumwolle und baumwollenen Waaren, mit Schafwolle, so wie über Buchhandel und andre Handelszweige sagt, wird, nach des Rec. Dafürhalten, selbst für diejenigen, welche einem oder dem andern dieser Handelszweige ihre Thätigkeit widmen, nicht ohne Interesse seyn. Leipzigs bürgerliche und polizeiliche Verhältnisse, die verschiedenen Jurisdictionen u. s. w. werden ebenfalls, mit Rücksicht auf die von dem Mehrtheil der Leser hierüber zu wünschenden Aufschlüsse (Abschn. X.), in Betrachtung gezogen. Da die kirchliche Verfassung, und die Schulen schon bei den Plätzen, in welchen sowohl den Kirchen als Schulen ihr Locale angewiesen ist, erwähnt wurden, so konnte der diesen Gegenständen gewidmete (XI.) Abschn. nur Nachweisungen auf früher gegebene Belehrungen enthalten. Hier vermissen wir aber S. 239 die Nachweisung auf die Schule des Waisenhauses, welche S. 101 nach ihrem bisherigen Zustande sehr richtig geschildert ist. Mit den Landes- und landschaftlichen Collegien und Expeditionen war das Gemälde vollendet; aber der Verf. gibt noch zum Schlusse (XII. Abschn.) einen ziemlich ausführlichen Bericht von den beiden im 30jährigen Kriege bei Leipzig vorgefallenen Schlachten und von der im J. 1813 hier gelieferten Völkerschlacht. Hier konnte Rec. in sich nicht ganz die heitere Stimmung erhalten, in welche ihn die vorhergehenden Erörterungen versetzten. Doch macht er dem Verf., der die Wahrheit berichten zu müssen glaubte, auch da, wo sie keine freundlichen Erinnerungen zuläßt, darüber keinesweges einen Vorwurf. Der Totaleindruck, den das ganze Gemälde in der Seele des Beschauers zurückläßt, kann, nach des Rec. Ansicht, kein andrer, als ein angenehmer seyn. Er zweifelt daher nicht, daß sich alle diejenigen, für welche Leipzig ein Interesse hat, durch Beschauung dieses Gemäldes, den ihnen dargebotenen Genuß zu verschaffen suchen werden. Auch der beigelegte illuminirte Plan verdient Empfehlung. 105.

---

## Ein vierter Uebersetzer der Jungfrau oder des Fräuleins vom See des Walter Scott.

Recht treffend sind in Nr. 104 des lit. Conv. Blattes die Vorzüge gewürdigt, durch welche Wilibald Alexis, als Uebersetzer des Gedichts, die Jungfrau oder das Fräulein vom See des Walter Scott, den früheren Uebertragungsversuchen den Rang abgewonnen hat. Aber vielleicht ist dem Verfasser jenes Aufsatzes nicht bekannt gewesen, daß auch Otto v. d. Malsburg sich mit dem englischen Gedicht beschäftigt, und daß er den ersten Gesang seiner Verdeutschung in der Zeitschrift, die Muse, mitgetheilt hat.

Wenn es darauf ankömmt, die Bedingungen zu erfüllen, welche der Beurtheiler von Wilibald Alexis Arbeit den Uebersetzungen im Allgemeinen stellt, und denen jeder Sachkenner beipflichten wird, dann halten wir es für möglich, daß man der Malsburgischen Bemühung das Lob ertheilen werde, sie genüge in noch höherem Grade den Ansprüchen an echte und lobenswerthe Uebertragungen, wie die Versuche seiner Mitbewerber um den Preis darauf Anspruch machen dürfen. Aber wir möchten hierüber nicht selbst entscheiden, sondern den Lesern die Entscheidung anheimgeben, zugleich jedoch sie in Stand setzen, selbst ein begründetes Urtheil zu fällen. Nun liegen den Freunden des Conv. Blattes in Nr. 104 bereits zwei Stellen des Gedichts im Original, in der Uebersetzung von Stork, und in der Uebertragung von Wilibald Alexis vor Augen. Wir wollen jene Mittheilungen dadurch ergänzen, daß wir auch die Verdeutschung derselben Stellen durch Malsburg hier noch einrücken.

### Gesang I, Strophe 15.

Von steilem Vorsprung niederblickt
Der Fremde staunend und entzückt,
Und, „welche Bühne hier," ruft er,
„Für Fürstenprunk und Kirchpomp wär!
Auf kühnem Sturz hier Rittermahl,
Dort Frauenlaub' im sanften Thal,
Auf jener Wiese, fern dem Strom,
Ein grauer klösterlicher Dom!
Wie lustig schöll' dem Jagdhorn nicht
Am See das säumge Morgenlicht.
Wie süß ins letzte Lied im Hain
Kläng' Abends Liebeslaute ein!
Und wüsch der Mond die Scheitel grau
Zu Nacht im Silberwellenblau,
Wie feierlich dann schlüg' ans Ohr
Der Frühenmetten ferner Chor;
Indeß Geläut, gebietend, tief
Von Schlaf dem heilgen Klausner rief,
Vor seiner Zell' ein Jesulein
Knielings den Rosenkranz zu weih'n —
Und Glock und Laut und Horn zumal
Lud' jeden Fremdling ein im Thal,
Zu heller Hall' und Freundesmahl.

### 16.

Süß wäre dann zu wandeln hier
Doch nun — verfluchtes flinkes Thier! —
Gleich jenem Klausner, karg und schmal
Reicht mir der Hag mein Abendmahl
Mein Bett ist eine Bank von Moos,
Mein Pfühl durchrauschter Eichen Schooß —
Doch still davon, denn Krieg und Jagd
Ist wenig auf die Ruh bedacht,
'ne Sommernacht im Wald verbracht
Macht daß man morgen drüber lacht
Wann nur kein Feind im Walde zieht,
Den lieber man vermißt als sieht!
Träf ich auf Hochlandsräuber hier
Verbüßt ich mehr denn Roß und Thier.
Ich bin allein; ein Hifthornstoß
Ruft meine Irren wohl vom Troß;
Und komme mir das Schlimmste gleich,
Erst führt mein Flammberg seinen Streich."

Digitized by Google

Die zweite Stelle ist Gesang I., Strophe 34.

Da pocht die Brust, und er erwacht,
Und sieht noch das Gesicht der Nacht.
Des Heerdes Brände röth verglüh'n
Und dunkel schaurig Licht versprüh'n,
Das halb verbirgt und halb läßt sehn
Der Hall mißfällige Trophä'n.
Hinein in mitten starrt der Gast
Zu jenes Pallaschs Riesenlast,
Und Wild auf Wild, zahlloser Schwall,
Verfolgt, jagt nach Bildern zahllos all,
Bis auf er springt vom Schwindelwolk'n
Und sucht den reinen Mondenschein.

35.

Hagrose, Weißdorn, Quecke streut
Den reichen Duft so süß, so weit,
Der Birkbaum weint im Balsamhauch,
Die Espe schläft so ruhig auch,
Das Silberlicht süß schlummernd nur
Spielt auf der süßen Wasserflur. —
Wild wär' das Herz, deß Sturm und Qual
Nicht schwieg' in diesem sanften Strahl!
Der Kriegsgast fühlt des Friedenslust
Und spricht also zu seiner Brust:
„Weshalb zeigt jeder Schritt denn nur
Des ausgetriebnen Stammes Spur?
Kann keine Bergmaid ich erspäh'n,
Ohn' gleich des Douglas Aug' zu seh'n?
Kann ich nicht seh'n ein Hochlandschwert,
Ohn' daß mirs Douglas Hand scheint werth?
Kann kein Traum seyn, der fiebrisch wallt,
Ohn Douglas gastliche Gestalt?
Träum' ich nicht mehr! Im Mann erschlafft
Auch nicht im Schlaf die Willenskraft.
Sagt' ich mein Nachtgebet erst her,
Geh ich zur Ruh, und träum' nicht mehr." —
Er sprach sein Nachtgebet nicht ganz
Jed' güldne Perl vom Rosenkranz,
Befiehlt dem Himmel Sorg' und Pein
Und sinkt in milden Schlummer ein,
Bis schrill der Birkhahn kräht, und grau
Von Benvenue glänzt Morgenthau.

Nach Meisterschaft im Uebersetzen ringen wir Deutschen nun einmal; jene Kunst ist uns wichtig geworden, und daher dürfen wir uns verpflichtet erachten, jeden Fortschritt in derselben anzuerkennen und sein Recht ihm widerfahren zu lassen. Damit dies bei der mitgetheilten Probe geschehe, möchten wir dem Leser den Rath geben, die eingerückten Verse blos in der Absicht zu lesen, sich die Frage zu beantworten: ob sie nicht sehr ungezwungen, vielleicht unter den vorliegenden Versuchen am ungezwungensten, als eigenthümliche Dichtung, keinesweges als Uebertragung, erscheinen?

Diesem Vorzug dürften sich aber noch einige andere lobenswerthe Eigenschaften anschließen. Dahin rechnen wir eine Bereicherung der vaterländischen Sprache selbst, durch Neuheit der Wendungen und durch Aufnahme seltener gebrauchter Worte und Ausdrücke erreicht, zu welcher den Anlaß die Bemühung gegeben hat, den individuellen Charakter einzelner Bezeichnungen des Originals wieder zu geben, keinesweges steif und ängstlich, sondern durch Benutzung entsprechender Mittel aus dem deutschen Sprachschatz. Demnächst scheint uns die Malsburgische Uebersetzung oft treuer, namentlich die Treuherzigkeit des schottischen Ausdrucks wiedergebend, und doch dabei ungezwungener, doch dem Geist deutscher Zunge angemessener, endlich sogar grammatisch richtiger.

Damit der Leser dies alles leichter entdecken und bemerken möge, wollen wir, weil eine Zergliederung Vers für Vers ermüden dürfte, nur einige der treffendsten Beispiele herausgeben.

Man sehe nur gleich in der funfzehnten Strophe den dritten und vierten Vers an. Es galt, die Worte des Originals, Scenen, Prunk und Pomp wieder in der Uebertragung aufzunehmen. Wilibalds Worte:

Wie sollten Fürsten thronen
Wie hier die Kirche würdig wohnen,

drücken den Sinn, aber nicht die Wortpoesie aus. Malsburgs Worte:

Und: „welche Bühne hier," ruft er
Für Fürstenprunk und Kirchpomp wär.

geben uns diese Wortpoesie wieder. Gewiß ist auch

Ein fürstlich Schloß auf dieser Spitz',
Im sanften Thal ein Frauensitz

lange nicht so schön wie:

Auf kühnem Sturz hier Rittermahl,
Dort Frauenlaub' im sanften Thal.

und letztere Uebersetzung gibt fast Wort für Wort das Original mit bewundernswerther Treue wieder. Auch steht gewiß „der Klosterthürme heimlich Grau" dem „grauen klösterlichen Dom" nach.

Ist in der sechzehnten Strophe es nicht gezwungen und doch prosaisch, wenn es heißt:

Verlieren lieber Roß und Thier
Als Hochlands Räuber treffen hier.

Um wie viel geschmeidiger, poetischer und die deutsche Sprache durch eine neue Wortschöpfung bereichernd beweiset sich dagegen der Vers:

Träf' ich auf Hochlands Räuber hier,
Verbüßt' ich mehr denn Roß und Thier.

Ganz vorzüglich aber zeichnet sich bei Malsburg der Schluß dieser Stanze aus gegen Wilibald Alexis, wenn dieser sagt:

Und falls das Schlimmste widerfährt,
Hat dieses Schwert sich schon bewährt.

Malsburg übersetzt:

Und komme nur das Schlimmste gleich;
Erst führt mein Flammberg seinen Streich.

Hier ist nicht nur der seltenere englische Ausdruck falchion höchst glücklich wiedergegeben, sondern auch empfangen wir das englische trick durch Streich, und zugleich in seiner vollkommenen Sichtbarkeit wieder, wogegen das Wort bewährt sich vom Original entfernt, zugleich aber bildlos und abstract ist.

Noch auffallender wäre Aehnliches in der 35. Stanze zu rügen:

Wild wär' das Herz, deß Toben nicht
Der reine Strahl des Mondes bricht.

Hier müßte es, streng genommen, heißen „brächez" auch sieht der Accusativ dem Nominativ völlig gleich, so daß der Mondstrahl das Toben, und auch wieder das Toben den Mondstrahl brechen könnte. Aber überhaupt ist brechen ein höchst unpassendes Wort um, Beschwichtigung und Beruhigung auszudrücken. Wie schön, alle Fehler vermeidend, und das Original treu wiedergebend sind Malsburgs Verse:

Wild wär' das Herz, deß Sturm und Qual
Nicht schwieg' in diesem sanften Strahl.

Wer an einem Gegenstand, wie dieser, Antheil nimmt, wird nach Anleitung unserer Andeutungen sich beinah überall für Malsburgs Uebersetzung entscheiden müssen. Dennoch hat man diesen Autor als Uebersetzer aus dem Spanischen nicht anerkennen wollen und ihn oft seinen Gefährten in Uebertragung des Calderon nachgesetzt. Aber ein richtiges Urtheil über das Verdienst des Uebersetzers ist nur möglich, wenn

Digitized by Google

zwei Versionen dasselbe Original wiedergeben. Bisher war Malsburg mit andern Übersetzern nicht durch Uebertragung der nämlichen Verse in Concurrenz getreten. Jetzt ist dies geschehen. Den Alcalde von Zalamea, von Gries übersetzt, hat nun auch Malsburg uns gegeben; eben so einige von Beauregard Pandin übersetzte spanische Romanzen. Wir behalten uns vor, in beiden Arbeiten Malsburg und seinen Concurrenten zu vergleichen, aber den Vergleich auch durch Beweisthümer zu begründen. Dann möge der Leser urtheilen.

81.

## Das Original von Göthe's Romanze: Der Müllerin Verrath.

En manteau manteau sans chemise,
Non que l'ami en put manquer,
C'est que la sienne lui fut prise
En lieu charmant à rémarquer.

Surpris en cueillant une pomme,
Pomme de vingt ans au moulin,
On l'avait mis nu comme l'homme,
En le chassant de cet Eden.

Au bord glacé de la rivière,
Au point du jour, demi Janvier,
Il fit ce jour là sa prière,
Pensant à Dieu moins qu'au Meunier.

Le manteau, dans cette aventure
Et cette saison sans figuiers,
Le préserva de quelques injures,
Sans l'empêcher d'aller nu-pieds.

La bise soufflant à merveille
L'ami se fit de son manteau
Depuis la cuisse vers l'oreille
Culotte, habit, veste et chapeau.

Le soleil, qui parut en rire,
De pitié le vint réchauffer,
Mais son courroux devait suffire,
Son courroux prêt à l'étouffer.

A-t-on jamais vu dans le monde
Au rendez-vous plus de malheur!
C'est ce qu'il chantait près de l'onde,
Qui n'arrêta point sa douleur.

Le tour est pour vous trop habile,
Belle meunière aux yeux menteurs;
Laissez aux dames de la ville
A dépouiller leurs serviteurs.

Durant cette nuit de mystère
Vous appellez dix fois l'amour,
Et vous appellez votre mère
Seulement vers le point du jour.

Votre père dans la famille
S'en va chercher douze témoins,
Pour prouver que vous étiez fille;
Hélas! il n'en fallait pas moins.

Mais dites moi, témoins faussaires,
Vous qui voulez, quoi qu'il en soit,
Dans ma bourse, maudits corsaires!
Plutôt qu'au feu mettre le doigt;

Dites-moi, quand on vit en France
Une race de corbeaux blancs,
Et seulement une apparence
De meunière fille à vingt ans.

A ces mots l'ami se retire.
Épargnez-le, vent et glaçon!
Moi j'ai fait la chanson pour rire;
Ah! je rirai de ces garçons

Qui trompent la maîtresse honnête
Par des sermens le long du jour,
Et sont trompés par la grisette
La nuit au moulin de l'amour.

## Kleinigkeiten.

Wenn Talma und die Duchesnois im Théâtre Français auftreten, ist gewöhnlich das Haus voll. Aber ein Stück, das in Paris jetzt oft gespielt werden muß: Le Maire du Palais, von Ancelot, scheucht so sehr das Publicum zurück, daß, obgleich beide darin spielen, die Theatercasse vor kurzem nur — 603 Franken einnahm.

Man kennt den Vers des alten Dichters:

Peregi opus, aere perennius.
Vollendet ist ein Werk, das dauernder, als Erz.

Shakespeare hat einen ähnlichen Gedanken. Früher vielleicht, als er seine ersten dramatischen Werke schrieb, riß ihn das Selbstgefühl (im 55sten Sonett) so hin, daß er ausrief:

Nicht Marmor, nicht ein goldnes Monument
Von Fürsten wird die mächt'gen Verse überleben!

Darin, insofern von seinen Sonetten &c. die Rede ist, hat er sich allerdings geirrt, aber manches Fürstenmonument ist bereits in Staub zerfallen — seine Schauspiele leben immer noch!

Achtzehn Werke sind vor einiger Zeit in Rom verboten worden. Acht davon sind auf spanischem Boden entsprossen. Namentlich war die Uebersetzung von den Aforismos politicos escritos por un Filosofo del' Norte de la Europea darunter, die der brave Llorente geliefert hatte.

Ein junger Bildhauer, Laboureur, in Rom, hat den von Canova ausgesetzten Preis gewonnen, und das Modell in Gyps zu einer neuen Gruppe: Paris, wie er die schöne Helena zu Schiffe bringt, geliefert. Die Schönheit und Zartheit derselben setzte alle Kenner in Erstaunen.

Die Geistlichkeit in Rom besteht jetzt aus 19 Cardinälen, 27 Bischöfen, 1450 Priestern, 1532 Mönchen, 1464 Nonnen, 332 Seminaristen. Der dreißigste Einwohner, wenn wir die Zahl dieser auf 146,000 berechnen, war also ein — Geistlicher!

Lord Byrons und Walter Scotts Werke werden jetzt häufig ins Russische übersetzt. Katschenovsky hat für seine Landsleute den Mazeppa, die Braut von Abydos &c., und der Dichter, Schukovsky, den Prisoner of Chillon bearbeitet. Den Anfang von Walter Scotts Werken hat the Lay of the last Minstrel gemacht.

Der in Deutschland ebenfalls nicht unbekannte Bauchredner Alexander macht jetzt in London viel Glück.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 155.

5. Juli 1823.

Die Nord-Polarländer. Nach ältern und neuern Reisebeschreibungen, namentlich nach den Berichten Mackenzie's, Scoresby's, desgleichen der Seefahrer Roß, Parry und Kotzebue, und mit Benutzung der Werke Hooker's, Henderson's, Anspach's u. s. w. Mit 12 Kupfern und einer Charte. 3 Bändchen. Pesth und Leipzig, Hartleben, 1822. gr. Duodez.

Dieses für sich bestehende und verkäufliche Werk bildet das *26ste bis 28ste* Bändchen der Miniaturgemälde aus der Länder- und Völkerkunde und entspricht auch dieser Aufschrift vollkommen, wenn man darunter ein wohlgelungenes, richtig gezeichnetes und geschmackvoll ausgeführtes Bild versteht, das keinen charakteristischen Zug wegläßt, die Verhältnisse treu beobachtet und den Zuschauer in Stand setzt, in der meisterhaften Schilderung den Bekannten wiederzufinden, oder den Unbekannten kennen zu lernen.

Die Erreichung beider Zwecke ist gleich verdienstlich und willkommen. Denn auch der Leser, welcher Beruf, Muße und Gelegenheit gehabt, die ausführlichen, zum Theil kostbaren Werke durchzugehen und zu studiren, welche einem wohlgefaßten Auszuge zum Grunde liegen, wird oft das Bedürfniß empfinden, mit Einem Blicke das Wichtigste zu übersehen, was dort sehr zerstreut gegeben worden; sein Gedächtniß zu befragen, was an der Aussage eines frühern Erzählers, welche bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, durch eine spätere berichtigt sey, und an dem Urtheil eines Sachverständigen, der das Ganze sorgfältig verglich, das seinige zu prüfen. Der aber, dem ein viel besprochner, der Gegenwart und Zukunft angelegener Gegenstand nicht deutlich genug geworden, um eine Meinung auszubilden, die er vor seinem Verstande zu verantworten sich getraut, muß die Belehrung freudig aufnehmen, die weder seine Zeit noch sein Vermögen in nicht zu befriedigenden Anspruch nimmt, um seine Begriffe aufzuklären, seinen Blick zu erhellen und von der Ausbeute mühsam erworbener Kenntnisse und Erfahrungen auch für sich einen Antheil zu beziehen.

Es hat dem zu bescheidnen Verfasser nicht gefallen sich zu nennen, und wir vermögen nicht, ihn zu errathen; aber mit Vergnügen und Achtung erkennen wir, daß er allen Erforderniſſen seiner schweren Aufgabe gewachsen ist. Kunde, Umsicht, Theilnahme, Gerechtigkeit und Milde sprechen aus jeder Zeile. Er will nichts verschönern, nichts entstellen, nie der Zukunft vorgreifen, nie für erwiesen ausgeben, was nicht erwiesen ist. Seine Darstellung bildet ein Ganzes; die Uebergänge von einem Theil zum andern sind natürlich; nichts ist so kurz abgefertigt, daß es darüber undeutlich würde, und keine Schilderung aus einseitiger Vorliebe über die Gebühr ausgedehnt. Der Vortrag ist immer anständig, faßlich, anziehend; erhaben, wo der Beobachter sich emporgehoben fühlt; belustigend, wo der Menschenfreund sich erlauben darf zu lächeln. Wir tragen kein Bedenken, das Büchelchen der besten seiner Gattung an die Seite zu stellen. Jedes Alter, jedes Geschlecht, jeder Stand wird belehrter und besser durch eine Unterhaltung, die den Gesetzen der Anmuth überall treu bleibt.

Die Länder um den Nordpol sind minder reich an zugänglichen Schätzen der Natur, als die des gemäßigten und heißen Himmelsstrichs. Aber die Allmacht unsrer gemeinschaftlichen Mutter, ihre Weisheit, Güte, Erhabenheit und Schönheit verläugnet sich auch in jenen nicht. Sie gab dieser Zone, was keine andre besitzt und jede begehrt. Ihre Fauna und Flora ist bei weitem ärmer; aber es gewährt einen ganz eignen Genuß, übersehen zu können, was sie bietet; indeß anderswo die Fülle der Gaben, wofür kein Gedächtniß hinreicht, den Verstand zwar unaufhörlich beschäftigt, doch zugleich ermüdet und, im lebhaften Gefühl seiner Ohnmacht, fast betäubt. Wäre einem Geiste gegeben, alle Schranken der Erkenntniß nach und nach zu übersteigen, und, durch jede erworbene gestärkt, einer neuen mit vermehrter Kraft entgegenzueilen, so wäre ihm nicht übel gerathen, seine ersten Schritte auf festem Boden vom Nordpol zu beginnen. Auf flüssigem würde er vermuthlich einen andern Punct des Aufbruchs wählen. Denn das Geschlecht der Wasserbewohner erscheint hier in zahlloser Mannichfaltigkeit, und die Giganten des Oceans verweilen am liebsten in diesen Gegenden, um sich vor den Verfolgungen menschlicher Pygmäen zu retten.

Der Darsteller wendet sich in dem ihm vorgeschriebenen Kreise zuerst nach dem Polarmeer und den von

Roß und Parry entdeckten arktischen Hochlanden im Nordwesten. Von dort über Newfoundland, Labrador, die Hudsonsbay, und das nordwestliche America zum nordöstlichen Asien. Ueber Nowaja-Semlja, Lappland, Spitzbergen, Island und Grönland führt ihn sein Weg an die Stelle zurück, von der er ausging. Land und Leute, Erzeugnisse der Natur und Kunst, Geschichte, Verfassung, Sitten, Handel, Ausbildung, Verhältnisse gehen den Blicken des Lesers vorüber. Auch was man zu bestimmen bis jetzt vergeblich sich bemühte, ist angegeben, Wahrheit von Wahrscheinlichkeit, Vermuthung von Gewißheit gesondert, nichts erschlichen, nichts von allgemeiner Wichtigkeit übergangen. Eine vortreffliche Charte, welche alle Entdeckungen bis zum Jahr 1822 umfaßt, zwölf erläuternde, wohl gewählte, schön gestochene Kupfer erleichtern die Verständlichkeit der Erzählung und sind nicht minder willkommen als diese.

Ein Auszug aus einem gediegenen, die Grenzen der Brauchbarkeit nie überschreitenden Auszuge größerer Werke, ist nicht zu verantworten. Vielleicht aber fordern der Verfasser und unsre Leser die Aufstellung einiger Bemerkungen, die das Buch veranlaßt, damit wir beurkunden, ob wir verdienten, mit ihm bekannt zu werden, von ihm zu reden.

Gegen die Wichtigkeit einer nordwestlichen Durchfahrt, gegen die Löblichkeit aller bis jetzt darauf verwandten bezahlbaren und unbezahlbaren Bemühungen kann unter Personen, die mit ihren Worten Begriffe verbinden, kein Widerspruch Statt finden. Der Name Polisten und Antipolisten deutet nur so viel an, daß einige das Gelingen einer solchen Untersuchung für wahrscheinlich halten, andre nicht, beide haben triftige Gründe für sich; und sollten auch am Ende aller Tage die Antipolisten Recht behalten, so sind doch bis dahin die Polisten vollkommen berechtigt, den Versuch zu erneuern. Denn da der Fortschritt menschlichen Wissens und menschlicher Geschicklichkeit unendlich ist; da selbst die Natur mit dem Menschen in Bund tritt, um einer Zeit möglich zu machen, was der andern unmöglich war: so läßt sich durchaus nicht behaupten, der Zukunft müsse mislingen, woran die Gegenwart scheitert. Solange ein einziger Punct unerforscht bleibt, so lange ist auch die Denkbarkeit zulässlich, daß dieser einzige Punct zum Erfolg leiten könne. Weder Davis noch Hudson, weder Roß noch Parry, waren allgegenwärtig, und, selbst wo sie gegenwärtig waren, nicht immer durch ihre Verhältnisse begünstigt. Ein Eisberg mehr oder weniger entschied über ihre Fahrt. Vielleicht wird Jemand glücklicher seyn als sie, der ihnen an jeder Eigenschaft nachsteht, die sie des Glücks würdiger machte. Nicht an dieser Eigenschaft hat es ihnen gefehlt, aber an der Mitwirkung solcher Umstände, die nicht von ihrem Willen abhingen. Nur Unverstand kann sie tadeln, nur Undankbarkeit ihr Verdienst verkennen. Von dieser Undankbarkeit scheinen die strengen Tadler des würdigen Roß nicht losgesprochen werden zu können. Daß man jeden seiner Schritte nachäfft, daß man erforscht, was er nicht erschöpfte, ist wohlgethan. So soll man es auch mit seinen Nachfolgern und Mitbewerbern halten. Auf diesem Wege, und allein, wenn auf irgend einem, liegt die Annäherung zum Ziel. Läßt sich jedoch vielleicht, ohne Beimischung der Ungerechtigkeit, die Fähigkeit weder erwerben noch festhalten, das Verdienst eines Vorgängers zu erreichen oder gar zu übertreffen, so mag sie von Männern, die einer solchen Bestimmung gewachsen sind, geduldet werden; nur müssen die sich ihrer enthalten, welche Prometheus aus minder köstlichem Thon geformt hat.

Wir bekennen uns zu der Ueberzeugung, daß die Durchfahrt, wenn sie auch endlich gelingt, dennoch immer mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden seyn werde, um jemals einen sichern und allgemeinen Handelsweg zu begründen. Ob aber die Bemühungen der Polisten ewig unerreicht bleiben, so ist doch der Gewinn für die Wissenschaft unschätzbar, und mancherlei Kenntnisse, wie in großen Gefahren, unter beständigen Anfechtungen des Lebens und der Gesundheit, jenes zu fristen, diese zu bewahren sey, haben vielleicht nie einen größern Triumph gefeiert, noch so genügende Erfahrungen dargeboten, die nicht blos unter diesem ungastfreundlichen Himmel, auf den trüglichen Bretern eines Schiffs, anwendbar sind. Die um vieles leichter und einträglicher gewordene Wallfischfängerei, eine Schule für die Schifffahrt, die in größerer Vollkommenheit schwerlich aufgestellt werden mag, ist ein Erwerb, den kein Einwurf herabsetzen kann. Diese Rücksicht entscheidet allerdings vorzüglich für England, aber sicherlich nicht für England allein.

Die Beschiffung des Meers zwischen dem nordöstlichen Asien und dem nordwestlichen Amerika, worüber jetzt zwischen Rußland, Nordamerika und England verhandelt wird, ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit, kann schwerlich kürzer, deutlicher und einleuchtender aufgefaßt werden als in diesem Buch. Vor der Hand wird dabei um die kostbarste aller Pelzwaaren, um das Fell der Meerotter gestritten, welches im ganzen Morgenlande, besonders in China, den einträglichsten Zweig des Handels bildet. Daß keiner der genannten mächtigen Staaten sich gutwillig von diesem Handel ausschließen lassen werde, ist begreiflich. Daß, im Fall eines darüber ausbrechenden Kriegs, selbst die siegende Partei nur so lange auf ungestörten Besitz rechnen dürfe, bis die unterliegende neue Kräfte zum Angriff gesammelt hat, ist nicht minder unwidersprechlich. Nur gegenseitige Großmuth und Nachgiebigkeit kann die unabsehliche Fehde beendigen. Läge der Kampf zwischen Rußland und England allein, so spräche einige Wahrscheinlichkeit für dessen Beilegung. Beide Reiche haben, ungeachtet unverkennbarer Widersprüche ihres einseitigen Vortheils, doch auch so manchen leicht vereinbaren und gemeinschaftlichen, daß, welche augenblickliche Verstimmung sie trennen mag, sehr bald ein kluger Geist der Versöhnung zwischen ihnen wieder eintreten und sie überreden muß, selbst einen gerechten Anspruch wieder aufzugeben, um den ungeschmälerten Genuß eines andern, nicht minder bedeutenden, zu bewahren. Nur darf das stets verant-

Digitized by Google

wärtliche englische Ministerium durchaus keiner Begünstigung entsagen, welche Rußland sich bewogen finden möchte, den Nordamerikanern einzuräumen. Eine solche Entsagung, wenn sie auch die Noth oder die Uebereilung herbeiführte, würde nie von Dauer seyn. Nicht im brittischen Eigensinn — wieviel auch vorsätzliche oder unvorsätzliche Unwissenheit darüber fabelt — in der Natur der Sache liegt es, daß Rußland sich mit Nordamerika verglichen haben muß, ehe ein Vertrag mit England abgeschlossen werden kann. Nur ist gegen Nordamerika größere Vorsicht unerläßlich. Dabei kommt nicht blos der Handel in Erwähnung, sondern auch die Sicherheit und der Wohlstand der russischen Colonien im nordwestlichen Amerika und auf dessen Inseln; vor allem aber die Sicherheit seiner nordöstlichen asiatischen Küstenländer, welche, wie es scheint, der verwundbarste Theil des großen russischen Reichs, die verletzbare Ferse des gestählten Achilles sind. Darüber ist nicht unbesonnen zu entscheiden. Darüber können und dürfen sehr unterrichtete und wohlwollende Staatsmänner sehr verschiedener Meinung seyn. *Rußland hat, unter der Regierung des frommen und menschenliebenden Alexanders, Beweise der Großmuth und Nachgiebigkeit abgelegt, die sich ohne Verblendung nicht wegvernünfteln lassen. Auch sind wir weit entfernt, diese Tugenden den Nordamerikanern abzusprechen. Wir wünschen vielmehr aufrichtig, sie an ihnen zu bewundern.*

Ehe wir uns von einem Buche beurlauben, das so viel zu denken gibt, erfordert Wahrheit und Pflicht, eine Ueberzeugung auszusprechen, die aus allen den aufgeführten Thatsachen hervorgeht. Es gab eine Zeit, wo die Britten nicht das erste seefahrende Volk der Erde waren. Zufolge des Wechsels aller menschlichen Dinge, können und werden sie, über kurz oder lang, aufhören es zu seyn. Aber die, welche schon jetzt den Wunsch hegen, sie zu verdrängen und vielleicht dereinst Fähigkeit und Vermögen besitzen, sie an Geist, Kraft und Bildung zu übertreffen, werden doch dieses Ziel verfehlen, wenn sie es an strenger Mannszucht und pünctlicher Unterordnung, und an Belebung und Aufrechthaltung des religiösen Sinnes gebrechen lassen. Er allein hat Wunder der Ausdauer, Ergebenheit, Fassung und Entsagung bewirkt, fährt fort, sie zu bewirken, und ist, wo er abgeht, durch nichts in der Welt zu ersetzen. Alle Pflanzstätten unter Wilden, alle Ansiedelungen auf entfernten Eilanden, die gedeihen sollen, verdanken Fortdauer und Wohlstand einzig der treuen Bewahrung dieses Sinnes. Dadurch ist den Herrenhuthern gelungen, die ungezähmten Söhne der Labradorschen Waldgebirge zu verträglicher Geselligkeit zu führen. Wohl ziemt der Philosophie, eine Bildung, die das Christenthum begonnen, zu läutern und zu erheben. Sie forsche, prüfe, zweifle, bestimme und berichtige die Begriffe derer, die zu einer solchen Berichtigung herangereift sind. Aber ihre Zuversicht wird Vermessenheit, wenn sie denen ihre Zweifel aufdringt, welche ihre Beruhigung nicht zu theilen vermögen. Es ist weder menschenfreundlich, noch klug, zu fordern, was man nicht erhalten kann, zu zerstören, was das tiefgefühlte und allgemeine Bedürfniß der Kinder des Staubes, nicht ohne Gott, seit Jahrtausenden erbaute. Jacula sedem ne extergito!

99.

---

## Auch eine Ansicht über Las Cases.

Der §. VIII in Nr. 127 dieser Blätter bricht mit seltner Keckheit den Stab über Las Cases; zugleich aber gibt sich der Verf. die Blöße, durch seine Citationen darzuthun, daß er das Memorial nicht in der Originalsprache gelesen. Dieser Umstand dient ihm indessen zur nothwendigen Entschuldigung für die seltsame Behauptung: Napoleon habe Las Cases zum Besten gehabt, da er ihn den Sully von St. Helena genannt. Bösen Sinn aus dieser Stelle des Originals zu nehmen, hieße beweisen, daß man weder die französische Sprache versteht, noch eine Ahnung von dem Geist französischer Conversation hat.

„Las Cases ist ein Thor, außerdem ein Tropf, pinselhaft und theilt mit den übrigen Unglücksgefährten Napoleons — innerlich Narrheit und Geckenhaftigkeit bei äußerm Schein von Tugend und Edelmuth.“ Das ist nicht genug. Verachtung trifft den Enthusiasmus und die Anhänglichkeit, mit welcher er dem Kaiser ins Unglück folgte; sogar der Sohn, dem das beneidenswürdige Loos geworden, seinen Knabengeist durch den Anblick gefallener Größe zu kräftigen, kann durch seine Jugend kaum gleicher Verurtheilung entgehen.

Dieser strenge Richter gehört wahrscheinlich nicht zu den Verfechtern der Legitimität; dann würde er einen bessern Glauben an Las Cases edles Blut gezeigt — der Umstand würde ihn entwaffnet haben, daß er als guter Royalist während der Revolution emigrirte.

Soll dieser Unglimpf, der Las Cases trifft, aus Haß gegen Napoleon und seine Anhänger hervorgehen —? schwerlich! Haß setzt nothwendig Achtung voraus. Es ist unedel, einen überwundnen Feind zu verhöhnen — und jetzt, nach so langer Gefangenschaft, nach seinem Tode! — fern unsrer Zeit ist eine Sprache, wie jene Stimme sich vernehmen läßt, völlig im Contrast mit der öffentlichen Meinung! sie kommt nur um zehn Jahr zu spät, und 1813 fehlte es beinahe noch weniger an Sprechern als an Kämpfern; also wurde sie damals auch nicht vermißt. Man ist versucht zu vermuthen, daß der Verfasser, ähnlich dem Epimenides, so lange geschlafen hat.

Der vor kurzem noch stark verbreitete Kosmopolitismus, hat nun einem empörenden Indifferentismus den Platz gelassen, von dem hier sich eine Probe zeigt, nur mit dem Unterschied, daß er sich ohne die Larve von Religion, Tugend und Frömmigkeit, welche für Rede und Mienen Mode ist, diesmal frei und offen zu dem bekennt, was er ist.

Zwar genügt zu lesen, wie unser Verf. über Napoleon sich äußert, unter andern, daß er ihn die h o h l s t e Larve unsers Jahrhunderts nennt, um alle übrigen Behauptungen hingehen zu lassen; auch will ich wahrlich weder sie widerlegen, noch Napoleon vertheidigen. Dies Geschäft haben schon die Weltbegebenheiten übernommen, und die Geschichte hat damit vollauf zu thun. Es ist lächerlich, kritischen Maßstab — oder wohl gar einen moralischen an außerordentliche Menschen legen zu wollen, die sich nur selbst Regel, Gesetz und Commentar seyn können. Seit wenn begehren wir, daß Cometen nach u n s r e r Vorschrift Bahnen gehen, Erdbeben nur u n s r e n

Digitized by Google

Polizeigesetzen gemäß, und Vulkane nur zu unsrer Lust — ohne Schaden — ihre fürchterlichen Erscheinungen bewirken sollen? Da loben wir die Neapolitaner, welche dem heiligen Januarius die Macht zutrauen, den Strom der Lava von der Stadt abzulenken.

Und auch nicht verwundern kann man sich über die Meinung des Verfs., wenn man auf der folgenden Seite §. IX liest: Um der Menschen Anhänglichkeit zu gewinnen, müsse man sie keineswegs lieben, sondern verachten. Ein Satz, wenn er leider aus unsern Tagen Bewährung erhielte — doch etwas schwerer historisch zu begründen wäre, zumal da er der Christenreligion schnurstracks widerstreitet.

Wenn aber so geradezu ein edles Gefühl, wie Las Cases verehrende Anhänglichkeit für Napoleon, pinselhaft und Thorheit gescholten wird, ist es ziemlich, sich laut gegen ein solches Urtheil zu opponiren und sich durch die Versicherung zu verwahren, daß eine andre Gesinnung noch Gott Lob sehr verbreitet ist. Ehre bringt, wenn die Freiheit proscribirt wird, sich gerade in dem Augenblick für sie zu bekennen.

Mir hat das Memorial von Las Cases entgegengesetzte Empfindungen erweckt, welche selbst in diesen Blättern nicht ohne Befreundung geblieben sind. Sein Entschluß, Napoleon in die Verbannung zu folgen, die Art, wie er es ausführt, die anspruchslose Ergebenheit und Liebe, die er dem Geopferten weiht, sind schöne Ueberreste aus der Zeit echter Chevalerie; erstaunt begegnet man ihnen in unsern Tagen und kann sie nicht ohne Rührung betrachten. Nicht darauf eingehend, ob ein Mensch unsre Anhänglichkeit verdient — Gefühle spotten aller Moralien, Systeme und Grundsätze —; macht es den wesentlich achtungswürdig, der ihrer überhaupt fähig ist; aus Pflicht traurige Geschicke mit Würde theilen, macht verehrungswerth; aber sie theilen ohne Pflicht, mit Aufopferung alles irdischen Vortheils — aus edlem Gefühl — verdient, nach meiner Ansicht: Bewunderung! Ich kann den Mann, welcher diese mir einflößt, nicht in seinen Schwächen aufsuchen, für die mir beim Lesen des Memorials wahrlich kein Gedanke geblieben.

Und man sehe und höre nur, welchen Klang haben die Namen Bertrand, Eugen Beauharnois, ja Savary, selbst in Europa, und vielleicht noch mehr in der neuen Welt, und nicht minder in der alten! Der letzte hat sogar durch seine Anhänglichkeit an Napoleon, die er nun, wie immer, laut ausspricht, den Abscheu versöhnt, der aus den Jahren traurigen Drucks seinen Namen in vielen Theilen von Deutschland und Preußen begleitete, und wir sehen ihn jetzt gerade dort, wo er am meisten gehaßt war, sich der Achtung erfreuen.

Aber die Bewunderung, welche Las Cases erwerben kann, bei Seite, und abgesehen von der historischen Wichtigkeit seines Buches für die Zeit der Napoleonschen Herrschaft, welche die Geschichte doch nicht leicht ignoriren wird, gewinnt dasselbe aus einem besondern Gesichtspunct unsre Theilnahme mehr, wie alle seine Vorgänger. Wir sehen hier einen Mann von einer, Napoleon feindlichen Partei freiwillig sein Unglück theilen. Las Cases war dem Kaiser fremd, ihm aber der Kaiser nicht, unter dessen Augen er für Frankreich gearbeitet; er mußte den Tyrannen näher kennen, und war in keiner Zeit seines Glücks von ihm begünstigt oder gewonnen worden. Diesem Mann gebührt die Präsumtion der Unparteilichkeit. Er verläßt Vaterland, Frau und Kind, um den gestürzten Usurpator nach St. Helena zu begleiten, wohin ihn nicht die geringste Pflicht ruft. Dieß allein genügte, um uns anders von Napoleon denken zu lehren; ein Mann, dem dieses geschieht, kann nicht ohne edle Eigenschaften der Seele und des Herzens seyn.

Von den gerechten Vorwürfen der Familie Las Cases scheint unser Verfasser nähere Nachrichten zu haben, als das Memorial gibt. Diese würden allerdings mit den Gesinnungen unverträglich seyn, in welchen Las Cases von seiner Frau spricht; dann aber dürfte auch von einer Frau nicht sonderlich viel zu halten seyn, welche im Stande ist, ihrem Gatten Vorwürfe zu machen, und einem solchen Manne! Hätte sie auch selbst unter seinem Entschluß mehr gelitten, als es der Fall gewesen.

Aber mehr. Wir sehen nun Las Cases in den neuen Verhältnissen nicht nur das Vertrauen, sondern die Neigung und Achtung Napoleons gewinnen (mit welchen Augen muß unser Verf. gelesen haben, um das Gegentheil zu finden!), und es war wohl nur natürlich. Jener, welcher verdiente, sich ihm zu opfern, mußte der Dankbarkeit fähig seyn, und aus dieser mußte das Uebrige hervorgehen.

Es sind also gegenseitig wohlwollende Gefühle, die Las Cases mit Napoleon verbinden. Des erstern Alter und Stellung machen eine Gesinnung ganz unverdächtig, welche er dem Furcht und Abscheu verbreitenden Despoten darbringt, und vermittelst derselben, auf dem Wege der Liebe, macht Las Cases uns mit dem Menschen Napoleon — vertraut, was nicht wenig ist, da dieser sich bestrebte, bis zum letzten Athemzuge nur der Kaiser zu seyn. Las Cases thut es dabei mit so kindlicher Einfachheit, daß er mit religiöser Genauigkeit selbst das kleinste Detail der Förmlichkeit uns unverändert wiedergibt. Er weiß, daß in kleinen Zügen die Seele des Menschen sich am deutlichsten offenbart. Ganz, wie Las Cases lebte, dachte und empfand, sehen wir ihn, und wir sehen Napoleon, wie er im Seelenspiegel jenes Mannes lebte. Nicht daß wir durch ihn ein historisch kritisch getreues Abbild jener riesigen, camäleontischen Natur bekämen; aber er zeigt sie uns aus einem Gesichtspunct, aus welchem wir sie noch nicht sahen. Anders sprechen seine Anhänger aus mehr oder minderm Vortheil. Las Cases gehört offenbar zu keiner Partei! Nicht Haß — Wohlwollen ist in seiner Seele, und was er bitter empfindet, thut er im Kaiser, oder vielmehr der Kaiser in ihm. Freilich, wer die Sprache eines edlen Gefühls nicht versteht, der findet die Wahrheit hier nicht, und gleicht einem, der überhaupt die Sprache nicht versteht, in der ein Buch geschrieben, das er kennen lernen will.

Irren kann man sich allerdings, aber menschlicher ist es, an Gefühle zu glauben; so lange diese leben, wird Las Cases Memorial zu ihm sprechen, und billige Leser, so von Mit- und Nachwelt, werden ihren Dank ihm nicht vorenthalten — wie sehr er auch der Parteisucht mißfallen möge. 79.

---

## Miscellen aus London.

Zu London machen jetzt die Memoiren eines Mannes, der als Kind in die Gefangenschaft der nordamericanischen Wilden gerieth, und bis zum neunzehnten Jahre unter ihnen lebte, ungemein viel Aufsehen. Auch er bestätigt die sonderbare Erscheinung, daß Weiße, die zufällig in ihre Mitte gerathen, sich vollkommen an die Sitten und Lebensart derselben gewöhnen, und selten wieder dann ausscheiden wollen. Ihm selbst hat es viel Mühe gekostet, den Hang zur Rückkehr zu besiegen.

Der Abriß eines Systems der Staatshaltung von einem W. Joplin wird bitter angegriffen. Der alte Grundsatz der französischen Oekonomisten, Quesnay ꝛc., „daß aller Staatsreichthum nur durch den Grund und Boden basirt sey,“ ist von ihm, heißt es, nachdem man das längst widerlegt hat, als etwas Neues aufgestellt worden.

Digitized by Google

Literärisches
Conversations-Blatt.

Nr. 156.

7. Juli 1823.

## Ueber der Gräfin von Souza Roman: La Comtesse de Fargy.

Die öffentlichen Blätter kündigen uns eine Uebersetzung dieses Buches an; es hat mich so angenehm unterhalten, daß ich mirs nicht versagen kann, vermittelst dieses Blattes den Lesern, die nicht sehr nach Romanen jagen, so wie denen, die ihre Lectüre einzig darin bestehen lassen, im Voraus etwas darüber zu sagen. Es ist eine Gallerie höchst treu gemalter Portraits vornehmer Leute von Ludwigs XIV. Hofe und aus den ersten Jahren der Regentschaft. Der Hauptcharakter dieser Portraits beruht auf ihren Standesbegriffen, obgleich in sehr verjüngtem Maßstab; deshalb sind unsere Vornehmen *), so verschieden ihre Lebensweise und Formen sind, ihnen noch immer auffallend ähnlich. Ehe ich mehr über sie sage, halte ich mich einen Augenblick bei dem Vergleich auf, den ich mich nicht erwehren konnte, zwischen der Schilderung dieser geistreichen Französin und ähnlichen Versuchen in unserer Sprache zu machen. Wir nennen Gabriele, von Johanna Schopenhauer; die Frauenwürde, von Caroline Pichler; Ida, von Caroline von Fouqué — alle drei schildern vornehme Welt; alle drei haben jeder in seiner Individualität begründete Kenntniß des menschlichen Herzens; allein die Menschen, die sie uns schildern, sind nicht Vornehme, sondern romanhafte Personagen am Hof und in Pallästen. Es sind Baroninnen, wie sie seyn sollen; adelige Bösewichter, wie sie seyn möchten; Prinzen, wie sie gar nicht zu seyn brauchen. Man kann gar nicht sagen, daß es keine solchen Charaktere in dieser Menschenclasse gebe; denn unsere angehende allgemeine Bildung, die, nebst dem Hauptzug der Nation, der sogenannten Gemüthlichkeit, sich auch unter den höchsten Ständen verbreitend, bringt ganz barocke Erscheinungen hervor; allein dann sind es keine abstract genommne Vornehme mehr, sie sind schon von der allgemeinen Menschheit angesteckt und bemakelt worden. Die echten Vornehmen sind in Deutschland auch sehr dünn gesäet; die vielen Höfe und Höfchen vertheilen sie bis zur Unbedeutenheit. — Ich möchte sagen, daß Wien Vornehme habe. Berlin ist noch gar jung, und hat sich zu einer Zeit gebildet, wo der Adel, dessen Kern die Vornehmen sind, schon von Ansprüchen an Verstand und Kenntnissen zu leiden begann, also kein rechter privilegirter Adel mehr war. In England gibt es Vornehme; allein da sie auf die unerschütterliche Basis einer Constitution gestützt sind, hängen sie durch tausend Interessen mit der Nation zusammen — das ist gar nichts — die rechte, eigentliche Vornehmheit bestand in Frankreich allein. Dort hatte sie wirklich etwas Idealisches durch große historische Erinnerungen und eine gänzliche Absonderung von der übrigen Nation. Jedoch zum Adel gehörte sie, und dieser, durch eine Entwickelung, die tief in der französischen Geschichte begründet ist, befand sich, rücksichtlich seiner Bildung und den Wissenschaften, in einer sehr ehrenwerthen Stellung, wie die französische historische und theologische Literatur seit Ludwig dem Heiligen beweist, deren Verfasser fast ausschließend zum Ritterstande gehören. Wegen dieser Vorzüge, mit ihren Vorrechten verbunden, begreift man, wie sich die Nation eine solche Einrichtung sehr ruhig gefallen ließ. Sie sah die Vornehmen an — wie etwa eine gothische Kirche ihren Thurm: obgleich der Gottesdienst in ihr gehalten wird, hängen doch in jenem die Glocken, mit denen man die Leute zusammenruft. Die Ansichten, welche die Vornehmen von ihrem Verhältniß zu dem Volke hatten, waren auch idealisch. Sie gingen von dem angeborenen Begriffe aus: daß ihre Untergebenen ihre Creaturen, das Volk aber überhaupt nur Creaturen wären. Bewog sie nun persönliche Güte, gut gegen sie zu seyn, so war dies sehr rühmlich von ihnen; verfuhren sie barbarisch, so war es in der Unschuld ihres Herzens, und ich nehme sie alle in Schutz, bis zu dem Prinzen von Conti, welcher zu seiner Kurzweil mit seiner Armbrust Dachdecker vom Giebel schoß — sobald das Gesetz die Frevel nicht straft, muß sich der Begriff von Recht und Unrecht in den Köpfen der Straflosen, ja nach und nach in den Köpfen der in Staub Getretenen verwirren.

Aus dieser idealisch vornehmen Welt erzählt uns Frau von Souza eine Geschichte. In Deutschland

*) Ich bitte doch grands seigneurs also übersetzen zu dürfen. Es ist etwas anders, wie Adel, über den ich gar das Scherzen nicht leiden kann.

müßte so ein Roman „ein stiftsmäßiger“ heißen. Die Ahnentafeln von Fr. v. S. ihren Helden stehen in allen Geschichtsschreibern seit Wilhelm von Tyrus bis zu Boulainvilliers herab. Späterhin finden sich in den historischen Documenten einige Lücken, dann erlebten wir ältern einen Zeitpunct, in welchen einige dieser Namen in Diamantfeuer aufblitzten (während der Versammlung der Notablen), aber die Masse derselben hat sich seit ihrer Auswanderung nach Koblenz mit der Geschichte überworfen, so daß schon in unsern Tagen manch Einer darauf gekommen ist, dieses ganze Geschlecht, diese Enkel von Frau von Souzas idealischen Vornehmen, für Mißgeburten oder Undinge zu halten — was denn sehr abgeschmackt ist, denn wären sie nicht wirkliche Menschen, wie wir alle, so könnten sich nicht so viele Millionen von ihnen am Leitseil führen lassen, da man bekanntlich in zahlreicher Gesellschaft den Alp und die Kobolde nicht scheut, und sie sich auch nicht blicken lassen.

Frau von Souza erzählt von einer reichen Erbin, die beim Austritt aus dem Kloster mit einem reichen Mann verheirathet ward; zum Glück findet sie ihn sehr liebenswürdig und hat die beste Neigung, glücklich mit ihm zu seyn. Graf von Fargy, so heißt der Gemahl, klagt sich selbst bei ihr des Fehlers unbändiger Heftigkeit an; die Zeit bestätigt dieses Geständniß, aber was noch schlimmer ist, sie bringt die gänzliche Verschiedenheit und Denkart beider Gatten zu Tage. Fr. v. Fargy ist eine Bewunderin von Frau von Maintenons Tugend und Ludwigs XIV. absterbender Größe; der Graf ist ein Anhänger des Herzogs von Orleans und Mitgenoß seiner Vergnügen. Mit idealer Ehrerbietung, wie der verruchte Cham sie nicht hatte, deckt aber Frau von Souza die Blößen dieses Altvaters aller Verderbniß zu, so daß es keinem Leser einfallen kann, daß der würdige Graf von Fargy mit dem Abbé Dubois eines Gelichters seyn könnte. Das ist ein großer Grundsatz heut zu Tage: das Böse der Vornehmen, ja das Menschliche derselben zuzudecken. Ich kenne Männer, die von dieser Nothwendigkeit so durchdrungen sind, daß sie Anstoß nehmen, von einem Vornehmen zu sagen, daß er gestorben sey. Es ist wahr, es ist etwas Gewagtes darin, eine Person dieses Ranges also mit dem elendesten Bettler gleichzustellen; doch diese Schonung hilft nur bis zu einem gewissen Punct, wie die Gruft von St. Denis beweist, trotz dem erhabnen Staatsgrundsatz: le Roi ne meurt pas — genug, die Ehe unserer Gräfin Fargy wird zu einer ziemlichen Unehe, es kommt zwar gar nichts nach unsern, sogar bei unsern meisten Vornehmen noch ziemlich beschränkten Begriffen vom Ehethum, Unziemliches zum Vorschein; im Gegentheil! Verkehrtheit und Selbstsucht sind mit allem Reiz der frömmlichen Empfindung und vornehmen Reichthums geschmückt, und die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Gräfin beruht in dem abstracten Begriff ihres Standes. Sie hat einen einzigen Sohn, über den ihr der Graf volle Freiheit läßt bis zu seinem funfzehnten Jahre, um ihn zu einem christlichen Cato zu bilden; von da an nimmt er ihn selbst in die Hand, scheint ihn aber zwar nicht mit der Sorgfalt eines gewissenhaften Vaters, aber mit der Vorsicht eines vornehmen Mannes zu führen. Eben in dieser Zeit starb Ludwig XIV. und seinem, aus abgelebten Heuchlern und armen Sündern bestehenden Hof folgte des Regenten zügellose Sittenlosigkeit. Graf v. Fargy öffnete nun sein Haus der Gesellschaft, welche, wie es sich ziemte, seine sträflich strenge Gemahlin empfangen mußte, und von der sie sich, um ihren jungen Cato den Wölfen nicht gänzlich Preis zu geben, nicht ausschließen durfte. Wir können uns den Gegensatz zwischen diesen beiden Menschen gar nicht recht vorstellen, weil wir in unserm ehrlichen Deutschland das Böse und das Gute immer nur in ganz kleinem Maßstabe sehen. So ein Roué! lieber Gott! der steigt zu einer Schauspielerin, sticht deren Gatten seinen Dolch in den Leib, und ein gewisser Correspondent hofft, um seines neuen großen Namens wegen soll man ihm die Schmach ersparen, und der König ihn pardonniren. Da sieht man gleich die deutsche romanhafte Vornehmheit! Solche Familien, die nicht in der Geschichte genannt werden (die Reichsprocesse sind keine Geschichte), haben auch nie geköpfte oder gefangene Vettern gehabt — diese Leutchen sind gegen des Regenten Genossen nur kleine Jungen! Eben so ists mit den Tugenden unserer vornehmen Heldinnen. Die vortrefflichsten Gräfinnen, ja Fürstinnen unserer Romane haben alle etwas Kammerjungfernmäßiges in Vergleich so einer Gräfin von Fargy, — der es nicht einmal so viel Geld kostet, denn wir erfahren nichts von ihren Shawls, noch Mahagony-Geräth, noch Perlenhalsbändern.

Nachdem der Graf sein Vermögen durch Prachtaufwand sehr vermindert hat, fängt er an, ohne Vorwissen seiner Gemahlin, in der damaligen, im Schwange gehenden Actien-Lotterie des berüchtigten Law's zu spielen. Er gewinnt Millionen und eilt verrückt, vor Entzücken, der Gräfin sein Glück zu verkünden. Sie nimmt diese Nachricht ganz in dem Charakter einer pflichterfüllten, frommen Frau, nach Maintenonschem Recept auf. Nicht mit Unrecht findet sie der Graf ein Bischen fatal und den kleinen Cato ein Bischen unverschämt. Allein unersättlich, wie der Gelddurst ist, spielt der Graf fort und verspielt alles bis zum letzten Rest seines Vermögens. In dieser verzweiflungsvollen Lage eilt dieser, bis zum Wahnsinn heftige Mensch zu seiner Gattin, um sie zu einer Unterschrift, die ihm ihr Vermögen in die Hand gebe, zu bereden. Die Gräfin, welche die gänzliche Verarmung ihres Sohnes vor Augen hat, verweigert dieses Opfer; der Sohn, der vielleicht seine Mutter beraubt zu sehen fürchtet, läßt sie walten, und diese Fehlschlagung steigert den Wahnsinn des Grafen bis zur wildesten Raserei. Der Auftritt ist mit größter Wahrheit beschrieben — ich weiß nicht, ob Frau von Souza weiß, welche Gesinnung ein Mann erregt, der sich aus zügellosem Gelddurst diesem schreck-

Digitized by Google

lichsten Elend in die Gewalt gibt. Chirac, ein in vielen Memoiren jener Zeit genannter Arzt des Regenten und nachmals Ludwigs XV., führt den Unglücklichen eilig aufs Land, stimmt, um seine Wuth einigermaßen zu besänftigen, seinem Zorn gegen die Gräfin bei, weiß diesen Zorn aber seinem Sohne gänzlich zu ersparen, so daß er diesen zum Krankenpfleger annimmt. Mit einer gänzlichen Hingabe widmet sich der Jüngling seinem unglücklichen Vater; der Jammer seines Herzens und die Heftigkeit, von der er immer Zeuge, oft Gegenstand ist, bringen ihn an den Rand des Grabes. Chiracs Vorstellungen, der Mutter banges Flehen bewegen ihn nicht, von einer Aufgabe abzustehen, deren Lösung, wie Chirac versichert, sein Leben untergräbt, oder noch schrecklicher! ihn ebenfalls mit Wahnsinn bedroht. Chirac stellt seine Gefahr endlich so dringend vor, daß seine Mutter, welche, außer Thränen und Klagen, kein Mittel zu haben scheint, um ihren Cato zur Annahme eines vernunftgemäßen Entschlusses zu bringen, endlich darauf verfällt, ihn glaubend zu machen, er sey nicht ihr und des Grafen von Fargy Kind, also gar nicht verpflichtet, dem Grafen sich zu widmen. Die Verzweiflung des Jünglings kennt eben so wenig Grenzen, wie der Schmerz der Gräfin, aber der Kunstgriff wirkt. Der Verstoßne will den Namen seiner Aeltern wissen; die Gräfin hat vergessen, sich auf eine Lüge zu besinnen; sie kann nur ein Gelübde des Stillschweigens vorschützen, und nun legt jener den Schwur ab, sie nie wieder zu sehen, bis sie ihm die Urheber seines Lebens genannt hat. Da er sich von dem Augenblick an aller Pflichten gegen den Grafen enthoben glaubt, macht er nicht die geringste Schwierigkeit mehr, ihn zu verlassen; die Gräfin sieht auch ein, daß er gar kein Recht hat, zu ihm gelassen zu werden; er geht also ohne Weiteres in die weite Welt, und die Gräfin bezieht, die Verzeihung im Herzen und ihres Sohnes lebensgroßes Bildniß, dem sie eine Art Cultus erzeigt, vor Augen, eine Wohnung im Elisabeths-Kloster zu Paris.

Meine Leser meinen, das habe ich falsch gelesen? Nein. Die Gräfin v. Fargy, eine pflichterfüllte, gottseelige Dame, welche ihres Lebens Entzweck in die Erziehung ihres Sohnes legte, ist nicht fähig, bei einem fürchterlichen Unglück sich der Vorsehung zu unterwerfen, noch ihrem Sohn Unterwerfung zu lehren; sie ist nicht fähig, ihre Kräfte zu dem Weiseren zu verwenden, noch ihres Sohnes seine mit dem Ansehn der Gehorsam gewährten Mutter dazu aufzufordern, sondern sie sucht seine Rettung in der Unnatur einer Lüge, gegen die sich ihr Gefühl drei Tage lang streubt, und die sie nicht einmal hinreichend überlegt, um ihres Sohnes nächste Frage: „wer sind denn meine Aeltern?" vorauszusehen. Und der kleine Cato aber knüpft seinen ganzen Pflichtbegriff an die Rechte der Aeltern, und verläßt den unglücklichen Verrückten, zu dessen Erleichterung er sich bisher für unentbehrlich hielt, das trostlose Weib, die ihm ihr ganzes Leben geweiht hatte, so bald er sich nicht mehr für ihren Sohn hält. Warum? aus Gottlosigkeit? — Behüte! — er ist einen halben Band durch in Verzweiflung; — sondern weil er ohne alle diese Unnatur nicht in Verzweiflung hätte kommen können, und also gar kein interessanter Marquis mehr gewesen wäre. Was hätten die Leute thun können? Hätten sie, wie ganz gemeine Christen-Menschen, die Mutter, ihrem Gatten die beste Pflege verschaffen; der Sohn, seines Vaters besudelten Namen durch Tugenden wieder zu Ehren bringen sollen? — das wäre das Ideal der Vornehmheit schlecht verstanden und gänzlich zerstört. Eine echte Gräfin kann einen Unglücksfall nur als eine unerträgliche Sache ansehen, weil sie ein solcher zur gemeinen Menschheit herabzieht; eines idealischen Grafen Ehre kann nicht besudelt werden, also braucht sie keiner Herstellung — nur das Vermögen muß wieder hergestellt werden, und das thut auch die Gräfin; denn Geschäftsgeist gehört zu einer idealischen Gräfin; da sich hingegen unsere Vornehmen, wenn sie tugendhaft sind, in holder Weiblichkeit nur mit dem Kindsbrei befassen.

Doch genug! Der Wahnsinnige bleibt unter Chiracs Obhut, welcher das Glück hat, ihn nach einem Jahr wieder herzustellen; dem Sohn wird der ihm aufgedrungene Irrthum benommen, und er kehrt in die Arme seiner Mutter zurück. — Und keine Liebe in der ganzen Geschichte? — O ja wohl! der Roman hat, wie die englischen Lustspiele, eine doppelte Intrigue. Er macht uns gleich im Anfang mit einer Großmama, ihrer Enkelin und ihrem Hausfreund bekannt. Diese Enkelin knüpft, vermittelst dem Sohn der Gräfin von Fargy, das Band zwischen den zwei Interessen des Romans, und der Leser hat, ehe das Buch endet, die Genugthuung, sich von einer glücklichen Familie zu verabschieden.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Aus Paris.

Den 9. Junius 1823.

Wenn die meisten Schauspielhäuser während dieser warmen Witterung fast leer stehen, und selbst ein Talma, umgeben von den ausgezeichneten Künstlern des ersten französischen Theaters und in seinen bekanntesten Rollen weder Parterre, noch Logen zu füllen vermag, so ist dagegen im Theater de la Porte St. Martin jeden Abend ein dichtes Gedränge von Schaulustigen, die alle kommen, um Mazurier, den lächerlichsten Polichinellen von Frankreich, zu sehen, der vor Kurzem in der Hauptstadt angekommen ist. Ein pantomimisches Ballet: Polichinel Vampire genannt, ist hier in der Eile und blos mit Rücksicht auf das Talent des Ankömmlings, componirt worden. Leontina, die Tochter eines Fürsten, welcher die Insel der Stummen beherrscht, liebt den Julian, der an Dandini einen Nebenbuhler hat. Wie die Tochter, so ist auch der Fürst dem erstern mehr geneigt; aber Julians abwesender Vater hat noch immer die lange erwartete Einwilligung in die Vermählung seines Sohnes nicht zu erkennen gegeben, und so erklärt der Fürst denn endlich, daß,

Digitized by Google

wenn bis zum nächsten Morgen der erwartete Brief nicht ankomme, Dandini sein Schwiegersohn werden solle. Dieser erfährt von seinem Bedienten Merlin, daß Polichinelle, der Bote Julians, schon der Insel nahe sey. Alles kommt nun darauf an, ihn wenigstens bis zum nächsten Morgen vom Schloß entfernt zu halten. Merlin übernimmt das. Er schildert Polichinellen dem Landvolk als einen Vampyr, zeigt sein Bild und bewaffnet so im Voraus alle Hände gegen ihn. Es ist Nacht, und Polichinelle erscheint in einem Ballon, den der Sturm nahe am Ufer ins Meer wirft. Er muß mit den Fluthen kämpfen; endlich steigt er ans Land. Nichts ist lächerlicher, als diese erste Erscheinung auf dem Trocknen. Das possirliche Ungethüm mit dem spitzen Bauche, dem correspondirenden Höcker, der mächtigen Nase, was schon durch seinen Anblick allein zum Lächeln nöthigt, reißt durch seine Bewegungen unwiderstehlich zum lauten, herzlichen Lachen hin. Es kämpft mit der Ermattung, scheint hundert Gelenke auf einmal zu bewegen, und fällt zuletzt erschöpft in sich zusammen. Kaum ist es wieder zum Leben erwacht, so wird es auch von dem Landvolke bemerkt und angegriffen. Schnell schwingt es sich auf einen Baum, aus dem es nun seine Festung macht, von welcher aus es bald defensiv, bald offensiv gegen seine Feinde agirt. Aus den Zweigen macht Polichinelle seine Waffen, und, nicht zufrieden, sie in seinen Händen zu schwingen, befestigt er auch lange Stäbe an seine Beine, mit denen er von oben herab um sich schlägt, und die ihm bei einem Ausfall als Stelzen dienen. Hier zeigt er besonders seine Kunst; denn, als er, von allen Seiten angegriffen, sich mit den Stelzfüßen nicht mehr vertheidigen kann, spannt er den einen los und schwingt ihn in den Händen, und tanzt dabei eine lange Zeit auf dem andern immer kämpfend umher. In dieser Positur ist auch Polichinelle schon im Steindruck erschienen, und in noch einer andern, wo er seine Beine in einer entgegengesetzten Richtung und so auf die Erde hingestreckt hat, daß sie eine gerade Linie bilden, in deren Mitte sich der Obertheil des Körpers erhebt. Ich hätte dieser Stellung schon früher gedenken sollen, denn sie geht dem Kampfe voraus und gehört einer Scene an, in welcher Polichinelle, der zufällig die versammelten Mädchen des Dorfes antrifft, durch seine Possierlichkeit ihre Gunst zu gewinnen sucht. Doch die Folgereihe der verschiednen Auftritte ist von keiner Wichtigkeit. Das Ende endlich führt ein gewagter Sprung herbei. Alle Tapferkeit Polichinelle's ist nicht im Stande gewesen, ihn bis ins Thor des Schlosses zu bringen, um so mehr, da auch die Garden gegen ihn aufgestanden sind; aber der Tag naht, und aller Verzug ist gefährlich. Da faßt er endlich einen kühnen Entschluß und springt von seinem Baume in das obere Fenster des Schlosses, was gegenüber an der andern Seite der Bühne liegt. Was nun folgt: die Wonne auf der einen, der Schmerz auf der andern Seite, sind eines Theils Nebensachen und verstehen sich andern Theils von selbst. Wichtiger ist es, zu bemerken, daß, als der Vorhang fällt und die Schauspieler sich gegen das Publicum verneigen, Polichinelle sie alle überbietet und seine Nase auf eine wahrhaft komische Weise gegen die Erde stößt. Lauter Jubel lohnt ihn reichlich für diese Kreuzigung seines Fleisches.

Polichinelle Mazurier wird beim Theater de la Porte St. Martin, wie man sagt, für fünf Jahre engagirt werden, und neue Ballete sind schon in der Arbeit.

Am 5ten d. M. fand vor einem der hiesigen Gerichtshöfe erster Instanz eine Verhandlung Statt, welche vom Anfang bis zum Ende das Publicum in lautem Gelächter erhielt. Selbst die Richter konnten sich dessen nicht immer, oder nur mit sichtbarer Mühe erwehren. Die Klage war höchst einfach. Ein berühmter Zahnarzt hatte der Baronesse de M. für 500 Fr. zwei Reihen Zähne verfertigt und behauptete, einige Zeit nachher eine dritte nachgeliefert zu haben, für die er 250 Fr. verlangte. Weil die Baronesse diese letztere zu bezahlen sich weigerte, so ließ er durch seinen Advocaten darauf antragen, daß sie hierzu vom Gerichte möge schuldig erkannt werden. — Der Advocat der Baronesse excipirte hiergegen im Wesentlichen folgendermaßen.

„Meine Herren! Im Laufe des vorigen Jahres gab der Herr Kläger eine Schrift heraus, worin er, nach einer sehr gelehrten Einleitung, welche von dem Nutzen und der Annehmlichkeit falscher Zähne handelt, die Welt mit einer neuen Erfindung bekannt macht, die man ihm verdanken und über welche ihm schon viel Schmeichelhaftes von allen Seiten gesagt worden sey. Diese Erfindung besteht in der Verfertigung von Menschenzähnen aus den Hauern des Nilpferdes, aber von so schönen, dauerhaften, blendend weißen Zähnen, daß man nach der Beschreibung, welche die gedachte Schrift davon macht, zu glauben veranlaßt wird, der Herr Zahnarzt habe die Natur übertroffen, und man thue wohl daran, die Zähne, welche man ihr verdankt, ausreißen zu lassen, um sie gegen andre aus der Fabrik dieses geschickten Künstlers zu vertauschen. Urtheilen Sie nun, meine Herren, ob meine achtungswürdige Clientin, die auch nicht einen einzigen mehr übrig hat, so lockenden Verheißungen widerstehen konnte. Ist doch der Wunsch, die Verheerungen der Zeit zu verbergen, ihrem ganzen Geschlechte gemein! Eilig bestellte sie daher zwei vollständige Reihen Zähne, und innerhalb vierzehn Tagen sah sie sich im Besitz dieses Schatzes, der sie um zwanzig Jahre verjüngte und ihrem Munde den Glanz und die Frische der Jugend wiedergab. Mit Freuden wurden die verlangten 500 Fr. bezahlt. Aber, meine Herren, wie kurz war diese Freude! Nichts ist dauernd hier auf Erden. Kaum acht Tage hatten diese Zähne, welche die härtesten Speisen sollten zermalmen und selbst als Nußknacker dienen können, ihren Platz behauptet, als sie eines Morgens der Baronin, welche mit der größten Behutsamkeit eine Suppe aß, auf den Teller fielen."

„Denken Sie sich, meine Herren, ihr Erstaunen und ihr Mißvergnügen. Der Zahnarzt ward gerufen und mit Vorwürfen überhäuft. Er entschuldigte sich, redete mit vielem Scharfsinn über die wahrscheinlichen Ursachen einer so außerordentlichen Begebenheit, versicherte, daß dies das erste Beispiel der Art sey, sammelte endlich die Zähne, welche zum Theil noch in der Suppe lagen, zusammen, steckte sie in die Tasche und versprach, sie auf eine dauerhaftere Weise wieder zusammenzusetzen. — Der Herr Zahnarzt, wir sind ihm dieses Lob schuldig, hat Wort gehalten: seit einem Monat behaupten die Zähne den ihnen angewiesenen Platz, und gern wollen wir dies seiner Geschicklichkeit zuschreiben, wenn wir gleich, ohne ungerecht zu seyn, auch die große Behutsamkeit der Baronin, welche sich jeden gefährlichen Bissen versagt, mit in Anschlag bringen könnten. Aber wie dem auch sey, kann der Herr Zahnarzt jetzt mit Recht eine neue Forderung machen? und wenn er es thut, hat meine Clientin Unrecht, wenn sie ihm die Zähne zeigt?"

Nunmehr ging der Advocat zur juristischen Beurtheilung der Thatsachen über und schloß seinen Vortrag mit der Bitte, daß der Kläger mit seinem Verlangen abgewiesen werden möge.

Das Gericht hat einen andern Weg eingeschlagen und ex officio auf einen Beweis von Kunstverständigen erkannt; diese sollen die Zähne der Baronin untersuchen, und das Protocoll dieser Untersuchung der fernern Entscheidung zum Grunde gelegt werden. — So kann man denn noch einer lustigen Verhandlung entgegensehen.



Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 157.

8. Juli 1823.

## Quentin Durward.

(Neuer Roman von Sir Walter Scott.)

Macbeth's Ausrufungen in der Zauberhöhle vor der vorüberschwebenden Reihe der Schattenbilder schottischer Könige wird immer anwendbarer auf den schottischen Zauberer, auf dessen Wink die edelsten Gestalten der Geschichte kräftig und lebensvoll aus der Leinwand hervorspringen. „Ich will keine mehr sehen!" wird schwerlich mit Macbeth ein Leser sagen, solange der reiche Geist auch durch die Geschenke, die unter seinen köstlichsten Gaben stehen, uns noch so mächtig anzuziehen weiß. Selbst seine Bewunderer aber unter den strenger urtheilenden Lesern haben schon bei den letzten Erzeugnissen den Kopf geschüttelt und mit warnendem Finger ermahnt, keineswegs — den Spiegel wegzuwerfen, der uns noch viele neue Gestalten hoffen läßt, wohl aber, nicht durch Eile seine glücklichen Eingebungen zu verderben; sie haben laut gewünscht, er möge so viele glänzende Skizzen hinwerfen, als es ihm beliebe, wenn er sich nicht die Zeit nehmen wolle, sie auszuführen, doch es nicht versuchen, aus erschöpftem Geiste eine Geschichte herauszuspinnen, wofern er nicht von hundert handwerksmäßigen Erzählern geschlagen werden wolle; denn zeichneten seine Werke sich durch poetische Trefflichkeit, durch Vorzüge in Charakteristik und Schilderungen aus, so würden seine besten Gemälde leben, wenn das Gerüste seiner Geschichten längst vermorscht wäre. Man hat nicht mit Unrecht ihm vorgeworfen, daß seine Plane gewöhnlich übel angelegt sind, und seine Erzählungen, blos mit Ausnahme der Braut, keine andere Haltung, als in der Charakteristik haben. Wir geben dies zu, wenn wir nur seinen höhern Eigenschaften, dem echt dichterischen Geiste, der in seinen Werken weht, seiner freien und erhebenden Lebensansicht, seiner grosartigen Ironie, ihre Ansprüche gesichert haben. „Er ist," sagte unlängst ein strenger englischer Richter, „gerade das Gegentheil von Richardson, dessen eindringlichste Scenen Wirklichkeit für uns durch so viele Vorbereitungen empfangen, daß wir dem Verf. glauben, wie wir unwillkürlich einem umständlichen Erzähler trauen. Die besten Scenen unseres Erzählers aber sind durch einige Meisterzüge aufgehellt, durch einen freien glänzenden Pinsel, und jede ist für sich anziehend, unabhängig von der Kette, die sie verbindet. Wir denken an ihn als an den Entdecker der bessern Eigenschaften unseres Wesens, die er nicht mit dem Spaten der Philosophie mühsam aufgegraben, sondern durch die Wünschelruthe des Genius gefunden hat, als den Erfinder grosartiger, herzergreifender Scenen, deren wir nicht als Abschnitte aus Waverley und andern Werken, sondern als Abschnitte aus dem großen Buche des Menschenlebens uns erinnern." Wir gestehen, daß auch uns des Verf. letztes Werk Peveril *), bei seinen schönen Einzelheiten, die hier in dem mislungenen Ganzen desto heller glänzen, unter allen am wenigsten angesprochen hat, und sey es, daß die ungebührlich übereilte Verdeutschung dem Werk nicht volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, oder daß die in demselben liegenden Mängel Schuld daran sind. Die deutsche Lesewelt scheint es keineswegs so gut aufgenommen zu haben, als es bei der Mehrzahl der englischen der Fall gewesen ist. Sein neuestes Erzeugniß nahmen wir daher nicht in der günstigsten Stimmung zur Hand; aber wenn wir sagen, daß wir, gleich in den ersten Abschnitten durch einen mächtigen Zauber angezogen, es mit steigendem Antheile gelesen haben, und doch nicht so erhoben und hingerissen worden sind als von des Verfs. frühern Werken, so wird sich dies vielleicht erklären, wenn wir von dem Eindrucke, den es auf uns gemacht hat, Rechenschaft zu geben suchen.

Die Einleitung, auch diesmal ein sehr anziehendes kleines Ganzes, das die Verdeutscher hoffentlich nicht wegschneiden werden, bringt uns mit dem Verf. nach Frankreich. Er gehört, sagt er, zu denjenigen, die Ländereien und Viehstand haben und verkaufen, was die armen Aehrenleser, die von Hammelrippchen leben und sich freuen, wenn das Brot um drei Pence gefallen ist, kaufen müssen; aber, obgleich er durch dieselben Ereignisse zur Verzweiflung getrieben wird, über welche ganz Grubstreet **) die Fenster erleuchtet, wenn

*) Ein sauberer und correcter Abdruck des Originals ist vor kurzem in Leipzig (bei E. Fleischer) erschienen.

**) Bekanntlich eine Straße in London, wo Kaffeehauser

Grubstreet Lichtstümpfchen dazu entbehren könnte, so hat doch auch er, wie Alle, die über Geldmangel klagen, zu dem allgemeinen Mittel seine Zuflucht genommen, sich eine Zeitlang in südlichen Gegenden aufzuhalten, um einige Steinkohlenladungen zu ersparen und zugleich allgemeine Theilnahme an seinen verfallenen Umständen zu erwecken. Oft denkt er freilich an die heimathlichen Lebensgemächlichkeiten zurück und kann sich nicht an die ausländischen Ersatzmittel derselben gewöhnen; sein englischer Magen sehnt sich stets nach den echten Beefsteaks aus Dorchens Küche, die heiß vom Roste kommen, braun von außen, und scharlachroth, wenn das Messer sie trennt. Alle Leckerbissen von La Vere's Speisenzettel mit den unzähligen Schreibeweisen von Biffstick de Mutton können die Leere nicht ausfüllen. Unter manchen Unannehmlichkeiten (z. B. seiner Nichte Christelchen Uebertritt zum alten päpstlichen Glauben, und Dorchens Verheirathung mit einem verabschiedeten Dragonerrittmeister), die humoristisch erzählt werden, macht er die Bekanntschaft eines ausgewanderten Marquis de Hautlieu, eines alten Ludwigritters, der mit wenigen Zügen vortrefflich geschildert wird, und uns mit den, durch einige deutsche Erzähler langweilig und widrig gewordenen Emigranten-Physiognomien wieder ausgesöhnt hat. Er begleitet den Marquis auf sein in der Revolution zerstörtes Schloß an der Loire, wo er in den Ueberresten einer einst reichen Büchersammlung, die selbst der „große englische Bibliomaniac“ D. Dibdin seiner Aufmerksamkeit gewürdigt haben soll, die Geschichte Frankreichs unter Ludwig XI. genauer erforscht und mit verschiedenen Familienschriften bekannt wird. In dieser Einleitung ist eine Stelle besonders merkwürdig. Der Marquis, der sonst von Edelleuten, die sich mit Schreiben befassen, in seinem aristokratischen Vorurtheil nichts viel hält, erwähnt der Braut von Lammermoor als des Werkes eines schottischen Gelehrten, des Chevalier Scott. Sie meinen wohl Sir Walter? fragt der Verfasser. „Ja, ja eben den, eben den! Ich vergesse immer die Namen, die anfangen avec cette lettre impossible.“ Ich war dann — fährt der Verf. fort — billigerweise so aufrichtig, meinem Freund aus Gründen, die Niemand so gut als ich wissen konnte, zu belehren, daß mein vortrefflicher gelehrter Landsmann, von welchem ich stets mit der Achtung sprechen werde, die seine Geistesgaben verdienen, nicht verantwortlich ist für die unbedeutenden Werke, welche die Laune des Publicums ihm zu freigebig und zu vorschnell zugeschrieben hat. — Der Verf. hat nun seine Maske noch fester angedrückt. Wenn sie nicht einmal vollends fällt, werden die Bibliographen künftig ein Seitenstück zu dem Streit über den Verf. der Juniusbriefe haben. Auffallend ist es nur, daß nicht Walter Scott selbst die seit neun Jahren ihm zugeschriebene ruhmvolle Vaterschaft, die dem Verf. dieser Werke den Namen des europäischen Schottländers erworben hat, öffentlich ablehnt. Wir wissen aus dem Munde eines seiner Landsleute, daß Scott nicht selten Anspielungen auf jene Werke macht und im Gespräche auf Scenen und Charaktere derselben hindeutet, aber dabei mit einer überraschenden Unbefangenheit und Gleichgültigkeit spricht.

Die Geschichte fällt in die Zeit der Streitigkeiten zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, und eröffnet sich kurz vor der berühmten Zusammenkunft beider Fürsten zu Peronne 1468. Die geschichtlichen Angaben sind sorgfältig benutzt, und überall sieht man Spuren fleißiger Vorstudien nach Comines, der Chronique scandaleuse des Jean de Troyes, besonders aber, wie es uns scheint, nach Claude de Seyssel. Nach einer kurzen Schilderung des Schauplatzes wird die Geschichte sehr anziehend eröffnet. Quentin Durward, ein junger Schottländer, dessen nächste Verwandte in einer Fehde mit einem feindlichen Clan umgekommen waren, ging nach Frankreich, um sein Glück zu suchen. Ein mütterlicher Oheim diente unter den schottischen Schützen, die Ludwigs Leibwache bildeten. Durward ist der anziehende Held der Geschichte, dessen Abenteuer sich durch die politischen Ereignisse als ein nie abgebrochener Faden ziehen. Trefflich ist die Art, wie der Verf. ihn gleich zu Anfange auf den Schauplatz führt, wo der junge Schottländer mit Ludwig XI., der uns unter einer Verkleidung mit ungemeiner Lebendigkeit geschildert wird, und seinem berüchtigten Profoß, Tristan l'Hermite, einem wahren Scharfrichter-Ideal, unweit des Schlosses Plessis les Tours zusammentrifft — eine der schönsten Stellen des Buches. Durwards Charakter ist gleich von vorne herein in bestimmten Zügen gezeichnet, und die Schilderung, die unter der Hülle des trefflichen Maitre Pierre gezeichnet wird, ist die Anlage einer sehr consequent durchgeführten Charakterschilderung des Königs, wenn sich auch die historische Treue derselben nicht durchgängig rechtfertigen ließe. Eine Vasallin des Herzogs von Burgund, welche dieser seinem Günstling Campobasso (der freilich erst einige Jahre später an Karls Hof kam) vermählen wollte, war, auf Anstiften einer Tante, mit dieser entflohen und hatte an Ludwigs Hofe Schutz gesucht, der auch im Schlosse Plessis die beiden Frauen aufnahm, aber in strenger Beschränkung hielt, die fast einer Haft glich. Die Umgebungen des Schlosses, wo der argwöhnische und grausame Tyrann (freilich mehr in den letzten Jahren seines Lebens) wohnte, werden lebendig geschildert, und selbst für die an den Bäumen „wie Eicheln“ hangenden Leichen, welche die schnelle Rechtspflege des Gevatters Tristan beweisen, wird Seyssel Gewährsmann, der dies als Wahrzeichen von des Königs Aufenthalt angibt. Durward sieht die schöne Entflohene, die zur Heldin bestimmt ist. Ein in die Geschichte eingreifendes, für die Zeit höchst charakteristisches Abenteuer nöthigt ihn, in die schottische Leibwache zu treten. Sein Oheim, Le Balafré genannt, ist eine der am besten gezeichneten Gestalten des reichen

---

und Volkslieder gedruckt und verkauft werden, und daher sprichwörtliche Benennung literarischer Armseligkeit.

Gemäldes. Der Gesandte Karls des Kühnen, Philipp von Crevecoeur (der später in Ludwigs Dienste trat), fordert die Zurücksendung der entflohenen Gräfin von Croye, der Pflegbefohlenen des Herzogs. Auf einer Eberjagd — ein trefflich ausgeführtes Gemälde — rettet Durward dem Könige das Leben und gewinnt durch sein kluges Benehmen Ludwigs Vertrauen noch mehr.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber der Gräfin von Souza Roman: La Comtesse de Fargy.

(Beschluß aus Nr. 156.)

Das sind die Hauptbegebenheiten des vier Bändchen starken Romans. Man kann kaum etwas Mageneres sehen. Betrachten wir aber die Charakterzeichnung, so tritt das Talent der Frau von Souza hervor. Ganz im Gegentheil von unsern deutschen *Dichterinnen*, welche sich erstaunliche Schicksale *ersinnen*, um ihre Helden von allen Seiten zu *beleuchten*, *faßt* sie ihre Originale in dem ruhigen *Sallons-Leben auf*, sie läßt ihnen gar nichts *begegnen*, *sondern* zeigt uns, wie dieser *Menschen Leben von Nichts* so voll ist! — Doch muß *ich da die ominöse* Bemerkung machen, daß nur ihre *alten Leute* diese originellen Eigenheiten haben; das Liebespaar spielt sehr in die neue Zeit, und zum Schauder seiner Ahnen muß ich bemerken, daß der junge Fargy und die unnachahmlich naive kleine Blanche, eben so gut Kinder der Revolution sind, wie Sprößlinge jener Lehnsmannen, welche Ludwig den Heiligen unter der großen Buche zu Gericht sitzen sahen. Allen Charakteren voran stehen die alte Frau von Mançay, und ihr Freund, der noch ältere Marquis von Entragne. Beide waren jung in Ludwig des Vierzehnten Jugend, sie glänzten an seinem Hof, sie wurden mit ihm ehrbar erzogen und, des Regenten Hof verabscheuend und nicht von ihm aufgesucht, leben sie nur einzig in der Erinnerung an jene Herrlichkeit. Dieser Cultus, den sie und ihre Cotterie dem ehemaligen Hofe bringen, ist von unglaublicher Wahrheit, und von der liebenswürdigsten Milde bei der unvermeidlichsten Parodie. Sie beklagen sich über die Ausgelassenheit, über den Mangel an Würde des gegenwärtigen Geschlechts und sprechen von den Festen der Frau von Montespan mit einer Ehrfurcht, wie von einer Kirchenversammlung, und von den Verhältnissen der Frau von Maintenon, gläubig wie vom alten Testament. Und in dieser Schilderung ist nichts übertrieben, diese Menschen athmen Abgötterei, wie Andere die Luft. Der Marquis ist seit vierzig Jahren der Freund der alten Dame; diese vierzig Jahre fassen einen weiten Sinn in sich, aber der Mann erscheint jetzt in seiner Anhänglichkeit an Frau von Mançay, in seiner Neigung zu deren Enkelin, als ein so ergebner, aufopfernder, thätiger Freund, daß der, welcher die Vergangenheit dieses Verhältnisses bekritteln wollte, sich als unfähig zeigte, dessen jetzigen Bestand zu beurtheilen. Die äußere Form dieses jetzigen Verhältnisses ist das non plus ultra alt-französischer Bildung: Witz, Aufmerksamkeiten, Anstand. Nach vierzig Jahren täglichen Umgangs werden alle Formen — die für den innern Gehalt so wichtig sind, wie das Gefäß für den Geist, der darin aufbewahrt werden soll — alle Formen werden noch beobachtet, wie in dem ersten Zeitraum einer Bekanntschafft. Allen Diensten, die gefordert oder geleistet werden sollen, steht keine steife Bedenklichkeit, keine alberne Zurückhaltung im Wege. Diesen beiden unnachahmlichen Portraits folgt das des Arztes Chirac. So wie unsere deutschen Romanschreiber, wenn sie die vornehme Welt schildern, sich eines Künstlers bedienen, um etwas Genialität anbringen zu können, benutzte Frau von Souza diesen Arzt. Sein Bild gleicht dem, welches die Memoiren der Zeit von ihm entwerfen: unermüdet thätig, theilnehmend, barsch, den Trugschimmer der Standesgröße durchschauend, aber auch zu weise, um gegen ihn Sturm laufen zu wollen. Die Aerzte des Volks müssen Volksmänner werden, weil sie dessen Anlagen als Mensch, und dessen Beeinträchtigungen als Staatsmitglieder durchaus kennen lernen; die Aerzte der Vornehmen müssen es werden, weil sie deren Armseligkeit neben ihrem Bevorrechtetseyn täglich vor Augen haben. Beide sehen den einen, wie den andern, unter gleichen Bedingungen des Schmerzes vom Weibe geboren werden, sehen beide gleich ungefragt vom Tode dahingerafft — ihr Studium ist unvermeidlich ein fortlaufender Cursus von der Gleichheit vor dem Gesetze. Diese drei Menschen bewegen sich ungestört in ihren eigenthümlichen Elementen, und da alles mit ihrer Eigenthümlichkeit harmonirt, erregen sie weder Tadel, noch schadet ihnen ein Vergleich.

Anders ist es mit der Gräfin von Fargy; das Schicksal behandelt sie wie andere Sterbliche auch; weil sie aber seine Schläge wie eine vornehme Frau aufnimmt, fordert sie zur Beurtheilung auf. Diese Frau soll in einem hohen Grade fromm und vernünftig erscheinen, und handelt als halsstarrige Egoistin. Den Sohn erzieht sie nur für sich; den Gatten demüthigt sie durch ihres Zöglings und ihre eigne Vortrefflichkeit; aber wie sie vom Unglück erreicht wird, gibt ihr ihre Frömmigkeit keine Heiterkeit, ihre Vernunft keine Entschlossenheit; sie widmet sich hülflosem Jammer. Daß sie ihres Gemahls Spielwuth ihr Vermögen nicht opfern will — es ist fatal, daß sie nur bei diesem Finanzgeschäft Charakterkraft zeigt — macht sie zu einer bravern Frau als unser „Weib, wie es seyn soll“, die ihren Schmuck ihrem saubern Gatten ins Spielhaus nachträgt; allein die Art, wie sie es thut, hat etwas Dürres, was einen geduldigen Gemahl hätte erbittern können. Das Mittel aber, was sie anwendet, um ihren Sohn zu bewegen, daß er den rasenden Vater verlasse, so wie das Benehmen des Sohnes, deckt die ganze Armseligkeit von der Verf. vornehmen Tugendbegriff auf. Eine so fromme Mutter hatte also weder den Einfluß des Ansehens, noch das Uebergewicht der Vernunft bei ih-

rem Sohne; dieser abgöttisch ergebene, pflichterfüllte Sohn hatte also nicht mehr Rücksicht auf den Befehl seiner Mutter; Beider Vernunft gab also dem Ausspruch des Arztes so wenig Gehör, und beider Frömmigkeit wußte sich so wenig in Gottes Rathschluß zu fügen, das Keiner seiner Pflicht auf dem natürlichen Wege genügen konnte, sondern die Mutter sucht ihres Sohnes Heil auf dem Wege einer unnatürlichen Lüge, und der Sohn straft sie durch eine unnatürliche Hartnäckigkeit. Frau von Souzas Gattung von moralischem Gefühl hat hier ihre Einbildungskraft gelähmt, sie setzt ihre Helden auf eine sehr niedre Stufe von sittlicher Ausbildung. Das Rechte zur rechten Zeit thun, ist Tugend; nicht das Ungeheure zu thun ohne Noth. Dieser Misgriff wird durch die Nachsicht erklärt, mit welcher diese Menschen ihre Gefühlsausbrüche behandeln und ihre Bewunderung stets der Heftigkeit einer Leidenschaft, wie der Beherrschung derselben zollen. Freilich ist es bei ihren Ansichten leichter, einen Roman zu schreiben, als bei entgegengesetzten. Nur Richardson in seinem unschätzbaren Grandison, an dem unser Geschlecht nicht mehr hinauflangen kann, schilderte einen Helden, der durch die Beherrschung seiner Leidenschaften das höchste Interesse erregt.

Mit derselben Unkunde wahrer Sittlichkeit, mit welcher Frau von Souza Mutter- und Sohnesliebe schildert, läßt sie auch den wohlmeinenden Marquis von Entragne seine junge Freundin zur Lüge und Intrigue anführen. Er lehrt das sechzehnjährige Mädchen die Großmütter, mit wahrhafter Unschuld des Herzens, gängeln und hinter das Licht führen, troß einer Kammerjungfer der französischen Komödie. Allein eben darin liegt die unnachahmliche Grazie und Wahrheit dieser drei Charaktere, daß man sie so wenig um dieser Unarten willen misachten kann, daß man ihr Unrecht lieber verschweigen möchte; aber, wie es dem denkenden Beobachter so oft im wirklichen Leben bei der Bekanntschaft mit ähnlichen Charakteren geht, zugleich mit Besorgniß den Wunsch hegt, daß ihre Tugenden doch nie von dem Schicksal auf die Probe gestellt werden mögen!

Ich wünsche herzlich, daß der Uebersetzer den ganz französischen Geist dieses Romans durch zu viel Verdeutschung doch ja nicht verwischen möge; daß er nicht die Mäßigkeit des Ausdrucks, ja die Nüchternheit der Empfindung übersehe. Ehr- und Anstandsgefühl überwiegt bei diesen Menschen überall die Innigkeit; beyde adeln aber gewisse Schwächen auch so sehr, daß sie endlich die Rechte der Tugend erlangen, wie es uns besonders in dem Charakter der beiden alten Leute vor Augen gestellt wird.

62.

---

## Denkmal der Jungfrau von Orleans.

Zu Ende des vorigen Jahres erschien in Paris die Histoire abrégée de la vie etc. de Jeanne d'Arc, Fol. 80 Franken und im größten Format 160 Franken das Exemplar. Das Prachtwerk gibt, außer der Geschichte des Heldenmädchens, in schönen Kupfern das ihr am 10ten September 1820 in Domremy gesetzte Denkmal, die Hütte, worin sie geboren ist ꝛc. Das Denkmal ist einfach. Johannas Büste auf einem Brunnen macht den wesentlichsten Theil aus. Das Haus, worin sie geboren wurde, mit der darin stehenden uralten Bildsäule, wollte ein preußischer Graf für 6000 Fr. im Jahr 1815 an sich bringen. Der Eigenthümer schlug es aus und hat es jetzt der Regierung für 2500 verkauft. Deshalb hat er noch das Ehrenkreuz mit Recht in den Kauf bekommen. Die Regierung hat zur Errichtung dieses Denkmals 12,000 Franken und außerdem noch 8000 gegeben, um für die Mädchen in Domremy eine Freischule zu gründen; eine der barmherzigen Schwestern leitet den Unterricht, und für ihre Besoldung sind die Zinsen von ebenfalls 8000 Franken angewiesen. Ein Gemälde der Jungfrau von Laurent, auf öffentliche Kosten ausgeführt, schmückt die väterliche Wohnung dieses Heldenmädchens. Die Kupfer von dem erwähnten Prachtwerke sind unter der Leitung des Herrn Jollois gearbeitet, der die Description de l'Égypte redigirt, und der Text selbst scheint ihn ebenfalls zum Verfasser zu haben.

---

## Kleinigkeiten.

Ein geistreicher Franzose, Fauriel (auch der Uebersetzer des Baggesen'schen Parthenais), der viel Kenntniß der alten Sprachen besitzt und lange Zeit in Griechenland gelebt hat, will jetzt in Paris eine Sammlung neu-griechischer Volksgesänge herausgeben. Sie beziehen sich meistens auf die Abenteuer und Unternehmungen der kühnen Klepthen, d. h. der Griechen, die vor der Revolution daselbst als Räuber ein freies Leben und mit den Türken immer einen den letztern sehr verderblichen kleinen Krieg führten.

Im April gingen in Paris drei neue Zeitschriften hervor. La plume de fer, d'Indiscret und le Mercure du 19. siècle. Der Letztere soll eine Wiedergeburt des ehemaligen Mercure de France seyn.

Das Wörtchen Nein scheint, sagt ein Pariser Blatt vor kurzem, eines von denen zu seyn, die sich am leichtesten aussprechen lassen. Dem ohngeachtet ist es eines der kräftigsten in der ganzen Sprache. Als Xerxes die Griechen unterjochen wollte, da hörte er das Wörtchen Nein, und es schallte bis nach Asien herüber. Als Hannibal vor Rom stand, sagten die Bürger dieser Stadt Nein, und er ward von dem Tone nach Africa gejagt. Luthers Nein zur Zeit der Reformation hat die dreifache Krone zum Wackeln gebracht. An dem Nein der Schweizerhirten zerschellten die Schaaren der österreichischen Herzoge. „Was wollten Sie machen," fragte der Hofnarr Philipp II., wenn alle ihre Unterthanen einmal zu einem Ihrer Befehle Nein sagten?" Er drehte ihm verächtlich den Rücken zu; allein die Holländer sagten wirklich nein. Auch das Nein der Spanier wurde 1808 in ganz Europa nachgesprochen.

„Sollen denn die Jungen Hosen haben oder nicht?" Unter diesem Titel erschien ein satyrisches Gedicht vor einiger Zeit in Paris. Ein satyrisches? — Freilich. Statt Kinder lese man Völker und statt Hosen: Constitutionen. Als die Knaben groß wurden, heißt es darin, und man ihnen die Hosen immer noch verweigerte, griffen sie selbst zu.

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 158.

9. Juli 1823.


## Quentin Durward.

(Neuer Roman von Sir Walter Scott.)

(Beschluß aus Nr. 157.)

So endigt der erste Theil, der durch die anziehende Schürzung des Knotens, schöne Situationen und raschen Gang der Erzählung in hohem Grade fesselt. Unter den historischen Charakteren, die uns hier vorgeführt werden, lernen wir auch des Königs Barbier und viel vermögenden Günstling, Olivier le Dain, den Kardinal Balue — zu dessen später offenbar gewordenen Verrätherei der Verf. eine spaßhafte Veranlassung auf jener Eberjagd erfindet — den tapfern Dunois, den Sohn des Bastards von Orleans, Ludwigs jüngste Tochter, die häßliche Johanna (deren Anblick dem Könige wirklich ein Gräuel war) und ihren gezwungenen Bräutigam, den Herzog von Orleans, kennen. Der listige Ludwig entschließt sich, die entflohenen Frauen zu dem Bischof von Lüttich zu senden, heimlich aber gibt er dem grausamen Wilhelm de la Marche, genannt der wilde Eber der Ardennen, einen Wink, damit dieser dem Fräulein auflauern und sie für sich wegfangen lasse. Durward, der in dem Fräulein bereits seine geliebte Unbekannte wiedergefunden hat, muß die Frauen geleiten. Die schöne Isabella ist eine anziehende Gestalt, weit bestimmter und kräftiger gezeichnet, als es bei andern Heldinnen des Verf. der Fall ist, und ihr Verhältniß zu Durward zart und innig geschildert. Der Verf. behandelt die Liebe auch hier, wie wir es aus seinen andern Werken kennen. Man hat diese Behandlung wohl schwach und matt finden wollen. Wir glauben, im Ganzen gewiß mit Unrecht. Er ist freilich weit entfernt von jener sentimentalen Geschwätzigkeit in der Schilderung der Liebe, die viele neuere Erzähler so manierirt macht und den Ausdruck der Empfindungen in stereotypische Formen bringt, die Jedermann auswendig weiß; er zeigt immer eine weise Sparsamkeit in dem Gebrauche dieses Gefühles als Motiv und Hebel, aber wo er es gebraucht, wirkt es desto tiefer, weil er es wahr und natürlich darstellt. Es würde uns zu weit führen, dies an einzelnen Beispielen aus seinen Werken zu entwickeln, deren sich jeder Leser leicht erinnern wird; aber selbst in den Erzählungen, wo die Liebe das Hauptmotiv ist und den Knoten schürzt und löset, z. B. in der Braut, findet man jene Enthaltsamkeit der Darstellung in Augenblicken, wo ein minder tiefer Kenner der Menschennatur sich leicht zu Ueberladung hätte verleiten lassen können. So auch hier. Und wie wahr, wie einfach dabei und eben darum wie ergreifend verrathen sich die Gefühle der Liebenden während der Reise, wie glücklich ist die Steigerung ihrer Gefühle geschildert, bis zu dem Augenblicke jener verhängnißvollen Nacht in dem erstürmten Schlosse, wo er als ihr Retter sie in die Arme schließt, bis zu der Unterredung vor dem Gitter des Sprachzimmers im Kloster zu Peronne, wo der kurze Traum ihrer Liebe zu verschwinden scheint, und ihre Gefühle unwillkürlich hervorbrechen. — Auf der Reise, deren Abenteuer so viel Stoff zu anziehenden Darstellungen geben, tritt ein neuer, kräftig gezeichneter Charakter auf, der Zigeuner Heyraddin Maugrabin, das Werkzeug der heimlichen Anschläge Ludwigs. Durward entgeht durch Klugheit und Muth allen Gefahren und bringt die seiner Aufsicht empfohlenen Frauen glücklich nach Lüttich. Kaum hier angelangt, bricht ein Aufstand der Bürger gegen den Bischof aus, und, von dem wilden Grafen de la Marche geleitet, erstürmen sie in der Nacht das Lustschloß des Prälaten, wo die beiden Frauen Zuflucht gefunden haben. Die Erzählung der furchtbaren Ereignisse dieser Nacht ist wohl die glänzendste Partie des Gemäldes, eine der lebendigsten und reichsten Schilderungen, womit der Verf. uns beschenkt hat, mit Höllen-Breughels Pinsel gemalt. Der Verf. ist insofern der Geschichte untreu geworden, als er den damaligen, durch Ludwigs Anreizungen erregten Aufstand mit den 13 Jahre später statt gefundenen Ereignissen, wo Wilhelm de la Marche den Bischof grausam ermordete, zu einer Begebenheit verbindet. Durward rettet das Fräulein aus den Gräueln dieser Nacht und entflieht mit ihr auf dem Wege nach Brabant, bis sie, von den Reitern des Ebers der Ardennen verfolgt, sich einem von Crevecoeur angeführten burgundischen Haufen ergeben müssen.

Crevecoeur, Isabellas Verwandter, führt Beide gefangen nach Peronne, wo indeß Ludwig XI., von dem Cardinal Balue — dem auch die Geschichte Antheil daran zuschreibt — und seinem Sterndeuter, Mar-

Digitized by Google

tius Galeotti, verleitet, angekommen war, um sich mit dem Herzoge von Burgund zu besprechen. Ein neuer lebendiger Schauplatz öffnet sich; neue Gestalten treten auf. Karls des Kühnen Schilderung ist in den Hauptzügen treffend und kräftig. Was die Geschichte von der Zusammenkunft zu Peronne erzählt, ist zum Theil sehr glücklich benutzt, z. B. der Umstand, daß Ludwigs Wohnung in der Nähe des Thurmes war, wo der im 10ten Jahrhundert ermordete König Karl der Einfältige gefangen saß, und in der Hauptsache ist die Darstellung geschichtlich. Selbst Karl des Kühnen Hofnarr fehlt nicht und ist keine der am wenigsten anziehenden Gestalten. Ludwig XI., den wir eine Zeitlang aus dem Gesichte verloren hatten, tritt nun wieder in den Vordergrund, und der Verf. fügt noch einige Meisterzüge zu dem Bilde, die uns den König besonders in seinem Aberglauben und seiner heuchelnden Frömmelei zeigen. Diese Züge sind meist geschichtlich verbürgt und bestätigen, was Gaillant in seiner Uebersicht der französischen Geschichte sagt, Ludwig habe durch seine Andächtelei Gott und die Menschen betrügen wollen. So erwähnt Seyssel der Heiligenbilder von Blei oder Zinn an der Mütze, die Ludwig bei guten oder schlimmen Nachrichten küßte, indem er oft plötzlich auf die Kniee stürzte; und selbst sein alter Biograph, Peter Matthieu, der sonst dem Grundsatze, daß man die Fehler der Könige nicht als Laster schildern, nicht geradezu ausdrücken, sondern als nicht ganz vollkommene Tugenden (vertus non du tout parfaites) zeigen müsse, treu bleibt, theilt auch die Erzählung mit, daß Ludwig, als man ihm während seiner Krankheit ein besonderes Gebet von dem heiligen Eutropius vorlegte, worin des Königs Körper und Seele dem Heiligen empfohlen wurden, das Wort Seele ausgestrichen habe, mit den Worten, es sey genug, wenn der Heilige Gesundheit des Leibes verschaffe, und man müsse denselben nicht mit so vielen Dingen belästigen. Dieser Bürgschaften ungeachtet, ermangelt doch, unseres Bedünkens, die heuchlerische Andächtelei in dem Grade, als der Verf. sie dem Könige beilegt, der Wahrscheinlichkeit, und schwerlich kann Brantome's Zeugniß von einem ähnlichen Falle es rechtfertigen, dem gefangenen Könige das unbegreiflich seltsame Gebet (Bd. III. S. 128 ff.) in den Mund zu legen, als er den Entschluß gefaßt hat, sich an dem Astrologen blutig zu rächen. Weniger mag man es dem Verf. zum Vorwurfe machen, daß er die Zeitrechnung verletzt, um einen Schlagschatten mehr auf das Bildniß zu werfen, denn Ludwig konnte 1468 der Vergiftung seines Bruders, die man ihm mit hoher Wahrscheinlichkeit Schuld gab, noch nicht bezüchtigt werden, da Karl von Guyenne erst vier Jahre später starb. Aber sollte die Zeitrechnung einmal verletzt werden, so durfte nicht, durch eine Beziehung auf Comines (III. 168), eben dieser Herzog, von dessen Vergiftung kurz vorher die Rede war, als damals lebend genannt werden. Wir sind neugierig, wie die französischen Uebersetzer — die sich, nach ihrer leichtfertigen Weise, mit den übrigen Werken des Verf. nicht selten so große Freiheiten erlaubt und zuweilen so abgeschmackte Veränderungen sich gestattet haben, daß wir, beiläufig gesagt, allen des Englischen nicht Kundigen abrathen, sich durch diese Uebertragungen mit jenen Werken bekannt zu machen — dieses Bildniß eines Sohnes des heiligen Ludwigs nachzeichnen werden. Die Scene zwischen dem König und dem Astrologen ist eine der anziehendsten des dritten Bandes, und ein Beispiel meisterhafter Benutzung des astrologischen Aberglaubens. Auch Ludwigs Geschichtsschreiber Comines wird uns vorgeführt, und die Vermuthung, daß der schlaue König, in dessen Dienste er einige Jahre später überging, schon in Peronne ihn zu gewinnen gewußt habe, geschickt benutzt. Durward war indeß von seiner Geliebten getrennt. Es war Crevecoeurs Werk; aber die Nachgiebigkeit, welche dieser, den anfänglich der Gedanke einer Verbindung zwischen seiner schönen Verwandtin und dem jungen Schottländer so sehr empört, später gegen Durward zeigt, wird durch die Besorgniß herbeigeführt, daß Karl einen treulosen Anschlag gegen Ludwig ausführen möchte, und durch den Wunsch, die entzweiten Fürsten zu versöhnen. In der feierlichen Zusammenkunft, wo die beiden Fürsten ihre Angelegenheiten besprechen, nehmen die Dinge für Ludwig eine so günstige Wendung, daß Karl, man sieht nicht klar, warum, schnell zu einer versöhnlichen Stimmung übergeht, was in der Geschichte, nach den von Ludwig im Drange der Noth gemachten Bewilligungen, sich leichter erklärt. Ludwig gibt sogar seine Einwilligung zu der von Karl dem Kühnen verlangten Vermählung des Herzogs von Orleans mit Isabella; und als diese sich standhaft weigert und ins Kloster gehen will, gibt Karl endlich die Entscheidung, daß derjenige, der ihm den Kopf des wilden Ebers der Ardennen bringt, die Hand des Fräuleins erhalten soll. Die Dichtung lenkt bald wieder in die Geschichte ein, und Ludwig zieht, wie er es versprochen, von Peronne mit dem Herzoge gegen die aufrührischen Lütticher. Bei einem nächtlichen Ausfalle der Besatzung unter de la Marches Anführung — ein Gemälde, mit des Verf. bekannter Meisterschaft in solchen Schilderungen ausgeführt — stößt Durward auf den furchtbaren Krieger, und — doch wir wollen den Ausgang nicht verrathen.

Werfen wir einen Blick auf das Ganze, so müssen wir auch hier wieder des Verf. herrliches Talent in lebendiger, plastischer Schilderung bewundern. Wenn sich auch dem Leser hier abermals, wie z. B. in Ivanhoe, Kenilworth, das Gefühl aufdrängt, daß nur dann, wenn des Verf. Fuß den heimathlichen Boden Schottlands berührt, wie durch magischen Einfluß, alle seine Kraft sich in ihm entwickelt, so zeigt er doch auch hier die Gabe, uns in die Atmosphäre der Zeit und des Schauplatzes zu versetzen, wohin er uns jedesmal führt, nur daß hier das Erworbene, aus dem Ertrage seiner Forschungen künstlich Zusammengesetzte zu sichtbar ist, wogegen dort nur frische lebendige Luft weht. Wir sehen hier ein schönes Mosaik in glänzenden Farben,

Digitized by Google

aber die Fugen in der Arbeit der ordnenden Künstlerhand, selbst die Beschaffenheit der Bestandtheile lassen sich erkennen, wogegen in den schottischen Geschichten Schauplatz und Gestalten durch lebendigere Wahrheit uns anziehen, auf jenem jede Landschaft, jeder Felsen, jeder Baum treu aus der Natur aufgegriffen, in diesem alles Fleisch und Blut, überall Ergebniß eigener Anschauung. Auf der andern Seite bot dem Verf. seine genaue Kenntniß der Eigenheiten seiner Heimath und der Sitten ihrer Bewohner in seinen schottischen Geschichten so reichen Stoff zu Schilderungen, daß er sich darin leicht einer üppigen Fülle überließ, wiewohl es schwer seyn möchte, in einzelnen Fällen zu bestimmen, daß diese oder jene breite Ausbiegung des glatten Stromes der Rede einzudämmen sey. In der vorliegenden Erzählung aber war solcher Stoff nicht so reichlich zur Hand, und schon dadurch wurde Haushältigkeit in der Behandlung herbeigeführet. Wir wüßten keine Stelle, durch deren Weglassung nicht die Abrundung des Ganzen leiden müßte. Auch hier findet man jene kunstvolle Mischung von Erzählung und Dialog wieder, worin der Verf. ein so großer Meister ist, und man kann auch hier bemerken, *wie diese Mischung so sehr durch innere Nothwendigkeit bedingt ist*, daß sich, ohne die Wahrheit und Vollständigkeit der Darstellung zu stören, der Dialog *nie in Erzählung*, und diese nie in jene verwandeln ließe, was bei Geschichten, wo diese Formen der Darstellung blos willkürlich sind, geschehen kann, ohne daß etwas vermißt werde. Dies ist es, was den Darstellungen des Verfs. ihr dramatisches Interesse, ihre plastische Wahrheit gibt. Vergleichen wir dieses Werk mit frühern, so zeigt sich allerdings ein Fortschritt in der Kunst der Anlage und Ausführung der Geschichte, ja Durward ist in dieser Hinsicht, außer der Braut, vielleicht das vollkommenste Erzeugniß des Verfs.; aber wir möchten doch diesen Vorzug nicht um jene hochpoetischen Momente, jene Kraft in der Charakterschilderung, in rührender Darstellung, kurz alle jene höhern Eigenschaften erkaufen, die uns im Waverley, im Astrologen, im Herzen von Mid-Lothian, im Alterthümler, in den Schwärmern (einem der reichsten Gemälde unter allen), selbst im Kloster und in Montrose — den schwächsten und unzusammenhängendsten Skizzen — so unwiderstehlich hinreißen. Wir wollen nicht sagen, daß sich hier eine entschiedene Abnahme an Erfindungskraft und kräftiger Schilderung zeige, aber weit mehr, als in den glänzenden Erzeugnissen, die der Verf. aus der Fülle innerer Vermögsamkeit — gleichgültiger gegen die Anlage und Ausführung der Geschichte, als solcher — hervorbrachte, wird hier auf Erzählung der Thatsachen, auf Verwickelung und Entwickelung der Begebenheiten mehr Sorgfalt gewendet, als in jenen Werken, wo man die Mängel der Anlage, bei überwiegenden Vorzügen anderer Art, so leicht vergißt. Stellen wir dieses Werk frühern historischen Romanen des Verfs., z. B. Waverley, den Schwärmern, Ivanhoe, gegenüber, so müssen wir den ältern ohne Zweifel den Vorzug geben. Der Verf. hat, unseres Bedünkens, den historischen Roman dadurch veredelt und zu einer bestimmten Gattung — zu der allein zulässigen, möchten wir sagen — gemacht, daß er in seinen bessern Werken der Art nicht sowohl eine, mit Erdichtung verschmolzene Darstellung geschichtlicher Ereignisse gibt, als vielmehr die Begebenheiten zu dem bald nähern, bald entfernteren Hintergrunde macht, vor welchem die Schöpfungen seiner Phantasie sich bewegen, daß er mehr den Einfluß großer, die Gestalt der Länder umwandelnder Begebenheiten auf die Schicksale der Einzelnen, auf das stille, häusliche Leben, worauf jene, wie finster ziehende Gewitterwolken, bald Lichter, bald schwarze Schatten werfen, darstellt und eben dadurch ein lebendiges Bild der Zeit uns vorführt. Vielleicht gerade darum, weil er auf dem Wege, wo er den Stoff zu dem vorliegenden Werke fand, zu solchen Darstellungen weniger Hülfsmittel antraf, weil er das Leben der entfernten Zeit sich nicht, wie in den, aus seinem Vaterlande entlehnten Darstellungen, durch lebendige Anschauung des heimathlichen Lebens begünstigt, in seiner Phantasie gestalten konnte, läßt er hier das Geschichtliche mehr in den Vordergrund treten, wo es, oft ein widerstrebender Stoff, mit der Dichtung sich verbinden muß.

Wir wollen diesen Punct jetzt nicht weiter ausführen, werden aber vielleicht, sobald das Werk durch Uebersetzungen unter uns bekannt und Gegenstand literarischer Besprechungen geworden ist, darauf zurückkommen und dann zu zeigen suchen, in welchem Verhältnisse des Verfs. Erzählung zur beglaubigten Geschichte stehe, und ob sich seine Behandlung des geschichtlichen Stoffes durchaus rechtfertigen lasse.

25.

---

## Das östliche Grönland.

Während man noch vergeblich auf Nachrichten von der Expedition des kühnen Parry im Westen von Grönland wartet, ist ein nicht minder muthvoller Seefahrer, als bloßer Privatmann, als Wallfischfahrer höher auf der Ostküste Grönlands nach dem Pole hinaufgekommen, als vielleicht nie ein Sterblicher vor ihm. Wir meinen den bekannten Scoresby, dessen Reise so eben in Edinburgh erschienen ist (Journal of a Voyage to the northern Whalefishery etc.). Entdeckungen zu machen war ihm, dem Wallfischfahrer, freilich nur Nebenzweck, aber mit dem Hauptzweke ließ er sich vereinen, und so finden wir in seiner Reise so manches, was allgemeines Interesse haben wird. Er, der fast alle Jahre mit seinem Vater das Polarmeer zu besuchen pflegte, auf die Wallfische Jagd zu machen, hatte seit mehrern Jahren den Fang derselben in der Baffinsbai sehr wenig einträglich gefunden, und so ward eine Fahrt nach der Ostküste Grönlands unternommen, die die glücklichsten Resultate gewährte. Den 27. März 1822 segelte der Baffin aus Liverpool ab, und am 17. April war er ohne großes Ungemach bereits unter dem 65sten Grade der nördlichen Breite. Eine Länge von 50 Seemeilen weit nahm das vorher trübe Meerwasser eine bläuliche Farbe an. Es war dies die Folge von Myriaden eines Seegewür-

Digitized by Google

mes, von welchem sich im Raume zweier Quadratmeilen nach einer gemachten Berechnung bis zur Tiefe von 250 Faden wohl 23,888,000,000,000 Individuen vorfanden. Am 27. April passirte das Schiff den 80. Grad nördlicher Breite, ohne daß von Kälte eine Spur gewesen wäre. Die Luft war klar und rein, und die Eisberge glänzten im schönsten Lichte. Erst am folgenden Tage, wo der Baffin noch 30 Minuten höher gegangen war, hielt das Eis den fernern Lauf nach Norden auf. Die Temperatur wechselte unter dem verschieden wehenden Winde ungemein; sie stieg von 3—4 Grad unter Null bis 14 und noch mehr Grad über Null, so, daß an manchen äußern Stellen des Schiffes das Pech schmolz. Neue größere Eismassen und der Umstand, daß man auf keine Wallfische stieß, ließen, als man 80°, 34′ gekommen war, bis zum 79°, 31′ herunter gehen, wo am 9. Mai 8 Grad Kälte waren. Aus Mangel an Wallfischen segelte der Baffin noch tiefer herab, und hielt endlich, oft von Treibeis aufgehalten, am 23. Mai unter 74°, 43′. An diesem Theile der Ostküste Grönlands nahm er mehrere Puncte derselben auf, und unterrichtete sich über die Beschaffenheit des Landes, dessen Baien und Vorsprüngen u. s. w., denen er zuerst bestimmte Namen gab. An mehrern Puncten fand er Spuren von Einwohnern; Hütten, Grabhügel, Knochen von Menschen und Hunden, und Reanthiergeweihe. Menschen selbst waren nicht da, überhaupt lebende Wesen, außer einigen Vögeln, weiße Hasen und vielen Insecten, nicht wahrzunehmen; die Hitze in den Thälern drückte unausstehlich. Der Capitain Lloyd segelte in einem Boote längs der Küste und glaubte in Westindiens erstickende Zone versetzt zu seyn. Die Vegetation dagegen erschien bedeutend. An manchen Orten stand das Gras einen Fuß hoch. Am 23. August war heftiger Sturm. Zahlreiche Anzeigen verkündeten den nahen Winter. Im Anfange dieses Monats war es warm, wie in England, und jetzt deckte schon Schnee das Land rings herum. Die Sonne, am 2. August um Mitternacht am Horizont, ging jetzt schon um 7 Uhr, 36 Minuten auf. Mit jedem Tage nahm die Nacht um 10 Minuten zu. So ward die Heimfahrt nicht ohne manche Gefahren angetreten. Grönland, meint Scoresby, ist wahrscheinlich eine große Inselgruppe und seine Bewohner sind Esquimeaux mit Europäern, von Island aus vermischt, so daß aber bei der langen Trennung die letztern wenig Erinnerungen an ihre Herkunft haben mögen. Hätte er drei Wochen oder vier dazu verwenden können, darnach forschen zu können, so würde er, wie er meint, über das Vorhandenseyn und die Beschaffenheit der Colonien auf dieser Küste ins Klare gekommen seyn. Hoffentlich wird die englische Regierung auf seine Winke Rücksicht nehmen. Am 1. September bemerkte man wieder eine Färbung des Seewassers in Folge kleiner Thiere, deren das Mikroscop in einem Tropfen 26,500 zählen ließ. Machen 60 Tropfen ein Quentchen, so würden in einer Gallone Wasser halbmal mehr Geschöpfe seyn, als Menschen auf der ganzen Erde. Ein Wallfisch bedarf, sagt er, um zu leben, eines Oceans, und hier sind 26,000 Wesen in einem Tropfen Wasser fröhlich und bewegen sich, und finden ihren Unterhalt! Wir hoffen, auf diese interessante Reise noch einmal zurückkommen zu können.

W.

## Kleinigkeiten.

Die berühmten Vauxhallgärten in London haben dies Jahr wieder neuen Glanz erhalten. Es ist eine Bühne für Balletts errichtet, auf der Aschenbrödel den ersten Abend, wo sie offen war, sehr brav getanzt wurde. An Kosmoramen, einem Tempel für Musik, fehlt es eben so wenig.

Die kleine Schrift der Herzogin von Angouleme, Ereignisse im Tempel 1792 rc. (s. Convers. Bl. Nr. 141) ist, sagt ein Londoner Blatt, schon vor mehreren Jahren erschienen, 1817 in London wenigstens englisch da gewesen und das Pariser Publicum jetzt nur geäfft worden, als sie ihm für eine Neuigkeit angerühmt ward.

Italien enthält noch immer eine große Menge von verkaufbaren Kunstschätzen. Ein Engländer, Mittleton, der selbst guter Maler ist, hat in wenig Jahren eine Sammlung von Gemälden zusammengekauft, die jedem fürstlichen Palaste Ehre machen würden.

Die Lady of the Lake, von Walter Scott, ist zu Palermo in Versen übersetzt erschienen.

Am 16ten Junius ward Napoleons Büchersammlung, die er auf St. Helena hatte, in London öffentlich versteigert. Viele Werke, namentlich Volneys und Bruces und Denons Reise hatten am Rande Anmerkungen von ihm.

In London beträgt die Länge der mit Gas erleuchteten Straßen 215 (engl.) Meilen, und die Zahl der dazu nöthigen Lampen 39,504, zu deren Unterhaltung jährlich über 33,000 Scheffel Steinkohlen gehören.

Im Staat Neuyork erscheinen weit über 100 Zeitschriften; 99 kommen wöchentlich einmal, eines dreimal in der Woche, und neun täglich heraus. Der Abdrücke von allen in einer Woche sind 164,000.

In Polen scheint die englische Literatur die französische verdrängen zu wollen. Die englischen Classiker werden häufig übersetzt. Shakspeare's Schauspiele, Ossians Gedichte, Milton, Dryden, Young rc. sind jetzt allgemein daselbst bekannt.

Auf den Hebriden hat ein Landwirth, der stets mit Mäusen geplagt war, sie vom Korn dadurch abzuhalten gelernt, daß er auf den Boden in die Mitte des Kornhaufens drei oder vier Stengel Pferde- oder wilde Münze thut. Die grünen oder trocknen Blätter den Käsen, der Butter rc. beigelegt, schützen nicht weniger. Wahrscheinlich läßt sich die Erfahrung noch auf Kleiderschränke rc. anwenden, und wem die Blätter fehlen, kann einige Tropfen Pfeffermünzöl nehmen.

## Miscellen aus London.

In London ist jetzt ein Improvisatore aus Italien angekommen, der ein wahrer Hexenmeister in seiner Art ist. Er verspricht, jeden Gegenstand in einem, ihm aufgegebnen Versmaße und in gegebnen Reimen zu besingen; das thun andere denn wohl auch in Italien. Aber er macht sich auch anheischig, sechs Gegenstände in sechs verschiednen Versmaßen und so vorzutragen, daß jede Materie mit der andern wechseln soll, ohne daß ihn einer daran erinnern darf, welche an der Reihe ist. Einen Gegenstand will er dramatisch behandeln, und in Chören, Arien rc., ausführen.

Die Bibliothek Garrick's wird jetzt in London versteigert. Der Katalog ist bereits ausgegeben. Zu bemerken ist hierbei, daß Garrick besonders eine seltne Sammlung von allen Schauspielen hatte, die seit dem Bestehen des englischen Theaters erschienen sind (in Deutschland hat eine ähnliche Castelli in Wien); diese vermachte er dem brittischen Museum. Die übrige große Bibliothek wird nun, mit Ausnahme aller Bücher, die hundert und funfzig Pfund und drüber kosten! und welche den Testamentsvollziehern vermacht sind, versteigert.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 159.

10. Juli 1823.

## Politische Literatur.

De la contre-revolution en France, ou de la restauration de l'ancienne noblesse et des anciennes supériorités sociales dans la France nouvelle. Par M. C. Ganilh, Deputé du Cantal. Paris 1823. 238 S. 8.

H. Ganilh, bekanntlich einer der geschätztesten Schriftsteller über Staatswirthschaft, war zwar bei dem Ausbruche der Revolution in die reifern männlichen Jahre vorgerückt (er ist geboren 1760 und war 1789 Advocat zu Paris), allein er hat an keinem ihrer wichtigen Ereignisse einen thätigen Antheil genommen und ist nicht einmal Mitglied der Nationalversammlungen oder des gesetzgebenden Corps unter der Directorial-Verfassung gewesen. Zu Napoleons Erhebung zum ersten Consul soll er mitgewirkt haben, und wurde dann zum Mitgliede des Tribunals ernannt. Hier stimmte er gegen alle Maßregeln, wodurch der erste Consul sich einer unumschränktern Gewalt zu nähern suchte, und wurde daher bei der Auflösung des Tribunats (1807) nicht mit in den Gesetzgebungs-Rath (Corps législatif) aufgenommen, wie andere gefügigere Sprecher des Volks. Erst nach der Restauration hat ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die Deputirten-Kammer berufen, wo er von 1815 an bis jetzt seinen Platz durch die Erneuerung seiner Wahl behauptet hat. Er hielt sich bisher zu dem rechten Centrum und ist erst zu der Opposition übergetreten, nachdem durch das jetzige Ministerium die öffentliche Gewalt ganz in die Hände der Emigranten-Partei gelegt worden ist.

Einen solchen Mann trifft daher keiner der Vorwürfe, welche man andern Gegnern des jetzigen Ministeriums zu machen gewohnt ist, daß sie die Grundsätze und Ergebnisse der Revolution aus eigennützigen Absichten verfechten, entweder weil sie damit ihre eignen Thaten zu rechtfertigen, oder einen, durch die Revolution erlangten Vortheil zu vertheidigen haben. Er gehört nicht zum neuen Napoleonischen Adel, nicht einmal zu den Mitgliedern der Ehrenlegion; er ist kein Besitzer von Emigrantengütern; die Rückkehr der Bourbons hat ihm keine Senatorerie, kein Amt, keine Dotation entzogen. Er hat noch weniger Ursache, die Revolution zu vertheidigen, als die Minister selbst, welche sich, wenn sie ihre Laufbahn unbefangen betrachten wollen, gestehen müssen, daß sie in der alten Verfassung schwerlich zu dem Posten gestiegen wären, zu welchem ihnen die Revolution den Weg gebahnt hat. Der Artillerist Perrin Victor wäre ohne sie weder Marschall und Herzog, noch Kriegsminister; der Minister Corbiere wahrscheinlich noch jetzt Advocat zu Rennes; der Marquis de Villele Marine-Officier; Vicomte de Chateaubriand ein fromm-romantischer Dichter und der Siegelbewahrer, Graf Peyronnet, ein unbekannter Advocat zu Bordeaux. Es ist unbillig, daß sie durch Herstellung der alten Verfassung andern die Thür verschließen wollen, welche ihnen selbst nur durch die Resultate der Revolution geöffnet worden ist.

Die Schrift des Hrn. Ganilh gibt sich die etwas undankbare Mühe, zu beweisen, daß diese Wiederherstellung der alten Verfassung in Frankreich weder möglich, noch für die Monarchie der Bourbons ersprieslich seyn würde. Er zeigt, daß es dabei zunächst gar nicht auf die Hoheitsrechte der Krone, auf die Befestigung und Erweiterung der königlichen Macht, auf das Wohl der Nation, welches doch von den meisten noch für die Hauptsache gehalten wird, sondern nur darauf ankommt, die Monarchie wieder zu einer Domaine zu machen, in welcher Ehre, Herrschaft und Reichthum nur einigen wenigen, begünstigten Familien zu Gute kommen, das Volk dienstbar, der Monarch aber nur insoweit reich und mächtig ist, als ihm die eigentlich herrschende Aristokratie erlaubt.

Wir nennen diese Mühe des Hrn. Ganilh eine undankbare, weil sie den unbefangenen Beobachtern der Gegenwart und den Kundigen der Vergangenheit nichts liefert, als eine kleine Bestätigung längst begründeter Ueberzeugungen, die aber diejenigen, welche in dergleichen oligarchischen Ansichten und Bestrebungen befangen sind, weder zur Einsicht ihres Unrechts, noch zu dem Bewußtseyn der Unmöglichkeit bringen wird, ihre Absichten auf die Dauer zu erreichen. Die gänzliche Verschiedenheit in den innern Volksverhältnissen des östlichen und westlichen Europa macht eine Ausgleichung der Parteien noch schwieriger. Man beurtheilt alle diese Länder aus einem und demselben Gesichtspuncte: was im Westen

gefallen ist, glaubt man wieder herstellen zu müssen, um das, was im Osten noch steht, nicht auch in Gefahr zu bringen; man vergißt aber, daß alles Seyn und Werden auch in diesen politischen Einrichtungen gewissen Naturgesetzen unterworfen ist, kraft deren alles Bestehende sich so lange erhält, bis die Zeit der Reife gekommen ist, dann aber durch keine Macht der Erde aufrecht gehalten werden kann. Alle Arten der Aristokratie haben einmal eine natürliche Grundlage gehabt, und wo diese vorhanden war, sich in den Völkern erhoben. Die Herrschaft der Priester und der Geistlichkeit war auf die höhere geistige Bildung, die Herrschaft des Adels auf kriegerische Fertigkeit und Grundbesitz, die Aristokratie des Reichthums auf Handel und Gewerbe gegründet. Alle wechseln mit einander ab; keine kann sich behaupten, wenn die Quelle ihrer Macht erschöpft oder ein Gemeingut Aller geworden ist; dies ist eine Wahrheit, deren Unumstößlichkeit selbst Hr. v. Haller gefühlt hat, und die ihn, wenn er im Stande gewesen wäre, sie anzuwenden, auf richtige Folgerungen hätte leiten müssen.

Vergebens wird daher bei den einmal Befangenen die Auseinandersetzung Hrn. Ganilhs seyn, daß die in Frankreich vor dem J. 1789 herrschende Aristokratie des Geburtsadels dadurch ihrem Wesen nach bereits verschwunden war, daß Kenntnisse und Reichthum sich tiefer herab in die Nation verbreitet hatten. Sie konnte nur noch durch künstliche Mittel gehalten werden, durch Geldbewilligungen aus den Staatseinkünften, durch ein ausschließliches Recht auf die höhern Stellen in Kirche und Staat, durch die Exemtionen von den allgemeinen Bürgerpflichten. Aber diese künstlichen Mittel waren Mißbräuche, Verletzungen der Gerechtigkeit, welche selbst keinen Bestand haben konnten, und gegen welche alle Minister in einem unvermeidlichen Kampfe begriffen waren. Der Sturz der alten Aristokratie ist nicht durch die Revolution herbeigeführt worden, sondern die Revolution kann nur als die Proclamation des schon vollendeten Falles dessen betrachtet werden, was Hr. Ganilh die supériorités sociales, im Gegensatz der supériorités individuelles, nennt. Die Wortführer der neuern aristokratischen Partei Frankreichs hüten sich auch wohl, die Wiederherstellung jener alten Mißbräuche als den Zweck ihres Strebens anzuerkennen, so wenig sich derselbe auch verbergen läßt. Sie fühlen aber wohl, daß sie mit diesen Ansprüchen die ganze Masse des französischen Volkes zu einem heftigen Widerstande anreizen würden, und suchen daher, ihre Absichten (wobei natürlich auch viel ehrliche Selbsttäuschung unterlaufen mag) bei sich und andern unter dem Eifer für Monarchie und Kirche zu verstecken.

Hr. Ganilh führt dann weiter aus, daß auch die Wiederherstellung der alten Verfassung nicht dem Interesse des Thrones gemäß seyn würde. Denn auch dies ist eine der Veränderungen, welche sich in den Völkern nach einer unveränderlichen Regel zutragen. Der Thron muß sich auf diejenigen stützen, von welchen er seine Macht empfängt. In frühern Zeiten war dies bald die Geistlichkeit, bald der Herrenstand; bald die Ritterschaft, bald die Städte; in unsern Tagen ist es, wenigstens im westlichen Europa, durchgängig die Masse des Volkes. Denn Geld und Soldaten liefert nur sie, und sie liefert beides ohne Zuthun der höhern Stände, welche nicht mehr, wie sonst, dem Monarchen diese Quellen der Macht abschneiden können. Daher muß auch jetzt die Regierung im Interesse des gesammten Volkes regieren, wenn sie eine wirksame und kräftige seyn will, so wie sie unter andern Verhältnissen sich dem Einflusse der Geistlichkeit, des Herrenstandes, des Handels hingeben mußte.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein jedes dieser Verhältnisse seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren mit sich führt. Der Stoff, aus welchem die Macht gebildet wird, hat immer eine gewisse Sprödigkeit, und diejenigen, auf deren Mitwirkung die öffentliche Gewalt beruht, haben einen natürlichen Hang zur eignen Herrschaft. Die königliche Gewalt ist daher bei allen Völkern und zu jeder Zeit genöthigt gewesen, ein anderes Element der Macht neben dem vorherrschenden in das Spiel zu bringen; sie hat dem übermäßigen Einflusse der Geistlichkeit durch den weltlichen Herrenstand, diesem aber durch die städtische Freiheit entgegengewirkt. So wird sie auch dem demokratischen Princip ein Gegengewicht entgegensetzen müssen, wenn sie im Laufe der Zeiten dahin gelangt ist, ihren Stützpunct in der großen Masse des Volkes zu finden. Allein theils kann dieses Gegengewicht alsdann kein solches seyn, welches den herrschenden Rechtsbegriffen des Volkes geradezu entgegen ist, theils aber ist auch gerade von der Volksmasse die geringste Gefahr für die Monarchie zu besorgen. Sie hat die wenigste Versuchung, nach einer Mitherrschaft und im weitern Verlauf nach alleiniger Herrschaft zu streben; ihre Kräfte sind im Einzelnen zu gering, als daß gewöhnliche Ursachen einen Widerstand herbeiführen könnten; sie ist durch eine wohlgeordnete Gemeindeverfassung am leichtesten zu beschäftigen und zu leiten. Es ist dies dasselbe, was Guizot mit dem Satze ausdrückte: daß die Revolution nicht der Regierung unfähig (ingouvernable) sey.

Dagegen ist das aristokratische Element der Völker seiner Natur nach weit mehr antimonarchisch. Es vereinigt größere Kräfte in wenigen Händen; es gibt den Vornehmen eine Gewalt über das Volk, einen Einfluß in die Staatsverwaltung, welche unmittelbar an die höchste Macht im Staate grenzt. Der Ehrgeiz der Magnaten hat nichts über sich, als die Krone selbst, anstatt daß der Ehrgeiz der Gemeinen eine große Reihe untergeordneter Stufen zu durchlaufen hat. Ihr Streben geht, sobald es seine natürlichen und rechtmäßigen Schranken durchbricht, nothwendig dahin, die Staatsgewalt gegen das Volk bis zur vollkommenen Unbeschränktheit zu erweitern, oder sich selbst anzueignen; dem Monarchen nichts übrig zu lassen, als den äußern Glanz und die Last der Krone, ihn, dem Namen nach,

zum Ersten unter seines Gleichen, der That nach, zum Werkzeug, oder vielmehr zum Spielzeug des Factionsgeistes zu machen. Der geringste Umblick in der alten, wie in der neuern Geschichte, läßt daran nicht den geringsten Zweifel übrig, aber von jeher sind die lautesten Lehren der Vergangenheit für die Gegenwart gänzlich verloren gewesen.

Auf eine geschickte Weise bedient sich Hr. Ganilh deshalb keiner andern Autoritäten, als die, welche ihm die Wortführer der Contre-Revolution selbst an die Hand geben. Montlosier, Bonald, de Maistre, de la Mennais, Chateaubriand, und von den Engländern nur Burke, sind die einzigen Schriftsteller, auf welche er sich beruft. Wie wenig diese Männer mit sich selbst über das Ziel der Contre-Revolution einig sind; wie wenig es ihnen im Grunde um reinen Royalismus, um die monarchische Machtvollkommenheit zu thun ist, geht daraus auf das Deutlichste hervor. Graf Montlosier besonders erklärt die Gewalt, welche die französischen Könige vor Ludwig XVI. ausgeübt haben, immer für eine blos usurpirte, und möchte den Normalzustand, auf welchen Frankreich zurückgeführt werden soll, in den Zeiten Philipp Augusts und Ludwigs des Heiligen aufsuchen. Sah er denn aber nicht, wie gerade diese beiden Monarchen ihr ganzes Bestreben dahin gerichtet haben, die königliche Gewalt gegen die Fürsten und Barone Frankreichs zu verstärken? wie Philipp August auf der einen Seite durch die Consolidationen der großen Lehen mit der Krone und durch die Ausübung landesherrlicher Reservate in den kleinern Herrschaften, wie Ludwig IX. durch die Handhabung oberrichterlicher Gewalt in seinen Erblanden vornehmlich die Macht der Lehnsaristokratie zu brechen, und die Anarchie des Feudalsystems zu lösen bemüht waren?

Also, das überall hervorbrechende Streben der Völker nach der Gesetzesherrschaft und die ihm entgegenstehende aristokratische Tendenz sind keineswegs darin von einander verschieden, daß nur jenes der monarchischen Gewalt Schranken zu setzen verlangte, sondern auch die letzte geht auf eine noch größere Beschränkung derselben aus. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß jenes, das constitutionelle Streben unserer Zeit, der Staatsgewalt eine solche Ausdehnung und Stärke geben will, wodurch sie sich über alle Gegenstände des öffentlichen Lebens verbreitet, und jeder Widerstand unmöglich wird, zugleich aber sie in eine gesetzlich geordnete Bahn einzuschließen sucht; diese hingegen die öffentliche Gewalt zwar über alle gesetzlichen Schranken zu erheben, sie aber mit dem Monarchen zu theilen und sich selbst davon zu befreien trachtet. Dies würde denn zu allen den Privilegien, Exemtionen und Vorrechten zurückführen, durch welche der Zustand Frankreichs vor der Revolution zu einem, für die Regierung, wie für die Masse des Volkes, wirklich unerträglichen geworden war.

Aber eben diese Resultate einer Contre-Revolution liefern wohl den klarsten Beweis ihrer Unmöglichkeit. Wie kann man hoffen, dem Volke alle diese Lasten wieder aufzulegen, von welchen es durch die Revolution frei geworden ist. Wie ist es denkbar, daß die allgemeine Zehentpflichtigkeit aller Grundstücke, die drückenden gutsherrlichen Rechte, die Befreiungen des Adels von den Grund- und Personalsteuern, die Patrimonialgerichtsbarkeit und dergleichen wieder hergestellt werden könnten, ohne einen allgemeinen Widerstand zu erregen? Wie würden sich die Franzosen jemals wieder die gesetzliche Ausschließung von Officierstellen und den höhern Staatsämtern gefallen lassen können, nachdem sie so manchen vom niedrigsten Puncte aus die höchsten Stufen des Verdienstes ersteigen sahen? So groß auch die Schritte sind, welche man in den letzten Jahren zu einer Wiederherstellung der alten Verfassung gethan zu haben scheint, so ist doch zwischen diesen Vorbereitungen und dem Ziele noch eine Kluft, welche immer unausgefüllt bleiben wird.

Auf die Beschuldigungen anderer Art, welche man den Anhängern der französischen Revolution in Frankreich gewöhnlich macht, kommt es bei diesen Betrachtungen ganz und gar nicht an. Wenn einige davon, wie man sagt, auf eine wiederholte Abschaffung des Königthums hinarbeiten, andere mit einer neuen Vertreibung der Bourbons zu Gunsten der Familie Napoleons umgehen: so sind diese Absichten und Umtriebe unstreitig verbrecherisch und strafbar. Aber daraus, daß Männer, wie Benjamin Constant, Foy, Manuel, Lafayette u. A., auf diese Weise Unrecht haben, würde noch gar nicht folgen, daß Labourdonnaye und seine Partei Recht hätten, den Umsturz der gegenwärtigen Verfassung in einem entgegengesetzten Sinne zu betreiben. Eine Apologie des durch die französische Revolution begründeten Zustandes ist noch bei weitem keine Apologie der französischen Revolution und ihrer Verirrungen, noch weniger aber eine Apologie der Revolution überhaupt. Die Verwechselung, oft eine absichtliche, dieser verschiedenen Dinge ist auch außerhalb Frankreich allzugewöhnlich, als daß man sie nicht auch dort sehr wahrscheinlich finden sollte. Auch der jetzige, durch die Revolution eingesetzte Zustand hat nunmehr die Sanction eines dreißigjährigen Bestandes für sich; er ist ohne Zweifel großer Verbesserungen bedürftig und fähig, aber diese werden am allerwenigsten durch eine Gegenrevolution erlangt werden können, sondern nur, wie immer und überall, durch eine, nach Grundsätzen der höhern Gerechtigkeit gedachte Fortbildung der in jedem Bestehenden liegenden Keime des Bessern.

Eben aber weil Gerechtigkeit (und die mit ihr verschwisterte Wahrheit) die einzige Richtschnur alles Strebens im Oeffentlichen seyn müssen, kann man dem Verf. darin nicht beistimmen, wenn er die Ansprüche der Emigrirten auf Entschädigungen wegen ihrer confiscirten Güter für ungültig erklärt. Die Nation hat, indem sie das alte Herrscherrecht der alten Bourbons von neuem anerkannte, auch das Princip der Emigration gewissermaßen gerechtfertigt. Sie hat die noch unver-

Google

kauften Güter zurückgegeben, und niemand hat etwas dagegen eingewendet. War dies ein Act der Gerechtigkeit, so gebührte auch denen, derer Güter für Rechnung der Nation verkauft worden waren, nicht die Annullirung des Verkaufs; denn dieser war nach den zur Zeit seiner Abschliessung geltenden Gesetzen zu beurtheilen, wohl aber eine Entschädigung, und zwar eine vollständige, nach dem wahren Werthe der Güter. Daß diese nicht sogleich bei der Restauration zuerkannt wurde, war vielleicht der größte politische Fehler, welchen beide, die königliche Regierung sowohl, als die Constitutionellen, gemacht haben. Denn sie wäre das wirksamste Mittel gewesen, die alte und neue Zeit mit einander zu versöhnen, die Käufer der Nationalgüter, die einen sehr grossen Theil des Bauernstandes ausmachen, gegen die Ansprüche der vorigen Besitzer vollkommen sicher zu stellen, und die Klagen der Emigrirten über Beraubung aus dem Grunde zu heben. So ist eine jede Abweichung vom Rechte zugleich auch eine Verletzung der Klugheit.

Die Welt schreitet fort unter Stürmen! sagte vor einigen Jahren einer der geistvollsten und einflußreichsten Staatsmänner. Er bezeichnete damit den ganzen Gang der Völkerentwickelung auf das Richtigste. Richtig aber auch darin, daß auch die Stürme nie das Fortschreiten aufhalten können, vielmehr selbst, wie die Brandung des Meeres, nur eine Folge davon sind, wenn dem Strome der Zeit kein ruhiger, naturgemäßer Ablauf gestattet wird. Fördernd lenken, nicht aber hemmen und zurücktreiben, ist das Höchste des wahren Staatsmannes.

51.

## Wortspiel des Ennius.

Aulus Gellius erwähnt, B. 18. C. 2. seiner attischen Nächte, einer Spielerei des Ennius, deren nicht ängstlich gesuchte Dunkelheit einen geselligen Kreis angenehm unterhalten habe (zweibrück. Ausg.):

Nam qui lepide postulat alterum frustrari,
Quem frustratur, frustra eum dicit frustra esse.
Nam qui sese frustrari quem frustra sentit,
Qui frustratur, is frustra est; si non, ille est frustra.

Man sagt mir, die Uebertragung dieser Zeilen mit neunmaliger Wiederholung des vorklingenden Worts werde für schwer ausgegeben. Es kommt vor allem darauf an, sie zu verstehen. Gellius enträthselt sie nicht. Gesner, den allein ich zu Rathe ziehen können, liest und erklärt sie (Thesauro, Wort: Frustro):

Nam qui lepide postulat alterum frustrare,
Quem non frustrat, frustra eum dicit frustra esse.
Nam qui sese frustrare, quem frustra sentit,
Qui frustrat, is frustra est; si non ille est frustra.

„Die Leseart," setzt Gesner hinzu, „fügt sich in das Sylbenmaß, und gibt einen guten Sinn." Ohne Zweifel; nur scheint mit ihr jede augenblickliche Dunkelheit zu verschwinden. Hätte gleichwohl der große Sprachkundige das Ziel getroffen, so kann auch dem Ungeübten nichts leichter seyn, als Sinn und Wortspiel im Deutschen wiederzugeben. Z. W.

Wer Jemand täuschen will und ihn nicht täuscht, der täuscht,
Wenn den getäuscht zu haben, er sich rühmt.
Denn hat er sich getäuscht, als jenen er
Zu täuschen sich vermaß, so täuscht' er wahrlich,
Durch eine Täuschung, die nicht täuschte sich allein!

Es schwebt mir jedoch eine andre, etwas umhülltere Verdeutschung vor, die der herkömmlichen Leseart vielleicht näher tritt.

Täuschung wird niemals getäuscht, wenn Jemand mit Täuschung sich abgibt!
Denn, am täuschenden Täuscher bewährt sich Nichttäuschung der Täuschung:
Täuschte der aber sich selbst, als andre zu täuschen er täuschte,
Täuscht ja die Täuschung den Täuscher; wo nicht, so täuscht sie Getäuschte.

## Miscellen aus Frankreich.

Von dem neuen Lustspiele: Die beiden Basen, das jetzt ganz Paris entzückt, wurden in einigen Stunden, als es gedruckt erschien, daselbst 2000 Exemplare abgesetzt. Ein Graf, der darin die Rolle des Verführers spielt, mußte auf Befehl der Theatercensur, weil man jetzt lauter moralisch gute Grafen in Frankreich haben will, zu einem simpeln Edelmann werden.

Wer das Schrecklichste und Lächerlichste, die größte Einfalt und die fürchterlichste Grausamkeit geschildert lesen will, lese, sagt der Miroir, die Histoire de l'inquisition von Leonard Gallois.

Die Zeitung von Caen meldete ohnlängst von der dort spielenden Schauspielergesellschaft, sie habe nicht blos das ganze Publicum (la foule des Habitans), sondern selbst die Behörden befriedigt. Man versichert sogar, der Präfecturrath habe einmal laut auf zu lachen geruht, und bei der ersten Magistratsperson selbst, will man ein — Lächeln bemerkt haben.

Wie gelangt man zu einem Amte? Durch gehörige Kenntniß der Declination, sagt ein pariser Blatt. Wer einen großen Namen hat, dem hilft der Nominativ, und wessen Vater berühmt war, der Genitiv. Der Dativ nützt, wenn man zur rechten Zeit gibt, und der Accusativ, wenn man seine Mitbewerber gehörig verläumdet und verdächtig macht. Der Ablativ ist so ziemlich von gleicher Bedeutung; man entzieht dem Verdienste Andrer, was uns nöthig seyn könnte. Mittelst des Vocativs kommen die wenigsten hinein, ob sie schon eine — Vocation aufweisen. Der Scherz sieht Luthern ähnlich, von dem ihn das pariser Blatt entlehnt haben will.

In den pariser Theatern ist es nicht selten der Fall, daß ein Schauspieler die Rollen, welche Krankheit einen andern zu spielen hinderte, abliest. Unlängst wurde eine junge Schauspielerin nach einem solchen Lesen gar herausgerufen. Das fand ein Blatt indessen doch zu stark, und meinte: Am Ende würde noch der Souffleur gerufen werden! Cartigny, der im Theater francais in so einem Falle und auf solche Weise den Tartüffe übernahm, ärntete ebenfalls vielen Beifall, aber aus einem andern Grunde. Er wußte die ganze Rolle auswendig und hatte sie nur für den Nothfall in der Hand. Indessen — den ganzen Molière auswendig wissen — das zeigt den französischen Schauspieler wie er ist.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 160.

11. Juli 1823.

## Ueber die dramatische Literatur des Tages.

### I. Ansichten über den Zeitgeist unserer dramatischen Dichtung, der Kunst, und der dramatischen Künstler. Von Carl Stenßer, B. R. D. und Schauspieler.

Dieser Titel verräth eine Verworrenheit der Begriffe. Dramatische Dichtung, Kunst, und Künstler ist im Wesentlichen alles eins; denn dramatische Kunst ist die Kunst, Dramen zu dichten, und ein dramatischer Künstler ist jener, welcher sie versteht und übt — mithin der Dichter selbst. Wollte man also nach dem Titel auf den Inhalt dieses Büchelchens schließen, würde man vermuthen müssen, darin die dramatische Dichtung in ihren Regeln und in der Ausübung besprochen zu finden. Dem ist aber keineswegs so. Der Verfasser erwähnt zwar des traurigen Zustandes der neuesten dramatischen Dichtung und ihres verderblichen Einflusses auf das Theater, aber seine Absicht ist vorzüglich, von der Schauspielkunst und den Schauspielern zu sprechen, welche wohl Schauspiel-, Theater- oder Bühnen-Fühler, aber nicht dramatische Künstler zu nennen sind.

Wenn diese Schrift auch nicht frei ist von den Irrthümern, welche jetzt alles Theaterwesen so umnebeln und umnachten, daß es mit sammt der verbreiteten seichten Kritik sich in völliger Anarchie befindet, erkennt sie doch richtig viele Mängel und bestrebt sich mit Freimüthigkeit, sie aufzudecken. Es dürfte sich also an ihre Entwickelung und Beleuchtung manches Wort über die dramatische Tagesliteratur mit und ohne dichterischen Gehalt, oder mit und ohne Glück und Einfluß auf die Bühne, knüpfen lassen.

Obgleich der Verf., nach dem Titel des Buches, Doctor beider Rechte ist, so verbindet ihn dieses Prädicat so wenig, als sein Schauspielerstand, die dramatische Literatur gründlich zu kennen. Er weiß davon, nach seiner Schrift zu schließen, so viel, als sich von einem praktisch-gebildeten Schauspieler fordern läßt. Er kennt die dramatischen Dichter mehrerer Nationen, wenn auch vielleicht manchmal nur aus Veranlassung der Darstellung; vorzüglich aber hat er seiner Kunst Aufmerksamkeit und Liebe gewidmet; und das ist das Wesentlichste.

Wie übel es nun auch um dramatische Dichtung zur Zeit stehe, die Schauspielkunst liegt ganz im Argen. Jene bewahrt die Meisterwerke voriger Jahrhunderte, und selbst aus neueren Tagen manches Achtbare und Gute, wie man denn so wenig Iffland und Kotzebue ganz verwerfen sollte, als die früheren Lustspieldichter Schröder, Jünger und ihre Zeitgenossen. Dagegen hat in dieser das Große und Treffliche natürlich größtentheils ausgelebt, und wir haben nur in der Beschreibung Denkmale der vorübergegangenen Blüthenzeit des deutschen Theaters. Nun gehört die Mimenkunst aber so der Gegenwart an, daß schwer und beinah gar nicht, auch die getreueste Darstellung der Leistungen vormaliger großen Künstler, einen lebenden zu bilden vermag, der in der verkehrten Gegenwart nur zu sehr befangen ist und sie thätig mitloben muß. Nur einem wahrhaft von der Natur Berufenen, durch Instinct auf rechter Bahn Erhaltenen wird sie dienen und ihn erleuchtend belehren können. Unter den jetzigen, selbst den meist genannten Schauspielern gleichen die einzelnen wahrhaften Künstler, welche sich würdig an eine würdige Reihe anzuschließen streben, nur den Oasen in einer Wüste. Darum ist es nicht ohne Noth, vorzugsweise für diese Kunst zu eifern; wir können dem Verf. die Dichtung gern erlassen, obgleich er auch nicht ohne Einsicht von der neuesten Tendenz derselben spricht.

Ich will mich über dieses letztere Thema demnächst, ihn ergänzend, weiter auslassen, wenn ich sein Verdienst, in Hinsicht auf das erstere, gewürdigt habe, was verbreitet doch nicht ganz ohne Frucht bleiben dürfte, da Tieck in der Abendzeitung seine gewichtige Stimme erhoben, welche ein Vereinigungspunct aller Bestrebungen für das Besserwerden seyn könnte und sollte, zumal da ihr die praktische Anwendung — ohne welche in dieser Kunst wenig oder nichts — nicht ganz abgeht. Es sind nämlich schon in Dresden mehrere Stücke gegeben worden, welche zuvor den Schauspielern von Tieck vorgelesen wurden. Seine Meisterschaft darin, die, vom gewöhnlichen, selbst dem vollkommensten Leser ganz sich entfernend, völlig ins dramatische Leben der Darstellung übergeht, konnte nicht ohne Wirkung auf die Hörer bleiben, und

man sah diesen Einfluß in den Vorstellungen des Prinzen von Homburg und des Kaufmanns von Venedig, welche sich nicht allein auf dem hiesigen, sondern auf allen Theatern als vorzüglich auszeichnen würden, wodurch zugleich bewiesen würde, daß selbst mit geringeren Fähigkeiten viel und gutes geleistet werden kann, wenn man sie nur richtig zu brauchen versteht.

Doch zur Sache! Ueber die kurze Einleitung muß man nicht mit dem Verf. rechten; er sagt darin, daß die Natur des Schauspielers höchster Zweck sey, und damit bringt er schon die Hauptkrankheit jetziger Schauspieler zur Sprache, denn gerade Naturwahrheit — wird fast allgemein vermißt, und was sie Natur nennen, ist oft nur Rohheit und Gemeinheit. Dieser Kunst geht es beinah wie der akademischen, z. B. der Malerei. Nach Raphael glaubte man das Höchste errungen, und was man seitdem als das Höchste erstrebte, war das Raphaelische Ideal; man suchte diesen Gipfel auf den Leitern der durch Akademien in Systeme gebrachten Regeln zu erklettern: so wurde der Zweck — die Malerei selbst — statt der Naturwahrheit! Denn man vergaß, wie Raphael zu seinen Gebilden gelangte, daß er der Natur immer treu geblieben, sein außerordentlicher Geist aber die Fähigkeit besaß, die unmittelbare Wahrheit bis zu höchst denkbaren Idealen zu veredeln und zu verklären, ohne ihr die geringste Einbuße zuzufügen. Dieses nie zuvor und nie wieder in diesem Grade dagewesene dichterische Vermögen in der Malerei ist aber so vielfältig verkannt worden, daß man glaubte, das Ideale aus Regeln hervorbringen zu können, und vergaß, daß Leben und Geist über allen Regeln ist, und ohne beides — nichts.

Dies auf die Schauspielkunst angewendet, erging es ihr schlimmer als der Malerei, denn ihre großen Koryphäen konnten ihre Meisterschaft nicht in bleibenden Werken hinterlassen — sie blieb uns nur in der Sage. Muß nun die Mimenkunst hierin, wie der Dichtkunst, auch den andern edlen Künsten nachstehen, so besitzt sie doch mit einigen, und vor manchen die ewige Quelle und ihr einziges Vorbild — das Leben selbst! — Diese Lehrerin kann ihr niemals fehlen, wenn sie sich nur ein ungetrübtes Verständnißvermögen bewahrt. Unsere meisten Schauspieler dagegen bilden sich ein — mit der Routine komme ihnen die Kunst, wäre sie ihnen nicht angeboren; an Wahrheit denken sie nicht, oder halten sie überflüssig, oder etwas verkehrtes dafür; sie bringen es höchstens zu einem sogenannten Recitiren. Dann treffen sie wieder mit den Malern überein, die, Gott seys geklagt, oft ideale Gestalten auf der Leinwand zu construiren sich quälen; solche, wenns viel ist — personificirte Begriffe wollen dann die Schauspieler vorstellen, denen es aber schlimmer geht als den gemalten, indem man weder den Begriff daraus erkennt, noch sich an den Farben ergehen kann, sondern sich mit dem oft ganz widersprechenden Individuum des Schauspielers begnügen muß. Allerdings! Leider bleiben viele Dichter nicht zurück in solchem Unwesen, unter denen vor allen Raupach zu nennen; sie ziehen die Schauspieler durch das Zumuthen, solche ideale und unwahre Personagen zu spielen, so sehr von dem richtigen Wege ab, daß diese nun auch die alten Compositionen nur auf ähnliche Weise oder gar nicht spielen können, wodurch denn entsteht, daß jene nicht mehr gefallen. Das Publicum wird also doppelt gestraft, einmal durch die verdorbene Kunst, und dann, daß man es ihm beimißt, wenn die alten Meisterwerke durch das allerloseste Gesindel verdrängt werden, wobei es am Ende selbst nicht ohne Ansteckung des allgemeinen Uebels bleibt und bleiben kann.

Indem der Verfasser zu seinem Gegenstande übergeht, klagt er, als Hauptursache des Verfalls der deutschen Bühne, den seit kurzem eingetretenen schnellen Wechsel des Geschmacks in den dramatischen Productionen an (hört! hört! ihr Dichter!), welcher seinen Grund in der Oberflächlichkeit (wie er leider! nur zu sehr eine Eigenschaft des Zeitgeistes getroffen), in dem Jagen nach Neuem, in der Neigung zum Wandelbaren, wenn es nur Effect macht, und in der völligen Entfernung von allem Tiefen und Dauernden hat. Er zeigt, wie dieser traurige Zustand, durch Iffland, Kotzebue und Ziegler veranlaßt, durch die Wortpracht von Schiller's genialen Stücke, befördert und durch Müllner und Grillparzer zu einer Ausbildung gekommen, daß Dichter, Schauspieler und Zuschauer in die trostloseste Verwirrung gerathen, die, wenn kein rettendes Phänomen eingreift, die herrliche Schauspielkunst zum Abgrund führen muß. Er entwickelt, wie Verleger, Theaterdirectionen und Kritiker, unter welche man die leidigen Correspondenten jetzt mitzählen muß, um die Wette durch pomphafte Anpreisungen die verderbliche Modesucht im Theater befördern; Müllnern und Grillparzern werden keine Vorwürfe gespart, er hält die Grundsätze, welche ihre Dichtungen aussprechen, trotz alles Protestirens, offenbar dem Sinne der reinen Religion und dem wohlthuenden Gefühl der sanften Menschlichkeit zuwider und zeigt sich zugleich muthig, diese Behauptung in jedem Strauße zu verfechten.

Ich will den Verfasser nicht weiter in diesem Gebiete begleiten, sondern ihn mit seinen Ansichten über die Schauspielkunst selbst redend einführen:

„Unter dramatischer Kunst verstehe ich die Kunst, Charaktere, Situationen und die Handlungsweise der Menschen in möglichster Vollkommenheit nach der Natur und nach bestimmten Regeln und Formen darzustellen. — Das Studium der menschlichen Natur, nach allen Verhältnissen seines Standes, seiner Leidenschaften und seiner Umgebungen, ist die große Basis dieser so schwierigen Kunst. Diese Schwierigkeit hat sich in demselben Grade vermehrt, in welchem die individuellen Charaktere der Menschen sich vervielfältigt — (sollte es nicht richtiger heißen verflocht, oder ins allgemeine über — wenn nicht — untergegangen?) — unsere bürgerlichen Verhältnisse sich erweitert, unsere Sitten und Lebensweise sich verfeinert haben."

Digitized by Google

„Man sollte daher billig glauben, daß die dramatische Schauspielkunst unserer Zeit unendlich schwieriger als die des vorigen Jahrhunderts seyn müsse, und wirklich ist dies auch der Fall, obschon sie nicht darnach behandelt wird. Die vorzüglichsten Ingredienzien unserer heutigen dramatischen — (Schauspiel-) Kunst bestehen in der Kraft und Gewandtheit, welche Mutter Natur als Hülfsmittel dem Künstler verliehen hat, den wahren Zweck der Kunst zu erreichen. Ein Studium selbst — ein wissenschaftliches Denken — vorher erworbene Elementar-Kenntnisse (d. h. der Schauspieler soll mit Stuhl- und Brieftragen anfangen, aber nicht mit den größten Rollen) sind jetzt nur Nebensachen — oft, ja sehr oft werden sie ganz als entbehrlich betrachtet."

„Die Griechen und Römer fühlten es sehr gut, in welchem schwesterlichen Verbande die dramatische Kunst mit der Tonkunst und Malerei stand; sie strebten dahin, diese Musen zum gemeinsamen Zwecke zu verbinden. Wo findet man aber heut zu Tage davon eine Spur? (dürfte nicht ganz richtig seyn, bei dem scheinbar bessern Zustande der Oper, und dem Decorations-Pracht-Unfug; freilich war die Decorationsmalerei noch im vorigen Jahrhundert unvergleichlich besser.) Die dramatische Kunst ist, so wie jede andere, einer Zergliederung fähig, und nur aus dem Studium ihrer Theile kann das Studium des Ganzen vollendet hervorgehen. Das Studium jeder andern Kunst hat sich in neuern Zeiten erweitert und vervollkommnet, und es haben sich darin in eben dem Verhältniß die Kenntnisse erweitert, als man sich dem Studium des Alterthums hinsichtlich einer Kunst widmete, wie dieses der Fall in der Malerei ist — (paßt viel besser auf die Sculptur). Allein unserer neuern dramatischen Kunst hat man nicht des Studiums des Alterthums würdig geachtet; sie hat, im Ganzen genommen, an äußerem Flitter gewonnen und an innerem Gehalt verloren. Jene reine und erhabene Tendenz, welche man noch zu Lessing's Zeit — (will der Verf. nicht griechische oder römische Schauspielkunst, welche doch von der neueren zu verschieden seyn dürfte — und Shakspeare's Theater, wo es allerdings vortrefflich um den Schauspieler gestanden haben muß, obgleich wir wenig davon wissen, als die Blüthe dieser Kunst betrachtet wissen — so wär ja eben Lessing's Zeit diejenige in Deutschland, in welcher das Beste geleistet wurde, daher das — noch — nicht ganz an seinem Platz seyn dürfte) — in der dramatischen Kunst behauptete, ist beinah gänzlich unerkannt (d. h. von Schauspielern); das Studium der Mimik — ich verstehe unter diesem Worte nicht das Studium des Gesichterschneidens gewisser Franz Moors — das Studium der plastischen Natur, der Gebehrdensprache, der höhern Tanzkunst (warum nicht jeder Tanzkunst? dazu thut der Zeitgeist oder die Mode viel, denn wie selten tanzt man auch in der besten Gesellschaft Deutschlands noch gut), sind als sehr entbehrliche Dinge jetzt betrachtet, und man kann beinah sagen, daß sich unser gegenwärtiges ganzes dramatisches Kunststudium auf die Declamation der Jamben erstrecke, wobei aber selbst der dem Zwecke der Bühne so unentbehrliche Conversationston und Vortrag nicht selten vernachlässigt wird. Bei dem Studium der dramatischen Kunst älterer Zeit fing man von unten an, hinauf zu gehen; jetzt pflegt man von oben anzufangen und steigt nicht selten sehr tief herunter. Welche unsägliche Mühe gab sich nicht der große Eckhof, um einen Stuhl auf der Bühne kunstrichtig anzufassen und von einer Stelle auf die andere zu setzen. Garrick studierte ein volles Jahr, um die Abstufungen des Lachens herauszufinden. Dies alles sieht unser modernisirtes Kunststudium als Pedanterie an; man überläßt sich dem Zufall und Augenblick und nennt es — Natur!"

Nach dem Verfasser sollen Preisaufgaben gelehrter Gesellschaften für die beste Abhandlung über diesen Gegenstand der Schauspielerbildung aufhelfen, woran ich aber zweifle; — wenn die Leute lesen wollten, hätten sie die besten Mittel, sich zu bilden. Nein! diese Kunst muß praktisch gelernt werden. Nur der Künstler kann wieder Künstler bilden. Ohne Schule keine Kunst — am wenigsten Schauspielkunst! So war es sonst; und ist mit der Musik es z. B. denn jetzt anders? Das Theoretische der Geistesbildung braucht dabei nicht vernachlässigt zu werden, welches übrigens auch jetzt bei Schauspielern weiter als ehedem zurückbleibt.

Endlich geht der Verf. zu seinem eigentlichen Zweck über — den Schauspielern! er zeigt den Nachtheil der Jambensprache für Anfänger und eifert mit Recht gegen den Begriff von ersten Rollen, indem er auch dafürhält, daß Schauspieler sich nicht ausschließlich einem Rollenfach widmen sollen, welche Meinung er mit Tieck theilt. Darauf entwickelt er, wie schwer es sonst Anfängern gemacht wurde, wie gründlich ihre Bildung seyn mußte und wie lange sie zu warten gezwungen waren, ehe sie einer selbst kleinen Rolle würdig befunden wurden. (Natürlich! man besinnt sich, eine Rolle aus bewährter Hand in unbewährte zu geben; jetzt ist es umgekehrt: die größten und wichtigsten Rollen sind am leichtesten zu haben — weil der Besitzer schon als unbewährt sich erwiesen — während man von dem Anfänger so viel noch nicht weiß, und in der Noth sich durch die Hoffnung täuscht; Jugend unterstützt diese Täuschung vielleicht eine Zeit, bis verkehrte Bildung auch die lange Hoffnung zerstört und man sich leider! überzeugen muß, daß einer so schlecht ist als der andere, während aus Beiden, vermittelst gehöriger Schule, wohl hätte etwas Achtbares werden können.)

Der Verf. gibt nun einen völligen Studienplan für Schauspieler, der allerdings dem grenzenlosen Leichtsinn als Folie dienen kann, mit welchem man diese Kunst jetzt treibt, diesen Stand wählt und junge Leute aufnimmt. Wen Gestalt und Organ begünstigen, wer etwas declamiren kann, oder auch nur in der Täuschung von diesem allen lebt — geht zum Theater — warum sollte er nicht bei dem Bedürfniß, bei der enormen Bezahlung, die in keinem Stande so schnell, mit so ge-

Digitized by Google

ringer Mühe zu erlangen ist? Dadurch soll nun ein Ueberfluß im Liebhaberfach entstehen. Dieser Behauptung widerspricht aber die tägliche Erfahrung, fähige Schauspieler sind jetzt in allen Fächern selten, jedoch in dem der Liebhaber am seltensten.

Einen Grund der Verderbniß hat der Verf. nicht erwähnt, den Umstand, daß der Schauspielerstand nun in der bürgerlichen Ehre mit den übrigen sich gleichgesetzt hat — wenn er nicht gar zu dem der Staatsbeamten gezählt wird. Wer zum Theater gehen wollte, hatte ehedem die Vorurtheile (waren es denn wirklich Vorurtheile?) zu überwinden, welche an dem Schauspielerstande hafteten; ohne überwiegendes Talent war dies nicht wohl möglich; und hatte er den Schritt gethan, mußte ihn alles spornen, durch seine Leistungen diesen überhaupt vor sich selbst und vor Andern zu rechtfertigen, als nicht minder seine Vorbilder zu erreichen.

Dagegen würdigt der Verf. die Verwirrung, welche jetzt noch in den Verhältnissen der Theaterdirectionen unter sich und zu den Schauspielern eingerissen ist, einer sehr nöthigen Auseinandersetzung, und wünscht dabei die Verminderung der herumziehenden Truppen, worin ihm wohl jeder Einsichtige beipflichten wird; eine Sache, die übrigens in Sachsen schon in Anregung gebracht worden ist.

Weniger wird man mit dem Verf. übereinstimmen, wo er von den Mitteln zur Herbeiführung eines bessern Zustandes handelt. Er will mit Einem Wort — Theaterschulen. Das scheint allerdings das einzig Thunliche — aber die Sache ist schon oft gerathen und auch angewendet worden, aber bewährt hat sie sich noch nicht. Wenn man in einer solchen Schule mit Mühe ein Talent, halb gebildet, zu einigen Hoffnungen berechtigte, und man glaubte etwas zu haben — kommen die Hoftheater mit so großen, eines den andern überbietenden Engagementsanträgen, daß man es nicht nur sich nicht erhalten kann, sondern daß es auch durch Eitelkeit und zu frühe das Studium vernachlässigende Beschäftigung in großen Rollen zu Grunde gehen muß, ehe es noch eigentlich ganz aufkeimte. Das ist wohl etwas Anderes: die Schauspielerschule von ehedem! — Man müßte jetzt, wollte man wirksam helfen, die besten Schauspieler in Deutschland, mehr oder minder Ueberreste der ältern Zeit, vereinigen, dieses Theater gut dirigiren, den größten Theil der modernen Tragödien, so wenig als die Fluth der französischen Uebersetzungen, sondern einfache, ältere Stücke spielen, Costüm und Decorationspracht, die jetzt alle Ufer überschwemmt hat, in ihr altes Bette zurückdämmen, die lobhudelnden Correspondenten möglichst beseitigen und die meisten Gastspiele unterdrücken. Einem solchen Unternehmen gebe man Tiecks Kritik; —, wenns möglich wäre, ihn selbst zum Director, sein Vorlesen der Stücke würde manchen mangelnden Künstler ersetzen, und dann lasse man es kein Hoftheater, sondern eine Privat-Entreprise seyn — dies etwa wäre mein Vorschlag, welcher doch wohl mehr versprechen dürfte als die Theaterschulen und auch angerathenen zwei General-Theater-Büreaus — (kein Büreau hat sich noch sonderlich bewährt) — in Nord- und Süddeutschland, deren Zweck seyn soll, Einheit in das ganze Theaterwesen in Deutschland zu bringen, die Engagements zu erleichtern und die Schauspieler überhaupt zu controliren. Ich denke, an Einheit fehlt es dem jetzigen deutschen Theaterwesen nicht — denn überall ist es in völliger Verderbniß.

Mein Widerspruch möge dem Verf. Beweis seyn, daß ich das Reale, Beherzigenswerthe seiner Sache nicht verkannt habe; aber durch Rede und Gegenrede muß alles Gute gefördert werden, zumal in diesem Blatt. Uebrigens scheint er alles Uebel auf den Zeitgeist zu schieben, wenn man den Titel, den ich schon oben commentirt, recht versteht; daß dieser in vielen Dingen böse ist, belehren uns ja täglich seine politischen Bekämpfer, also auch in der Literatur, wie im Theater, muß man ihn bekämpfen. Ref. hat sich zu diesem Zwecke mit dem Verf. gern vereinigt — wenn gleich mit nicht sonderlichen Erwartungen — denn liegt alles Unheil wirklich im Geist der Zeit, wie von manchem wohl unverkennbar ist, so wird es, bevor er selbst sich bekehrt, schwerlich besser werden.

In künftigen Artikeln bleibt mir zu entwickeln, ob und inwiefern die neueste dramatische Dichtung zum angeklagten schnellen Wechsel des Geschmacks beigetragen hat und fortdauernd beiträgt.

79.

---

## Miscellen.

In London ist ein Werk über die Mysterien erschienen, die besonders im sechzehnten Jahrhundert dem nachherigen Schauspiele die Einführung erleichterten. Eine Menge ungedruckter Handschriften aus dem brittischen Museum ward dabei zu Grunde gelegt. Ein Rest jener Mysterien ist noch jetzt in dem pomphaften Aufzuge, der die Wahl eines Lord-Mayor in London bezeichnet.

Die Ausgrabungen in Pompeji werden unter der jetzigen Regierung sehr lebhaft betrieben. Im Sommer 1822 arbeiteten gegen 700 Menschen darin; ohne daß aber Etwas von den neuen Entdeckungen bekannt gemacht worden wäre.

Ein belgischer Künstler, de Meulemeester, hat die Freskogemälde Raphaels im Vatican in Wasserfarben, auf ein Neuntel ihrer Größe reducirt, in 52 Blättern copirt. Zwölf Jahre verwendete er darauf. Da jene unsterblichen Werke der Einwirkung der Zeit immer mehr unterliegen und endlich ganz verschwinden dürften, so ist sein Unternehmen, sie alle so wenigstens aufzubewahren, um so dankenswerther je mehr er Raphaels Geist aufzufassen verstand.

In London ist jetzt ein Maler, Signor Reina, der in seinen Anzeigen behauptet, von der Mailänder Akademie sey ein Hieronymus von ihm für besser als ein ähnliches Werk des Tizian, des Rubens, erklärt und er berechtigt worden, den Namen eines zweiten Correggio zu führen. Die Londoner Litterary Gazette macht sich indessen darüber sehr lustig und meint, seine Arbeiten seyen noch schlechter — als Davids Krönung von Napoleon.

Literarisches
# Conversations-Blatt.
Nr. 161.
12. Juli 1823.

## Mémoires du Général Rapp.

Ich kenne nicht viele Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien, die ich mit so großem Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit des Verfassers gelesen und mit so vollkommner Befriedigung aus der Hand gelegt hätte, wie diese Memoiren des Generals Rapp. Allenthalben zeigt sich der ehrliche Mann, der brave Soldat, der treue Freund seines Wohlthäters, der aber selbst diesem nie das Wohl seines Vaterlandes, die Wahrheit und das Recht aufzuopfern fähig wäre. Rapp ist kein Gelehrter, kein Schriftsteller, hat weder ein System, noch bekennt er sich zu einer Partei, zu einem Glauben, oder zu einer Secte, für welche die Thatsachen auch von sonst Wahrheitliebenden so oft zugerichtet werden, damit sie einer Lieblingsmeinung oder einem Zwecke, den man zu erreichen sucht, dienen. Er gibt die Menschen und Dinge einfach und redlich, wie er selbst ist und wie er sie aufgefaßt hat, mit gesundem Verstande, natürlichem Scharfsinn und schnellem, aber richtigem Urtheil. Ich habe zu keinem der vielen Bewunderer Napoleons, die sich berufen fühlten, die öffentliche Meinung über diesen außerordentlichen Mann zu bestimmen oder zu berichtigen, ein größeres Vertrauen als zu dem General Rapp. Er hat seine Gefühle gegen seinen Feldherrn, Kaiser und Wohlthäter nie verläugnet, und dem Tode desselben, selbst unter den Augen seines Königs, Thränen geweint, die der Monarch groß genug war, nicht zu verkennen. Da so Viele, die Napoleon alles verdankten, ihn mit seinem Glücke verließen, bewahrte Rapp ihm ein redlich treues Herz. Es fehlte nicht an Leuten, die ihn Ludwig XVIII. verdächtig zu machen suchten; doch bei dem Fürsten, der im Unglücke das Leben und die Menschen kennen gelernt hatte, ohne Erfolg. „Die guten Seelen der Vorstadt St. Germain," sagt Rapp, „meinten, wir — er und das Heer — seyen für Europa ein Gegenstand des Schreckens. Auf dem Schlachtfelde allerdings, und die Verbündeten läugneten es nicht! Aber anderswo, da that man uns zu viel Ehre an. Im Fache der Verschwörungen und Complotte gebührte uns die Palme nicht. Ich schrieb, nach der Abdankung Napoleons, dem Könige und verbarg ihm meine Gesinnungen keineswegs. Hätte ich die ganze Coalition in den Rhein werfen können, ich würde es zu thun nicht ermangelt haben; daraus machte ich kein Geheimniß. Der Brief lautete, wie folgt:

„„Sire,

Ich suche mein Betragen nicht zu rechtfertigen. Ew. Maj. wissen, daß meine kriegerische Neigung und Erziehung mich stets bestimmten, das französische Gebiet gegen jeden fremden Angriff zu vertheidigen; besonders konnte ich nicht anstehen, mein Blut für die Vertheidigung des Elsasses, meines Geburtslandes, anzubieten. Ist mir die Achtung Ew. Maj. geblieben, dann wünsche ich meine Laufbahn in meinem Vaterlande zu beschließen; sollte es dem nicht so seyn, dann wäre ich der erste, zu verlangen, meine Tage in dem Auslande zuzubringen; in meinem Vaterlande würde ich ohne die Achtung meines Monarchen nicht leben können. Nur das begehre, nur das brauche ich.""

„Dieser Brief," fährt Rapp fort, „blieb nicht ohne Wirkung. Ich brachte einige Monate in Paris zu, ohne beunruhigt zu werden; aber die Emigration hatte sich der Kammern bemächtigt und wüthete von der Tribune herab. Die Schmähungen gegen alles, was Frankreich an Männern zählte, durch ihr Talent und ihren Muth ausgezeichnet, ekelten mich so sehr an, daß ich mich entfernte. Ich begab mich nach der Schweiz, wo die Aristokratie wenigstens nicht das Scandal der Wuth von heute an der Seite der Niederträchtigkeit von gestern zeigte. Einige Zeit nachher, da die Ordonnanz vom 5. September erlassen worden, kehrte ich nach Paris zurück, wo ich im Schoße meiner Familie lebte und ein bisher nicht gekanntes Glück genoß."

Rapp besaß den edlen Muth einer großen Seele, dem Gebieter in seiner Allmacht die Wahrheit zu sagen und dem gefallenen Helden zu huldigen. Mehr als einmal hat er sich das Misfallen Napoleons zugezogen, weil er seine harten Befehle in ihrer ganzen Strenge zu vollziehen sich weigerte; aber selten war die Ungnade von langer Dauer, weil der Kaiser, eines solchen Dieners würdig, groß genug war, dessen Werth und seine eigne Uebereilung zu erkennen. Danzig kann von der Mäßigung und der Gerechtigkeitsliebe des Generals Zeugniß geben, der den Unwillen seines Herrn lieber ertragen, als die unglückliche Stadt drücken wollte.

Digitized by Google

Vor dem russischen Feldzuge fragte ihn der Kaiser: „Was Deutschland wohl thun würde, im Fall eine Expedition jenseits des Niemen unglücklich ausfallen sollte?" Rapp's eigne Worte waren: „Sollten Ew. Majestät einen Unfall haben, dann können Sie versichert seyn, daß Russen und Deutsche aufstehen, um das Joch abzuwerfen; es gäbe einen wahren Kreuzzug; alle Ihre Verbündete würden Sie verlassen; selbst der König von Baiern, auf den Sie so sehr zählen, schlösse sich der Coalition an. Ich nehme nur den König von Sachsen aus; vielleicht bliebe der Ihnen treu; aber seine Unterthanen würden ihn zwingen, mit Ihren Feinden gemeinschaftliche Sache zu machen." — Prophetische Worte, wenn deren je gesprochen worden; nur zu sehr gingen sie in Erfüllung. Napoleon aber war mit diesem Berichte, wie man denken kann, nichts weniger als zufrieden. „Er kannte die Deutschen schlecht," bemerkt Rapp bei dieser Gelegenheit, „und traute ihnen weder Kraft noch Energie zu; er verglich sie, mit ihren Flugschriften jenen kleinen Hunden, die bellen, aber nicht zu beißen wagen. Später erfuhr er, wessen sie fähig sind." In derselben Zeit speiste Rapp mit Napoleon, Murat und Berthier zu Abend. Napoleon schwieg lange Zeit, dann fragte er auf einmal: „Wie weit es von Danzig nach Cadix sey?" — „Zu weit, Sire." — „Ich verstehe Sie, Herr General; doch werden wir in einigen Monaten noch viel weiter davon seyn." — „Desto schlimmer," erwiederte Rapp. — Der König von Neapel und der Fürst von Neufchatel sprachen kein Wort. — „Ich sehe wohl, meine Herren," fuhr Napoleon fort, „daß Sie zum Kriege keine Lust mehr haben; der König von Neapel will sein schönes Land nicht mehr verlassen, Berthier möchte zu Grosbois jagen, und Rapp sein prächtiges Hotel in Paris bewohnen." — „Ich läugne es nicht. Ew. Maj. haben mich nie verzärtelt; ich kenne die Vergnügungen der Hauptstadt sehr wenig." — So war dieses Mannes Art zu denken und zu handeln, der er sich treu erwies bis an sein Ende.

Er starb ruhig und gefaßt. Vor seinem Tode ließ er sich die Richtung geben, daß sein Gesicht gegen das Ausland gewendet war, und seine letzten Worte sprachen Wünsche für seine Familie und für Frankreich aus.

Das ist der Mann, den wir in den angeführten Memoiren hören, der selbst seinem Feinde Achtung gebietet und Vertrauen einflößt. Mag der Leser über meine Ansicht entscheiden, wenn ich ihm einen gedrängten Auszug des Merkwürdigsten, was diese Schrift enthält, vorgelegt haben werde. Den militairischen Theil, der bei weitem der umfassendste und für die, welche vom Fache sind, auch wohl der bedeutendste ist, übergehe ich, weil er in dieser Zeitschrift nicht ganz an seiner Stelle wäre. Was ich mittheile, ist aus der angeführten Schrift so wörtlich übersetzt, als es der Geist beider Sprachen erlaubt. Der Styl ist der Mensch, sagt Buffon; und wenn das mehr oder weniger von Allen gelten kann, dann gilt es besonders von denen, die nicht durch lange Uebung gelernt haben, sich eine künstliche Sprache zu machen und eine Schreibart zu bilden, die mehr ihren Lehrern und Mustern, als ihnen selbst angehört. Zu diesen kann man Rapp nicht zählen; sein Styl ist er. Hier folgt der Auszug:

„Ich habe die Anmaßung nicht, eine historische Person zu seyn; aber ich bin lange genug in der Nähe eines Mannes gewesen, dessen Charakter man auf eine unwürdige Weise entstellt hat. Ich habe Tapfere befehligt, deren Verdienste verkannt wurden; jener hat mich mit Gütern überhäuft, diese hätten ihr Leben für mich geopfert: das darf ich nicht vergessen."

„Ich diente seit mehrern Jahren und theilte unbemerkt einige Säbelhiebe aus, wie das so geschieht, wenn man untergeordnet ist. Endlich war ich glücklich genug, von dem General Desaix bemerkt zu werden. Unser Vortrapp gerieth in Unordnung. Ich eilte mit etwa hundert Husaren herbei; wir stürzten uns auf die Oesterreicher, und es gelang uns, sie in die Flucht zu schlagen. Wir waren fast alle mit Wunden bedeckt, wurden aber durch den Beifall, den wir erhielten, gut dafür entschädigt. Der General ließ mir das schmeichelhafteste Zeugniß ausstellen, das je einem Soldaten zu Theil geworden. Ich bemerke diesen Umstand, nicht weil ich ihm die Epaulettes verdanke, sondern weil er mir die Freundschaft dieses großen Mannes erworben hat und der Ursprung meines Glücks gewesen ist. Das Zeugniß lautet wie folgt:

Rhein- und Moselarmee.

Im Hauptquartier zu Blotsheim, den 20. Fructidor, im Jahre 3. der französischen einen und untheilbaren Republik.

Ich unterzeichneter Divisionsgeneral, Befehlshaber des rechten Flügels besagter Armee, bescheinige, daß der Bürger Johann Rapp, Lieutenant bei dem zehnten Regimente der Jäger zu Pferde, mit dem genannten Regimente während der zwei letzten Feldzüge unter meinem Befehle gedient, bei allen Gelegenheiten Beweise einer seltenen Einsicht, einer erstaunenswürdigen Kaltblütigkeit und einer bewundernswürdigen Tapferkeit gegeben hat; daß er dreimal schwer verwundet worden, und daß er namentlich am 9. Prairial Jahres 2, an der Spitze einer Compagnie Jäger zu Pferde, sich auf eine mehr als fünfmal so starke Colonne feindlicher Husaren mit einer so unerschrockenen Ergebung gestürzt hat, daß er diese furchtbare Masse warf, den Rückzug eines Theils unsrer Truppen deckte und die Ehre des Tages davon trug. Man kann nicht zu sehr bedauern, daß er, ein Opfer seines Eifers, sehr gefährlich verwundet worden, so zwar, daß er seinen Arm nicht mehr gebrauchen kann. Er ist der Nationalerkenntlichkeit zu würdig, als daß er nicht verdiente, auf eine ehrenvolle Weise angestellt zu werden, wenn ein thätigerer Dienst nicht mehr in seinen Kräften steht. Ich bezeuge, daß der Bürger Rapp die Freundschaft und Achtung aller derer, die ihn kennen, mit sich nimmt. — Desaix.

„Ich ward Generaladjutant des bescheidnen Siegers von Offenburg und machte bei ihm die Feldzüge

Digitized by Google

ein Deutschland und Aegypten mit. Zu Setiman, wo ich das Glück hatte, an der Spitze von 200 Tapfern den Rest der türkischen Artillerie hinwegzunehmen, erhielt ich den Grad eines Escadronschefs, und den eines Obersten zu Samanhut unter den Ruinen von Theben. Hier wurde ich schwer verwundet, aber in dem Berichte des Obergenerals auch ehrenvoll angeführt."

„Nach dem Tode des braven Desaix, der bei Marengo in dem Augenblicke fiel, wo er den Sieg entschied, geruhte der erste Consul mich unter seine Begleitung aufzunehmen. Ich erbte sein Wohlwollen gegen den Eroberer von Oberägypten. Mein Eifer, meine Freimüthigkeit und einiges Geschick im Kriegswesen erwarben mir sein Vertrauen. Er sagte oft zu seiner Umgebung: es sey schwer, mehr gesunden Verstand und richtiges Urtheil als Rapp zu haben. Man berichtete mir dieses Lob, und ich fühlte mich dadurch geschmeichelt; ist es eine Schwäche, dann mag man es mir vergeben; jeder hat die seinige. Ich würde mich für ihn haben tödten lassen, um ihm meine Dankbarkeit zu beweisen; er wußte es und sagte oft zu meinen Freunden: ich wäre ein Starrkopf, tadelte alles, was von oben käme, hätte aber ein gutes Herz. Er duzte mich, so wie Lannes; hieß er uns Sie, oder Herr General, dann waren wir unruhig; wir konnten gewiß seyn, daß wir von irgend Jemand bei ihm waren angeschwärzt worden. Er hatte die Schwäche, Gewicht auf eine Polizei der Klatscherei zu legen, die ihm meistens falsche Berichte machte. Diese verächtliche Polizei hat sein Leben vergiftet, ihn oft gegen seine Freunde, seine Verwandte und seine eigne Gemahlin erbittert."

„Napoleon schlug die Tapferkeit nicht hoch an; er betrachtete sie als eine gewöhnliche, allen Franzosen gemeine Eigenschaft; die Unerschrockenheit allein war etwas in seinen Augen; auch sah er einem Unerschrocknen alles nach. Bat Jemand um eine Gnade, sey es bei den Audienzen oder bei den Musterungen, dann verfehlte er nie zu fragen: ob er verwundet worden sey? Er behauptete: jede Wunde wäre eine Ahne im Stammbaum. Er ehrte, er belohnte diese Art Verherrlichung; er wußte warum. Indessen bemerkte er bald, daß sie nicht für die Vorzimmer passe, und öffnete diese der alten Kaste. Dieser Vorzug mißfiel uns. Er bemerkte es und nahm es nicht gut auf. „Ich sehe wohl," sagte er mir eines Tages, „daß diese Edelleute, die ich in meinem Hause anstelle, nur Mistrauen erregen." Ich hatte wohl in dieser Hinsicht eine Ausnahme verdient. Mehrere Edelleute waren, auf meine Verwendung, von der Emigrantenliste gestrichen worden; einigen hatte ich Stellen verschafft, andern Geld gegeben und Pensionen ausgeworfen; der eine und der andere denken noch daran; die meisten haben es vergessen. Ich bin es ebenfalls zufrieden; seit der Rückkehr des Königs ist meine Kasse verschlossen. Auch war es mir nicht um Dankbarkeit zu thun. Ich hatte den Zweck, Unglückliche zu unterstützen, aber ich wollte nicht, daß die Emigranten sich zwischen uns und den großen Mann drängten, den wir auf dem Schilde erhoben hätten." Ich hatte den unangenehmen Auftritt vergessen; aber Napoleon vergaß die empfindlichen Aeußerungen nicht, die ihm entfuhren; er mochte noch sehr suchen, sich streng zu zeigen, die Natur war stärker, seine Güte behielt immer die Oberhand. Er ließ mich rufen, sprach von Adel, Auswanderung, und kam auf einmal auf den unangenehmen Vorfall zurück. „Ihr meint also," sagte er, „ich hätte eine Vorliebe für diese Leute? Ihr irrt euch. Ich bediene mich ihrer; aber ihr wisset warum; denn bin ich von Adel, ich schlechter corsicanischer Edelmann?" — „Weder ich, noch die Armee," erwiederte ich, „haben uns jemals um Ihre Abkunft erkundigt. Ihre Thaten sind uns genug."

„Die meisten von diesen Edelleuten behaupten, sie hätten der Zudringlichkeit nachgegeben. Nichts ist falscher. Ich kenne deren nur zwei, die Kammerherrendiplome erhalten und sie nicht nachgesucht haben. Einige Andre haben vortheilhafte Anerbieten ausgeschlagen; diese aber ausgenommen, fleheten, baten Alle, Alle zeigten sich zudringlich. Es war ein Wettkampf von Eifer und Hingebung, wovon man kein Beispiel hat. Das armseligste Dienstchen, die niedrigsten Verrichtungen, nichts schreckte sie ab; man hätte sagen sollen, es ginge auf Leben und Tod. Wenn je eine untreue Hand sich in die Papiere der Herren Talleyrand, Montesquieu, Segur, Duroc u. s. w. stiehlt, mit welchen glühenden Ausdrücken wird sie die Sprache der Hingebung bereichern! Jetzt ist es ein Wettkampf in Haß und Schmähungen. Das geht ganz natürlich zu. Wenn sie wirklich den tiefen Haß gegen ihn fühlten, den sie jetzt aussprechen, dann müssen sie die funfzehn Jahre, wo sie ihm zu Füßen krochen, sich eine unmenschliche Gewalt angethan haben. Und doch, ganz Europa weiß es, hätte man aus der Leichtigkeit ihrer Manieren, aus dem anhaltenden gefälligen Lächeln, aus der Geschmeidigkeit ihrer Bücklinge schließen sollen, das gehe ihnen von Herzen und komme ihnen eben nicht schwer an."

---

„Viele schildern Napoleon als einen heftigen, harten und auffahrenden Menschen; sie lebten nie in seiner Nähe. Mit Geschäften überhäuft, in seinen Ansichten Widerspruch findend, in seinen Entwürfen aufgehalten, hatte er allerdings seine Anwandelungen von Ungleichheit und Ungeduld. Aber er war so gut, so edelmüthig, daß er sich bald wieder fand. Die Vertrauten seiner Misstimmung dagegen, weit entfernt, ihn zu besänftigen, waren nur bemüht, seinen Zorn zu reizen. „Ew. Majestät haben Recht, hieß es, der verdiente erschossen oder abgesetzt, weggeschickt, in Ungnade entlassen zu werden... Ich wußte seit langer Zeit, daß er Ihr Feind ist. Man muß ein Beispiel geben; das ist durchaus nothwendig zur Erhaltung der Ruhe." Sollte Brandschatzung von einem feindlichen Lande erhoben werden, und Napoleon forderte, ich nehme an, zwanzig Millionen, dann rieth man ihm, zehn mehr anzu-

Digitized by Google

setzen. Waren die Contributionen eingegangen, dann sagte man ihm: Ew. Majestät müssen Ihren Schatz schonen, Ihre Truppen auf Kosten der eroberten Länder unterhalten, oder sie auf dem Gebiete des Bundes zehren lassen. War die Rede davon, 200,000 Conscribirte auszuheben, dann rieth man ihm 300,000 zu fordern; sollte ein Gläubiger befriedigt werden, dessen Recht unbestreitbar war, dann brachte man ihm Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Schuld bei und brachte es dahin, daß er den Betrag der Forderung auf die Hälfte, ein Drittheil, oft auf nichts herabsetzte. Sprach er davon, einen Krieg anzufangen, dann gab man dem hochherzigen Entschluß lauten Beifall: der Krieg allein bereichere Frankreich; man müsse die Welt in Erstaunen setzen, und daß auf eine der grossen Nation würdige Art. So hat man ihn in ewige Kriege gestürzt, indem man ungewisse Entwürfe und Unternehmungen begünstigt und aufgemuntert. So ist es gelungen, seiner Regierung den Stempel der Gewaltthätigkeit aufzudrücken, die weder in seinem Charakter, noch in seiner Angewöhnung lag: sein Wesen war durchaus gutmüthig. Nie neigte ein Mensch mehr zur Nachsicht, nie war einer für die Sprache der Menschlichkeit empfänglicher. Ich könnte tausend Beispiele davon anführen, beschränke mich aber auf folgendes."

„George und seine Mitschuldigen waren verurtheilt worden. Josephine sprach für die Herren von Polignac, Murat für Hrn. v. Riviere; sie erreichten beide ihren Zweck. An dem Tage der Hinrichtung kam der Banquier Scherer ganz in Thränen nach Saint-Cloud: er verlangte mich zu sprechen. Es war, um mich zu bestimmen, daß ich die Begnadigung seines Schwagers, des Hrn. von Russillon, der in diese Angelegenheit verwickelt war, erbitten sollte. Bei ihm befanden sich einige seiner Landsleute, alle Anverwandte des Verurtheilten. Sie wüßten wohl, sagten sie, daß der Major den Tod verdient habe; aber er sey Familienvater und gehöre zu einem der ersten Häuser des Cantons Bern. Ich gab nach und hatte es nicht zu bereuen."

„Es war sieben Uhr des Morgens, und Napoleon schon aufgestanden; er befand sich in seinem Cabinette und Corvisart — sein Arzt — bei ihm. Ich ließ mich melden. „Sire, sagte ich zu ihm, es ist noch nicht lange, daß Ew. Majestät den Schweizern Ihre Vermittelung angedeihen ließ. Sie wissen, daß nicht Alle auf gleiche Weise damit zufrieden waren, besonders die Berner. Es bietet sich eine Gelegenheit dar, ihnen zu beweisen, daß Sie groß und edelmüthig sind: einer ihrer Landsleute soll heute hingerichtet werden; er gehört zum Vorzüglichsten, was im Lande ist, und gewiß wird seine Begnadigung Aufsehen machen und Ihnen viele Bewohner desselben gewinnen." — „Wer ist der Mensch? wie heißt er?" — „Russillon." — Bei diesem Namen fuhr er heftig auf. — „Er ist viel gefährlicher, viel strafbarer als selbst George." — „Ich weiß alles, was mir Ew. Majestät zu sagen die Ehre erzeigen. Aber die Schweizer, aber seine Familie, aber seine Kinder werden Sie segnen. Begnadigen Sie ihn, nicht seinetwegen, sondern um so vieler braven Leute willen, die genug über seine Dummheiten geseufzt haben." — „Hören Sie?" sagte er, indem er sich gegen Corvisart wendete. In demselben Augenblick riß er mir die Bittschrift aus der Hand, genehmigte sie, und indem er mir das Papier mit derselben Heftigkeit zurückgab, sprach er: „Schicken Sie, so schnell als möglich, einen Eilboten, damit die Hinrichtung nicht vollzogen wird." Man kann sich leicht die Freude dieser Familie vorstellen, die mir ihre Dankbarkeit durch die öffentlichen Blätter bezeigte. Russillon wurde mit seinen Mitschuldigen eingesperrt und erhielt später seine Freiheit. Er hat seit der Rückkehr des Königs mehrere Reisen nach Paris gemacht, ohne daß ich ihn gesehen hätte. Er dachte wohl, ich legte kein besonders großes Gewicht auf diesen kleinen Dienst; er hatte Recht."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Der Stachel im Schweife des Löwen.

Wenn Homer den zornigen Löwen schildert, so erzählt er, wie er sich mit dem Schweife schlage. Auf gleiche Weise sprechen andere Alte von ihm, und ein alter Commentator des Homers, Didymus Alexandrinus, bemerkt hierbei, „der Löwe habe im Schweife unter dem Haare einen schwarzen Stachel, gleich einem Horn, durch den das Thier sich Schmerz verursache und so seinen Zorn steigere." *) Die Sache ist nie weiter untersucht worden. Es hatte inzwischen Blumenbach den Leichnam einer Löwin erhalten, und er forschte nun gleich nach, wie weit der alte Scholiast recht hatte. Er fand denn in der That am äußersten Ende des Schweifes einen dunkelgefärbten, hornharten — Stachel, der an seiner Basis von einer ringförmigen Hautfalte umgeben war. Nach Ablösung der Haut sah er den Stachel fast in einer drüsenartigen, ganz eigen gebauten Kapsel befestigt. „Alle diese Theile, bemerkt er in seinem Bericht darüber, sind so klein, und die hörnerne Spitze dieses Stachels ist so sehr unter dem dichten Haare versteckt, daß der Nutzen, den der alte Scholiast davon herleitet, nur in der Einbildung zu bestehen scheint. Sie sind aber, sagt er auch, so zart und bestimmt ausgearbeitet, daß man sie nicht als Spiel der Natur und für zufällig ansehen kann." In jedem Falle sieht man auch hier wieder ein überraschendes Beispiel von der getreuen Beobachtung der Natur bei den Alten. Kein Anatom unter den Neuern sagt von diesem Stachel etwas. (Sollte er beim lebenden Thiere nicht eine Turgescenz haben oder, wo der Löwe erzürnt ist, erhalten, die auch dem ihm zugeschriebenen Zwecke genügte?)

---

*) Für Freunde der griechischen Sprache sey seine Bemerkung selbst mitgetheilt:

*Ἔχει δὲ τι ἐν τῇ οὐρᾷ ἀναμέσον τῶν τριχῶν κεντρίον μέλαν, ὡς κεράτιον, ὑφ' οὗ νυττόμενος, πλεῖον ἀγριοῦται ἐκ τῆς ὀδύνης.* Ad Iliad. V. v. 471.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nr. 162.
14. Juli 1823.

## Mémoires du Général Rapp.

(Beschluß aus Nr. 161.)

„Kein Mensch war gefühlvoller, keiner beständiger in seinen Neigungen, als Napoleon. Er *liebte* seine Mutter zärtlich, betete seine *Gemahlin an*, und war seinen Schwestern, seinen Brüdern und allen seinen Verwandten sehr *ergeben*. *Alle, seine Mutter ausgenommen, haben ihm das Leben verbittert*; doch hat er *nie aufgehört, sie mit Gütern und Ehren zu überhäufen*. Lucian war seinen Ansichten und Entwürfen am *meisten entgegen*. Eines Tages, bei einer lebhaften Discussion, die sie mit einander hatten, ich weiß nicht über welchen Gegenstand, zog er seine Uhr aus der Tasche, warf sie heftig auf den Boden und sprach die merkwürdigen Worte zu ihm: „Du wirst dich zerschmettern, wie ich diese Uhr zerschmettert habe, und es wird eine Zeit kommen, wo deine Familie und deine Freunde nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen." Einige Tage nachher vermählte er sich, ohne seine Einwilligung erhalten, ja ohne ihm seine Absicht mitgetheilt zu haben. Das alles verhinderte Napoleon nicht, seinen Bruder im Jahre 1815 anzunehmen; freilich ließ er sich erst sehr bitten; Lucian mußte auf der vorletzten Poststation warten, wurde aber doch bald empfangen."

„Napoleon beschränkte sich nicht auf seine Verwandten; die Freundschaft, geleistete Dienste, alles nahm an seinen Wohlthaten Theil. Ich kann aus Erfahrung davon reden. Aus Aegypten kam ich, als Generaladjutant des braven Generals Desaix, mit einer Ersparniß von zweihundert Louisd'or zurück; das war mein ganzer Reichthum. Bei der Abdankung hatte ich viermalhunderttausend Franken Einkünfte, sowohl an Dotationen, als an Gehalt, Gratificationen, außerordentlichen Kostenvergütungen u. s. w. Fünf Sechstheile davon habe ich verloren; ihr Verlust schmerzt mich nicht. Was mir geblieben ist, bildet einen noch ziemlich schönen Contrast mit meinem ursprünglichen Vermögen. Aber was mich schmerzt, ist der Untergang dieses unermeßlichen Ruhmes, mit so vielem Blute und so großer Anstrengung erkauft; er ist auf immer dahin; darüber kann ich mich nicht trösten. Ich bin nicht der Einzige, die er mit Gütern so reichlich bedacht. Tausend Andere wurden von Gunstbezeigungen überhäuft, ohne daß sie das Unrecht, das mehrere von uns gegen ihn gehabt, uns um sein Wohlwollen hätte bringen können. So schwer auch dieses Unrecht war, er vergaß es immer, sobald er die Ueberzeugung hatte, es komme nicht aus dem Herzen. Ich könnte hundert Beispiele von seiner Nachsicht in diesem Betrachte anführen, beschränke mich aber auf folgende."

„Als er den Titel eines Kaisers annahm, mißfielen die Veränderungen, die er in seinem Hause vorzunehmen genöthigt war, das bisher blos militairisch gewesen, mehreren von uns. Wir waren an die Vertraulichkeit dieses großen Mannes gewöhnt; die Zurückhaltung, welche uns der Purpur auferlegte, schmerzte uns. Die Generale Reynier und Damas waren damals in Ungnade; ich stand mit beiden auf freundschaftlichem Fuße und hatte die Gewohnheit nicht, meine Freunde im Unglück zu verlassen. Ich hatte alles gethan, um die Vorurtheile Napoleons gegen diese Männer zu zerstreuen, ohne daß es mir gelungen wäre. Eines Tages setzte ich wegen Reynier aufs neue an. Napoleon war verdrießlich und sagte mir trocken, er wolle nichts mehr von ihm hören. Ich schrieb diesem braven General, alle meine Schritte seyen fruchtlos gewesen, ermahnte ihn zur Geduld und fügte einige Ausdrücke bei, die mir gerade der Aerger eingab. Ich hatte die Unbesonnenheit, meinen Brief der Post anzuvertrauen; er wurde geöffnet und dem Kaiser zugeschickt. Er las ihn drei oder vier Mal, ließ sich etwas von meiner Hand bringen, um eine Vergleichung anzustellen, und konnte nicht glauben, daß ich den Brief geschrieben. Sein Zorn war furchtbar, und er schickte mir von Saint-Cloud nach den Tuilerien, wo ich wohnte, einen Courier. Ich glaubte, für eine Mission berufen zu seyn, und machte mich sogleich auf den Weg. Ich fand Caulaincourt mit Cafarelli in dem Dienstsaale und fragte ihn, was es Neues gebe. Er kannte die Sache schon, schien von ihr ergriffen, sprach aber zu mir kein Wort davon. Ich trat zu Napoleon ein, der, meinen Brief in der Hand, wie ein Wüthender aus dem Cabinet kam. Er sah mich mit jenen funkelnden Augen an, die so Viele zittern machten. „Kennen Sie diese Hand? — Ja, Sire. — Es ist die Ihrige? — Ja, Sire. — Sie sind der Letzte, auf den mein Verdacht gefallen wäre. Können Sie solche Abscheulichkeiten an meine Feinde

schreiben? Sie, den ich immer so gut behandelt habe! Sie, für den ich alles gethan! Sie, der einzige von meinen Generaladjutanten, dem ich eine Wohnung in den Tuilerien gab!" Die Thür seines Cabinets stand halb offen; er bemerkte es und öffnete sie ganz, damit Hr. Menneval, einer seiner Secretaire, Zeuge von dem Auftritte sey. „Gehen Sie, sagte er zu mir, indem er mich von oben bis unten maß, Sie sind ein Undankbarer — Nein, Sire, der Undank hat nie den Weg in mein Herz gefunden. — Lesen Sie den Brief noch ein Mal (er hielt mir ihn vor die Augen) und entscheiden Sie. — Sire, unter allen Vorwürfen, die Sie mir machen können, ist mir dieser der empfindlichste. Da ich Ihr Vertrauen verloren habe, so kann ich Ihnen nicht mehr dienen. — Ja, zum Teufel, Sie haben es verloren." Ich grüßte ihn ehrerbietig und ging.

„Mein Entschluß war, mich nach dem Elsaß zurückzuziehen. Ich machte meine Anstalten zur Abreise. Josephine ließ mir sagen, ich solle zurückkommen und mich bei Napoleon entschuldigen; Ludwig gab mir einen ganz entgegengesetzten Rath. Ich hätte ihn entbehren können; mein Entschluß war gefaßt. Zwei Tage vergingen, ohne daß ich Nachrichten von Saint-Cloud erhielt. Einige Freunde, unter denen sich der Marschall Bessieres befand, besuchten mich. „Sie haben Unrecht gehabt," sagte dieser zu mir, „das müssen Sie eingestehen. Die Achtung, die Dankbarkeit, die sie dem Kaiser schuldig sind, machen es Ihnen zur Pflicht; legen Sie ihm das Bekenntniß Ihres Fehlers ab." — Ich gab nach. Kaum hatte Napoleon meinen Brief erhalten, als er mir sagen ließ, ich solle mit ihm ausreiten. Indessen schmollte er noch einige Zeit. Endlich ließ er mich eines Tages sehr früh nach Saint-Cloud kommen. „Ich bin nicht mehr bös auf Dich," sagte er mit Güte zu mir; „Du hast einen erzdummen Streich gemacht; ich denke nicht mehr daran, alles ist vergessen. Aber Du mußt Dich verheirathen." — Die Heirath kam zu Stande; sie war leider nicht glücklich.

„Bernadotte war völlig in Ungnade und verdiente es. Ich fand ihn zu Plombieres, wohin man ihm zu gehen erlaubt hatte, um mit seiner Frau und seinem Sohne das Bad zu brauchen, und wo ich mich auch zu demselben Zwecke aufhielt. Ich habe immer seinen leutseligen und guten Charakter geliebt; ich sah ihn öfter; er vertraute mir seinen Kummer und bat mich, bei dem Kaiser, den er nie aufgehört hatte, zu bewundern, wie er sagte, und bei dem er verleumdet worden sey, für ihn zu sprechen. Bei meiner Zurückkunft hörte ich, daß seine Freunde, sein Schwager und Madame Julie selbst sich vergebens für ihn verwendet hätten. Napoleon wollte nichts hören; er ward immer aufgebrachter. Indessen ich hatte versprochen und mußte Wort halten. Der Kaiser machte Anstalten, nach Villiers zu gehen, wo Murat ihm ein Fest gab; er war guter Laune; ich beschloß, diesen Umstand zu benutzen. Dem Marschall Bessieres, mit welchem ich ihn begleitete, theilte ich mein Vorhaben mit; er rieth mir, davon abzustehen, und erzählte, Madame Julie sey noch denselben Morgen nach Malmaison gekommen, in Thränen wieder zurückgekehrt und habe nichts erlangen können. Dieser Umstand war nicht geeignet, mir Vertrauen einzuflößen; doch wagte ich es. Ich sagte Napoleon, ich hätte Bernadotte zu Plombieres gesehen, er sey traurig und von seiner Ungnade sehr ergriffen. „Er betheuert," fügte ich hinzu, „daß er nie aufgehört, Sie zu lieben und Ihnen ergeben zu seyn. — Sprich mir nie von diesem H...; er hat verdient, erschossen zu werden;" und er setzte sich in Galopp. Bei Murat fand ich Joseph und seine Gemahlin; ich theilte ihnen meinen unglücklichen Versuch mit. Bernadotte erfuhr es und wußte mir immer Dank für diesen Schritt. Alle Beschwerden Napoleons gegen den Fürsten hielten ihn nicht ab, ihm später zu vergeben; er überhäufte ihn mit Gütern und Ehren. Der Kronprinz steht im Begriff, den Thron zu besteigen, und der Gründer seines Glücks ist in die Wüste der Meere gestoßen."

---

„Von Manchen wird behauptet, Napoleon sey nie brav gewesen. Einem Manne, der sich von der Stelle eines schlichten Artillerie-Lieutenants bis zu der des Oberhauptes einer Nation, wie die unsrige, erhoben hat, kann es an keiner Art von Muth fehlen. Uebrigens bezeugen der 18te Brumaire, der 3te Nivose, das Complot des Arena, ob er dessen hatte. Er wußte, wie viele Feinde er unter den Jacobinern und den Chouans zählte; doch ging er fast jeden Abend zu Fuß aus, machte seine Spaziergänge durch die Straßen, verlor sich unter der Menge, ohne daß ihn je mehr, als zwei Personen begleiteten. Gewöhnlich waren es Lannes, Duroc, Bessieres, oder einige seiner Adjutanten, die ihm auf seinen nächtlichen Wanderungen folgten. Das wußte in Paris Jedermann."

„In dem Publicum hat man den Vorfall mit der Höllenmaschine nie recht gekannt. Die Polizei hatte Napoleon Nachricht gegeben, daß man ihm nach dem Leben strebe, und ihm gerathen, nicht auszugehen. Madame Buonaparte, Mademoiselle Beauharnois, Madame Murat, Lannes, Bessieres, der diensthabende Adjutant, der Lieutenant Lebrun, gegenwärtig Herzog von Piacenza, waren im Saale; der erste Consul arbeitete in seinem Cabinet. Man gab diesen Tag das Oratorium von Haydn. Die Damen hatten große Lust, es zu hören, und wir äußerten es. Man foderte das Piket Eskorte, und Lannes übernahm es, Napoleon den Vorschlag zu thun, daß er von der Partie seyn möge. Er willigte ein, und da er seinen Wagen bereit sah, nahm er Bessieres und den diensthabenden Adjutanten mit. Ich hatte den Auftrag, die Damen zu begleiten. Josephine besaß einen Shawl, der ihr von Constantinopel war zugeschickt worden, und den sie zum ersten Mal trug. „Erlauben Sie," sagte ich, „Ihnen die Bemerkung zu machen, daß der Shawl nicht mit der Grazie liegt, die Ihnen natürlich ist." Sie bat mich lachend, ihn zu legen, wie er von

den ägyptischen Damen getragen wird. Während dieser sonderbaren Operation hörten wir Napoleon wegfahren. „Geschwind, Schwester," sagte Madame Murat, die gern ins Schauspiel wollte, „da fährt Buonaparte schon." Wir stiegen in den Wagen; der des ersten Consuls war schon mitten auf dem Carrousel; wir folgten ihm, waren aber kaum auf dem Platze, als die Maschine losging. Napoleon entkam nur durch ein sonderbares Glück. Saint-Regent oder sein Bedienter François, hatte sich mitten in die Straße Nicaise gestellt. Ein Grenadier der Eskorte, der sie für wirkliche Wasserträger hielt, gab ihnen mehrere Hiebe mit der flachen Klinge, die sie entfernten; er schob den Karren weg, Bonaparte fuhr vorbei, und die Explosion geschah zwischen seinem und Josephinens Wagen. Bei dem furchtbaren Knalle schrien die Damen laut auf; die Wagenfenster wurden zerschmettert und Mademoiselle Beauharnois leicht an der Hand verwundet. Ich stieg aus und ging durch die Straße Nicaise, mitten unter Leichnamen und Mauerstücken, welche die Erschütterung zusammengeworfen hatte. Weder dem ersten Consul, noch irgend einem von seiner Begleitung war etwas zugestoßen. Er saß in seiner Loge, ruhig, still und beschäftigt, die Zuschauer durch sein Glas zu betrachten; er hatte Fouché neben sich. „Josephine," sagte er, sobald er mich bemerkte; in demselben Augenblicke trat sie herein, und er endigte die Frage nicht. „Diese Schurken," fügte er mit der größten Kaltblütigkeit hinzu, „wollten mich in die Luft sprengen. Lassen Sie mir den Text von Haydn's Oratorium bringen."

„Die Zuschauer vernahmen bald, welcher Gefahr er entgangen war, und gaben ihm vielfältige, laute Beweise ihrer lebhaftesten Theilnahme. Das, sollte ich denken, sind doch unzweideutige Beweise von Muth. Die ihm aufs Schlachtfeld gefolgt sind, würden nicht verlegen seyn, andere anzuführen."

---

„Napoleon, was auch seine Lästerer sagen mögen, bestand nie eigenliebig und hartnäckig auf seiner Meinung. Er suchte Aufklärung und forschte nach der Meinung aller derer, denen es erlaubt ist, eine zu haben. Die Sucht, ihm zu gefallen, war bei der Berathung manchmal vorherrschend; bemerkte er es, dann führte er die Discussion sogleich zu ihrer natürlichen Strenge zurück. „Meine Herren," sagte er zu seinen Lieutenants, „ich habe Sie nicht berufen, damit Sie meiner Meinung seyn sollen, sondern damit ich die Ihrige erfahre. Setzen Sie mir Ihre Ansichten auseinander; ich werde sehen, ob, was Sie mir vorschlagen, besser ist, als was ich denke."

„Zwei Tage vor der Schlacht von Austerlitz hatte ein Theil des Heeres eine nachtheilige Stellung, und der General, der daselbst stand, übertrieb noch die Nachtheile derselben. Da aber der Kriegsrath versammelt war, behauptete er, sie sey haltbar, und versprach, sie zu vertheidigen. „Was ist das?" sagte der Großherzog von Berg. „Wo sind, Herr Marschall, die Besorgnisse hingekommen, die Sie so eben geäußert haben?" — „Warum schmeicheln, wo es um Rath zu thun ist?" fiel der Marschall Lannes ein. „Wir müssen dem Kaiser die Sachen vortragen, wie wir sie sehen; ihm bleibt es dann vorbehalten, zu thun, was ihm gut dünkt." — „So recht," versetzte der Kaiser, „um mir Vergnügen zu machen, muß man mich nicht betrügen." Aber so willkommen ihm der Rath derjenigen war, die solchen geben konnten, so übel nahm er die Bemerkungen von Leuten auf, die von der Sache nichts verstanden. Fesch wollte ihm deren eines Tages über den spanischen Krieg machen. Er hatte noch nicht zwei Worte gesprochen, da führte ihn Napoleon an ein Fenster: „Sehen Sie diesen Stern da?" es war heller Mittag. „Nein!" erwiderte der Erzbischof. — „Wohlan, so lange ich der Einzige bin, der ihn sieht, werde ich meinen Gang gehen und keine Bemerkungen ertragen."

„Nach der Rückkehr aus dem russischen Feldzuge betrauerte er mit tiefer Rührung den Tod so vieler Braven, die nicht durch die Waffen der Kosaken, sondern durch Kälte und Hunger gefallen waren. Ein Höfling wollte auch sein Wort anbringen und sagte im Tone eines bußfertigen Sünders: Wir haben einen sehr großen Verlust erlitten!" — „Ja, versetzte Napoleon, Madame Barilli ist todt." (Barilli war eine berühmte Sängerin bei dem italienischen Theater.)"

„Madame Bacciochi brachte eines Tages den Hrn. v. A.., einen ihrer Verwandten nach den Tuilerien. Sie führte ihn in den Dienstsaal, ließ ihn mit mir allein und ging wieder weg. Dieser Mensch hatte, wie viele seiner Landsleute, kein empfehlendes Aeußere; ich traute ihm nicht. Ich gab indessen Napoleon Nachricht von seiner Anwesenheit, und er ließ ihn eintreten. Ohne Zweifel hatte er ihm wichtige Dinge mitzutheilen. Eine Bewegung des Kopfes gab mir ein Zeichen, daß ich in den Saal zurückkehren sollte. Ich that, als hätte ich es nicht bemerkt und blieb; ich fürchtete für seine Person. Er kam zu mir und sagte, sie wünschten allein zu seyn. Ich ging, ließ aber die Thür halb offen. Nachdem Napoleon den Hrn. v. A.. entlassen hatte, fragte er mich, warum ich durchaus hätte bleiben wollen. — „Sie wissen, antwortete ich ihm, daß ich nicht unbescheiden bin; aber, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, ich liebe Ihre Corsikaner nicht." Er erzählte diese Anekdote selbst, die seiner Familie sehr misfiel. Ich bin indessen überzeugt, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn ich mich nicht so über seine Landsleute geäußert hätte."

„Nach der Schlacht von Wagram spielten wir eines Abends Vingt-et-un. Napoleon liebte dieses Spiel sehr, machte sich einen Spaß daraus, in demselben zu betrügen, und lachte darüber. Er hatte viel Gold vor sich liegen, das er auf dem Tische auseinander warf. — „Nicht wahr, Rapp, sagte er zu mir, die Deutschen lieben diese kleinen Napoleone sehr?" — „Ja, Sire, viel mehr als den großen." — „Das kann man, erwiderte er, eine germanische Freimüthigkeit nennen." 78.

---

Digitized by Google

## Noch ungedruckter Brief Ferdinands, Königs von Böhmen, an Dr. Luther.

Ferdinandus von GOTTESgnaden Römischer Vngerischer vnnd Böheimbischer König.

Ersamer, gelehrter, Andächtiger, wie wohl wir vor der Zeit, alß wir in vnßre Jugendt in Teuzschenländer ankommen, vnnd vns erstlich in Bürstliche vnnd folgend durch genediger verleiung des Allmechtigen, Königliche Regierung begeben, ob deinen dazumahlen vnnd folgenden außgegangenen schrifften vnd Lehren Kein gefallen gehabt, sondern etlicher vnßrer Predicanten vnd Beichtvätter bericht nach, dieselbige für Kezerisch, verführisch vnd heiliger Römischer Kirchen Satzung vnnd Gebotten wiederwertig vnd vngemeß geacht, so haben wir doch verschiener Zwey Jahren, so viel vnser treffliche obliegende Geschäffte, davon wir ie zu Zeitten vns wenig weil Abgebrochen, Erleiden mögen, vnd erfangen, in etlichen büchern dein, vnd fürnemblich außgelegten Psalmen, die auf Königlich vnd Bürstlich Regiment meistes theils gerichtet, gelesen, darneben ist auch mit eingefallen, daß vnsre Peichtvätter, einer Parfüßersordens, den wir mit auß Hispanien gebracht, entlengst in Gott verschieden, der vns Kurz vor seinem Abschiedt, zu ihm gefordert, vnd bekandt, wie er bißher vns verführet vnd den Rechten weg der Seeligkeit nit gewiesen habe, mit höchster Bitte, ihm umb Gotteswillen gnediglich zu verzeihen, vnd nun hinförder mit vnser von Gott verliehenen Königreich, Bürstenthumen vnd Landen, das seeligmachende Evangelium, so durch dich fleißig vnd treulich gelehrt, vnd am tag gegeben wirdt, unverzüglich anzunehmen, auch vnsern allerliebsten Herren vnd Brudern, den Römischen Keyser dahin zu leiten, vnd bringen, daß dergleichen von seiner Majestät vnd L. auch geschehe, wollte Er desto fröhlicher vnd lieber sterben, zu dem so findt wir von dem Wohlgebornen vnnd Edlen vnsern Räthen vnnd des Reichs lieben vnd getreuen, Hanß öfflingen, Böheimbischer Canzler, vnd Andream Vngnad, beeden Freyherren, so deine Predigt vergangnen Herbst zu Torgau angehört, darbey auch mündtlich gesprech vnd unterred mit dir gehabt, verstendiget, wie du dazumahlen einem Christlichen Sermon vnd in sonderheit der werk halber, gute unterscheid gemacht, auch Ihnen sonst von wegen deiner Lehr, worauf die gegründte sey, vernünftig Bescheid gegeben habest, Auß deinen vnd andern Christlichen Bewegnüßen, bevorab weil wir den Babst vnd seine gelehrte, die du ihrer ordnung, Lehr vnd Lebens halber, alß wir zum Theil auß Deinen Schrifften erkundigt, in vielfältiger weeg ernstlich vnd beschwerlich angetastet, wieder dich so Kleinmütig spüren, hat Sich vnser Königlich gemüth, welches vorhin gegen dir engnädig gestanden, gemildert vnd Gott sey in ewigkeit Dank, dahin gewendet, daß wir nun mahl deine Lehr, sofern daß du bey Göttlicher Biblischer schrifft bestendiglichen verbleibest vnd darzu nichts Aufrührisch oder wieder Christenthumb mengest, wohl leiden vnd dulden mögen, dann wir leider itzt befinden, daß der Babst vnd die Seinigen bißhero das Ihre gesucht vnd vns Spreuer für Korn außgetheilet vnd verkaufft haben, darüber wir bedacht sein in wenig tagen, dieser vnd anderer trefflichen Sachen halber zu Hochgedachter Key-Maitr: vnsern allerliebsten Herrn vnd Brüdern, eine ansehnliche Bottschaft, die dem Evangelio geneiget ist, in Hispanien abzufertigen, vnd dis Ding berührtes vnsers Beichtvaters seeligen Bericht, bitte vnd auch vnsern, Auß Deinen Büchern erkundigten vnd gefaßten verstandt nach, mit seiner Maitr: vnd L. welches vns gar nicht zweifelt, fleißig handlen vnd ermahnung thun laßen, ob wir S. L. dahin auch bewegen möchten, vns im Fall es Sr. Maitr: vnd L. vnerheblich, als dann nichts destoweniger, ohngeacht des Babst fürhabendes Concilium, als Römischer König einen gemeinen Reichstag an gelegner wahlstadt auszuschreiben vnd vns mit den Ständten des heiligen Reichs vnd Städten, dein vnd anderer Schrift, gelehrter Rath Göttlichen vnd Biblischen Ermessen nach, des Glaubens Geistlicher Religion nach, einmuthiglich vnd endlich vereinigen vnd vergleichen. Solches wollen wir dir in der Wahrheit desto städtlicher zu verlehen vnd zu vollführung gnediger meinung nit bergen, Geben in vnser Tirolerischen Graffschafft in vnsre Stadt Inspruck den ersten Monatstag Februar A° In Sieben vnd dreyßigsten, vnserer Reiche des Römischen im Siebenden, vnd der Andern Im Zwölfften Jahr.

Ferdinandus

Ad Mandatum

An Dr. Martin Luthern

Auf dem Briefe steht:

Der Römische vnd zu Hungern vnd Böheimb. Königl. Maitr. Ferdinand schreiben an Doctor Martin Luthern, unterm Dato d. 1. Febr. A° 1537 Außgangen

NB. Es haben auch Ihr Maitr. eine ansehenliche legation in Spanien abgeordnet, aber theils darinnen unterweges gestorben.

---

## Die Reizbarkeit der Zunge.

In seinen Verwandlungen schildert uns Ovid, wie der unglücklichen Philomele die Zunge heraus geschnitten wird, und sagt dann von dieser:

— Hin und her bewegt sich das äusserste Ende der Wurzel.
Liegend und zitternd murmelt sie zu der schwärzlichen Erde.
Gleich dem hüpfenden Schweife der verstümmelten Schlange
Zuckt sie, sucht sterbend die Spur der Herrin. — —

Dies scheint, sagt Blumenbach, poetische — Freiheit, besonders da viele Anatomen und Physiologen die Zunge für viel minder reizbar hielten, als andre Organe. Indessen stellte er doch nähere Beobachtungen in dieser Hinsicht an und fand, daß die Zunge eines vierjährigen, eben geschlachteten Ochsens, mit dem Herzen gleichzeitig ausgeschnitten, von denselben Reizen, z. B. Einschnitten, Stichen, afficirt, die Reizbarkeit sieben Minuten länger behielt, als das Herz. Ihre Zuckungen dauerten gegen eine viertel Stunde und waren an der Spitze so lebhaft, daß sie denen eines Aals in gleichem Verhältnisse ähnelten und ganz „den hüpfenden Schweif der verstümmelten Schlange Ovids“ versinnlichten. Bald darauf konnte Reimar, sein Freund in Hamburg, eine ähnliche Beobachtung an einer menschlichen Zunge machen. Ein von der Epilepsie ergriffner Knabe hatte sich die Zunge so durchgebissen, daß der vordere Theil nur an einem dünnen Ende mit dem hintern Theile zusammenhing. Er sollte abgeschnitten werden, aber bewegte sich auf der Hand des Wundarztes dergestalt, daß dieser kaum seinen Augen trauete und ihn darum auf eine Glasscheibe legte, wo die Bewegungen mehrere Minuten fortdauerten und so weit gingen, daß man glaubte, sie bewege sich vorwärts und nach den Seiten. Künstliche Reize hatten gleichen Erfolg. Man sieht auch hieraus, wie die Alten bei ihren dichterischen Schilderungen die Natur oft genauer kannten, als die Neuern.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 163.

15. Juli 1823.

**Mémorial de Sainte-Hélène. Von dem Grafen Las Cases. — Sechster Band.**

(Ueber Bd. 5 siehe Nr. 148, 149, 150.)

„Der Kaiser, erzählt Las Cases, sprach von einigen der berühmtesten französischen Feldherren der frühern Zeit und fand, unter andern, Catinat tief unter seinem Rufe. Er sagte: „Da Catinat von bürgerlicher Abkunft und aus dem Stande der Advocaten war, mit sanften Tugenden und Sitten, Rechtlichkeit, und in seinem Wesen die Formen der Gleichheit verband, so hatten ihn die Gelehrten der Hauptstadt, die Philosophen des Tages in Affection genommen und erhoben ihn über die Gebühr. Er war keineswegs mit Vendome zu vergleichen." Der Kaiser bemerkte, er habe auf gleiche Weise Turenne und Condé zu studiren gesucht, ebenfalls Uebertreibung vermuthend, sey aber genöthigt gewesen, ihr Verdienst anzuerkennen. Bei Turenne habe er sogar die Bemerkung gemacht, daß die Verwegenheit mit der Erfahrung gestiegen sey. Er zeigte deren mehr im Alter als im Beginnen seiner Laufbahn. Bei Condé, der sich im Anfange so kühn gezeigt, sey vielleicht das Gegentheil eingetreten. Da von Turenne, Condé und andern großen Männern die Rede war, fiel es mir etwas seltsam auf, daß der Zufall mich nie den Namen des großen Friedrich aus dem Munde Napoleons vernehmen ließ. Indessen beweisen die dicke Uhr, eine Art von Wecker des Königs, die der Kaiser nach St. Helena mitgenommen und auf den Kamin gestellt hat; die Hast, mit der er sich zu Potsdam auf den Degen Friedrichs stürzte, mit den Worten: Mögen andre Leute suchen, das ist für mich mehr als alle Millionen werth! endlich die lange und schweigende Betrachtung Napoleons bei dem Grabe dieses Fürsten, alle diese Umstände, sage ich, beweisen hinlänglich, wie hoch ihn der Kaiser hielt, und welchen tiefen Eindruck er auf seine Seele hatte machen müssen."

In dem Wörterbuche der Belagerungen und Schlachten fand Napoleon seinen Namen auf jeder Seite, aber mit durchaus falschen oder entstellten Anekdoten, und er ließ sich, bei dieser Gelegenheit, gegen das Heer von kleinen Schriftstellern und den unwürdigen Misbrauch der Feder aus: „So läßt man mich, z. B. bei Arcole, in der Nacht den Posten einer eingeschlafenen Schildwache einnehmen. Der Gedanke kommt wahrscheinlich von einem Bürger, vielleicht von einem Advocaten; gewiß aber von keinem Soldaten. Der Verfasser ist mir gut, darüber ist kein Zweifel, und kann sich nichts Schöneres in der Welt denken, als was er mich thun läßt. Er hat das gewiß geschrieben, um mir Ehre zu machen; aber er wußte nicht, daß ich einer solchen Handlung kaum fähig war; dazu mußte ich viel zu ermüdet seyn, und man darf annehmen, daß ich vor der Schildwache, von der er spricht, eingeschlafen war." Da Frau v. Montholon fragte, welches die besten Truppen seyen, antwortete der Kaiser: „die, welche Schlachten gewinnen, und dann sind sie eigensinnig und wetterwendisch, wie Sie, meine Damen. Die besten Truppen waren die Carthaginenser unter Hannibal, die Römer unter den Scipionen, die Macedonier unter Alexander, die Preußen unter Friedrich. Mit meiner completen Garde, von 40 bis 50,000 Mann, hätte ich mich anheischig gemacht, ganz Europa zu durchziehen. Man wird vielleicht noch etwas aufweisen können, was meine italienische Armee und die von Austerlitz werth ist, aber gewiß nichts, was sie je übertrifft."

Da die Rede eines Tages wieder auf England kam, sagte Napoleon: „Die Engländer stehen im Rufe, mit allem zu handeln; warum handeln sie nicht mit der Freiheit, die man ihnen theuer bezahlen würde? Was gäben, zum Beispiel, die armen Spanier, um sich von dem Joche befreit zu sehen, an das man sie wieder geschmiedet hat! Ich bin überzeugt, daß man sie sehr bereitwillig dazu finden würde; ich habe Beweise davon: und doch bin ich es, der dies Gefühl geschaffen hat. So hätte mein Versehen doch Jemand Vortheil gebracht. Was die Italiener betrifft, so habe ich ihnen Grundsätze eingepflanzt, die man nicht mehr entwurzeln wird: sie werden ewig wuchern. Was könnte England jetzt Besseres thun, als diesen schönen Bewegungen der neuen Wiedergeburt hülfreiche Hand zu leihen? Denn spät oder früh muß sie doch zu Stande kommen. Vergebens würden die Souveraine und die alten Aristokratien ihre Anstrengungen vervielfältigen, um sich ihr zu widersetzen: es ist der Fels des Sisyphus, den sie über ihren Köpfen

in der Höhe halten; aber einige Arme werden ermüden,
und bei dem ersten Versehen stürzt die Last über ihnen
zusammen. Wäre es nicht besser, sich gütlich zu ver-
gleichen? Das war mein großer Plan. Warum sollte
England den Ruhm und den Vortheil davon nicht ern-
ten wollen? In England, wie anderswo, geht alles vor-
über. Das Ministerium Castlereagh wird vorübergehen,
und das ihm folgt, Erbe so vieler Fehler, wird groß
werden, wenn es dem vorausgegangenen nicht gleichen
will. Sein ganzes Genie kann sich einzig darauf be-
schränken, daß es machen läßt und sich den Winden hin-
gibt, die gerade wehen. Im Gegensatze von Castlereagh
darf es sich nur an die Spitze der liberalen Ideen stel-
len, statt daß es sich mit der unumschränkten Gewalt
verbindet, und ihm wird der allgemeine Segen, und das
Unrecht Englands vergessen werden. Das war ein Werk
für Fox; Pitt hätte es nicht unternommen; bei Fox
theilte die Wärme des Gemüths sich dem Geiste mit,
da bei Pitt die Kälte des Geistes in das Gemüth über-
ging. Aber ich höre Viele mich fragen, warum ich, der
allmächtig war, nicht so verfahren bin? wie ich, der so
gut spricht, so schlecht habe handeln können? Ich ant-
worte denen, die es aufrichtig meinen, daß hier nichts
miteinander zu vergleichen ist. England kann sich auf
einem Boden bewegen, dessen Fundamente bis tief in die
Eingeweide der Erde gehen; der meinige ruhete nur auf
Sand. England herrscht über begründete Dinge; ich
hatte die große Aufgabe, die unermeßliche Schwierigkeit,
sie erst zu begründen. Ich reinigte eine Revolution, den
betrogenen Factionen zum Trotz; ich hatte wohl alles
zerstreute Gute, welches man davon aufbewahren mußte,
in Büschel gesammelt; aber ich war genöthigt, sie mit
meinen nervigen Armen zu decken, um sie gegen die An-
griffe Aller zu schützen; und in dieser Haltung, ich wie-
derhole es, war die öffentliche Sache, war der Staat —
Ich. Das Ausland in Waffen feindete unsre Grund-
sätze an; und gerade in ihrem Namen ward ich von In-
nen im entgegengesetzten Sinne angegriffen. Hätte ich
auch noch so wenig nachgegeben, man würde mich bald
in die Zeit des Directoriums zurückgeführt haben; ich
wäre der Gegenstand, und Frankreich das unfehlbare
Opfer eines Gegen-Brumaire geworden. Wir sind von
Natur so unruhig, so machlustig und redselig! .. Mö-
gen zwanzig Revolutionen kommen, wir werden auch so-
gleich zwanzig Constitutionen haben. Das ist es, wo-
mit man sich am meisten beschäftigt, und was man am
wenigsten hält. Es thut uns sehr Noth, auf dieser schö-
nen und glorreichen Laufbahn stark und groß zu werden.
Unsre großen Männer in dieser Art haben sich so klein
gezeigt! Gebe der Himmel, daß die gegenwärtige Ju-
gend unsre Fehler benutzen und sich eben so besonnen
als feurig erweisen möge!"

Diese Rechtfertigung Napoleons, ich kann es nicht
leugnen, befriedigt mich keineswegs. Auch mir dringt
sich immer wieder die Frage auf, warum der Mann,
der den Geist der Zeit, die Stimmung, die Wünsche
und das Bedürfniß des Volks erkannte, der so gut
wußte, was geschehen sollte, und in seiner Allmacht es
vollenden konnte, so oft das Gegentheil von dem ge-
than hat, was er selbst für nothwendig, für unerläßlich
hielt; wie er, der so trefflich sprach, gerade im entge-
gengesetzten Sinne hat handeln können. England er-
theilt er die schöne Rolle, die ihm vorbehalten war;
England soll sich an die Spitze der liberalen Ideen
stellen und eine Wiedergeburt begünstigen, die, wie
er sagt, spät oder früh erfolgen muß, so sehr man
sie auch zu verhindern sucht. England steht aller-
dings auf einem Boden, der in dem Mittelpunct
der Erde eingewurzelt scheint. Aber was ist die
Grundlage, auf der er ruht? Die Aristokratie, wie
sie kein andrer Staat mehr kennt, so steif und
fest; und mit der Kraft der Aristokratie soll es
diese selbst bekämpfen? Was vermag, was ist die Ver-
waltung Großbritanniens, im Widerspruche mit den bei-
den Häusern, den Organen des aristokratischen Regi-
ments? Nichts; sie hört auf zu seyn. Napoleon da-
gegen fand reinen Boden, den ihm die Revolution ge-
macht. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — Was nicht
in den Kräften der englischen Regierung stund, was sie
auch jetzt so wenig als irgend eine andre vermag, Na-
poleon vermochte es; und hätte er gewollt, was er ge-
konnt, und was er gesollt, er säße noch auf dem schön-
sten Thron der Erde, als der Wohlthäter seiner Zeit
und der Nachwelt gefeiert. Hätte er auch seine Stel-
lung früher verkannt, mußte ihm der wunderbare 20ste
März dieselbe nicht begreiflich, bis zur nöthigenden Evi-
denz anschaulich machen? Er spricht von diesem Tage
mit dem Gefühle, das er nicht verfehlen konnte, ihm
einzuflößen; aber wie durch ein feindseliges Verhängniß
getrieben, folgte er dem bösen Geiste, der den Menschen
verführt, das Schlimme zu thun, wo er das Gute
erkennt.

Las Cases erzählt uns über die Rückkehr Napo-
leons von Elba Folgendes:

„Den Tag nach der Ankunft des Kaisers in den
Tuillerien bemerkte ihm Jemand, er lebe nur von Wun-
dern, das letzte aber gehe weit über alle vorhergehende;
ich hörte ihn antworten, er habe kein andres Verdienst
dabei, als daß er den Zustand der Dinge in Frankreich
richtig beurtheilt und in dem Herzen der Franzosen zu
lesen gewußt. Bei einer andern Gelegenheit erinnerte
er uns, daß darin allein sein Einverständniß bestanden;
„denn, bemerkte er, Labedoyere und einen Andern aus-
genommen, der mir wesentliche Dienste geleistet hat,
zeigten sich fast alle übrige Anführer ungewiß und nicht
gut gestimmt; sie gaben nur dem Impulse ihrer Sol-
daten nach, wenn sie nicht gar sich feindselig erwiesen.
Jetzt weiß Jedermann, daß Ney, da er Paris verließ,
dem Könige ganz ergeben war, und wenn er einige Tage
später sich gegen ihn wendete, er nicht anders handeln
zu können glaubte. Ich war so weit entfernt, auf

Digitized by Google

Massena zu zählen, daß ich ihn, bei meiner Landung, umgehen zu müssen glaubte; und da ich ihn später zu Paris fragte, was er gethan haben würde, wenn ich mich nicht so rasch von der Provence entfernt hätte, war er so aufrichtig, mir zu antworten, es sey ihm schwer, es mir zu sagen; aber in jedem Falle möge das Sicherste gewesen seyn, zu handeln, wie ich wirklich gehandelt; auf diese Weise habe sich alles am besten gemacht. Saint-Cyr war in Gefahr, weil er die ihm anvertrauten Truppen in Schranken halten wollte. Soult gestand mir, der König habe ihm einen wahren Geschmack eingeflößt, so wohl befand er sich bei seiner Regierung, und er wollte erst nach dem Maifelde wieder Dienst nehmen. Macdonald ließ sich nicht sehen, und der Herzog von Belluno war dem König nach Gent gefolgt. Haben sich die Bourbons über den gänzlichen Abfall der Soldaten und des Volks zu beklagen, dann haben sie doch wahrhaftig kein Recht, den Vornehmsten des Heeres, jenen Zöglingen oder Häuptern der Revolution, die, einer Gewohnheit von 25 Jahren zum Trotz, sich bei dieser Gelegenheit als wahre Kinder in der Politik gezeigt, Mangel an Ergebung und Treue vorzuwerfen. Man hat in ihnen weder Emigranten, noch Männer der Nation gefunden."

Napoleon, bemerkt Las Cases, war dabei seinem Instinkte gefolgt und hatte sich treu an seinen großen Grundsatz gehalten: nur auf die Massen und durch die Massen zu wirken. Im Augenblicke der Unternehmung und nach seiner Landung, drang man öfter in ihn, es zu versuchen, mit einigen der Häupter zu unterhandeln; aber immer gab er seine schöne Antwort: „Bin ich im Herzen der Masse geblieben, dann brauche ich mich wenig um die Häupter zu bekümmern; und hätte ich nur diese, zu was würden sie mir gegen den Strom der Masse dienen?" Der Kaiser sagte uns oft, daß, wenn er gewollt, oder sich nur nicht widersetzt hätte, ihm zwei Millionen Bauern nach Paris gefolgt wären. So wie er sich näherte, stand das Landvolk in Masse auf; auch wiederholte er oft, es habe keine wirklichen Verschwörer, als die Meinung, gegeben.

Allenthalben, wo sich der Kaiser zeigte, erklärte sich das Volk einstimmig und laut für ihn; aber er sah keine Soldaten. Erst am fünften Tage, und fünf oder sechs Stunden von Grenoble, stieß er auf das erste Bataillon. Der Officier, der es commandirte, weigerte sich sogar, zu unterhandeln; da ging der Kaiser allein auf die Soldaten los. Hundert von seinen Grenadieren folgten ihm in einiger Entfernung, das Gewehr verkehrt. Der Anblick Napoleons, seine Kleidung, besonders sein kleiner grauer Ueberrock, wirkten magisch auf die Leute, die unbeweglich stehen blieben. Er faßte einen Veteran ins Auge, der die Zeichen vieler Dienstjahre am Arm trug, nahm ihn unsanft beim Schnurrbart und fragte ihn: „Ob er wohl das Herz habe, seinen Kaiser zu tödten!" Der Soldat, dem die Thränen in den Augen standen, stieß sogleich den Ladstock ins Gewehr, um zu zeigen, daß es nicht geladen sey, und sagte: „Da sieh, ob ich Dir viel Leides hätte thun können; mit allen Andern ists eben so." Und von allen Seiten erscholl der Ruf: es lebe der Kaiser! Napoleon commandirte: halbrechts! und der Zug ging gegen Paris.

Alle Bauern der Dauphiné hatten sich auf beiden Seiten der Straßen aufgestellt; sie waren trunken vor Freude und ganz außer sich. Da das erste Bataillon, von dem wir eben gesprochen, sich unentschieden zeigte, standen Tausende hinter ihm, die es durch den Ruf: es lebe der Kaiser! zu bestimmen suchten; Andre drängten sich hinter Napoleon, munterten seine Leute auf, vorwärts zu gehen und versicherten sie, es geschehe ihnen nichts. Napoleon traf gegen die Nacht vor den Mauern von Grenoble ein; seine Schnelligkeit vereitelte alle Maßregeln; man hatte nicht Zeit, die Brücken abzuwerfen, oder die Truppen in Bewegung zu setzen. Er fand die Thore der Stadt geschlossen. Ein Umstand, der diese einzige Revolution besonders bezeichnete, war der, daß die Soldaten es bis zu einem gewissen Grade weder an Disciplin, noch an Gehorsam gegen ihre Anführer fehlen ließen; nur machten sie von der Kraft der Unthätigkeit, als von einem Rechte, Gebrauch, das ihnen, wie sie glaubten, zustehe. So machte das erste Bataillon alle Bewegungen, die commandirt wurden, zog sich zurück, wollte sich in keine Unterredung einlassen, lud aber das Gewehr nicht und würde nicht gefeuert haben. Vor Grenoble stand die ganze Besatzung auf den Wällen und rief: Es lebe der Kaiser! Man gab sich die Hände durch die Einlaßpförtchen, öffnete aber die Thore nicht, weil die Obern es verboten hatten. Der Kaiser mußte sie einschlagen lassen, und das geschah unter der Mündung von zehn Feuerschlünden, die mit Kartätschen geladen waren.

So sah Napoleon selbst seine Rückkehr von Elba an, und wirklich liegt in dem Wunderbaren, das sie möglich gemacht und begleitet hat, das Geheimniß der Revolution, das Räthsel der Zeit, und die Deutung der Bestimmung Napoleons.

Man hat oft gefragt, warum der Kaiser, nach seinem unglücklichen russischen Feldzuge, sich nicht zum Frieden verstanden? Er selbst beantwortet diese Frage, und die Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes gehört zu den interessanteren in dem Buche. „Im Mai 1813," sagt er, „hatten die Franzosen einige Siege erfochten, und ihre Sachen standen nicht übel, als Oesterreich die Rolle eines Vermittlers übernahm und zur Unterzeichnung eines Waffenstillstandes rieth. Es schlug den prager Congreß vor, und er wurde angenommen. Bei allem dem aber hatte man keine andre Absicht, als Zeit zu gewinnen und den Kaiser zu täuschen. Der wiener Hof forderte die illyrischen Provinzen; die Hälfte von Italien, das heißt Venedig, bis an den Mincio; Polen; die Verzichtleistung auf das Protectorat von Deutschland und auf die Departements der 32sten Militairdivision. Der Herzog von Vicenza begab sich zu dem Congresse nach Prag. Jetzt ward alles offenbar; Oesterreich erklärte seinen Beitritt zur Coalition, da es seine

Digitized by Google

Armee in fertigem Stande sah, ohne daß es auch nur die Eröffnung einer einzigen Sitzung gefordert, oder ein einziges Protocoll geführt hätte. Der Krieg ward fortgesetzt, und auf den glänzenden Sieg, den der Kaiser, den 27. August, bei Dresden erfocht, folgten die Unfälle, welche Macdonald und Vandamme erlitten. Indessen war sein Plan, zu Wittenberg über die Elbe zu gehen und gegen Berlin vorzurücken; da erhielt er einen Brief von dem Könige von Würtemberg, der ihm meldete, daß der König von Baiern auf einmal seine Truppen zu den Oesterreichern habe stoßen lassen, und General Wrede, ohne Kriegserklärung oder sonstige Nachricht, an der Spitze von 80,000 Mann, gegen den Rhein ziehe; daß er selbst — der König von Würtemberg — sich genöthigt sehe, sein Contingent damit zu vereinigen, und demnach Mainz bald von 100,000 Mann eingeschlossen seyn würde. Das vereitelte den Plan Napoleons, die Verbündeten zwischen die Elbe und die Saale zu werfen, und, unter dem Schutze der Festungen und Magazine von Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, den Krieg zwischen die Elbe und Oder zu spielen — an letzterem Flusse hatte die französische Armee Glogau, Cüstrin und Stettin — und nach Umständen die Plätze der Weichsel zu entsetzen. Von diesem umfassenden Plane war ein Erfolg zu erwarten, der die Coalition desorganisirt und alle deutsche Fürsten in ihrer Treue und ihrem Bündnisse mit Frankreich bestärkt haben würde. Das alles kam nun anders. Die Heere stießen zu Leipzig auf einander. Den 16. October waren wir Sieger; selbst den 18ten noch, als die Sachsen mit 60 Feuerschlünden zu dem Feinde übergingen und ihre Kanonen gegen die französische Linie richteten. Wir nahmen unsern Rückzug gegen den Rhein. Den 30. October fanden wir die Baiern bei Hanau aufgestellt und schlugen sie. In den ersten Tagen des Novembers gingen wir über den Strom zurück. Indessen waren die Verhandlungen nicht gänzlich abgebrochen; der Baron von St. Aignan befand sich in Frankfurt, hatte Conferenzen mit den Herren v. Metternich, Nesselrode und Lord Aberdeen und brachte endlich Worte des Friedens nach Paris. Der Kaiser sollte auf das Protectorat des rheinischen Bundes, auf Polen und die Departements der Elbe verzichten; Frankreich aber die Alpen und den Rhein als Grenzen behalten. Ueber eine Grenze in Italien wollte man sich später verständigen. Der Kaiser nahm diese Bedingungen an; aber

— — — — — — — — — — —

Bald nachher legten die Verbündeten ihre wahren Gesinnungen an den Tag; sie bezeichneten Chatillon an der Seine als den Ort, wo der Congreß gehalten werden sollte. Man unterhandelte nicht zu Chatillon, sondern die verbündeten Mächte legten ein Ultimatum vor, das folgende Bedingungen enthielt: 1) Verzichtleistung auf ganz Italien, Belgien, Holland und die Rheindepartements; 2) die Verpflichtung für Frankreich, sich in die Grenzen zu beschränken, die es vor 1792 gehabt. Der Kaiser verwarf dies Ultimatum; den Umständen wollte er Holland und Italien opfern, aber die Grenzen der Alpen und des Rheins, Belgien, und besonders Antwerpen, nicht aufgeben. Dem Verrathe verdankten die Verbündeten den Sieg. Bis jetzt hatten sie die Absicht noch nicht geäußert, sich in die innern Angelegenheiten von Frankreich zu mischen, welches auch das Ultimatum von Chatillon bezeugt, das England, Oesterreich, Rußland und Preußen unterzeichnet haben. Da aber erwachten einige zurückgekehrte Emigranten beim Anblick der österreichischen, russischen und preußischen Heere, in deren Reihen sie lange die Waffen getragen hatten; sie glaubten, der Augenblick sey gekommen, dem, was für alle Welt ein Traum gewesen, Wirklichkeit zu geben. Die verbündeten Mächte aber wiesen ihre Anschläge zurück und misbilligten ihre Schritte. In allen Verhandlungen, die Preußen von der Allianz mit Frankreich trennten und mit Rußland verbanden, im Vertrage von Kalisch; in dem, der Oesterreich dieser Coalition anschloß; in allen diplomatischen, öffentlichen und geheimen Acten, bis auf den Vertrag von Chatillon, und selbst in diesem, der im Februar 1814 abgeschlossen worden, dachten die Verbündeten nie an die Bourbons."

„Unter den Büchern, die der Kaiser eines Tages verlangte, war auch das Heldengedicht Karl der Große von seinem Bruder Lucian. Da er das Buch bei Seite legte, sagte er: „Wie viel Arbeit, wie viel Geist und Zeit sind hier verloren! Das ist eine Geschichte in Versen, aber kein episches Gedicht. Und welchen Gegenstand hat er sich gewählt! Welche barbarische Namen hat er eingeführt! Glaubte er die Religion wieder aufzurichten, die er für gesunken hielt? Sollte sein Werk vielleicht ein Reactionsgedicht seyn? Uebrigens schmeckt es ganz nach dem Boden, auf dem es verfertigt worden (Rom). Da gibt es nur Gebete, Geistliche, weltliche Herrschaft des Papstes u. s. w. Wie konnte er 20,000 Verse auf Abgeschmacktheiten verwenden, die nicht mehr an der Zeit sind, auf Vorurtheile, die er gewiß nicht hat, auf Meinungen, die er nicht theilt? Das heißt sein Talent entehren." Es wurde bemerkt, Lucian habe noch ein andres Gedicht bereit, das seinem Karl dem Großen ähnlich sey und den Titel führe, Karl Martell auf Korsika, über dies auch ein Dutzend Trauerspiele. „Hat er denn den Teufel im Leibe?" rief der Kaiser. Man sagte ihm, sein Bruder Ludwig habe einen Roman geschrieben. „In dem kann Geist und Anmuth seyn, bemerkte er; indessen wird es doch ohne sentimentale Metaphysik und philosophische Lappereien nicht abgehen." Man erzählte ihm, auch die Prinzessin Elisa habe einen Roman gemacht, was er nicht wußte, ja sogar Pauline habe den ihrigen. „O, was die angeht, erwiderte der Kaiser, die Heldin, ja; aber die Verfasserin, nein. Caroline allein also hätte nicht geschriftstellert." u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 164.

16. Juli 1823.

## Casanoviana.*)

Die Memoiren des Venetianers Casanova de Seingalt (bis jetzt vier Bände) haben mit Recht die Aufmerksamkeit des Publicums erregt. Eine reiche Verwickelung der seltsamsten Begebenheiten, Schicksale und Glückswechsel, wie sie nur wenige erlebten, machen dies Buch zu einer der anziehendsten und, zugleich in Hinsicht auf Menschenkenntniß, zu einer sehr lehrreichen Lectüre. Dennoch — und die Kritik von manchen Seiten her hat nicht verfehlt, darauf aufmerksam zu machen — eignet es sich nicht für alle Klassen von Lesern. Casanova war ein Abenteurer, ein Libertin, ein Freidenker, wie es deren in dem vergangenen Jahrhundert mehrere gab, als jetzt, wo sich die Zeit sichtbar zum Ernst in allen Verhältnissen des Lebens hinneigt; seine selbst geschriebenen Memoiren berühren Ereignisse und Lebensvorfälle mit einer Freiheit der Ansichten, die mitunter aber in ihrer völligen Ungebundenheit ans Naive grenzt, und uns in ihm einen Spiegel gleichsam der Sittenlaxität von einer Periode gibt, deren im Ganzen vorwärtsstrebender Geist in der Allgemeinheit auf einer, und moralische Zerfahrenheit auf der andern Seite merkwürdig und in gerade umgekehrten Verhältnissen zu der (wieder in der Allgemeinheit) steht, welche wir eben zählen.

Nothwendig muß daher ein solches Werk nur für einen gewissen Kreis von Lesern seyn, und einen andern ganz ausschließen. Der Mann von gereiften Jahren, der mit Festigkeit und innerm moralischem Halt im Leben dasteht, das Seyn um sich betrachtend, wie es eben betrachtet werden muß, d. h. als eine Aufgabe für Ernst und Ironie zugleich; eben so die Frau, welche durch innere, geistige Ausbildung Stetigkeit genug in sich gewonnen hat, um, unbeschadet der Reinheit des eigenen Seelenspiegels, auch das geistig schauen zu können, was das Leben der Welt, wie sie einmal ist, auch Lockeres und Laxes hat: diese mögen und können die Memoiren des stets geistreichen, selbst in seinen Verirrungen noch nie von den Grazien verlassenen Venetianers nicht allein mit Vergnügen, sondern, wie wir oben schon andeuteten, wegen der Menschen- und Weltkenntniß, auch unzweifelhaft mit Nutzen lesen; anders ist es dagegen mit dem jungen Mann, dem Jüngling, dem unverheiratheten Frauenzimmer, kurz mit Allen, denen das Leben sich eben erst in seinen Höhen und seinen Tiefen zu erschließen beginnt, und die noch nicht, wie der erfahrene Schiffer, die Syrten und Untiefen des zu befahrenden Meeres kennen. Was jenen durch Leben, Nachdenken und Erfahrung Festgestellten nützt, schadet diesen, und die noch nicht geregelte Phantasie malt — wer weiß das nicht! — oft Dinge noch mit viel verführerischen Farben aus, als sie in der Wirklichkeit tragen, oder als sie, um dargestellt zu werden, von dem Maler selbst erhielten.

Dennoch wär es Schade gewesen — und ein jeder unbefangener Leser der Casanovaschen Memoiren wird uns hierin beipflichten — wenn ein Werk, wie dieses, so reich an charakteristischen Lebenszügen, völlig einer Classe von Lesern verschlossen bleiben sollte, da gerade Lebensschilderungen, aus der Tiefe der Wahrheit gegriffen, am nothwendigsten seyn dürften, weil ihr Lebenserfahrung und Lebenskenntniß meist noch abgeht. Dies mußte es aber doch, sobald es alles das enthielt, was es einmal enthält und was es enthalten muß, soll es auf der andern Seite für Andere nicht wieder einen Theil, nicht sowohl seines Reizes, als seiner Bestimmung (einen Menschen, der wirklich war, zu zeigen, wie er wirklich war) verlieren. — Hier blieb kein anderes Auskunftsmittel, als einen gewissermaßen doppelten Casanova zu geben, d. h. einen vollständigen, ganzen, mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, Fehlern, Verirrungen und verschlungenen und abenteuerlichen, reinen und unreinen Lebensereignissen, und einen, der abgethan ist gleichsam von den Schlacken seiner sündlich irdischen Na-

---

*) Der vollständige Titel ist: Casanoviana oder Auswahl aus Casanova's de Seingalt vollständigen Memoiren. Erstes Bändchen. 8. 332 S. 1823. Leipzig, bei Brockhaus. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Dieser Aufsatz ist schon vor sechs Monaten geschrieben, hat aber erst jetzt seinen Platz in unsern Blättern finden können. Daher einige gegenwärtig irrige Angaben, als z. B. daß die Flucht aus den Bleikammern, die im vierten Bande der zur letzten Jub. Messe erschienenen Memoiren befindlich, zuerst in den Casanovianis mitgetheilt werde. D. Red.

Digitized by Google

tur und nur den geistreichen, entschlossenen und gewandten Menschen im Conflict mit günstigen oder ungünstigen, ihm von seinem Schicksal zugeführten, oder auch selbst geschmiedeten Verhältnissen zeigt.

Dies ist denn nun in den unlängst begonnenen „Casanoviana," oder „Auswahl aus Casanova's de Seignalt vollständigen Memoiren" geschehen, von welcher bis jetzt der erste Band, drei wichtige Ereignisse aus dem Leben des Venetianers schildernd, erschienen ist.

Hier ist kein Wort, an welchem die jungfräulichste und schüchternste Verschämtheit Anstoß nehmen könnte, kein Zug, der den prüdesten Anstand verletzte; wohl aber desto mehr Schilderung eines regen, bewegten, wunderbar verschlungenen Seyns, und somit Unterhaltung und, in dem Sinne der Menschen- und Weltkenntniß, Belehrung desto mehr.

Uebrigens geben diese Casanoviana hier im ersten Bande auch nur Scenen, die in eine spätere Lebensperiode des Verfs. fallen, als die ist, welche die vier ersten, bis jetzt herausgekommenen Bände der Memoiren umfaßt, und es hat dies hier Gegebene also auch somit für diejenigen ein Interesse, welche die Memoiren lasen und ungeduldig sind, den weitern Verlauf der Begebenheiten Casanovas zu vernehmen.

Diese Begebenheiten sind aber auch in der That so wunderbar und geben über mehrere Verhältnisse der Zeit, in welcher der Held der Geschichte sich bewegte, ein so schlagendes Licht, daß wir hier nicht umhin können, einiges von dem gerade, was im ersten Bändchen der Casanoviana erzählt wird, unsern Lesern mehr andeutend, als ausführend, zum Besten zu geben.

Wer hat nicht von den fürchterlichen Gefängnissen der einstigen Republik Venedigs, den Bleikammern, gehört, in welchen die Opfer der argwöhnischsten aller Regierungen oft viele Jahre lang in einer gräßlichen Einsamkeit und in einer Atmosphäre schmachteten, deren Gluth, hervorgerufen durch den Sonnenbrand Italiens, auf die Bleidecke des Palastes, der Gluth in den Wüsten der Tropenländer gleich kam! Casanova, bestimmt gleichsam von Jugend auf, ein Spielball des wandelbarsten Schicksals zu seyn, dessen Launen ihn bald in die glänzenden Säle der Großen, bald in die Hütten der Armuth, bald auf das weiche Bett der Freude und des Ueberflusses, bald auf das harte Lager des Mangels und der Schmerzen warf; Casanova sollte auch das Schreckliche dieses Aufenthaltes erfahren, und zwar eigentlich schuldlos erfahren, und zuletzt nicht der Gerechtigkeit, sondern allein seinem Muth, seiner Beharrlichkeit und seiner klugen Benutzung der ihn umgebenden Menschen und Umstände seine Befreiung verdanken.

Dies ist in dem ersten Aufsatz dieses Bändchens: „Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig" überschrieben, durch ihn selbst, mit einer Lebendigkeit und Wahrheit dargestellt, die in der That das Interesse aufs Ungemeinste spannt.

Durch ein unvorsichtiges Benehmen — die größte Strafwürdigkeit unter einer despotischen Regierung — ladet Casanova den Verdacht der venetianischen Behörden auf sich. Einige angesehene Gönner warnen den Leichtsinnigen und rathen ihm, durch eilige Flucht sich dem bestimmt nahenden Verderben zu entziehen; aber er hört nicht! Keines Verbrechens sich bewußt, wagt er es, zu bleiben, und schon der nächste Morgen sieht ihn als Gefangenen. Vier Monate umschließt ihn nun ein Gemach, so niedrig, daß er nicht aufrecht zu stehen vermag; eben so lange sieht er, mit Ausnahme des Arztes, der ihn in einer Krankheit besucht, kein anderes menschliches Gesicht, als das seines Kerkermeisters. Glühende Hitze, widerliche Insecten, Schaaren von Ratten, fast immerwährende Dunkelheit in dem, nur von einer kleinen Lucke erhellten Kerker und die gräßlichste aller Plagen, Langeweile, martern ihn unausgesetzt. Endlich verändert sich sein Zustand, wenigstens insofern, daß ein Mitgefangener, ein Mitunglücklicher, seine furchtbare Einsamkeit theilt. — Bald folgt diesem ersten Gesellschafter ein anderer. Casanova faßt den ans Abenteuerliche grenzenden Plan, sich durch Flucht aus einer Haft zu retten, aus welcher fast noch Keiner entkam. Die Gunst des Zufalls läßt ihn einige benöthigte Werkzeuge zukommen. Seine unausgesetzte Arbeit belohnt sich. Der Boden des Gefängnisses ist durchbrochen, damit die Hoffnung zum Entkommen begründet. Vernünftige Vorsicht läßt ihn die Ausführung noch ein Paar Tage verschieben und — auf einmal ist alles vereitelt. Seine Peiniger jenes Gerichts, welches in der Republik Venedig einst, in Betreff von sogenannten Staatsvergehen, so schrecklich waltete, wie die Inquisition vormals in Glaubenssachen in Spanien, scheinen auf einmal, zu seinem Unglück, eine Art Mitleiden mit ihm zu fühlen. Die Freiheit will man ihm nicht geben, aber doch ein weniger schreckliches Gefängniß. Er ist gezwungen, diese ihn zur Verzweiflung bringende Wohlthat anzunehmen und der Schimmer der Hoffnung auf Rettung schwindet; denn umsonst ist nun alle die unsägliche Mühe, welche er sich gab, den Boden des bisherigen Gemaches zu durchbrechen. — Doch ein Mann, wie Casanova, verzweifelt nicht ganz. Eine Verbindung, die er Gelegenheit hat mit andern Gefangenen anzuknüpfen, regt neue Ideen in ihm an. Da, wo er jetzt eingesperrt, ist nur eine Flucht durch das Dach möglich. Er versucht sie und — sie gelingt. Aber welche Gefahren umgeben ihn dabei! welche Geistesgegenwart, welcher Muth, welche Kühnheit und Ausdauer ist erfoderlich! Das Haar sträubt sich, wenn man sich den entschlossenen Nachtwandler, auf der Zinne des herzoglichen Palastes von Forst zu Forst rutschend, denkt, um einen Vorsprung oder eine Lucke zu gewinnen, an welchen er sein Seil befestigen kann, und man sieht die Lage, in welcher er schwebte, als ihn, hinabgebogen mit halbem Leibe über die Rinne des Dachs, ein Starrkrampf befiel, und er so einige Minuten, schwebend über einer Schwindel erregenden Tiefe, in gräßlicher Hülflosigkeit hing.

Digitized by Google

Minder schaurig, aber darum nicht minder interessant, ist die zweite Erzählung eines Vorfalls in Warschau.

Casanova kam daselbst im Jahre 1765 in sehr glänzenden Umständen an. Empfehlungen, die er aus Petersburg von mehrern diplomatischen Personen mitbrachte, öffneten ihm die Cirkel der Großen und brachten ihn selbst in die Nähe des Königs, der ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte. Bei einem umsichtigeren Benehmen konnte er hier sein Glück dauernd gründen; sein aufwallendes Temperament machte aber alles zu Schande und stürzte ihn hier abermals in Verwickelungen, aus denen ihn nur die besondere Gunst des Geschicks rettete. Ein Duell mit dem Kronkämmerer Xavier Branicki bringt sein Leben in Gefahr; übertriebner Aufwand hat seine Casse erschöpft; seine Lage ist so bedenklich, wie traurig. Da nimmt sich der edelherzige Stanislaus Poniatowski, dieser unglückliche Fürst, seiner an, schützt ihn vor der Rache seiner Feinde und verschafft ihm die Mittel, sein Glück in andern Gegenden zu suchen.

Merkwürdig, wie diese Scene aus dem vielbewegten Leben des Italieners, ist auch die dritte mitgetheilte, sein Besuch bei Haller und Voltaire. Man lernt aus dieser Skizze die genannten beiden großen Männer gleichsam in ihrem Hause kennen, und auch hier, gegenüber ein Paar der scharfsinnigsten Köpfe jener Zeit, weiß der stets gewandte Casanova mit eben dem Glück und eben dem Anstand aufzutreten, welcher ihm in allen seinen Lagen beiwohnte und überall dazu beitrug, ihm die Gewogenheit der Personen zu verschaffen, mit welchen er in Berührung kam.

Der dritte Aufsatz erzählt Casanova's Besuche bei Albrecht von Haller und bei Voltaire. Dieser ist keines Auszugs fähig, da er größtentheils aus Dialog besteht. Man hat zahllose Berichte über den Philosophen von Ferney, aber schwerlich dürfte er in irgend einem auf eine anschaulichere und lebendigere Weise dem Leser vor die Augen geführet werden, als es hier geschieht.

Wer bei seiner Lectüre mehr auf Wahrheit und Natur, mehr auf treffende Charakterzeichnung und getreue Darstellung des Lebens, als auf bloßes Schautragen von meist hohlen Empfindungen sieht, der wird diese Casanoviana nicht ohne die vollständigste Befriedigung aus den Händen legen und ihrer Fortsetzung mit Verlangen entgegensehen.

95.

---

**Mémorial de Sainte-Hélène. Von dem Grafen Las Cases. — Sechster Band.**

(Beschluß aus Nr. 163.)

Unter den verschiedenen Gegenständen der Unterhaltung fand auch der Fatalism eine Stelle, erzählt Las Cases, und der Kaiser fragte mich, ob man nicht von ihm sage, er bekenne sich dazu. — Ja wohl, Sire, das wird wenigstens von Vielen behauptet. — „Nun denn! . . . Nun denn! . . . Man muß sie reden lassen! Was sind die Menschen! Man ist viel sicherer, sie mit Abgeschmacktheiten zu beschäftigen und auf sie zu wirken, als mit richtigen Ideen; kann aber ein Mensch von gesundem Verstande nur einen Augenblick daran glauben! Entweder läßt der Fatalism den freien Willen zu, oder nicht. Läßt er ihn zu, was ist dann ein voraus bestimmtes Resultat, das indessen die geringste Entschließung, ein einziger Schritt, ein einziges Wort bis ins Unendliche verändern kann? Läßt der Fatalism dagegen keine Freiheit des Willens zu, dann ist es anders; wie Sie auf die Welt kommen, darf man Sie nur in Ihre Wiege werfen, ohne weiteres für Sie zu sorgen; ist es vorausbestimmt, daß Sie leben bleiben, dann werden Sie immer wachsen und gedeihen, wenn man Ihnen auch nichts zu essen und zu trinken gibt. Sie sehen demnach, daß die Lehre gar nicht haltbar ist; es ist ein Wort und weiter nichts. Die Türken selbst, diese Verfechter des Fatalism sind keineswegs davon überzeugt, sonst würde es bei ihnen keine Arzneikunst geben, und einer, der im dritten Stocke wohnt, ersparte sich die Mühe, die Treppe herabzugehen, und spränge gerade durch das Fenster. Sie sehen, zu welchen Abgeschmacktheiten ein solcher Glaube führt."

Charakteristisch ist die Bemerkung Napoleons über eine Stelle des Homer, den er vorzüglich lieb gewonnen hatte und auf St. Helena fleißig las, über die Stelle nämlich, wo Ulysses, als Bettler verkleidet, auf der Schwelle seines Palastes mit dem Bettler Irus kämpft. Er misbilligte diese Episode sehr und fand sie armselig, schmutzig, unanständig und eines Königs unwürdig. „Und dann, fügte er hinzu: nachdem ich alles erschöpft habe, was ich Schlechtes darin finde, errathe ich, was mich so widerlich ergreift: ich setze mich an die Stelle des Ulysses, und fürchte von einem Elenden abgebläuet zu werden; es ist nicht jedem Fürsten, jedem Feldherrn gegeben, breitschulterig wie einer von seiner Garde oder ein Grenadier zu seyn; es ist nicht Lastträger, wer da will."

Unter seinen Arbeitern rühmte der Kaiser vorzüglich Daru, und sagte von ihm, er sey ein durchaus redlicher Mann, sicher und unermüdlich, und bei dem Rückzuge von Moskau habe er sich durch seine Festigkeit vor Vielen ausgezeichnet. Er rühmte öfter an ihm, er sey arbeitsam wie ein Stier, und muthig wie ein Löwe. Die Arbeit schien das Element des Hrn. Daru zu seyn. Er hatte immer alle seine Augenblicke besetzt, so zwar, daß, als er Minister-Staatssecretair wurde, und ihn Jemand wegen seiner unermeßlichen Geschäften beklagte, er scherzend antwortete: „Im Gegentheil, seit meinen neuen Amtsverrichtungen kommt es mir vor, als hätte ich nichts zu thun." Indessen ging er doch einmal an. Da ihn der Kaiser nach Mitternacht hatte rufen lassen, um zu arbeiten, war Hr. Daru so ermüdet, daß er kaum wußte, was er schrieb. Die Natur

Digitized by Google

siegte endlich und er schlief über seinem Papier ein. Nach einem tiefen Schlafe schlug er die Augen wieder auf, und wie groß war seine Bestürzung, als er den Kaiser ganz ruhig neben sich arbeiten sah! Höchst erschrocken und beschämt begegneten seine unsicheren Blicke denen Napoleons: „Nun ja, sagte dieser, Sie sehen, wie ich Ihre Arbeit thue, weil Sie dieselbe nicht thun wollten. Ich dachte, Sie hätten diesen Abend gut gespeißt und die Stunden angenehm zugebracht; dagegen ist nichts zu sagen; doch sollte die Arbeit nicht darunter leiden. — Ach! Sire, antwortete Hr. Daru, ich habe keinen vergnügten Abend gehabt! Mehrere Nächte sitze ich hinter einander an der Arbeit, und Ew. Majestät sehen die traurige Folge davon, die mich so sehr betrübt. — Ey! warum sagten Sie mir das nicht? sprach der Kaiser. Ich habe nicht Lust, Sie ums Leben zu bringen; gehen Sie schlafen; gute Nacht, Herr Daru."

Die Art, wie Napoleon und seine Freunde und treuen Gefährten auf St. Helena behandelt wurden, kann, nach des Verfs. Darstellung, nur den höchsten Unwillen erregen. Der Kaiser kränkelte schon (im Spätjahre 1816), und Sir Hudson Lowe ließ es an keinem Mittel fehlen, das den Tod des grosen Gefangenen geistig oder körperlich beschleunigen konnte. Zu den erbärmlichsten Neckereien jeder Art kam noch der Mangel; denn es soll buchstäblich wahr seyn, daß man sie Hunger leiden ließ. Die Speisen, die man ihnen gab, waren nicht selten ungenießbar, und der Wein, von dem des Tages eine Flasche auf den Kopf, den Kaiser mit inbegriffen, bewilligt worden, ließ sich kaum trinken und wirkte nachtheilig auf die Gesundheit. Napoleon gab Befehl sein Silberzeug zu zerschlagen und zu verkaufen, und das erlöste Geld für die Bedürfnisse seiner Gefährten zu verwenden. Auch in diese Sache mußte Sir Hudson Lowe sich störend mischen, und gestattete das Silber nur an den, der von ihm bezeichnet würde, zu verkaufen. Eines Tages fand Las Cases den Kaiser sehr leidend, er beklagte sich, sein Bett sey zu klein, und er könne sich in ihm kaum bewegen. Der enge Raum des Zimmers erlaubte indessen nicht, ein grösseres hineinzustellen; da ließ er es in sein Cabinet bringen, und an ein Kanape anstoßen, so daß dieses mit dem Bette eine geräumige Lagerstätte bildete. — Das war einst der Herr einer halben Welt! . . . Auch sagte Napoleon mit eben so viel Wahrheit als Nachdruck: „Die Bill, die mich auf diesen Felsen geschleudert hat, ist ein Proscriptionsakt, denen Syllas gleich, und noch ärger. Die Römer verfolgten Hannibal bis in das Herz von Bythinien; Flaminius erhielt von dem Könige Prusias den Tod dieses grosen Mannes, und doch wurde Flaminius in Rom angeklagt, er habe so aus persönlichem Hasse gehandelt. Vergebens führte er an, Hannibal, noch in der Kraft des Alters, sey gefährlich und sein Tod nothwendig gewesen. Tausend Stimmen antworteten, was ungerecht und ungroßmüthig sey, könne nie einer grosen Nation Vortheil bringen; ein solcher Vorwand würde Meuchelmord, Vergiftung und jede Art von Verbrechen rechtfertigen! Die folgenden Generationen warfen ihren Vätern diese Feigheit vor. Sie hätten viel darum gegeben, einen solchen Flecken aus ihrer Geschichte zu verwischen. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften unter den neueren Völkern gibt es kein Geschlecht, das seine Verwünschungen nicht mit denen vereinigt hätte, die Hannibal ausstieß, da er das Gift nahm: er fluchte diesem Rom, das zu einer Zeit, wo seine Flotten und seine Legionen Europa, Asien und Afrika bedeckten, seinen Zorn gegen einen einzelnen, wehrlosen Mann ausließ, weil es ihn fürchtete, oder ihn zu fürchten vorgab."

„Doch haben die Römer nie das Gastrecht verletzt. Sylla fand eine Freistätte in dem Hause des Marius. Ehe Flaminius den Hannibal ächtete, hatte er ihn nicht an Bord seines Schiffes aufgenommen und ihm nicht erklärt, er habe Befehl, ihn gut zu empfangen; die römische Flotte brachte ihn nicht nach dem Hafen von Ostia; Hannibal, weit entfernt sich unter den Schutz der römischen Gesetze zu begeben, zog es vor, seine Person einem asiatischen Könige anzuvertrauen. Da er proscribirt ward, befand er sich nicht unter dem Schutze der römischen Flagge, sondern unter den Fahnen eines gegen Rom feindlich gesinnten Königs."

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — Welche Mühe die sich auch geben mögen, denen die Wahrheit furchtbar ist, sie zu unterdrücken, jetzt dürfte es ihnen nicht mehr gelingen, wo sie zu ihrer Vertheidigung so viele Waffen hat. O'Meara, der seine Stimme in dieser Sache zuerst erhob, ward auf vielfache Weise angefeindet und seine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht. Der Unterrichtete und Unparteiische zweifelte nicht an der Wahrheit des Gemäldes, das der freisinnige Britte aufgestellt. Wenn auch die Farben, mit denen er es aufgetragen, ihm angehören, dann konnte doch der Gegenstand desselben kein Werk seiner Erfindung seyn. Dieses Zeugniß ertheilt ihm auch Las Cases. „Ich muß hier erklären, sagt er, daß Alles, was ich in Betreff der Behandlung Napoleons in diesem Werke (des O'Meara) finde, und was zu meiner Kenntniß gelangen konnte, da ich an Ort und Stelle war, von der strengsten Wahrheit ist; woraus ich natürlich schließen darf, daß es sich mit Allem so verhält, was ich nicht gesehen, und achtzehn Monate weiter geht. Auch nehme ich keinen Anstand zu erklären, daß ich es in meinem Gewissen und nach meiner Ueberzeugung dafür halte."

78.

## Miscellen.

In Paris ist der Physiker Charles gestorben, der der erste war, welcher sich im December 1783 in einer Montgolfière in die Luft erhob. Seit den 40 Jahren, wo dies geschah, ist man in der Aeronautik freilich noch nicht weiter gekommen, als er war.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 165.

17. Juli 1823.

## Der Schultheiß von Zalamea.

### Aus einem Briefe.

— — — Auch schicke ich Ihnen den fünften Band der Malsburgischen Uebersetzung von Calderons Schauspielen. Ich habe wohl bemerkt, daß Sie fast Alles, was ich Ihnen bisher von deutschen Uebersetzungen des spanischen Dichters mitgetheilt habe, kaum zur Hälfte aufgeschnitten zurückgesendet haben, und, um einem Urtheil über das Gelesene oder nicht Gelesene aus dem Wege zu gehen, pflegen Sie sich hinter Shakspeare's Riesenschatten zu verstecken, mit dem Sie dann den Calderon von sich abwehren. Dieses Verfahren muß nun zu Ende gehen, Shakspeare kann und will Sie nicht mehr decken; er reicht dem Calderon seine Hand und nennt ihn Bruder. Doch ich will kein Sonett in Prosa einschmelzen. Der talentvolle Maler Wilhelm Hensel gibt uns ein geistreiches Bild dieser brüderlichen Vereinigung in einem dem Drama vorgesetzten Sonett, von dem wir die ersten vier Zeilen, als unwesentlichen Rahmen, weglassen können.

Verspendend von dem ew'gen Zauberhorte,
Um ihre Stirn des Lorbeers frische Kronen,
Sah ich ein göttlich Paar auf goldnen Thronen;
Doch zwischen beiden trennt ein Strom die Pforte.
Am stolzen Zug, der um den Einen wallte,
Erkannt' ich Shakspeare, dessen Flammenblicke
Hinüber grüßten, wo ihm saß der Gleiche.
Der aber rief, daß rings die Welt erschallte:
„Schultheiß von Zalamea, schlag die Brücke,
Daß ich die Hand dem großen Bruder reiche!"

Eilen Sie nun, mein Freund, auf dieser eben geschlagenen Brücke hinter ihrem Shakspeare her, der dem Calderon gewiß bis auf halben Weg entgegen geht — lesen Sie den Schultheiß von Zalamea! Wenn es die individuell persönliche und doch überall gültige Charakteristik, das rein und allgemein Menschliche ist, was Sie in den Dramen des großen Britten so ganz eingenommen hat, daß für Calderon's prachtvolle Nationalität Ihnen gar kein empfänglicher Sinn mehr übrig geblieben ist, so wird der Schultheiß von Zalamea sich seinen Platz bei Ihnen gerade da suchen, wo Ihr Shakspeare sitzt. Sie wissen, daß ich Ihre Ansicht über Calderon in keinem Bezuge theile, aber freilich, wenn ein Vergleichen solcher Art gelten darf, daß ein eigenthümlich großer Dichter der Maßstab für einen andern wird, so müssen wir im Calderon die individuelle Physiognomie sowohl der einzelnen Charaktere, als auch ganzer Dramen, vermissen; wir erhalten statt einer Person, die verkörperte Idee einer ganzen Gattung von Personen, und die eigenthümliche Sprache jeder Leidenschaft in jedem verschiedenen Charakter verschwimmt in dem lyrischen Element, welches das gesammte Drama überflutet. Auf diese Weise finden wir im Calderon eine große Anzahl von stereotypischen Charakteren, die dem Stoffe der Dramen angepaßt werden, und sich demselben mehr und minder fügen müssen, wogegen bei Shakspeare jede Handlung und jedes Wort mit der entschiedensten Nothwendigkeit aus dem Innern der Charaktere hervorzugehen scheint, so daß der äußere Stoff und die innere Natur der Personen bei beiden Dichtern gewissermaßen in einem entgegengesetzten Verhältniß zu einander stehen. Das nächste und am auffallendsten in die Augen springende Beispiel dieses Contrastes sind vielleicht die Graziosi des Calderon und die Narren des Shakspeare. Aber auch in der Darstellung der Liebe, welche Mannichfaltigkeit nach Alter, Nationalität, Stand und Lage, und dazu, welcher Reichthum an eigenthümlichen, in keiner der genannten Verhältnisse begründeten Zügen jeder Physiognomie, in welcher uns diese Leidenschaft bei Shakspeare erscheint! — Calderons Liebende und Geliebte lassen sich, so zu sagen, in Classen theilen, nach den Graden und Mischungen ihrer Leidenschaft, und die Verschiedenheiten in ihrem Ausdrucke werden mehr durch die äußern Umstände, als durch die innere Natur bedingt.

Endlich bin ich auf Ihrem Wege, und Sie fangen an zu triumphiren. Aber — lesen Sie den Schultheiß von Zalamea in der meisterhaften Uebersetzung, welche ich Ihnen überschicke, und Sie selbst, mein Bester, streichen die ganze Stelle meines Briefes, welche Ihrer Meinung so treu zusagte, als eine zu allgemeine Behauptung aus, oder setzen hier und da die Wörtchen fast, beinahe alle u. s. w. hinein. Diese Wörtchen könnten auch zu meiner Rechtfertigung hinreichen; denn allerdings macht der Schultheiß von Zalamea eine Ausnahme unter der großen Anzahl der

Calderonischen Dramen, und außer diesem Stücke dürfte wohl nur noch Luis Perez el Gallego gegen unsre Charakteristik seines Dichters protestiren. Also — hinüber über die Brücke! Und haben wir Sie einmal drüben, so entlaufen Sie uns so leicht nicht wieder, und wir nehmen Sie endlich bis zu den Autos mit.

Das Drama, von dem wir geredet haben, spielt in dem Dorfe Zalamea in Estremadura, im Frühling 1581, während des Marsches der spanischen Besatzungstruppen nach dem durch Alba eroberten Portugal. Es ist augenscheinlich, daß eine historische Anekdote ihm zu Grunde liegt, welcher der Uebersetzer jedoch nicht auf die Spur hat kommen können. Vielleicht ist diese Anekdote älter, als die Zeit, in welcher das Stück spielt, und der Dichter hat es dadurch populärer zu machen versucht, daß er Philipp II. darin auftreten läßt, und die Handlung in eine Periode versetzt, welche der Nation noch in frischem Andenken seyn mußte; denn zwischen Philipps II. Tode und der Aufführung des Schultheiß von Zalamea können ungefähr 50 Jahr liegen; und schon früher hatte Lope de Vega diesen König das Theater besteigen lassen. Der Philipp des spanischen Theaters ist aber ein ganz andrer, als derjenige, welchen die Geschichte der Niederlande oder auch gar der Schillersche Don Carlos uns geben. Sehr richtig heißt es in der Vorrede der Uebersetzung: „Philipp II., beinahe der Universalmonarch des sechzehnten Jahrhunderts, der Schrecken seiner Feinde, die Geißel der Nichtkatholischen, der traditionelle Abscheu der modernen Welt, war daneben einer der populärsten Fürsten, die Spanien besessen hat. Er ließ sich leicht und gern zu dem Volke herab, mischte sich mit Freundlichkeit in seine Vergnügungen, mit gerechtem Ernst in seine Händel und Angelegenheiten, hörte jeden Klagenden an, und hatte es sich zur Maxime gemacht, den Geringeren gegen den Höheren zu begünstigen.“ So erscheint er denn auch in diesem Drama, als gerechter, unmittelbarer Entscheider in der Verwickelung der bürgerlichen und militairischen Ansprüche in dem Augenblicke, wo diese in zerstörenden Kampf auszubrechen drohen. Woher also auch die dem Drama zu Grunde liegende Anekdote stamme, so ist doch der spanische Philipp kein unpassender Spieler in derselben, und sein anekdotenreiches Leben, das in diesem Bezuge an Friedrich II. erinnern kann, hatte gewiß schon zu Calderon's Zeit so manchen Zug in sich aufgenommen, der andern Königen und andern Zeiten angehörte. Eine zweite historische Person des Stücks ist Don Lope de Figueroa, welcher in spanischen Geschichtsbüchern als ein tapferer Feldoberster erscheint, der in Italien und Flandern ficht, im Kampfe gegen die Portugiesen aber vornehmlich zur See gebraucht wird. Hier tritt er als Führer der nach Portugal ziehenden Truppen auf. Der Name des Schultheiß, Crespo, möchte vielleicht aus dem krausen Wesen dieses tragischen Bauers hergenommen seyn, und die Nebenpersonen des Schauspiels leiten ebenfalls auf keine historische Spur. Die Fabel des Stücks ist sehr einfach. Ein Hauptmann raubt und schändet die schöne, unschuldige Tochter eines reichen Landmanns, bei dem er einquartirt gewesen war. Eine Wunde, die er von dem Bruder des Mädchens, welcher dem Ehrenräuber zufällig auf die Spur kömmt, empfängt, bringt ihn in das Dorf zurück und liefert ihn in die Hände des unglücklichen Vaters, der gerade in derselben Stunde zum Schultheiß erwählt worden ist. Dieser läßt den Frevler, trotz seiner hochmüthigen Protestation, festhalten, und nachdem er, zu seinen Füßen liegend, jedes Opfer aufgeboten, um den Verstockten zu bewegen, die entehrte Tochter zum Weibe zu nehmen, wirft er ihn in den Kerker. Unterdessen erscheint der Oberst und fordert den Gefangenen, als seiner Gerichtsbarkeit zugehörig, von dem Schultheiß zurück. Dieser weigert sich mit Kraft, und es bereitet sich ein Kampf zwischen den Soldaten und den Bauern vor. Da eilt der Schultheiß in dem Kerker mit den Worten:

Nun, bei Gott, so geh' ich erst!
Was geschehn muß, soll geschehn.

Der Auftritt des Königs stillt den Tumult, und der Schultheiß überreicht seine Acten, begleitet von einer bündigen und klaren Erörterung seines Verhältnisses als Vater und Richter zu dem Missethäter. Der König findet das Verfahren in Ordnung, fügt aber hinzu:

Euch gebricht die Macht,
Euer Urtheil zu vollstrecken,
Weil ein andres Tribunal
Die Justiz hat; darum liefert
Den Gefangnen aus.

Crespo.

Nicht kann
Ich dies mehr, mein gnäd'ger König!
Da man hier nichts Andres hat,
Als den einzigen Gerichtshof,
So vollstreckt er jedesmal
Selbst sein Urthel, und so ist denn
Auch schon dies vollstreckt.

König.

Was sagst
Du?

Crespo.

Wenn ihr nicht glaubt, mein König,
Daß ich euch ganz wahr gesagt,
Nun so wendet eure Augen,
Sehet — das ist der Hauptmann!

Die Mittelthür des Rathhauses wird geöffnet; man sieht den Hauptmann erwürgt auf einem Sessel, den Strick um den Hals.

König.

Wie hast du dich deß erkühnt?

Crespo.

Ihr habt selbst, mein Fürst, gesagt,
Daß das Urtheil gut gesprochen,
Folglich ist's nicht bös vollbracht.

König.

War zu der Sentenz Vollstreckung
Denn der Kriegesrath nicht da?

Digitized by Google

Crespo.

Eure sämmtlichen Berichte
Sind ein einz'ger Leib nur; hat
Dieser aber viele Hände,
Warum gäb' die eine Hand
Einem Menschen nicht den Tod,
Den ihm doch die andre gab?
Was verschlägt's, irrt im Geringern,
Wer das Größre richtig traf?

Mit dieser Erklärung läßt der König sich abfinden und ernennt den Crespo zum beständigen Schultheiß von Zalamea. In der einfachen Haupthandlung, welche ich Ihnen eben skizzirt habe, können Sie weder den eigenthümlichen Charakter des Stücks, noch seine Bedeutung und Tendenz bemerken. Ich stimme, was die letztere betrifft, mit Herrn F. W. V. Schmidt *) überein, dessen Meinung auch der Uebersetzer zu der seinigen macht. Calderon zeigt in diesem Drama den Geburtsadel streng und unparteilich in den beiden Ausartungen des Uebermuthes und der Lächerlichkeit, und stellt diesen den hohen Naturadel des Crespo siegreich gegenüber. Der Hauptmann repräsentirt die erste Ausartung, Don Mendo, eine Art von Don Quixote, dem in seinem Diener Nuño auch ein Sancho Pansa nicht fehlt, die zweite. Dagegen findet denn der Adel auch einen Ehrenhalter in dem Obersten Don Lope, und indem dieser sich von dem wackern Schultheiß angezogen und imponirt fühlt, schließt sich Adel an Adel auf das erfreulichste an.

Von den Charakteren des Stücks sind der Schultheiß und Don Lope die am schärfsten und mit den individuellsten Zügen gezeichneten, und sie haben jene, in allen Formen und Farben vollendete persönliche Physiognomie, welche sie würdig macht, mit Shakspeare's Charakteren verglichen zu werden. Crespo ist ein Mann voll natürlicher Kraft und Würde, ausgestattet mit dem besten Mutterwitz, von tiefem Gefühl und warmer Herzlichkeit; aber alle diese Eigenschaften überdeckt er mit einer krausen Aeußerlichkeit, die sich in kräftiger Laune und kecker Barschheit geltend macht. Die Momente, in welchen seine großartige innere Natur ohne Hülle aus dieser Decke hervorbricht, sind überraschend und von gewaltiger Wirkung; vor Allem die Scene, in welcher er vor dem Ehrenschänder seiner Tochter und seines Hauses kniet. Aber nicht lange hält er es aus, sich so unbedeckt zu zeigen, und selbst in dem tragischen Moment der Entscheidung hat er Muth zu einem Scherze, indem er dem König auf die Frage: warum er den Hauptmann, als einen Edelmann, nicht wenigstens habe enthaupten lassen, antwortet:

Gnäd'ger König! unsre Ritter
Leben hier so fromm im Land,
Daß der Henker, den wir haben,
Das Enthaupten noch nicht kann.
Auch ist das des Todten Sache,
Sein Recht nur kommt in Betracht,
Und bis er sich selbst beklage,
Ficht es keinen Andern an.

Hätte der Dichter uns nicht die Größe und Wärme der Seele durchblicken lassen, welche diese krause Außenseite umhüllt, so müßte eine solche Antwort der tragischen Wirkung Eintrag thun; so aber erhöht sie dieselbe, denn sie ist das erste Signal des Sieges. Die zerrüttete Natur kehrt in ihre alte Stimmung zurück, und wir beruhigen uns nun mit dem sichern Gefühl: dieser Mann wird keinem Schicksal erliegen. Wenn der Ausbruch der innern Natur in ihrer Kraft und Würde in der angeführten Scene des Fußfalls erhebend wirkt — denn Crespo steht am höchsten gerade in dieser Erniedrigung — so rührt es dagegen unwiderstehlich, den barschen Mann von seinem tiefen Gefühl erweicht zu sehen. So z. B. in dem Abschied von seinem als Soldat ausziehenden Sohne — einer Scene, die an Polonius Abschied von Laertes erinnert. Hier versucht er, sich in fester Ruhe und Gelassenheit zu erhalten durch eine Reihe von Sprüchen und Lehren, die er dem Sohne vorhält. Aber er wird dennoch im Sprechen weich, und jagt nun den Sohn eilig fort, um sich gegen Anfälle seines Herzens sicher zu stellen. Die darauf folgende Scene ist ein Meisterstück, und jedes Wort in ihr ist charakteristisch.

Isabella.

Grausam bist du doch gewesen.

Crespo.

Nun ich ihn nicht mehr erblicke,
Kann ich mit mehr Ruhe sprechen!
Was sollt' er bei mir beginnen?
Sollt' er hier sein Lebelang
Ein Weichling und ein Tagedieb seyn?
Geh' und dien' er seinem König!

Isabella.

Daß er in die Nacht muß ziehen,
Thut mir leid.

Crespo.

Bei Nacht zu reisen,
In der großen Sommerhitze,
Ist etwas Bequemes eher,
Als ermüdend; über dieses
Muß er gleich Don Lope nach.
(für sich)
Weich hat mich der Junge immer
Doch gemacht, such' ich mich auch
Oeffentlich zu überwinden!

Isabella.

Geh in's Haus, mein lieber Vater.

Agnes.

Da kein Kriegsvolk nun mehr hier ist,
Bleiben wir ein wenig hier
Vor der Thüre, und genießen
Mit den Nachbarn, die gleich kommen,
Dieses frischen Abendwindes.

Crespo.

Wirklich, ich geh' nicht hinein,
Weil ich mir von hier einbilde,

*) Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher der Literatur. Band 17 und 18.

Wie der Weg so weiß da liegt,
Daß ich Juan drauf erblicke.
Agnes, bring mir einen Stuhl
Vor die Thür.

Agnes.

Dort sind schon Sitze.

In diese stille, ländliche Abendruhe bricht, wie ein Donnerschlag aus heller Luft, der entsetzliche Frevel herein. Isabella wird aus den Armen der Ihrigen gerissen, der Vater festgehalten. So schließt der Act mit einem Jammergeschrei. Nachdem wir den Crespo nun einmal weich gesehen haben, darf, ja muß er in der fürchterlichen Scene, die ihm seine geschändete Tochter zuführt, um ihn von dem Baume, an dem er festgebunden, nach dem mitleidigen Stoße eines Mörders ruft, los zu machen und ihm ihre Schmach und ihr Elend zu enthüllen, muß er, sag' ich, in dieser Scene stark und gefaßt erscheinen. Sein Jammer müßte, wenn das Herz ihn überwältigte, ungeheuer seyn und selbst die Klagen der Tochter zum Schweigen bringen; aber eben dadurch, daß sein Herz nicht laut wird, sagt es uns mehr, als Worte vermögen; denn wir fühlen, wie entsetzlich der Kampf in seinem Innern seyn muß, und wie gewaltig die Seelenkraft, welche sein Herz zu bändigen im Stande ist. Leichter nimmt es Crespo mit der Maskirung seiner herzlichen Gutmüthigkeit. Er führt mit ihr nur einen scherzhaften Kampf, besonders in der höchst ergötzlichen Scene mit dem alten Don Lope, dessen Echo er in jedem Ausbruche von Ueberdruß, Zorn, Hochmuth, aber auch in jeder Regung von Nachgiebigkeit, Freundlichkeit und Höflichkeit macht, wodurch denn der gefürchtete, strenge Kriegsmann zugleich angezogen und in Schranken gehalten wird. Lope gewinnt den Crespo lieb, weil dieser ihm nicht nachgibt und ihm sogar imponirt. Crespo aber freuet sich, daß er dem alten Bären das struppige Fell ein wenig gekämmt hat, und fühlt sich nun durch die gegen ihn heraustretende Biederkeit und Geradsinnigkeit des würdigen Helden geehrt und beglückt, so daß er nicht ansteht, ihm seinen lieben Sohn mit in das Feld zu geben. Sie haben sich nun beide recht gern, ohne sich das eben zu sagen, und, obgleich im besten Verhältniß, stehen sie doch immer in Parade gegen einander, bereit, den ersten Hieb aufzufangen und zu erwidern.

(Der Beschluß folgt.)

## Das Kloster am Berge Sinai.

Burchardt's Reisen in Africa (erschienen in London 1825) geben über dieses Kloster manche anziehende Bemerkungen. Es liegt in einem engen Thale, das von den weitläufigen Gebäuden desselben fast ganz ausgefüllt wird. Die Mauern sind hoch, von Granit, sehr fest erbaut und von mehrern Thürmen flankirt. Als die Franzosen in Aegypten waren, ließ Kleber einen Theil derselben, der verfallen war, ausbessern. Sonst hatten alle christlichen Secten ihre besondern Capellen darin. Jetzt sind sie indessen verfallen. Dagegen haben die Muselmänner eine Moschee, die sehr bequem 200 Menschen faßt, dicht neben der Hauptkirche; denn ihnen gilt der Berg Sinai und die Umgegend so viel, wie den Juden und Christen. Das Kloster soll schon im vierten Jahrhundert von der Mutter Constantins, Helena, gegründet worden seyn. Sie ließ gerade auf dem Platze, wo der Herr dem Moses in einem feurigen Busche erschien, eine Kirche erbauen, welche Pilgrimme von allen Orten her an sich zog. So bildete sich bald ein Kloster, das Justinian erstehen ließ, wie man es in der Hauptsache noch jetzt sieht. Mahomet selbst soll ihm den ersten Sicherheitsbrief gegeben haben, den Selim I. als eine Reliquie für den Schatz in Constantinopel verlangte, und statt seiner eine Copie gab. Burchardt sah sie, zweifelt aber an der Echtheit. Die Mönche in diesem Kloster führen ein sehr beschwerliches Leben. Sie essen nie Fleisch, und müssen täglich vier Mal der Messe beiwohnen. Die meisten kommen aus dem Archipel und kehren nach einigen Jahren als halbe Heilige zurück. Ihre Unwissenheit ist grenzenlos. Sie wird indessen von der Herzlichkeit und Gastfreundschaft aufgewogen, mit der sie jeden Fremden aufnehmen. Pilger kamen sonst häufig. Jetzt erscheinen keine mehr. Einige Beduinenstämme werden durch Geschenke bewogen, das Kloster vor andern Arabern sicher zu stellen. Ihre Ehrfurcht vor Moses, die ihnen eigne Gutmüthigkeit, erleichtert dies Verhältniß noch besonders. Die Mönche sind ja, meinen sie, im Besitze des Gesetzes, das Gott dem Moses gab, und können, wenn sie es öffnen, Regen fallen lassen. Bei großer Dürre müssen die Mönche daher in Procession um denselben auf dem Gipfel des Berges darum beten. „Wären wir," sagten die Mönche zu Burchardt, „einem Pascha unterthan, so hätte unser Kloster längst aufgehört. Die Raubsucht der Beduinen ist leichter zu befriedigen!"

## Bagatellen.

Je mehr die Geistlichkeit in Frankreich gegen Voltaire eifert, desto größer wird die Begierde, ihn zu lesen. Jetzt ist schon wieder eine mit Didotschen Lettern und auf Velinpapier unter der Presse, wovon alle zwei Monate zwei Bände herauskommen, jeder Band zu 6 Fr.

Das Pariser Adreßbuch enthält 25,000 Adressen mit Vornamen, Titeln, Würden und Orden. Bei den Gelehrten, Künstlern rc. sind ihre Werke angegeben. Die Adressen der Kaufleute und Fabricanten enthält ein zweiter, damit nicht nothwendig verbundner Theil.

Der Pariser Schauspieler Potier war durch Urtheil und Recht genöthigt worden, wieder auf das Theater St. Martin zurückzukehren das er contractwidrig mit dem des Variétes vertauscht hatte. Eine Entschädigungssumme von 100,000 Fr., die das letztere jenem anbot, wenn es auf ihn verzichtete, ward von der Direction desselben ausgeschlagen.

Die Ehre, die Schutzpocken entdeckt zu haben, wird in Frankreich Jennern streitig gemacht. Man behauptet dort, der protestantische Pfarrer Rabaud-Pommier habe sie 1781 in der Gegend von Montpellier beobachtet. Jenner habe nur das Verdienst, den besten Nutzen davon gezogen und sie allgemein bekannt gemacht zu haben. Einsender erinnert sich, daß ein Candidat der Theologie im Hollsteinschen vor mehrern Jahren das Verdienst der ersten Entdeckung ebenfalls in Anspruch nahm.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 166.

18. Juli 1823.

## Der Schultheiß von Zalamea.

### Aus einem Briefe.

(Beschluß aus Nr. 165.)

Der alte Oberst, Don Lope de Figueroa, kündigt sich schon durch die Reden der Soldaten in der Einleitungsscene als ein strenger, rauher Herr an —

welcher zwar
Für 'nen Mann von Geist und gar
Hohem Muth und Geist passirt,
Doch auch für den härtsten Mann
Auf der Welt, für einen Flucher
Und Krakeel- und Ränkesucher,
Der dem besten Freunde kann
Den Proceß in Kürze machen,
Ohne lange Procedur.

So möchte sich denn der gute Mann auch dem Crespo gern zeigen; doch diesem gelingt es, wie schon gesagt, ihm die mit Flüchen und Donnerwettern verbrämte Soldatenmontur seiner gefürchteten Befehlshaberschaft auszuziehn, und nun fühlt sich der Alte selbst so wohl und behaglich, daß er seines an Gichtschmerzen leidenden Beines fast ganz vergißt und anfängt liebenswürdig und galant zu werden. Freilich kann er auch jetzt seiner Hitze und Heftigkeit nicht vollkommen Herr werden und wirft gelegentlich, weil er nicht fluchen oder drein schlagen darf, einen Tisch um. Crespo bleibt dann nicht zurück und stößt einen Stuhl über den Haufen. Don Lope tritt zuerst, als Ruhestifter, in Crespo's Haus, wo der Hauptmann einen Tumult erregt hat, um Isabellen zu sehn, und nachdem die Soldaten hinausgewiesen worden sind, wendet er sich an den Bauer, welcher ihm dankt:

Daß er ihm die Gnad' erzeigte,
Und den Anlaß nahm, den Kopf
Zu verlieren.

Don Lope.

Sagt, wie hättet
Ihr den Kopf verlor'n?

Crespo.

Wer mir auch den kleinsten Schimpf nur
Zugedacht, erlitt den Tod.

Don Lope.

Helf mir Gott, wißt Ihr, daß er
Hauptmann ist?

Crespo.

Ja, helf mir Gott,
und wär' er der General,
Und kränkt mir die Ehr', den Tod
Gäb' ich ihm.

Don Lope.

Wer dem geringsten
Der Soldaten auch am Rock
Nur ein Haar zu krümmen wagte,
Ha, bei allen Himmeln, hoch
Sollt' er hängen!

Crespo.

Wer die Ehre
Mir verletzt um ein Atom,
Ebenfalls bei allen Himmeln,
Hoch häng' ich ihn ebenwohl.

Don Lope.

Wißt ihr, daß ihr diese Lasten
Auch nach eurem Stande schon
Tragen müßt?

Crespo.

Mit meinem Gute,
Nicht mit meinem Ruf jedoch.
Gut und Blut muß ich dem König
Geben, doch die Ehr', Senor',
Ist das Eigenthum der Seele,
Und die Seel' gehört nur Gott.

Don Lope.

Meiner Seel', ich glaube gar,
Daß zuletzt ihr Recht bekommt!

Crespo.

Meiner Seel', ja, weil Recht
Ich gehabt von Anfang schon.

Don Lope.

Müd' bin ich geworden, und
Ruh' thut diesem Beine Noth,
Das der Teufel mir gegeben!

Crespo.

Wer sagt, daß ihr ruhn nicht sollt?
Da gab mir der Teufel auch ein
Bett, das steht euch zu Gebot.

Don Lope.

Hab's der Teufel aufgemacht?

Crespo.

Ja!

Don Lope.

Nun, so mach' ichs' nieder. — Kommt,
Denn, beim Kukuk, ich bin schläfrig!

Crespo.

Nun, so schlaft beim Kukuk wohl!

Don Lope.

Dieser Bauer ist ein Starrkopf,
Flucht mit mir in Einem Ton!

Crespo.

Der Don Lope ist ein Hartkopf,
Mit dem brech' ich nicht mein Brot!

Nachdem die beiden Hartköpfe so toll an einander gerannt sind, ziehen sie in der nächsten Begegnung gelindere Saiten auf, und zwar Don Lope zuerst; denn er hat seinen Mann in Crespo gefunden. Nun wundert sich Einer über den Andern,

Don Lope.

Gestern wart ihr ganz Verwünschung,
Fluch und Schwur und Donnerwetter,
Heut seid Ihr friedfert'ger, wißt euch
Mit Geschmack und Geist zu nehmen.

Crespo.

Ich antworte immer, Herr,
In dem Sang und Klang, in welchem
Man zu mir spricht; gestern spracht Ihr
So, und so mußt' ich's nothwendig,
Damit aus demselben Tone
Frag' und Antwort könnten gehen.
Auch hab' ich es, als vernünft'ge
Politik, mir festgestellt,
Mit dem Fluchenden zu fluchen,
Mit dem Betenden zu beten.
Ueberall bin ich dabei,
Ja so arg, daß ich die letzte
Ganze Nacht kein Auge schloß,
Um an Euer Bein zu denken;
Und beim Aufstehn fühlt' ich richtig
Mir die beiden Beine schmerzen,
Denn um nicht Eu'r böses Bein, das
Linke, rechte, zu verfehlen,
Thaten sie mir beide weh.
Sagt mir aber jetzt um's Leben,
Welches Bein ist's? daß ich's wisse,
Und nur eins allein mich quäle.

Eine solche Erklärung muß auch den hitzigsten und rauhsten Kriegsmann zufrieden stellen.

Unter den übrigen Spielern hat Crespo's junger Sohn, Juan, wohl die bestimmteste Physiognomie. Ein bis zur Keckheit und Ausgelassenheit stolzer und eitler Bursche, aber dabei ein treuer Sohn und Bruder, der eben so sehr auf die Ehre seines Hauses wie auf seine eigene hält. Er fühlt sich wohl eigentlich zu wohl in Zalamea, darum zieht er mit den Soldaten fort, und der kluge Vater läßt sich die Sache gefallen, weil er voraussieht, das Juan nicht lange bei der Trommel aushalten wird.

Der Hauptmann, Don Alvaro de Atayde, muß ein schöner, kräftiger Mann seyn, dessen Gefühl das rohe Soldatenleben verunreinigt und abgestumpft hat. Die Liebe, welche Isabellens Anblick in ihm erweckt hat, spricht sich zuerst in einigen ganz leidlichen Phrasen auf eine Weise aus, die nichts Arges befürchten läßt. Aber der Ausbruch seiner Leidenschaft, die keinen mit seiner adeligen und Isabellens bürgerlichen Ehre vereinbaren Weg finden kann, wird ganz thierisch, und je niederträchtiger seine Handlungsweise, um so brutaler wird sein Stolz und sein Uebermuth.

Der Junker Don Mendo streift an die Caricatur und schwebt zwischen einem Don Quixote und Don Ranudo. Der Diener desselben, Nuño, persiflirt die Ritterlichkeit seines Herrn, aber nicht, wie Sancho Pansa, in treuer, naiver Ehrlichkeit, sondern mit wohlangelegtem Witz. Noch tritt der Soldat Rebolledo hervor, ein bramarbasirender Räsonneur von der nichtswürdigsten Classe, der kein Schelmstück von sich weist, wenn es bezahlt wird; und diese Bezahlung braucht nicht eben bedeutend zu seyn, denn er hat seine eigene Lust auch an fremden Bubenstreichen. Im dritten Act, dem eigentlich tragischen Bestandtheil des Stücks, sagt er nicht mehr zu, und Calderon muß sich wegen des unzeitigen Auftretens desselben mit dem nationalen Vorurtheil entschuldigen. Denn ohne eine lustige Person kann das Trauerspiel nicht geschlossen werden, und Nuño würde noch unschicklicher zu diesem conventionellen Bedürfniß seyn. An den beiden Mädchen, der Isabella und ihrer Muhme Agnes, kann ich weniger individuelle Züge entdecken. Isabella ist verständig, besonnen, weiß sich wohl zu benehmen, und ist der Stolz und die Lust ihres Vaters, der etwas an ihre Erziehung gewandt hat. Ihr tieferes Wesen kann sich erst nach dem furchtbaren Schlage, welcher dasselbe in seinem Innersten aufgerüttelt hat, offenbaren, und über diese Enthüllung hat Calderon einen lyrischen Schleier geworfen, der das Charakteristische einiger Massen verwischt. Isabellens lange Rede, worin sie ihrem Vater entdeckt, was sie mit Nacht und Schweigen bedecken möchte, geht freilich in ihrer lyrischen Fülle aus dem Charakter des ganzen Schauspiels heraus; aber es fragt sich, ob eine charakteristische Sprache aus Isabellens Munde in dieser Scene erträglich gewesen wäre. Chispa, die Marketenderin, unterscheidet sich fast nur durch das Geschlecht von ihrem geliebten Rebolledo; aber sie scheint, Trotz ihrem Geschlecht, mehr eigentliche Courage zu haben als dieser, der auch einigen Respect vor ihr hat. Denn, wie wir aus einer Scene merken, in der sie mit einem Dolche paradirt, der einem Soldaten eben einen Kratzer ins Gesicht gegeben hat, ist auch im Spiele nicht mit ihr zu spaßen.

Die schärfere Charakterzeichnung in diesem Drama, die wir sowohl an den die Handlung führenden Hauptpersonen, wie auch an den meisten die Scene füllenden Nebenspielern bemerken, bedingt den Styl und die Sprache des Ganzen. Das lyrische Element, dessen überschwellende Fülle die individuellen Züge der einzelnen Charaktere fast ganz unbemerklich machen muß,

tritt zurück, und nur in der schon angeführten Scene macht es sich in Isabellens Jammer geltend. In dem Munde des **Hauptmanns** ist der lyrische Erguß der Liebe eine oberflächliche Fluth von Redensarten, die also keiner charakteristischen Begründung bedürfen, und in **Don Mendo's** Rolle ist er parodisch. Im übrigen ist die Sprache einfach und unumwunden, und sie fügt sich sehr gewandt in den Charakter jeder Person und jeder Scene, so daß derselbe auch durch sie noch fester bestimmt und ausgeführt wird. Ich habe durch eine Vergleichung der **Malsburgischen** und **Griesischen** Uebersetzung *) mit dem spanischen Original gefunden, daß die erstere eben diesen charakteristischen Ton der Sprache und des Styls in der deutschen Nachbildung lebendiger und ausdrücklicher wiedergegeben hat, als die andre. Daher meine Auswahl für Sie auf jene gefallen ist. Und nun lesen Sie den **Schultheiß von Zalamea**, und wenn er Sie dem Calderon nicht näher führt, so gebe ich jeden weiteren Versuch gegen Sie auf.

Auch die äußern theatralischen Schicksale des **Schultheiß von Zalamea** müssen Ihr Interesse für denselben erwecken helfen. Schon **Linguet** hat ihn in seinem *Theatre Espagnol* (Paris 1768) übersetzt herausgegeben, und diese seine Sammlung hat wieder einen deutschen Uebertrager gefunden (Braunschweig 1770). Dort heißt das Stück: **Die bestrafte Entführung**, nach Linguet's Titel: **Le Viol puni**, mit einer anständigen Milderung der tragischen Frevelthat, die man nicht gleich offen und frei aushängen darf, wenn man das zartere Publicum nicht zurückschrecken will. Diese Uebersetzung von Linguet ist wahrscheinlich die Quelle zweier Bearbeitungen des Schauspiels, einer deutschen von **Schröder**, der den **Crespo** in einen **Amtmann Graumann** verwandelt hat, und einer französischen von dem berüchtigten Komödianten, Collot d'Herbois, von dem man erzählt, daß er in der blutigen Revolutionszeit die Zuschauer, welche ihm keinen Beifall zollten, gelegentlich niederschießen ließ. Seine Bearbeitung, in welcher vermuthlich die rein menschlichen Motive in **Crespo's** Verfahren mit politischen vermengt sind, um das Stück dem revolutionären Geschmack gerecht zu machen, führt den Titel: **Le Paysan Magistrat**, und ist zu Paris mit einigem, in den Departements aber mit ungeheuerm Beifall aufgeführt worden, wie Etienne und Martainville in der *Historie du Théâtre français depuis le commencement de la révolution etc.* erzählen. (Tom. I. p. 55). **Der Amtmann Graumann oder die Begebenheiten auf dem Marsche** ist in der **Mannheimer Schaubühne** abgedruckt. **Schröder** hat die Hauptrolle darin öfter mit Beifall gespielt, aber seit seinem Abtreten scheint sich das Stück auch nicht lange mehr auf dem deutschen Theater gehalten zu haben. **Collots** Bearbeitung hat der Schauspieler **Stephanie der Jüngere** wieder deutsch umgekleidet, unter dem Titel: **der Oberamtmann und die Soldaten** (s. dessen **Schauspiele**. Wien 1781, sechster Band). **Stephanie** hat zu viel Respect vor dem vaterländischen Militär, um einem Officier die entehrende Handlung des Mädchenraubes zuzutrauen; daher muß denn ein **Student** aushelfen. Sowohl hier, als bei **Schröder**, ist aber der **Amtmann** schon beim Anbeginn der Handlung in seiner gerichtlichen Würde, wodurch denn der große, tragische Moment verloren geht, welcher dem beleidigten Vater die Rache und den Richterstab zugleich in die Hände gibt. Auch zu einer italienischen Oper hat der gute **Schultheiß** sich müssen umstutzen lassen, und zwar schon sechs Jahre früher, als **Collot** ihn revolutionär gemacht hat.

Fragen wir unser jetziges Theater, ob es dem **Schultheiß** das Auftreten erlauben will, so werden wir keine entschiedene Antwort erhalten, aber von mancherlei Bedingungen hören, unter denen ihm diese Gunst zu Theil werden könnte. Die spanische Form läßt es sich wohl gefallen, obgleich auf mancher Bühne kein einziger Schauspieler spanische Verse sprechen kann. Doch das ist Nebensache; die Leute thun ihr Möglichstes, gar nicht merken zu lassen, daß sie Verse sprechen. Nun aber mischen sich der Anstand und die Moral in die Unterhandlung. Das geschändete Mädchen darf nicht auftreten; das weibliche Publicum könnte das nicht aushalten. Es ist an eine feine, zweideutige und versüßte Lasterhaftigkeit und Gemeinheit gewöhnt — an einen **Rehbock**, **eine blühende und verblühte Jungfrau**, **eine Heirath im zwölften Jahre** — und der erdrosselte Leichnam, der so mit einem Nu, ohne daß man es ahnet, sichtbar wird; nein, das ist zu stark. Unser Publicum kann wohl fünf Acte lang einen Menschen zu Tode martern sehn und sich selbst zur Gesellschaft mit martern lassen, aber eine so gewaltige Katastrophe geht über seine Kräfte. Und dann der **Strick**! — — —

Wissen Sie wohl, was unser Theater mit dem **Schultheiß** machen würde, wenn es ihn durchaus darstellen müßte? Bis auf die Entführung würde nichts Wesentliches geändert werden. Aber alsdann würde der Frevel des **Hauptmanns** nicht vollendet werden, und Juan würde seine Schwester dem Publicum in einem Zustande zurückgeben, in welchem sie anständiger Weise vor ihm erscheinen könnte. Der Entführer wird nun wegen seiner Wunde in das Dorf zurückgebracht und von dem **Schultheiß** festgenommen, der vor ihm kniet, ihn in den Kerker werfen läßt, und vielleicht blutige Absichten gegen ihn im Schilde führt. **Don Lope** wird abgewiesen, wenn er die Auslieferung des Gefangenen an das Kriegsgericht fordert. Da erscheint der **König**, und sein Machtspruch verheirathet **Isabellen** mit dem **Hauptmann**. Die Sache muß mit Effect verbunden werden. Der **Hauptmann** würde vom Könige zum Tode verurtheilt, vielleicht gar mit der

*) Die letztere im fünften Bande der Uebersetzung.

Binde um die Augen, sammt einem Trauermarsch heraus-geführt, und im Moment, wo er erschossen zu werden meint, fällt die Binde, und Isabella steht vor ihm. So etwas müßte beklatscht werden. Auch könnte Crespo sammt seiner Familie in den Adelstand erhoben werden, damit sowohl das adelige, wie das bürgerliche Publicum befriedigt nach Hause ginge. — Was sagen Sie, Freund? — Ich glaube, ich würde einen guten Theaterdichter abgeben. — — — —

23.

---

**Reiseerinnerungen von Friedrich de la Motte Fouqué und Caroline de la Motte Fouqué, geb. von Briest. Zwei Theile. Dresden 1823.**

Unter Erinnerungen ist hier nicht das von der Reise durch einen Theil Sachsens und Böhmens selbst Aufgezeichnete allein zu verstehen; vielmehr wechseln die Aufsätze dieser Art mit Erzählungen und Gedichten ab und zeichnen sich auch an sich durch eine gefällige Veränderung in der Form aus, so daß das Ganze einen recht mannichfaltigen Kranz darbietet. Von jeder der darein geflochtenen Blumen den Glanz der Rose erwarten zu wollen, würde zu viel verlangt heißen. Die erste Darstellung: Perlen, eine idyllische Volkssage, von Fouqué, weiß schon durch die poetische Form der Octaven, welche dieser Dichter so kräftig und gewandt zu handhaben versteht, den Leser anzulocken. Er wird auch gewiß bekennen müssen, gar manches Treffliche in dem Gedichte gefunden zu haben. Die Fabel ist in kurzem folgende: Ein junger Mann, gebürtig aus der Schweiz, ist schon früher mit Ehren Soldat gewesen und seit gestern zu Perlen, einem sächsischen Dorfe, als Schäferknecht in Dienst gegangen, weil er in diesem Dorfe, während seines kriegerischen Lebens einst ein Mädchen sah, das ihm wohlgefiel, und auch an ihm Gefallen fand. Jetzt trifft er wieder mit der Geliebten zusammen. Alles geht nach Wunsche. Da fragt sie, warum er sich so verkleidet habe; und als sie vernimmt, daß es keine Verkleidung, sondern er wirklich Schäfer geworden ist, will sie nichts mehr von ihm wissen. Eben so zwei andre Mädchen, mit denen er früher, als Soldat auch, wie mit ihr, getanzt hatte. Von diesen verlangt er dieselbe Gunst jetzt wieder, allein sie verweigern ihm solche, weil er Schäferknecht geworden. Blos die Geliebte, vom eignen Herzen hingezogen zu ihm, scheint späterhin doch sich erweichen lassen zu wollen. Das verhindern die Andern aber durch die Frage:

„Willst du mit ihm verbannt und ehrlos werden?"

Das Vorurtheil herrschte nämlich noch, daß ein Schäferknecht ehrlos sey. Ueber dieses durch die Mädchen ihm grausam erläuterte Wort wird er wahnsinnig und ermordet sie alle drei. Er wird ergriffen, gesteht reuig sogleich die That und später, auf dem Wege zur Hinrichtung, bittet er nur noch, daß die unverdiente Schmach von dem Schäferstande genommen werde, was auch geschieht.

Ungeachtet des versöhnenden Schlusses, hat doch, nach unserer Ansicht, das Ganze viel Unerfreuliches behalten.

Durch Gutmüthigkeit und ein recht angenehmes Detail spricht dagegen das kleine niederländische Gemälde: Die Familie Blüher, ebenfalls von Fouqué, recht freundlich an.

Die Proben aus den Reiseerinnerungen von Frau von Fouqué können natürlich, schon der bekannten Gegenden und Gegenstände halber, nur selten viel Neues enthalten. Um so mehr überrascht dieses daher, wo es sich doch findet. Sehr interessant, wenn auch vielleicht nicht immer überzeugend, ist das über die Dresdener Gemäldegallerie und bei Gelegenheit der Mengsischen Gipsabgüsse Gesagte. Manches über die eigene Bildung der geehrten Verfasserin zur Empfänglichkeit für die dortigen Kunstschätze kann, außer dem sehr Anziehenden, auch an mehreren Stellen als lehrreich gerühmt werden. Im Allgemeinen enthalten diese Proben gefühlvolle und scharfsinnige Bemerkungen und Ansichten, auch mehrere glückliche Naturschilderungen. Fouqué hat ihnen einzelne Gedichte gelegentlich eingestreut, welche sie zum Theil durch gleich dazu passende bildliche Darstellungen ausschmücken.

Der zweite Theil beginnt mit der Fortsetzung der Erinnerungsproben. Besonders rührend und im auffallenden Contraste mit den „geistlichen Herren" zu Ossegg in Böhmen, hat die gefühlvolle Verfasserin das Kloster der so wohlthätig wirkenden Elisabethinerinnen in Prag dargestellt.

Was nun noch unter den Ueberschriften: Prag. Lieder in böhmischen Maßen — die Bruchschützen aus Chemnitz, — Altenburg, Elegien von Messerschmidt — Theaterbemerkungen, folgt, ist Alles von Fouqué selbst.

Die böhmischen Lieder scheinen uns nicht zu den gelungensten des Dichters zu gehören. Die Bruchschützen, ein aus längstvergangener Zeit stammender sehr ehrenwerther Verein, sind von dem so glücklichen Darsteller alter Zeit und Sitte nicht ohne beherzigenswerthe Nutzanwendung zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Aus den Elegien haucht ein gefühlvoller, wohlwollender Sinn, der auch in den Theaterbemerkungen, — die aber freilich keine sinnreiche Ausbeute gewähren — wie überhaupt in dem ganzen Buche sich wiederfindet und die Herzen der Leser und Leserinnen fast allenthalben freundlich anregen wird. —

30.

---

**Bildungsanstalten in Portugal.**

Man zählt jetzt in diesem Lande 873 Schulen, in 266 derselben wird, außer dem Elementarunterrichte, die lateinische, und in 21 die griechische Sprache gelehrt. In 27 unterrichtet man auch in der Philosophie und dergl. Die Universität Coimbra zählt im Durchschnitt 12—1600 Studirende. Für die Marine und Handelswissenschaft ist eine Akademie in Porto, welche 1820 315 Studirende hatte, und eine eben so stark besuchte in Lissabon. In dieser Residenz gibt es auch noch mehrere Collegien für den jungen Adel, für arabische Sprache, Zeichnen-, Maler-, Bau-, Bildhauerkunst; ein Institut für die Musik, und eine Militairschule, nach der Bell-Lankasterschen Methode, die 1818 2518 Kinder zählte. Die königliche Akademie der Wissenschaften in Lissabon gibt von Zeit zu Zeit gehaltreiche Abhandlungen heraus, und mehrere Vereine von Gelehrten haben sich seit den letzten zwei Jahren gebildet. Indessen liegt der Buchhandel in diesem Lande noch ganz darnieder. Ein englisches Blatt versichert, daß von 1805 bis 1819 jährlich im Durchschnitte nur — kaum glaublich im schreibelustigen Deutschland! — vier und neunzig Bücher herausgekommen sind. Und welche mögen dies zum größten Theile gewesen seyn? Jetzt wird sich dies bei der freigewordenen Presse, wird sie nicht wieder gefesselt, bald anders gestalten. Schon hat sich in den letzten zwei Jahren die angeführte Zahl verdreifacht, und Zeitungen, Zeitschriften sind in gleicher Art mannichfacher, häufiger geworden.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 167.

19. Juli 1823.

## Die Kunstausstellungen.

Bei dem Durchwandern der mit mehrern hundert, zum Theil nur sogenannten Kunstwerken angefüllten Säle der vorjährigen Ausstellungen in Dresden und Berlin habe ich mir wiederholt die Frage aufgeworfen: — wozu dient diese — eitle Parade?

Diese Gattung von Ausstellung ist nicht ältern Ursprungs, als die Kunstakademien, welche gestiftet wurden, um die sinkende Kunst vor völligem Verfall zu bewahren, und es scheint, daß eine der andern bedarf. Aber haben beide die Kunst gerettet? — Nein! Sie hielten nur fest, was lange für Kunst galt, ein Gerippe von Regeln, die freilich, gleich Pinsel und Meißel, dazu dienen, ein Kunstwerk zu erschaffen, aber allein niemals ein solches hervorzubringen vermögen, so wenig, als es möglich ist, ohne die angeborene Himmelsgabe ein Künstler zu werden. Was diese Benennung erwirbt, ist eine unsichtbare Kraft, welche sich im Menschen offenbart, aber nicht äußerlich errungen werden kann. Sie ist da, wie das ganze Wunder des Lebens, und kann, wie dieses, nicht in erkennbare Begriffe zergliedert werden. Viel läßt sich zwar durch Fleiß und Ausdauer erreichen; die Mechanik stellt Dinge auf, welche als Wunder des Verstandes gelten können, aber dazu ist das Prometheische Vermögen nicht vonnöthen, durch welches der Mensch Bilder nach seinem Bilde hervorbringt, oft in noch veredeltern Formen, in denen wir ein Abbild des Geistes ahnen und sehen, den unser Geist selbst nur geistig wahrzunehmen im Stande ist. Es gibt zwar und hat zu allen Zeiten mechanische Künstler gegeben, welche in der That Künstler waren, aber in ihren Werken offenbarte sich, oft ihnen selbst unbewußt, jene geistige Kraft; wo sie ist, da muß sie lebendig schaffend wirken, gleichviel ob in Farbe, Ton, Erz, Stein — in jeglichem Stoffe — ja im Leben selbst; denn es kann auch Lebenskünstler geben, welche unsre Spanne Zeit in einem edlern Sinne erfassen und verwenden; nur in der Erscheinung, welche sie zur Anschauung bringt, behauptet sie eine mannichfache Verschiedenheit.

Wenn nun die Erfahrung gegen den Erfolg aller Kunstakademien und Ausstellungen, selbst der oft damit verbunden gewesenen künstlerischen Preisbewerbungen, Zeugniß ablegt, so ist damit nicht gesagt, daß Ausstellungen der Werke ihrer eigenen Meister in den Werkstätten der Kunst nicht vortheilhaft seyn können. Solches berichtet uns auch das Alterthum. So wars in der Blüthenzeit der Kunst, und es regt sich schon hin und wieder der Wunsch, diese alte, gute Sitte zu erwecken. Gewiß, der Künstler schafft nicht für sich allein, sondern für Mit- und Nachwelt. Beide müssen auf ihn wirken, die erste durch Urtheil in Liebe und Haß, in Lob und Tadel, die andere durch die Kränze des Ruhmes, mit welchen sie weit glänzend wirkt.

Verdient aber das allgemeine Urtheil Achtung, so muß man es auch so achten, daß man ihm nur beurtheilenswerthe Dinge vorlegt; wenn man es erniedrigt, das Auge ermüdet durch ganze Wände, bedeckt mit Schüler-Arbeit — gleichviel ob von der Hand eines Professors — (ein Professor ist darum noch kein Meister) oder eines Lehrlings, dann ist seine Unbefangenheit gestört; und wie jedes Urtheil gleichsam ein Spiegel seyn soll, der das Kunstwerk im wahren Gesichtspunct auffaßt und zurückstrahlt, so daß wir seine Schönheiten und seine Mängel nothwendig erkennen müssen, hört es auf, ein solcher zu seyn, wenn unkünstlerische Gegenstände mit Anmaßung sich als Kunstwerke vor ihn stellen und ihn erblinden machen.

Die Ausstellungen haben noch nichts Unsterbliches bewirkt. Sie können es auch aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie nur durch angeregten Wetteifer, aufs Edelste gesprochen, durch den Ehrgeiz wirken sollen. Aber beide erzeugen keine Kunstwerke. Der Wetteifer dient nur dem Mechanischen, er versucht sich höchstens in abstracten Combinationen in allem, was der Verstand zu erringen vermag; der Ehrgeiz erweckt nur geräuschvolle Thaten. Die Kunst dagegen gedeiht blos im Stillen durch Liebe und Demuth; kein Treibhaus kann sie fördern, sie gehorcht nicht dem Commandowort, und darum haben alle Große und Mächtige der Erde um ihre Kränze gebuhlt und werden durch alle Zeiten nach ihnen ringen, weil durch sie allein göttliche Strahlen der Unsterblichkeit in die Hände der Menschen gelegt werden. Es gibt auf Erden ohne Kunst kein Mittel, irgend etwas der Vergessenheit und Vernichtung zu entreißen. Darum ist es auch die

roheste, schmähligste, verabscheuungswürdigste aller Tyranneien, welche Kunstwerke zerstört, und die Kunst nicht im Menschen, in dem Gefäß pflegt, durch welches sie der Himmel uns verliehen hat. Die Kunst muß nach Brot gehen — ist eine schlimme Anklage der Zeit; aber weil hienieden jedes sein Entgegengesetztes hat, so wird auch, wenn man die Kunst auf zu üppigen Boden verpflanzt, eben durch diesen eine solche Menge Unkraut erzeugt, daß es die edlen Keime erstickt. Es drängen sich zu ihren, Unsterblichkeit verheißenden Tempeln Unzählige unberufen, und eben weil sie, unverschämt und alles umher unterdrückend, sich Bahn machen, erjagen sie zwar nur einen irdischen Schein jener Verheißung, aber sie zertreten die Kraft, welche das Höchste hätte erringen können. Auf solche Weise werden die Säle der Ausstellungen gefüllt, und so wirken sie feindlich gegen die Kunst selbst.

Aber noch mehr. Sie vergiften im ersten jugendlichen Keime schon das göttliche Vermögen durch das Erwecken der Eitelkeit, und mit Eitelkeit gedeiht keine Kunst. Wenn einmal Akademien sind, wo Schüler in Classen theoretisch unterrichtet werden, statt wie ehedem praktisch in den Werkstätten der Meister — nun so bleibe Zeugniß für Fleiß oder Versäumniß in den Schranken der Schule, und gelange höchstens vor das Auge der Aeltern, Verwandten und Beschützer. Bringt man denn auf gelehrten Schulen oder Universitäten Arbeiten der Lernenden — und wären sie noch so trefflich, zur öffentlichen Beurtheilung? Das Höchste, was ein Schüler auf Kunstschulen erlernt, ist, gut zeichnen. Ist er nicht verführt, recht viel von sich zu halten, wenn ihm dies nicht allein vom Lehrer gesagt, sondern sogar seine Zeichnung, ihres Verdienstes wegen, zu allgemeiner Beschauung ausgestellt wird? — Und was ist er als guter Zeichner? — Eben nicht mehr, als ein guter Rechner, und ein guter Rechner ist noch lange kein Mathematiker. Nein! weder Liebe, noch Demuth, die Erzeugerinnen der Kunst, werden durch Ausstellungen befördert, sondern vielmehr unterdrückt, und schon darum sollten sie nicht seyn.

Oder dienen Ausstellungen nur zur äußern Ostentation der Mächtigen, welche sie veranlassen? Will man blos damit sich brüsten können, damit es heiße, so viel ist für die Kunst geschehen? Will man sich begnügen und so viel darauf verwenden, um nichts zu erlangen, als den Schein eines hohen Gutes? Für die meisten zwar ist nicht mehr nöthig — aber wie, wenn man das Treffliche und Beste für gleichen Preis und vielleicht für geringern erlangen könnte, ist es nicht vortheilhafter, das Original statt der schlechten Copie zu nehmen? Und ist es denn möglich, den Schein irgend einer Sache zu fesseln, wenn sie selbst verloren ginge? Wahrlich — man muß es ernst und wahr mit der Kunst meinen, wenn man überhaupt von ihr Werke erwarten will.

Indessen haben die Ausstellungen noch mehrere Nachtheile. Zu einer Zeit, wo, nachdem Jahrhunderte die Kunst im Sinken blieb — dies erkannt zu haben, verbürgt uns erst das Besserwerden — gelind gesagt, im Allgemeinen gar kein wirklicher Kunstgeschmack existirt, oft ein völlig verdorbener — sollen da die Ausstellungen den Sinn für das Wahre wecken und veredeln? — oder werden sie nicht vielmehr, indem sie den Geschmack bilden wollen, ihn völlig ausrotten? Wie viel Kunstwerke, die es wirklich sind, werden denn unter ihren Hunderten von Gegenständen gefunden? Wird nicht schon ein Kennerauge nöthig seyn, um unter so viel Rauschgold das wenige echte zu kennen? Wie viel glänzende, in lebhaften Farben grell auf Effect gemalte Bilder werden die Blicke auf sich ziehen und das bescheidene Werk durch ihre Nähe unterdrücken und übersehen machen? So ist es wirklich; jedes Kunstwerk ist aber eine kleine Welt für sich, es will nur aus dem rechten Standpunct mit ungetheiltem Blicke in völligem Licht gesehen seyn. Lauter Dinge, die auf solchen Ausstellungen unmöglich sind. Ueberdem ist in unsern Tagen alles durch Effecte verwöhnt, man sucht sie hervorzubringen, man wünscht von ihnen überrascht zu werden; das seinen stillen Weg ohne Anspruch gehende Verdienst macht kein Glück. Ausstellungen, wenn sie nützen sollen, setzen einen allgemein herrschenden, richtigen Kunstgeschmack, ein belehrendes, fähiges Urtheil schon voraus. Beides ist an Orten, die keine Kunstgeschichte haben, nicht zu finden. Und wo diese ist, wo Sammlungen alter Meisterwerke ein richtiges Kunstgefühl früh hätten bilden und von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen müssen, ist es meist auch nicht; wie sollte es auch? — Wenn große Gallerien das Höchste und Würdigste mit dem Unwürdigsten gleich zu ehren scheinen? — Wenn sie Schüler und Meister, wie Zeiten, bunt vermengen, und oft nur Größe der Bilder oder Rahmen die Ordnung der Aufstellung lenken? — Wenn ganz ernsthaft von anerkannt kritischen Autoritäten verschiedener Länder und Geschlechter die ausgeartetsten Nachtreter der Carraccischen Schule eben so gut, als Meisterwerke gepriesen werden, wie es nur bei einem Raphael möglich ist? Wenn alle unsterbliche Werke vor Raphael als kindische Versuche gestempelt werden — wenn man über einen Carlo Dolce in süßes Entzücken geräth und den ihm im Platz benachbarten Leonardo da Vinci übersieht oder vielleicht verwirft, darf man da an Kunstsinn im Allgemeinen glauben und ihn nur voraussetzen? Nein! wie das schaffende Kunstvermögen nur eine, selten im Menschen offenbare Kraft Gottes ist, so ist auch der tiefere Sinn, es zu erkennen, das künstlerische Auge — denn wie Gehör nöthig, um Musik zu verstehen, so ist es das Gesicht, um ein Bild aufzufassen — nur Wenigen verliehen. Ein dunkles Gefühl für Kunst geht zwar durch alle Menschen, und es sprach sich in dem unverbildeten Zustande der alten Völker am reinsten aus. Aber wie viele herrliche und rührende Naturanlagen des Menschen gehen nicht durch die Cultur unserer Erziehung zu Grunde? Zu diesen ist ohne Zweifel jenes zarte Kunstgefühl zu zählen, welches

Digitized by Google

aus unbewußtem Triebe das Rechte zu erkennen und zu lieben vermag. Jetzt ist der Aftergeschmack so herrschend — denn selbst die, welche gar keinen Sinn für Kunst haben, sich oft mit Haß gegen sie wenden, wollen doch über sie nicht absprechen — daß man dem allgemeinen Urtheil zuvörderst alle Gegenstände entziehen müßte, welche es in Thätigkeit setzen könnte, damit es nur wieder zu einem Naturgefühl, welches wohl im Einzelnen, aber nie durchaus vertilgt werden kann, zurückkehre; von dem sich erst wieder etwas hoffen läßt, wenn ihm dann wieder Gegenstände der Kunst auf einfache, aller Eitelkeit entfernte Weise vor Augen gestellt werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Abendunterhaltungen.

### VI.

(Nr. V siehe in Nr. 158.)

Ich dächte, sprach Raphael, als die Novellen von Franz Maria Nell (Wien, Tendler und Manstein) gelesen waren, der Verfasser gäbe uns durch sein Buch Ursache zur Zufriedenheit mit ihm. Tadelfrei ist nichts unter der Sonne, aber nur ein Spleensüchtiger wird sich nicht mit Dichtungen begnügen, bei denen das Mißgefällige von dem Gefälligen, so wie hier geschieht, überwogen wird.

Amtmann. Im Ganzen mögen Sie Recht haben, aber im Einzelnen gibts doch Vieles auszusetzen. Gleich in der ersten Novelle: das Bild der Braut, oder die Büßenden, kommen mir starke Zweifel gegen die Wahrscheinlichkeit vor. Ein so erfahrner Rechtsgelehrter, für den wir den florentinischen Oberrichter zu halten befugt sind, wird aus seiner Praxis gewiß erfahren haben, daß der Schein trügerisch sey, und also nicht so ohne Untersuchung die Ehegattin bestrafen, ehe er nur einmal über sie gerichtet. Ja, wenn Hr. Nello ein junger Brausewind, oder ein wüthender, oder heimtückischer Mann wäre, dann ließe sich seine Verfahrungsweise construiren; aber eine solche Respectsperson, die ihre richterliche Gravität stets behauptet, besonnen und von hellem Verstande ist, die wirft den vermeinten Liebhaber der Frau nicht sogleich in die Eisgrube, und verurtheilt sich und die Ehegenossin zu dem langsamen Tode in der Giftluft der Maremma. Major. Daß Menschen, deren Kälte dem Scheine nach unerschütterlich ist, die gefährlichsten sind, wenn ihre Leidenschaften erwachen, ist allbekannt. Indem sie ihnen wehren, sich zu ergießen, drängen sie sie gewaltsam in sich selbst zurück, und so müssen sie, ich möchte sagen, nach mechanischen Gesetzen zu einer Kraft erstarken, die das Gefäß, das sie einschließt, und alles in dessen Nähe zerschmettert. Solch ein gefährlicher kalter Brand, wie dieser Nello ist, den die Leidenschaft doch sicherlich insoweit der Besinnung beraubt, um genauer nachzuforschen, wird den furchtbarsten Verdacht tiefer und tiefer in sich wurzeln, und die Untreue der Gattin nicht länger bezweifeln lassen. Eine gewisse Grandezza begleitet ihn bei alledem, auch dann, als er aus dem unpartheiischen Richter sich in den blind verdammenden Despoten umsetzt. — Roderich. Und daß er nicht allein Gattin und Nebenbuhler verderben, daß er mit untergehen will, hat bei aller Härte etwas Großartiges. Pfarrer. Noch großartiger dünkt mir die, der Novelle zum Grund liegende Idee, der das verletzte Maß so streng rächenden Nemesis. Sie ist mehr im antiken Sinn aufgefaßt, als unabwendbares Schicksal, eine gerechte, aber nicht zu sühnende Göttin, keine liebevolle Versehung. Unschuldige büßen den Frevel der Schuldigen, blos weil sie ohne eignes Hinzuthun mit hinein verwickelt werden. Nicht nur die böse Anstifterei des Unheils, die aus Halbwahrheiten und Lüge das ränkevolle Gespinnst zusammendrehte, auch die nicht schuldlosen, der zügellose Angelo, der harte Nello und die unschuldige Pia gehen unter. Wie wäre bei einem solchen Stoff an Befriedigung zu denken! — Ueberhaupt vermissen wir diesen noch an etlichen Novellen der Sammlung; einigermaßen entschädigt der Vorzug dafür, daß keine ohne Grundidee ist, ganz gegen Brauch und Sitte der meisten Novellendichter, die da unterhalten wollen, nichts weiter.

Lydia. Es war nöthig, daß die Grundidee der zweiten Geschichte: der Schach im Bade, oder die Verhüllten, zuletzt ausgesprochen wurde; lesen Sie den Schluß noch einmal. Raphael. Mancher unter uns geräth durch träumerisches, unklares Erfassen der Welt und ihrer Gaben an den mit Verzweiflung drohenden Abgrund des Lebensüberdrusses. Die Wirklichkeit überredet ihn leicht, sein besserer Theil sey im Drange der neckenden Widersprüche des irdischen Daseyns mit den Anforderungen des Gottesfunkens in unsrer Brust völlig von ihm gewichen. Lydia. Es war nöthig, mein' ich, dies zu thun; denn es flimmert in der Erzählung so bunt um einen her, daß man glaubt, vor einem in den brennendsten Farben leuchtenden, chemischen Feuerwerk zu stehen, bei dem man wohl ahnet, daß die Farben nicht willkürlich in einander spielen, daß sie einer Zeichnung, einem Plan sich fügten; aber das Getriebe kreiset zu rasch herum, als daß eine deutliche Vorstellung des Plans der Formen möglich wäre.

Besser befriedigt, entgegnete Raphael, der Abelit, oder die Getäuschten. Seraphin, der in thörichter Verblendung sich gegen die Liebe sträubt, und dennoch sich von ihr berauschen läßt, fällt freilich nicht von der himmlischen, nein von der mit Schauspielerkünsten aufgeputzten Leidenschaft ab, die sich für reine, göttliche Liebe ausgeben möchte; er ist schon dieses Irrthums wegen dem Wahnsinn verfallen und gesundet nie völlig. Seine Andacht, sein Glaube und seine Schwärmerei sind nicht rechter Art, sie lullen ihn blos ein, die durch eine oberflächliche Buße nicht ertödteten Triebe schlummern nur, ihr Erwachen ist entsetzlich, er ermordet aus Versehen in einem Ausbruch roher Eifersucht die, ihn kindlich liebende Cäcilie; sein Verstand wird zerrüttet, aber noch im Sterben wird ihm das volle Bewußtseyn, der Glaube und der wahre Begriff der Liebe, und so scheidet er, ohne Mißlaut, in harmonischen Molltönen von uns. Cäciliens Tod, der sie früher befähigt, ein Engel unter den Engeln zu seyn, kann nur zur Freude, nicht zur Klage auffordern; und auch Johanna, die in thätiger Liebe, als barmherzige Schwester, Beruhigung ihres gekränkten Herzens findet, darf uns nicht bekümmern. Sie, über Selbsttäuschung erhaben, verirrt sich nicht in selbstisches Hinbrüten, sie verliert nur des Lebens Wonnen, nicht dessen Zweck; nur die beglückte Liebe wird ihr nie, aber ihr bleibt die aufopfernde, beglückende.

Der Meister ohne Namen, fiel Otto ein, versteht sich desto schlechter auf den Zweck des Lebens; wahrhaftig, über den muß man sich ärgern! Darf der Göttersohn an sich verzweifeln, wenn ihn, den Genius, scheeler Neid, maulwurfsäugige Philisterei begeifern, armselige Vorurtheile sich gegen ihn auflehnen? Was kann's ihn betrüben, wenn vornehmer und niederer Pöbel ihn, als Mensch, Künstler und Krieger gleich ausgezeichnet, nicht anerkennt, weil er kein Ebenbürtiger, weil er ein Findelkind ist? Achtet auch der Adler, der sich zur Sonne schwingt, des Geschmeißes unter sich,

Digitized by Google

das ihm nachkrazt und schwirrt, und wer weiß, wie zweideutig über ihn summt? Franzesco. In die Etsch hätte sich Gianno nicht stürzen dürfen. Wie konnte die Angst, daß sein Bauwerk nicht das erfüllen würde, was er davon versprochen, ihn so entmuthigen! Was er vermochte, mußte er wissen, wenigstens ahnen. Und sollte ihn nicht der Gedanke an Chlorinden aufrecht erhalten? Sie miskannte ihn nicht. Er durfte es wagen, sich ihr zu entdecken. Geheimerath. Nach des Verfassers eignen Worten gab der Anblick der herrlichen Brücke in Verona, die nach 500 Jahren troz der überkühnen Spannung unerschütterlich fest steht, die Veranlassung zur Geschichte; der Baumeister des Riesenwerks war namenlos; der Umstand legte sogleich einigen Zwang auf, welche Rücksicht auch unser Urtheil mildern sollte. Raphael. Aber dennoch uns die Wahrhaftigkeit des Satzes recht einschärfen sollte, daß der Genius, mit der Natur in ewigem Bunde, nie an sich und an ihr verzweifeln müsse.

Lydia. Den Genius dürfen wir Frauen nur aus bescheidner Ferne bewundern; also enthalte ich mich jedes Urtheils über den Namenlosen; dagegen glaub' ich über das Gottesgericht, oder die Entsagenden, mir eher ein Wörtchen erlauben zu können. Die christliche Entsagung, die hier so innig und ins Herz dringend ausgesprochen wurde, ist recht eigentlich eine weibliche Tugend.

Hildegard. Wie heldenmüthig, wie himmlisch strahlt Christine in ihrer Entsagungsglorie. Das Pergament des Papstes löst das Verbot, sich mit dem zu nah verwandten Geliebten zu vermählen, und doch überwindet sie ihr Herz, um nicht die Gebote der Kirche zu übertreten. Wolfgang. Es ist bei alledem eine zu weit getriebne Bedenklichkeit. Der heilige Vater konnte ihr hinlängliche Autorität seyn. Liebte sie ihren Heinrich so recht aus Herzensgrund, was gilt die Wette, sie legte sich nicht aufs Spintisiren, hielte sich an den Freibrief und heirathete frisch darauf los. Lydia. Hierbei möchte ich Sie an die herrliche Rede der Prinzessin im Tasso erinnern; es gibt keine Männer, die ein weibliches Herz zu schätzen wissen! — Christinens zarte Scheu, den Satzungen der Kirche zu widerstreben, vergönnt ihr nicht, die Begünstigung des Papstes anzunehmen; sie empfindet, ja es steht klar vor ihrer Seele, daß, was ihr einmal Sünde däuchte, es ihr für immer bleiben wird, und daß selbst in Heinrichs Besitz fruchtlose Reue sie tödten wird. Nicht ihre Liebe opferte sie durch ihre Bedenklichkeit, nur ihr Liebesglück; ja, eben im Entbehren flammt ihre Liebe am meisten. Rosalie. Heinrichs Trauerzeit und seine Treue ist von kurzem Bestand; wie er so inbrünstig sich sehnte und von einem stillbeschaulichen Leben sprach, glaubt' ich, er werde nimmermehr ein irdisches Weib wieder minnen und schnurstracks in ein Kloster gehen, und siehe da, plötzlich, an einem schönen Tag, verliebt er sich aufs Gründlichste in die französische Königstochter. Major. Nicht Dir, vielleicht Keinen von uns gebührt über dies schnelle Entzücken ein Urtheil, indem, nach des Verfassers Versicherung, nur denen es gestattet ist, nur die solch eine zweite Liebe begreifen, „die unter der zermalmenden Last hoffnungsloser, erster Liebe seufzten.“ — Und wenn Du männlichen Wankelmuth so arg in die Presse nimmst, was sagst Du zu dem weiblichen der Prinzeß Caroline? Rosalie. Schweig mir mit dem Namen! War denn der zu den Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen in Oesterreich, neben den Juttas, Adelheids, den Agnesen, u. d. gl. gewöhnlich? Er stört mit seinem modernen Klang jede Täuschung.

Major. Meinetwegen nenne sie nur die Prinzessin, und beantworte meine Frage. Rosalie. Das könntest Du selbst; Du weißt so gut, wie ich, daß die Prinzessinnen noch weniger, als die übrigen Töchter Evens, so unabhängig, wie die gewaltigen Herren der Schöpfung sind. Wer weiß denn, welche Staatsverhältnisse sie in den Ehebund zwangen! Und wo steht denn geschrieben, daß sie den Grafen von Toulouse liebte? Raphael. Ueberrascht uns Heinrichs zweite Liebe, mindert sie vielleicht unsre Achtung für ihn, so gewinnt er diese durch sein ritterliches und edelmüthiges Betragen gegen die Prinzessin doppelt wieder. Er hat muthig mit dem Löwen gekämpft, rein ist der Ruf seiner Dame, die Lilie von Frankreich, aber er lehnt den köstlichen Lohn ab, er entsagt ihrer Hand, fortan Gott allein zu dienen. Abeillard's Trostgründe, die ihn aufrichteten, im Glauben befestigten, bewogen ihn auch zu dem Gelübde, der Welt, der Liebe zu entsagen, wenn durch ihn seiner Dame Unschuld in der allgemeinen Meinung wieder hergestellt werde. Aber auch ohne dies zu geloben, würde sein, überaus verfeinerter Begriff der Ehre es ihm nicht gestattet haben, der Prinzessin Gemahl zu werden, haftete doch ein Makel der Schuld auf ihn, der, wie Christine ihn belehrte, der Seele Tod ist, und wenn ihn auch die Welt schonend bedeckte. Für mich ist diese Erzählung die Krone der Sammlung.

Major. Die Charaktere sind edler, die Begebenheiten anziehender, als in dem Brautpaar, oder dem Trotzenden; aber an lebendigem Auffassen seltsamer Eigenthümlichkeiten, von denen seltsame Ereignisse ausgehen, an tiefsinnigem Ergründen psychologischer Räthsel, kann es kecklich diese Novelle mit der vorhergehenden aufnehmen. Otto. Und dabei führt sie ihren zweiten Namen gleichsam wie ein redendes Wappen; denn eigentlich will ein Jedes ertrotzen, was ihm nicht natürlich ist, und aus der Unnatur kommt all das Elend her. Major. Ja, ja, die Nutzanwendung spricht sich recht deutlich aus: Wolle nicht anders seyn, als du seyn kannst, und verlange nicht das, was dir versagt seyn muß. Geheimerath. Einige neugeschaffne Ausdrücke sind mir in den Novellen als fremd und erkünstelt aufgefallen; so erwähne ich nur das, als activen Zeitworts ungebräuchlichen schulden, und überwachen, statt bewachen, um so befremdlicher, als überwachen schon eine ganz verschiedene Bedeutung hat, und bewachen den hier beabsichtigten Begriff vollkommen ausdrückt. Pfarrer. Die kleinen Makel werden den Werth des Ganzen nur unbedeutend schmälern; der Haupteindruck ist ein erfreulicher, aus dem der Wunsch hervorgeht, daß dieser neu aufgetretne Schriftsteller in seinem Streben, seinem Eifer und Fleiß nicht erkalte und sein Name öfterer auf den Titeln zu lesen sey. Nicht wahr meine Freunde, Sie sind mit mir darüber einverstanden? Alle. Ja, ja. 82.

---

## Eine Beobachtung von Scoresby.

In seiner Reise nach Grönland und Spitzbergen 1822 erzählt Scoresby, wie das Schiff eine Wasserfläche durchschnitten habe, die wie mit Schwefelblumen bestreut schien. Er ließ etwas Wasser der Art heraufbringen und bei der Untersuchung durch's Mikroskop fand er eine unzählige Menge Thierchen, die zum größten Theile sehr wenig Beweglichkeit verriethen. Andre dagegen, etwa ein Fünftel des Ganzen, waren in steter Bewegung. Sie legten indessen bei aller Anstrengung in einer Secunde doch nur den 180sten Theil eines Zolles zurück. Manche durchschnitten den Raum eines Zolles in drei Minuten. Sie würden also, um eine Seemeile zu durchlaufen, 151 Tage brauchen. Vom großen Condor läßt sich annehmen, daß er um die Erde in der Linie des Aequators in einer Woche fliegen könnte. So ein Thierchen bedürfte dazu achttausend neunhundert und fünf und dreißig Jahre!"

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 168.

21. Juli 1823.

## Göthe als deutscher Schriftsteller.

Es gibt Bücher — von denen der sodatischen Gattung soll hier gar nicht die Rede seyn, — welche zu lesen oder gelesen zu haben ein rechtsinniger Mensch sich zu schämen Ursache hätte. Wer aber eine Zeit lang dem Amt des Recensirens sich hingegeben hat, von dem weiß man wohl, daß er Manches an sich kommen lassen muß, von dem er sonst nur mit Misbehagen sich wegwenden würde. Dieses letztere Gefühl erregte gleich anfänglich in mir das Durchblättern einer vor kurzem in Braunschweig erschienenen Schrift: „Göthe als Mensch und Schriftsteller," deren hier nicht weiter zu berührender größerer Theil eine Uebersetzung der im Edinburgh Review vor acht Jahren gestandenen Anzeige der drei ersten Bände von Göthe's „Aus meinem Leben" enthält; die einzelnen beigefügten Noten geben hier und da eben jenen pöbelhaft-gemeinen Geist kund, der sich durchgängig in der Einleitung uns darstellt, deren größeren Theil der Abdruck einer spaßhaften juridischen Dissertation (de eo, quod justum est circa pulices Francof. 1768) füllt, die hier mit offenbarer Lüge als eine von Göthe verfaßte Jugendschrift eingeschwärzt wird. Im Text S. 54 erwähnt, erscheint nämlich das „opus aureum *nostrum*, cui titulus, Werthers Leiden," wo doch der Auftischer sich an hundert Orten hätte belehren können, daß Werther's Leiden zuerst 1774 erschienen, wie denn Göthe 1768 an dieses Werk noch gar nicht einmal denken konnte. Es wäre mir ein Leichtes, darzuthun, daß dieses scurrile Schriftchen, zum Gespött der Legion von Dissertationen de eo, quod justum est circa — von irgend einem eleganten juristischen Professor verfaßt, nicht von Göthe herrühren könne; es ist aber nicht die mindeste Ursache da, einen solchen Beweis für oder gegen den Dichter zu führen; sey es daher für uns genug, daß die Schändlichkeit jener Einschwärzung sich dem Verständigen schon durch ihre eigenen Worte zu erkennen gibt: „Diese Schrift — auf der K. Bibliothek zu Paris gefunden! — ist eine der größten literarischen Seltenheiten in der Welt. Wie man versichert, besitzt sie Göthe selbst nicht mehr, ja er soll sich gar nicht einmal mehr erinnern, sie jemals verfertigt zu haben." —

Auf die rohen Aeußerungen dieses Krittlers über den Werth der Götheschen Schriften mögen wir nicht ein Wort erwidern; wer auf eine so gemeine, elende Weise einen durchaus edlen und unschuldigen Ausdruck des Dichters zu besudeln fähig ist, wie hier S. 133 geschehen ist — „so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen", — der ist aller weiteren Einrede der ästhetischen Kritik durchaus unwürdig. Aber der Verf. betritt außerdem auch ein positives Feld, indem er, viele Seiten durch, die Götheschen Denkwürdigkeiten, als durch deutsche Sprachfehler aller Art entstellt, verunglimpft. Zu solchen Ausstellungen könnte Jemand ohne allen poetischen Sinn wohl auch berechtigt seyn, falls er sonst sich als tüchtigen Sprachkundigen zu bewähren vermag. Hiervon finden wir nun in gegenwärtigem Falle nicht eine entscheidende Spur; da es indessen das Ansehen hat, daß noch mehrere andre deutsche Leser in Manchem mit jenem Sprachkritikus gleicher Meinung seyn dürften, so können wir allerdings ein paar Worte zur Prüfung jener Urtheile beifügen. Unser Jahrzehend zeigt uns so schon mehrere so geartete Kritik-Proben; ein Hr. Span, in poetischem Schüler-Eifer, bemüht sich, Göthe's lyrische Gedichte, die er zum Theil gar nicht versteht, umzuschneidern; ein Hr. von Spaun misbraucht seine Zuchtruthe, Göthen wegen einzelner Ausdrücke und Metaphern zu schulmeistern; lassen wir sehen, ob dem neuesten Sprachkritikus, dem „Friedr. Glover," mehr zu glauben sey als den Hrn. Span und Spaun. —

Zuerst hält dieser in lateinischen Sprüchlein befangene Sachwalter sich auf bei „den vielen gemeinen, pöbelhaften Ausdrücken" in jenen Theilen der Götheschen Geständnisse. Die Verwunderung aller Leser, die diese Bände gelesen, wird hier wohl die beste Antwort seyn; jener meint vermuthlich, Ausdrücke, wie „Schläge und Püffe, ein täppischer Mensch" rc., taugten dort nicht hin, weil sie in einer Tragödie oder akademischen Rede nicht an ihrem Platze seyn würden. Sodann ist von „Nachlässigkeiten im Styl" die Rede. Was sind das aber für armselige Ausstellungen, wenn statt „mein Zorn verkühlte sich, ich nahm mir ein Herz" dieser verspätete Prosaiker verbessern will: — „kühlte sich ab; ich war

so beherzt!" Ein andermal, bei der Stelle „ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt," hütet er sich wohl, diesen bündigen Ausdruck — freilich ist es ein Gallicismus — durch Umschreibung zu verwässern. — „Je mehr er sich in sich selbst concentrirte, je (desto) unwohler (!) mußte es ihm werden." Der Krittler kennt also das Vorbild in echt deutschen Redeweisen, wie: je größer Schelm, je besser Glück rc., nicht einmal. Das neue, nun allübliche Wort „unwohl" muß ihm so unbekannt geblieben seyn wie dem sel. Adelung. Die Unterscheidung zwischen Worte und Wörter ist keine entschiedene Regel; letztere liebt der Wohlklang überhaupt nicht. — Nun kömmt es an eine Schaustellung nur zum Theil von Göthe neu gebildeter, „der deutschen Sprache unnöthiger Weise aufgedrungener" Wörter, die jenem tadelnswerth scheinen, ohne daß er im Stande wäre, die falsche Bildungsform eines einzigen nachzuweisen, wie eine solche Prüfung etwa dem Scharfsinn und den Kenntnissen eines Radlof sich eignen würde. Hätte jener wirklich alle neue Wortbildungen aus den genannten Bänden in sein Alphabet eingereiht, so würde das gerade eine Ehrentafel für Göthe geworden seyn. Denn was ist ein einziger mir oder meinem Nachbar unbekannter Provincialism, „da ich mich wo nicht krank, doch unmustern fühlte," oder eine unklar gebildete Form, wie das bei Göthe vorkommende Adjectiv „behäbig" gegen die große Reihe andrer, zur Verschönerung und Bereicherung unsrer Sprache von ihm gebildeter oder nur eingeführter Wörter? Es klingt lächerlich, wenn es heißt: „das Recht, welches Göthe in diesem Stücke zu haben glaubt, dürfte jeder andere Schriftsteller eben so gut ansprechen, u. s. w. — unstreitig, wenn ihm der gewohnte Umfang zu enge wird und die Verschattung (Nüancirung) des Begriffs oder der Empfindung, da wo es gilt, nicht darbietet; es kömmt nur darauf an, ob er gesunde Kinder, oder Misgeburten, die augenblicklich sterben, zur Welt bringt. Ich führe in dieser Beziehung die treffenden Worte eines Unbekannten an, um 1776, als Nicolai an den neuen deutschen Wortbildungen in Lavater's Physiognomik, die bei weitem nicht alle, doch großen Theils von der besten Art sind, Anstoß genommen hatte: „Wenn Jemand auf eigne Kosten denkt, so wird sich seine Herrschaft auch auf den eigenen Gebrauch der Zeichen und Wörter ausdehnen, ja er wird die Sprache angreifen, wo sie noch nicht angegriffen ist, und der Werth dieser Eingriffe mißt sich („die richtige Wahrnehmung der Analogien vorausgesetzt") nach dem echten oder unechten Werth seines Denkens überhaupt. Man muß bei dem Gebrauch der Bilder unterscheiden, ob Jemand durch dieselben Neues denkt („durch dieselben Neugedachtes oder Neuempfundenes bezeichnet"), oder ob das ganze Spiel einem Grillenfange ähnlich sieht. D. Mus. 1777. I, 73. — Es kommen sodann die fremden lateinisch-französischen Wörter an die Reihe, worüber einerseits hier Göthe's eignes Urtheil gelten mag, S. 16. „Es drangen sich der deutschen Sprache zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weise mit auf." Außerdem aber, — kann man denn übersehen, daß diese Geständnisse im Ganzen doch nicht wohl anders, als in der gebildeten „Conversations"-Sprache unsrer Zeit geschrieben werden konnten, und mithin die Undeutschheiten dieser Sprache, die uns in allen Vorkommenheiten des täglichen Lebens begleiten, nicht verläugnet werden durften, zum Theil also auch von uns Göthen nicht zur Last gelegt werden sollen? In der Iphigenia, im Tasso rc. findet sich vielleicht nicht ein fremdländisches Wort. —

Die Leichtigkeit und milde Reife der späteren Götheschen Prosa ist von allen empfänglichen Lesern anerkannt; dem Krittler wird sie „ekelhaft" durch den Misbrauch des Participe; dazu ein Beleg. („Weil man, aus Italien kommend, sich an nichts mehr ergetze.") Danken wir dem Genius unsrer Sprache, daß er das schlotternde Gewand vormaliger Flachheit und Weitschweifigkeit seitdem wieder knapper anzuziehen mit Erfolg versucht hat. Endlich kommen nun noch die „grammatikalischen"' (syntaktischen) Fehler an die Reihe; wo es u. a. gegen Göthe heißt: „jeder nicht ganz unwissende (Gottschedische) Schulknabe weiß, daß man nicht mir dünkt und mich däucht, sondern umgekehrt, mich dünkt und mir däucht sagen müsse." Wieder umgekehrt zeigen uns Adelung's Beispiele und Urtheile, daß es besser heiße: mich däucht; mir dünkt, findet sich einigemal schon in ältester Zeit. Das däucht ist übrigens eine blos verbildete Form aus dem alten Imperfect. (Mich, ihn däuchte wäre hiernach allein richtig). „Nach allem diesem" (st. diesen) hat nicht blos die frühere Zeit, sondern auch viele neuere Schriftsteller für sich; mit diesen theilt Göthe die unstreitig unrichtigen Accusativ-Fügungen, wie „noch ein anderes Uebel (statt des Genit.) erwähne ich hier beiläufig," mehrerer ähnlichen Stellen zu geschweigen. — „Mir nach und nach das Walzen einzulernen;" das einfache lernen statt lehren, bei Gellert z. B., ist weit fehlerhafter; „einem (oder gar einen!) etwas einlernen" können wir nicht wohl auf andre Art ersetzen, da „einlehren" ganz ungewöhnlich, und selbst einüben dort etwas fremd klänge. Der ungeschlachte Krittler fügt jener Stelle den Schluß bei: „offenbar weiß Göthe nicht, daß „lehren" den Accusativ regiert." Solcher Stellen finden sich hier genug, worin Bosheit und Unwahrheit mit einander wetteifern. — Ich glaubte, wir wären fertig; aber nein, noch wird geklagt über den Mangel des e bei dem Dativ, „im Feld, bei jedem Schritt" rc., während Wendel in Coburg (Lehrbuch des deutschen Styls) die Beifügung dieses e den norddeutschen Autoren als eine Verweichlichung unsrer Sprache zum Vorwurf macht. Der gute Schriftsteller wird in solchen Fällen immer dem Urtheil seines Gehörs, was an jeder Stelle ihm wohlklingend und passend scheint, und nicht den eigenwilligen Theoristen folgen. Dafür hat der Krittler keinen

Digitized by Google

Sinn; er verlangt zuletzt, „man erkläre sich für die eine oder andre Schreibart, in beiden Fällen muß man consequent seyn und nicht abwechselnd bald dieser bald jener huldigen." Steht bei Göthe, von Tag zu Tage, so ist ihm das „eine lächerliche Inconsequenz," es solle heißen, „von Tag zu Tag," oder „von Tage zu Tage," — jenes zu hart, dieses zu schleppend. —

Wir haben diese Einwendungen des antigöthischen Tadelgern — der wegen der übergangenen funfzig Stellen aus Adelung's großem Wörterbuch sich selbst eines besseren belehren mag — kurz beleuchten wollen, insofern sie guten Theils wohl auch von andern nicht so böswilligen Sprachfreunden könnten vorgebracht werden. Freilich wünschten wir, einen Gegner gefunden zu haben, dessen Urtheile zu prüfen es mehr der Mühe werth gewesen wäre. Wer über das Thema, „Göthe als deutscher Schriftsteller" — man wolle die anticipirte oder usurpirte Ueberschrift unsres Aufsatzes entschuldigen — ohne gehässige, unwürdige Nebenabsichten etwas Gründliches und Anregendes uns zu sagen weiß, möge zum voraus unsres Dankes und unsrer bereitwilligen Mitprüfung gewiß seyn; in dem gegenwärtigen Fall dagegen muß es dem Beurtheiler lieb seyn, wenn er endlich, nicht etwa manum de tabula, sondern — *librum de tabula!* sagen kann.

Was noch, beifüglich, den Edinburger Kritiker betrifft, so scheint mir bei ihm das Verfehlteste jene schwerfällige Katechisation zu seyn, in der er sich (auch noch in der späteren Fortsetzung im Edinburgh Review Vol. 28, p. 83) bemüht, die einzelnen Züge, oder, wenn man will, den kleinen Kram der Götheschen Memoiren einzig auf Rechnung der Eitelkeit des Verfassers zu schreiben. Der Dichter erscheint uns hier als ein harmloses, keiner bestimmten praktischen Tendenz fröhnendes Wesen, welches jede anmuthige oder in irgend einer momentanen Hinsicht deutsame Lebensbeziehung leicht aufnimmt und lieblich darstellt, wofür denn freilich der blos realistische Mensch, wie jener Engländer, oft gar keinen Sinn hat, und daher in seiner Unempfindlichkeit darüber spöttelt, und das Ergehen eines leicht-beweglichen Geistes in den Bildern der Erinnerung nur aus einem handgreiflichen, rohen Motiv, wie dem der Eitelkeit und des Selbstlobes, zu erklären im Stande ist. Die meisten Leser werden, wie ich glaube, mit mir darin einverstanden seyn, daß jeder Andere, und wäre er so anspruchlos wie Gellert oder Reiske, der uns ähnliche Erinnerungen, so dargestellt, dargeboten hätte, uns, vor jedem solchen Vorwurf sicher, ein ungemeines Vergnügen würde gewährt haben, vorausgesetzt, daß der Erzählende überhaupt etwas Bedeutendes geleistet habe, oder gewesen sey, damit dem Ganzen ein Ziel und Zweck nicht ermangele. Uebrigens gehören die Götheschen Denkwürdigkeiten zu den wünschenswerthesten Erscheinungen der neueren deutschen Literatur, der es bisher an Werken dieser Art, zum offenen Beweise des Mangels an nationalem Sinn, Leben und Bildung in unserm Vaterlande, fast gänzlich fehlte, während wir, nie daheim, sondern immer nach außen hin verloren, ebenfalls noch mit Bearbeitung der in diesem Felde so ergiebigen Reichthümer unsrer überrheinischen Nachbarn uns zu schaffen machten. Das Vorzüglichste, was die deutsche Literatur in ähnlicher Art aufzuweisen hat, sind ohne Zweifel die im vorigen Jahre erschienenen Götheschen Rückerinnerungen an den Preußischen Feldzug in der Champagne 1792, die uns ein so anschauliches und vielgestaltiges Bild jener noch ungeprüften Zeiten vor Augen bringen, wie es von dem bloßen Geschichtschreiber oder Kriegsberichterstatter sich kaum je erwarten ließe.

15.

---

## Die Kunstausstellungen.

(Beschluß aus Nr. 167.)

Wie viele Menschen demnächst werden nicht verleitet, den Künstlerstand zu wählen, ohne Beruf dazu, ohne die geringste Anlage, und der durch Kunstschulen so erleichterte Elementarunterricht verlockt sie auf die natürlichste Weise. Wir sehen ja täglich, daß solche unglückliche Subjecte entweder im Lehramt das Gift ihrer Verkehrtheit und Unberufenheit auf die Kunst zurückwerfen, oder selbst dadurch in ein Elend gerathen, das sie nicht gekannt haben würden, wenn sie einer ihren Fähigkeiten angemessenen Bestimmung mit Vernunft sich hingegeben hätten. Dieses Uebel kann nicht eintreten, wenn nur Meister Schüler bilden; denn jene werden nothwendig die wahren Anlagen bald erkennen müssen, und es wird von selbst geschehen, daß sie Jeden von falsch gewählter Bahn zurückweisen. Das geringste Handwerk hat das Vorrecht väterlich gepflegter Erlernung; warum soll denn die Kunst allein als Waise auf den schattenlosen Ebenen der Abstraction gedeihen? Auch daß der Schüler durch Hingebung an einen Meister seine Eigenthümlichkeit einbüße, ist nicht zu fürchten; denn alle Werke aus den Zeiten, wo wahre Meister- und Schülerschaft bestand, beweisen, wie jene niemals gefährdet worden. Perugino war ein großer Maler und Raphael war sein Schüler.

Endlich wie sehr befördern die Ausstellungen den unseligen Dilettantismus, zumal bei Frauen! Es ist eine auch durch Jahrhunderte bewährte Erfahrung, daß Frauen niemals große unsterbliche Werke der Malerei und Sculptur hervorgebracht haben. Das Mittelmäßige wäre immer am besten gar nicht da; wir können es aber oft dort nicht unterdrücken, wo wir das Höchste erzielen; warum es da pflegen, wo höchstens Mittelmäßiges erzielt werden kann? Die Frauen werden durch Liebelei mit der Kunst von ihrem angeborenen Beruf abgeleitet; diese Beschäftigung ist wider die Natur! Als es noch Klöster gab, war es ein Anderes.

In diesem Beschauungsleben, von allen übrigen Pflichten abgezogen, war es lobenswerth, die Muße

einer Beschäftigung zu widmen, welche durch ihre Beziehung wiederum der Andacht angehörte; und darum sehen wir noch heute die trefflichsten Miniaturen in Gebetbüchern aus jener Zeit von Frauenhand. Aber auch dieses der Kunst günstige Leben hat nichts Größeres von Frauen erzeugt; natürlich! weil sie damals nicht von der Demuth wichen, von der sie heut nur allzusehr ablassen und ohne welche nichts Weibliches bestehen kann. Keine der Anregungen jener Tage gibt heute den Pinsel in Frauenhand, keine heilige Stille und Abgezogenheit bescheint ihre Schöpfungen und läßt sie gedeihen. Würden wohl die frommen Künstlerinnen des Mittelalters das Nackte studirt haben, wie es die heutigen für Pflicht halten? Nur eine höchst lieblose Liebe der heutigen charakter-vernichtenden, übercultivirten Erziehung kann man es nennen, daß man den Mädchen gern einen Lappen von jeder Kunst umhängen möchte — eigentlich nur um damit zu prunken — selten hat man den bessern Zweck des Trostes in einem unglücklichen Leben. Aber es gibt für Frauen nur einen Glanz, einen Schmuck, einen Trost — eine durch Religion, Sanftmuth, Demuth, Liebe geläuterte Weiblichkeit! Das ist der rettende Engel in jedem Unglück. Es ist verderblich, Frauen von dieser Bahn abzulenken; führt sie auch durch Dornen, ist sie doch die einzig rechte. Zu tadeln ist es auch, wenn Männer dilettirend Künste treiben wollen, und doch nur ihrer Eitelkeit fröhnen.

In welchem wahrer Trieb ist, der widme sich ganz der Kunst. Das Halbe taugt nichts. Ist er ernsthaft daran behindert — nun — die Kraft, welche der Himmel in ihn gelegt, wird nicht untergehen, durch ihre Opferung noch veredelt, wird sie die Allmacht des Schöpfers in andern Werken preisen. Spielen mit der Kunst soll man nicht, denn sie ist heilig und göttlich; scherzen mit ihr auf unschuldige Weise ist gewiß fürs Leben erfreulich, aber dazu bedarf es keiner Ausstellung. Wenn man überhaupt einen Kunstdilettantismus gestatten kann, so muß er aus innigster, reinster Liebe zur Kunst entspringen, er muß Oeffentlichkeit, äußern Schein — alles Glänzen vermeiden; dann nur wird er Achtung verdienen und wird auch etwas leisten.

Wie viel Nummern weniger würden die Ausstellungskataloge enthalten, wenn Frauen und Dilettanten davon ausgeschlossen wären; wie viel widrige Dinge würden unsern Augen entrückt werden; welche größere Aufmerksamkeit würde man dem Guten spenden! Man würde füglich aufhören können, den Zustand der Kunst nach der Zahl der ausgestellten Gegenstände zu beurtheilen. Beim Himmel! ein wahres Kunstwerk würde eine größere Blüthe beweisen als jene — Hunderte. Seitdem Staaten ihre Macht nach Köpfen zählen, auch wohl nach der Kopfzahl zu mehren streben, ist man darauf gekommen, durch mühseliges Zählen der Bücher und Kunstwerke aus den alljährigen Katalogen den glänzenden Zustand der Literatur und Kunst mit gleicher Gewißheit als jene, daß zwei Mal zwei vier macht, demonstriren zu wollen. Ein solches Verfahren kann aber nur dazu dienen, die Quantität zu begünstigen; und was soll endlich mit dieser werden? Schlechte Bücher sind als Maculatur nützlich — wozu sind schlechte Bilder zu brauchen?

Und wenn man nun untersucht, was die Ausstellungen wahrhaft Würdiges liefern, so wird gerade diese Erkenntniß ihr Verdammungsurtheil. Was sie des Trefflichen enthalten, ist nicht durch sie zur allgemeinen Kenntniß gekommen, der echte Künstler begehrt sie nicht; man hat ohne sie die Werkstätten Rauch's, Tieck's, Wach's, Schadow's, Vogel's, Dahl's gekannt; man braucht nicht durch sie auf Talente, wie Wilhelm Grosek und Begasse, aufmerksam zu werden; hört man durch sie Vernet und Rohde zum ersten Mal nennen? Will man Werke anerkannter Meister aus der Fremde ehren, gut! — man zeige diese öffentlich — aber das Heimische werde nur in den Werkstätten gesehen; jeder Meister wird damit gern zeigen, was er schuf — wenn auch nur zu gewissen Tagen und Stunden, denn seine Zeit kann nicht immer den Launen der müßigen Gaffer zu Willen seyn — und so wird eine innigere Liebe zwischen Künstler und Vaterland (ohne dieses kein Künstler) durch die gemeinsame Mittlerin, Kunst, genährt werden als durch alle prahlerische Ausstellungen.

Auch die vorjährigen in Berlin und Dresden haben den guten Klang der genannten und anderer Namen wieder bewährt. Aber da es nicht meine Absicht ist, über einzelne Werke kritisch zu sprechen, sondern nur über die Ausstellungen im Allgemeinen, enthalte ich mich alles Näheren. Kenner haben darüber gesprochen und werden es auch ferner. Ist mein Wort aber nicht leer, wird es Kundige veranlassen, diesen Gegenstand wieder anzuregen und ihn so zur Sprache zu bringen, daß er von wirkenden Männern beherzigt werde.

44.

---

## Verschiedene Bestimmung der Gesichtsnerven.

Der berühmte Zergliederer Bell theilte vor kurzem der Royal Society in London seine Beobachtungen über die verschiedene Thätigkeit der Gesichtsmuskeln bei den Verrichtungen des Athemholens, Kauens, des mimischen Ausdrucks, des Gefühls mit und zeigte, daß man die einen aufheben könne, ohne die andern zu beeinträchtigen, inwiefern der eine oder der andere dazu bestimmte Nerve zerschnitten wird. Er schnitt den für die Kaumuskeln bestimmten durch, und es hörte die Thätigkeit dieser auf, indessen Athemholen durch die Nase u. s. f. fortdauerte. Mit dem Zerschneiden des andern Nerven vernichtete er dieses, und das Kauen blieb. Eben so nahm er einem Affen die Stimme, während der unverletzte Nerve der Haut in dieser alle Beweglichkeit des Gesichts erhielt. Einem Hunde nahm er diese auf der einen Seite und ließ sie auf der andern. Bei Schonung des kleinen Gesichtsnervens bleibt diese selbst dann, wenn die andern drei größern Nervenäste zerschnitten werden. Hemmt eine Drüsengeschwulst, eine Entzündung die Thätigkeit von diesem, so wird auf der Seite des Gesichts, wo sie eintreten, sogleich aller Ausdruck desselben aufgehoben, und Freude und Schmerz äußert sich nur auf der andern.

Digitized by Google

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1823.

Nr. 14. Juli 21.

Jahrbücher der Literatur. Achtzehnter Band. 1822. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Ueber diesen Achtzehner und Frühlingsvogel im Conversationstone zu referiren, das ist nicht viel leichter, als die Theorie des Contrapuncts in eine musicalische Phantasie zu verschmelzen. Gegen alle sonstige Haushaltung sind dies Mal die capitolinischen Fasten der Kaiserstadt dergestalt mit Philosophie gesegnet, daß es scheinen könnte, das literarische Oesterreich habe nach vielen Jahren schmerzhafter Entsagung auf einmal seinen langentbehrten philosophischen Apis gefunden, der nun die Recensenten eben so fruchtbar mache, wie einst der ägyptische die Frauen, nämlich durch bloße Contemplation. Drillinge sind überall etwas Außerordentliches, Vierlinge gehören schon unter die Wunder, wo nicht unter die Monstrositäten; und doch steigt die Zahl der philosophischen Kinder in dem gegenwärtigen Quartalwochenbett so hoch, wenn wir den, auf Göthe getauften, ästhetischen Bastard mit hinzu rechnen. Es ist schlechthin unmöglich, mit einer solchen Quadrupelallianz auch nur halbweg in Ehren fertig zu werden. Es schreibe z. B. Jemand eine zweite philosophische Recension über irgend eine erste, so hat er einen Rauchfang auf einen Schornstein gesetzt. Will er sich aus Scheu vor dieser Luftbauerei zum Extrahiren wenden, so werfen ihm die Recensenten wieder vor, er sey ungeschickt genug, das Herzblut ihres corpusculi mit Schröpfköpfen abzapfen zu wollen. Faßt er sein Urtheil summarisch zusammen, ohne es weiter zu motiviren, nach Art der sonst beliebten Friedensrichter, so halle auf allen Seiten das Geschrei über Autoritätenkram zurück. Kostet er endlich dies und jenes Einzelne, versucht er es vollends, dasselbe nach seiner Art einzumachen, so heißt er bei jedem Denker von der Gilde, besonders wenn dieser bei offener Lade zugleich auf dem Katheder steht, ein Leckermaul, ein Schmarotzer, ein Verfälscher, ein Verführer der öffentlichen Meinung. Ich werde deshalb diese Anzeige in den berührten vier Formen zugleich abfassen, um es mit den Schulphilosophen und Schulfüchsen desto sicherer zu verderben, zufrieden, wenn echte Lebeleute und Lebensphilosophen keinen Anstoß daran nehmen.

Erster Artikel: Die Karikaturen des Heiligsten — von Henrich Steffens. Zweiter Theil.

Der mit M. unterzeichnete Recensent ist derselbe, der im 16ten Bande den ersten Theil der Caricaturen höchst creatürlich beurtheilt hat. Er wäre auch ohne das Namenswappen M. zu erkennen gewesen; denn sein Bild ist loco sigilli jedem Worte der Recension einverleibt. Zeichnen wir es jetzt mit der Feder in einigen Strichen nach, obschon eine Silhouette, ausgeschnitten mit der Scheere der Parze, besser an der Ordnung wäre.

Ein Fundamentalsatz bei Steffens lautet: „Das lehrt uns die Forschung, daß in jedem Dinge alle Dinge sind, und daß die ganze Welt und ihre Unendlichkeit allenthalben kann geschaut werden.“ Diese Behauptung geht auf das, schon bei den Alten berühmte Eins und Alles hinaus und ist an und für sich so unverfänglich, daß Moses es hätte auf die Gesetztafeln schreiben, der König David zur Harfe singen, die Prophetenschaar in ihren Schulen lehren, der Apostelverein allen Gläubigen brieflich verkündigen können; ja selbst ein heutiger Capuciner darf es unbedenklich nachsagen, wenn er das Ein und Alles nicht ausschließungsweise unter seiner Capuze sucht. Wie man den Mikrokosmus im Makrokosmus nachzuweisen versteht, das ist die Sache. Nach der Meinung des Rec. möchte das Universum ungefähr einer Zwiebel gleichen, so daß die übereinander liegenden Schalen figürlich die Evolution der Dinge angeben. Er will den Satz des Steffens mathematisch beweisen, ohne daß er vorher auseinandersetzt, in welchem Sinne das System der Zahlen mit dem System der Welt übereinstimmen kann und soll. Fielen ihm denn die Pythagoräer nicht dabei ein? *). Vielleicht ist er gar einer, weil er auch da schweigt, wo reden Pflicht wäre. Und wie entwickelt er die Zahlen auseinander, z. B. 12 aus 5? Durch einfaches Addiren, das er künstlich zu verstecken sucht, indem er aus der Gleichung $5 = 5 + 7 - 7$ durch Hinwegnahme des $-7$ auf beiden Seiten folgert: $5 - (-7) = 5 + 7$. In der Freude über seinen Fund setzt er hinzu: „Wir haben hier aus der Zahl 5 die Zahl 12 entwickelt, nicht durch Addition, sondern vielmehr durch Hinwegnahme der negativen, hemmenden Zahl 7“. Ist denn aber das Hinwegnehmen einer negativen Größe nicht dem Begriffe und Wesen nach ein wahrhaftes Addiren? Erst wird die wohlbekannte 7, die auch hier eine böse ist, als Unterschied zwischen 5 und 12 in die Larve des Negativen gekleidet, dann demasquirt sie sich wieder durch neue Entgegensetzung, und nun soll sie, trotz ihrer wohlbekannten Haustracht, für eine fremdaufgeputzte Dame gelten. Das ist nichts, als ein Versteckspiel unter vier Augen. Wie konnte überhaupt der Rec. die Verstandessubtraction so weit treiben, die Wahrheit jenes tiefsinnigen Satzes auf eine Addition gründen zu wollen, bei welcher selbst Kinder nicht ohne Schaam die Finger gebrauchen? Ein Universum, blos durch äußern Ansatz zusammengefügt, hätte höchstens die Gesetzmäßigkeit eines Conglomerats, wenn man es nach den Grundsätzen der Atomistik nicht lieber zum Scherz mit einem Strickbeutel vergleichen will. Müßte es nicht ohne Gnade und Barmherzigkeit aus einander fallen, zerbröckeln, verstieben im Fall, daß der Contremarsch der Division dagegen geschlagen würde? Viel natürlicher wäre eine beispielsweise Erläuterung nach dem System der Dyadik gewesen, sie hätte wenigstens auf die einfachste Weise den innern wachsenden Zusammenhang der Größen figürlich dargestellt.

Im Folgenden redet der Rec. von dem Pantheismus Steffens, als sey jener eben so sicher nachzuweisen, wie etwa

*) „Philolaus, des Pythagoräers Lehren,“ eine vortreffliche Schrift von dem berühmten Philologen Böckh in Berlin, der Alterthumswissenschaft und Philosophie auf eine seltene Weise vereinigt, kann dem Recensenten gründlich sagen, worauf hier angespielt wird.

Breslau auf der Charte von Deutschland. Hörte er denn nichts von einem feinern und gröbern Pantheismus? denn so fängt man hie und da an, ihn einzutheilen, ungefähr nach demselben Grunde, welchem zu Folge das Fleisch mager oder fett genannt wird. Bei der Annahme dieser Verschiedenheit wäre es Pflicht gewesen, der Recension die feinsten Fühlfäden einzuweben, statt der groben Tatzen, mit welchen sie jetzt umhergreift. Der Pantheismus läßt sich übrigens so wenig an und für sich aus dem angeführten Fundamentalsatz beweisen, daß die Bibel selbst Stellen zu enthalten scheint, welche dem allgemeinen Gedanken nach auf denselben Sinn hinführen können. Der Vorwurf des Pantheismus gehört indessen zur Klapperjagd der kritischen Pansophen in den wiener Jahrbüchern; sie wittern ihn überall, wie ehedem der zehn Mal gestorbne Nicolai die Jesuiten; sie freuen sich unendlich, seine vermeinten Posteriora vorzuzeigen, ohne je den Muth zu haben, ihm offen in's Angesicht zu blicken. Calumniare audacter, semper aliquid haeret; das ist die geheime Instruction aller Ketzerriecherei.

Mit der Dreistigkeit, welche nur die Unwissenheit gibt, vergleicht der Rec. den angeblichen Pantheismus des Steffens mit dem des Parmenides und Spinoza. „Reden die Leute doch immer von Spinoza, wie von einem todten Hunde," sagte unser großer Lessing. Rupfen sie den Parmenides doch gar zu gern wie ein Huhn, um aus ihm in ihrer philosophischen Sudelküche eine Suppe für jenen todten Hund zu kochen — könnte man des vorliegenden Beispiels wegen hinzusetzen. Der Rec. pöckelt die Philosophen zusammen ein, wie der Holländer die Heringe, mit dem einzigen Unterschiede, daß er das Salz dabei vergißt. So wenig die Philosophen der eleatischen Schule streng zusammen stimmen, so wenig sind auch Parmenides und Spinoza in ihren Systemen identisch. Diese willkürliche Zusammenstellung ist eine Conscription, keine Recension der Geister. Steffens soll ferner so viele unendliche Universa annehmen, als es endliche Dinge gibt. Allerdings ist Steffens im Unendlichkeitsenragé, er kann kaum von einem Schuh reden, ohne für dessen Construction das Universum zu commandiren und zu allarmiren; aber daß ein Ei wieder ein andres Ei legt, hat er nie behauptet, kann er nicht behaupten, und doch geht die Behauptung des Rec. offenbar auf eine solche grundlose Weltsuperfötation hinaus. Nach seiner Meinung ist das Kind kaum geboren, so bereitet es sich auch schon selbst die Windeln, und indem es dieselben unterlegen will, fallen die Kinder schockweise heraus, die alle an ihrem Fleisch und Bein sogleich wieder dieselbe herkulische Freude erleben. Mit andern Worten: Das Universum ist die höchste Potenz; wer aus demselben eine noch höhere entwickeln will, der hat ursprünglich weniger, als dasselbe gesetzt. „Hier geht der Weg nach Byzanz;" diese alte bedeutungsvolle Inschrift las die russische Catharina während ihrer Anwesenheit in der Krimm nicht ohne Herzklopfen. „Von jedem Puncte führt die Straße durch's Universum, es lebt und webt in jedem Theile," — das allein, nicht mehr und nicht weniger, scheint Steffens zu behaupten. Der Rec. findet zwischen dem System des Verfassers und der christlichen Rechtgläubigkeit einen Gegensatz, weil der letztere nur auf Gott die Unendlichkeit übertrage, alle Dinge und Wesen außer Gott hingegen als endlich setze. Ein Blitz aus dem Rauch, sonst nichts! Ein Feldgeschrei der panischen Furcht, ohne Takt und Taktik. Der Begriff, ich sage der Begriff des Unendlichen gehört z. B. wesentlich der Mathematik zu — und nun mache ich einen Schluß oder vielmehr einen Salto mortale à la M.: $= \sqrt{-1}$, diesen nämlich; also sind auch die Mathematiker, insofern sie als solche das Unendliche besitzen und anwenden, nicht Theile der Welt, sondern lebendige Gedanken der Gottheit, transparente platonische Ideen, eingefleischte, bewußtlose Mystiker, trotz der Hörner und Stacheln, womit sie dem Mysticismus zu Leibe gehen. Ein Satz, aus dem nothwendig eine Ungereimtheit folgt, ist selbst eine; so viel zum Anbiß für den Recensenten. In einem ernstern Sinne sey noch Folgendes hinzugefügt. Man kann ohne allen Anstoß auch von einem Unendlichen außer Gott (extra deum) reden, so lange er als der höchste Grund desselben gedacht wird, dergestalt, daß zuletzt jede Unendlichkeit als Folge von den Banden seiner weltschöpferischen Macht abhängt. Da M. überall ausweicht, wo er wissenschaftlich beweisen soll, so thut er wohl, künftig statt philosophischer Recensionen, lieber Frag- und Antwortbüchlein zu schreiben für die liebe Jugend. Es ist Schade, daß der Pseudorecensent ein Katholik ist, sonst könnte er mit dem protestantischen G... in Wien die Eselsbrücken für Schule, Kirche und Himmelreich zusammenbauen.

„Todt," sagt Steffens, „nennen wir für die Erscheinung alles, was nur in äußern Verhältnissen, nie in sich selbst ist." Dagegen wird weise genug bemerkt, ein Ding müsse doch auch etwas für sich selbst seyn, wenn es anders in äußere Verhältnisse treten solle. Ganz recht, ohne einen geschlossenen Raum gibt es keine vollendeten Grenzen; diese Wahrheit läßt sich so gut mit den Füßen, als mit den Händen finden. Steffens bezieht aber den gegebnen Begriff des Todten lediglich auf die Erscheinung; seinem anderweitigen Ideengange zu Folge kann ihm nicht wohl irgend ein Ding an sich für todt gelten; wo ein gesetzmäßiges Wirken waltet, trete es auch nach außen als gebunden oder erstarrt hervor, da ist Leben so gut, als im Schlage des Herzens. Der Egoismus der Menschen allein hat den Gedanken des Todes erfunden, die wahre Liebe fühlt im eignen Leben alle Assonanzen des Universums, sie hat und wird gehabt, beides gleich stark und unzertrennlich.

Die neuere Naturphilosophie sucht in allen, auch den weitentlegensten Stufen das Gesetz der Continuität nachzuweisen; sie muß diesen Weg betreten, oder sich selbst aufgeben. Bei diesem an sich lobenswerthen Streben, die wachsende Convergenz auf der Leiter der Geschöpfe zu bestimmen, darf man aber auf der andern Seite auch die fortlaufende Divergenz des Einzelnen nicht übersehen, wodurch seine Besonderheit in den Kreisen der verwandtschaftlichen Umgebung fixirt ist. Ueber der unschuldigen, enthusiastischen Freude, das weitverbreitete Leben zu runden, gleichsam wie Glas in harmonische Formen zu blasen, vergißt und verletzt Steffens, so dünkt mich, die Strenge der abgesonderten Na-

Digitized by Google

tur: er reducirt Alles, indem er Alles auflöst, und er löst zugleich auf dem nassen und trocknen Wege auf als Neptunist und Vulkanist, hochentzückt, wenn die Flammen prasselnd durch die kochende Materie und ihre Dämpfe schlagen. So wird freilich zuletzt in diesem philosophischen, papinianischen Topf aus den Geschöpfen ein zusammengemischter Brei; wer aber ißt nicht lieber das Grün von der Erde weg, das Obst vom Stamme, das Fleisch vom frischen Mark und Bein? Dabei verwechselt er häufig den Beruf des Naturforschers mit dem Geschäft des Dichters, wahrscheinlich etwas verführt von dem Reize und Ruhme der Genialität. Indessen sind seine ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse keineswegs nothwendig, um diesen poetischen Naturdienst zu treiben; selbst ein mittelmäßiger Kopf mit überfließender Empfindsamkeit wird Aehnliches glücklich wagen; denn im Grunde übersetzt Steffens unbewußt nur sein schönes Gemüth in die Sprache des phantasirenden Verstandes. Hier folgen einige Beweise.

In der Pflanze soll sich die Sehnsucht der Erde aufschließen, so wie das Insekt seinerseits die Begierde darstellt.

Die Sehnsucht der Pflanzen ist offenbar nur bildlich auf ihr Emporstreben gedeutet; in dieser Hinsicht ist freilich ein Springbrunnen sehnsüchtiger, als das ganze Pflanzenreich. Die Sehnsucht ist ferner nicht ausschließend progressiv, sondern auch von Zeit zu Zeit regressiv, wie alle Liebende wissen, die je die Arme aus der blauen Ferne zurückgezogen und still mit gesenktem Blick auf die Brust gelegt haben. Die Sinnpflanze gibt davon einen redenden Beweis. Mögen künftig die schönsten Hände sie berühren, damit sie durch den fortgesetzten Genuß erstarke, wie der Magnet durch vermehrtes Tragen. Wo steckt nun hier die regressive Sehnsucht, von der Steffens schweigt? (Er thut es seinem ehemaligen glorreichen General Vorwärts nach, der nie eine regressive Sehnsucht in sich spürte). In den Wurzeln steckt sie, das ist klar. Was machen wir aus der Sehnsucht der Disteln? Sie haben ihren borstigen Kopf für sich und stellen die Indifferenz zwischen dem Pro- und Regressus dar. Die Kletten? Das sind die Schwestern der Donna, die von dem geplagten Don Juan nicht lassen konnte. Und die Brennnesseln? Sie brennen — vor Sehnsucht. Steffens hat wahrscheinlich bei seiner Behauptung viel auf die Unterstützung der Blumen gerechnet. (Leider gibt es auch Stinkblumen). Lange vor ihm legte Göthe im Tasso den Blumen Kindesaugen bei, mit welchen sie freundlich um sich blicken. Die Violen mögen am meisten von der echten, romantischen Poesie verstehen. Die Nelken sind dagegen ziemlich leichte Geschöpfe, gefährliche Coquetten. Die Sonnenblume endlich hat den Sporn der Sehnsucht für Alle zusammen. Das ist einmal eine solide Liebe, die ihren hohen Gegenstand in Ewigkeit nicht klein kriegt, einen Bräutigam nämlich, dessen Durchmesser 112 Mal größer ist, als der unsrer Erde. Die Insekten sind besser dran, als die schmachtenden Pflanzen, sie stellen die Begierde nicht blos dar, sondern haben auch etwas davon. Wenn man doch einen hungrigen Wolf, oder Bären, oder Löwen fragen könnte, was er denn wohl bei sich denkt von der Begierde der Insekten, z. B. der Schmetterlinge. „Die Töne der Vögel sind der lebendig gewordne Blumenduft, daher verstehen sich die Vögel und die stillen Pflanzen. Die niedere Sehnsucht der Blumen spricht sich auf stumme Weise aus als Wohlgeruch. Die höhere Sehnsucht der Vögel quillt als Gesang aus der gefesselten Seele.“ Poesie, reine Poesie. Der Verfasser hat, wo möglich, diesen spielenden und schielenden Mißbrauch der Schellingschen Philosophie noch weiter getrieben in seiner unlängst erschienenen Anthropologie.

Von jetzt an erhebt sich die wiener Glaubensinquisition immer ungeschickter und verwegener; sie zündet ein förmliches Auto da fé an, in dem jedoch nichts verzehrt wird, als der dicke Dunst der Recension. Das System des Steffens soll wahrhaft unchristlich und ein neugemodelter Materialismus seyn. Umgekehrt; das Christenthum des Rec. ist das traurigste Formelwesen und seine Buchstabentheologie der klarste Materialismus; denn wer den Geist abschwört, der betet nothwendig die Materie an, und nähert sich dem Fetischmus. Die katholische Kirche hat an und für sich nichts gemein mit diesen Emissairen ohne Mission, diesem Glaubensdragoman zu Fuß, mit Sattel und Zeug unter dem Arm; sie ist ein Fels und bedarf des Sandes nicht, den ein blinder Glaube in Schanzkörben herbeischleppt. Niemand kann ihrer großen und heiligen Sache auf dem Felde der wissenschaftlichen Prüfung und Polemik mit wahrhaftem Erfolge dienen, der die verschiednen Systeme nicht furchtlos bis auf den letzten Grund durchforscht, und in diesem rücksichtslosen Geschäft der Untersuchung eine so sichere, umfassende Meisterschaft erworben hat, daß er auch mit den stärksten Gegnern sich messen kann, und alle schwächere Naturen mit monarchischem Rufe zu lenken oder zu fesseln vermag. Solche Kampfhelden mit dem Schwerdt des heil. Michael wollen bis jetzt noch immer nicht in den wiener Jahrbüchern erscheinen, selbst die rüstigsten Streiter können es nicht lassen, ihre Waffen fortwährend an irgend einem Polster zu wetzen. Etwas vorausgeben, nicht vorausfodern, ist Sitte der Großmuth. Jetzt zurück zu unsrer schlaftrunknen, kritischen Schildwache.

Weil Steffens die bestimmte Persönlichkeit ein Product der organisirenden Natur nennt, soll seine Ansicht mit den Grundsätzen des berüchtigten Système de la nature zusammenfallen. Eher küssen sich Berg und Thal, ehe dieses Mährchen Wahrheit wird. Steffens und das Système de la nature sind vollkommen entgegengesetzte Pole, trotz des Gleichklanges einzelner Worte und Wendungen. Man übersetze Steffens in's Französische, wenn es möglich ist, und die Franzosen finden sicherlich nach ihrer stricten, summarischen Denkungsart in dem angeblichen System der Natur das System des Chaos. Jeder Schriftsteller muß aus sich selbst erklärt werden. Hier stehe aus dem ersten Bande der später erschienenen Schriften unter dem Titel: Alt und neu — pag. 123 folgende Stelle als schlagender Beweis gegen den Recensenten:

„Alles, was göttlicher Art ist, ist völlig in sich geschlossen, lebt ganz in seiner Art, kann nicht theilweise durch Begriffe in die Betrachtung aufgenommen werden. Ungetheilt, in seinem ganzen Wesen muß es innerlich werden oder gar

Digitized by Google

nicht. So ist das organische Leben ein völlig in sich Geschlossenes, eine unmittelbare Offenbarung einer innern und intelligenten Unendlichkeit u. s. w." Wo ist denn hier die Coincidenz mit dem Système de la nature? Wenn der Rec. in dieser Erklärung über Organismus den deus implicitus (den verhüllten Gott) nicht finden kann, so liegt die Schuld in der Desorganisation seines Kopfes. Steffens behauptet anderswo, Schelling habe zuerst den wahren, lebendigen Begriff des Organismus aufgestellt. Da Rec. Schelling's System des transcendentalen Idealismus gelegentlich anführt, so sey daraus zum Besten seiner Nothdurft folgende Erklärung entnommen: „Der Grundcharakter der Organisation ist, daß sie, aus dem Mechanismus gleichsam hinweggenommen, nicht nur als Ursache oder Wirkung, sondern weil sie beides zugleich von sich selbst ist, durch sich selbst besteht." Dieses seynsollende Bestehen durch sich selbst ist eben das Ungöttliche, der verkappte Pantheismus oder Atheismus, kann der Gegner sagen. Wird aber dadurch nothwendig die Causalität Gottes ausgeschlossen, wenn wir irgend einem Wesen Selbstständigkeit beilegen? Nennen wir uns nicht frei und zugleich auch Geschöpfe Gottes? Mögen wir daher immerhin reden von der organisirenden Natur, wie von einer unabhängigen Künstlerin: die bequeme Kürze des Ausdrucks reizt, zwingt uns dazu; in der höhern, abgesonderten Betrachtung bleibt uns Raum genug, das Verhältniß der Natur zu Gott schärfer und tiefer zu bestimmen, wodurch die Rede von selbst durch den eignen Ort auch ihr eigenes Maß und Gewicht erhält. Wenn wir sagen: die Sonne geht auf, so wissen wir recht gut, daß der Grund dieses Scheins in der täglichen Bewegung der Erde liegt; wir bedienen uns blos der elliptischen Redensart, um nicht lächerlich und lästig zu werden durch eine weitschweifige Paraphrase. So verhält es sich gleicherweise mit der wissenschaftlichen Benennung einer organisirenden Natur. Endlich gilt der Ausdruck Organisation überhaupt in allen den Fällen, wo es auf eine systematische Anordnung der Verhältnisse ankommt, ohne daß man damit den Begriff des Materialismus verbindet; so sprechen wir z. B. von einer Organisation des Staats.

Aehnliche Irrthümer läßt sich der Rec. zu Schulden kommen in Hinsicht auf die Ewigkeit der Natur, das Wesen der menschlichen Freiheit, das Geborenseyn aus Gott, den Zusammenhang zwischen organischer Eigenthümlichkeit und sittlicher Gesinnung. Anstatt diese großen Gegenstände bis in ihre Wurzeln zu verfolgen, wo sie allein einen Sinn haben, welchen fremdartigen Ausdruck sie auch dadurch erhalten mögen, haftet der Rec. an den äußern Extremitäten, und indem er sie platt schlägt, glaubt er den Knoten durchschnitten zu haben. So fällt z. B. das Lächerliche, womit er Steffens bedroht, auf ihn selbst erdrückend zurück, wenn er den Satz: „Der Mensch soll werden, was er schon ist," mit seiner breiten Verkehrtheit zu popularisiren sucht. Dieser Rec. ist schon, was er werden will, läßt sich erläuterungsweise hinzusetzen. Die Urgestalt des Menschen soll in immer bestimmtern, festen Zügen hervortreten, so daß jede Veränderung das frühere Daseyn bestätigt; weiter will Steffens wohl nichts sagen mit der schneidenden, absichtlich gewählten Antithese. Eben so grob ist der Mißverstand der Behauptung: „Haller will die Vergangenheit als Zukunft setzen, die Revolution will die Zukunft ohne Vergangenheit gestalten." Möchten alle Zeitconstructionen des Steffens dieser an gehaltreicher Schärfe gleichen!

Die Karikaturen des Heiligsten gehören zu den lesenswerthesten, originellen Schriften der letzten Zeit, obschon manches Unhaltbare, Gewagte, Schwankende darin vorkommt. Die lebensvollen, allgemeinen Darstellungen sittlicher, politischer, religiöser Zustände bilden die Krone des interessanten Werkes. Steffens ist vorhin gegen die Machtsprüche eines Tribunals vertheidigt worden; der Referent will deshalb seine eigenthümliche Meinung über diesen ausgezeichneten Schriftsteller, mit dem er sich seit langer Zeit beschäftigt hat, keineswegs verschweigen. Steffens hat, so scheint mir, mehr philosophischen Trieb, als philosophischen Geist, seine Eingebung ist größer, als seine Erleuchtung. Wo er dialektisch zu Werke geht, unterscheidet er selten und nicht hinlänglich alles Hypothetische von dem Positiven; sein Verfahren ist überhaupt zu desultorisch und rhapsodistisch, ohne strenge, durchgreifende Methode. Geht ihm irgendwo die wissenschaftliche Construction aus, so intonirt er mit Gefühlen; zuweilen unterwirft er sogar die unpäßliche Philosophie einer religiösen Diätetik, wodurch er die Frommen so wenig, als die Denker befriedigt. Seine Sprache, so innig sie dem deutschen Genius entstammt und zusagt, umkleidet den Gedanken oft mit einem zu faltenreichen Gewande, die strenge Zeichnung verschwindet unter der üppigen Draperie; dabei verräth die wiederholte Verschwendung derselben Purpurstreifen einen Mangel in der geistigen Oekonomie. Der philosophisch-theologische Synkretismus, das Amalgama widerstrebender Elemente nimmt bei ihm immer mehr zu, gegen die Ordnung und den Gang eines mannhaften Lebens; denn in starken Geistern pflegt sich die frühere brausende Gährung nach und nach abzuklären. So zwängt z. B. das visionaire Umdeuten der sechs Schöpfungstage in eben so viele epochenhafte Traumbilder der Weltgestaltung, in der Art, wie dieses magische Experiment in seiner Anthropologie vorkommt, unwidersprechlich in eine neumodische cabbalistische Theosophie. Als Phantasiestück fällt es in den leeren Raum, als philosophisches Product ist es eine optische Täuschung. Endlich scheint Steffens etwas an der Krankheit der Büchermacherei zu leiden, wie seine letzten Schriften: Alt und neu, in mehrern Aufsätzen beweisen. Die darin vorkommende, bisher ungedruckte Abhandlung über das Verhältniß der Philosophie zur Religion liefert durchaus kein festes, auch nur klar ausgesprochnes Resultat, endet aber dafür mit einem psalmartigen Ausgang, der die Aufgabe der Denkkraft in das Gebiet der Erbauung hinüberspielt und ascetisch auflöst, was philosophisch verfehlt wurde. Referent hofft, sich durch diese unumwundne Erklärung hinlänglich losgesagt zu haben von dem reintraditionellen Theologen, zu welcher Heerde der Rec. gehört, so wie von den poetisirenden Philosophen, unter denen Steffens als Fürst Sitz und Stimme führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

**Nr. 169.**

22. Juli 1823.


**Voyage en Espagne dans les années 1816—1819, ou Recherches sur les arrosages, sur les Lois et coutumes qui les regissent, sur les lois domaniales et municipales considérées comme un puissant moyen de perfectionner l'agriculture française, par M. Jaubert de Passa. Paris 1823, chez Mde. Huzard. 2 Bände. 8. mit 6 Platten.**

Eine Reisebeschreibung ist dieses Werk zwar nicht, auch gibt der zweite Titel noch nicht recht an, was der Leser darin zu erwarten hat. Bestimmter würde es so betitelt worden seyn: Vollständige Beschreibung der, in Catalonien und Valencia üblichen Bewässerungsmittel, nebst den darauf Bezug habenden Gesetzen und Verordnungen; denn hierauf haben sich Hrn. Jaubert de Passa's Nachforschungen auf seiner Reise beschränkt. Seine Arbeit betrifft einen speciellen, bisher wenig beachteten und beschriebnen Gegenstand. Als solche hat sie die königl. pariser Ackerbaugesellschaft, deren Bericht vorn an steht, auch betrachtet, und da diese Gesellschaft sich die Verbesserung des Bewässerungswesens sehr angelegen seyn läßt, so hat sie einen Beschluß gefaßt, laut welchem eine Summe von 2000 Franken als Subscription auf eine Anzahl Exemplare dieses Werkes ausgesetzt worden ist. Wo dergleichen Belohnungen und Aufmunterungen ertheilt werden, kann es an Herausgabe nützlicher Schriften, die anderswo aus Mangel an ähnlicher Unterstützung hinterbleiben, oder in einer kümmerlichen Gestalt erscheinen müssen, nicht fehlen.

Jemehr man sich dem Süden nähert, je höhern Werth findet man dem Wasser beigelegt, je nöthiger und wichtiger wird das Bewässern der Ländereien angesehen. Die wüsten Gegenden sind dort meistens solche, wo es an Wasser fehlt; geht dieses ab, so geht auch die Bevölkerung ein; wo es herbeigeführt wird, entstehen schnell Dörfer, Weiler, Städte, Ackerbau und Gewerbe, Wohlstand und Reichthum. Ein Wasserdiebstahl gehört dort zu den großen Verbrechen; das Herbeischaffen desselben zu den großen Wohlthaten. In jenen Ländern muß daher die Erfindsamkeit des menschlichen Geistes sich hauptsächlich mit den Mitteln beschäftigen, das Element, ohne welches es dort gar nicht möglich ist, irgend ein Gewächs zum Keimen zu bringen, aufs leichteste überall hin zu vertheilen und aufs sparsamste zu benutzen. Die Türken, Perser, Araber haben es in dieser Kunst daher auch weit gebracht, und was das spanische Königreich Valencia jetzt noch Bewunderungswürdiges in dieser Art aufweisen kann, hat es den Mauren zu verdanken, deren mühsame Anlagen Spanien als eine große Wohlthat benutzt, obschon es sich derselben durch seine ungerechte Behandlung gegen die Mauren unwürdig bewiesen hat. Nicht allein Canäle und andre von den Mauren eingeführte Bewässerungsmittel gebraucht Spanien, sondern auch die Statuten und Vorschriften hat es zum Theil von den vertriebnen Muselmännern beibehalten.

Jaubert de Passa handelt zuerst von Catalonien und dann von Valencia; der Text der Statuten und Verordnungen nimmt, im letzten Bande besonders, einen großen Raum ein. In Betreff Cataloniens bemerkt der Verf., daß es bisher an einer Geschichte des Ackerbaues bei den fleißigen Cataloniern fehle, und daß man nicht einmal Nachrichten über die Höfe der alten Grafen von Catalonien habe. Hier muß ihm das vortreffliche Werk: Capmany y Monpalanis über den Handel, die Gewerbe, die Schiffsfahrt Barcelonas rc., in vier Quartbänden, worin man interessante Nachrichten aller Art und eine Menge Urkunden findet, nicht eingefallen oder nicht bekannt gewesen seyn. Die Stadt Girona besitzt einen Canal, der aber nur den Gärtnern zu Gute kommt. Diese machen eine Brüderschaft oder Innung aus, worin sie nur nach scharfer Prüfung und nach schwerer Zahlung aufgenommen werden; sie haben ein Oberhaupt, mit dem Titel Caborda, und zahlen doppelte Kopfsteuer an die Stadt. Dafür halten sie auch enge zusammen, wie es bei allen dergleichen Innungen zu geschehen pflegt, und lassen Niemand anders zur Theilnahme am Canalwasser zu, ohne Rücksicht auf den Schaden, der dadurch für die benachbarten Felder entsteht. Vergebens bestellt der Bauer mühsam seinen Acker; eine starke Trockenheit von einigen Tagen zerstört alle seine Hoffnung einer guten Ernte. Da die Stadt Girona aus den Steuern der Gärtner Vortheil zieht, so besteht sie hartnäckig auf das alte Herkommen, worüber der Verf. bemerkt, daß es sehr wünschenswerth sey, daß diese Stadt, die dazu verdammt zu seyn scheint, ungefähr alle zwanzig Jahre den Feind vor ihren Mauern erscheinen und die Umgegend verheeren zu sehen, doch wenigstens ihr Unglück durch zweckmäßige Vorkehrungen und guten Ackerbau vermindern möge.

Hat man die dürren Berge, welche das gironer Gebiet umzingeln, so wie die Haiden von Lagrousta und die steilen Küsten von Latardera zurückgelegt, so gelangt man auf die sogenannte Bora marina, die sich ziemlich abschüssig gegen das Meer abdacht, und durch beholzte oder wohlangebaute Gebirge gegen die gefährlichen Nord- und Westwinde geschützt wird und daher ein sehr sanftes Klima hat, wie das mittägliche Spanien. Kleine Pommeranzengehölze beschatten den Boden, und hie und da ragt eine Palme, oder ein starker Johannisbrotbaum über das dunkle Laub der stets mit Früchten behangnen Bananienbäume hervor. Der kleinen Gärten gibt es auf dieser Küste eine solche Menge, daß das Land wie ein Schachbret aussieht. Zur Bewässerung derselben werden die Bergströme benutzt; da diese aber nur nach dem Regen

Digitized by Google

fließen, so muß einen großen Theil des Jahres hindurch das Bewässern vermittelst der Norias oder Wassermaschinen geschehen, deren Gebrauch — dem Verfasser nach — von den Mauren aus Aegypten nach Europa gebracht worden ist. Diese Norias stehen gewöhnlich an der Hütte des Landmanns; ein Pferd setzt sie in Bewegung vermittelst eines Kammrades, das im Stalle selbst angebracht ist; irdne Gefäße, deren jedes 125 Kubikzoll Raum enthält, bringen das Wasser aus der Erde hinauf und gießen es in einen großen Behälter, von wo aus es durch Rinnen, die zuweilen ausgemauert sind, zwischen die Gartenbeete, oder auf das kleine Weizenfeld geführt wird, das der Gärtner mitten zwischen seinen Gemüsen anbaut. Durch das fleißige Bewässern bringt man unter einem so schönen Klima dem Boden mannichfaltige Producte ab; ein Stück Landes von einer Hectare, mit einer Noria, ist im Stande, eine zahlreiche Gärtnerfamilie zu ernähren und dem Eigenthümer einen beträchtlichen Miethzins zu verschaffen. Da die Winde längs des Meers ziemlich regelmäßig blasen, so hat man seit einiger Zeit angefangen, statt des Pferdes Pumpen zu gebrauchen, die vermittelst eines durch kleine Segel gedrehten Horizontalrades getrieben werden.

In der Nähe von Barcelona, zwischen einer Menge von Torres oder Landhäusern, empfängt ein Canal die Gewässer des Bergstroms Besos und vertheilt dieselben in viele kleine Canäle, so daß ein, sonst den Ländereien schädlicher Strom nun das ganze Land belebt und zu einem schönen Garten umgestaltet; mehrere Fabriken benutzen ebenfalls das Wasser dieses Canals, der unter den Mauern von Barcelona aufhört.

Viel künstlicher ist der Llobregatcanal angelegt, wodurch die Gebiete S. Felite, S. Juan d'Espi und Cornella, zwischen dem Montjuich, dem Llobregatflusse und dem Meere befeuchtet werden. Dieser Canal ist erst neuerdings unter der Verwaltung des Capitangeneral Castaños entstanden, daher man ihn auch den Castaños-Canal hat nennen wollen, welches aber Castaños verhindert haben soll. Hierbei macht Jaubert de Passa die Bemerkung, es herrsche in Spanien ein „sehr ehrwürdiger" Gebrauch: bei großen Unternehmungen und bei Vereinen, die sich gemeinnützige Arbeiten zum Zwecke setzten, pflege der Capitangeneral der Provinz von den Unternehmern an die Spitze gestellt zu werden; dadurch bekämen die Unternehmungen mehr Schutz, und das Ansuchen der Unternehmer mehr Nachdruck bei Hofe u. s. w. Unter einer unumschränkten Regierung mag es allerdings klug seyn, den Oberverwalter der Provinz mit ins Interesse zu ziehen, um von diesem keine Hindernisse zu erfahren und eine Stütze wider Hofintriguen zu bekommen. Wo aber die Rechte der Bürger durch eine gute Verfassung gesichert sind, muß es nicht allein zwecklos, sondern oft auch ungebührlich seyn, eine fremde Person mit hineinzuziehen, deren Einfluß, auch bei der allergünstigsten Voraussetzung, die Freiheit der Theilnehmer beschränken muß. In England sucht man zwar reiche, oder angesehne Männer für bedeutende Unternehmen zu gewinnen, aber nur als Privatleute, nicht in ihrer Eigenschaft als Regierungsbeamte; schon dieser Titel würde manchen ihrer Mitbürger von aller Theilnahme abschrecken. Daß man in Spanien genöthigt war, sogar die Privatunternehmungen dem Schutze der Beamten zu übergeben, zeigt, wie unsicher die ersten Rechte der Bürger dort waren.

Der Llobregatcanal fängt bei den Mühlen Molins de Rey auf dem linken Llobregatufer an, und wird sich am Fuße des Montjuich ins Meer ergießen. Von seiner Länge, die 20,000 Varas betragen soll, sind bisher Dreiviertel vollendet worden. Ein großes Bassin nimmt beim Anschwellen des Llobregat das überflüssige Wasser auf; zu demselben Behufe sind fünf unterirdische Gänge mit elliptischen Gewölben durch die Berge gezogen worden; wenn der Canal wieder ans Tageslicht kommt, so dehnt er sich über verschiedne Gießbäche hinüber, und hat 45 gewöhnliche und 15 Aquäductbrücken. Ein Aufseher muß dafür sorgen, daß jedweder Eigenthümer zur bestimmten Zeit das ihm zukommende Wasser und nicht mehr erhalte; seine Wohnung, ein schönes und großes Haus, ruht auf einem Damm mit Schutzbretern, die aufs leichteste geöffnet werden können. Die Kosten der bisher ausgeführten Arbeiten haben sich auf 800,000 Franken belaufen. Ein zweiter Canal soll auf dem rechten Ufer des Flusses angelegt werden.

Das große Manresathal, das 250 Toisen höher liegt, als die Meeresfläche, hat auch seinen Canal, der aber schon so alt ist, daß die Bewohner die Anlegung desselben, wiewohl fälschlich, Sertorius zuschreiben. Vom Llobregat geht das Canalbette aus, wendet sich längs der Hügel des Thales, macht dieselben zum Gedeihen von allerlei Pflanzungen tauglich und hört zu Manresa im Flusse Cardener auf; Getreide, Hanf, Flachs, Gemüße wachsen an den Ufern des Canals, Weinstöcke und Oelbäume auf dem Abhange; von diesen Gefilden werden Manresas Leinwandfabriken mit dem nöthigen Material versehen. Die Stadt enthält 1190 Weberstühle zu Leinwand und Taffet, 238 Stühle zum Bandwirken, eine Kattunfabrik, eine Pulvermühle und drei Mahlmühlen.

In der Ebene Tarragonas muß wiederum ein kleiner Fluß, der Francoli, sein Wasser zur Befruchtung einer großen Strecke Landes hergeben; auf beiden Seiten gehen eine Menge kleiner Graben landeinwärts, außerdem werden zwei Canäle aus demselben angefüllt, um die Huerta oder die tieferliegenden Felder zu bewässern; auch Eisenhämmer und Papiermühlen werden durch den Fluß in Bewegung gesetzt. Zu Tarragona besteht ein Gremio oder eine Bauerninnung, wozu über 500 Mitglieder gehören; da die Regierung das Versammeln einer so beträchtlichen Menge wahrscheinlich vermeiden will, so muß ein Ausschuß von 30 Mitgliedern die Angelegenheiten des Vereins besorgen; sogar die Mitglieder des Ausschusses und die Innungsbeamten werden nicht von der Gemeinde, sondern von dem Ausschusse selbst jährlich gewählt und erneuert. Am Sonntage nach dem Feste des heiligen Laurentius, des Patrons der Innung, versammeln sich die Dreißiger, um zu den Wahlen zu schreiten; die Beamten nehmen sie nur aus ihrer Mitte, ungefähr wie es mehrere große und kleine Räthe in der Schweiz mit allen wichtigen Staatsämtern zu machen pflegen. Die Honoratiores der tarragoner Bauerninnung sind: das Oberhaupt, die Maßvertheiler, der Empfänger und die Altmänner; alle diese Stellen werden unentgeldlich versehen. Jedweder Bauer zahlt als jährlichen Beitrag eine Siecetta (ungefähr 6 ggr.) zur Besoldung zweier Celadores oder Wasserwächter, deren Ernennung sich der Stadtgouverneur zugeeignet hat; der Ausschuß kann blos drei Candidaten vorschlagen. Hier thut offenbar die Obrigkeit einen Eingriff in das Privatunternehmen der Bauern. Sonst soll der Erzbischof von Tarragona das Ernennungsrecht an sich gerissen haben. Uebrigens scheinen diese Celadores wichtige Leute zu seyn, gerade weil sie ein Element zu bewachen haben, wornach jedweder trachtet; sie sind bewaffnet, manchmal von zwei Soldaten begleitet und rufen im Nothfalle die Hülfe der Alcaldes an. Man sieht daraus, wie schwer das Wasser zu Tarragona zu bewachen seyn muß.

Der überall in Spanien sich äußernde Einfluß der Geistlichkeit zeigt sich sogar bei dieser Canalinnung; es wird nämlich den Mitgliedern in ihren Statuten das Beiwohnen bei gewissen Kirchenfesten zur scharfen Pflicht gemacht. Zu

Digitized by Google

Berathschlagungen über ihre Angelegenheiten sollen sich die Bauern nicht versammeln, wohl aber zum Beten und Singen!

Vom Capo de Tarragona bis zum Ebro herrscht eine traurige Einöde. Um Tortosa wäre ein Canal sehr nothwendig; der Verf. zeigt, wie derselbe beschaffen seyn müßte. Der Minister Florida blanca wollte einen anlegen, um den natürlichen Hafen zu Alfaques zu benutzen, da die Mündung des Ebro immer mehr und mehr versandet; allein, wenn unter der alten Regierung Spaniens ein thätiger Minister etwas unternahm, so ließ ein träger oder eifersüchtiger Nachfolger es wieder vergehen. Die Ebene um Urgel sollte in der letzten Zeit durch eine Ableitung des Segre- und des Noguera-flusses bewässert werden. Der Canal, ob zwar blos angefangen, hat schon den Namen San Carlos bekommen; allein bei den jetzigen Kriegsumständen, welche das nördliche Spanien auf lange Zeit in Armuth stürzen werden, wird die Fortsetzung des Canals schwerlich Statt haben. Jaubert de Passa sagt vorher, was für ein paradiesisches Gefilde aus der Ebene werden wird; ach, wenn Catalonien anstatt eines neuen Canals nur erst wieder Ruhe bekäme! Uebrigens hatten die Mauren schon vier Canäle aus der Segre abgeleitet.

Minder trocken wird der Inhalt des Buches da, wo der Verfasser nach Valencia übergeht. Beim Eintritt ins Königreich Valencia erblickt man zwar eben solche traurige Einöden, wie beim Ausgange aus Catalonien. Die Ufer der Cenia, welche die beiden Provinzen von einander scheidet, besteht aus ungeheuern Schichten von Puddingstein, welche unaufhörlich vom Meere bespült und angegriffen werden; allein zu Vinaroz und Benicarlo hat man durch diese harten Schichten Brunnen gegraben; Norias und lange, ausgemauerte Rinnen leiten das Wasser über ein, nur etliche Zoll tiefes Erdreich, und befruchten es dergestalt, daß es alle Gartengewächse, Korn und die schmackhaftesten Früchte hervorbringt, indeß die Anhöhen neben diesen beiden Orten und die andre Seite der Gebirge mit Weinreben, Oel- und Johannisbrotbäumen prangen. Die Weinberge sind hier so ergibig, daß sie, außer dem Hausbedarf der Einwohner, noch 400,000 Centares Wein zum Versenden liefern, wodurch jährlich eine Million Franken ins Land gebracht wird.

Oropesa und Palma haben wieder das Ansehn von Wüsteneien; dagegen besitzt die Ebene, worin Castellon de la Plana liegt, einen, alles belebenden und befruchtenden Canal, dessen Wasser aus dem Mijares abgeleitet wird, und um welchen eine Volksmenge von 30,000 Seelen das Land schön und fleißig bebaut. Dieser Canal ist wiederum ein Werk der Mauren. Neben der Brücke zu Villareal ist neben den Puddingfelsen ein großes Behälter angebracht, um erstlich das Wasser des Mijares darin zu sammeln; aus diesem Behälter wird es vermittelst eines unterirdischen Ganges durch die Felsen geleitet. Am Ausgange bot der reißende Waldstrom Sadinda ein großes Hinderniß dar; denn wie sollte man den Canal über diesen, oft sehr anschwellenden Bach leiten? Hier haben die Mauren ein erstaunungswürdiges Denkmal ihrer Kunst angebracht. Ueber einen Abhang fließt das Wasser in ein andres unterirdisches Gewölbe hinein, das in Gestalt eines Hebers unter dem Strom hingeht; in einiger Entfernung schießt es mit Gewalt wieder hervor. Dieser unterirdische Heber scheint in den Felsen eingehauen und durch eine Bekleidung von Mauerwerk geschützt zu seyn. Untersucht hat ihn Niemand, denn er ist immer voller Wasser, und bisher hat er noch nie einer Ausbesserung bedurft. Das Wasser fließt dann regelmäßig weiter, ohne irgend eine Verheerung anzurichten, bis zum Partidor, einem schön gebauten Hause des Aufsehers, in welchem die Schleußen- und Schutzthüren angebracht sind, um das Wasser zwischen die Gemeinden Castellon und Almazora zu vertheilen. Erst im Jahre 1818 bekam erstere nach langen Mißbräuchen und nach oft wiederholtem Ansuchen, wie es in Spanien üblich war, die Erlaubniß, ein Gremio zu bilden, wozu es unter einer freien Regierung nicht einmal einer Erlaubniß bedurft hätte. Seitdem hat das Wasserstehlen und das heimliche und öffentliche Ableiten desselben aufgehört. Eine Junta oder ein Ausschuß von vierundzwanzig Bauern leitet die Angelegenheiten des Gremio; ein Drittel dieses Ausschusses wird ein Jahrlang mit der Wasser- und Landpolizei beauftragt. Zuvor kamen jährlich über 1200 Wasservergehensfälle vor Gericht; im Jahre 1819 wurden deren nur 150 vorgebracht; so daß die Errichtung der Gremios, die als Assecuranzgesellschaften gegen Wassermangel betrachtet werden können, den Bauern nicht allein den nöthigen Schutz verschaffen, sondern auch die Anzahl der Vergehen vermindern, und folglich auf die Moralität der Bewohner der Gegend einen heilsamen Einfluß ausübt; ein abermaliger Beweis des großen Nutzens des bürgerlichen Associationsgeistes!

Aber auch hier hat die Regierung Hand mit im Spiele haben wollen. Zufolge der Statuten, die sie dem Gremio aufgelegt hat, muß zum Präsidenten des Ausschusses der Stadtcorregidor, oder in dessen Ermangelung, der Alcade major genommen werden. Der Ausschuß wählt sechs Deputirte, welche die Wege und die Acequias oder Wasserleitungen untersuchen und dafür sorgen müssen, daß es den Bauern des Vereins nicht an Korn zur Einsaat mangele. Durch eine leichte Beisteuer der Mitglieder des Gremio soll eine Hülfscasse errichtet werden, damit man den Aermern Ackergeräthe und sonstige zum Landbau erforderliche Sachen vorschießen und sie dadurch verhindern könne, sich durch erschwerendes Borgen zu Grunde zu richten. Jaubert de Passa versichert, daß diese Anstalt das Wohl der Bewohner schon sichtbar befördere; er stellt sie als Muster einer Versicherungsgesellschaft unter Landleuten auf, und gibt deshalb den ganzen Inhalt ihrer Statuten, die allerdings Nachahmung verdienen, vorausgesetzt, daß sich die Aengstlichkeit der Regierungen der Errichtung und Entwickelung derselben nicht widersetze.

Nun gelangt der Verf. an den schönsten und am besten bebauten Theil der Halbinsel, nämlich an die durch den Guadalaviar bewässerte Ebene von Valencia. „Alle Reisende, die sie besucht, alle Schriftsteller, die sie beschrieben haben," sagt er, „stellen uns die Ebene von Valencia als einen unermeßlichen Garten dar, welcher die mannichfaltigsten Producte liefert und alle Arten von Landbau aufweiset; was aber bei diesem üppigen Landbau und in diesem, von einigen Dichtern des Landes als ein Paradies geschilderten Garten am meisten die Aufmerksamkeit der Oekonomen verdient, ist das vortreffliche Bewässerungssystem, das schon Jahrhunderte lang besteht, ohne die geringste Veränderung zu erleiden; einfache Gesetze und alte Gebräuche bestimmen hier alle Arbeiten; erfahrne Aufseher betreiben alle Angelegenheiten und sorgen für alle Bedürfnisse, und unbestechliche Richter, die aus der Reihe der Mitinteressenten gezogen werden, verordnen, bestrafen, oder sprechen los, und zwar ohne Widerruf."

Seit dem neunten Jahrhunderte soll hier zum Behufe des Ackerbaues am Bewässern gearbeitet worden seyn. Die Mauren haben in dieser Hinsicht nichts versäumt, sondern den Guadalaviar dergestalt benutzt, daß von Ademaz, an der Grenze Arragoniens, bis an die Ebene von Valencia, 31 Canäle an demselben angelegt worden sind. Hiervon beschreibt Jaubert de Passa die vorzüglichsten, besonders den königl. Canal von Moncada, welcher das linke Ufergebiet des Guadalaviar von Paterna bis zu den Lagunen Murviedros bewässert; an diesem Werke besonders hat er, wie er versichert, den verständigen Kunstfleiß der Mauren, und an den

deshalb bestehenden alten Verordnungen die Nützlichkeit der gesellschaftlichen Vereine und die alte Einfalt und Weisheit der Bewohner bewundern können. Sie haben seit vielen Jahrhunderten Statuten und Gebräuche, die in einem sogenannten schwarzen Buche verzeichnet sind; dieses wird bei allen Streitigkeiten über Wasserangelegenheiten zu Rathe gezogen. Als es dem gebieterischen König Philipp V. im J. 1705 einfiel, die Rechte oder Fueros der Valencianer zu zernichten und sie den castilischen Gesetzen zu unterwerfen, so war den Bauern sehr bange dafür, daß auch ihr schwarzes Buch dieses Schicksal erleiden müsse; aber glücklicherweise fanden die Ackerbau- und Wasserleitungsstatuten Gnade vor dem erbosten Könige. Freilich ist das Demokratische bei diesem Vereine schon längst unter dem monarchischen Einflusse erstickt; die Versammlung der an der Bewässerung theilnehmenden Bauern hat fast gar keine Rechte mehr; königl. Beamten, nämlich die zwölf ersten Regidores der Städte und Dörfer, sind die Repräsentanten des Vereins; diese zwölf Syndici haben alle Vollmacht, schlichten die Streitigkeiten und ernennen den Cequiero real, oder königl. Wasservertheiler, so wie auch die Vehedores oder Aufseher, und den Schreiber oder Secretair (Fiel de fechos). Bei diesem Canale bekommen alle angestellten Personen Diäten, wenn sie in Amtsverrichtung sind, wiewohl diese Diäten freilich sehr mäßig ausfallen. Jedwede Gemeinde hat eine Junta, welche dem Rathe der Syndici untergeordnet ist. Der Cequiero real entscheidet in erster Instanz; von diesem kann man an den Syndicalrath appelliren.

Von dem Canale gehen eine Menge ausgemauerter, offener und unterirdischer Ableitungen auf die Felder hin; die Breite der Ableitungen ist genau bestimmt, damit jedweder Eigenthümer nicht mehr Zufluß bekomme, als ihm nach der Größe seiner Felder gebührt. Boqueras heißen die gewöhnlichen viereckigen, mit einem Schutzbrete versehnen Seitencanäle, Filas oder Rolls die bloßen Rinnen. Der Boqueras gibt es 224; der Rolls oder Filas eine unzählige Menge; 24 Weiler und Dörfer und zehn Mühlen benutzen das Canalwasser und müssen dafür eine Steuer bezahlen, die sich auf 15 Reales für jedwede Joveda Landes beläuft. Jedwede Gemeinde hat ihren Untercequiero, der für die Erhaltung der auf ihrem Gebiete befindlichen Ableitungen zu sorgen hat, polizeiliche Rechte ausübt, die Steuer erhebt und dem Syndicalrath Rechenschaft ablegt. Der Cequiero real, die Hauptperson bei dem ganzen Bewässerungswesen, ernennt zwei Stellvertreter, den Canacequies und drei Wächter, die aber vom Rathe müssen bestätigt werden; er läßt sich bei Uebertretungsfällen Geldbußen zahlen, muß aber selbst Strafe erlegen, wenn durch seine Nachlässigkeit die Landeigenthümer nicht die Quantität Wasser bekommen, wozu sie berechtigt sind; bei großer Dürre muß er die Rationen verhältnißmäßig vermindern, wobei aber wohl mancher Unterschleif vorfallen mag, wenn er nicht ganz redlich ist. Königliche Gerichte dürfen sich nicht mit den Streitigkeiten wegen Wasserangelegenheiten abgeben; diese müssen lediglich von den Beamten des Gremio geschlichtet werden. Ein besondrer Advocat ist mit den vielfältigen, hierhin gehörigen Geschäften beauftragt, und erwirbt sich dadurch viel Ansehn und Geld; weshalb dieses Amt auch sehr nachgesucht wird. (Der Beschluß folgt)

## Süddeutsche Buchhändlermesse in Nürnberg.

Eine Reise des unlängst verstorbenen Generalsecretair v. Schlichtegroll zu München, über Nürnberg nach Sachsen, hatte den Endzweck, einen von ihm ausgesonnenen Plan zu einer Buchhändlermesse zu Nürnberg in Vollzug zu bringen. Die Erklärungen der Nürnberger Buchhändler hierauf fielen etwas unbestimmt und schüchtern aus; sie glaubten sich höchstens zu einer allgemeinen Commissions-Niederlage zum Besten der norddeutschen Buchhändler verstehen zu können, sofern der Staat dazu ein Local hergeben, Mauthfreiheit und geminderte Postsätze gestatten wolle. Ob sich daraus mit der Zeit eine Messe, die selbst in Leipzig nur identisch und mehr nur für das Geschäft der Abrechnung bestehe, ergeben dürfte, müsse man erwarten. Bedenklich wäre es aber, mit diesem Namen ein Schisma in die leisen Verhältnisse des jetzigen Buchhandels einzuführen. Um auch den Kronprinzen, der sich sonst für die deutsche Literatur noch nicht besonders interessirt, für den Plan zu gewinnen, wurde dieser auch auf eine altdeutsche Malerschule, ferner auf ein angeblich polytechnisches Institut (dem Namen nach, so wie sich jetzt die Guckkasten Panoramen nennen) und endlich, wornach Herr von Schlichtegroll besonders zu greifen schien, auf eine allgemeine süddeutsche Literatur-Zeitung (eventuell auf Staats- oder akademische Kosten) ausgedehnt. Da diese süddeutschen Literatur-Zeitungen bisher annoch zu Grabe gegangen, und nur die katholische Felderische, jetzt Mastiaurische Literatur-Zeitung siegreich bestanden hat; so müßte man freilich anheimstellen, was das übrige Deutschland an einer solchen, allenfalls mit Mastiaux alliirten jesuitischen Literatur-Zeitung von Baiern gewinnen wird. Was aber auch die projectirte Nürnberger Buchhändlermesse, abgesehen von allen commerciellen Misgriffen dieses Plans, betrifft; so steht derselben entgegen:

1) Die baierische Mauthverfassung, die alle brochirten und gebundenen Bücher sogleich mit hohen Eingangszöllen belegt, auch alle Ballen der eingebundenen Bücher, je nachdem es ihr gutdünkt, visitiren, und Bücher, die ihr als verboten notirt worden sind, herausnehmen darf, um sie nach München zu senden.

2) Die Postverfassung, die an sich sehr hohe Taxen hat, in einem großen Theil von Norddeutschland gar nicht frankiren läßt, auch keine Sendungen der Kataloge, Anzeigen, Probebogen über Band annimmt.

3) Die Censur, welche die Buchhändler unter beständiger Androhung des Concessionsverlusts in bleibender Furcht erhält, und nicht einmal die Anzeige eines fremden Buchs oder die Aufnahme des Titels in die Bücherkataloge ohne vorhergegangene Polizei-Approbation zuläßt, versteht sich alles im Stillen, und unter äußerlicher, höchst anständiger Beobachtung des sehr freien Censur-Edicts. Die auf diese Art in Baiern verbotenen Bücher können jetzt schon einen ziemlich ansehnlichen Katalog bilden, davon Hr. v. Hornthal ein Muster auf dem Landtag vorlegen wollen, wozu ihm aber, wie es scheint, keine schickliche Gelegenheit geworden.

4) Das baierische Concordat, welches Art. XIII besagt: „Wenn die Erzbischöfe und Bischöfe der Regierung Anzeige erstatten, daß Bücher in dem Königreiche gedruckt oder eingeführt worden seyen, deren Inhalt dem Glauben, den guten Sitten oder der Kirchenzucht zuwider ist; so wird dieselbe Sorgen tragen, daß deren Verbreitung in der gesetzlichen Weise verhindert werde;" ein Artikel, worin der Regierung nicht einmal eine vorläufige Untersuchung und Würdigung der Beschwerden, sondern lediglich die von geistlicher Hand aufgerufene Execution vorbehalten ist. Wie könnte sich also das übrige Süddeutschland, besonders das protestantische, auf eine baierische Büchermesse einlassen, worauf man alsbald einen Legatum Apostolorum würde präsidiren sehen? — Hr. v. Schlichtegroll ruht jetzt in Frieden; hoffentlich auch dieser Plan mit ihm.

82.

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 170.

23. Juli 1823.

## Collection des Mémoires sur l'art dramatique.

Unter diesem Titel erscheint seit vorigem Jahre in Paris eine Sammlung von Darstellungen des Lebens und künstlerischen Wirkens berühmter dramatischer Dichter, Schauspieler und Schauspielerinnen Frankreichs, Englands, Italiens und Deutschlands, die sowohl durch die Reichhaltigkeit der Notizen über den Standpunct der Kunst, als durch die Aufschlüsse, welche man über das Privatleben und die bürgerlichen Verhältnisse der dargestellten Personen, zum Theil von ihnen selbst, in der beliebten Form der französischen Memoiren, erhält, meist höchst interessant sind.

Als Herausgeber dieser Sammlung, von der bis jetzt drei Lieferungen, jede aus zwei ziemlich starken Octavbänden bestehend, ins Publicum gekommen sind, nennen sich die Herren Andrieux, Barriere, Felix Bodin, Despreß, Evariste Dumoulin, Düssault, Etienne, Merle, Moreau, Dury, Picard, Talma, Thiers und Leon Thiessé, welche zum Theil als Uebersetzer, zum Theil als eigentliche Herausgeber der einzelnen, hier mitgetheilten Memoiren auftreten.

In der ersten Lieferung finden wir nun gleich das Leben zweier berühmter Schauspielerinnen, der Demoiselle Clairon und der Mistriß Bellamy, welcher letzterer selbstgeschriebene Memoiren zwei Bände (die halbe erste und halbe dritte Lieferung) ausmachen. Eine gedrängte Lebensskizze dieser einstigen Zierde des Coventgardentheaters ist vielleicht unsern Lesern nicht unwillkommen.

Mistriß Bellamy war die uneheliche Tochter des Lord Tyrawley, eines zu seiner Zeit durch seinen Charakter und seine Talente ausgezeichneten Mannes, und einer Miß Seal, deren Vater einst ein wohlhabender Quäker gewesen, der aber durch Schuld ihrer Mutter in Armuth gerathen und von Marlboroughs Schwester, der berühmten Arabella Curchill, erzogen worden war, später aber zum Theater ging.

Die Anhänglichkeit, welche die junge Bellamy an ihre Mutter bezeigte, von welcher Lord Tyrawley das Kind hatte geglaubt trennen zu müssen, als er erst nach Lissabon, dann nach Petersburg als Gesandter ging, machte, daß er später von ihr die Hand abzog, und so kam es, daß sie, auf den Rath einiger Freunde und besonders auf das Zureden des damaligen Directors des Coventgardentheaters, im vierzehnten Jahre die Bühne in der Rolle der Monimia in dem Ottwayschen Trauerspiel: Die Waise, zum erstenmal betrat.

Der berühmte James Quin war damals das erste Mitglied dieses Theaters und übte gleichsam auf demselben über alle andre Schauspieler und selbst über die Direction eine unumschränkte Herrschaft aus. Die junge Bellamy fand erst, ihm vorgestellt, seinen Beifall durchaus nicht; aber kaum hatte er sie auf dem Theater gesehen, so wurde er ihr wärmster, väterlicher Freund, und seinem und seiner Freunde geistreichen Umgange verdankte sie einen großen Theil ihrer Ausbildung.

Eine Schaar von Anbetern belagerte von nun an die junge, in Ruf gekommene Künstlerin, und ein vornehmer Wüstling hatte die Frechheit, sie, gegen ihren Willen, aus dem Hause einer Freundin, bei welcher sie sich eben befand, zu entführen. Ihre Angehörigen, wähnend, es sey mit ihrer Einwilligung geschehen, entzogen ihr jede Hülfe; Gram und Schreck warfen das arme Mädchen aufs Krankenbette, wo nur die menschenfreundliche Sorgfalt fremder Menschen sie vom Tode rettete; sie geht darauf aufs Land zu entfernten, zur Secte der Quäker gehörigen Verwandten, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Endlich erscheint sie wieder auf den Bretern, um neue Triumphe in der Kunst, aber auch neue Anfechtungen zu erleben.

Jung, lebhaft und ohne Stütze, wie sie ist — denn ihre Mutter hat sich nach einem ziemlich abenteuervollen Leben in die Arme der Frömmelei geworfen und kommt fast gar nicht mehr zum Vorschein — mußte sie endlich straucheln, und George Metham, der Sprößling einer vornehmen Familie, trägt den Preis ihrer Liebe davon. Sie gebiert ihm einen Sohn, sieht sich jedoch durch die ungebändigten Leidenschaften ihres Liebhabers bald veranlaßt, mit ihm zu brechen, und wird nun die Beute eines listigen und eigennützigen Menschen, John Calcraft, der sie mit glänzenden Aussichten zu locken versteht, um sie hinterdrein aufs schändlichste zu bevortheilen.

Eine Zeit lang jedoch lebte sie mit diesem Manne ein äußerlich ungemein glänzendes Leben. Ihr Haus

Digitized by Google

ward zum Sammelplatz der ausgezeichnetsten Köpfe Englands, in ihren Salon finden sich Staatsmänner, Gelehrte und Künstler vom ersten Range ein, und die wichtigsten Interessen der Gesellschaft hört man an der Tafel einer Schauspielerin verhandeln, die selbst den Pufendorff und Grotius studirt, um ihre Kenntnisse auch in einem der wirklichen Welt sonst so fremden Felde des Wissens zu erweitern. Aber leider sinkt Mistriß Bellamy durch den Aufwand, welcher in Folge eines solchen Lebens gemacht werden muß, in eine tiefe Schuldenlast, während Calcraft, dem sie durch ihren Einfluß die Geschäftsagentur für mehrere, gerade auswärts sich befindende Stabsofficiere verschafft, und für dessen Verwandte sie auf jede Weise Sorge trägt, nur darauf denkt, sein Vermögen zu vergrößern und nichts zu thun unterläßt, um die getäuschte Geliebte über die Unedelheit seiner Gesinnungen außer Zweifel zu setzen. So naht sich denn endlich der Zeitpunct, wo sie, ganz im Klaren über ihn, sich zum Erstaunen der Hauptstadt, die sie mit ihm wirklich vermählt glaubt, entschließt, Calcraft zu verlassen und durch Sparsamkeit und ein eingezogenes Leben so viel zu erübrigen, um ihre Gläubiger befriedigen zu können. Leider lassen Lebhaftigkeit des Temperaments, Zerstreuungen und Schmeicheleien die noch immer reizende und bewunderte Frau diese guten Vorsätze nur halb ausführen. Sie trennt sich zwar von Calcraft; aber mit dem eingezogenen Leben dauert es nur kurze Zeit. Schlechtigkeit und Unglück vereinigen sich, um ihre Lage mislicher zu machen, und so sehen wir denn die gefeierte Künstlerin, um deren Gunst und Freundschaft sich noch wenige Jahre vorher die Ausgezeichnetesten der Nation bewarben, verlassen von allen, der Strenge der englischen Gesetze gegen Schuldner, den Brutalitäten einer habgierigen Wuchrerschaar, den Chicanen der Theaterdirection und dem mitleidigen und höhnischen Achselzucken der Welt zu einer Zeit blosgestellt, wo das herannahende Alter ohnedem den Schmelz des Frohsinns vom Leben abzustreifen pflegt. Jetzt tritt eine Periode der Verzweiflung ein, wo sie im Begriff steht, Hand an ihr eignes Leben zu legen; aber der schönste Zug ihres Herzens, die edelste Leidenschaft, welche ihre Seele stets belebte, der Drang wohlzuthun, hält die Unglückliche, wie ein rettender Genius, noch am Rande des Abgrunds zurück. Sie kennt eine noch Unglücklichere wie sie, eine Mutter, und entschließt sich, zu leben, damit diese nicht ohne Stütze ist. Vergessen vom Publicum, dessen Liebling sie war, sucht sie ihr Andenken durch die Herausgabe ihrer Memoiren wieder zu beleben, und wirklich gelingt es ihr auch, die Aufmerksamkeit der wandelbaren Menge noch einmal zu fesseln. Die Memoiren finden reißenden Abgang, vier Auflagen erscheinen schnell auf einander, und der Zustand der Verfasserin gewinnt dadurch ein weniger trauriges Ansehen. Doch ganz vermag sie sich nicht aus der Verlegenheit herauszuarbeiten, die ihr Daseyn zerdrückt. Bis an ihr Ende muß sie mit den grausamen Sorgen wegen einer Schaar Gläubiger kämpfen, die ihr, gleich den Harpyen, jeden Genuß verderben, und selbst eine reiche Erbschaft, welche ihr durch Freundschaft und Gewogenheit zugedacht war, wird ihr durch die Felonie eines nichtswürdigen Menschen entrissen. Hiermit noch nicht zufrieden, bestürmt das Geschick, sie im Alter bestrafend für den Leichtsinn der Jugend, auch noch von einer andern Seite die Unglückliche. Mutter mehrerer Kinder, hat sie den Schmerz, einen wohlgerathenen Sohn durch den Tod in Indien zu verlieren; während eine abscheuliche und entartete Tochter ihr Gram in Menge bereitet, und ein andrer Sohn durch seinen Leichtsinn und seine Unordnungen das Mutterherz betrübt; und so sieht man denn eine Frau von seltnen Eigenschaften des Charakters und von seltnem Talent, die lange ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides ihrer Zeitgenossen war, auf eine Art enden, die sie zum Gegenstand des Mitleids macht, blos weil sie, hingerissen von der Lebhaftigkeit ihres Charakters, in den Tagen des Glücks zu wenig auf die Stimme ruhiger Ueberlegung und kalter Vernunft hörte. Eine große Lehre, die aber, wie die Geschichte der gesammten Menschheit, so gut wie die Einzelner, zeigt, nur zu oft vergessen wird.

Ein minder niederschlagendes, jedoch in vielen Zügen ähnliches Bild gewährt die Lectüre der Memoiren der französischen Schauspielerin Clairon, von der wir nur im Allgemeinen berichten wollen, daß sie, von dunkler und niedrer Herkunft, das Unglück hatte, eine Mutter zu besitzen, deren Schlechtigkeit manche Verirrung der Tochter nach sich zog, die gleichfalls, wie Mistriß Bellamy, in der Glanzperiode ihres Lebens einen Hof der reichsten und ausgezeichnetsten Männer um sich sah, jedoch nicht im Alter wie die Engländerin in Elend versank, obschon sich auch um diese Zeit ihre Finanzumstände nicht sehr zum Vortheil geändert hatten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Voyage en Espagne etc. par M. Jaubert.

(Beschluß aus Nr. 169.)

Auf dem rechten Ufer des Guadalaviar ist der Quartcanal ausgegraben, welcher das weitläufige Gebiet von Quart und Manisses zu bewässern hat, und sich durch den obern Theil der Ebene von Valencia hindurchzieht, von dem Felsenrücken Rivarrojas an bis zu dem Waldbach Catarroja; sein Behälter oder Azud befindet sich in der Nähe des Behälters vom Moncadacanale, und ist mit derselben Dauerhaftigkeit und Sorgfalt angelegt. Ein Wald von Oel- und Johannisbrotbäumen beschattet die Ufer desselben. Auch hier haben Verordnungen die Theilung des Wassers bestimmt; sechs Partitors, drei Rolls und kleinere Ableitungen verschaffen den Ländereien überall den nöthigen Zufluß. Eine alte maurische Leitung mit Bögen, die mit Stalaktiten überhangen, wie graue Felsen aussehen, führen das Wasser über einen Hohlweg von Quart nach Manisses hinüber. Auch hier besteht ein Gremio, dem man wenigstens erlaubt, vermuthlich

Digitized by Google

weil die Sache unbedeutend ist, sich alle zwei Jahre am Osterfeste zu vereinigen, um einen Syndicus oder Generalprocurator, einen Condator und Richter und acht Electos zu ernennen; diese machen die gewöhnliche Junta oder den Ausschuß aus; die Casten haben sich dabei ein kleines Vorrecht zu erschleichen gewußt; von den acht Electos muß nämlich die eine Hälfte aus Städtern und die andere Hälfte aus Landleuten bestehen; nun werden als Städter immer zwei Geistliche und drei Adlige erwählt; der Syndicus ist jedoch immer ein Landmann. Jedweden Donnerstag Morgen begibt er sich auf den Domplatz zu Valencia, um, wie weiter unten gesagt werden wird, mit den andern Beamten des Vereins die Wasserstreitigkeiten zu schlichten und den Hülfsbedürftigen eine Wasserration zuzugestehen, wofern es ohne Bevortheilung der andern Interessenten geschehen kann, weshalb er auch stets einen Beheber oder Inspector zu Rathe ziehen muß. Eine unrechtmäßige Freigebigkeit, in Hinsicht des Wassers, muß er mit Geldstrafe büßen. Die an den Wasserleitungen vorzunehmenden Arbeiten, und die Einnahme der Beiträge werden von dem Vereine verpachtet. Sehr umständliche Statuten verurtheilen die zur ungebührlichen Zeit Bewässernden zu Geldstrafen; sogar das Sammeln des durch die Uferritzen seitwärts abfließenden Canalwassers ist verboten. Der Verf. gesteht zwar, daß 176 Vorschriften (soviel enthält das Reglement) etwas lästig seyn müssen, versichert aber, sich an Ort und Stelle überzeugt zu haben, daß manche den Fremden unbedeutend scheinende Dinge dort sehr erheblich werden, und daß die Landbewohner sich gern und seit undenklichen Zeiten nach den vielen Vorschriften fügen. Jedoch will er einige Misbräuche eben so wenig läugnen als die Nothwendigkeit, mit den Statuten Verbesserungen vorzunehmen.

Die andern Ableitungen des Guadalaviar, als der Tormos-, Mislata-, Mestalla-, Favara-, Rascaña-, Rovella-Canal, haben jedweder ein Gremio und besondere Statuten, die der Verf. alle einzeln anführt, und welche den ersten Band beschließen. Im zweiten Bande wird zuerst eine geschichtliche Beschreibung des Alciracanals gegeben, eine der schönsten Wasserleitungen, die je zur Bewässerung der Ländereien angelegt worden sind, wie der Verf. versichert. Sie nimmt das Wasser aus dem Xucar auf, durchschneidet und befruchtet das zwischen dem Albuferasee, der reizenden Huerta de Valencia, dem Carletgebirge, den Anhöhen von Quart und dem Xucarflusse gelegene Gebiet. Das Azud oder Behälter liegt im Thaldorfe Antella, zwischen zwei Bergen, durch deren Zwischenraum das Wasser beim Abfließen sich durchdrängen muß. Ein ungeheurer, mit dem Strome einen schiefen Winkel bildender Damm, der noch mit Quadersteinen bekleidet werden soll, zwingt das Wasser, gegen das linke Ufer hinzuströmen; hier sind vier starke Schleußen angebracht, nebst der Casetta oder Wohnung des Aufsehers, der vermittelst Schrauben die Schutzbreter heben und das Wasser, nach Maßgabe der Bedürfnisse, in den Canal kann fließen lassen. Da das Wasser mit großer Kraft herabfließt, so sind die Ufer durch sehr dickes Mauerwerk gegen seine Gewalt geschützt; es strömt in solcher Fülle herab, daß das Bette einem Flußbette ähnlich sieht, und man, wenn keine unterirdischen Gänge da wären, darin schiffen könnte. Anfangs bleibt der Canal in der Nähe des Flusses; dann wendet er sich nach der Anhöhe von Alcudia, durchkreuzt die Madrider Landstraße, fließt längs der Carrizales oder dürren Ländereien dieser Gegend nach Algemesis fruchtbaren Gefilden zu, überschreitet den gefährlichen Barrancostrom und gelangt mit seinem übrigen Wasser bis ans Ufer des Catarrochastromes, nachdem er die Gebiete von Alginet, Benifayó, Almusafas, Silla, Alcocer, Albal u. a. durchschnitten hat. Auf dieser langen Strecke hat die Kunst oft der Natur entgegenarbeiten müssen. Unterirdische Gänge haben müssen angebracht, Felsen ausgehauen, Ufer ausgemauert, Bergströme untergraben oder überschritten werden. Jaubert de Passa hat 102 größere und kleinere Mauerwerke gezählt; einige sind mit gewisser Pracht errichtet worden, und doch ist dieser Canal blos zum Bewässern angelegt! Daher auch der Verfasser mit Recht bemerkt, daß Frankreich, seiner großen Unternehmungen ungeachtet, noch nicht einmal ahnet, wie vortreffliche Einrichtungen man für den Landbau treffen könne. Die Seitencanäle, deren Größe mit vieler Genauigkeit bestimmt ist, werden vermittelst Schrauben zugeschlossen, über welchen ein kleines Wachthaus steht, und zu solch einem Wachthäuschen hat nur der Aufseher den Schlüssel.

Die Wichtigkeit dieser Wasserleitung läßt schon vermuthen, daß sich die spanische Regierung zu der Zeit ihrer Eigenmacht hat mit derselben abgeben wollen. Lange hatten die alten maurischen Statuten als Gesetz gegolten, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Herzog v. Hijar sich erbot, den Canal fortsetzen zu lassen, wofern man ihm die Aufsicht und die Steuern abträte. Das wurde bewilligt. Nun ward ein königlicher Richter hingeschickt; das Gemeindewesen hörte auf; die Landleute murrten, lehnten sich gegen das eigenmächtige Verfahren des Richters auf; Klagen über Klagen wurden an die Regierung geschickt: diese bestand aber darauf, in ihrem Einschreiten fortfahren zu wollen, und ertheilte dem Richter noch größere Gewalt als zuvor. Zwar behielt die Municipalbehörde von Alcira und Algemesis das Recht, die Aufseher zu wählen; allein die ganze Verwaltung ist dem königlichen Richter anheimgefallen; das alte Archiv des Vereins ist nach Valencia geschleppt und zu dem Domainenarchiv geschlagen worden, wo es Jaubert de Passa untersucht hat. Wahrscheinlich haben seit der Verfassung vom J. 1812 die Landleute die Wiederherstellung ihrer alten Rechte erlangt, die ihnen gewiß nicht von den Cortes werden vorenthalten werden, wobei jedoch die Vergütung der vom Herzoge von Hijar unternommenen Arbeiten wird zu berücksichtigen seyn.

Aus dem Vorhergehenden hat man schließen können, mit welcher Wichtigkeit die Angelegenheit des Bewässerns in der Umgegend Valencias behandelt wird. Um die oben angeführten Einrichtungen nun zu ergänzen, ist seit der Zeit der Mauren eine vortreffliche, in ihrer Art einzige Anstalt vorhanden, nämlich der Acequieroshof, oder das Gericht der Bewässerungsaufseher, eine schöne Frucht des Gemeindewesens; es besteht aus den Syndicis der sieben Canalvereine in der Huerta de Valencia. Da Quart und Manisses zwei Syndici haben, obschon sie nur zu Einem Canale gehören, so ist die Anzahl der Richter acht; alle Donnerstage, von zehn bis eilf Uhr Vormittags, versammeln sich diese Dorfdeputirten unter dem Seitenportal des Seo oder der Kathedralkirche zu Valencia, weshalb die Versammlung auch Cort de la Seo oder der Kathedralhof heißt. Der allgemeinen Sage nach, versammelten sich die maurischen Dorfrichter, als die Kathedralkirche noch eine Moschee war, an demselben Orte. Die bischöflichen Capitularherren müssen den Richtern die nöthigen Bänke herbeischaffen. „Hier bedarf es keiner Wache zur Beschützung der Richter, keiner Pedelle, keiner Sachwalter. Die Zuhörer stehen im Kreise um die Bänke herum; ihr tiefes Stillschweigen beweist, daß die Justiz sich auch ohne Beihülfe der Wache Achtung verschaffen kann. Die Richter, die bisher mit dem Volke vermischt waren, treten hervor und setzen sich auf dieselbe Bank, und alsbald kündigt ein Acequiaaufseher an, dieser oder jener Wasserbenutzer sey vorgeladen; der Beklagte erscheint, und der Aufseher setzt den Beweggrund seiner Anklage auseinander. Nun verhört der Syn-

Digitized by Google

bitus des Canals, an welchem das Vergehen Statt gefunden hat, den Beklagten, untersucht mit ihm die Rechtfertigungsgründe und läßt ihm alle Freiheit zu seiner Vertheidigung. Hält er dann die Sache für hinlänglich erörtert, und fordert kein Richter weitere Auskunft, so legt er sein Gutachten ab; hierauf berathschlagt das Gericht, jedoch ohne Beistimmung des Syndicus, weil dieser gewissermaßen als öffentlicher Kläger angesehen wird; nach gefälltem Urtheile aber wird es von ihm abgekündigt. Mit tiefer Stille wird dasselbe angehört; der Beklagte verneigt sich gegen die Richter und zieht sich zurück, ohne sich die geringste Klage zu erlauben. Er scheint sich stets zu erinnern, daß auch er sich eines Tages auf diese ehrwürdige Bank wird setzen können, und daß das Gesetz, das ihn heute straft, ihn morgen gegen ähnliche Vergehen schützt." — Bleibt ein Beklagter nach dreimaliger Vorladung aus, so wird er einstweilen aus dem Vereine der Wasserbenutzer ausgeschlossen. Alles wird mündlich abgethan, und durch Schreiberei wird hier kein Beklagter zu Grunde gerichtet. Jaubert de Passa kann diese Anstalt nicht genug rühmen und versichert, daß die königliche Regierung sie oft mit Eifersucht betrachtet und, als einen Eingriff in die Königsmacht, umzustoßen versucht hat. Auffallend ist es, daß die Cortes zu Cadix, welche doch die Municipalfreiheit wiederherstellten, im J. 1813 das Acequierosgericht aufheben wollten, weil es mit der neuen Verfassung nicht bestehen könnte, die keine andre Gerichtsbarkeit, als die von und im Namen der Nation ausgehende dulde. Ein Valencianer Deputirter, Don Xavier Borull, vertheidigte bei den Debatten jene Anstalt in einer Rede, welche Jaubert de Passa ganz übersetzt eingerückt hat. Auch wurde die Beibehaltung des Acequierosgerichts wirklich beschlossen.

Der übrige Theil des Jaubert de Passaschen Werkes hängt nicht unmittelbar mit dem Hauptgegenstande zusammen; er enthält nämlich verschiedene Bemerkungen über den Ackerbau und dahin gehörige Polizeiverordnungen. Was er über die Polizei in Betreff des Gassenkothes zu Valencia sagt, verdient seiner Sonderbarkeit wegen hier eine kurze Erwähnung. Der Verf. behauptet in einer Stelle, die Gassen in Valencia könnten nicht wohl gepflastert werden (welches nicht einleuchtet); anderswo gesteht er jedoch, das Nichtpflastern werde von den Fremden sehr getadelt, und er wolle sich des Urtheils darüber enthalten. Genug, die Gassen dieser Stadt sind nur mit Flußsand bedeckt, der aus der Zermalmung der vom Gebirge durch die Ströme fortgerissenen Kalksteine entstanden ist. Dieser Sand nun, der oft begossen und mit allerlei thierischen und vegetabilischen Substanzen vermengt wird, gibt einen außerordentlich befruchtenden Dünger ab und wird daher von den Landleuten sehr gesucht. Aber das Sandentwenden ist in Valencia eben sowohl verboten, als das Wasserstehlen. Nicht Jedermann darf den Gassensand aufheben. Nach den Polizeiverordnungen gehört dazu eine jährliche Erlaubniß, die mit fünf Piastern (6 Thlr. 6 gr.) für jedwedes Zugpferd bezahlt wird; ferner muß für jedweden Karren Kothsand ein Karren Flußsand abgeliefert werden. Ueber die Befolgung dieser Verordnung wird strenge gewacht, und Geldbußen bestrafen die unrechtmäßigen Erheber des schmutzigen Sandes. Der Verfasser versichert, daß für die Landleute dadurch ein großer Vortheil, und für die Städter eine sehr geringe, fast unmerkliche Unbequemlichkeit entsteht; ersteres ist wahrscheinlicher als letzteres; da jedoch bei den Spaniern so manche Unbequemlichkeit jedweder Art zum Nationalgebrauche geworden ist, so kann es seyn, daß ihnen auch das beständige Erheben des Straßensandes wenig zur Last fällt.

Der Flußsand macht im Valencianer Gebiete die Unterlage der dünnen Schichte der vegetabilischen Erde aus, so daß vermittelst eines sonderbaren Verfahrens der unter der Erde hervorgezogene Sand auf den Straßen Valencias dazu bereitet wird, die Erde selbst zu befruchten, die ohne Nutzen auf demselben ruht. Dies und das fleißige Bewässern bringt dann unter dem vortrefflichen Klima die herrliche und üppige Vegetation hervor, welche jeden Reisenden beim ersten Anblick entzückt. Palmen und Oranienbäume, Oelbäume und Weinberge umgeben oder beschatten hier tausend kleine Grundstücke mit niedlichen Hütten, in denen man das irdne Manisser Geschirr mit dem schönen Goldfirniß prangen sieht. Dieses Küchengeschirr gehört auch zu den Eigenheiten des Valencianer Gebietes. Die Zubereitung des Goldfirnisses ist ein Geheimniß der Töpferinnung des kleinen Dorfes Manisses; sie sollen in dem Dorfe dieselbe Gasse bewohnen, welche die maurischen Töpfer, ihre Vorgänger, inne hatten, und bisher alle Anerbieten, in Betreff der Mittheilung ihres geheimen Verfahrens, abgewiesen haben. Also auch dieses noch haben die Spanier den Mauren zu verdanken, die sie unerbittlich verstießen, um sich ihrer schön bebauten Ländereien zu bemächtigen und alles, was sie Nützliches hinterlassen mußten, für sich zu gebrauchen. Das gewaltsame Verstoßen der Mauren ist ein wahrer Schandfleck in der Geschichte Spaniens; und könnten die Cortes das Unrecht ihrer Vorfahren gegen die Abkömmlinge der verstoßenen Mauren wieder gut machen, wofern dergleichen Abkömmlinge noch vorhanden sind, so wäre dadurch eine große Scharte wieder ausgewetzt. Es soll wirklich die Rede davon gewesen seyn; allein bei dem jetzigen traurigen Zustande Spaniens wird der Gedanke daran, wie so mancher andre, auf immerdar auf lange Zeit vergehen.

14.

---

## Miscellen.

Die Mémoires de Jacques Fauvel, (von Picard und Droz) Paris 1823, 4 Bändchen in 12, werden von einem der besten kritischen Pariser Blätter als ein Seitenstück zu Goldsmith's trefflichem Vicar of Wakefield gerühmt.

In London ward vor kurzem dem Collegium der Aerzte ein Herz aus einer Mumie vorgelegt, die man in einem Sarkophag aus Aegypten nach Malta gebracht hatte, wo er geöffnet wurde. Es hatte hierzu der größten Anstrengung mit Hammer und Meisel bedurft. Das Herz war noch in vollkommener Größe und natürlicher Weichheit. Der Sarkophag hatte im Innern eine Menge harziges Wasser, das altem Portwein ähnlich war, und wovon das Collegium eine Probe mit erhielt. Nach Davy's Untersuchung, enthält es hauptsächlich Extractivstoff mit etwas Harz.

Dem Fitz-William-Museum in Cambridge hat Belzoni einen in den Königsgräbern von Theben gefundenen Sarkophag vorgezeigt, der gegen drei Tonnen wog. Das Ganze ist aus einem Granitbloke gehauen, zehn Fuß lang und fünf Fuß breit. Auf der Oberfläche ist das Bildniß des darin ruhenden Fürsten mit ungemeinem Fleiße ausgearbeitet und bis auf die Füße, vollkommen erhalten. Auf jeder Seite sieht man eine weibliche Gestalt in Gesellschaft der Schlange, dem unwandelbaren Symbol aller auf Tod und Grab sich beziehenden ägyptischen Denkmäler. Eine große Schlange umwindet den ganzen Sarkophag. Hieroglyphen ziehen sich längs den Rändern hin, und ist erst die Sprache derselben entdeckt, so werden wir erfahren, welcher Pharao darin liegt.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 171.

24. Juli 1823.

### Adamantios Korai an seine Landsleute.

Es ist eine rührende und erhebende Erscheinung, einen würdigen, von seinem ganzen Volke als einen väterlichen Nestor geehrten Greis am Rande des Grabes von den Seinigen Abschied nehmen zu sehn, und das in dem Augenblicke, wo diese zu neuer Freiheit erwachen und das lange getragene Joch der Barbaren mit kräftiger Hand abwerfen. Wer möchte nicht die Worte hören, welche der Greis in diesem großen Momente zu seinem Volke spricht? — Der Greis ist Adamantios Korai, ein Mann, der der schönsten Zeiten des alten Griechenlandes werth ist und in den Jahren der Erniedrigung seines Volkes sein langes Leben hindurch mit Wort und That, Beispiel und Lehre zur Erweckung, Bildung und Veredlung der Hellenen gewirkt hat, wie Keiner. Die Worte der Ermahnung an seine Landsleute, von denen wir eben gesprochen haben, stehen in der Einleitung zu seiner trefflichen Ausgabe der Politik des Aristoteles, welche den dreizehnten Band der bekannten hellenischen Bibliothek ausmacht und im Jahre 1821 in Paris erschienen ist, und es liegen zwei deutsche Uebersetzungen derselben vor uns, auf die wir durch unsre Anzeige aufmerksam zu machen wünschen. Die eine hat Herr Dr. Carl Iken in Bremen herausgegeben (Vom Alten und Neuen Hellas rc. Leipzig, 1823, 8.) und sie enthält, außer der Rede an die griechische Nation, die Koraischen Prolegomena zur Politik des Aristoteles und Barthelemys Auszug aus derselben — der wohl hier nicht an seiner Stelle ist. Die andre verdanken wir dem gelehrten Johann Kaspar von Orelli, der durch den gegenüberstehenden griechischen Text den Werth seines Buches gesteigert, dagegen aber die Barthelemyschen Zugabe unberücksichtigt gelassen hat. (A. Korais Politische Ermahnungen an die Hellenen. Zürich, 1823. 8.)

*Μία λέξις τοῦ Κοραῆ ἀξίζει πολύ!* Ein Wort von Korai gilt viel! Dieses Motto der Ikenschen Uebersetzung gebührt der Rede des neugriechischen Nestors in der vollsten Bedeutung. Jedes Wort ist hier ernst bedacht, tief empfunden, klar, kräftig und warm ausgesprochen, und obgleich das Herz des Redners von der treuesten Vaterlandsliebe überströmt, vergißt seine Zunge doch nie der weisen Mäßigung, die dem Greise so wohl ansteht, und die einem nach langer Knechtschaft zur Freiheit erwachten Volke nicht dringend genug empfohlen werden kann. Möge daher die Saat seiner Worte in den Herzen seiner Brüder ein reines, fruchtbares Feld finden! Dem Ausländer aber, welchem nicht alles fremd ist, was Freiheit, Menschheit, Cultur und Religion angeht, muß es eben so anziehend als belehrend seyn, einen der würdigsten und einflußreichsten Männer des griechischen Volkes über die Freiheit zu den eben zur Freiheit Erstandenen sprechen zu hören.

„Sollte sich indeß das Wort überhaupt wenig mehr verheißen mögen,“ sagt Herr von Orelli in seiner Vorrede, „jetzt, wo alles sehnsuchtsvoll der That entgegenblickt, so ist dies wenigstens ein Wort, das sich so enge als möglich an die That anschließt, und, leicht gedenkbar, den Keim mehr als eines einst in die Wirklichkeit übergehenden Entschlusses in sich trägt. Denn der weiseste der jetzt lebenden Hellenen spricht zu seinen, einem höhern Rufe gemäß, kühn zur That geschrittenen Stammgenossen, die am Rande des Abgrunds, verlassen von ihren Mitchristen, von Wenigen nur, deshalb oft Verhöhnten, ja Verfolgten, aus Pflichtgefühl, aber mit beschränkten Kräften unterstützt, dennoch bis auf diesen Augenblick die Ueberzeugung festhalten, ein ehrenvoller Untergang sey besser als Schmach und Sclaverei. Während sie, voll der Ueberkraft der Verzweiflung, in sonst ungleichem Kampfe auf Tod und Leben begriffen sind, ist es für ihre fernen Freunde erhebend, für sie selbst ermuthigend, eine Stimme der Weisheit, wie die gegenwärtige, zu vernehmen. Muthig also, als wäre die Freiheit der geliebten Heimath schon errungen, ertheilt der einst freiwillig vom Boden der entsetzlichsten Knechtschaft ausgewanderte Greis seinem Volke, was er, dem Grabe nahe, noch vermag, den getreuesten Rath: Keines Königs, einzig der Gerechtigkeit und Religion bedürft ihr, meine theueren Landsleute! Unüberlegtes und Strafbares habt ihr nichts begonnen, nur was eure Lage und euer Recht gewollt hat!“

„Hier dann finden wir entferntere Theilnehmer an dem Schicksale der kämpfenden Nation, eine Urkunde, die, in Verbindung mit den früher dargestellten Verfassungen, sattsam beweist, welcher Gesinnungen, welches

politischen Lebens dieselbe noch fähig ist: wie sie sich, dem Geschrei ihrer Verunglimpfer zum Trotze, dereinst in ruhigeren Zeiten durch Selbständigkeit wird entwikkeln können, sobald die Brandmahle und Narben der Sclaverei einmal getilgt sind."

Aber nicht allein für die freien Griechen und ihre Freunde kann die Rede des weisen Koral tröstlich, lehrreich und erhebend seyn; wir hoffen, daß sie auch nicht ohne allen Einfluß bleibe auf die Verunglimpfer und die versteinten Beobachter des wiedergebornen Volks. Denn der Redner eifert eben so heftig gegen asiatische Rohheit und blinde Barbarei, gegen die Laster der Ungerechtigkeit, der Willkür und Unterdrückung, wie gegen das ansteckende Gift der ausschweifenden Freiheitsliebe. Mit der tiefsten Achtung spricht er von den Herrschern Europas und verwünscht die Grundsätze und Machinationen der verderblichen Demagogen. Dagegen stellt er die Gerechtigkeit als die erhabenste Göttin auf, welcher er den ersten Tempel in jedem Staate gewidmet wissen will. Mit unparteiischem Urtheil richtet er die Fehler der Vorfahren, hält diese früheren Fehler seinen Landsleuten jetzt vor, zeigt ihnen die Abwege und Verirrungen, die sie zu vermeiden haben, und gibt ihnen zu erwägen, welch ein großer Unterschied sey zwischen dem Freiwerden und dem Freiseyn, und wie viel leichter es sey, sich zu befreien, als eine selbständige Freiheit zu behaupten, die es nicht allein mit Feinden von außen, sondern noch viel mehr mit ihren eigenen inneren Leidenschaften und Schwachheiten zu thun hat.

„Geliebte Landsleute," redet er die Hellenen an, *) „der höchst gerechte Aufstand gegen unsere Tyrannen, und eure bis zu dieser Stunde um der Freiheit willen gegen sie geführten Kämpfe haben den aufgeklärten Völkern von Europa gezeigt, daß die vieljährige Tyrannei nicht vermocht hat, die altväterlichen edlen Gesinnungen gänzlich aus unserm Herzen zu vertilgen, wie einige derselben es ungerechter Weise uns vorgeworfen haben und noch jetzt nicht aufhören, es uns vorzuwerfen. Da sie die Griechen nicht mehr unmännlich schelten können, so verschreien sie dieselben jetzt als Abtrünnige und nähren die unmenschliche Hoffnung, entweder uns von neuem wieder in dem Joch der Tyrannen gefesselt zu erblicken, oder uns durch einen Bürgerkrieg vertilgt zu sehen, weil wir unvermögend wären, uns durch gerechte Gesetze selbst regierend zu beherrschen. Das erste ist eine vergebliche und unvernünftige Hoffnung, da ihr den edlen Entschluß gefaßt habt, künftig den Tyrannen eure Körper nicht anders als todt zu überliefern. Jetzt bleibt euch nur noch übrig, auch die zweite Hoffnung der Feinde zu vernichten, was ihr, wie ich nicht zweifle, zu Stande bringen werdet, wenn es auch weit schwieriger ist als das erste."

„Verzeiht mir, geliebte Landsleute, um der Vaterlandsliebe willen, wenn ich euch diese Schwierigkeit ohne Rückhalt vorstelle, damit ihr die rechten Mittel anwendet, um sie zu besiegen. Ohne diesen Sieg werden die früheren Siege, anstatt Ruhm, uns nur Beschämung bereiten. Indem ihr Krieg mit den Türken führt, bekriegt ihr nur diejenigen, die schon Andre lange vor euch bekriegt und besiegt haben. Die Erlangung der Freiheit ist gewiß ein großes und lobenswürdiges Werk; doch ist es nicht selten. Die Erhaltung derselben ist die größte und seltenste Vollführung, zu welcher der vorübergehende Krieg gegen die Tyrannen nicht hinreicht, sondern wozu es nothwendig ist, daß man die noch weit tyrannischeren Leidenschaften seines Herzens unablässig bekämpfe, um sie unter das heilige Joch der Gerechtigkeit und der Gesetze zu beugen. Die Geschichte lehrt uns hinlänglich, daß keiner Nation einst die Miltiades, die Themistokles und Leonidas fehlten, deren heroische Thaten ihr vor kurzem wiederholt habt; dagegen sind überall und allezeit die Aristides und Phokionen höchst selten erschienen. Daher haben auch viele Nationen die Freiheit zu erlangen, nicht aber zu bewahren vermocht. Die Erlangung derselben bedarf oft nur allein der Tapferkeit, und der Enthusiasmus für sie entzündet sich leicht in der Brust eines jeden, wenn die Natur ihn nicht völlig als Sclaven geschaffen hat; aber wer sie zu bewahren strebt, bedarf der Klugheit, in Verbindung mit allen andern Tugenden, und vorzüglich der Königin derselben, der Gerechtigkeit."

Ex ungue leonem! — Nur den tief ergreifenden Schluß der Rede theilen wir unsern Lesern noch mit und hoffen alsdann, daß Keiner einer zweiten Aufforderung bedürfen wird, um sich mit dem Ganzen bekannt zu machen.

„Für jetzt habt ihr Hellas befreit; aber zum Ziel der neuen Kämpfe müßt ihr die Erhaltung der Freiheit machen; eine schwierige Erhaltung und deshalb großer Aufmerksamkeit würdig! Eure früheren Kämpfe haben den Boden Griechenlands von der Gegenwart der Tyrannen gereinigt; jetzt wartet eurer noch der große Kampf, ihn auch von der Entweihung zu reinigen, die aus seiner Ungerechtigkeit entsprang, indem ihr an die Stelle derselben die Gerechtigkeit, die Mutter des Friedens, stellt, wenn ihr euer Vaterland vor dem Bürgerkriege schützen wollt, der noch weit mehr der Freiheit Gegner ist als der auswärtige Krieg."

„Denn es sind heillos der Brüder Kriege."

„Besonders diejenigen unter euch, die das aufgeklärte Europa kennen, die mit der Philosophie desselben die Wissenschaften eingesogen, und die all das Gute gesehn haben, was die gesetzlich regierten Völker Europens genießen, und was sie vermittelst der täglich zunehmenden Vervollkommnung der Staatswissenschaft noch künftig zu genießen hoffen, diese sind verpflichtet, sich mit dieser ersten aller Wissenschaften, mit der Wissenschaft des Sokrates, gegenwärtig vertraut zu machen. Eben die Lehrsätze der Gerechtigkeit müßt ihr sowohl in dem täglichen Verkehr und in den Versammlungen der Bürger, als auch die Schüler in den Gymnasien lehren, wenn

*) Nach Ikens Uebersetzung.

Digitized by Google

einige von euch einem Lehramt vorstehn. Alle Bürger jeden Standes und jedes Amtes müßt ihr überzeugen, daß, wer ohne Gerechtigkeit friedlich und glücklich mit seines Gleichen zusammen zu leben wünscht, etwas Unmögliches wünscht. In die Herzen Aller müßt ihr den Haß gegen die Ungerechtigkeit pflanzen. In den edlen Herzen ist diese Pflanzung nicht schwer; um sie auch in den gemeineren zu erleichtern, so möge, da die Leidenschaften sie mehr anregen als die gesunde Vernunft, die Namen mehr als die Sachen, künftig als gleichbedeutend mit dem Ausdruck Ungerechtigkeit das Wort Türkenmäßigkeit, (τουρκισία), anstatt ungerecht handeln, türkisiren (τουρκίζειν) und für den Ungerechten und mit einer despotischen Seele begabten Bürger das Wort Türke in Gebrauch kommen. Aus unsern eignen Klagen über die Tyrannen mögen wir auch die heilsame Lehre schöpfen, die Ungerechtigkeit als türkische Verworfenheit zu verabscheuen."

„Noch weiter zu reden, o mein theures Vaterland, hindert mich in diesem Augenblick ein Schauer, der mein Herz ergreift und sowohl meine Hand lähmt, als meine Augen durch Thränen verdunkelt. Freiwillig verbannte ich mich von deinem Busen, denn ich konnte es nicht ertragen, dich täglich durch die Bosheit der Barbaren zerfleischt zu sehen. In den letzten Tagen meines kummervollen Lebens höre ich, gegen alle Erwartung, daß deine Freiheit, die unter den Tyrannen dahin gewelkt war, wieder emporblüht. Da ich nicht mehr im Stande bin, auch von den Früchten derselben noch etwas zu hören, oder sie noch zu sehen, weil ich in kurzer Zeit vom Leben Abschied nehmen werde, so wünsche ich deren recht viele und schöne allen deinen Kindern, meinen Mitbrüdern! Lebe wohl, mein theures Vaterland!" 28.

---

## Collection des Mêmoires sur l'art dramatique.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Die zweite Lieferung enthält die Lebensbeschreibung von Garrick und Macklin und die Memoiren über Moliere.

Wir heben nur Einiges in Betreff des erstgenannten Schauspielers hier aus.

David Garrick wurde 1716 zu Hareford geboren. Er stammte von einer französischen, der Religion wegen nach England geflüchteten Familie und zeigte früh eine außerordentliche Vorliebe für das Theater, das zu jener Zeit indeß noch auf einer ziemlich niedrigen Kunststufe stand. Seine Verwandten bestimmten ihn anfänglich für den Handelsstand, und Garrick wurde deswegen, noch ziemlich jung, nach Lissabon geschickt, wo ein Onkel von ihm als Weinhändler etablirt war. Die kaufmännischen Beschäftigungen sagten indeß dem Jüngling durchaus nicht zu, und er kehrte bald wieder nach England zurück, wo er nun von den Seinigen in die Pensionsanstalt gegeben wurde, welche der berühmte Samuel Johnson damals in der Nähe von Lichtfield hielt, selbe bald aber, weil ihn die Sache langweilte, aufgab, wodurch denn Garrick, gleichfalls durch den Aufenthalt auf dem Lande wenig angezogen, die Freiheit erhielt, nach London zu gehen, um daselbst sein Glück zu machen. Sein Bruder, Peter Garrick, hatte sich als Weinhändler in dieser Hauptstadt gesetzt; David, der von dem lissaboner Onkel 1000 Pfund geerbt hatte, associirte sich mit ihm, und Samuel Foote, ein zu jener Zeit nicht unberühmter Autor und Acteur, erzählt, wie er David Garrick, als Weinhändler, in Durham-yard habe kennen lernen, und wie derselbe ein abscheuliches Gewächs, das wie Essig schmeckte, für Wein verkauft habe. Als Mitglied mehrerer Clubs, die auch von Schauspielern besucht wurden, machte Garrick eine Art von Kunstrichter über theatralische Aufführungen, und die Gewandtheit, welche er hatte, die Bewegungen und Declamation eines jeden Acteurs nachzumachen, zeigten schon damals das ihm inwohnende mimische Talent und befestigten ihn in dem Entschluß, sich ganz der Bühne zu widmen und die Unnatur, welche damals fast allgemein im Spiel und Vortrag herrschte, zu verbannen. Die Ausführung wurde ihm jedoch nicht leicht. Obschon sein erstes Debüt, als Neger Aboan in dem Trauerspiel Oronoko, von Southern, auf dem Theater zu Ipswich, von äußerst glänzendem Erfolge war, so sah er sich doch von den Directionen der beiden großen Theater in London verworfen, als er um Engagement anhielt, und er mußte auf der Nebenbühne von Gordman's-field, deren Vorsteher sein Freund war, seine Laufbahn in der Hauptstadt beginnen, wo ihm denn bald ganz London durch den wiederholtesten und enthusiastischen Beifall lohnte. Gleiches Glück machte er auch in Dublin, wohin er sich nach einiger Zeit begab, und wo ihm zuerst der wohlverdiente Name: „der Roscius Englands," beigelegt wurde. Zurückgekehrt nach London, trat er nun in Drury-Lane auf, und sein Ruhm stieg immer höher; zugleich wuchs aber auch der Neid und die Feindschaft mehrerer seiner Standesgenossen gegen ihn, wozu denn freilich Garrick theils durch den Spott, welchen er sich nicht selten erlaubte, theils durch manche nicht schöne Seite seines Charakters Veranlassung genug gab.

Später erblicken wir Garrick als Director des Drury-Lane-Theaters, wie er mit Kraft die alten eingewurzelten Misbräuche und den gewöhnlichen Schlendrian der Coulissenwelt bekämpft, wie hierauf plötzlich ein großer Theil der Gesellschaft ihn auf einmal verläßt und zum Covent-Garden-Theater übergeht; wie beide Bühnen in der Darstellung von Shakspeares Romeo und Julie wetteifern, und dies Stück auf beiden Theatern zwanzig Mal nach einander gegeben wird, worauf Garrick es noch zum einundzwanzigsten Male wiederholen läßt; wie ferner das von ihm nach England gebrachte französische Balletpersonale unter Noverre den patriotischen Eifer John Bulls erregt, ein gräulicher Tumult im Theater entsteht, alles zertrümmert wird, und Georg II., gerade anwesend im Schauspielhause, sich eben so über den Hyperpatriotismus seiner Altengländer, wie über

Digitized by Google

einen Komikus erfreut, der den Lordmajor von London in Richard III. verdirbt.

Nicht minder interessant waren uns in dieser Lebensbeschreibung eines der ersten mimischen Künstler, nicht allein seines, sondern auch aller andern Länder, die drei letzten Capitel, Garricks Privatleben, seine Verbindungen mit Gelehrten, seine letzten Lebenstage in der Zurückgezogenheit und seinen Tod schildernd, und zugleich einen Ueberblick von dem gebend, was er, als ausübender Künstler und als Vorsteher einer Kunstanstalt, eben für die Kunst that.

Die dritte Lieferung umfaßt zur Hälfte, wie wir bereits oben meldeten, den Beschluß der Memoiren der Mistriß Bellamy und den ersten Theil der Denkwürdigkeiten von Goldoni, dessen reich bewegtes, buntes Leben hier von ihm selbst eben so anziehend als lehrreich dargestellt ist.

Besonders zur Kenntniß des Zustandes der Bühne und der dramatischen Kunst überhaupt in Italien, im vergangnen Jahrhundert, kann dieses Werk dienen, das uns den bekannten, vielbegabten und fruchtbaren Dichter, in den mannichfachsten, zum Theil romanhaftesten Lagen, als einen echten Spielball des Glücks und eines launenhaften Geschickes schildert.

Welche Verdienste Goldoni sich um die Komödie überhaupt erwarb, und wie er nicht allein mit unerschöpflicher Laune und Gewandtheit, einzig durch die Fülle seines Talents, es dahin brachte, daß die bis auf ihn in seinem Vaterlande ausschließend herrschende, regellose Comedia del Arte sich zu einer geregelten Darstellung umwandeln, sondern auch die nur zu oft ins Gemeine und Triviale fallenden Späße der auf den komischen Theatern Italiens eingebürgerten Masken einer züchtigern und anmuthigern Muse weichen mußten, ist eben so bekannt, als daß eine Menge späterer Dichter, sowohl von seiner eignen Nation, als von fremden, vielfach die Stoffe zu ihren besten Arbeiten von ihm entlehnten und mehrere Stücke von ihm selbst, in Uebertragungen, noch immer auf den Repertoiren Deutschlands und Frankreichs sich mit stets neuem Beifall halten.

Den Ankündigungen nach, wird diese Collection des Mémoires sur l'art dramatique, in ihrem Fortgange auch die Lebensbeschreibungen zweier deutscher Künstler, des berühmten Brandes und Ifflands, aus der Feder des Hrn. Picard, geben, was uns um so mehr freut, da derselbe, durch seine Verbindung mit einigen deutschen, schon durch Schriften für das Theater sich verdienstlich gemachten Gelehrten, wie wir wissen, in Verbindung steht, und folglich gute Gelegenheit hat, sich nähere Kenntniß über das öffentliche und Privatleben der beiden Genannten zu verschaffen. 55.

---

**Der Mann und sein Schutzengel. Roman von Wilhelm Blumenhagen. Leipzig 1823.**

Die so blutige erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist die Zeit, in welche der Roman verlegt worden, und der Krieg in seinem mannichfachen Wechsel mit einer seltenen Kraft und Lebendigkeit dem Leser vor das Auge geführt wird. Könnte man zu den vorkommenden Charakteren so viel Liebe gewinnen als zu der Darstellung im Allgemeinen, so würde diese Dichtung ein ganz besonderes Lob verdienen. Allein es scheint dem Verfasser weit mehr auf glänzend durcheinander laufende Farben, als auf feste, haltbare Umrisse anzukommen. Ein Hauptunglück für das Interesse an dem Helden Falk von Rosenau ist es, daß man ihn stets in zweideutigen, oder noch weit schlimmeren Handlungen begriffen findet. Des Guten, welches er gleichwohl im Herzensgrunde bewahren soll, geschieht nur so flüchtiger Erwähnung, daß man schwer daran glauben kann. Allerdings fällt ein Theil seiner Verdorbenheit einem absichtlichen Verführer, Levin von Eulenhorst mit Namen, hauptsächlich zur Last, den man, früheren Andeutungen nach, versucht wird, für eine Art von wirklichem Teufel zu halten, der aber, wie sich in der Folge findet, nichts weiter ist, als ein wahres Scheusal von Menschen, wie dergleichen, Gott Lob, die Wirklichkeit so leicht nicht darbietet. Auch Erica, der auf dem Titel mitgenannte Schutzengel, kann, so rein und gut und hülfreich sie ist, schon darum des Lesers Theilnahme weniger ansprechen, als es sonst der Fall seyn würde, weil der Gegenstand ihres ganzen Strebens ihr, dem so verständigen als schuldlosen Wesen viel zu werthlos erscheinen müßte, um sich zu ganz unglaublichen, zum Theil ihre Jungfräulichkeit gefährdenden Aufopferungen für ihn zu entschließen. An diesen Mann kann sie höchstens durch dessen Wohlgestalt gefesselt worden seyn, und einzig für diese so viel zu wagen, setzt alle ihre Anstrengungen um ihn gar sehr herab, da er S. 173 im wirklich nicht übertriebenen Gefühle seines Unwerths, wenn schon mit der Würde, welche dem Style des Buches im Ganzen eigen ist, nicht übereinstimmend, von sich selber sagt: „Ich bin ein gar zu schlechter Patron gewesen."

Dieses Mannes plötzliche Bekehrung, als das Mädchen die Seinige werden will, würde ihm allerdings zum größten Ruhme gereichen, wenn auch nur hierzu nicht ein überstarker Glaube gehörte. Merkwürdig ist der Grund, weshalb Erica wagen will, sich mit solch einem „Patrone" zu verbinden, weil er jeder andern verständigen Person einen Grund für das Gegentheil abgeben möchte. Sie sagt nämlich: „Eine Aurora" (so heißt ein durch ihn verführtes, treffliches Mädchen) „konntest du verlassen, entweichen von ihr, als mein Bild vor deine Seele trat, so" (vermuthlich ein Druckfehler für daher) „glaube ich mich sicher in deiner Liebe und gebe mich dir."

Die Sprache ist an Gedanken und Bildern reich, verfällt aber auch mitunter in's Ueberladene und Kostbare. So heißt es S. 203. „Die Liebe, welche am Mordfeuer des Krieges ihre ersten Keime getrieben, wurde jetzt zur Blume, zu Kranz und Frucht am friedlichen Heerdfeuer einer stillen Bauernhütte, und unter dem Baldachin eines bemooseten Strohdaches setzte die Natur zweien ihrer vollendetsten Wesen" (das eine davon ist nämlich Herr Falk von Rosenau) „die Kaiserkrone der Menschheit auf die glühenden Stirnen."

Auch ist es wohl eine Verirrung in das an Lächerlichkeit streifende Gräßliche, wenn ein Greis, dem der Kopf eben gespaltet worden, „bevor er stürzt, mit der Faust wüthig in die Schädelwunde greift und Hirn und Blut auf die weiße Prachtschärpe seines Feindes schleudert."

Uebrigens geht die Zahl Dreizehn mit einer geheimnißvollen Gewalt durch die Geschichte, ohne das im Einzelnen oft überaus Anziehende derselben damit zu vermehren.

30.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 172.

25. Juli 1823.

## Zur Charakteristik Walter Scott's und seiner Werke. Eine Vorlesung gehalten von Dr. K. G. Jacob *).

Den König der heutigen Romanenschriftsteller, den vielgefeierten Walter Scott, glaubte ich nicht unpassend zum Gegenstande einer besondern und genauern Darstellung wählen zu können. Er ist ja der Held des Tages für die Lesewelt fast aller Classen und Stände, und wenn es ihm bei uns Deutschen keinen Eintrag thut, daß er ein Britte ist, so ist in seinem Vaterlande die Verehrung für ihn bis zu einem solchen Grade gestiegen, daß sie wohl nur durch die Verehrung, die England, und mit ihm die Welt, seinem Shakspeare zollt, überboten wird. Wenn aber schon diese Stimme für ihn spricht und diese Uebereinstimmung zweier Nationen dafür zeugt, daß er kein blos ephemeres Genie seyn kann, sondern daß ein wahrhaft eminentes Talent, eine echte Originalität in ihm wohne, so mag doch, um die folgende Darstellung würdig einzuleiten, hier das Urtheil eines Geistesverwandten über ihn stehen. Thomas Moore, der gepriesene und auch unter uns als der Verfasser von Lalla Rookh bekannte irländische Dichter, brachte bei einem Gastmahle folgenden Toast auf Walter Scott aus: „Dem fruchtbaren und bezaubernden Dichter, dessen Geisteserzeugnisse so schnell sind, als die Erzeugnisse eines nordischen Sommers, und so reich, wie die goldenste Ernte des Südens, dessen schöne Schöpfungen sich so schnell folgen, wie die Früchte in den bezauberten Gärten der Armida, von denen man kaum eine gepflückt hat, während die andre schon gereift ist" [1]).

Zu der nun folgenden Darstellung und dem Ueberblicke über Scott's Leben sind von mir hauptsächlich benutzt: Die Reisen eines Gallo-Amerikaners durch Großbritannien. A. d. Engl. von L. Schlosser. 2 Thle. Leipzig 1818, 8.; der Artikel über W. Scott im Conversat. Lex. VIII, 921 f. fünft. Ausg.; ein Aufsatz im Weimar. Journal f. Liter., Kunst, Luxus u. Mode 1820. Februar. S. 117 ff., und Lindau's Nachrichten über W. Scott vor der (zum Theil von ihm verfaßten) Uebersetzung des Alterthümlers. Außerdem habe ich viele in Zeitschriften zerstreute Notizen hier zusammengetragen, die ich zum Theil auch genauer bezeichnen werde. Die aus den angeführten Werken entnommenen Stellen sind meist wörtlich angeführt.

---

Die Familie der Scotts gehört zu den ältesten und berühmtesten Schottlands, wie man aus den Chroniken und aus unsers Dichters eignen Werken, besonders aus dem Fräulein vom See und dem letzten Minstrel ersehen kann. So wird David Scott um 1492 als ein tapfrer und mächtiger Baron und Gouverneur der westlichen Staaten von Schottland erwähnt (vergl. Storck z. letzt. Minstr. S. 170), und in den Jahren 1535—1552 erzählen Chroniken von einem gewaltigen Streite zwischen den Kerrs und Scotts. (S. ebendas. S. 172.) Als ein Wundermann wird im letzt. Minstr. II, 13 Michael Scott erwähnt, von dem Scott in einer Anmerk. S. 189 deutsch. Uebers. bemerkt, daß er diesen, den auch Dante (divin. comed. XX.) kennt, aus dem dreizehnten Jahrhundert in eine spätere Zeit versetzt habe. Derselbe soll sich vielfältig mit Alchymie, Astrologie und Chiromantie beschäftigt, auch mehrere Abhandlungen über naturphilosophische Gegenstände geschrieben haben und möchte deshalb wohl mit unserm Faust verglichen werden können. Wir haben keine Ursache an dieser Annahme Scotts zu zweifeln, obschon im sechzehnten Jahrhundert Scotus ein allgemeiner Name für Sterndeuter und Zauberer war, als welchen man besonders den herumziehenden Schotten Milliby ansah [2]).

Unser Walter Scott ist der älteste unter den noch lebenden vier Söhnen eines angesehenen Rechtsgelehrten zu Edinburgh und daselbst 1771 am 15. Aug. geboren. Seine Mutter war die Tochter des David Rutherford Esq., und selbst durch Talent zur Dichtkunst ausgezeichnet, wie sie denn auch mit Ramsay, Blacklock und Burns in Verbindung stand, die nach ihrem Tode 1789 einige ihrer Gedichte in Druck erscheinen ließen. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, war die Ursache, daß Walter fast ganz im älterlichen Hause, unter der besondern Leitung seiner trefflichen Mutter, erzogen wurde, wo er schon früh be-

---

*) Die Red. des Lit. Conv. Bl. befindet sich schon seit Anfang März im Besitz dieses Aufsatzes. Mangel an Raum verhinderte aber bis jetzt die Aufnahme. Der Verf. desselben wünscht indessen, daß die Red. erklären möchte, daß dieser Aufsatz ganz unabhängig von dem im Aprilhefte (Nr. 97, 98, 99) befindlichen über W. Scott entstanden und ihm dieser erst zu Gesicht gekommen sey, als sich der seinige bereits in ihren Händen befunden. Diese Erklärung wird hierdurch der Wahrheit gemäß gegeben. D. Red.

1) Mitgetheilt in der Berlin. Haud. u. Spen. Zeit. 1822. Nr. 161.

2) Vergl. Fichard im Frankfurt. Archiv. II, 186.

sonderes Talent für das Landschaftszeichnen nach der Natur offenbarte. Auf der Schule zu Edinburgh durchging er unter Dr. Adam die herkömmlichen Formen, ohne ein hervorstechendes Genie zu zeigen, das aber doch Hugh Blair, als man sich über des Jünglings Stumpfsinn beklagte, schon voraussagte. Nach Vollendung der Universitätsstudien, wo der berühmte Psychologe Stewart sein vorzüglichster Lehrer war, ward er im zwanzigsten Jahre seines Alters unter die Anwalde bei dem Landgerichte (Court of Sessions) zu Edinburgh aufgenommen, eine Auszeichnung, die er vielleicht dem Einflusse der mit ihm verwandten Familie Buccleugh verdankte. (S. Storck z. letzt. Minstr. S. 168, 169, 170.) Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verheirathete sich im J. 1798 mit Miß Carpentor, aus welcher Ehe ihm vier Kinder geboren sind. Im J. 1799 ward er Untersherif der Grafschaft Selkirk und 1806 einer der ersten Secretaire oder Protokollführer bei dem erwähnten Gerichtshofe. Befreit von den lästigen Geschäften der Advocatur durch den Besitz zweier einträglicher Stellen und den eines eignen, nicht unerheblichen Vermögens, sah sich Scott in den Stand gesetzt, nun blos den Musen zu leben. Seit der Zeit lebt er meistens auf seinem Landsitze Abbotsford, unweit Edinburgh, am Tweed gelegen. Sein Landhaus ist ein sehr alterthümliches Gebäude von feingekörntem, grauem Granit, regellos, mit einem großen Thurme und mehrern kleinen, mit Vorsprüngen, Erkern und hohen Feueressen, dessen Fenster ebenfalls bald eng, bald weit, bald höher, bald tiefer auseinander gesetzt sind. Auch im Innern trägt das Haus bei aller Bequemlichkeit und neuern Eleganz ein alterthümliches Gepräge. Für diese alterthümliche Bauart und für die architectonischen Formen, wie sie sich auf den Gemälden der flamändischen Schule zeigen, erklärt sich Scott selbst in Pauls Briefen S. 13 ff. deutsch. Uebers. und gibt ihr den Vorzug vor der heutigen Bauart.

Den Ausdruck des Außerordentlichen trägt Walter Scott schon in seinen Zügen. „Er ist jetzt 52 Jahr alt, groß und stark. Sein Gesicht entspricht auf den ersten Anblick nicht dem Bilde, welches man sich unwillkürlich von einem berühmten Manne, besonders von einem Dichter macht, und trägt die Nationalzüge der Schotten. Er hat eine eingedrückte Nase, einen großen Raum zwischen Mund und Nase, wenig Kinn, große, breite, blasse Wangen, dunkle Haare und weiße Augenbraunen [3]). Dabei lächelt er oft, sey es nun aus natürlicher, guter Laune, oder weil er ungemein scharf und schnell alles Lächerliche bemerkt. Lenkt sich das Gespräch auf Poesie, dann blitzt sein graues Auge feuriger, der Mund gewinnt eine nachdenkliche Falte, auf seiner erhabenen Stirne thront Ernst und Begeisterung. Seine Stimme ist wohllautend, mit einem Ton von großem Umfange, die in voller Kraft, Biegsamkeit und Verschiedenheit sich zeigt, wenn er, was im traulichen Kreise öfters geschieht, ein altes Nationallied recitirt. Es ist dabei auf kein Declamatorium angesehen, die Begeisterung, die Stimmung des Augenblicks ruft ihm das Lied ins Gedächtniß. Aus Liebe zu den Sitten und Gebräuchen des Hochlands, mit denen er sich, als Jüngling durch ihre Thäler und über ihre Berge wandernd und auf die Sagen der Hirten und alten Mütterchen horchend, genau bekannt machte, hält er denn auch einen stattlichen, bergschottischen Pfeifer, der in der hellen, kleidsamen Tracht der Tage, die vergangen sind, bei Fest und Mahl, unfern des Hauses, die alten Weisen aufspielt; wenn er aber bei den Gästen erscheint, mit Würde und Klugheit die Person des einst so hoch gehaltnen, vom Vater auf den Sohn fortlebenden Familienpfeifers zu behaupten weiß [4]).

Im Gespräche ist Scott leicht, anziehend und gefällig. Daß der herzliche Freund, der treffliche Dichter, der liebenswürdige Weltmann, auch dabei ein eben so gründlicher, als vielseitiger Gelehrter sey, entdeckt man nur zufällig. Auch als Landwirth ist er verdienstlich, und im Geschmack und Ueberblick zur Verschönerung der Landschaft Meister. Er hat mit kluger Vorsicht, der Kunst nicht zu viel Gewalt einzuräumen und der romantischen Natur um seinen Besitzungen (denn auch die Nachbarn helfen auf seinen Rath hier und da nach) keinen fremdartigen Charakter aufzudringen, die Gegend gar sehr verschönt; er reitet dann auch fleißig in seinen Anlagen umher, denn sie zu durchgehen, erlaubt ihm seine Lahmheit nicht, und freut sich ihres Gedeihens. Bei trübem Wetter vergnügt er sich statt dessen mit den Schätzen seiner Bibliothek, die im Fache der Dichtungen zu den reichsten gehört, und in der sich auch die allervollständigste Sammlung deutscher Volkslieder und Volksmährchen findet [5])." Denn solche Ergießungen des Volksgeistes sammelt der Dichter vorzugsweise gern, wie er denn auch in Brüssel im Jahre 1815 alle Balladen und Volkslieder sich zu verschaffen suchte [6]).

Seinen politischen Grundsätzen nach ist Scott ein Tory. Er war in die Stelle, welche ihm Pitt, For Vorgänger im Ministerium, im Jahre 1806 gegeben hatte, noch nicht ganz eingesetzt, als man gegen For die Bemerkung machte: „daß er sie ihm nicht verleihen möchte, weil es ein job (eine erschlichene Stelle) sey." „Immerhin," erwiderte For, „so ist es ein job zu Gunsten des Genies, das ist nicht oft der Fall und bringt keine Gefahr [7]). — Die hohe Achtung, die ihm seine Landsleute zollten, offenbarte sich im Jahre 1820 in seiner Ernennung zum Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Edinburgh, so wie die

3) Reisen eines Gallo-Amerik. a. a. O. Scott's Bild findet sich vor Storcks Uebersetzung von Rokeby.

4) Dieselbe Sitte findet man auch erwähnt in Dav. Stewart's Sketches of the character, manners and present state of the highlanders of Scotland. Edinburgh 1822. 2 Bde. 8.

5) Weimar. Journ. a. a. O. S. 117, 118.

6) s. Pauls Briefe an seine Verwandt. S. 253, deutsche Uebers.

7) Reisen u. s. w. a. a. O.

seines Monarchen, der ihn schon im Jahre 1820 zum Baronet erhoben hatte und, als er im Jahre 1822 Schottland besuchte, den Dichter sehr hoch hielt und ihn, der zugleich der Ueberbringer des silbernen Kreuzes war, das die Damen von Edinburgh Georg IV. überreichten, stets um sich haben wollte.

Ich gehe nun zu Scotts Werken über. Das erste, was von ihm gedruckt ward, waren Uebersetzungen aus dem Deutschen, zwei Nachbildungen Bürgerscher Romanzen: the chace und William and Helen, sowie im J. 1799 seine Uebersetzung des Götz von Berlichingen. Um dieselbe Zeit, oder etwas später, verfertigte er auch wohl die schöne Nachbildung vom Erlkönig; (vergl. Scotts Anmerk. zu the last minstr. S. 222, deutsche Uebersetz. und Storck ebendas. S. 237.) Hieraus sowohl, als aus andern Zeugnissen, z. B. aus der Vergleichung einer Stelle des Schillerschen Wallenstein mit der coleridgeschen (zu London 1800 erschienenen) englischen Uebersetzung [8]), läßt sich auf eine genaue Kenntniß unsrer Literatur schließen, und es muß daher um so mehr befremden, wie Walter Scott in Pauls Briefen S. 291 Französisch, Deutsch, Englisch und Preußisch, als vier verschiedne Sprachen unterscheiden konnte. Im J. 1801 erschienen in der von Lewis herausgegebnen Sammlung von Wundermährchen zwei Balladen von ihm: the ewe of St. John und Glenfinlas. Sein erstes größeres Werk waren 1802: the minstrels of the Scotish borders in drei Bänden, dem 1804: Sir Tristram, ein metrischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert, folgte; 1805: the lay of the last minstrel (a. d. Engl. übers. mit Anmerk. von Adam Storck. Bremen 1820. 8., und in einer prosaischen Bearbeitung von E. H. B. Merseburg 1823.), wovon 1820 die dreizehnte Auflage erschien, und Ballad and lyrical pieces (übersetzt von Henriette Schubert. Leipzig 1819. 8.) Das J. 1808 brachte Marmion, or a tale of Floddenfield (in deutsche Prosa übersetzt von J. P. F. Richter, Leipzig 1822. 2 Bde. 8.), wovon 1821 die neunte Auflage erschien. In demselben Jahre erschien eine von ihm besorgte, mit Anmerkungen und der Biographie des Dichters ausgestattete Ausgabe von Drydens Werken in 18 Bänden zu Edinburgh (2te Aufl. 1820), so wie auch von Lord Somer's collection of historical tracts, Sir Ralph Sadler's State papers und Anna Seward's poetical works. Im Jahre 1810 schrieb Scott sein Gedicht: the lady of the lake, das 1819 bis zur vierzehnten Ausgabe gekommen war (deutsch: das Fräulein vom See; mit einer histor. Einleit. und Anmerk. von Ad. Storck. Essen 1819. 8.; von Henriette Schubert, Altenburg 1819. 8.; von Wilibald Alexis. Zwickau 1822. 12.; und einzelne Stücke von v. d. Malsburg in Kinds Muse, Nr. V.). Im Jahre 1811: the vision of Don Roderick; 1813: Rokeby (deutsch von Adam Storck. Bremen 1822. gr. 8.; in einer prosaischen Uebersetzung von J. P. F. Richter. Leipzig 1822; gr. 8., und in einer Nachbildung mit dem Titel: Redmund und Mathilde oder der Verrath, von F. W. Moser. 2 Thle. Merseburg 1822. 8.), wovon 1821 die sechste Ausgabe angekündigt ist; 1814: the lord of the Isles, bis 1821 in der fünften Ausgabe (in deutsche Prosa übersetzt von J. W. P. Richter. 2 Bde. Leipzig 1822. 8.) In demselben Jahre lieferte Scott seine Ausgabe von Swifts Werken zu Edinburgh in 19 Bänden, mit Anmerkungen und einer Biographie desselben, und im J. 1815, wo er Frankreich bereiste, sein Gedicht auf the field of Waterloo, so wie Pauls lettres to his Kinsfolk. (deutsch durch K. L. M. Müller. Leipzig 1822. 8.) Dem Jahre 1817 gehört sein Werk über die border antiquities of Scotland and England, in 2 Bänden mit vielen Kupfern; sowie die Gedichte the bridal of Triermain und Harold the dauntless (in einer prosaischen deutschen Bearbeitung von W. v. Morgenstern. Leipzig 1822. 8.). Noch hat Scott im J. 1822 zu den Memoirs of John Guynne, eines Capitains im Heere Carls I., während der Jahre 1653—1655, eine geistreiche Einleitung geschrieben; sowie Halidons Höhe (übers. von Adrian. Frankf. a. M. 1822. 16.), ein Drama, an dem die Mannichfaltigkeit der Handlung und Charaktere, sowie der gewählte Ausdruck gerühmt wird [9]).

Schon diese Gedichte erhoben Walter Scott zu einem wahrhaft vergötterten Dichter seiner Nation. Man wallfahrtete zu den Orten, die er in seinen Gesängen verherrlicht hat, und Lochkatein, Meloose-Abtey, die Umgebungen des Wirthshauses von Aberfoil u. a., sind durch ihn classische Plätze geworden, und der reiche Absatz, den die Buchhändler mit seinen Werken machten, dient auch zum Beweise, wie außerordentlich hoch man ihn schätzt. So wurden von der Lady of the lake vom 2. Juni 1810 bis zum 12. September desselben J. 8000

8) In Pauls Briefen S. 458, deutsche Uebersetzung. Ueber die Coleridgesche Bearbeitung s. m. das Intelligenzblatt zur Allg. Lit. Zeit. 1802. S. 1342.

9) Von diesen Dichtungen, mit Ausnahme von Halidons Höhe, erschienen in England zwei Ausgaben: the poetical works of Sir Walter Scott. Edinburgh, 1820. 10 Vol. 8. with cuts. (6 L. 6 sh.), und die andern eben daselbst in 12 Octavbänden. In einer besondern Sammlung unter dem Titel: miscellaneous poems, stehen the bridal of Triermain, Harold the Dauntless, William and Helen und andre kleinere Gedichte. Auch fehlen darin die unter Patrik Careys Namen erschienenen, aber W. Scott zugeschriebenen Trivial poems and Triolets. London 1820. 4. In Deutschland besitzen wir von den genannten Gedichten eine in Papier und Druck gute, correcte Ausgabe, die zu der von den Gebrüdern Schumann in Zwickau veranstalteten Taschenbibliothek ausländischer Classiker gehört, unter dem Titel: the Works of Walter Scott. Pocket edition. Vol. 1—9. Poems. Vol. 10—63. Romances. with cuts. 1820 ff. 16. Die darin enthaltnen Romane s. m. in den Anmerk.

Digitized by Google

Exemplare zu 7800 Pf. St., und von Rokeby, vom 14. Januar 1813, bis 14. April d. J. 8000 Exemplare zu 9548 Pf. Sterl. abgesetzt, wo dann von der Quartausgabe, zu 2 Pf. 2 Sh., noch 120 Exemplare übrig waren; die in Octav wurden zu 14 Sh. verkauft. Bei einem solchen Absatze kann es nicht unglaublich erscheinen, wenn, wie auch neuerdings bei Niemeyer [10]), versichert wird, daß Scott in den zwanzig Jahren seiner literarischen Thätigkeit 350,000 Thlr. durch seine Schriften gewonnen habe. Aber als Beweis, mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit Scotts Gedichte von Englands edelsten und besten Männern gepflegt werden, diene noch Folgendes, was ein englisches Blatt erzählt [11]). Als nämlich bei dem großen Gastmahle, das dem Lord Erskine zu Edinburgh, als er nach funfzigjähriger Abwesenheit dahin zurückkehrte, gegeben wurde, die Hauptgesundheit auf den Lord ausgebracht worden war, hielt er eine lange, merkwürdige Rede, die er mit den trefflichen Versen:

Wem schleicht so träg' und kalt das Blut u. s. w. [12])

worin die Vaterlandsliebe gefeiert wird, begann und in steigender Begeisterung fortsetzte, wodurch die ganze Versammlung auf das lebhafteste ergriffen ward.

Daß auch in Deutschland Walter Scotts Gedichte ihr Publicum fanden, geht schon aus der obigen Aufzählung von Uebersetzungen und Nachbildungen hervor. Auch in dem Nachbarlande Englands, in Frankreich, haben die Buchhändler, Buchdrucker und Bücherverleiher durch W. Scotts Werke reichlich gewonnen; doch ist eine vollständige Sammlung seiner Werke erst vor einigen Jahren entstanden [13]). (Die Fortsetzung folgt.)

---

Die Sache des Herzens, ein Roman. Des Fürsten Geliebte, eine Geschichte. Beide von Friedrich Laun, 1823.

Wenn das Lesen jetzt nur zu sehr verbreitet ist, und zwar das Lesen schädlicher Bücher, in Classen der Gesellschaft, wo es nicht allein nicht nützt, sondern wirklich schadet; wenn dabei oft das Schlechte das Gesuchteste ist, wie z. B. Claurens Schriften, oder manche der neueren Erzählungs-Fabricate, deren Zahl beinah Legion, so halte ich es für Pflicht, an ältere mit Recht geschätzte Roman-Dichter wiederholt zu erinnern. Laun gehört unbezweifelt zu diesen. Höchst ergreifend wird in der Sache des Herzens ein Gegenstand behandelt, der in doppelter Beziehung dem Heiligthum desselben angehört: Die Liebe eines Edelmanns zu einer schönen Jüdin, und wie die Religion beide für dieses Leben trennt. Das Mädchen, wie die Leser es kennen lernen, ist eigentlich im Herzen schon Christin — daher wird sie es auch äußerlich, ohne alle Hoffnung dadurch für ihre Liebe; aber sie tritt zur katholischen Kirche, und nun zeigt sich die Vereinigung der Liebenden unmöglich. Zugleich wird das zeitliche Glück des Mädchens durch ihre Abtrünnigkeit zerstört, und ihr Vater mit darein verflochten. Sie geht endlich ins Kloster. Die Behandlung des Stoffes in den Motiven und Ueberraschungen ist höchst lobenswerth; nur scheint mir die Zeichnung des Mädchens und ihres Vaters, selbst seines Hauses — so ganz frei von jüdischer Spur — etwas gewagt, wenn des Mädchens Oheim zugleich so schroff im intolerantesten Judenthum hingestellt ist; ich zweifle, daß jüdisches Blut, selbst bei philosophischer oder christlicher Erziehung, sich von der jüdischen Ingredienz ganz befreien kann. Indessen könnte eine ähnliche Begebenheit aus meiner Erfahrung vielleicht für den Verfasser beweisen. Wenn diese Veranlassung war, daß mich die Geschichte lebhaft ergriffen, so mag dieser Umstand zugleich zeigen, wie wahr der Dichter geschildert hat.

Die Episode von einer durch Verschiedenheit der Religionen verunglückten Ehe, und die daran geknüpfte Novelle sind beide in zu lockerer Verbindung mit dem Ganzen und zu leicht behandelt.

Des Fürsten Geliebte steht zwar jenem Roman nach, aber die Geschichte sowohl als die Charakterzeichnungen sind anziehend; man erblickt in dem Spiegel dieser Geliebten so manche Modeschwäche unsrer Tage, als: Mangel an wahrer Weiblichkeit, Gemüthskälte und Egoismus, wird aber durch die sanften Tugenden eines edlen Wesens versöhnt, und im Glauben an die höhern Eigenschaften des weiblichen Geschlechts gestärkt. 71.

---

## Poesie.

Gedichte, herausgegeben zum Besten der Griechen, von Heinrich Stieglitz und Ernst Große. Leipzig, bei J. G. Mittler, 1823. 256 S.

Zwei junge Männer haben hier eine Sammlung von Gedichten geliefert, die theils auf Griechenland und seine Kämpfer Bezug haben, theils andere Gegenstände besingen. Die meisten sind lyrisch; viele epigrammatisch, eines ist eine kleine Epopöe. Daß alle gleich gut seyn könnten, ist bei der Menge derselben nicht zu erwarten. Manche sind matt, in manchen der Ausdruck incorrect. Viele dagegen sprechen ungemein an, und alle werden viel Käufer — hoffentlich! — darum finden, weil der Ertrag zum Besten der Griechen bestimmt ist. Wir geben darum eine Probe:

Der Parglioten Abschied. 1819.

Warum die sieben Inseln uns Hülfe nicht verleihen?
Nicht, weil sie uns verlassen, den Feinden uns zu weih'n,
Doch ach, weil sie gebunden — durch Pflichten nicht und Recht,
Wohl aber durch der Britten verrätherisch Geschlecht.
Die kamen zu erwägen, (und nannten Freunde sich,)
Ob es auch ihnen fromme, wenn — Hellas Knechtschaft wich.
Und als sie nun erwogen nach Silber und nach Gold,
Hat Ali Pascha beides in reichem Maß gezollt.
Nun schaut auf unsern Mauern der schnöden Freundschaft Lohn!
Dort bieten Muselmänner den Niedesiegten Hohn.
Wir aber scheiden muthig; blieb uns doch Arm und Schwert,
Einst wieder zu erkämpfen die Mauern und den Heerd!

Druck und Papier ist schön, und das Ganze sauber broschirt. Eine neugriechische Ode mit daneben stehender Uebersetzung von Rizos Nerulos wird Vielen eine angenehme Erscheinung seyn. Er dichtete sie am Schlachttage von Chios.

10) Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland II. 347.

11) the Times. 1820 vom 1. März.

12) the last. minstr. VI. 1 u. 2.

13) Unter dem Titel: Oeuvres de Sir Walter Scott. 51 Vol. Paris 1820, wo die erste Abtheilung in 8 Bänden Uebersetzungen der Gedichte, die andre in 43 Bänden die Romane enthält.

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 173.

26. Juli 1823.

## Zur Charakteristik Walter Scott's und seiner Werke. Eine Vorlesung, gehalten von Dr. L. G. Jakob.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Außer diesen, unter Walter Scott's Namen erschienenen und von ihm stets anerkannten Werken, zählt man auch noch zu den schriftstellerischen Erzeugnissen desselben eine Anzahl historischer Romane (Novels and Tales), die, so wenig hold man auch sonst dieser Zwittergattung zu seyn pflegt, doch eine seltne Popularität erlangt haben; so daß, wie Niemeyer.[14]) erzählt, diese Romane, so wie die übrigen Scottschen Werke, neben den classischen des Shakspeare und Milton und einigen neuern von Moore und Cambpell, in keinem Hause von gutem Ton fehlen. Da derselbe aber fortwährend über seinen Antheil an diesen Romanen schwieg, so hat man sich in mancherlei Muthmaßungen erschöpft, und dieselben bald Thomas Scott, seinem Bruder, bald einem schottischen Gelehrten, Forbes oder Andern zugeschrieben. Eine ganz umfassende, tief eingehende Kritik über diesen Gegenstand zu liefern, ist mir bei den wenigen Hülfsmitteln, die mir jetzt zu Gebote stehen, nicht möglich. Doch trage ich kein Bedenken, der Ansicht, die jetzt auch in England die allgemeine geworden zu seyn scheint, beizutreten, daß nämlich der Verfasser des Waverley und Walter Scott eine Person sind. Dieselben innern Gründe bewogen mich auch, die sämmtlichen, bis jetzt erschienenen Romane, mit Ausnahme einiger, weiter unten zu bezeichnenden, für Productionen Walter Scott's zu halten. Bei dem Mangel an äußern Gründen könnte man wohl sonst leicht Johannes v. Müller's [15]) Worte, der „die innern Gründe, wonach Jemand einem Andern ein Buch abspricht, blos weil es ihm so dünkt, für einen scandalösen Aberwitz" erklärt, auch auf mich anwenden, obschon manche innere Gründe für mich die Sache zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben. So spricht — um nur ein Beispiel anzuführen — die Erzählung in Rokeby ganz und gar für meine Annahme. Denn alle charakteristischen Züge des Romans finden sich in dem Gedichte, und das große Talent, gewisse Zeitmomente in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit darzustellen, ist überall hervorstechend. Die Gründe übrigens, die Walter Scott bewegen, die Autorschaft in diesen Romanen so standhaft abzulehnen, mögen doch wohl von besondrer Art seyn, obgleich er bei Gelegenheit der dritten Auflage des Waverley sich sehr launig darüber ausgedrückt hat [16]). Denn wozu sonst die fast übergroße Vorsicht, jeder Entdeckung vorzubeugen, bei der Aushändigung des Manuscripts und der Correctur? Das Manuscript selbst ist nicht von Walter Scott's Hand; während dem Druck eines jeden Werks werden regelmäßig zwei Correcturbogen zum Verf. geschickt, und zwar durch einen Dritten, der die Besorgung übernommen hat; nur einer dieser Bogen kommt corrigirt zurück, aber mit offenbar verstellter Hand [17]).

Es waren zuerst die Romane Waverley or 'tis sixty years since, im Jahr 1814, in drei Bänden, wovon zu Edinburgh 1821 die achte Auflage erschien, und Guy Mannering or the Astrologue, in drei Bänden, ebendas. 1816 (1822 die sechste Aufl.), welche die Aufmerksamkeit des Publicums auf diesen Verfasser hinlenkten, da sie mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Schon 1816 folgte the Antiquary, ebendaselbst, in drei Bänden, unter dem Namen des „Author of Waverley" (1822 die 6te Aufl.). In der Vorrede zu diesem Romane nahm der Verfasser von seinen Lesern gewissermaßen Abschied, erschien aber bald in einer neuen Verkappung als Jedidiah Cleisbotham, Schulmeister zu Gandercleugh, der im Jahre 1817 Tales of my Landlord (Erzählungen meines Wirths), in vier Bänden herausgab, wovon 1819 die fünfte Auflage veranstaltet ist. Diese Sammlung enthält the black Dwarf im ersten Bande und old Mortality in den übrigen drei Bänden. Das J. 1818 brachte Rob Roy in drei Bänden (4te Aufl. 1822), wozu sich wieder der Verfasser des Waverley bekannte. Hierzu gehört das von einem Ungenann-

14) a. a. O. S. 359.

15) Sämmtl. Werke VII. 159. Br. 363.

16) Vergl. Lindau in der Vorrede S. xn. zur Uebersetz. des Alterthüml.

17) Aus der berl. Haud. u. Spen. Zeit. 1823. Nr. 15 und dem Morgenbl. 1823 Nr. 40.

Digitized by Google

ten herausgegebne historical memoir of Rob Roy. London 1818. Noch in demselben Jahre folgte die zweite Reihe der Tales of my landlord, in vier Bänden, enthaltend die Erzählung: the Heart of Mid-Lothian, und im Jahr 1819 die dritte Folge. Diese enthält: the Bride of Lammermoor und the Legend of Montrose, in drei Bänden, wobei die letztre Erzählung Veranlassung zur Herausgabe der Memoirs of James Graham, Marq. of Montrose, translated from the Latin of G. Wishart. Edinburgh, 1819, gab [18]). Im J. 1819 erschien Ivanhoe wieder unter dem Namen des Verfassers von Waverley, wie alle folgenden, in drei Bänden zu Edinburgh, wozu im folgenden Jahre Illustrations of Ivanhoe kamen, noch Westall von Heath gestochen. In rascher Folge lieferte der Verf. nun in dem J. 1820 the Monastery, in drei Bänden, und the Abbot, in drei Bänden, wonach auf dem Theater Gaité zu Paris im J. 1822 ein Melodrama: le château de Lochleven, mit gutem Erfolge aufgeführt ist, wo brillante Decorationen und Anzüge die Mängel der Bearbeitung verdeckten [19]) und Lembert ein romantisches Drama in vier Aufzügen: Maria Stuart's erste Gefangenschaft, bearbeitet hat, das zu Wien im December 1822 aufgeführt werden sollte; Kenilworth, in drei Bänden, im Jahre 1821. Dem Jahre 1821 gehört the Buccaneer, in drei Bänden, und dem J. 1822 the Fortunes of Nigel zu Edinburgh, wie auch die vorigen, in drei Bänden, an [20]).

Von den französischen Uebersetzungen ist schon oben gesprochen. In Kopenhagen ist in der Gyldendal'schen Buchhandlung im J. 1823 eine dänische Uebersetzung der sämmtlichen Werke angekündigt. In Deutschland können wir auf einen Uebersetzer stolz seyn, der, mit einem künstlerischen Streben und einem tiefen Eindringen in Scott's Eigenthümlichkeit, seine Schriften nachzubilden versteht. Daß damit W. A. Lindau gemeint sey, brauchte wohl kaum hinzugesetzt zu werden [21]). Unter den übrigen, die den trefflichen Britten in Deutschland einzuführen bemüht gewesen sind, müssen noch S. H. Spiker, K. L. M. Müller und G. Lotz [22]) genannt werden, denen sich H. Döring, W. G. F. von Halem, E. von Hohenhausen und Andre anschließen [23]).

Der große Beifall, den Scott's Romane fanden, verleitete einen Ungenannten, zu den Tales of my landlord noch eine vierte Sammlung hinzuzufügen. Ungeachtet der Versicherung des Buchhändlers für die Echtheit derselben, hielt sich das Publicum bald von der

---

18) Von den hier genannten Romanen ward bei Constable in Edinburgh eine schön gedruckte Gesammtausgabe in 12 Bänden in gr. 8., so wie eine in 16 Bänden in kl. 8. mit des Verfs. Bildniß und gestochnen Vignetten nach Nasmyth's Zeichnungen, veranstaltet, der auch ein Glossarium über die vorkommenden schottischen Ausdrücke beigefügt ist. Dazu kamen noch nach Zeichnungen von Allan 12 Kupfer (illustrations of the novels and tales of the author of Waverley). Ueber die in Deutschland erschienenen Abdrücke s. Anm. 22. Eine, in Idee und Ausführung gleich glückliche Unternehmung ist die im J. 1822 angefangne Kupferstichsammlung: historical characters in Sir Walter Scott's Novels. Die sämmtlichen Darstellungen sind von dem trefflichen Robert Cooper gestochen. Vergl. das Kunstblatt von 1823. Nr. 2, welches hiervon ausführlichere Nachricht gibt.

19) s. weim. Journ. f. Lit. u. s. w. 1822. XII. S. 551.

20) Einen Abdruck sämmtlicher Romane wollte zuerst die Duncker- und Humblot'sche Buchhandlung in Berlin liefern; doch erschien blos Kenilworth 1821, in drei Bänden in 8.; reinlich und sauber. Dagegen lieferte sie die Schlesinger'sche Buchhandlung ebendaselbst in 28 Bänden.

21) Seine Uebersetzungen sind: Der Astrolog. 3 Bände. Lpz. (1817) 1822. Robin der Rothe. Berlin (1819) 1823. 3 Bde. Der schwarze Zwerg. Lpz. 1819 u. 1823. Die Braut. 3 Bände. Dresden 1821. Die Schwärmer (im Engl. Old Mortality). Brünn 1820. u. N. A. Lpz. 1823. 3 Bde. Der Abt. 3 Bde. Lpz. 1820. Der Alterthümler. 3 Bände. Berlin 1821, (wo aber blos Thl. 1. von 2. übersetzt ist.) Eduard (Waverley). 4 Bde. Dresden 1821. Das Herz von Mid-Lothian. Bd. 1 u. 2. Dresden 1821 (wovon die verkürzte Uebersetzung einer ungenannten Schriftstellerin von F. W. V. Schmidt, Berl. 1821, 3 Bde. herausgegeben war). Daß mehrern dieser Uebersetzungen sehr sachreiche Einleitungen vorgesetzt sind, kennt und schätzt das Publicum.

22) Spiker übersetzte den Pirat. 3 Bde. Berl. 1822. 8.; gleichzeitig mit ihm Frau v. M. in 3 Bdn. Ebendas. und G. Lotz. 3 Bde. Lpz. 1822. Von Kenilworth lieferte derselbe eine Uebersetzung in 3 Bdn. Hannover 1821. N. A. 1823, und von Montrose eine freie Bearbeitung: Annot Lyle, die Harfnerin. Hamburg 1822. 8., und vor ihm C. May unter dem Titel: Allen-Mac-Aulay. Thl. 1 u. 2. Berlin 1821. — Müller übersetzte Ivanhoe in 3 Bdn. Lpz. (1820) 1821 u. 1823, und das Kloster. Berlin 1821. 3 Bde.

23) v. Halem hat Nigel's Schicksale in 3 Bdn. Lpz. 1822 übersetzt. In Schumann's Taschenbibl. übersetzte H. Döring den Pirat. 4 Bde. E. v. Hohenhausen den Ivanhoe. 4 Bde. E. Bertholdt den schwarzen Zwerg. 2 Bde. Wilhelm Gerhard, Guy Mannering. 4 Bde. C. May, das Herz von Mid-Lothian. 5 Bde. Angekündigt sind noch: Waverley, von C. Richter; der Alterthümler, von H. Döring; Rob Roy, von Schubart. 4 Bde.; die Presbyterianer, von E. Bertholdt. 4 Bde.; Die Braut, von der Baronin v. Montenglaut, 3 Bde; Montrose, von ders. 2 Bde.; das Kloster, von F. Dietz. 4 Bde.; der Abt, von H. Müller. 4 Bde.; Kenilworth, von E. v. Hohenhausen. 4 Bde.; Nigel's Schicksale, von C. May; Peveril vom Gipfel, von J. Körner. 4 Bde. Die ganze Sammlung soll 63 Bändchen mit Kupfern füllen. Von der neuen, in Leipzig (bei Gleditsch) erscheinenden und in diesem Jahre angefangnen Uebersetzung sind die zwei ersten Bändchen erschienen, welche Waverley, übersetzt durch von Halem, enthalten.

Digitized by Google

Unechtheit der darin enthaltenen Erzählung: „das Schloß Pontefract", überzeugt. In das Deutsche ist dieser Roman, so viel mir bekannt ist, nicht übersetzt, wohl aber in das Französische. Eine spätere Sammlung desselben Ungenannten soll gelungener seyn. Noch werden als Scott'sche Romane: Clan Albin, in zwei Bänden (deutsch von L. v. Wedell, Berlin 1821. 8.) und die Circe of Glas Llyn (deutsch von K. H. L. Reinhardt, 4 Bde. Leipzig 1822. 8.) genannt, aber ganz mit Unrecht. Denn in dem ersten ist die Verwickelung der Begebenheiten ganz mißlungen und den Charakteren fehlt die Schärfe und Bestimmtheit, die, wie weiter unten gezeigt werden wird, gleichsam W. Scott's Wahrzeichen ist. Das zweite ist als gewöhnlicher Roman wohl lesbar, nur darf es sich nicht für einen Roman von Scott ausgeben: denn es fehlt ihm die lebensvolle Zeichnung der Charaktere, Situationen und Localitäten und — mit einem Worte — unsers Dichters plastische Kraft, die sich durch kein phantastisches Zauberwesen ersetzen läßt. Mit Recht bemerkt übrigens Lindau a. a. O. S. xxvi., daß der Roman the Cavalier von L. Gibbons (deutsch von L. v. Wedell, 2 Bde. Berlin 1822. 8.) die meisten Ansprüche hat, noch Scott's Roman genannt zu werden, sowohl hinsichtlich der Behandlungsart, als des innern Gehalts. Als Scott's neuesten *) Roman kündigt man Peveril of the Peak an, dessen erster Theil, von C. F. Michaelis übersetzt, schon im September 1822 in Leipzig gedruckt ist, obschon im November 1822 davon in England noch nichts erschienen war [24]). Jetzt ist er aber auch in den ersten Tagen des Januars d. J. in Edinburgh in vier Bänden fertig geworden, und in Leipzig (bei Ernst Fleischer) ein correcter Abdruck davon erschienen.

So gefeiert der Dichter nun auch im In- und Auslande ist, eine so große Celebrität er auch schon bei seinem Leben erlangt hat, so fehlte es doch nicht an strengern Kritikern und Tadlern, besonders in England. Wenn ich schon nicht immer ihre Meinung theilen kann, so fodern doch diese ehrenwerthen Kunstrichter, die, soweit sie mir bekannt geworden, ganz die von Göthe [25]) bezeichneten sind, etwas bei ihnen zu verweilen. Sie tadeln an Walter Scott eine oft quälende Genauigkeit und alles auseinanderziehende Breite, sie vermissen eine kluge Abwechselung und Raschheit in den Wendungen, sie halten manche episodische Handlung für zu weit ausgesponnen und die Zeichnung der Helden des Romans oft für verfehlt. Diese Ausstellungen treffen besonders das Kloster, den Abt und Nigel's Schicksale [26]). So wird bei dem letzten gerügt, daß der Held des Romans schwach und verzeichnet sey; aber man sollte doch nicht unberücksichtigt lassen, daß Nigel's Schicksale nur dazu dienen, um Begebenheiten von größerer Bedeutung und allgemeinerm Interesse, als die eines unbedeutenden, jungen schottischen Lords seyn konnten, und die Schilderung der Denk- und Sinnesweise jenes Zeitabschnittes daran zu reihen. Weit richtiger scheint der Tadel, daß der Charakter des Helden verzeichnet sey, den Hauptmann Cleveland im Piraten zu treffen. Man muß beinahe vermuthen, der Verf. habe während des Schreibens seinen Plan geändert, und da er weder einen Helden, noch einen Teufel aus ihm machen konnte, es zweifelhaft gelassen, was er eigentlich seyn sollte. Wenn sich bei uns nun wohl ein tadelndes Wort über diese Productionen hören läßt, so hat das wohl öfters seinen Grund in der engen Sphäre, in welcher sich Scott's Romane bewegen, und einer daraus entstehenden Einförmigkeit, welche diese auch vielleicht für den Ausländer behalten werden, obschon die Localitäten im Ossian uns auch einmal fremd waren, nun aber ins Leben übergegangen sind. Wer wollte aber wohl Scott's Vorliebe für die Helden seiner Nation und sein Geburtsland, daß er selbst so schön [27]) schildert, tadeln, oder es ihm als einen Fehler anrechnen, wenn er da zu lange mitunter verweilt, wo ihm so Vieles an vaterländischen Alterthümern geboten wird! Daß aber Schottland eine erstaunliche Menge von Sagen und Denkwürdigkeiten einzelner Menschen und Familien besitzt, beweisen — um nur ein Beispiel anzuführen — die erst im Jahr 1822 zu London erschienenen Denkwürdigkeiten der Familie Hergrave [28]). Was noch den Vorwurf der Wiederholung und das Wiederkehren derselben Charaktere unter andern Namen betrifft, so glaube ich, daß in solchen Fällen — man vergleiche nur z. B. die Norna im Piraten und Meg Merrilies im Astrolog, oder Katharina Seyton im Abt und Diana Vernon in Robin — eine genaue Untersuchung sehr feine und wesentliche Unterschiede zeigen würde. Damit hängt die Ausstellung zusammen, daß Walter Scott sich nicht beherrschen, nicht seines Gegenstandes mächtig werden könne — mit einem Worte, daß er dem Zeitgeschmacke huldige. Eine ähnliche Erscheinung sah neuerdings unsere Literatur in Göthe's Verurtheilung durch Pustkuchen [29]), die man — um allen Schaden vorzubeugen — hoffentlich recht bald nach Verdienst gewürdigt sehen wird. Endlich — was wohl eigentlich hätte sollen das Erste seyn — gehören Scott's Romane zu

*) Beim Abdruck dieses Aufsatzes ist der neueste Roman des „großen Unbekannten" nicht mehr Peveril, sondern Quentin Durward. Man sehe darüber unsere Blätter Nr. 157, 158. D. Red.

24) S. die Correspondenznachricht im Morgenblatt 1822. Nr. 310.

25) In Kunst und Alterthum. III. 2, 61.

26) Vergl. Edinburgh Review 1822. Nr. LXXIII. S. 204—215.

27) M. s. the last minstr. VI. 2, vergl. Storck z. Frl. vom See, Vorr. S. LIX.

28) Im Auszuge im Morgenbl. 1822. Nr. 267.

29) In Wilh. Meister's Wanderj. I. 222 ff., wogegen auch Tieck in s. Novelle: die Verlobung, im Berlin. Taschenb. f. 1823. S. 309 u. 325, in der Kürze sich sehr bündig erklärt hat.

der Zwittergattung der historischen Romane. Der ästhetische Werth derselben ist aber darum immer für so zweifelhaft gehalten, weil sie gegen die Gesetze der echten Historie verstoßen zu müssen scheinen, wenn sie Anspruch auf poetischen Werth machen, und diesen wiederum aufgeben müssen, sobald sie nach einem historischen Verdienste streben. Dergleichen Romane sind bei uns besonders sehr verrufen, da die Sturm- und Drangperiode eines Schlenkert, Cramer u. A. noch nicht fern liegt; aber Walter Scott hat fast durchgängig die Klippen zu vermeiden gewußt, an denen so viele scheiterten. Gleich wie sein großer Landsmann, Shakspeare, hält er sich, mit wenigen Ausnahmen, streng an Thatsachen — wovon die zu mehrern seiner Werke, wie zum Herz von Mid-Lothian, besonders erschienenen historischen Erläuterungen den besten Beweis geben — oder allgemein geglaubte Traditionen, und wie die Schattengestalten, die Richard den Dritten erschreckten, nicht als Abweichungen von der Wirklichkeit bei Shakspeare's Publicum angesehen wurden (vergl. W. L. Grimm's Vorrede zu den dänischen Gedichten, Heidelberg 1811. S. xxix ff.), so hat auch Scott für sein Publicum [30]) seine Kobolde und ähnliche phantastische Gestalten zu behandeln gewußt. Was Göthe [31]) von Shakspeare sagt, nachdem er bemerkt hat, wie er es für den größten Lebensvortheil desselben achte, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde — wogegen neulich H. Voß die Hinneigung Shakspeare's zum römischen Katholicismus zu erweisen suchte [32]) — findet zum Theil auch bei Scott Anwendung. „Ueberall," sagt Göthe, „erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem zuletzt sich alles einigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen." Wenn Einige ferner fürchten, daß durch Walter Scott's Darstellungen einer Classe von Romanen, nämlich der historischen, die sie lieber ganz entfernt sähen, der Weg von neuem gebahnt werden möchte, so würde es unserm Dichter damit gehen, wie es Schiller mit seinen Räubern, Göthe mit seinem Göß oder seinem Werther ergangen ist. Aber kann man ihn um etwaiger schlechter Nachahmungen willen tadeln? Ein solches Seitenstück zu Scott's Romanen, für welches der Titel selbst es ausgibt, lieferte der berühmte Sismonde-Sismondi: Julia Severa oder das Jahr 491 (nach dem Französischen von K. L. M. Müller, 2 Bde. Leipzig 1822. 8.). Aber es ist verunglückt und zeigt deutlich, daß nicht blos der historische Grund Walter Scott's Romanen so großen Reiz verleiht, sondern daß dazu nothwendig auch sein poetischer Sinn und seine Darstellungsgabe gehören.

(Der Beschluß folgt.)

30) Vergl. Irving's Bracebridge-Hall, S. 200 ff.

31) A. a. O. III. S. 132.

32) In Paulus Sophronizon. Bd. 4. H. 2. S. 95 ff. vergl. Fr. Horn's Erläut. z. Shaksp. Bd. 1 S. 272.

## Die Colonie New-Lanark.

In Schottland, 25 englische Meilen von Glasgow, ist eine der größten und merkwürdigsten Manufactur-Colonien, die ein R. Owen, als echter Philanthrop und Fabrikunternehmer zugleich angelegt hat. Sie bildet ein ansehnliches Dorf in der Nähe vom alten Flecken Lanark, heißt darum Neu-Lanark, und liegt in einem lachenden, von der Clyde bewässerten Thale. Seit 24 Jahren steht Owen, 51 Jahr jetzt alt, an ihrer Spitze. Statt der Unmoralität, Unordnung, des Elends, der Unwissenheit, herrscht in ihr Ordnung, Thätigkeit und allgemeiner Frohsinn. Mit unermüdeter Thätigkeit hat er an der moralischen Veredelung seiner Arbeiter und darauf hin gearbeitet, daß sie in einer heitern, sorgenfreien Sphäre sich bewegen. Jeder hat zu dem Zwecke sein Conto, worauf er bis zu einem gewissen Betrag alle ihm nöthigen Bedürfnisse in bester Güte und billigstem Preise erhalten kann. Bei unvorgesehenen Unfällen, Krankheiten, werden baare Vorschüsse gegeben. Ein Krankenhaus nimmt alle auf, die zu Hause nicht bessere Bequemlichkeit haben. Die ganze Colonie zählt gegen 2300 Menschen, unter denen 1800 Fabrikarbeiter und 350 Kinder sind. Für die letztern ist eine Schule ganz nach Pestalozzis Grundsätzen. Eben so hat er ein kaltes und zwei warme Bäder einrichten lassen. Der Unterricht nimmt auf reine, positive Religion Rücksicht, da Owen unter seinen Arbeitern Bekenner von allen christlichen Secten hat. Die Bibel wird ihnen daher nur in einem Auszuge mitgetheilt, insofern sie allgemein anerkannte Vorschriften mittheilt; für alle Kinder sind gegen 20 Lehrer und Lehrerinnen angestellt, die monatlich mit 60—120 Franken bezahlt werden. — Dampfmaschinen werden in der Fabrik nicht angewendet. Owen glaubt in ihnen die Ursache zu finden, daß die Ordnung der menschlichen Gesellschaft eine verkehrte Richtung bekömmt. Durch sie, sagt er, liefern 240,000 Menschen jetzt das, was sonst 28—29 Millionen hervorbrachten, und so übersteigt die Fabrication allen Bedarf. Die hier gesponnenen Garne gehen nach allen Gegenden der Welt.

## Merkwürdige Heilung eines langjährigen Gesichtsschmerzes.

Der berühmte Wundarzt Jeffreys in London hat vor kurzem eine junge Dame von diesem furchtbaren Uebel geheilt, die von ihrem siebenten Lebensjahre seltener oder öfterer daran gelitten hatte. In diesem Jahre verletzte sie sich beim Fallen mit einer zerbrechenden Porcellantasse, von der mehrere Stückchen in die Haut eindrangen. Eine Wunde davon, nahe am Kinne verursacht, heilte erst nach zwölf Monaten und in der Narbe blieb der Schmerz zurück. Jeffreys schnitt in sie hinein und fand ein Stückchen Porcellan, das herausgezogen wurde, von der Größe einer Feldbohne. Die Operation verursachte heftigen Schmerz, aber kaum war die Scherbe weggenommen, und die Kranke war wie neugeboren. In kurzem heilte die Wunde. (Ein Seitenstück dazu ist der Schmerz in einem Finger, der allen ärztlichen Bemühungen widerstand, und welchen der Wundarzt Moore in London im Augenblicke heilte, als er auf eine, mit dem Knochen nicht in Verbindung stehende Härte unter der Haut einschnitt. (Es fand sich ein Stückchen von einem Stachel vor.)

# Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1823.

Nr. 15. Juli 26.


Jahrbücher der Literatur. Achtzehnter Band. 1822. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Art. 2. Les séductions politiques ou l'an MDCCCXXI. Roman, par l'auteur des F du S. — Paris, chez Pillet ainé. 8. 416 S.

Dem mitgetheilten Auszuge zufolge liefern diese séductions politiques mit ihrer heisern Sirenenstimme kein Meisterstück. Il ne suffit pas d'avoir raison, il faut se faire lire, sagte Voltaire, der sein Volk kannte. Die Franzosen lieben starkes Gewürz bei ihren warmen politischen Leckerbissen; die Deutschen bestehen in der Regel auf kalter Küche und begnügen sich mit mäßigem Salz. Es ist daher kein Wunder, wenn das halbdeutsch zubereitete Werk ganzen Franzosen nicht hat munden wollen. Sie betrachten die sogenannten guten Grundsätze, wenn sie aufrichtig reden, doch nur wie Umschläge, die man nothgedrungen auf eine äußere Verletzung legt, mit der indessen nach ihrer oberflächlichen Denkungsart der Proceß des innern Lebens, namentlich der Puls, wenig oder nichts gemein hat.

Unsre Zeit wimmelt von politischen Romanen; sie erscheinen noch weit häufiger im Leben als auf dem Papiere und bilden so unsre neueste und wahrhafte Romantik. Bleiben wir für jetzt bei den geschriebenen politischen Romanen stehen; — sind sie etwas anders als ein Liqueur, abgezogen von Galläpfeln? Die bittere Wirklichkeit widersteht jedem Auflösungsmittel der Poesie, welchen chemischen Apparat wir auch brauchen. Aufgestellte Warnungstafeln, wie diese séductions politiques seyn sollen, helfen so viel als nichts. Denn die Verführung kommt nie wieder in der schon geschilderten Gestalt, sie ist ein Chamäleon und verwandelt dadurch die beste Sauve-Garde in einen Popanz. Eine Mutter, so erzählt Lichtenberg, ermahnte ihre Tochter mit den frommen Worten: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.“ „Wenn mich aber die guten Buben locken,“ erwiderte das muntre Kind, „was soll ich dann thun?“ Diese Antwort ist der Text zu allen politischen Verschwörungen.

Das Werk selbst hat eine gewisse dramatische Gestalt. Es soll zeigen, in welchem Verhältniß die legitimgesinnten Staatsbürger zu den radicalen Revolutionen stehen. Die reine politische Doctrin müßte man wenigstens um jeden Preis auch da noch aufrecht erhalten, wo es unmöglich sey, der Hyder den Kopf abzuschlagen. Diese Ansicht nähert sich stark der Abstraction eines Doctrinair. Die reine politische Doctrin läßt sich schlechterdings nicht aussondern, befestigen und verbreiten, ohne das gesammte Triebwerk des Staats in Bewegung zu setzen. Sie gleicht dem Nervengeist des menschlichen Körpers; welche Kunst kann ihn binden, steigern, zusammenreizen? Aqua Tofana mag durch Menschentextur erzeugt werden, wie es heißt; der Funken geistiger Belebung spricht nur in und aus der gesammten Organisation. Das neuerlich so häufig angewendete Eliminationssystem der französischen Regierung deutet auf ein lebhaftes Gefühl der ausgesprochenen Behauptung. Freilich mögen die Epurations oft von der Art seyn, daß sie mehr Unrath zu- als abführen und deshalb selbst wieder epurirt werden müssen, bei welchen unaufhörlichen Reinigungsmitteln der Körper des Staats wenigstens die Obstructionen vermeidet.

Unter den eingeflochtenen Personen ist der schwache piemontesische Graf Amerozzi la dupe des Revolutionaires. Seine Tochter läßt sich in eine Herzensconspiration mit dem revolutionairen Strozzi ein und beschließt ihre gemüthlichen Umtriebe — pratiques ténébreuses — mit der Explosion der Ehe. Der Kohlenstoff dieses Carbonaro scheint ihr besonders zu gefallen wegen der Lebensessenz, die er als aimable roué zu spenden weiß. Ist denn das aber eine séduction politique? Eine liaison dangereuse, meine ich, und nichts weiter, wie es dergleichen gewiß auch unter den Augen des deutschen Bundestages gibt, vielleicht ganz in der Nähe der Amphictyonen. Soll endlich selbst Amor ein Carbonaro seyn? Dann zählt die Revolution allein in Deutschland Millionen Köpfe, und der Focus dieser Umtriebe ist nicht in den geheimen Verbindungen, wie man uns gelehrt hat, sondern in den Weiberherzen. Da hätten selbst wir eine Centraluntersuchungs-Commission nöthig, deren zahllose Mitglieder sicherlich keine Ferien hielten. Der ehrliche Professor Grube, ein Deutscher, malt in dem Roman durch seinen Namen sehr treu die Tiefe seines Geistes. Graben, und wenn das Loch fertig ist, vor Freude darüber rücklings hineinfallen, das gehört mit zu unsrer modernen Deutschthümlichkeit; doch haben wir den passens auch in frühern Zeiten häufig genug gemacht. Der Ausdruck absolut ist unserm Landsmanne das große Wort des Räthsels; weiß er nichts Erkleckliches mehr zu erwidern, so dreht er sich auf den Fußspitzen herum und wiederholt feierlich: ich habe gesagt: absolut. (Die Zeichnung ist in den Fußspitzen verfehlt). Ein deutscher absoluter Professor ist kein Kreisel, wie der französische Namensverwandte — ich wähle das Bild wahrlich nicht der Peitsche wegen, die dem Kreisel immer neuen Athem beibringt — er sitzt vielmehr angenagelt auf seinem Katheder — das Stehen ist, unter uns gesagt, auch schon ein halbrevolutionaires Auftauchen — erhebt allenfalls von Zeit zu Zeit den Zeigefinger und legt ihn in den entscheidendsten Fällen an die Nase. Das thut ein deutscher absoluter Professor d. h. ein Mann, der sich absolut für etwas ausgibt (profitetur), was er nicht ist. Dagegen treiben es die Collegen von echtem Schrot und Korn gerade so, wie der Geist sie treibt.

Digitized by Google

Grube, der sich schier am Ende seiner Tage, und die Welt überhaupt am Rande der Zeit, gleichsam im Sterbehemde erblickt, wendet gern die Sprache der Offenbarung Johannis auf die letzten Dinge an, unter denen er natürlich besonders mitfigurirt. Das Thier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern scheint ihm die Revolution anzudeuten; das andere Thier mit zwei Hörnern, ähnlich denen des Lammes, welches aber spricht wie der Drache, bezeichnet ihm den Liberalismus; und Paris selbst erscheint ihm wie die große babylonische Freischwester. Zum Troste hätte er füglich bei so guter Gelegenheit die Restauration durch das neue himmlische Jerusalem und la charte — ich sage nicht Karte, man verwechselt den Ausdruck so leicht mit Spielkarte — durch das Buch erklären können, welches Johannes verschlang und ihm lieblich schmeckte, nachher aber Bauchgrimmen verursachte. Kommt nicht auch ein Schimmel in der Offenbarung Johannis vor? Ich will deshalb nicht nachsehen. Dieser wartet augenscheinlich auf einen Triumphator. Man erinnere sich an die Eifersucht, mit welcher die Römer den Camillus verfolgten, weil er seinen Triumph mit weißen Rossen gehalten hatte. Die Leser mögen rathen, welcher heutige Heerführer ausersehen ist, den Schimmel zu besteigen; ein apokalyptischer Sieg und ein apokalyptisches Pferd gehören auf jeden Fall zusammen.

Grube schlägt in seiner Ehrlichkeit eine Testacte vor, nämlich eine Eidesformel, die Jeder beschwören müsse, der an der Staatsverwaltung Theil nehmen wolle. Dazu gehört aber wieder ein neuer Schwur, daß man an den ersten glaube, und der zweite macht ebenfalls einen dritten nothwendig, und so fort, so fort bis zu einem unendlichen Zeugenspiel.

Den Politiker sans peur et sans blâme stellt ein Franzose dar, Monsieur Truquet. Er meint es gut mit Frankreich. Ohne es zu merken, modelt er die Begebenheiten nach seinen Begriffen und freut sich hintennach, daß sie so herrlich mit dem erhaltenden Systeme zusammenpassen. Auf diese Art erhält er eine feine Entwickelung der Dinge (la liberté des choses), die allerdings weniger besagt, als la liberté des citoyens, weshalb auch die Römer den Sclaven lediglich für eine Sache erklärten; auch findet er la suprématie du bien und l'infériorité du mal, so daß man umsonst nach der Ritze sucht, durch welche die Revolution, das tausendköpfige Ungeheuer, sich fortwährend durchdrängt. Truquet's Hoffnungen sind im Ganzen stärker als seine Gründe, er hängt an chiliastischen Vorstellungsarten. Dieser Fehler ist allen Parteien, als solchen, eigen; jede preßt die Erfahrung, wie England die Matrosen; jede appellirt an die höhern und höchsten Instanzen, wie der Hunger an die Nahrung.

„Eine Revolution," sagt Truquet, „würde bald überwunden seyn, wenn die Menschen zu erkennen gäben, daß sie bereit seyen zu sterben auf jene Grundsätze, an welche sie durch unauflösliche Bande des Gewissens und der Pflicht geknüpft sind. Wenn alle Priester den Tod am Altare erwarteten, die Edelleute in ähnlicher Weise auf den Gütern ihrer Vorfahren, die Richter auf ihren Stühlen, und die Könige auf ihren Thronen, dann würden die Menschen, welche das Beil wider sie aufheben, Meuchelmörder und Bluträuber genannt werden, und die öffentliche Meinung würde sich im Gefühl der Entrüstung erheben, um die Erde von ihnen zu reinigen." Schön, aber nicht wahr; und kaum noch schön, wenn Boileau's Ausspruch gilt: Rien n'est beau, que le vrai. Wo ein solcher allgemeiner Enthusiasmus der Aufopferung herrscht, da ist schon der bloße Gedanke einer Revolution unmöglich, das verordnete Heilmittel setzt nicht weniger voraus, als einen Patienten im Zustande der vollkommensten Gesundheit.

„Unter Revolution" — heißt es Seite 65 — „versteht der Verfasser, und verstehen wir ein für alle Mal bei dieser unsrer Darlegung seines Werkes, jene zerstörende und anorganische Willkür, die sich selbst wider Himmel und Erde die verruchte Vollmacht gibt, die Ordnung umzukehren, das Bestehende zu vernichten, und das Recht aufzulösen." Wäre die ganze Tendenz der Recension nicht erhaltend, so dürfte man diese Erklärung, nach der Ordnung der Logik, dem Verstehen des Sprachgebrauchs, dem Rechte des Staats, eines revolutionären Schwindels beschuldigen. Denn das entscheidendste Merkmal, ob nämlich die anorganische Willkür von oben nach unten, oder von unten nach oben über die gesetzlichen Schranken greift, ist dabei völlig aus der Acht gelassen. Wie der Recensent den Charakter der Revolution festsetzt, gilt er auch von den verletzenden Eingriffen der monarchischen Regierungsform; denn so absolut sie auch seyn mag, so muß es doch in ihr Ordnung, etwas Bestehendes und ein Recht geben. Ueberhaupt gehören die Begriffe von Revolution und Tyrannei zusammen, wie sie auch in der Geschichte überall unzertrennlich erschienen sind und erscheinen werden, jede Modification auf der einen Seite reißt sich unmittelbar auf die andere hinüber. Der Frohndienst der Ultramonarchisten besteht darin, daß sie ausschließend von Revolutionen reden, ohne der Tyrannei zu erwähnen; umgekehrt leitet die Kriegslist der Freiheitsgaukler jede Revolution einzig und allein aus dem Druck der Tyrannei ab, als ob die Schändlichkeit derselben blos an den Herren haftete, die sie ausübten und nicht auch an den Knechten, die durch ihre Niederträchtigkeit dazu aufforderten. Kein politisches Verderben läßt sich wie Gas absperren, es verbreitet sich auf der Stelle von oben nach unten und von unten nach oben, die feinsten Pore des Staats nach allen Seiten durchdringend. Man muß folglich die Schuld theilen, wenn sie in Rechnung kommen soll. Doch überlassen wir die traurige Theorie der Revolutionen unsern Nachbarn, die sich besser darauf verstehen als wir, und außerdem das unselige Geschick der Praxis haben. Zu unserm Glück und Ruhme ist in Deutschland eher die Herrschaft des Rübezahl möglich, als der Ausbruch einer Revolution. Es gibt aber Leute, die so wenig ohne Gespenster leben können, als gewisse Damen ohne Schooßhündchen.

Der ungenannte Rec. huldigt einem löblichen Moderantismus, ohne übrigens dabei ein besonderes politisches Talent zu entwickeln. Manche Aeußerungen streifen in ihrer teleologischen Natur an das Naive, andere schwanken in einer

Digitized by Google

trüben Mitte. Einigen politischen Schriftstellern steht man auf der Stelle an, wohin sie wollen; bleiben sie aber unterwegs liegen, was kann lustiger seyn, als eine solche zu Wasser gewordene Reise? So verhält es sich mit dem hier aufgestellten Begriff der Aristokratie. Der Rec. versteht darunter jenes gesellschaftliche System, was aus allen Ständen und Classen das Beste in seiner Art gelten läßt. So weit hat die Erklärung nichts gegen sich, obwohl der factische Sinn des Aristokratismus überall, wo er wurzelt, jeder Definition auf dem Papiere spottet. Die erwähnte Geltung soll nun aber nicht von der reinmenschlichen, auf das Göttliche gerichteten Tugend abhangen — die Portionen würden natürlich zu schmal für die aristokratische Consumtion ausfallen — sondern von einem entsprechenden Repräsentativ derselben. Der Rec. wollte den Kopf des Aristokratismus zeigen, und er hält in seiner Unschuld die Klaue desselben hin; die lose Binde, in der sie steckt, gibt der Abnormität noch obendrein das Ansehen der lächerlichsten Fratze. Die Tugend läßt sich schlechterdings und ewig nur durch sich selbst repräsentiren; es gibt für sie kein Surrogat, keine Substitution, wie etwa das Papiergeld für Metallmünze ist. Warum setzte der Rec. nicht lieber Verdienst statt der Tugend? Das Verdienst kann man von oben nach unten beliebig kneten und ausbacken, und ist es in dem Ofen des Aristokratismus nicht verbrannt, so bleibt einzig die unendlich kleine Mühe übrig, dasselbe nach Herzenslust in Stücke zu zerschneiden, im Nothfalle jedes Stück wieder besonders in Brosamen zu zerreiben und diese endlich als eine Art Salz zu gebrauchen, wenn die Zahl der Competenten über die Grosmuth des Staats hinauswächst. Wahrscheinlich wird jedoch das Repräsentativ hier in dem Sinne genommen, nach welchem auch Schauspieler repräsentiren, denn der Begriff einer strengen Stellvertretung, wie er in constitutionellen Staaten vorkommt, dürfte hier ein exotisches, wohl gar ein giftiges Gewächs seyn, zu dessen Pflege sich kein Mitarbeiter gern als Lustgärtner öffentlich bekennt. Es ist ein Wunder, daß man kein Corrosiv gegen das Repräsentativ verordnet hat, um die Leser vor beiläufigen bösen Gedanken zu bewahren.

Die Recension schließt mit Bemerkungen, die so weit sind, daß man ganz Frankreich hineinstecken kann. Eine politische Schrift, die ihrem Gegenstande nicht scharf anliegt, kommt mehr als jede andere wie ein Stiefel heraus, in dem der Fuß schwimmt. Die eigenthümliche Composition des Werkes hätte auch dem Urtheile über dasselbe eine besondere Form geben sollen; dafür hebt der Rec. mehrere einzelne Stellen aus und kleistert sie zusammen mit der grauen, zähen Materie eines monotonen, leblosen Räsonnements. Er verräth überhaupt manche Aehnlichkeit mit dem ehrlichen Professor Grube, als wäre er moralisch und geistig Geschwisterkind mit ihm. Seltsam nimmt sich der Schraubengang seiner Sprache aus, der überhaupt für treffende politische Wirksamkeit die nöthige Kraft, Bewegung, Eleganz und selbst Vernunft abgeht. Das Umherzerren des Gedankens auf dem Schleif- und Schleichwege des Conjunctivs kommt besonders häufig vor. Selbst der Conjunctiv will hier und da noch nicht ausreichen, gern borgte die Rede von den Griechen auch noch den Optativ. Diese Schreibart ist auf keinen Fall politisch; die rechten Diplomatiker wissen gerade den Conjunctivus, als verbündete Macht, so zu verstecken, daß er wie der sorgloseste Indicativ in die Welt schaut. Das Vertheilen, Verbinden, Coloriren macht den Meister.

Art. 3. Lehrbuch zur Psychologie, von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. Königsberg und Leipzig, bei August Wilhelm Unzer, 1816.

Der Rec. ist F. E. Beneke, wenn ich nicht sehr irre, derselbe, welcher eine Physik der Sitten geschrieben hat und uns nun die Moral der Natur nicht schuldig bleiben darf, damit die Menschheit künftig auf Erden nicht allein an der Tugend zu schleppen hat. In mehreren Puncten widerspricht er dem Verfasser mit guten Gründen, im Ganzen läßt er sich aber doch viel zu sehr von dem philosophischen Bart desselben verblüffen. Hätte er gehörig zugesehen, er würde die Falschheit desselben entdeckt und Seife und Rasirmesser lachend weggeworfen haben. Herbart hat außer dem erwähnten Werke auch eine allgemeine praktische Philosophie, Gespräche über das Böse — Hauptpunkte der Metaphysik — eine Abhandlung de attractione elementorum u. s. w. geschrieben.

Neulich nannte jemand Herbart — ich glaube im Morgenblatte — einen der besonnensten heutigen Denker. Wenn philosophisches Phlegma Besonnenheit ist, hat der Lobredner Recht, auch dann noch, wenn die Suspensionsmethode für Untersuchungsgeist gilt. Herbart geht nämlich, wie die Kenner wissen, nie auf einen tiefern Gegenstand geradezu und mit vollem Athem los, sondern bald räuspert er sich, bald hustet er, seitwärts nach Hülfe schielend und die fremden, willkürlichen Einschiebsel als Axiomata verflechtend. So ist er ein wahrer philosophischer Ueberall und Nirgends. Seine Dunkelheit und Kürze hängt sehr einfach mit diesem Verfahren zusammen. Er möchte die Philosophie gern wieder in die Gymnasien zurückführen, aus welchen sie unsre Humanisten mit dem größten Rechte vertrieben haben; das allein reicht hin, um die Philosophie zu würdigen, der er das Wort redet. Da er außerdem die größten Geister unsers Volks präceptormäßig in die Schule nimmt, so darf man schon etwas freier mit ihm umspringen, ohne deshalb die Strenge des Beweises ganz auf die Seite zu schieben, wie er zu thun pflegt.

Er hat die Eigenthümlichkeit seiner Ansichten in einer sogenannten Einleitung zur Philosophie ausgesprochen. Die Hauptpuncte seiner Psychologie kommen daselbst vor, wie die vorliegende Recension zeigt, weshalb ich mich auf jenes Werk, als eine Ableitung von der Philosophie, beschränken darf. Das Folgende wird auch bei unbefangenen Lesern gegen den Verdacht der Anmaßung schützen.

Seite 201 heißt es, die Philosophie solle sich begnügen, „einen vorläufigen Realismus erst in seiner Art zu vollenden, nämlich durch gehörige Bearbeitung der widersprechenden Erfahrungsbegriffe." Mit andern Worten: die Douane

Digitized by Google

der Philosophie soll die Waare unbesichtigt durchlassen, höchstens die Emballage aufschreiben, und hintennach, wenn die Grenzen passirt sind, die Contrebande ausmärzen. Ein solches Wachehalten ist ärger als die ärgste Schmuggelei. Der lebendige Begriff mit der Philosophie muß im Gegensatz eines von Würmern zerfressenen Cadavers von jedem Forscher auf seine eigene Hand erzeugt werden, er ist kein fertiges Kleidungsstück, das man nur anziehen darf, und das sogar paßt, ohne bestellt zu seyn. „Die Metaphysik (Seite 195) hat keine andere Bestimmung, als die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung ihr aufdringt, denkbar zu machen." Ein Begriff setzt offenbar etwas Gedachtes voraus, und dieses soll später durch die Metaphysik ein Denkbares werden. Der sinnreiche Vorschlag läuft darauf hinaus, erst klares Wasser aus einem frischen Quell zu schöpfen und dann des Nachts dasselbe bei Lampenschein tropfenweise zu filtriren. Dabei ist der Ausdruck „denkbar" ein Salto mortale, der die Grenzen des analytischen und synthetischen Urtheilens wild durch einander wirrt, gegen alle Sitte und Ordnung der wahren Philosophie. Die Angel der herbartschen Metaphysik ist die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen; eine Vorstellungsweise so lose, so willkürlich, daß sie in die regelloseste Mythologie ausartet, und dabei so trocken, so steif, daß sie mit dem Wuste der Scholastik schwesterlich zusammentrifft. Zufällige Ansichten sollen dabei als Hülfsmittel dienen. Bisher hatte die Philosophie, namentlich die Metaphysik, es mit dem Nothwendigen zu thun und betrachtete eben deshalb das Zufällige als das Baufällige im Gebälke des Systems. Die Bewegung soll, dieser Lehre zu Folge, nichts Reales seyn. Von der Gedankenbewegung des Verfassers mag der Satz gelten. Was wird aber bei dieser Behauptung aus den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen? Warum stehen die Störungen den Selbsterhaltungen voran? Warum sind sie überhaupt abgesondert? Kommen die Dinge erst dadurch zum wahren Daseyn, daß sie einen Stoß von außen erhalten, so wie ungefähr ein fauler Tagedieb aufwacht, wenn man ihm mit der Hand einen Accent versetzt? Fordert nicht vielmehr die Möglichkeit eines Ictus von außen eine innere, unabhängige, ursprüngliche Lebenskraft? Es ist, als wenn die Staaten sich erst hätten durch das revolutionaire Treiben auf die Selbsterhaltung besinnen sollen. Doch wo sich die Vorstellungen durch ihren gegenseitigen Druck in ein Streben, vorzustellen, verwandeln, wie der Verfasser behauptet, da ist statt einer Antwort blos ein Pflaster nöthig, um die Blasen zu vertreiben, welche die Gedankenfriction hervorgebracht hat. Auch einer Statik und Mechanik des Geistes wird erwähnt. Das gibt eine neue interessante Theorie des Schwerpuncts und der Gesetze des Falles. Der Misbrauch der Mathematik in Sachen der Philosophie ist jetzt an der Tagesordnung. Es thut leid, selbst Eschenmayers geistreiche Gemüthlichkeit, unter andern in seinem Lehrbuche der Psychologie, auf diesem Irrwege zu erblicken. Das schönste Beispiel einer strengen Anwendung mathematischer Begriffe auf philosophische Gegenstände hat Schleiermacher in seinen Grundlinien zu einer Kritik der Sittenlehre gegeben. Bei der jetzt wachsenden babylonischen Sprachverwirrung ist er einer von den Wenigen, die genau wissen, was sie sollen, dürfen und können.

Das vorliegende Werk ist durch und durch auf die mitgetheilten Ansichten gegründet und überhebt deshalb einer nähern Beleuchtung. Die Einmischung der Metaphysik, wie sie zumal der Verfasser bestimmt, ist der Tod jeder wahren Seelenlehre.

Art. 4. Die Religionsphilosophie, der letzte und höchste Hauptzweig der Philosophie, als Wissenschaft. Von Dr. Salat, königl. geistl. Räth u. ordentl. Professor an der Universität zu Landshut. München, 1821.

Der Rec., Wilhelm Anton Günther, einer der fleißigsten Mitarbeiter der Jahrbücher, hat den dargebrachten Salat der Religionsphilosophie scharf und kräftig eingemacht, er schwimmt in Essig, das Oel ist dazu besonders aus Brennnesseln gepreßt, der Pfeffer liegt handvoll umher unter Ladungen von Schnittlauch; kurz in der ganzen Zubereitung herrscht ein Ueberfluß, daß man vom Sehen schon satt wird, es ist mehr eine Weide als ein Essen. Würde nicht dem Leser jedes Blatt einzeln vorgelegt, und, so zu sagen, in den Mund gestopft unter übertriebenen kritischen Tactschlägen, das Gericht würde viel besser schmecken.

Das Werk des Verfassers kommt um dreißig Jahre zu spät, es datirt mit den alten wohlbekannten farbigen Siegeln aus dem blechernen Zeitalter der grassirenden Aufklärung oder Ausklärung, wie Jemand im treffenden Scherz gesagt hat. Der Obscurantismus fängt eben deshalb an, jetzt wieder aufzuducken, weil der Docht vieler Geister in der Drang- und Sturmperiode gar schnell von dem übermäßigen Licht verzehrt wurde. Wie die Action an und für sich schwach war, so ist es jetzt auch die Reaction, das Pulsiren des falschen Pietismus. Man thut dem Irregehen der Zeit zu viel Ehre an, wenn man ernsthaft dagegen zu Felde zieht; ein solches Uebel stirbt von selbst an directer Schwäche.

Hat Salat, der geistliche katholische Rath, nicht auch ein Buch über die Ehe geschrieben? Das ist dasselbe, als wenn eine alte Jungfer einen Tractat über diesen heiligen Stand herausgeben wollte. Ueber die Ehe steht allein den Practikern ein Wort zu, von der Seite her ist doch alles nur Pfuscherei; selbst die Emeriti haben Ursache zu schweigen; der rechte Autor muß durchaus ein Mann von entschiedenen Verdiensten seyn, worüber der weibliche Gerichtshof zu urtheilen hat.

In einem Blatte der Allgemeinen Zeitung erklärte neulich Salat öffentlich, daß Mastiaux, der bekanntlich mit besonderer Strenge über das Palladium des katholischen Glaubens wacht, ihn früher aufgefordert habe, mit Partei zu nehmen, sonst müsse er die Waffen gegen ihn kehren. Die Kriegserklärung war offen; was will Salat mit der basenhaften Klatscherei? Krieg gegen Krieg, und, wo möglich, Brander gegen literarische Türken, das ist die wahre und erlaubte Methode. Ich mache diese beiläufige Bemerkung, damit mein Plänkeln, wo möglich, nicht gemißdeutet werde.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 174.

28. Juli 1823.

## Zur Charakteristik Walter Scott's und seiner Werke. Eine Vorlesung, gehalten von Dr. K. G. Jakob.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Wenn nun das Gesagte schon genugsam darthut, welchen hohen Werth ich Scott's Erzeugnissen beilege, so ist damit nicht gemeint, daß er mir als der erste aller Dichter erscheine, wohl aber, daß ihm verwandte Talente nicht nahe stehen. Am entferntesten aber steht ihm wohl sein Landsmann Byron. Das finstere, mit sich selbst entzweite Gemüth dieses Dichters, dessen neuestes Werk, Don Juan, Göthe [33]) für das Unsittlichste erklärte, was die Poesie hervorgebracht hat, ist nicht im Stande, dem Leser das Bild der Einheit vor die Seele zu stellen, was doch die echte Kunst nothwendig muß [34]). Denn seine Darstellungen entzweien uns mit uns selbst und treiben den Geist gleichsam aus seinen Fugen, wozu seine Subjectivität, die alles in sich zieht, nicht wenig beiträgt. Ganz das Gegentheil zeigt sich bei Scott. Seine Darstellungen sind reine Objectivität, er verläugnet ganz die eigne Persönlichkeit und stellt uns die Ereignisse so vor Augen, daß wir uns selbst für Theilnehmer derselben halten. Man denke nur an den nächtlichen Ritt des Deloraine im letzten Minstrel [35]) oder an die auch in anderer Hinsicht ausgezeichnete Schilderung König Jacob I. in Nigel's Schicksalen [36]) die wahrlich kein Hume oder Robertson meisterhafter entwerfen konnte. „In W. Scott," sagt Storck a. a. O., „ist jene plastische Darstellungsgabe, die man, nächst der Erfindung, für die wahre Dichterweihe erkennen muß. Diese Eigenthümlichkeit findet sich vor allen im Homer und nächst ihm im Ossian in voller Schönheit, findet sich überhaupt in allen Kunstwerken, welche die Bewunderung aller der Zeiten, die sie überdauert haben, gewonnen, und findet sich noch heut zu Tage bei denen, welche die ungetheilte Verehrung aller fühlenden Kenner sich erworben haben." Somit ist Walter Scott ein Geistesverwandter Göthe's, wenn ich in ihm nicht schon gerade die vollendete und abgerundete Dichternatur des Letztern erkenne. Er ist allerdings ein poetischer Schöpfer, seine Gestalten leben und bewegen sich vor unsern Augen in höchster Wahrheit, aber seine Dichtungen haben einen bestimmten Kreis. Hierbei hat er aber das große, überaus seltene Verdienst, das nur zu wollen, was er kann, und darum ist er auch Meister auf seinem Gebiete, nämlich auf dem der beschreibenden Poesie. „Seine Schilderungen," sagt ein einsichtsvoller Beurtheiler [37]), „der Natur und des äußern Menschenlebens lassen sich denen des Homer, und seine Darstellungen menschlicher Charaktere denen des Shakspeare vergleichen. Ueberall zeigt sich eine Wahrheit, Einfalt und Tiefe, die das Gepräge reiner Genialität an sich trägt, und daher schreibt sich auch das Wohlthuende, das Erquickende, das den Menschen im Menschen Ansprechende und Aufregende in seinen Romanen." Bei einigen derselben, die, meiner individuellen Ansicht nach, die besten sind, sey es mir erlaubt, noch etwas zu verweilen.

Wenn schon im Herz von Mid-Lothian die Hauptpersonen auf historischem Grunde stehen, so erscheint doch fast die romantische Entwicklungskunst und die Charakteristik noch bewunderungswerther. Effie ist ein rein-tragischer Charakter, ihr Vergehen ganz die ἁμαρτία μεγάλη des Aristoteles, [38]) sie ist nicht so gut, daß ihre Drangsale empörend wären, nicht so schlecht, daß sie als passende Züchtigungen erschienen. Ihre Schwester, Johanna, ist ein Muster weiblichen Heldensinns, Grete Wildfeuer ein echtes Bild des Wahnsinns, nicht minder interessant der alte David Deans. Ich könnte leicht viele ausgezeichnete Scenen herausheben, doch die vollkommenste ist vielleicht die Zusammenkunft der beiden Schwestern vor dem Verhöre, in welcher der Dichter mit hoher Virtuosität die Regungen, welche durch eine solche Zusammenkunft zweier Schwestern, von denen die eine in der Blüthe ihrer Jahre als Opfer eines treulosen Mannes sterben soll,

33) A. a. O. III, 1, 15.

34) Vergl. Goethe in Wilh. Meister's Wanderj. I. 320.

35) Vergl. Storck's Vorrede, S. VIII. ff.

36) I. 134—135 oder I. 118 ff. der deutsch. Uebers.

37) In der Leipz. Lit. Zeit. 1822. Nr. 174.

38) De art. poet. 13, 6. Herm.

Digitized by Google

erweckt werden mußten, durch keinen übertriebenen oder gekünstelten Ausdruck vergiftet hat. Eben so ergreifend in der Ausführung ist die Verhörsscene, der Volksauflauf in Edinburgh, die Erstürmung des Stadtgefängnisses geschildert, anderer Scenen nicht zu gedenken [39].

Der Alterthümler hat keinen historischen Hintergrund, aber er interessirt ungemein durch die Zeichnung der Charaktere und die Malerei der Naturscenen. Der Alterthümler selbst in seiner sonderbaren Beschränktheit und eben so sonderbaren Freiheit ist das herrlichste Bild eines polternden und doch dabei liebenswürdigen Alten. Nicht minder herrlich steht der alte Bettler Edin Ochiltree da, dessen äußere Niedrigkeit nur der Erhabenheit seines Charakters zur Folie dient. Unter den meisterhaft gehaltenen Scenen erinnere ich nur an die erste, wo man den sonderbaren Alten gleich ganz und gar kennen lernt, seinen Streit mit der Postvermietherin und die übrigen höchst malerischen Umgebungen. Kann es dagegen wohl etwas Erschütternderes geben, als die Sturmscenen am felsigen Meeresufer, wo Sir Weedour mit seiner Tochter auf dem Wege über die Sandbänke von der Fluth übereilt wird, und Beide mit dem alten Bettler einem unvermeidlichen Tode entgegensehen? Wie tief steht da Sismondi unter Walter Scott, wenn man die spannendste Scene seines Buches, wo Felix und Julie in den Felsengewölben von Hesodunum eingeschlossen sind [40], mit dieser Scene vergleicht!

Die Gabe zum malerischen Schildern entfaltet sich vielleicht in keinem Werke Scott's glänzender, als in Ivanhoe. Eine Menge der gelungensten Schilderungen, sowohl von Menschen, als von Scenen, geht an uns vorüber. Unter den erstern steht der kühne Richard Löwenherz höchst erfreulich da, und die Beschreibung des Turniers, dem er unerkannt beiwohnt, der Stürmung des festen Schlosses, die er selbst, unerkannt, leitet, sowie des Gottesgerichtkampfes, glaubt der Leser beinahe selbst beizuwohnen und theilt auf das lebhafteste die verschiedenen Empfindungen des Handelnden. Aber diese Gewalt übt über die Phantasie auch die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und die richtige Zeichnung der edelsten, sowie der niedrigsten Charaktere. Am kühnsten gedacht und unvergleichlich ausgeführt, wie mir eine ähnliche Gestalt, weder in einem Scottschen, noch in einem andern Romane erschien, ist das Judenmädchen Rebekka, und die Herrlichkeit dieses Engels, gegen den Ravena selbst in Schatten tritt, und durch die eingeschüchterte und aus Noth verschmitzte Natur des israelitischen Vaters nur noch gehoben, ohne daß dadurch der Vater zu sehr gegen die Tochter herabgesetzt würde. Ueberhaupt sind Walter Scott's Heldinnen, so hier Rebekka, so Johanna im Herz von Mid-Lothian, so Mathilde in Rekeby, von einem eigenen Charakter. Verwickelt in große und vielbeschäftigende Begebenheiten, haben sie kaum Zeit zur gewöhnlichen Sprache der Liebe, und bestimmt, wirkliche Uebel zu bestehen, können sie nicht über Schwärmereien brüten [41]. Die Verwandtschaft Scott's mit Shakspeare zeigt sich in diesem Roman ganz besonders glänzend.

Für des Dichters Meisterwerk halte ich Kenilworth. Wie aus Einem Gusse ist es hingestellt und schließt eine erstaunende Fülle von producirender Kraft in sich, wo jedes Einzelne mit Liebe und Sorgfalt gepflegt ist und mit der schönen Form vollkommen übereinstimmt. Als Mittelpunct aller Begebenheiten dieses ereignißreichen Romans ist denn das alte Schloß Kenilworth würdig hingestellt. Mit großer Kunst und ganz der Geschichte gemäß ist Königin Elisabeth und ihr Hof geschildert, eine Beschreibung, die, nach meinem Dafürhalten, das in England erschienene und nicht ohne Beifall aufgenommene Werk der Miß Lucia Aikin [42] über denselben Gegenstand bei weitem übertrifft. Aus Scott möchte mit dieser Schilderung vielleicht nur die, welche er im Abte von der Umgebung der Maria Stuart und ihr selbst, dieser Herzenskönigin, gibt, verglichen werden können [43]. „Unvergleichlich schön," sagt der oben (Anmerk. [37]) angeführte Kunstrichter, „ist das Verhältniß dargestellt, in welchem sich der Graf von Leicester, dieser Irrstern am Hofe Elisabeths, zwischen dieser eifersüchtigen Gebieterin und seiner jungen, schönen, bedaurungswürdigen Gemahlin, wie zwischen zwei Sonnen bewegt. Mit gleichem Interesse weiß der Dichter aus dem einsamen, verfallenen Landsitze Cumnor-Place [44], wo Leicesters anmuthige und liebenswürdige Gemahlin die schönsten Tage ihrer Jugend, von Arglist und Verrätherei umgeben, in eitler Täuschung verlebt und einem herzerschütternden Ausgange ihres Lebens entgegengeht. Mit

39) Man vergl. sowohl hierüber, als überhaupt über W. Scott, den Rec. im Quarterl. Rev. 1822. Bd. LI., dessen schätzbare Bemerkungen uns der auch auf diesem Felde der Literatur so wohl erfahrene Böttiger nebst eignen Zusätzen im Wegweiser z. Abendzeit. 1822. Nr. 79 mitgetheilt hat.

40) Th. II. S. 53. ffg.

41) Vergl. den englischen Literaturbericht vom März 1820, im Liter. Bl. des Morgenbl. 1820 Nr. 38, wo ich freilich in vielen Puncten mit dem Einsender nicht übereinstimmen kann.

42) Deutsch: K. Elisabeth von England, ihr Hof und ihre Zeit. 2 Bde. Halberstadt 1819. gr. 8.

43) Eine französische Nachbildung des Abts ist schon bei Anmerk. 19 erwähnt. Gewiß gab derselbe Roman auch den Anlaß zu: the Court of Holyrood. Fragment of an old story. 2 Vol. Edinb. 1822, das ebenfalls die Geschichte der Maria Stuart erzählt und von dem in demselben Jahre schon die zweite Auflage erschien.

44) Ueber diesen Landsitz, sowie überhaupt über das Historische im Kenilworth, s. m.: an historical account of Cumnor with some Particulars respective the tradition on the death of the countess of Leicester. By Hugh Usher Tighe, Esq. London 1821. (Auszüge daraus in der Zeit. f. d. eleg. Welt. 1822. Nr. 80.)

Digitized by Google

demselben Interesse folgen wir dem Dichter zum gemeinen, aber mit Shakspeare's Meisterhand gezeichneten Leben im Wirthshause des Dorfes Cumnor, wo unvermerkt die Fäden dieses Schicksalsgewebes angesponnen werden; mit gleicher Theilnahme endlich zur königlichen Pracht der Feste in Kenilworth. Wo wir hinblicken, ist Leben, Bedeutung und Charakter, so in dem Gemeinsten, wie im Höchsten, so im Verworfensten, wie im Edelsten." Diese Gestalten alle erscheinen nicht als Wesen, die aus einer blos idealen Auffassung hervorgegangen sind, sondern wie aus den wirklichen Leben gegriffen, und die Bemerkung eines englischen Beurtheilers [45]), daß man diesen Festen und Schaustellungen mit eben dem Interesse entgegensehe, als ein loyaler Londner Bürger einem feierlichen Aufzüge (joyous entry), der in der Hauptstadt vor sich gehen soll, ist gewiß sehr wahr. Man erkannte nun in Deutschland, daß dieser Roman nicht allein Stoff, sondern auch Gehalt für das Drama habe, und der wiener Schauspieler **Lembert** unternahm es, den Roman bühnengerecht zu machen. Allein er scheint die Nothwendigkeit eines tragischen Ausgangs nicht empfunden zu haben, da sich das Stück damit schließt, daß Leicester mit Emmy vereinigt, Varney von Tressilian erstochen wird, und die Königin ihrem Günstlinge verzeiht.

Nach diesen einzelnen Bemerkungen schließe ich mit der allgemeinen, daß in allen Scottschen Werken neben dem **Geiste** auch das **Herz** spreche. Dem Reinen ist freilich alles rein, aber bei Schriften, die sich einer so seltenen Celebrität und Verbreitung erfreuen, ist es doppelt angenehm, eine solche Reinheit der Gesinnung zu finden. Auch hierin ist Walter Scott ganz das Gegentheil von Lord Byron, denn wer für so ehrenvolle Züge in der menschlichen Natur und solche Schönheiten in der unbelebten so empfänglich ist und sie so aufzufassen versteht, der muß auch ein guter Mensch seyn. Diese sittliche Tendenz der Dichtkunst zeigte erst neulich ein geistvoller Gelehrter [46]) in Göthe's Tasso, und ganz wie er sich darüber ausspricht, finden wir die Behandlungsart der Gegenstände bei Walter Scott. Er sagt nämlich: „Der Dichter soll dem sittlichen Urtheile nicht vorgreifen, noch demselben in die Hände arbeiten; er lasse es einem Jeden frei, mache den Zuschnitt seiner Dichtung nicht darnach, so daß er Gegensätze des Guten und Bösen darstelle, sondern lasse das Leben über diesen Gegensätzen in seiner wahren und schönen Gestalt erscheinen." Zwar eine schwere Aufgabe; aber ich meine, unser Dichter hat sie gelöset. Denn bei ihm erscheint die Tugend stets in ihrer ehrwürdigsten Gestalt, wir finden überall Standhaftigkeit im Leiden, gestärkt durch religiöse Hoffnung und muthiges Selbstvertrauen, mit Einem Worte, alles ist hier rein-menschlich, und das Edle des Stoffes ist es eben, was uns so anspricht. Und so ließe sich aus Scott's Schriften auch ein Beweis gegen die schiefe und ungerechte Ansicht, die neuerlich **Pustkuchen** in seinem ganzen Werke offenbart hat, führen, als ob nämlich die wahre Poesie erst dann beginne, wenn sie mit dem Glauben vereint sey. Wo blieben dann wohl die antiken Dichtungen, und für wen hätten denn Sophokles und Horaz gedichtet? Daß der echte Glaube, die wahre Religiosität aus Scott's Werken spricht, glaube ich gezeigt zu haben; freilich hat er nicht, um mit **Tieck** [47]) zu reden, „die Erleuchtungen der Andacht, die Entzückungen der himmlischen Liebe zu einem stehenden Artikel in seinem Herzen gemacht." Und daran hat er wohlgethan; „denn," so sagt derselbe, „auch Scherz, Lust und Witz sind göttlicher Abkunft, und wir werden um so reiner und geläuterter, jemehr wir den göttlichen Strahl in diesen zarten Spielen erkennen lernen." Endlich ist Walter Scott's Humor stets gutmüthig, und seine Komik — man denke nur an den einzigen Velloreligs im Piraten, oder an die Erzählung von der Reise Waverley's von Glenquaich und von seiner Begegnung mit dem Wirthe des siebenärmigen goldnen Leuchters zu Crieff — muß um so mehr ansprechen, da sie nie eigentliche Satyre wird, obgleich dazu wohl öfters Versuchung war. Somit glaube ich, hinsichtlich der schon früher und der zuletzt auseinandergesetzten Eigenschaften, auf Walter Scott wohl Horazens besten Lobspruch anwenden zu können:

omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Das ist meine Ansicht über **Walter Scott** und seine Schriften, die, obschon ich mich ihrer sehr erfreue, ich doch nicht zu schnell vermehrt zu sehen wünsche, damit dies außerordentliche Genie vor Vielschreiberei bewahrt werde, was auch englische Kritiker bei ihrem post, post haste wohl nicht ohne Grund fürchten. Andere tadeln vielleicht mehr an ihm, aber er wird darum doch immer eminent bei diesem Tadel bleiben. Und das gilt nicht wenig; denn, um einen Ausspruch des großen **Johannes Müller** [48]) hier zu brauchen, „es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen kann, ohne daß er darum aufhört, groß zu seyn."

45) S. die Anführung in Anmerk. 26 und daselbst S. 208.
46) (de Wette) in: Theodor oder des Zweiflers Weihe. I. 220, vergl. mit II. 505 ff.

47) A. a. O. (s. Anmerk. 29) S. 293. und dann S. 308.
48) In der Vorrede z. Schweizergesch. S. xxn.

---


## Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Handbuch der historischen Wissenschaften** nach **Heberichs Plane** neu bearbeitet von Doctor und Professor **Klein**. Erster Band. gr. 8. 668 S. 1 Thlr. 12 Gr.

**Die kirchlichen Dinge**, d. i. die Kirche mit ihren **Hirten und Lehrern**, deren **Art, Lage, Stand und Wirksamkeit**. Nebst Gedanken, wie in Vielem


Digitized by Google

zu helfen, und die geistig-sittliche Kultur des Volks zu heben stehe. Von Philadelphus Alethes. kl. 8. geh. xxxx und 279 S.

Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Vierter Theil. kl. 8. geh. 376 S.

(Die erste Abtheilung in zwei Bänden: Frankreich, kostet 3 Thlr. 12 Gr.; die zweite Abtheilung in vier Bänden: Italien, kostet 8 Thlr. 16 Gr.)

Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit. Eine Sammlung von Actenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilweise noch ungedruckten Memoiren. Erstes Heft, mit dem Motto:

— „Und hast du auch als Held dich aufgerafft
Und riesenstark mit wilder Fluth gerungen,
Was frommt dein Sieg? die Fluth hat dich bezwungen. —
— Du wardst zur langen Nacht hinabgezogen,
Und deine Spur verwirbeln trübe Wogen.“

kl. 8. geh. x und 162 S. 16 Gr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Napoleon, Menou und Destaing in Aegypten. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über Bonapartes Religionswechsel. (Aus dem ungedruckten handschriftlichen Nachlaß eines italienischen Arztes.)

II. Napoleons politisches System während der hundert Tage.

III. Die Vorfälle in Jaffa. Bonaparte vor St. Jean d'Akre. Sir Sidney Smith. Kleber rc.

IV. Einzelne charakteristische Züge aus Bonapartes Leben.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. Drittes Bändchen. Mit einem Plane der Gegend um Colberg. kl. 8. x u. 220 S. auf Druckpap. 1 Thlr. auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

(Alle drei Theile kosten auf Druckp. 3 Thlr. und auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr.)

Der Paria. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Chören, aus dem Französischen des Herrn Casimir Delavigne von J. F. von Mosel. kl. 8. geh. 163 S. 18 Gr.

Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Zweite Hälfte. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

(Das Ganze vollständig 2 Thlr. 12 Gr.)

Das Ganze der Thierheilkunde nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdeliebhaber. Von Johann Nikolaus Rohlwes, königl. Preußischem Thierarzt und der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede.

Zweiter Theil. Mit einem Kupfer. gr. 8. xvi und 430 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Bandes:

I. Die wissenswürdigsten Theile eines Pferdes, anatomisch und vorzüglich physiologisch dargestellt.

II. Die Erkenntniß und Heilung der innerlichen Krankheiten der Pferde, mit Bezug auf die äußerlichen, welche von innerlichen Ursachen veranlaßt werden.

(Der erste Theil, der die Pferdezucht enthält, kostet ebenfalls 1 Thlr. 12 Gr.)

Dieser zweite Theil ist auch unter dem besondern Titel erschienen:

Pferde-Heilkunde und Kriegs-Pferdekunde nebst einer Anleitung zum Beschlagen der Pferde und Behandlung der Hufe, für Cavallerie-, Artillerie- und Train-Officiere, wie auch für diejenigen, welche Pferde zu halten genöthigt sind, oder sie zum Vergnügen halten, zum Selbstunterricht bearbeitet von Johann Nikolaus Rohlwes, königl. Preußischem Thierarzt und der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede. Erster Theil.

---

Vor vier Wochen erschienen folgende neue Verlagswerke:

Jahrbücher für den Lebensmagnetismus oder neues Askläpieion. — Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart. V. Bandes zweites Heft. (Der ganzen Folge Nr. X.) gr. 8. 200 S. geh. Preis jedes Heftes 1 Thlr.

Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. XI. (Der gesammten Folge Nr. XXXV.) Redacteur: F. A. Brockhaus. Preis dieses Hefts auf Druckp. 1 Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr. gr. 8. geh. 186 S.

Inhalt dieses Heftes:

Johann Georg Jacobi. — Der Armenier Artemi, von Wosse. — Xavier und Francisco Espoz y Mina. — Graf Rapp. — Wilhelm Ludwig von Eschwege. — Joseph von Hazzi. — Paul Johann Anselm von Feuerbach. — Johann August Sack.

Beer, Michael, Die Bräute von Arragonien. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. kl. 8. geh. 182 S. 20 Gr.

— — Klytemnestra. Trauerspiel in vier Abtheilungen. kl. 8. geh. 132 S. 16 Gr.

Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Viertes Bändchen. Auserlesene Gedichte von Rudolph Weckherlin. kl. 8. geh. xxvi und 214 S. 1 Thlr. 12 Gr.

(Die drei frühern Bändchen dieser Sammlung, die in acht vollendet seyn wird, und deren jedes 1 Thlr. 12 Gr. kostet, enthalten Gedichte von M. Opitz, Flemming und Gryphius.)

Ritterzeit und Ritterwesen. Vorlesungen gehalten und herausgegeben von Büsching. Zwei Bände. gr. 8. Erster Band xvi und 432 S. Zweiter Band 397 S., zusammen 3 Thlr. 12 Gr.

Don Pedro Calderon de la Barca, Schauspiele, übersetzt von E. Fr. G. O. von der Malsburg. Fünfter Band, enthaltend: Der Schultheiß von Zalamea; und Weiße Hände kränken nicht. gr. 12. geh. xxv und 432 S. 2 Thlr.

(Die frühern Bände kosten ebenfalls jeder 2 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Vierter Band. kl. 8. geh. xviii und 549 S. 2 Thlr. 16 Gr.

(Die frühern Bände kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.)

Ebert, F. A., Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes dritte Lieferung. Von *Phaedrus–Rocan.*

Puchelt, Dr. Fr. A. B., Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und als Kunst. Erstes Bändchen. gr. 8. xxx und 180 S. 20 Gr.

Auch unter dem Titel:

Die individuelle Constitution und ihr Einfluß auf die Entstehung und den Charakter der Krankheiten systematisch erläutert.

Quarch, M. J. W., Lehrbuch der Waaren-Rechnung. gr. 8. viii und 295 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, den 1. Juli 1823.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 175.

29. Juli 1823.

Germanien und seine Bewohner, nach den Quellen dargestellt von Dr. Aug. Bened. Wilhelm. Weimar 1823.

„Nicht in der ererbten Erde heilige Haine führt uns die Bildung der Eindruck-offenen Knabenjahre; hin setzen sie uns zu andern Leuten und füllen das junge Gemüth mit Bewunderung des Fremden. Ueber die Fluth hinauf bis zur Schöpfungszeit im fernen Welttheil sind wir unter verwandten Wesen, aber der Heimath alte Väter wiesen sie uns nicht. Den Thaten der Fremden haben sie unsere Geschichte angehängt, auf daß wir lernen, was jene mit uns machten, und aus dem vergoldeten Gewebe ihres Thuns sparsam fallende Fäden einheimischen Stoffes sammeln mögen." Mit dieser Klage leitete ein, um Deutschlands älteste Geschichte hochverdienter Schriftsteller sein treffliches Werk ein, *) und hat damit gewiß auch bei Andern Studium und Erforschung dieses Gegenstandes erweckt. Aber auch schon der Anfang des großen Decenniums, in welchem wir leben, eine Zeit, wo in Deutschland abermals Europas Wiedergeburt bewirkt wurde — die Anzahl der Geburtshelfer, die Größe des Blutverlustes sind noch im Gedächtniß, und über die Nachgeburt, um die es jetzt sich handelt, mögen Andere urtheilen — wurde eine belebende Kraft für viele auch der älteren deutschen Geschichte gewidmete Federn, während der edle Chorführer, **) zufrieden, im Sturme selbst die Leuchte mit kühner Hand aufgesteckt zu haben, ein Werk wieder abbrach, das seine Bestimmung (wenn auch das Ende) erreicht hatte, und bei veränderter Zeit, auf die es berechnet war, eine andere Richtung hätte nehmen müssen.

Ref. hat an einem andern Orte eine Uebersicht der hierher gehörigen Leistungen gegeben, und gezeigt, mit welcher Sorgfalt jegliche Kunde vom alten Deutschland gesammelt und gesichtet, wie oft besonders die bekannte Germania des Tacitus interpretirt, emendirt und übersetzt wurde, und wie fast in jedem deutschen Staate, einzelne Sammler und Forscher noch ungerechnet, Gesellschaften und Vereine für die ältere Geschichtskunde und die Antiquitäten entstanden. Manches Treffliche wurde schon geleistet, und manches steht noch zu hoffen; aber man vergesse nicht, daß alles dies nur Materiale zu dem Erdgeschoß eines Gebäudes der deutschen Geschichte seyn kann, und daß hier ein römischer Sieger mit dem Legionenzeichen, dort eine alte Urne oder Waffe, hier eine Säule im Odenwald, und dort ausgegrabene Bäder, daß Münzen und Götterbilder, alte Grabsteine und Inschriften, daß Runenstäbe und Teufelsmauern — selbst wenn ein Montfaucon Deutschlands alles sammelte und ordnete — immer nur Beiträge zum Ganzen, nur Mittel zum Zwecke sind. Freilich machen wir Deutschen alles so umständlich, so breit und gründlich, daß uns ein rascherer Nachbar wohl vorwerfen mochte: „wir hörten nicht auf, anzufangen," indeß dulden wir diesen Vorwurf lieber, als wenn uns jemand über unserm Eifer bemerken wollte: „daß wir anfingen, aufzuhören."

Das Studium des alten Deutschlands ist ein dreifaches, das seiner Archäologie oder im engern Sinne seiner Alterthümer, seiner Geographie und seiner Geschichte. Keines kann aber ganz von dem andern getrennt werden; doch kann bald der eine, bald der andere Standpunct vorwalten. Der Verf. des obengenannten Werkes geht sichtbar von dem geographischen Princip aus, ohne jedoch die Hülfe der beiden andern zu verschmähen. Ref. liebt es, von jungen, zum ersten Male auftretenden Schriftstellern einige Worte über ihre Persönlichkeit und die Art, wie sie zu diesem oder jenem Studium hingeführt wurden, von ihnen selbst zu vernehmen, und so heißt er jede Periautologie willkommen, welche, wie die in der vorliegenden Vorrede, mit Würde Bescheidenheit vereint und nicht (wie leider manche Historiker manchem jungen Philologen und Philosophen abgelernt zu haben scheinen) blos auf dem niedergeschmetterten Rufe und guten Namen des Vormanns fußen zu können scheint. Der Verf. studirte von 1812 — 1816 zu Leipzig Theologie und Philologie, wurde aber in den letzten Wochen seines akademischen Lebens von einer [illegible]krankheit befallen, und, weil er diese weniger ach-

*) Chn. Karl Barth: Deutschlands Urgeschichte. Baireuth und Hof. 1818. 2 Thle. 8.

**) Freih. v. Gagern. Nationalgeschichte der Deutschen. 1r Thl. Wien, 1813. 4.

Digitized by Google

tete, kaum nach Kloster Roßleben zu seinem Vater (wenn Ref. nicht irrt, Director der dortigen Klosterschule) zurückgekehrt, auf ein schweres Krankenlager niedergeworfen. Schon früh war ihm die Geschichte Lieblingsstudium, und so wurde sie jetzt wieder hervorgesucht. Die Geschichte Thüringens führte auf ein strengeres Studium der ältesten deutschen Geographie überhaupt, und so wurde mit stetem Hinblick auf die alten Quellen eine Charte entworfen und endlich, auf den ermunternden Rath des Hofr. Luden („dieses Heros auf dem historischen Gebiete"), mit vorliegendem Commentar begleitet. Aber auch der Prof. Fr. Kruse in Halle wird als ein Beförderer des Unternehmens dankbar genannt. Ehren wir die Schüchternheit und das Mistrauen, mit welchem der Verf. sein Werk dem größern Publicum übergibt, so ehren wir auch nicht minder den besonnenen Fleiß, den richtigen Blick und die gründlichen Kenntnisse des Verfs., durch welche vereint ein sehr verdienstliches und brauchbares Werk aus seiner Feder hervorgegangen ist.

Nach einem einfachen Plane spricht der Verf. (S. 1—24) von den ältesten Bewohnern Deutschlands; dann von dessen Gebirgen und Wäldern (27—53); Flüssen (53—82); der Haupteintheilung der Völker (82—104), den Istävonen (105—148) auf dem linken und rechten Rheinufer; den Ingävonen (148—181); den Hermionen (181—253); dem vandalischen Hauptstamme (253—290); dem römischen Südwestgermanien (290—317); von den Ansichten der Alten von den Ländern und Meeren im Norden Germaniens (317—353) und von Großgermanien nach Claudius Ptolemäus (354—360). Es galt bei diesem allen nicht allein genaue Kenntniß der alten Quellen, sondern auch eine vertraute Bekanntschaft mit dem was seit Leibnitz, Cluver, Junker bis auf Möser, Haus, Adelung, Kruse (jun.), Mannert, Barth, Sprengel (Erklär. d. Germania) u. A. m. über alte deutsche Geographie geschrieben worden ist. Erkennt der Verf. dankbar diese Männer als seine Vorarbeiter an, die er fleißig benutzt zu haben, gern gesteht, so hat er sich doch keinesweges von ihnen den Mund verbinden lassen, indem er oft Mannert, Adelung, Haus u. A. widerlegt. Auch die Klippe der Etymologie umschifft Hr. W. meistens glücklich, an der ein Adelung und Andere oft so hart anstießen und der große Leibnitz sogar über Bord fiel. *) Zwar kann Ref. nicht in alle Behauptungen des Verfs. mit einstimmen, und hofft, sich in einem rein-kritischen Blatt darüber äußern zu können; allein er weiß recht gut, wie schwankend überhaupt in diesem Felde noch manche Behauptung seyn muß, und wie man nur sehr schwer in der tiefen Finsterniß jener Zeit der historischen Wahrheit eine Mark abkämpft. — Die erste Charte gehört zu den besten, die der Ref. über unser altes Deutschland kennt; so daß sie ihm selbst besser als die seltene des Robert de Vallgondy (Vened. 1775) gefällt. Die zweite Charte stellt Germanien nach Ptolemäus vor, und kommt (ohne indeß eine Nachzeichnung zu seyn) der von Conrad Mannert im dritten Bande seiner trefflichen Geogr. d. Griechen u. Römer, Leipz. 1820, am nächsten. Auch der Stich empfiehlt, so wie der Druck des Werkes das geographische Institut zu Weimar. Schließlich kann Ref. jedesmal, wenn er auf einen Bearbeiter der historischen Geographie Deutschlands stößt, den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch unser Vaterland, wenn auch nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert, doch von einem wichtigen Zeitabschnitte zum andern eine Charte nach Art des so rühmlich bekannten Kruseschen Werkes für Europa erhalten möge. Ref. kennt die Schwierigkeiten sehr gut; aber auch ein roher Versuch führt weiter!

13.

*) Leibnitz, der in die Abstammung der Deutschen von den Persern so verliebt war, daß er behauptete, die Deutschen müßten gleich ganze Perioden persisch verstehen, und übrigens Ableitungen aufstellt, wie Chatten (Hessen) von den Katzen, und der Chaucen von ehrlichen Kauzen, die jenes Volk gewesen wären, u. s. w.! cf. SS. RR. Brunsvicensium. T. I. S. 20 in notis.

---

## Abendunterhaltungen.

### VII.

(Nr. VI siehe in Nr. 167.)

Jammerschade, redete bei unsrer heutigen Zusammenkunft der Oberforstmeister Roderichen an, daß Ihr neuliches Halsweh Sie verhinderte, mit zu unsern ehrlichen Berghelms zu fahren; jung und alt waren recht vergnügt, und die hübschesten Späße und Schnurren wurden aufgetischt. Roderich. Gewiß, Ihr Bedauern ist nur allzu gegründet. Nicht genug, daß ich der geselligen Freuden entbehrte, häßliche Mixturen schluckte, mich unbehaglich fühlte, litt ich noch an selbst auferlegter Pönitenz. Es hat mir stets eine Entweihung geschienen, blos um die Zeit zu tödten, in trefflichen Dichterwerken zu lesen; also nicht nach ihnen griff' ich, wohl aber, um mich zu zerstreuen, nach der neuesten Sendung unsers literarischen Lieferanten. Ungeduldig durchblätterte ich einen Wust von Stroh und Wasser und abgedroschnen Gemeinplätzen, vergebens nach einen Kern unter diesen Hülsen mich umschauend. Lydia. In einer krankhaften Stimmung tragen wir unser Misbehagen auf alles außer uns über, und da muß denn der arme Autor entgelten, was körperliches Uebelbefinden, das dem Geiste die Unbefangenheit raubte, eigentlich nur verschuldete. In solchen Augenblicken sollte man sich des Urtheils billigerweise enthalten. Roderich. Fieberhaft war ich nicht, und gelangweilt hätten mich die meisten dieser Bücher sicherlich bei der heitersten Laune, im kräftigsten Gesundheitsgefühl. Fragen Sie nur unsern Otto, der am andern Morgen mich zu besuchen kam, unter meiner Lectüre herumstöberte, und sie noch weit ärger schalt, als ich. Otto. Die scheußlichen Misgestalten dickköpfiger, krüppelhafter Wechselbälge, die mir auf dem Titelkupfer von dem Glückswechsel (oder die Reise nach Ostindien. Mehr Wahrheit als Dichtung. Vom Verfasser der Erscheinungen im Schlosse der Pyrenäen, u. s. w., Leipzig, Kollmann) entgegen grinzten, machte mich lüstern, im Buche zu blättern, um zu erfahren, ob es denn eben so elend

Digitized by Google

sey, wie die im Kupfer gestochne Sudelei. Lydia. Nun, und — Otto. Futter für Leihbibliotheken, nichts weiter. Roderich. Vorn herein leidende Tugend, weiterhin belohnte Duldung, dann ein Mischmasch von abenteuerlichen Begebenheiten zu Wasser und zu Land, in einigen Welttheilen, und ohne sonderliche Wahl aus allerlei Reisebeschreibungen zusammengetragen; dann abermals Calamitäten, Gemeinheit, Bosheit, verliebte Albernheiten eines überaus feinfühlenden, pinselhaften Jünglings, und zum völligen Beschluß die schönste Glückseligkeit; das wäre so ohngefähr der kurze Inhalt des Romans, der nicht eigentlich schlecht zu nennen, doch zu dem gewöhnlichsten Mittelgut zu rechnen ist. Otto. Dazu paßt der hohle Jammer und das willkürliche Durcheinander in der Fabel auch recht gut, und ist, beim Licht besehen, doch noch besser, als die hoch auf Stelzen fahrende Traurigkeit in dem Trauerspiel, von dem mir am besten gefiel, daß es blos zwei Acte hatte. Roderich. (lachend). Ja ja, unser Freund ergrimmte gewaltig über das absonderliche Machwerk, den Sylvesterabend, von Karl Hause (Naumburg, Bürger); die Fabel sey gräßlich, ohne tragische Kraft, und darin hat er Recht, denn der Verfasser hats nicht verstanden, seine Gestalten zu beleben, und da kanns es uns ziemlich gleich seyn, ob der Puppensohn seinen Puppenvater ersticht, weil er ihn für den Mörder seiner Frau, des jungen Ritters Mutter, hält. Die Gründe, die der Vater wegen der Entfernung der Frau, des Mords der Amme angibt, sind ohngefähr so wahrscheinlich, wie die Ausrede eines Knaben, der, als man ihn auf einem Nußbaum voll reifer Früchte ertappte, versicherte, er sey blos der Aussicht wegen hinaufgestiegen! — Mama und Tochter verleugnen auch die Marionettennatur nicht; alle, selbst der Todtengräber sprechen gerade nicht poetisch, nicht wie die Helden der Nibelungen, sondern auf einerlei Weise, im gewöhnlichen, modernen Conversationston; und so ist alles im schönsten Einklang. Otto. Ach was, vom Klingen hab' ich bei den Versen nichts gemerkt, die klappen ja kaum. Roderich. Im ersten Act geb ichs zu, im zweiten sind sie besser. Otto. Doch nur vergleichungsweise; das entsetzliche Holpern läßt blos etwas nach, das im ersten Theil die Ohren zerreißt. Meint man nicht, einen Schubkarren auf einem ungleichen Pflaster, oder einen Fiedler zu hören, der weder Ton, noch Takt treffen kann. — Von der Mitternachtsstunde, die so pomphaft angekündigt wurde, die das Jahr 1000 beendigte, hätte ich viel mehr erwartet, als sie hernach leistete. Was das Volk darin dachte, und sagte und that, hätt' es eben sowohl zu jeder andern Stunde, und Tag und Jahr vornehmen können; eine solche Täuschung ist so verdrießlich, wie die natürliche Auflösung einer grausigen Geistergeschichte. Roderich. Besser ist und bleibt das Trauerspiel bei alle dem, als die Sagen aus Ascaniens Vorzeit (von Friedrich Stehmann, 1stes Bändchen, Halberstadt, Vogler), deren totale Nüchternheit ihres Gleichen sucht. — Major. Genug von diesen Producten, die den Gesunden wie den Kranken nicht erheitern, oder erheben und anregen können. Sollte dies das Buch in der rosigen Hülle, das ich in Ihrer Hand sehe, nicht eher zu leisten im Stande seyn. Roderich. Eben wollt' ich diese Erzählungen von Perin, geb. Freiin von Vogelsang, Leipzig, Fleischer, Ihnen ehrwürdiger Herr, mit der Bitte, sie vorzulesen, übergeben. Lassen Sie die Damen nicht vergebens warten.

Und wie würden Sie, sprach der Pfarrer zur Majorin, in der: Tugend oder Sünde, gelesen, Angelas That benennen? Mit keinem von beiden. Die moderne Lucrezia von dem leidenschaftlichen, ganz dem wilden Trieb hingegebenen Carlo erschreckt, ohne Mittel, sich seiner Gewalt zu entziehen, weiß kaum, was sie thut; sie würde ihm widerstanden haben, auch wenn sie ihn liebte, auch wenn sie nicht einem geliebten Gemahl verbunden gewesen wäre; unter solchen Verhältnissen kann sie nur schaudern, mit Abscheu von dem Rasenden, der doppelte Pflichten verletzt, sich weg wenden, die spitze Schmucknadel fällt ihr in die Hand, sich damit gegen den Verhaßten wehren zu wollen, kann ihr, deren reine Seele schon die Annäherung des Verderbens scheut, nicht einfallen; was ist natürlicher; als die Waffe gegen sich zu kehren, sie überlegt nicht, sie handelt beinah bewußtlos, und nur das, mit Bewußtseyn Vollbrachte ist Tugend, Nothwehr keine Sünde. Raphael. Das Anwachsen der Leidenschaft in Carlo, die allmähliche Verdunkelung seiner Seele ist mit großer Wahrheit geschildert, man fühlt, er ist verloren, wie er dem blinden Trieb einmal den Zügel schießen läßt, und doch kann man den unglücklichen Pflichtvergessenen nicht hassen. Wolfgang. Seine Frau ist eben auch nicht von der Art, die Liebe für eine andre in ihm zu ersticken. Rosalie. Zuletzt benimmt sie sich doch sehr liebevoll, duldsam und sogar edel. Wolfgang. Ja, zuletzt, aber von Anfang ist Bianca ein gewöhnliches Frauenzimmer, selbst ein Bischen neidisch, und so ziemlich mit dem trocknen Scipio, Angelas Gemahl, in eine Rubrik zu setzen.

Lydia. Dieses Glück in Leiden wird gewiß kein fühlendes Frauenherz ungerührt lassen, und, wohl verstanden, braucht es sich hinterher der Rührung nicht zu schämen. — Ihr Männer könnt es uns nicht nachempfinden, welche Süßigkeit, welche Heiligkeit für uns in einem Schmerz höherer Art, in dem, was der Apostel göttliche Traurigkeit nennt, liegt. Everilde ist bei allem Entbehren, dem betrübten Losreißen von dem einzig Geliebten nicht unglücklich; sie hat die Erinnerung an die Lebenstage ihres Gemahls, die sie durch zarte Liebe ihm verlängerte und verschönte, — und sie hat den edeln, läuternden Schmerz, — und die Hoffnung auf Jenseits! — Geheimerath. Everilde bleibt sich nicht gleich, sie tritt zuerst als ein ausgelassenes, leichtfertiges Mädchen, unfähig liebevoller Anhänglichkeit, und dann wie entsagend, wie demüthig und aufopfernd! — Lydia. Lassen Sie uns nicht einen bedrängten Zustand mit einem festen Charakterzug verwechseln! — Everildens harmloser Muthwille ist während eines gewissen Zeitraums vielen Mädchen eigen, ungebändigte, blühend gesunde Jugend, mit der sich sogar etwas unweibliche Härte verträgt. Ein in der griechischen Mythe wohl erfahrner Freund belehrte mich ein Mal, die Alten haben diesen vorübergehenden Zustand der völlig unbefangnen weiblichen Jugend unter dem Bild der Artemis personificirt. Bei ihr konnte der Zustand ein feststehender seyn, denn es traf sie nicht des Eros Geschoß. Der erste Silberblick der Liebe, und das wilde Mädchen gestaltet sich in die empfindende, geschämige Jungfrau, so auch Everilde. — Geheimeräthin. Lydia hat Recht; solche Gefühle in ihrer ganzen Tiefe zu empfinden, vermag nur eine Frau; aber sie anschaulich zu machen, gelingt nur wenigen so gut, wie unsrer Verfasserin. Der Stoff ist recht dazu gemacht, von einer weiblichen Feder ausgeführt zu werden, statt daß er bei jener Geschichte, so zart sie auch behandelt wurde, soviel Widerstrebendes, für eine Frau nicht zu überwindende Schwierigkeiten hat, daß er sicherlich gewonnen hätte, wenn ein Joseph, statt einer Josephine ihn bearbeitete.

In den Leiden im Glück, wird euch Männern ein blinkend heller Spiegel vorgehalten, sprach Rosalie und drohte mit dem Finger. Es mag der Elisen viele geben, die an der Vernachlässigung ihrer Männer sterben, oder ein verpfuschtes, freudenleeres Daseyn elendiglich hinschleppen, und nicht einmal sich selbst im Geheimen eine Klage erlauben; der Mann mishandelt ja die kränkliche Frau nicht, und hält sich deswe-

gen für einen rechten Ausbund von Vortrefflichkeit. Major. Ich will mich nicht zum Vertheidiger der Rohheit, des Uebermuths aufwerfen, aber eben so wenig kann ich es loben, wenn eine Frau von überreiztem Nervensystem an ihren Ehemann die Forderung macht, er soll in ihre trüben, krankhaften Ideen eingehen, alles Materiellen sich entäußern, und alles, gleich ihr, mit den Fingerspitzen berühren. Ich spreche nicht einmal von der weiblichen Unart des Schmollens, der Eifersüchtelei, der überspannten Ansprüche u. d. gl., nur an die Coquetterie mit dem Schmerz erinnere ich, welches Plageteufelchen das tückischste unter allen ist, und den gutmüthigsten Mann zum hitzigen Polterer machen kann. Rosalie. Elisen wirst Du doch nicht der Coquetterie zeihen. Die sanfte, alles duldende und verzeihende Seele war von solchem Makel sicherlich frei. Major. Ich sprach nur von der Gattung, nicht vom Individuum, und bedaure herzlich, daß durch Naturnothwendigkeit ihm der Irrthum als Schuld angerechnet wird. Wenn zwei Körper sich vereinigen wollen ohne Wahlverwandtschaft, ja von einander völlig entgegengesetzter Natur, dann verfliegt der eine, oder wird zerstört. An diesen Erfahrungssatz in der Chemie hätte Elise denken, und sich in ihrer schwächlichen Reizbarkeit und überzartem Gefühl mit einem so keck in den Tag hineinlebenden, genußsüchtigen Cumpan verbinden sollen.

Rosalie. Nun Bruder, was sagst Du zur Stiefmutter. Verbindet sich da nicht das Gleiche mit dem Gleichen, und welches Ergebniß! Major. Das ganz Gleiche vernichtet bei natürlicher Vereinigung, wie das völlig Ungleiche. Aber noch ärger wirds, wenn das Ding seine Natur verkehrt, das, was mild und weich seyn soll, noch herber und härter, als das ursprünglich Saure und Harte wird. Martha mußte sich zur Furie steigern, als sie dem weiblichen Element der Liebe entsagte und verfolgte. Hans trat als feindliche Substanz ihr gegenüber, als er sich vorwarf, die erste Frau zu früh vergessen zu haben. Pfarrerin. Der Schluß hat mich unbeschreiblich gerührt. Die Mutterliebe sprengt sogar des Grabes Pforten, um die Flügel über den Liebling zu breiten. Pfarrer. Die Erscheinung ist schön gedacht, man mag sie nun als wirklich oder als Trugbild betrachten. Ueberhaupt ist die Erzählung vortrefflich gelungen, zum Herzen dringend und in ihrer einfachen Darstellung musterhaft.

Wolfgang. Der Dragoner wäre mir die liebste von allen. Das ist ein grundehrliches Blut, ein prächtiger Kerl, heiß vor der Stirn, nicht lange sich besonnen, und scherwenzelt, frisch drein gehauen, manchmal einen dummen Streich gemacht, aber keinen schlechten, Gott im Herzen getragen, und vor den Teufel sich nicht gefürchtet, und keck mit ihm angebunden, und wenn er noch so gewaltig und noch so verschmitzt wäre. Daß ihm das allerliebste Mädel, die Marie, so gewogen ist, schlägt mir recht zu Sinn, und daß die alten Jungfern ihren Groll fahren lassen, ist an den gutmüthigen, aber bei alle dem zähen und rechthaberischen Personen überaus preiswürdig. — Vivat der Dragoner. —

Major. Gewiß, er schließt, wie ein reiches, geschmackvolles Kleinod, herrlich das Ganze. Rosalie. Und das Endurtheil? Pfarrer. Daß die Verfasserin vollkommen befähigt sey, als Schriftstellerin aufzutreten, und daß sie auf diesem Weg fortfahren und bald wieder neue Erzählungen schreiben möge.

32.

---

## Die asiatische Gesellschaft in London.

Eine Menge Gelehrte und Männer von hohem Range haben sich zu einer Gesellschaft vereinigt, die den Zweck hat, jedem, den Asien anzieht, etwas Angenehmes zu bieten. Geschichte und Alterthümer, Künste und Sitten und Natur jenes großen Continents in allen seinen einzelnen Theilen sollen hierbei berücksichtiget werden. Sie wird sich mit Indien, mit den andern, jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung liegenden Ländern in Verbindung setzen und eine Menge Ehrenmitglieder annehmen, die von daher einen Briefwechsel anknüpfen können. Asiatische, dem brittischen Scepter unterworfene Länder bilden freilich die Hauptpuncte. Wer wichtige Mittheilungen macht, wird auf Kosten der Gesellschaft mit einer Ehrenmedaille belohnt. Von Zeit zu Zeit wird die Gesellschaft ihre Verhandlungen im Druck herausgeben und in kurzem im Besitze einer großen orientalischen Bibliothek, und eines Museums seyn. Es sind ihr bereits echt brittische Geschenke zugesichert. Unter andern hat ihr ihr Vicepräsident, G. T. Staunton, der China so genau kennt, eine Sammlung von 2500 chinesischen Bücher versprochen, die alle Zweige der dortigen Literatur umfassen und von ihm an Ort und Stelle zusammengebracht worden sind. (Viel gelesen dürften sie nicht werden!)

---

## Ein Institut à la Salzmann vor dreihundert Jahren.

Von Zeit zu Zeit gab es auch in frühern Zeiten, wo der Klosterzwang sich selbst auf die Schulen erstreckte, einzelne Pädagogen, die, gleich einem Salzmann und Campe und Basedow, die Jugend nur durch Liebe, Güte, Sanftmuth zu gewinnen, zu bilden suchten. So einen Mann finden wir z. B. in Victorin de Feltre, einem der berühmtesten Erzieher seiner Zeit in Mantua. Seine Erziehungsanstalt hieß und — war la maison joyeuse. Aus allen Ländern zog er, gleich Salzmann nach Schnepfenthal, Zöglinge an sich. Gleich Schnepfenthal, war damals Mantua durch ihn in Frankreich, Deutschland und selbst in Griechenland berühmt. Aber freilich gab es in seinem Institute große Gärten, herrliche Gemäldegallerien, wo lachende Kinderscenen zu den Herzen seiner Zöglinge sprachen; Spiel und Scherz und Freude wechselten mit dem Unterricht, den er mit der heitersten Laune ertheilte. Gleich wie sich Dessaus Fürst um Basedow's philanthropisches Institut ein Verdienst erwarb, so hatte hier der Herzog von Mantua dasselbe um dies Haus — der Freude. Seine Prinzen wurden zuerst, aber in Gemeinschaft mit vielen aus allen andern Ständen, darin erzogen.

---

## Literarische Nachrichten.

Von Peckston's geschätztem Werke über Gasbeleuchtung (Theory and practice of Gas Lighting) ist eine neue Auflage unter der Presse, worin der praktische Theil sehr schätzbare Erweiterungen erhalten hat, und eine neue Abhandlung über die vortheilhafte Beleuchtung mit dem, aus Oel, Torf und andern Stoffen genommenen Gas sich befindet.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: Brockhaus'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1823.

Nr. 16. Juli 29.

Jahrbücher der Literatur. Achtzehnter Band. 1822. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Salat möchte in dem Gemüsegarten der längst zertretenen Afterweisheit, vulgo Aufklärung genannt, für einen Weinstock gelten; das geht insbesondere hervor aus den leidenschaftlichen, seichten Angriffen der sogenannten Identitätsphilosophen und idealistischen Theologen, mit denen offenbar weit besser umzugehen ist, als mit zerschnittenen Dualisten und ausgelernten Materialisten. Sein Werk ist die Formlosigkeit selbst, ein wahres kleines Ungeheuer, buckelig von hinten und von vorn, mit falschen Waden und Schenkeln; wie die letztern mit den Lappen nichtssagender, größtentheils polemischer Anmerkungen ausgestopft sind, so stockt in jenen converen Erhöhungen die anorganische Bildungsmasse des Ganzen.

Es wird an einem Beispiele, und zwar dem stärksten, genug seyn. Nach Salat verhält sich Religionsphilosophie zur Philosophie, wie der Theil zum Ganzen, wie sich Gott (das Object jener) zum Göttlichen (dem Objecte dieser) verhält, wie der Theil zum Ganzen, oder doch wie die Art zur Gattung. Die Gründe, womit er diese unverantwortliche Behauptung unterstützen will, sind sämmtlich aus der Luft gegriffen. Gott ist seiner Natur nach als Wesen der Wesen vollkommen unvergleichbar, könnte er irgendwie Theil eines Ganzen ausmachen, so müßte er auch mit ihm dieselbe Dignität des Daseyns haben, sobald das Ganze als ein wahrhaft lebendiges, nicht als abstractes Skelett gedacht wird. Ein Schöpfer aber, der mit den Geschöpfen auf derselben Stufe steht, ist ein Unding. Salat's Irrthum liegt hauptsächlich in der Mummerei, die er mit dem Göttlichen treibt. Es stellt gleichsam die Larve vor, durch welche Gott hindurchsieht. Damit der Unterschied aber nicht auffalle, werden dem Gewissen, das sich überhaupt von einigen neuern Philosophen wieder viel gefallen lassen muß, besondere, wer weiß ob nicht krystallne Augen eingesetzt, welche die Empfindung von Gott unmittelbar auf der Netzhaut hervorrufen. Es leuchtet ein, daß dadurch entweder die absolute Unabhängigkeit der sittlichen Vernunftgesetze verletzt wird, oder wenigstens die Brücke von der Moralität des Menschen zur unendlichen Natur Gottes in einem Sprunge besteht.

Art. 5. Joannis Jahn, Philos. ac Theol. Doctoris etc. elementa aramaicae seu chaldaeo-syriacae linguae, latine reddita et nonnullis accessionibus aucta ab Andrea Oberleithner etc. Viennae, typis et sumtibus Antonii Schmid, 1821.

Die Aramäer und ihre Sprache erinnern an die Armenier, mit denen neulich ein französischer Deputirter die Arminiusbrüder oder die deutschgesinnte Burschenschaft verwechselte. In der aramäischen Sprachlehre gibt es zum Unglück besondere Duces und Comites. Soll der Spaß gelten, und er ist wenigstens nicht schlechter als der Ernst, mit welchem man die sogenannten Studentenumtriebe behandelt, so ließen sich die Duces durch Ehrenmarschälle und die Comites durch Senioren übersetzen, und was kann man nicht erst aus den Praefixis und Suffixis machen! Wer weiß überhaupt, ob nicht Bündler hinter den grammatischen Kunstausdrücken stecken; ja, wer kann sagen, ob Zion nicht mehrern Schriftgelehrten ehedem als eine Art Wartburg gedient hat?

Der ungenannte Rec. — er hat einen Namen, wenn er ihn auch verschweigt, ist grausam, wie ein profaner Philologe, bringt von allen Seiten schonungslos auf den Uebersetzer und Vermehrer ein und erhöht die Grausamkeit noch durch die Kälte, mit welcher er das Werk zerfleischt. Ist das erlaubt unter Theologen? Sind sie Türken oder Anabaptisten? Tantaene animis coelestibus irae? Das Urtheil zeigt überall von der vertrautesten Bekanntschaft mit den deutschen Orientalisten, z. B. Michaelis, Hezel, Vater, Gesenius; der Rec. muß die Werke derselben in seinem Herzen tragen, wie ein andächtiger Jude die zehn Gebote auf der Brust. Uebrigens käme auch das größte Lob zu spät, selbst von der Feder eines Sachkenners, da die vier Sterne, welche die Lücken in der griechischen Namensziffer des Rec. ausfüllen, dasselbe schon symbolisch anticipirt haben.

Art. 6. Eine neue Methode für den Infinitesimal-Calcul, nämlich die umgekehrte Ableitung der Functionen (dérivation inverse) nebst hierauf erhaltenen neuen Formeln für die transcendenten Ausdrücke der trigonometrischen Functionen, wovon wichtige Anwendungen auf die Integralrechnung gemacht werden. Vom Grafen Georg Buquoy. Prag 1821. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei; in Commission bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. 4.

Saul unter den Propheten! Mathematik in den Wiener Jahrbüchern! Die Beschäftigung mit dieser schönen Wissenschaft macht dem Grafen Buquoy Ehre. Der Adel beißt sonst nicht gern in die höhere Mathematik, das erfährt man in den Schulen der Artillerie und des Genies. Die hier mitgetheilte Methode will an sich nicht viel sagen. In den Anfangsgründen der höhern Mathematik werden schwerlich bessere Wege aufgefunden werden als schon bekannt sind; gewöhnlich ändert man mehr den Namen als die Sache. Ein gründliches Verdienst läßt sich nur noch in neuen, höhern Entwickelungen erwerben.

Art. 7 enthält erstlich eine kleine Lese von Bemerkungen: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit u. s. w., von Th. Schacht, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Mainz. 1821. 8. 364 S., und zweitens über: Lieben, Lust und Leben der Deutschen des

sechzehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Herausgegeben von Büsching. Erster Band. Breslau, 1820.

Das Erz des Schachtes, Nr. 1, ist nicht kritisch geschieden; dessen ungeachtet versteht der Verf. allerlei unterhaltende Schaumünzen daraus zu fördern; so meint im Kurzen der Rec.: Nr. 2 kann als Abkühlungsmittel für diejenigen dienen, die sich durch Fouqués Darstellungen der Ritterwelt zu sehr erhitzt haben. Freilich gehört Hans von Schweinichen kaum noch der Ritterzeit an. Hier folge eine Probe der Selbstbiographie, die ohne Dichtung lauter Wahrheit gibt, aber welche!

„Zogen also bis gen Ziegenhan, welches 1½ Meile war, mußte zwo Stunden, ungeachtet daß das Geleite bei uns war, vor dem Thor der Festung halten, ehe J. F. G. *) 'neingelassen wurden. Es waren aber J. F. G. dem Ansehen nach ziemlich gern gesehen. Wie nun J. F. G. auf den Abend mit dem Landgraf zu Tafel sitzen, der Landgraf aber wollte alles wissen und sahe auch nicht wohl und dabei ein wunderlicher Herr und Sterngucker. Nun fährt der Landgraf über Tische an und erzählet einen Fall, der ihm vor wenig Tagen begegnet war, nämlich daß einer seinen Kammerjunker in der Festung entleibt hätte und sagt, wenn er den bekommen könnte, wie wunderlich er mit ihm umgehen wollte. Bald darauf fragt der Landgraf meinen Herrn, was sie vor Diener bei sich hätten und wie sie hießen, und weiset sonderlich auf mich, weil ich J. F. G. vor den Trank stund: Wie heißt der Lange? Der Herzog sprach: Ew. Liebden, es ist ein Schlesier. Wie heißt er? wie heißt er? Mein Herr sagt: Es ist ein Schweinichen. Wie! sagt der Landgraf, Schweinichen? Ja, Ew. Liebden. Darauf fing der Landgraf an: es ist ein gut Mann, ich kenne sein Geschlecht. Bald darauf sagt der Landgraf zu mir: das gilt dir, ists nicht wahr, du bist ein gut Mann? Wie sollte ich anders von mir als ja sagen. Darauf sagte der Landgraf: solche Leute habe ich lieb, die grade zu sagen. Ich habe sonst auch einen Schlesier am Hofe, einen Bock; so wird nun der Bock und die Sau zusammen kommen; mache sich also lustig mit, sagt: Marschall, laß ihm Essen und Trinken genug geben und was er fordern werde" u. s. w. — Hans von Schweinichen war der beste Sittenspiegel im Ritterorden der Saufbrüder und Schuldenmacher, das Letztere besonders für seinen Herrn. Büschings bewährter Name bedarf keines Lobes. Der Rec. Aloys Primisser, hat sich vortheilhaft bekannt gemacht durch den Eifer, mit welchem er in Oesterreich das Studium der altdeutschen Literatur treibt.

Art. 8. Zur Beurtheilung Göthe's mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. Von Schubarth. Zwei Bände. Zweite vermehrte Auflage. 1820. Verlag von Joseph Max in Breslau. Wien, bei Karl Gerold.

Diese Recension schließt sich erst im folgenden Bande, sie breitet sich nach dem theils ausgeführten, theils entworfenen Plane über den wesentlichen Inhalt und Zusammenhang der vorzüglichsten Göthe'schen Werke aus, würdigt dann Göthe in seinen übrigen Verhältnissen zur deutschen Literatur mit Beziehung auf Schubarth, prüft die sogenannten Aphorismen desselben und unternimmt endlich die Rechtfertigung unsrer besten und berühmtesten Schriftsteller gegen den Hohn des neuen Goliath, wie gesagt wird. Ob der Rec. Davids Schleuder gefunden hat? Darüber mag sich mein Nachfolger bei der Relation über den 19ten Band aussprechen. Mir scheint es, als sey Schubarth allerdings kritisch gerädert worden, aber mehr von oben als unten.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — —

Das Anzeigeblatt fährt fort in der kritischen Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca, einer sehr schätzbaren, fleißigen, nützlichen Arbeit; dann in dem Auszuge aus dem Schehinschahname von der Hand des großen, hochverdienten Orientalisten von Hammer, und schließt mit Andeutungen über Johann Scheffers, Ritters des Christusordens, letztes vollendetes Bild: die sterbende heilige Cäcilia, nebst einigen biographischen Bemerkungen zur Erinnerung an den verstorbenen Künstler von Friedrich Wähner.

100.

---

## Ein neues Criminal-Gesetzbuch für Louisiana.

1) Report made to the General Assembly of the State of Louisiana on the plan of a penal Code for the said State. By *Edward Livingston*, Member of the House of the Representatifs from the Parish of Plaquemines. New-Orleans printed by Benjamin Levy et Co. 42 Royal-Street 1822.

2) Rapport fait à l'Assemblée Générale de l'État de Louisiane sur le Projet d'un Code pénal pour le dit État etc.

Für uns Europäer muß es immer interessant seyn, zu beobachten, wie das Werk der Gesetzgebung in der neuen Welt betrieben wird und gedeiht. Hier sehen wir Staaten entstehen, die bei ihrem Ursprunge aus ganz andern Elementen zusammengesetzt sind, als die unsrigen bei dem ihrigen es waren. Unwissenheit, Gewalt und Barbarei brachten in den alten europäischen Staaten Institutionen und Gesetze über Personen und Sachen hervor, welche weit mehr in dem Eigennutze und der Obermacht einiger Classen, als in dem Wohle aller ihren Grund und ihr Ziel hatten, und so viel auch in der Folge daran geändert und gebessert wurde: so ist es doch bisher aller unsrer Weisheit unmöglich gewesen, das Schiefe und Verdrehte, das sich nun Jahrhunderte lang in unsre Staatsverfassungen, Institutionen und Gesetze verwebt und festgesetzt hat, ganz wegzuschaffen, und wir müssen nun schon viele solcher verkrüppelten Elementar-Einrichtungen unter uns dulden, bis es dem fortschreitenden Verstande gelingt, die

*) Da Schweinichen Kammerjunker des Herzogs Heinrich von Liegnitz war, so soll wohl J. F. G. Ihro fürstl. Gnaden bezeichnen?

Digitized by Google

Grundfehler allmählig auszurotten, ohne daß die, durch jene Fehler selbst nun veralteten Rechtsverhältnisse mehr, als es das Recht selbst verstattet, zerrüttet werden. Alle historische und psychologische Erklärungen dieser Mängel und alle gelehrten Beweise, daß sich das Recht und die Gesetze der historischen Umstände wegen so und nicht anders gestaltet haben, können das Unrechte nicht in Recht, und die Thorheit nicht in Weisheit verwandeln. Die Individuen, welche den neuen Staaten ihren Ursprung gaben, und in der neuen Welt Colonien anlegten, waren von den Fesseln, womit andre Völker die Vorzeit festhält, frei: sie fingen die Begründung ihrer bürgerlichen Gesellschaft mit den Resultaten der Erfahrung und des Nachdenkens von Jahrhunderten an; die erkannten Fehler lagen vor ihnen, und nichts zwang sie, dieselben in ihre neuen Gesellschaften aufzunehmen.

Besonders war es Nordamerica, das gleich vom Anfange herein mit einer aufgeklärten Bevölkerung gesegnet ward, welche die Resultate mehr als tausendjähriger europäischer Weisheit in die neue Welt hinüber trug, und durch den Unsinn, welcher sich mit leztrer in den europäischen Ländern verkittet hatte, nicht gehindert wurde, sie in ihrer Reinigkeit bei Errichtung ihrer Staatsgebäude anzuwenden.

Auf diese Weise blüheten die nordamericanischen Freistaaten in einer Geschwindigkeit und in einer Fülle auf, die bis dahin noch nirgends in der Welt bemerkt worden war. Es waren hauptsächlich Englands Institutionen und Englands Gesetze, welche mit Zurücklassung vieler ihrer Mängel in den Töchterstaaten dieses Landes die bürgerlichen Verhältnisse begründeten. Unter solchen Umständen findet dann auch der Geist der Verbesserung und der Vervollkommnung leichter Eingang; die Resultate der Wissenschaft bilden sich leichter zur allgemeinen Volksstimme, und beginnen ihre Wirkung im praktischen Leben früher, als in alten Staaten, wo sie mit ihren verwachsnen Vorurtheilen dem erkannten Bessern oft Jahrhunderte lang den Weg ins praktische Leben versperren.

Obiger Bericht gibt eine Probe, wie der jüngste der vereinigten Staaten von Nordamerica um die Vervollkommnung seiner Gesetze bemüht ist. Sie hat die Verbesserung der Criminal-Gesetzgebung des Staates von Louisiana zum Zweck. Die erste deshalb erlassene Acte lautet, wie folgt:

Da es für jeden wohl geordneten Staat von der größten Wichtigkeit ist, daß der Codex der Criminal-Gesetze auf dem Princip beruhe, die Verbrechen möglichst zu verhindern; daß jedes Verbrechen deutlich und ausführlich in allgemein verständlichen Ausdrücken bestimmt; daß die Strafen jedem Verbrechen angemessen; daß die Beweise für jeden Fall gehörig geordnet und bestimmt; daß das Verfahren einfach, und die Pflichten der Obrigkeiten und Richter durchs Gesetz genau angedeutet sind. Und da das System der Criminal-Gesetze, welche jezt in diesem Staate gelten, in mehrern, wo nicht in allen der vorher genannten Puncte mangelhaft ist: so wird hierdurch

1) Vom Senat und dem Hause der Repräsentanten des Staats von Louisiana, in einer allgemeinen Versammlung vereint, verordnet, daß ein, in den Gesetzen wohl erfahrner Mann vom dem Senat und dem Hause der Repräsentanten in der gegenwärtigen Sitzung ernannt werde mit dem Auftrage, ein Gesetzbuch der Criminal-Gesetze in englischer und französischer Sprache vorläufig zu entwerfen, und solches der allgemeinen Versammlung zur Prüfung vorzulegen. In diesem Entwurfe müssen alle, durchs Gesetz strafbare Vergehen genau angegeben, deutlich und präcis bestimmt, und die Strafe, welche jedes Verbrechen trifft, genannt seyn; es müssen darin Regeln für die Beweise vor Gericht festgesetzt, und eine Organisation der zu befolgenden Procedur ausgeführt seyn, und endlich muß ein solches Gesetzbuch alle Pflichten enthalten, welche sowohl die richterlichen, als ausführenden Beamten bei ihren Verrichtungen zu beobachten haben.

2) Es wird ferner verordnet: daß die Person, welche zu dieser Arbeit gewählt werden wird, für ihre Bemühung eine Belohnung erhalten soll, welche die allgemeine Versammlung in der nächsten Sitzung bestimmen wird; und daß vors erste ihr die Summe von fünfhundert Piastern gegen eine Anweisung des Gouverneurs aus dem Staats-Schaz ausgezahlt werden soll, um die Ausgaben zu bestreiten, welche etwa nöthig seyn dürften, sich die Mittel und Documente zu verschaffen, welche zu Bewirkung der Verbesserung unsrer Criminal-Justiz nöthig befunden werden, besonders über die verschiednen Besserungs-Anstalten genaue Kenntniß einzuziehen, die sich in den verschiednen Staaten befinden, und welche die ernannte Person nöthig finden möchte, der General-Versammlung mit diesem Entwurf des Criminal-Gesetzbuches vorzulegen; über die Verwendung dieser Summe erwartet die Versammlung eine Berechnung.

Genehmigt den 20. Februar 1820.

Die Wahl fiel auf Herrn Eduard Livingston, welcher den 13. Februar 1821 zum Redacteur eines solchen Gesetzbuches ernannt wurde, und der nun in dem eben angezeigten Rapporte seine Gedanken über seinen Entwurf mit einigen Probe-Artikeln daraus vorlegte:

Aus demselben erfolgten den 21. März 1822 folgende genehmigte Beschlüsse des zu einer allgemeinen Versammlung vereinigten Senats und des Hauses der Repräsentanten.

Die allgemeine Versammlung genehmigt den, von Herrn Eduard Livingston vorgelegten Plan, den er zu Folge der Acte, die den Titel führt: Eine Acte, die Criminal-Gesetze dieses Staats betreffend, ausgearbeitet hat, und ersucht den Herrn Livingston, diese Arbeit nach dem Plane, den er in seinem Rapport ihr vorgelegt hat, fortzusetzen. Es sollen zwei tausend Exemplare seines Berichtes und der dabei befindlichen Probe-Artikel unter Aufsicht des gedachten Eduard Livingston, tausend in englischer und tausend in französischer Sprache gedruckt, fünf davon jedem Mitgliede der Versammlung, funfzig dem Gouverneur, eins jedem Richter, den höchsten Gerichtshöfen, den Kreisgerichten und den Criminal-Gerichten; dem General-Anwalt, den Kreisanwalden, und den Kirchspiels-Richtern, und zwei hundert Exemplare dem benannten Eduard Livingston zugestellt werden; die übrigen soll der Staat behalten, wovon die eine Hälfte beim Secretariat des Senats und des Hauses der Repräsentanten, die andre Hälfte beim Staats-Secretariat niedergelegt werden soll;

Weiter beschlossen: Daß der Gouverneur hierdurch ersucht und requirirt wird, die Kosten des angeordneten Drucks aus dem Fonds, der für zufällige Ausgaben bestimmt ist, zu bestreiten.

Endlich beschlossen: Daß dem Herrn Eduard Livingston die Summe von tausend Piastern gegen seine Anweisung aus dem Staatsschatze bezahlt werde, auf Abrechnung der Entschädigung, die er nach Vollendung seines Werks erhalten wird.

Unterzeichnet: A. Beauvais,
Sprecher des Hauses der Repräsentanten.
J. Poydras,
Präsident des Senats.
T. B. Robertson,
Gouverneur des Staats von Louisiana.

So sieht die Form dieser Unterhandlung aus. Eine ausführliche Nachricht über den Inhalt des Berichtes des Herrn Livingston behalten wir uns für den Hermes vor, da

diese Schriften wohl in wenige Hände kommen werden, und doch zur Kenntniß der Fortschritte, welche die Gesetzgebungs-Wissenschaft auf der andern Hemisphäre macht, wichtig sind. 87.

---

## Gemälde von Titian in Blenheim.

Das schöne Schloß Blenheim, das brittische Nationaldankbarkeit dem Herzog von Marlborough bauen ließ, als er mit Eugen dem französischen Heer die furchtbare Niederlage bei Blenheim beigebracht hatte, enthält einen Schatz von Gemälden Titian's, die theils wegen des Meisters, theils wegen der auf ihnen allen ausgedrückten einen Idee gleich merkwürdig, aber, bei der Schwierigkeit, die der Reisende in England findet, wenn er das Innere der Paläste sehen will, ziemlich unbekannt sind. Wie alle Werke Titian's, zeichnen sie sich durch vollendetes Colorit und den Ausdruck aus, der jedes einzelne für sich, und dann wieder, da sie einen Cyclus bilden, im Verhältniß zu einander selbst beseelt. Es sind neun Gemälde, die die Phantasie des Künstlers der griechischen Mythologie nachschuf; alle haben einerlei Größe, alle stellen zwei Gottheiten und fast aus einem Lebensalter dar, und doch ist in ihnen allen nicht die mindeste Aehnlichkeit in Stellung, im individuellen Ausdruck — nirgends, was man Monotonie nennt, wenn man das eine nach dem andern mustert. Diese unendliche Mannichfaltigkeit im Ausdrucke würde allein schon den hohen Geist Titian's bewundern lassen, zumal wenn man sich erinnert, daß hier Ausdruck eines Gefühls, einer Leidenschaft, der Liebe, ist.

Mars und Venus machen den Umfang des schönen Ganzen. Die Göttin der Liebe sitzt auf den Knien des rauhen Kriegers. In der Hand hält sie einen Spiegel, um die höchste Wonne zu haben: sich und ihn mit einem Blicke zu schauen. Die sonneverbrannten Glieder des Mars, die blendendweißen der Venus, in einander mannichfaltig verschlungen, lassen das Colorit wunderbar verstärkt werden. Der Kriegsgott selbst hat von dem Göttlichen keine Spur. Er gleicht einem tüchtigen, römischen Centurionen. Warum der Künstler hier zurückblieb und nur die Venus als Göttin der Schönheit darstellte, wird sich am Schlusse ergeben.

Amor und Psyche schließen sich an den vorigen Rahmen. Der Unsterbliche steht bezaubert vor dem schlafenden Mädchen: sie scheint von ihm zu träumen. Seine Flügel breiten sich über sie aus, als sollten sie die schwache Sterbliche schützen. Fast ist es aber auch, als trügen sie den Gott, der nicht der Erde angehört, in die Lüfte. Psyches Haupt, Aerme, Schultern, wie das reizende Mädchen auf den Kissen hingesunken liegt, wetteifern mit einander an Reiz, sie scheinen in jedem Puncte Liebe auszuströmen, während das Auge Amors gleichsam das Feuer seiner Gottheit auf ihrem Antlitz glänzen läßt.

Bei dem folgenden: Apollo und Daphne, hat der Maler den Augenblick gewählt, wo der Gott die Fliehende eben zu fassen hoffen kann. Apollo spielt hier die Hauptrolle. Er scheint mit der Schnelligkeit eines Sonnenstrahls zu eilen. Man fürchtet, er hat das gejagte Mädchen, aber aus ihren, zum Himmel um Hülfe flehenden Händen entsprießen schon die Blätter des Lorbeerbaums, der bald die Nymphe verbergen soll. Daphne selbst steht dem Gott an Schönheit und Grazie in jedem Betrachte nach. Es ist hier das Gegenstück zu Mars und Venus. In dem Gemälde: Amor und Psyche, fließen die Farben beider Hauptfiguren sanft in einander. Dasselbe gilt auch von diesem. In allen andern dagegen pflegen sie sich wechselsweise einander zu heben, und die blendende Weiße des weiblichen Körpers gewinnt durch die bräunliche Farbe des Mannes.

Die Sinnlichkeit wird am meisten durch die Stellung in Anspruch genommen, in welcher auf dem nächsten Gemälde Proserpina auf Plutos Schooße sitzt. Es ist hier nicht von der gröbern Sinnlichkeit die Rede, die den Gegenstand vor Augen haben will; desto besser verstand der Künstler, der Phantasie alles das in der Ferne zu zeigen, was ihr hier der eilende Wagen des Pluto entführen zu wollen scheint.

Zu den schönsten Gruppen unter diesen neun Gemälden gehört indessen der nun folgende Herkules mit der Dejanira; im Ganzen, wie in jedem einzelnen Theile spricht sich darin eine wunderbare Kraft der Phantasie, jedoch so aus, daß alle Schönheit besonders in der Dejanira hervortritt. Sie sitzt auf seinen Knien, ihr Arm schlingt sich um den Nacken. Lust und Verlangen scheint aus ihren Augen, aus der ganzen Gestalt zu strahlen. Die Löwenhaut, die der Herkules abwarf, dient Liebesgöttern zum Sitz, zum Spiel. Sie selbst scheint Leben zu haben und an das Thier zu erinnern, das einst von ihr bekleidet im Walde nach der Löwin spähte.

Am wenigsten dürfte unter allen Ceres und Vulkan gefallen. Beide sind aus der mittlern Periode des Lebens dargestellt, wo dies und die Gluth der Liebe mit einander im Widerspruch stehen, und so ziehen sie darum nicht an. Aber Vulkan ist auch häßlich, und so scheint an beiden Hindernissen selbst Titian's Genie gescheitert zu seyn.

Wie ungleich dankbarer war da der Stoff für ihn, als er Ariadne und Bacchus darstellte, die nun folgen. Noch scheint ihr Herz zwischen dem treulosen Theseus, nach dem ihr ausgestreckter Arm hinzeigt, und dem jugendlichen Gott zu schwanken, der jetzt um ihre Liebe weint. Ausdruck, Zeichnung, Colorit sind in der Ariadne unübertrefflich; Bacchus selbst steht dann ihr wiederum nach. Auch hier hatte Titian, wie im folgenden: Jupiter, Juno und Jo, alles aufgeboten, das Weib zum Schönsten zu machen, was die Erde hervorzaubern kann. Auf dem eben genannten, sagt der Berichterstatter, dem wir hier folgen, ist der Rücken der Juno mit einer Frische, einer Schönheit, einer Fülle der Gesundheit abgebildet, daß die Natur nichts Schöneres in der Art aufzuweisen vermag, während der Künstler aber auch, und dies will noch mehr sagen, nicht die Natur übertreffen wollte.

Neptun und Amphitrite schließen diesen glänzenden Cyclus. Auch hier trägt die Göttin den Preis davon. Sie fürchtet, von den Knien des Meerbeherrschers herabzufallen, und schlingt den Arm um ihn. Ihr langes Haar wallt auf den Rücken herab. Das Gemälde im Ganzen gehört zu den besten unter allen, die mit Ausnahme der zwei, wo Apollo und Amor auftreten, eine Apothese der weiblichen Schönheit in ihren verschiednen Nüancen zu bilden bestimmt scheinen, wo dann die ältere, aber immer noch reizende Ceres vollkommen in dem Plane des Künstlers ihre Stelle fand. Alle Götter, die wir hier auftreten sehen, würden, allein stehend, schöne Gestalten seyn. Sie treten zurück, weil sie sich mit dem Schönsten messen müssen, was die Erde hat. Beherrschen sollen sie durch Kraft das zarte Weib, besiegen soll die Schönheit den starken Mann. Hätte Titian seine ganze Kunst aufgeboten, die männlichen Gestalten in der Schönheit auftreten zu lassen, die seine Phantasie verleihen konnte — die meisten dieser Stücke wären, einzeln genommen, noch reizender. Aber dann hätten sie nicht den Gedanken ausgesprochen, der jetzt alle neun zu einem harmonischen Kreise vereinigt!

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 176.

1. August 1823.

## Die deutschen Schriftstellerinnen.

(Vergl. hierüber auch zwei Briefe eines andern Verfs. in Nr. 296 von 1822 und Nr. 67 d. J.)

Hr. C. W. O. A. v. Schindel, Landes-Aeltester im Fürstenthum Görlitz rc., hat sich die dankenswerthe Mühe gegeben, ein Lexicon der deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts zu entwerfen, dessen erstes Bändchen (A bis L) kürzlich erschien.

Die Frage, ob es (im Allgemeinen, versteht sich) gut, ob nicht? ist, daß das schöne Geschlecht, den engen Kreis der häuslichen Beschäftigungen verlassend, jetzt mehr, wie je, sich hinaus auf das, nicht immer im Glanz eines heitern und reinen Himmels daliegende Meer der literarischen Oeffentlichkeit wagt, und so, statt einzig nach dem stillen Kranze des Verdienstes erfüllter Berufspflichten, auch nach der Lorbeerkrone öffentlicher Anerkennung (vielleicht sogar zum Theil nach dieser ausschließend) ringt: diese Frage ist schon so oft und vielfach aufgeworfen und pro et contra erörtert worden, daß es unnütz seyn würde, hierüber hier noch Einiges zu sagen, um so mehr, da nach bereits geschehener Erschöpfung der Hauptgründe, wir doch nur unsere individuelle Meinung zu geben vermöchten, und diese, wie jede individuelle einzeln genommen, von keinem großen Interesse für die Allgemeinheit seyn kann.

So lange es Dichter, Schriftsteller und Künstler gab und geben wird, gab und wird es auch Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen geben, und das Mehr und Minder in einer Zeit beweist weiter nichts, als eben die tadels- oder lobenswerthe Tendenz und Richtung dieser Zeit in häuslicher, sittlicher, geistiger und noch mancher andern Beziehung. Deswegen aber, weil vielleicht in einer Zeit mehr, wie in der andern, begünstigt und aufgefodert durch Mode und dergleichen, sich eine Schaar von Unberufenen unter die Berufenen drängt, den echten Beruf dieser letztern auch leugnen, und überhaupt den Satz aufstellen wollen: das Weib gehöre ganz und gar nicht weder in die Literatur, noch in die Poesie, noch in die Kunst, sondern ausschließend mit allen seinen Kräften und Anlagen blos in die Küche und Kinderstube, höchstens in den Gesellschaftssaal, um diesen, gleich einer andern Blume, lediglich durch den Zauber der passiven Erscheinung zu schmücken: ist jedenfalls eben so einseitig, wenn auch vielleicht nicht ganz so schädlich, als das Entgegengesetzte, jetzt indeß nicht selten Befolgte und sich Hörenlassende, daß nämlich der, dem zweiten Geschlecht bisher im Allgemeinen (und zugleich auch von der Natur) angewiesene, eigentliche Wirkungskreis doch gar zu eng und unscheinbar sey, und daß man daher schon von Jugend auf durch An- und Ausbildung von vielerlei Dingen dahin arbeiten müsse, das Weib über die Weiblichkeit zur Sonnenhöhe der Kunst und der Poesie zu erheben.

Doch betrachten wir, abgesehen von all diesem, lieber Hrn. v. Schindel's Werk, das uns in alphabetischer Ordnung die reizende Schaar deutscher Sängerinnen in biographischen Andeutungen vorführt und uns so manche, schon durch ihre Schriften werth- und befreundet Gewordene noch näher rückt.

Aus dem Vorworte, an dessen Eingange der Verf. Rechenschaft gibt, wodurch und warum er sich veranlaßt fühlte, eine Arbeit, wie die vorliegende, zu unternehmen, und welchen Standpunct er in Betreff der biographischen Ausführung gerade glaubte fassen zu müssen (welches auch, unserer Ueberzeugung nach, der einzig richtige und convenirende ist, indem eine weitläufige Biographie oder Erzählung der sämmtlichen häuslichen und Familienereignisse der gerade besprochenen Person keineswegs, selbst wenn dies auch durchgängig zu erreichen, für das große Publicum interessant, noch discret in Bezug auf die Person wäre, sondern im Gegentheil nur das schicklich und wünschenswerth ist, was unmittelbar, in Beziehung auf die geistige Ausbildung und das schriftstellerische Schicksal der eben Dargestellten war): ersehen wir, daß es Hrn. v. S. bei Ausarbeitung seines Werkes genau so ging, wie es noch allen Literaturhistorikern ergangen ist, die sich aus Liebe zur Wissenschaft dem nicht leichten Geschäfte unterzogen, zu Nutz und Frommen Anderer durch Arbeiten, wie die gegenwärtige, eine Lücke in der Literatur entweder ganz von Frischem auszufüllen, oder da verbessernd und ergänzend fortzufahren, wo ein Anderer vielleicht schon begann. Er hatte nämlich neben mancher dankbar anerkannten, ihm entgegenkommenden Bereitwilligkeit ihn

auf sein Gesuch mit den nöthigen Notizen zu versehen, den Verdruß, erfahren zu müssen, wie eben so oft (vielleicht noch öfter) seine bescheidene Bitte um Aufschluß, entweder unter meist leeren Vorwänden abgelehnt, oder wohl gar durch ein, die gewöhnliche Umgangshöflichkeit beleidigendes Schweigen von Personen erwidert wurde, von denen er mit Recht die bündigsten und klärsten Data zu erhalten hoffen durfte, und hierdurch verhindert worden zu seyn, dem Publicum das möglichst Vollständige gewähren zu können.

Ferner gibt er darüber Rede und Antwort, warum er nicht, wie in einem periodischen Blatte gewünscht worden war, auch die deutschen Schriftstellerinnen der Vorzeit mit in seine Sammlung aufgenommen, und für diese das Jahr 1800 als Anfangspunct bestimmt habe (was wir, nebenbei bemerkt, sehr vernünftig finden, indem sonst das Werk leicht eine zu große Ausdehnung dürfte erhalten haben, wenn es aus einem Lexicon der Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts in ein Lexicon sämmtlicher deutscher Schriftstellerinnen aller Zeiten wäre verwandelt worden; dann auch, weil über die berühmten Schriftstellerinnen früherer Zeit schon hie und da Hinreichendes gesagt, folglich bekannt ist, von den unberühmten aber nun noch etwas zu hören, schwerlich Interesse hat) und entschuldigt sich gewissermaßen zugleich, daß er auch einige außerhalb Deutschlands Grenzen geborene Damen mit aufgeführt habe, die jedoch durch ihren längern Aufenthalt in Deutschland und durch ihr literarisches Wirken daselbst gleichsam unter uns nationalisirt worden sind.

Auch hierin stimmen wir dem Verf. bei, indem es gewiß jedem Literaturhistoriker und Literaturfreunde unangenehm gewesen seyn würde, blos darum, z. B. in diesem Buche, vergebens nach den Namen Krüdener, Freygang (geb. v. Kudrjafsky), Artner und A. nachschlagen zu müssen, weil die Inhaberinnen derselben jenseits dem deutschen Termus geboren wurden; und eben so in dem, was er weiterhin zur Widerlegung einiger, ihm sowohl in öffentlichen Blättern, als in Briefen, gemachten (wahrhaft kleinlichen) Vorwürfe sagt, daß es nämlich ein Unrecht von ihm (dem Verf.) sey, daß er durch Aufnahme mehrerer Artikel die Enthüllung anonymer oder pseudonymer Schriftstellerinnen, ohne eigentliche Zustimmung derselben, bewirkt habe.

Man erlaube uns, hierüber kürzlich unsere Meinung auszusprechen.

Wer da schreibt und das Geschriebene drucken läßt, es folglich der Oeffentlichkeit selbst übergibt, kann wohl, wenn es ihm räthlich scheint, seinen Namen ganz verschweigen oder in das Halbdunkel der Pseudonymität hüllen; allein er hat kein Recht, böse darüber zu werden oder sich zu beklagen, wenn das Publicum, vor welches er doch sprechend hintritt, denjenigen kennen zu lernen sucht, der eben zu ihm spricht und dadurch den Schleyer fallen macht, in welchen sich der Andere hüllte. Wir sehen hier durchaus nichts Unbescheidenes, nichts Anmaßendes, nichts irgend ein Recht kränkendes darin; denn, mindestens eben so viel Recht habe ich doch wohl, denjenigen kennen lernen zu wollen, der zu mir spricht, als jener es hat, zu mir anonym oder nicht anonym, wie es ihm eben beliebt, zu reden, und sobald ich meine Wiß- oder Neubegierde (wie man's nennen will), nur nicht auf ungebührlichem Wege, zu befriedigen suche, und die deshalb nöthigen Erkundigungen, Mittheilungen u. s. w. auf eine bescheidene Art mache (wie es denn doch offenbar von dem wackern Verf. vorliegenden Werkes, noch dazu nicht allein um Befriedigung eigner Wißbegier willen, sondern zum Besten der Wissenschaft geschehen ist), so sehen wir in der That nicht ein, wie man dann noch nur den Gedanken hegen kann, es werde hierdurch eine Individualität oder ein individuelles Recht gekränkt. Ueberhaupt, wir wollen es offen gestehen, halten wir von der Anonymität in der Literatur nicht viel und billigen sie nur in einigen Zweigen, wo sie gewissermaßen nothwendig und durch die Sache selbst bedungen ist, wie z. B. im Felde der Kritik, das offenbar sogleich zu einem Tummelplatz der wildesten Fehden und Anfeindungen oder zu der breitgetretenen Arena der fadesten, gegenseitigen Lobhudelei werden würde, wenn hier nominelle Aufführung des Schreibenden Gesetz würde. Auch bei Parteischriften, Pamphlets und dergleichen kann es zuweilen, sowohl um der guten Sache selbst, als wegen der bürgerlichen Stellung und Sicherung des Verfs., nöthig seyn, daß derselbe, wenigstens auf einige Zeit, seinen Namen zurückhält oder ihn unter einen angenommenen verbirgt; was den Dichter, Romantiker, Erzähler u. s. w. aber dazu anders bewegen kann, als eine Preziösität in Betreff des öffentlichen Urtheils, läßt sich in Wahrheit nicht einsehen. Diese Preziösität, die sich vor der Kritik scheut, vielleicht zu zart und vornehm dazu dünkt, ein Urtheil über sich aussprechen zu lassen, und deswegen böse wird, wenn man ihr den schützenden Schleier lüftet, ist indeß durchaus nichts Lobenswerthes und verdient keineswegs in Schutz genommen zu werden, mag sie nun von einem Manne oder einer Frau ausgeübt werden, welche letztere sich hier schon ohnedem dadurch, daß sie, den eigentlichen, natürlichen Kreis ihres Wirkens verlassend, in den ihr nicht eigentlich zugehörigen tritt, selbst des Anspruches auf die berücksichtigende Milde gewissermaßen begibt, die man sonst dem zweiten Geschlecht billig in andern Verhältnissen zu zollen hat. Das hierdurch geänderte Verhältniß haben auch die Franzosen, wie so manches Andere, wo es auf richtigen Takt im Leben ankommt, besser begriffen, und man wird so z. B. bei ihnen in der Kritik nie von einer Verfasserin, sondern stets vom Verfasser reden hören, wenn gleich das zu beurtheilende Werk aus der Feder einer Dame kam, die, wie sie richtig annehmen, aufhört, Dame zu seyn, wenn sie, gleich einem Manne, als Erzähler, Dichter u. s. f. öffentlich auftritt.

Dies unsere Ansicht von dieser Sache, die wir mit dem Hrn. Verf. theilen, der noch, hinter seiner Auseinandersetzung darüber, treffend Folgendes bemerkt:

„Ein ganz eigener, doch an Sonderbarkeit grenzender Fall ist es aber, wenn Schriftstellerinnen, die allgemein ziemlich bekannt sind oder früher in Schriften sich mit ihren Namen unterzeichneten, sich jetzt in Anonymität verhüllen.“ (Gewiß, und kann dies schwerlich mit etwas Andern, als der manchen Menschen anklebenden Kleinlichkeitssucht erklärt werden.)

Ueber die Ausführung des Ganzen selbst können wir nur, da, einzelne Artikel herauszuheben, hier weder der Raum gestattet, noch zweckmäßig wäre, im Allgemeinen sagen, daß für uns die Lesung dieses Buches, so weit es vollendet vor uns liegt, auch außer der literarhistorischen Hinsicht vieles Interesse gehabt hat, was gewiß auch bei Andern der Fall seyn wird, indem viele der darin enthaltenen kurzen Biographien, abgesehen davon, daß sie uns mit dem Leben, dem Wirken und den Schicksalen einer Reihe geistreicher, uns zum Theil schon durch ihre Productionen lieb und werth gewordenen Frauen bekannt machen, in psychologischer Hinsicht ungemein aufklärend sind. Man sieht hier recht eigentlich, *wie so oft das Götterkind Poesie dem tiefer fühlenden Menschen ein Trost in der Nacht der Verhältnisse wird*, wie der Genius der Dichtkunst so oft ein vom Hauch des Lebens getrübtes Leben wieder aufrichtet und neue, dauerndere Kränze um ein Dasein schlingt, dessen Blüthe eine verfehlte Bestimmung, der Verrath an Liebe, Treue und Freundschaft brach, und unwillkürlich fällt einem bei Durchsicht mehrerer dieser Lebensskizzen hier ein, wie wahr und tief doch unsers großen, unvergeßlichen Schiller's Reflexion in seinem Gedichte: die Theilung der Erde, ist, wenn er denen, die, wie dort der Poet bei Zeus, im Reich der Träume waren, während die Kinder der Welt sich in die Welt und ihre Güter und Freuden theilten, den Genuß dieser Güter meist immer entbehren und sie dafür in dem Himmel des Gottes, so oft sie es selbst wollen, oder vielmehr, so oft sich die Seele über die Wirklichkeit emporzuschwingen vermag, sich ergehen läßt.

Man lese mehrere der hier mitgetheilten Lebensläufe, um sich selbst von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen.

Dreihundert und einige zwanzig Dichterinnen und Schriftstellerinnen hat uns übrigens der Fleiß des achtbaren Verfs. hier in längern oder kürzern Notizen, mit bibliographischer Beifügung ihrer literarischen Arbeiten, und wo solche hier und da zerstreut anzutreffen sind, kennen gelehrt, und doch ist das Werk erst ungefähr halb, und diese Hälfte (wegen der oben schon erwähnten Ungefälligkeit und Launenhaftigkeit Einiger, die Hr. v. S. ohne Aufschluß ließen) nicht so vollständig, wie es außerdem seyn könnte! Man sieht hieraus, welchen ansehnlichen Kreis den Musen thätig opfernder Damen Deutschland hat, und wie manchem schönen Kinde Apoll dermalen

— — — „Des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund“

verlieh.

Die Hoffnung, welche Hr. v. S. noch gibt, daß er geneigt sey, falls gegenwärtiges Werk eine günstige Aufnahme fände, in einem Nachtragbändchen alsdann auch ein ähnliches Verzeichniß über die, bis zum Jahr 1800 verstorbenen deutschen Schriftstellerinnen zu liefern, können wir nicht nur eine angenehme, sondern auch, unserer Ueberzeugung nach, eine gewisse nennen, indem es sich wohl mit Gewißheit voraussetzen läßt, daß ein Buch, wie das besprochene, die Aufmerksamkeit aller Literaturfreunde und aller Gebildeten in Anspruch nehmen wird.

59.

---

## Der Frühlingsbote, herausgegeben von St. Schütze. Frankfurt am Main 1823.

Wie der Wintergarten in sechs Jahren der großen und kleinen Lesewelt manche werthvolle und genußreiche Gabe dargebracht hat, so bringt auch der Frühlingsbote, der in dessen Stelle tritt, in diesem ersten Jahre manche Erzählung und manches Gedicht, das nicht, wie die gewöhnlichen Beiträge zur Unterhaltung, kaum gelesen, schon wieder vergessen ist. Nehmen wir die erste Erzählung und ein Paar nicht bedeutende Gedichte aus, so ist Alles von echt poetischem Werth, und nicht blos für einen flüchtigen Genuß oder zur Vertreibung der leidigen Langeweile da — und auch der Leser, welcher geistvolle und eigenthümliche Betrachtungen über nie zu erschöpfende Gegenstände vor allem liebt, findet hier manche interessante und zum weitern Nachdenken anregende Bemerkung.

Von vorzüglichem Verdienst ist die Gründung Moskaus, von Ernst Raupach, eine Erzählung in trochäischen Versen; sie ist von allem, was wir von diesem Dichter gelesen zu haben uns erinnern, als Ganzes betrachtet, das Gelungenste und in jeglicher Hinsicht befriedigend. Meisterhaft sind die Schilderungen alles dessen, was die Oertlichkeit und das Umgebende betrifft, so daß man auf den Schauplatz und unter die Menschen, wo die Geschichte vorgeht, auf das Lebhafteste versetzt wird, und eben so sehr eines Meisters würdig ist die hinreißend schöne Schilderung der Liebe, wie sie in der Brust der jungen Ulita zuerst in dunkeln Gefühlen unbestimmter Sehnsucht und gegenstandloser Schwermuth sich geheimnißvoll ankündigt, und dann, als der träumerisch geahnte Gegenstand erscheint, plötzlich sich bestimmt zu regen, und nun zu keimen und hervorzubrechen beginnt, unter dem Wechsel von trüben und fröhlichen Stimmungen emporwächst, was endlich in voller, üppiger Blüthe, Allen zum Entzücken, da steht. Dieser trefflichen Schilderung hat der Dichter absichtlich viel Raum gegeben und uns dagegen die Gräuelthaten, welche das entzückend schöne Liebesglück, nach überstandenen Gefahren nur noch heller leuchtend, plötzlich von Grund aus zerstören, nur im raschen Fluge vorübergeführt. So ist es ihm gelungen, das Gräßliche des Ausganges um ein Bedeutendes zu mildern; dieses Gräßliche und Empörende wird dadurch gleichsam zu einem düstern Schatten, über den der Lie-

Digitized by Google

desbaum mit seinen reichen Blüthen verschleiernd herabhängt. Denn der Phantasie hat sich die herrliche Schilderung des Liebesglücks so fest eingeprägt, daß sie ihr auch dann noch immer vorschwebt, als die Barbarei des unmenschlichen Wütherichs, wie der plötzliche Ausbruch eines Feuerberges es auf immer vernichtet hat. — In wahrhaft poetischem Geist ist diese Gründung Moskaus durch unerhörte Gräuelthaten an das schreckliche Schicksal geknüpft, das dieser alte Hauptsitz der Zaaren in unsern Tagen erfahren mußte:

Moskau, Moskau mit den goldnen Thürmen,
Diesen Kranz von hellen Sonnenblumen
Und dem Gürtel von Cyanenfluten,
Wer vermählt nach je zweihundert Jahren
Dich dem wilden Element der Flamme,
Daß der Menschen wechselnde Geschlechter
Schaudernd in der glühenden Umarmung
Deines Bräutigams dich sterben sehen?
Wer verdammte dich zu dem Geschicke?
Was der Mensch gesäet, das soll er erndten:
Doch das ist der Menschheit Fluch und Segen,
Daß nicht jedem seine Saaten reifen,
Sondern oft der Enkel, edlen Weizen
Oder Schierling erndtet, den die Väter
Weislich oder thöricht ausgestreut.
Der Verrath hat dich gegründet, Moskau,
Schuldlos Blut, durch Hinterlist vergossen,
War der Kitt zu deinen ersten Mauern,
Und ein Menschenhaupt, vom Beil des Henkers
Abgeschlagen, war des Baues Eckstein.
Darum bist du mir Braut des wilden
Feuergeistes, der, wann dich der Zeiten
Wunderkräfte zu der alten Schönheit
Wieder auferzogen, immer wieder
Zur vernichtenden Vermählung kommt.

Die Verfasserin der Erzählung: Anna von Sachsen, Friederike Lohmann, bewährt sich hier wieder als eine unsrer besten Erzählerinnen. Die Grundzüge des kleinen Romans sind aus dem Leben des Herzogs Wilhelm von Sachsen entlehnt, der mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen lange Fehden führte, und seine treffliche Gemahlin Anna, die ihm nicht reizend genug war, von seinem Hofe in eine Burg verwies, wo sie wie eine Gefangne bewacht und zuletzt streng gehalten wurde. Ueber die ganze Erzählung ist ein mild ernster, wehmüthig rührender Ton verbreitet, der selbst die tyrannische Härte des von einer ehrsüchtigen und ränkevollen Buhlerin beherrschten Herzogs und die Grausamkeit, womit diese die schuldlose Fürstin verfolgt, auf eine künstlerische Weise so mildert, daß sie weder peinigend, noch gräßlich wirken. Die Leidende ist eine edle Dulderin, die ihr unverschuldetes Unglück mit frommer Ergebung trägt, und dabei kein Mittel unversucht läßt, den Gemahl zur Aenderung seines Sinnes zu bewegen. Einen guten Contrast bildet mit ihr die, mit unwandelbarer Treue ihr zugethane Jutta, die die Heftigkeit und Unduldsamkeit ihres Naturells nicht genug zu überwinden vermag, wodurch es gut motivirt wird, daß Heinrich ihr das Geheimniß von dem nur erdichteten Tode der Fürstin nicht mittheilt; denn sie würde schwerlich diese Maßregel gebilligt, und so das Leben der Fürstin in wirkliche Gefahr gebracht haben. Ihr Bruder Wolf hat nichts von diesem störrigen, eigenwilligen Wesen; sein edles Verzichten auf die Liebe Theklas und seine Bemühungen, ihr über Heinrich, den verkannten Geliebten, der sie noch immer nicht vergessen kann, Kunde zu verschaffen, und wie er durch dieses edelmüthige Benehmen beide Liebende einander wieder zuführt — dies ist vorzüglich schön dargestellt, und der glückliche Ausgang der so verwickelten und Unglück drohenden Geschichte ungezwungen herbeigeführt, wie denn alles und jedes unter sich und mit dem Ganzen in der besten Uebereinstimmung steht.

Unter dem Mancherlei zur Betrachtung und zum Nachdenken, vom Herausgeber, zeichnen sich besonders die Gedanken über das Geheimnißvolle und Tiefbedeutende der Sprache und mancher sprichwörtlichen Redensarten aus, wie unter andern die Bezeichnung der mittlern Lebenszeit durch den Ausdruck: die besten Jahre; es wird sehr überzeugend dargethan, daß diese wirklich die besten sind. — Die Betrachtung über die Handlungen eines Menschen, insofern sie ein Spiegel seiner Gesinnungen sind — und über das, was zu einer vollkommnen Gesellschaft gehört.

Die Freuden- und Scherzgedichte verdienen ihre Namen. Besonders erfreulich sind die frohsinnigen Lieder des Herausgebers: Das Gartenhaus und des Namens Gründung. — Artig ist der Schwank: der Handkuß, von Heinrich Döring — und die witzige Klage des alten Niemand, von Langbein.

Die Erzählung: die Ehescheidung aus Liebe, von Friedrich Laun, gehört nicht zu den besten dieses beliebten Erzählers. Sie erregt fast blos Neugier, und diese wird auf eine sehr prosaische Art befriedigt. Nach unsrer Meinung kann eine solche Verirrung des Edelmuths, wie der Titel andeutet, nur dann wahrhaft unterhaltend, poetisch seyn, wenn Lage und Umstände, alle Motive, und die daraus entstehende Verwickelung, so wie die endliche Auflösung gleich seltsamer Art sind und so im eigentlichsten Sinne eine Novelle bilden.

101.

---

## Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint (ohne die Beilagen) täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle, und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf, nach Billigkeit, in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und halbjährlich berechnet.

---

Um den Ankauf der ältern Jahrgänge dieses Blattes zu erleichtern, sind die ersten drei Jahrg. oder sechs Bände des Lit. Wochenbl. (d. J. 1818, 19, 20) zusammen für 12 Thlr. und die Jahrg. 1821, 22 des Lit. Conversationsbl. auf 10 Thlr. herabgesetzt. (Beide Folgen „Wochenblatt" und „Conversationsblatt" zusammen genommen werden für 20 Thlr. erlassen.)

Leipzig den 1. August.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 177.

2. August 1823.

## Ueber das Dramatische.

Von einer so regsamen, leidenschaftlichen und höchst geselligen Nation, als die französische ist, sollte man erwarten, daß sie ganz vorzüglich auf das Dramatische sich verstünde. Ihre komischen Dramen entsprechen auch größtentheils dieser Erwartung; um desto weniger der ihre Tragödien, in welchen ohne Ausnahme das Declamatorische vorherrscht, und die Leidenschaften sich nicht unmittelbar auszusprechen, sondern blos geschildert zu werden *pflegen*. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung ist *wohl zunächst* darin zu suchen, daß die Franzosen *zwar sehr lebhaft, aber nicht tief* empfinden, und daß *sie eben deshalb* in ihren leidenschaftlichen Aeußerungen ein gewisses rhetorisches Pathos lieben, womit sie ihren Empfindungen den Schein von Bedeutung geben und ihre Gefühle gleichsam zur Schau stellen. Es ist ihnen nicht, wie den Tiefempfindenden, genug, ihr aufgeregtes Innere sich in den nächsten, wahrsten und innigsten Ausdrücken kund geben zu lassen; sie wollen ihre Affecte nicht blos aussprechen, sondern Andern zugleich auf eine theatralische Weise zu hören geben und dadurch nicht allein Mitgefühl, sondern vornehmlich Staunen und Bewunderung erregen. Ueberdies darf ihr esprit, der ihnen in allen Beziehungen doch immer für das Erste und Letzte gilt, auch ihrem rhetorischen Pathos nicht fehlen, und daher ist in den längeren leidenschaftlichen Stellen ihrer Trauerspiele häufig ein willkürliches Spiel mit witzigen Antithesen und fein zugespitzten Gedanken (concetti) anzutreffen. Zwar verschmäht die Leidenschaft, zumal in ihrer höchsten Spannung, sinnreiche Gegensätze und Spiele des Witzes keinesweges, aber sie bringt sie, eben weil sie als Leidenschaft den empörten, ordnungslosen Zustand des Gemüthes ausdrückt, nicht so künstlich und besonnen an, als dies meistens bei den französischen Tragikern der Fall ist. Wie diese die Leidenschaften blos beschreiben, statt sie darzustellen, davon führt in der Einleitung zu seinem Versuche über einige Charaktere in Shakspeares dramatischen Werken Richardson aus dem Cid des großen Corneille folgendes sprechende Beispiel an:

„Im Cid wird Rodrigo, der Held der Tragödie, aufgefordert, eine seinem Vater durch den Vater der Chimene, seiner Geliebten, zugefügte Beschimpfung zu rächen, und er schildert nun seine bedrängte Lage in folgenden Strophen, zwar in schönen Ausdrücken und wohlklingenden Versen, aber nicht mit dem wahren Gefühl eines Bedrängten:

Percé jusqu'au fond du coeur
D'une atteinte imprévue aussi bien que mortelle,
Miserable vengeur d'une trop juste querelle,
Et malheureux objet d'une injuste rigueur
Je demeure immobile et mon âme abattue
Céde au coup qui me tue.

„Diese sinnreiche Rede würde sich besser in einer Erzählung, als in dem Munde des Helden ausnehmen, wie sich leicht zeigen läßt. Wir brauchen nur die Zeit- und Fürwörter aus der ersten Person in die dritte zu versetzen und annehmen, Rodrigo's Gemüthszustand werde von einem Andern geschildert: „Bis ins Herz getroffen durch einen so unversehenen als tödtlichen Streich, der unselige Rächer eines nun zu gerechten Streits, und der bejammernswerthe Gegenstand ungerechter Härte, bleibt er bewegungslos, und seine gebeugte Seele gibt sich dem Schlage Preis, der sie tödtet.“

„Il demeure immobile et son âme abattue
Céde au coup, qui la tue.“

„Wie ganz anders Shakspeare: Von ihm kann man sagen, er habe, als er den Hamlet, den Macbeth, den Othello dichtete, die Leidenschaften und streitenden Gefühle, die er ihnen leiht, wirklich empfunden und durchlebt. Man vergleiche nur mit seiner Beschreibung des Seelenzustandes des Rodrigo folgendes Selbstgespräch des Hamlet:“

„O schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Thau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! — O Gott! O Gott!
Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui! Pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,
Der auch in Samen schießt; verworfenes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich. — Dazu mußt' es kommen!
Zwei Mond' erst todt! nein, nicht so viel, nicht zwei.“ u. s. w.

„Es läßt sich, fügt Richardson hinzu, im Allgemeinen bemerken, daß, so bald eine Rede mit einer Personenveränderung und ohne daß man ein „sagte er“ oder „erwiderte er“ einschaltet, verständlich und passend bleibt, sie eine bloße Erzählung oder Schilderung ist, und nicht füglich für die Sprache wahrer Leidenschaft gelten kann. Es lassen sich freilich einige Stellen selbst im Shakspeare gegen diese Bemerkung anführen. Als z. B. Macbeth den Duncan ermordet hat, und seine Gemahlin ihn nun auffordert, er solle die Dolche wieder hinlegen und die Gesichter der Kämmerlinge mit Blut bestreichen, damit man diese für die Mörder halte, da erwiedert Macbeth:

Ich geh' nicht wieder hin.
Mir graut vor dem Gedanken, was ich that.
Geh' du, ich wag' es nicht.

Ist dies der unmittelbare, natürliche Ausdruck der Furcht? Gewiß nicht. Aber es ist auch nicht die Furcht, was in diesem Augenblick aus Macbeth spricht, sondern der Wunsch, seiner Gemahlin einen Grund anzugeben, weshalb er in das Gemach des Königs nicht zurückgehn will. Wer zu uns sagt:

„ich bin höchst aufgebracht, oder höchst verliebt, und darum handl' ich so," der spricht nicht die Sprache der Liebe oder des Zorns, sondern des Verlangens, uns für sein Verfahren einen Grund anzugeben. Wir glauben ihm, weil wir an seiner Wahrhaftigkeit nicht zweifeln, und weil sein Betragen diesen Worten nicht widerspricht; aber die Worte: „ich bin aufgebracht," oder „ich bin verliebt," drücken an und für sich, unabhängig von dem Ton der Stimme, der Blicke oder Gebärden, weder Liebe noch Zorn aus." —

So wie nun der Dramatiker die Leidenschaften nicht blos beschreiben, sondern lebendig darstellen soll, so muß er auch alles Uebrige dramatisch gestalten. Was seine Personen vorbringen, muß den Schein haben, als komme es unmittelbar aus ihrem Innern; sonst sagen wir von ihnen, daß sie wie ein Buch sprechen, und es ist nur der Verfasser des Stücks, den wir durch alle die verschiednen Stimmen vernehmen, er hätte besser gethan, das, was er vorbringen zu müssen glaubte, nicht in die blos äußerliche Form des Dramas zu kleiden, sondern in einer förmlichen Abhandlung aus einander zu setzen. Ein solches Stück, das irgend einen allgemeinen Satz auf der Bühne oder in einem sogenannten Gedichte anschaulich machen will, wird immer bei allen leidenschaftlichen und affectvollen Scenen, die es enthalten mag, den Zuschauer nur momentweise ergreifen, im Ganzen aber kalt lassen und nicht befriedigen. Das Drama soll uns ein Bild des Lebens in aller Frische der Gegenwart, es soll uns den Menschen in seiner höchsten Thätigkeit, handelnd (Drama heißt Handlung), vor Augen stellen; wir sollen in den Figuren, welche vorgeführt werden, Individuen anzuschauen glauben, wenn gleich von höherer Art, als die tägliche Wirklichkeit sie zu zeigen pflegt. Wie können wir aber an die Lebendigkeit solcher Personen glauben, die unverkennbar nichts, als bloße Begriffe sind, und welchen allein der Name zu einer Persönlichkeit verhelfen soll, oder die, wenn sie auch nicht von allem Schein des Lebens entblößt sind, doch wie Marionetten von dem Poeten sichtbarlich gelenkt werden, damit sich am Schluß irgend ein Resultat ergebe.

Dadurch wird auch nichts gebessert, daß ein solcher didaktischer Poet einen paradoxen Satz, einen höchst seltsamen Fall zu seinem Thema wählt. Denn wird auch durch eine solche Seltsamkeit die Erwartung sehr gespannt, so sind doch immer weitläufige Erörterungen und umständliche Raisonnements nicht zu vermeiden, und nichts ist auf der Bühne weniger an seiner Stelle als dergleichen Erwägungen des Pro und Contra. Eine solche förmliche Disputation enthält der erste Act des Trauerspiels: die Fürsten Chawansky, und sie füllt fast allein ihn aus, so daß man sich nichts Verfehlteres und Langweiligeres denken mag als diese Exposition. Noch schlimmer aber ist es, wenn es sich nicht verkennen läßt, wie der Poet den seltsamen Fall, welchen er durch sein Drama gleichsam ins Leben rufen wollte, nicht einmal gehörig zur Anschauung zu bringen vermochte, wie sich seine halbbelebten Personen um ein Hirngespinst, um ein wahres Nichts abmartern, und wie am Ende etwas ganz anders zum Vorschein kommt, als das, was dem Drama zum Thema dienen sollte. Dann hat der Didaktiker nicht nur kein recht dramatisches Werk hervorgebracht, sondern ein leeres Unding, das die Erwartung nur hoch spannte, um sie aufs ärgste zu täuschen. Auf diese Weise verhält es sich unter andern mit den neuesten sogenannten Trauerspielen von Raupach. In den Fürsten Chawansky ist so wenig als in der Erdennacht und in den Gefesselten ein wahres dramatisches Leben; in ihnen läuft alles auf einen halb wahren Satz, auf einen seltsamen Fall hinaus, und dieser dramatisirende Fallsetzer (Casuist) weiß nicht einmal seine Fälle klar hinzustellen und noch weniger sie aufzulösen. Es herrscht vielmehr eine Verwirrung in seinen Begriffen und Ansichten, daß es in der That schwer zu begreifen ist, wie er nur dazu kommt, sich solche schwierige Fälle, wie sie eine müssige Casuistik zur bloßen Uebung des Scharfsinnes aufstellt, zur Lösung aufzugeben. Er hat zwar gegen diesen Vorwurf der Casuisterei protestirt, aber nichts Triftiges dawider angeführt, und schon die Wahl seiner gekünstelten Titel, wie die Erdennacht und die Gefesselten, deuten klar genug auf seine Absicht hin, vornehmlich durch hochgespannte Erwartung überaus seltsamer Dinge Leser und Zuschauer zu gewinnen. Diese Absicht wird auch erreicht, aber nicht länger hält dies halberzwungne Interesse vor, als bis zu dem Moment, wo einem Jeden die Einsicht kommt, daß er sich durch ein nichtiges Irrlicht hat täuschen lassen. Die Helden dieses Dichters, welchen Kotzebue Schillern (!) zum Verwechseln ähnlich fand, sind sammt und sonders thörichte Narren oder närrische Thoren, die nicht wissen, was sie wollen, und sich vollkommen für eine Posse eignen. Man würde ihnen viel zu viel Ehre beweisen, wenn man sie etwa mit dem Don Quixote vergleichen wollte; denn in diesem Ritter von der traurigen Gestalt liegt doch immer eine höchst achtungswerthe Willenskraft, ein Sinn für das Höchste, weshalb auch seine Narr- und Thorheiten, als ein Ganzes zusammengefaßt, nicht rein komisch wirken, sondern einen Eindruck machen, den man tragisch nennen kann — eine Bemerkung, die schon Herder gemacht hat.

Die auffallende Verworrenheit dieses Poeten findet sich auch wieder neuerdings in den von ihm herausgegebenen „erzählenden Dichtungen," so daß man auf die Vermuthung gerathen muß, er gehe ohne vorgängigen Plan an seine Arbeiten und dichte, wie die Niedersachsen sagen, auf Abenteuer, d. h. aufs Geradewohl. Der Ceremonienmeister unserer Literatur, der jedes neue Erzeugniß dem werthen Publicum mit irgend einer schmeichlerischen Empfehlungsfloskel vorzuführen gewohnt ist, hat nicht ermangelt, auch diesen Erzählungen ein vermeintliches Lob mitzugeben, indem er versichert, sie seyen von einer südlichen Glut durchdrungen. Der Unbefangene wird von einer solchen Glut, die dem Deutschen überhaupt nicht natürlich ist, nichts verspüren, und durch seinen Lobspruch nur an einen südlichen Sonnenstich erinnert werden, der bekanntlich doppelt gefährlich ist.

Selbst Lessing ist es nicht gelungen, in seinem Nathan das absichtlich Lehrende unter der dramatischen Form so zu verbergen, daß man sich für seine Personen, als solche, allein interessire. Die Absicht, seine Ueberzeugung von dem wahren Wesen aller Religionen mitzutheilen, blickt durch das Ganze überall durch, so trefflich auch die Begebenheiten und Charaktere erfunden und zu einem Ganzen verknüpft sind. Und nicht etwa der hohe Ernst des Themas ist Ursach, daß dieses Schauspiel nur selten und wie eine Seltenheit nur von Zeit zu Zeit gegeben wird, sondern der Umstand, daß es überhaupt ein Thema, einen bestimmt ausgesprochenen Satz hat, der durchgeführt und dargethan werden soll. Dazu kommt nun noch, daß die Ansicht und Ueberzeugung Vieler mit diesem als eine hohe Wahrheit aufgestellten Satze nicht übereinstimmt, und namentlich die Ueberzeugung derjenigen nicht, welche in den Aussprüchen und Lehren Christi keine Verneinung aller positiven Religionen und keine Hindeutung auf die Religion aller Religionen finden, sondern aber eine neue, positive Religion, zunächst im Gegensatz gegen das mosaische Gesetz. So wird selbst Franz Horn, wenn er in seiner Schrift über die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen auf den Nathan zu sprechen kommt, ganz unfreundlich und spöttelt mit vieler Bitterkeit über das Liebäugeln Lessings mit dem Judenthum. Durch solche entgegengesetzte

Ansichten wird nun der Genuß dieses so ausgezeichneten Schauspiels als eines Kunstwerks vollends geschmälert oder vielmehr ganz zerstört. —

Es läßt sich das Dramatische als ein Erzeugniß betrachten, das aus der innigsten Vereinigung des Epischen und Lyrischen hervorgegangen ist. Dennoch ist es da nicht anzutreffen, wo die beiden Elemente, aus welchem es besteht, abgesondert hervortreten, was bei nicht vorzüglichen Dramatikern nur zu häufig Statt findet. Bei diesen herrscht bald das Erzählende, bald das Ergießen der Empfindung vor, so daß im ersten Fall ihre Dramen eigentlich Erzählungen sind, welche nur von verschiedenen Personen vorgetragen und mit ihren Empfindungen begleitet werden. Als ein auffallendes Beispiel kann Houwald's Leuchtthurm dienen. Hier ist die Sprache nur in wenigen Momenten recht dramatisch, und das Vorherrschen der Erzählung wird nur dadurch einigermaßen verdeckt, daß die Unterredner ihre geschichtlichen Mittheilungen in sehr anmuthige Bilder und Gleichnisse kleiden, und zugleich ihre Empfindungen über das Mitgetheilte laut werden lassen. Daher ist auch in manchen Scenen kein eigentliches Fortschreiten zu bemerken, so daß sie, dramatisch betrachtet, füglich wegbleiben könnten. — Auch in dem Trauerspiele: das Bild, ist nur in den wenigen Scenen, welche den eigentlichen Kern des Stücks bilden, in den Hauptscenen nämlich, die das Liebesverhältniß des Malers zur Tochter des Marchese zum Gegenstand haben, einiges dramatisches Leben zu verspüren, und es geht auch in diesem Drama fast immer das Lyrische neben dem Epischen hin. Wie der so zart und weich empfindende Dichter, dem wohl Niemand eine ungemeine Anmuth in seinen Darstellungen absprechen wird, sich hat können verleiten lassen, dem diesem Drama zum Grunde liegenden Stoffe eine tragische Katastrophe zu geben, ist nicht leicht einzusehen. Seine Eigenthümlichkeit zieht ihn sicherlich nicht zum Tragischen hin, und überdies bietet sich jener Stoff ganz natürlich zu einer rührend erhabenen Behandlung mit glücklichem Ausgang dar. Wie sehr dieser liebenswürdige Dichter sein Talent verkennt, wenn er sich in das Tragische wagt, wird auch durch die Verirrungen klar, in welche er in seinen Trauerspielen, hinsichtlich des Sittlichen, geräth. Vermöge seiner empfindsamen Natur muß ihm der strenge Ernst, welchen die Tragödie fordert, als Härte erscheinen, und damit nun sein weiches Gefühl nicht verletzt werde, gibt er einer Nachsicht und Milde Raum, bei welcher die Sittlichkeit nicht nur gefährdet, sondern wirklich zu Grunde gerichtet wird. Man erinnere sich nur der ganz untragischen, weichlich milden Art, womit im Leuchtthurm der so höchst gefährliche Verbrecher am Schlusse von aller Schuld frei gesprochen wird, für die Zerknirschung, die er über seine Sünden an den Tag legt. Am Ende läuft alles auf den Gemeinsatz hinaus: „Wir sind alle arme Sünder!“ — Aber auch dann, wenn dieser Dichter sich in einer ihm gemäßeren Sphäre bewegt, gibt er seinem Hange zum Rührenden zu viel nach. So wird in dem Schauspiele Fluch und Segen die Wahrheit öfters verletzt, und auf ihre Kosten das weichlich Rührende, das an sich schon krankhafter Art ist, herbeigeführt. Und gleichwohl hat dieses Schauspiel ungemeinen Beifall gefunden und ist von einigen correspondirenden Theaterkritikern wie ein Meisterstück gepriesen worden, zu dessen wahrer Würdigung die Sprache nicht reich genug an erschöpfenden Ausdrücken sey. Dies zeigt unverkennbar, welch eine überwiegende Vorliebe die Deutschen für das Rührende haben, und wie der großen Mehrheit es ganz gleich gilt, auf welche Weise dieser materielle Hang befriedigt werde. Die vielen Liebhaber des weichlich Rührenden sollten nur in dem Augenblick, wo die Rührung sich ihrer zu bemächtigen anfängt, sich selber beobachten, sie würden dann finden, wie materiell, wie sinnlich die Einwirkung ist, die sie erfahren, und wie eben dieses sinnlich Ueberwältigende alle Besonnenheit und Geistesfreiheit aufhebt, so daß sie wie willenlose Werkzeuge dem sclavisch gehorchen, der eine solche An- und Aufregung ihrer Gefühle beabsichtigt. Daß es sehr leicht sey, zu rühren, folgt unmittelbar aus der Materialität solcher Empfindungsweise, und ein großer Dichter hat sehr Recht, wenn er sagt, daß einem jedem Stümper es gegeben sey, ein menschliches Herz zu rühren.

An Dramen, in welchen das lyrische Element vorherrscht, ist auch kein Mangel. Gewöhnlich haben sie einen nicht untragischen Stoff; aber da die Empfindung vorwaltet, so kommt es zu keinem recht dramatischen Leben; die Gestalten verschwimmen gleichsam in dem Schwall von lyrischen Ergießungen und lösen sich in schimmernde Nebelgebilde auf. Das Epische, was übrig bleibt, wird, um es dem Lyrischen anzuähnlichen, mit rhetorischem Pathos ausstaffirt, und so entsteht dann ein Trauerspiel, das vom Dramatischen nichts hat, als die äußern Formen der Personen, der Scenen und Acte. Körners Tragödien gehören fast in aller Hinsicht zu dieser Art von lyrisch-rhetorischen Undramen, und ganz insbesondre seine Rosamunde. Es ist nicht zu verkennen, daß diese verfehlten Trauerspiele, so wie eine Menge ähnlicher, nichts weiter als matte Nachklänge von Schiller's Werken sind, und wie ihre meist jugendlichen Verfasser eben nur von dem, was man an dessen frühren Tragödien aussetzen kann, besonders getroffen und zur Nachahmung gereizt wurden. Wenn aber auch dieser außerordentliche Dichter hin und wieder in seinen tragischen Dramen dem Lyrischen zu viel einräumte, vornämlich in seinem Don Carlos, so bleibt doch seine geniale Kraft und sein entschieden dramatisches Talent stark genug, um solche Ausschweifungen vergessen zu machen. Gleichwohl ist er oft und bitter getadelt worden. Die Kritiker sollten sich aber, um nicht ungerecht und lächerlich zu werden, wohl hüten, mit ihrem Tadel großer Dichter sich wichtig machen zu wollen. Das wahre Genie tritt in der Jugend mit einer Gewalt auf, die, gleich einem Waldstrom, Felsenstücken, als wären es Kiesel, mit sich fortreißt. Wer nun verlangt, es solle sanft und eben dahin fließen, wie ein Wiesenbach, der verlangt, daß Schwarzes zugleich weiß sey. Vermöge dieser ihm zugetheilten Macht haucht der wahre Dichter seinen Schöpfungen ein Leben ein, das bei aller Mangelhaftigkeit, so man bei näherer Prüfung im Einzelnen daran entdecken mag, bewundernde Anerkennung erzwingt und selbst Fehler nachzusehen gebietet. Wie viel ist nicht erst noch neuerlich in einer Kritik von Franz Horn's freundlichen Schriften für freundliche Leser, wider Schiller's Karl Moor geeifert worden! In diesem Charakter wird keck behauptet, sey keine wahre Stärke, nichts als Scheinkraft, alles blos krampfhafte Anstrengung. Und gleichwohl wird Jeder, der nicht, wie ein solcher anmaßlicher Kritiker, sich an Einzelheiten hält, sondern den Charakter in seiner Ganzheit auffaßt, immer mit Bewunderung und Staunen erfüllt werden von der außerordentlichen Kraft und Originalität, die fast aus allen seinen Zügen spricht. Dichter verstehen die Dichter besser, als die gewöhnlichen Kritiker. So nennt Tieck den Karl Moor „das titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination.“ —

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zur Kritik Shakspeare's.

Selbst einige sehr ausgezeichnete Dichter Deutschlands und Englands können es nicht lassen, wenn sie einen anziehenden und bedeutenden Charakter erfunden und dargestellt

Digitized by Google

haben, ihn in der nächsten Ostermesse in andrer Gestalt und andern Kleide wieder zu bringen. Der Belege für diese Bemerkung gibt es so viele, daß wir uns die Ausführung eines einzelnen erlassen können; doch werde hier im Fluge auf Walter Scott und Lord Byron hingewiesen. Nur Shakspeare hat sich in seinen Charakteren nie wiederholt; er gibt Einen Hamlet, Einen Lear, Einen Brutus, Einen Coriolan, Einen Othello u. s. w. und kommt dann nie wieder mit ihnen zurück. Diese höchst einfache, aber überaus erfreuliche Bemerkung ist, wie ich höre, vor kurzem auch in einem englischen Journale zu lesen gewesen, aber es ist dennoch auch damit noch lange nicht abgethan, sondern es gibt noch etwas Größeres von Shakspeare zu erzählen: Er hat sich auch niemals in der Darstellung der heiligsten Gemüths- und Lebensverhältnisse wiederholt. — Die musikalischste Empfindung ist Mutterliebe und das Rührendste der tiefe, echte Mutterschmerz. Wir haben davon in deutschen Dramen und Romanen wenigstens tausend Gemälde; aber genügt eines derselben ganz? Ich weiß es nicht. Shakspeare gab ein Einziges, — Constanze im König Johann, und ich denke es genüge für alle Zeit. Warum aber nur ein Einziges? Weil das Allerheiligste auch am allerseltensten berührt seyn will.

Ferner: Durch viele deutsche Romane und Schauspiele laufen und seufzen hindurch seltsame, wunderliche, altklug-naive, auf Interessantheit ausgehende, zarte Halbjünglinge oder Halbjungfrauen, schreckliche Mischungen vom phantastisch schmutzigen Cherubim und der schwanenweißen, tiefen Mignon; auch Kinder in Menge ächzen durch mehrere Acte hindurch, und wollen von uns Mitleidsthränen haben. — Shakspeare hat in allen seinen Werken nur ein einziges Mal unsre ganze Theilnahme und Rührung auf einen Knaben hingeleitet; aber welch' ein Knabe! Kann ich ihn besser schildern als wenn ich ihn blos nenne: Arthur?

Vielleicht sagen Einige, das sey zwar schön, doch wohl nur Zufall und in andern Dramen des Dichters habe es sich nicht gepaßt. Freilich paßt es sich nicht, aber anpassen können hätte er mit leichter Mühe noch ein Paar solche Arthurs; doch weil er ein Dichter war, und zwar ein tiefsinniger, keuscher Dichter, dem Kinder heilig sind, paßte er sie nicht an. In jener Polemik gegen die Kinderkomödien im Gespräche Hamlets mit den Schauspielern liegt ein tieferer Sinn, als bisher zur Sprache gekommen ist. Wollt ihr jene Polemik ein hors d'oeuvre nennen? Selbst wenn man das einräumte, möchte ich doch jenen Theil des Gesprächs nicht missen, da die Gesinnung des Dichters sich in demselben so erfreulich ausspricht.

Ferner: Die blühende, das ganze Gemüth ausfüllende, flammende Jugendliebe hat Shakspeare nur ein Mal und zwar bis an die äußerste Grenze des Schönen geführt, in Romeo und Julie; diese beiden hätten von ihrem unendlichen Reichthum noch hundert Liebespaaren abgeben können, ohne arm zu werden, aber die ganze Farbe ihrer Liebe hat der Dichter nur ihnen geliehen, und sie ist späterhin nie wieder vorgekommen. Warum? wird, hoffe ich, Niemand fragen.

Ferner der heiligste Frauenschmerz im Schauspiel: Cymbeline. Ich behalte mir vor, über diesen — man darf es kühn sagen, — vollendetsten weiblichen Charakter (Imogen) ein mal ausführlich zu reden, wobei wir die unendliche Macht tugendhafter Anmuth werden zu betrachten haben; eine Macht, die sich auch unter den aller widerwärtigsten Umgebungen und selbst bei der äußersten Reiseermattung und Hunger anspruchslos kindlich siegend zu erkennen gibt. Hier werde, wie gedacht, nur des höchsten Frauenschmerzes erwähnt, der sich im Verhältniß Imogens zu Posthumus zeigt. Auch diesen hat der Dichter nur ein Mal geschildert, wohl erwägend, daß so Trübes nicht immer in Milde getaucht werden kann. Man könnte vielleicht sagen, in „Ende gut, alles gut," sey Aehnliches; allein die Verschiedenheit zwischen Helena und Imogen ist wahrlich unendlich groß. Helena ist liebenswürdig und zwar in so hohem Grade, daß ihr dadurch fast ein Wunder gelingt, indem wir ihr verzeihen, daß sie sich um Bertram selbst bewirbt, ja wir verzeihen es ihr nicht blos, sondern nehmen den innigsten Antheil an ihrer edeln, aber unerwiederten Leidenschaft. Wir werden uns alle dem harten Bertram abgeneigt fühlen, aber wir würden höchst ungerecht seyn, wenn wir ihm nicht die Freiheit zugeständen, ein Mädchen, selbst das liebenswürdigste, als Gattin abzulehnen, da er sie nun einmal nicht selbst gewählt hat. Helenas Leiden sind deshalb von ganz andrer Art, als Imogens Schmerzen im Verhältnisse zu dem liebendsten und geliebtesten Gatten.

Auch die Krankheit — man verstatte mir die unmaßgebliche Ansicht — kann etwas Heiliges haben, und soll deshalb nur höchst selten geschildert werden. Ich finde dieselbe in diesem Sinne nur zwei Mal bei dem Dichter. Zuerst den liebenswürdigen Kranken, den bejahrten König von Frankreich in Ende gut, alles gut. Hier ist alles mild und zart gehalten. Der treffliche Mann liebt das Leben, und scheut den Tod nicht. Er thut alles, um sich zu erhalten, aber er wagt kaum mehr, zu hoffen. Er nimmt Abschied von dem Leben, wie man etwa von einem liebenswürdigen Freund scheidet, wenn ein großartig erhabener, geheimnißvoller König uns ruft. Aber die ganzen Schauder der Krankheit, und zwar der durch das Verbrechen eines Dritten erzeugten, sehen wir geschildert im König Johann. Durch das Verbrechen eines Dritten, sage ich, doch nur insoweit, als es das von Johann selbst begangne rächt. Er hatte die schuldlos reinen Kinderaugen mit glühendem Eisen ausbrennen lassen wollen, darum sollen wir ihn jetzt in den Flammen der Krankheit sehen; nur zwei Minuten etwa, aber sie sind völlig hinreichend, um uns in seinen Qualen das ganze Bild irdischer Verdammniß blicken zu lassen. Da ist keiner, der sich des Verlassenen, Ausgestoßenen erbarmen kann, keiner, der den Winter kommen heißen will, die eisige Hand ihm „in den Leib zu stecken;" keiner, der die Ströme seines Reiches leiten kann in den verbrannten Busen; keiner, der den Nord bewegt, daß er seine scharfen Winde ihm die gesprungnen Lippen küssen lasse, und ihn mit Kälte labe. Wenig ja nur bittet er, nur kalten Trost, doch niemand hat ihn, wie er ihn verlangt; denn in ihm ist eine Hölle und das Gift ist da eingesperrt, wie ein böser Feind, um rettungslos verdammtes Blut zu quälen. — Wie gesagt, so eine Schilderung hat Shakspeare nur ein Mal; denn er geht ja nicht darauf aus, seine Kraft zu zeigen, sondern zeigt sie nur da, wo es nöthig ist. Bei dem sterbenden Gaunt in Richard dem zweiten ist gewissermaßen von gar keiner Krankheit die Rede, sondern lediglich vom Strafamt und Seherkraft. Der Mann ist längst über alle körperliche Leiden hinweg, und es soll niemandem einfallen, — so will und erreicht es der Dichter — nach seiner Krankheit zu fragen.

Ich kann mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auch noch an Robert Guiscard unsers Heinrichs von Kleist zu erinnern. Der Gedanke, eine durch großartige Menschenliebe empfangene und durch großartige Kraftanstrengung verhehlte Krankheit zum Mittelpuncte einer Tragödie zu machen, ist so bedeutend und im schönsten Sinne des Worts tragisch rührend, daß wir die Nichtvollendung des Stücks innig bedauern müssen; aber auch das übrig gebliebne Fragment ist schon so reich und trefflich, daß wir dadurch Veranlassung finden zu neuen gerechten Klagen über die dunkle Stunde, die den reichbegabten Dichter in der Blüthe seiner Kraft aus unsrer Mitte riß.

94.

# Literarisches Conversations-Blatt.

**Nr. 178.**

4. August 1823.


**F. Weinbrenner, Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude. Erstes Heft, mit 9 Steindrucktafeln. Carlsruhe und Baden. Marx, 1822. fol. max.**

Nicht nur für den Baumeister, sondern für jeden Gebildeten ist es ein lehrreicher Genuß, die wenigen, auf uns gekommnen Beschreibungen der Classiker von Bauwerken der Griechen und Römer in deutlichen Zeichnungen neuerer Meister entworfen zu sehen. Dergleichen Versuche sind nichts weniger, als leicht, und erfordern eben so viel Einsicht in das Innere der Lebens- und Denkweise und die Baukunst der Alten selbst, als kritischen Scharfsinn für die meist, nur höchst ungenügenden Beschreibungen der alten Dichter und Historiker, und vertraute Bekanntschaft mit allem, was Größe, Schönheit, Anmuth, Pracht und Zweckmäßigkeit in architektonischen Dingen betrifft. Der Architekt im Sinn der Alten muß das zierliche Gefäß mit derselben Sorgfalt und Kunstfertigkeit anzugeben verstehen, mit welcher er die bedeutendsten und großartigsten Ornamente für Tempel und Palläste zu erfinden und anzuordnen wissen muß. — Je schwieriger und seltner nun dergleichen Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude sind, um mit so größerm Danke mögen sie von den Freunden und Verehrern der Herrlichkeit der Kunst der Alten aufgenommen werden.

Das literarische Conversationsblatt hält es um so mehr für seine Pflicht, zum Studium solcher Werke, wie das vorliegende, einzuladen, da solches nicht nur das Verständniß des großartigen Lebens der Alten erleichtert, sondern auch auf die erfreulichste Weise den Sinn bildet für Schönheit der Formen und Verhältnisse und für die Kunst der Verzierung, wodurch auch der weniger Begüterte in Stand gesetzt wird, seine Umgebung heiter und wohlgefällig anzuordnen, das Gemeine zu verschönern und dem Alltäglichen die Grazie der Neuheit zu geben.

Das Werk, von welchem der berühmte Verfasser hier das erste Heft übergibt, ist „unter dem heitern Himmel Italiens entstanden und eine Frucht seiner Bestrebungen, den Geist der Alten in ihren, wenn auch meist zerstörten Kunstbildungen wieder zu erkennen und anschaulich zu machen.“ — Sind es auch nur Ideen, so dürfen sie doch als fruchtbare Studien zur Ausübung der Baukunst betrachtet werden; denn auch hier, wie überall, wo Gutes und Vollendetes erzeugt werden soll, kommt es darauf an, das Trefflichste seiner Art als Muster vor Augen zu haben und ganz begreifen zu lernen.

Wir erhalten hier: I. Pläne des schönen Saals, nach der Lobrede Lucians, welche letztre nach Wieland's Uebersetzung (Lucians sämmtliche Werke VI. 318) hier ganz mitgetheilt wird. II. Entwurf von dem Bade des Hippias, ebenfalls nach Lucians Beschreibung (Sämmtl. Werke, übers. von Wieland IV. 438). III. Restauration des sogenannten altrömischen Bades zu Badenweiler, in der obern Markgrafschaft, sechs Stunden oberhalb Freiburg, dessen Ruinen 1784 entdeckt und bald nachher durch Gmelin's Kupferstiche bekannt gemacht wurden. — Die Zusammenstellung jenes Entwurfs vom Lucianischen Bade mit der Restauration der badenweilerschen Ruinen ist um so zweckmäßiger und lehrreicher, als jener durch diese erläutert und befriedigend erklärt wird. Der Verf. bescheidet sich gern, daß die Gebäude selbst um Vieles anders gewesen seyn mögen, als er sie hier nach Beschreibungen und Ruinen dargestellt hat: „aber es kann nur Gewinn für die Kunst selbst seyn, wenn die Bestrebungen mehrerer Künstler, von verschiednen Wegen aus, auf Einem Puncte zusammentreffen.“

Den Rednersaal Lucians hat sich der Verf. in Gestalt eines Prostylos gedacht, und ihm, aus akustischen Gründen, ein Verhältniß der Länge und Breite im Lichten, wie 7 zu 5, gegeben. Den Giebel verziert er bedeutsam mit der bekannten Apotheose Homers, welche sich trefflich dem Giebelraume anpassen läßt, ohne zu seltsam-erzwungnen Figuren Anlaß zu geben. — Ueber die Anordnung der einzelnen Glieder der Säulen und Gebälke u. s. w. können wir bei der Unzulänglichkeit der Zeichnungen nach so geringem Maßstabe nicht urtheilen; nur wollen wir doch bemerken, daß die Deckenverzierung uns zu schwer erscheint und nicht der Zierlichkeit in Lucians Beschreibung entsprechend.

Ein schwierigeres Unternehmen war die Construction vom Bade des Hippias nach Lucians Beschreibung. — Wenn uns die alten Autoren versichern, daß in jedem der neun größten Bäder des alten Roms täglich mehr, als 6000 Menschen baden konnten, so können wir uns

Digitized by Google

daraus den ungeheuern Umfang dieser öffentlichen Gebäude denken. — Die Entwürfe unsers Meisters entsprechen, besonders im Grundrisse, überall dem großen Geiste der Alten und ihrer Kunst in geistreicher Anordnung und zierlichen Verhältnissen. Das Aeußere des griechischen Bauwerks selbst möchte jedoch wohl durch bedeutendere und reichere Ornamente das Bad des genuß- und prachtlustigen Hippias näher und deutlicher charakterisirt haben, als es in den vorliegenden Aufrissen der Fall ist.

Mit großem und glücklichem Scharfsinn ist aus den badenweiler Ruinen der vortreffliche Grundplan des ehemaligen dortigen römischen Bades nach griechischer Art und Kunst entworfen worden, welcher fast nichts zu wünschen übrig läßt und Sinn und Auge auf das Schönste befriedigt durch seine mannichfaltigen, gefälligen und höchst geistreich unter einander verbundnen Formen und Verhältnisse. Sehr sinnreich sind die verschiedenen Constructionen in den Durchschnitten angegeben, während jedoch die vier Dachgiebel über den drei Giebelfeldern der Hauptansicht dem Geiste griechischer Anordnung weniger entsprechen dürften. — Mit Verlangen werden alle Freunde der schönen Baukunst der Fortsetzung dieser Hefte unsers vortrefflichen Architekten entgegensehen; vielleicht, daß darin auch wohl Einiges vom Pallaste des Odysseus, oder vom Homerischen Pallaste überhaupt mitgetheilt wird, da sich der Verf., wie wir wissen, damit vorlängst vielfältig beschäftigt hat, der Hülfe des deutschen Uebersetzers des Mäoniden sich erfreuend.

Die Steindrucktafeln in unserm Exemplare sind musterhaft, rein, scharf, zart und deutlich in allen Linien. Das Format des nicht eben bedeutenden Textes, ist gegen die ungleich wichtigern Zeichnungen in auffallendem Mißverhältniß, und erinnert unwillkürlich an die hoch überragenden, von dem Gewicht ihres Inhalts nicht gebeugten Aehren. Warum ward nicht lieber den trefflichen Zeichnungen der Aufwand, welcher am Texte unnütz verschwendet worden?

Von demselben Verfasser erschien gleichzeitig mit dem Vorigen und in gleichen Formaten:

„Ausgeführte und projectirte Gebäude. 1stes Heft. Stadt-, Land- und Gartengebäude Ihrer Hoheit der Frau Markgräfin Christiane Louise von Baden. Carlsruhe und Baden 1823," mit 7 Steindrucktafeln. Auch diese Zeichnungen wird der Freund der schönen Baukunst lehrreich, unterhaltend und anziehend finden, durch manche Eigenthümlichkeiten der Anordnung, des Styls und durch den edeln Sinn, welcher der ganzen Anlage des Gartens und Schlosses zu Carlsruhe zum Grunde liegt. Der Bauherr, welcher nicht blos nachmacht, wird hier manches Erfreuliche zu besonnener Anwendung auszuwählen wissen. Die Steindrucktafeln kommen aber denen der vorigen Sammlung an Zartheit und Vollendung der Linien keineswegs gleich.

Wie könnten wir aber, da wir einmal dieser neusten Bauwerke gedenken, das ebenfalls erst kürzlich erschienene Werk des Hrn. Prof. Büsching unerwähnt lassen, welches gewiß schon in den Händen aller Freunde und Verehrer unsrer altvaterländischen Baukunst ist, und ein Meisterwerk altdeutscher Art und Kunst betrifft:

„Das Schlos (sic) der deutschen Ritter zu Marienburg. Mit sieben Kupfertafeln. Berlin, Duncker und Humblot, 1823." 4.

Wer das unvergleichliche Prachtwerk von F. Frick: „Historische und architektonische Erläuterungen der Prospecte des Schlosses Marienburg in Preußen," Berlin 1802. 4. mit den dazu gehörigen 19 Kupfertafeln in Imperial-Folio besitzt, kann des Büschingschen Werkes nicht entbehren, und wird dem Verf. desselben dafür den lebhaftesten Dank zollen. Durch die sieben sauber ausgeführten Kupfertafeln (ein Aufriß, ein Grundplan und fünf Grundrisse von dem Theile des Mittelschlosses, in welchem die prächtige Wohnung des Hochmeisters war) werden die Frickschen Grundrisse vielfach berichtigt und alles genauer und sorgfältiger im Einzelnen dargestellt. — Wir vereinigen unsre Wünsche mit denen des Hrn. Prof. Büsching, daß Hr. Prof. Breysig zu Danzig doch ja nicht säumen möge, die von ihm mit seiner rühmlich bekannten Genauigkeit und Sorgfalt angefertigten Zeichnungen von der goldnen Pforte und andern Einzelnheiten des herrlichen Schlosses durch saubre und den Frickschen Blättern entsprechende Kupfertafeln bekannt zu machen, und daß er sich mit Meister Frick zu Ergänzungsheften verbinden möge, um so die anschauliche Kenntniß jenes unübertroffnen Burgenbaues aus dem 13ten Jahrhunderte, welcher als Mustertypus jenes Baustücks gelten darf, zu vollenden.

Frick sagt am Ende seiner „Fragmente einer Geschichte des Schlosses Marienburg" S. 56: „Dies sind die Schicksale eines Bauwerkes gewesen, welches mehrere Jahrhunderte hindurch einen stolzen Zeugen von der Macht und Prachtliebe seiner Erbauer abgab, das durch seine felsengleiche Festigkeit noch auf lange Zeit den Verwüstungen ihres Zahns getrotzt haben würde, das aber auch mit dem Verluste seiner ersten und glänzendsten Bestimmung allmälig seiner äußern und innern Zierden beraubt und andern Zwecken untergeordnet wurde, die vielleicht seine gänzliche Zerstörung über kurz oder lang nach sich ziehen werden." — So schrieb Frick, voll gerechter Furcht, im Jahre 1802. — Dagegen gibt uns Büsching die höchst erfreuliche Nachricht von „der großen Sorgfalt, welche allenthalben in Marienburg angewendet wird," um Alles, so viel, als möglich, in seiner ursprünglichen Pracht wieder herzustellen, und Alles wieder gut zu machen, was Unkunde und Sorglosigkeit diesem Meisterwerke hat Gräuliches widerfahren lassen. Wir erfahren, daß die Zinnen, welche sonst die Mauern krönten und 1785 weggerissen wurden, jetzt wieder hergestellt; daß der schöne Brunnen, bis dahin, wie so viele unterirdische Theile, verschüttet, im Jahre 1818 wieder aufgeräumt worden; daß mit der möglichsten Sorgfalt untersucht wird, wie das Ganze, wie das Einzelne vormals war, um nichts Neues ein-

Digitized by Google

zumischen, sondern Alles in seiner alten Reinheit wieder herzustellen," was unbedingt bei dieser Erneuerung die größte Anerkennung und Belobung verdient; daß die Fenster des herrlichen Capitelsaales wieder in neuer Farbenpracht prangen werden; daß solche Pracht bereits den Fenstern des Versammlungsremters, der Capelle des Hochmeisters u. s. w. geworden ist, durch die in Marienburg selbst von Herrn Bauconducteur Gersdorf eingerichtete Glasmalerei. Wir vernehmen freudig: wie das kühn begonnene Werk der Erneuerung von unsers ritterlichen Königs Majestät und allen Gliedern seines königlichen Hauses, Graf York, von dem uralten Geschlechte der Dohnas, von den Dönhoffs, Tiedemanns, und von den wackern Stämmen der Bürger und Bauern des Landes, die nie zurücktreten, wo etwas Bedeutendes zu erreichen ist, freigebig und freudig unterstützt wird; daß auch die Geistlichen, die Gelehrten, die Kaufleute nicht fehlen, kurz, daß alle Stände von Einem Eifer für das große Unternehmen beseelt sind. — Dadurch ward es möglich, daß der Kronprinz von Preußen, als er 1822 Marienburg besuchte, am 20. Juni ein herrliches Fest im großen Remter geben konnte. Nach 360 Jahren gab zum ersten Male ein deutscher Fürst hier wieder Tafel. Ein Liedsprecher trat nach alter Sitte mit der Zither auf. Als die Anwesenden mit froher Begeisterung dem ritterlichen König und dem Königssohn das Lebehoch zugerufen, füllte der Kronprinz den Becher aufs neue und rief den Versammelten zu:

„Alles Große und Würdige erstehe, wie dieser Bau!" 67.

---

## Ueber das Dramatische.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Am häufigsten hat man an Schiller seine Neigung getadelt, Betrachtungen anzustellen, und Manche haben ihn deshalb einen Reflexionsdichter genannt, und ihn als solchen nur für einen halben Dichter wollen gelten lassen. Es mag seyn, daß hin und wieder Schiller sich dieser Neigung zu sehr überlassen hat; allein diese Vorliebe zu Reflexionen ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Deutschen, welche bei ihrer mehr monologischen, als geselligen Natur es lieben, diese nicht blos geistreich zu bezeichnen, wie die Franzosen, die deshalb eine neuerfundne Redensart über alles schätzen, sondern über das Wesen der Dinge und ihre Bedeutung zugleich ihre Ansicht auszusprechen. Jedes Volk hat solche besondre Vorneigungen, und da diese es eigentlich sind, was seinen eigentlichen Charakter ausmacht, so heißt es, diesen nicht anerkennen und bekämpfen, wenn man jene unbedingt tadelt und verwirft. Bei uns Deutschen thut es besonders Noth, auf das, was uns von andern Nationen unterscheidet, aufmerksam zu machen, weil wir unter andern auch das Eigne haben, uns jeglich Fremde aneignen zu wollen, und weil wir nicht so bald inne werden, welche eitle Mühe es ist, einem solchen Unähnlichen Fremde nachzustreben. Es kommt damit höchstens nur zu einem Unähnlichen und das endliche Resultat sind nichts, als leidige Nachahmungen.

In Hinsicht des Hanges der deutschen Dramatiker zum Reflectiven kann man die spanischen als das wahre Widerspiel ansehen. Bei ihnen kommen Betrachtungen nur selten und nur dann vor, wenn sie sich gleichsam aufdrängen, und sie sind in der Regel gewöhnlicher Art, wie man sie im Leben zu hören pflegt; philosophische Selbstgespräche, wie sie bei dem uns nahe verwandten Shakspeare und bei Göthe und Schiller nicht selten sind, wird man bei Calderon vergebens suchen. Ueberhaupt kommen bei ihm nur gleichsam als Ausnahmen Monologe vor. So finden sich z. B. in seinem Trauerspiele: der standhafte Prinz, nur ein Paar ganz kurze und unbedeutende Selbstgespräche, und der so ernste und nachdenkliche Held des Stücks unterredet sich nicht ein einziges Mal mit sich selbst.

Darum kann man aber keineswegs behaupten, daß die spanischen Dramatiker dramatischer wären; es findet vielmehr das Gegentheil Statt. Bei ihnen haben die breiten, mit phantastischen Bildern üppig ausgeschmückten Erzählungen, die lyrischen Ergießungen mit mehrern an einander gereiheten und am Schluß sinnreich zusammengefaßten Gleichnisse, ein auffallendes Uebergewicht, so, daß genau genommen, nur einzelne Momente recht dramatisch sich aussprechen, und eigentlich die theatralische Kunst es ist, auf welche sie sich mehr, als jede andre Nation verstehen, was ihren Dramen einen solchen Schein des dramatischen Lebens gibt, daß man die wahre Lebendigkeit des Dialogs nicht so sehr vermißt, als sonst der Fall seyn würde. Die künstlichen Reimformen, wie die Canzionen, die Redondilien, Sonetten, Stanzen u. s. w., die Assonanzen, die so sonderbar angebrachten Interjectionen, alle diese Eigenheiten vermehren nur noch das Undramatische und sie geben dem spanischen Drama ein so eigenthümliches, nationales Wesen, daß es uns nur durch Gewöhnung etwas minder fremdartig wird, und nie ganz zusagen kann. Ein deutscher Dichter, der alle diese Hispanismen nachzubilden sucht, unternimmt eine undankbare Mühe, ja gewissermaßen etwas Widersinniges; denn er will sich und seine Leser oder Zuschauer doch eigentlich in Spanier verwandeln. Bekanntlich haben es an dergleichen widersinnigen Versuchen einige Poeten nicht fehlen lassen, welchen die hispanische Art und Kunst höchst willkommen war, indem sie ihrem Hange zum Nebeln und Schwebeln zu schmeicheln schien; sie haben auch ihren gebührenden Lohn davon getragen und sind, nachdem sie manche bittere Verspottung erfahren, der Vergessenheit überliefert worden *).

Auf ähnliche Weise hat man versucht, die antike Tragödie in allen ihren eigenthümlichen Formen und in einer, der griechischen Dichtersprache nachgebildeten Diction nachzuahmen: aber gleichfalls ohne Erfolg. Unter andern hat dergleichen Versuche Apel aufgestellt in seinen Aetoliern und im Polyeidos. Das griechische Trauerspiel wird uns immer eben so fremd, ja noch fremder bleiben, als das spanische, das uns schon durch die neuere Denk- und Empfindungsweise weit näher steht, und eine genaue Nachahmung seiner Formen wird immer mehr oder weniger steif und leblos ausfallen und nicht selten einen halbkomischen Eindruck machen. Die gerühmte Einfachheit der Alten werden wir gar sehr in der künstlichen Diction vermissen, sobald sie dem griechischen Verse sehr nahe kommt; und es wird eine solche genaue Nachahmung unwillkürlich an jene treffende Parodie in Tieck's dramatischem Mährchen: Leben und Thaten des Helden Thomas, genannt Däumchen, erinnern, wo der höchst ergötzliche Hofrath Semmelziege, ein würdiger

---

*) Daß in den spanischen Stücken des Theatralischen weit mehr, als des echt Dramatischen anzutreffen ist, ergibt sich schon daraus, daß die Charakteristik der Personen meistens nur schwach und unbestimmt ist, und daß viele Dramen und Tragödien etwas Opernhaftes haben.

Digitized by Google

Repräsentant aller ästhetischen Gecken, unter andern sich also vernehmen läßt:

Wenn ich ihr (der Gattin) wohl von meiner ew'gen Liebe sprach,
Nahm sie der Bürste viel behaartes Brett zur Hand,
Von meinem Rock die Federn abzukehren still;
Zuweilen selbst, wenn aus dem Feld ich heimgekehrt,
Von Blumenschmelz und Frühlings-Pracht die Lipp' ertönt,
Heilsel'gen Wahns, daß nun ihr Aug' in Thränen schwimmt,
Faßt sie den schwanken Baumessproß der Haselgert,
Ausklopfend mir des Tuches rückumhülltes Blau.
Doch hätt' ich gern geduldet alles, außer Eins.
Daß, wo sie stand und wo sie ging, auswärts, im Haus,
Auch im Concert, wenn Tongewirr die Schöpfung schuf,
Begeisterungs-Drang in Jungfrau Arc die Fahne schwang,
Ja, lag als Sybille, hoch Kunstgebild, ein heh'res Weib,
Was schmerzvoll, mulier dolorosa, mit dem Mann,
Da zackelnd, haspelnd, heftig rauschend, nimmer still,
Ellenbogen fliegend, schlagend Seiten und Geripp,
Sie immerdar den Strickstrumpf eifrig handgehabt.

Selbst in Schiller's Braut von Messina, welche der antiken Tragödie doch ganz frei nachgebildet ist, findet sich manches Fremdartige, das leicht die ernste Stimmung des Hörers oder Lesers stören kann; vornehmlich in der Scene, wo Don Manuel seinem Chor ankündigt, er wolle Beatrice als Fürstin fürstlich in die Hofburg seiner Väter einführen, und hierauf ihnen befiehlt, ihn auf den Bazar zu begleiten, und dort die Gewande und den Schmuck für die Braut auszuwählen. Die lange, sehr ins Einzeln gehende Beschreibung des ganzen Anzuges, Stück für Stück, hat bei allem Glanze der Diction doch immer etwas Pomphaftes und Prunkendes, was dem deutschen Sinne nicht recht zusagt; ihm schienen dergleichen Aeußerlichkeiten nicht so vieler hochtönenden Worte werth zu seyn.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß, wenn gleich jedes Drama dramatisch seyn soll, darum das Epische, Lyrische und Rhetorische nicht unbedingt davon ausgeschlossen ist. Aller Erzählung kann kein Drama gänzlich entbehren; denn gar Manches muß des Verständnisses wegen berichtet werden, und Andres ist so beschaffen, daß es keine unmittelbare Darstellung zuläßt, sondern erzählt werden muß. Und ist nur eine solche Erzählung ganz zweckmäßig und als nothwendig angebracht, so nimmt sie von selbst einen dramatischen Charakter an und gibt dem Drama einen Reiz mehr, statt seine Kraft zu schwächen, oder die Form zu entstellen. Es finden Erzählungen, wie z. B. Wallenstein in der Scene enthält, wo der Thekla der tragische Untergang ihres Geliebten gemeldet wird, immer vorzüglichen Beifall, weil hier die Phantasie vorzüglich in Anspruch genommen und auf dramatische Weise aufgeregt wird, so daß diese blos in Gedanken angeschaute Begebenheit oder Handlung selbst stärkere Wirkung hervorbringt, als die sichtbare Darstellung thun würde.

Aehnlicherweise verhält es sich mit den lyrischen Scenen, wo das bis zur Begeisterung gesteigerte Gefühl sich gesangartig ausspricht, wie z. B. in der hinreißende Scene der Maria Stuart, wo sie, im Garten sich ergehend, in das schwärmerische Lob der Freiheit ausbricht. Diese Scene ist überdies, und so sollte es immer seyn, nicht blos eine schöne Einzelheit, sie steht mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden im innigsten Zusammenhange und wird dadurch ein nothwendiger Theil der Tragödie.

Auch rhetorische Stellen sind im Drama keineswegs zu verwerfen, sobald sie nur da stehen, wo sie hingehören. Wenn z. B. eine Person ihre Beredtsamkeit aufbietet, um einer andern ihre Ueberzeugung mitzutheilen und sie zur Theilnahme an einer Handlung zu bewegen, oder wenn es darauf ankommt, irgend Etwas preisend oder herabsetzend zu schildern und durch eine solche Schilderung einen Entschluß herbeizuführen.

Es ließe sich nun gegen das, was über das Wesen des Dramatischen gesagt ist, etwa Folgendes einwenden: „Der Werth dramatischer Werke beruht großentheils auf der unmittelbaren Darstellung der Gefühle und Leidenschaften. Wenn also ein dramatischer Dichter, der die Kunst versteht, schön zu beschreiben und zu erzählen, nicht im Stande ist, die Sprache der Leidenschaft zu reden, so wird er den einzigen Zweck seiner Kunst verfehlen und keinen Eindruck machen. Gleichwohl lesen und sehen wir viele Trauerspiele mit dem größten Beifall, welche, nach jenem Maßstabe beurtheilt, schlechthin zu verwerfen wären."

„Um diesem sehr scheinbaren Einwande zu begegnen, ist zu bemerken, daß das Mitgefühl, welches uns zu so lebhafter Theilnahme an dem Glück und Unglück Andrer bewegt und bei dramatischen Darstellungen so großen Genuß gewährt, nach einer wohlthätigen Einrichtung der Natur, überaus leicht zu erregen ist, so leicht, daß, wenn gewisse Verhältnisse und Umstände erfreulicher oder trauriger Art das Gemüth aus der gewöhnlichen Gleichgültigkeit ziehen und zur ungewöhnlichen Thätigkeit anreizen, der schwächste Anlaß oder Ausdruck hinreicht, unser Mitgefühl rege zu machen. Ueberdies tragen bei dramatischen Werken vielerlei Dinge dazu bei, das Gemüth empfänglich und reizbar zu stimmen, wie die schöne Diction, der harmonische Bau des Ganzen u. s. w. Werden nun auf solche Weise interessante Charaktere in sehr interessanten Situationen uns vorgeführt, so wird unsre Phantasie sogleich aufgeregt; wir stellen uns die Charaktere vor, welche der Dichter uns darstellen will, wir nehmen an ihren Schicksalen Theil und versetzen uns in ihre Empfindungen und Leidenschaften so lebhaft, als wären sie auf das Natürlichste ausgedrückt. So sympathisiren wir oft mit selbstgeschaffnen Wesen, indeß wir uns an den Schöpfungen des Dichters zu ergötzen glauben."

„Solchen Täuschungen sind besonders phantasiereiche Köpfe unterworfen, sobald nur die Dichtung erträglich und nicht völlig abgeschmackt ist. Und vorzüglich werden wir so getäuscht bei wirklichen Darstellungen auf der Bühne, wo die Veränderungen des Theaters, die Kleidung und die Action der Schauspieler den Eindruck noch um vieles verstärken."

„Aus dieser Wirksamkeit der Phantasie erklärt es sich auch, warum Männer von großem Scharfsinn und seltner Bildung des Geistes in ihren Urtheilen über Werke des Geschmacks oft miteinander und zuweilen mit sich selbst im Widerspruch stehen. Unsre Phantasie ist nicht immer gleich empfänglich gestimmt, so daß sie zuweilen einem mittelmäßigen Werke hohe Schönheiten leihet, und dann wieder die wahren Verdienste einer Dichtung ganz verkennt. In der Regel sind Kritiker von lebhafter Einbildung zu günstigen Urtheilen geneigt. Liest man ihnen ein nur mittelmäßiges Werk vor, so werden sie es gemeiniglich loben. Von einigen guten Zügen getroffen und lebhaft angeregt, bildet sich ihre Phantasie sogleich eine Gruppe von schönen Bildern, diese gefallen ihnen, und in dem Feuer ihres Schaffens werden sie nicht gewahr, daß, was ihnen so gefällt, ihre eigne Schöpfung ist. Prüfen sie jenes Werk späterhin mit Bedacht, so verschwindet die trügerische Erscheinung und sie schämen sich nun des Lobes, das sie so reichlich gespendet haben. Ueberhaupt hängt ein großer Theil des Genusses dichterischer Werke eben so sehr von dem Grade unsrer Empfänglichkeit ab, als von ihrem innern Werthe." *)

110.

*) Die mit „" bezeichneten Stellen sind aus der oben erwähnten Einleitung von Richardson entlehnt.

# Literarisches Conversations-Blatt.

## Nr. 179.

5. August 1823.


**Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Leipzig, bei Brockhaus. 1822.**

(Vergl. Nr. 108 u. 109.)

Zu einer Zeit, wo Vorgunst und Abneigung gegen Personen und Parteien sich nicht entblöden, die Heiligkeit literarischer Gerichtshöfe fast täglich auf das gröbste und mit noch nicht gekannter Rohheit zu entweihen, darf es nicht befremden, wenn wir, bevor wir unser Urtheil über die vorliegende Uebersetzung und ihr Verhältniß zu einer trefflichen frühern desselben Gedichts abgeben, feierlich versichern, daß wir es hier, was sich in beßrer Zeit wohl von selbst verstanden hätte, lediglich mit den Werken zu thun haben, und daß keine Vorliebe für den Urheber des einen oder des andern uns bestechen werde, zu seinen Gunsten ein Wort zu sagen, das nicht aus unsrer vollsten Ueberzeugung hervorgegangen wäre. Ob sämmtliche Beurtheiler einer verwandten frühern Arbeit des Hrn. Streckfuß, oder ob diejenigen, die sich gleich nach Ankündigung dieser neuesten, noch bevor sie erschienen, in Athem gesetzt, um zu beweisen, daß es Thorheit sey, ein unübertreffliches Werk, wie das Griesche, übertreffen zu wollen, damit etwas andres bewiesen haben, als daß es ihnen nicht ganz an allem Talent zu jener Kritik gebreche, die Göthe, bezeichnend genug, die zerstörende nennt, können wir hier füglich unentschieden lassen. Nur daran wollen wir erinnern, daß eben jene Herren, die über dem ungebornen Kinde so unbarmherzig vorschnell den Stab gebrochen, vermuthlich vor einigen Jahren, nach dem unvollkommnern Maßstabe der seitdem in unzähligen Stellen verbesserten ersten Auflage der Griesschen Arbeit, eben dasselbe gethan hätten. Möchten sie doch aus dem Eifer, mit welchem Herr Gries seinen im Einzelnen unläugbar meisterhaften Arbeiten bessernd nachhilft, endlich so viel mindestens lernen, daß derselbe bescheiden, wie es dem wahren Meister geziemt, selber am weitesten davon entfernt sey, seine Leistungen für unübertrefflich zu halten, und daß somit ein Versuch, wie der vorliegende, das Unvollkommnere in vollkommnerer Gestalt zu liefern, nicht etwa blos auf Verzeihung, sondern auf dankbare Anerkennung zu rechnen habe. — Auch hat man wohl gemeint, es sey etwas sehr Leichtes, nachdem durch solche Vorgänger die Bahn gebrochen, auf derselben weiterzuschreiten. Bezieht man sich damit auf den Gewinn, der der Uebersetzungskunst im Allgemeinen aus jenen frühern Versuchen erwachsen ist, so können wir nichts dagegen haben; ist aber damit die Arbeit selbst gemeint, so gestehen wir, daß wir nicht wissen, was man eigentlich sagen wolle. Oder glaubt man, Herr Streckfuß habe der Arbeit seines Vorgängers bedurft, um seinen Text zu verstehen? Wir haben nur seinen begeisterten Muth bewundern können, der vor dem Schwierigsten nicht zurückbebt, und die Kraft, die auch das Schwierigste theilweise so glücklich zu besiegen gewußt.

Diesen einleitenden Bemerkungen fügen wir zunächst einige Worte bei über den Weg, den die Kritik von Dichterübersetzungen, nach unsrer Ansicht, einzuschlagen hat, wenn sie nicht zu viel oder zu wenig fordern, von der einen Seite unbillig gegen den Verf., von der andern ungerecht gegen die Leser seyn will. — Die Leser von Uebersetzungen aber zerfallen uns in zwei Classen, solche, die der Sprache des Grundtextes unkundig, in ihnen das einzige Mittel finden, das fremde Werk sich genießbar zu machen, und solche, die, mit einiger Sprachkenntniß ausgestattet, von der Urschrift zur Uebersetzung übergehen, um in der geläufigern Sprache auf schnellerm Wege einen Totaleindruck zu gewinnen, der ihnen beim Lesen des ausländischen Dichterwerks durch das Haften am Worte nicht selten verkümmert werden muß. Jene möchten wir dem großen Haufen der Bilderbeschauer vergleichen, die, weil sie die Kunst Raphaels nicht in den eignen Werken des Meisters studirt haben, sich schon mit einem Analogon derselben, wie es eine nicht durchaus mißlungene Copie ihnen darbietet, zufrieden stellen lassen; diese, den Kunstfreunden, die, nicht ganz unbekannt mit der Weise des Urbinaten, dennoch von Zeit zu Zeit gern auch das gelungene Nachbild eines seiner Werke, selbst neben dem Urbilde, betrachten, weil es ihnen Mühe kostet, hinter den Flecken und Rissen des letztern den Geist zu erfassen, der ihnen dort aus den frischen Farben von der glatten, saubern Leinwand so wahr und lebendig entgegenzutreten scheint. Natürlich kann bei Beurtheilung einer Uebersetzung nur auf diese Rücksicht genommen werden; was ihnen zusagt, wird in der Regel auch den erstern gefallen, sofern sie nicht ganz unvorbereitet und ohne alle Ahnung

des Rechten ans Werk gehen. Von denen, welchen die Sprache des Originals, und dieses selbst so geläufig ist, daß sie der Uebersetzung nicht bedürfen, kann in gleicher Beziehung nicht die Rede seyn; für sie hat wohl schwerlich je ein Uebersetzer zunächst gearbeitet, sofern nicht Eigendünkel über die Schranken seiner Kunst ihn verblendete. Auch ist ihr Lesen in der That nur ein sehr uneigentliches Lesen, da sie sich selbst unaufhörlich den reinen Eindruck des Ganzen durch absichtliche oder bewußtlose Zusammenstellung der Uebertragung mit der Urschrift zerstören. Gleichwohl muß in ihren Händen die Kritik liegen, da nur ihnen der Maßstab der Beurtheilung, soweit er in der Urschrift gegeben ist, vollständig zu Gebote steht. Will ein solcher aber billig urtheilen, so muß er sich eben so in die schwierige Lage des Uebersetzers, als auf den Standpunct des eigentlichen Lesers zu versetzen wissen. Wollte er blos von seinem Standpuncte aus urtheilen, so würde er in die Gefahr kommen, über dem Einzelnen das Ganze und dessen nächsten Zweck aus den Augen zu verlieren; wollte er nur den Leser berücksichtigen, so würde er den leichten Fluß der Rede, als höchste Forderung obenanstellend, die Uebersetzertreue in ihren wesentlichsten Richtungen ohne Kummer verletzt sehen. Beides muß folglich beisammen seyn; aber eben so muß er sich auch in die Stelle des Uebersetzers denken, wenn er nicht durch übertriebne Ansprüche gegen das Gesetz der Billigkeit verstoßen will. Wir haben es versucht, diese verschiednen Standpuncte bei unsrer Beurtheilung festzuhalten, und wenn dieselbe neben dem Original auch die frühere Uebersetzung berücksichtigt, so lag dies in der Natur der Sache, und Niemand wird uns deshalb die Absicht, den Einen auf Kosten des Andern zu erheben, unterschieben wollen.

Hr. Streckfuß hatte bei seiner Ariostoübersetzung die heitere Bequemlichkeit als Eigenthümlichkeit seines Dichters hervorgehoben und zum größten Theil mit Glück in seine Bearbeitung des Orlando übergetragen, wobei kein Kundiger übersehen mochte, daß eben diese Bequemlichkeit des Dichters das Geschäft seines Uebersetzers oft unendlich erschweren mußte. Davon kann nun bei Tasso überall nicht die Rede seyn; wir wissen, wie sorgfältig er mehrmals sein Gedicht überarbeitete, und wie ernstlich es ihm darum zu thun war, auch in formeller Hinsicht das Höchste zu leisten. Unser Uebersetzer hat dies wohl beherzigt. Wir sehen dies aus der durch das Ganze laufenden Sorgfalt, mit der er sich bemüht hat, jeden Gedanken seines Dichters in das vollste Licht zu setzen und, soviel als möglich, Ton und Farbe der Urschrift auf seine Nachbildungen übergehen zu lassen. Wenn dies, nach unsrer Meinung, nicht überall gleich gelungen ist, so sprechen wir, wie jeder sieht, damit kein Verwerfungsurtheil über das Ganze aus. Nur über Einen Punct müssen wir uns gleich hier erklären, da er im Laufe der ganzen Arbeit festgehalten worden. Wir meinen die von Hrn. Streckfuß beliebte Form der achtzeiligen Stanze. Auch in dieser Beziehung halten wir es für Pflicht des Uebersetzers, sich möglichst treu der Urschrift anzuschließen. Bei der Armuth an wohltönenden weiblichen Reimen, müssen wir ihm freilich dabei die Einmischung männlicher als ein Recht zugestehn; nur scheint es uns, als dürfe dies, wenn es einmal geschehen soll, zumal in einem auch äußerlich so kunstreich gebildeten Dichterwerke, wie das befreite Jerusalem, nur nach festbestimmter Regel geschehen. Jetzt mit einem männlichen Reime anzuheben, und eben so mit einem männlichen Paare zu schließen, dann wieder den weiblichen Reim an der ersten, dritten und fünften Stelle und in den Schlußversen eintreten zu lassen, stört nach unserm Gefühle die Einheit der Form, die bei einem epischen Gedichte, wie das unsrige, doch wahrhaftig nicht zu den außerwesentlichen Eigenthümlichkeiten gehört. Ist dies einmal erlaubt, was wollte man sagen, wenn ein Andrer zu noch größrer Abwechslung eine ganz freie, willkürliche Aufeinanderfolge der Reime für gut fände? So käme man zuletzt zu dem freien Rhythmus der Wielandischen Stanze, mit dem sich am wenigsten der Geist Tasso's vertragen möchte. Ueberdies scheint uns auch der mild sich senkende weibliche Reim die Stanze vollständiger und reiner abzuschließen, als der schroff abbrechende männliche. Man vergleiche die schönen ersten funfzehn Strophen des sechzehnten Gesangs mit der vierten bis siebenten Strophe des vierzehnten Gesanges in unsrer Uebersetzung und frage sein Gefühl. Am wehesten that unserm Ohre hier und an andern Stellen das Aufeinanderstoßen männlicher Reime am Schlusse der einen und zu Anfang der nächstfolgenden Stanze, wie:

> Gottfried, empfängst Du schweigend Deinen Freund?
> Erkennst Du Hugo nicht, der Dir erscheint?

Bouillon versetzt:

> Von welcher Herrlichkeit u. s. w.

wo freilich der üble Eindruck durch die Gleichheit der Reimvocale noch verstärkt wird. Indessen wollen wir gern zugeben, daß hier Vieles auf bloßem Gefühle beruhe: und da von andern Seiten diese Form nicht getadelt, vielmehr in Schutz genommen worden, so scheint eben daraus hervorzugehen, daß, was uns hier und da Anstoß erweckt hat, andern Organisationen recht wohl zusage, und wir haben uns nie für untrüglich gehalten.

Leicht würde es uns nun seyn, aus der jüngern Uebertragung eine Menge Stellen durch alle Gesänge auszuheben, in denen dieselbe ihre Vorgängerin weit übertroffen; da aber Aehnliches von der andern Seite mit gleichem Erfolge geschehen könnte, so würde auf diesem Wege kaum eine klare Einsicht in das Verhältniß beider Uebersetzungen zu einander zu gewinnen stehen. Beleuchten wir daher lieber sogleich einen ganzen Gesang. Wir wählen dazu den funfzehnten, um so lieber, da wir hier fast alle Modificationen des Tassoschen Stols der Reihe nach vorfinden.

Die erste Stanze möchte beiden Uebersetzern im Ganzen gleich gelungen seyn. St. 2. hat Gries einige verschönernde Zusätze (der Waffen edle Zier, des Tages froher Strahl), die der neuere Uebersetzer glück-

Digitized by Google

sich vermieden. — Bei St. 3 schwankt abermals die Entscheidung zwischen beiden Wettkämpfern. — St. 4. schildert die leitende Jungfrau, die sich dem Ritterpaare zur fernen Meerfahrt zugesellt hat.

Crinita fronte ella dimostra, e ciglia
Cortesi e favorevoli e tranquille.
E nel sembiante agli angioli somiglia,
Tanta luce ivi par ch' arda e sfaville.
La sua gonna or azzurra ed or vermiglia
Diresti, e si colora in guise mille,
Sì ch' uom sempre diversa a se la vede,
Quantunque volte a riguardarla riede.

Mit Locken, heißt es bei Gries:

Mit Locken ist die heitre Stirn umwoben,
Ihr schönes Aug' ist ruhig, sanft und mild,
Und glänzt so hell, als wäre sie von oben
Herabgesandt, vom himmlischen Gefild.
Aus tausend Farben scheint ihr Kleid gewoben,
Bald des Azurs und bald der Rose Bild.
Es wechselt und verwandelt sich ohn' Ende,
Wie oft man auch nach ihm die Blicke wende.

So lesen wir schon in der frühern Ausgabe, und die letzte hat die ganze Strophe unverändert gelassen, doch wohl zum Zeichen, daß der sonst überall nachbessernde Uebersetzer sie untadelich gefunden. Und in der That, sie liest sich so leicht und ist dabei so wohltönend, gibt auch im Allgemeinen das Bild der Urschrift so treu wieder, daß wir selbst wohl, früher darüber befragt, entschieden hätten, hier sey Alles geleistet, was Uebersetzerkunst zu leisten vermöge. Und dennoch hätten wir schon damals dem Tadler zugeben müssen, daß man ungern die Augenbrauen gegen das Auge vertauscht sehe, daß der dritte Vers dem letztern etwas beilege, was Tasso von dem ganzen Angesichte sagt, daß der fünfte und sechste Vers die Urschrift verschönre (ohne sie jedoch gerade nach einer bekannten Uebersetzersünde zu verputzen), und daß die Reime, gewoben und umwoben, kaum zu den erlaubten reichen Reimen gehören möchten. — Hören wir nun H. Streckfuß:

Sie zeigt die Stirn belockt, die Augenbrauen
Voll edler Freundlichkeit und Gunst und Ruh';
Im Antlitz gleich den Engeln anzuschauen,
Strahlt sie den Beiden Gluth und Schimmer zu;
Vom Rothen schillert ihr Gewand zum Blauen
Und wechselt tausendfach die Farb' im Nu,
So daß man als ein Andres es erachtet,
So oft man auch es wiederholt betrachtet.

Wenn wir das unterstrichne Wort V. 1, wo die wörtliche Treue nachtheilig geworden, und die etwas breit gerathne Schlußzeile abrechnen, wofür das Bequeme:

So oft man kommt, so oft man es betrachtet,

mit noch größrer Annäherung an das Original sich dargeboten hätte, so ist das Uebrige so schön, und gibt das Bild der Urschrift so ganz Zug für Zug wieder, daß uns, wenn uns der ergänzende Grundtext nicht zu Gebote stände, allerdings erst jetzt der volle Sinn des Dichters unverkürzt und unverfälscht aufgegangen seyn würde. — Weiter heißt es bei Tasso St. 5:

Così piuma talor, che di gentile
Amorosa colomba il collo cinge,
Mai non si scorge a se stessa simile,
Ma in diversi colori al Sol si tinge.
Or d' accesi rubin sembra un monile,
Or di verdi smeraldi il lume finge,
Or insieme li mesce, e varia e vaga
In cento modi i riguardanti appaga.

Bei Gries:

So scheint der Flaum, der zart sich um den weichen,
Anmuth'gen Hals verbuhlter Tauben flicht,
In keinem Augenblick sich selbst zu gleichen,
Und wechselt stets die Farb' im Sonnenlicht.
Bald sieht man ihn Rubinenglanz erreichen,
Bald weicht sein Grün dem der Smaragden nicht;
Bald mischt die Farbe sich in buntem Kreise,
Und labt den Blick auf hundertfache Weise.

So unnachahmlich hier die ersten vier Verse übersetzt sind, so wenig genügen die folgenden. „Erreichen" möchte in solcher Verbindung kaum zulässig seyn; die Uebersetzung des monile wird ungern vermißt; der sechste Vers gibt den Sinn des Originals nur annähernd wieder, und der Zusatz: „in buntem Kreise" (V. 7) verdankt unbezweifelt der Reimnoth seine Aufnahme. Es ist hier dem sorgsamen Uebersetzer begegnet, wozu die achtzeilige Stanze mit ihrem dreifach wiederkehrenden Reimpaare wohl oft verführen mag: die sehr gelungne Uebertragung des Anfangs war ihm zu lieb, als daß er sie wegen einiger, durch den Reim herbeigeführten Mängel in dem Folgenden gegen Andres hätte vertauschen sollen.

Bei Streckfuß lautet dieselbe Stanze:

Wie Federn, die mit schillerndem Geflimmer
Sich um den Hals verliebter Tauben ziehn —
Der schöne Schmuck, er gleicht sich selber nimmer
Und scheint ein andrer stets im Sonnenglühn,
Jetzt wie ein Halsband von Rubinenschimmer,
Jetzt heuchelnd der Smaragden leuchtend Grün,
Jetzt hundertfach sich mischend und verwirrend
Und stets mit Reiz der Schauer Blicke kirrend.

Hier ist in den ersten sechs Zeilen kein wesentlicher Zug der Urschrift verloren gegangen, nichts beigefügt, was dort nicht auch, wenn auch mit andrer Wendung, gesagt wäre, und nur an den Schlußzeilen scheint uns der neuere Uebersetzer, wie der ältere, gescheitert zu seyn. Herr Streckfuß hat das varia unübersetzt gelassen; Gries doch mindestens den Begriff der Farbe hervorgehoben. — Wir übergehen, um nicht zu weitläufig zu werden, die nächstfolgenden Strophen und lassen sogleich die prophetische, den Entdecker Amerikas preisende Stelle, nach Streckfuß, hier folgen:

St. 30. Verlachen wird dereinst des Herkuls Zeichen
Der kühnen Schiffer Unternehmungsgeist;
Dereinst, wenn man den Ruhm von dunkeln Reichen
Und namenlosen Meeren bei euch preist,
Und wenn, soweit des Weltmeers Fluthen reichen,
Der Schiffe muthigstes die Erd' umkreist,
Sie messend, ein unendliches Gebäude,
Wetteifernd mit der Sonn' in Siegesfreude.

Digitized by Google

St. 31. Ein Mann Liguriens wird sich unterwinden,
Dorthin zu ziehn, wo nie ein Schiffer war;
Und nicht das drohende Geheul von Winden,
Und nicht das Weltmeer, öd' und unwirthbar,
Nicht Furcht, in Gluth und Frost den Tod zu finden,
Und was man sonst nennt Schrecken und Gefahr,
Wird machen, daß der Heldengeist sich füge
Und sich mit Calpes engem Ziel begnüge.

St. 32. Zum neuen Pol wirst Du im weiten Zug,
Columb, die hochbeglückten Segel breiten,
Und kaum mit tausend Augen wird den Flug
Der Ruf, mit tausend Schwingen kaum begleiten.
Sein Lied sey Bacchus und Alcid — genug
Ist's, Dich der Nachwelt leis nur anzudeuten;
Denn Weniges beut der Erinn'rung lang
Stoff zur Geschichte dar und würd'gem Sang.

Für dereinst, St. 30, hat Gries in der neuen Ausgabe das keineswegs gleichbedeutende, hier aber ganz unstatthafte fortan als Reimwort. Immense mole, Vers 7, hat derselbe unübersetzt gelassen. In der neuen Uebertragung, die es wiedergegeben, möchten wir nur die grammatische Zweideutigkeit, die theils in dem unbestimmten Artikel, theils in dem nächstfolgenden Participium wetteifernd ihren Grund hat, hinwegwünschen. Hr. Str. will die Apposition des Originals doch gewiß, wie wir, auf die Erde, das angeführte Participium dagegen auf das Fahrzeug bezogen wissen. Hier trat der Fall ein, wo es dem Uebersetzer erlaubt, ja Pflicht war, die kleine Undeutlichkeit der Urschrift durch eine angemessenere Wortstellung zu verwischen. In der folgenden Stanze hat eine glückliche Wahl der Reime — und wer möchte leugnen, daß der Zufall eines mehr oder weniger glücklichen Reimfundes sehr oft über das Gelingen der Uebersetzerarbeit entscheide? — der Gries'schen Arbeit den Sieg verschafft. Der Reim indeß gehört zu den mildesten, die die Sprache besitzt. Wie weit voller und der Schilderung des kühnen Unternehmens angemessener tönen die Reimwörter: Grausen, brausen, hausen bei jenem! Die 32ste St., bei welcher der Vorgänger auf die erlaubteste Weise benutzt worden, möchten wir bis auf die beiden Schlußverse tadellos nennen. In der letztern dagegen ist Weniges für das demonstrative quel poco zu allgemein (warum ward das leicht zu missende denn nicht mit dies vertauscht?), und das Gedehnte des siebenten Verses möchte auch dem minder geübten Ohre kaum entgehen.

(Der Beschluß folgt.)

## Der Feldzug in Rußland 1812.

Sehr anziehende Beiträge zur furchtbaren Geschichte des Jahres 1812 haben wir in der Histoire de l'expedition de Russie par M., Paris 1823, 2 Volumes, erhalten. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Aber das Ganze trägt das Gepräge der Unparteilichkeit. Er lobt und tadelt nirgends übertrieben. Er lobt und tadelt aber auch die Feldherren der Feinde, wie die, unter welchen er selbst kämpfte. Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte. Bis zur Einnahme von Smolensk geht der erste. Dann folgen die Tage, binnen welchen nach Moskau marschirt, die Riesenschlacht geschlagen und endlich die ungeheure Brandstätte geräumt wurde. Der dritte schildert den schrecklichen Rückzug bis Orja, und der vierte macht mit dem Durchzuge der elenden Trümmer durch Preußen den Beschluß. So viel über jene Begebenheiten auch schon geschrieben ist, so war doch der Schauplatz, auf dem sie vorfielen, die Menge der Theilnehmer, die darauf eine Rolle spielten, zu groß, als daß nicht jeder, der dabei aufmerksamer Zuschauer oder auch — sich selbst beobachtender Schauspieler war, einige Eigenthümlichkeiten mittheilen könnte, die Andern entgingen. So findet sich auch hier so Manches, was die Aufmerksamkeit und Theilnahme fesselt. Die Eroberung von Smolensk, wo es, was oft gesagt wird, aber selten der Fall ist, mehrmals zum blutigsten Handgemenge kam, kostete den Franzosen 19,000 Mann. Die Blessirten wurden in einige, von den Flammen verschonte Gebäude gebracht und ohne Speise, ohne Arznei, ohne Verband, erstickend vor Hitze, erschöpft von Wunden, verpestete Luft athmend, brach bald eine Seuche unter ihnen aus, die die meisten hinraffte. Kranke wurden in den Spitälern gar nicht zugelassen. Sie mußten den Regimentern folgen, bis sie auf den Wegen verschmachtet liegen blieben. Napoleon war die Seele von allem. Er dictirte unaufhörlich Briefe, Instructionen an die Generale, seinem Secretair — Berthier. Die russische Armee zog sich immer zurück, ohne aber in Unordnung zu kommen, bis es am Ende zu der Schlacht an der Moskwa kam, „blutiger als eine, die seit der Erfindung des Schießpulvers geschlagen worden ist.“ Die Russen waren schwächer, besonders an Reuterei, aber sie hatten mehr Geschütz. Kutusow ließ eine Proclamation ans Heer in Gegenwart eines wunderthätigen Marienbildes verlesen, Napoleon versprach seinen Kriegern das Ende ihrer Leiden, und baldige Heimkehr ins Vaterland. 70,000 Mann waren von beiden Seiten todt und verwundet. Kutusow zog in der Nacht ab, aber so ordentlich und rasch, daß der Sieg für Napoleon kein Sieg war. Die Franzosen bivouaquirten ohne Lebensmittel auf dem großen Leichenfelde unter Sterbenden, Todten, Verwundeten. Bei der dunkeln Nacht wurden sie den Abzug der Russen nicht gewahr. Ueber Napoleon sind manche besondre Züge mitgetheilt. Der erste Kanonenschuß bei einem Treffen machte ihm ungemeine Freude. Während der Schlacht selbst blieb er ganz unbeweglich. Uebrigens erschöpfte er und Kutusow sich um die Wette in officiellen Lügen, welche ins Publicum gebracht wurden. Als der Rückzug begann, waren von 477,000 Mann, welche hineingezogen, noch etwa 140,000 übrig. Ney's unerschütterlicher Muth, der die Nachhut befehligte, tritt hier lebendig hervor. Wie die Menschen hier vom Tode hingerafft wurden, zeige nur eine Angabe. Drei Tage nach dem Uebergange über die Beresina zählte Ney's Corps noch 1800 Mann gegen Abend, und beim Aufbruch des Morgens kaum tausend. Bei der Ankunft in Wilna zeigten kaum noch 9000 eine, einem Heer von fern entsprechende Haltung. Die ungeheure Menge von Packwagen, welche die Beute aus Moskau mit fortführten, verursachten auf dem Marsche soviel Unordnung, daß ein besondrer Tagesbefehl erlassen werden mußte, den Zug dieser Wagen zu ordnen. Welcher Wagen nicht im Zuge bliebe, sollte verbrannt werden. Es blieb bei dem Sollen. Die Kosaken, der Mangel an Pferden, die vor Kälte und Hunger umkamen, die jeden Tag schlaffer werdende Mannszucht ließen ihn gleich wenig ausführen. — Das ganze Werk ist mit einem Atlas versehen, der die wichtigsten Puncte mittheilt, die diesen Feldzug ewig merkwürdig gemacht haben. Der Uebergang über den Niemen bildet das erste Blatt davon.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 180.

6. August 1823.

## Ueber die Schauspieler.

Es drängt sich in unsern Tagen die seltsame Bemerkung auf, daß, so hoch gegenwärtig der Stand der Schauspieler geachtet wird, die geistreichsten Kenner und Freunde der Schauspielkunst sich im Allgemeinen nur mit Geringschätzung über die mimischen Künstler zu äußern pflegen. Sie scheinen die hohe Achtung für Ueberschätzung zu halten, und zum Theil hierin die Ursache von dem offenbaren Sinken der theatralischen Kunst zu finden. So sagt Solger in seinen philosophischen Gesprächen:

„Von den Schauspielern kann man wohl mit vollstem Rechte sagen, daß sie mit großartiger Nichtachtung über ihre nächste Bestimmung hinwegsehen. Ein kleinliches, besonderes Interesse an der ihnen vorgeschriebnen Rolle zu nehmen, ja mit einer Art von Begeisterung, oder mit Witz und Laune in sie einzugehen, das ist tief unter den Meisten von ihnen. Sie begleitet immer das erhebende Bewußtseyn, im öffentlichen Gehalte zu stehen, vor dem Mißfallen der Zuschauer durch Polizeigesetze geschützt und also eben so gut Staatsbeamte zu seyn, als irgend ein Anderer; ja sie haben noch die Begünstigungen voraus, wodurch das Genie und die Kunst ausgezeichnet seyn will, den Beifall der Menge, den zu verbieten, kein Grund da seyn kann, und manches Andre der Art. Sie würden sich also schämen, sich Preis zu geben, und die ganze Würde ihrer Persönlichkeit an das zu verschwenden, was dem Dichter ihnen in den Mund zu legen beliebt, oder sich durch Laune und Geist herabzuwürdigen; nein, mit derselben hohen Gleichgültigkeit, wie ein hochgebildeter Büreaubeamter sein Actenfach abmacht, damit es abgemacht werde, in stetem Bewußtsein, wie gemein und seiner unwürdig eigentlich dies Treiben sey, schleppen auch sie mit bequemer und vornehmer Unlust ihre Rolle zu Ende. Dieses ist der eigentlich hohe Styl der dramatischen Kunstübung, und seine Ausübung fängt auch schon an, die schöne Wirkung zu haben, daß das Theater bald nicht mehr so als vereinzelte und aus dem wirklichen Leben ausgeschiedene Anstalt dastehe, sondern lebendig in unser thätiges und geselliges Treiben eingreifen wird. Die schönsten Blüthen dieser Kunst entfalten sich nämlich schon in mehr geselligen Unterhaltungen, wo der vornehme Schauspieler seine innere Größe nicht mehr so aufzugeben braucht, sondern mit den Zuschauern, die auch dabei weder kalt, noch warm werden, wie mit seines Gleichen umgeht. Da liest er behaglich ein Gedicht vor, oder gibt einzelne Stellungen, oder drückt den Begriff irgend einer Leidenschaft mit seinem psychologischen Studium durch Gesichter aus, oder spielt höchstens eine herausgerissene Scene aus irgend einem Stücke, und jemehr alles dieses durch einander geschnitten und gemengt wird, desto freier bleibt die hohe Gleichgültigkeit der geselligen Stimmung von irgend einem unverschämten, begeisternden Eindrucke, der sonst etwa doch sich fest setzen könnte; dieses sind offenbar Einflüsse, die der Fortschritt der Zeit auf unser Theater gehabt hat, und wodurch es nahe daran ist, in die große Auflösung aller einseitigen und beschränkten Bestrebungen, in den Einen, großen Zusammenhang des geselligen Lebens mit überzugehen. Insofern es aber Theater ist, mag es dadurch nicht eben gewonnen haben. Denn wir sind wohl alle einig, daß durch diese vereinte Wirksamkeit, der Dichter und der Schauspieler in der Mitte, nichts übrig geblieben sey, als eine große Leere, über welcher brütend die Langeweile ihre feierlich schweren Fittige ausstreckt. Dieser Göttin sind bei uns, wie bei den Alten dem Bacchus, die öffentlichen Schauspiele geweiht, und ihre Mysterien werden am höchsten und würdigsten gefeiert, wenn es gelingt, selbst Shakspeare's oder anderer alten Meister Werke ihrer geheimen Kraft theilhaft zu machen." *)

In seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sagt A. W. Schlegel unter andern: „durch die Errichtung der stehenden, sogenannten Nationaltheater, womit man in einigen Hauptstädten etwas Gutes für das Gedeihen der Kunst geleistet zu haben vermeint, hat man vollends allem Wetteifer ein Ende gemacht. Man ertheilt den Schauspielern ausschließende Privilegien, man sichert ihnen lebenslang-

*) Da Solger's philosophische Gespräche wohl nur Wenigen bekannt sind, so wird hoffentlich Vielen angenehm seyn, hier seine Ansicht von dem jetzigen Theaterwesen vollständig zu finden.

liche Gehalte zu: nun haben sie keine geschicktern Nebenbuhler mehr zu fürchten, sie hängen nicht von der wandelbaren Gunst der Zuschauer ab, und sind blos darauf bedacht, ihre Stelle als eine Pfründe auf das Bequemste zu benutzen. Auf diese Art sind die Nationaltheater eine wahre Verpflegungsanstalt für versäumte oder durch Trägheit vernachlässigte Talente geworden. Der Schauspieler, bei seinen zweideutigen Lebensverhältnissen (die einmal nicht zu ändern sind, weil sie in der Natur der Sache liegen), bedarf einer gewissen leichtsinnigen Begeisterung für seine Kunst, um das Außerordentliche zu leisten. Er kann nicht leidenschaftlich genug nach rauschendem Beifall, nach Ruhm — streben. Der Augenblick ist das Gebiet seiner Aerndten, die Zeit ist sein gewöhnlichster Feind, weil er nichts Dauerndes aufzustellen vermag. So bald die körperliche Aengstlichkeit, sich, und Frau und Kindern ein gutes Auskommen zu sichern, sich seiner bemächtigt, so ist es um alles Fortschreiten geschehen. — — Ueberhaupt sollte man den Schauspielern nicht einbilden, daß sie so wichtige und unentbehrliche Leute seyen. Nichts ist seltner, als ein wahrhaft großer Schauspieler; allein nichts ist häufiger, als die Anlage, Rollen so leidlich auszufüllen, wie wir es gewöhnlich sehen." —

Tieck äußert sich in seinem Phantasus auf dieselbe Weise, und Göthe spricht in Wilhelm Meister's Wanderjahren von dem ganzen Theaterwesen mit einer Geringschätzung, die sich doch wohl zunächst auf den gegenwärtigen Zustand unserer Bühnen beziehen möchte.

Nach dem Allen ist soviel gewiß, daß die Schauspieler zwar als Stand jetzt höher geachtet werden, als je zuvor, daß aber dieses Höherachten, weil es nur durch ihre gesichertere Existenz und die meist ansehnlichen Besoldungen bewirkt wird, den Mitgliedern ihres Standes nur zum Schaden gereicht, indem sie nun ihre Kunst weniger um ihrer selbst willen üben, und das Band, das sie zu einem Ganzen verknüpft, sich fast ganz aufgelöst hat, so daß jeder Einzelne sich so viel, als möglich, unabhängig zu machen sucht und seine Kunst nach eignem Gutdünken und nach seiner Bequemlichkeit treibt. Da ein Jeder wie ein Herr behandelt wird, will er auch als Herr handeln, und da der Beifall des Publicums ihm nicht mehr schlechterdings unentbehrlich ist, so achtet er ihn auch nicht so hoch, daß ihm derselbe, nächst der Kunst, fürs Höchste gelte. Unter solchen Umständen kann ein Talent sich nicht vollständig entwickeln, es wird unausbleiblich in Manier ausarten, und nichts wird seltner seyn, was ja auch die tägliche Erfahrung nur zu sehr bestätigt, als eine durchgängig harmonische Darstellung, ein durchaus befriedigendes Gesammtspiel. Es ist in der That höchst lächerlich, wie man es nicht genug rühmen zu können glaubt, wenn ein Mal ein ausgezeichneter Schauspieler sich zur Uebernahme einer untergeordneten Rolle versteht. Dies alberne Lob zeigt recht deutlich, welche verkehrten Begriffe sich schon festgesetzt haben über die Unabhängigkeit und Ungebundenheit der Schauspieler; man denkt gar nicht mehr daran, daß sie eben für die Darstellung eines theatralischen Dichterwerks da sind und stets zu allem bereit seyn müssen, was zur möglichsten Vollkommenheit dieser Darstellung irgend beitragen mag. Man thut im Gegentheil, als wären die Dichtungen blos vorhanden, damit dieser oder jener Schauspieler sich zeigen könne, oder vielmehr, weil es überhaupt Schauspieler gibt. Die verkehrten Begriffe von Unabhängigkeit zeigen sich auch von Seiten der Schauspieler in dem höchst anmaßlichen Stolze, womit sie auf die gegründetsten Kritiken, wenn sie ihnen nicht ganz günstig sind, herabsehen, und in der Bitterkeit, womit sie jeden kritischen Tadel von sich weisen. Sie wissen zu gut, daß sie gewissermaßen als bedeutende Staatsbeamte angesehen werden, und daß man nicht abgeneigt ist, es als eine Art von Hochverrath zu bestrafen, wenn sie nicht so hoch geehrt werden, als man verlangt.

Das Widernatürliche des Verhältnisses, worin jetzt die Schauspieler zu der Gesellschaft stehen, rächt sich an ihnen selbst, indem sie zwar als wohlbesoldete Staatsdiener im Allgemeinen geehrt, im geselligen Leben aber nicht gleich andern Staatsbeamten geachtet werden. *) Daher sind die ausgezeichnetsten und geehrtesten unter ihnen mit ihrem Stande keineswegs zufrieden; sie klagen beständig, daß es ihnen an den Genüssen der Geselligkeit mangele, weil sie nämlich zu den feinen Cirkeln von gutem Ton Zutritt zu haben verlangen und dort nicht blos je zuweilen als mimische Künstler oder Declamatoren zum Zeitvertreib dienen wollen. Eine leidige Eitelkeit ist nun einmal durch das Uebermaß von bürgerlicher Ehre in ihnen rege gemacht, so daß sie sich einigermaßen ihres Standes schämen, da dieser, trotz aller jener aufgedrungenen Ehre, doch immer ein nicht zu besiegendes Hinderniß bleibt, jene Eitelkeit zu befriedigen. Hierin offenbart sich gleichfalls, wie in den Schauspielern der wahre Sinn für ihre Bestimmung sich verdunkelt und geschwächt hat. Denn wäre ihnen, wie es seyn sollte, die Kunst das Höchste, so könnte ein solcher kleinlicher Eitelkeitsgeist nicht in ihnen aufkommen; sie würden sich über die sogenannten feinen Cirkel weit erhoben fühlen, die Leere und Flachheit dieser langweiligen Zusammenkünfte müßten ihnen anekeln, und ganz unerträglich müßte es ihnen seyn, zu diesen Alltagsgesellschaften nur zuweilen zugelassen zu werden, damit sie ihre Künste zeigen. Mancher Schauspieler ist auch wohl in dem thörigten Wahn befangen, als wären solche Cirkel dazu gemacht, das zu lernen und sich anzueignen, was man feine Sitte und Bildung nennt. Diese sogenannte feine Bildung ist aber im Grunde nichts, als eine schimmernde Außenseite, die

*) Der Rec. des Theateralmanachs von Klingemann in der Halleschen Literaturzeitung Nr. 24. versichert, daß es in Berlin recht ansehnliche Gesellschaftsvereine gibt, zu deren ersten Statuten es gehört, keinen Schauspieler darin aufzunehmen!

Digitized by Google

sich nur durch frühe Gewöhnung und ein beständiges Umtreiben in solchen feinen Gesellschaften erlangen läßt. Auf der Bühne ist es schon genügend, wenn nur der Schauspieler diese vornehme Umgangsform nicht auffallend verletzt und überhaupt das besitzt, was man Anstand nennt und mit Recht von Jedem fodert, der kein Handwerk treibt. Die innere Regsamkeit sich zu bewahren, ein lebendiges Gefühl für das Höchste im Leben und für die Würde der Kunst in sich zu nähren, das wahrhaft Menschliche in sich auszubilden — dahin muß das Streben eines Schauspielers gerichtet seyn, der diesem Namen wahre Ehre machen will. Jene vornehmen Gesellschaften setzen an die Stelle der tiefen und wahren Empfindung leere Förmlichkeit, und ihr Charakter besteht eben in völliger Charakterlosigkeit, im Abweisen und Unterdrücken alles Eigenthümlichen und Ursprünglichen. Nicht also zu diesen Versammlungen, wo nur Lebhaftigkeit willkommen und wahre Lebendigkeit verhöhnt ist, dränge sich der Schauspieler, sondern er mische sich unter die Volksclassen, in welchen noch Natursinn, ein tüchtiges, kraftvolles Leben anzutreffen ist, das sich ohne Rückhalt in sprechenden Zügen äußert. Hier allein findet er Stoff zu Beobachtungen, die sein Talent erweitern und bereichern, und sein inneres Leben vor Stockung bewahren können. Eine gewisse Tüchtigkeit und Vollkräftigkeit vermißt man jetzt vornehmlich unter den mimischen Künstlern, und das Wenige, was davon etwa noch zu finden ist, geht in dem Streben nach dem gesellschaftlichen Feinen vollends verloren. Kurz, nicht nach dem Vornehmen, sondern nach dem Edlen strebe der Schauspieler. *) (Die Beschl. folgt.)

---

## Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 179.)

So erfreulich es aber ist, solche Kräfte gegen einander abzuwägen, so müssen wir doch, um Raum zu ersparen, unsre Vergleichung hier abbrechen. Wir begleiten den neuern Uebersetzer jetzt allein weiter durch den funfzehnten Gesang und werden nur gelegentlich auf Hrn. Gries zurückkommen, dürfen jedoch dabei nicht unbemerkt lassen, daß sich gerade im Verfolg öfter Veranlassung gefunden hätte, Vorzüge der jüngern Arbeit vor ihrer ältern Schwester hervorzuheben, was zum Theil darin seinen Grund haben mag, daß Hr. Gries, seiner Gewandtheit vertrauend, manchen Stellen, die ihm minder bedeutend erschienen, nicht dieselbe Sorgfalt widmen mögen, mit der er andre, ihm liebere, behandelt hat, während Hr. Streckfuß augenscheinlich mit immer gleicher Liebe vom Anfange bis zum Ende ausgehalten. Daß es dessen ungeachtet bei einer solchen Arbeit nicht an Stoff zu einzelnen Ausstellungen fehlen könne (wie ja überhaupt nichts leichter ist, als mit dem Originale in der Hand Uebersetzungen zu tadeln), bedarf kaum einer Erwähnung, und nur, um dem Uebersetzer unsre Achtung, wie sie seinem ausgezeichneten Talente gebührt, und den Lesern unsre Unpartheilichkeit zu beweisen, lassen wir einige tadelnde Bemerkungen über Einzelnes folgen, ohne uns davon selbst durch die Möglichkeit abhalten zu lassen, daß er die kleinen Bedenklichkeiten, die wir gegen ihn erheben, längst schon selbst während der Arbeit gehoben und beseitigt habe.

St. 33: So sinkt die Sonne stets dem Kahn entgegen. Die Zweideutigkeit springt in die Augen. Es soll heißen: dem Kahne gegenüber, in contra im Gegensatze von a tergo. — St. 34. Daß Massen schwer auf Enceladon drücken. Ob die vorletzte Sylbe des Namens Enceladus, wie der bekannte Gigant bei Virgil Aen. 3, 578 heißt, lang gebraucht werden könne, zweifeln wir. — St. 43. Durch Epheu hold und Kühl' und süße Fluth. Doch wohl etwas gezwungen. Hold, minder passend für amene. Kühl' wird beim Vorlesen, einem Criterium der Zweckmäßigkeit, das unsre Buchstabenpoesie (daß die unsers Uebersetzers eine andre ist, hat er, dünkt uns, an andern Orten hinlänglich bewiesen), viel zu häufig vernachlässigt, von den Meisten als Eigenschaftswort genommen werden. Vielleicht besser: „Labend durch Epheu, Kühlung, süße Fluth." — St. 46:

> Durch Felsenklippen und durch Trümmer war
> Ein Weg zum stolzen Gipfel zu erspähen,
> Gedeckt mit Reif und Schneesmassen zwar,
> Doch nebenan war Blum' und Gras zu sehen.

Leicht könnte man meinen, es habe mitten durch blumige Wiesen ein Schneepfad den Wandrer zum Gipfel geführt. Bei Tasso aber ist eben erst der Gipfel mit Gras und Blumen geschmückt (ch' è *fin là* di nevi sparsa *ogni* strada, *ivi* ha poi fiori ed erba), und nur so erhält gleich darauf das verde crine presso al canuto mento seine volle Bedeutung. — St. 47:

> Doch wie die Strahlen nun, gleich goldnen Pfeilen,
> Dem ew'gen Quell des Lichts, der Sonn' entglühn 2c.

> E come il Ciel rigò co 'l novo raggio
> Il Sol, dell' aurea luce eterno fonte etc.

Es gehört zu den Verdiensten — und zwar nicht zu den kleinsten — dieser jüngsten Uebertragung, daß sie der Urschrift nur höchst selten einen, ihr fremden Gedanken unterschiebt. Hier aber ist ihr das Unglück begegnet, durch einen fremdartigen Zusatz sogar das schöne Bild des Textes zu verdunkeln. Was haben die Pfeile mit dem Quell zu schaffen? Gries hat hier unstreitig das Bessere:

---

*) Iffland hat zum Theil das falsche Streben der Schauspieler nach dem Feinen und Zierlichen verschuldet. Er gefiel sich selbst in diesem Streben und ganz vorzüglich in der Rolle des geschnitzelten, deutschen Hausvaters von Gemmingen. In der bekannten Lobschrift auf ihn hat sein Bewunderer nicht unterlassen, alle Feinheiten seines Spiels in dieser Lieblingsrolle aufzuzählen; unter andern führt er als superfein den Zug an, daß Iffland, als er einen Brief zu siegeln hat, nicht erst das Petschaft an den Mund führt! —

Und als nunmehr des Lichtes ew'ge Quelle
Die Himmelsau'n durchströmt mit goldner Fluth. —

Trefflich sind die nächsten Strophen, und bis auf wenige Stellen fast überall die Gewandtheit zu preisen, mit welcher der Uebersetzer das Widerspenstigste besiegt hat. Doch gibt es auch hier Einzelnes zu tadeln. Undeutlich finden wir St. 51: verschieden bewegt (von den Wache haltenden Unthieren), für vari di moto, und fast zu nüchtern St. 56: „Zwar immer von der Schatten Nacht umzogen Und deshalb eisig kühl und nächtig braun," wo Gries sehr treu, ohne so logisch bestimmt hervortretende Folgerung: „Und fließt im Schatten ewig grüner Haine Mit leisem Murmeln kühl und dunkel fort." Hr. Str. weiß es selbst am besten, wie das mehr oder weniger Poetische des Ausdrucks oft an Kleinigkeiten hängt. Die Conjunctionen bezeichnen ein logisches Verhältniß, und je bestimmter sie dies thun, so mehr beschäftigen sie den Verstand. Wenn das Gefühl der meisten Leser hier der Griesschen Uebersetzung den Vorzug einräumt, und wir das dunkel Geahnete auf einen deutlichen Gedanken zurückführen wollen, so finden wir eben in der Conjunction und lediglich in ihr das, was der poetische Zauber bei Str. zerstört, indem es dem Verstande mehr, als nöthig, zu thun gibt. Wir würden diese Kleinigkeit unbemerkt gelassen haben, wenn nicht an einigen andern Stellen noch ein an sich sehr löbliches Streben nach voller Bestimmtheit auf dieselbe Weise dem poetischen Ausdruck nachtheilig geworden wäre. Wie treu und anmuthig dagegen ist nun bei Streckfuß beinah alles Uebrige bis zu Ende des Gesanges! Wie Manches hätten wir da wieder der ältern Uebersetzung vorzuziehen! St. 61 heißt es bei Tasso:

E 'l crin, che'n cima al capo avea raccolto
In un sol nodo, immantinente sciolse.

Gries übersetzt, mit Uebergehung sehr wesentlicher Züge:

Das Lockenhaar, um ihre Stirn gewunden,
Lößt sie im Augenblick mit schneller Hand.

Wie weit gelungner Streckfuß:

Das Haar, von einem Knoten festgehalten
Hoch auf dem Haupt, lößt eilig ihre Hand.

In derselben Stanze weiter unten bei Tasso:

O che vago spettacolo è lor tolto!
Ma non men vago fù, chi loro il tolse,

Bei Gries:

O welch' ein Blick war ihnen jetzt entwunden!
Doch war nicht minder schön, der (der Blick) ihn entwand.

Bei Streckfuß:

Welch holdes Schauspiel ward hier vorenthalten!
Doch war nicht minder hold, das jetzt entstand.

Mit Recht wollte Streckfuß die Paronomasie des italienischen Textes lieber fallen lassen, als die Anmuth des Ganzen durch eine harte und undeutsche Wendung stören. Minder gelungen sind jedoch die Schlußverse:

Così dall' acque e da' capelli ascosa
A lor si volse lieta e vergognosa —

Bei Streckfuß:

So nahte sie, froh, doch in Rosengluthen
Der Scham, verhüllt von Locken und von Fluthen.

Wenn wir auch das, durch den Druck hervorgehobne Bild, wovon das Original nichts weiß, gelten lassen, so scheint uns doch Hr. Str. im Widerspruche mit eben diesem Bilde, und ganz gegen den Willen des Dichters, die badende Schöne in Verleugnung ihrer Jungfräulichkeit etwas zu weit gehen zu lassen, wenn er sie dem Ufer, wo die bei aller Verstockung doch nicht blödsichtigen Ritter harren, sich nähern läßt, was sie gar nicht nöthig hätte, um sich verständlich zu machen. Tasso, der wohl wußte, daß die List der Verführung sich gern durch den Schein der Schamhaftigkeit verstärkt, sagt ja blos: a lor si volse, sie kehrte sich ihnen zu. — Vortrefflich dagegen sind wieder die nächsten Stanzen (die untergeschobne Antithese am Schlusse der 65sten nehmen wir aus) und die letzte des ganzen Gesanges, namentlich dem Originale bis in den kleinsten Zug treu nachgebildet. Man vergleiche hier wieder ältere und neuere Uebersetzung, und man wird zugestehen müssen, daß es nicht, wie Viele behaupten möchten, so geradezu unmöglich war, den hochgepriesenen und auch von uns aufrichtig verehrten Vorgänger im Einzelnen zu überbieten.

Doch wir haben uns eben bei dem Einzelnen vielleicht schon zu lange aufgehalten, und sollten nun durch Mittheilung einer längern Stelle das eigne Urtheil über Ton und Weise des Ganzen erleichtern. Ein Anderer ist uns zuvorgekommen, und die in diesen Blättern (Nr. 108 u. 109) gegebenen Proben haben bereits das Urtheil unsrer Leser — wir glauben nicht zum Nachtheil des neuesten Uebersetzers — gestimmt. Auch wir hatten dazu die köstliche Beschreibung der Gärten Armidens im nächstfolgenden Gesange gewählt, in der bekanntlich Alles, was die Kunst unsers Dichters Reizvolles und Verführerisches hat, ausgelegt ist.

Dürften wir, ohne die Geduld unsrer Leser zu ermüden, hier noch einmal ins Einzelne gehen, wie Vieles fänden wir zum Lobe dieser Stanzen zu sagen! Wie Vieles ist hier treffender ausgedrückt, als in der Griesschen Uebersetzung! Wie Vieles, was dort ganz übergangen worden, hat hier sein gutes, bezeichnendes Wort gefunden! — Wir wissen recht wohl, wie weit von manchen Kritikern das Nil admirari getrieben wird. Wir wollen uns das nicht kümmern lassen, sondern gestehen frei, daß wir nicht blos den Muth des Uebersetzers, sondern auch die Ausdauer seiner Begeisterung und das Geschick, mit dem er nach solchem Vorgange so Vorzügliches geleistet hat, aufrichtig bewundern. Möge ihm der Dank und die Anerkennung werden, die einem solchen Streben gebühren! Der Ruhm des geistvollen und vielgewandten Vorsängers kann dadurch nicht geschmälert werden, und er selbst muß sich freuen, daß nur die tüchtigsten und ebenbürtigsten Nebenbuhler — für Tasso und Calderon — mit ihm in die Schranken treten.

114.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 181.

7. August 1823.

## Ueber die Schauspieler.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Woher mag es nun wohl rühren, daß den mimischen Künstlern bei aller Achtung, welcher sie sich jetzt, und fast mehr als viele andere Künstler, zu erfreuen haben, doch immer ein gewisses Vorurtheil entgegensteht, das sie mehr oder weniger auf sich selbst zurückweist, das ihnen einen freien Verkehr mit den gebildeten und vornehmen Ständen versagt?

Es ist noch nicht gar lange, daß ihr Stand einigermaßen zu Ehren gelangt ist; denn dies ist erst geschehen, seitdem wir stehende Bühnen erhalten haben, und diese zählen noch kein Alter von funfzig Jahren. Daß in der frühern Zeit die Mimen nicht geachtet waren, ist nicht schwer zu erklären; man braucht sich nur an die damals herrschende mönchische oder pietistische Sittenlehre und an das nomadenartige Leben und wüste Herumtreiben der sogenannten Truppen oder Banden zu erinnern, welche höchst verächtlichen Ausdrücke nichts mehr und nichts weniger bezeichneten, als was man wirklich vor Augen hatte. Da war es nicht zu verwundern, sondern vielmehr ganz in der Ordnung, daß man die Schauspieler mit den Bänkelsängern, Taschenspielern, Seiltänzern, Gauklern und Bärenführern in Eine Classe setzte; dies geschah noch vor nicht vielen Jahren bei gewissen Kammern oder Regierungen in den die wandernden Schauspielergesellschaften betreffenden Verhandlungen, und vielleicht geschieht es auch noch jetzt; denn die herumziehenden Vereine spielen auch gegenwärtig noch keine sonderliche Figur. Ueberhaupt ist es zu allen Zeiten und in allen Ländern das Schicksal der Mimen gewesen, geringschätzig behandelt zu werden; das alte Griechenland allein macht eine merkwürdige und rühmliche Ausnahme. Ganz und gar verachtet, sogar mit Infamie belegt war ihr Stand im alten Rom, wo lange Zeit nur Sclaven und Freigelassene die Bühne betraten; erst als Cicero lebte, gelangten einige Schauspieler wenigstens zu großem Reichthum, und auch, wie unter andern Roscius, zu großem Ruhme *) — In Frankreich wurde bekanntlich dem berühmten Moliere vom Erzbischof von Paris ein ehrenvolles Begräbniß verweigert, und es bedurfte der Vermittelung Ludwig XIV., um diese Schmach von ihm abzuwenden. — Der merkwürdige Abenteurer Casanova de Seingalt erzählt in seinen Memoiren, wie sehr er fürchtete und zu verhüten suchte, daß in Neapel ein angesehener und reicher Mann seines Namens, der auf Verwandtschaft mit ihm Anspruch machte, erfahren möchte, daß seine Mutter bei einem Theater angestellt sey — und überall war es nichts Seltnes, daß die Schauspieler ihren Familiennamen unter einem angenommenen verbargen.

Gegenwärtig aber, wo man die mimische Kunst als eine der ersten schätzt, und aller entehrenden Bezeichnungen ihrer Ausüber, selbst des unschuldigen Wortes Komödiant, *) sich enthält, weil es an jene frühern Zeiten erinnert, in unsern Tagen muß es seltsam scheinen, daß in der öffentlichen Meinung der Schauspielerstand noch immer ein merkliches Vorurtheil wider sich hat. Es muß dieses beharrliche und, wie es scheint, nicht völlig auszurottende Vorurtheil einen guten Genius haben, und es verlohnt wohl der Mühe eines Versuches, diesen aufzufinden.

Die Sache ist leicht abgethan, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, blos im Allgemeinen das Ideal eines mimischen Künstlers ins Auge fassend und von aller Besonderheit absehend, jene ungünstige Meinung als schlechthin grundlos verwirft, und da sie doch in der Wirklichkeit sich nicht wegleugnen läßt, aus der Erfahrung erklärt, daß die ganze Bildung der meisten Schauspieler dem, was man von ihnen als Künstler zu verlangen berechtigt sey, zur Zeit noch wenig entspreche. Es ist aber damit wenig gesagt; denn diese Erfahrung, deren Richtigkeit sich freilich nicht bezweifeln läßt, gilt

*) Ueber die bürgerlichen Verhältnisse der Schauspieler bei den Römern findet sich eine interessante Abhandlung in dem ersten Bande von Köpkens Uebersetzung der Lustspiele des Plautus.

*) Das Wort comedia deutet freilich auf keinen vornehmen Ursprung; denn es bedeutet soviel als Dorfgesang. — Nach Adelung heißt tragoedia nicht soviel als Bocksgesang, wie allgemein angenommen wird, sondern Trauergesang. Hat der Sprachforscher Recht, so haben die Etymologen einen gewaltigen Bock geschossen.

Digitized by Google

auch von andern Künstlern, besonders von Malern und Musikern, und gleichwohl ist ihm das öffentliche Urtheil nicht so ungünstig.

In der eigenthümlichen Beschaffenheit der Schauspielkunst und in den besondern Verhältnissen der Schauspieler, als solcher, muß also wohl der Grund aufzusuchen seyn, weshalb ihnen ein allgemeines Vorurtheil entgegensteht.

Der Mime unterscheidet sich von andern Künstlern vor allem dadurch, daß das Mittel seiner Darstellung und Wirksamkeit nicht außer ihm liegt, nicht, wie beim Dichter, blos in den Worten, oder beim Musiker und Maler in den Tönen und Farben: seine eigene Person ist es, durch die und an welcher er seine Kunst ausübt; er selbst ist es, der sich zur Schau hinstellt als ein lebendiges Kunstwerk. Dies kann aber nicht anders geschehen, als indem er seiner individuellen Eigenthümlichkeit sich soviel als möglich entäußert, eine ganz andere Gestalt, ein ganz anderes Wesen annimmt, als ihm von der Natur gegeben ist. Sein höchstes Streben muß immer darauf gerichtet seyn, etwas zu scheinen, was er nicht wirklich ist, die entgegengesetztesten, widersprechendsten Charaktere mit gleicher Wahrheit darzustellen, und sein Ruhm ist um so größer, jemehr er die Kunst versteht, sich selbst auf die mannichfaltigste Weise so zu verwandeln, daß der Zuschauer an seine Individualität wenig oder gar nicht erinnert wird. Sein höchster Triumph ist es, wenn er die wunderbare Fähigkeit und Fertigkeit besitzt, sich in die verschiedenartigsten Charaktere mit solcher Lebendigkeit zu versetzen, daß man sie, wie in der Wirklichkeit lebend, vor sich zu sehen glaubt.

Indem nun aber der mimische Künstler, um ein Kunstwerk hervorzubringen, an sich selbst verwiesen und auf sich beschränkt ist, indem er, um sich als Künstler zu zeigen, sich seiner selbst bedienen muß, erscheint er nothwendiger Weise, seiner ganzen Persönlichkeit nach, blos als Mittel, nicht als Zweck, als ein dienendes, nicht als ein selbständiges Wesen. Seine eigene wahre Existenz ist aufgehoben, an ihm ist kein freier Wille zu erkennen. Es ist in ihn gleichsam ein fremder Geist hineingebannt, dessen Gesetzen er gehorchen muß. Alles ist er genöthigt sich gefallen zu lassen, allem, was er von ihm fordert, muß er sich hingeben, und selbst das Empörendste, Herabwürdigendste, Schmählichste, was ihm zugemuthet wird, muß er, wie ein willenloser Diener, nicht nur geduldig ertragen und hinnehmen, sondern sogar, als wenn er einem Tyrannen, der unbedingt über ihn zu gebieten hätte, zum muthwilligen Spiele diente, allen Mißhandlungen mit einer Art von Freudigkeit und Lust sich unterwerfen — und dies alles öffentlich vor den Augen einer großen Versammlung.

Ein solches Aufopfern der persönlichen Freiheit und Würde, und geschicht es auch zu dem edelsten Kunstzwecke (was nur bei vorzüglichen Dramen der Fall ist, also nicht in der Regel), hat immer für das unmittelbare natürliche Gefühl etwas Anstößiges, ja Verletzendes. Am lebhaftesten empfinden wir dies Anstößige, wenn wir von Schauspielern, welche wir in edlen Rollen zu sehen gewohnt sind, gemeine und verächtliche Charaktere dargestellt sehen, und zumal dann, wenn sie sich zu niedrigen Behandlungen, zu körperlichen Züchtigungen, Schmähworten und dergleichen hingeben müssen; man merkt es auch dem edlern Schauspieler an, wie er sich zu solchen Gemeinheiten ungern herleiht, und wie er sie, sebst auf Kosten der Wahrheit des Spiels, möglichst zu mildern und von sich entfernt zu halten unwillkürlich bemüht ist; so wie dagegen der gemeine Mime solche, seiner Natur entsprechende Rollen nicht nur nicht mildert, sondern sie vielmehr mit wahrer Lust und Liebe durchführt und oft das Gemeine durch Uebertreibung ins Platte und Widrige herabzieht; es ist ihm nicht genug, niedergeworfen zu werden, er wälzt sich noch eine Weile auf dem Boden umher.

Am lebhaftesten empfinden wir das Anstößige dieser Art, wenn es in Frauenzimmerrollen vorkommt; und hieraus ist vielleicht, wenigstens zum Theil, die sonderbare Erscheinung zu erklären, daß ehemals, unter andern in England zu Shakspeare's Zeiten, die Frauenzimmerrollen von Männern gespielt wurden. *) Dies ist auch jetzt noch in Rom der Fall, und Göthe bemerkt, als er dieser Sitte erwähnt: „Manche Scenen, von einem Frauenzimmer vorgestellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck einer unbezwinglichen Kälte, einer süßen Empfindung der Rache, übermüthiger Schadenfreude empören in der unmittelbaren Wahrheit; von einem Manne dargestellt, ist es nicht die lieblose Kälte, der weibliche Uebermuth selbst, was wir sehen; die Vorstellung erinnert nur daran."

Wenn ein solches Verzichtleisten auf selbständige Persönlichkeit, welches immer eine Art von Preisgeben seiner selbst ist, unser Gefühl beleidigt, so wird unser Verstand durch die verschiedenartigsten Gestalten, in welchen dieses geschieht, gewissermaßen irre gemacht. Wir wissen nicht recht, welche Vorstellung wir uns von dem eigentlich machen sollen, den wir bald als einen Helden, bald als eine Mämme oder Prahler, heute als einen Biedermann und morgen als einen Gauner, jetzt als einen feinen Weltmann und dann wieder als einen ungeschlachten Tölpel oder albernen Narren auftreten sehen; und so werden wir unvermerkt zu dem Begriffe eines Gauklers geführt, eines Menschen, dem es mit keinem Dinge wahrhafter Ernst ist, wenn nicht etwa

*) Tieck äußert hierüber in seinem vor 22 Jahren erschienenen Poetischen Journal Folgendes: „den Zuschauern blieb unaufhörlich der Genuß der Nachahmung, sie konnten nie gestört werden, und alle die falsche Delicatesse, die Prüderie, die immer wieder unsittlich wird, fielen von selbst weg. Außerdem aber war der Genuß ein Mißgenuß, statt daß bei uns die Weiber, als Weiber, in Betrachtung kommen, daß sie nach ihren Organen, Kräften, Talenten und Manieren jeden Charakter modeln, um nur zu gefallen, woraus auch entstanden ist, daß bei uns Dichter für diese oder jene Person Rollen und Stücke erfunden haben, um sie in allen Attitüden zu präsentiren und ihr Gelegenheit zu geben, sich, wie ein Instrument unter den Händen eines geschickten Virtuosen, auszuspielen." —

Digitized by Google

bloß mit dem Bestreben, uns seine Geschicklichkeit im Nachahmen der heterogensten Charaktere vor Augen zu stellen und unsern Beifall dafür einzuärnten.

Wir sind sogar geneigt, noch weiter zu gehen und zu glauben, daß die tägliche Erfahrung, wie das, was wir unablässig treiben, uns zur andern Natur wird, auch hier Anwendung finde, und hiernach anzunehmen, daß der, dessen ganze Thätigkeit darauf gerichtet ist, sich mit ganzer Seele in die verschiedenartigsten Charaktere zu versetzen und in allen ihren Bestandtheilen sie an sich selber sichtbar zu machen, über diese Verwandlungsfähigkeit am Ende seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit einbüße und so völlig charakterlos werde. Gewiß ist es wenigstens, daß die Schwierigkeit, zu dem Innern eines Menschen durch den äußerlichen Schein durchzudringen, durch den künstlichen Schein noch vermehrt wird, den wir vom Schauspieler in unserer Vorstellung nicht gänzlich abzuscheiden vermögen, weil wir ihn in demselben, wie in Einem Elemente, leben sehen. Es bleibt von ihm nur ein schwankendes Bild, auf das wir, weil es sich nicht festhalten läßt, mit Mißtrauen hinblicken.

Der Mime gibt sich aber nicht nur selbst Preis zum Behufe seiner Kunst, er kann dieselbe auch nicht durch sich allein ausüben und geltend machen; denn er bleibt immer nur der Theil eines Ganzen, zu dessen Hervorbringung er bloß mitwirkt. Dies macht eine Verbindung Mehrerer nothwendig, und aus diesem nothwendigen Vereine entspringen Verhältnisse, in welchen er noch unfreier und abhängiger erscheint. Es treten nämlich damit strengbindende Verpflichtungen ein, jenen ähnlich, die mit einem öffentlichen Amte verbunden sind, wie z. B. Beobachtung der Anordnungen des Hauses der Gesellschaft, die Verbindlichkeit zu gewissen Leistungen für einen gewissen Sold, wobei so wenig die Wahl der Rollen und der Stücke, als die Zeit des Spieles frei bleibt. Diese Puncte sind es vornehmlich, welche den Begriffen von Freiheit, die sich an die Idee des Künstlers und der Ausübung einer freien Kunst knüpfen, widersprechen und den Schauspieler in Zwangsverhältnissen zeigen, welche man nur bei Verbindungen, die lediglich auf das Nützliche abzwecken, anzutreffen gewohnt ist. Dadurch wird die freie Kunst dem Gewerbe, dem Handwerke verähnlicht; der Gehalt bekommt das Ansehen des Lohns, und das Spiel den Anschein einer bedungenen Arbeit, die schlechterdings contractmäßig geleistet werden muß, mögen nun die Grundsätze und Vorschriften des Obern kunstgemäß seyn oder nicht, mag der Schauspieler zu der Rolle, die ihm übertragen wird, Geschick und Neigung besitzen, und an dem Tage, wo er auftritt, mit Lust und Liebe an sein Geschäft gehen oder nicht.

Ueberdies muß der mimische Künstler noch in seinem Publicum einen Herrn und Gebieter, ja nicht selten mehrere, widersprechende Forderungen machende Gebieter anerkennen, er mag nun wollen oder nicht. Er ist einmal für die Zuschauer da; dies bringt schon sein Begriff mit sich; denn ihnen, und nicht sich selbst oder etwa einer ausgewählten Gesellschaft von Kennern oder Liebhabern stellt er seine Kunst zur Schau. Er muß also das Urtheil der Menge über sich ergehen lassen, und dieses Urtheil darf er nicht geringschätzig aufnehmen, will er anders nicht seine Stelle verscherzen; er muß darauf achten, und sey es auch noch so wenig auf richtige Kunstansichten und wahren Geschmack gegründet; ja er ist zuweilen genöthigt, den Launen und dem Eigensinne des Parterres sich zu fügen und, wider seine bessere Ueberzeugung, um dessen Beifall sich bemühen. Denn der allgemeine Beifall ist es am Ende doch immer, wonach er ringt und worin er den nächsten und besten Lohn für seine Anstrengung findet; er müßte denn, weil er bei einem stehenden Theater seine bürgerliche Existenz völlig gesichert weiß, soweit herabgesunken seyn, daß er seine Kunst nur wie ein Gewerbe, wie ein Tagewerk betrachtet, gegen die Stimme des Publicums ganz gleichgültig geworden ist. In der Wirklichkeit bleibt es immer ein leidiger Trost, so erhaben er sich auch in der Idee ausnimmt, sich mit der Zustimmung weniger befugter Urtheiler zu begnügen. Kann aber auch der Einzelne, trotz der Ungunst der Menge, sich erhalten, etwa durch besondere Protection des Directors, so ist dieser doch in mancher Rücksicht genöthigt, auf die Meinung des großen Publicums zu achten, und dieses Berücksichtigen der allgemeinen Stimme und des Zeitgeschmackes wirkt nothwendig auf den einzelnen Schauspieler zurück. So sieht er sich z. B. gezwungen, in Stücken, die er selbst für schlecht und verwerflich erkennt, unzählig oft eine triviale oder alberne Rolle zu übernehmen, wenn an solchen Stücken das Publicum sich nicht satt sehen kann. Solche Wiederholungen, die, selbst in vorzüglichen Dramen, wenn sie schnell auf einander folgen, Ueberdruß erregen, müssen bei schlechten einen wahren Ekel erzeugen; diesen Ueberdruß und Ekel darf der Schauspieler aber nicht blicken lassen. Und so muß er auch nur zu oft an trefflichen Rollen in ausgezeichneten Dramen den größten Aufwand von Kunst und Fleiß unnütz verschwendet sehen; denn öfters werden die besten Stücke, die in der Regel der Menge nicht zusagen, nur selten oder auch gar nicht wieder gegeben. Kurz, das Verhältniß des Mimen zu den Zuschauern ist kein freies, sicher begründetes und der edlen Kunstfreiheit wenig angemessen, so daß er auch in diesem so wichtigen Verhältnisse in keinem vortheilhaften Licht erscheint.

Diese drei Beschränkungen der Freiheit im mimischen Künstler: das unbedingte Aufopfern und Herleihen seiner Persönlichkeit — das dienende Mitwirken als Theil zu einem Ganzen und die bindende Rücksicht auf den Beifall der Zuschauer sind unstreitig die Hauptpuncte, aus welchem seine, in Vergleich mit andern Künstlern, sehr ungünstige Stellung sich ergibt. Denn was die übrigen, theils wirklich gegründeten, theils nur scheinbaren Fehler und Schwächen betrifft, welchen der Schauspieler, vermöge seines künstlerischen Berufs, vornehmlich ausgesetzt ist, so hat er diese mit andern Künstlern gemein, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß, da er theils mit der bürgerlichen Welt in näherer Verbindung und Beziehung steht, theils einem gesellschaftlichen

Digitized by Google

Vereine zugesellt ist, an ihm diese Fehler und Schwächen sowohl mehr sichtbar werden, als auch sich zu entwickeln mehr Gelegenheit finden, weshalb sie auf die öffentliche Meinung auch einen nicht geringen Einfluß haben. Von der einen Seite sind es besonders die kleinlichen Leidenschaften der Ränkesucht, des Neides, der Eifersucht, des eiteln Stolzes und Eigendünkels, der Lobsucht, und die daraus fließende krankhafte Empfindlichkeit für jeden Tadel, selbst den schonendsten und gegründetsten — und von der andern Seite der Hang zum Leichtsinn, zu sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen, welche eine natürliche, fast nothwendige Folge von dem unaufhörlichen Wechsel von An- und Abspannungen, von den beständigen Aufregungen des Gefühls, der Phantasie u. s. w. sind.

Erwägt man nun alle diese Umstände, welche am Schauspieler die Idee des Künstlers so sehr verdunkeln und trüben, so darf man sich nicht verwundern, daß noch immer wider seinen Stand ein Vorurtheil besteht, ja es wäre zu verwundern, wenn keins bestünde, und es läßt sich nach den Gesetzen behaupten, daß es immerdar bestehen wird, was diesem Stande keineswegs zum Vorwurfe gereicht, sondern nur zu den großen Beschwerden und Aufopferungen mit gehört, die mit demselben als nothwendige Uebel verbunden sind und den Ruhm eines wahrhaft verdienstvollen Schauspielers nur noch erhöhen. Das wahre Verdienst, der wohl gegründete Ruhm, wie ein Schröder, ein Fleck sich erworben, macht alles Vorurtheil verstummen, und dadurch wird seine Echtheit auf das glänzendste bewährt — was ja mehr oder weniger von allen Ständen gilt. 101.

---

## Abendunterhaltungen.

### VIII. und letzte.

(Nr. VII siehe in Nr. 175.)

So still, meine Freundin? nahm der Pfarrer das Wort. Sind Sie doch sonst so beredt, wenn es die Gelegenheit gibt, etwas Lobendes über ein Werk eines Ihrer Lieblingsdichter, über Houwald zu sagen! Beinahe sollte man argwöhnen, der Fürst und der Bürger, (Drama in drei Aufzügen, von Ernst v. Houwald, Leipzig, Göschen) habe Ihnen nicht sonderlich gefallen; etwas Gutes konnten Sie nicht, etwas Uebles wollten Sie nicht davon sagen. Lydia. Sie irren sich, von dem Stück ist viel zu loben, das schöne Gemüth des Dichters durchwärmt und durchfunkelt auch diese Dichtung, es ist reich an lieblichen und erhabenen, an reizend lyrischen Stellen, an gut durchgeführten, die Theilnahme gewinnenden Charakteren; nur die dramatische Erfindung, und überhaupt das, was man theatralische Erfordernisse nennt, läßt manches zu wünschen übrig. Rosalie. Wenn es uns nicht so recht zusagt, wer anders ist Schuld daran, als der Herr Vorleser? Wenn der nicht auf seinem Eigensinn bestanden und den Vorbericht mit gelesen hätte, so wüßten wir auch nicht, daß der Fürst und Bürger zu einer besondern Veranlassung gedichtet worden, und so käm' es uns auch nicht vor, daß die Anspielungen verfehlt seyen. Die Fabel des Dramas ist an sich doch gewiß recht hübsch. Das Liebespaar zeigt sich liebens- und achtungswerth. Roderich (einfallend). Ja der junge Schreiber ist viel besser als die meisten Theaterliebhaber, er achtet nicht Gefahr, nicht Ansehn der Person, die Geliebte aus den Armen des feilen Buben zu reißen, und entflieht nicht feigerweise, sich zu sichern, und den Vater, auf den der Zorn des Landvogts hereinbrechen wird, wenn er, der seine Wuth reizte, nicht mehr zu finden ist, bloszustellen. Oberforstmeister. Der Dietrich ist ein ganzer Kerl, er lamentirt nicht ohne Noth, schlägt tüchtig drein und buhlt nicht um das Mädchen hinter des Vaters Rücken, ob ers gleich nicht zu fassen vermag, warum der Vater sich seiner Neigung widersetzt; denn daß dieser ihn nur prüfen will, daran denkt er nicht. Der Vater Bürgermeister ist aber auch ein rechter Ehrenmann, Herr im Hause, wie bei seinen Bürgern, wie sichs ziemt. Er wahrt ihre Rechte und setzt sich gegen den tyrannischen bedrückenden Landvogt zur Wehre, aber alles fein säuberlich, nicht wie unsre neuesten Demagogen, die das Kind nur zu oft mit dem Bade ausschütten und als Herren wahrscheinlicherweise die schlimmsten Despoten wären. Dietrichs Vater, der Tischlermeister, ist mir zu weinerlich; aber der spitzbübische Wirth, und der grobe und aufgeblasene Häscher sind originell und machen das Stück ein bischen lustig. Franzesko. Der junge Reisende wäre mir doch die interessanteste Gestalt. Er wirft das Geld mit vollen Händen weg, und dennoch entwürdigt er sich durch solche Freigebigkeit zu keinem theatralischen edelmüthigen Helden, einer ganz fatalen Menschenrace. Noch höher ist ihm es jedoch anzurechnen, daß er so kräftig sich der unterdrückten Unschuld annimmt, für den verfolgten Jüngling spricht und handelt, ja mit dem Landvogt einen Zweikampf bestehen will. Rosalie. Das Incognito verleiht diesem verkappten Prinzen Richard den schönsten Reiz. In einer Republik ist ein ordentlicher Roman gar nicht denkbar, denn der kann den gewaltigen Hebel eines Incognitos nun schon gar nicht entbehren. Lydia. Der schönste Zug des ritterlichen Prinzen ist doch seine unerschrockne Selbstvergessenheit, er, der in der Absicht in das fremde Land reist, die Tochter des Herzogs als sein eheliches Gemahl heimzuführen, scheut sich nicht, den Mann, der ihm als Günstling des Fürsten bezeichnet wurde, zur Rechenschaft zu ziehen, ja dem Regenten selbst die Frevelthat zu enthüllen, den verbrecherischen Landvogt zu entlarven, und wenn er auch der schönen Hoffnung seines Lebens deshalb entsagen müßte. Die Scene, wo er die Töchter des vermeinten Landvogts zur Theilnahme an seinem Vorhaben bewegt, ganz leise eine innige Liebe sich in seinem Busen regt, die in Gertruds Herzen das wohllautendste Echo findet, ist eben so poetisch gedacht, als edel und sinnig ausgeführt. Pfarrer. Und der Landvogt, oder vielmehr der verkleidete Landesherr, der seinen treulosen Diener erkannte und entsetzte, ehe man ihn darum mahnte, ist die würdigste, wahrhaft fürstliche Erscheinung, ruhig, gemäßigt, klug das Ganze wie das Einzelne überschauend. Die Unterredung mit dem feurigen, ihn zu Rede ziehenden und zum Zweikampf fordernden Prinzen ist reich an Leben, selbst an dramatischen, und die Rede, womit er die aufrührischen Bürger zur Ruhe verweist und ihre Pflichten ihnen einschärft, ist gewichtig und großartig. — Aber, trotz allen diesen Vorzügen, bin ich ebenfalls der Meinung, zu einem Festspiel bei der Vermählung eines jungen fürstlichen Paares eigne sich das Stück nicht. Die Absetzung des untreuen Staatsdieners, der durch dessen Tyrannei erregte Aufstand kann, wo nicht zu Misdeutungen, doch zu schalem Witz Veranlassung geben. Darum ist es wohlgethan, das Gelegenheitsstück völlig aus dem Gesicht zu verlieren und das Drama blos als eine ohne alle Beziehung geschriebene, mit poetischen Gedanken und Bildern ausgeschmückte, angenehm versificirte, dialogisirte Geschichte zu lesen. 82.

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 182.

8. August 1823.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, in gedrängter Uebersicht, mit Beziehung auf die völlige Veränderung der Denk- und Regierungsweise am Ende desselben, von F. C. Schlosser, Director der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Erste Abtheilung (bis auf den Anfang der französischen Revolution). Heidelberg 1823 bei Mohr.

Die Deutschen, welche sich oft das ernsteste und gründlichste unter den europäischen Völkern nennen, dürfen nicht leugnen, daß in unsern Tagen gar viel geschieht, diesen natürlichen und lobenswürdigen Charakter zu untergraben. Zu der Fluth einheimischer Romane gesellt sich ein Heißhunger nach ausländischen Erzeugnissen ähnlicher Art; grelle Decorationsmalerei gilt für das Höchste der Kunst; ja das Sittenlose und Grundverderbliche wird nicht verschmäht, sofern es mit einigem Talente zusammengebraut ist und abgestumpfte Zungen an die größere Reizbarkeit vergangner Tage erinnert. — Einige, die es umgekehrt und gründlicher machen möchten, wenden sich an die Kritik und gerathen schon in den Jahren der Jugend, wo Begeisterung vorwalten sollte, in ein so kaltes und oberflächliches Verfahren, daß sie und ihre Anhänger bald, wohlgezognen Spalierbäumen vergleichbar, mit dem Gesichte an die Wand ihres leblosen Ideals angebunden werden. Die Bequemsten erheben sich gar nicht bis zu Büchern, ja nicht einmal zu gehefteten Journalen, sondern eilen in die Kuchenladen (diese allerneusten Bibliotheken), um die Unzahl der täglich erscheinenden Flugblätter mit größtem Eifer zu studiren. Wenn sie die süßverhimmelnden mit Schnaps, die bitterhämischen mit Baisers versetzt, hintergeschlungen haben, glauben sie, ihr leiblicher und geistiger Magen sey durch dies Universalmittel einer zweikammerichen Constitution in das schönste Gleichgewicht gesetzt. Ferner bemerken sie, daß jeder Ankauf eines Buchs wie eine directe Steuer zu betrachten, also sehr verdrießlich und möglichst zu umgehen sey, und daß selbst die Bibliotheken- und Leihgroschen weit hinter der literarischen Besteuerung in den Kuchenladen zurückbleiben, die so indirect wirkt, daß ein recht eifriger Leser und Esser gar nichts davon merkt.

Für alle die bezeichneten Sorten von Literaturfreunden mußte ein Buch, wie das vorstehende (wenn sie es überhaupt auf ihren Wegen antreffen könnten), ein Gräuel seyn, denn es ist ernsten Inhalts und — was jetzt fast überall Hauptgrund des Verdammens wird — keiner der wortführenden Parteien zugethan. Ja es wirft diesen den Handschuh hin mit den Worten: der Verfasser findet an der Schriftstellerei über Angelegenheiten, die mit dem Interesse des Tages in Verbindung stehen, kein Vergnügen, sondern ergreift ganz allein darum die Feder, weil er es jetzt für Pflicht jedes Unbefangenen hält, daß auch er seine Stimme neben dem Gebell der einen und dem Geheul der andern Partei erhebe. — Hat denn aber, so hören wir fragen, der im Mittelalter säßhafte Hr. Schlosser die zu solcher Unternehmung erforderlichen Kenntnisse, und wird seine Darstellung, welche, wie man uns sagt, hinter seiner Gelehrsamkeit zurückbleibt, nicht zurückschrecken und das Ziel, Alle aus höherem Standpuncte zu belehren, leicht verfehlen lassen? Zur Antwort: Hr. Schlosser bewähret auch hier den Ruf echter Gelehrsamkeit, welche aus Vielem das Beste und Richtigste auswählt und sich mit den in neueren Zeiten oft so wichtig gehaltenen Klatschgeschichten herauszuputzen verschmäht. Seine Darstellung hat sich ungemein vervollkommnet und läßt uns neben dem gründlichen Forscher, den Mann von Kraft, Eigenthümlichkeit und Charakter sehen, was sich durch rhetorische Künsteleien und Stylübungen nicht erzwingen läßt, und wichtiger ist als der Firniß, mit welchem manche ihre dürftigen Einsichten und Ansichten übertünchen. Daß sich derjenige, welcher eine eigne Ansicht hat und darstellt, von manchem Andern absondern muß, versteht sich von selbst; sofern aber gründliche Forschung vorhergeht, und redliche Gesinnung nicht fehlt, verdient dies Verfahren weit mehr Lob, als falsche Demuth, welche sich lügenhaft anschließt, oder höfliche Vornehmthuerei, welche lästig anlockt.

Die Ehrfurcht vor den Thatsachen, und das Interesse an denselben schwindet in unsern Tagen nur zu sehr, und die Geschichte, diese besonnenste Lehrerin der Menschheit, wird verunstaltet und gemißbraucht, um angebliche Beweise für einseitige Vorurtheile zu geben. Aus höhern Rücksichten dürfe man erweitern und verschweigen, zu so löblichen Zwecken die Dinge anders stellen und beleuchten, bis denn der Wechselbalg in die

Digitized by Google

gestickten und vergoldeten, oder schmutzigen und zerrisse-
nen Uniformen der entgegengesetzten Partien hineinpaßt
und, unter dem Namen geschichtlicher Wahrheit, sündhaf-
ten Krieg beginnt. Willkür wird dann für Freiheit aus-
gegeben, Empörung für edle Begeisterung, Tyrannei
für löbliche Vorsicht, und Kirche und Religion verwan-
deln sich in eine Art von himmlischer Gensdarmerie für
irdische Zwecke. Solchen heillosen Uebeln entgegenzu-
treten, bezweckt Hr. Schlosser. Nicht eine Partei, son-
dern alle sollen durch die Geschichte belehrt werden: Kö-
nige wie Völker, Geistliche wie Laien, Gebildete wie
Ungebildete; sie verschont Niemand, sie thut aber auch
Niemanden Unrecht.

Der Einwand: keinem Geschichtschreiber sey die
Wahrheit ganz unverschleiert geblieben, hat nicht allein
seine völlige Richtigkeit, sondern wir gehen noch weiter
und behaupten: die Forderung, der Geschichtschreiber soll
seine Natur ganz und gar ablegen und, wie man wohl
gesagt hat, rein objectiv darstellen, sey unmöglich, also
auch unverständig. Diese echte Subjectivität hat mit
den eben getadelten Lügereien nichts gemein; sie zeigt
sich vielmehr bei jedem großen Geschichtschreiber so scharf
und bestimmt, daß er ohne diese gar nicht mehr derselbe
bliebe und sein Werk alle eigenthümliche Haltung ver-
löre. Man versuche doch, dem Herodot, Thucydides,
Tacitus das abzustreifen, was sie kenntlich macht; man
verwandle sie in einen bloßen Trichter, durch den die
Thatsachen hindurchlaufen, ohne irgend eine Einwirkung
oder Bildung zu erleiden — und betrachte, was für
die objective, unbedingte Wahrheit und Weisheit gewon-
nen wird! Wir machen also Hrn. Schlosser keinen Vor-
wurf daraus, daß er die Begebenheiten nach einem aus
subjectiven Gründen gewählten Standpuncte darstellt;
wogegen er auch nicht unnatürlich finden kann, daß uns
dies und jenes anders als ihm erscheint. Wir geben
einige Beispiele.

Daß Robert Walpole je wahrhaft glaubte, alles
sey käuflich, ist zu bezweifeln; denn warum hätte er
wohl seine Gegner, die ihn stürzten, nicht erkauft? —
Bei Friedrich Wilhelm I. vermissen wir, neben der schar-
fen Zeichnung seiner Sonderbarkeiten, eine noch bestimm-
tere Hinweisung auf seine großen Verdienste um das In-
nere, welche auch Friedrich II. bereitwillig anerkannte. —
Die Behauptung, Friedrich II. machte seinen Staat zu
einer Maschine, und alle seine Beamten zu bloßen Rä-
dern dieser Maschine und unterdrückte durch seinen
Verstand alle Individualität, Seele und Empfindung, —
bedarf einer Erläuterung und Berichtigung. Wir wol-
len nämlich keineswegs Friedrichs Ueberlegenheit und
deren oft scharfe Anwendung leugnen, oder die unbe-
dingt monarchische Form als die überall beste anpreisen;
allein es ist unbillig, über die Geschichte von Müller
Arnold und einige ähnliche zu vergessen, mit welcher
Kraft und Beharrlichkeit Staatsbeamte aller Art (wie
wir aus dem Studium der Acten wissen) unzählige Male
dem König mit Erfolg Vorstellungen machten, und wie
die Landesbehörden ganz eigentlich das Volk vertraten
und einsichtsvoller und besser vertraten als manche,
nach der Kopf- oder Thalerzahl erwählte Repräsentan-
ten. Der überlegne Verstand des Königs pflanzte sich
fort und wirkte fort in den untern Kreisen; und dennoch
entwickelten sich die eigenthümlichsten Charaktere, unter
denen wir nur Ziethen und Seidlitz nennen wollen, da
die Beamten anderer Kreise minder im Auslande bekannt
sind. Was man verächtlich Maschine nennt, war eine
Einheit von Geist, Muth und Willenskraft; bis auf
den Geringsten hinab liebte und ehrte jeder Preuße
Vaterland und König als ein Einiges, nie zu Tren-
nendes; jeder fühlte sich als lebendigen Theil des Gan-
zen und nicht als Zahn eines Rades, oder als Beutel-
tuch eines Mehlkastens. Wer dies ganz leugnen wollte,
würde in der herrlichen Begeisterung des Jahres 1813
auch nur Verdruß über Einquartierung und Steuerzah-
lung als Haupttriebfeder anerkennen dürfen. Hätte sich
aber das Größte in der Mitte des achtzehnten Jahr-
hunderts wirklich durch eine Maschine vollbringen lassen
(was rein unmöglich ist), so wäre es doch eine Ma-
schine gewesen, die da ging und nicht stockte und zer-
brach, wie die meisten andern europäischen Staatsma-
schinen, denen der wahre spiritus rector mangelte. —
Jetzt würde allerdings Friedrich II. anders, aber immer
wie ein großer König herrschen und sich vor Rückschrit-
ten, wie vor halsbrechenden Sprüngen, gleich sehr in
Acht zu nehmen wissen.

Mit dem strengen Urtheil des Verfs. über die pol-
nische Constitution von 1791 sind wir nicht einverstan-
den. Sie war in allen Puncten antijacobinisch; daher
schalten Jacobiner, wie Mehée, so laut über dieselbe,
während Burke (Werke VI, 244) sagt: in contem-
plating that change, humanity has every thing
to rejoice and to glory in; nothing to be asha-
med, nothing to suffer. Alle gewannen, keiner ver-
lor; ohne Gewaltthat schritt man mit höchster Mäßi-
gung aus der Anarchie zur Ordnung fort, nicht, wie wohl
anderwärts, aus der Ordnung zur Anarchie. Durch
diese unsers Erachtens allein richtige Ansicht, kommt
tragische Würde in das früher regellose polnische Trei-
ben, und wenn fremde Mächte so für die Verfas-
sung von 1791 gewirkt hätten, wie sie dagegen aufttra-
ten, würde die Lehre von heilsamer Einmischung in die
Angelegenheiten fremder Staaten ein glänzendes Bei-
spiel aufzählen können.

Doch genug dieser Bemerkungen, welche nur die
Unparteilichkeit unsers Lobes bekräftigen sollen; zu grö-
ßerer Erweckung der Aufmerksamkeit auf das lehrreiche
Werk theilen wir jetzt noch Folgendes aus demselben mit.

„Die bloße Aufzählung der Verordnungen Pom-
bals zeigt, daß ihn die Idee der Freunde von Consti-
tutionen auf dem Papier und von neuen Organisatio-
nen leitete, nach welchen man nur befehlen darf, um eine
Verfassung, Gemeinsinn, Wohlfahrt, kurz einen Staat und
Bürger zu schaffen, wie man sie sich wünscht. Die Haupt-
ursache der Abneigung Pombals gegen die Jesuiten war
die innige Uebereinstimmung der Grundsätze, nach denen

Digitized by Google

bilde, er und der Orden, handelten, daß nämlich immer und zu jeder Zeit der Zweck die Mittel heilige.“ — „Maria Theresia vergaß allein unter allen Regentinnen neuerer Zeit die Weiblichkeit auch auf dem Throne nicht und verdiente schon dadurch die Unsterblichkeit, daß sie, vermählt und auch nachher als Wittwe, ihrem Geschlechte durch ihren Wandel und dem Throne durch ängstliche Verbindung der Moralität und Religion mit der Staatsklugheit Ehre machte.“ — „Joseph erließ nach dem Tode seiner Mutter Verordnungen auf Verordnungen, machte Veränderungen in allen Fächern und, ohne daran zu denken, daß menschliche Einrichtungen der Zeit folgen, und daß der Gesetzgeber nichts weiter thun kann, als von Jahr zu Jahr und von Jahrhundert zu Jahrhundert in das Alte das Neue einzuschieben, das die Zeit fordert, baute er überall auf einem papiernen Grunde, ward mit Undank belohnt, konnte auch die besten Plane nicht ausführen, und erst die spätere und reifere Zeit beweinte seine Asche und segnete sein Andenken.“ — „Schon aus der Schnelligkeit, wie die Russen aus Barbarei in Ueberbildung hinübergingen, folgt, daß sie dem innern und religiös-bürgerlichen oder ritterlichen Leben von Europa stets fremd blieben, und also der gegenwärtigen Generation von Franzosen, den Kindern der Revolution, verwandt sind, weil auch ihnen, wie diesen, das äußere und sinnliche Leben allein ein Leben, alles andere aber Nichts scheinen muß.“ — „Die berühmtesten französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts kamen darin überein, daß Glauben und Wissen unverträglich sey, daß der Mensch durch sich selbst allein bestehe, und daß alle menschlichen Einrichtungen Schöpfungen seines Verstandes seyen, die er ändere und tausche, wie seine Entwickelung fortschreite.“ — „Der berühmteste Lehrer der Sternkunde dieses Zeitraumes, Lalande, trieb seinen Einfall, daß er in den Himmeln und Wolken keinen Gott erkenne, schon früh bis zur Thorheit, später aber bis zur Narrheit. Viele (deutsche) Fürsten hielten Leute, wie Grimm, um jeden Witz, jede elende Anekdote aus Paris frisch zu erfahren und zu verbreiten, und das gute Volk kleinstädtischer Deutschen ward mit den Brosamen französischer Tafeln gesättigt.“ — „Alle europäischen Reiche hatten auf die Trümmer alter Verfassungen eine unbeschränkte Monarchie gebaut. Dieser Verfassung war der Zeitgeist der letzten Jahrzehnde entgegen, viele Regierungen hatten allen Einfluß desselben ausgeschlossen und die Stimme des Volks nicht gehört; dies führte durch Gegensatz auf demokratische Principien. Geld erschien in jenen Staaten das einzige Bedürfniß, weil man mit Geld die stehenden Heere, die das Ganze in Ordnung halten sollten, bezahlte, mit Geld die besoldeten Diener ans Vaterland knüpfte, mit Geld die Verräther erkaufte und mit Geld den Aufwand unterhielt, der bald Rang und Verdienste überglänzte. So ward Europa endlich, zur großen Schmach der lebenden Generation, dem Gelde oder von Leuten, die es anschaffen können und von seinem Gifte durch und durch verletzt sind, abhängig; es gerieth durch Genußsucht, Egoismus, Handelsgeist, Ueppigkeit, Eleganz des Lebens und Luxusbedürfniß in viel schwerere Ketten, als sie Hierarchie, Ritterschaft und Despotismus, die oft in unsern Tagen allein geschmäht werden, je schmieden können.“

Sollten diese aus dem Zusammenhang gerissenen und abgekürzten Stellen gemißdeutet werden, so schieben wir die Schuld denen zu, welche sich dadurch zu voreiligen Urtheilen verleiten und nicht, wie wir bezweckten, zum Lesen des Ganzen anfeuern ließen. Mit größter Theilnahme sehen wir der Erscheinung des zweiten Bandes entgegen, welcher die Geschichte der französischen Revolution erzählen wird. 115.

---

## Literarische Bemerkungen.

### Büchermacherei.

Diese Kunst wird wohl nirgends fleißiger geübt, als in unserm lieben Vaterlande. Wenn ich den fast 500 Seiten starken Ostermeßkatalog des laufenden Jahres durchblättere, stellt sich mir die deutsche Literatur wie eine große Fabrik dar, in der Alles, was Hände hat, zettelt und kettelt, trennt und zusammensetzt — viel Waare, wenig Werke!

Nach einem Ueberschlag im Groben scheinen gegenwärtig besonders zwei Fabrikstuben in gutem Gange zu seyn. In der einen wird die Wiedergeburt Griechenlands zu Romanen, Gedichten, politischen Pamphletchen und dergleichen zugeschnitten, und in der andern walken die freien und unfreien Uebersetzer den wackern Walter Scott zum Erbarmen zusammen und auseinander.

Zu der ersten Fabrik gehören auch die enthusiastischen Reisen nach Griechenland, welche durch ihr tragisches Ende schon allein zu sentimentalen Romanen werden. Denn die Vernichtung eines freiwilligen Lieutenants- oder Studenten-Enthusiasmus in dem Lande und unter dem Volke, das die Herren Enthusiasten eben befreien und classisch veredeln wollten, ist doch wohl eine höchst tragische Katastrophe. Da wird Einer, der schon in allen deutschen Zeitungen bekannt gemacht hat, daß er Griechenland befreien will, auf der Landreise nach Kalamata von Mainotten — die unglücklicherweise diese Annonce nicht gelesen hatten und ihn, weil er aus Zante kam und in Gesellschaft von Engländern umherstreifte, für nichts weniger als einen Befreier hielten — angefallen und ausgeplündert. Ob nun der Enthusiasmus des Reisenden mit aus dem Felleisen entwendet wurde, oder ob er durch einen Hieb, der seinen Kopf traf, sich betäuben ließ, wird nicht ganz aufgeklärt. Die Wirkung tritt aber schnell ein, und beim folgenden Briefe finden wir die Ueberschriften: Keine Hülfe — Keine Theilnahme — Verwirrung — Kein Ehrgefühl — Verrath unter sich — Der gemeine moreotische Soldat ein Bild der Verworfenheit — Leerer Ruhm ꝛc. ꝛc. und alle diese Beobachtungen und weitumfassenden Ansichten sind die Früchte weniger in Kalamata verlebter Tage, wo damals nur ein Depot der vor Tripolitza beschäftigten Armee stand.

Ein Zweiter erreicht zwar Korinth, und das ist nichts Kleines; denn — Non cuivis homini contingit adire Corinthum. Aber was suchen die Glücklichen in Korinth? Das alte Sprichwort selbst wird verschiedentlich erklärt, und, nach Sotion bei Gellius, soll die berühmte H — Lais durch die hohe Taxe ihrer Liebe ihm den Ursprung gegeben haben. Unser Reisender sucht zwar keine Lais in Korinth, aber

Digitized by Google

eine Regierung, die so anständig, ordentlich und steif seyn soll, so mit Büreaus und Kanzleien verschanzt, so mit allem Staatsbedarf, z. B. Staatsschulden rc. versehn, wie eine deutsche oder doch eine gebildete europäische. Daß die griechischen Minister sich im Volksgedränge stoßen und schieben lassen, gibt dem classisch gelehrten Manne ein großes Aergerniß, und daß sie seinen Bedürfnissen nicht augenblicklich zu Hülfe kommen, überzeugt ihn von ihrer Ohnmacht. Endlich wollen die Leute auch nichts von den Belagerungsplänen des Herrn Doctors wissen, der gar gern die Akropolis von Athen erobern möchte, um auf diesem classischen Boden gestanden zu haben. Dadurch wird nun auch das Kriegesministerium verhaßt und — der Herr Doctor geht nach Hause und schleppt seine Leser in seiner übelgelaunten Gesellschaft mit.

Ein Dritter, der seinen Enthusiasmus schon auf dem Titel seines Reiseromans aushängt, hat ein noch seltsameres Schicksal gehabt. Sein Enthusiasmus steckt nämlich in seinem Lieutenantspatent, und da dieses von den Griechen nicht respectirt wird — so ist es aus mit dem Enthusiasmus.

Da lob' ich mir ein Buch, betitelt: Gustav Feldhams Kreuz- und Querzüge, oder Abenteuer eines Freiwilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog. (Leipzig 1822) Der Verfasser dieses Fabricats ist mit seinem Enthusiasmus in Leipzig geblieben, wo denn keine Gefahr ist, daß er verdurste, verhungre, noch sich erkälte, oder sonst gemißhandelt werde. Während er also in einem Leipziger Keller seinen Enthusiasmus frühstücken läßt, fliegt dieser plötzlich, wie ein Doctor Faust, aus der engen Spelunke heraus und frühstückt zum zweiten Male mit der Heldin Bobeling, deren Schiff ihm unfern der Südspitze von Morea begegnet. Dieses Frühstück schmeckt ihm wahrscheinlich besser als das Leipziger; denn er läßt es sich nun in Griechenland wohlgefallen, tritt in die Reihen der Freiheitshelden, fürchtet sich selbst vor den schwarzäugigen Mädchen nicht, marschirt nach Korinth und nimmt ein Mittagsessen auf der Festung Akrokorinth ein. Eine solche Reise lob' ich mir! — Sie kostet weniger und bringt nicht weniger ein als eine andre, auf welcher der Enthusiasmus seinen Leib, sein Felleisen und sein Lieutenantspatent mit nimmt.

Und nun ein Wort im Ernste. Ist es nicht von der höchsten Unschicklichkeit, den — freilich in dem Endbuchstaben entstellten — Namen eines edlen Jünglings, der seinen nicht in Büchern ausposaunten Enthusiasmus für die Sache der Freiheit, der Menschheit und des Christenthums mit seinem Blute besiegelt hat, so ausgestellt zu sehn vor einem Machwerke der gemeinsten Classe! — —

Lassen wir jetzt Griechenland aus den Augen, wie ein Minister, und wenden uns zu dem reichen Walter Scott. *Poor Scott!* — Welches Honorar eines Edinburger und Londoner Buchhändlers kann dich schadlos halten für die Mißhandlungen, mit denen deutsche Uebersetzer und Bearbeiter deine Werke heimsuchen? Wir haben schon in einer der ersten Nummern unsrer Bemerkungen die Gewissenlosigkeit gerügt, welche deutsche Buchhändler und deutsche Uebersetzungsfabricanten sich gegen dich zu Schulden kommen lassen. Solltest du es wohl glauben, daß neulich ein Paar deutsche Buchhandlungen, welche beide eine Sammlung deiner Romane in neuen Uebersetzungen herausgeben, sich in öffentlichen Blättern darüber gestritten haben, welche von beiden die wohlfeilste Waare lieferte? Trauriges Schicksal der Celebrität! — —

Eben kömmt mir ein Probestück von einer neuen Fabrication aus Scottschem Material zu Gesicht, das ich etwas genauer beschauen will. Es heißt: Rethmund und Mathilda, oder der Verrath. Von Walter Scott. Frei nach dem Englischen und mit Anmerkungen von F. W. Moser. (Merseburg 1823. Zwei Bände in 8.) Ich möchte diesen Titel eine literarische Schmuggelei nennen. Denn bekanntlich liebt unser großes Publicum keine Verse, aber es liebt Scottsche Romane. Da es nun in Deutschland viel mehr Uebersetzer und Bearbeiter aus dem Englischen gibt, als Scotts in Schottland, so kann der eine Scott solch einem Bearbeiterheere nicht genug Arbeit liefern, und daher sucht denn Dieser und Jener, aus Diesem und Jenem von Scott und Nicht-Scott etwas Neues sogenannt Scottisches zu fabriciren. Ein solches Fabricat bekommt dann natürlich auch einen neuen Titel, der das große Romanpublicum, welches kein Buch zweimal liest, anlockt und — hinters Licht führt. Das schadet aber weder dem Uebersetzer, noch dem Verleger, noch dem Leihbibliothekar, und alle wollen doch leben. Von Scott's vortrefflichem Gedicht Rokeby hat Professor Storck eine gelungene metrische Uebersetzung geliefert, die das große Romanpublicum nicht liest, weil sie in Versen ist. Da ist denn im vorigen Jahre ein Herr F. P. C. Richter mit einer freien Bearbeitung des Gedichts zu einem Romane aufgetreten, welcher den Titel führt: Mathilde von Rokeby. Der Name Rokeby verräth aber leider das Geheimniß des Buches und verleidet den Roman dadurch dem gedichtscheuen Publicum. Sehr weislich läßt der neueste Bearbeiter des Scottschen Gedichts nichts von dem Titel und der Form seines Originals merken. Die Poesie ist zum Erbarmen beschnitten und übertüncht worden, und den möchte ich suchen, der, ohne Scott's Rokeby zu kennen, ein Gedicht aus diesem Machwerke, als dessen Grundlage, herausriethe! Es ist bekannt, daß eine charakteristische Schönheit der Scottschen Gedichte in dem Malerischen ihrer Beschreibungen liegt, und daß in ihnen überhaupt die Scenerie und das Costüm zum Nachtheil der Charaktere und der Handlungen und Begebenheiten vorherrschen. Was kann also aus einem Scottschen Gedicht werden, wenn man ihm die poetische Ausführlichkeit seiner Gemälde abstreift? — Nun und nimmermehr ein Scottscher Roman!

Wir brauchen nicht weit zu blättern, um in dem vorliegenden Fabricat einen Beleg für den Mißgriff und die Ungeschicklichkeit der Bearbeitung zu finden. Die ersten beiden Sätze geben ihn schon. Scott's Gedicht beginnt mit einem herrlichen mondbeleuchteten Nachtstück, das den Charakter des Ganzen vorbereitend bezeichnet, wie etwa die Ouvertüre vor einer Oper. —

The Moon is in her summer glow,
But hoarse and high the breezes blow,
And racking o'er her face, the cloud
Varies the tincture of her shroud;
On Barnard's towers, and Tees 's stream
She changes as a guilty dream;
When Conscience, with remorse and fear,
Goads sleeping Fancy 's wild career.
Her light seems now the blush of shame,
Seems now fierce anger's darker flame,
Shifting that shade, to come and go,
Like apprehension's hurried glow;
Then sorrow's livery dims the air,
And dies in darkness, like despair.

Aus diesen und noch einigen der folgenden Verse hat der freie Bearbeiter die prosaische Quintessenz gezogen, welche lautet:

„Es war Mitternacht. Kreischend umschwirrte der Uhu das graue Gemäuer der alten Barnardsburg, einer ehrwürdigen Reliquie grauester Vorzeit; die Wetterfahnen klirrten, und flüchtige Wolken durchsegelten das stille Gebiet des Vollmonds.“

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 183.

9. August 1823.

## Ueber einiges weniger Beachtete im Hamlet.

1. Das tiefsinnigste tragische Epigramm möchte vielleicht der Tod des Polonius seyn. Dem armen, gar zu gern lebenden, halb ehrlichen, halb klugen, witzig thörichten Mann hätte man wohl noch einige Jahre oder Jahrzehnte das lustig ausgeputzte Leben gegönnt. Und er muß nun so plötzlich heraus geschleudert werden, so ganz ohne alle Vorbereitung „in seiner Sünden Maienblüthe," ertappt in dem jämmerlichen Geschäft des Horchens, zu dem er sich noch obendrein gedrängt hatte, um dem phrasenreichen Könige eine neue Lobphrase abzugewinnen. Allein nicht um des armen Polonius allein willen kann hier von einem tragischen Epigramme die Rede seyn; weit mehr um Hamlets willen, dessen kraftreichster Lebensmoment verloren geht, indem er nichts zu Stande bringt als jenen Mord, das fruchtloseste Verbrechen, das nichts als neues Elend erzeugt. Er will den gräuelvollen Usurpator vom Throne stoßen, und jetzt könnte er es, denn er hat (vielleicht zum ersten Mal) seine ganze Kraft beisammen; aber das Geschick treibt einen herben Scherz mit dem unglücklichen Zauderer, und so wendet er die ganze Fülle seiner Jünglingskraft an, um eine — Fliege zu tödten, die er recht gut mit dem Taschentuche hätte abwedeln können. Hamlet fühlt auch gar wohl, was geschehen ist, denn er sinkt nach diesem Momente so tief in sich selbst zusammen, daß er sich fast die Möglichkeit abspricht nun noch zu handeln. Daher ist auch der vierte und fünfte Act der Tragödie fast ganz von der Natur des Epos und des Romans, denn wir sehen fast nur Begebenheiten, Situationen, Charakterblitze und tiefsinnige Bemerkungen, ja es erscheint in diesem entsetzlichen Werke, in welchem fast alle Menschen krank sind, der Todtengräber mit seinem halbschierigen, höchst behaglichen Witze fast wie ein kerngesunder, seltsamer Chorogus, der über Königskronen und Gräber, Galgen und Tollheit, vornehme und nichtvornehme Selbstmörder, Hofspaßmacher und unglückliche Prinzen seine Scherze ausspricht. — Doch der Mann ist zu wichtig, um nur im Vorbeigehen betrachtet zu werden.

2. Mit einem solchen darf aber keine Tragödie schließen, und Gottlob sie schließt auch nicht also, sondern, wie bekannt, tritt der blühende, einfach schöne, wahrhaft gesunde Heldenjüngling Fortinbras ein, der die Todten begräbt und das Leben wieder auf den Thron setzt. Er ist ganz geeignet, die Wunden alle zu heilen die wir hier haben bluten sehn, denn er ist stark und milde, sinnig ernst und doch voll fröhlichen Muthes.

Aber kommt er nicht fast zu spät? Gewiß nicht, denn der höchst besonnene Dichter läßt ihn schon in der ersten Scene des ganzen Werks vor unserer Phantasie erscheinen, und zwar in der Erzählung des Horatio, die gleich auf die erste Erscheinung des Geistes folgt. Näher noch tritt er in den Audienzscenen beim Könige durch das Hin- und Zurückweisen des Voltimand und Cornelius, bis er endlich in der vierten Scene des vierten Acts wirklich, das heißt in Person, erscheint und mit wenigen Worten sich verkündet, denen dann der Hauptmann das Nöthige beifügt. Freilich wenn man alle diese welthistorischen Beziehungen ausläßt und etwa ganz am Schluß nur den Prinzen auftreten läßt, dann ist er nichts weiter als eine interessante Puppe, die weder Todte begraben noch Leben schaffen kann; daran hat aber unser Aller Meister William keinen Theil, und es ist nicht billig, ihn büßen zu lassen, was spätere Bearbeiter verschuldet haben.

3. Vielleicht sollte aber der Prinz mehr reden, und zwar sanft erhebendes und beruhigendes. — Für die Bühne des neunzehnten Jahrhunderts mag das wohl statthaft seyn, besonders da zu fürchten ist, manche vergeßliche Leser und Zuschauer könnten ihn wohl gar halb und halb vergessen haben. Shakspeare beruhigt gewiß gar gern und — das würden selbst seine bittersten Gegner zugeben — wenn es darauf ankommt, die ganze Orgel der Erhebung und Harmonika der Beruhigung ertönen zu lassen, so ist er auch darin Meister. Warum hat er aber diesen Heldenjüngling so wortkarg und fast einsylbig hingestellt? Ich denke, er hat dafür einen höchst vortrefflichen und tiefsinnigen Grund gehabt. Wir werden nämlich bei genauer Ansicht des unermeßlichen Werkes gewahr, daß fast alle Personen desselben an zu großer Wortfülle leiden, und daß eben deshalb bei ihnen das Wort seine schöne heilende Kraft verliert. Soll der Staat gerettet werden und ein neues Leben beginnen, so muß es auch in dieser Hinsicht an-

Digitized by Google

ders werden, und das schlichte einfache Wort wieder seine Kraft gewinnen. Man soll gleich gewahr werden, daß eine solche Zeit erscheinen wird, denn alles was wir in der letzten Scene von Fortinbras sehen, deutet darauf hin. Mit Einem Blicke erfaßt er die Hauptmomente der Begebenheit, und Horatio kann nur durch wenige Worte ergänzen. Seine Seele wird tief ergriffen von dem Anblick der königlichen Leichen, aber er faßt sich schnell, denn es ist nicht Raum in ihm für unmännliche Klagen, er hält dem Hamlet eine kurze, aber von wahrhaftem Gefühl und Phantasie zeugende Leichenrede, er bricht gleichsam aus dem frischen Lorbeerkranze, den er selbst eben errungen hat, einige Blüthen aus und wirft sie auf den Sarg des Todten, der keine Lorbeeren erringen konnte. Er spricht mit ruhiger Kühnheit und Besonnenheit sein wohlgegründetes Recht auf das Reich aus, das jetzt seiner ganzen Königsfamilie beraubt ist, und leitet gewissermaßen auf der Stelle die Huldigung ein, die ihm, dem zukünftigen Könige, gebührt. Dann läßt er rasch die Leichen wegschaffen, damit das Licht des neuen Tages, den er hervorrufen will, sogleich auf ein lebendigeres, fröhlicheres Geschlecht scheinen möge, doch ist er auch nicht übereascht, sondern ordnet selbst die Leichenfeierlichkeit für Hamlet an. Spricht hier nicht deutlich des Dichters und des Prinzen Absicht: die Zeit des Viele-Worte-machens ist vorbei, und es soll hinfort muthig, einfach, besonnen, aber rasch gehandelt werden.

„Auf, laßt die Truppen feuern!" so heißt das letzte Wort des Stücks. Dem Heldenjüngling verlangt nach diesem kriegerischen Hall, in welchem — ich wage es zu behaupten — selbst eine Beruhigung liegt. Die zurückgekehrten Sieger werden das ernste Geschäft mit großem Ernst vollziehen, aber jeder edle Sieger trägt auch eine Fülle von Fröhlichkeit in sich; einer solchen bedarf der kranke Staat, und die wackern Kriegsmänner werden das arme Volk nach und nach damit ausstatten.

4. Die Todtengräberscene zu Anfang des fünften Acts hat wohl von jeher Tausende und wieder Tausende in hohem Grade ergötzt. Mit dem größten Recht, denn wer könnte diesem philosophischen Denker, der sogar das philosophische Denken persiflirt, diesem witzigen Kopfe, der mit dem Witze fast so umgeht, wie mit der Erde, die seine Schaufel zerwirft, Widerstand leisten und sich nicht durch ihn belustigen wollen? Nur bleibe man nicht bei der bloßen Ergötzung stehen, denn es ist, dünkt mich, hier noch eine tieftragische Idee im Hintergrunde.

Mir ist, als sey der ganze Boden jenes großen Weltdramas am Schlusse des vierten Acts nahe daran, zusammen zu brechen, er wankt bei jedem Tritte, und wie aus einem Naphtaboden schlagen hie und da schon Flammen heraus, sobald ein starker Fußtritt ihn berührt. Es ist dahin gekommen, daß Hamlets Wort „die Zeit ist aus den Fugen" vollkommen zur Anschauung wird, und niemand ist vorhanden, der sie wieder in Ordnung zu bringen vermag. (Fortinbras ausgenommen, der aber jetzt noch auf einem Ritterzuge nach Polen begriffen ist.) Der elende Usurpator hat mit dem nicht viel weniger elenden Laertes ein Bündniß gemacht zu neuer Giftmischerei, und beide haben uns höchst merkwürdige Talente gezeigt, diese entsetzliche Kunst ins Große zu treiben. Ein Land, wo so etwas geschieht, ist gewissermaßen ohne König und ohne Regierung, und es starrt gelähmt der Verwesung entgegen. Was kann nun folgen? Mich dünkt, man dürfe gar nichts anders erwarten als eine Kirchhofsscene, und es ist (wie bereits oben bemerkt wurde) erfreulich, einen wahrhaft gesunden Mann unter so vielen bis ins Innerste krankhaften Personen auftreten zu sehen, einen Mann, mit dessen Hypergenialität wir es nicht genau nehmen, und dessen phantastische Unarten wir gleich in Bausch und Bogen vergeben, weil er doch dabei so gesund und ungefährlich ist, und den Muth hat, noch aus dem Grabe heraus selbst über das Grab, so wie über die ganze Welt zu scherzen. In diesen Scenen, mit seinem Gehülfen und späterhin mit Hamlet und Horatio, erscheint dieser kräftige Todtengräber fast wie einer, der im Uebermuth es sich beikommen läßt — auch einmal König seyn zu wollen. In der That versucht er es wenigstens, in diesem Styl zu handeln. Er ordnet für alle Zeit an, nach welchen Grundsätzen der Selbstmord zu beurtheilen sey, erklärt sich selbst und sein Amt für das adligste in der Welt, behandelt den Gehülfen mit leichtem Scherz wie einen Leibeigenen, äußert sich höchst ungenirt über Hamlets Tollheit, und noch ungenirter über die sämmtlichen Bewohner Englands, das, nach seiner übermüthigen Ansicht, gleichfalls zu seinen Füßen liegt; das alles darf der lustig insolente Gesell wagen, lediglich weil er der einzig ganz Gesunde unter so vielen Kranken ist. Freilich muß er sich zurückziehen, als der geputzte König beim Leichenzuge erscheint; aber für drei Scenen ist er doch gewissermaßen König gewesen, und wenn auch mit großem Unrecht; dennoch nicht mit so großem als Claudius, der die Krone vom Sims nahm und in den Schnappsack steckte.

5. Mit nicht geringerer Wahrheit erscheint auch noch im fünften Act des Hamlet der junge Osrik. — Die Zerstörung ist immer siegreicher weiter geschritten, der Boden unter unsern Füßen wankt nicht blos, sondern er sinkt fast schon, man glaubt schon das unterirdische Brausen zu hören, welches dem Erdbeben vorangeht, es ist, als vernehmen wir bereits den Flügelschlag des dunklen Schicksals. Der König und die Königin, Hamlet und Laertes tragen schon, wie Todesgeweihte, das Zeichen des nahen Unterganges an ihrer Stirn; aber — der junge Osrik merkt, wie natürlich, von dem allen gar nichts und kann deshalb des Lesers und des Zuschauers tragische Stimmung durchaus nicht theilen, er weiß von keiner Verwandlung des Geschicks, lebt in den Tagen guter Ordnung, freut sich über den ehrenvollen Auftrag des Königs und erscheint geschniegelt und gebiegelt, geziert und gerührt, lieblich und süßlich vor dem Prinzen. Dieser junge Mann, der das

Digitized by Google

eigene Mißgeschick hat, niemals ein einfaches Wort reden und bei der ungeschminkten Wahrheit bleiben zu können, gereicht dem Zuschauer zu großem Troste, denn er sieht mit Freuden, wie dieser wunderliche Jüngling dem nächtlich gesinnten Prinzen noch die lezte Zuckung des Witzes, Humors und Spottes ablockt. Ich liebe die lebenden Ausrufungen bei den Kritikern nicht, doch mag es diesmal erlaubt seyn zu sagen: Wie so ganz und gar und durchaus wahr! In der dunkelsten Nacht leuchten die Blitze am klarsten, und im höchsten Schmerze hat der Mensch noch Empfänglichkeit für die elektrische Kraft des Witzes, oder — sollte sie sich doch wenigstens erhalten. Selbst der finsterste aller Prinzen hat sich dieses schöne Talent gerettet und lacht zu guter lezt noch einmal über den seltsamen kleinen Kiebitz, der zu früh ausgekrochen ist und noch mit der halben Eierschale auf dem Kopfe herumläuft. Der Ueberreife neckt den Unreifen; aber der Leser soll, wie der Dichter, höher stehen als beide und so doppelten Genuß haben.

6. Nur in der ganzen, vollständigen Reue kann die Kraft zur Umschaffung oder neuen Geburt wohnen; halbe Reue macht die Menschen nur noch ärmer, gelähmter; und in der schauerlichen — Langweiligkeit die sie mit sich führt, entsteht endlich das Aufgeben aller Reue. Auch das hat Shakspeare, der — fast möchte man sagen, alles wußte, — gar wohl gewußt. Erinnern wir uns der ungeheuern Scene, in welcher Hamlet mit dem Aufgebot aller Kraft das Herz der verbrecherischen Mutter in die Presse nimmt, und wie sie betäubt, angstvoll und zerknirscht Besserung verspricht. Welchen Eindruck hinterläßt Hamlets Beredtsamkeit und der Mutter Halb-Reue? Wenn wir sie wiedersehen, ist sie mit dem Könige eben so vertraut, ja vielleicht vertrauter noch als jemals. Sie ist nur noch fester geworden in dem Wahn, daß sie sich gar nicht mehr bessern könne, denn die großen Schwierigkeiten, die eine wahrhafte Besserung haben würde, schrecken sie ab, sie wandelt fort wie bisher, ja schlimmer als bisher, denn sie hat doch einmal mit dem Gedanken der Besserung kokkettirt und ihn dann — als unstatthaft verworfen. Von da ist es nur noch Ein Schritt, überhaupt alle Besserung im Stillen für eine seltsame Ueberschwenglichkeit zu erklären, und wir thun nicht Unrecht, wenn wir glauben, auch dahin würde sie gelangt seyn, wenn ihr nicht ein unvermutheter Tod rasch in den Weg getreten wäre.

Gegen diese Schilderung könnte man vielleicht einwenden: Sie ist doch so mitleidig gegen Ophelien, erzählt so überaus rührend deren Ende, folgt der Leiche und streut Blumen. Weit entfernt, daß dieses gegen unsere Ansicht entscheide, entscheidet es einzig für Shakspeare's ewig wahre Charakterisirung. An einer Frau, wie Gertrude, welche die Liebe des edlen Heldenkönigs in solchem Grade erringen konnte,

> Daß er des Himmels Lüfte nicht zu rauh
> Ihr Antlitz ließ berühren,

eine Liebe, die selbst jezt noch „in der Pein des Fegefeuers" nicht verlöschen konnte, an einer solchen Frau ist viel, sehr viel zu Grunde zu richten, ehe sie als ganz verloren da steht. Wie unter und neben Trümmern eines ehedem schönen Tempels sich noch frisch grünendes Gebüsch und manche Blumen eine Zeitlang erhalten und verstecken oder sogar über dieselben empor ranken können, so auch unter den Trümmern eines Charakters. Und sind denn diese Blumen, mit denen der Dichter das Gemälde der Königin umgibt, von so ganz ausgezeichneter Art? Keineswegs, denn wie sich mit üppiger Sinnlichkeit nicht selten Grausamkeit verbindet, so kann sie sich auch recht wohl in gewissen Fällen und Zeiten mit dem weichsten Mitleiden vereinigen. Wie könnten wir uns also verwundern über Gertrudens Theilnahme an dem herzzerreißenden Jammer der liebenswürdigsten Jungfrau ihres ganzen Hofes? Wohl ist jene Erzählung von dem Tode Opheliens, die der Dichter singend wie eine schöne Meerfei zu Grabe gehen läßt, unendlich rührend; aber was bedeutet das für die Königin? An Sprachkraft und Anmuth in Worten fehlt es ihr nicht, aber daran fehlt es auch fast keiner einzigen Person im ganzen Stücke. Wie bald jedoch der alte kluge Frost des Lebens sich Gertrudens wieder bemächtigt, sehen wir deutlich bei dem lezten Aufzucken von Hamlets Kraft am und im Grabe Opheliens, wo selbst ein Fremder dem Prinzen einen bessern Erfolg gegen den endlos prahlenden Laertes innig würde gewünscht haben. Welch einen Ausspruch thut sie da?

> Dies ist blos Wahnsinn;
> So tobt der Anfall eine Weil' in ihm,
> Doch gleich, geduldig wie das Taubenweibchen,
> Wenn sie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet,
> Senkt seine Ruh die Flügel. (Act 5. Scene 1.)

Das sind sehr kluge Worte, aber im Munde der Mutter und in Beziehung auf den durch sie zu Grunde gerichteten Sohn bezeichnen sie eine Gemüthserkältung, die uns zum Belege dient für das früher über sie Gesagte. Ihr Urtheil ist für die Charakteristik Hamlets sehr wichtig; daß aber sie dasselbe so aussprechen kann, und zwar in einem solchen Momente, ist nicht minder wichtig zur Erklärung ihres eigenen Charakters.

94.

---

Bemerkungen zu Venturinis Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. 16ter Band. Jahr 1819. (Altona, bei Hammerich. 1822.)

Bekanntlich ward dieser Band der Venturinischen Chronik, bald nach seiner Erscheinung, von Seiten der preußischen Regierung verboten. Es ist hier unsere Absicht nicht, die Veranlassung dazu näher zu untersuchen, oder die Aeußerungen des Verfs. über Preußen und dessen Verhältnisse zu berühren. Die folgenden Bemerkungen sollen nur in aller Kürze einige Stellen der Chronik, welche Dänemark betreffen, erläutern oder berichtigen.

S. 662: „Norwegen, der lähmende Dorn, ward seit 1814 aus Dänemarks Fuß gezogen,

Digitized by Google

und in den seines Nachbars (Schwedens) gedrückt." An sich mag es wohl richtig seyn, daß die Verbindung mit Norwegen, unter Umständen wenigstens wie die jetzt obwaltenden, weder für Dänemark noch für Schweden vortheilhaft seyn könne, und daß Dänemark mithin durch die Trennung keinen unmittelbaren Verlust erlitten habe. Gewiß ists aber, daß die Einwohner Norwegens, so wenig als Dänemarks, sich der Trennung auf solche Weise, nach einer so nahen Verbindung von mehr als vierhundert Jahren, erfreut haben. Vielleicht würde es für Norwegen, wie für Schweden und Dänemark, am vortheilhaftesten gewesen seyn, wenn ersteres als ein für sich bestehendes Reich unter selbständiger Regierung in die Reihe der Nationen herausgetreten wäre. Dann würde den beiden andern Nachbarstaaten vieler Grund zum Neid und zu Misverständnissen genommen.

— — — — — — — — — — — —

S. 663. „Die in der Regel trägen Jüten." In der Regel, keinesweges! Ausnahmen von der Regel vielmehr, wenn sich solche Jüten, wie es nach der nie vollkommenen menschlichen Natur wohl sehr wahrscheinlich ist, auch finden sollten. In der Regel aber gehören die Bewohner Jütlands unter die am meisten industriösen im ganzen Dänemark.

S. 664: Es sollten, nach dem Verf., durch den Handel Dänemarks seit dem Versailler Frieden bis 1807 zwey Millionen Species verloren gegangen seyn! Durch den Handel gewiß nicht; dies ist eine offenbare und höchst sonderbare Irrung. Der Handel brachte Millionen ins Land, sondern durch die Stockung des Handels und durch den Ausbruch des Seekrieges im Jahre 1807 verlor Dänemark unbeschreiblich. England bemächtigte sich, unter Versicherungen der freundschaftlichsten Gesinnungen gegen Dänemark, der zahlreichen Handlungsschiffe dieses Staats, die, mit Reichthümern der verschiedenen Welttheile beladen, nach der Heimath steuerten, ehe es für Dänemark auch nur möglich war, Vorkehrungen wider einen solchen kaum geahneten Ueberfall zu treffen. Durch diese Hinwegnahme der Handelsflotte und beinahe des ganzen Vermögens des weit verbreiteten Handels wurde Dänemark ein in der Länge der Zeit noch fühlbarerer Stoß zugebracht, als selbst durch den Verlust der trefflichen Kriegsflotte.

S. 666—667. Von dem Cours der dänischen Zettel, und von dem dänischen Geldwesen überhaupt, ist verschiedenes Unhaltbares berichtet worden, das aber, durch Anleitung der Zeitereignisse, leicht zu berichtigen seyn wird.

S. 668. „Die kostspielige Erhaltung" der verschiedenen Etats wird aber doch weit weniger kostspielig erscheinen, wenn bemerkt wird, daß unter den vielen von dem Verfasser als gagirten Personen erwähnten Hofbeamten 172 Kammerherren, 21 (?) Hofjägermeister (?!!), 214 Kammer-, Hof-, Jagd- und Reitjunker, nur höchstens zehn fest angestellte und gagirte Beamte sind; die übrigen aber, ohne alle Gage, nur mit dem Titel die Würde des dadurch bezeichneten Amts und den Zugang zum Hofe verbinden. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den vielen aufgezählten Geheimen Conferenzräthen, Conferenz- und Etatsräthen; diese sind zusammen anderswo angestellte Beamte oder Privatpersonen und tragen von den gedachten Titeln nur die Ehre davon. Es sind die oben erwähnten Chargen so weit entfernt, dem Staate kostspielig zu seyn, daß sie vielmehr zu den Einkünften desselben beitragen durch Erlegung einer Rangsteuer.

Die S. 671—76 erwähnten „staatsgefährlichen Umtriebe" und tumultuarischen Auftritte waren bei weitem nicht so ausgebreitet, allgemein oder gefährlich, wie sie der Verf. macht. An der Spitze der Umtriebe standen nur Menschen, welchen fast sogar alle bürgerliche Achtung mangelte, und die noch weniger fähig waren, sich durch Talente einen beunruhigenden Einfluß auf die Volksmasse zu verschaffen; dieses ging selbst von ihren sinnlosen Planen und Maßregeln hervor. Tumultuarische Auftritte fanden mittelst jener Umtriebe gar nicht Statt; solche verursachten dagegen die zu eben derselben Zeit auch in Deutschland im Volke herrschenden Gesinnungen des Hasses und der Verfolgung wider die Juden. Mittelst der getroffenen Verfügungen der Polizei litten zwar jene Individuen keinen Verlust, außer an den Fensterscheiben ihrer Wohnungen, welche zu mehreren Malen eingeworfen wurden; die Erbitterung gegen die jüdischen Einwohner der Hauptstadt (denn außerhalb derselben, in den Provinz-Städten, fanden nur wenige, sehr bald beseitigte Auftritte dieser Art Statt) ging aber doch so weit, daß man selbst auf der Bühne eine Zeitlang keine Schauspiele zu geben wagte, worin jüdische Personen auftraten.

115.

## Literarische Nachrichten.

Unter den jüngern Dichtern Italiens zeichnet sich David Bertoletti, Herausgeber einer Zeitschrift, Il Racoglitore, aus. Er zog zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit durch eine Ode auf die Geburt des Königs von Rom auf sich. Als Chateaubriand 1814 in einer Flugschrift dem gefallenen Napoleon vorwarf, er sey kein Franzose, sondern in Italien, dem Lande der Verbrecher, geboren, vertheidigte Bertoletti sein Vaterland und wies in einer Epistel an den wortprunkenden Viscomte die unwürdige Anklage mit beredtem Unwillen zurück. In den letzten Jahren hat er mehrere Romane Walter Scott's geistreich und treu ins Italienische übersetzt, und neuerlich hat er, durch sein Vorbild angeregt, einen Gegenstand aus der Geschichte seines Vaterlands zum Stoff eines historischen Romans gemacht. Es ist der Einfall der Ungern in Italien im zehnten Jahrhundert. La Calata degli Ungeri in Italia nel 900. Romanzo storicho heißt das Buch, das jedoch mehr den gewöhnlichen historischen Romanen als den Scottischen gleicht. Der Styl ist glänzend; man findet beredte Beschreibungen, viel Gefühl, wiewohl zuweilen überladene Wahrscheinlichkeit in der Anlage der Erzählung, aber man vermißt das plastische Leben in den Charakterschilderungen, die Treue in der Darstellung entfernter Zeiten, die Wahrheit und Lebendigkeit in Dialog und Handlung, wodurch sein Vorbild so unnachahmlich ist.

In London ist unlängst eine Sammlung der in verschiedenen Grafschaften bei öffentlichen Versammlungen gehaltenen Reden (A Selection of Speeches delivered at several County Meetings in the years 1820 and 1821) erschienen, die ein höchst wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Volksstimmung ist und ausgezeichnete Proben der Beredtsamkeit enthält. Es werden hier Reden aus vierzehn Grafschaften mitgetheilt, und unter den Rednern findet man den Herzog von Bedford, Devonshire, Portland, Marquis Landsdown, die Lords Grey, Caernarvon, Ellenborough, Holland, Russel, den Baronet Francis Burdett, die bekannten Mitglieder des Unterhauses Bennet, Hobhouse, Ricardo, und den Bischof Marsh. Die Gegenstände der Verhandlungen betreffen hauptsächlich den Proceß gegen die Königin, die Drangsale des Landes und die Parlamentsreform. Unter den Reden zeichnet sich besonders Greys Philippika in der Versammlung der Grafschaft Northumberland aus. Man erwartet die jährliche Fortsetzung dieser Sammlung.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 184.

11. August 1823.

## Geist und Buchstabe.

Schroffe Gegensätze in Zeiten der Erneuerung sind nur Geburtswehen. Alle Zeit richtet sich selbst durch ihre Wandelbarkeit und Folge — die Weltgeschichte ist das Weltgericht, wie der Dichter sagt. Wer aber den Willen Gottes thut, bleibet in Ewigkeit, setzt die heilige Schrift hinzu. Auch die Gegenwart hat und fördert die schroffsten Gegensätze, und zwar recht von Haus aus. Auch und gerade in der Tiefe giert es am meisten — in der Religion, oder dem Gottesthume. Seit dem das Gericht über unsere nächst verflossene Zeit ergangen ist und noch ergeht, ist der Blick der Menschheit von dem Schutt und den Trümmern eingesunkener vermeinter Herrlichkeit aufwärts zu dem Unvergänglichen erhoben worden, zu dem auf Tabor. Aber sonderbar, man möchte sagen traurig genug, wenn nicht kindisch, streiten sich die Aufwärtsblickenden mehr um die Ansicht und das Schauen, als das Gesehene und Geschaute, mehr um das Auge, als um den Gegenstand. Einige Sehnsüchtige, von dem lange umwölkten, aus dem Gesichte verlornen Eden ergriffen und geblendet, nennen ihr Sehen sowohl, als das Gesehene, Glauben, und weil sie entweder ihr Auge nicht wacker genug fühlen, oder auch ein Wölkchen von Zeit zu Zeit noch über den Gegenstand hinläuft, so trauen sie ihrem Auge überhaupt nicht, sondern fragen lieber den ferner stehenden Mitschauenden um Kunde und brechen nun in Bewunderungs Ach und O über die Herrlichkeit des Gegenstandes und in ein Gewinsel über ihre Blindheit und Kurzsichtigkeit aus, durch deren geflissentliche Steigerung sie jedoch wieder den lichten Sonnenglanz nur mehr zu heben wähnen, aber auch ihr Verdienst. Und freilich ist es ein Wunder der Wunder, ohne Auge zu sehen! und das Sprichwort, allzuscharf macht schartig, warnt, daß man die Saiten nicht zu hoch spanne! Werden sie denn etwa freundlich erinnert, daß ihr Auge und ihre Sehkraft doch auch Gottes Gabe und durch seinen allweisen, allgütigen Schluß eben auch sonnenhaft sey, damit sie das Licht erblicken, so geben sie wieder an, die Gnade sey eben um so größer und wunderbarer, da sie ja wie wahnsinnig ihr Auge selbst zerstört haben, was aber im Grunde doch eben nichts thue, weil es ja immer zum Preise des Höchsten gereiche, wenn sie, auf ihre Blindheit stolz, doch die Fülle der Gnaden sehen. Solchen nun sind die Andern ein Gräuel, die, dankbar und herzfroh der ihnen verliehenen Sehkraft pflegend, sie brauchen und nun mit kindlicher Freude liebend in dem ihnen verschlossenen Eden verweilen, sich darin angeheimelt fühlen, darin umherwandeln und anhalten und forschen und ihr Entzücken sich überall spiegeln, ja vergeistigen, verklären sehen, bis sie, immer seliger und ihrer Seligkeit gewisser, auch Rede darüber stehen mögen und können. Das sey, sagen jene, Wissensdünkel und Vermessenheit, Frechheit der Vernunft, dieser blödsinnigen, die gar keine Stimme habe in Glaubenssachen, und die sie deßhalb im Misverstande der Zeiten und der Lehre lästern, wie wohl sie an und für sich eine Gabe Gottes ist.

Hiemit sind dem Aufmerksamen einige Züge der Zeit in ihrem Bezug auf die Religion entworfen; denn wer wollte, oder könnte das Bild ganz ausmalen, dessen Gruppen als Supranaturalisten und Rationalisten spottnamig bezeichnet worden sind? Man erlaube uns nur zuförderst, bis sich etwa Näheres ergeben möchte, diese Gegensätze nur als Bewußtlosigkeit und Bewußtheit, Unbegreiflichkeit und Begreiflichkeit, Starres und Lebendiges, Buchstabe und Geist zu fixiren, als welche sie dem Beobachter sich allerdings darbieten. Dies kann man aber auch darum, unseres Bedenkens, unbedenklich erlauben, da die auf diesem Gebiete so immer und immer wiederkehrenden Worte Glaube, Vernunft, Wissen, Offenbarung so weitschichtig und vieldeutig sind, daß sie nach Belieben verengt, oder erweitert und somit zum Versteck gebraucht werden, falls nicht genau darauf geachtet wird; weßhalb denn auch einige Seher auf diesem Felde sie lieber mit bestimmteren vertauscht und vermieden haben.

Solche und ähnliche Gedanken nun drängen sich jedem auf, der die Zeit in ihren Bewegungen unbefangen beobachtet. Wie viel mehr aber, wenn zu gleicher Zeit zwei Schriften erscheinen, wie die des tiefgemüthvollen Steffens von der falschen Theologie und dem wahren Glauben! Eine Stimme aus der Gemeinde, Bresl. 1823 und eines Ungenannten, der sich aber zu nennen bereit ist, Christus und die Weltgeschichte, oder Sokrates und die

Wissenschaft. Bruchstück einer Theodicee der Wirklichkeit, oder Stimmen eines Predigers in der Wüste. Heidelb. 1823. Beiden ist es, wie sich bei edlen Naturen von selbst versteht, um das Heilige, wie es die Weltgeschichte im Christenthum offenbart, zu thun. Aber dem Ungenannten ist Glaube der sichere feste Ausgangspunct, das Festhalten an der Idee des Ewigen, das am Ende seiner selbst gewiß und Wissen wird, ein Anfang, der sich in sein Ende schlingt, der, alles Hemmende besiegend, immer neu und alt in sich selbst sich zusammenfassend zurückkehrt, wenn Steffens dagegen die Gesammtwelt, als Geist und Natur, wie Anorganisches der Glaubenswelt als Organischem entgegensetzt, Glauben als die unbedingte, blinde, wahllose Hingabe an die Wunderwelt und ihre Offenbarung in der Schrift, als dem Wissen absolut unzugänglich, dann wieder als erneuertes Leben ansieht — so weit nämlich seine Ansicht aus dem Ganzen und aus sich selbst aufgefaßt werden kann, indem dies Ganze freilich die schneidendsten und herbsten Widersprüche enthält, so daß die erste Hälfte verneint, was die andere bejaht und umgekehrt. Denn die gleich anfangs axiomatisch fixirte unübersteigliche Kluft wird ja doch auch durch Erkenntniß ausgemittelt, ja wohl im Fortgange unvermittelt, und es scheint mehr um Rettung des Wunderbaren, Unbegreiflichen zu thun, wiefern solches postulirt wird, um jene leidentliche Hingabe zu begründen, mithin um ein unnöthiges Nestelknüpfen zu thun. Der Ungenannte polemisirt gegen das gemeine Bewußtseyn, gegen den sogenannten gesunden Menschenverstand, d. i. den natürlichen Menschen, der nichts vernimmt vom Geiste Gottes, mit den scharfen Waffen des dialektischen Selbstbewußtseyns, wie solche ihm die im Lichte des Christenthums angeschaute Weltgeschichte und die trefflichen tiefen Geister auch unsrer und der nächstvergangenen Zeit, ja der edle Steffens selbst unter ihnen, in die Hand geben. Dieser aber tritt zunächst gegen den Mann auf, von welchem er in der Vorrede seiner Grundzüge der philos. Naturwissensch. (Berl. 1806 S. xxii), beinah wie jetzt von Scheibel, sagte: Einem ward es vergönnt, in dem sich selbst wieder gegebenen Gemüthe die Formen des Menschlichen in reine Eigenthümlichkeit zu fassen, alle trübende Beziehungen zu zerstören, auf jedem Puncte des geschichtlichen und bewußten Daseyns alles Aeußere, Verunreinigende mit sicherer Hand zu sondern, daß das sorgfältig Getrennte nur mit sich selbst vereinigt sey und mit dem Ganzen dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerstören und die ewige Liebe des Gemüthes und der Natur, die Religion, kund zu thun. — Als diesen nenne ich Schleiermacher. Seine Bestrebungen mögen wir uns eigen machen; denn nur dem gereinigten Gemüthe ergibt sich die göttliche Natur! Wie nun? So wären also wohl Beide, Steffens nach Herausgabe der angeführten Grundzüge, und Schleiermacher mit seinem Christlichen Glauben nach den Grundsätzen der evangel. Kirche im Zusammenhange dargestellt, Berl. 1821 und 1822; anders Sinnes geworden? Von Schleiermacher läßt sich dies, so weit sein Wirken und Lehren, sein Darstellen und Erkennen vorliegt, seit seinen Reden über die Religion bis auf das genannte letzte Werk nicht mit Grunde behaupten. Vielmehr ist er immer freudiger gewachsen, immer heimischer und klärer geworden in der Welt des Geistes, in dem Göttlichen, wovon er ausging, worin auch sein äußeres Leben aufzugehen strebte und bestimmt war. Steffens religiöse Gemüthlichkeit, wie sie in seiner frühesten Jugend durch zarte Weiblichkeit seiner frommen Mutter genährt und gepflegt ward, wendete sich vorzüglich der Naturwissenschaft zu, nahm aber seit dem letzten Befreiungskriege eine entschiedene Richtung nach dem Staatischen und Religiösen. Nun maßen wir uns nicht etwa an, zwischen beiden Trefflichen den Schiedsrichter zu machen. Sie werden ihre Sache von selbst führen, und uns scheint in Schleiermachers Werke die Apologie gegen Steffens, so weit es deren bedurfte, sogar schon voraus genommen. Eben so wenig wollen wir die scheinbare Inconsequenz lieblos rügen; denn Bildung ist Fortschritt und Umweg ist darum noch nicht Abweg, ja selbst den Abweg lenkt der Höhere doch zum Ziele, und Irrthum ist, wie Schleiermacher sagt, immer nur an der Wahrheit.

Aber diese Richtung unseres Steffens selbst, diese Bahn, die er namentlich in seinem letzten Werke beschreibt, genauer zu verfolgen, muß wohl erlaubt seyn, um so mehr, da sie eine Richtung der Zeit vertritt und ausspricht, welcher eine andere entgegensteht, wie sie in der Schrift des Ungenannten sich ausgesprochen. Beide verhalten sich zu einander, wie alte und neue Zeit, wie Traum und Wachen, Nacht- und Tagleben, worüber wir der Kürze halber an Wagners Rel. Wiss., Kunst und Staat, und Kiesers Tellurismus verweisen. Da jedoch beide, wie gesagt, dasselbe Ziel haben, so müssen auch ihre Richtungen dort doch zusammenfallen.

So viel wird wohl zuvörderst jeder zugeben, daß das Christenthum Liebe, Leben aus Gott und in Gott, Verklärung, oder Vergeistigung des Irdischen, Beziehung und Aufnahme des letztern, als des Abweichenden und Werdenden, in das Ewige, sey, dessen persönlicher Ausdruck Christus. Dasselbe, nur von andern Seiten und Standpuncten aus, sagen die Ausdrücke, Erlösung, Bekehrung, Heiligung, Gnade, je nachdem man mehr die Spannung zwischen Vernunft und Organisation, oder ihre Aufhebung berücksichtigt. Glaube nennen wir das Seyn und Walten im Ewigen, das Durchdrungenseyn des Lebens von ihm. Was ist aber Wissenschaft in ihrer Gesammtheit anders als Offenbarung des Geistes, als Idee? Liebe zum Göttlichen und Unsichtbaren? Sind nicht Glaube und Liebe schon sprachlich verwandt?

Dem zufolge ist nun die Beseitigung des hierin Hemmenden, Störenden, es sey dies im Wissen, oder im Handeln, welche beide im Glauben nicht getrennt sind, ein sonderbares und kritisches Geschäft, welches füglich ohne Verstand, Vernunft und Wissen, das sich selbst allseitig durchdrungen, nicht abgethan werden kann.

Das Ergebniß kann und muß dann kein anderes seyn, als Wiedergeburt, Rückkehr und Wiederaufnahme in das Ewige. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Wäre denn aber ein Geschäft, wie dies, lediglich ein Streben nach einem, in sich gegründeten System? Dann freilich wäre es auch ein blos formelles, eine Befangenheit in Papier und Pergament. Aber ist denn das wahre Wissen nicht eben mehr? nicht eine sich klar gewordene That und Welt? Ists nicht der Geist, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist? 1 Joh. 5, 6. Sind wir nach Gottes Ebenbilde geschaffen, so muß auch eine Schöpfung, eine Welt des Göttlichen seyn; und haben wir sie verloren, sind wir aus ihr gefallen, wodurch es auch immer sey — durch wahres, allseitiges Wissen sind wir es gewiß nicht, wohl aber durch das einseitige und trügerische Zeitliche, — die Weisheit von dieser Welt, die irdische Wahrheit, die keine ist, so müssen wir auch wieder zu ihr vor- oder zurückdrängen, das Ende muß seyn wie der Anfang. Die dazwischen fallenden Bewegungen und Strebungen müssen nur Wandelungen und Wiederanknüpfungspuncte, nur das Werden jener Welt seyn, die sich und uns trägt und uns durchaus *nicht entlassen* kann, weil sie ja die *Welt der Liebe*, weil sie die Welt des Geistes, *weil sie Alles ist*. Ist sie ein Geheimniß, wohl uns, daß sie uns in Christo und durch ihn offenbar geworden! Ist seine Geschichte und Lehre ein Wunder — und sie ist es allerdings, ist das größte, was je seyn kann κατ᾽ ἐξοχήν — wird sie etwa durch Verflüchtigungs- und Vergasungsversuche mit ihr einer Seits, so wie andrer Seits durch den Niederschlag des Menschengeistes aus ihr etwas Höheres? Wie sollten wir nicht lieber binden, als scheiden? nicht lieber klären, als trüben? lieber haben, als hoffen? nicht lieber versöhnen, als entzweien? und, stehet anders das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft (1 Kor. 4, 20.), warum wollen wir nicht diese Kraft brauchen, üben, erfahren? Das leere, elegische, weibische, zionswächterliche Klagen über unsern Fall und Verderbtheit thuts allein nicht, sondern wer den Willen des Vaters thut und, wie Luther sagt, in seine Hände schaut, in die Gott auch allerlei Kunst und Kraft gelegt, der ist ihm angenehm, und erkennt, daß die Lehre aus Gott ist. Darum gewiß ist in unserer Zeit der Zug der Mannhaftigkeit, das Wissen der edelste, vorwaltende, ächt protestantische, vor welchem nur das Weibische desto mehr zurückweicht. Wunder erwarten, sagt unser Steffens S. 204 selbst, ist immer Schwäche des Verstandes, keineswegs Stärke des Glaubens! Christus selbst trat in einer Umgebung von Wahn, Irrthum und grober Täuschung hervor, ohne ihnen anheimzufallen; denn er war eben die Wahrheit, der Weg und das Leben. Aber auch Er mußte leiden und kämpfen, um zur Herrlichkeit einzugehen, zum Vater zurückzugehen.

Ob und wie nun eine solche, auch wissenschaftlich sich rechtfertigende Auffassung des Christenthums gnostische Theologie mit Recht genannt werden könne, oder ob sie damit geächtet sey, möchten wir doch eben so bezweifeln, als daß damit Christus zu einer mythischen Person gemacht werde. Die Mythenwelt ist in ihrer embryonischen Natur nur Andeutung, Ahndung, Dämmerung dessen, was in Christo Tag der Weltgeschichte, Fülle und Gewißheit ward. Eben Er, das Wort, der Erwartete, ward Fleisch, damit das Geheimniß offenbar und mit ihm die Herrlichkeit des Vaters. Er leuchtet also rückwärts und vorwärts, und ist der Puls aller Geschichte. Damit aber, daß er als ewiges Leben und immanente Kraft anerkannt wird, wird er doch nicht in die Welt der Einbildungskraft versetzt, seine Persönlichkeit nicht aufgehoben — woran beiläufig Schleiermacher gerade alles knüpft (s. Chstl. Gl. 1, 80). Ja selbst, angenommen, daß die begeisterten Jünger den so liebevoll verehrten Göttlichen mit allem Zauber der Vorwelt umkleidet hätten, so wäre dies ja noch kein Betrug, am allerwenigsten eine absichtliche Täuschung. Sie anerkennen in ihm den Anfänger und Vollender der Zeit und des Glaubens und so häufen sie, was Zeit und Glaube bieten, auf ihn zusammen. Aber der Liebende, der den Gegenstand seiner Liebe, ja die Liebe selbst, erhebend schmückt, ist darum doch kein Betrüger. Gesetzt, aber nicht zugegeben, dies wäre Selbstsucht oder Irrthum, wären sie denn nicht, kraft des Christenthums, dafür zu erkennen und zu verbannen? Und stände etwa zu fürchten, daß nach dieser Scheidung nichts bliebe? So wenig wäre das Christenthum, daß es nicht einmal eine kindlich gebotene, oder versuchte Fassung duldete? die Liebe nicht die Huldigung der Liebe? So spröde wär' es? oder nur durch diese Sprödigkeit? diese Sprödigkeit selbst? O nein! das Reich Gottes stehet in Kraft. Hiemit wird Christus keinesweges aus der Geschichte herausgerissen, was doch wohl überhaupt einer Ansicht nicht möglich wäre. Liegen doch überall die Uranfänge jedes Großen, jedes Genius ihm selbst und Andern im Dunkeln und Außerzeitlichen, und der Baum wird an seinen Früchten erkannt. So ist es auch mit dem Größten, den die Welt sah, ergangen und die Ideen von einer Zeugung und Empfängniß im heiligen Geist, einer Geburt durch eine reine Jungfrau u. s. w., sind eben so wundertief, wie die uns umgebende Natur in ihrer Kraft selbst und sprechen die außerordentliche Abkunft symbolisch aus, daß sie alle materielle Begreiflichkeit gleich abweisen und ausschließen. Um so weniger aber bedarf es gerade einer wundersüchtigen, köhlergläubigen Verblüffung, den zu erhöhen, der über alle erhaben ist, noch wird damit etwas gewonnen. Doch wir sollen zum Glauben gezwungen werden durch Darstellungen, wünscht uns die Gutmüthigkeit. Aber wenn nun noch dazu die gewisse Ueberzeugung durch klare Einsicht möglich wäre, so möchte dabei doch zu bedenken seyn, daß Eines sich nicht für Alle schickt, um so mehr, da wir freie Kinder Gottes sind, bei welchen es, doch nicht unbedingt, solches Zwanges bedarf, da die Gnade, aus welcher wir selig werden, einen viel stärkern und sicherern Drang und Zug kennt. Oder soll etwa auch

das Verdienst Christi und die Gnade sich erst recht an dieser unsrer knechtischen Verworfenheit erheben? Ein Gnaden- und Genesungsmittel wird doch durch Wahrnehmung und Erkenntniß nicht verändert, noch der Erkennende und Wahrnehmende schlechter?

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ist Walter Scott der Verfasser der ihm zugeschriebenen Romane?

Diese Frage beantwortete ein in Paris sich aufhaltender Engländer mit „Nein“. „Wenn es darauf ankommt, den unter Walter Scott's Namen in Frankreich übersetzten Romanen und ihrem Verfasser meine Bewunderung zu zollen, schreibt er an die Redaction des Merkurs vom 19ten Jahrh. unterm 21sten Junius, so bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden. Es handelt sich hier nur darum, welchem Verfasser der Ruhm gehört, den kein Mensch den Werken streitig macht, was hier ein wichtiger Umstand ist und da herrscht in England mit jedem Tage mehr und mehr folgende Meinung. Ein Mann von außerordentlicher Kenntniß, originellem und glänzendem Scharfsinn und jener Bescheidenheit, die man in Schottland sehr häufig, in andern Ländern sehr selten findet; einer von den Männern, die nur darauf ausgehen, sich zu unterrichten, zu beobachten, ohne daran zu denken, von ihren Arbeiten einigen Ruhm zu erndten, ist seit langer Zeit mit Walter Scott in den vertrautesten Verhältnissen. Er hat ihm seinen Geschmack für schottische Alterthümer mitgetheilt, die er aufs genaueste kennt, und der glänzende, gewandte Sänger des Fräuleins vom See verdankt ihm zum großen Theile seine Begeisterung, die Farben, mit welchen er seine Gemälde geschmückt hat. Dem sey, wie ihm wolle, auch Walter Scott hat seiner Seits über Englands und Schottlands Eigenthümlichkeiten und Sagen mit dem besten Erfolge Nachforschungen angestellt. Der Name von Scotts Freund ist Greenfield. Es geht ihm die Gabe ab, in Versen zu schreiben. Statt des romantischen Gedichts wählte er die Form des Romans, um Sitten zu schildern und die ihm bekannten Orte zu beschreiben. Unglücklicherweise befindet er sich in einem Verhältniß, das ihn abhält, seine Arbeiten unter eignem Namen herauszugeben. Es könnte ihm dies den größten Nachtheil bringen. Bei untadelhaften Sitten, sagt man für gewiß, ist er das Opfer von einer ärgerlichen in Schottland so gewöhnlichen Beschuldigung, von Elenden, die auf die Schande, selbst auf das Leben speculiren und ihre Kinder zu den vornehmsten Zeugen von Anklagen machen, welche ihnen nur zuviel eintragen. Walter Scott nahm es auf sich, den ersten Roman bei einem Buchhändler unterzubringen. Es war, denk' ich, der Waverley. Das Publicum hielt ihn für den Verfasser und diese Meinung trug zu der Aufnahme, die er fand, viel bei. Als nach und nach die andern Romane erschienen, dachten der Verfasser, sein Freund und der Buchhändler besonders gleich wenig, den Irrthum, der mit jedem Tage vortheilhafter wurde, zu berichtigen. Demungeachtet erscheinen diese Romane fortwährend ohne Namen des Verfassers.“

Die französischen (und eben so auch die deutschen) Buchhändler waren Augenzeugen des Ruhms, den der Name des Dichters diesen Romanen gab. Sie ließen nun die Gedichte von jenem und diese unter einem und demselben Namen erscheinen, und so ist Walter Scott, besonders in Frankreich (auch in Deutschland), zum Ruf eines Schriftstellers gekommen, der weit größer ist, als ihm seine bezaubernden Gedichte an sich allein erworben haben würden. Allein es scheint demungeachtet ausgemacht, daß der ganze Antheil, den er an den ihm zugeschriebenen Romanen hat, nur in den eingemischten Romanzen oder andern Gedichten, in mehrern der allerliebsten, den Inhalt der Capitel bezeichnenden Versen, die mit so viel Glück im Style alter englischer Dichter geschrieben sind, und den Einleitungen besteht, die gerade nicht zu dem Besten gehören, was sich in den Romanen vorfindet. (Die frühern besten deutschen Uebersetzer, Lindau, Methusalem Müller, fühlten das und ließen darum dieselben weg oder verkürzten sie. Man sehe z. B. Ivanhoe von Müller, den schwarzen Zwerg von Lindau, 1ste Aufl. u. s. w.) In diesen Einleitungen würde ich, bei genauerer Untersuchung, wäre sie für diesen Brief nicht zu lang, leicht den Beweis des Gesagten in manchen Stellen finden, wo der vermeinte Verfasser sich mit jemand in Verbindung zu setzen sucht, der der wahre ist, und dem er einen besondern Charakter, eine besondere Gestalt verleiht.“

Am Schlusse versichert der Engländer, Walter Scott werde nächstens in einer Abhandlung des Edinburger Review selbst untersuchen, ob er der Verf. der ihm zugeschriebenen Romane sey. Wenn sie erscheint, soll sie unser Blatt sogleich mittheilen.

## Der Canalbau in Nordamerica.

Nächst England ist Nordamerica der einzige Staat, wo für die Verbindung im Innern das Meiste geschieht. 1817 wieß die Regierung Nordamericas bedeutende Summen zum Canalbau an. Der Champlain- und Eriesee sollten mit einander verbunden werden. Im Julius begann die Arbeit und am 21sten October 1819 wurde das Wasser eingelassen. Am 22sten segelte das erste Schiff darauf, indem er bis Utica fertig war. Im folgenden Jahr hatte sich schon ein Strich von 96 Meilen (engl.) gebildet und der Zoll trug weit über 5000 Dollars ein. Im Jahr 1824 soll der Champlainsee mittelst des Eriesees mit dem Hudsonsflusse in Verbindung stehen, wozu denn, um 425 engl. Meilen durchzustechen, sieben Jahre nöthig gewesen wären. Diese Canäle haben 40 Fuß Oberfläche, 28 Fuß Breite in der Tiefe und vier Fuß Tiefe. Sie tragen Fahrzeuge von 40—100 Tonnen, welche in der Stunde fünf Meilen machen. Zwischen Utica und Montezuma gehen über den vollendeten Theil des Canals bereits 100 schöne Brücken, 50 Straßen treffen über ihm zusammen und gehen darüber weg, Wasserfälle aus kleinen Flüssen, die auf Höhen von 25—30 Fuß herabkommen, müssen ihm auf geradem Wege ihr Wasser geben. Längs den Ufern wechseln Felder, Gärten, Wälder, Sümpfe. Eine Menge Paquetboote beleben ihn regelmäßig und nehmen bis auf 90 Passagiere an Bord. Die Abgaben für die ihn Befahrenden sind äußerst mäßig und vom Staate festgesetzt. Die Kosten der Anlage blieben unter der Berechnung, was sonst nicht leicht der Fall ist. An Fracht ersparen die Waarenhändler bei manchen Producten acht bis neun Zehntel. Städte, Dörfer, Flecken werden sich bald an seinen Ufern erheben, zumal da er auch durch die Alleghany- und Appalachengebirge einen Weg nach dem Mississippi gefunden hat; ein Plan, der bereits 1820 entworfen und ausgeführt ist. Der Eriesee bot dazu die beste Gelegenheit.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 185.

12. August 1823.

## Geist und Buchstabe.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Nach diesen, wenn auch nicht schulgerecht in Reih und Glied vorgeführten Andeutungen, was der Ort nicht gestattete, gestehen wir, unbeschadet der Liebe und Achtung, die wir jederzeit für Steffens hegen, daß wir Christen und Christenthum so wenig in Scheu und schaudervoller Flucht vor dem Wissen setzen, oder dadurch *heben können*, zu meinen, daß wir vielmehr *gerade Wissenschaft* für Frucht und Krone des Christenthums halten, als welches, nicht tödtender Buchstabe, sondern belebender Geist, Klarheit über die Unmittelbarkeit der Idee, die Wissenschaft mit seinem Athem und Marke durchdringend, gesund und rüstig erhält. Darum begegnet es auch jederzeit, ja kräftigt den kühnsten Flug des Geistes und nur das Halbwissen führt, nach eines Weisen Ausspruch, von Gott ab, das Vollendete aber zu ihm hin. Darum hat noch immer die Wissenschaft, mehr oder weniger bewußt, die Farbe des Christenthums getragen, ja in ihm ihren Schlußstein gefunden, so wie sie heut zu Tage erkennt, daß sie in ihm wurzelt und gedeiht. Im Gefühle schon dämmert das Christenthum; wo aber der Liebe ringender Geist mit ihm identisch geworden, da ist sein Glaubens- und Wissensbekenntniß: in ihm (Gott) leben, weben und sind wir. Dies Durchdringen ist freilich geschichtliche Mühseligkeit, Arbeit und Kreuz; aber die Frucht ist Gewißheit und Unerschütterlichkeit des Glaubens, daß Idee und Wirklichkeit Eins sind. Ohne diese Gewißheit sehen wir das Siechthum des Gefühls, den Aftermysticismus, seine gespenstischen Einbildungen sehnsüchtig aus einem dunkeln Diesseits heraufbeschwören, oder auf die lange Bank des Jenseits schieben, dabei aber, Irion und Sisyphus gleich, seiner selbst nicht froh, nicht mächtig, noch satt werden. Der Buchstabe, der hohle Formalismus, kann eben so wenig die Vorstellungsschatten beleben; und die Entschädigung für das hohle Treiben durch geistlichen Stolz und vornehme Frömmelei ist keine. Dabei wird immer auch unbewußt dem gehuldigt, das man unaufhörlich abschwört, dem Irdischen und Sinnlichen; denn nicht ein Friede dieser Welt soll der ersehnte seyn, und dennoch soll er als Leviathan jenseits dereinst verspeiset und genossen werden. Ja selbst, wenn wir das formelle Spiel zulassen und jene Gläubigen zu den Schauenden in das Verhältniß des Weiblichen zum Männlichen setzen wollten, so würde doch damit nur die verschiedene Fassung des Göttlichen ausgesprochen, das Göttliche selbst aber in seinem Seyn und Wesen nicht verändert. Viel weniger aber würde damit das Gebot aufgehoben werden: ein Weib soll schweigen in der Gemeine.

In Summa erkennen wir auch in unserer Zeit mit Freuden den mächtiger gewordenen Zug des Menschengeistes nach seiner Heimath, das lauter gewordene Bedürfniß des ewigen Quells und Brotes, aber auch zugleich das kindische Rück- und Vorschwanken, die Haltungslosigkeit der Zeit. So erblicken wir mehr Deutschthun, als Deutschthum, mehr unklare, mit Gefühlen buhlende Frömmelei, als klare Frömmigkeit, mehr krampfige Starrheit oder Spannung, als gesunde Andacht, mehr selbstquälerischen, lieblosen Trübsinn, als heitern, liebenden Ernst, mehr Geklingel mit dem Buchstaben, als Wehen des Geistes. Daher ist auch eine wahre babylonische Sprachverwirrung gerade in dem, was dem Menschen das Theuerste, Würdigste und Nöthigste ist, zu Hause, wie denn Glaube, Offenbarung, Gnade rc. zwar überall als Trumpf ausgespielt, aber in einem und demselben Munde höchst vieldeutig werden, damit aber eine sophistische Spitzfindelei und andächtelnde Schwelgerei eingerissen ist, die man wohl gar für höhere Erleuchtung verkaufen möchte. Die Zeit ist zur Mannheit herangereift; aber viele schämen sich ihrer und möchten sie und sich zurückschrauben, als ob dem gereiften Manne die Kinderschuhe noch paßten. Dann meinen sie, diese Mannheit sey an sich und durchaus Sündhaftigkeit und so möchten sie aus läppischem Unverstand und Mißverstand der Worte des Erlösers von Kindschaft und Geisteseinfalt zu Kindern werden, ohne, wie sie sollten, Männer zu bleiben. Da nun aber hier, wie überall, kein Sprung geschieht, am allerwenigsten ein Rücksprung über dazwischen liegende, schwer zurücklegende Bildungsstufen, so gewähren sie freilich den betrübten Anblick zu Kindern oder Zwergen gewordener Greise und können, weil sie eben Milch- und Honigtröpflein genießen, nicht nur, trotz ihrer Berge versetzenden Glaubenskraft und

Glaubensstärke, nicht glauben, daß andere Menschen auch von allerlei andern Dingen leben können, die durch den Mund Gottes gehen, sondern muthen sogar in ungezogener Verstocktheit Allen jenen Genuß als den einzigen, ausschließlichen an, wofern sie für echte Christen von ihnen gehalten seyn wollen. Denn, wie schon Fichte bemerkte, daß viele der Meinung seyen, man brauche nur eben geboren zu seyn, um philosophiren zu können, so ist es jetzt leider auch so weit gekommen, daß jeder, auch der beschränkteste Verstand, theologisiren zu können meint, ja gerade am besten, je einfältiger er ist; das Christenthum, sagen sie, ist allgemein, wie das Sonnenlicht, und für König, wie Bettler, dasselbe. Dabei vergessen sie aber, daß der Staat z. B., worin beide befaßt sind, freilich auch derselbe ist, im König aber sich doch wohl auf eine andere Weise faßt und begreift und ausspricht, als im Bettler; daß Ein Geist ist, aber mancherlei Gaben; Ein Herr, aber mancherlei Aemter; Ein Gott, der da wirket Alles in Allen, aber mancherlei Kräfte. (1 Kor. 12, 4. ff.) Nun sei zwar immerhin, wie der Apostel im Fortgang jener Stelle sagt (14, 38), jemand unwissend, der unwissend ist; aber freuen wollen wir uns doch in Liebe der mancherlei Gaben und Kräfte und Aemter, wär' es auch nur, um die Ablenkungen, Abweichungen und Wandelungen des Geistes auf seiner Bahn klar zu erfassen und zu erkennen, und somit auch dem königlichen Gebote der Liebe treu nachzukommen. Darum sey es auch von uns fern, über die Erkenntniß dieser gerügten Zerrbilder der Zeit als Uebergangspuncte der Tüchtigen zu vergessen, in welchen der Eine Geist sich tiefer und klärer vernehmen läßt, aus welchen er nun Vieles spricht, was er früher, wo es nicht getragen werden konnte, nicht sagte, Joh. 16, 12.—7, 39. Aber bergen wollen wir es auch nicht, daß es uns zum Schmerz der Zeit gehört, zu sehen, wie so treffliche und helle Geister, die das Zeitliche so gut zu sondern wissen, wie unser St., an ihrem Streben, ihrem Gegenstande, ihrer Zeit irre werden, und an der Influenza der letztern zu kränkeln beginnen, welche neuerdings so unübertrefflich in Tieck's Novelle: die Verlobte, im Berliner Taschenbuch geschildert worden ist. Glücklicherweise ist seine Constitution so gesund, daß er, der Lehrer, selbst das gewissermaßen unheimliche Gefühl hat, es möchte ein solches muthwilliges, oder auch gut gemeintes Verleugnen der Sehkraft, eine martyrthümliche Selbstblendung und Falkenhäubelung, die nun eines durch Hörensagen erkünstelten Genusses sich erfreuen zu können meint, nicht in alle Wege empfehlungswerth seyn. Daher Stellen, wie folgende: Die Speculation muß annehmen, daß alles Lebendige und Geistige nur ist, insofern es immer von neuem wird, nichts weder eine lebendige, noch geistige Bedeutung hat, was nicht, indem es auf bestimmte Weise ist, dennoch in jedem Augenblick entsteht, sich bildet. Immer ist die Behauptung des Zustandes der vollendeten Erleuchtung, als eines bestehenden, höchst gefährlich. Denn die hohen Gaben sind mir im Verborgenen gegeben, und ich muß sie verbergen, oder ich kann sie offenbaren, dann bin ich auch das Höchste, was der Mensch werden kann; und diese Behauptung sollte nicht Hochmuth erzeugen? Wieder! Wohl ist die Gabe der Sprachen, der Weissagungen, der Wunder, der Heiligung da, aber nur durch fleißige Betrachtung, genaue Forschung, lange, mühsame Anstrengung. Wer, was göttlicher Anordnung gemäß, nur nach einer angestrengten, mühsamen Benuzung einer natürlichen Gabe, durch den Glauben gestärkt, gelingen kann, durch den bloßen Glauben erlangen will, der ist auf einem sehr gefährlichen Wege; es ist eine aus verwerflichem, geistlichem Hochmuth entstehender Wahnsinn. Weiter! Die Kraft des Glaubens wird nicht durch gründliche Kenntnisse gelähmt. Dann: Entweder Vernunft und Verstand sollen untergehen, damit die Kirche siege — eine wahnwitzige Behauptung! — oder die Keime des Glaubens sind durch den Geist auch in Wissenschaft und Kunst, in die ganze geistige Entwickelung des Geschlechts gesäet und sollten da, wo er sie hinpflanzte, gepflegt werden durch Liebe. Bewunderung, Achtung für fremde Geistesgaben sind dem echten Christen nie gefährlich. Endlich: Unsere Ueberzeugung ist, daß ein abgewiesener Zweifel keineswegs ein überwundener ist. Katholiken, wie Protestanten, wollen den Frieden der Kirche, jene aber meinen erzwungenen äußern, diese einen errungenen innern. Und eben daher ist ein jedes Zurückziehen von Wissenschaft und Kunst, auch zugegeben, daß sie Waffen gegen den Glauben verbergen, ganz gegen den Sinn der protestantischen Kirche. Alles tief bedeutsam, trefflich und schriftgemäß! Aber wie stimmt es doch, fragen wir, zu dem, was in der ersten Hälfte des Buchs über den unbedingten Glauben, Schriftinspiration, über Wunder ꝛc. gesagt wird?

Männlich frischer und muthiger, ja in edlem Paulinischen Zorn entbrannt, tritt dagegen der Ungenannte auf und ficht für die wissenschaftliche Anerkenntniß und durchsichtige Wahrheit des Ewigen, für das durch den Geist mögliche, ja nothwendige und gebotene Vor- und Durchdringen des Glaubens zum Schauen, für die Einheit der Idee und der Wirklichkeit, gegen das gemeine, von gemeinen Seelen als gesünder, an und für sich aber und durch sich selbst als todtsterbens kranker Menschenverstand verschriene Bewußtseyn, welches die ungeheure, lieblose und leblose Finsterniß und Nacht ist, in der das Bewußtseyn des Lebens, das Selbstbewußtseyn, in der Vernunft und Geist, in der der Erlöser selbst und alle Wahrheit verrathen ward (XX). Daher er denn auch eben daselbst sagt: Nur was in der Wiedergeburt des Geistes, in der Liebe, selbstbewußt lebt, lebt selbstbewußt in Gott; was nicht aus dem Glauben kommt, ist allstets Sünde. — Schon im Gottesthum, in welchem die Idee des Gefühls an und für sich selbstbewußt lebt, ist unmittelbar die erscheinende, einseitige Unmittelbarkeit des gegenständlichen Seyns und Wesens der Vorstellung durch die Gottinnigkeit des Gefühls überwunden, wenn gleich vorherrschend von der Seite des Bandes, als des

Digitized by Google

an sich, also als des reinen Gedankens, als abstracter Allgemeinheit, in deren Element die besondere Unmittelbarkeit und Subjectivität des Gefühls als eine aufgehobene, und in ihren Begriff, der ihr Schöpfer ist, zurückgegangen, also als eine wiedergeborene während lebt; die Weltüberwindung des Christenthums spricht sich daher im moralischen Standpuncte als Ueberwindung der Angst, die mir in der Welt ist, aus, überhaupt aber als Auferstehung und Leben, und weltgeschichtlich, als Erlösung und Versöhnung, kurz als Ich Ich. Das Allgemeine nämlich ist das Besondere an sich schlechthin selbst, so wie absolut und rücksichtslos oder an und für sich dasselbe im Begriffe der Idee. Als Allgemeines aber ist das reine Denken, so wie es im Gottesthume lebt, das abstracte und somit selbst das negative und hiemit sich entgegengesetzte, oder Andere, welches als Seyn für Anderes zugleich eine Welt ist, deren ewiges Werden als Schöpfung angeschaut wird, oder geglaubt: dieser Glaube schaut, seiner in sich selbst gewiß, als unmittelbare Anschauung der Idee, sich selbst an als Auferstehen und Leben und lebt sein Jenseits schon im Diesseits. Er, als Möglichkeitsidee des Wollens, ist unwandelbare Treue, oder bewußtes Festhalten (πίστις) an der Idee des Ewigen, welches ihm, so wie Aufhebung der Erscheinung, so Offenbarung seiner selbst ist, als des Ewigen. Dieses schaut er zwar an als Thatsache, aber als lebendige Thatsache, also als unmittelbar ewiges Werden, als absolute Thatthat des Selbstselbst. Daher werden durch das Gottesthum, da es ja organisches, selbstbewußtes Leben der Idee des Gefühls in ihr selbst ist, alle Momente der Sittlichkeit unmittelbar erst Offenbarung der Idee; indem in ihr das Göttliche sich in unmittelbar lebendiger Gegenwart im Geiste und in der Wahrheit darstellt. Sofern das Gottesthum also unmittelbar Selbstanschauung der Offenbarung Gottes selbst ist, sofern erfaßt sich in ihm das seiner selbst sich bewußte Einzelwesen als Thatsache. Da aber im Gottesthume zugleich die Offenbarung in jedem Einzelnen Statt findet, so hebt sich in ihr die Einzelwesenheit auf zur Verklärung durch unmittelbare Wiedergeburt. Das Factum aber der Offenbarung Gottes schlechthin im Geiste der Menschheit ist die Geschichte. Nur der sittliche Geist kann eingehen in die Wissenschaft, nur im Staate aber ist Sittlichkeit wirklich. Die Wahrheit steht nun da, als ein vorhandenes, gegebenes, allgemeines Gut. Sie sollen mich alle kennen lernen, sagt der Herr (Hebr. 8, 11.) von dem Kleinsten an bis zu dem Größten. Sie werden alle von Gott gelehrt seyn (Joh. 6, 45. Jes. 54, 13). und wird keiner den Andern, noch ein Bruder dem andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, beide klein und groß (Jer. 31, 34). Tertullian sagt „Was bei den Heiden nur Weisen kund gewesen, dies ist jetzt allen offenbar, auch den Kindern.“ Dieses große Wort war insonderheit prophetisch der germanischen Welt (vergl. Steffens gegenw. Zeit S. 875), deren unendliche Receptivität eben so sehr lebendige, selbstbewußte Spontaneität ist, in der das christliche Princip embryonisch, doch reel für sich verbreitet war; daher darf in ihr wohl das Wort am lautesten vernommen werden: daß die Wissenschaft nicht ein Geheimniß bleiben will den wirklich Gebildeten, d. i. den geistig Erwachten, welche selbstbewußt in Gott leben, daß sie ihr Problem, was die Erbärmlichkeit und Albernheit verstockter, pharisäischer und sadducäischer oder sentimental-essäischer Herzen ins Unendlichferne hinaus verschoben meint, werde lösen, ihren Isisschleier heben, jedem, der sie sittlich sucht im Geist und in der Wahrheit, d. i. Gott, also im Staat und in der Natur, und nicht glaubt, oder vielmehr nur meint, daß eine besondere, zufällige Anlage dazu gehöre, sie zu finden, sondern allein der Anstrengung des Begriffes der heilige Geist, den uns der Eingeborne nach seinem zeitlichen Abschied, welcher keiner ist, gesandt hat, uns zu erinnern an alles, was er gelehrt, uns zu lehren alles, was die Vergangenheit nicht tragen konnte, uns zu leiten in alle Wahrheit. Derselbe Geist erhöhte die Jünger Christi, und der Herr, der sich ihrer erbarmte, erbarmte sich auch selbst der Ehebrecherin. Die Braut aber der europäischen Welt ist die Wissenschaft; wer ihr widerstrebt, der bricht die Ehe.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Siebenundachtzig Glaubensfragen.

Jeder Geistliche der bischöflichen Kirche in England muß nach seiner Einsetzung seine Zustimmung zu denjenigen symbolischen Büchern, welche die Glaubens- und Sittenlehre betreffen, nämlich den 39 Artikeln und dem Homilienbuche (Book of Homilies) feierlich bezeugen. Mehr als diese Anerkennung des kirchlichen Lehrbegriffes wird nicht verlangt. Die der Ordination zum Diakonat vorhergehende theologische Prüfung ist in der Regel nicht strenge, und bei der später erfolgenden Verleihung der Priesterwürde findet keine neue Prüfung Statt. Gegen dieses alte Herkommen hat der Bischof von Peterborough, der durch seine literarischen Verdienste rühmlich bekannte Herbert Marsh, in seinem Sprengel seit einigen Jahren eine Neuerung eingeführt, die starken Widerspruch, einen lebhaften Federkrieg und im vorigen Jahre eine, vor das Parlament gebrachte Beschwerde veranlaßt hat. In der Absicht, wie es scheint, jede Hinneigung zu calvinistischen Ansichten zu entdecken, und der Verbreitung solcher Grundsätze entgegen zu wirken, hat er siebenundachtzig Fragen entworfen, die er bei der Zulassung zu einem geistlichen Amte in seinem Sprengel den Candidaten zu einer klaren, bestimmten und gedrängten Beantwortung vorlegt, deren Umfang aber sogar dergestalt beschränkt ist, daß das Papier, welches die Fragen enthält, für jede Antwort einen bestimmten Raum läßt, z. B. zwei Zoll für die Erbsünde, anderthalb Zoll für die Rechtfertigung, [illegible] Zoll für die Prädestination, und für den freien Willen nicht mehr, als [illegible] Zoll. Das 74ste Stück des Edinburgh Review gibt in der Anzeige der, über diese Angelegenheit erschienenen Schriften eine Erzählung dieser Streitigkeiten und läßt über das Verfahren

Digitized by Google

des Bischofs eine strenge Rüge ergehen. Der Bischof leugnete zwar in seiner, am 7. Junius 1822 im Oberhause gehaltnen Rede gegen die Beschwerden der Geistlichen seines Sprengels, daß er die Calvinisten durch seine Fragen auszuschließen die Absicht habe; aber dagegen bemerkt der Beurtheiler, die Absicht des Fragenden ändre die Sache nicht, und möge er auf die Calvinisten allein zielen, oder sie in die Zahl andrer, nach heterodoxen Ansichten antwortenden Candidaten einschließen, so wären sie nicht minder in die Verdammniß eingeschlossen und von der Kirche ausgeschlossen. Auf des Bischofs Versicherung, daß er erst zwei zu Pfarrverwaltern (Curates) vorgeschlagne, nicht rechtgläubig befundne Candidaten wirklich abgewiesen habe, wird erwidert, daß eben die Strenge der Strafe die Vollziehung derselben selten gemacht habe, und Mancher von einem geistlichen Amte verdrängt worden sey, das er ohne jene Fragen würde erhalten haben. Unter den Beschwerden, wozu des Bischofs Verlangen, eine unumwunden kurze Antwort auf seine 87 Fragen zu erhalten, manche Geistliche bewog, führen einige eine männliche und würdige Sprache, und Einer derselben, der bereits die 39 Artikel unterschrieben hatte, und jeden einzelnen in seinem wörtlichen und grammatischen Sinne noch ein Mal unterschreiben zu wollen sich bereit erklärte, bemerkt treffend, es sey hart, seine bestimmte Meinung über Puncte zu fordern, worüber man ganze Bände geschrieben habe, worüber die frömmsten und gelehrtesten Väter der englischen Kirche verschiedener Meinung gewesen wären, und worüber die 39 Artikel selbst sich nicht entschieden ausgedrückt hätten. Es ist bekannt, daß diese Artikel ursprünglich 1552 unter der Aufsicht des weisen Erzbischofs Cranmer als ein Glaubensbekenntniß, das bei den, unter den Protestanten selbst entstandnen Streitigkeiten den Mittelweg halten sollten, entworfen, und zehn Jahre später mit einigen Veränderungen bestätigt wurden. Sie waren hauptsächlich als Bollwerk gegen die Katholiken bestimmt, meist im Geist Melanchthon's, und hinsichtlich mancher Unterscheidungslehren der beiden protestantischen Parteien ohne Zweifel absichtlich so undeutlich abgefaßt, daß beide sie unterschreiben konnten. Die Schriftsteller über die englische Kirchengeschichte, z. B. Burnet und Fuller, rühmen ausdrücklich den Geist der Mäßigung, der die Verfasser der Artikel geleitet habe. Kinder müssen viele Kleider haben, sagt dieser, weil sie späterhin hineinwachsen, und so hielt man es in der Kindheit der englischen Kirche für gut, jene Artikel in allgemeinen Ausdrücken abzufassen, weil man voraus sah, daß die Nachkommenschaft sie ausfüllen würde; man sah voraus, daß abweichende Ansichten entstehen müßten, und um nicht wegen solcher kleinen Abweichungen jemand von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, wählte man viel umfassende Worte, damit alle, wenn sie auch über die Zweige nicht gleich dächten, doch in der Wurzel desselben Glaubens sich vereinigen möchten. Doch ist, was bei der hier besprochnen Angelegenheit besonders geltend gemacht werden kann, nicht zu verkennen, daß die ältern englischen Reformatoren sich eher zu den calvinistischen Meinungen, als auf die entgegengesetzte Seite neigten, und der oben angeführte Beurtheiler bemerkt, sie würden sämmtlich des Bischofs Fragen so beantwortet haben, daß er sie, nach seinen Arminianischen Ansichten, des geistlichen Amtes und einer Pfarrstelle unwürdig erklärt hätte. Die Fragen sind zum Theil merkwürdig als Zeichen der theologischen Bildung in England. Sie betreffen die Erlösung durch Christus, die Erbsünde, den freien Willen, die Rechtfertigung hinsichtlich ihrer Ursachen, wie der Zeit, wo sie Statt findet, die ewige Seligkeit, die Prädestination, die Wiedergeburt und die Dreifaltigkeit. Die Frage über die Erlösung lautet z. B. so: Starb Christus für alle Menschen, oder nur für wenige Erwählte? Aber unbestimmt sagt der 17. Artikel, worauf sie sich bezieht: Prädestination ist der ewige Vorsatz Gottes, wodurch er, ehe die Welt erschaffen ward, seinem, uns verborgnen Rathschluß zu Folge, unabänderlich bestimmt hat, daß diejenigen, die er in Christo erwählt, von Fluch und Verdammniß befreit und durch Christum zum ewigen Leben geführt werden sollen als Ehrengefäße. — Uebrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Minister diese Zwistigkeiten gemißbilligt haben, und unter den übrigen Bischöfen keiner auf die Seite ihres angegriffnen Amtsbruders getreten ist.

25.

## Miscellen.

Die Lond. Litterary gazette theilt Proben einer Uebersetzung von Göthes Faust mit, welche sich durch die größte Treue und eine ungemein anschmiegende Gewandtheit im Versbau auszeichnen. Die geniale Kürze des Ausdruckes, das magische Dunkel, das durch viele Scenen dieses Stücks verbreitet ist, muß dem Engländer die Uebertragung nicht wenig erschweren. Um so mehr ehrt ihn dieses Streben nach Treue und Aehnlichkeit in der Form.

Seit dem „die Reise nach Brüssel rc.“ erschienen ist, wollen die Pariser Buchhändler zum Theil mit ähnlichen Schriften gewinnen und so sind jetzt die Reisen von Georg IV. nach Celtemham, Glouiester und Worcester erschienen.

In Versailles wird jetzt eine Uebersetzung „der Lästerschule“ häufig aufgeführt, da eine Menge sich hier aufhaltender Engländer daran vielen Antheil nimmt.

Am 2ten Mai feierte die Linnéesche Gesellschaft in Paris ihr zwölftes Stiftungsfest. Sie muß berühmter seyn, als die Leipziger, denn von Upsala war zu dem Zwecke ein Abgeordneter eingetroffen. Die Versammlung fand im Walde Romainville beim schönsten Wetter Statt.

Die „Säule der Bourbonen“ wird in Paris nächstens vollendet seyn. Sie soll größer werden, als die auf dem Vendomeplatz, aus inländischem Marmor bestehen und auf der Spitze eine collossale Bildsäule erhalten.

In England, der Wiege der Kuhpockenimpfung, sterben, alle drei Königreiche angenommen, jährlich noch über 30,000 Menschen an den Blattern und ihren Folgen. Dagegen kennt man sie in einem großen Theile Frankreichs und in Deutschland gar nicht mehr.

Ein gelehrter Portugiese hat in Paris Ideas sobre o estabelecimento da instrucção publica (Vorschläge zur Einrichtung öffentlicher Unterrichtsanstalten) drucken lassen, worin er die Cortes ermahnt, die bisherigen Universitäten abzuschaffen, und statt deren Volksschulen, Lyceen und Gymnasien zu errichten. Die letztern sollen statt der Universitäten dienen, die er nur verwirft, insofern sie in Portugal ganz nach jesuitischem Zuschnitte sind.

In Newyork finden sich, nach dem Berichte an den Director vom Unterricht, Hawley, 5763 Schulen fürs Volk, auf welche der Staat die jährliche Summe von 117,151 Dollars wandte. Von 320,703 Kindern, die zwischen dem 5—15ten Jahre standen, besuchten 271,877 dieselben. In der Stadt Newyork selbst sind 50 Kirchen von fast eben so viel verschiedenen Religionssecten. Die Duldung ist hier wohl am weitesten.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 186.

13. August 1823.

**Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens. Herausgegeben von Dr. A. Neander. Zwei Bände. Berlin bei Dümmler, 1823.**

Der Zweck dieser Anzeige ist, vorstehendes Werk zu empfehlen und zum Lesen desselben aufzufordern. Denn in unsrer Zeit, wo bald eine, auch der Form nach an die Scholastik erinnernde Begriffsphilosophie, bald abergläubige Schwärmerei sich für das wahre Christenthum ausgeben und dessen Stelle einzunehmen suchen; wo jede Partei nur diejenigen ins Himmelsreich einläßt, welche mit ihren Formeln und Kennworten vertraut sind: ist es ein großes Verdienst, auf ruhige und klare Weise die geschichtliche Seite hervorzuheben. Hr. Dr. Neander, bekannt und geehrt wegen seiner, für die Kirchengeschichte so lehrreichen Werke, erhöht seine Verdienste, indem er hier, auch für Laien und Ungelehrte anziehend und verständlich, erzählt und mit vielen Auszügen aus Kirchenvätern belegt: wie während der ersten vier Jahrhunderte die Christen sich und die Welt, ihr Verhältniß zu Lehrern und Mitbürgern, zu Staat und Kirche betrachteten. Freilich wird Manches Lesern, welche nicht blos dem kirchlichen, sondern auch dem religiösen Leben fremd geworden sind, wunderlich, ja abgeschmackt erscheinen; aber es ist ihnen doppelt heilsam, einmal aufgerüttelt und veranlaßt zu werden, in jene Zeit hineinzublicken. Wir sind weit entfernt, dieselbe von Einseitigkeiten, Fehlern, Aberglauben u. dergl. freizusprechen, oder eine unbedingte Nachahmung (die nur eine thörichte Nachäffung seyn würde) rathsam zu finden: wir leugnen nicht einmal, daß Hr. Dr. Neander mehr die Licht-, als die Schattenseite dargestellt hat: — allein wie groß wäre schon der Gewinn, wenn viele Wohlmeinende sich einmal recht klar machten, daß sie bei allem Eifer für die politische Freiheit, für das Errichten oder Abschaffen von Verfassungen u. dergl., nur auf dem niedern Standpuncte stehen, und bei Ultraroyalisten und Ultraliberalen vergeblich die letzte Hülfe und Erlösung suchen. Diese liegt in der echt-christlichen, vom Geiste Gottes durchdrungnen Freiheit, welche unantastbar und allen Revolutionen und Tyranneien unerreichbar ist. Von dieser Stellung, welche zugleich die höchste und die demüthigste ist, läßt sich mit ganz andrer Mäßigung, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Liebe auf das öffentliche Leben einwirken, als wenn die Afterweisheit oberflächlich Gebildeter, oder die zutappende Meinung des großen Haufens als Universalmittel empfohlen wird.

Den ersten Band eröffnet zweckmäßig eine Abhandlung über das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums. Wir haben an dem Verfasser Hrn. Dr. Tholuck einen gelehrten, scharfsinnigen und gemüthlichen, jungen Mann kennen gelernt; aber eben die Achtung, welche wir für ihn fühlen, und der Umstand, daß wir in der Hauptsache mit ihm einig sind, veranlaßt uns, unsre Abstimmung über einige Nebenpuncte desto bestimmter auszusprechen. Wir halten es nämlich für nothwendig, nützlich und der Wahrheit angemessen, wenn, die philologische Götzendienerei bekämpfend, scharf gesagt und erwiesen wird: wie weit die christliche Glaubens- und Sittenlehre über die des Heidenthums erhaben sey. Wenn man sich aber von diesem löblichen Eifer zu weit fortreißen läßt, wird man es nicht einmal den Gleichgesinnten recht machen, viel weniger Abgeneigte gewinnen. Es geht dann nach dem Sprichworte: qui prouve trop, ne prouve rien. In diesen Fehler verfällt unsers Erachtens der Verf. bei Betrachtung des antiken Lebens und der alten Kunst. Wozu das lange, genaue Verzeichniß aller Sorten von Unzucht, die damals getrieben wurden? Hätte der Verf. dies mit zwei Worten abgethan, so würde niemand widersprechen; jetzt aber, wo es scheint, als wolle er daraus die Schlechtigkeit der alten Sittenlehre überhaupt darthun, geräth er in Gefahr, daß ihm ein Gegner des Christenthums aus einem Jahrzehnd des achtzehnten Jahrhunderts mehr Skandale zusammenstapelt, als er aus allen Schriftstellern des Alterthums beizubringen im Stande ist. Wäre somit etwa die Verkehrtheit und Nichtigkeit des Christenthums erwiesen? Keineswegs! Wenn ein so großes und tiefes Gemüth, wie Tacitus, im Uebermaße seines Schmerzes (H. p. I, c. 3) in die Worte ausbricht: justis indiciis adprobatum est, non esse deis curae securitatem nostram, esse ultionem! so gewährt dies einen Blick in die Bodenlosigkeit des Heidenthums und das Himmelreich des Christenthums, wogegen alle Anekdoten ihre Bedeutung verlieren. In dem Maße,

als sich unsre Ueberzeugung von dem unendlichen Werthe des Christenthums befestigt hat, sind wir indeß duldsamer gegen die antike Welt geworden. Oder sollten wir nicht vielmehr die neuere Zeit anklagen, welche das höhere Licht verschmähte, als die Griechen und Römer, welche, dessen entbehrend, aus eigner Kraft doch so Bewundernswürdiges geleistet, so Großartiges vollbracht haben?

Wie konnte es der Verf. übers Herz bringen, niederzuschreiben (I, 161): keiner hat alle Laster und insbesondre die Wollust reizender zu schildern gewußt, keiner die Bedeutung des Lebens niedriger aufgefaßt, als — Homer! — Doch wir wollen ihm dies der Feder Entschlüpfte, innerlich wohl schon Berichtigte, nicht vorwerfen; wogegen man wider seine Ansicht der Kunst noch Mancherlei erinnern könnte. Läge nicht in dem Zwecke des Aufsatzes die nothwendige Einseitigkeit der Behandlungsart überhaupt ausgesprochen, so würden wir behaupten: auf diesem Wege komme man folgerecht dahin, nicht blos den alten Bildsäulen Beinkleider zu machen, sondern auch alle christliche Kunst zu verwerfen und, wo nicht Bilderstürmerei zu billigen, doch die kahlen Wände einiger überprotestantischen Kirchen für allein religiös zu halten. Wir waren gegenwärtig, als ein ausgezeichneter katholischer Theolog einem großen Kunstkenner sagte: die mediceische Venus habe ihm nicht besonders gefallen; und dieser antwortete: sehr brav, daß sie nicht mehr davon verstehen! So denken wir auch von Hrn. Tholuck.

Unbeschadet unsers Christenthums, glauben wir bekennen zu dürfen: in der alten Kunst habe uns das Göttliche, das θεῖον, immer so angesprochen, so das Gemüth erfüllt, daß uns alle die untergeordneten Keuschheitsbedenken gar nicht eingefallen sind. Wenn wir aus den Hallen des Vaticans in die Sixtinische Capelle, dann in die Stanzen Raphaels und die Peterskirche gingen, fühlten wir freilich den Gegensatz, etwa, wie wenn man vom Homer zum alten Testament, und von diesem zum Evangelium übergeht; aber wir erkannten nirgends ein abgeschloßnes Reich der Sünde und Unsittlichkeit. Wahrlich, wenn bloße Sinnenlust und Lust an der Unsittlichkeit den Künstler machte, dann hätten wir Phidias und Praxiteles auf allen Gassen! Wer so bilden, so dichten konnte wie jene großen Alten, der besaß eine Kraft des Geistes, eine Beharrlichkeit des Willens, eine Tiefe des Gemüths, wie sie sich niemals mit dem bloßen Laster verträgt, sondern für den Heiden ein besseres Zeugniß der Sittlichkeit ist, als mancher faule Christ bei erheuchelter Demuth dereinst vorzuzeigen im Stande seyn wird. 112.

---

## Geist und Buchstabe.

(Beschluß aus Nr. 185.)

Wir haben in diesen Auszügen den Vf. sich selbst aussprechen lassen. Kundige und Denkende werden den dialektischen Meister, der hier durchblickt, so wenig verkennen, als die freilich nicht ganz durchsichtige und klare Form, die er aber theils selbst Preis gibt, theils mit der bruchstücklichen Gestalt, worin das Ganze auf Reisen, wie stoßweise, gegeben ist, entschuldigen könnte. Bei dem allen herrscht ein tiefer, kenntnißreicher, mit dem Marke der Zeiten genährter, scharf eindringender, beziehender und ordnender Geist darin, der auch das Bruchstückliche durchweht, belebt und somit das Ganze, dem es angehört, ahnden und erfassen läßt. Es gilt ihm, mittels des absoluten Widerspruchs, als absoluten Gesetzes der Erscheinung, ja als Wesens derselben, worin sie selbst Eins ist mit ihr selbst, also durch Erörterung der welterschaffenden, dialektischen Ironie, die Unmittelbarkeit der Idee, die eben in ihrem Widerspruch ihre Theodicee mit sich führt, zugleich zu erweisen als concrete Wirklichkeit und Geschichte, die sich als Geist zu fassen ringt und ein werdendes Reich Gottes ist, oder ein seyendes wird. Der Glaube ist unmittelbares Ergreifen der Idee des Ewigen und soll, sich in ihr und sie in sich schauend, seiner selbst als Geistes gewiß werden, nach Christi Versprechen selbst, daß der göttliche (sein) Geist in alle Wahrheit leiten soll. Dies ist Erlösung, Wiedergeburt durch das organische Leben der Idee des Gefühls, d. i. Gottesthum oder Religion, und das Christenthum ist Totalität, wiedergeborene aller Religion. Durch die Bewegung von einem Ansich (als Abstractem, Jenseits) zu einem Fürsich (als Object und Diesseits) schließt sich der Geist in seinem An- und Fürsich, als in seiner Mitte, zusammen. Somit ist das Leben des Geistes seine ewige Selbstopferung und Selbstwiedergeburt, die Geschichte seine Offenbarung und Freiheit, und absolute Erziehung. Eine absolute Differenz des Glaubens und Schauens, oder der Vernunft gibt es demnach nicht, sie würde sich höchstens verhalten, wie Unschuld und Weisheit, Natur und Freiheit. Der Geist ist aber eben darum nicht blos Gefühl oder Wissen, sondern auch Wollen, kurz, Seyn und Darstellen, Erkennen und Darstellen, Wissen und Handeln als seiner selbst bewußte Einheit. Das hohle, wesenlose Abstracte, wie das seelenlose, todte Wirkliche müssen sich bescheiden, als einseitige Bewegungen vernichtet zu werden und aufzugehen in dem wahren und absoluten Seyn, in Gott. Darum ist aller Tod nur Wiedergeburt.

Doch wir wollen und können diese unendlich folgereiche, dem Geiste nach tief christliche Lehre hier nicht weiter verfolgen, sondern nur die vier Zeitalter, welche ihr gemäß hier angegeben werden, nennen. Sie sind 1.) das goldene, das Göttergeschlecht der Menschheit im unmittelbaren Erdbesitz, die morgenländische Urgeschichte = voller Revolution und embryonischer Unentwickeltheit, Einheit aller geschichtlichen Möglichkeit, Kindheit, Maß an sich, Gesetzseyn schlechthin. 2.) Das heroische im Abendlande = Fürsichseyn und Grenze, Jugend, Sommer, Herrschaft des abstract substantiellen oder sogenannten extensiven, oder physischen Princips. 3.) Das cultivirende, durch vorherrschende Geisteskraft, Festsetzung des Eigenthums, Em-

Digitized by Google

vorkommen der Wissenschaft, fernere Staatenbildung = Ansichseyn, Band, Männlichkeit, Herbst. 4.) Rückkehr ins goldene durch Herrschaft der Freiheit über die Natur. Volle Evolution und Verwirklichung aller Möglichkeiten des geschichtlichen Geistes, An- und Fürsichseyn, Zweck, Greis, Tod, Winter. Mit solcher Sichtung, Schildung und Wechselbeziehung wird der Zusammenhang und die Folgerichtigkeit der Weltgeschichte an mehrern einzelnen Massen und Perioden dargelegt und erörtert, auf eine Art, welche dem Leser selbst zu betrachten überlassen werden muß.

Betrachten wir nun die beiden Parteien, als deren Vertreter wir Steffens und den Ungenannten ansehen, so finden wir, daß sie dies mit einander gemein haben, mit ihrem Oberhaupte über Mangel an Glauben zu klagen und Härtigkeit des Herzens; wenn aber Glaube, der einen überschwenglicher Genuß des Ewigen und gleichsam bewußtloses Schweigen im Göttlichen ist, so ist es der andern Besitznahme und uneigennützige, freie, klare Hingebung an dasselbe, besonnenes Walten und Umschauen in ihm. Jene scheut sich und fürchtet, wenn sie sich wie letztere gebährdete, das Paradies und die Seligkeit zu verlieren. Letztere weiß, daß, mit dem alten Dichter zu reden, „vor die Trefflichkeit setzen den Schweiß die unsterblichen Götter," und daß sie nichts verlieren kann, und ob sie sich selbst verlöre, sie gerade damit nur um so mehr, so sicherer gewönne, daß das Ewige nicht ein Taumelkelch sey, sondern ein frischer Lebensstrom, ein Verjüngungsbad. Jener Leidentlichkeit, wie dieser Thätigkeit Aftergebild sind nun vollends die Thoren und trägen Herzen, welche, taub und unberührbar für das Ewige, trotzig auf dem steinernen Boden vermeinter Wirklichkeit und Sichtbarkeit fußend, und sich als gemeinen gesunden Menschenverstand oberherrlich constituirend, über alles, was ihnen nicht faßlich und zugänglich ist, als über Unsinn und baare Verworrenheit schreien und absprechen. Es hilft nichts, ihnen zu sagen, daß Leben und Geistesbildung eine Kunst, das religiös gebildete Leben ein Kunstwerk sey, daß, wie jede Kunst, so auch diese, Fleiß, Arbeit, Schule, Fertigkeit und gewisse Werkzeuge voraussetze und fordere, ohne welche und deren gewandten Gebrauch eben nicht abzukommen sey. Sie behaupten, was ihrer Fassungsgabe nicht zusage, an sie nicht herangebracht, in ihre Zunftsprache nicht übersetzt werden könne, das sey null und nichtig an sich, obwohl sie bei dem nächsten Philister augenblicklich erfahren könnten, daß dies, wenn auch möglich, doch unnütze Mühe sey. Hören sie nun, der Geist ist ewige Selbstanschauung und Selbstoffenbarung Gottes, so meinen sie, dies sey nur absichtlicher, gesuchter, dunkler Ausdruck für etwas, was sie schon lange so ausgesprochen hätten: der Geist ist unsterblich. Ob man ihnen aber auch bei näherer Erörterung deutlich dargethan, daß sie sich auch bei diesem ihrem Wort nicht sonderlich viel gedacht hätten, so glauben sie dem doch nicht. Was bleibt nun bei diesem Verhältniß, worin Christus selbst stand, als die Anerkennung der großen Kluft zwischen beiden Ansichten, des himmelweit verschiedenen Standortes und Bodens, und die Versicherung, daß man eben kein besonderes Verdienst und Würdigkeit darin finden könne, den, der nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns, den alle kennen lernen sollen, und den, der bei uns seyn will bis an der Welt Ende, wie Männer im Monde zu behandeln? daß man, mit dem Ungenannten zu reden, den Muth der Demuth habe, zu bekennen, in ihm leben, weben und seyen wir, es sei Ein Gott, der da wirke und sey (1 Kor. 15, 28), Alles in Allem, der Geist sey es, der lebendig mache, das Fleisch sey keinem nütze, ohne sich um den übel verstandenen Vorwurf des Pantheismus zu bekümmern, der, nebst den Wörtern Rationalismus und Supernaturalismus, zur Losung des Tages gehört?

Dies ist nun der große Kampf des Tages zwischen Geist und Buchstaben, wie er auch im Gebiete der Religion Statt findet. Dem wahrhaft christlichen und klaren Sinne kann es, unsres Bedünkens, nicht schwer werden, bei der lautesten, schreienden Verschiedenheit des Denkens auf die Früchte, oder das Thun Rücksicht nehmend, gern und in Liebe diese Denkverschiedenheit beziehend zu dulden, obgleich auch sie nöthigenfalls furchtlos hervorzuheben und das unklare, unvollständige Meinen als solches zu erweisen und zurückzuweisen, wenn es gilt. Aber auch die Klugheit gebietet, den redlichen Eiferern für den Buchstaben, die so leicht zu verdammenden Fanatikern, wenn nicht zu demüthig müßigen, phantastischen Grüblern werden, wo möglich begreiflich zu machen, daß sie doch mindestens das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, daß sie doch wenigstens die Wissenschaft, nämlich die gründliche und tiefe, als Waffe und Wehr gegen die päpstelnden, überall keck angestellten Verfinsterungs- und Verdummungsversuche, denen sie außerdem gewiß zum Opfer fallen müssen, gelten und brauchen lassen. Vermöchten sie nur einmal, sich im Geiste zu erheben, nicht des Buchstabens sich zu überheben, sich muthig und klar zu überzeugen, daß Christi Worte oder das Christenthum Geist und Leben sind, so würden sie auch einsehen, daß die, welche dem Geiste und der Wissenschaft das Wort reden, nicht etwa mit ihnen um ihr Heiliges dingen und feilschen wollen, daß sie ihnen vielmehr nur zum klaren Selbstbewußtseyn über das Gebiet, in dem sie wandeln, zu verhelfen streben, worauf sie dann von selbst einsehen müßten und würden, daß ihnen nichts genommen, sondern wohl eher in Liebe und Demuth gegeben werde. Denn merkwürdiges Zeichen der Zeit ist es allerdings, daß selbst die Kinder des Lichts jetzt nicht selten unterliegen, wie die Werner, Haller und Andere beweisen. Nun hat es zwar gute Wege, seine Worte vergehen nicht und nicht vergebens hat er geblutet, nicht umsonst ist sein Wort durch die Blut- und Greuelstürme der Jahrhunderte sicher und fest fortgeschritten und hat noch alle, die Ohren hatten zu hören, angezogen und um sich versammelt; aber unnütz ist doch wohl auch nicht, mindestens gewiß nicht anders als gut gemeint, die Warnung vor den fal-

Digitized by Google

schen Propheten, die in Schafskleidern kommen, wenn sie auch darum nicht alle reißende Wölfe wären. Der dies schreibt, darf wohl sagen, daß er nur zu häufig erlebt hat, wie einerseits die Buchstäbelei im Christenthume zur bodenlosesten Verworrenheit über Geist und Geschichte, zu der jammernswürdigsten Unfreiheit und trostlosesten Knechterei ausschlug, andererseits, mit Welt- und Staatsklugheit versetzt, in den verzweifeltesten, ruchlosesten Indifferentismus endete, der jeden irdischen etwa Vortheil versprechenden Zweck in Segensworte heuchlerisch kleidete und verfolgte. Leider sind auch Irrthum und Lüge so assimilirend, daß nicht selten oft wiederholte Lügen und Irrthümer von den Lügnern selbst geglaubt werden.

Noch könnte bei dieser Gelegenheit von den seufzenden Creaturen gesprochen werden, welche jetzt in der Poesie Schleichhandel mit Frömmelei und Herrenhütelei unter dem Namen Christenthum treiben. Da jedoch zu erwarten steht, daß dieser Modechristelei der Zeit der Athem früher noch ausgehen werde, so sey es genug mit dem, was hier nicht lieblos, aber furchtlos über die Seuche der Buchstäbelei im Christenthum gesagt worden ist. Es bleibt, unseres Erachtens, gewiß: dem hellen, freien, liebenden Geiste und Gemüthe wird die Ausgleichung und Vereinigung seiner tiefsten Interessen und Anliegen als Religion und Wissenschaft, wird die Durchdringung und Friedigung beider in Einem, wird Friede und Freundschaft mit Gott, die sichere Klarheit, im Sinne und Geiste Christi zu leben, d. i. zu seyn und zu erkennen, willkommener seyn, als das trübselige, blöde Schmachten nach einer Nebelbank, da es ja uns versprochen ist, noch heute mit ihm, der Wort hält, im Paradiese zu seyn, und wir nur anklopfen sollen, wenn wir wünschen, daß uns das Sonneneiland aufgethan werde. Ist es denn nicht besser, gleich der Eule, bei Tag und Nacht zu sehen, als wie der Maulwurf in der Erde, blind im Reiche Gottes zu wühlen? Nicht besser, der Augen zu pflegen, als sie sich in Oedipischer Verzweiflung auszuschlagen? Was vom Geiste geboren ist, das ist Geist. A. W.

---

### Der gegenwärtige Zustand von England.

Joseph Lowe hat kürzlich einen Present State of England herausgegeben,*) der eine Menge anziehender statistischer Notizen über dieses Eiland mittheilt. Der furchtbare Krieg, den dasselbe mit Frankreich und besonders mit Napoleon führte, hat auf seine Manufacturen, seinen Handel, seine Bevölkerung den günstigsten Einfluß gehabt. Hätte der Krieg überall solche Folgen, er würde nie aufhören. Der kriegslustige Fürst wäre der größte Wohlthäter seines Volks. Man dürfte nur einige Tausend todtschießen lassen, um viele tausend Unterthanen mehr und in größerem Wohlstande zu erhalten. In England wird dies Räthsel dadurch gelöst, daß Ackerbau, Fabriken und Handel mehr Hände beschäftigten und dadurch gewinnt mittelbar die Bevölkerung. — Unglaublich sind die Summen, die dieser 23jährige Krieg England kostete. Lowe berechnet sie auf 1,564,000,000 Pf. Sterl. Davon 464,000,000 Pf. St. für die gewöhnlichen Ausgaben abgezogen, bleibt eine Extraausgabe von 1,000,000,000, oder gegen 7 Milliarden preußisch Courant. Sie wurden zum Theil durch Anleihen erhoben. Die 14 Kriegsjahre unter Anna kosteten nur 1950 Millionen Pf. Bonapartes Demüthigung fraß also sechsmal mehr, als die von Ludwig XIV. Irriger Weise meint man oft, England sey diesem Aufwande gewachsen gewesen, weil es Ostindien besitzt, weil es Colonien eroberte, weil es den Welthandel besaß. Lowe zeigt, daß Ostindien so viel kostet, als es einträgt; daß seine Compagnie sogar jedes Jahr mehr Schulden macht; daß die eroberten Colonien die Kosten nicht deckten; daß der Handel seit dem Frieden größer ist. Von 1801 — 1810 brachten die Ausgangszölle noch nicht 58 Millionen, seit 1814 — 1820 über 62 Mill. Pf. ein. Er sucht daher aus der gestiegenen Bevölkerung darzuthun, daß die Regierung mit ihr selbst neue Kräfte gewann, da jeder Mensch unmittelbar für sich und mittelbar für den Staat arbeitet. Seit dem Frieden ist der Wohlstand Englands gesunken. Die Ursache davon findet er in dem mit dem Kriege zerstörten Gange der Geschäfte, den vielen verabschiedeten Kriegern und Matrosen, die ihren Gemeinen zur Last fallen (können sie bei dem gesteigerten Fabrikwesen und im Handel nicht beschäftigt werden?), und im gestiegenen Werthe des Papiergeldes. Der Rentier und Beamte gewinnt dabei, der producirende Theil verliert. — Die Zahl der Armen beläuft sich nach Lowe blos in England auf eine Million und zu ihrer Unterhaltung müssen 6 Millionen Pf. aufgebracht werden. Die Bevölkerung von England (Schottland und Irland kommen hier nicht in Betracht!) ist seit 140 Jahren immer im Steigen. Es hatte

| | | |
|---|---|---|
| 1688 | 5,300,000 | Einwohner. |
| 1766 | 7,728,000 | „ „ |
| 1734 | 8,016,000 | „ „ |
| 1792 | 8,675,000 | „ „ |
| 1803 | 9,168,000 | „ „ |
| 1822 | 12,084,000 | „ „ |

Mit Irland und Schottland hat England 21,500,000 Einwohner und also wohnt mehr, als der zehnte Theil aller Europäer auf diesen Inseln, wenn man, mit Lowe, für unsern Welttheil 200 Millionen annimmt. — Jeder Engländer zahlt an Steuern 2 Pf. London hat 1,200,000, Glasgow 147,000, Manchester 133,000, Edinburg 138,000, Liverpool 119,000, Birmingham 107,000 Einwohner und England hat daher verhältnißmäßig bevölkertere Städte als jedes andere Land. Ungemein anziehende Vergleichungen zwischen den Ausgaben für die verschiedenen Bedürfnisse in den verschiedenen Ständen machen den Beschluß dieses Werkes, das noch durch die Parallele wichtig ist, welche der Verf. aller Orten mit Frankreich zieht, so weit es ihm die Kenntniß dieses Landes erlaubte. Wenn eine Familie auf dem Lande 900 Franken und eine Bürgerfamilie in der Stadt 9000 Franken zu verzehren hätte, d. h. jene 36 und diese 360 Pf., so bedarf, jedes Pfund zu 25 Franken gerechnet:

| | jene | diese. |
|---|---|---|
| an Lebensmitteln | 74 Fr., | 33 Fr. |
| „ Kleidung und Wäsche | 13 „ | 18 „ |
| „ Wohnung | $4\frac{1}{2}$ „ | 10 „ |
| „ Holz und Licht | 7 „ | 6 „ |
| „ Ausgaben insgemein, Vergnügungen, Kindererziehung, Krankheit etc. | $1\frac{1}{2}$ „ | 33 „ |
| | 100 Fr., | 100 Fr. |

*) Es ist von diesem wichtigen Werke bereits eine deutsche Bearbeitung von Herrn Staatsrath von Jakob, mit Anmerkungen, Erläuterungen und Excursen begleitet, erschienen, von welcher wir unsern Lesern nächstens einen umständlichen Bericht geben werden. D. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 187.

14. August 1823.

Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. Dargestellt von Franz Horn. Erster und zweiter Band. Berl. 1822, 1823. 8.

Lange schon wartete der erste Theil dieser geistreichen Darstellung eines, in seinen ersten Abschnitten immer noch zu wenig gekannten Zeitraums unserer Literatur auf unsere Anzeige. Jetzt, da nun auch der eben erschienene zweite Theil vor uns liegt, dürfen wir nicht länger anstehen, mit einigen Worten des mit Fleiß und Umsicht begonnenen Werks auch in diesen Blättern zu gedenken. Wir dürfen voraussetzen, daß der erste Theil bereits in den Händen aller derer seyn werde, denen die vaterländische Poesie am Herzen liegt, und nur für diejenigen, denen in der Ueberfülle neuer Erscheinungen zu besonnener Auswahl des Beifallswürdigen die Muße gebricht, stehe hier eine kurze Andeutung des reichen Inhalts, um dann mit mehr Ausführlichkeit auf das aufmerksam zu machen, was die jüngst ausgegebene Fortsetzung des Werks bietet. Zuvor aber finde hier noch die allgemeine Bemerkung einen Platz, wie wir zwar keineswegs überall die Ansicht des Verfs. zu der unsrigen machen möchten, wohl aber durch das ganze Werk, soweit es der Beurtheilung vorliegt, den rühmlichsten Fleiß, die wärmste Liebe für die Sache, ein unbestechliches Streben nach Wahrheit, und überall die geistreiche, lebendige, nur dann und wann an Manier streifende Darstellung gefunden haben, die aus des Vfs. zahlreichen frühern Schriften bekannt genug ist. Das erste Buch des vorliegenden Werks beginnt, nach einem flüchtigen Rückblicke auf die Hohenstaufische und nächstfolgende Zeit, mit Tauler, dem begeisterten Lehrer der Gnade und Liebe, und endigt mit dem frommen, tiefchristlichen Joh. Arndt. Dazwischen tritt uns der Gottesmann Luther, als Lehrer, Kämpfer, Dichter und Sprachbildner, in der Fülle seiner Gesundheit, Heiterkeit und kernigen Derbheit entgegen; seine Bibelübersetzung, seine Predigten, Tischgespräche und Briefe werden mit Einsicht und Liebe gewürdigt. Hierauf vom deutschen Meistergesange (S. 54—75). Der Verf. neigt sich, in Bezug auf das Verhältniß desselben zum Minnegesange auf die Seite Jac. Grimm's, indem er das Wort in seiner engern Bedeutung zwar gelten läßt, aber ihm daneben zugleich eine weitere unterlegt, nach welcher der gesammte Meistergesang in drei Perioden zerfällt: 1) im dreizehnten und während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts — alter Meistergesang, Minnegesang; 2) während der letzten Hälfte des vierzehnten und im funfzehnten Jahrhunderte; 3) während des sechzehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts — Zeit der Meistersängerschulen, Meistersängerei (daß die Tabulatur die blinden Meinungen zu den Lastern gezählt habe [S. 59], war uns neu; wir finden davon, weder bei Buschmann noch bei Wagenseil, irgend eine Andeutung. S. 60 ist Gebäude wohl nur Druckfehler; die Tabulatur spricht überall nur von Gebänden, von binden). — Was nun weiter (S. 75—92) über das deutsche Volkslied gesagt wird, ist zum größten Theile so trefflich, daß nur räumliche Beschränkung uns abhalten kann, Einzelnes daraus mitzutheilen. — S. 92—109 Hans Sachs. Der Verf. verweilt hauptsächlich bei den dramatischen Gedichten des Nürnberger Meisters. Die durchgeführte Entwickelung eines derselben verdient um so mehr Dank, da die wenigsten Leser (wir sprechen von der Masse) Geduld genug besitzen möchten, um sich durch ein ganzes Stück, selbst in einem der neueren lesbaren Drucke, durchzuarbeiten, und da einzelne Bruchstücke höchstens von der Sprache und Manier des Dichters eine nothdürftige Idee geben, den Geist der Bearbeitung aber kaum ahnen lassen. Zunächst folgen von S. 109—147 Melch. Pfinzing, Hutten, Th. Murner (dabei von Possen und Satyren), J. Agricola, Seb. Franke, Burk. Waldis (daß dieser von seinen Zeitgenossen so mißachtet worden, als der Verf. zu glauben scheint, möchten wir bezweifeln; fünf alte, in schneller Folge nach einander erschienene Ausgaben bezeugen eher das Gegentheil), Fischart, Rollenhagen, Ayrer, (dabei über das deutsche Theater und die englischen Comödianten in Deutschland) und J. Arndt. Allgemeine Bemerkungen beschließen das erste Buch. Das zweite führt uns zunächst in die jammervolle Zeit des dreißigjährigen Krieges ein, aus der die Literatur fast als einzig lichter Punct hervortaucht. Es erscheinen hier nach einander: Weckherlin, Opitz (der Ausfall auf die ein-

seitigen Beurtheiler desselben scheint nicht mehr ganz an der Zeit), Flemming, Logau und Gryphius (nicht Gryph, wie der Verf. immer schreibt), dessen Scherzspiele: Horribilicribrifax und Peter Squenz mit Einsicht in das Wesen des Lustspiels entwickelt werden. Dann gehen der tiefsinnige Jac. Böhme, der klare Andreä, der kindliche Spee, der gemüthvolle, phantasiereiche Balde, der seine Schreibfeder auch der Jungfrau Maria vermacht, der glaubensfreudige Scheffler (Joh. Angelus) der Reihe nach an uns vorüber. Ihnen folgen Sam. Greifenson von Hirschfeld (Verf. des abenteurlichen Simplicissimus) und der ihm verwandte Philander v. Sittewald (Moscherosch); darauf in langem, vornehmem Zuge die deutsche Genossenschaft, reicher an Namen als an Verdiensten. Wenn unter den nachfolgenden Dichtern und Schriftstellern, deren Reigen den ersten Theil beschließt, und unter denen Sim. Dach und P. Gerhard in eigenthümlicher Bedeutenheit hervorragen, Sibylle Schwarz mit vorzüglicher Liebe behandelt und mit Eifer gegen ihre etwaigen Widersacher in Schutz genommen wird, so wollen wir dem Verf. diese Anhänglichkeit an „sein liebes Findelkind" nicht verargen, gesetzt auch, wir fänden in dem kindlichen Lallen des guten Wesens nicht vielmehr, als etwa einen leichten, leisen Anflug von dem, was wir nun so eben Poesie nennen. — Wir wenden uns zu dem zweiten Theile. Nachdem der Verf. hier, zu Anfange des dritten Buchs, noch einmal an die trostlose Zeit des dreißigjährigen Kriegs erinnert und der edelsten Geister gedacht hat, die, mitten in der sturmbewegten Zeit, wie von freundlichen Delphinen getragen, zu Lust und Scherz, zu Trost und Ermahnung in die Saiten gegriffen, verbreitet er sich kundig über die Folgen des westphälischen Friedens für Deutschland. Sollten dabei auch mehr als billig die Schattenseiten hervorgehoben seyn, so ist doch auch hier der echt historische Sinn des Verfs. nicht zu verkennen, der, weit entfernt, die literarischen Erscheinungen der Zeit, wie nur zu oft geschieht, als etwas Abgesondertes, für sich Bestehendes zu betrachten, sie vielmehr immer in Verbindung mit dem Entwickelungsgange des politischen Lebens ins Auge faßt, der einzig sichere Weg zur Auflösung von tausend Schwierigkeiten und Räthseln, die das Geschäft des Literaturhistorikers zu einem der bedenklichsten machen. Wie wenig Erfreuliches die Geschichte Deutschlands unter Leopold I. und seinen nächsten Nachfolgern darbietet, ist bekannt, und wie das, schon durch den westphälischen Frieden begründete und unter Ludwig XIV. zu einer, bis dahin unbekannten Höhe gesteigerte Uebergewicht Frankreichs die Deutschen mehr und mehr sich selbst entfremdete und ihrem geistigen Streben eine Richtung gab, gegen die der bessere Geist einer spätern Zeit lange umsonst ankämpfte, weiß Jeder, dem die Culturgeschichte des Vaterlandes nicht ganz fremd ist; der Verf. that aber Recht daran, dieses Ludwigs unseliges Treiben in einem lebendigen Bilde seinen Lesern vor Augen zu führen, da eben daraus zum großen Theile die Erstarrung zu erklären ist, die zu Ende des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unsere Literatur zu einem geschminkten und mit fremdem Flitter ausgeputzten Leichname verunstaltete. Unter den Dichtern, mit denen dieser Band anhebt, begegnet uns zuerst der noch kerngesunde Laurenberg, der auf dem festen Boden altväterlicher Sitte und Sprache fußend, folglich des Positiven, das der Verf. an ihm vermißt, doch nicht so ganz ermangelnd, gegen die Modethorheiten der Zeit, in Tracht, Sprache und Ausdruck, mit Laune und Kraft zu Felde zog. Ihm folgt Rachel, von Morhof der Schöpfer hochdeutscher Satyre genannt und von unserm Verf. mit verdienter Anerkennung hervorgehoben. Länger wird bei Hofmannswaldau und Lohenstein verweilt. Wenn der Verf., wie weiter oben, so auch hier und anderwärts, Stellen aus eignen frühern Werken einschaltet, so wollen wir ihm dies nicht zu hoch anrechnen, um so weniger, je minder wir ihm ein Recht streitig zu machen geneigt sind, welches von Andern häufig gegen ihn selbst, nicht immer mit der dem fremden Eigenthum schuldigen Achtung in Anspruch genommen worden ist. Hofmannswaldau wird treffend charakterisirt; wenn aber Herr Horn auch jetzt noch den Einfluß Marino's auf Hofmannswaldau dichterische Bildung ableugnet, so sollte es uns, im Widerspruch damit, nicht schwer werden, in des Letztern Werken eine Menge von Stellen nachzuweisen, in denen Marino's Bilder und Concetti, freilich meist zur vollendeten Caricatur entstellt, durchschimmern. Wie hoch müßte uns auch Hofmannswaldau bei allen seinen Verirrungen stehen, wenn seine Manier so eigenthümlich wäre, als sie hier erscheint! Unstreitig war es ihm, wie dem Italiener, darum zu thun, seine nächsten Vorgänger zu überbieten, aber in Ermangelung der Kraft, mit der jener, selbst unter den größten Irrthümern, einen Anstrich von Genialität behauptet, bedurfte er eines fremden Stützpunctes, und an wen hätte er, von dem schon Neukirch behauptet, daß er sich zumeist an die Italiener gehalten, sich lieber anschließen sollen, als an den ihm unleugbar geistverwandten und durch Italien und Frankreich gefeierten Sänger des Adonis? — Sehr dankbar sind wir dem Verf. für die treffliche Charakteristik Lohenstein's. In unserer Zeit, die der Vergleichungspuncte mit jener ältern so viele darbietet, ist es kein kleines Verdienst, durch solche Beispiele verfehlter Bestrebungen vor ähnlichen Abwegen zu warnen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir bei jeder der nächstfolgenden Schilderungen insbesondere verweilen wollten. Das Geschäft des Darstellens war hier kein leichtes, und vielleicht das unerquicklichste, das es für einen Literarhistoriker geben kann. Welche Sündfluth von Gemeinheit und geistiger Armuth! Und doch schwebt ein Geist hier über den todten Wassern. Der Verf. weiß auch das Unerfreulichste so lebendig und mit einer so heitern Ironie zu schildern, daß der Leser ihm mit immer gleicher Theilnahme von Abschnitt zu Abschnitt folgen muß.

Digitized by Google

Und welche Vorstudien mußten gemacht, was alles gelesen und wieder gelesen werden, um für solche Darstellung den Stoff zu gewinnen und seiner mächtig zu werden! Omeis, Ant. Ulr. v. Braunschweig, Crist. Gryphius, Mühlpfort, Lassenius, Ziegler, Chr. Weise, v. Gröben, Tenzel, Postel, Hunold, Feind, Neukirch, Stolle und A., von Wenigen kaum dem Namen nach gekannt, sind dem Verf. gute alte Bekannte, mit denen er langen, vertrauten Umgang gepflogen, und von denen er gar vieles Neue — wiewohl selten Erfreuliches — zu erzählen weiß. Unter ihnen sind Namen, wie Leibnitz und Chr. Wolf, wie Oasen in weiter Steppe, und wir verdenken es dem Verf. nicht, wenn er, bei ihnen angekommen, einige Freude laut werden läßt. Wohl aber verdenken wir es ihm recht sehr, wenn er sich bei dem erstern die billige Freude gleich darauf wieder — und zwar, unsers Bedünkens, ganz ohne Noth und mit Unrecht, verbittert. Was er S. 147 aus einem Briefe Leibnitzens an Huet mittheilt, klingt freilich bedenklich, fast undeutsch und übermüthig. Ein briefliches Wort aber sollte, dünkt uns, so streng nicht genommen werden; und vergleichen wir die dort angezogene mit andern Stellen Leibnitzscher Werke und Briefe, in denen derselbe gegen Einheimische und Fremde das Verdienst der Deutschen um Kunst und Wissenschaft, und der deutschen Sprache Vorzug vor alten und neueren, namentlich zur Darstellung philosophischer Wahrheiten rühmt (vergl. Leibnitii epp. ad. div. ed. Kortholt. Lips. 1734. ep. 178. 158. und dessen diss. de stylo philos. §. 12. 13), so könnten wir uns wohl versucht fühlen, in jenem Briefe an Huet mehr den Ausdruck einer leisen Ironie, als den der Ueberzeugung zu finden. — Von S. 150 an wird mit einer Laune, die wir uns als Schutzwehr gegen manche Trübseligkeit unserer Tage zu eigen wünschten, der damalige Zustand deutscher Beredtsamkeit geschildert. Manches könnte dem Unkundigen hier als Uebertreibung erscheinen, da allerdings die Abgeschmacktheit sich in den prosaischen Erzeugnissen dieses Zeitraums wo möglich noch breiter macht als in dem poetischen, wäre nicht jedem Zweifel durch zahlreiche Beispiele vorgebeugt worden. Der witzige Abraham a St. Clara, dieses „Muster katholischer Popularberedtsamkeit", ist, wie er es verdiente, mit Ausführlichkeit und Liebe behandelt, und den Zusatz über den Geschmack jener Zeit in Kleidertrachten könnte nur der als ungehörig hinwegwünschen, dem es entgangen, wie die Steifheit, Ziererei und Ungelenkigkeit der damaligen Poesie sich in den eckigen Formen der Kleider, in den thurmhohen Prachtgebäuden auf den Köpfen der Frauen, in den mächtigen Wolkenperücken der Männer, in Schnürleibern und Reifröcken auf das wunderbarste nachbildet. — Wenn dieses dritte Buch des Erfreulichen wenig, des Ergötzlichen einiges, des tief Betrübenden vieles bot, so versöhnt damit das vierte, in welchem der reichen Liederpoesie der Deutschen in dem angegebenen Zeitraume die verdiente Würdigung zu Theil wird. Während in dem weltlichen Seyn und Treiben alle Poesie erstarrt und untergegangen schien, hatte sie sich in der That nur in die Sphäre des geistlichen Liedes zurückgezogen, und in dem stillen Zusammenseyn mit Gott durfte das deutsche Gemüth es wagen, sich kindlich, einfach, klar und innig auszusprechen. Wir erstaunen über den Reichthum an geistlichen Liedern, deren bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an funfzigtausend gezählt wurden, und von denen wohl die Mehrzahl dem siebzehnten Jahrhundert angehören möchte. Unserm Verf. kommt das Verdienst zu, als einer der ersten, diesen Theil unserer Literatur in seiner vollen Bedeutung aufgefaßt und manchen theuren, fast verschollnen Namen aufs neue in Erinnerung gebracht zu haben. — Höchst anziehend, ungeachtet mancher unvermeidlichen Lücken, sind zunächst die Nachrichten, die uns über das deutsche Volksschauspiel im siebzehnten Jahrhundert und der nächstfolgenden Zeit gegeben werden. Freilich bleibt hier vieles noch zu thun übrig, und Vervollständigungen aus Chroniken und Urkunden werden bei dem einmal angeregten Sammlerfleiße unserer Tage nicht ausbleiben. Hätten nur mehr deutsche Städte eine Geschichte ihres Theaters aufzuweisen, wie Leipzig in dem Werke des geist- und kenntnißreichen Blümner! S. 288 scheint der Verf., in Widerspruch mit Th. I. S. 174, die 1678 zu Hamburg aufgeführte Oper: „der erschaffene und gefallene Mensch", für die erste deutsche Oper zu nehmen. Wir verweisen über diesen Gegenstand, der einer tiefen Erörterung bedarf, vorläufig auf einen Aufsatz von C. A. Semmler in der Zeit. f. d. eleg. Welt, 1819, St. 55—58, vergl. mit einem andern, 1820, St. 128—130. — Unter den folgenden Schilderungen haben uns vor allen die von Canitz und Günther angesprochen, die erste, weil sie wieder gut macht, was ein früheres allzustrenges Urtheil gefehlt hatte; die zweite, weil sie einen Dichter betrifft, in dem wir längst einen der trefflichsten des vorigen Jahrhunderts geehrt haben, und der die Sorgfalt, die ihm Hr. Horn hier und in früheren Werken zugewandt, in jeder Beziehung verdient. Neben so viel Milde und Liebe im Urtheil thut eine fast unbillige Strenge — der Verf., dem wir hier nicht zum ersten Male unsere innigste Achtung versichern, verzeihe uns den Ausdruck — gegen den Schatten eines in vielfacher Beziehung hochverdienten Mannes sehr weh. Die meisten Leser, d. h. solche, die nicht hier erst des Verfs. Bekanntschaft machen, errathen im voraus, daß wir die Charakteristik Bodmers im Sinne haben. Wir gestehen, mit einigem Zagen an diesen Abschnitt des Werks gegangen zu seyn, da wir des Verfs. Ansicht, der wir nie beistimmen konnten, aus andern Schriften kannten und keinen Grund hatten, anzunehmen, er werde in dieser neuesten seiner frühern Ueberzeugung entsagt haben. Den Dichter Bodmer geben wir gern Preis, ja wir beklagen es auf das innigste, daß er, gegen das Gesetz der Natur und die Sphäre verkennend, auf die sein Talent ausschließlich

Digitized by Google

ihn hingewiesen, mit der Kritik begann und mit poetischen Erzeugnissen endigte, in denen von dem lebendigen Geiste der Poesie kaum hier und da eine flüchtige Spur wahrzunehmen seyn möchte. Aber als Kritiker, als Vertheidiger einer frühern Dichterschule gegen die Jämmerlichkeit der Zeit, als Kämpfer für den kritischen Dichtergeschmack im Gegensatze zu dem französirenden Streben der Gottschedischen Schule, und als Herausgeber altdeutscher Poesien steht er uns mindest so hoch, um für ihn dieselbe Anerkennung als einen Zoll der Billigkeit zu fordern, die vielen seiner, bei weitem schwächern Zeitgenossen nicht versagt wird. In seinem Charakter mag mancher unerfreuliche Zug störend hervortreten, und ein gewisser, mit den Jahren zunehmender Starrsinn hat auch uns oft beleidigt; aber wie vieles mögen dabei die Lobhudeleien der Freunde verschuldet haben, die am Ende auch den Bescheidensten verblenden mußten! Wir wollen und können einzelne Aeußerungen des Uebermuths, die an Selbstvergötterung grenzen, nicht wegleugnen; aber es fehlt auch nicht an andern, die von der bescheidensten Selbstschätzung zeugen, wie wenn er im J. 1782 schreibt: „Ich rufe gern meinen Tadlern zu: Wenn ihr meine Muse nicht achten könnt, so liebet wenigstens meine Person,“ oder an Gleim: „Ich stehe im Gerichte der Wahrheit und des Wohlwollens, und ich verabscheue den Gedanken, mich diesem Gerichtsstabe zu entziehen,“ oder, freilich mit einiger Beimischung von Unmuth, der übrigens noch lange nicht Uebermuth ist, an einen Andern: „Jetzt schreiben Jünglinge vortrefflich, und es ist verdrießlich, von Jünglingen überwunden zu werden.“ — Wie wahr und gerecht dagegen sehen wir Gottsched gewürdigt und wie theilnehmend seine arme, in die Lattenkammer einer geistigen Famulatur eingezwängte Gattin! Und so hoffen wir denn, daß auch diese Arbeit des Verfs. recht viele Leser erfreuen und belehren werde. 114.

---

## Züge aus Canova's Leben.

Der größte Künstler ist nicht immer der Bescheidenste. Canova war dies. 1807 hatte er die kolossale Statue des Kaisers Napoleon im Modell vollendet. Er führte Friderike Brun in seine Werkstätte. Das Modell war noch nicht ganz trocken. Als ein Ganzes betrachtet erschien ihr die Bildsäule groß und schön gearbeitet; alle Theile standen im vollkommenen Ebenmaße. Doch etwas behagte ihr nicht. Er bemerkte es. „Ma parlate! rief er, ditemi tutto quel che pensate!“ (Sprechen Sie, sagen Sie alles, was Sie denken!) Der Arm, der die Erdkugel trägt, schien der Reisenden in den Muskeln fehlerhaft. Dies äußerte sie. „Regardez à présent bien attentivement!“ sagte er, und ließ das Modell in eine andre Richtung bringen. „Le trouvez-vous encore?“ fragte er. Sie blieb dabei. Mit: J'y penserai!“ brach er ab. Aber ein Paar Tage darauf kam er zu ihr. „Avete avuto ragione! Ho mutato quel braccio!“ sagte er. (Sie haben Recht gehabt. Ich habe den Arm umgearbeitet!)

Eines Tages führte er sie in seine größte Werkstätte. Sie drückte ihm ihre feurigste Bewunderung bei seinem Amor, seiner Psyche und Hebe aus. Dagegen ließen sie die kolossalen Gruppen des Herkules und des Lichas, des Theseus mit dem Minotaurus kalt. Er bemerkte es natürlich. „Je vois bien que vous n'aimez pas mes colosses,“ sagte er. — Friederike Brun bekannte offen, wie ihr jene Gestalten lieber seyen. Das nahm er nicht im mindesten übel, so sehr er auch auf diese Gruppen Werth legte. Ein ander Mal führte er sie zu seiner Lieblingsarbeit: Die büßende Magdalena. Sie hatte sie schon oft gesehn, und sah sie wieder mit stiller Bewunderung. „Ebbene, non vi piace?“ (Nun, gefällt sie Ihnen nicht?) unterbrach er das Schweigen. „Es scheint mir, bemerkte die Kennerin, Sie haben hier mit dem Meisel gemalt, wie Raphael Mengs oft mit dem Pinsel zum Bildhauer geworden.“ Da lachte er. „Per bacco, rief er, potrebbe essere, che avreste ragione!“ (Wahrhaftig, Sie haben vielleicht Recht!)

1803 hatte Thorwaldsen seine erste Bildsäule, den Jason vollendet. Sie machte allgemeines Aufsehen. Canova gestand ohne Neid: „Quest' opera di quel giovane Danese è fatta in uno stilo nuovo e grandioso.“ (Dies Werk des jungen Dänen ist in einem großen und neuen Style ausgeführt.)

Ganz unvermuthet besuchte ihn eines Tages Friderike Brun in seiner Werkstätte. Er arbeitete geschäftig an einer seiner besten Statuen der Venus, und mit verdrüßlichem Blick kam er ihr entgegen. Sie glaubte ihn gestört zu haben und wollte sich entfernen, indem sie um Entschuldigung bat. „No, non è questo, sagte er freundlich, ma son' già quattordici giorni, ch'io sudo intorno à quel maledetto ginocchio. Sarebbe pure stato meglio, ch'io mi fosse fatto pittore!“ (O das ist es nicht. Aber da schwitze ich schon seit vierzehn Tage an dem verdammten Knie. Es wäre besser gewesen, wenn ich Maler geworden wäre!) Sie lächelte und fragte, ob er auch darin sich versucht habe. „Si Signora, war die Antwort, e domani vi mostrerò gli miei quadri,“ (Freilich, und morgen will ich Ihnen meine Gemälde zeigen.) Dies fand auch statt, und er erzählte ihr, wie er in der Jugend oft angesetzt habe, aber die Meister in der Kunst „ne facevano il mistero della Santissima trinità“ (machten ein Geheimniß der Dreieinigkeit daraus) und er ging am Ende ohne alle Anleitung daran. Was sie sah, war alles alla prima hingeworfen, aber im Colorit, selbst in der Fleischfarbe, so trefflich, daß er, wäre er dabei geblieben, Titian's Farbenreichthum und Correggio's Zauber erreicht haben würde. Uebrigens hielt er auf diese Jugend-Versuche so viel, als das Interesse nur immer verstattete, das der Mensch an den Arbeiten seines Frühlings zu nehmen pflegt.

1808 hatte Thorwaldsen seinen Mars modellirt. Dann ward der Adonis fertig. Eines Morgens trat Canova bei Friderike Brun ins Zimmer und holte sie zu einem Spaziergange nach der Villa Doria ab. Plötzlich stand er still. „Avete veduto quell' ultima statuetta del vostro compatriota?“ fragte er. (Haben Sie die jüngste Arbeit Ihres Landsmanns gesehen?) Sie bejahte es. Lebhaft rief er aus: „Questa statua è bella e piena di sentimento. Il vostro amico davvero è un uomo divino!“ (Die Statue ist schön und voller Ausdruck. Ihr Freund ist wahrhaftig ein göttlicher Mann!) — „Il est pourtant dommage, que je ne sois plus jeune!„ setzte er zwei Augenblicke traurig, nach seiner Gewohnheit, hinzu, bald französisch, bald italienisch zu reden.

Nur auf Napoleon war Canova nicht gut zu sprechen. Der todtenstarre Blick des Kaisers, als er ihm zur Fertigung der Büste saß, dies „occhio de pesce morto,“ wie er es nannte, war ihm so zuwider, daß er bei den spätern Copien derselben lieber die Wahrheit der Schönheit aufopferte.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 188.

15. August 1823.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden. Ein Roman von Göthe. Erster Theil.

Vorwort. Seit zwei Jahren ist dieses langersehnte, merkwürdige Buch in den Händen des Publicums, und indeß ist über dasselbe viel geredet und geschrieben worden. Manchem möchte daher gegenwärtige Anzeige verspätet erscheinen; der Verf. jedoch ist der Meinung, daß über echte Werke des Geistes und der Kunst, bestimmt, für alle Zeit zu wirken und jegliche zu erfreuen, auch zu jeder Zeit schicklich geredet werden könne. Die Wanderjahre sind überdies ein Buch, das in seiner fragmentarischen Gestalt ganz besonders geeignet ist — abgesehen von spät und früh — Nachdenken und Mittheilung Ernst- und Wohlgesinnter in Anspruch zu nehmen und aufzufordern. So trug der Verfasser des Folgenden kein Bedenken, was er früher und später bei Lesung desselben empfunden, gedacht und sich bemerkt, in diesen Blättern mitzutheilen; wobei er den Wunsch auszusprechen sich nicht enthalten kann, auch Andre, denen der Dichter und seine Productionen werth sind, die in diesen einen Quell der Belehrung, Erquickung und heiterer Lebensansicht fanden, mögen die Ergebnisse ihrer Betrachtung auch der Wanderjahre dem Publicum nicht vorenthalten. Ein Buch, das sich selbst als Fragment ankündigt, erlaubt eine fragmentarische Mittheilung. In diesem Sinne wird hier zunächst nur etwas dargeboten, was gleich nach der ersten Lectüre niedergeschrieben ward, um dem Lesenden bei künftig näherer Betrachtung als Leitfaden zu dienen, in das jedoch später diese und jene Bemerkung eingeschaltet ist.

Kap. 1—4. Sanct Joseph der Zweite. Eine Novelle der anmuthigsten Art, Herz, Gemüth und Geist auf gleiche Weise ansprechend. Wie ein natürlichgesunder Mensch, gesondert von den verderblichen Einflüssen der Welt und Zeit, unter würdiger Umgebung heranwächst, dieser gemäß sich ausbildet und, in der schönsten Weise, an sich die Wahrheit des Wortes erprobt, daß, wer sucht, auch findet, und daß das Geschick dem Menschen zuführt, was er verdient — das ist in ihr ausführlich und in zart und geistvoll erfundnen Scenen ausgesprochen worden. Eine Schilderung, wie die, wo Frau Elisabeth dem Liebenden das Neugeborne der Geliebten entgegenträgt, muß das zartfühlendste Herz befriedigen; indeß andre, z. B. wo Joseph „die himmlische Gestalt der Geliebten (die er auf sein Thier gehoben, dem er als Führer zur Seite geht) gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich herbewegen sieht" (S. 41), oder das Gleichniß, in welchem Joseph, nachdem er Maria in das Haus der mütterlichen Freundin gebracht, sich, bei dem der schönen Bürde erledigten Thiere stehend, „wie einer vorkommt, der kostbare Waaren abgeladen hat, und wieder ein eben so armer Treiber ist, als vorher" (S. 44) — den Meister verrathen, der, mit mehr, als einer Kunst vertraut, die zarten Geheimnisse derselben in Fülle besitzt und zu gebrauchen weiß. Den Styl dieser Novelle können wir nicht anders, als „höchste Anmuth und Lieblichkeit" bezeichnen; das Tiefgedachte, Ernste ist mit der äußersten Leichtigkeit dargestellt; jenes erkennt das denkende Auge, wenn auch verhüllt, wie die Natur ihre Geheimnisse uns in dem Lieblichsten und Erfreulichsten an das Herz legt.

Was uns aber diese Erzählung vor allem bedeutend und für das Verständniß des Buches lehrreich machte, ist eine Beziehung auf den Anfang der Lehrjahre Wilhelm Meisters, die wir wahrzunehmen glauben. Denn sind hier nicht zwei in die Augen springende Contraste: Joseph, unter Heiligen, die allen Vortheil menschlichwürdigen Seyns und Wirkens für sich haben, erwachsend und nach ihrem Muster sein Leben sich gestaltend; und Wilhelm, den jugendliche Aefferei und Thorheit auf Irrwege führen und um den Genuß und reinen Gewinn der bedeutendsten Jahre zu bringen drohen. Joseph fand bald seine Maria, indeß so manches Dunst- und Traumgebilde den Armen des irrenden Jünglings entflog. So steht diese Novelle sehr schicklich am Anfang der Wanderjahre und sie gibt uns einen Wink, in welcher Beziehung Manches in dem oft räthselhaften Buche zu fassen seyn möge.

Zwei Briefe an Natalie sind in diesem Kapitel eingeschaltet, welche uns Wilhelm ankündigen als Wandernden und zugleich Entsagenden. Die Welt ist ihm aufgethan, und sie soll ihm ihr Höchstes als Anschauung oder Lehre vorhalten; zugleich wandert er unter strengen Bedingungen, und die Vereinigung mit Natalien

ist, vielleicht auf lange Zeit, hinausgeschoben. Oft werden wir in dem Buche veranlaßt, dieses oder jenes Mitgetheilte in symbolischem Sinne zu nehmen. Irren wir, wenn wir in diesen mächtigen Gegensätzen: Wandern und Entsagen, eine Hinweisung auf das Gesetz finden, das in der physischen, wie in der sittlichen Welt herrscht? dem zu Folge es ein Mehr und Weniger gibt, ein Wirken, ein Widerstreben, ein Thun, ein Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mäßiges, ein Männliches, ein Weibliches; kurz, eine Systole und Diastole, als ewige Formel des Lebens" (Zur Farbenlehre, Thl. 1, S. 12 u. 14).

Kap. 5—7. Anders, als in den Lehrjahren, wo der erste Ausflug den Jüngling unter kümmerliche Diener Thaliens bringt, finden wir hier Wilhelm hervortreten. Er steht auf hohem, uranfänglichem Gebirg, dem Fundament der Bühne, auf der wir leben und handeln sollen, den Blick in die unermeßlichen Weiten der Natur senkend. Aber, wie er sich auch durch Felix angeregt fühlt, mit der Natur nähere Bekanntschaft zu machen — noch ist sie ihm ein Verschlossenes, ein Todtes. Die Erscheinung Jarnos bietet ebenfalls Anlaß, ein innigeres Verhältniß zu ihr zu gründen; aber noch ist die Zeit dazu nicht da. Der Freund nennt sich jetzt Montan, und verräth durch den gewählten Namen schon die alte Einseitigkeit, die nur in neuer Form erscheint. Er will, hassend und verachtend, die Menschen meiden, und begibt sich in einsame Gebirge, um der Natur zu leben und ihre Geheimnisse zu erforschen. Wilhelm dagegen, brav und gefühl- und hoffnungsvoll, nimmt die Partei der Menschen, sucht sie, von dem Freunde scheidend, auf, und befindet sich gar bald in der Region, wo Sitte waltet und menschliches Thun und Treiben, im eigentlichsten Sinne in derselben eingefangen. Ob wohl das geheimnißvolle Kästchen, zu dem noch der Schlüssel fehlt, einen neuen Lehr- und Wanderbrief enthalten wird, der unter Andern die Bezüge der Natur und des Menschen, der sittlichen und natürlichen Welt, zu einander ausspricht? — Der einseitige Freund selbst kann nicht umhin, die Bemerkung zu machen: „Wie die leblose Natur manchmal ein Gleichniß dessen, was wir (im Sittlichen) lieben und verehren, hervorbringt" (S. 73). Zu welcher Höhe das Werk steigen werde, läßt uns die Bemerkung des sehr verständigen Montan ahnen: „Sich auf Ein Handwerk beschränken, ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst, und der beste, wenn er Eins thut, thut er Alles; er sieht in dem Einen, was er recht thut, das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird" (S. 80). Uns fiel hier der große Besieger des Perseus ein, der, da er nach dem Siege ein großes Festmahl mit Geschmack und Anstand angerichtet, zu den bewundernden Griechen sagte: „Es ist derselbe Geist, der eine Schlachtordnung entwirft und ein Fest anordnet."

Noch werden wir in diesen Kapiteln auf „das pädagogische Utopien" — beherzige doch der Leser im Voraus den Namen! — vorbereitet. Hier wird Wilhelm wohl erst recht „die herrliche Epoche erleben, in der dem Menschen das Faßliche gemein und albern vorkommt," und eine glückliche Vermittlung „des Zustandes zwischen Verzweiflung und Vergötterung" (S. 68) erfahren, in den eine solche Epoche versetzt.

Kap. 8. Das nußbraune Mädchen. Es ist dies nicht eine bloße abgerissene Erzählung, wie manche andre in dem Buche zu seyn scheinen; die in ihr handelnden Personen, namentlich Lenardo, werden in ihm eine bedeutende Rolle spielen; und somit hebt hier die Verwicklung des Romans eigentlich an. Eben deshalb aber ist es schwierig, etwas über dieses Kapitel zu sagen. Nur von Wilhelm bemerken wir, daß er in seiner Sphäre sich befindet, der sittlichen, in der von Menschenwerth, Geschick und Verirrung die Rede ist. Lenardo, der, in einer bedeutenden Epoche seines Lebens, zerstreut und bewegt, gegen einen lang gehegten und geübten Grundsatz handelt, zieht ihn an; und er ist sofort erbötig, sich auf den Weg zu machen, um „als sittlicher Beistand" dem Freunde in einer Herzens- und Gewissensverlegenheit Trost zu schaffen. In einer würdigern Sache bemüht er sich gewiß, als da er für Aurelien die Botschaft an Lothario übernahm; wie denn überhaupt Wilhelms Eintritt in diese gebildete Welt einen starken Contrast bildet gegen sein Eintreten in die vornehme der Lehrjahre.

Schön wäre es gedacht, wenn Lenardo, unter den vielen bedeutenden Männern des Buchs ein bedeutender, in dem Streben, eine leichte, sittliche Verirrung gut zu machen, eine Abweichung von dem gefaßten Grundsatze, nach Jahren eines bewegten Reiselebens, auszugleichen, das Glück seines Lebens fände. So führte denn auch hier das Irren den Redlichen zum Wahren, zu seinem Glück.

Allerliebst ist die Schilderung der Tante und der beiden Nichten, namentlich Hersiliens. Sie läßt schließen, wie viel Gebildetes der Dichter mag gesehen, erlebt und in sich aufgenommen haben. Diese Leichtigkeit, Ausbildung und Eleganz des Briefstyls hat wohl noch Niemand vor ihm sich zu eigen gemacht.

Kap. 9. Hier finden wir Wilhelm auf der Reise nach dem pädagogischen Utopien, wo er seinen Felix unterzubringen, dann die Forschung nach dem nußbraunen Mädchen fortzusetzen gedenkt. In einem bejahrten Lehrer Lenardos, an den dieser ihn addressirt hat, lernt er einen Alterthümler kennen; einen Mann, der auf Dauer und Bewahrung des Alten und Würdigen hält und dafür wirkt. Er ist auch ein Glied des utopischen Bundes und scheint uns, an der Grenze des Erziehungsreiches, freundlich einladend und Besorgnissen wehrend, sagen zu sollen, daß von den Häuptern dieses Reichs keine Individualität, sey sie auch noch so beschränkt, wenn sie sich nur auf etwas Wahres, Würdiges gründet, gering geachtet werde. Wie groß und weit der Sinn dieser Männer, das wird uns klar, wenn wir bei Betrachtung der Anstalten für bildende Kunst und für

Digitized by Google

Poesie an den wackern Alten zurückdenken, der sich unter seinen Crucifixen, gemalten Fensterscheiben und uraltem Hausrath so glücklich fühlt. Freilich fehlt auch hier der Bezug auf das Innere nicht. „Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf das, was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz an gleichgültigen Dingen anhäuft" (S. 146).

Cap. 10. u. b. Das pädagogische Utopien. Daß dieses Reich der Erziehung weder auf der Landcharte, noch überhaupt auf der Welt zu finden sey, oder je werde gefunden werden, sagt der Name deutlich genug. Wir haben uns demnach dasselbe als eine ideale Anstalt zu denken, die der Dichter in seiner Weise erfand, um seine Gedanken über das Wichtigste in der Welt, die Bildung des Menschen, auszusprechen, wie der Philosoph, wissenschaftlich, ein höchstes Princip aufstellen, daraus folgern und zu Resultaten führen würde. So kann uns dieses Utopien überhaupt *einen Wink* geben, in welchem Verhältniß wir uns die Wanderjahre zu den Lehrjahren zu denken haben, als eine höhere, ihrer Natur nach ideale Welt über eine der Wirklichkeit angehörigen, der durch die Kunst Idealität verliehen worden. *Damit sey nicht gesagt, daß die Kunst von jener Welt ausgeschlossen ist;* auch in ihrer *Darstellung,* in der Verknüpfung der Ereignisse, in den Bezügen der eingestreuten Novellen, dem Verhältniß des Realen zu dem Idealen, herrscht Kunst, eine merkwürdige, so noch nie erschienene.

Wilhelm ist mit seinem Felix in das Reich der Erziehung eingetreten und wird zu den drei Obern geführt, die, als Einheit erscheinend, den Geist des für die höchsten Interessen der Menschheit wirkenden Bundes repräsentiren. Von ihnen wird er belehrt, wie Ehrfurcht das Princip sey, von dem alle Bildung und zunächst die religiöse ausgehen müsse. Wir begegnen dem, der bei dieser Aeußerung stutzt, mit einer Betrachtung, wozu uns der Ausspruch der Obern Anlaß gab. Die Rohheit, die wir in der Welt schalten sehen, das Gemeine und Unsittliche, welchen Mangel — denn nur aus dem Mangel eines Positiven, Wahren kann das Negative, Unwahre, Schlechte hervorgehen — setzen sie voraus? Welcher Mangel macht uns in diesem Gebiete die verschiedenartigsten Erscheinungen klar? — Es ist der Mangel an Ehrfurcht; Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, dem Göttlichen, vor der Beschränkung, dem Leid, den Zufälligkeiten der Welt und der irdischen Naturen, Ehrfurcht vor uns selbst, unsern Brüdern, unserm Tagewerk. Womit können wir die Noth der Zeit, über die Religiose, wie Staatsmänner, Eltern und Erzieher, Gelehrte und Künstler klagen, erschöpfender und präciser bezeichnen, als mit Mangel an Ehrfurcht? — Dagegen, was ist es, was wir in den Instituten, dem Leben der alten gebildeten Völker bewundern, was die Seele wissenschaftlicher Forschung macht, was den Künstler in seiner Sphäre erhält, was in der Andacht des Frommen sich ausspricht? — Ist es nicht Ehrfurcht? Und welchen Gewinn muß die Erziehung bringen, die sie zum Grunde legt, durch äußere Zeichen befördert, durch Unterweisung klar macht, als Ausstattung für das Leben mitgibt!

„Diese Ehrfurcht," sagen die Drei, „bringt niemand mit auf die Welt; und doch ist es das, worauf Alles ankommt (S. 168);" — ein Wort, welches den Widerspruch derjenigen erregen wird, die in dem ersten Menschen, wie in jedem spätergebornen alle sittlichen und religiösen Anlagen finden. Und doch ist jenes Wort ein wahrhaft christliches, der Religion, die den natürlichen Menschen zum geistigen zu erheben strebt, vollkommen gemäß." Die Ehrfurcht (diese in der höchsten Bedeutung des Worts genommen, sie, die sich auf Erden in mannichfaltigen Strahlen gebrochen zeigt) ist ein höherer Sinn, der der menschlichen Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige gehalten" (S. 172); — und „der natürliche Mensch, sagt die Bibel, vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen."

Größern Widerspruch dürfte es finden, daß aus dieser Ehrfurcht, die sich nach dem, was über uns, nach dem Gleichen und dem, was unter uns ist, richtend, drei Arten von Religionen bildet, endlich eine oberste Ehrfurcht, und mit ihr die vollkommne Religion entspringen soll, die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst. Man könnte hier eine Vergötterung des letztern finden, und fromme Gemüther möchten erschrecken, als Ende und Ziel aller Religion nicht die Gottheit aufgestellt zu sehen. Aber dieser Besorgniß liegt wohl eine Verwechselung des Objectiven mit dem Subjectiven, dem Innern, zum Grunde; und mit diesem letztern hat die Religion, insofern von Bildung zu derselben, wie hier, die Rede ist, zu thun. Denn zielt nicht die echte Religion endlich auf den Menschen? Was hat auch die christliche Höheres erzeugt, als Heilige, in denen jene Ehrfurcht wie in ihrer Vollendung geoffenbart erscheint? Ist nicht das Wesentliche aller Religionen Vermählung des Göttlichen mit dem Menschen? und heißt es nicht in unserm Buche: „der Mensch gelangt in dieser Ehrfurcht zum Höchsten, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden" (S. 175). Die wahre Religion, indem sie den edeln Stolz im Menschen weckt, gibt zugleich die Demuth. Als Sokrates eine Nacht hindurch, in tiefem Sinnen über sich selbst verloren, unter freiem Himmel dagestanden, und nun die Sonne aufging, beugte er sich vor diesem Bilde der Gottheit; und die religiösen Heroen unsrer heiligen Schriften, wenn ihre innere Kraft aufs höchste gesteigert ist, fallen nieder auf ihr Angesicht und beten an.

Das Höchste, das Letzte zu fassen, ist nicht jedes Lehrlings Sache; daß aber vorzüglich begünstigte Menschen es von Zeit zu Zeit aussprechen, ist höchst wün-

schenswerth und nothwendig. Wie sollten wir Gräben und Canäle leiten und unsre Felder erquicken, wenn nicht lebendige Quellen hier und da entsprängen? Und wie viel würde ein Lehrer wirken, der das hier mitgetheilte Credo mit Verstand und Maß zu nutzen, zu erläutern, der Fassungskraft seiner Schüler anzupassen wüßte! Welchen reichen Stoff bietet in diesem Sinne das nächste Kapitel! Die Zusammenstellung des alten und neuen Testaments, die Behandlung der Passionsgeschichte ist man, auf den ersten Blick, blos geistreich, im gewöhnlichen Sinne des Worts, zu nennen versucht; in einem tiefern wird man sie geistreich nennen, wenn man den vorhergehenden Abschnitt beherzigt hat.

Gar Vieles noch enthält dieser, ernster Betrachtung und Forschung würdig; wir heben es nicht hervor, treu der Absicht, diesen Blumen- und Fruchtgarten nur zu durchwandeln, und, wo wir es vermögen, auf den Faden hinzuweisen, der durch das, was dem Einen und dem Andern ein Labyrinth erscheinen möchte, Weg und Ausweg zeige. Nur auf den Gebrauch der Musik in diesem Utopien machen wir noch aufmerksam, wie sie als erste Stufe der Bildung behandelt wird. Eine glücklichere Grundlage läßt sich wohl nicht denken, als diese, mit der Gedächtniß, Nachdenken, Phantasie, Ahnung der Kunst und Heiterkeit des Sinnes zugleich gegründet und gebildet werden, indem das Erste und Nothwendigste dieser Form als Stoff überreicht wird. Daß selbst, was diese Lehranstalt von Glaubens- und Sittenbekenntniß überliefert, auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt wird (S. 162), läßt errathen, auf welche Weise die Lehrer dieser Anstalt jene Religion faßlich gestalten und nach Bedürfniß und Kraft der Schüler überliefern mögen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die pyrenäische Halbinsel.

Ein englischer Officier hat jetzt in London Recollections of the Peninsula (Erinnerungen aus der Halbinsel) herausgegeben. Sie enthalten manche interessante Züge aus dem Kriege 1808—14 daselbst und schildern das Leben des Soldaten, der Portugiesen, der Spanier in tausend kleinen, aber anziehenden Zügen. Wellington tritt recht lebendig hervor. Eine Colonne Franzosen stürmte umsonst einen Hügel, den General Hill besetzt hielt. Als der Feind sich zurückgezogen hatte, kam Wellington mit seinem ganzen Stabe herbeigesprengt. „Hill," sagte er, „wenn sie wieder herankommen, gib ihnen eine volle Ladung, und dann greif mit dem Bayonnet an, aber lauf nicht so weit den Hügel herunter." Und dabei war er so ruhig und bestimmt, als könne es gar nicht anders seyn. — Manchmal trennte ein schmaler Fluß allein beide Heere. Dann waren die feindlichen Officiere die gefälligsten Männer und die Unterredung kam bald in vollen Gang. Lord Wellington galt den französischen Officieren als der beste Feldherr. Sie hatten ein Theater. „Kommt herüber heute Abend," sagten sie einmal, „wir führen den Einmarsch der Franzosen in Lissabon auf." „Ich will Euch ein besseres Stück empfehlen!" rief ein Freund des Verf. hinüber. „Welches denn?" — „Den Rückzug aus Portugal!" — Allgemeines Lachen war die Antwort. Der General der Franzosen zog den Hut und wünschte guten Morgen. Die ganze Gruppe empfahl sich. Von der Schlacht bei Vittoria erzählt der Verf. besonders viel. Einem Kriegszahlmeister wurden beide Söhne erschossen. Ein Freund des Verfassers sagte lachend, als dieser zu ihm kam: „Bruder, ich habe genug. Aus der Stube komme ich nicht wieder." In zwei Tagen war er todt. Einem andern seiner Freunde, der so vielen Schlachten beigewohnt hatte, traf der Blitz fast unmittelbar nach dieser, als er in den Bergen herumzog. Ein Guerillakrieger ist besonders lebendig geschildert. „Ich habe, sagte er, weder Vaterland, noch Weib, noch Kinder. Den Vater schossen sie mir auf dem großen Platze im Dorfe nieder, meine Hütte ward niedergebrannt. Mein Weib ward geschändet. Sie starb unter den Fahnen von Palafox im Spital zu Saragossa in meinen Armen. Ich diene Niemandem und fühle zu viel Rache, um Gehorsam zu lernen. Aber heute gehe ich zu Fuß, und morgen, wenn ich glücklich bin, reite ich zu Pferde zum glücklichsten Führer, und geschworen habe ich, nie den Weinstock zu bauen, nie den Acker zu pflügen, bis der Feind aus Spanien vertrieben ist." So war damals der Geist dieser Guerillas.

---

## Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Zweites Stück für das Jahr 1823. Nr. XVIII der ganzen Folge. gr. 8. geh. 391 S.

(Preis des Jahrgangs von vier Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.)

Inhalt von Nr. XVIII.

I. Valentini, Abhandlung über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen, mit Rücksicht auf die neuern Kriege.
II. v. Hoff's, Cuvier's, Link's und Krüger's Schriften über die Urwelt. Erste Abtheilung.
III. Friedrich Schlegel's Werke. Erster und zweiter Theil: Geschichte der alten und neuen Literatur.
IV. Neue Criminalgesetzgebung in dem nordamerikanischen Staate Louisiana.
V. Aedes Althorpianae; or an account of the mansion, books and pictures at Althorp, the residence of George John Earl Spencer, K. G. To which is added a supplement to the Bibliotheca Spenceriana. By the rev. Thomas Frognall *Dibdin*.
VI. Gries und Streckfuß Uebersetzungen von Tasso's befreitem Jerusalem. Von Wilhelm Müller.
VII. Englische Colonial-Politik, besonders in Ansehung der westindischen Zucker-Inseln.
VIII. Neueste Schriften über Nachdruck und Verlagsrecht. Von J. F. Fries.
IX. Ueber die französische Tragödie. Mit besonderer Rücksicht auf das „Classische Theater der Franzosen," übersetzt von Peucer.
X. Quintessenz über die Wunderversuche des Fürsten von Hohenlohe.
XI. Politische Herzensergießungen eines Laien, veranlaßt durch des Freiherrn H. C. E. von Gagern:
  1. Die Resultate der Sittengeschichte: 1) Die Fürsten. 1808. 2) Die Furnehmen oder Aristokratie. 1812. 3) Demokratie. 1816. 4) Politik oder der Staaten Verfassungen. 5) und 6) Freundschaft und Liebe. 1822.
  2. Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 1 und 2. 1822.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 189.

16. August 1823.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden. Ein Roman von Göthe. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Kap. 11. Der Mann von funfzig Jahren. Seltsam überrascht uns hier, nach so ernsten, auf Bildung des Menschen gehenden Betrachtungen und Anstalten, von Hersilien eingeführt, ein Mann, ein wackrer, ehrenwerther, an dem man aber auch ein Bildungsexperiment versucht, das schwerlich zu Gewinn und Vortheil ausschlagen wird, weil es nicht der Natur gemäß ist und zu spät kommt. Daher ist der Verjüngungsproceß, den der funfzigjährige Major mit sich anstellen läßt, mit sichtbarer Ironie behandelt, und je ernstlicher der Meister in dieser Kunst, ein Schauspieler, diese Sache nimmt, ja selbst von Stufen, Graden und Geheimnissen der Eingeweihten spricht, destomehr zwingt er uns ein Lächeln ab. Dies möchte hingehen, wiewohl der Funfziger manche Stunde seiner kostbar werdenden Tage darüber verliert; aber schlimmer ist es, daß ein liebenswürdiges Kind, mit verständiger Ueberlegung, dem Sohne des verwitweten Majors bestimmt, durch die schwesterliche Liebe der Mutter irre geleitet, ihr Auge, an dem Sohne vorüber, auf den Vater wirft; wogegen jener eine schöne Wittwe, die sich zu dem letztern so gut zu passen scheint, mit Leidenschaft, aber wohl nicht mit der Leidenschaft der Liebe, und ohne daß er Gegenliebe fände, an sich zu reißen sucht. Irren wir nicht, so hat die Einsicht in die angedeuteten Verirrungen auch diese Frauen zu Entsagenden gemacht. Als solche treten sie im nächsten Kapitel auf.

Kap. 12. Eine Zwischenrede des Verfs. nennt diesen Abschnitt unvollendet, unausgeführt; und freilich stoßen wir in ihm auf Stellen, die die letzte Hand nicht erfahren zu haben scheinen, und wir bemerken eine skizzenhafte Behandlung, wie wenn dieses und jenes rasch hingeschrieben wäre, um den Fund eines günstigen Moments, einer glücklichen Stimmung nicht zu missen, später dann den ordnenden und sichtenden Geist abschließend walten zu lassen. Dennoch ist gerade dieses Kapitel höchst bedeutend, und in seiner Stellung, in der Mitte des Bandes, sehr zu beachten. Sind wir in den frühern oft in die gewöhnliche Welt und Umgebung eingeführt worden, sahen wir uns oft zu ernster Betrachtung und tiefem Denken aufgefordert, so sind jetzt diese Fesseln abgeworfen; hier spielt das Buch in den heitersten Regionen der Kunst, und das vielfach in demselben besprochne und noch zu besprechende: Bildung, Entsagen, Wandern — das alles erscheint uns hier wie in ihrem magischen Spiegel; und so möchte ich diesen Abschnitt den Silberblick des Buchs nennen, in welchem seine Bedeutung und Schönheit leuchtend erscheint. Meisterhaft ist in diesen Kreis Mignons Andenken hineingezogen worden; sie war ja auch dem Entsagen geweiht, geweiht durch eine Verirrung der Natur, wie Andre dazu verurtheilt durch sittlichen Irrthum, durch den Willen, oder ein Geschick. Auch sie erscheint in jenem Trauerspiegel, als vorlängst abgeschieden, „aber" (wie der Dichter in gerechtem Selbstgefühl aussprechen durfte) „aber lebend in allen zarten Herzen," das zarteste Gebilde der Kunst. Diese Pracht und Fülle der Natur, diese Wasser und milden Lüfte, diese Sehnsucht nach Entfernten oder Abgeschiednen, dieser Genuß eines Guts, einer Freude, die so bald hinschwinden sollen, das Alles versetzt in eine Art von Rausch, in eine gewisse Unruhe, eine Sehnsucht, die allein durch den Stab der mächtigen Kunst beschwichtigt wird. Sie überschüttet uns hier mit ihrer ganzen Segensfülle.

Kap. 13. Aufs neue sind wir in das pädagogische Utopien versetzt, das sich uns hier von einer andern höchst merkwürdigen und interessanten Seite zeigt. Wie im zehnten Kapitel die Religion, so ist hier die Kunst der Hauptgegenstand. Und von welcher Glorie umgeben erscheint sie! Als Letztes, wohin Bildung zu führen vermag, als Muster für alle Erziehung zum höhern Leben, und überschwenglich herrlich in dem, was sie erzeugt. Diese Anstalten für die Kunstbildung sind so ideal, daß wir um so mehr das ganze Utopien als ein in hohem Geiste gefaßtes Ideal betrachten; und doch sind die hier mitgetheilten Maximen von der Art, daß wir sie sofort als die echten, wahren fühlen und annehmen; wie wir denn auf jener schönen Insel in Hilarien und ihrem Lehrer schon ein Beispiel fanden, das uns die Praxis dieser Maximen anschaulich macht. Große, klare Gedanken erzeugen einen großartigen, klaren Styl der Darstellung; auch das zeigt gegenwärtiger Abschnitt.

Nur in der hohen Weise, in der hier die Künste behandelt werden, nur in dem Bezuge, worin sie hier zur Erziehung im Allgemeinen stehen, können wir die Rechtfertigung dessen finden, was über die dramatische Kunst, inwiefern diese zur äußern Erscheinung wird, gesagt ist. Hier ist doppelt nöthig, den Namen Utopien zu beherzigen; nöthig auch, einen Blick in die Lehrjahre zu werfen, wo Wilhelm alles Heil für sich und Andre in der Schauspielkunst zu finden wähnte.

Daß das Buch auch sonst oft in Utopien einführe, läßt ein Fragment ahnen, das am Schluß des Kapitels mitgetheilt wird. Wilhelm und Natalie erscheinen hier auf Gipfeln hoher, durch eine gewaltige Kluft weit geschiedner Felsen. Durch Fernröhre sich gegenseitig erblickend, daß sie sich umarmen zu können wähnen, bleiben sie getrennt und geben so ein treffliches Symbol des Entsagens, des Entsagens, „durch welches der eigentliche Eintritt in das Leben erst denkbar ist" (S. 332.) Denn wie würden wir in diesem dauern können, ohne darauf gefaßt zu seyn, daß die schönsten Güter sich uns in der nächsten Nähe zeigen, und doch der Hand, die sich nach ihnen verlangend ausstreckt, oder sie schon zu fassen glaubt, flüchtig enteilen?

Kap. 14. Eine Verbrüderung, in der Wilhelm eine auf baldige Vereinigung deutende Aufnahme findet, gibt uns nähern Aufschluß, welchen Sinn das Wandern habe, das in dem Buche gepriesen wird. Daß der Anfang des Kapitels eines festeren Bodens gedenkt, den wir betreten, läßt vermuthen, es handle sich hier um etwas Reales, in der Wirklichkeit wohl Auszuführendes. Auch der blonde Friedrich, den wir in den Lehrjahren als tollen Vagabunden kennen lernten, ist zum Manne geworden in diesem Bunde, über dessen Wirken und Zweck der Fortgang des Buchs uns wohl noch weiter aufklären wird. „Eine allgemeine Assecuranz, heißt es (S. 452) in Beziehung auf ihn, ist errichtet, es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingniß der möglichsten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind, dagegen aber auch als dankbare zerstreute Colonisten auf das Vaterland günstig zurückwirken."

Auch dieser Bund, wiewohl wir erst vorläufig mit ihm bekannt werden, hat seine Grade und Geheimnisse; sonst ist seine Erscheinung frei, heiter und kräftig. Der große Christoph und der Barbier sind wackre Figuren, die uns aufmerksam machen, daß auch in Darstellung dieses Bundes der Dichter walte.

Kap. 15 und 16. Die neue Melusine und die pilgernde Thörin. Zwei Novellen, von denen die letztere zeigen soll, „welch ein Unterschied sey zwischen einer verrückten Pilgerschaft, deren sich so manche in der Welt herumtreiben, und zwischen einem wohldurchdachten, glücklich eingeleiteten Unternehmen" (S. 418), wie das des vorigen Abschnitts. Die schöne Pilgerin, wie lieblich ihr Erscheinen ist, wie sehr sie bei näherer Bekanntschaft interessirt, wie großen Antheil man nimmt an ihrem Wanderloose — sie richtet am Ende doch nur Verwirrung an, erzeugt Misverständniß zwischen Vater und Sohn und verschwindet, um vielleicht anderswo ähnliche Irrungen zu stiften. Dies mag das Ergebniß mancher wirklichen Wanderung seyn; in der neuen Melusine dagegen tritt uns das Bild eines thörichten, planlosen Wanderns in der Form eines Mährchens entgegen, das der wackre Rothmantel gar artig vorträgt. Wie schön wird zum Schluß so mancher Reisende durch den des Mährchens repräsentirt, der, nach vollbrachter abenteuerlicher und spukvoller Wanderung, froh ist, seine sechs Fuß Körperlänge glücklich an den Herd zurückgebracht zu haben, von dem er seine Reise antrat!

Sollten wir den Ton, in welchem die zweite Novelle vorgetragen ist, bezeichnen, so müßten wir ihn auf das äußerste gebildet, fein, piquant und gehalten nennen; wogegen der ersteren eine gewisse Breite und Geschwätzigkeit bei dem Spielen in der Geister- und Feenwelt gar wohl steht, wie denn die Vorrede des alten Heldenbuchs, die von Entstehung der Zwerge handelt, gar geschickt eingeflochten ist.

Kap. 17. Wo steckt der Verräther? Nach einigen Mittheilungen über Personen, die in den Lehr- und Wanderjahren eine Rolle spielen, oder in den letztern noch spielen sollen, nach der Verkündung, daß Lenardo das nußbraune Mädchen, die Geliebte, gefunden, nach einem Briefe Hersiliens, die den zu dem geheimnißvollen Kästchen gefundnen Schlüssel anzeigt (welches alles einer spätern Entwickelung wartet), stoßen wir abermals auf eine Novelle, die wir gern als eine Ehrenerklärung ansehn, denen gewidmet, die angeborne Neigung und darauf sich gründende Ausbildung vom Wandern und Reisen zurückhält. Den Gedanken, daß auch Menschen dieser Art — und wie viele sind deren! — höchst tüchtig, ehr- und liebenswerth seyn können, scheint mir die Hauptperson der Novelle, Lucidor, aussprechen zu sollen; und auch er ist ein Glied jenes Bundes. Neben ihm steht gar geschickt der personificirte Reisedrang in Julien. Der erstere hat das Seine gefunden — und wie lieblich und würdig ist das Glück, das er in der ihm gleichgesinnten Lucinde gewinnt — indeß diese nur noch in Drang und Sehnsucht lebt, nicht wissend, wie sie das Gewünschte sich aneignen soll. Glücklich, daß sie den Gatten findet, der diese Sehnsucht auf eine würdige Weise befriedigen wird!

Man kann diese Erzählung nicht lesen, ohne die Gewalt, mit der der Dichter seine Sprache beherrscht, zu bewundern. Hier namentlich herrscht die höchste Leichtigkeit in der Darstellung; der Dichter kommt uns wie ein seines Instruments vollkommen mächtiger Musiker vor, der dem Hörer in einer Laune des Uebermuths dasselbe zum äußersten zu zwingen sucht, und dennoch im schönsten Tacte, in der passendsten Melodie bleibt. Die Leidenschaft Lucidors, die tolle Unart des Junkers, vor allem das neckische Wesen Juliens, drücken sich vollkommen in der Sprache aus, indeß Lucindens Ruhe und

Digitized by Google

einfacher, edler Sinn dem Ganzen die schönste Haltung gibt. Blicken wir nun zurück auf die Anmuth, die im Sanct Joseph waltet, auf den feingebildeten Ton im nußbraunen Mädchen, die Ironie im Mann von funfzig Jahren, auf die Großartigkeit, womit Religion und Kunst in jenem Utopien behandelt sind, und die dieser Großartigkeit angemessene Sprache, blicken wir auf die üppige Fülle derselben, die sich in Schilderung der Scenen auf jener schönen Insel entfaltet, auf die mährchenhafte Darstellungsweise in der neuen Melusine, auf das Piquante endlich in der pilgernden Thörin, so erstaunen wir über diese Mannichfaltigkeit von Tönen, die vielleicht in keinem Werke des Dichters so mächtig hervorgetreten ist.

Letztes Kapitel. Durch eine Rede Lenardos, der eine Hauptrolle in dem Orden der Wandrer spielt, werden wir mit dessen Ansicht vom Wandern bekannt. Es ist dies hier nicht ein bloßes Reisen, das um Zerstreuung, Vergnügung, oder auch um Erweiterung der Einsicht und Erkenntniß angestellt wird. Ein großer Gegensatz wird uns vorgehalten, zwischen dem Besitz, der sich an den Boden knüpft und an diesem haftet, und dem Beweglichen, demjenigen, was durch ein bewegtes Leben gewonnen wird. Das letztere erscheint höheren Ranges, da das, was der Mensch thut und leistet, mehr Werth hat, als was er besitzt. Handwerker, Kaufleute, Künstler, ja Gelehrte und Staatsmänner sind genöthigt, sich demselben zu widmen. Aber Irrthum, Thorheit, Fahrlässigkeit und Verkehrtheit schleichen sich in der Welt in diese Region so gut ein wie in jede andre; daher hat jene Gesellschaft sich verbrüdert, um für dieses bewegte Leben eine feste Norm, ein Muster zu gewinnen und dasselbe aufzustellen. Sie will „der Beweglichkeit im Busen Raum geben, und die ungeduldige Lust, die uns antreibt, Platz und Ort zu verändern, nicht unterdrücken; aber diese soll sich dem Rath und der Ueberzeugung unterwerfen, und der Spruch: Wo mir's wohl geht, ist mein Vaterland! soll lauten: Wo ich nütze, da ist mein Vaterland!" (S. 536)

Bedenken wir, daß dieser Orden mit den Weisen, den Erziehern in Utopien, verbündet, daß das Entsagen eines seiner Losungsworte ist, wovon uns, im Komischen das Ernste vorhaltend, der Rothmantel belehrt; so werden wir in dem Gedanken bestärkt, daß wir in dem vorliegenden Buche eine künstlerisch-symbolische Darstellung des Lebens und der Welt haben, in der wir durch Entsagen Fuß fassen, durch Bildung zu Bürgern werden, durch redliche Anwendung und Beherrschung des Beweglichen in uns nützen.

---

Obige Mittheilung gibt sich für nicht viel mehr als eine Inhaltsanzeige, nur so weit belebt, daß sie diesem und jenen als Leitfaden durch das Buch dienen kann; vor allem möchte sie gern einen andern, oder mehrere zu Mittheilung aufregen, wenn sie einen verschiednen Leitfaden aufgefunden und gebraucht haben. Bei diesem Werke kann es wohl nicht fehlen, daß Verschiedenheit der Ansichten herrscht; auch hat sich eine solche ja schon mehrfach ausgesprochen, und der Dichter erwartete sie; wie er denn selbst sagt:

Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen.
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seiner Weise prägen!

Möge man in dem Mitgetheilten Ehrfurcht gegen den Dichter erkennen und Freude in Betrachtung dessen, der am Abend seines thätigen Lebens dem Grundsatze treu verharrt:

Noch ist es Zeit, da rühre sich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann —

der mit edlem und gerechtem Stolze sprechen darf:

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

109.

---

## Einige Bemerkungen in Betreff der neuesten Koraischen Schrift über Griechenland.

In der von dem Unterzeichneten kürzlich herausgegebnen Schrift, betitelt:

Vom alten und neuen Hellas. Worte an die griechische Nation, gesprochen von Adamantios Koraï. Zugleich als Einleitungsschrift zu Aristoteles Politik. Aus dem Alt- und Neugriechischen übersetzt von Dr. L. Ilen. Leipzig, bei Ernst Fleischer 1823;

sind mir nach Beendigung des Drucks noch einige Stellen aufgestoßen, die einer Berichtigung und Ergänzung bedürfen, wiewohl sie nicht von besonderer Erheblichkeit sind. Da diese Verbesserungen unter den Druckfehlern nicht mehr aufgenommen werden konnten, so finde ich es für nöthig, sie hier in diesen Blättern anzuzeigen, um etwanigen Misverständnissen oder Misdeutungen zuvorzukommen.

In dem am Schluß dieser Schrift Seite 175 befindlichen Aufsatz, überschrieben: „Berichtigung, Epidauros und die griechische Verfassung betreffend" ist gesagt worden, der jetzige Ort Piada in Morea, der in unserer Zeit so merkwürdig geworden ist, weil dort die neue Verfassung der Griechen proclamirt wurde, sey das alte Epidauros, die berühmte Stadt des Aeskulap in Argolis, nicht aber Epidauros Limera in Lakonien. Dies hat auch im Allgemeinen seine Richtigkeit, und es trifft bis auf ein Weniges zu; indeß, genau genommen, verhält es sich damit also, wie der Engländer Dodwell versichert: Das jetzige Dorf Epidaura liegt nicht weit von den Trümmern der alten argivischen Stadt Epidauros. Der jetzige Ort Piada ist jedoch ein großes, sehr bevölkertes Dorf (ein Flecken), eine Stunde und zwanzig Minuten vom Dorf Epidaura entfernt, auf steilen Felsen, die mit den Ruinen eines neueren Castells bedeckt sind. — Diese Nachricht steht in der Uebersetzung von Dodwell's Reisen in Griechenland von Dr. Sickler, in II Band 2. Abtheilung Seite 120, die mir erst späterhin zu Gesicht kam. *)

*) Piada ist offenbar auch der nämliche Ort, den der englische Reisende Richard Chandler an mehreren Stellen Epidau-

Digitized by Google

Zugleich mag hier noch die Bemerkung hinzugefügt werden, daß es in der Geographie von Griechenland etwas sehr Gewöhnliches ist, die neueren Oerter nicht genau auf derselben Stelle zu finden, wo der alte Ort stand — aus dem sehr natürlichen Grunde, weil der Bauschutt und die Rudera des alten Orts den Anbau des neuen auf demselben Fleck sehr erschwerten, oder oft gänzlich verhinderten; denn wie mühsam wäre es gewesen, Mauern und Schutt erst wegzuräumen, die meist von Erdbeben herrührten; wie mühsam, ganze Ruinen zu ebnen und in Straßen zu verwandeln, und nun erst neue Häuser und Gärten darauf anzulegen! Solche Mühe gibt man sich nur bei Herkulanum und Pompeji. Lieber schleppte man die alten Bausteine von ihrer ehemaligen Stätte nach einem nahgelegenen, bequemeren Platz (was freilich auch mühsam war) und baute daraus neue Häuser mit reinlicher Gartenumgebung, in der Nähe der alten Ruinen, um die man sich nachher nicht weiter bekümmerte. Es verstand sich beinahe von selbst, und so natürlich es auch war, so scheint diese Bemerkung doch (so viel ich mich erinnere) den meisten Reisenden als Ursache der Verwirrung entgangen zu seyn, indem sie sich noch immer unnöthiger Weise, wenigstens undankbarer Weise, abquälen, die Lage der alten Oerter aus diesem Gewirre von Ruin und Neubau herauszufinden — ein vergebliches Bemühen, womit man wohl nie aufs Reine kommen wird, wenigstens so lange man nicht ein genaues Relief von Griechenland aus Gips oder Thon hat (was freilich auch noch nicht gar viel helfen würde), denn wie selten fanden die Reisenden den Lohn ihrer verschwendeten Mühe! Viele widersprechen sich in den Oerterlagen einander gar sehr, und so wird die Verwirrung noch größer. Jener Neben-Anbau bei den alten Ruinen kommt so oft vor, daß es fast zur constanten Regel geworden ist und mehrentheils als feststehender Grundsatz angesehen werden kann — eine Bemerkung, wozu schon eine geringe Beobachtung hinreicht.

tha nennt. Aus Epi-patha ist durch verderbte Aussprache endlich Piada geworden. Man sehe Chandler's Reise nach Griechenland, deutsche Uebersetzung (Leipzig, bei Weidmann 1777) Seite 314 bis 348; auch sagt er S. 314, die Stelle des alten Epidauros heiße jetzt Epitdavro. — Von Koraï's oben erwähntem Werk ist auch in der Schweiz eine schätzbare Verdeutschung erschienen (mit dem Text eigentlich zur Absendung nach Griechenland und zur Vertheilung daselbst bestimmt), nur ist darin Seite 307 und 309 das Wort Tragoudi nicht glücklich durch „Schauspiel" übersetzt. Tragoudi heißt im Neugriechischen ein Lied, Tragodia hingegen ein Trauerspiel wie im Alt- so auch im Neugriechischen (s. Weigl's neugriechisches Wörterbuch; auch verschiedne Reisen nach Griechenland). Ich berichtige hier beiläufig einen Irrthum, der in dem Artikel Coraï im Conversat. Lex., neue Folge, enthalten ist. Die Ode auf Daguesseau nämlich ist nicht unsers Adamantios Koraï's neueste Arbeit, sondern schon vor hundert Jahren von Antonios Koraï gedichtet (gedruckt 1702 nebst dessen übrigen Pindarischen Oden), einem Griechen, der auch Arzt, auch aus Chios und vielleicht ein Verwandter oder Vorfahr von dem jetzt lebenden Adamant Koraï war. Letzterer hat diese Ode nur neu herausgegeben (1819) und mit Erklärungen begleitet. In der Vorrede zum Aelian (oder in den Stochasmen, im Prodromos-Bande der hell. Bibl.) erzählt Koraï auch eigentlich nicht eine Geschichte der neugriechischen Sprache, sondern er gibt darin eine fortlaufende Vergleichung des Alt- und Neugriechischen. Uebrigens ist der in jenem Artikel erwähnte Kodrika ein lügenhafter Wicht, weil er nicht bloß gegen den ehrwürdigen Koraï, sondern gegen den ganzen Aufschwung seines Vaterlandes, gegen alles Große und Edle die Opposition ergriffen, Lügen und zahllose Verleumdungen ausgestreut hat (wie der Logios Hermes berichtet) und höchst wahrscheinlich im Solde einer Partei steht, die man an ihrer Unterdrückungssucht leicht erkennt, wodurch dieser Kodrika sich wahrhaft herabgewürdigt hat.

Anmerk. des Einsenders.

In der Vorrede zu der erwähnten Schrift ist in der ersten Anmerkung Seite XI gesagt: die patriotischen Brüder Zosima befänden sich in Livorno. Ich glaube indeß, daß eigentlich nur der eine von ihnen in Livorno, der andere aber in Moskau lebt. Sie sind gebürtig aus Joannina. — Koraï's Prolegomenen sind, wie Seite XII gesagt ist, allerdings in Einem Bande zusammengedruckt, jedoch nicht in Venedig, sondern in Wien, und zwar schon 1815 herausgekommen (VIII und 508 Seiten in Groß-Octav, mit einem Motto aus Isokrates Reden; gedruckt auf Kosten einiger patriotischen Griechen; siehe Logios Hermes von 1817 Seite 380). Der Titel dieser Prolegomena aber steht ohne Angabe des Druckorts auch in Nikolao's und Michael Glyky's Verzeichniß von neugriechischen Verlags- und Druckwerken (Venedig 1821 8.), wodurch die Irrung entstand. — Auch ist noch der sinnentstellende Druckfehler in der Vorrede Seite IX Zeile 10 anzuzeigen, wo „gesichtet". anstatt „gesichret" zu lesen ist. Die durch den Setzer (ohne meine Schuld) etwas entstellte Orthographie ist durch die Druckfehleranzeige am Schluß des Werks einigermaßen wieder berichtigt und hergestellt. Auch weiß ich recht wohl, daß unter den übersetzten deutschen Trimetern oder tragischen Senaren hin und wieder ein Alexandriner vorkommt, was „durch die nöthige Eile der Uebersetzung" (wie in der Vorrede schon gesagt) wird entschuldigt werden. Seite 12 Zeile 2 habe ich ξενίζουσα (äctiv: bewirthend), als im Verse unverständlich für den Deutschen, lieber durch das Neutrum: einschleichend, einkehrend, übersetzt, und so auch hin und wieder andere Ausdrücke dem deutschen Leser mundrecht gemacht, jedoch so, daß die ganze Uebersetzung noch immer als eine sehr treue und wörtliche gelten kann. Daß ich einen Wolf und Voß in einigen übersetzten Versen derselben unbedeutend verändert habe, wird man mir wohl nicht zur Last legen. Dies zur Verwahrung gegen etwanige zu voreilige Beurtheilungen.

Bremen im Mai 1823. Dr. L. Iken.

---

## Miscellen.

Norwegen hat seit wenigen Jahren vier seiner ältesten und besten Dichter verloren. Brun, Bischof in Bergen, starb 1817; ihm folgte in gleicher Würde sein Nachfolger, 1820, Pavels; im nämlichen Jahre starb Jonas Rein, Pfarrer in Bergen und 1821 Ilns Zettlitz, Pastor in Holders. Alle vier waren also Geistliche, aber als Dichter von ihren Mitbürgern sehr geschätzt.

Von Lord Byron ist ein neues Gedicht erschienen: Das Eiland oder Christian und seine Gefährten. (The island or Christian and his camrades.) Es wird bitter getadelt in englischen Blättern. Die Litterary Gazette wirft ihm vor, es sey ein Gemeng vom Besten, was er schon geschrieben hat, mit Reminiscenzen aus den besten andern englischen Dichtern, so viel Gutes übrigens auch darin sey.

Falstaff war nicht allein selbst klug; er machte auch, daß andere Leute klug wurden. So drückt sich ein englischer Kunstrichter aus, indem er die Anzeige von einer neuerschienenen Sammlung: Biographische, historische und andere Erläuterungen zu den Erzählungen des Verf. v. Waverley gibt. — In der Regel macht doch W. Scott oder wer sonst die unter diesem Namen berühmten Romane schreibt, die Sitten der Zeit, worin, den Schauplatz, worauf seine Personen auftreten, so deutlich, daß ein Engländer wohl keines Commentars dazu bedarf.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 190.

18. August 1823.

## Das südliche und östliche Schweden.

Der Norden Europas wird weniger von Reisenden besucht, als der Süden. Die Sprachen, das Klima, die Meinung, daß es dort weniger Sehenswerthes gebe, und noch mancher andere Nebenumstand lassen seltner einen Reisenden daran denken, seinen Weg dahin zu nehmen. Um so dankenswerther ist die „Reise durch das südliche und östliche Schweden, oder durch Schonen, Blekingen, Smaland, Ostgothland und Södermannland nach Stockholm und Upsala, im J. 1817, von Fr. Wilh. v. Schubert, der Theologie Doctor und Prof. in Greifswalde, Leipz. 1823. XVI. 392 S., die wir so eben, mit einer guten Charte und einem Kupfer ausgestattet, erhalten haben. Sie macht an sich nur den ersten Theil einer Reise durch ganz Schweden, wird aber, insofern sie das südliche und östliche bis Upsala schildert, auch als ein für sich bestehendes Ganze ausgegeben und legt über den sittlichen, wissenschaftlichen, finanziellen, ökonomischen Zustand dieser Provinzen, wie er jetzt ist, die genaueste Schilderung vor. Herr D. Schubert, der schon früher in diesen Provinzen gewesen war, reiste wiederum 1817 im Frühjahre dahin, indem er sich in Stralsund auf der Postjacht einschiffte. Er landete nach 18 Stunden in Ystadt, das durch den englischen Handel in der letzten Seesperre ungemein gewann und auf dessen Hafen jetzt bedeutende Summen von der Stadt, wie von der Krone, verwendet werden. Sie zählt etwas über 3000 Einwohner. In diesem Jahre werden statt der damaligen Jachten Dampfböte eingerichtet, und dann wird die Verbindung zwischen Schweden und Deutschland noch schneller und bequemer seyn. In 6 — 8 Stunden dürfte die Ueberfahrt dann stets zurückgelegt werden. Der Reisende macht uns nun vorerst mit der Art des Reisens in Schweden und dem dort üblichen Gelde bekannt. Das letztere ist noch immer hauptsächlich Papier- und Kupfermünze. Von der papiernen gibt es Reichsschulden-, Bank-, Prämien- und Göthalandzettel. Was die Art des Reisens anbetrifft, so kann es fast nur mit Extrapost geschehen. Ordentliche fahrende Posten einzurichten, versuchte man seit Karl XII. nicht wieder. Dagegen sind die Taxen für die Pferde geringer, die Abfertigung der Reisenden schnell und pünctlich und höflich, und ein Postillion, der zum dritten Mal der Grobheit überführt wird, hat, nach den Gesetzen in einigen Provinzen, Festungsstrafe zu erwarten (S. 17). Die Straßen sind trefflich bis nach dem im äußersten Norden liegenden Torneå (was bei dem Vorrath von festem Stein und wenigen Reisen, geringem Waarentransporte zu Lande nicht wundern darf). Chausseegeld ist in Schweden unbekannt. Nur Brücken- und Fährgeld ist, obwohl selten und in geringem Ansatze. Am 10ten Mai reiste Herr S. von Ystadt auf einem zweirädrigen Fuhrwerk nach Lund. Bei dem Dorfe Weberöd traf er auf eine, uns ziemlich fremde Musterung. Die Soldaten wurden compagnienweise über ihre Kenntnisse vom Christenthume geprüft. Ueberhaupt hat das schwedische Heer viel Eigenthümliches. Es besteht aus geworbenen und eingetheilten Regimentern. Jene bilden die Garnisonen und gleichen den Truppen bei uns. Diese werden von den Dörfern in der Art gestellt, daß eine Zahl Gutsbesitzer einen Mann anzunehmen und zu erhalten haben, wozu sie ihm ein Gütchen und einen kleinen Jahrgehalt anweisen. Rückt er ins Feld, so sind die Gutsbesitzer zum Anbau seines Feldes verbunden. In Dalby besuchte er eine sogenannte unterirdische Kirche, deren es in Schweden mehrere gibt. Ihre Bestimmung ist ungewiß. Einige sind ansehnlich. In Lund findet sich eine von 170 Fuß Länge. Immer liegen sie unter der Hauptkirche, womit sie verbunden sind. (Auch der Naumburger Dom hat eine solche; vielleicht auch noch mancher andere Dom. Wurden hier etwa die Todtenmessen gehalten, die den Gottesdienst in der Hauptkirche gestört hätten?) Lund selbst ist eine freundliche Stadt. Breit und schnurgerade sind die Straßen. Viele Häuser haben Gärten. Gärten und kleine Kornfelder trennen oft die Häuser. Hier muß es sich auf der trefflichen Universität, die gegen 60 Lehrer hat, gut studiren. Alle Hörsäle, die in den akademischen Gebäuden selbst sind, grenzen an große, schattige Baumalleen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 3500; die der Studirenden wechselt zwischen 300 — 600. Die Disciplin unter ihnen ist musterhaft. Von Duellen weiß man hier so wenig wie von demagogischen Umtrieben. De-

gegen ist allen gestattet, sich zu seiner Landsmannschaft zu halten, und jeder selbst dazu „durch die Behörden veranlaßt." (S. 36.) Was auf allen Akademien in Deutschland ein Anstoß ist, wird doch also dort gefördert. Die Ferien sind im Sommer und zu Weihnachten. Ein historisches Museum ist reich mit allem ausgestattet, was Schweden aus den Zeiten des Alterthums aufweisen kann, für dessen Erforschung seit Gustav Adolph viel gethan wurde. In Upsala wurde schon 1662 dafür eine Professur gegründet. Die Universitätsbibliothek zählt 30,000 Bände, und mit ihr ist eine große Leseanstalt verbunden. Eben so ist hier ein Observatorium, ein naturhistorisches Museum und so manches, was die Wissenschaften fördern kann. Die Domkirche gilt als eine der ältesten und schönsten Kirchen im ganzen Lande, aus den ersten Jahren des 11ten Jahrhunderts herstammend. Der Verf. nimmt hier Gelegenheit, manche Bemerkungen über die Verhältnisse des geistlichen Standes in Schweden anzuknüpfen. Die Einkünfte desselben sind sicher und ansehnlich. Seine Bildung groß; er kennt nur freiwillige Abgaben. — Der Weg nach Christianstadt ist meist baumlos, gewährt aber durch die vielen Enskifte viel Abwechselung. Man versteht darunter in Schweden die dort sehr geförderte Aufhebung der Dörfer und Anbauung der Gehöfte mitten in den jedem Grundbesitzer gehörigen Feldern, die ihm die schnellste Uebersicht und die Bewirthschaftung derselben mit der größtmöglichsten Zeitersparniß erlaubt. Man hat seit 1786 in der Art erstaunlich viel gethan und die Production dadurch (S. 66) ungemein gehoben. Christianstadt zählt 2760 Einwohner, zwei große Marktplätze und ein ungemein großes Freimaurerhaus, denn in Schweden sind ebenfalls, im Gegensatz anderer Staaten, die Freimaurer nie verdächtig gewesen. Die Caffeewicke mußte damals in Schweden noch nicht bekannt seyn, wie jetzt, denn Hr. S. fand das echte Getränk in jedem Bauergasthofe besser gekocht als in Deutschland, und ein Verbot, dasselbe zu genießen, fand nirgends statt. Dagegen wurde Branntweinvöllerei hart gestraft. Beim fünften Mal steht Zwangsarbeit darauf; bei Beamten zum dritten Mal Absetzung. Wer in der Trunkenheit stirbt, wird auf entehrende Weise begraben. — In Carlscrona fand der Reisende die ganze Flotte im Hafen an der fast 1500 Fuß langen Brücke vor Anker liegen. Zur Ausbesserung der Schiffe ist eine in den Felsen gesprengte Docke da, die 80 Fuß Tiefe und 200 Fuß Länge hat, ein Werk von Karl XII. gegründet. Der Unterhalt in dieser Stadt ist ungemein wohlfeil. Mit 100 Bankothalern kann eine Familie anständig leben (S. 137. Es wären davon nähere Belege zu wünschen. So scheint es fast unglaublich.) Schade, daß die schön gelegene Stadt Mangel an gutem Trinkwasser hat. Die Stadt hat gegen 12000 Einwohner. — Soviel enthält Calmar nicht, in das wir nun geführt werden; es zählt nur etwas über 4500 Einwohner, hat aber einen guten Hafen und eine Menge Kauffahrteischiffe (75). Seine Domkirche ist eines der prächtigsten Gebäude, und das Schloß durch die hier 1397 geschlossene Union bekannt, die die nordische Halbinsel mit Dänemark zu einem Reiche umschuf. Noch findet man das Schlafzimmer der damals so mächtigen Margarethe mit ihrem königlichen Bette. Ludwig XVIII. lebte hier einige Zeit als Flüchtling und ist noch (S. 149) in Aller Andenken; so gewann seine Leutseligkeit und die Güte die Herzen. Eine Tafel, die er dem großen Gustav Wasa setzen ließ, erhält das Andenken von diesem und ihm selbst. — Die Stadt Linköping hat ein treffliches Gymnasium, das eine der besuchtesten gelehrten Schulen im Lande ist. Seine Bibliothek zählt gegen 25000 Bände und ist eine der größten im Lande. Von dem berühmten Maler Hörberg, der sich schon als neunjähriger Bauernknabe in Nachbildung aller Gestalten mit Kohle und Rothstein auf Birkenrinde auszeichnete, und von dem Hr. S. hier (S. 173 u. ff.) interessante Notizen mittheilt, hat man hier manche vortreffliche Bilder. Der Nachlaß des ausgezeichneten Künstlers ward damals gerade verkauft. Ueber den großen gothischen Canal gibt uns der Reisende die genauesten Nachrichten. Er beginnt zuerst mit dem Trolhättacanal. Bekanntlich ist der große Wenersee in Schweden, der 24 Flüsse aufnimmt und einen Flächeninhalt von 48 □Meilen hat, durch die Gothaelf mit der Nordsee verbunden, aber große, reißende Wasserfälle machen diese Verbindung, die die Natur nur anzudeuten schien, wieder unnütz. Da aber der Wenersee mitten im Lande liegt, so mußte die Kunst wohl Ursache genug finden, jenen Fingerzeig der Natur zu benutzen und die Hindernisse aus dem Wege zu schaffen. Daran dachte man schon unter Gustav Wasa, daran arbeitete man langsamer, eifriger, bis endlich der Trolhättacanal 1800 zum erstenmale befahren werden konnte. Ein kühnes, nordisches Werk, durch Granitfelsen geführt, war nun vollendet. Nach Westen hatte Schweden nun leichte Verschiffung. Konnte der Wenersee auch so mit der Ostsee in Verbindung kommen, wie vortheilhaft mußte er erst dann für Schweden wirken. Auch dieser Gedanke war schon oft zur Sprache gekommen. Auf Actien begann endlich 1810 der Bau. Es galt, einen Canal von acht schwedischen Meilen zu graben, den übrigen Theil bildeten 6 dazwischen laufende Landseen. Die Tiefe wurde zu 10, die Breite zu 48 Fuß genommen. Und so arbeiteten seit der Zeit immer 2—6000 Menschen daran, ohne daß aber, bei den Schwierigkeiten, die die Natur entgegensetzt, die Vollendung unter mehrern Jahren zu erwarten seyn dürfte. Ein großer Theil wird indessen bereits befahren. Ist er ein Mal fertig, so kann Norwegen von Stockholms Küste her mit vielen Bedürfnissen versorgt werden, und Schweden ist nicht vom Sundzolle abhängig, vorausgesetzt, daß die Abgaben auf dem Canal sich nicht höher belaufen, wie seine Gegner sagen, als im Sunde. — Auf dem Wege von Linköping nach Stockholm sah der Reisende die sonst überall gewöhnliche Güte, Milde, Freundlich-

Digitized by Google

keit von Eigennuß, Prellerei und störrischem Wesen verdrängt. Die sittliche Verdorbenheit glaubte er in der Residenz nicht so groß zu finden wie auf dem Wege dahin. **Norrköping**, das 9931 Einwohner zählt, brannte 1719 so nieder, daß nur eine Hütte stehen blieb. Seitdem ist es desto schöner aufgestiegen. (Ein Brand, der 1822 den dritten Theil wieder zerstörte, wird diese Gestalt eher fördern als hindern.) Die hiesige Zwangs- und Correctionsanstalt ist eine von den wenigen, die selbst ein Americaner nicht tadeln könnte, der in jedem europäischen Institute der Art — und das wohl mit Recht — mehr eine hohe Schule des Verbrechens, als der Besserung sieht. Die Juden haben in Norrköping eine Synagoge. Das Haus dazu schenkte ihnen der General Löwen, in der Hoffnung, daß sie alle zum Christenthum übertreten würden. Er ließ zu dem Zweck sogar alle Stellen, die sich im alten Testaments angeblich auf Christus beziehen, auf eine messingerne Tafel schreiben und diese im Hause aufhängen. Es versteht sich, daß eine solche Großmuth von den Juden anerkannt ward, wie sichs gebührte. Sie nahmen das Haus, legten die Tafel beiseite und blieben — Juden. — Das regelmäßig gebaute **Nyköping** hat zwar kaum 2500 Einwohner, ob es schon die Hauptstadt von der Provinz Södermannland ist, allein eine Menge Fabriken in Tuch, Strümpfen, Tabak, Nadeln. Kugeln und (eiserne) Kanonen werden in Menge ausgeführt. Sein Hafen ist indessen so verschlammt, daß es als Seestadt nichts weniger als bedeutend ist. Vom **Mälarsee**, der mehr als tausend Inseln enthält, 12 Meilen lang und 5 Meilen breit ist, und von dem Canal bei dem Städtchen **Söder Telje**, der ihn mit der Ostsee verbindet, erzählt der Verf. ungemein viel Anziehendes. Es steht dieser See mit mehrern Landseen in den andern Theilen Schwedens in Verbindung, und so ist die Vollendung des zuletzt genannten Canals für das Reich von neuer Bedeutung geworden; nachdem ebenfalls schon seit 1680 daran mit öftern Unterbrechungen gearbeitet worden ist. Schade nur, daß auch hier die Abgaben so bedeutend sind (S. 237), wodurch häufig die Schiffer geschreckt und die Unterhaltungskosten bei weitem nicht gedeckt werden. Im Jahre 1820 betrugen die Einkünfte nur ein Viertheil derselben! — Eine Stunde von Stockholm (man spreche die erste Sylbe lang aus) fangen Landhäuser an, die Landstraße zu verschönern. Ueber die Hauptstadt Schwedens verbreitet sich der Reisende sehr weitläufig, und nirgends dürfte man so eine genaue Schilderung derselben finden, als sie in seiner Reise vorliegt. Er schreibt, daß sie die schönste Lage unter allen großen Städten habe. Nur Constantinopel könne ihm gleichkommen. Die Zahl der Einwohner setzt er, wahrscheinlich findet sich aber hier ein Druckfehler vor, mit 70,646 an, denn im J. 1798 betrug sie 80,000 (S. 243). (Die 7 soll vielleicht 9 werden?) Wie Venedig, wird es von unzähligen Canälen durchschnitten, die die zwischen den Inseln, woraus es besteht, durchgehende Meeresarme bilden und den größten Fahrzeugen das Einlaufen mitten in die Stadt erlauben. Gärten, ungemein romantische Partien, sind aller Orten in der Stadt selbst und um dieselbe herum. Auf einem Felsen in der Södermalmsvorstadt hat man die schönste Totalansicht. Die Lage ist, sagt er S. 244, sehr gesund. Dem widerspricht indessen die weiter unten von ihm bemerkte Sterblichkeit, welche die in andern großen Städten häufig übertrifft. Insofern könnte jene Zahl der Einwohner allerdings richtig seyn, denn 1818 waren 2344 Geburten. Multiplicirt man diese mit 30, so gäbe es 70,320. Nur dürfte das nordische Klima dieses Verhältniß zu vortheilhaft angesetzt finden. Das königliche Residenzschloß ist uralt und war bis ins 16te Jahrhundert eine starke Festung. Ein Brand zerstörte es 1697 und so steht es seit 1753 in der jetzigen prachtvollen Gestalt. Die Bibliothek darin ist sehr ansehnlich. Ihr gegenüber ist ein reichhaltiges Museum mit einem reichen Münzcabinette. Die Hauptkirche Stockholms hat mehrere treffliche Gemälde von schwedischen Meistern. Sonderbar ist es, daß die Kirchhöfe der Stadtkirchen hier noch zu Begräbnißplätzen dienen. Der bei einer einzigen, der **finnischen** Kirche, macht davon allein eine Ausnahme. Gustav Wasas 1773 errichtete Bildsäule ward aus Kanonen gegossen. Sie ist 11 Fuß hoch, auf einem Piedestal von inländischem Marmor, auf dem Ritterhausmarkte. Das Freimaurerhaus ist auch hier eines der ansehnlichsten Gebäude. Karl XIII. stiftete 1811 für diese Verbindung einen Orden. (Der schroffste Gegensatz zu dem, was gegen die Maurer seit 1815 in Spanien, Rom und andern Ländern, namentlich dem so nahen Rußland, geschah!) Banquerotteurs werden in Schweden hart angesehen. Betrügerische müssen ihren Namen an den Pranger anschlagen lassen. Selbst unverschuldete dürfen bis zu ausgemachter Sache **nur** in die Kirche gehen. Leichtsinnige Concursfällige kommen sechs Monate bis zwei Jahre in den Schuldthurm. (Wenn doch diese Strenge überall Nachahmung fände!) Die Stockholmer Bühne gibt nur im Winter regelmäßige Unterhaltung und wird aus der Staatscasse unterstützt. Der Verf. theilt über ihre Leistung gar nichts mit, und hier ist die einzige Lücke, deren Ausfüllung er wünschen läßt. Zur Unterstützung von Armen durch Geld, Arbeit, Spitäler u. s. f. sind in dieser Residenz ungemein viel Fonds vorhanden. Dasselbe gilt von der Erziehung der ärmern Jugend unglücklicher Taubstummen, Blinden u. s. f. Die Garnison von 3000—4000 Mann liegt in Casernen, was aber, bemerkt Hr. S. (S. 309), außer den moralischen Nachtheilen, auch vermehrte Sterblichkeit begründete. (Ist diese Beobachtung auch wohl in andern großen Städten gemacht worden?) — Der Handel Schwedens concentrirt sich hauptsächlich in Stockholm. Es hatte allein im Jahre 1818 248 Schiffe, mit 21556 Lasten, d. h. den dritten Theil und darüber im ganzen Reiche, denn dies zählte 944 Schiffe überhaupt, mit 61,707 Lasten. Fabriken sind hier von aller Art. Seidenfabriken findet man hier allein. Der Passivhandel übersteigt frei-

Digitized by Google

lich die Ausfuhr, und darum kann sich der Curs so wenig heben. Der Unterhalt ist hier wohlfeiler als in andern größern Städten. Die schwedische, seit 1786 gestiftete Akademie für vaterländische Dichtkunst und Sprache gibt jährlich drei Preise für eben so viel Aufgaben von 26, 10 Ducaten und einer silbernen Denkmünze. Ihren ersten Preis gewann Gustav III. für eine Rede auf den Feldherrn Torstensohn, ohne daß ihn Jemand als Verf. ahnete. Von ihm ist auch eine musicalische Akademie gestiftet. Schwedens Gelehrte und Künstler, Kunstsammlungen u. s. f. sind vom Verf. mit vieler Umsicht gewürdigt worden. Dasselbe gilt von der Schilderung des geselligen und sittlichen Lebens. Am dritten Junius reiste er nach Upsala. Er besuchte auf dem Wege dahin das königliche Lustschloß Rosenberg, ging nach dem alten Sitze Odins, wofür die kleine Stadt Sigtuna ausgegeben wird, so wenig sie auch in ihrer Armuth jetzt etwas, des Odins Würdiges zeigt, denn sie hat kaum 400 Einwohner, und kam dann nach Upsala (die mittelste Sylbe lang!), das durch seine Universität, seinen Linnée in der ganzen Welt berühmt ist, ob es schon nur etwa 4500 Einwohner hat. Die Zahl aller zur Akademie gehörigen Personen beträgt allein gegen 1800, welche zu obiger Summe besonders gerechnet werden müssen. 1819 studirten nicht weniger als 1386, wovon jedoch ein Viertheil Söhne der Geistlichen und viele Officiere waren. In Schweden studiren verhältnißmäßig mehr als in andern Ländern, da das Militair die höhern Stände weniger in Anspruch nimmt. Viele unterbrechen ihre Studien, wenn sie den Cursus beendigt haben, um als Hofmeister die Kosten zur Promotion oder fernerem Studiren zu erhalten. Von den genannten 1386 waren daher damals nur 832 wirklich da. Upsalas Dom ist der größte in ganz Schweden und in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gebaut. In ihm wurde sonst der König gekrönt. Viele Könige ruhen in seinen Gewölben. Doch, gleich der Westminsterabtei in London, enthält er auch Monumente vieler Edeln und Gelehrten; auch Linnée hat hier ein Denkmal. Die Glocke in seinem Thurm ist die größte. Upsala hat eine große akademische Bibliothek von 80,000 Bänden, die dort ein doppelt gefühltes Bedürfniß befriedigt und von Gustav Adolph angelegt ist. Von allem, was in Schweden gedruckt wird, muß ein Exemplar hingeliefert werden. Ein naturhistorisches Museum hat einen Werth von 50,000 Thaler. Thunberg, der bekannte Reisende, lebt, 1743 geboren, mit Heiterkeit und Kraft ausgerüstet. Ein alter ebenfalls berühmter Lehrer, Odmann, ist seit 20 Jahren nicht aus dem Zimmer, fast nicht aus dem Bette gekommen, so empfindlich ist er gegen äußere Eindrücke, bei übrigens guter Gesundheit und vieler Lebenskraft. Zwei Buchhandlungen und eine Buchdruckerei sind thätiger, als das Ausland ahnet, und schaffen aus diesem alle guten Sachen herbei. — Wir verlassen hier unsern Reisenden und werden mit Freuden zu ihm zurückkehren, wenn er uns in einem zweiten Theile Schwedens nördlichere Provinzen schildert.

20.

## Miscellen.

In der Sitzung der Akademie in Paris am 24sten April hielt Quatremere eine große Lobrede auf Canova. Der Merkur d. 19ten Jahrh. greift ihn deshalb gewaltig an. Er hätte Davids Verdienste schildern sollen, sagt er, aber er nahm nur Rücksicht auf die Verhältnisse und rühmte Canova, der, von Frankreich mit Wohlthaten überhäuft, dahin kam, die Museen desselben zu plündern. Wenn Canova so manches Werk geliefert habe, so hätte er doch wenigstens nicht vergessen sollen, wie in Frankreich Modelle anderer Künstler da wären, die alle seine Arbeiten übertreffen würden, wenn sie die Künstler ausführen könnten. Aber der Marmor dazu fehle ihnen. (??!)

Starre Unveränderlichkeit ist der Charakter aller ägyptischen Kunstwerke, behauptet Raoul Rochette in derselben Sitzung. Ehrgeizige Priester hatten sich zum Herren der Regierung der Gesetze, Sitten und Gedanken gemacht. Selbst die Kunst durfte nicht aus der Bahn weichen, die sie ihr vorgezeichnet hatten. Die menschliche Gestalt mußte in jeder Bildsäule eine und dieselbe bleiben, dieselben Mienen, Bewegungen und den nämlichen Ausdruck zeigen. In ganz Aegypten ist eine Statue, ein Tempel. Wer eine, wer einen gesehn hat, sah alle.

Ein neues romantisches Gedicht, das in London so eben erschienen ist, Alfred, von R. Payne, scheint die goldnen Tage der englischen Poesie, wie man Popes Zeitalter nennt, wieder zurückführen zu wollen. Gedanken und Form desselben sind der wilden Phantasie eines Byron gerade entgegensetzt.

Nach Rußland kamen die ersten Perücken unter Peter dem Großen. Er selbst trug eine kleine, weiße Stutzperücke. Fror ihn an die Ohren, so nahm er gewöhnlich dem nächsten, besten Großen die Allongeperücke vom Kopfe, um sie noch darüber zu stülpen, und dieser war froh, daß es nur die Perücke, nicht den Kopf selbst galt, der unter Peters Herrschaft nicht gar zu fest saß.

Vom Vorgebürge der guten Hoffnung aus haben im vorigen Jahre die Engländer eine Expedition zur Untersuchung der Ostküste von Africa unter dem Capitain Owen abgeschickt. Sie hat aber keine Resultate gewährt. Bei der Fahrt auf einem Flusse ins Innere des Landes hinauf ward ein Boot von einem Flußpferde fast gänzlich zerstört. 800 Eingeborne wurden von der Mannschaft des Andern mit Mühe zurückgetrieben. Krankheiten nöthigten die ganze Expedition, in Madagaskar neue Kräfte zu sammeln, und von da aus soll die Expedition aufs neue abgehn.

---

Druckfehler in Nr. 160. Ueber die dramatische Literatur des Tages.

S. 637, Sp. 1, Z. 4, von oben statt Steußer lies Heußer
„ „ „ „ „ 21, von unten st. Füller l. Künstler
„ „ „ 2, „ 18, v. o. st. mitloben l. mitleben
„ „ „ „ „ 3, v. u. st. Leser l. Lesen
„ 638, „ 1, „ 16, v. u. st. wie l. ihr
„ „ „ 2, „ 18, v. o. st. wie er l. worin
„ „ „ „ „ 24, v. o. st. von l. in
„ „ „ „ „ 25, v. o. st. Stücke l. Stücken
„ „ „ „ „ 4, v. u. st. verflocht l. verflacht
„ 639, „ 2, „ 13, v. u. st. lange l. schwache
„ 640, „ 2, „ 11, v. o. st. reale l. wahrhaft
„ „ „ „ „ „ v. o. st. Sache l. Schrift

Nr. 168. Die Kunstausstellungen.

S. 672, Sp. 2, Z. 13, v. o. st. Grosek l. Hensel

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 191.

19. August 1823.

**Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgeg. von Wilh. Müller. Erster Theil: Auserlesene Gedichte von Mart. Opitz v. Boberfeld. Zweiter Theil: Gedichte von Andr. Gryphius. Dritter Theil: Gedichte von Paul Flemming. Vierter Theil: Gedichte von Rud. Weckherlin. Leipzig 1822—1823.**

(Ueber die 3 ersten Bändchen vgl. einen frühern Aufsatz in Nr. 86.)

Man hat unser Zeitalter in Bezug auf den gegenwärtigen Stand der Literatur hier und da mit dem Namen eines zweiten alexandrinischen bezeichnet, und der bloße Gedanke, daß in der Vergleichung Wahrheit liegen könne, hat in dem Ref. oft schon Fieberschauer erweckt. Glücklicherweise möchte jene Benennung nicht viel ernstlicher zu nehmen seyn, als wenn man früher Uz einen deutschen Horaz, oder Gleim einen Tyrtäus Deutschlands nannte. Parallelen haben immer etwas Paralysirendes, indem sie das Lebendige und darum sich nie ganz Gleiche wie leblose, unorganische Massen behandeln. Keine Art der Parallele aber dünkt uns wohlfeiler als jene, die mit einem leicht zu habenden Namen der Vorzeit das Seyende, folglich auch Werdende, wie mit Einem Zauberschlag, in ein todtes Gewordenseyn umwandelt. Man beruft sich auf gewisse Erscheinungen, die in einer frühern Zeit ihr Vorbild gefunden, vergißt aber, daß, da gleiche Ursachen nicht immer gleiche Wirkungen hervorbringen, aus denselben Erscheinungen, zumal unter ganz veränderten Umständen, leicht ganz etwas Andres sich entwickeln könne. Diejenigen, die uns zu alexandrinischen Akademikern und Bibliothekaren machen möchten, verweisen mit einigem Scheine der Wahrheit auf den Eifer, mit welchem das Alte, früher Verachtete oder in Vergessenheit Gerathene aus dem Staube der Büchersammlungen zu Tage gebracht, erläutert, übersetzt und frei bearbeitet wird, wie es etwa in dem alexandrinischen Zeitalter am Hofe der Ptolemäer gleichfalls geschehen. Aber, fragen wir, geschieht dies in Ermangelung des Bessern, wie dort? Oder ist es nicht vielleicht die Erkenntniß des ewig Schönen und Herrlichen, was zu jenen Denkmälern einer sanglustigen Vorzeit — um nur bei der Poesie stehen zu bleiben — immer wieder von neuem zurückführt? Noch wandelt ja unser Göthe frisch und rüstig unter uns; noch haben wir unsern Tieck und eine Zeit, die, neben solchen, einen Uhland und Andere zählt, darf sich, ohne großes Unrecht, nicht eine verarmte nennen. Gleichwohl steigen wir, wie Bergleute, aus dem klaren, reichen Tage in die dunkeln Schachten der Vergangenheit hinab und klopfen an alles Gesteine umher, ob sich wo ein edles Metall zeige, um es gediegen, wie es sich vorfindet, oder gereinigt und verquickt, oder als gemeingültige Münze, mit dem Gepräge der Zeit versehen, in Umlauf zu setzen. Muß denn aber solches aus Armuth geschehen? Ließe sich nicht auch ein Andres denken, daß man nämlich erst in neuerer Zeit dahinter gekommen, wie das Gold am Ende doch immer Gold sey, und sein Gehalt durch ein zeitgemäßes Gepräge nicht erhöht werde, wie aber die Legirung dem edlen Metalle zwar oft seinen Glanz, aber keineswegs seinen, ihm eigenthümlichen Werth nehme. Wir sehen, um ohne Metapher fortzufahren, in jenem Streben kein schlimmes Zeichen, vielmehr einen Beweis, daß man jetzt wohl eben so gut und vielleicht besser wisse, als damals, wo man den angehenden Dichter zu Horaz und Virgil oder zu den Franzosen in die Schule schickte, was alle echte Poesie wolle und solle. Daß diese Ansicht auch bei dem größern Publicum allmählig sich festsetzt, verdanken wir theils den Bemühungen derer, die, wie Franz Horn, es zum Ziele ihres Lebens gemacht, in eigens dazu bestimmten Schriften die gebildete Lesewelt mit den Trefflichkeiten, die sich in deutscher Poesie durch alle Zeiträume hervorgethan, bekannt zu machen; theils dem Umstande, daß die Geschichte der vaterländischen Literatur etwa seit einem Jahrzehnte auch auf unsern Schulen und Hochschulen Aufnahme gefunden, wobei das Verdienst, das sich in dieser Hinsicht der für die Muttersprache vielfach thätige Prof. Heinsius mit seinem, zwar meist compilatorischen, aber dennoch sehr brauchbaren Handbuche, und später der tiefgründliche und mit aller Literatur wohlvertraute Prof. Wachler in seinen, viel zu wenig beachteten Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur (Frkft. a. M. 1818) erworben hat, nicht unerwähnt bleiben darf. Durch diese und ähnliche Arbeiten ist der Sinn für das

Schöne in jeder poetischen Gestalt genährt worden, und wir sehen schon seit geraumer Zeit mit Vergnügen, wie gebildete Leser neben ihrem Schiller und Göthe auch die Lieder und Heldengesänge unsrer schwäbischen Dichter willkommen heißen. Freilich hatten sich auch in den letzten Jahren die besten Kräfte vereinigt, um das große Publicum gerade über diese Reste einer schönen Vorzeit zu verständigen; ja, man war bei der Sorgfalt für die Erhaltung derselben fast ungerecht geworden gegen eine spätere Zeit, die zwar keinen so reichen Blüthenschmuck, als jene, wohl aber eine Menge der ehrenwerthesten Bestrebungen aufzuweisen hat. Wir meinen die Zeit des siebzehnten Jahrhunderts. Eine Zeit, in welcher, mitten unter den Verirrungen eines langen, unglückseligen Kampfes, Dichter lebten, wie Weckherlin, Opitz, Flemming, Gryphius, Andreä, Joh. Angelus, Sim. Dach, Paul Gerhard u. A., scheint denn doch wohl einer nähern Betrachtung und Kenntniß nicht unwürdig. Wenn dies bis jetzt noch nicht so allgemein anerkannt worden, als wir wohl wünschen möchten, so wollen wir deshalb die deutsche Lesewelt nicht der Unempfänglichkeit anklagen. Aber mit bloßen Lobpreisungen ist es überall nicht abgethan; der poetische Reichthum, der in den Werken der genannten Männer vorliegt, muß der Lesewelt erst zugänglich gemacht werden, wofern ihr nicht durch Aeußerlichkeiten, wohin wir, außer manchen, unverständlich gewordnen Sprachformen, auch die veraltete Rechtschreibung, ja selbst Druck, Papier und Druckfehler rechnen, der Genuß und das volle Verständniß verkümmert werden sollen. Mit wahrer Freude empfingen wir daher schon früher die, von G. Schwab nach einem besonnen angelegten Plan veranstaltete Auswahl der Gedichte P. Flemmings, und thaten, was an uns lag, um ihr einen ausgebreitetern Lesekreis zu verschaffen. Mit gleicher Freude begrüßten wir neuerdings die ersten Bände des, in der Ueberschrift genannten Werkes, ein Mal, weil sie, wie jene Auswahl, von einem Dichter herrühren, von dem wir erwarten können, daß er das echt Dichterische, in welcher Form es sich auch vorfinde, nirgend verkennen werde; das andre Mal, weil wir in der Vorrede zum ersten Bande Grundsätze ausgesprochen finden, die, wenn auch weniger streng, als sie die Minderzahl der eingeweihtern, gründlichern Leser wünschen möchte, dennoch, mit Umsicht angewendet, ganz geeignet scheinen, das Beste aus jener Zeit in einem größern Kreise in Umlauf zu bringen. Hören wir den Herausgeber selbst: „Was die Form betrifft,“ heißt es S. xxii, „in welcher die alten Gedichte in unsrer Sammlung auftreten, so ist sie durch die Bestimmung des Werks für das größere — und bequeme — Publicum bedingt worden. Zuvörderst war es räthlich, die neue Orthographie in den Text einzuführen, welches ohne Schwierigkeiten geschehen kann, da die Sprache des siebzehnten Jahrhunderts keine Laute hat, für die unsrer Orthographie bekannte Zeichen fehlten. Diese orthographische Verneuerung greift hier und da auch schon in das Formenwesen ein, z. B. in der Schreibung der Wörter: wozu statt worzu u. s. w., und somit schloß sich manche grammatische Umgestaltung von Formen und Wörtern an diese orthographische an, z. B. vor statt für u. s. w. Nur wo die Umgestaltung der alten Formen dadurch, daß sie den Reim bildete, größere und bedeutendere Veränderungen nach sich gezogen haben würde, mußte sie stehen bleiben.“ Wir unterschreiben dies Alles unbedingt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß, da der Reim oft die Beibehaltung auch solcher alten Formen nöthig gemacht hat, die an andern Stellen gegen übliche vertauscht worden sind, eine sprachliche Ungleichförmigkeit entstanden ist, die leicht stören könnte und die wir wegwünschen möchten, wenn wir ein Mittel wüßten, wie diesem kleinen Uebelstande abgeholfen werden könnte, ohne — was unstreitig der größere wäre — an vielen andern Stellen dem Geiste und Tone der Urschrift zu nahe zu treten. Ueberall sonst ist der Herausgeber, wie sich erwarten ließ, mit größter Schonung zu Werke gegangen und, wo bedeutendere Abänderungen unvermeidlich waren, hat er immer die Originalstelle unter dem Texte beigebracht, so daß er mit Recht hoffen durfte, „durch keine hinweggenommne und keine hinzugefügte Sylbe den Ton des alten Gedichts auch nur im mindesten verstimmt zu haben.“ Das erste Bändchen enthält auserlesene Gedichte von M. Opitz. Darüber, daß mit diesem Dichter und nicht mit seinem selbstständigern, ihm an poetischer Kraft unstreitig überlegnern Vorgänger Weckherlin die Reihe begonnen worden, wollen wir mit dem Herausgeber nicht rechten. — Ein wohlgeschriebnes Leben des Dichters macht den Anfang. Darauf folgen die Gedichte selbst, ziemlich in derselben Weise angeordnet, wie Schwab dies mit denen von Flemming gethan: 1) Freie Lieder, 2) Gelegenheitsgedichte, 3) Sonette, 4) Sprüche und Sinngedichte, 5) geistliche Gedichte und unter diesen auch Bruchstücke aus dem Trostgedichte in den Widerwärtigkeiten des Kriegs und aus Zlatna. Daß überall nur Gutes und Treffliches aufgenommen worden, läßt sich von einem solchen Herausgeber wohl voraussetzen. Einiges haben wir ungern vermißt, wie unter den Liedern: Ihr schwarzen Augen, ihr, und du auch, schwarzes Haar ꝛc.; unter den Sonetten: Auf den Wolfsbrunnen bei Heidelberg, an einen Berg, an die Augen seiner Jungfrau, auf einen Kuß, und das sehr schöne: Ihr, Himmel, Luft und Wind, ihr Hügel voll von Schatten ꝛc. Auch die Sestine: Wo ist mein Aufenthalt, mein Trost und schönes Licht ꝛc., hätten wir aufgenommen, und wäre es auch nur geschehen, um zu zeigen, wie leicht und frei sich Opitz auch in der fremden, ihm neuen Form zu bewegen wußte. Doch wir machen darüber dem Herausgeber keinen Vorwurf, der ja, von räumlichen Bedingungen beschränkt, nicht alles vorzügliche, sondern nur so viel geben wollte, als seine Leser brauchten, um sich mit dem Dichter zu befreunden. Ohne diese beschränkenden Umstände würden wir gewiß auch, mindest in der Einleitung, einige Proben von

Opitzens kräftigem prosaischem Style erhalten haben, wozu sein Buch von der deutschen Poeterei, sein Trostschreiben an Müller und die Schäferei von der Nymphe Hercinie reichen Stoff geliefert hätten. Was die kritischen Zuthaten betrifft, so darf auch hier von dem Herausgeber, der seine Schule in den Alten gemacht, das Beste im Voraus erwartet werden. Wir haben bei genauer Durchsicht nur höchst selten Anstoß gefunden. Hier nur einige Nachträge zu den eignen Nachträgen des Herausgebers. S. 9 Z. 3 v. u. hat Herr M. schlichter Sinn; wir lesen: schlechter Schein, und würden dies, mit Rücksicht auf das Vorhergehende, beibehalten haben. — Die fünfte Strophe des Trinkliedes an Sperer (S. 65) folgt in unsrer, der amsterdamer Ausgabe erst nach der sechsten. Das „dieses" zu Anfange der letztern verliert, wie die Strophen hier geordnet sind, offenbar seine Beziehung, so wie die ganze sechste Strophe in der fünften, die in unsrer Ausgabe nachsteht, nur ihre weitere Erklärung erhalten soll. S. 164 halten wir die Veränderung des glückhaft in glücklich für minder angemessen. Opitz braucht es, wie uns dünkt, absichtlich, um damit das subjective Glück von dem Glück bringenden Ereignisse zu unterscheiden. — Bei dem zweiten Theile, welcher Andreas Gryphius gewidmet ist, können wir uns kürzer fassen, da die Behandlung im Ganzen dieselbe geblieben ist. Die Irrthümer, die sich in neuern literarhistorischen Werken in Bezug auf Gryphius vorfinden, haben den Herausgeber veranlaßt, das Leben desselben mit größerer Ausführlichkeit — meist nach Bredow — zu behandeln, und wir danken ihm dafür. Von den dramatischen Arbeiten des Dichters, die seinen Ruhm begründet haben, konnte, da Herr M. keine Bruchstücke geben wollte, zur Mittheilung ganzer Stücke aber kein Raum war, außer einigen selbstständigen Chorgesängen aus Trauerspielen, nichts mitgetheilt werden. Aber gerade, daß die am wenigsten gekannte und oft verkannte Seite des Dichters ausschließlich hervorgehoben worden, verdient den wärmsten Dank. Was über Gr. als Lyriker gesagt ist, scheint uns in jeder Hinsicht treffend. Wachler, der sonst so richtig sieht, gibt ihm zu wenig und zu viel, wenn er ihm vor Andern aus der Opitzschen Schule keinen weitern Vorzug, als den der Leichtigkeit und Richtigkeit des Rythmus einräumen will. Metrische Unvollkommenheiten, Härten und Undeutlichkeiten aller Art sind gerade das, worin er Opitz und dessen bessern Schülern nachsteht. Aber wie weit überragt er die letztern an Ernst und Tiefe des Gemüths und an kräftigem Ausdrucke! Man lese nur in der vorliegenden Sammlung die Gedichte: Eitelkeit des Irdischen, Rede eines Todten aus seinem Grabe, Was ist die Welt? Gott dem heiligen Geiste und Andres, namentlich die häuslichen Sonette, die, wie das lyrische Verdienst unsers Gryphius überhaupt, zuerst von Franz Horn nach ihrer ganzen Trefflichkeit gewürdigt worden sind.— So ist es immer erfreulich, zu gleicher Zeit Mehrere ohne Verabredung für Einen löblichen Zweck arbeiten zu sehen. — Das dritte Bändchen enthält Gedichte von Paul Flemming. Daß dieser sinnigste aller Dichter des siebzehnten Jahrhunderts in einer Sammlung, die das Beste aus derselben Zeit zu geben bestimmt ist, nicht fehlen durfte, versteht sich, und somit konnte die Rücksicht auf Gust. Schwab's verdienstvolle Ausgabe Flemmingscher Gedichte den Herausgeber nicht abhalten, ihm auch in seiner Bibliothek eine Stelle einzuräumen. Es ist hier nicht der Ort, von Flemming's Leben und Schicksalen und seinem dichterischen Verdienste ausführlich zu sprechen; wer ihn aber noch nicht kennen sollte (und von wie vielen, selbst gebildetern Lesern möchte das gelten!), der eile doch ja, in dem vorliegenden Bändchen seine Bekanntschaft zu machen. Er findet hier nicht nur das Beste mit umsichtiger Auswahl zusammengestellt, sondern auch alles, was den verwöhnten Sinn stören könnte, auf das sorgsamste entfernt, und doch überall den Dichter wieder, wie er war und ist, ohne fremdartige Zusätze und frei von jenen willkürlichen Verneuerungen, die uns in ähnlichen Fällen so oft statt des lebendigen Dichterangesichts eine todte, hohle Maske desselben unterschieben. Ueber das Verhältniß dieser Sammlung zu der frühern von Schwab gibt die Vorrede Auskunft. Wir finden hier zwar bei weitem nicht alles, was jener gegeben, da das vorgeschriebne Maß eines Bändchens nicht überschritten werden durfte, wohl aber alles, was auch wir, unter denselben räumlichen Beschränkungen, ausgehoben hätten, dazu aber noch andres, was Schwab nicht hat, (gegen 20 Stücke) und für dessen Mittheilung wir dem Herausgeber im Namen aller, denen die Originalausgaben nicht zugänglich sind, recht herzlich danken. Daß derselbe sich bei sprachlichen Abänderungen, wo es rathsam schien, an seinen Vorgänger angeschlossen, verdient nur Lob, da ein absichtliches Ausweichen hier in der That nur kleinliche Ziererei gewesen seyn würde. Uebrigens ist die Einrichtung die der vorigen Bände: an der Spitze ein Lebensabriß des Dichters (bei Fl. von zwiefachem Werthe), dann freie Lieder, geistliche und weltliche, darauf Gelegenheitsgedichte (Glückwünschungen, Hochzeitlieder und Leichengesänge), zunächst geistliche und vermischte Sonette und zuletzt Alexandriner, oder, in der Sprache der Zeit, poetische Wälder. In der Behandlung des Textes ist der Herausgeber überall den früher befolgten Grundsätzen treu geblieben, und hat er hie und da von Schwab entlehnt, so ist dies keineswegs sklavisch geschehen. An manchen Stellen bietet er die unstreitig bessere Lesart, wie S. 14, wo wir mit ihm Räthe statt Ruthe unbedenklich aufnehmen, an andern, wo Schwab Eignes als Ersatz bietet, ist der Text unverändert gelassen; eben so ist in manchen Gedichten, was bei jenem fehlt, aufgenommen, in andern getilgt, was er beibehalten. Wir haben somit kaum nöthig, beizufügen, daß beide Sammlungen recht wohl neben einander bestehen können. — Das vierte Bändchen mit Rudolph Weckherlin's Gedichten kommt einem, gewiß von allen Freunden deutscher

Literatur längst gefühlten Bedürfnisse entgegen. Bei der Seltenheit der vollständigen Ausgaben seiner Gedichte mochten bisher nur Wenige den kräftigen, phantasiereichen Dichter, den feurigen Sänger des Protestantismus, anderswoher, als aus Eschenburg's und Matthisson's wenig genügenden Sammlungen, oder aus Conz, Bouterweck's und Franz Horn's Charakteristiken kennen, und doch hätten Gedichte, wie das heiter-schmerzliche: Bestätigung der Liebe, das fast italienisch-zarte: Abwesenheit, das bieder-kräftige: die Lüge, das jubelnde Herbstlied mit seinem muntern Refrain, die begeisterte Ermunterung an deutsche Krieger nie verhallen sollen, und es ist kein kleines Verdienst, sie und ändre, die wir nur, um Raum zu ersparen, hier nicht nennen, der Vergessenheit, zu der sie ein langer Undank verurtheilt hatte, entrissen zu haben. Der Herausgeber hat sie alle mit der zartesten Schonung behandelt, und in der That wäre hier jede, auch die leiseste Willkür in Wortveränderung und überängstlicher Verneuerung gefährlich gewesen. „Unsre Bearbeitung", sagt Hr. M. S. VIII der Vorrede, „verdient kaum den Namen einer Arbeit, so leicht und unbedeutend ist sie. Nur hie und da, wo durch eine natürliche Umsetzung der Worte ein sehr gewichtiger Accent aus der kurzen Sylbenstelle in die lange gebracht werden konnte, und umgekehrt, oder wo eine harte Abkürzung oder Zusammenziehung durch dasselbe Mittel gemildert werden mochte, haben wir Hand an den alten Text gelegt, und nächstdem sind nur die fremdartigsten und der jetzigen Sprachweise widersprechendsten Ausdrücke getilgt worden u. s. w." Freilich durfte hier Herder's Ausspruch über Weckherlin's sylbenzählenden, nicht messenden Versbau (Deutsch. Museum 1779, Oct.) nicht unbeachtet bleiben. Wir schließen mit den letzten Worten der Vorrede: „So ist denn auch hier der Grundsatz in Ehren gehalten worden: je ferner und fremder eine poetische Eigenthümlichkeit in ihren Formen uns erscheint, desto weniger dürfen wir an ihr modeln und putzen; und ein Weckherlin in dem Gewande, welches unser Opitz trägt, wäre kein Weckherlin mehr." Und eben, daß wir hier den rechten, echten Weckherlin erhalten, ist es, wofür wir dem umsichtigen und geschmackvollen Herausgeber unsern herzlichsten Dank sagen.

114.

---

## Auch eine Miscelle zu Klopstocks, Hermanns und Deutschlands Ehre.

Ein Miscellenschreiber, in der Nekarzeitung 1823 Nr. 115, der den Wahn hat, Klopstock's bestes Gedicht, die Hermannsschlacht, sey ein wässerigtes, darf auch den deutschen Hermann selbst unbedeutend finden. Wie diesen Tacitus fand, mag der Mischmacher durch eine Uebersetzung lernen:

„Hermann war unbezweifelt der Befreier Deutschlands, liberator haud dubie Germaniae. Er hat nicht die Anfänge des römischen Volks, wie andre Könige und Heerfürsten, sondern die höchste Blüthe des Reichs angefochten, in Schlachten wechselfällig, im Krieg unbezwungen. Sieben und dreißig Jahre hat er gelebt, zwölfe die Macht geübt. Besungen wird er noch jetzt bei den Barbarvölkern: den Annalen der Griechen unbekannt, die nur Ihriges bewundern; den Römern nicht so durchaus namhaft, da wir Altes hochschätzen, und des Neuern sorglos sind." Tac. Ann. II, 99.

Oft schon ward die Erbunart der Deutschen, Verkennung des Einheimischen, durch auswärtige Anerkennung zu einigem Nachdenken gebracht. Der römische Geschichtschreiber, frei von Gunst und Ungunst, mag also reden. Oder —

Sind wir so reich an vaterländischen Tugenden, daß wir solche That und solchen Gesang in den Schund werfen dürfen? Trifft auf uns zusammen, daß wir weder das Unsrige bewundern, noch Altes hochschätzen, noch des Neuern achten? Absprechen und wider das Ehrwürdigste das Gegentheil unter die Menge hinauswerfen, macht dies den Volksbelehrer? den grossen Freidenker?

---

## Miscellen.

Im Jahr 1753 hatte Nordamerica 1,051,000, und im Jahr 1774 bereits 3,026,678 Einwohner. Diese waren bis 1790 auf 3,929,328 gestiegen. 1800 fanden sich 5,306,032 vor. Zehn Jahr darauf hatten sich diese auf 7,239,903 gemehrt, und im Jahr 1820 zählte man 9,637,999. Man rechnet 13 Menschen höchstens auf eine Quadratmeile im Durchschnitt, indem man deren 1,637,424 zählt. Die Heirathen verhalten sich wie 1 zu 30, die Geburten wie 1 zu 20 und die Todten wie 1 zu 40.

Dagegen hat Peru 50,000 Quadratmeilen und auf diesen waren etwa anderthalb Millionen Einwohner im Jahr 1790. Nimmt man an, daß Nordamerica kaum seit 100 Jahren von Europäern angebaut ist, Peru seit 300 Jahren: welch ein Unterschied! Indessen losgerissen von Spanien wird es bei seiner glücklichen Lage das Versäumte bald nachholen.

Bald wird der eigne Vortheil die Pflanzer bestimmen, die Negersclaverei aufzugeben. In einer eben erschienenen Abhandlung über die Kosten bei Arbeiten, die Freie verrichten, mit denen verglichen, welche Sclaven übernehmen, Liverpool 1823, wird erwiesen, daß gleich gutes Land in Virginien, wo die Sclaven es bearbeiten, um ein Drittheil wohlfeiler ist, als in Pensylvanien, wo man keine duldet. Dasselbe gilt von Maryland. Der Verfasser dieser dem berühmten J. B. Say gewidmeten Abhandlung beruft sich übrigens noch auf die elenden Hütten in Rußland und Polen und vergleicht sie mit den lachenden Dörfern der nordamericanischen Freistaaten, um zu zeigen, daß der Sclave nur arbeitet, so viel er muß, der Freie, so viel er kann.

Zu London zeigt man jetzt ein flaches Fahrzeug, das in der Grafschaft Kent ausgegraben worden ist und aus den Zeiten der Dänenkriege herstammen mag, wenn es nicht die Mannen von Hengist und Horst überführen half. Es hat 15 Fuß Breite und 68 Fuß Länge und gleicht einem holländischen Fahrzeug mit einem Maste. Das Ganze scheint ein Verdeck, oder vielmehr eine Ueberwölbung von sechs Fuß Höhe gehabt zu haben. Das Eisenwerk ist ganz verrostet und für den Magnet nicht mehr empfänglich. Das Holz dagegen, dem Kampechenholz ähnlich, erscheint noch ganz gesund. Vom Steuerruder ist noch ein Theil vorhanden. Außen findet man am Schiffe zwei kleine Zinnblatten mit zwei alten englischen Buchstaben, P. und L.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 192.

20. August 1823.

## Scenen*) aus dem dramatischen Gedichte: Der letzte Stuart in Schottland,

welches mit folgender Vorrede im Druck erscheinen wird: „Das ritterliche Abenteuer, durch welches im Jahre 1745 der Prinz Carl Eduard Stuart seiner vertriebenen Dynastie die verlornen Kronen wieder zu gewinnen strebte, ist bekannt. Der Verfasser des hieraus entwickelten Dramas, welches auf dem romantischen Boden des Hochlands Feldzug und Treffen wagt, muß es seinem Helden überlassen, sich durch die Speere der Recensenten so gut wie möglich durchzuschlagen, und kann ihm keine andre Schutzwaffe mitgeben, als den nationalen Plaid, von dem sich noch fragt, ob dieses ihm mit deutschen Fingern aufgeheftete Kriegskleid wirklich ein highlandsgarb wenigstens nachzuahmen scheine."

„Um jedoch möglichen und, bei allgemeiner Verbreitung der Scottschen Romane und Gedichte, nicht unwahrscheinlichen Misdeutungen zu begegnen, erlaubt er sich nur eine Bemerkung, diese nämlich, daß er die Idee, seinen Stoff dramatisch zu bearbeiten, zu einer Zeit ergriff, wo er den Namen Walter Scott noch nie gehört hatte, und daß er sie ausführte, ohne von den Meisterwerken des neuesten Hochlandsbarden damals, außer Guy Mannering, etwas gelesen zu haben." —

Zum Verständniß der folgenden Scenen ist es nöthig, wenigstens einige der handelnden Personen voraus zu nennen, und zwar unter den Anhängern Stuarts: 1) den alten Evan Cameron Laird von Lochial, und dessen Sohn Donald Cameron, Stammhaupt vom Clan Cameron. 2) Alexander Macdonald Laird von Glengary, nebst der Frau Hilda und Nichte Flora. 3) Oberst Sullivan, u. a. m. — Von der königlichen Partei aber: 1) Lord Campbel Viscount Glenorchy Graf Breadalbane, und seinen Vetter John Campbel. 2) Hay Douglas, Graf von Morton.

*) Diese Fragmente eines, wie es scheint, auf echtes Studium der schottischen Geschichte gegründeten Dramas werden den Lesern wohl nicht unwillkommen seyn. Uebrigens bemerkt die Redaction, daß sie kein besonderes Interesse bei Mittheilung derselben hat, da ihr nicht einmal die Buchhandlung bekannt ist, welche den Verlag des Stückes übernommen hat.

### Aus dem ersten Acte.

(Inhalt der ersten Scene: Der Prinz ist gelandet, das Volk in Bewegung, das Feuerkreuz läuft schon durch die Clans. — Darauf Scene zu Glengary in Macdonalds Stammhause. Offene Halle mit der Aussicht auf das Gebirg. Auf niedrigem Herde brennt ein Feuer.)

Der Prinz, Evan, Sullivan, Macdonald treten von der einen, Hilda und Flora von der andern Seite ein.

Macdonald.

Hier nun, auf meinem Stammsitz, hoher Herr,
Laßt Euch recht eigentlich willkommen heißen.
Der Tag bringt Segen in mein Haus.

Hilda.

So lang
Die Mauern stehn, ward noch kein solcher Gast
Mit solcher Freudigkeit drin aufgenommen.

Flora.

Vergönnt, daß unsre Huldigung — —
(Hilda und Flora wollen sich ihm zu Füßen werfen.)

Der Prinz (verhindert es).

Mit nichten!
Ist Euch der länderlose, flücht'ge Enkel
Von Schottlands Königen ein lieber Gast,
So zeigt ihm, daß er treue Freunde finde,
Und spottet nicht! Ich bin es nicht gewohnt,
Daß meinem Kommen sich die Kniee beugen,
Bin auch kein Fürst, aus dessen Prachtgefolge
Die Gnade goldne Strahlen um sich streut,
Und komme nicht, um in des Friedens Glanz
Durch stolze Bogen und geschmückte Gassen
Bei Glocken Klang und Jubel einzuziehn.
Ich bringe Krieg, mein Recht und meinen Namen,
Und nur ein kleines Häuflein Freunde mit.
Wollt Ihr dazu gehören? — Macdonald,
Dies edle Weib ist deine Hausfrau?

Macdonald.

Ja.

Der Prinz.

Und diese Jungfrau?

Macdonald.

Meines Bruders Tochter.

Der Prinz.

Oft hört' ich in der traurigen Verbannung
An fremder Küste manch entzücktes Wort
Vom Reiz der Hochlands-Töchter Wunder sagen,
Dann war mein Seufzer: Wird es jemals dir

Digitized by Google

Vergönnt seyn, nur die Schneehand eines Mädchens
Von deiner Heimath-Bergen zu berühren?
Nun bin ich da und staune, wohl betroffen. —
O Vaterland, wenn du mir solche Engel
Entgegensendest, kannst du elend seyn?

Flora.

Wie Ihr gedemüthigt von solcher Rede
Mich schauet, tiefer noch von Schmerz und Schmach
Gebeuget blickt das Hochland auf zu Euch,
Und unsrer Hoffnung tiefgesunkne Flamme
Belebt sich neu am Strahl von Euerm Auge.

Der Prinz.

Wär' nicht so rauher Art mein dunkles Schicksal,
Daß nur geharnischte Gedanken mir
Und Waffenstürme durch die Seele ziehen,
So fänd' ich wohl ein angemeßnes Wort,
Solch freundlich holdes Grüßen zu erwidern.
Nehmt jetzt vorlieb mit meines Danks Versich'rung;
Ich hoff' es kommt der Tag ihn zu beweisen.
(Er führt Evan zu Hilda.)
Der Freund sey Bürge meines guten Willens.

Hilda.

Willkommen, Evan!

Evan.

Kennt Ihr mich doch wirklich?
Ihr wart ein Kind, als ich das Land verließ.

Hilda.

Doch mein Gedächtniß hat Euch treu bewahrt.

Evan (zu Flora).

Ihr habt den alten Graukopf nie gesehn.
Reicht mir die Hand. — Euch schlägt ein schottisch Herz.

Der Prinz.

Das ist mein Sullivan — ich merke schon,
Wir sind hier sehr bekannt. Ja, Macdonald,
Die treue, feste, tapfre Freundeshand,
Die über's Meer Du mir gereicht, die Hand,
Die an der Küste mir entgegen eilte,
Ich halte sie fürs Leben fest. — Wohlan,
Wie lauten deine Weissagungen nun?
Was darf ich hoffen von dem Hochland?

Macdonald.

Alles!
Doch wir sind arm und ein entwaffnet Volk!

Der Prinz.

Seyd nur ein Volk; dann ist das Andre Spiel.
Ich bringe goldne Unterstützung, Frankreichs Hülfe
Und Kriegsbedarf für tausend Mann.

Macdonald.

Die stell' ich
Vor Abend noch. Denn wisset, edler Prinz,
Es läuft das Feuerkreuz schon durch die Clans;
Macpherson läßt es los; die Macdonalds
Von Keppoch, Stonald, Slate und Glengary,
Die Frazers und Macphersons sind für Euch.

Evan.

Und Cameron? Mac, Ihr vergeßt die Besten!
Gab's ohne Cameron denn einen Krieg
Im Hochland für den Stuart? Ha, bei Gott!
Die Stuarts wußten hoch die Camerons
Zu schätzen; Schottlands großes Heldenpaar,
Montroß und Dundee hielten jeden Feind
Geschlagen, wenn der helle Pibrochs-Klang
Den Marsch des Lairds von Lochiel ihnen zurief.
Und ihr vergeßt sie?

Macdonald.

Das verhüte Gott
Und Sanct Andreas! Doch Ihr wißt, warum
Von Allem was hier vorgeht, Euern Sohn
Mein Brief zuerst belehrt. Vor seiner Antwort,
Darf ich ihn zählen?

Evan.

Freilich dürft Ihr das!
Mit Stuart Cameron! Den Wahlspruch kennt
Das Hochland seit Jahrhunderten.

Der Prinz (welcher unterdessen bald mit Hilda und Flora, bald mit Sullivan geredet).

Und herrlich
Wird er sich jetzt erneuern. — Sullivan!
Dich ehrt die Sorge für den Waffenvorrath;
Und Männer schafft uns Macdonald herbei,
Das Schiff von seiner schlachtengier'gen Bürde
An Flinten, Tartschen, Schwertern zu befreien.

Macdonald.

Mein ganzer Clan stürzt freudig an das Werk;
Kampflustig zucken schon die harten Fäuste
Nach Schwert und Speer, wie lang entbehrten Schätzen!

Der Prinz.

So groß ist Eure Armuth?

Macdonald.

Unser Elend
So groß, daß es der Männer Eisenschmuck
In schwere Ketten selber umgeschmiedet.
Ja, Prinz, die grimme Wuth auf unsre Dränger
Schnaubt nicht umsonst so wild. Der Sohn des Hochlands
Muß kahl und wehrlos gehn, darf keinen Dolch,
Kein Breitschwert, keine Flinte führen, nicht
Auf Markt und Kirchpfad, nicht beim Leichenzug
Im Glanz der Waffen kriegerisch erscheinen.
Der großen Jagden stolzer Hörnerklang
Versammelt nie mehr, wie in Stuarts Zeiten,
Zu wilder Lust ein muthig freies Volk.

Sullivan.

Und das habt Ihr durch dreißig Jahr' ertragen?

Evan.

Die Acte stammt vom ersten König her
Des Hauses, dem die Stuarts mußten weichen.
(Man bringt Macdonald einen Brief, den er hastig öffnet.)

Der Prinz.

Will's Gott, zerreiß' ich sie mit dieser Hand
(zu Sullivan)
Ritt Murray zum Lord Lovat?

Sullivan.

Er ist hin.

Der Prinz.

Wie heißt doch Lovats Stammsitz?

Sullivan.

Castle Dunie

Der Prinz.

Und weit von hier?

Flora.

Zu reiten eine Stunde.

Macdonald (zu Evan.)
Er will nicht kommen

Evan.
Was?

Macdonald (gibt ihm den Brief).
Da les't.

Evan.
Mein Sohn?
Unmöglich!

Macdonald.
Les't.

Der Prinz.
Das schreibt er?

Macdonald.
Hab's gedacht.

Sullivan.
Traut Ihr ihm nicht?

Macdonald.
Wie meinem Schwert. Sein Wort
Ist Fels, nur schwer aus seiner Brust zu locken,
Und er nicht bei der Hand, wie unser einer,
Mit Ja und Nein im Augenblick der Frage.

Der Prinz.
Jetzt aber sagt er Nein?

Evan.
Das sagt er nicht,
Schiebt's Kommen auch nur auf. Nein, Macdonald,
Verdreht ihm seine Worte nicht.
(Zum Prinzen)
Hier leset,
Und lasset mich voran zu ihm hinüber.
Begreiflich überrascht von unsrer Ankunft,
Fühlt er sich wohl gekränkt durch ihr Geheimniß.
Das geht vorbei. Der Cameron bleibt stehn.

Der Prinz.
Wir wollen hin! Zusammen!

Sullivan (blickt hinaus).
Welcher Aufruhr!
Getümmel! Schotten!

Hilda.
Ha, das ist Macpherson!

Macdonald.
Rothröcke seh' ich unterm Haufen — Was?
Der bringt uns schon Gefangene?
(Geschrei von außen)
Heil dem Stuart!

5.

Vorige. Macpherson. Douglas. Morgan. Schotten. Die englischen Soldaten.

Macpherson
(an der Spitze des Trupps hereintretend).
Begrüßt seyd Alle!
(Er erblickt den Prinzen)
Ja, bei Gott! das ist er.
Der Enkel unsrer Könige — das Abbild,
Das treue Bild des Vaters! — Steht er doch
Wahrhaftig mitten unter uns! — Und hier,
Mein Prinz, hier steht ein Häuflein wackrer Männer,
Bereit, mit Euch in Kampf und Tod zu gehn.

Macdonald.
Mein hoher Herr, das ist der Laird von Cluny,
Das Haupt vom Clan Macpherson.

Der Prinz.
Seyd willkommen,
Mein wackrer Freund! — Landsleute, brave Schotten,
Willkommen alle! Ha, das ist nichts Kleines,
So tapfre Leute seine Freunde nennen.
Reicht mir die Hände!
(Er gibt ihm die Hand.)

Macpherson.
Seht, auch bringen wir
Vom ersten Zug, den wir für Euch gethan,
Gefangne mit.
(Douglas, der sich bis jetzt im Hintergrund gehalten, tritt vor.)

Flora.
O Himmel das ist Hay!

Der Prinz.
Von welchem Regiment?

Douglas.
Argyle Bergschotten.

Der Prinz.
Wo steht Ihr?

Douglas.
Cantonnirt im Land umher.

Der Prinz.
Wer commandirt Euch?

Douglas.
Oberst Hamilton.

Der Prinz.
Wie stark seyd Ihr im Lande?

Douglas
(auf Macdonald und Macpherson zeigend).
Das fragt diese;
Sie wissen es gleich mir, und sagen's lieber.

Der Prinz.
Ihr nennt Euch?

Douglas.
Douglas, Graf von Morton.

Der Prinz.
Wie?
In diesem Namen, dessen Herrlichkeit
Und Heldenschaar nicht ihres Gleichen hat,
Der Schottlands Ruhm in tausend Bardenliedern
Und Englands Schrecken war in jeder Schlacht,
In diesem Namen find' ich einen Feind?
Die Namen: Douglas, Hochland, wähnt ich so
Mit Innigkeit und Treue fest verschlungen,
Daß nicht der Welt gelänge, sie zu trennen.
Und nun begegnet auf des Hochlands Schwelle
Ein Douglas mir in Englands Waffenkleid?

Douglas.
Seyd Ihr des Prätendenten Sohn?

Der Prinz.
Der Sohn
Des angestammten Königs, dessen Väter
Seit tausend Jahren dieses Reiches Krone
Von Haupt auf Haupt vererbt; der Sohn des Königs,
Der, von dem eingedrungnen Herrscherhause
Aus Thron und Reich verdrängt, wohl den Besitz,
Doch nie sein heilig Recht verloren gab.

Douglas.

Dann besser, als Ihr mich, nenn ich den Feind
Des Hochlands Euch, der kommt, aus seinem Frieden
Dies Volk in Aufruhrs Wuth und Noth zu stürzen.

Flora (ängstlich).

Douglas!

Hilda (bittend).

Bedenkt, zu wem Ihr sprecht.

Douglas.

Sie haben
Mich als Gefangenen geschleppt, wohin
Das eigne Herz mich früher oft geleitet;
Den Sinn zu fangen, das geht minder schnell.
Und, hab' ich meine Meinung nie verhehlt,
Ja ihre Farbe öffentlich getragen,
So wird der Prinz, der seinen Feind mich nennt,
Das freie Wort in mir nicht unterdrücken.

Der Prinz.

Wozu verbergen, daß es tief mich kränkt,
Auf jener Seite solchen Mann zu finden?
Doch keinen Grimm, bis auf der blut'gen Haide
Die Schwerter über Reich und Recht entscheiden.
Ich mag's nicht denken, daß mit Feindes Augen
Ein Schotte mich betrachte, daß mein Schwert
Euch feindlich suchen müsse —
(zu Macpherson).
Die Gefangenen
Sind mein?

Macpherson.

Wie alles, was wir unser nennen.

Der Prinz.

Douglas, da nun des Glückes Laune mir
Euch zugeführt, verarget nicht den Wunsch,
Mich länger dran zu freuen. — Wäre Täuschung
(er blickt wechselsweise von Douglas auf Flora)
Der Schimmer eines Pfades, auf dem in Sehnsucht
Geheimnißvolle Boten sich begegnen,
Die ohne Wort und Antwort sich verstehn? —
Freiheit ist ein Geschenk, das selbst kein Douglas
Verschmähen wird.
(Zu Flora halblaut)
Ihr sorget wohl, daß nicht
Zu schnell der Freigelaßne sich entferne.
(Zu Douglas)
Ich bitt' Euch wenigstens nach Achnacarry
Mich zu begleiten. — Ihr kommt alle mit.
(Zu Evan)
Was dort zu thun, vertrau' ich Euch, mein Vater.
Erst will ich Euch bewaffnet sehn; dann fort!
Wir müssen aller Kräfte Bogen spannen.
Die Zeit hat Flügel; aber kühne That
Hat Flügel auch und überholt die Stunden!
(Alle ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Das Gefängniß St. Pelagie in Paris.

Freimüthige Schriftsteller in Paris, die sich an den Grundsatz der Charte halten: „Jeder Franzose kann seine Gedanken ohne Einschränkung drucken lassen," kommen gewöhnlich, ehe sie es ahnen, in dies Gefängniß. So ging es auch vor kurzem dem bekannten Schriftsteller Leonard Gallois. Er rächte sich dafür durch seine Histoire abrégée de l'inquisition, die jetzt dem Clerus ein gewaltiges Aergerniß gibt, und eine Schilderung dieses Gefängnisses selbst. Wir heben aus seinen eben erschienenen „Promenades à St. Pelagie ou Manuel à l'usage des Hommes des lettres, des Journalistes, etc." einige Bemerkungen aus. Als er darin saß, befanden sich gegen 200 Schuldner daselbst, unter welchen ein General, vier Obersten, zwölf andere Officiere und eine Menge Maler, Künstler aller Art, Geistliche u. s. w. waren. Sie hatten nichts und hofften auf nichts. Die Rache des Wucherers wollte sich an seinem Opfer sättigen, ob er schon nichts von ihm erpressen konnte. Ein alter Krieger, mit Wunden und Orden bedeckt, hatte drei Jahr darin geschmachtet. Jetzt ward er sterbend in Freiheit gesetzt, damit sein Gläubiger das Leichenbegängniß erspare! Männer und eifersüchtige Liebhaber und buhlerische Frauen wissen oft den Gegenstand ihrer Eifersucht, das Hinderniß ihrer Liebe hineinzubringen. Sie suchen einen Wechsel aufzukaufen, den dieser nicht bezahlen kann und schicken ihn — nach St. Pelagie. So fand Gallois den Gatten einer schönen Limonadenhändlerin — wer hätte nicht von ihr gehört? — von ihr, eines Liebhabers wegen, hineingebracht. Ein junger Engländer verliebte sich in eine niedliche Pastetenbäckerin. Der Mann ward eifersüchtig. Er ließ den jungen Mann, der eine ziemliche Rechnung hatte anwachsen lassen, diese unterschreiben, und nun konnte er in St. Pelagie über die Liebe, die Pasteten und die Qualen der Einsamkeit nachdenken.

---

## Kleinigkeiten.

In Haiti wurde zum zwanzigstenmal der Tag der dort errungenen Freiheit mit einem Te deum gefeiert, das bei so einer Gelegenheit besser paßt, als nach einer gewonnenen Schlacht. In Port au Prince ist eine neue Akademie für Arzneiwissenschaft, Astronomie, die Rechte u. s. f. gegründet worden, an deren Spitze ein ehemaliger Pariser Arzt, Fournier-Pescay, steht.

In Columbia sorgt man hauptsächlich für Schulen. Zwei Seminarien zur Bildung der Lehrer in der Bell-Lancasterschen Methode sind in der Hauptstadt angelegt. Die Klöster werden aufgehoben und die Einkünfte zur Gründung der Schulen benutzt. Dörfer und Plantagen entstehen überall, wo sonst bloße Wildniß war. Die Schiffahrt und der Handel nimmt immer zu und beschäftigt 22 Fahrzeuge. Flüsse, die sonst durchaus nicht zu passiren waren, erhalten Brücken, und Berge werden geebnet, um Landstraßen zu machen. Die Freilassung der Sclaven ist zum Ehrenpunct geworden.

1755 hatte England noch keinen Canal. Jetzt sind daselbst 97, in Schottland 5 und in Irland 1, deren jeder über zwei Stunden Länge hat. Alle zusammen nehmen eine Länge von 1073 Stunden ein und kosteten gegen 50 Millionen Pf. Sterl. An 48 Orten gehn sie unter der Erde weg, und 40 derselben machen diesen Weg, insofern der Lauf der einzelnen berechnet wird, zusammen 13½ Stunde. Der Herzog von Bridgewater munterte zuerst zum Canalbau auf, und 1759 war der erste vom Ingenieur Brindle vollendet. Der Werth von Grundstücken, an diesen Canälen gelegen, ist seitdem zum Theil aufs 15- und 20fache gestiegen.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 193.

21. August 1823.

## Scenen aus dem dramatischen Gedichte: Der letzte Stuart in Schottland.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

### 6.

### Achnacarry.

Lochiels Stammhaus. Saal.

Donald (kommt, einen offenen Brief in der Hand.)
Gedanken, wild herüber und hinüber,
Wie Meeres Brandung, toll gemacht vom Sturm,
Vor meinem dunkeln Blick steht endlich fest!
Ich theil' euch auseinander, rechts und links,
Gericht zu halten über Euern Streit.
(Nach der einen Seite)
Hier nun, ein Reich, zwar unter neuen Herrschern,
Doch auf dem Felsengrund uralter Ordnung,
Im Sonnenschein der Macht gewaltig thronend;
Selbst alle Stürme innerer Parteiung
Gezügelt von der Hand der Majestät,
Und festgebunden mit den goldnen Klammern,
Besitz und Hofgunst, Anspruch, Recht und Hoffnung,
Ahnherren, Wappenschild, Gedeihn der Söhne,
Mit innerm Frieden Ehrenglanz nach Außen,
Und wie die Anker heißen, die das Schiff
Des Staates und des Einzeln schwebend halten.
Wer wagte wohl auf solchen Riesenbau
Wie einen Mauerbrecher nur die Ahndung
Von seines Sturzes Möglichkeit zu richten?
(Nach der andern Seite)
Hier Einer, der das Wagniß in der That
Bestehen will, vom alten Königshause,
Dem ausgetriebenen Geschlechte Stuart
Der kühne Enkel, wild daher gestürmt
Im schwachen Fahrzeug trügerischer Hoffnung.
Die lange Reihe tiefverscharrter Ahnherrn,
Sein Kriegesheer zum Kampfe wider England;
Sein Thron, ein kahler Fels an Schottlands Küste,
Sein Schatz, ein Haufen staub'ger Pergamente,
Sein Scepter, ein verrostet altes Schwert,
Sein Parlament, die Schwärme wilder Möven,
Mit gellem Schrei Sturmwolkenzug verkündend,
Sein Reich, verwegner Wünsche Nebeltraum;
Der Name Stuart seine ganze Macht. —
Und welcher Name doch? — Wie um den Pfeiler
Der Epheu innig rankt, schlingt sich um ihn
Mit Abenteu'r und wunderbaren Sagen,
Mit wilden Schlachten heißer Vorderkriege
Des Hochlands alte, hohe Heldenpracht. —
Die Könige sind hin — der letzte schwankt,
Ein matter Zweig, an fremder Gnadensonne;
Der Name überlebt ihr Glück und Leid.
(Die Hand aufs Herz)
Hier lebt er auch.
(Nach einer Pause)
Das wird ein wüstes Spiel,
An dieser Klippe trennen sich die Ströme —
Wohin mein Schiff? — Wo geht die Bahn der Pflicht?
Pflicht! — Welch ein kleines Wort! — Und wie an Zweifeln,
Und Sorgen so unendlich groß die Summe,
Die es umfaßt! — Ein Menschenleben reicht
Nicht hin, sie auszurechnen.
(Er sieht in den Brief)
Guter Vater,
Dich schütteln keine Zweifel? — Grauer Seemann,
Des wilden Wellenlebens nimmer müde,
Ziehst du auch mich aus meiner stillen Bucht
Hinaus in Schiff zerschmetternd sprühende Brandung?
Die See geht hohl. — Der Name Stuart ist
Kein Zauberwort, um Stürme zu beschwören.
(Er setzt sich gedankenvoll, das Haupt auf die Hand gestützt.)

(In der folgenden Scene entdeckt Donald seiner Gattin Gormla was vorgeht. Sein Vater Evan kommt. Darauf der Prinz selbst mit seinen Begleitern, die sich bald entfernen, um ihn mit Donald und Evan allein zu lassen.)

Der Prinz.
Was ihr auch reden mögt, vertrauensvoll
Hier meine Hand! Mit einem Worte zeiget
Mir Euern Sinn. Grad ausgestanden, ja,
Sehr fest gerechnet ward auf Cameron.
Mit welchem Grund, wißt ihr durch euern Vater.
War er in Irrthum wohl? Ihr seht nicht aus
Wie einer, der mit Freudigkeit und Lust
Sich meiner Sach' auf gutes Glück ergäbe.

Donald.
Weil Freudigkeit und Lust nur die Gefährten
Der Hoffnung sind; und saß auch diese Göttin
Am Steuerruder Eures Schiffs, sie ist
Doch nicht mit Euch ans Land getreten.

Der Prinz.
Wer
Als sie, hat mich denn in mein Land geführt?
Wer bringt, als sie, die tapfern Freunde mir
Entgegen, eilig, rüstig und entschlossen.
Für meine Sache?

**Donald.**
Hoffnung nennt Ihr das?

**Der Prinz.**
Zum Spiel mit Worten bleibt uns keine Zeit.
Hier steht der Enkel Eurer Könige,
Des Reich und Thron beraubten Stuarts Sohn,
Kein weicher Liebling des verbuhlten Glücks.
Die Last der Buße, welche sich vom Haupt
Der Ahnherrn auf das schuldlos mitbestrafte
Nachwachsende Geschlecht hinunter wälzte,
Englands Verrath an seinem eignen Herrn,
Und andrer Fürsten thöricht stumpfer Blödsinn
Bei solchem Angriff auf die Heiligkeit
Von allen Kronen — Dieser dunkeln Bilder
Betrachtung war die Schule meiner Jugend.
Ich bin, von Zorn und Wehmuth streng erzogen,
Ein Rächer aufgewachsen meines Stammes.
Mich Gott vertrauend und dem Vaterland,
Das, eine liebe Mutter, stets die Wiege
Der Stuarts treu behütet, komm ich nun
Zum Vaterland, und frage: Kennst du mich?
Und: willst du mich? — So frag ich jeden Schotten
Und Euch nun auch! Gebt Antwort!

**Donald.**
Ständet Ihr
An jener Küste mit dem Vorsatz noch,
Der nun schon That geworden; seht, ich stürzte
In Eure Schritte, daß sie mich zermalmten,
Eh' Ihr das Schiff erreicht, das nicht zu Euerm,
Zu unserm Heil Euch nicht daher getragen.
Was aber jetzt, da Euerm kleinen Häuflein
Sich schon die Menge stürmisch zugesellt,
Gebirg und Thal vom Aufruhr wiedertönt,
Gewaltthat gegen England schon verübt ist,
Und wie ein Feuerzeichen Euer Name
Den Sturm ankündet, welcher beide Reiche
Erschüttern, Uns verderben wird? — Die Brücke
Zum Rückzug abgefallen. — Vorwärts Dunkel
Und Untergang — O könntet Ihr zurück!

**Der Prinz** (zu Evan.)
Das klingt ganz anders. Wenn so manche Nacht,
Die Herzen heiß von Ahndung großer Thaten,
Wir durch die Trümmerpracht des alten Roms
Zwei Grabgespenster irrten, blasser Mondschein
Aus Säulengängen, Tempeln, Obelisken
Vor unsern Seelen zauberhaft das Bild
Von der geliebten Heimath Hochgebirgen
Mit felsumschloßnen Seen und Meeresklippen
In Dampf und Nebel herrlich groß erhob,
Und alte Namen deinem innern Ohr
Sich wieder sagten, Ossian und Fingal
Von Wolkenrossen blickten, Grame und Wallace,
Montroß und Dundee stolz herüber winkten;
Wie stand dein Sohn so preislich neben ihnen,
Wie sollte noch an Heldenherrlichkeit
Clan Cameron das Hochland überleuchten,
Sein Schwert ein Flammenblick durch grause Nacht!
Und, nun wir dastehn, Aug' in Auge ruht,
Der Stuart ihn um seinen Beistand bittet,
Die ganze Hoffnungsgluth ein Aschenhaufen?
Der Mann, auf den ich rechnen sollte — hob
Sich mir im Hochland auch kein andrer Arm —
Der Mann, da sich das ganze Hochland rührt,
Bleibt nun der Einzige —

**Evan.**
O, sprecht das Wort
Noch über ihn nicht aus! Es ist mein Sohn.

**Der Prinz.**
Dein Sohn, an welchem Dein und mein Vertrauen
Zu Schanden wird; Dein Sohn, dem für die Sache
Des Königs keine Ader schlägt; Dein Sohn,
Der seine Hülfe starr verweigert, mir
Den ersten Schritt auf diesem Boden fesselt,
Mich in des Laufs Beginnen hemmt, die Freunde
Bestürzt, die Unentschloßnen zaghaft macht,
Treulos dem Feinde Zeit gewinnt; Dein Sohn —
Ich sprech' es aus! — Dein Sohn, der mich verräth!

**Evan.**
Mein Prinz! — Donald! Erleb ich das an Dir?

**Donald.**
Mißtönig bittres Wort vorschneller Wallung.
Sagt Einer seine Zweifel Euch ins Antlitz,
So ist er schwerlich ein Verräther. Wer
Ich sey, lehrt wohl die Zukunft. Hättet Ihr
Nur etwas mehr als Eure Hoffnungen
Für unsre Wünsche mitgebracht; dann höbe
Die Sorge nicht so bang ihr Haupt empor.

**Der Prinz.**
Der feste Fuß im Land schafft Auslands Hülfe.
Spanien hat meinen Vater anerkannt.
Und wie es Frankreich Ernst sey, jenes Wort
Vom stolzen Ludwig, an dem Sarge meines
Großvaters feierlich gelobt, zu halten,
Zeigt dieses Blatt.

**Donald.**
Ein Manifest von Frankreich?

**Der Prinz.**
Wir sind nicht so verlassen, als Ihr glaubt.

**Donald.**
Das freilich schafft der Sache einen Boden.

**Der Prinz.**
Ein Heer von dreißigtausend Mann erwartet
Von meiner Landung und der Schotten Aufstand
Die erste Nachricht, um sich einzuschiffen.
Die Flotte liegt schon in Calais.

**Donald.**
Der Herzog
Von Richelieu soll dieses Kriegsheer führen?

**Der Prinz.**
Auch er ist schon im Hafen.

**Evan.**
(Den Sullivan an die Thür gewinkt hatte.)
Herr!

**Der Prinz.**
Was gibt's?

**Evan.**
Mein Vetter Cameron von Glendessary,
Durch schwere Krankheit selber abgehalten,
Schickt Euch von seinem Clan zweihundert Männer,
Verwegne, tapfre Bursche; seine Tochter
Ist ihre Führerin.

**Donald.**
Die wilde Jenny!

**Sullivan.**
Sie wünscht Euch vorgestellt zu seyn.

Der Prinz.

Willkommen,

Und tausendmal willkommen solche Hülfe!

Sullivan.

Mit diesem Haufen kam ein blinder Barde.
Sie nennen ihn Jongallach. Seine Harfe
Wird vor ihm hergetragen; er begehet,
Euch nach der Väter Weise zu begrüßen.

Der Prinz.

Was fragst Du? Laß das ganze Land herein!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Der Held im Roman.** Aus einem größern, noch ungedruckten Aufsatze über Walter Scott als Romandichter.

Ziemlich allgemein wird dem gefeierten Walter Scott, so wie andern Dichtern, der Vorwurf gemacht, daß die Auswahl zu Helden ihrer Romane auf unbedeutende, charakterlose, junge Menschen gefallen sey. Daß dem so ist, unterliegt keinem Zweifel. Eduard Waverley im Roman gleiches Namens, Brown im Astrologen, Lovel im Alterthümler, Franz Osbaldistone im Robin dem Rothen, und die minder oder mehr in den Vorgrund tretenden Helden einiger Andern sind liebenswürdige Nullen, Liebhaber, wie sie wohl häufig in englischen Romanen, namentlich denen der Frauen, vorkommen. Schön, gebildet, belesen, bescheiden, muthig, reich, immer nur sprechend, wenn sie gefragt werden, sind sie das Ideal von Männern für die schriftstellerischen und in idealer Sentimentalität ihnen verwandten Damen. Solch ein Lord Orwil in den Romanen der Miß Burney, die ähnlichen tugendreichen Lords in denen der Miß Edgeworth, Miß Opie, bis hinauf zu ihrer gemeinsamen Quelle, dem Richardson, sind ein Ausbund aller Vortrefflichkeit und jeder Tugend. Ihr Charakter ist indessen nur eine festgesetzte Negative. Daß es solche schöne, der Weiblichkeit verwandte, junge Männer in England gab und auch wohl noch gibt, ist nicht zu bezweifeln; deßhalb eignen sie sich aber eben so wenig zu Sujets für die Dichtung, als das entgegengesetzte Extrem, die von den Engländern so geliebten Executionen durch den Nachrichter. Eine skizzirte Andeutung würde zur Anschauung der schönen Bildsäule genügen.

Sind denn aber diese negativen Personen die eigentlichen Helden in Walter Scott's Romanen? — Gehen wir auf den Begriff eines Helden zurück. Ein Held ist ein Mann, der durch Kraft und Freiheit des Willens entweder im Widerstande gegen eine, von innen oder außen andrängende Gewalt, oder durch — auf irgend eine Art — wirkungsreiche eigne Thaten sich vor Andern auszeichnet. Solch ein Held, — worunter der Sieger in Schlachten, wie der noch größere gegen moralische Kräfte verstanden wird, — ist der Gegenstand der Tragödie. Wenn wir Schwächlinge oder Männer, welche, statt durch Handlungen, im Dulden sich auszeichnen, als Hauptpersonen in einigen ausgezeichneten Trauerspielen erblicken, so sind dies Ausnahmen. Wirkliche Helden gehören ebenfalls für das Epos. Wie aber im Roman? — Das Epos gibt nur eine gedrängte, bilderreiche Anschauung des heroischen Lebens. Der Roman hat im Ganzen dieselbe Bestimmung, nur nimmt er, statt der Heroen einer mythischen Zeit, die Menschen, wie sie sind, statt der kräftig hervorspringenden Heldenthaten, jede motivirte und mit dem ganzen Leben in irgend einer Verbindung stehende Handlung; statt der farbenreichen Bilder begnügt er sich auch, den Schatten der Gegenstände zu malen, woraus dann folgt, daß nicht alle plastische Momente grell neben einander stehen, sondern durch die überall mit aufgenommne Schattirung eine gewisse Gleichheit und Weichheit, oder — wenn man es nicht misdeuten will — eine Harmonie entsteht. Hieraus folgt, daß die gedrängte Anschauung des Lebens wegfällt; denn wo auch der Schatten der Gegenstände abgemalt wird, bedarf man mehr Platz, als wenn man jene in gleichem Lichtglanz neben einander hinstellt. Obgleich demnach im Roman, dem Abkömmlinge des Epos, aus den heroischen Helden tüchtige Männer, wie wir sie jetzt im Leben erblicken, wurden, so behielt man doch den Namen: Helden, bei und verstand darunter die Hauptperson, für welche wir uns interessiren. Dennoch lag in dieser Beibehaltung ein Misverhältniß, indem so viele, vom etymologischen Begriffe ausgehend, noch immer Heldenmäßiges in der Hauptperson erwarteten, welches der Aufgabe des Romans doch einmal entgegen ist. Noch schlimmer wurde dieses Misverständniß, wenn, statt der tüchtigen, praktisch gesunden Männer, solche ihre Rollen einnahmen, welche, wie es im Leben doch noch häufiger der Fall ist, von Schwächen befallen, von Untugenden regiert werden. Daß wir uns oft für diese im Leben gerade am meisten interessiren, ist nicht zu leugnen; sie mußten daher auch nothwendig in den Roman. Hier half man sich indessen, indem man nur die Schwächen für würdig hielt, welche eine verderbne Kraft, einen nicht befriedigten Geist verrathen und welche daher immer etwas Heldenmäßiges an sich tragen. Aber auch diese Quellen versiegen, man kommt immer wieder zu gewöhnlichen Schwächen der menschlichen Natur zurück und muß einen andern Weg aus diesen Irrungen suchen.

Das höchste Gesetz aller Poesie ist Objectivität. Die Lyrik des Individuums ist etwas Schönes, aber Bedeutung erhält auch sie erst, wenn sie, vom Individuum getrennt, als eine Schöpfung unter den übrigen Erscheinungen dasteht. Mit dem Dichter zugleich, muß nach möglicher Objectivität ringen der Leser, indem er sich in die Schöpfungen des Kunstwerks hinein zu versetzen und sein eigenes Ich für so lange abzustreifen bemüht.

Wir fragen weiter: Was ist die Hauptsache im Roman, das Individuum des Helden, oder die Begebenheiten, welche sich mit ihm ereignen, und die Personen und Gegenstände, mit welchen er in Berührung kommt? — Ursprünglich bezweckte wohl der Roman, als zur Prosa herabgestimmte Epopöe, nichts weiter, als eben das Leben des Einen, statt zu besingen — zu beschreiben. Jedes Individuum ist aber todt, wenn es nicht in Berührung mit andern Schöpfungen tritt, ja es läßt sich nicht einmal eine solche Existenz denken. Wie in der Natur, muß daher auch der Held im Romane in Verwicklungen mit der Außenwelt kommen, und mit je mehreren Erscheinungen er in Conflict geräth, um so interessanter wird der Roman. Steigern wir dieses Verhältniß immer mehr, so wird endlich die Person des sogenannten Helden ganz zurücktreten, wogegen die andern mannichfachen Gegenstände zur Hauptsache im Roman werden. Dies scheint uns der Sieg der Objectivität über die Subjectivität, und vielleicht die Bestimmung des Romans. Ueber den Reichthum aller Erscheinungen des Lebens wird uns das Leben des Individuums selbst nur zu einer solchen einzelnen Erscheinung, welche eben nur im Verhältniß zu den andern Bedeutung gewinnt. Ist dies nicht überall die Bedeutung des Lebens? In welchem raschen Wechsel däucht dem Kinde und Jünglinge bald dieses Spiel, bald diese Leidenschaft der Lichtpunct des Lebens, die Hauptsache zu seyn, ohne welche die Erde ein todter Klumpen wäre; und dem Manne erst erscheinen alle

diese Affecte nur in objectiver Bedeutung als Bildungszustände, als Sturm und Drangperioden, welche für die Natur des Menschen unumgänglich sind! Ist aber der Mann von solchen Affecten frei? Sind es ganze Nationen, ganze Zeitabschnitte der Geschichte? Ideen herrschen in Zeitperioden so despotisch, daß jeder Denkende von der absoluten Richtigkeit derselben eingenommen ist. Folgende Generationen erkennen kaum ihre historische Bedeutung an und werden doch eben so von Principien beherrscht, welche sie für die allein richtigen halten.

Weshalb aber bedarf es überhaupt eines solchen Nichthelden, wenn die objective Darstellung der mannichfachen Erscheinungen des Lebens die Hauptsache des Romans ausmacht? Die gewöhnliche Antwort dürfte seyn: Der Held (das ist sein Lebenslauf) muß den Faden der Erzählung, an welchen sich die einzelnen Begebenheiten und Erscheinungen anreihen können, abgeben. Die aus der Natur entnommne Erklärung dürfte sich jener anschließen. Wie der Chor in der alten Tragödie der Repräsentant des Volkes, der öffentlichen Meinung war, so ist der sogenannte Held im Roman der Repräsentant des Lesers. Gern bedienen wir uns zur Erklärung des Begriffes der Poesie folgenden Bildes. — Im Gemüthe jedes Menschen liegt ein wunderbar geschliffner Spiegel, in welchem sich alle Erscheinungen und bildlichen Gedanken, denen des Menschen Sinne und sein Geist begegnen, abspiegeln. Dem wahren Poeten werden auch die zartesten Gegenstände, die unsichtbaren Geister der Luft deutlich auf dem Spiegel sich darstellen, ihm werden die Dinge zwar nur in den Außenzügen, wie sie in der Wirklichkeit erscheinen, aber doch im geläuterten Farbenlichte sich zeigen, und der Spiegel wird solche reflectirende Kraft haben, daß der Poet die darauf erscheinenden Bilder noch Andern, außer sich, zeigen kann. Beim phlegmatischen Menschen ist dagegen der Spiegel nur dunkel oder ganz verrostet, und spiegelt deshalb auch nur minder oder mehr die Außendinge. Auf den Roman dies Gleichniß angewendet, so liegt — wenn der sogenannte Held unser eigner Repräsentant ist, — in ihm der Spiegel, welcher uns die Gegenstände, denen er begegnet, klar zeigt. Wäre die Subjectivität dieses Helden zu bedeutend, so würde sein Spiegel — gleich wie von Leidenschaften die Seele beunruhigt wird, — getrübt seyn, uns nur undeutlich und schwankend die Gegenstände zeigen. Wir sehen begierig, welchen Eindruck die Anschauungen und Begebenheiten im Roman auf den Helden machen, und prüfen uns selbst dabei, wie wir in ähnlichen Lagen gefühlt, oder wie wir gehandelt hätten. Dies begreift denn auch eine andre gewöhnliche Erklärung über die Erscheinung des Helden in sich, nach welcher er existirt, damit der Leser sich für Jemanden interessiren und Partei nehmen könne. Als ob dem Leser, wenn es blos auf diese Art des Interesse ankäme, nicht jede lebendige Erscheinung eben so gut interessiren könnte! Diese Auffassung kommt mit dem oft gebrauchten Gleichnisse eines schönen, breiten Stroms mit dem Romane überein. Der Strom selbst soll nicht stürzend und brausend unsre Aufmerksamkeit fesseln, sondern, ruhig dahinströmend, uns die reichhaltige Pracht seiner Ufer entweder in seinem Wasserspiegel, oder beim behaglichen Fahren über seine Wellen in der Luft zeigen.

Diese Auffassung des Helden spricht sich bei Walter Scott ziemlich deutlich aus. Gewöhnlich ist der sogenannte Held ein Südbritte, welcher, obgleich sonst in allen Fächern des Wissens gebildet, doch noch unbekannt mit den nationalen Einrichtungen Schottlands, in dieses Land auf eine oder die andre Art verschlagen wird und allmählig seine Eigenthümlichkeiten kennen lernt. Eduard Waverley und Franz Osbaldistone sind die Repräsentanten der, durch neuere Bildung cultivirten Europäer, und als solche stellt sich auch der Verfasser seine Leser vor. Die beiden Romane: Waverley und Robin der Rothe, sind deshalb gewissermaßen in Form von Memoiren geschrieben. Es sind die vom Dichter ausgefüllten Tagebücher der Helden. Hier, so wie in mancher andern Beziehung, steht der letztgenannte Roman als Meisterwerk voran. Wer ist der eigentliche Held? — Franz Osbaldistone ist der, welchen die Menge so benennt; dem Dichter diente er nur als Mittelsperson, um den Leser zu dem wahren Helden im Robin, und den gleich gewaltigen Gestalten der Diana Vernon und Rashleigh zu führen. Der Genius eines hochbeglückten Dichters leuchtet aus dieser Anordnung hervor. Nicht die Hälfte des Eindrucks würde jener merkwürdige Räuber auf uns machen, wenn der Dichter uns vom Anfang bis zum Ende ihn verfolgen ließe. Wenn wir in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen beim Aufstehen und zu Bettegehen ihm zusähen, würde bald jenes poetische Interesse für den Helden verschwinden, und er dürfte uns bald nicht mehr interessiren als die Mittelsperson des sogenannten Helden. Wie steht dagegen Robin, so oft er erscheint, immer neu und frisch uns vor Augen, ohne daß der Dichter nöthig gehabt hätte, durch künstliche Effecte oder Ueberbietung der Natur das Interesse zu schrauben.

18.

---

## Bemerkung.

Nr. 185 dieser Blätter: Miscellen aus Paris, heißt es: „die Franzosen entbehren einer Uebersetzung von Pindars Oden," u. s. w.

Ohne Bibliograph zu seyn oder Philolog in deutscher oder französischer Literatur — vielmehr ganz unbekannt in diesem Gebiet, besitze ich doch in meiner Bibliothek folgende Uebersetzungen des Pindar ins Französische:

Les oeuvres de Pindare translatées du grec par J. Maria Champenois. Paris 1617.

Essai sur Pindare contenant une traduction de quelques Odes de ce Poëte, avec une Analyse raisonnée et des notes historiques, poëtiques et grammaticales etc. par M. Vauvilliers. Paris 1772.

Les Graces. Ode de Pindare, qui est la XIV^e^ des Olympiques. À Asopique d'Orchomene Vainqueur à la Course traduit en français par M. l'Abbé Massieu. Paris 1774.

Odes de Pindare. Unique traduction complette par P. L. C. Sin. Paris 1802. 2 Vols.

Mithin entbehren die Franzosen einer Uebersetzung des Pindar nicht, auch wenn keine andre existirte, als die genannten.

---

## Literarische Anzeige.

Von folgendem, binnen kurzem in Paris erscheinenden Werke:

La chimie appliquée à l'agriculture par M. *Chaptal*, 2 Vols.,

erscheint bei Unterzeichnetem eine von einem sachkundigen Gelehrten und praktischen Oekonomen verfaßte Bearbeitung, was zu Vermeidung unangenehmer Collisionen hiermit bekannt gemacht wird.

Leipzig, 1. August 1823.

F. A. Brockhaus.

# Literarisches
# Conversations-Blatt.

Nr. 194.

22. August 1823.

## Scenen aus dem dramatischen Gedichte: Der letzte Stuart in Schottland.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

11.

Die Vorigen. Macdonald. Macpherson. Hilda. Gormla. Flora. Douglas. Jenny (in Männertracht). Jongallach, geführt von Allan, der seine Harfe, mehrere Schotten, deren einer das Feuerkreuz trägt.

Der Prinz. (Zu Jenny, welche mit den Schotten vor ihn tritt und den Degen senkt.)

Glückstern an meinem Himmel, sey gegrüßt!
Ihr nennt Euch Jenny?

Jenny.

Jenny Cameron,
Tochter Hugh Camerons von Glendessary,
Der unserm königlichen Prinzen Stuart
Mit Huldigung dies Schwert und seinen Clan
Zu diesen Füßen legt, die siegreich mögen
Auf Eurer Feinde Nacken stehn!
(Sie läßt sich mit diesen Worten auf ein Knie nieder.)

Der Prinz.
(Hebt sie auf.)

Verleihe
Mir Gott um Euer Willen solchen Sieg!
Und kann er fehlen, wo ein ganzes Volk
Ihn zu sich reißt, die Töchter der Gebirge
Mit holdem Wort und Blick ihn zu uns schmeicheln?
Steht Euer Vorsatz fest, die braven Männer
Von Glendessary ferner anzuführen?

Jenny.

Ich bitt' um diese Gunst.

Der Prinz.

Der nahe Kampf
Wird furchtbar seyn. — Daß Männer kühn und fröhlich
Dem Tod aus feindlichen Geschossen trotzen,
Ist Männer-Art. — Was aber soll die Blume
Im wilden Sturm? — Und lad' ich auf mein Haupt
Nicht schwere Schuld durch solcher Gunst Gewährung?
(Zu Evan und Donald.)
Ihr seyd die Vettern dieses Heldenmädchens;
Bedeutet sie!
(Zu Gormla und Hilda.)
O, haltet sie zurück!

Gormla.

Ich nicht.

Hilda.

Nein, eher ihrem Beispiel folgen,
Als diesem Kampf nur einen Arm entziehen.

Evan.

Herr, dieses Land der Helden und der Schlachten
Staunt nicht ob einer Frau im Waffenkleid.
(Zu Jenny.)
Du bist ein wackres Kind!
(Er bietet ihr die Hand, sie blickt ihn fremd und verwundert an.)
Tritt' nicht zurück;
Ich bin Dein Großohm, Evan Cameron.

Jenny.
(Ergreift seine Hand und drückt sie an die Lippen.)

Verzeiht! O wie mein kranker Vater sich
Nach Euerm Anblick sehnt! Kommt Ihr nicht zu ihm?

Evan.

Wenn's möglich —

Jenny (zum Prinzen).

Laßt von diesen Männern Euch
Erzählen; rasche Uebereilung nicht
Treibt mich zum ungekannten Waffenlärm.
Von Kindheit an auf unsern wilden Bergen
Hab' ich in Hochlands Waidwerk mich geübt;
Das ist kein Spiel und oft so schlimm als Krieg.
Seht, die zweihundert, welche ich Euch bringe,
Sie kennen mich, sie lieben meinen Vater;
Laßt mich bei ihnen.

Evan.

Prächtig Kind! O laßt sie!
Clan Cameron doch immer über alle.

Macdonald.

Ho! Ho! Freund Evan!

Macpherson.

Wir sind auch noch da.

Der Prinz (zu Jenny).

Es sey, wie Ihr begehrt.
(Zu den Schotten, welche mit Jenny gekommen sind.)
Dank, brave Freunde,
Wir machen nähere Bekanntschaft wohl,
Wenn unsre Fahne durch den Dampf der Schlacht
Von Berg zu Bergen fliegt.

Jongallach
(wie der Prinz, mit den Schotten redend, in seine Nähe kommt, halb laut zu seinem Knaben).

Ist das der Prinz?

Allan.

Ja, Vater!

Der Prinz (zu Jongallach).

Silberhaupt, hier ist die Hand
Von Deines Königs Sohn.

Jongallach
(beugt die Stirn auf des Prinzen Hand).

Gott waltet noch!
Ich hoffte achtzig Jahr' auf diesen Tag.

Der Prinz.

Wie nennst Du Dich?

Jongallach.

Mein Name ist schon lang
Erschlagen und begraben und verbrannt.
Darf ich ihn nennen? Allan, sagst Du nicht,
Die Halle sey von Kriegern angefüllt?

Macdonald.

Nenn ihn nur her! Verbrannt ist auch vergessen.
(Zum Prinzen.)
Mein hoher Herr; er stammt vom blut'gen Clan
Der Macgregors, die wegen Meuchelmord
Am Clan Colquhoun vor hundert funfzig Jahren
Bis auf den Namen ausgerottet wurden.

Der Prinz.

Soll dieser Fluch noch dauern? Kann ich ihn
Nicht lösen?

Jongallach.

Lös' ihn, Herr, und lebe selig!
Jongallach nennt mich das Gebirg. Mein Haus,
Die Höhl' im wilden Berg Buachal-Ety
Schaut auf Glen-Co, das Thal der Klüft' hinab.
Am Hügel dort der blauen Schild' erklang
Die Stimm' von Conas Waldstrom, Ossian.
Der lust'gen Harfen Lied ist lang verstummt.
Gefochten hab' ich oft, gesiegt im Kampf,
Den Feind verfolgt; nun wandl' ich blind in Thränen,
Der letzte Barde des gesunknen Volks.
(Er ist unterdessen, auf seinen Knaben gestützt allmählig gegen die Mitte des Saals vorgeschritten. Der Prinz steht ihm gegenüber; die Andern stehen im Kreis umher. Er nimmt aus Allans Händen die Harfe und begleitet mit einzelnen Accorden das Folgende.)
Liegst du so kraftlos still,
Land der Helden entschwundener Zeit?
Unter fremder Könige Hand
In der Halle des Grams
Beugt sich der Söhn' entartet Geschlecht,
Wie vom Windstrom auf Cromlas Höh'
Laublos ein Baum sich beugt in der Nacht?
Trüb ist dein Volk und stumm,
Auf den Höh'n wohnt Ruhm nicht mehr.
Schilder brachen wir einst in der Freude der Schlacht,
Wonne war uns des Kampfs Gefahr.
Furcht vor Tausenden kannte das Hochland nie! —
Welkes Gras nun weht über der Helden Grab,
Halle der Saiten so still,
Bardengesang nicht im Thal, nicht am Strom;
Auf den Höh'n wohnt Ruhm nicht mehr! —
Aber wer dort? ein Lichtstrahl des Siegs!
Strahlend wie die Sonn' am Gebirg!
Der Tann' am Felsen gleicht sein Speer,
Aufgehendem Monde sein Schild.
Der Feldschlacht Führer, unsrer Könige Sohn!
Er pflanzt den Sonnenstrahl,
Pflanzt die Fahne des Hochlands auf.
Flattre hoch, Fahne des Ruhms!
Heil Dir, unsrer Könige Sohn!
Fingal und Montroß, steht bei ihm,
Wenn er des Feindes Schaaren mäht!
(Er gibt die Harfe an Allan, der ihn damit weiter begleitet.)
Auf nun von Busch und Wald!
Söhne des Hochlands, vom Felsen des Halls!
Macdonald! Cameron! Auf!
Meerwärts, thalwärts heran!
Sieg' entschwundener Zeit
Glüh' die Erinnerung hell!
Auf, in die Schlacht mein Volk
Stürme wie Brausen des Meers!
Viel der Feinde sinken dahin;
Weit auf die Haide strömt ihr Blut
Unter des Stuarts flammendem Schwert!
(Beifallgetöse durch den Saal.)

Macdonald.

Weit auf die Haide strömt ihr Blut
Unter des Stuarts flammendem Schwert!
(In der Ferne wird Lärm geblasen.)

Der Prinz.

Dank Dir, mein Barde!

Sullivan (tritt rasch herein).

Herr, ein Feindestrupp
Kommt von Dalwhinie längs der Berg' heran.

Der Prinz.

Wer meldet das?

Sullivan.

Lord Drummond. Unsre Späher
Versichern, General Cope sey's.

Macpherson.

Wie stark?

Sullivan.

Sechs bis achthundert Mann.

Der Prinz (zu Macpherson).

Was kümmert Dich
Die Anzahl? Sind sie weit?

Sullivan.

'ne halbe Stunde.

Der Prinz.

Ist alles fertig?

Sullivan.

Ja.

Der Prinz.

Gleich bin ich bei Euch!
(Sullivan und Macpherson ab.)
(Zu Donald.)
Nun, Cameron?

Donald.

Mein Schwert ist Dein.

Evan.

Gott lob!

Donald
(nimmt das Schwert von der Wand; zu Gormla).

Blau Auge *), nun zum Kriege! War's ja doch
Dein eigner Wunsch.

*) Gormla ist gallisch und heißt Blauauge, so wie Donald Braunauge.

G o r m l a
(das Schwert fassend und ihn umarmend).
Mit Gott! Für Schottlands Sache!

D e r P r i n z.
Und Douglas?

D o u g l a s.
Herr, Ihr habt die Freiheit mir
Geschenkt! Entlaßt mich jetzt zu meinen Fahnen.

D e r P r i n z.
Douglas verläßt mich? Nun, bei solchem Reichthum
Läßt sich ein Mann, der tapferste, entbehren.

D o u g l a s.
Als einen Mann sollt Ihr mich kennen lernen.

D e r P r i n z.
Die Freiheit liegt noch fest an der Bedingung,
Daß Ihr vor Morgen nicht dies Haus verlaßt.
Gebt Euer Ehrenwort!

D o u g l a s.
Grausame Forderung!
Jetzt harren! — Schwör' ich aber tiefstes Schweigen
Von allem, was vor meinen Augen vorging? —

D e r P r i n z.
Den Schwur dürft Ihr nicht halten. Fest besteh' ich
Auf jenem Wort! Es muß!

D o u g l a s.
Wohlan!

D e r P r i n z.
Ich sorge
Für Eure Sicherheit!
(Er winkt Macdonald, der sich mit Douglas entfernt. Hilda und Flora folgen.)
Nun auf den Feind!
(Er zieht den Degen mit der Scheide und wirft die Scheide von sich.)
Das ist die Meinung: so sey unser Krieg! —
Nach Edinburg, das erste Losungswort!
Noch lad' ich Euch zu Athurs Sitze nur,
Der bei Holyroodhouse sich erhebt;
Doch bald sehn wir uns in Westmoreland, hoff' ich,
Bei Athurs Tafelrunde! Wackre Schotten,
Um euch zu führen, gibts ein Wort nur: Vorwärts!
(Alle ab.)

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das Theater der Franzosen nochmals.

(S. N. 99 des lit. Conv. Bl.)

Nachstehende Zeilen wünschen die lehrreichen Anmerkungen fortzusetzen, welche der französichen Tragik, auf Veranlassung der Arbeit des Herrn Consistorial-Director Peucer, in dem gegenwärtigen Blatte gewidmet worden sind. In sich begründet, die Entstellung gehörig beachtend, in welcher uns die Tragödie der Nachbaren zuerst mitgetheilt ward, und die falsche Verwechselung des Aeußeren mit dem Innern nach Gebühr rügend, verdienen sie auch deshalb Beherzigung, weil sie den Hang unserer Landsleute, über die Schnur zu hauen, das Kind mit dem Bade zu verschütten und einen Gegenstand um einer, oder um einiger mangelhaften Seiten willen gleich in seiner Ganzheit fanatisch zu verfolgen, gehörig züchtigen.

Der Verfasser gegenwärtiger Mittheilungen ist kein Verehrer der französischen Tragik; er vermißt in derselben die Vorzüge einer reichen und tiefen Poesie, welche die Bühne anderer Nationen ziert; aber er möchte deshalb nicht die verdienstlichen Seiten anderer Art verkennen, welche das Theater zu Paris charakterisiren. Auch sollte kein Gebildeter vergessen, daß die französischen Trauerspiele, wenn sie uns gleich nicht begeistern, doch verdienen studirt zu werden, daß auch als Studien sie ein mannichfaches Interesse erregen. Jenes französische Trauerspiel ist doch nun einmal die Blüthe einer Schule und der Schmuck eines Theaters, das, wenn zwar nicht Volkstheater, doch die Bühne eines großen Publicums darstellt, welches wieder die Nation repräsentirt. Mag es uns gleichgültig lassen; zum Hohn, zur Verfolgung berechtigen seine Erscheinungen nicht, um so weniger, als alle Bühnenwerke, namentlich solche, welche ein gewisses festes Gepräge angenommen haben, zum Nachdenken anregen. Sie bieten diesem letzteren Stoff dar, über Anordnung, über Motive, über Charakterauffassung, über Combination und über die sittlichen Ansichten eines Volkes Betrachtungen fruchtbarer Art anzustellen.

Namentlich war es erfreulich, daß in dem Aufsatz, welchen wir vor Augen haben, dessen Verfasser nicht einstimmt in die allgemeine Herabsetzung Voltaires, welche theilweise Mode geworden ist, sondern anerkennt, was diesem Manne in Beziehung auf die französische Bühne eingeräumt werden muß. Es ist sogar in seinen tragischen Werken eine Seite aufzufinden, welche wahrhaftes Lob verdient. Ich meine die Auffassung dessen, worin Voltaire das Tragische, das Unglück, setzt. Man wird schwerlich umhin können, einer gewissen Wahrheit, ja Wahrhaftigkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche dadurch an den Tag gelegt wird, und ich will versuchen, mich deutlich darüber zu machen, wie ich das meine.

Unter uns Deutschen sind so mancherlei Kräfte, Ursachen und Verkettungen Mode gewesen, woran die Helden der Tragödie erlagen. Eine Zeit lang war es ein gewisser Sturm und Drang im Innern ungewöhnlicher Menschen, der gegen die Außenwelt ankämpfte, woran die tragische Person zertrümmerte. Schillers früheste Werke beruhen auf diesem tragischen Hebel, auch seine spätern Dramen erinnern zuweilen noch daran. Dann ward jener Aberwitz vor einem abergläubig geahnten Fatum Mode, bei welchem der ewige Weltzusammenhang völlig vergessen blieb, in welchen der Mensch wohl aufgenommen und hineingezogen werden kann, und wo die alleräußerlichsten Zufälligkeiten, nicht der Geist des Ganzen, seinem Schicksal die Richtung gab, ja sogar dasselbe vorher bestimmte. Diese sogenannten Tragödien berechtigen wohl zur Frage: ob deren Dichter selbst an jenes bizarre gespenstische Fatum geglaubt haben? Wenn dies der Fall ist, so wollen wir nicht rechten mit ihnen. Sollten sie dagegen jenen Schicksalsgötzendienst verlacht haben wie eine Fratze, dann müssen wir ihnen zu erwägen geben, daß Spuk und Fopperei keine Tragödie bilden. Der ahnt den Geist der Tragödie noch gar nicht, dem unbekannt ist, daß in dem Maße sie sich dem Zuschauer einprägt, wie alles in derselben ihm als Ernst und Wahrheit, wo möglich als Ernst und als Wahrheit, entgegentritt, die auch jenseits der Breter ihre Wesenheit behaupten. Deshalb z. B. ist im Trauerspiel jede Intrigue so störend, jedes Motiv, jedes Ereigniß, welche ein Vorgefühl erregen, man möchte dadurch getäuscht werden, die Sache dürfte sich wohl anders verhalten. In der Phädra von Racine stiftet es einen großen Fehler, daß von Theseus unbegründetem Tod ein falsches Gerücht verbreitet wird. Der Dichter hat das nöthig gehabt, um der Phädra einen

Anlaß zu geben, dem Hippolyt ihre Liebe zu entdecken. Aber hatte Racine vergessen, daß wenn in ein königliches Schloß die Nachricht von dem Tode des Herrschers dringt, dann wir gespannt sind, das Gefühl kennen zu lernen, welches ein solcher Unfall auf Gemahlin, Sohn und Volk hervorbringt? Mögen jene Nächsten auch lieben; so lange werden die Gefühle ihrer Liebe doch, besiegt durch das Ungeheure des Ereignisses, schweigen, bis der Treue bestattet ist. Vermissen wir bei ihnen dieses beinahe erste menschliche Erforderniß, dann werden sie mit allen ihren Leiden uns höchst gleichgültig. Hierauf schiebe ich es, daß die Phädra des Racine auch nicht ein einzigres tragisches Gefühl hervorzubringen vermag. Phädra und Hippolyt haben es mit uns verdorben, dadurch, wie sie die Nachricht von Theseus Tode aufnehmen. Theseus selbst aber erscheint uns als überall bestimmt zu foppen oder gefoppt zu werden. Sein Tod war nur ein Spaß, der Andere betrog, er selbst aber war von Gattin und Sohn betrogen worden, auf eine Weise, von der uns misfällt, daß er sie nicht besser durchschaute. So sehr widersteht der Tragödie alles Scheinbare, alles Täuschende. Daher wird nimmermehr ein Dichter ein tragisches Gefühl in uns erregen, wenn er zum tragischen Princip, zum Grund des Unglücks eine Frage wählt, woran er so wenig glaubt, daß während der Vorstellung selbst wir uns sagen möchten, er müsse nothwendig als nichtig dasjenige verlacht haben, wodurch alles Vorgestellte in Bewegung gesetzt wird, und dem er so vielen Aufwand zollt. Wie wichtig diese Rücksicht in der Tragödie ist, davon liefert sogar Schiller ein Beispiel, weil er uns allemal in den Stellen stört, wo er Personen, denen er den Ausdruck des christlichen Glaubens geliehen, im Geist eines Glaubens an ein Fatum sprechen läßt, welches er selbst nur der alten Welt unterschiebt.

Wenn wir aber in so hohem Grade einen Glauben an das Unglück bringende Wesen, welches in der Tragödie waltet, in jedem tragischen Dichter als lebendes Gefühl wünschen müssen, wie wird es dann einem Tragiker ergehen, der, nach Voltaires Beispiele, des völligen Unglaubens, des zur Reife gekommenen Atheismus beschuldigt wird, in dessen Geist man nur Hohn und Spott finden will? — Es ist in der That merkwürdig, wie ungemein consequent sich Voltaire als Trauerspieldichter zeigt, wenn dieser Punct zur Sprache kömmt. Man muß dieses schöne Verdienst entweder aus einer bewundernswerthen Ueberlegenheit des Verstandes, oder aus einer gewissen Wahrheit im Innern herleiten, die den Spötter, der bis im hohen Alter heiter bleiben konnte, vielleicht nie ganz verlassen hat.

Einem Atheisten, wie Voltaire gewesen seyn soll, muß der Zufall, soweit die menschliche Vernunft ihn entweder nicht beherrscht oder abwendet, alles in Bewegung setzen, muß ihm gleichsam der Anker aller Dinge seyn; dieser Zufall, aber natürlich, denkbar und nicht fratzenhaft aufgefaßt, ist es, was bei Voltaire vornehmlich die Tragödie bildet. Ihm zur Seite stehet das Misverständniß, der Mangel an innerm Glauben. Sein Tancred, seine Zaire, sein Mahomet; sie alle beruhen auf Wirkungen jener Einflüsse.

Man darf den Tancred bitter tadeln, daß ein so undramatisches Motiv, wie der Irrthum mit einem Briefe, ein solch eigensinniger Zufall das Glück der Liebe, ja des ganzen Lebens stören kann. Aber der Tadel wird immer nur halb begründet seyn. Zu allen Zeiten ist im Einzelnen, ist hin und wieder in dieser oder in jener Gesinnung der Zufall als tragischer Gegenstand angesehen worden. Man denke nur zurück an die in der alten Welt schon gebrauchte Verwechselung des schwarzen und weißen Segels, durch welche ein mächtiges Zeichen zu geben, die Absicht war, etwas, das sich sogar in die epische Poesie des Mittelalters fortgepflanzt hat. Dergleichen Verwechselung ist doch zehn Mal möglicher wie alle Fictionen in der Schuld und Ahnfrau. Und wenn sie eintritt, wie herzzerreißend wird das auf ein jedes Gemüth wirken! Es darf also, sobald man das Herzzerreißende tragisch nennen will, dergleichen wohl für tragisch gelten. Nur paare dies nie der Dichter noch mit den die menschlichen Seelen von einander entfernenden Misverständnissen, so hat er wenigstens dramatischen Verstand an den Tag gelegt. Und das muß man von Voltaire im Tancred, in der Zaire und in mehreren andern Tragödien rühmen. Wäre Tancreds Glaube ein wenig stärker gewesen, dann hätte die Irrung, welche mit dem Briefe vorfiel, ihn nicht täuschen dürfen. Aber daß die beiden Liebenden sich nur halb verstehen, daß sie nur halb an einander glauben können, weil sie so lange getrennt waren, das ist ungemein richtig mit dem Zufall, der wirklich einem Vertauschen der Seegel gleicht, zusammengestellt. Freunden der Wahrheit muß es lieb seyn, gerade hierin Voltaires eignes Gemüth wieder zu finden. Er sah das Leben und sah die Welt aus ähnlichem Gesichtspunct an. Was dagegen sich sagen läßt, ist eine Sache für sich. Aber der geistvolle Mann verdient darin Lob, daß er nun nicht faktice war, auch nicht heuchelte, daß er nicht Maschinen und Hebel brauchte, an welche er nicht glaubte, oder an welche zu glauben er sich hätte zwingen und stacheln müssen. Daher hinterlassen Tancred, Zaire, Alzire und andere Werke doch im Ganzen einen wohlthuenden Eindruck, und ein schöpferischer Geist, eine echte Dichternatur dürfte wohl fähig seyn, erschütternde Dramen aus jenen oder aus verwandten Stoffen zu bilden.

Gegenseitiges Misverständniß unter den Menschen ist in neurer Zeit eine sehr bedeutende tragische Triebfeder geworden; wahrhafte Dichter haben sie benutzt, und Shakspeare, fern sie zu verschmähen, hat ihr einen großen Raum im König Lear eingeräumt. Aber auch den Zufall hat er als tragisches Hülfsmittel hin und wieder in seinem Stücke aufgenommen. Man denke nur an Romeo und Julie, wo der Dichter ungemein weise diesen Zufall in Verbindung stellt mit einem Gefühl, welches er dem Zuschauer einzuflößen weiß, daß Menschen, wie Romeo und Julie, nothwendig, wenn auch nicht unglücklich, doch mit einem frühen Tode auf Erden enden müssen, und daß sie leichter wie andere Erdenkinder dem Zufall erliegen werden.

31.

---

## M i s c e l l e n.

Die vielen Freunde der freisinnigen Schriftsteller Jouy und Jay vereinigten sich, als diese aus dem Gefängnisse St. Pelagie entlassen wurden, zu einem großen ihnen zu Ehren gegebenen Gastmahle, und die Akademie, von welcher Jouy ein Mitglied ist, sandte an diesen eine Deputation, ihm ihre Theilnahme zu bezeigen. Die „Einsiedler im Gefängnisse" (les Hermites en prison) sind die Frucht dieser Gefangenschaft und geben über St. Pelagie eine Menge anziehender Nachrichten.

Die Souvenirs de la Sicile, vom Grafen von Forbin, Director des königlichen Museums, gewähren dem Alterthumsforscher eine anziehende Ausbeute. Er vergleicht fortwährend das Alterthum mit dem jetzigen Zustande. Der Graf ist zugleich trefflicher Maler. Er hat jetzt ein Gemälde auf der Staffelei, das die Ankunft der französischen Armee in den Ruinen von Theben bei Sonnenaufgang darstellt und ein Meisterstück zu werden verspricht.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 195.

23. August 1823.

**Gedichte von L. Tieck. Drei Theile. Dresden. Hilscher.**

Gottlob! die Scheu vor Gedichtsammlungen ist überwunden. Tieck erweckt die alte Liebe für sie. Lange saß der hohe Meistersänger in einer Grotte einsam im Nachdenken versunken. Plötzlich tritt er hervor, wie die Sonne aus Wolken, und hundert Quellen rieseln, springen, tanzen, rauschen in geheimnißvollen Weisen aus dem Heiligthum hervor; viele grüßen uns als gute Bekannte und alte Freunde, aber sie bringen uns auch neue Freundinnen und Schwestern, wahrhaft göttlichen Ursprungs. Eins ist, sie erblicken und lieben. Wie sie selbst eben hervortreten aus unbekannter Heimath, so löst auch in unserm Herzen sich ein Strom lang zurückgehaltener Gefühle. Die alte Macht der Lieder dringt siegend auf uns ein, und unser Wesen begeistert, überläßt sich freudig und ohne Rückhalt dem süßen Rausche.

Hier ist nicht Zeit, noch Ort, noch Absicht zu loben und anzupreisen, zu sagen: kommt und hört und prüft. Nein! es ertönt die ewige Dichterharfe, von heiligem Hauche bewegt. Wir vernehmen's und lauschen den Tönen, ganz hingegeben, nur bedacht sie zu hören, sie in uns aufzunehmen.

Zum ersten Mal gibt uns der Dichter (nicht ohne Wehmuth wende ich den großen Namen auf ihn an, nachdem ich ihn so vielfach bei andern — vielleicht — verbraucht habe) gesammelt seine in vielen Werken zerstreuten lyrischen Gedichte, aber auch zum ersten Mal theilt er uns von seinen noch unbekannten Schätzen mit, und wir erkennen staunend, welchen Nibelungenhort er noch bewahrt.

Wenn die ersten beiden Bände größtentheils Gekanntes und Geliebtes enthalten, so ist der dritte desto reicher an Neuem für den Leser, für den Dichter nicht; denn verschwenderischer, als Horaz will, ging er mit der Reifezeit für sie um, ungroßmüthig nur für uns, die so lange diese Entbehrung litten. Aber, wie die Jahre den edeln Rheinwein feuriger machen, so, wahrlich, kann man von diesen Gedichten sagen, daß sie ein Leben, eine Frische, eine Glut, eine Begeisterung in sich tragen und ausströmen, die auf die müden und matten Leser wirkt wie Thau, der ein dürres Gefilde liebend in ein fruchtbares, freudeathmendes verwandelt.

Nicht vom Inhalt der ersten zwei Bände will ich sprechen, sie sind gekannt; und auch von dem des dritten will ich nur sagen, daß man nächst viel Herrlichem, auch die Reise-Gedichte, von der römischen Reise des Dichters 1805—6, darin findet. Jenes Land der Wunder tritt uns darin so nahergreifend allmählig entgegen, daß es uns mit in seine Verzauberungen hinreißt. Wir fragen nicht, ist es seine Herrlichkeit, ist es der Dichter, wir sind von kühnen Schwingen erhoben und getragen. Nur im tiefsten Herzen fühlen wir eine Bewegung, und erkennen, daß wir den Dichter lieben und bewundern.

Im Vorwort bedauert er, daß ihn neue Krankheit in der Absicht gehindert habe, diese Lieder, welche der kranke Verfasser damals auf der Reise schnell in seinem Tagebuche aufzeichnete, kunstgemäß überzuarbeiten, und der Form in Reim und Strophe ihr Recht zu geben. Ich muß bekennen, daß ich, wenn auch ob der Krankheit des edeln Sängers betrübt, mich doch dieser Wirkung erfreue. Diese Ergüsse des Augenblicks haben dadurch die Frische der Empfindung, das volle Leben der Gegenwart behalten; und dieses ist es größtentheils, was so mächtig ergreift. Immer würden wir diese herrlichen Dichtungen bewundert haben, aber mehr als die vollendete Form spricht reine Persönlichkeit und das plötzliche Erwachen der Gefühle zu unseren Herzen, und reißt uns zu Gegengefühlen hin.

Für die, welche Italien durchwandert sind, ist hier ein schwelgerischer Genuß bereitet. Freude, Lust und Glück, alles Entzücken, was wir dort erlebten; noch einmal zieht alles Süße durch Herz und Seele, und es ist gleichsam die Vergötterung unsrer eignen Gefühle, die wir erleben.

Kein Blatt reiße ich aus diesem Kranz. Dieses Wort möge das Oelblatt seyn, welches Jedem sage, daß die Wasser abliefen, und die Erde wieder in der Blüthe prange.

71.

## Scenen aus dem dramatischen Gedichte: Der letzte Stuart in Schottland.

(Beschluß aus Nr. 194.)

### Erste Scene des zweiten Acts.

(Waldhügel bei Achnacarry. Steinsitze umher. Aussicht auf die Gipfel des Hochgebirgs.)

Flora und Douglas sitzen bei einander; sie hat das Haupt auf seine Schulter gelegt. — Er steht auf.

Flora.
Und fort nun? Wirklich?

Douglas.
Muß, die Zeit ist um.
Sieh hin, der Morgen zieht mit rothen Fahnen
Schon über'm Gipfel des Ben-Nevish auf.

Flora.
Willst fort? Und kannst auch fort?

Douglas.
O frage anders!
Wohl kann ich, was ich wollen muß. Das ist
Auch meiner Seele einzig Licht; daneben,
Ein schwarzer tiefer Schatten, liegt das Wie.
Ich muß, und Zaudern wird schon Hochverrath.
Leb wohl, mein Herz!

Flora.
Du nimmst vom Herzen Abschied?
Muß ich denn sagen: Lebewohl mein Leben?
O Douglas bleib!

Douglas.
Mich rufen Eid und Pflicht.

Flora.
Hart unbegreiflich Schicksal, das den Helden
Durch Eid und Pflicht dem eignen Vaterlande
Zum Feinde wirbt!

Douglas.
Du nennst mich Feind?

Flora.
Wie sonst?
Douglas und Schottland! — Das klingt so natürlich,
Wie Licht und Sonne unzertrennlich sind.
Doch, Douglas gegen Schottland? Kann es seyn?
Ists nicht ein böser Traum, der sinnverwirrend
Die Namen tückisch auseinander reißt?

Douglas.
Wo ist denn Douglas gegen Schottland? Muß ich,
Der Königreiche blutbeschriebne Chronik
Vor Deinem Blick entfaltend, erst noch zeigen,
Daß hier es heiße: Stuart gegen Schottland?
Doch was ist das für uns? Wir müssen scheiden.

Flora.
Wie fand das Wort doch nur den Weg ins Leben?
Die Schlang' ist nicht so giftig, Feuer tobt
Im Auge nicht so wild, als dieses Worts
Zweischneidig Schwert mir durch die Seele geht.
Ein Mann, ein blut'ger Krieger hats ersonnen,
Der, von dem bloßen Durst nach Ruhm schon trunken,
Erinnrung, Schwur und seines Mädchens Herz
Dem Götzen opfert und mit Hohn entflieht.

Douglas.
Flora!

Flora.
Meineidiger!

Douglas.
Zum letzten Gruß
In dieser Stunde dieses Wort?

Flora.
Dich treibt
Dem Sohne Deines Königs, Deinen Freunden,
Dem Oheim Deiner Flora blinder Kampf
In Wuth entgegen. Gierig sucht Dein Schwert
Des Vaterlandes Herz. Und wofür kämpfst Du,
Als für den Rock, den Du nicht tragen solltest?

Douglas.
Für meinen König, dem auch dieses Schottland
Gehuldigt hat, für Großbritanniens Frieden,
Für meinen Eid und meine Ueberzeugung.
Daß dieser Prinz dem Unglücksnamen Stuart,
Den seit Jahrhunderten der eigne Wahnsinn
Und des Geschlechtes böser Geist verfolgt,
Zur Raubthiersbeute unsern Frieden hinwirft;
Daß er in seine dunkle Elendskreise
Euch alle zieht — den Zorn kann mir's entflammen,
Das tapfre Herz mir in der Brust zerreißen,
Doch meinen Schritt auf grader Bahn nicht hemmen.
Ihr könnt nicht anders? Wohl, ich auch nicht.

Flora (an seinem Halse).
Douglas,
Vergib! — O Vaterland, kannst du es dulden,
Daß sich dein bester Sohn von dir entfernt?

Douglas.
Wie zwei verirrte Schiff' in öder See
Trotz Wellenschlag und Nebel sich bei Nacht
Mit Feuerblicken zu einander finden,
So fanden, trotz Parteiung, Haß und Mistraun,
Im Zwiespalt dieses unglücksel'gen Landes,
Sich unsre Herzen heimlich zu einander.
Die Schiffe trennt der Sturm. — Uns trennt er auch.
O dieser Krieg wird manches Glück zerschmettern!

Flora.
Und manches Herz wird brechen wie das meine!
Du scheidest! — Wär' ich nur die frühe Lerche,
Die über uns im Morgenhimmel jauchzt
Und nichts von Stuart, Schottland, England weiß!
Da flög' ich immer mit, hoch über Dir.
Du blicktest dann von Deinem Roß mit Lächeln
Empor und sagtest: Sängerin, dich kenn ich.
Und schwieg des Krieges Donner, hörtest Du
Mich über'm dampfenden Gewölk noch immer.
Wär ich der Falke des Gebirgs, dann säß ich
Dir auf der Hand, und stürzte Deinem Feinde
Mit mörderischen Schlägen ins Gesicht,
Und siegt' und stürbe mit Dir. — Oder wär' ich
Der leichte, freie Hauch der weiten Luft,
Dann kühlt' ich Deine Augen, Deine Stirn,
Und küßte Deinen Mund und Deine Wangen,
Und wäre immer bei Dir! Ach ich bin
Nur die verlaßne Flora!

Douglas.
Meine Flora,
Der innigste Gedanke meines Herzens,
Wenn's auch an Deinem nicht mehr schlägt.

Flora.

O weh!

Dort bringen sie Dein Pferd.

Douglas.

Bleib hier, daß nicht
Die rohen Knechte Deiner Thränen spotten.
Es darf ja Flora Macdonald nicht weinen
Um einen Krieger aus des Feindes Heer.
Wo bleibst Du?

Flora.

Nach Glengary kehr' ich heim.

Douglas.

Mir sagt des Hochlands Vorgesicht: Wir sehen
Uns dort zu trüber Stunde wieder.

Flora.

Niemals,
O niemals wieder!

Douglas.

Sie sind da. — Leb wohl!

Flora.

Leb wohl! O lebe! — Wie kann einer leben
Der in den Tod geht?

Douglas.

Herz, halt aus! Es muß!
(Er reißt sich los und eilt fort.)

Flora.

(Will nach, die Kraft versagt ihr, sie sinkt auf einen Stein.)
Douglas! Mein Douglas! — Böses Roß, wie höhnt
Dein Wiehern mich! — Douglas! — Da fliegt er hin! —
In Gram und Nacht verlassen — arme Flora!

Indem Flora sich entfernen will, kommt Jongallach,
geführt von Allan.

Allan.

Das Feuerkreuz soll weiter, und die Krieger
Sind alle mit dem Prinzen fort. Wärst Du
Nicht alt und blind, ich wäre mitgezogen,
Und hätt' auch meinen Theil an Sieg und Ruhm.
Sie sagen, Edinburg sey schon genommen.

Flora.

Was, Edinburg?

Allan.

Sie sagens.

Jongallach.

Mit wem sprichst Du?

Allan.

Das Fräulein von Glengary ist's. Laß mich,
Großvater, nur das Kreuz doch weiter bringen.
Es ist ja Noth. Darf ich denn gar nichts thun?

Jongallach.

Wo soll es hin?

Allan.

Von hier in's Thal von Rannoch.
Die Männer von Glenfallach und Loch Kathrin,
Die von Balruskin sind noch nicht geboten.
Sie sollen auf nach Stirlingschloß. O laßt mich!

Jongallach.

Und wer wird mich dann führen?

Allan.

Sieh, ich laufe
Nur über'n Berg, drei Stunden nur. Vielleicht
Treff ich schon einen unterwegs, der mir
Das Zeichen weiter trägt, und komme dann
Vor Abend schon zurück. O Fräulein, bittet
Für mich, daß er's geschehn läßt! Alles ist
Ja dran gelegen, daß sich alles waffne!

Flora.

Nimm meine Hand zur Leitung, grauer Barde,
Und laß den Knaben rennen.

Allan.

Dank Euch Fräulein.

Jongallach.

(Die Hand auf Allans Haupt.)
Wenn holde Jungfrau'n, halb erwachs'ne Knaben
Und blinde Greise selbst zu Kriegeshülfe
Sich freudig drängen, welche Riesenkämpfe
Singt dann das Vaterland von seinen Männern.
Wo ist das Kreuz?

Allan.

Es steht im großen Saal,
Die Jenny Cameron hat's hergebracht.

Jongallach.

Nimm's und zieh' hin damit für Schottlands Sache,
Für Stuarts Recht und unsrer Helden Sieg!

Allan.

Wie will ich laufen! Ging es nur recht weit!
Lebt wohl! (Ab.)

Jongallach.

Darf ich um Eure Hand nun bitten?

Flora.

Hülflose Blindheit! Kaum noch führte dich
Die Freude, und nun führt dich schon der Gram.
(Sie führt ihn weg.)

---

## Vorläufiger Bericht über die diesjährige Kunstausstellung in Dresden.

Dresden, den 6. August.

Vorgestern hat die hiesige Kunstausstellung wie gewöhnlich ihren Anfang genommen. Der gedruckte Katalog verkündigt 653 Nummern und 9 Buchstaben, mit welchen letztern Gegenstände der Sculptur und getriebenen Arbeit bezeichnet worden sind. Den äußern Reichthum kann also jeder Schaulustige im voraus erwarten. Aber auch für den innern ist durch einheimische und im Auslande lebende Künstler trefflich gesorgt worden. Besonders ist dies im Fache der Landschaft geschehen. Klengel, Schönberger, Dahl, Friedrich, Hammer u. Andere haben ihre Kunst strahlen lassen. Das Mehrste von den genannten spendeten Schönberger und Dahl. Auch die Historienmalerei ist nicht leer ausgegangen. Am meisten hat man sich der heiligen Geschichte gewidmet. Viel Madonnenbilder, geistreiche, wie hölzerne. Ein kleines Oelgemälde von dem genialen Näke in Rom, eine Mutter mit dem Knaben an der Brust, ganz nach Madonnenart, erscheint vorzüglich zart und seelenvoll. Unter den eingesendeten Portraits sind sehr brav gearbeitete anzutreffen.

In demjenigen Zimmer, das gewöhnlich den Gemälden der Professoren angewiesen wird, gibt es freilich noch bedeutende Lücken, und man sucht vergebens nach manchem Bilde, das der Katalog zwar nicht mit anzeigt, aber von dem man sonst erfahren hat, daß es erscheinen werde.

Ich will nicht leugnen, daß ich diese noch fehlenden Gemälde wohl auch lieber schon vorgefunden hätte; darum aber kann ich unmöglich die Vorwürfe billigen, die ich im Vorbeigehen den mit ihren Ausstellungen noch Rückständigen machen hörte. Sind denn die Künstler, und namentlich die Professoren an Kunstakademien gewöhnlich so über alles irdische Bedürfniß hinausgestellt, daß sie die jährliche Gemälde-Exposition immer so fest im Auge behalten können, um zum bestimmten Termine ihre Beiträge jederzeit einliefern zu können? Lassen sich nicht tausend Abhaltungen denken, die mit ihrer ganzen Existenz genau zusammenhängen? Wie oft sind nicht solche Männer ganz im Falle des Malers in Künstlers Erdenwallen von Göthe und müssen das Kunstwerk, an dem sie mit Liebe arbeiten, immer wieder bei Seite setzen, um eher widerwärtige bestellte Sachen dazwischen zu fertigen, aus deren Ertrag sie einen großen Theil ihres Lebensunterhalts zu bestreiten haben! Kann nicht auch von manchem und das gerade von dem edlern Künstler, die festgesetzte Frist zuweilen nur darum versäumt werden, weil er mit seinem zu rechter Zeit fertig gewesenen Bilde nicht zufrieden gewesen und daher der Wunsch einer Verbesserung in ihm entstanden ist, die am Ende doch wohl auch zum Vortheile der Schaulustigen gereicht? —

52.

## Die alten Hebräer.

Nach den Untersuchungen, die Regnier über dieses Volk angestellt hat, (de l'économie publique et rurale des Arabes et des Juifs, Genève, 1821) scheint es wahrscheinlicher, daß sie aus Afrika als aus Asien abstammen.(?) Ihre Regierungsform war stets theokratisch. Das Priesterthum übte darauf den größtmöglichsten Einfluß aus, und auf der andern Seite sorgte die Gesetzgebung dafür, nur immer die Priesterherrschaft zu befestigen. Immer unterlag das Volk drückenden Abgaben. Den Zehnten, das Recht der Erstgeburt versteuerte der Hebräer an den Priester, noch mehr mußte er dem König zahlen, und nur die große Betriebsamkeit des Volkes konnte diese Lasten, wie die von den Nachbarn oft aufgelegten Kriegssteuern ertragen. Ackerbau war seine vornehmste Erwerbsquelle. Nur unter Salomo blühte der Handel für einen Augenblick und bereicherte — den König. Auf den Ackerbau wirkten alle bürgerliche und religiöse Gesetze hin. So sehr sie ihn aber im Allgemeinen begünstigten, so sehr beeinträchtigten sie ihn in einzelnen Verhältnissen. Zu diesen gehörte das Sabbathjahr, wo ein ganzes Jahr lang alle Felder wüste liegen mußten. (Wo die Brache noch allgemein ist, bleibt da das Feld bei uns nicht noch auch öfterer und also mehr Feld unbebaut?) Ferner die Verpflichtung aller Hebräer, jährlich dreimal zum wenigsten nach Jerusalem zu wandern und den Festen beizuwohnen; dann das Verbot, Früchte von verschiedener Art auf ein Feld zu säen. Das Gesetz begünstigte die Baumzucht. Selbst im feindlichen Lande verbot es dieselben umzuhauen. Seit dem es in Palästina nicht mehr gültig ist, ist das Land zu der unfruchtbaren Wüste geworden, die sich jetzt vorfindet. Worin ist, könnte man fragen, das halsstarrige Festhalten dieses Volkes an seinem Gesetze und dadurch seine Existenz selbst begründet worden? Sind diese Gesetze so vortrefflich? Sie waren es zum Theil für die Zeit und den Ort, wo sie gegeben wurden. Aber das, was in ihnen wahrhaft gut war, trug dazu weniger bei, als das Thörigte darin, was aber jedes Weiterschreiten des Geistes unterdrückte.

## Kleinigkeiten.

In Genua ist jetzt ein Codice diplomatico Colombo-Americano in 4. unter der Presse. Er wird Columbus Bildniß zur Zierde haben, das nach der in Genua vorhandenen Büste gestochen ist, und alle zwischen ihm und Spanien geschlossene Tractaten, seine Berichte, seinen Proceß, zwei Briefe an eine ihm verwandte genuesische Familie, u. s. f. in spanischer Sprache nach den Originalen abgedruckt, mit italienischer Uebersetzung an der Seite enthalten.

Im Saale des Kingstheaters zu London wagte die Schauspielerin Miß Macauley einen dort nicht gewöhnlichen Versuch. Sie las eine von ihr geschriebene Charakteristik der Maria Stuart von ihrer Jugend bis zu dem Augenblicke vor, wo sie von dem Schlachtfelde nach England floh. Die Zahl der Zuhörer war groß und der Beifall allgemein.

Der Bau des brittischen Museums, insofern es die königliche Bibliothek aufnehmen soll, ist auf 40,000 Pfund angeschlagen.

In der Nähe von Corneto (im Kirchenstaate) hat man ein altes Grabmal mit menschlichen Gebeinen, zwei Schilden, zwei Lanzen, einem Schwerte entdeckt. Die Schilde haben viel ausgearbeitete Verzierungen und sind von Bronze. Eine Menge kupferner Gefäße und von Terra cotta standen herum. Man vermuthet, daß es aus den Zeiten der Tarquinier herrühre und also gegen 2500 Jahr alt sey.

Ein neues englisches Werk: Reliquiae Diluvianae, in 4. schildert die Ueberbleibsel der Vor- und Urwelt in England und besonders die merkwürdige Höhle zu Kirkdale in Yorkshire. Sie enthält nicht weniger als die Ueberreste von 23 Thierarten, unter denen sich der Elephant, das Flußpferd, das Pferd, der Tiger, der Bär, der Ochse, das Rhinoceros zeigt, vornämlich aber eine ungeheuere Menge, 2—300, Hyänen befinden. Die Höhle ist also ein großes Beinhaus der antidiluvianischen Welt. Das ganze Werk ist ein treffliches Seitenstück zu Cuviers Untersuchungen über denselben Gegenstand.

Von Popes Lockenraub ist in Livorno eine italienische treffliche Uebersetzung erschienen, Uzielli ist der Verfasser. Wie treu und dies besonders, gewandt er arbeitete — nur zwei Proben davon.

1. If to her share some female errors fall;
Look on her face and you'll forget them all.
Volgi, volgi lo sguardo a' vezzi suoi,
Ed a difetti ed error pensa se puoi!

2. Sudden he viewd, in spite of all her art
An earthly lover lurking at her heart;
Amaz'd, confus'd, he found his power expir'd,
Resign'd to fate, and with a sigh retir'd.
Il silvo, ente immortal, sagace vede,
Ch'entro quel cor terrestre amante ha regno;
Freme a tal vista è'l suo poter cessato,
Sospirando s'invola e cede al suo fato.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 21. Jun. las Magendie, der berühmte Physiolog, eine Beobachtung von einem Manne vor, der mit allen Zufällen einer sich entwickelnden Lähmung kämpfte, aber in der Art, daß er sich nie vorwärts, sondern nur rückwärts bewegen konnte. (Wenn M. nicht der wäre, der er ist, könnte man darin eine bittere Ironie finden!)

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 196.

25. August 1823.

## Aus dem Leben der verstorbenen Herzogin von Kurland.

Binnen Kurzem wird bei dem Herausgeber dieser Blätter eine höchst anziehende Lebensbeschreibung der verstorbenen Herzogin von Kurland, von Tiedge verfaßt, erscheinen, worauf derselbe das Publicum vorläufig durch einige Auszüge aufmerksam machen will. Er wählt dazu zuerst die Geschichte ihrer Vermählung im J. 1779.

---

Im Herbste 1778 hatte der Herzog, dem Wunsche seiner Mutter gemäß, sich endlich entschlossen, die Trennung von seiner zweiten Gemahlin, Eudoxia, die in Petersburg lebte, vor dem mitauischen Consistorium in eine vollkommne Scheidung verwandeln zu lassen. Es war freilich vorauszusehen, daß dieser Schritt des Herzogs in Petersburg bei den Gesetzen des griechischen Cultus, dem Eudoxia zugethan war, Anstoß finden würde; daher denn auch dort die Anerkennung dieser Scheidung, so lange Eudoxia lebte, zurückgehalten wurde. Indessen die Scheidung in Mitau erfolgte, und der Herzog ließ im Stillen nach einer Prinzessin suchen, welche fähig sey, die Hoffnung des Landes zu erfüllen, und die Wünsche seiner Mutter, so wie die seinen, zu befriedigen. Die Bemühungen lieferten keinen entsprechenden Erfolg. Die Angelegenheit ruhte; der Geburtstag der Herzogin Mutter, der 15. October 1779, nahte sich; er sollte mit einer Opernfeierlichkeit begangen werden. Es konnte nicht fehlen, daß bei der Vertheilung der Rollen in dem aufzuführenden Singspiel des Herzogs erster Gedanke auf Dorothea von Medem fiel. Durch den Bruder derselben, Graf Karl von Medem, der damals am Gymnasium zu Mitau studirte, sandte er einen Brief an die Mutter, der die Einladung der Medemschen Familie zum Geburtsfeste seiner Mutter und zugleich die Anfrage enthielt: ob die liebenswürdige Dorothea wohl nicht abgeneigt seyn würde, eine Rolle in der, an diesem Feste aufzuführenden Oper zu übernehmen? Der Brief drückte übrigens die hochachtungsvollsten Gesinnungen des Herzogs für die Eltern aus, wobei zugleich Worte für die Tochter einflossen, die etwas mehr, als den gewohnten Beifall andeuteten. Dann sprach noch eine Stelle des Briefes in verhüllten und unbestimmten Wendungen von gewissen wichtigen Angelegenheiten, die er mit den Eltern der liebenswürdigen Dorothea zu berathen, und von vielleicht nicht unannehmlichen Vorschlägen, die er ihnen zu machen hätte. Die Mutter schloß daraus sogleich auf einen Heirathsantrag, und eröffnete dem Gatten ihre Vermuthung. Beide theilten gemeinschaftlich den Inhalt des herzoglichen Briefes der Tochter mit, und diese erklärte unbetroffen und unumwunden, daß sie in dem Antrag einen hohen Beruf fände und übrigens kein Bedenken trüge, die Gemahlin ihres Landesfürsten zu werden. Sie überließe indessen die Entscheidung der Weisheit ihrer geliebten Eltern, wünschte aber doch, daß ihre Schwester Elisa mit in die Berathungen gezogen würde. Dies geschah; die umsichtige Elisa freute sich zwar des hohen Berufs, der ihrer geliebten Dorothea geworden seyn sollte, fand jedoch besonders darin, daß die Ehe des Herzogs mit der russischen Eudoxia, nach den Ansichten in Petersburg, nicht als vollständig aufgelöst anzusehen sey, einige Rücksicht fodernde Bedenklichkeiten, welche der Vater aufnahm, die Mutter aber bestritt. Uebrigens aber wurde beschlossen, daß die Uebernehmung einer Rolle in der aufzuführenden Oper für die in so zweifelhaften und unbestimmten Verhältnissen jetzt befangene Dorothea wohl abzulehnen sey. Die Opernfeierlichkeit kam nicht zu Stande. Doch begab sich die Familie Medem zum Feste der Herzogin Mutter nach Mitau, und den Tag nach ihrer Ankunft daselbst zu einer besondern Vorstellung nach Hofe, um der würdigen Fürstin ihre glückwünschende Ehrerbietung darzubringen. Der Herzog war gegenwärtig, und es fehlte ihm hier nicht an Gelegenheit, eine Erklärung seines geheimnißvollen Briefes zu geben; er gab keine. Der 15. October erschien; ein großer Ball, den Tag zu verherrlichen, war angeordnet worden. Elisa von der Recke hatte, trotz ihren Jugendansprüchen, seit der Trennung von ihrem Gatten allen Hoffesten entsagt, doch ihrer Schwester zu Liebe, welche sie darum gebeten, verließ sie diesmal, während seiner ganzen Dauer, den Ball nicht, um ihrer Dorothea, die ein betroffenes Herz umhertrug, zur Seite zu stehen, im Fall daß der Herzog vielleicht Gelegenheit nähme, sich ihr zu nahen. Der Herzog beob-

achtete ein gleichmäßig vertheiltes Betragen in der ganzen, großen Gesellschaft, und that nichts, woraus sich auf eine besondere Aufmerksamkeit für Dorothea von Medem hätte schließen lassen. Nur setzte er sich im Verlauf des Balles einmal zwischen die beiden Schwestern. Das Gespräch lief über gleichgültige Gegenstände hin, dann eröffnete er ihnen, daß er vorhabe, den 19ten zur Nachfeier des Festes seiner Mutter, einen großen Maskenball in seinem Lustschlosse Schwedhof zu veranstalten, und bat zur Verherrlichung des Festes um die Theilnahme der beiden Schwestern. Damit endete die Unterhaltung; also wiederum keine Erklärung. Beim Zurückfahren von dem Balle war zwischen Eltern und Töchtern natürlich von des Herzogs Betragen die Rede, und die Mutter selbst befremdete das von ihm beobachtete Stillschweigen über den an sie geschriebenen Brief nicht wenig. Die Zweifel, welche der bedenklichen Elisa gleich anfangs sich darstellten, schienen wohl mehr und mehr sich zu rechtfertigen. Indessen stand ja noch der verheißene Maskenball in Schwedhof bevor; dort konnte sich vieles entwickeln. Die Einladung dazu an die Familie Medem erfolgte den 17. October. Dieser Einladung, so wie derjenigen, die an die Familie des Landmarschalls von Medem ergangen, ward die Auszeichnung beigefügt, daß es beiden Familien gefallen möchte, nach geendetem Feste ein Nachtlager in Schwedhof anzunehmen. Der Zwischentag war ein Tag der gespannten Erwartung. Man verlor sich in Vermuthungen und erschöpfte sich in Errathen des Räthselbriefes.

Der Tag des Festes erschien; das prachtvoll erleuchtete Schloßgebäude glänzte den kommenden Gästen entgegen, und eine Verschwendung fürstlicher Herrlichkeit ergoß sich durch die weiten Säle, in denen ein buntes, unter sich wetteiferndes Maskengewühl auf- und abwogte. Im hellsten Lichtschmuck strahlte der Garten, dessen Verherrlichung ein reiches Feuerwerk vollendete. Viele bemerkten, daß mit so glänzender Pracht das Fest der Fürstin Mutter noch nie gefeiert worden sey.

Die Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir den Faden der Erzählung hier fallen, und ihn durch einen Brief fortführen lassen, den Elisa von der Recke an Sophie Becker geschrieben. Es spricht in diesem Briefe nicht nur eine unverwerfliche Augenzeugin, sondern eine mithandelnde Theilnehmerin an allem, was an jenem Feste und dann weiter sich begab.

Mitau, den 18. November 1779.

„Ich habe Dir lange geschwiegen, meine Theure, ja nicht einmal geantwortet habe ich auf Deine verschiedenen herzvollen Briefe. Nicht Krankheit war die Nothwendigkeit, die mich zum Schweigen verurtheilte; aber es gibt Zustände, die noch gebietender als Krankheiten sind. Vieles von dem, was ich Dir mitzutheilen habe, wird nun schon durch den geschäftigen Ruf zu Dir gelangt seyn. Theure! mein Herz ist noch so voll; ich weiß nicht, wo ich zu erzählen anfangen soll. So vernimm denn, wie sich das alles begab, was meine überfließende Seele mit den seligsten Empfindungen erfüllt. Den 12. vorigen Monats kamen wir zur Stadt und wohnten einem Balle bei, den der Herzog zur Geburtsfeier seiner Mutter veranstaltet hatte. Wir waren dazu vom Herzoge selbst eingeladen worden, und zwar durch einen, an unsre Mutter gerichteten, räthselhaften Brief, der, halb verhüllend, halb verrathend, Absichten des Herzogs auf meine Schwester andeutete. Dem Herzoge gefiel es nicht, uns auf dem Balle, wo es an Gelegenheit dazu nicht fehlte, die Räthselworte seines Briefes zu lösen. Vier Tage nachher, den 19ten, hatte er, ebenfalls seiner Mutter zu Ehren, wiederum einen großen Maskenball angeordnet. Wir waren eingeladen und fanden uns ein. Meiner Schwester zu Liebe, die mich an ihrer Seite zu haben wünschte, zog ich mich nicht zurück, so wie ich auch bei dem Balle am 15. nicht von ihrer Seite gewichen war. Der Tanz ging zu Ende. Der Brief blieb ein Räthsel. Mein Oheim, seine Familie und wir nahmen, auf Verlangen des Herzogs, der, wie er sagte, dem Oheim, wegen seiner Corpulenz, und unsrer Mutter, wegen ihrer Brustbeschwerden, keine Nachtfahrt zumuthen wollte, ein Nachtlager in Schwedhof an. Wir fanden die Zimmer, welche für uns bereitet waren, verschwenderisch erleuchtet und die Tische mit mancherlei Erfrischungen besetzt. Der Herzog folgte uns auf dem Fuße nach, erschöpfte sich in verbindlichen Aeußerungen und sprach auch viel mit unsern Eltern; aber der Brief blieb ein Räthsel. Endlich nahm er uns das Versprechen ab, den folgenden Tag die Fürstin Mutter zu besuchen. Nach 11 Uhr Morgens am andern Tage begaben wir uns insgesammt zu der alten Fürstin. Man lud uns zur Tafel. Um 1 Uhr wurde gespeist. Der Herzog beschäftigte sich weder mehr noch weniger mit meiner Schwester und mir als mit allen Uebrigen. Der Brief blieb ein Räthsel. Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang gemacht zu der Orangerie. Die Alten blieben zurück. Meine Schwester und mich begleitete der Herzog, die übrigen der Hofmarschall. In dem Gewächshause nun führte dieser seine Gesellschaft abwärts, so daß wir beide mit dem Herzoge uns allein fanden. Während des Ganges drückte unser Führer die Hand meiner Schwester oft an sein Herz; die Arme ward sichtbar immer beklommener. Ich bat unsern Führer, uns mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen zu bringen. Er blieb stehen und sah meine Schwester mit einem Blick an, der freilich ausdrucksvoller als seine verbindlichsten Aeußerungen war; dann richtete er an sie Worte der Zärtlichkeit, welche die betroffene Seele mit niedergeschlagenen Augen und erröthender, jungfräulicher Zartheit erwiederte. Der Herzog versicherte unter andern, daß seine Leidenschaft für sie mit ihr aufgewachsen sey, so daß seine Tage ohne die holde Begleiterin, deren Hand er jetzt an sein Herz drücke, nicht mehr glücklich seyn könnten. Ich nahm das Wort und sagte: Ihnen, mein Fürst, wird das beredte Schweigen meiner guten Schwester nicht unverständlich seyn, ich kenne ihre Gesinnungen und bin ge-

wiß, daß sie, wären Sie ein Privatmann, Ihnen vor allen Bewerbern die Hand geben würde. — Ist das wahr, fragte der Herzog meine Dorothea, und wahrlich ein Blick des Entzückens begleitete die Frage. Ein leises Ja zitterte über Dorotheens Lippen; dann aber machte der Herzog auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich einer Vermählung mit meiner Schwester entgegen setzen würden, auf die beiden noch lebenden Gemahlinnen, besonders auf die russische Eudoxia hindeutend; hierauf erwiderte ich: Verzeihung meiner Freimüthigkeit! Wenn Ew. Durchl. von der Unüberwindlichkeit dieser Schwierigkeiten überzeugt sind, so hätte von ihrer Leidenschaft für meine Schwester gar keine Rede seyn sollen. Der Herzog fühlte den Ernst dieser Worte und meinte, daß den widerstrebenden Umständen doch vielleicht wohl eine günstige Seite für die Sache seines Herzens abzugewinnen seyn dürfte, wenn mit einer gewissen Klugheit und Vorsicht dabei zu Werke gegangen würde. Dann ersuchte er mich, ihm in meiner einsamen Wohnung mit meinen Eltern, meiner Schwester und mir eine geheime, abendliche Zusammenkunft zu gestatten. Ich gestand ihm solche zu, und der nächstfolgende Abend wurde zu der Zusammenkunft festgesetzt. Der Herzog küßte freudig meiner Schwester die Hand, und wir kehrten mit noch schwererem Herzen, als wir gekommen waren, zu der Herzogin zurück. Auf dem Heimwege von Schwedhof erzählte ich im Wagen den Eltern unsre ganze Unterhaltung mit dem Herzog. Diese waren sehr zufrieden mit mir. Den Abend des folgenden Tages besuchten mich zeitig die Eltern; zur bestimmten Stunde erschien auch der Herzog, vertheilte kostbare Geschenke und trat dann bald mit der Angelegenheit hervor, welche die Veranlassung seines Besuches war. Mein Vater äußerte, unter Voraussetzung der Zustimmung der Herzogin Mutter, seine unbedingte Einwilligung in den seiner Tochter gemachten ehrenvollen Antrag. Hierauf zog der Herzog die Schwierigkeiten hervor, die sich besonders von Seiten der Fürstin Eudoxia seinen Wünschen entgegensetzten, indem seine Scheidung von dieser in Petersburg nicht anerkannt sey. Er that daher den Vorschlag zu einer geheimen Heirath. Ich erschrack, mein Vater ward bedenklich, aber freudig nahm die Mutter den Vorschlag an. Als der Herzog uns verlassen hatte, wurde unter uns noch vieles, besonders was die geheime Heirath betraf, besprochen, erwogen und endlich beschlossen: die Angelegenheit fürs erste fest unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren und nur den Hofrath Schwander, diesen erfahrnen, einflußreichen Rechtsgelehrten, unsern vertrautesten Hausfreund, in das Geheimniß zu ziehen, um seinen Rath zu benutzen. Sogleich den folgenden Tag, den 22sten, wurde die Sache dem ehrwürdigen Schwander vorgetragen. Dieser fand die Bedenklichkeit des Herzogs gegründet, billigte daher die Geheimhaltung der Verhandlungen, versagte aber einer heimlichen Heirath seinen Beifall. Den 24sten früh erhielt ich von dem Herzog einen Brief, der meine Eltern, meine Schwester und mich gegen 5 Uhr Abends hinbeschied zu der Herzogin Mutter. Wir stellten uns ein und fanden den Herzog. Die ehrwürdige Herzogin, die Mitwisserin des Geheimnisses war, gab ihre höchste Freude über die Verbindung ihres Sohnes mit meiner Schwester zu erkennen, hieß sie, nebst dem Herzog, vor sich niederknieen, gab beiden ihren Muttersegen, und sie waren verlobt. Doch war jetzt noch immer die Rede von einer geheimen Heirath. Als der Herzog nach dieser stillen Verlobungsfeierlichkeit meine Schwester und mich in das Nebenzimmer führete, um seine Braut zu beschenken, nahm ich Gelegenheit, dem Herzog, nach Schwander's Anweisung, von der Unbequemlichkeit einer heimlichen Ehe Vorstellungen zu machen; ich zeigte ihm, mit meines Freundes Beredtsamkeit und Weisheit ausgerüstet, wie ruhestörend ein solches Verhältniß beiden Theilen einst werden könne, und daß nur durch eine gewisse Oeffentlichkeit die Ehe zur Ehe werde. Ich setzte hinzu: der Freund unsers Hauses, der hocherfahrne Hofrath Schwander, sey eben derselben Meinung; doch würde er vielleicht Wege vorzuschlagen wissen, auf denen diese wichtige Angelegenheit anständig und mit Sicherheit durchzuführen sey. Der Herzog verlangte den Hofrath Schwander bei mir zu sprechen. Dies geschah den 27. October. Schwander zeigte dem Herzog die angreifbaren Seiten, die eine heimliche Heirath feindlichen Gesinnungen darböte; dieser überzeugte sich, und es ward beschlossen, um nichts aufzuregen, was störend seyn könnte, die Vorbereitungen zu der Vermählung durchaus geheim zu veranstalten; die Vermählung selbst aber so überraschend, als möglich, mit der vollen, fürstlich feierlichen Oeffentlichkeit erfolgen zu lassen. Schwander übernahm nicht nur, die zweckdienlichsten Vorkehrungen zu treffen, sondern auch die übelwollenden Gesinnungen, welche sich von Seiten des Landschaftssecretairs Howen etwa fürchten ließen, zu entkräften und zu beseitigen. Dieser wurde durch eine vortheilhafte Domaine und tausend Ducaten für das Geheimniß gewonnen. Der 6. November ward zum Tage der Vermählung festgesetzt. Der Plan gelang vollkommen. Frühmorgens an diesem Tage ergingen Einladungen an die Verwandten und an die sämmtlichen Landesbehörden für den Abend zum Concert und Abendessen. Dem Superintendenten wurde erst kurz vor dem Einsteigen in den Wagen mitgetheilt, daß er sich zu einer Trauung bei Hofe gefaßt halten möge. Von unserm trefflichen Schwander erhielt ich einen Zettel, dem ein versiegelter Brief von ihm an meine Schwester beigefügt war, den ich ihr kurz vor der Vermählung übergeben sollte. Als sie im vollen Fürstenschmuck da stand, übergab ich ihr den Brief; sie las, und ein Thräne fiel auf das Blatt. Ihre Antwort erfolgte auf der Stelle. Wahrlich! es schien, als ob die innerste Tugendbegeisterung den Brautschmuck der schönen Gestalt zur Verklärung erhöbe. Nach 5 Uhr hatte sich die Gesellschaft in dem Courzimmer versammelt. Der Herzog mit der Herzogin Mutter trat herein und verkündete in einer kurzen Rede der Versammlung seine zu vollziehende Vermählung mit einer liebenswürdigen Tochter des Landes. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren, und meine Schwester, von Eltern und Geschwistern umgeben,

erschien und nahte sich dem Herzog. Dieser stellte sie nun der Versammlung als seine künftige Gemahlin vor, faßte ihre Hand und führte sie, nebst seiner Mutter, in den Audienzsaal. Die Versammlung folgte; dort stellte der Herzog mit seiner Braut sich unter den Thronhimmel, und die Trauung ward vollzogen. Du wirst Dir, ohne meine Hülfe die Gewalt des Erstaunens vorstellen, welches die Versammlung überfiel; aber wie stand unsre Dorothea da! Aus dem irdischen Fürstenschmuck leuchtete ein himmlischer Engel hervor. — Nach der Trauung drängten sich zu der jungen Herzogin die Glückwünsche, und die holde Hochgefeierte empfing diese Huldigungen mit der Milde des reinsten Wohlwollens und mit einem Anstande, in welchem sich jungfräuliche Anmuth und fürstliche Würde vereinten. Gewiß waren in diesem Augenblick alle Glückwünschende von einer und derselben Empfindung, von dem Gefühl der Zuneigung durchdrungen, und selbst Howen war in diesem Augenblick von der allgemeinen Stimmung ergriffen. So überwältigend, man möchte sagen, so heiligend sind Unschuld und Güte, besonders wenn sie im Fürstenpurpur erscheinen. Wie prächtig zu Abend gespeist wurde, davon sage ich Dir nichts, auch weiß ich davon fast nichts, ob ich gleich gegenwärtig war."

„Den nächsten Sonntag nach dem Vermählungsfeste hielt das fürstliche Paar einen feierlichen Kirchgang. Die Bürgergarden paradirten. In der Kirche ward das Te Deum gesungen, und der Kanonendonner verkündete solches der Stadt und der Gegend umher. Abends war große Versammlung bei Hofe. Die junge Fürstin erschien, ein Stern, zu dem hin alle Blicke sich wandten, angethan mit dem Liebreiz, mit der Holdseligkeit und Freundlichkeit, mit der sanften Grazie, die so bescheiden und darum so mächtig ist; die mehr und höher als die Fürstenkrone sie schmückte. Sie sprach unbefangen mit Allen, und Alle waren bezaubert."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Der Feldzug in den Westpyrenäen und Südfrankreich 18 13/14.

Ueber ihn hat so eben der Capitain Betty ein kleines Werk (185 S. in 4.) aber von vielem Gehalte, herausgegeben. Auch wer bloße Unterhaltung sucht, findet seine Rechnung darin. Wellingtons Charakteristik wird durch mehrere Mittheilungen erläutert. So erfahren wir von ihm, wie er alle Sonntage regelmäßig im Lager den Gottesdienst halten ließ und ihm, vom ganzen Generalstabe begleitet, selbst beiwohnte. Als dies das erstemal auf französischem Gebiete geschah, konnten sich die Bewohner von St. Luz darüber nicht genug wundern. Dagegen waren sie auch desto mehr empört, als sie sahen, daß die treffliche Mannszucht der englischen Armee blos von Stock und Peitsche bedingt war und ihnen die Officiere versicherten, ohne diese Mittel lasse sich nichts ausrichten. Der Uebergang über die Adour auf einer Schiffsbrücke, unter den Augen des Feindes, der eine Corvette in den Fluß hinauf geschickt hatte, verlangte nicht wenig Umsicht. Man gab sich erst alle Mühe, die Corvette durch glühende Kugeln in Brand zu schießen. Eine Menge von Bayonnes Bewohnern sah dem Schauspiele zu, das einem Barbier das Leben kostete. Eine Kanonenkugel nahm ihm den Kopf weg und schlug dann in das Schiff ein. Die Congrevschen Brandraketen vertrieben eine Menge feindlicher Boote und zischten durch die Fluthen wie feurige Schlangen. Bayonnes Blocade verursachte dem englischen Heere eine Menge Unannehmlichkeiten. Es mußte immer unter den Waffen die Nacht zubringen, weil man vor Ausfällen, vor Ueberfällen vom entgegenstehenden Feinde keinen Augenblick sicher war. Die Franzosen schossen aus der Citadelle auf bewundernswürdige Art. Man konnte keinen Posten in der Nähe aufstellen, und die geringste Unvorsichtigkeit kostete den Kopf. Ein Soldat von der deutschen Legion stand hinter einem Gebäude und war beordert, von Zeit zu Zeit um die Ecke herum zu schauen. Kaum that er es einigemal und er war getroffen. Ein anderer sah über die Brustwehr, hinter der er stand und eine Kanonenkugel riß ihn mitten von einander. Ein Tambour, der einen Sandhügel erstieg, sich umzusehen, kam mit dem Schrecken davon; die feindliche Kugel nahm nur den Boden zu seinen Füßen weg, und er stürzte kopfüber herab.

---

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 197.

26. August 1823.

Geist der Kochkunst von Joseph König, überarbeitet und herausgegeben von C. F. v. Rumohr. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1822. gr. 8.

Zu den erfreulichen Erscheinungen gehört es, wenn Geist und gründliches Wissen durch ein gesundes Urtheil und bemerkenden Weltverstand auf die Bearbeitung von Gegenständen des täglichen Lebens hingeleitet werden, für die die Wissenschaft sich zu vornehm hält, und deren allgemeine Beziehungen sich doch dem Handwerker, der in Einzelheiten wühlt, entziehen.

Die Resultate solcher Bestrebungen sind jenen Eroberungen in der eignen Heimath zu vergleichen, welche von menschenfreundlichen Philosophen so oft dem Ehrgeiz junger Regenten empfohlen werden. Sie bilden das Leben nach außen und nach innen aus, und bereiten höheren Richtungen einen festen Boden.

Ein Werk solcher Art hat Rec. unter obigem Titel anzuzeigen (und er rechnet es zu den günstigen Begegnissen eines oft undankbaren Berufes), ein Werk, das auf der breitesten Basis eines durchaus allgemeinen Bedürfnisses und eines überall gegebnen Naturstoffes eine edlere, geistige Richtung verfolgt. Für die ganze Menschheit ist es geschrieben, sein Publicum ist die ganze Zahl essender Vernunftwesen.

War doch vor Alters der Heerd die vorzugsweise heilige Stätte des Hauses! in seinem Rauche bräunten sich die Laren des Römers, in seine Asche setzte sich zuversichtlich der geächtete Mann, der Schutzbedürftige; am Heerde ward die heilige Gastfreundschaft der Griechen geschlossen, und der Mehrheit der Menschen ist er noch der ersehnte Mittelpunct des häuslichen Lebens und der Geselligkeit. Und doch ist er, der ehrwürdige Allernährer, der Trost der Müden und Hungrigen, bei der feinen Welt in solchen Verruf gerathen, daß es Vielen Schmach dünkt, in das Geheimniß seiner Gebräuche zu dringen. Es bedurfte hier das geistige Geschlecht (geisterhaft erscheint es mitunter) einer neuen Weihe des alten Heiligthums durch den „Geist der Kochkunst."

Geist der Kochkunst! Ein glückliches Wort für einen glücklichen Gedanken. Er spricht die Bestimmung des Buches genügend aus. Daß der Leser hier kein gewöhnliches Kochbuch zu erwarten hat, sagt ihm schon dieser Titel und der Name des Herausgebers, eines norddeutschen Edelmanns, der, wenn wir nicht irren, in Italien und Deutschland den Künstlern und Kunstfreunden durch mannichfaltige Förderung und Anregung bekannt und werth, hier nicht zum ersten Male als Schriftsteller auftritt.

Lag es gleich im Plane des Verfs., auch im Einzelnen sachkundige Anleitung zu geben, und fehlen also auch im praktischen Theile die Recepte nicht, an denen die Hausmutter mit Recht ein oft sorgfältig vererbtes, oder unter dem Siegel der Freundschaft mitgetheiltes Besitzthum schätzt, so beruht doch darauf nicht das Hauptverdienst des Buches. Es wird vielmehr darin vor Allem von den Grundsätzen einer gesunden, anmuthigen und hausgerechten Bereitung der Speisen gehandelt, von der Kunst, die nährenden und würzenden Eigenschaften jedes Eßbaren auf das Vollständigste zu entwickeln, und jedem seine eigenthümliche Art zu erhalten. Uns hat diese objective Art der Behandlung so neu als lobenswerth geschienen.

Aber wie trefflich unsres Erachtens die Aufgabe: in das Chaos dieser, durch die verwirrendste aller Traditionen und durch zahllose Kochbücher verunstalteten edeln Kunst, Licht und innern Zusammenhang zu bringen, gelöst ist, so spendet „der Geist" uns doch noch bessere Gaben.

Aus den leichtgekräuselten Rauchwolken des Küchenheerdes entwickeln sich vor unsern Augen geistigere Gebilde: die moralische Ordnung der Dinge wird unserm Blicke lehrreich vorübergeführt. Wirthschaftlichkeit und häusliche Ordnung, die Seele des echten Wohllebens, sind das leitende Princip des Ganzen; mit einer Heiterkeit und Gelassenheit, die mitunter für eine feinere Gattung der Ironie genommen werden möchte, wird von der geistigen Bildung des Kochenden nicht nur, es wird von der Erziehung des Menschen zum vernünftigen Essen, von den moralischen Zuständen, welche der Ernährung gedeihlich oder nachtheilig werden können, gehandelt; es wird Altes und Neues aus der Entwickelungsgeschichte des Menschen lehrreich zusammengestellt, oft in gediegener, doch anspruchloser Kürze die höchste Weisheit aus dem Schatz einer reichen Erfahrung mitgetheilt.

Wir dürfen behaupten, daß nicht nur der Koch durch den vorgehaltnen Spiegel sich vielfach belehrt, der Hausmeister und die Haushälterin sich wesentlich gefördert, die Hausfrau durch das ausgesprochne Resultat mancher, nie zur Deutlichkeit hervorgetretnen Erfahrung auf das Angenehmste überrascht, wenn auch mitunter mäßig gereizt, der Gelehrte, der Schulmann sich, wenigstens durch Citate, befriedigt finden, jeder von ihnen aber auch des behaglichen Gefühles theilhaftig werden wird, wo er im Allgemeinen zu loben angeregt worden, in der Berichtigung manches Einzelnen erlaubter Persönlichkeit zu huldigen.

Wer aber von Allen am meisten, — wer durchaus nur gewinnen wird und kann, das ist der Hausherr, der Tischgenosse, der Esser überhaupt, als solcher, in dessen Nähe „der Geist" sich Eingang verschafft; ist er Leser zugleich, so wird er mit ungemischter Dankbarkeit das Ergebene empfangen.

Haben wir nun die Behandlung des vorliegenden Stoffes als durchaus eigenthümlich und neu bezeichnet, so ziemt sich auch zu bemerken, daß die zu der Entstehung eines solchen Werkes zusammentreffenden Bedingungen höchst selten und günstig waren. Auf der einen Seite ein gründlichgelehrter, durch frühe treffliche Schule, durch vielfältige Reisen, durch Belesenheit und den geistreichen Umgang seines Meisters gebildeter, aber was mehr ist, ein selbstdenkender Koch, der das Messer und die Casserole in der Hand, ohne Naturphilosoph zu seyn, über Ursache und Wirkung Betrachtungen anstellt, und allgemeine Regeln aus der Erfahrung von Jahrtausenden abzieht; ein Mann in den besten Jahren, stramm auf seinen Füßen stehend, reinlich und wohlgenährt (so ist es erlaubt ihn zu denken), mit einem bequemen Gebrauch der Sprache nicht unbekannt, und doch andre Künste neben der seinigen billig geringschätzend, — ein wahrer König der Köche. Auf der andern, ein Tischherr, dessen geläuterter Geschmack nicht nur in Sachen der Tafel, sondern in vielen Fächern des Wissens und den meisten erfreulichen Künsten in eignem Studium und eigner Praxis wurzelt, der die Erscheinungen und Verhältnisse der Welt in ihre feinsten Verzweigungen zu verfolgen und auf allgemeine Beziehungen zurückzuführen gewohnt ist, dessen gesellige Gastfreiheit auf der unerschütterlichen Basis einer weisen Sparsamkeit ruhet, der, mit der edeln Gabe einer feinschmeckenden Zunge ausgerüstet, nicht weniger zart und gemüthvoll für das Wohl seiner Zeitgenossen fühlt, der — Herr und Meister, Lehrer und Stifter — zugleich sich als Gönner und Freund seines treuen Koches beweist, indem er den in seiner Sphäre Tüchtigen durch ein sinniges Vorwort in die höhern Kreise der Welt einführt, und durch das Werk sie, mit väterlicher Hand rundend und nachhelfend, begleitet.

Ein so edles, so durchaus gediegnes Verhältniß hat schwerlich seit Saturnus Zeit in ähnlicher Lage bestanden. Es als Muster aufzustellen rechnen wir uns zur besondern Pflicht.

Indem Rec. sich nun nach dieser allgemeinen Charakteristik zur nähern Beleuchtung der einzelnen Abtheilungen des Buches wendet, kann er das schmerzliche Gefühl nicht ganz unterdrücken, das ihn bei der Entdeckung befiel: es fehle diesem trefflichen Werke der Schlußstein, gleichsam dem König die Krone: ein Inhaltsverzeichniß nämlich; — eines, bei der großen Zahl der behandelten Einzelheiten fast unentbehrlichen Sachregisters zu geschweigen. Es ist dies, so zu sagen, das einzige vollständige Zeichen der Zeit, welches ein Werk, durch das sonst ein ernster, an der Vorzeit Sinnesart haftender Geist athmet, an der Stirn trägt, und wodurch es, so wie durch die unverantwortliche Verwahrlosung der für dasselbe bestimmt gewesenen, sittlich bedeutenden Kunstblätter (s. S. 169 Note) eben dieser Zeit und ihrer Roueric huldigt.

Rec. hat nun die Mühe, die Kapitel zu zählen und nachzuweisen.

Die Einleitung enthält wichtige Beiträge zur Geschichte der Kochkunst von der ältesten bis auf die neueste Zeit, und zu ihrer Literatur. Die einsichtsvolle Charakteristik der beiden Extreme der Entartung: Schlemmerei und Schleckerei gibt Veranlassung, von der Kochkunst der Römer in der Zeit ihres luxuriösen Verfalles zu handeln. Selbst ein ausführliches Recept zu einem Apicischen Gericht, in dem die Verkünstlung sich selbst bis zur Vernichtung des Grundstoffs überbietet, fehlt nicht für die Liebhaber des Alterthums. Unsren Sitten, fährt der Verf. fort, und unserm Vermögen liegt die Schleckerei näher, welche wie „eine unregelmäßige Begierde nach allerlei zufälligen Reizungen, eine Bezahlung a conto an einen Magen, dem die landesüblichen Termine nicht eingehalten werden" bezeichnet, und in der die häusliche von der des Italiener-Kellers unterschieden wird. Erstere zerfällt dann wieder in die häuslich-einsame und die häuslich-gesellige Schleckerei.

„Der häuslich-einsame Schlecker unterhält eine fortwährende Verbindung mit Küche, Keller und Vorrathskammer; er meldet sich auf den ersten Blick durch verdorbne Zähne, geschwollne Augen, träumerisches Aussehen. Die häuslich-gesellige Schleckerei aber drehet sich um jene neubeliebte Vesperbrote, welche eine armuthselige Vornehmigkeit unter dem Namen von thé dansant etc. in Umlauf gebracht hat."

Worauf denn auch von deutschen Universitätsküchen und Studentenmägen, als der verborgnen Quelle literarischer Fehden, Unzufriedenheiten und Parteisachen im Vorbeigehen die Rede ist.

Treffend wird der „köstlichen Verwendung der Fleischbrühe" anstatt der bei den Alten und bei den südlichern Völkern noch zur Bereitung der Speisen angewendeten Fettstoffe, als in der Weltgeschichte Epoche machend, gedacht.

Das erste Buch handelt von den Elementen der Kochkunst, und den thierischen Nahrungsstoffen. Das erste Kapitel von dem Begriff der Kochkunst; es wird der strenge, der anmuthige Styl („ein Gipfel auf

dem es schwer ist, lange zu verweilen"), so wie der daraus hervorgehende gleissende, oder überfeinerte Styl, näher bezeichnet. Kap. 2—4. Von den allgemeinen Eigenschaften der eßbaren Naturstoffe, dem Ursprung und ersten Erforderniſſen der Kochkunst, so wie von der Einrichtung der Küchen. Kap. 5—8. Vom Braten, und von den Fettstoffen. Kap. 9—10. Vom Sieden. Kap. 11—14. Von den Fleischbrühen, Suppen, Sohßen (sic), Galleten, Gedämpftem. Kap. 16—19. Vom Abbacken, Pasteten, Füllungen, Aufbewahrung und Einschlachten.

Dieses ganze Buch ist höchst gediegen. Einzelnes auszuheben wäre schwer; nur machen wir auf den überall durchgeführten Grundsatz aufmerksam, daß Fleisch und Fisch durch Einlegen und Auslegen in Wasser, so wie durch Aussetzen in kaltem Wasser, einen großen Theil ihrer Säfte verlieren.

Hier kann Rec. doch nicht umhin, zu bemerken, daß höchst achtbare Autoritäten diesen Satz nicht in Anwendung auf den Seefisch gelten lassen, welcher vielmehr durch Einlegen in hartes Wasser an Geschmack und Festigkeit gewinnen soll.

Zweites Buch. Nahrungsstoffe und Würzen des Pflanzenreichs. Kap. 1. Von den mehligen Kernen, Samen und Wurzeln im Allgemeinen. Kap. 2—6. Vom Mehl, Brodtbacken, Backwerk, Mehlspeisen, vom Brei. Kap. 7—10. Von den Gemüsen. Kap. 11. 12. Von den Würzen, dem Zucker, dem Obst.

Auf die merkwürdigste Weise schließt das zweite Buch mit dem Kapitel von der Erziehung zum Kochen. Goldene Worte, anwendbar auf die Erziehung des Menschengeschlechts überhaupt zu aller Tüchtigkeit. „Wer nun, so endigt das Kapitel, sich der Kochkunst widmen will, der werde frühzeitig an Ordnung, Reinlichkeit und Püncktlichkeit gewöhnt. Man verbiete ihm, Romane zu lesen; will er seinen Geist bilden so treibe er Naturwissenschaften, Geschichte, Mathematik; sie werden seinen Verstand üben, sein Gedächtniß stärken, ihm endlich in der Kochkunst anwendbare Kenntnisse zuführen. Uebrigens lese er mein Buch und nichts als mein Buch."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Aus dem Leben der verstorbenen Herzogin von Kurland.

(Beschluß aus Nr. 196.)

„Nach einigen Tagen kamen vom Lande die Abgeordneten der Kirchspielkreise, um dem Fürstenpaare die Huldigungen ihrer Glückwünsche darzubringen. Dem Herzog wurde viel Schmeichelhaftes über die, von ihm getroffene Wahl gesagt. Es ist Sitte, daß die an den Herzog gerichteten Reden der Landesvorstände von dem Kanzler, die an die Herzoginnen von dem Hofmarschall im Namen der fürstlichen Personen beantwortet werden. Die junge Herzogin aber erbat sich von ihrem Gemahl und selbst von dem Hofmarschall die Erlaubniß, ihre Antwort an die Abgeordneten der Kirchspiele selbst von sich geben zu dürfen. Dann verlangte sie, daß die Gesandtschaften, wenn sie den Herzog verlassen würden, zu der Herzogin Mutter und dann zu ihr geführt werden möchten. Die junge Fürstin, von ihrem Hofstaat umgeben, und mit einer Fassung, als ob eine lange Gewohnheit sie eingeübt hätte, empfing in ihrem Versammlungszimmer die Männer des Landes, und sprach auf ihre Glückwünschungsreden im Wesentlichen folgende Antwort:

„„Tiefgerührt bin ich von der Freude, welche mein Vaterland über meine Vermählung und Berufung zum Fürstenthrone durch Ihre Vermittelung, meine Herren, zu erkennen gibt. Ich habe mein Vaterland immer seit meiner frühesten Kindheit geliebt; immer hat es mich mit der lebhaftesten Zufriedenheit erfüllt, wenn ich in diesem, mir so theuern Lande Wohlstand verbreitet und Eintracht herrschen sah. Jetzt, da der Herzog mich an seine Seite berufen und zur Fürstin erhoben, jetzt hat sich um das Herz der Landestochter noch das Band der Landesmutter geschlungen. Und wenn es mir in Zukunft immer gegenwärtig seyn wird, was ich bin; so werde ich auch nie vergessen, was ich war; doch nimmer — das fühle ich in meinen Gesinnungen, wird dies Doppelband mir Gelegenheit geben, in Zwiespalt mit mir selbst zu gerathen. Mein Lebensglück hängt fortan mit der Zufriedenheit meines geliebten Gemahls auf das engste zusammen, und diese Zufriedenheit geht wiederum aus einem wohlwollenden Einverständniß zwischen dem Landesvater und den Landeskindern hervor. Von dem dahinstrebenden, aufrichtigen Willen meines Gemahls bin ich überzeugt, und eben so zweifle ich nicht an entgegenkommenden, redlichen Wünschen. Da nun die Eintracht von einem gegenseitigen Willen abhängig ist, so sehe ich mit frohester Hoffnung der Zukunft entgegen, und übernehme mit Freudigkeit und Zuversicht die neuen Pflichten meines Berufs. Ich von meiner Seite — das gelobe ich Gott, meinem Vaterlande und mir an diesem feierlichen Tage vor Ihnen, meine Herren, die Sie einst meine Zeugen seyn werden, — ich will alles, alles, was in meinen Kräften ist, thun, um mich der treuen Anhänglichkeit und Liebe meines Vaterlandes, als Fürstin, würdig zu machen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, auch nur das Kleinste dazu beizutragen, daß Eintracht und gegenseitiges Wohlwollen unter uns walten. Eröffnen Sie, edle Männer des gemeinschaftlichen Vaterlandes, diese meine Gesinnungen, Vorsätze und Wünsche den verschiedenen Kirchspielen, deren Wort Sie geführt haben, und nehmen Sie für sich noch diesen Wunsch mit: daß Sie sich mit Freude künftig dieses Tages erinnern mögen."" —

„So sprach die junge Fürstin zum ersten Mal öffentlich. Gottes Kraft war sichtbarlich mit ihr. Auch nicht die kleinste Spur von Befangenheit ließ in ihrer Haltung sich wahrnehmen; nachher gestand sie mir wohl, daß zu Anfang ihrer Rede ein leises Zittern sich durch

ihre Nerven geschlichen hätte. Alle Anwesende waren überrascht, gerührt und begeistert. Ja, Freundin, ein besondrer Segen des Himmels ruht auf unsrer Dorothea: alles geht ihr von statten, alles kommt ihr zu statten. Auch von Petersburg her ist kein bestimmter Widerspruch gegen ihre Vermählung, wenn auch keine entschiedene Zustimmung, eingelaufen. Der Baron von Krüdener, der bei den Nachfesten der Vermählungsfeier erschien, half sich, wenn er zu der Herzogin redete, mit der französischen Sprache durch. Verbindliche Glückwünsche sandten die Höfe Berlin und Warschau."

„So hat Dir denn nun, geliebte Freundin, mein weitläufiger Brief der Länge und Breite nach erzählt, wie sich das Alles begab, was meine ganze Seele in Bewegung setzt und mein Gemüth mit Entzücken und freudigen Hoffnungen erfüllt. Noch nie hat eine solche Lebendigkeit aller meiner Kräfte mich getrieben. Meine Tage seither waren Träume; schlaflos und gedankenvoll meine Nächte, und gleichwohl darf ich mir das Zeugniß geben, daß in meinem Kopfe die Besonnenheit regierte. Wie doch Eine Idee den ganzen Menschen so innig durchdringen und so hinnehmen kann, daß nichts von ihm übrig bleibt, als nur eben diese Idee! Alle meine Leiden, meine Gegenwart und meine Zukunft waren untergegangen in dem einzigen Gedanken: meine Schwester und mein Vaterland glücklich zu sehen. Ich fühlte mich so gewaltig bewegt, und doch war alles in mir so sanft und so froh. Ich habe erfahren, daß es eine selige Unruhe gibt."

„Seit zwölf Tagen ist denn nun unsre Geliebte die Landesfürstin unsres Vaterlandes, für uns aber ist sie, was sie immer war; daran zweifelst Du nicht. Komm bald zu uns. In ihrem Namen und in dem meinigen bitte ich Dich, uns recht bald zu besuchen. Viel, sehr viel habe ich noch auf dem Herzen, was der Brief nicht fassen konnte, wenn er kein Buch werden sollte. Komm, Liebe, und freue Dich, in der jungen Landesmutter Deine Dorothea wiederzufinden." — So weit die briefliche Erzählung der ehrwürdigen Elisa von der Recke.

---

## Aus Italien.

Des Gr. Gregor Orlow's Geschichte der Musik in Italien ist von den Italienern nicht allzugünstig aufgenommen worden. Herr Careri in Wien hat sichs zum Berufe gemacht, nur einige seiner vielen Irrthümer nachzuweisen, und zieht daraus den boshaften Schluß, daß Jemand, der selbst in Italien war, solches verkehrtes Zeug nicht habe schreiben können. Graf Orlow sey nun wirklich in Italien gewesen, wie er ausdrücklich sage und seine Schrift über Neapel ohnehin glaublich mache; folglich könne Gr. Orlow den Essai sur l'histoire de la musique en Italie nicht geschrieben haben. Das italisch-russisch-gallische Kind müsse einen Franzosen zum Vater haben, der billigerweise auch seine Sünden und Verstöße auf sich nehmen sollte.

Die Ausgabe des Orlando Furioso mit Anmerkungen, die Gius. Molini in Florenz besorgt hat, ist die vollständigste der sämmtlichen Werke Ariostos, die bis jetzt erschienen ist. In fünf Octavbänden umfaßt sie den, durch Morali kritisch und grammatisch hergestellten Text des Orlando, außerdem die fünf Gesänge der Fortsetzung und im fünften Bande die Gedichte und Satyren, selbst manche bisher ungedruckte Verse und alles was sonst noch verstreut, bisher in keiner Ausgabe vereinigt war. Der Text ist genau und sehr richtig. Doch hat eine unbedeutend scheinende Variante einem Beurtheiler viel Stoff zu Erörterungen gegeben. Bei dieser Gelegenheit erfährt man einige Nachrichten über die vom Dichter selbst besorgten Ausgaben. Die von 1532, die letzte von der Hand des Dichters, sollte alle bisherigen an Genauigkeit übertreffen. Eine Menge Gelehrte zog er zu Rathe, befragte den Bembo, Molza, Navagero, und ließ ein Exemplar der Gedichte zwei Jahre lang im Vorzimmer liegen, damit Jedermann seine Bemerkungen hinzufügen könne. Fehler der Nachlässigkeit darf man in ihr folglich nicht voraussetzen. Aber der Druck dieser innerlich so gepflegten Ausgabe fiel schlecht aus. Papier und Lettern waren so unsauber, daß dem Dichter alle Lust an ihr verging. Damals druckte man, ungefähr wie unter uns, alles frischweg nach, was nicht just in demselben Lande erschienen war. Das literarische Corsarenwesen brachte es so mit sich. Nur Ein Mittel gab es sich dagegen zu schützen. Man suchte Empfehlungen an die Fürsten, die dann aus Gnade den Nachdruck in ihrem Lande verboten. Das Märzheft der Bibl. Ital. führt so zwei Befehle des Markgrafen Franz und des Herzogs Friedrich II. von Mantua an, wodurch Ariostos opera di battaglia, wie man damals den rasenden Roland nannte, gegen den Nachdruck geschützt wurde. Wie viel sie geholfen haben, ist aber nicht hier bemerkt worden.

Der Graf Pompeo Litta, der durch seine Famiglie celebri italiane zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern seines Vaterlandes im Geschichtsfache gehört, hat durch die Herausgabe eines Werks über den ersten Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla sich ein neues Verdienst erworben. P. Ireneo Affò da Busseto hatte ein Leben dieses berüchtigten Fürsten hinterlassen, das von dem fleißigen, mit der Verfassung und Geschichte von Oberitalien sehr vertrauten Manne aus Urkunden bearbeitet war. Gr. Litta hat es ans Licht gezogen und die Aufschlüsse, die er über die ränkevolle Zeit dieses Fürsten bietet, sind darum doppelt dankenswerth, weil sie die Wahrheit ohne Gleißnerei darlegen. (Vita di Pier Luigi Farnese, primo duca di Parma, Piacenza e Guastalla, marchese di Novara etc. — Milano 1821. 8. Auffallend genug hat der Herausgeber dem Verfasser es zum Vorwurfe gemacht, daß er oft seinen Vortrag unterbricht, um Worte der Actenstücke, welche sie bestätigen, einzuflechten. Er nennt das Citiren Pedanterie, eine ungeschickte Mosaik, eine Schreibart, die nicht mehr Mode ist. Schlimm ists, daß H. Graf Litta mit dazu beiträgt, daß die Mode des Gegentheils sich in Italien erhält.

Mit dem zwölften Bande ist Barbieri's Nuova raccolta teatrale o sia Repertorio scelto ad uso dei teatri italiani — Milano, Pirotta. — geendigt. Aber schon italienische Beurtheiler finden die neuen Trauerspiele voll Theaterredensarten und alltäglich, die Lustspiele salzlos und fade, und die Italiener sind wirklich genügsam. Fürs Ausland wäre von dorther nichts zu holen. Vielleicht bessern sich die Zeiten, wenn die Kunsttheorie mehr um sich greift, für welche der Sinn sich regt. Dasselbe Heft der Bibl. Ital., welches Barbieri's Sammlung mit Gründen angreift, rühmt einen Saggio di Estetica di D. Giovanni Battista Talia. Venezia, Alvisopoli, 1822. 8., der freilich einem Deutschen nicht viel Hoffnung erregen kann. Ohnehin ists ja oft mit der Kunst aus, wo die Theorie allzulaut wird.

19.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 198.

27. August 1823.

## Der Mutter Traum.

(Aus den Traditional Tales of the english and scottish peasantry des Allan Cunningham gezogen.)

In Dunfrieshire liegt ein See, genannt Ladye's Lowe, der ist so still und klar, Schafe weiden an seinen grünen Ufern, Lilien blühen auf seinen silbergrünen Fluthen, wilde Schwäne durchfurchen die kleinen Wellchen, aber die Menschen fliehen die Gegend.

Wenn die Hitze des Sommers groß und der See niedrig ist, zeigen sich darin die Trümmer eines Dammes, der, so will es die Sage, einen Thurm auf einer Insel im See angehört habe, in welchem Thurm Gefahren und Blutvergießen geschehen und Ritterlichkeit und Liebe geübt seyn soll. Es beschreibt am Feuerheerde ein graulockiger Erzähler den Kampf, der an dem südlichen Gestade des Sees vorgefallen, in dem die Stimme einer Dame gehört und die Gestalt einer Dame zwischen den bewaffneten Männern mitten im Kampf gesehen wurde. Der Herr des Thurmes trägt sie, trotz ihres Widerstrebens, auf den Damm in seine Veste, und am Ufer ruhen Todte und ächzen Sterbende. Die Schöne sieht ihren Vater und ihren Bruder in ihrer Vertheidigung fallen, und ihren, ihr verlobten Geliebten, dem sie entrissen wurde, an ihrer Seite sterben. Der lastende und schwere Fluch, den sie gegen ihren Verführer aussprach, und gegen den Thurm und den See, der ihn schützte, war nicht eitel; in derselben Nacht, wo eine Stimme, gleich der eines Geistes, rings um den See her ertönte und ihn verfluchte, wurden die Wasser trübe, und um Mitternacht vernahm man einen Schrei. Früh war das Schloß von Ladye's Lowe versunken, und die Fluthen des Sees schlummerten sieben Faden tief über dem Schlußstein.

Viele Leute sahen schon bei stillem Wasser zur Sommerzeit, oder im Winter, wenn das Eis klar unter dem Fuß des Schlittschuhläufers glänzte, deutlich die Mauern des Thurms schimmern, ohne daß ein Stein daran gefehlt hätte. Wundergläubige versichern, daß jährlich ein Mal das Schloß um Mitternacht sich aus dem See erhebe, von Lichtern strahlend; aber diese Lichter glänzen nicht, wie welche von dieser Welt; oben auf des Thurmes Spitze steht, statt eines Banners oder Kugel, eine weißgekleidete Dame, die Hände gen Himmel erhoben, laut schreiend. Dieses Gesicht geht ein oder zwei Nächte vorher vor sich, ehe die Gewässer des Sees ihr jährliches Opfer verschlingen. Der Glaube an diese Sagen erhält die Einsamkeit um den romantischen Ladye's Lowe; seine köstlichen und vielen Fische sind ungefährdet vor des Fischers Reußen und Netzen, seine wilden Schwäne vor der Flinte des Jägers.

„Ich hatte (so erzählt die schottische, diese Sage mittheilende Dame) mich an den wild romantischen Ufern des Sees gelagert, mich mehr und mehr in den Anblick und Genuß dieser reizerfüllten, einsamen Gegend vertiefend, als ich, die ich mich hier für das einzige menschliche Geschöpf hielt, eine Gestalt wahrnahm, welche mir ein Wesen meiner Art zu seyn dünkte. Ich näherte mich ihr; es war ein Jüngling, er saß auf einer alten Baumwurzel, die Hände an das Gesicht gedrückt, starr und unverwandt die Augen auf das Wasser gerichtet. Noch trugen seine Züge Spuren ehemaliger Schönheit und Gesundheit, aber seine Locken, einst so kraus und voll, welche so gern die Mädchen betrachteten, waren nun verwirrt und verblichen, seine Wangen hohl und blaß, und seine Augen, sonst die muntersten und feurigsten in der ganzen Gemarkung, flimmerten nur mit einem trüben, wilden und unterirdischen Schein. Er tauchte seine Hände ins Wasser, sprühte es auf seine Haare, als wenn ein Regenschauer herabgleitete, und sang dazu mit zitternder Stimme und grellem Ton abgebrochne Liederstrophen, die Flüche wider den See enthielten und sich auf eine dabei vorgefallne Begebenheit zu beziehen schienen. Dann faßte er Wasser in die hohle Hand und streute es in die Lüfte, warf einen Kiesel und eine Feder in den See, sammelte Staub und streute ihn auf die Fluthen, schrie laut, stürzte zu Boden und stöhnte, wie ein im Todeskampf Begriffner."

„Eine noch junge Frau in Wittwentracht und mit einem Gesicht, trauriger als ihr Gewand, schritt längs dem Seeufer hin nach mir zu. Sie war mir bekannt aus den Tagen meiner Jugend, sie war in ihrem Geburtsort die schönste Tänzerin, sie hatte das beste und froheste Herz in und um Annandale und seinen Inseln. Ich ritt zu ihrer Hochzeit und tanzte dort, und als ich zur Kirche ging, und sie so reizend und ihren Mann so hübsch

und wohlgemuth sah, da wähnte ich in meines Herzens Einfalt, sie würden lange und glücklich auf Erden leben. Als ich ihn wieder sah, lag er ausgestreckt im Leichentuche, und sie weinte über das Söhnchen auf ihrem Schooß. Jahre sind seitdem verflossen; ich zog in ein fernes Land, bis der Verlust aller derer, die ich liebte, mich in mein Heimathsland, in die Wohnungen der von mir geschiednen Freunde, zu den Erinnerungen der Freuden meiner Jugend zurückbrachte."

„Als die Wittwe mich erblickte, fuhr etwas, wie ein Lächeln, über ihr Gesicht, aber bald verfinsterte es sich wieder; wir schwiegen eine Weile, zu tief war unser Leiden auf unser Gesicht geschrieben, als daß es der Worte bedurft hätte. — Endlich begann sie zu reden, mich zu bemitleiden und dennoch mich glücklich zu preisen in Vergleich ihrer, denn so schloß sie: Ihr habt eure drei Kinder in den Sarg gebettet, der Mutter Auge weinte über sie, der Mutter Schooß wiegte sie, der Mutter Hand erwies ihnen alles, was nur einer Mutter Hand vermag, bis zu dem Augenblick, wo ihr Athem zwischen ihren süßen Lippen weg gen Himmel entfloh! — Da erhob sich der Jüngling vom Boden, blickte wild auf meine Gefährtin, stieß einen Schrei aus, bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen, warf sich wieder zur Erde und blieb regungslos liegen."

„Blickt ihn an," so sagte sie zu mir, „sein Name heißt Bensie Spedlands; er war sonst der flinkste Bursch im Kirchspiel, aber nun liegt die Hand des Himmels schwer auf ihm, er trägt seine Strafe eine Zeit und eine halbe, und schwer, wie sein Vergehen, ist auch seine Züchtigung." Ich fragte sie um seine Geschichte und um die Ursache, daß ihr Anblick ihn so außer sich bringe? Sie antwortete: „Es ist eine seltsame und traurige Geschichte, aber es beruhigt mein Gemüth, sie zu erzählen."

„Einmal, als ich im Sommer nach meines Mannes Tode da saß und trauerte, und über meinen süßen Knaben, der an dem Tage zwei Jahre alt geworden war, weinte, und er seine kleinen Aermchen um meinen Nacken schlang und mich liebkoste, — Ihr seyd Mutter gewesen und kennt die Zärtlichkeit und Liebe eines Kindes, die es der Mutter erzeigt, wenn es sie traurig sieht! — also da er sich anschmiegte und mit mir weinte, und ich ihn segnete und lächelte, und der Kleine lächelte, da schliefen wir ein. Es war um Mitternacht, als ich einen Traum träumte."

„Ich träumte, ich säße an der Hausthüre und tändelte mit meinem Knaben in der Sonne; der Schlaf gibt uns manche Freuden, die beim Erwachen von uns genommen werden, und er schattet uns manches Weh ab, das der Gram erläutert. Ich glaubte meinen Mann neben mir, aber, obgleich er lächelte, war doch sein Blick ernster, als im Leben, und um ihn strahlte ein Licht, reiner als Tageslicht. Mir wars, als ging die Sonne zu Rüste hinter den grünen Hügeln vor mir. Ich hörte den Gesang der Mädchen, die von den Heerden heimkamen, sah die Krähen in einem langen, schwarzen, schwankenden Zug nach ihren gewohnten Fichten zufliegen, und erblickte dann einen großen Stern, und dann noch einen, der am Firmament aufstieg. Und ich sah wieder hin, und sah eine kleine schwarze Wolke zwischen Himmel und Erde hängen, die größer und schwärzer wurde und zuletzt die ganze Luft erfüllte, bis sie bis zum See herab hing. Nun bewegte sie sich näher und senkte sich über die grünen Felder, und verbarg das Licht des Himmels. Und als sie näher kam, da däuchte es mir, Menschengestalten darin zu sehen und Stimmen zu hören, die schärfer schallten, als die der Menschen. Und die Wolke stand, eines Steinwurfs Weite von mir entfernt, still. Ich wurde hart bekümmert und schloß mein Kind an die Brust, und wollte entfliehen, aber ich konnte mich nicht regen, die Gestalt meines Gemahls war weg und niemand da, mich zu trösten. Und ich blickte wieder hin und die Wolke hatte sich gespalten, und ich sah einen schwarzen Wagen, von sechs schwarzen Pferden gezogen, herauskommen. Und ich sahe einen Schatten als Kutscher und eine Stimme, die sprach: „Ich bin der Bote, der da Wehe bringt den Söhnen und Töchtern der Menschen; der Sorgen sind an der Zahl achte." Und alle die Pferde schritten vorwärts, und als der Wagen an meine Schwelle kam, hielt der Geist an und sprach: „Ein Weh dem Sohne der Wittwe Rahel." Und ich stand auf und erblickte in dem Wagen die Särge von sieben Kindern, und ihre Namen und ihr Alter war darauf geschrieben. Und da lag ein andrer Sarg, und als ich darüber mich beugte, las ich den Namen meines Sohnes, und seiner Jahre waren sechs; eine Thräne fiel mir die Wange herab und verlöschte die Buchstaben. Und ich hörte den Schatten sagen: „Frau, was hast Du gethan? Können Deine Thränen mir genug thun?" Und ich sah eine Hand überhinstreichen, und als ich wieder hinblickte, las ich von neuem den Namen meines Sohnes; aber seiner Jahre waren neun. Mein Herz wurde schwach, mein Auge trübe; ich dachte die Worte mit meinen Thränen wegzuwischen, als der Geist sprach: „Weib, Weib, nimm Dein Weh auf Dich und ziehe heim; ich muß sieben Häuser besuchen und kann nicht wegen Deiner Thränen verweilen; drei Jahre habe ich Dir zugegeben, mehr kann ich nicht." Geist, sagte ich, ist Deine Sendung von dem Bösen, so peitsche Deine höllischen Rosse und entflieh. Der Schatten verfinsterte sich, als ich sprach. Geist, sagte ich, ist Deine Sendung von ihm, der du sitzt auf dem heiligen Berg, — der Herr hat gegeben und genommen, sein Name sey gesegnet; bringe Deine Botschaft und gehe. Und sogleich ward der Sarg vor meine Thüre gelegt, Rosse und Wagen stoben davon, die dicken Wolken folgten, ich sah nichts mehr von der Erscheinung. Als ich noch einmal den Namen betrachten wollte, war er verlöscht. Ich erwachte weinend, meine Haare troffen, das Schlagen meines Herzens hatte mein Busenband zersprengt."

„Ich erzählte meinen Traum; alle Leute im Kirchspiel wunderten sich darüber und die, welche Kinder hatten, ängstigten sich. Eine Frau, die dort beim Ab-

wanbaumbrand wohnt, kam zu mir und fragte mich: ob ich einen übeln Traum gehabt, und ob ich wüßte, wie ihn abzuwenden? Und ich antwortete: durch Gebet und Unterwerfung. Aber das Weib sprach zu mir: „Verwundre Dich nicht wegen dem, was ich Dir sage. Ich bin alt und die Wissenschaft der alten Zeiten ist mit mir. Nimm das Röckchen Deines Kindes und tauche es um Mitternacht in das Wasser, was man nennt die Ladye's Lowe, und hänge es in den Schein des aufgehenden Mondes zu trocknen auf. Lege die Bibel auf Deine Knie und halte gute Wacht; groß ist der Muth eines Weibes, wenn das Kind, das die Milch ihrer Brüste trank, in Gefahr ist. Und eine Gestalt, gleich der einer Dame, wird aus dem See aufsteigen und das Kleid Deines Sohnes wegreißen wollen, jammre nicht, sondern stehe auf und sprich: Geist, bei alle dem Heil, enthalten in den Blättern dieses Buchs, befehle ich Dir, gehe und berühre nicht dies Gewand."

„Und während die Frau sprach, kam eine andre, deren Mann nach einem fernen Land gesegelt war und ihr zwei liebe Kinder gelassen hatte; das eine hieß Samuel, das zweite John. John war ein hübsches und herziges Kind, das Bild ihres Mannes; aber er war nicht der Mutter Liebling; sie liebte Samueln, der einem Manne glich, den sie in der Jugend geliebt hatte, und der Umstand machte den Ehemann betrübt und brachte ihn zu dem Entschluß, in die Ferne zu ziehen. — Diese Frau redete in frechen und übermüthigen Worten zu mir und warnte mich, nicht mit Hexen zu verkehren, und fragte mich: welchen Namen ich auf einen der Särge gelesen, ob den von John, der seines Vaters Herzblatt, oder den von Samuel, der ihres sey; sie hoffe, dieser solle lange das Vergnügen der grünen Erde seyn, ehe er in die dumpfige Grube hinabsteige. Da flammten die Augen des Weibes aus Rowanbaumbrand, und sie sagte: „Horcht der Worte der Schamlosen, sie will den Untergang ihres, in rechter Ehe gebornen Sohnes, und wünscht dem Kind der Sünde und der Leichtfertigkeit das Leben. Ihr Flehen wird ihr zur Strafe erhört werden; was ihr Freude gegeben, soll der Welt ein Gräuel und Spott und ihr eine Geisel und ein Fluch seyn. Sie wird den lieben, jungen John verlieren, so wie sie wünscht, lange und voll Schmach und Laster wird das Leben dauern des Kindes, das sie liebt." Nun schalten sich die beiden thörichten Weiber mit sündigen Worten und Thaten der Finsterniß, und wie sie sich so zankten und schlugen, da trat ein Mann heran, in Ackerbau und Viehzucht wohl erfahren, der lachte ob dem Gezänk und schalt die beiden, die eine als Hexe, ihr ihre Verzauberungen vorhaltend, und die zweite als ein sittenloses Weib, und verwarnte mich, dem Traume Glauben zu schenken, denn er sey das Werk des großen Urhebers menschlichen Elends, der die Menschen durch Träume und Schatten der Nacht zu verführen suche und schmeichle jedem das Bild vor, wodurch er am leichtesten zu bestricken sey; den kirre er durch Gesichte, die der Sinnenlust gefielen; jenen durch solche, welche Habsucht oder Eitelkeit, oder Hochmuth befriedigten; das Herz der zärtlichen Mutter erweiche er, indem er ihr den Liebling im Leichentuch und Kirchhofsprocessionen zeige, und in ihrem Ohr die Klagen der Leichenweiber und das Geläute der Todtenglocke erschallen lasse. Ein frommes, Gott ergebnes Gemüth dürfe auf das Alles nicht achten; ich solle mein Kind in der Liebe Gottes erziehen, seinen Fuß vor den Pfad behüten, den die Bösen wandeln, und die weitere Sorge Gott anheim stellen."

„Da fuhren die beiden Weiber über den gottesfürchtigen Mann her und schalten ihn heftig, und verdrehten seine Worte und zeihten ihm Böses, und verantworteten sich, und wünschten ihm alles Unglück; und die leichtsinnige Frau des Seefahrers beschuldigte ihn arger Gedanken, die ihn zu mir geführt. Der Kirchenälteste würdigte sie keiner Antwort; er vermahnte mich blos, nicht dem Traume nachzuhängen. Die Rowanbaumbrandfrau blieb, wie jene gingen, noch etwas zurück, empfahl mir auf ihre Worte zu merken und zu thun, wie sie begehrt."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Geist der Kochkunst von Joseph König, überarbeitet und herausgegeben von C. F. v. Rumohr.

(Beschluß aus Nr. 197.)

Aber auch hier zieht der edle Künstler die Hand noch nicht von seinem Werke ab. In einem Anhange: Vom Essen überschrieben, begleitet er es in die höhere Sphäre des Speisesaals; dort sieht er von dem ruhigen Standpunct des schon gesättigten Dienenden denen zu, die er nährt und erquickt, führt ihre fehlerhaften Sitten auf frühe Gewöhnungen zurück, bemitleidet ihre Schwächen und die heillose Kunst, sich um den Nutzen und die Freuden des Mahles zu bringen. Er beschließt ein Uebriges für Sie zu thun, denen zu Gefallen er schon so oft der Glut des Feuers trotzte.

So handelt er im ersten Kapitel von der Erziehung zum Essen. Wahrlich ein großer Gedanke: nirgend Zufall, überall Absicht, Zweckgemäßheit, wo die Vernunft herrscht. Die Sitten der frühern wie der spätern und der neuesten Zeit, werden vorzüglich mit Rücksicht auf die Jugend, gewürdigt. Auszüge aus C. A. Hagerii Jugendspiegel werden jedem willkommen seyn, und mehr noch die aus eigner Erfahrung geschöpften Regeln. — Darauf folgt ein lesenswerther Abschnitt über die Einfachheit und Vielfältigkeit, und dann gelangen wir zu dem geistreichsten und gedachtesten Kapitel des Werks, welches „von den Bewegungen und Zuständen des Gemüthes handelt, die man vermeiden soll, in sich selbst oder in andern während des Essens anzuregen oder zu unterhalten."

Hier wird König sublim. Tiefe Lebensweisheit, mit der gemüthlichsten Laune vorgetragen. Warum dürfen wir es nicht ganz dieser Anzeige einverleiben?

Die Gemüthsbewegungen und Zustände, welche bei Tische zuweilen, weil sie ein übermäßiges Austreten der Galle oder schädliche Zusammenziehungen der Verdauungswerkzeuge veranlassen, sind, zufolge des Verfs., das Auffahren, der Zorn, der Aerger, die Peinlichkeit, die Beschämung, die Unruhe, die Anstrengung, die Schläfrigkeit, die Betäubung. Nur einiges zur Probe:

„Beschämung. — — Leute, die sich sehr viel einbilden, dürfen während der Mahlzeit durchaus nicht zu dem Gefühl ihrer Leerheit und Nichtigkeit gebracht werden; wenn es durchaus nothwendig ist, muß man die Morgenstunden wählen, um sie gehörig heimzuführen. — — Es ist menschlich, Andern Beschämungen zu ersparen; empfehlungswerth, bei Tische gegen alle Schaam sich zu verhärten."

„Unruhe. Diese wird hervorgebracht durch schwankende, abspringende Gespräche, durch ungefähres Durcheinanderreden. Durch Gespräche, von denen Keiner etwas Rechtes versteht; endlich indem man Leute, die keine Logik besitzen, über einen Gegenstand disputiren hört, sollten sie gleich von derselben einige Kenntniß haben."

Wir möchten hinzusetzen: durch Ab- und Zugehen eines oder einiger Tischgenossen zur Besorgung vergessener Aufträge. Durch Ankunft und Abfahrt von Reisenden; durch Flüstern und Winken zwischen einigen Tischgenossen.

„Schläfrigkeit, diese gefährliche Stimmung wird theils durch eigne Gedankenlosigkeit herbeigeführt, theils und vorzüglich, indem ein und der andre Tischfreund das Gespräch an sich reißt, um unbedeutende Gedanken in einem schleppenden Tone vorzutragen."

Es bleibt Rec. nach diesem weder Neigung noch Geschick mehr, die beiden trefflichen darauf folgenden Kapitel: Von den häuslichen Mahlzeiten, und von den Schmäusen, gehörig zu würdigen. Beiden sind mehrere tiefdurchdachte Entwürfe zur Besetzung und Anordnung größerer und kleinerer Tafeln einverleibt.

Mit den herzlichen Worten: „die Mahlzeit ist nun geordnet; nehmen Sie Platz, gütige Leser," scheidet der wohlwollende und einsichtsvolle Freund von uns. Und wahrlich, niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne den innigen Wunsch zu fühlen, an der Tafel eines solchen Herrn, von der Küche eines solchen Dieners zu speisen.

Wir haben nunmehr noch kürzlich einer anscheinend zufälligen Zugabe zu erwähnen, welche sich in Form eines zweiten Anhangs dem ersten auf wenigen Seiten anschließt. Dieselbe rührt von einem Verwandten unsers Königs her, und enthält Bruchstücke aus dessen Reisebemerkungen durch Spanien, versteht sich nur über die Küche. Der Verwandtschaft zu Liebe mag uns denn auch der Vetter unsers Freundes willkommen seyn. Ueberdem scheint er ein ganz verständiger und gebildeter Mann, der auch über seine Kunst gedacht hat. So viel ist gewiß, die Schule, in der beide Vettern gebildet worden, verdient empfohlen zu werden. Auch E. Krüsch schreibt nicht nur leidliches, sondern ganz gutes Deutsch, mitunter ein wenig preciös und vornehm, was aber bei einem Manne, der sich vom Kammerdiener zum Garkoch oder Gastgeber aufgeschwungen hat, nicht befremden darf. Im Ganzen möchte sein Styl von Provinzialismen reiner seyn als der unsers König, der offenbar unsre Schriftsprache nebenher nicht ohne Glück zu bereichern sucht. Was über die Olla gesagt wird, ist lehrreich; auch an einem Titel aus der classischen Literatur fehlt es nicht; es hätten aber auch leicht noch mehrere spanische Nationalgerichte angeführt werden können. In der Hauptsache möchte Rec. glauben, daß der ganze Anhang durch den Wunsch, das Wirthshaus, dem der Verf. in Aranjuez vorsteht, zu empfehlen, veranlaßt worden sey. Rec. ist immer in der Cruz de Malta abgestiegen, wird aber gewiß in Zukunft der Landsmannschaft wegen, den Oso nicht vorbeigehen.

113.

---

## Kleinigkeiten.

Brissot Thivars in Paris hat einen *Almanac de Philadelphia* herausgegeben. Manche Sätze seiner Constitution de Sancho Pansa darin sind allerliebst. Z. B.: ein Landmann auf seinen Beinen ist mehr werth, als ein Edelmann auf den Knien. Das Recept, einen guten Soldaten zu bekommen: Der Muth eines Löwen, die Beine eines Hirsches, der Magen einer Ameise und — die Geduld eines Esels.

Im April wurde in den Marmorbrüchen von Carrara ein Block von der schönsten Art und einer unerhörten Größe gebrochen. Er ist nach Paris für Hrn. Dupaty bestimmt, der Ludwigs XIII. Statue daraus bilden soll. Der ganze Magistrat war zugegen, Anordnungen zu treffen, die ungeheure Masse sicher und unbeschädigt fortzuschaffen. Der französische Bevollmächtigte gab alsdann eine glänzende und originelle Collation in den Marmorbrüchen selbst. Die umherliegenden Blöcke dienten als Tafeln und Sessel.

Der Ritter Rosa hat in der Gegend von Brescia den Anbau des chinesischen Reißes mit vielem Glücke versucht. Von vier Körnern erhielt er 1820 58 Aehren mit 2680 Körnern, und in gleichem Verhältnisse war die Ernte in den zwei folgenden Jahren.

In London ist eine Royal Naval Biography in zwei Theilen erschienen. Sie enthält eine Menge charakteristische Anekdoten von berühmten brittischen Seemännern der neuesten Zeit. So z. B. erzählt sie vom Lord Exmouth, daß er ein französisches Schiff nahm, das die Gattin des nach Cayenne verbannten Deputirten Rovere an Bord hatte. Um sich mit dem Unglücklichen zu vereinigen, hatte sie ihr ganzes Vermögen zu Gelde gemacht und dieses bei sich. Es betrug 3000 Pf. St.; der Lord nahm keinen Pfennig und zahlte der Mannschaft den Betrag aus seiner Tasche.

Seit einigen Jahren wird der Homme gris in Paris mit Beifall gegeben. Ein junges Mädchen, Mina, ist eine Hauptrolle darin; jetzt hat aber der Name in — Emma verwandelt werden müssen, damit Niemand an — den General Mina denkt!

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 199.

28. August 1823.

## Casanova richtet in Paris das genuesische Lotto ein.

Der fünfte Band der Denkwürdigkeiten Casanova's wird nach Michaelis d. J. erscheinen. Die Red. d. Bl. glaubt dem Publicum einen Dienst zu erzeigen, wenn sie folgendes Bruchstück daraus vorläufig mittheilt. Casanova geht, nachdem er den Bleigefängnissen Venedigs glücklich entronnen, über München, Augsburg, Straßburg zum zweiten Male nach Paris und besteht hier unter andern ein sehr originelles Abenteuer, indem er das genuesische Lotto daselbst einrichtet.

— — Nun ging ich zu Herrn de Boulogne. Er empfing mich mit einem Complimente wegen der guten Meinung, welche der Minister Bernis von mir als Financier habe. Beinahe hätte ich dem würdigen Achtziger in das Gesicht gelacht, das keinen gewöhnlichen Geist verrieth. Theilen Sie sich mir schriftlich oder mündlich mit, sagte er, Sie werden mich gelehrig und geneigt finden, Ihre Ideen aufzufassen. Da ist Herr du Vernai, der zwanzig Millionen für seine Militairschule verlangt. Sie sollen angeschafft werden, ohne den Staat zu belästigen, und ohne den Schatz zu verkümmern. —

Gott allein, mein gnädiger Herr, besitzt das Vermögen, zu schaffen. —

Ich bin zwar keineswegs Gott, und doch habe ich oft schaffen müssen, sagte Herr du Vernai. Aber alles ist jetzt anders. —

Alles ist, ich weiß es, jetzt schwieriger geworden. Und doch überdenke ich eine Operation, welche dem König die Interessen von hundert Millionen eintragen soll. —

Und wieviel würde dem König dieses Einkommen kosten? —

Nicht mehr, als die Einrichtung erfordert. —

Also die Nation soll die Einnahme herbeischaffen? —

Ja, aber aus freien Stücken. —

Ich kenne Ihre Gedanken. —

Das wundert mich, denn ich habe Niemand meine Ideen mitgetheilt. —

Wenn Sie morgen frei sind, essen Sie bei mir. Ich will Ihnen Ihren Plan zeigen. Er hat sein Gutes, aber auch unbesiegliche Hindernisse. Wir sprechen darüber. Kommen Sie? —

Ich werde die Ehre haben. —

So erwarte ich Sie denn; Sie finden mich zu Plaisance. —

Nachdem du Vernai das Zimmer verlassen, rühmte der Generalcontroleur mir dieses Mannes Talente und seine Rechtlichkeit. Er war der Bruder von Paris de Monmartel, welchen ein geheimes Gerücht zum Vater der Madame Pompadour machte, weil er, gleichzeitig mit der Le Normand, Madame Poisson geliebt haben soll.

Ich machte einen Spaziergang in den Tuilerien, nachdenkend über den Streich, den das Glück mir schien spielen zu wollen. Ich höre, der Staat brauche zwanzig Millionen; ich gebe Hoffnung auf hundert Millionen, ohne einen Gedanken darüber zu hegen, wie sie sich anschaffen lassen, und ein angesehener Mann, in den Geschäften bewandert, ladet mich zu Tische, um mich zu überzeugen, daß er mein Project kenne. Gedenkt er mir die Brille von der Nase zu nehmen? Ich lasse es darauf ankommen. Legt er mir seine Gedanken vor, so werde ich sagen, er habe die meinigen errathen. Muß ich selbst aber reden, nun so werde ich irgend etwas Neues sagen, aber nach Möglichkeit ein geheimnißvolles Stillschweigen beobachten. Abbé Bernis hatte mich als Financier angekündigt, nur um mir zur Unterredung behülflich zu seyn. Sonst wäre ich kaum vorgelassen worden. Jetzt verdroß es mich, daß ich den Geschäftston nicht vollkommen besaß. Indeß miethete ich am folgenden Tage eine Miethkutsche und sagte mit ernster, bekümmerter Miene dem Kutscher, er solle mich nach Plaisance zu Herrn du Vernai fahren; es war etwas über Vincennes hinaus.

So traf ich denn bei dem berühmten Mann ein, der Frankreich von dem Ungemach gerettet hatte, worein es etwa vierzig Jahre früher durch das System des Law war gestürzt worden. Ich fand ihn mit etwa sechs bis sieben Personen am Kamin vor einem großen Feuer sitzend. Er stellte mich bei meinem Namen und als Freund des Generalcontroleurs vor. Dann nannte er mir die Herren seiner Gesellschaft, unter denen drei oder vier Finanzintendanten waren. Ich mache meine Verbeugung und empfehle mich im Geheimen dem Harpokrates.

Man fing an von der Seine zu sprechen, die bis

zu einem Fuß dick mit Eis belegt war. Dann ward Fontenelle, der auf dem Tode lag, Gegenstand der Unterredung; dann Damien, der nichts bekennen wolle, und die fünf Millionen, welche dieser Criminalproceß dem König kosten könne. Endlich kam auch der Krieg auf das Tapet, und nun wurde Soubise gelobt, dem das Commando übergeben worden war. So kam man auf die Staatsausgaben und auf die Hülfsmittel, sie zu decken. Anderthalb Stunden langweilte ich mich; denn die Reden Aller waren mit Kunstausdrücken verbrämt, die ich nicht verstand. Noch anderthalb Stunden vergingen bei Tische, und wenn ich den Mund aufthat, geschah es nur, um zu essen. Nun trat man in einen Saal; du Vernai verließ die Gesellschaft, um mich mit noch einem seiner Gäste, etwa funfzig Jahr alt, von gutem Aussehen, in ein Cabinet zu führen. Der Mann ward mir Calsabigi genannt; bald folgten uns zwei Finanzintendanten.

Du Vernai übergab mir mit lächelnder und ungemein verbindlicher Miene ein Heft in Folio und sagte: Hier ist Ihr Project! Auf dem Titel stand: *Loterie von neunzig Loosen, aus denen, wenn sie monatlich nach Zufall gezogen werden, nur fünf herauskommen können.* Ich gab das Heft zurück und nahm keinen Anstand, zu erwidern: „ja, dies ist mein Project!“ —

Sie müssen zufällig Kenntniß davon erhalten haben, der Plan ist von Herrn Calsabigi. —

Dann freut es mich, daß unsre Ansichten so übereinstimmen. Aber darf ich fragen, aus welchem Grunde man den Plan nicht annimmt? —

Es wird allerhand dagegen gesagt, was sich hören läßt, und man antwortet nur unbestimmt darauf. —

Ich kenne, sage ich kaltblütig, einen *einzigen* Einwand, der mich könnte verstummen machen: wenn nämlich der König das Lottospiel seinen Unterthanen verböte. —

Der Grund kommt nicht in Anschlag. Der König wird das Spielen nicht verbieten. Aber wird man spielen? —

Ich erstaune, wie daran gezweifelt werden kann, sobald man die Absicht hat, die Gewinnenden zu bezahlen. —

Nun gut; es würde gespielt werden, wenn man einer Casse gewiß wäre. Aber wo bekommen wir die Fonds her? —

Der königliche Schatz! Ein Decret des Conseils! Mir genügt, wenn man nur meint, der König sey im Stande, einen Betrag von hundert Millionen zu bezahlen. —

Hundert Millionen? —

Allerdings! Gerade blenden muß man. —

Sie halten also für möglich, daß der König hundert Millionen verlieren könne? —

Für möglich wohl; aber der Verlust wird möglich erst, nachdem hundert und funfzig Millionen gewonnen seyn werden. Wenn Ihnen der politische Calcul bekannt ist, so dürfen Sie diesen Umstand nicht aus den Augen lassen. —

Ich handle nicht für mich allein. Wie also, wenn der König in erster Ziehung beträchtlich verliert? —

Zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit liegt noch das Unendliche selbst. Aber ich gebe Ihnen alles zu. Der König verliere eine starke Summe bei der ersten Ziehung; dann ist das Glück der Lotterie gemacht. Gerade jenes Unglück müssen wir wünschen. Alle moralische Kräfte werden nach der Wahrscheinlichkeit berechnet. Sie wissen, daß alle Assecuranzgesellschaften reich sind. Und ich will Ihnen vor allen Mathematikern auf Erden darthun, daß, da Gott neutral bleiben wird, der König bei dieser Lotterie ein Fünftheil gewinnen muß. Hierin liegt das Geheimniß. Und glauben Sie, daß die Vernunft die Demonstrationen der Mathematik bejahen muß? —

Das gebe ich zu. Aber sagen Sie mir nur, warum will das Castelletto sich nicht für die Sicherheit des Gewinnes des Königs verbürgen? —

Kein Castellet in der Welt kann ein beständiges Gewinnen absolut versichern. Diese Anstalt soll nur ein vorläufiges Gleichgewicht in zwei bis drei Nummern erhalten, die, zu hoch besetzt, beim Gewinn einen übertriebenen Verlust hervorbringen könnten. Das Castellet erklärt in solchem Fall die Nummern für den Einsatz geschlossen. Eine Verbürgung des Gewinnes wäre dem Castellet nur möglich, wenn man das Ziehen so lange verschieben wollte, bis alle Bedingungen des Gewinnens eingetreten wären. Aber dann möchte sich das Lotto in eine wahre Schelmerei verwandeln. Gegen diesen entehrenden Vorwurf sichert eben das monatliche Ziehen. Denn dadurch hält das Publicum es für möglich, daß auch die Anstalt verlieren könne. —

Hätten Sie wohl die Güte, im Conseil hierüber zu sprechen? —

Mit Vergnügen. —

Würden Sie alle Einwendungen beantworten? —

Alle. —

Und wollen Sie mir Ihren Plan mitbringen? —

Das kann nur geschehen, nachdem ein Entschluß gefaßt worden, er angenommen ist, und man mir gewisse Vortheile zugestanden hat. —

Aber Ihr Plan und dieser hier muß der nämliche seyn. —

Das bezweifle ich. Mein Plan theilt im Großen das ein, was der König gewinnt, und er legt die Sache klar vor Augen. —

Man könnte ihn dann einer Gesellschaft verkaufen, welche dem König eine bestimmte Summe zahlt. —

Dem muß ich mit Erlaubniß widersprechen. Die Lotterie kann nur mit Hülfe eines Vorurtheils gewinnen, dessen Einflüsse und Wirkungen unfehlbar sind. Ich könnte nicht darauf eingehen, einer Gesellschaft zu dienen, welche, um den Gewinn zu vermehren, die Operationen häufen und den Zufluß vermindern dürfte. Ich bin überzeugt, daß dies geschehen würde; und meine

Lotterie darf nur königlich seyn, oder gar nicht bestehen. —

Derselben Meinung ist auch Herr Calsiabigi. —

Das freut mich höchlich. —

Haben Sie Subjecte für das Castellet? —

Dazu braucht es nur Maschinen, die ein ganz klein wenig Verstand haben. Sollte es daran in Frankreich fehlen? —

Wie hoch bestimmen Sie den Gewinn des Staats? —

Auf zwanzig vom Hundert Einsatz, auch darüber. Wer dem König einen Thaler von sechs Franken bringt, soll fünf wieder erhalten, und der Zufall soll so ansehnlich werden, daß, wenn sonst nichts dazwischentritt, die Nation wenigstens fünf mal hundert tausend Franken monatlich dem Monarchen bezahlen wird. Dieses will ich dem Conseil unter der Bedingung darthun, daß es aus Personen besteht, die nicht wanken, nachdem sie die Wahrheit eingesehen haben, die aus einem Ueberschlag, er sey physisch oder moralisch, hervorgeht. —

(Der Beschluß folgt.)

---

## Der Mutter Traum.

(Beschluß aus Nr. 198.)

„Am dritten Abend, nachdem ich den Traum geträumt, gedachte ich an des Weibes Worte und kämpfte mit mir, ob solches Forschen nach der Zukunft durch Zaubersprüche und Thaten weise und nicht gegen das göttliche Wort sey? Aber uralter Glaube und die Versicherungen vieler weisen und ehrwürdigen Leute, daß solches Forschen zulässig sey, wie denn meiner Großmutter die Person meines Großvaters, der damals weit weg war, in einem Gesicht am Allerheiligenabend gezeigt wurde, bestärkte mich in meinem Vorsatz, ich ging meines Wegs. Nahe um Mitternacht erreichte ich den See, und an dem Platz, wo ich jetzt sitze, saß ich damals auch und blickte betrübt zu dem Himmel und gedankenvoll ins Wasser. Der abnehmende Mond war aufgegangen, die Sterne glitzerten neben ihm, die Schafe lagen weiß und in Klumpen an den Hügeln, die wilden Schwäne segelten paarweise auf der ruhigen Wasserfläche, und der einzige Ton, den ich hörte, war der der alten Ente, die ihre gelben Entchen lockte, sich mit dem zarten Gras am Ufer zu atzen. Ich hatte das Gewand des Kindes benetzt, und hing es, um es zu trocknen, auf einen kleinen Ginsterbusch und saß und wartete ängstlich auf mein Loos, ob es mir die Leiden, ob die Freuden einer Mutter brächte. Um Mitternacht erhob sich ein leises Gesäusel des Windes, die Wellchen des Sees kräuselten sich. Ich sah und dachte, und dachte und sah, bis meine Augen, vom Wachen ermüdet und geblendet von dem hellen Widerschein des Mondes im Wasser, zufielen, und ich ein Gesicht überkam, ich weiß nicht, ob im Schlaf oder im Wachen. Mir war's, als habe sich der Sommer in Winter verwandelt, als wäre das Rohr des Sees gefroren, und als berge eine glänzend weiße Eisfläche die erstarrten Gewässer. Bald wimmelte es von Menschen auf dem See; ich erblickte darunter viele Bekannte und hörte die Schleudersteine rasseln und blinkern, wie sie auf dem Eise hinrollten, oder gegen einander prallten, und wie die Leute riefen und ihnen nachsprangen. Und mein Sohn kam auch, nicht mehr ein Kind, sondern ein schlanker, hübscher und lieblich aufgewachsener Knabe; sein schönes Haar hing ihm in Locken bis an die Schultern, mein Herz schlug ihm freudig entgegen. Und sieben Knaben waren mit ihm, seine Schulcameraden, und ihre sieben Mütter kamen und stellten sich mir zur Seite, und wie wir uns ansahen, sprachen wir von unsern Kindern. Sie hielten sich, auf dem Eise hingleitend, an der Hand und sangen ein Lied; unter allen hörte ich die Stimme meines Sohns voraus, und mein Herz freute sich. Als das Lied aus war, vernahm ich einen Schrei, gleich als wenn Jemand ertränke; aber ich sah nichts, denn das Eis war fort, und die Schwäne schwammen wieder im See. Auf einmal tauchte mein Sohn wieder auf, seine Locken trieften, tödtliche Blässe lag auf seinem Gesicht. Es trug ihn Jemand aus dem Wasser und legte ihn neben mich ans Ufer. Ich sank in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir kam, flammte die Morgenröthe, das wilde Geflügel verbarg sich unter dem Geröhrig; ich, steif vor Kälte, kehrte mit schwerem Herzen heim."

„Jahre gingen vorüber; mein Sohn wuchs freudig und wacker auf und übertraf seine Cameraden in der Schule und wurde das Entzücken der Alten, das Vergnügen der Jungen. Ich dachte öfters an meinen Traum, aber ich überredete mich, er sey ein eitles Hirngespinst; wie kann ein so lebenskräftiges und lebensfreudiges Geschöpf, als mein Kind war, von der Erde scheiden, ehe es noch seinen Frühling erreichte! Manchmal ängstigte mich das Gesicht, aber ich vertraute auf den im Himmel und erheiterte meine Seele, so gut ichs vermochte. Ich ging mit meinem Sohn in die Kirche, ich begleitete ihn auf den Markt, ich ging mit ihn nach den grünen Hügeln und an die tiefen Flüsse, ich war mit ihm beim Tanz, und mein Herz freute sich zu sehen, wie er die übrigen Kinder übertraf; wohin er ging, folgte ihm die Sorglichkeit einer Mutter, und der Fuß einer Mutter. Einige verlachten mich mit meinen Einbildungen und nannten mich die träumende Wittwe; Andre sprachen mit Wohlgefallen von seiner Schönheit und sagten, er sey ein glücklicher Sohn, daß er eine so zärtliche und kluge Mutter habe."

„Sieben Jahre nach meinem Traum begab sichs, daß ein großes Wurfspiel zwischen den Jünglingen und den verheiratheten Männern des Kirchspiels gehalten werden sollte. Sie konnten lange nicht einig werden, auf welchem See man spielen wollte. Es war mitten im December, das Wetter lau und still, als plötzlich ein Sturm sich erhob, die Seen mit eins so zufroren, daß sie das Gewicht eines Mannes ertragen konnten. Die

alten Leute sprachen von der trügerischen feindseligen Beschaffenheit des Sees von Ladye's Lowe: darüber hatten die jungen ihr Gespött; vor allen ein junger vorwitziger Bursch, der die alten Sagen als Fabeln, von leichtgläubigen Schwachköpfen ersonnen, schmähte und darauf bestand, das Wurfspiel (bonspiel) eben auf diesem See zu halten; seine thörichten Gefährten willigten darein; ja selbst gesetztere Leute verbannten die Furcht und wollten mit an dem verrufnen Ort ihr Spiel spielen. Mir däuchte es betrübt, Grauköpfe und jugendliche Gesichter dahin eilen zu sehen, — aber die Neugierde überwand alles; am Ufer drängte sich Jung und Alt, Frau und Fräulein, dem Streitspiel zuzusehen; ich hörte ihre fröhlichen Reden und den Klang der Steine am Feuer meines Herdes. Einer der Vordersten war Benjie Spedlands."

Die unglückliche Mutter war soweit in ihrer Erzählung gekommen, als der irre Jüngling, der bis jetzt ruhig und bewegles an der Seite des Sees gelegen hatte, einen Seufzer ausstieß, schnell auf die Beine kam und vor uns trat. Er schüttelte seine verwirrten Locken aus dem finstern Gesicht, sah ihr steif in die Augen und fragte sie: „Rahel, kennst Du mich?" Sie antwortete blos mit einem Thränenstrom und winkte ihm mit der Hand zu, er möchte gehen. — „Hast Du ein Herz mich zu hassen, und eine Zunge mir zu fluchen," fuhr er fort, „so hasse mich und fluche mir, und laß mich nicht länger auf der gesegneten Erde gesehen werden. Denn das Licht des Tages ist Elend für mich, und die Wolke der Nacht ist voller Sorge und Angst. Ich wohne unter den Thieren des Feldes und fliehe das Gesicht des Menschen; aber wohin ich auch gehe, höre ich das Todesgeschrei der acht süßen Knaben und die Flüche der Mütter." „Jüngling," sagte sie, „ich will Dir nicht fluchen, obgleich Deine Thorheit mich kinderlos gemacht, nicht will ich dich hassen; denn ich darf das Ebenbild von Dem droben nicht hassen: aber gehe aus meinem Angesicht und suche Dein verletztes Gewissen durch heilige Buße und aufrichtige Reue zu sänftigen." „Reue?" sagte er, mit einer Wildheit im Blick, vor dem mir schauderte: „was habe ich zu bereuen? Machte ich den See tief und warf Deinen Sohn und die sieben andern hinein? Reue ist für den, der eine Uebelthat beging, — Kummer hat der, welcher verstandlos Unglück über Andre brachte, — und solch ein Misgeschick war das meine. Höre und urtheile."

Er warf acht glatte Kiesel, einen nach dem andern ins Wasser, wendete sich zu uns und sagte: „Wie die Gewässer über die acht Kiesel hinfluthen, so sah ich sie über acht süße Knaben sich schließen. Das Eis krachte, und die Knaben schrien, und als sie sanken, faßte einer mit der Hand nach meinem Fuß, es war Dein Sohn, er rief: O, Benjie rette mich, rette mich! Aber die Liebe zum Leben war zu stark in mir, denn ich sahe die Tiefe und weit unten die Mauern des alten Thurms, und ich dachte, daß der verwünschte See jährlich sein Opfer wolle, und ich machte meinen Fuß aus der Hand des unschuldigen Knaben los, der mir ins Angesicht schaute, und immer bat: Benjie, rette mich! — Ich dachte daran, wie ich ihn und seine sieben Gefährten von der Mutter Schwelle weggelockt, mit dem Versprechen, ihm die verwünschten Thürme und Höfe des versunknen Schlosses zu zeigen; aber die Furcht für das eigne Leben war zu groß, ich befreite meinen Fuß, klomm auf das Eis und ließ ihn und die sieben Gefährten untersinken. — Kurz, kurz war sein Kampf, ein gellender Schrei und alles vorüber; aber für mich — unterbrochner Schlummer, ein erhitztes Gehirn und das Bild, das nie von mir weicht, der acht schönen ertrunkenen Knaben."

Ehe er noch geendigt hatte, war die unglückliche Mutter aufgesprungen, hatte ihre Hände aus den seinigen losgemacht und ihre Kräfte gesammelt, um die furchtbarsten Flüche und Verwünschungen wider ihn auszusprechen.

Der wahnsinnige Jüngling stürzte zu Boden nieder, wühlte sich mit den Händen im Rasen ein, erneuerte sein Aechzen und Schluchzen, bis die Unglückselige an ihren leeren Herd in ihr freudenloses Haus zurückgekehrt war.

Lange überlebte sie die schreckliche Erfüllung ihres Traumes nicht. Ihre Gänge an den See, zu dem Grabe ihres Mannes und Sohns, wurden häufiger und häufiger, bis ihre Kräfte sich erschöpften und nun des Kirchhofs Gräser über sie schwanken. Kein Gras wächst über Benjie Spedlands Leichnam. Er wurde von Jung und Alt geflohen; seine selbstische Grausamkeit erfuhr die Strafe gänzlicher Geisteszerrüttung, nur der Todeskampf der acht Kinder blieb ihm stets gegenwärtig. Er wanderte an jeden einsamen Platz und vermied die Gesellschaft lebendiger Geschöpfe. Sein Lieblingssitz war auf dem Gipfel eines kleinen Hügels, von wo aus er den See überschauen konnte. Da starrte er unverwandten Blicks in den Wasserschlund. Zuweilen stieg er, hurtig wie ein Vogel im Flug, an die Fluthen hinab und machte mit den Armen eine Bewegung, gleich als zöge er Jemand aus dem Wasser. Eines Abends im Winter, als das trübselige Ereigniß am See just jährig war, rennte er wie in Todesangst um den See herum, rang die Hände, streckte sie aus und schoß auf Etwas los, das er im Wasser zu sehen wähnte. Die Nacht wurde dunkel und stürmisch, dichtes Schneegestöber fiel; aber seine Stimme wurde unterweilen noch gehört, kreischend und gellend durch das Getobe des Sturms durch; die Menschen schauderten. Um Mitternacht verstummte sie. Früh fand man seinen Hut, aber Benjie ward nicht mehr gesehen. Die Todtenlichterchen, die eine Weile lang am See flimmerten, sagten Manchen, daß er in der tiefsten Stelle des Ladye's Lowe ein Grab gefunden, wo nicht gesucht habe.

32.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 200.

29. August 1823.

## Casanova richtet in Paris das genuesische Lotto ein.

(Beschluß aus Nr. 199.)

Sehr froh darüber, alles erfüllen zu können, wozu ich mich anheischig gemacht, entfernte ich mich auf einen Augenblick. Beim Wiedereintreten waren Alle aufgestanden und sprachen unter sich über die Sache. Calsabigi redete mich verbindlich mit der Frage an: ob ich die Quaterne gestatten würde? Ich antwortete: auch die Quine muß dem Publicum zu besetzen gestattet seyn; aber ich würde nach meinem Plan den Einsatz erhöhen, und Niemand Quaterne und Quine spielen lassen, der nicht auch die Quaterne besetzt. Calsabigi erwiderte mir, er würde die einfache Quarte mit einem Gewinn von funfzig tausend Mal den einfachen Einsatz annehmen. Aber ich gab ihm mit vieler Schonung zu erwägen, daß Frankreich sehr gute Rechner besitze, die, wenn sie nicht bei allen Möglichkeiten den Gewinn gleich finden sollten, aus der Collision Vortheil ziehen möchten. Darauf drückte er mir die Hand und sagte, er wünsche mit mir allein zu sprechen. Ich verließ Herrn du Vernai, ihm meine Adresse lassend, bei dem Anbruch der Nacht, zufrieden mit mir, dem würdigen Greis eine so gute Meinung von mir beigebracht zu haben.

Nach vier Tagen besuchte mich Calsabigi, und ich entschuldigte mich, ihm nicht zuvorgekommen zu seyn. Ohne Umschweif und Vorbereitung entdeckte er mir, daß meine Aeußerungen und Entwickelungen auf die Finanzmänner einen günstigen Eindruck gemacht hätten, und daß, wenn ich den Generalcontroleur gehörig bearbeiten wollte, es uns gelingen würde, einer Lotterie den Eingang zu verschaffen, von der wir uns großen Vortheil zu versprechen hätten. Das will ich glauben, war meine Antwort; aber der Nutzen der Unternehmer wird noch beträchtlicher seyn. Indessen, man scheint nicht sich übereilen zu wollen. Nach mir hat man nicht weiter geschickt, und ich habe noch Dinge anderer Art im Kopfe. —

Sie werden heute mehr hören. Herr de Boulogne hat über Sie mit Herrn de Courteil gesprochen. —

Seyn Sie versichert, daß ich keinen Schritt gethan habe. —

Nun lud mich Calsabigi sehr verbindlich zu Tische, und ich nahm die Einladung an. In dem Augenblick erschien ein Brieschen von Bernis, der mir sagte: wenn ich morgen in Versailles seyn könne, wolle er mich der Marquise vorstellen, und dort würde ich Herrn de Boulogne finden.

Nicht aus Eitelkeit, sondern aus Politik ließ ich Calsabigi das Billet lesen, und dieser Mann sagte: nunmehr sey ich im Besitz aller Mittel, Jedermann, sogar du Vernai zur Annahme des Lotterieplans zu zwingen, und mein Glück wäre gemacht, wenn ich nicht ohnehin schon reich genug wäre, um ein Vermögen von mir zu stoßen. Seit zwei Jahren quälen wir uns die Sache zu Stande zu bringen, und jedesmal werden uns Einwände entgegengestellt, die Sie in voriger Woche schnell vernichtet haben. Ihr und unser Plan muß im Ganzen übereinstimmen. Machen wir gemeinschaftliche Sache! Allein werden Sie auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Schwerlich dürften Sie so leicht die Maschinen mit ein wenig gesundem Menschenverstand antreffen, die Sie in Paris voraussetzen. Mein Bruder ist es, der die Last des eigentlichen Geschäfts auf sich nehmen wird. Begnügen Sie sich mit dem halben Gewinn der Direction und gehen Ihrem Vergnügen nach. —

Von Ihrem Bruder also rührt der Plan her? —

Von meinem Bruder. Er ist kränklich; aber er versteht die Sache. Kommen Sie mit mir zu ihm! —

Ich fand einen bettlägrigen Mann, bedeckt mit Gichtbeulen. Trotz dem speiste er mit trefflichem Appetit, schrieb, unterhielt sich und zeigte alle Thätigkeit gesunder Menschen; nur durfte er sich nicht füglich vor Leuten sehen lassen. Sehr bald machte ich die Entdeckung eines ungemeinen Scharfsinnes und gründlicher arithmetischer Kenntnisse, verbunden mit tiefer Kunde über die Finanztheorien und über den Handel aller Völker, ingleichen mit geschichtlichem Studium und dem Studium der schönen Künste. Er war aus Livorno gebürtig, hatte zu Neapel im Ministerium gearbeitet, und war mit Herrn de l'Hopital nach Paris gekommen. Sein Bruder, gleichfalls geschickt, stand ihm in allen Beziehungen nach.

Dieser Calsabigi zeigte mir einen mächtigen Stoß

Sammlungen und Schriften über die Lotterie, und sagte: wenn Sie ohne mich zu Stande kommen, so will ich Ihnen Glück wünschen. Aber schmeicheln Sie sich nicht. Ihnen fehlt die Praxis, und wenn Ihnen Personen abgehen, die das Geschäft getrieben haben, so bleiben Sie stecken mit Ihrer Theorie. Wenn das Decret nun auch erfolgt; was werden Sie anfangen? — Ich rathe Ihnen, wenn Sie im Conseil für die Sache sprechen, sogleich den Zeitpunct zu bestimmen, mit dessen Eintritt Sie Ihre Hände waschen. Auch wird du Vernai sich freuen, uns vereint zu sehen. Was die analytische Berechnung der unter allen Verhältnissen gleichen Gewinne anbelangt, so kommen diese bei der Quaterne nicht in Betracht.

Sehr gewilligt, mich mit diesem Brüderpaar zu vereinigen, — nur wollte ich es nicht merken lassen — verfügte ich mich in das Zimmer der Dame und ließ mich vorstellen. Ich fand eine Generalin la Motte, eine zweite bejahrte Dame, die Paris la Baronne blanche nannte, eine dritte, welche die Präsidentin genannt ward, und eine vierte, reizend wie ein Engel, Madame Razzetti, eine Piemonteserin und Frau eines Violinisten bei der Oper. Ich glänzte nicht über Tisch, denn eine wichtige Angelegenheit nahm mir den Kopf ein; kaum daß ich sprach.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang reisete ich am folgenden Morgen nach Versailles ab, und der Minister Bernis empfing mich mit ungemeinem Frohsinn. „Ich wette," sagte er, „Sie hätten ohne mich nie den Muth gehabt, sich als großer Financier geltend zu machen. Herr de Boulogne sagte mir: du Vernai, anerkannt als einer der ersten Köpfe in diesem Fach, habe Ihnen seine ganze Hochachtung geschenkt. Gehen Sie augenblicklich zu ihm und vernachlässigen Sie diesen Mann ja nicht, wenn er sich in Paris aufhält. Die Lotterie wird eingeführt werden, und es wird ganz in Ihrer Macht stehen, Vortheil davon zu ziehen. Finden Sie sich, sobald der König auf die Jagd gegangen seyn wird, in den kleinen Apartements ein; dort wird die Marquise Sie sehen. Dann verfügen Sie sich zum Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, und stellen sich dem Abbé de Laville vor. Er ist der erste Commis dort, und wird Sie gut aufnehmen.

Herr de Boulogne versicherte mich, daß, sobald er von du Vernai die Nachricht erhielte, das Conseil der Militairschule sey damit einig, der Lotterieplan bekannt gemacht werden solle, und er forderte mich auf, ihm meine sonstigen etwaigen Entwürfe mitzutheilen.

Mittags begab sich Madame de Pompadour mit dem Prinzen Soubise und mit meinem Gönner nach den kleinen Apartements. Ich ward der mächtigen Frau vorgestellt, und nach den gewöhnlichen Anreden sagte sie, daß ihr die Geschichte meiner Flucht aus den Bleikammern beim Lesen viel Vergnügen gemacht. Die Herren da oben, sagte sie lächelnd, sind ziemlich furchtbar. Besuchen Sie ihren Gesandten? —

Ich kann ihm kein besseres Zeichen von Achtung geben, als wenn ich nicht zu ihm gehe. —

Aber jetzt, hoffe ich, werden Sie sich bei uns niederlassen. —

Es würde mich glücklich machen, wenn es geschehen könnte; nur bedarf es der Fürsprache, und die erwirbt sich in diesem Lande das Talent allein; daher bin ich zaghaft. —

Ich glaube, Sie können alles erwarten; denn Sie haben Freunde hier. Ich will mein Möglichstes thun, Ihnen nützlich zu werden.

Auch der Abbé de Laville empfing mich gütig und verließ mich erst, nachdem sich Gelegenheit dargeboten, mich zu versichern, daß er meiner gedenken werde.

Mein Mittagsessen nahm ich in dem Gasthof ein. Ein Abbé nahte sich mir und machte den Vorschlag, gemeinschaftlich zu speisen. Höflichkeit zwang mich, darauf einzugehen. Indem wir uns setzen, gratulirt er mir zu dem gütigen Empfang, den ich vom Abbé de Laville erfahren. Ich war anwesend, sagte er, und schrieb einen Brief; Wort für Wort habe ich ihr Gespräch vernommen. Darf ich fragen, wer Ihnen Zutritt zu dem würdigen Abbé verschafft hat? —

Wenn Ihre Neugier sehr groß ist, so will ich nicht anstehen, es Ihnen zu sagen, mein Herr. —

Keinesweges. Ich bitte vielmehr um Entschuldigung. —

Nachdem ich den Mann so ablaufen lassen, redete er nur von gleichgültigen und von unterhaltenden Gegenständen. Wir fuhren in Gesellschaft nach Paris zurück, theilten uns die Namen mit und versprachen einander zu besuchen. Er stieg in der Straße des bons enfans aus, ich in der Straße du petit lion.

In meiner Wohnung fand ich einen Brief von du Vernai, der mich auf morgen um elf Uhr in die Kriegsschule einlud. Um neun Uhr besuchte mich Calsabigi; er brachte mir ein mächtiges Tableau, welches alle die arithmetischen Berechnungen enthielt, die ich dem Conseil vorzulegen hätte. Es war eine auf wirklichen Zahlen beruhende Berechnung der nämlichen Gewißheiten, welche ich durch Raisonnement allein motivirt hatte. Das Wesentliche bestand immer darin, daß die Lotterie in Absicht der Bezahlung der gewinnenden Loose dergestalt gesichert werden mußte, daß von sechs Einsätzen nur fünf zur Ziehung kämen. Das gab die Evidenz von Gewinn dessen, was über fünf einging, beruhigte das Publicum aber auch wegen der Nothwendigkeit, nur fünf ziehen zu müssen, um die Regiekosten zu decken.

Mit diesen Ueberzeugungen ausgerüstet, trat ich in die Versammlung ein. Die Besprechung begann; man hatte auch d'Alembert als großen Arithmetiker dazu eingeladen. Er wäre schwerlich zugezogen worden, wenn sich die Sache mit du Vernai allein hätte abmachen lassen. Aber es waren Köpfe anwesend, die, um das Resultat eines politischen Calculs sicherer verwerfen

zu können, dessen Evidenz läugneten. Die Conferenz währte drei Stunden.

Nachdem ich meine Darstellung in einer halben Stunde zu Ende gebracht, faßte Herr de Courteil das Resultat zusammen, und eine Stunde lang wurden Bedenken vorgebracht, die ich mit großer Leichtigkeit widerlegte. Ich sagte unter andern: die Kunst der Berechnung im Allgemeinen sey die Kunst, den Ausdruck für ein Verhältniß zu finden, welches sich jedesmal als das Endverhältniß aus einer gewissen Summe von Partialverhältnissen manifestiren und bewähren müsse. Ich fuhr fort, daß auch in der moralischen Welt ein analoger Calcul fast eben so sicher leite, wie ein mathematischer, und ich überzeugte die Herren, daß in Ermangelung dieser Sicherheit es niemals Versicherungsanstalten hätte geben können, die sämmtlich reich und blühend, alle jene Schwachköpfe verlachten, welche sich von der Furcht vor Glück und Unglück nicht losmachen könnten. Ich schloß mit der Erklärung, es gebe auf Erden keinen gescheuten und ehrlichen Menschen, der verbürgen könne, daß die Lotterie in jeder Ziehung gewinnen werde, und daß, wenn Jemand auftrete, der diese Bürgschaft geben wolle, man ihn doch ja nach Hause weisen möchte, denn entweder würde er nicht Wort halten, oder wenn er nicht Wort hielte, wäre er ein Betrüger.

Hierauf stand du Vernai mit den Worten auf, daß in jedem Fall man Macht besitze, ihn zu unterdrücken. Dann entfernten sich die versammelten Herren, nachdem sie ein Papier unterschrieben, welches ihnen von du Vernai war vorgelegt worden. Calsabigi aber brachte mir am folgenden Morgen die Nachricht, daß man der Ausfertigung des Decrets entgegensehe. Ich versprach ihm, täglich de Boulogne zu besuchen und Calsabigi zur Regie zu empfehlen, sobald ich Gewißheit über die mir zugestandenen Bewilligungen haben würde.

Man machte mir das Anerbieten, — und ich war damit zufrieden — sechs Einnahme-Comptoirs zu übernehmen, zugleich aber aus der Lotterie-Casse selbst einen Gehalt von viertausend Franken zu beziehen. Es sollte dies für die Zinsen eines Capitals von hundert tausend Franken gelten, die ich hätte annehmen können, wenn ich den sechs Comptoirs entsagt hätte. Nun aber betrachtete man jenes Capital als eine Caution, welche man mir verzinsete.

In acht Tagen erschien das Decret. Man übertrug Calsabigi mit einem Gehalt von dreitausend Franken für jede Ziehung die Direction, ferner einen Gehalt von viertausend Franken jährlich gleich mir, und das Haupt-Comptoir im Lotteriegebäude selbst auf der Straße Montmartre. Von meinen sechs Comptoirs verkaufte ich sogleich fünf, ein jedes für zweitausend Franken; aber das sechste Comptoir, welches mir verblieb, eröffnete ich mit ungewöhnlicher Ostentation in der Straße St. Denis, indem ich zum Commis desselben meinen Kammerdiener einsetzte, einen jungen sehr fähigen Italiener, der den Prinzen Catolika in gleicher Eigenschaft zu Neapel bedient hatte. Man beraumte den Termin der Ziehung an und ließ bekannt machen, daß acht Tage nach der Ziehung die Gewinne beim Haupt-Comptoir ausgezahlt werden sollten. Aber ehe noch vier und zwanzig Stunden verflossen waren, hatte ich schon anschlagen lassen, daß ich alle Gewinne, welche bei mir gefallen wären, binnen vier und zwanzig Stunden nach der Ziehung in meinem Comptoir, Straße St. Denis, honoriren würde. Mein Emolument bestand in sechs Procent von der Einnahme. Nun strömte alles mir zu; Jedermann wollte bei mir einsetzen. Funfzig bis sechzig Commis der übrigen Comptoirs waren einfältig genug, sich bei Calsabigi über meine Operation zu beschweren. Aber er konnte ihnen nur antworten, daß nichts sie hindere, mir das Spiel zu verderben, wenn sie mein Beispiel nachahmten. Indessen war unerläßlich, daß die Einnehmer sich im Besitze der nöthigen Geldmittel befanden.

Meine Einnahme bei der ersten Ziehung belief sich auf vierzigtausend Livres. Kaum waren die Loose gezogen worden, als mein Commis mir die Liste überbrachte, nach welcher achtzehntausend Livres bei mir waren gewonnen worden; alles auf Amben. Ich gab dem Commis das Geld und überließ ihm die Gratificationen, die bei der Auszahlung nicht unterblieben. Die Lotterieanstalt gewann im Ganzen bei dieser Ziehung sechsmalhunderttausend Livres von einer Totaleinnahme, die sich auf zwei Millionen belief. Paris allein trug viermalhunderttausend Livres dazu bei. Als ich am folgenden Tage mit Calsabigi bei du Vernai speisete, hatte ich das Vergnügen dessen Klagen darüber zu hören, daß der Gewinn der Anstalt zu bedeutend gewesen sey. Dennoch waren in Paris gegen zwanzig Ternen gewonnen worden. Man hatte sie schwach besetzt; aber gerade dies war der Lotterie günstig. Es kostete der Anstalt wenig und erweckte eine gute Meinung von derselben. Der Fanatismus hatte angefangen, um sich zu greifen, die nächste Ziehung versprach eine Verdoppelung des Einsatzes. Der artige Krieg, welchen man gegen mich über Tische wegen meiner Operation führte, belustigte. Calsabigi setzte auseinander, wie durch diesen klugen Streich ich mir den jährlichen Zins von zwanzigtausend Livres gesichert hätte, welcher die übrigen Einnehmer ruiniren müsse. Du Vernai meinte, ähnliche glückliche Unternehmungen der Kühnheit und des Verstandes würden in allen Verhältnissen erlebt; und da den übrigen Einnehmern ein gleiches Verfahren nicht freistände, so könnte durch mein Manövre der Ruf der Lotterie keinesweges leiden. Bei nächster Ziehung war eine Terne von vierzigtausend Livres bei mir gefallen. Ich hatte eine Einnahme von sechzigtausend Livres gehabt, und meine Casse am Abend vorher abliefern müssen. Das nöthigte mich freilich Geld aufzunehmen. Aber seitdem ward mir, wo ich mich nur sehen ließ, in allen Gesellschaften, im Theater, auf Promenaden Geld angeboten. Die Leute baten mich sodann, ihnen die Billets zu schicken, denn sie verständen nichts von der Sache.

Seitdem füllte ich die Taschen mit größern und kleinern Billets an, und ließ die Spielsüchtigen wählen; mit Taschen voll Geld kehrte ich zurück. Den übrigen Einnehmern erging es nicht gleich gut, sie waren nicht die Leute zum Verblenden; sie fuhren nicht gleich mir in einer Carosse. Ich spielte allein diese täuschende Rolle, das gab mir einen Namen und unbedingten Credit. Paris war von je und ist noch eine Stadt, wo alles nach dem Schein beurtheilt wird; nirgends in der Welt kann man leichter imponiren.

---

## Arabien und seine Bewohner.

Reynier, der schon über die Celten, die alten Deutschen, Phönicier und Perser treffliche Untersuchungen angestellt hat, theilt in einem neuen Werke: De l'économie publique et rurale des Arabes et des Juifs. Genf, 1821 schätzbare Bemerkungen über diese seit mehrern Jahrtausenden bestehenden Völker mit. Wir heben einige derselben über die Araber und ihr Land aus. Das letztere, meint er, machte auf Regierungsform, Sitten, Künste und Lebensweise den unbeschränktesten Einfluß geltend, bis ihn eine neue Religion durchkreuzte, als Mahomet diese einführte, sah man die Araber sich überall ausbreiten, große Eroberungen machen. In allen Gegenden ließen sie von jener Ueberschwemmung große Denkmäler ihrer Macht und ihres Ruhms zurück, während sie selbst wieder in ihre alten Grenzen zurückkehrten, dem Strome gleich, dessen Austreten nachgelassen hat. Von jeher zerfielen die Araber in zwei Hauptstämme. Der eine war in Städten eingebürgert, fleißig dem Handel ergeben; der andere blieb Hirt, unter einem Zelte, als Nomade herumirrend. Nur in der entferntesten Beziehung nahm er an den Veränderungen Antheil, die seine Nachbarn erfuhren. Mäßig aus Noth, übersehn von seinen Nachbarn, wenn er ihre Ruhe nicht störte, ohne alle Handelsverbindungen, weil er nichts zum Austausch hatte, entging er allen Veranlassungen, die den Charakter umändern und die Cultur beschleunigen oder — aufhalten. Auf der einen Seite gleichen diese Araber allen andern Nomaden, die in Mittelasien herumziehen. Auf der andern sind und waren sie, von jeher vielleicht, von ihnen verschieden. Die Scythen ehemals, die Tartarn jetzt, haben Heerden im Ueberfluß und nähren sich von ihrem Fleische. Der Araber muß sich mit der Milch derselben und einer Hand voll Datteln begnügen. Jene können sich eine Art Luxus verschaffen. Dieser hat nur das Allernothwendigste. War Arabiens Wüste stets — Wüste? Reynier meint, man finde in ihr eine Menge versteinerter Palmen und Sykomoren und hält also das Gegentheil für wahrscheinlich. (Burkhardt macht dieselbe Bemerkung über die Wüste zwischen Suez und Cairo.) Die Araber in einem Landstriche, den ringsherum ackerbautreibende Völker oder das Meer umgaben, theilten das Land unter sich nach Maßgabe ihrer wenig zahlreichen Stämme. Jedes Haupt derselben konnte ohne weitere Gesetze herrschen, da Sitten und alle Verhältnisse ganz einfach waren. Das Volk war zu arm, um eine andere Regierungsform zu tragen, zu bezahlen. Unabhängigkeit, Gleichheit, Mäßigkeit und ihre glücklichen Folgen erscheinen bei diesem Volke als Tugenden und sind doch nur mangelnde Fehler, aus denen Gastfreundschaft und Heiligkeit des Eides entsprangen, die sonst überall so selten sind. Das einförmige Leben wiegt die Einbildungskraft des Arabers in Schlummer, aber entnervt sie nicht. Immer ist er bereit zu erwachen und dann mit Kraft und Thätigkeit aufzutreten und zu zeigen, was er, in günstigerer Lage, für Künste und Wissenschaften hätte thun können. Daher der Eindruck, den eine neue Erscheinung bei ihm macht, der natürliche Enthusiasmus, mit dem der Araber von einer Religion zur andern übergeht, vom Sabäismus oder der Anbetung der Gestirne, zum Muhamedanismus und dem jetzigen Wechabismus. — Die in Städten und Dörfern lebenden Araber legten sich auf Wissenschaften und Gewerbe. Sie nahmen an allen Vortheilen und Nachtheilen der Civilisation Antheil. Der Handel machte sie reich; aber der Reichthum den Neid der Nachbarn rege. Oft drangen diese vor. Die Aethiopier, die Römer unterjochten sie für längere oder kürzere Zeit, doch nie so lange, daß sie den Nationalcharakter hätten umändern können. Wir finden in ihnen weder den abgestumpften, phlegmatischen Sinn der Asiaten, noch die Wildheit der Africaner.

Der Ackerbau, die Landwirthschaft der Araber war von jeher berühmt. Wer kennt nicht ihre Pferdezucht? Von wem, als vom Araber, erhielt man, über Aegypten, das Zuckerrohr? Selbst den Maiz bauten sie, behauptet Reynier. Die neue Welt beschenkte mit ihm keineswegs die alte. Reiß, Baumwolle, Kaffee kamen aus Arabien. Dasselbe gilt, sagt R. vom Spargel und St. Lucienholz. (Beim Spargel, der einen fetten, feuchten, warmen Boden verlangt, hätte die Natur, scheint es, hier in der Wahl des Bodens einen Mißgriff gemacht.)

---

## Kleinigkeiten.

Eine neue Oper, die kürzlich in London aufgeführt wurde, Ricciardo und Zoraide von Rossini, fand wenig Beifall. Rossini, sagt ein englischer Kunstrichter, schreibt zu viel und wiederholt sich darum unwillkürlich selbst. Man sollte ihn als verdächtigen Carbonaro ein Jahr in die Citadelle von Mantua einsperren, Dinte, Feder und Papier, nebst einem Piano und Libitum geben, und dann würde man sehen, daß etwas Neues und Gutes von ihm zu Stande käme.

Dr. Brewster hat in Edinburg ein leichtes Verfahren entdeckt, die Sonne oder einen andern leuchtenden Körper mit einem sie umgebenden Kreise erscheinen zu lassen. Er besprützt eine gläserne Platte mit einer gesättigten Alaun-Auflösung. Sie schießt auf derselben sogleich in kaum sichtbaren Krystallen an, und durch sie erscheint dann die Sonne oder eine Kerze, wenn man das Auge dicht an die Platte hält, mit drei schönen Lichtkreisen in verschiedenen Entfernungen. Der mittelste ist der weißeste, die andern sind buntfarbig.

Das Haus der Gemeinen hatte im letzten Parlament die Erbauung einer neuen Brücke über die Themse in Antrag gebracht. Die Staatscasse sollte dazu 150,000 Pfund geben, die City das Uebrige tragen. Da aber der Anschlag auf eine Million Pf. gemacht war, so lehnte ihn diese bis dahin ab, daß erst die nöthigen Fonds angeschafft wären.

Der Zustand der meisten Gefängnisse ist in England, wie aus dem neuesten Berichte der mit ihrer Verbesserung beauftragten Gesellschaft hervorgeht, die im Julius in London ihre Sitzung hielt, im höchsten Grade erbärmlich. Wahnsinnige, Vagabunden, Verbrecher, Verdächtige, Verklagte sind häufig in einem solchen Gemache des Jammers und Elends zusammen. Selbst beide Geschlechter werden öfters nicht getrennt.

---

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: Brockhaus'sche Buchhandlung.

# Literarisches Conversations-Blatt.

**Nr. 201.**

1. September 1823.


**Gascoigne's Princely Pleasures with the Masque. Intended to have been presented before Queen Elisabeth, at Kenilworth Castle. In 1575; with an introductory Memoir and Notes. London, 1821.** (Gascoigne's fürstliche Vergnügungen mit der Masque, die vor der Königin Elisabeth dargestellt werden sollten zu Kenilworth Schloß, im Jahr 1575; mit einleitender Lebensbeschreibung und Anmerkungen. London 1821.)

### Einleitung.

Da die Festlichkeiten, welche in Kenilworth Castle Statt fanden, sowohl durch den neuerlich gedruckten Brief, Robert Laneham's, als durch den vortrefflichen und anziehenden Roman Kenilworth, jetzt beinah dem ganzen lesenden Publicum bekannt sind, so wird es für beide Schriften ein wünschenswerther Zusatz, einige Proben der literarischen Aufsätze zu haben, welche zu den dramatischen Unterhaltungen der Königin Elisabeth verfaßt wurden. Laneham's Brief enthält zwar eine vollständige Beschreibung von den Einrichtungen und Anordnungen der mancherlei Schaugepränge, aber er bekennt sich doch oft unfähig, mehr als eine allgemeine Anzeige der vielen Lobreden zu geben, die sowohl in Versen, als Prosa, während des Besuches der Königin, gehalten wurden. Die folgenden Masken waren, wie man sehen wird, nicht von einer Person allein verfaßt; da aber diese Gedichte insgemein unter dem Titel: Gascoigne's fürstliche Vergnügungen von Kenilworth, bekannt sind, zuerst mit seinen Schriften gedruckt, so hat man die vorhandenen Nachrichten von diesem berühmten Schriftsteller der Einleitung beigefügt.

Georg Gascoigne, Sohn und Erbe des Sir John Gascoigne, stammte aus einem alten und achtbaren Geschlecht in Essex und erhielt seine erste Erziehung bei einem Geistlichen, Namens Nevinson. Gascoigne kam zunächst auf die Universität. Wood vermuthet, daß er zu Oxford und Cambridge studirt habe; doch, nach mehreren Stellen in seinen Werken, besuchte er höchst wahrscheinlich nur die letztere. Von der Universität begab er sich, wie viele junge Männer seiner Zeit, nach Gray's Inn, wovon er ein Mitglied ward, und es ist wahrscheinlich, daß er um diese Zeit jenen ausschweifenden Lebenslauf antrat, über welchen in dem größtem Theile seiner Schriften so lebhafte Reue ausgedrückt ist. Bei einem gewiß höchlich mit poetischem Gefühl begabten Gemüth und immer im hohen Grad zärtlicher Sinnesart, ist es nicht überraschend, daß Gascoigne's Jugend-Gedichte alle die Liebe zum Gegenstand haben. Gabriel Harvey feiert ihn, in seinen Gratulationes Valdinenses, mit Chaucer und dem Grafen von Surrey, als einen poetischen Ritter des weiblichen Geschlechts. Höchst wahrscheinlich war es dies ausschweifende Leben, was Sir John Gascoigne veranlaßte, seinen Sohn zu enterben; obwohl es, nach mehreren Stellen seiner Gedichte, scheinen sollte, als ob seine Schuld durch verleumderische Nachrichten erhöht worden wäre. Ganz sich selbst überlassen und allein in die Welt geworfen, suchte er einige Zeit in Unabhängigkeit Trotz zu bieten; als er aber fand, daß die Wüstlinge, mit denen er sich verbunden, und die Geliebten, an die er sein Geld verschwendet hatte, eben so unempfindlich für seine Lage, als unfähig, sie zu verbessern, waren, schiffte er sich im März 1572 nach Holland ein und trat in die Armee des Prinzen Wilhelm von Oranien. Nach einer gefahrvollen Reise, wobei zwanzig der Mannschaft durch die Trunkenheit des Steuermanns ertranken, landete Gascoigne in Holland und erhielt eine Hauptmannsstelle unter dem Prinzen. Seine Gedichte: *Gascoigne's Reise nach Holland*, *die Früchte des Krieges*, und *die Frucht der Fesseln*, nebst der *Klage des grünen Ritters*, unter welchem Namen Gascoigne im Heere bekannt gewesen zu seyn scheint, enthalten viel Nachricht über sein Leben in dieser Zeit. Aus diesen erfährt man, daß er sich auf gutem Wege zur Beförderung befand, als ein unglücklicher Streit mit seinem Obersten ihn bewog, nach Delft zu gehn, um beim Prinzen seine Stelle niederzulegen, der jedoch eine Aussöhnung zu bewirken suchte. Während dieser Ereignisse und Gascoigne's Aufenthalt in Delft, sandte eine Dame aus dem Haag, damals von den feindlichen Truppen besetzt, einen Brief an ihn, welcher sein Bildniß betraf, das er ihr gegeben hatte. Dieses Schreiben gerieth in die Hände seines Obersten und seiner Feinde, die es dazu brauchten, bei vielen, und vornehmlich bei den holländischen Bürgern, den Verdacht zu erregen, als sey Gascoigne ihrer Sache untreu. Als Folge davon erlitt er ansehnliche Beschränkungen, die, nach seiner Bemerkung, eine *Winterzeit* dauerten, bis der Prinz nach Seeland kam, und Gascoigne ihm die ganze Sache vorlegte, wo er sogleich Pässe, um die Dame zu besu-

chen, und ein kräftiges Zeugniß seines Werthes erhielt. Bald nachher ward Middelburg von Wilhelm von Nassau belagert, bei dessen Einnahme Gascoigne solche Tapferkeit bewies, daß der Prinz, wie er erzählt, gab

„Dreihundert Gulden über meinen Sold
Und hieß mich warten, bis im Stand' er sey.
Noch zu belohnen besser meine Treu."

Der also erworbene Ruhm war gewiß ein vornehmlicher Grund des darauf folgenden Mißgeschicks, da seine Feinde jetzt noch Neid zu ihrem vorigen Haß und Verdacht hinzuzufügen hatten. In dieser Zeit erhielten die Spanier eine Verstärkung von England, und Gascoigne ward unter dem Commando des Hauptmanns Sheffield zu einem unvollendeten Fort zu Valkenburg befehligt, das man sogleich angriff. Die holländischen Truppen waren daselbst nur 500 Mann stark, während die der Spanier sich auf 3000 beliefen, dazu kam, daß die Festungswerke unvollständig, und die Vertheidiger weder mit Lebensmitteln, noch Munition versehen waren. Vergebens war der Widerstand, obgleich Gascoigne und seine Gefährten aushielten, bis sie genöthigt wurden, sich zurückzuziehen, welches sie endlich nach Leiden thaten, dessen Thore ihnen verschlossen wurden. Das Uebrige läßt sich leicht denken — sie ergaben sich den Spaniern auf ehrenvolle Bedingungen, und nach einer viermonatlichen Gefangenschaft wurden die Offiziere in ihr Vaterland gesandt. Nach seiner Rückkehr hielt sich Gascoigne in Gray's Inn und gelegentlich in Walthamstow auf, da er von neuem die Rechte zu studiren anfing, und auch solche seiner ernstern Gedichte bekannt machte, von denen er erwartete, daß sie die Erinnerung an seine Liebeslieder auslöschen würden. Im Sommer 1575 begleitete er Lord Leicester nach Kenilworth, um Hunnis, Goldingham, Mulcaster, u. a., in Verfassung von Masken und Schaugeprängen zur Belustigung der Königin Elisabeth beizustehn, und der Leser wird in der Folge sehen, welchen Antheil er daran nahm. Nach Beendigung der Festlichkeiten zu Kenilworth, beschäftigte sich Gascoigne, wie man glaubt, zu Walthamstow mit Vorbereitung seiner verschiedenen Werke zum Druck, wovon ein genaues Verzeichniß am Ende dieser Nachrichten folgen wird. Obgleich Gascoigne in seiner Zeit gewiß bewundert und gefeiert ward, und die Freundschaft und Gönnerschaft vieler Großen und wichtigen Männer besaß, klagte er doch während dessen, sagt Chalmers, bitterlich über das, was die Dichter aller Zeitalter empfunden haben, den Neid der Mitbewerber und die Bosheit der Kritiker, und es schien ihm, obwohl er diese Behandlung anscheinend mit Geduld ertrug, dennoch am Innern genagt und eine Krankheit bewirkt zu haben, die seine Aerzte nicht heilen konnten. In allen seinen Schriften ergreift er jede Gelegenheit, um die Verirrungen seiner Jugend zu erwähnen und zu beklagen und jedes Aergerniß zu vergüten, das wirklich oder eingebildet aus dem Lesen seiner frühern Gedichte hätte entstehen können, in denen jedoch die Anzahl unzarter Gedanken gewiß sehr gering ist. Nach Verlauf von wenig mehr als zwei Jahren, seit dem Besuch der Königin in Kenilworth, starb Gascoigne zu Stamford in Lincolnshire, den 7. October 1577, wie Whestonne berichtet, in Gegenwart seiner Gattin und seines Sohns und mit solcher Ruhe

— „Daß Niemand ob vermerkt,
An Kampfes Zeichen, schwerem Athemzug,
Wie er des Todes Qual und Angst ertrug."

Der Vermuthung seiner Biographen gemäß war er nicht über vierzig Jahr alt.

Diese leichten Umrisse seines Lebens können nicht besser beschlossen werden, als mit folgendem fein gezeichneten poetischen Charakter, welchen Chalmers ihm und seinen Schriften beigelegt hat: „Wenn wir das allgemeine Verdienst der Dichter in der frühern Zeit der Königin Elisabeth erwägen, so zeigt es sich wahrscheinlich, daß die außerordentliche Seltenheit von Gascoigne's Schriften der Hauptgrund war, weshalb er so sehr von den neuern Lesern vernachlässigt ward. In Weichheit und Wohllaut der Verse steht er keinem Dichter seiner Zeit nach, wenn diese Eigenschaften sehr gewöhnlich waren; aber sein höheres Verdienst besteht darin, daß er bei jeder Sache die Kraft und Erfindung eines Dichters, eine Wärme des Gefühls, zart und natürlich, und eine Fruchtbarkeit der Phantasie offenbart die jedoch nicht immer frei von den Vorstellungen der italienischen Schule ist. Wenn nichts übrig geblieben wäre, als sein Stahl-Glas (Steele Glass) so kann er als Satyriker unter die ersten gerechnet werden. Die Ader seines Spottes, welche dieses Stück enthält, scheint mir originell, und seine genaue Menschenkenntniß, vielleicht auf Kosten der Gesundheit, und gewiß der Ruhe und Unabhängigkeit erkauft, befähigen ihn, ein genaueres Bild der Trachten, Sitten, Vergnügungen und Thorheiten seiner Zeit darzubieten, als wir fast bei irgend einem andern Schriftsteller finden. Die besondern Schönheiten seiner verschiednen Stücke zu bezeichnen, würde, nach den Proben, die Mrs. Cooper, Percy, Warton, Headley und Ellis gegeben haben, unnöthig seyn; jedoch in dreierlei Hinsicht erheischen seine Ansprüche auf Originalität, als Aeras in einer Geschichte der Dichtkunst einer Erwähnung. Sein Steele Glass gehört unter die ersten Versuche ungereimter Verse in unserer Sprache; seine Jocaste ist das zweite dramatische Stück in diesem Versmaß, und seine Vermuthungen (Supposes) ist die erste in Prosa geschriebene Komödie."

## Chronologisches Verzeichniß der Schriften, in Prosa und Versen, von Georg Gascoigne.

Hundert verschiedne Blumen, in eine kleine Dichtung zusammen gebunden. Zum Theil gesammelt, durch Uebersetzung in die ausländischen Gärten des Euripides, Ovid, Petrarka, Ariosto und Anderer, und zum Theil aus unsern eigenen fruchtbaren Obstgärten in England; darbietend allerhand süße Gerüche tragischer, komischer und moralischer Gespräche, sowohl unterhaltend als nützlich für die feinriechenden Nasen der gelehrten Leser.

*Meretum petere, graue.*

Gedruckt für Richard Smith. 1572, 4.

In dieser Ausgabe erschien zuerst: Vermuthungen: eine Komödie, geschrieben in italienischer Sprache von Ariosto, und ins Englische übertragen durch Georg Gascoigne. Und, Jocaste, ein Trauerspiel, geschrieben im Griechischen von

Euripides, übersetzt und in Aufzüge abgetheilt durch Georg Gascoigne und Franz Kinwelmarsh von Grays Inn und daselbst durch sie bekannt gemacht im Jahr 1566. Diese Ausgabe ist so überaus selten, daß nur zwei vollständige Exemplare davon bekannt sind.

Die Poesie von Gascoigne, Esquire. Verbessert und vermehrt durch den Verfasser, 1575.

Tam Marti, quam Mercurio.

Gedruckt in London, für Richard Smith. 1575. 4.

Dies wird insgemein die zweite Ausgabe von Gascoigne's Gedichten genannt.

Der Spiegel der Regierung. (the glasse of Government) Eine tragische Komödie, so benannt, weil darin die Belohnung der Tugend, als auch die Bestrafung des Lasters verhandelt wird. Von Georg Gascoigne, Esquire. 1575.

Die Eremiten Sage zu Woodstock, 1575. Königliches Manuscript im Brittischen Museum. Abgedruckt im ersten Theile von Königin Elisabeths Fortschritten, von Nichols, 1788. 4.

Das fürstliche Vergnügen am Hof zu Kenilworth: Das will sagen, die Mittheilungen aller Verse, prosaischer und poetischer Erfindungen, und anderer vergnüglichen Darstellungen, welche von verschiedenen Herren vor der Königin Majestät ersonnen und ausgeführt wurden. Im Jahre 1575. Gedruckt in London bei Richard Thoms, 1576, 8.

Von dieser Ausgabe, welche die erste war, ist nur Ein Exemplar bekannt. Bei der Versteigerung von Dr. Wright's Bibliothek, im April 1787, erhielt es Dr. Farmer für den geringen Preis von zehn Schillingen! Nach Dr. Farmer's Tode, 1798, wurden seine Bücher gleichfalls durch den Hammer zerstreut, und dasselbe Exemplar ward von Mr. Jeffery von Pall Mall für den verstorbenen Georg Ellis für zwei Pfund sechs Schilling erstanden, was einigermaßen befremdend ist, da die Seltenheit dieses Buches damals bekannter geworden war; es gelangte in der Folge durch die Hände des Hrn. Parks zu den Messrs. Longman und Comp., von denen es seinem gegenwärtigen Besitzer, Wilhelm Staunton, Esq. von Longbridge überliefert ward.

Eine köstliche Diät für leckermäulige Müssiggänger. Worin gegen den häßlichen Misbrauch des gewöhnlichen Zechens und Saufens ehrlich ermahnt ist. Von Georg Gascoigne, Esq.

Tam Marti, quam Mercurio.

Gedruckt in London bei Richard Thoms, 22. August. 1576, 8.

Der Wille des Teufels; nebst seinen zehn greulichen Geboten. Gerichtet an seine folgsamen und verfluchten Kinder, und der Lohn, allen denen verheißen, die sich bemühen wollen, dieselben zu vollziehen, u. s. w. Gedruckt bei Richard Thoms, kein Datum, 8.

*The Steele Glass.* Eine Satyre verfaßt von Georg Gascoigne. Nebst Philomelens Klage, eine Elegie, gedichtet von demselben Verfasser.

Tam Marti, quam Mercurio.

Gedruckt für Richard Smith 1575, 4.

Das Lied der Freude. Einige Elegien, worinnen das ungewisse Vergnügen des menschlichen Lebens dargestellt ist. Geschrieben an Ihro vortreffliche Majestät die Königin.

Tam Marti, quam Mercurio. 1576.

Ein nicht öffentlich erschienenes Manuscript, Gedicht, im brittischen Museum. Dies Manuscript bietet eine schöne Probe von Handschrift dar, und wo sich unmittelbar an die Königin gewandt wird, sind die Buchstaben mit schimmerndem Golde geschrieben.

Die Trommel des Gerichtstags ward nach seinem Tode bekannt gemacht unter dem Titel:

Die Trommel des Gerichtstags. Worinnen die Gebrechlichkeiten und Mühseligkeiten des menschlichen Daseyns lebendig dargestellt und gelehrt auseinandergesetzt sind. Uebertragen und gesammelt von Georg Gascoigne, Esq.

Tam Marti, quam Mercurio.

zu London gedruckt bei John Windet für Gabriel Cawood. 1586. 4.

Die sämmtlichen Werke von Georg Gascoigne, Esq. Neuerlich in einem Bande zusammengefaßt, das heißt: Seine Blumen; Kräuter; Gräser; die Früchte des Krieges; die Komödie: Vermuthungen genannt; das Trauerspiel Jocaste; das Stahlglas; die Klage der Philomele; die Geschichte von Ferdinando Jeronimi und das Vergnügen zu Kenilworth Schloß. Gedruckt bei Abel Jeffes, 1587. 4.

Dies wird die dritte und vollständigste Ausgabe seiner Werke genannt und kann für die beste gerechnet werden, nur daß die in den vorhergehenden Ausgaben angemerkten Fehler hier nicht verbessert sind.

---

Ihre Majestät kamen meines Wissens am neunten Junius, welches ein Sonnabend war, hier an. An diesem Tage trat ihr, nicht weit vom Schlosse, Sibylla entgegen, welche Ihrer Hoheit die glückliche Regierung prophezeite, die sie nach dem günstigen Anfang derselben haben würde. Es geschah auf folgende Weise. Sibylla, in einem Wäldchen des Parks, wo die königliche Majestät vorbei kam, sich aufhaltend, trat hervor und sprach wie folgt:

Heil, Fürstin, dreimal glücklich, Heil!
  Ich bin Sibylla, sie,
Die in die Zukunft schaut, als ihr
  Des Wissens Kraft verlieh.
Wie jetzt ein Himmelsgabenthau
  Auf Dich herab sich neigt,
So Tugend immer mehr und mehr
  In Deinen Jahren steigt.
Des Krieges Wuth, in Banden fest,
  Wird nimmer auferstehn:
Denn Friede wird Dein Führer seyn,
  Des Volkes Lieb' erhöh'n.
Man wird Dich nennen Friedensfürst,
  Und Friede ist Dein Schild,
So daß Dein Auge nie erblickt
  Des Kampfes Blutgefild.
Wenn Friede dann Dein Herz beglückt,
  Die größte Freud' umfaßt
Den, der in seinem Haus' empfängt
  So werthen, süßen Gast.
Und Eines sag' ich noch voraus,
  Da es mein Wissen beut,

Daß mehr als hunderttausendmal
Dein Kommen hier erfreut,
Und nichts wird bleiben unversucht,
So lang' Dein Fuß hier weilt,
Was Ruhe Deiner Seele gibt,
Und Lust dem Sinn ertheilt.
So zieh im Frieden, Königin,
Der größte Preis ist Dein:
Der Gott, der alle Welt regiert,
Erhalt' Dein glücklich Seyn!

Dies war erfunden und gedichtet von dem Herrn Hunnis, Meister der königlichen Capelle.

Als die Königin sich dem ersten Thore näherte, standen da auf den Ecken und Zinnen desselben sechs über die Maßen große Trompeter, weit die gewöhnliche Länge der Menschen dieser Zeit übertreffend, die gleichfalls ungeheure und seltsame Trompeten hatten, worein sie zu blasen schienen, während hinter ihnen wirkliche Trompeter aufgestellt waren, die bei Ankunft der Königin bliesen. Und diese stummen Gestalten sollten andeuten, daß zur Zeit und Regierung des Königs Arthur es Männer von dieser Größe gab, so daß das Schloß Kenilworth noch immer wie von Arthurs Erben und ihren Dienern besetzt scheinen sollte. Und als die Königin durchs Thor kam, stand da Hercules als Pförtner, der, über eine so plötzliche Erscheinung bestürzt sich zeigend, sie aufhalten wollte. Doch endlich, besiegt durch den Anblick der seltenen Schönheit und fürstlichen Haltung Ihrer Majestät, übergab er sich und sein Amt und reichte der Königin die Schlüssel dar unter diesen Worten:

Welch ein Getümmel hier? zurück! halt ein! wohin?
Der Stärkste rühr' sich nicht, was für Geschrei ertönt?
Ich bin der Pförtner, Freund', und lasse Niemand ein,
Aus Gunst vielleicht, sonst nicht, wenn Keul' und Arm mir bleibt.
Fürwahr ein Aufruhr, wie! auch schöne Frauen? ja!
Welch zarter Liebling hier? O Gott, die schönste Perl';
Hand, Angesicht und Aug', und jeder andre Zug,
Ja, Schönheit, Lächeln, Reiz, Geberd' und Majestät
Zeigt Himmelsabkunft an, von Tugenden umringt.
Komm, hohes Götterbild, Dich leite Heil und Glück,
Willkommen Himmelsgast, des Nähe All' erfreut!
Nimm Keul' und Schlüssel hin, ich unterwerfe mich,
Die Thor' und selbst der Herr des Schlosses weichen Dir.

Diese Verse wurden verfaßt und gesprochen von dem Hrn. Badger aus Oxford, Meister der schönen Künste an derselben Universität.

Nachdem die Königin durch das Thor in den Vorhof gelangt war, nahte sich ihr eine Dame, von zwei Nymphen begleitet, über das Gewässer kommend, so fortgebracht, daß es schien, als wandelten sie auf den Fluthen. Diese Dame nannte sich die Dame vom See und sprach zu ihrer Hoheit Folgendes:

Ob Eil' auch treibt, doch Bitt' um Rast erfülle,
Glorreiche Fürstin, Deines Stammes Zier!
Indeß ich kürzlich meine Lag' enthülle,
Und Dank für das, was ich nun finde hier;
Ich, die den Tod gewünscht, mich zu vernichten,
Wenn Götter eine Schuld ihm zu entrichten.

In diesem schönen See hab' ich zu walten,
Wo seit des großen König Arthurs Zeit,
Der hier den königlichen Hof gehalten,
Ich trüb' ein Leben führt' in steter Leid,
Bis jetzo Du zum Drittenmal hier weilest,
Und so mir Grund hervorzugehn ertheilest.

Denn nach ihm ward das Schloß so mitgenommen,
Durch Sachsenschwärme, die verheert das Land,
Daß nie ich wagt' aus meinem See zu kommen,
Ob's unternahm auch König Kenelms Hand,
Bekümmert die Zerstörung anzuschauen,
Den Ort befest'gend wieder aufzubauen.

Von Dänen und Normannen überwunden
Ward endlich diese Insel, leiderfüllt,
Wo auch dies Schloß die rohe Macht empfunden,
(Indessen ich mein Haupt verborgen hielt)
Und ob's auch in Lord Saintlowe's Hand gefallen,
Blieb ich doch immer in verborg'nen Hallen.

Des Grafen Mountford's Macht konnt' mir nichts frommen,
Des Fürstensohns, Sir Edmund Crouchbacks Pracht
Bewog mich nicht aus meinem See zu kommen,
Noch Roger Mortimer, zuerst bedacht,
Als Arthurs Erbe, auf die Tafelrunde,
Gab mir den Muth, zu nahen diesem Grunde.

Auch keiner die's seitdem besessen hatten,
So sehr besorgt' ich drohende Gewalt,
Bis selbst die Götter scheinen zu gestatten,
Daß ich jetzt komm' aus meinem Aufenthalt,
Da hier entbeut Dein dreifach Wiederkehren
Ein dreifach Hoffen und der Furcht kann wehren.

So will ich denn, indessen Du hier weilest,
Glorreiche Fürstin, mich dem Hofe nahn,
Wie Arthur einst Du meine Liebe theilest,
In Ernst und Scherz bleib' ich Dir zugethan.
So ziehe fort, und laß mich jetzo schweigen,
Der See, das Schloß, sein Herr, sind all' Dein eigen.

Diese Verse hatten Herrn Fernas zum Verfasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint (ohne die Beilagen) täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle, und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf, nach Billigkeit, in einem Umkreise von 50—60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und halbjährlich berechnet.

---

Um den Ankauf der ältern Jahrgänge dieses Blattes zu erleichtern, sind die ersten drei Jahrg. oder sechs Bände des Lit. Wochenbl. (d. J. 1818, 19, 20) zusammen für 12 Thlr. und die Jahrg. 1821, 22 des Lit. Conversationsbl. auf 10 Thlr. herabgesetzt. (Beide Folgen, „Wochenblatt" und „Conversationsblatt" zusammen genommen, werden für 20 Thlr. erlassen.)

Leipzig den 1. September.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 202.

2. September 1823.

## Gascoigne's fürstliche Vergnügungen mit der Maske zu Schloß Kenilworth im Jahr 1575.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Als die Königin nach dem innern Hof ging, kam sie über eine Brücke, die auf beiden Seiten mit Geländern versehen war, und auf den Gipfeln der Pfosten derselben waren allerhand Geschenke hingestellt und Gaben an Lebensmitteln, als: Wein, Korn, Früchte, Fische, Vögel, musikalische Instrumente und Waffen zu kriegerischer Vertheidigung. Alles ward durch einen Ausleger, als Poet gekleidet, erklärt, welcher diese lateinischen Verse sprach:

Jupiter e summi dum vertice cernit Olympi,
Huc, princeps Regina, tuos te tendere gressus:
Scilicet eximiae succensus imagine formae,
Et memor antiqui, qui semper ferverat ignis,
Siccine Caelicolae patientur turpiter (inquit)
Muneris expertem Reginam hoc visere castrum
Quod tam laeta subes? Reliqui sensere tonantis
Imperium superi, pro se dat quisque libenter:
Munera Sylvanus aves, Pomonaque poma,
Fruges alma Ceres, rorantia vina Lyaeus;
Neptunus pisces, tela et tutantia Mavors.
Haec (Regina potens) superi dant munera divi:
Ipse loci dominus dat se Castrumque Kenelmi.

Diese Verse hatte Herr Muncaster verfaßt und andere, zu demselben Zwecke, waren von dem Hrn. Paten und über dem Thore in einem Rahmen angebracht. Nach Beendigung dieser Worte wurde sie im innern Hofe mit lieblicher Musik empfangen. Und so absteigend von ihrem Pferde, ertönten Trommeln, Pfeifen und Trompeten, wobei sie die Treppe hinauf und in ihre Zimmer ging.

Am nächsten Tage, welches ein Sonntag war, ward nichts unternommen bis zum Abend, wo ein Feuerwerk auf dem Wasser sich zeigte, wunderbar und gut ausgeführt; zuweilen eine lange Strecke unter dem Wasser fortgehend, und wenn Jedermann gedacht hatte, es sey verlöscht, brach und stieg es wieder aus den Fluthen hervor und brannte mit großer Gewalt fort, bis es gänzlich verzehrt war.

Zu einer genauern Erklärung und Wiederholung alles dessen, was am 10. Julius vor der Königin geschah, trat im Walde, als sie von der Jagd kam, ein Mann zu ihr, der ganz in Epheu gekleidet ging, sich über eine solche Erscheinung zu wundern schien und Klagen gegen Jupiter äußerte. Diese Verse wurden von dem Herrn Gascoigne gesprochen und verfaßt, und Letztres, nach glaubwürdigen Nachrichten, in sehr kurzer Zeit.

Die nächste Darstellung vor der Königin war die Befreiung der Dame vom See, was also geschah. Triton, einer Sirene ähnlich, nahte sich der Königin, als sie über die Brücke von der Jagd zurückkehrte. Er berichtete, daß Neptun ihn gesendet habe, um ihr das jämmerliche Elend bekannt zu machen, worin sich die Dame vom See befinde, dessen Grund folgender war. Sir Bruce sans pitié verfolgte aus Rache wegen seines Vetters Merlin, des Propheten (der sie, um seiner ungestümen Begierden willen, in einen Felsen eingeschlossen hatte), immerwährend die Dame vom See und würde sie vor langer Zeit überfallen haben, wenn nicht Neptun aus Mitleid sie mit Wellen umringt hätte. Daher war sie genöthigt, immer in diesem Gewässer zu leben, und man nannte sie die Dame vom See. Ferner gab er an, daß nach Merlin's Prophezeihung sie anscheinend durch nichts erlöst werden könnte, als durch die Gegenwart einer bessern Jungfrau, als sie selbst. Neptun habe ihn daher gesendet, um die Königin recht demüthig zu bitten, sich nur zu zeigen, welches hinlänglich seyn werde, Sir Bruce mit seiner Macht zu entfernen. Ferner befahl er den Wellen, ruhig zu seyn, und den Fischen, aufzumerken, welches er in Versen ausdrückte. Nachdem er den Zweck seiner Sendung erklärt hatte, stieß er in die Trompete und sprach zu den Winden, Wellen und Fischen:

Ihr Winde kehrt zurück in eure Hallen
Und bleibet ruhig dort.
Ihr grimmen Fluthen unterdrückt die Wellen
Und fließt gelassen fort.
Ihr Fische alle, und wer sonst noch hier
Als Herrscher sich geregt,
Ich leg' Euch in des Meergotts Namen auf,
Daß ihr euch nicht bewegt,
Bis dieser ungestüme Prinz,
Sir Bruce, zur Flucht gebracht,
Und bis erlöst die Jungfrau ist
Durch hoher Jungfrau Macht.

Nach Beendigung dieser Worte ging Ihre Majestät weiter über die Brücke, und die Dame vom See, von ihren zwei Nymphen begleitet, nahte sich ihr, wie das erste Mal, und sprach Folgendes:

Wie soll ich meinen Dank in Worte kleiden,
Was kann ich fühlen, das gerecht nicht scheint,
Für Dich, o Fürstin, die in schweren Leiden
Mir Hülfe sandte gegen meinen Feind!
Und nicht allein den meinen, ohn Frauen
War feindlich dieser Wüthrich Bruce zu schauen.

Bis diesen Tag war nie der See befreiet
Von seinem Angriff und dem seiner Schaar,
Bis nun zur Zeit er die Gewaltthat scheuet,
Da Deine Näh' und Macht ihm offenbar;
Weshalb er sich und die, so bei ihm leben,
In Deine königliche Hand gegeben.

Für dieser Freiheit günstiges Ertheilen,
Nah' ich mich jetzt allein nicht dankend Dir,
Die Nymphen alle, die im See hier weilen,
Vereinen Dank und Huldigung mit mir.
Und zum Beweis, wie sehr wir uns erfreuen,
Ton, Stimme und Wort denselben Ausdruck leihen.

Als die Königin weiter auf der Brücke fortging, erschien Proteus, auf dem Rücken eines Delphins sitzend. Der Delphin ward auf einem Boote fortgeführt, so daß die Ruder seine Floßfedern zu seyn schienen. In diesem Delphin war Musik verborgen, welche ertönte, und Proteus erhob seine Stimme und sang ein glückwünschendes Lied sowohl in Bezug auf die bedrängte Dame, als auch in Hinsicht aller Nymphen und Götter des Sees!

Nach Beendigung dieses Liedes erzählte Proteus der Königin eine kurzweilige Geschichte seiner Befreiung und der Fische, die unter seiner Aufsicht standen. Die Darstellung der Dame vom See war gleichfalls von des Hrn. Hunnis Erfindung, und wenn man es nach dem ersten Entwurf ausgeführt hätte, wäre es gewiß ein wackres Schaugepränge gewesen; denn es war anfangs der Plan, daß zwei Tage vor Befreiung der Dame vom See ein Hauptmann mit zwanzig oder dreißig Geschoß aus dem Reigerhaus, welches das Schloß der Dame vom See vorstellte, hervorbrechen sollte auf aufgehäuftem Schilf, und daß Sir Bruce, eine große Macht am Ufer zeigend, eben so viel, oder mehr abschicken sollte, um besagten Capitain zu überfallen, und so sollten sie auf dem Wasser solchergestalt fechten, daß Jedermann vermeinte, sie gingen auf den Wellen. Als endlich Sir Bruce in die Flucht geschlagen, hatte der Hauptmann zu der Königin an das Schloßfenster zu gehen, um genauer das Mißgeschick seiner Gebieterin zu erklären und den Grund, warum sie nicht pflichtgemäß am Hof erschienen sey, und deshalb die Königin zu ersuchen, seiner Herrin beizustehen, um so mehr, da Merlin prophezeit habe, daß sie niemals erlößt werden könnte, als durch die Gegenwart einer bessern Jungfrau, wie sie selbst. Dies wäre nicht allein eine angemeßnere Einleitung zu ihrer Befreiung gewesen, sondern das Gefecht bei Nacht würde auch recht seltsam und wacker gewesen seyn und der Königin eine gute Gelegenheit dargeboten haben, sich in ihrer Barke auf das Wasser zu begeben, um besser die Befreiung zu bewirken. Die Verse waren, wie ich glaube, theilweise von den Herren Hunnis, Ferres und Goldingham verfaßt.

Soviel von den bis dahin ausgeführten Darstellungen, Coventry shaw und die lustige Heirath *) ausgenommen, welche keiner weitern Erklärung bedürfen, um also fortzufahren. Man wollte vor der Königin einige Scenen im Walde geben, deren Inhalt folgender war: Diana, mit ihren Nymphen auf der Jagd, nahm das Land in Augenschein und erinnerte sich dabei, wie sie vor beinahe siebenzehn Jahren an dieser Küste ihre geliebteste Nymphe, Zabeta genannt, verlor. Sie schildert Zabetas seltne Tugenden. Eine ihrer Nymphen bestätigt diese Erinnerung und scheint zu fürchten, daß Dame Juno sie zu einer ihrer Nachfolgerinnen gewonnen habe. Diana stimmt dem Verdacht bei; als sie aber Zabetas Beständigkeit erwägt, befiehlt sie ihren Nymphen, sorgfältig zu lauschen und zu forschen an allen Orten, um etwas von Zabeta zu hören, und somit geht sie weiter.

*) Beide sind in der neuerlichen Bekanntmachung von Laneham's Brief umständlich beschrieben.

Zur Unterhaltung in der Zwischenzeit kommt ein Mann, ganz in Moos gekleidet, herbei und macht sich als den Sohn des wilden Mannes bekannt, der sich vor Kurzem der Königin gezeigt hatte, klagend, daß sein Vater nach den Worten, welche die Königin mit ihm gesprochen, einem Blinden gleich schmachtend läge, bis es Ihrer Hoheit gefalle, den Nebel von seinen Augen zu nehmen.

Die Nymphen kehren, eine nach der andern, von dem Forschen nach Zabeta zurück; endlich kommt Diana selbst und da sie keine Nachricht von ihr hört, ruft sie die Hülfe ihres Vaters Jupiter an. Mercur kommt, vom Jupiter gesendet, in einer Wolke herab, um Dianen zu trösten, und bringt sie zur Zabeta. Diana ist erfreut und nach vielen freundlichen Aeußerungen entfernt sie sich, im Vertrauen auf Zabetas Vorsicht und Klugheit. Nachdem sie und Mercur fortgegangen, läßt sich Iris, von Juno abgeschickt, aus dem Regenbogen nieder und ermahnt die Königin, sich nicht durch Mercurs listige Rede, oder Dianas schöne Worte verleiten zu lassen, sondern alles wohl zu prüfen und dann werde sie weit mehr Grund finden, der Juno zu folgen, als der Diana.

Diese Darstellung war von Master Gascoigne gedichtet und niedergeschrieben, und mehrere Tage fertig und bereit, jeder Schauspieler in seinem Gewand, kam aber dennoch nie zur Aufführung. Den Grund hiervon kann ich nichts Anderm beilegen, als dem Mangel an Gelegenheit und angemeßnem Wetter.

Die Königin beschleunigte ihre Abreise und der Graf befahl Gascoigne, etwas Würdiges zum Abschied zu erdenken; worauf sich letzrer selbst als Sylvanus, den Gott der Wälder, ankleidete und, ihr auf der Jagd begegnend (ex tempore), Folgendes sagte:

„Vortrefflichste, mächtige und glücklichste Fürstin! Während ich in diesen Wäldern und Wildnissen wandelte, die ich in Aufsicht habe, erwog ich oft bei mir selbst, wie Eure Majestät, so hoch geachtet, so allgemein geliebt und so reich mit himmlischen Gaben ausgestattet, dennoch immer den Rath dieser irdischen Begleiter Gehör geben können und folglich die Zeit zubringen, wo sie es rathen oder für angemessen halten. Gewiß, wenn Eure Hoheit wüßten, wie ich es weiß, welche Vergnügungen für Sie bereitet wurden, welcher gute Wille gezeigt, welche Freude und Behaglichkeit Ihre Gegenwart gewährt und welchen Kummer und Schmerz der Gedanke

an Ihre Entfernung, ja, und das bei der ganzen himmlischen Versammlung, seit Sie zuerst an diese Küste kamen, verursachte, so glaube ich, daß es hinlänglich seyn würde, den muthigen Entschluß bei Ihnen zu bewirken, für immer in dieser Gegend zu wohnen und nie irgend weiter zu wandern, nach dem Rath oder der Weisung dieser Peers und Rathgeber, weil dadurch der Himmel sehr erfreut und viele Menschen getröstet seyn würden. Da ich aber eher wünschte, Ihr Vergnügen zu erhöhen, als auf irgend eine Weise Ihrer Freude Abbruch zu thun, will ich mir nicht anmaßen, Sie in der Jagd aufzuhalten, um mein unnöthiges, unzeitiges und unnützes Gespräch anzuhören, sondern ich bitte demüthig, daß Ihre Hoheit mir erlauben, Sie zu begleiten, wie einer Ihrer Fußgänger, als welcher ich doppelten Dienst übernehme, denn ich will Ihre Majestät nicht allein sicher durch die gefahrvollen Stellen leiten, welche in diesen Wäldern und Forsten sich befinden, sondern ich will Ihnen auch gewisse Abenteuer erzählen, wenn Ihre Majestät darauf achten wollen, die weder unangenehm zu hören, noch unvortheilhaft zu bemerken sind."

Hierauf begab sich die Königin weiter, und Sylvanus fuhr also fort:

„Es sind noch nicht zwanzig Tage vergangen, edelste Königin, seitdem ich zwei Mal ernstlich aufgefordert ward, vor den großen Göttern in ihrer Rathsversammlung zu erscheinen, und da ich demnach schuldigermaßen mich einfand, war ich im Himmel Zeuge von zwei so außerordentlich großen Gegensätzen, oder vielmehr zwei solchen wunderbaren Veränderungen, daß ich in tiefe Bewunderung und plötzliche Verlegenheit gerieth. Wie ich zuerst ankam, fand ich die ganze Versammlung des Himmels in einer Fröhlichkeit, die ich mehr ungeschickt bin, auszudrücken, als willig zu erzählen. Man sah in allen Ecken nichts, wie Freude und Lust, Singen, Tanzen, Melodie und Harmonie, huldvolle Aufmerksamkeiten, reichliche Belohnungen, Zeichen der Liebe und des Wohlwollens, Trophäen und Triumphe, Gaben und Geschenke — ach, Athem und Gedächtniß gebricht mir — Springen, Hüpfen und Händeklatschen."

„Mit einem Wort, es war das größte Fest und Vergnügen, das je ein Auge gesehen, oder ein Ohr gehört, seitdem der Himmel Himmel war, und die Erde ihr Daseyn begann. Auf die Frage nach dem Grund davon, sagte mir Vernunft, eine der himmlischen Dienerinnen, daß es geschehe, um Ihrer Majestät Ankunft in dieser Gegend zu bewillkommnen. Die Wahrheit zu bekennen, ich hätte nicht weniger an allerhand sich kund thuenden Zeichen hier auf Erden bemerken können; denn selbst hier, unter meiner Aufsicht, konnte ich die Bäume frischer, als gewöhnlich, emporwachsen sehen, das Gras sproßt grüner und das Wild trippelt — obwohl dem Tod entgegen — mit ausnehmender Zartheit und Lust dahin. Gut, von dem zu sprechen, was ich im Himmel sah. Alle Götter und Göttinnen machten die möglichsten Vorbereitungen, Eurer Majestät eine annehmbare Gabe darzubringen, um dadurch die Freude auszudrücken, welche sie über ihre Gegenwart empfinden. Und ich armer, ländlicher Gott, der nur selten unter sie gerufen und dann nur nachlässig behandelt wird, aber dennoch wegen des guten Willens für Eure Majestät keineswegs dem stolzesten Gott von Allen nachsteht, kam wieder herab mit einem Floh im Ohr und begann mein Gehirn anzustrengen, um ein Geschenk zu ersinnen, das die Tiefe meiner Ergebenheit beweisen und zugleich des Empfangs einer so vortrefflichen Fürstin würdig seyn möchte. Allein während ich mich so viele, ja, zu viele Tage mit mir selbst unterhielt, erfuhr ich die Wahrheit des Sprichworts: Omnis mora trahit periculum. Denn indem ich beflissen war, den Gipfel meines Verlangens zu erreichen, ward ich zum zweiten Mal in den Himmel gerufen. Was sagte ich? Himmel? Nein, nein, anmuthigste Königin! Denn als ich dahin kam, war der Himmel kein Himmel, sondern vielmehr eine Hölle. Es war nichts, als Weinen und Klagen, Aechzen und Heulen, Schmerz, Verzweiflung, Trauer und Jammer. Alles, wie ichs auch hier auf Erden bemerkte, ehe ich mich aufwärts begab; denn in Wahrheit, edelste Fürstin! nicht allein die Wolken drohten, die Winde tobten, die Wellen brüllten und schäumten, sondern auch die Fische in den Fluthen richteten ihre Köpfe empor, das Wild in den Wäldern ging traurig umher, das Gras war des Wachsens müde, die Bäume schüttelten ihre Blätter ab und alle Thiere des Waldes standen bestürzt."

„Dieser plötzliche Wechsel trug sich, wie ich deutlich bemerkte, zu, weil sie in der Höhe vernahmen, daß Eure Majestät in Kurzem, und zu schnell, diese Gegend verlassen, worein der Himmel sie glücklich versetzt hatte, und wo die ganze Erde sie zu halten wünschte. Gewiß, huldreiche Königin, vermuthe ich, daß diese letzte Veränderung in den Lüften, nach Ihrer Meinung, gewöhnliche Regentropfen scheinen. Wenn aber Eure Hoheit mir glauben wollen, es war nichts Andres als die Thränen der Götter, die in Trauer über Ihre schnelle Abreise zerflossen."

„Wohl, da wir ländlichen Gottheiten verbunden sind, geduldig den Ausspruch der himmlischen Gerichtsbank zu ertragen, hielt ichs für füglich, zu hören, was sie beschließen würden, und es ward endlich allgemein ausgemacht, daß so schnell, als möglich, ein angemeßner Bote abgesendet werden sollte, sowohl um Eure Majestät zu ersuchen, hier zu bleiben, als auch Ihnen solche Behaglichkeiten und Vergnügungen darzubieten, die Sie bewegen könnten, zu Ihrer Zufriedenheit und dem allgemeinen Trost der Menschen hier zu verweilen."

Die Königin hielt hier das Pferd an, aus Besorgniß, Sylvanus möchte außer Athem kommen, weil er ihr so schnell folgte. Allein Sylvanus bat Ihre Hoheit demüthig, weiter zu reiten, versichernd, daß, wenn seine rauhe Rede sie nicht beleidige, er diese Geschichte zwanzig Meilen weit fortsetzen könne. Und hiermit erklärte er, lieber der Königin Fußmann auf Erden, als ein Gott zu Pferd im Olymp seyn zu wollen, und fuhr folgender Weise fort:

„Um nun zu meinem Vorsatz zurückzukehren, vortrefflichste Königin! Als ich ihre Berathschlagung gehört und der verschiednen Reiche und Provinzen mich erinnert hatte, die in gänzliches Verderben geriethen, weil sie den Abgesandten zu viel trauten, hielt ichs für gut, die Sache selbst zu über-

nehmen: denn ich will Euer Majestät eine seltsame Eigenschaft von mir bekannt machen; es gibt Wenige oder Keine, denen mein Gemüth so gut bewußt wäre, als mir selbst, und nicht Viele sind im Stande, meine eigne Geschichte besser zu erzählen, wie ich es selbst thun kann. Und daher habe ich diese drei Tage immer erwartet, Euer Majestät auf gewohnte Weise bei der Jagd dieses Wegs kommen zu sehen."

„Da ich nun glücklich den Hafen meines Verlangens erreicht habe, bin ich so frei, höchst demüthig zu bitten und aufs ernstlichste zu ersuchen, daß Eure Hoheit den allgemeinen Wunsch der Götter, nebst den demüthigen Bitten Ihrer treusten und tiefergebnen Diener, beachten wollen."

„Und was meinen geringen Theil betrifft, so biete ich hier, als Zeichen meiner geneigten Gesinnung dar, was unter meiner Aufsicht steht, und will täglich das Wild zu Ihren Jagdvergnügen verdoppeln. Ferner will ich Dame Flora bitten, hier beständig eine Fülle lieblich duftender Blumen sprossen zu lassen. Ceres soll Euer Majestät hinlängliche Lebensmittel liefern, und Bacchus soll die ersten Früchte seiner Weingärten darbringen. Kurz, o unvergleichliche Fürstin! alles nur Mögliche soll zur Beförderung Ihres Vergnügens gethan werden. Und ich werde höchst vergnügt und triumphirend seyn, wenn ich meine Gottheit stets in Ihren Dienst versetzen kann."

„Ich begann, o schöne Königin! diese langweilige Geschichte mit schüchterner Kühnheit, ich setzte sie fort mit geringer Beredsamkeit und kann sie nicht besser beschließen, als mit ländlicher Demuth, die Erwägung meiner einfachen Worte der tiefen Klugheit Ihres fürstlichen Willens überlassend. Und nun will ich, mit Euer Majestät Erlaubniß, mein Gespräch zur Erzählung seltsamer und trauriger Begebenheiten wenden."

„Es trägt sich oft zu, gute, gnädige Lady, daß Diana mit einem stattlichen Gefolge schöner und reizender Nymphen durch diese Wälder streift. Unter diesen ist Eine, welche alle andern an vorzüglichen Gaben und Reiz übertrifft: Einige nennen sie Zabeta*), Andre haben sie Ahtebasile, Einige Completa und Complacide genannt; was auch ihr Name ist, will ich dahingestellt seyn lassen. Aber, wie ich gesagt habe, ihre seltenen Gaben bewogen die edelsten und würdigsten Personen in der ganzen Welt, sich um ihre Gunst zu bewerben."

„Alle hat sie so streng zurückgewiesen, oder vielmehr so hartnäckig und grausam verworfen, daß ich mit Seufzen an deren Unglücksfälle denke. Ich bekenne und rühme ihre Gerechtigkeit gegen Einige, und dennoch stehen Thränen in meinen Augen, ja, und meine Zunge zittert und stammelt, wenn ich das Mißgeschick zu erwähnen beginne, worin sie sich gegenwärtig befinden. Ich könnte Euer Hoheit von allerhand berühmten und würdigen Personen erzählen, die sie in die seltsamsten Formen und Gestalten verwandelt hat: als einige in Fische, andre in Vögel und noch andre in ungeheure Felsen und große Gebirge; da aber mehrere ihrer eifrigsten und treusten Anhänger, wie auch einige Schmeichler, in verschiedene dieser Gewächse verwandelt, die unter meiner Aufsicht stehen, so will ich Eure Hoheit so viele davon zeigen, als hier auf Ihrem Wege zu erblicken sind."

„Sehen Sie, gnädige Lady, diese alte Eiche, dieselbe war viele Jahre ihr treuer Anhänger und zuverlässiger Diener, Beständigkeit genannt, welchen sie, da er durch nichts Andres zu bezwingen war, indem kein Wechsel in seinen Sinn kommen, noch irgend eine Unruhe der Leidenschaft und Bestürzung sein entschlossenes Gemüth verändern konnte, wie ich sage, in diese Eiche verwandelte. Dennoch hat der Himmel insofern seine langen treuen Dienste begünstigt und belohnt, daß, wie er im Leben unerschütterlich war, auch jetzt alle Heftigkeit der Stürme und wüthendsten Ungewitter seinen rauhen Körper nicht von der eingewurzelten Stelle bewegen können. Doch um diese Grausamkeit mit einem Zeichen von Gerechtigkeit zu vergüten, verwandelte sie seinen Gegner, Unbeständigkeit, in jene Pappel, deren Blätter der geringste Hauch oder Wind bewegt."

(Der Beschluß folgt.)

*) Die letzten drei Sylben von Elisabeth im Lateinischen, nämlich: Elisabetha. Ahtebasile bedeutet: O Du Königin; das Wort Basile von *Βασίλισσα*. Completa, Femininum von Completus, vollkommen. Die letzte Benennung drückt angenehm oder ergötzlich aus. Beide Darstellungen, wo diese Namen gebraucht werden, wurden augenscheinlich verfaßt, um der Königin den Nationalwunsch auszudrücken, ihre Vermählung mit Lord Leicester, welcher in der letzten unter dem Namen: Tiefes Verlangen, erscheint, während es wahrscheinlich ist, daß Gerechtes Verdienst sich auf den Graf von Essex bezieht, und die andern allegorischen Charaktere nur Anspielungen auf wirkliche Personen am Hofe waren.

## Die Armenische Sprache.

Von ihr ist eine 818 Seiten starke Grammatik von Cirbied, Prof. an der Schule d. oriental. Spr. in Paris, erschienen, aus der man über den Charakter dieser uralten Sprache eine Menge Bemerkungen mittheilen könnte. Wir begnügen uns mit einigen wenigen. Vielleicht bekommt jemand dadurch Lust sie zu lernen. Sie hat ja, liest man hier, mehr Aehnlichkeit mit den europäischen als semitischen Sprachen; sie wird gleich unsern, von der linken nach der rechten Seite geschrieben und das Conjugiren, die Ableitung der Worte hat ebenfalls mit beiden in unsern Sprachen Aehnlichkeit. Der Vocal a und o kommt so oft vor, daß sie darin zum wenigsten der Italienischen gleich kommt. Freilich hat sie 38 Buchstaben, nämlich 29 Mit- und 9 Selbstlauter. Dagegen hat man keine Mühe mit dem Geschlecht und das Decliniren ist kinderleicht, wenn man erst die — zehn Beugfälle und acht Declinationen gefaßt hat. Mit 400 Partikeln wird man dann auch wohl fertig. Das Conjugiren ist ganz einfach. Tempora und Modi sind nicht zahlreich, obschon der Imperativ doppelt, einmal ermahnend, einmal verbietend, Statt findet. Gelehrte, welche sich dem Studium dieser Sprache widmen, hätten vielleicht Hoffnung manche verlorne Schriften der Römer und Griechen, wenn auch nur in Uebersetzungen zu entdecken, da besonders die Römer hier lange ihre Herrschaft behaupteten, und die Sprache, die Cultur damals ziemlich dieselbe war, welche man jetzt findet. Die Erscheinung dieser Sprachlehre zeigt in jedem Falle, daß das Studium der morgenländischen Sprachen nirgends mehr gefördert wird, als in Paris.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 203.

3. September 1823.

## Gascoigne's fürstliche Vergnügungen mit der Maske zu Schloß Kenilworth im Jahr 1575.

(Beschluß aus Nr. 202.)

„Eben so kleidete sie auch den eiteln Ruhm in seine wahren Farben, indem sie ihn in diese Esche verwandelte, die zuerst unter meinen Gewächsen ausschlägt und gleichfalls zuerst die Blätter verliert. Denn glaubt mir, vortrefflichste Fürstin, eitler Ruhm mag wohl schnell entstehen, aber selten lange dauern."

„Wiederum hat sie wohl vergolten diesen geschäftigen Elfen, Streit, welchen sie in jenen Brombeerstrauch verwandelte, der, wie Eure Majestät wahrnimmt, Eure Gewänder ergreift und erhascht und alles Andre, was an ihm vorbeikommt. Und was den gottlosen, elenden Ehrgeiz betrifft, so verurtheilte sie ihn mit Recht zu diesem Epheuzweig, der nie emporklimmen, noch blühen kann, ohne die Hülfe eines andern Gewächses oder Baumes, und dennoch gewöhnlich den Baum, durch den er sich erhebt, so lange umwindet und umstrickt, bis er ihn ausgetrocknet und getödtet hat. Und mit Eurer Erlaubniß, gute Königin, die undankbare Natur der ehrgeizigen Gemüther ist so groß, daß sie gewöhnlich die hassen, durch die sie emporkommen, und nicht eher ruhen, als bis sie dieselben ins Verderben gebracht haben. Wohl, ungeachtet dieser Beispiele von Gerechtigkeit, will ich jetzt Eurer Majestät eine solche seltsame und grausame Verwandlung zeigen, daß gewiß Ihr edles Gemüth zum Mitleid bewegt werden muß. Es waren zwei eng verbundne Freunde, die ihr lange Zeit dienten, tiefes Verlangen und gerechtes Verdienst genannt, und ob es gleich hart war, diese beiden zu trennen, so sagt man doch, daß sie vor längerer Zeit gerechtes Verdienst in jenen Lorbeerbaum verwandelt hat. Dies kann auch wohl so seyn in Betracht der Etymologie dieses Namens, denn wir sehen den Lorbeer als Zeichen des Triumphs in allen Trophäen und allen Siegern zum Lohn ertheilt; eine Würde für alle Grade und Apollo und den Musen, als Blüthe, Blatt oder Zweig, für ihr gerechtes Verdienst geweiht. Von ihm will ich nicht weiter sprechen, weil er vor meiner Zeit verwandelt ward; denn Eure Majestät muß wissen, daß ich nicht lange hier die Aufsicht habe, noch denke ich sie lange zu behalten, sondern vielmehr Eurer Hoheit zu folgen, wohin es auch seyn mag."

„Allein vom tiefen Verlangen zu sprechen — diesen Elenden der Würdigen, und dennoch Würdigsten, der je zum Elend verdammt war — er gehörte zu denjenigen, die kein Vorzug abschrecken, deren Leidenschaft keine Schmach vermindern kann; keine Zeit konnte ihn ermüden, kein Wasser seine Flamme ersticken, noch der Tod selbst ihn mit Schrecken erfüllen."

„Und dennoch hörte das wunderbare Gestirn, diese holdselig Grausame und doch grausamst Holdselige, die je war, diese Athebasile, Zabeta, oder wie Eure Majestät sie nennen will, nie auf, Verwünschungen, Beschwörungen und alle mögliche Mittel zu gebrauchen, bis sie ihn in diese Stechpalme verwandelt hatte, und da er im Leben stets volle Zerknirschung war, so ist er nun an jeder Seite mit scharfen, stechenden Blättern versehen, zum Beweis des Verletzenden seiner geheimen Gedanken. Einige wollen sagen, daß die männliche Stechpalme keine Stacheln hat, doch darein mische ich mich nicht."

Bei diesen Worten kam Ihre Majestät an ein dichtes Wäldchen von Stechpalmen, und während Sylvanus auf dasselbe zeigte, bewegte sich der hauptsächlichste Busch. Denn da hinein war eine seltsame Musik und jemand gestellt, der tiefes Verlangen vertreten sollte. Des Busches Erschütterung bemerkend, fuhr Sylvanus fort:

„Sehet, gnädigste Königin, dieser Busch erzittert bei Eurer Gegenwart, und daher glaube ich, die Götter erlaubten dem tiefen Verlangen, mit Eurer vortrefflichen Majestät für sie zu sprechen; denn ich war selbst im Rathsaal des Himmels gegenwärtig, als man Verlangen für einen angemeßnen Botschafter an Eure Majestät hielt, und merkt auf, gute Königin, mir däucht, ich höre dessen Stimme."

Hiermit sprach tiefes Verlangen aus dem Stechpalmenbusch in Versen und redete unter Musik mit diesem Lied:

Kommt, Musen, kommt und steht mir bei in Klagen,
Kommt Wälder, Wellen, Berge, stilles Thal,
Da Tod und Leben beide mir entsagen;
Kommt Götter, Menschen zeugt für meine Qual.
O Nymphen, kommt und helft dem schweren Herzen,
Daß so die Freude scheiden sieht mit Schmerzen.

Wenn Tod und Qual bezwäng' ein tief Verlangen,
Wenn meine Klag' erlägt in stiller Pein,
Wenn redlich Meinen in der Zeit vergangen,
Ein treu Gemüth nicht müßt' in Sorgen seyn,
Dann könnt' ich wohl hier leben und hier dienen,
Ob höh'rer Lust mein Thun auch werth geschienen.

Doch ach! so sehr es auch vom Kummer leidet,
Bricht doch kein Angriff nicht dies treue Herz;
Denn ob auch das Vergnügen von mir scheidet,
Lebt das Verlangen doch mit stetem Schmerz.
So leb' ich, der den Tod scheint zu erleiden,
Und sterbe doch, seh' ich die Freude scheiden.

Leb' wohl dann, Süßes, bitter dem Gemüthe,
Leb' wohl Vergnügen, das mit Schmerz umringt.
Leb' wohl, leb' wohl, Du meiner Neigung Blüthe,
Leb' wohl, o Lust, die grausam meinen Gram bezwingt.
Ade o Tod, ade des Lebens Quelle,
Ich sterb' im Himmel, leb' in dunkler Hölle.

Nach Beendigung dieses Gesanges hörte die Musik auf, und Sylvanus beschloß also:

„Da es, gnädigste Königin, einem Gott nur übel angestanden haben würde, falsch oder betrügerisch in seiner Rede gefunden worden zu seyn, so habe ich nichts berichtet oder verkündet, als was Eure Majestät nun wahr erfunden haben; weil aber tiefes Verlangen so sehr zu beklagen ist, und weil auch Eure Majestät so sehr bei den Göttern in Gunst stehen, daß sie Ihnen keine billige Forderung versagen werden, so bitte ich demüthig, ihn bei den himmlischen Mächten zu vertreten, oder sonst nur gnädig zu erlauben, daß er seine vormalige Gestalt wieder annehme. Der Himmel wird darüber lächeln, die Erde sich erfreuen, die Menschen werden in die Hände klatschen, und ich werde stets verbleiben ein demüthiger Wohlwünscher Ihrer königlichen Person, welche Gott jetzt und immer erhalte zu seiner Freude und unserm großen Troste. Amen."

Tam Marti, quam Mercurio.

---

Anmerk. zu „Lord Saintlowe's Hand" u.s.w. (Nr. 201 S. 804). — Ungeachtet des hohen Alterthums, welches man Kenilworth in diesen Versen und bei Laneham beilegt, sagt doch Sir Wilhelm Dugdale, daß das Erdreich, worauf das Schloß gebaut ist, von König Heinrich I., einem Normann, Geoffry de Clinton genannt, seinem Oberkämmerer und Schatzmeister gegeben ward, der das Gebäude zuerst errichtete. Durch diesen Besitzer ward, nach derselben Angabe, das Kloster der schwarzen Canonisten vom Franziscanerorden zugleich unweit der Veste gestiftet. Im Jahre 1172 legte Heinrich II. Besatzung ins Schloß, um der unnatürlichen Empörung seines ältesten Sohnes Heinrich zu widerstehen, welchen Ludwig VII., König von Frankreich, und mehrere englische Barone unterstützten. Ob es gleich keineswegs gewiß ist, daß das Gebäude wieder den Clintons anheim fiel, überließ doch zu Anfang der Regierung Johanns, Heinrich Clinton, des Stifters Enkel, dem Könige alle seine Ansprüche auf Schloß und Land. Der Sohn dieses letzten Besitzers, der auch seines Vaters Namen führte, nahm Theil an den Kriegen der aufrührerischen Barone während der Regierungen Johanns und Heinrichs III.; allein im Jahr 1217 erhielt er bei seiner Unterwerfung von dem letztern Monarchen die Besitzungen seines Vaters zu Kenilworth. Dies scheint der letzte Clinton gewesen zu seyn, der diese Ländereien besaß. Das Schloß blieb lange in den Händen der Krone und ward für diese durch die auf einander folgenden Sherifs der Grafschaften Warwick und Leicester besetzt. Im Jahr 1243 ernannte Heinrich III. Simon Montfort, Grafen von Leicester, zum Befehlshaber des Schlosses Kenilworth, und zehn Jahre nachher verwilligte er es ihm und seiner Gattin, Eleonore, auf Lebenszeit. Dieser stolze und ehrgeizige Baron war Hauptanführer der Empörung gegen Heinrich III. wegen der Magna Charta, und bald nach Empfang des Schlosses vereinigte er sich mit seinen Gefährten bewaffnet zu Oxford. Die Folge dieser Zusammenkunft war, daß sie gegen die königlichen Truppen marschirten, und Simon von Montfort ward den 5. August 1265 in der Schlacht von Evesham erschlagen. Kenilworth Schloß vertheidigte indessen Simon de Montfort der Jüngere, Sohn des verstorbnen Grafen, und als des Königs Soldaten es belagerten und er sah, daß er sich nicht lange halten konnte, begab er sich ins Geheim nach Frankreich, um mehr Hülfstruppen zu erheben. In seiner Abwesenheit blieb Heinrich de Hastings Befehlshaber, dem er einen gewissen und baldigen Entsatz versprach; da aber des Königs Verstärkungen zuerst ankamen, ward das Schloß nach vielen Zögern und Ungewißheit am Fest des heiligen Thomas, den 21. December 1265, an Heinrich III. übergeben. — Sogleich nach der Belagerung und Uebergabe des Schlosses ernannte der König den Philipp Marmion, ersten Lord von Scrivelsby und Tamworth zum Befehlshaber; doch am 16. Januar 1267 ward es mit vielen Vorrechten Edmund Crouchback, Grafen von Lancaster, zweitem Sohne des Königs und dessen gesetzlichen Erben verliehen. Edmund starb im Jahre 1296 zu Bayonne und hatte zum Nachfolger seinen ältesten Sohn Thomas, in dessen Zeit Roger Mortimer zu Kenilworth das, im Text erwähnte Fest der Tafelrunde hielt. Diese Festlichkeit hatte nach Dugdale im Jahre 1378 Statt und er beschreibt sie also: Dasselbe Jahr, finde ich, war eine große und berühmte Zusammenkunft vornehmer Personen hier in Kenilworth, die Tafelrunde genannt, welche aus hundert Rittern und eben so vielen Damen bestand, wozu unterschiedliche aus fremden Gegenden kamen zur Uebung in Waffen, als Turniren und kriegerisches Lanzenbrechen, die Damen tanzten und gingen in seidne Mäntel gekleidet, wovon Roger Mortimer, Graf von March, der Hauptanführer und die Veranlassung war. — Dieser scheint einer der modischten Stutzer seiner Zeit gewesen zu seyn, und sein Sohn Geoffry nennt ihn den König der Thorheit. Allein Thomas, Graf von Lancaster, vereinigte die Partei der Baronen gegen die Günstlinge Eduards II., namentlich Peter Gaveston und die beiden Spencer, und obwohl ihn der König einmal begnadigte und ihm seine verwirkten Ländereien wieder gab, ward er doch im Jahr 1322 in der Schlacht von Boroughbridge mit den Waffen in der Hand gefangen und einige Tage nachher enthauptet. Kenilworth Schloß ward zunächst für des Königs Nutzen John de Somrei, Baron von Dudley, Lord Ralph Basset von Drayton und Ranulph de Charun übergeben; als aber König Eduard gestürzt und sein Anhang vertrieben war, brachte man ihn selbst, als Gefangnen, in die Gewalt Heinrichs, des letzten Besitzers Bruder, und andre seiner schändlichen Mitunterthanen in die Veste. Nach Eduards II. grausamen Tode zu Berkely Schloß, wohin man ihn von Kenilworth geführt hatte, ward der abscheuliche Heinrich, Graf von Lancaster, in seines Bruders Besitzungen

eingesetzt, und von ihm kam das Schloß durch seinen Sohn und seine Enkelin auf Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster. Endlich fiel der Besitz von Kenilworth noch einmal der Krone zu, indem es Heinrich von Bolingbroke, des Herzogs Sohn, nachher Heinrich der Vierte erhielt, und es blieb so bis zur Regierung der Königin Elisabeth, die es Robert Dudley, Grafen von Leicester, zum Geschenk machte. Obwohl drei Mal verheirathet, hatte der Graf nur einen unlegitimen Sohn, Robert, weshalb die Besitzung Kenilworth bei seinem Tode, um das Jahr 1587, an seinen Bruder Ambrosius Dudley, Graf von Warwick, fiel, der es bis zum folgenden Jahr besaß. Nach dessen Tode suchte Sir Robert Dudley seine Rechtmäßigkeit zu beweisen; es war vergebens; denn da der Graf eine dritte Frau genommen hatte, als die zweite noch lebte, und beide Weiber ihn überlebten, so bewirkte seine anerkannte Gemahlin einen Befehl von den Lords der Rathsversammlung, das weitere Verfahren in dieser Erbfolgesache zu hemmen und alle Aussagen deshalb versiegelt den Nachrichten der Sternkammer beizulegen. Da auf diese Weise Roberts Hoffnungen auf seines Vaters Besitzungen getäuscht waren, verließ er England und ging nach Italien, wozu er eine Erlaubniß, drei Jahre zu reisen, erhalten hatte. Nach seiner Entfernung ward durch Lady Lätitia Dudley und ihre rechtskundigen Rathgeber, von denen Einer, traurig genug, der große Sir Eduard Coke, damals Generalanwald, war, ein königlicher Aufruf zu seiner Rückkehr veranlaßt, worauf, da ihm nicht Folge geleistet, nach der Statute über die Flüchtlinge, Edw. III. Cap. XIV. Schloß und Land von Kenilworth für den König in Besitz genommen ward. Obgleich nun Kenilworth dem geheimen Siegelbewahrer verliehen war, wollte doch der liebenswürdige Heinrich Friedrich, Prinz von Wales, es nicht zu seinem Aufenthalte machen, ohne eine Entschädigung für den vertriebnen Eigenthümer. In Folge dieser Gesinnung erkaufte er sein Recht, durch Vermittelung besondrer Agenten, im Jahr 1611, für die Summe von 14,500 L., welche binnen zwölf Monaten an Sir Robert zahlbar waren. Das Amt eines Constables des Schlosses war letzterm durch ein Patent auf Lebenszeit zugesichert. Der Prinz starb den 6. November 1612, als nicht mehr wie 3000 L. von der Summe abgetragen waren, und da dies Geld an einen Kaufmann bezahlt war, der fallirte, so verlor Sir Robert Dudley das Ganze. Prinz Carl, als seines Bruders Erbe, nahm indessen Besitz von Kenilworth und bewirkte eine Parlamentsacte, durch welche Sir Roberts Gemahlin befähigt war, alle ihre Rechte, als wenn sie der einzige Besitzer des Erbtheils gewesen wäre, zu überlassen für die Summe von 4000 L., welche ihr aus der Schatzkammer bezahlt wurden. Den 15. März 1626 erließ Carl I. ein Patent, nach welchem dem Robert Carey, Grafen von Monmouth, und zweien aus seiner Familie die Verwaltung des Schlosses, des Parks und der Jagd von Kenilworth bewilligt ward; doch nach des Königs Tode theilte Oliver Cromwell die Herrschaft unter seine Anhänger, die das Besitzthum gänzlich verwüsteten. Bei der Wiederherstellung kam es von neuem an die Familie des Grafen von Monmouth, und nachdem deren Vertragszeit zu Ende war, verlieh Carl II. die ganze Herrschaft an Lord Lorenz Hyde, nachher zum Baron von Kenilworth und Grafen von Rochester ernannt. Durch diese Familie ist es vermöge der Ehe an Thomas Villiers, den gegenwärtigen Lord Clarendon, gekommen, der sich, was angenehm zu bemerken ist, bemüht hat, die ehrwürdigen Ruinen des Schlosses vor fernerm Verfall zu bewahren.

Nach dieser treuen Geschichte des Schlosses Kenilworth bleibt noch übrig, einige Nachricht von den Gebäuden und Ländereien zu geben, wie sie diejenigen ertheilen, welche sie in ihrem ursprünglichen Glanz erblickten. Dugdale beginnt, indem er sagt, daß dessen Lage ausnehmend stark und weitläufig ist, wie man aus dem Umfang, der Breite und Tiefe der äußern Gräben sehen kann, so wie aus den Theilen, Cäsars Thurm genannt, welcher nach der Dicke der Mauern und der Bauart von der ersten Gründung gewesen zu seyn scheint, glaubt. Im Jahre 1241 machte Heinrich III., welchem das Schloß damals gehörte, große Verbesserungen und Verschönerungen zu Kenilworth: er ließ die Capelle täfeln und malen, und neue Sitze für den König und die Königin machen. Der Glockenthurm ward ebenfalls ausgebessert und die südlichen Mauern an dem See neu errichtet. Das Zimmer der Königin ward auch vergrößert und gemalt. Im Jahr 1391 versah Richard II. den Johann von Gaunt mit Materialien zur Verbesserung und Erbauung dieses Orts, und er begann, wie Dugdale berichtet, alle Gebäude daselbst zu errichten, den Cäsarsthurm und die äußern Mauern und Thürme ausgenommen. Dennoch scheint wenig dafür gethan worden zu seyn, das Schloß zu dem glänzenden Aufenthalt eines Edelmanns, oder einem Palast, würdig zum Empfang einer Königin, zu machen, bis Elisabeth, am 9. Junius 1562, das Gebäude dem Grafen Leicester schenkte, der, nach Dugdale's Bemerkung, keine Kosten sparte, es zu vergrößern, zu verschönern und zu schmücken. Er ließ einen großen Theil des weiten, doppelten Grabens ausfüllen, führte mehrere Gebäude und Thürme auf und erweiterte die Jagd. Hier, im Julius 1575, nachdem alles zu ihrem Empfange vorbereitet war, bewirthete er die Königin siebenzehn Tage lang *) mit ausnehmenden Kosten und mannichfachen ergötzlichen Darstellungen. Die nächste Erwähnung, welche in der Geschichte vom äußern Anschein Kenilworths vorkommt, ist die Beschreibung der Beamten König Jacobs I., als Sir Robert Dudley dem königlichen Aufruf zur Rückkehr nicht Folge leistete. Die folgenden Bemerkungen dieser Uebersicht werden eine vollkommnere Vorstellung von der Pracht des Schlosses geben, als irgend eine andre Schilderung, da sie genommen ward, wo die Gebäude in ihrem besten Zustand und zahlreicher und prächtiger waren, als in irgend einer andern Periode.

Das Schloß von Kenilworth liegt auf einem Felsen.

Der Umkreis davon innerhalb der Mauern enthält sieben Acker, und die Wege auf denselben sind so geräumig und gut, daß zwei oder drei Personen an den meisten Orten neben einander wandeln können.

Das Schloß, nebst den vier Gate-houses, sind von

*) Andere Schriftsteller sagen neunzehn Tage, und die Kosten des Festes sind auf 1000 L. jeden Tag geschätzt worden.

Quadersteinen erbaut, behauen und behackt; die Mauern an manchen Stellen funfzehn und zehn Fuß dick, einige mehr, einige weniger; das Geringste ist vier Fuß.

Das Schloß ist mit Blei gedeckt und daher durch die ungestüme Witterung nur dem Verfall an Glas ausgesetzt.

Die Zimmer darinnen zeigen große Pracht, und diejenigen, welche Seine Majestät, die Königin und den Prinzen zugleich aufnehmen können, sind mit so viel Gleichförmigkeit und Bequemlichkeit erbaut, als irgend ein Haus der letzten Zeit, und mit solchen stattlichen Kellern versehen, alle auf Pfeilern ruhend und von behauenen Quadersteinen errichtet, dergleichen man nicht findet im ganzen Königreich. Auch alle die andern Häuser für die Beamten sind angemessen.

Um dasselbe herum liegen Thiergärten und Parks, wovon ein Theil Spaziergänge sind; das Uebrige besteht aus Wiesen und Triften der dazu gehörenden Pächter und Lehnsmänner.

An diese Ländereien grenzt ein parkähnlicher Grund, der Königswald genannt, 789 Acker enthaltend, welcher zur Zeit des Grafen von Leicester mit Rothwild erfüllt war. Seitdem hat sich das Wild verlaufen; allein der Grund ist keineswegs beschimpft, denn er enthält einen großen Vorrath an Bauholz und andern schätzbaren Bäumen.

Durch besagte Gründe fließt an den Mauern des Schlosses ein schöner See, 111 Acker im Umfang, wohlversehen mit Fischen und Vögeln, welcher nach Gefallen um das Schloß herum geleitet werden kann.

Der Umfang des Schlosses, der Meierhöfe, Parks und Waldungen, rings zusammenliegend, enthält wenigstens 19 bis 20 Meilen in einer angenehmen Gegend, dergleichen an Beschaffenheit und Vergnügen im Königreich England nicht zu finden ist. —

So war Kenilworth in der Höhe seines Glanzes; die nächste Nachricht ist von seinem Verfall und Sturz, und seit dieser Zeit war es fast immer, wie Bischof Hurd bemerkt, eine leere, unbewohnte Ruine, mit Epheu überzogen, offen Wind und Wetter, und nichts darbietend, als das Gerippe seines vorigen Zustandes. Als Olivier Cromwell diese Herrschaft unter seine Officiere vertheilte, zerstörten sie, wie erzählt wird, das Schloß, ließen den See ab, hieben den Königswald nieder, verheerten dessen Park und Jagd, und theilten die Ländereien in Meierhöfe unter sich selbst. Dies war der gänzliche Umsturz dieses prächtigen Schlosses, und nachfolgende Schriftsteller haben blos zu berichten, wie Zeit und die Stürme des Himmels einen Stein nach dem andern von diesen interessanten Trümmern herabwarfen.

---

## Ein Tag in London.

Mit Ausnahme von ein oder zwei Einfahrten gewährt London, wenn man hineinkommt, eine Stunde lang nur ein Schauspiel von abwechselnder Erbärmlichkeit und Eitelkeit, die sich in der mißfälligsten Gestalt dem Auge auf jeden Blick darstellen. Einzelne entlaubte Bäume stehen unter einer Masse von Hütten und guten Bürgerhäusern. Bierhäuser, Kutscherplätze, Kaffeeladen, Freudenhäuser, eine schmutzige Menschenmenge, wechselt mit einander, von glänzenden Equipagen durchkreuzt, die ihre Besitzer mit dem in der Stadt gemachten Gewinn auf ihre Landhäuser zurückführen. Geschrei der Ausrufer erfüllt die mit Kohlendampf bedeckten Straßen. Das Gewühl auf ihnen kennt keine Grenzen, und Jeden treibt nur die Geschäftigkeit des Augenblicks. Der Schlagfluß kann einen Menschen auf der Stelle treffen; niemand wird daran Antheil nehmen, als insofern es einen Augenblick seine Neugierde fesselte. Der wohlhabende Pachter, der vom Lande hereinkommt, wird von diesen Scenen äußerst unangenehm ergriffen. Er glaubt, als wolle ihn die ungeheure Stadt verschlingen. Hier findet er keine Theilnahme, keine freundschaftliche Bewillkommnung. Selbst in den höhern Ständen fehlt diese im Drange der Geschäfte, aus Mangel an Zeit, in Folge der allmächtigen Selbstsucht. In den mittlern Ständen tritt diese in voller, zurückstoßender Kraft und in den niedern mit aller Unverschämtheit und Bosheit hervor. Froh ist so ein Sohn der Natur, wenn er die Stadt im Rücken hat und seine gepreßte Brust wieder frei ausathmen kann. — So schildert ein Engländer den ersten Eindruck, den London auf ihn machte. (New month. Mag.)

---

## Druckfehler in dem Aufsatz: Geist und Buchstabe im lit. Conv. Bl. Nr. 184, 185 und 186.

S. 731, Sp. 2, Z. 6, v. o. st. verschlossenen l. erschlossenen
= = = = = v. o. st. darin l. davon
= 734, = 1, = 12, v. o. nach Anorganisches ein ,
= = = = = 27, v. o. ist zu thun auszustreichen
= = = = = 18, v. u. nach sagte setze ein „
= = = = = 16, v. u. st. reine l. reiner
= = = = = 11, v. u. nach Ganzen setze ein ,
= = = = = 6, v. u. nach Natur setze ein „
= 735, = 1, = 16, v. o. st. Zeitliche l. zeitliche
= = = = = 19, v. o. st. zurückdrängen l. dringen
= = = = = 13, v. u. nach Wissen setze ein ,
= = = 2, = 14, v. u. vor symbolisch setze so
= = = = = 8, v. u. vor zum, u. nach Darstell. setze ein „
= = = = = 4, v. u. nach es, u. unbedingt streiche das ,
= 737, = 1, = 15, v. o. st. Vollendete l. vollendete
= = = = = 21, v. o. st. Liebe ringender l. lieberingende
= = = 2, = 5, v. u. st. zurücklegende l. zurückzulegen
= 738, = 1, = 8, v. u. vor die Specul. setze ein "
= = = 2, = 4, v. o. vor Wieder ein „ nach dems. ein "
= = = = = 13, v. o. nach Wahnsinn „ nach Weiter "
= = = = = 16, v. o. nach gelähmt „ nach dann "
= = = = = 23, v. o. nach gefährlich „ nach endlich "
= = = = = 31, nach Kirche „
= = = = = 16, v. u. st. gesünder l. gesunder
= = = = = 9, v. u. nach sagt "
= 739, = 2, = 26, v. o. nach Ehe „
= 742, = = = 6, v. u. st. Gesetz seyn l. Gesetztseyn
= 743, = 1, = 16, v. o. nach Glaube tilge das ,
= = = 2, = 12, v. o. st. keinem nütze l. kein nütze
= 744, = 1, = 18, v. o. st. das l. daß

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 204.

4. September 1823.

## Napoleon zu Fontainebleau, im März und April 1814; von dem Baron Fain *).

Den 31. März befand sich Napoleon zu Fontainebleau, in enger Wohnung, militairisch eingerichtet. Paris hatte sich an die Verbündeten durch Capitulation ergeben; die Kaiserin mit ihrem Sohne und der Regierung war an die Loire gegangen; es nahte sich in dem Leben des großen Mannes ein furchtbarer entscheidender Augenblick, die Zeit einer schweren Prüfung.

Nach und nach zogen sich um Fontainebleau die Reste des zerstreuten Heeres zusammen; auf der Straße von Sens die, so aus der Champagne kamen; auf der von Essonne die Truppen aus Paris. Der Herzog von Conegliano, der die Nationalgarde der Hauptstadt commandirte; der Herzog von Danzig, der, seines hohen Alters ungeachtet, immer noch Dienste that; der Fürst von der Moskwa, die Herzoge von Tarent und Reggio und der Fürst von Neuschatel trafen von Troyes, die Herzoge von Trevise und Ragusa aus Paris in dem kaiserlichen Hauptquartier ein. Der Herzog von Bassano ist von den Ministern der einzige, der sich bei Napoleon befindet; der Herzog von Vicenza hat eine Mission bei den Alliirten, und die übrigen sind bei der Kaiserin an der Loire.

So wie die Truppen eintrafen, ließ man sie hinter dem Flusse Essonne ihre Stellung nehmen. Der Herzog von Ragusa hat sein Hauptquartier zu Essonne, der Herzog von Treviso zu Mennecy. Was von Paris kommt, wird hinter dieser Linie aufgestellt; was aus der Champagne eintrifft, nimmt seine Stellung zwischen beiden; das Gepäck und der große Artilleriepark werden nach Orleans geschickt.

Napoleon hat also noch ein Heer . . . Während dem er seine militairische Lage überdenkt, ist die ganze Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf die Vorgänge in Paris gerichtet, und das Geringste, was von dieser Seite kommt, wird mit Begierde aufgenommen. Mit großer Besorgniß zieht man Erkundigung über den Erfolg der Sendung des Herzogs von Vicenza ein, der bei den Verbündeten für Napoleon unterhandeln soll. Er war in der Nacht von dem 30. auf den 31. März bei den Vorposten der Alliirten eingetroffen, bis zu dem Kaiser Alexander gekommen und von ihm gut empfangen worden. Dieser Monarch aber hatte gerade die Schlüssel von Paris in der Hand, die ihm eben übergeben worden waren, und beschäftigte sich mit den Vorkehrungen zu seinem Einzuge; er wollte in Paris seyn, ehe er von Geschäften spräche, und alles was der Herzog von Vicenza erlangen konnte, war das Versprechen, daß ihm die ersten freien Augenblicke nach der militairischen Besetzung der Hauptstadt gehören sollten.

Die feindlichen Heerführer hatten sich indessen schon gegen die Regierung Napoleons geäußert, und der Fürst Schwarzenberg gab den Parisern deutlich zu verstehen, man thue wohl, das Beispiel von Bordeaux nachzuahmen, wo die Bourbons anerkannt worden waren. Auf diese Losung stellten sich die Anhänger des vertriebenen Königsgeschlechts offen dar, und da sie sehr gut einsahen, wie mächtig das Beispiel der Hauptstadt auf das übrige Frankreich wirken müsse, boten sie in dem entscheidenden Augenblicke alles zum Gelingen ihres Entwurfs auf. Das Volk war betäubt, ohne Führung und so ohne Entschluß. Die Verwaltung und die Polizei hatten zu wirken aufgehört. Da der russische Kaiser und der König von Preußen am 30. März ihren Einzug hielten, ließ sich der Ruf: es leben die Bourbons! vernehmen, und es zeigten sich weiße Cocarden. Manche suchten in ihrer Besorgniß und Unentschlossenheit den Kaiser von Oesterreich in dem feierlichen Zuge und erfuhren, nicht zu ihrer Beruhigung, er sey noch weit entfernt.

Der russische Kaiser war bei dem Herrn von Talleyrand abgestiegen. Dieser hätte der Kaiserin an die Loire folgen sollen, wozu ihm der Befehl gegeben worden war; er that auch dergleichen, ließ sich aber an dem Thore verhaften und wieder zurückführen. In Paris

*) Aus der Schrift: Manuscrit de 1814, contenant l'histoire des six derniers mois du regne de Napoléon; par le baron Fain, secrétaire du Cabinet à cette époque, maître des requêtes etc. 1823. — Diese Schrift ist ein schätzbarer Beitrag zu der Geschichte Frankreichs und Napoleons von einem Augenzeugen, und um so wichtiger, da sie sich mit einer höchst merkwürdigen und folgereichen Zeit beschäftigt, über die uns wenig Zuverlässiges bekannt geworden war.

hatte er dringendere Geschäfte. Auch verwendete er sich für die Bourbons mit großer Thätigkeit. Da über die Maßregeln, die in Beziehung auf Frankreich zu ergreifen seyen, Rath gehalten wurde, sprachen Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Baron Louis und Hr. de Pradt in der Versammlung, die aus dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen, dem Fürsten Schwarzenberg, den Herren von Nesselrode, Pozzo-di-Borgo und dem Fürsten Lichtenstein bestand, nachdrücklich für die Restauration, als das einzige Mittel, Frankreich und Europa den Frieden zu geben. Man wollte freilich auf dem Zuge nach der Hauptstadt keine große Neigung dazu unter dem Volke gesehen haben und glaubte auch das Heer nicht besonders dafür gestimmt. Die Freunde der Bourbons aber wußten diese Bedenklichkeiten zu heben und erhielten endlich von dem Kaiser Alexander die Erklärung, daß er mit Napoleon nicht mehr unterhandeln werde.

Vergebens bewarb sich der Herzog von Vicenza um die versprochene Audienz. Talleyrand und seine Vertrauten wußten alle seine Anstrengungen zu vereiteln. Auch war die Sache, für die er sprechen sollte, schon verloren. Hr. v. Nesselrode hatte an den Polizeipräfecten geschrieben, er solle alle Individuen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den legitimen Souverain gefangen säßen, in Freiheit setzen, und die Erklärung des Kaisers Alexander, daß man mit Napoleon nicht mehr unterhandeln werde, schmückte die Mauern von Paris. Man wollte die Wiederherstellung der Bourbons; doch wollte man sie nicht als einen Gewaltstreich der Alliirten; sie sollte nicht als das Werk der siegreichen Waffen, sondern als das Resultat des Willens der Nation erscheinen. Man ließ also die gewähren, welche für diese Sache geschäftig waren. Da zeigten sich denn bald alle Angestellte, denen es einzig um die Erhaltung ihrer Stellen zu thun ist; das verkannte Verdienst, das sich seit funfzehn Jahren vergebens um Anstellung und Auszeichnung beworben hat und den Grund seiner Zurücksetzung nicht in dem eignen Unwerthe, sondern in dem eignen Undanke der Gewalthaber findet; alle jene zahlreichen Familien, die den Glanz und die Herrlichkeit, welche die Revolution vernichtet hatte, durch die Gegenrevolution wieder hergestellt zu sehen hofften. Alle fehlgeschlagne Hoffnungen der vorigen Zeit, die verletzte Eitelkeit, der getäuschte Ehrgeiz, das bestrafte Unrecht, die Niederträchtigkeit des Undanks und die Feigheit der Furcht verbanden sich gegen Napoleon. Diese seine zahlreichen Feinde unterstützte der Wankelmuth des dummen Volks, das, selten mit dem zufrieden, was es hat, nur mit dem beschäftigt ist, was es haben möchte, und jede Veränderung schon als ein neues Schauspiel liebt. Die Eigenliebe der Franzosen kam dieser Stimmung sehr zu Hülfe; denn man suchte sich zu überreden, der Schmach der Eroberung entgehe man durch eine Restauration, die sich als das Werk der Franzosen und nicht des Auslandes darstellen ließ; dieses trat nur als Bundesgenosse des bessern Theils von Frankreich zur Vollendung des Werkes der Befreiung auf. Als Organ derselben, fand sich der Senat durch die Verfassung und frühere Gewohnheit dazu berufen; derselbe Senat, der sich so oft als ein gefälliges Werkzeug des kaiserlichen Willens erwiesen hatte, durch öftere Prüfungen eingeübt, der Herrschaft gefällig, der er zu folgen gelernt hatte, nicht der Person, die diese Herrschaft übte, oder der Sache, die sie schützte. Das gewinnt die Gewalt, die nur blinde Unterthänigkeit will, daß sie jeder stärkern, als sie selbst ist, eine bereitwillige Dienerin erzieht. Der Senat, zum Gehorsam abgerichtet, diente so fertig gegen seinen kaiserlichen Herrn, als er für ihn gedient hatte. Den 1. April, unter dem Vorsitze des welt- und staatsklugen Talleyrand versammelt, nahm er die provisorische Regierung an.

Das ging in Paris vor, als Napoleon zu Fontainebleau mit kriegerischen Entwürfen beschäftigt war. Er zählt noch 50,000 Mann und gedenkt damit auf Paris loszugehen. Er hofft, der Donner seiner Kanonen werde die Hauptstadt aus ihrer leichtsinnigen Betäubung wecken. Er zählt auf die Nationaleitelkeit, diese gewaltige Triebfeder in dem Franzosen. Der Feind ist ermüdet und in der stolzen Sicherheit seines Glücks. Ein Versuch auf die Hauptstadt, wenn er gelingt, kann der ganzen Lage der Dinge ein anderes Ansehen geben; und was vermag ihre unermeßliche Bevölkerung nicht, unter der sich Tausende von seinen Soldaten befinden? Die Bewegung der Truppen beginnt. Da trifft in der Nacht vom 2. auf den 3. April der Herzog von Vicenza ein. Es ist nicht alles verloren. Die Verbündeten haben sich gegen die Person Napoleons erklärt, zeigen sich aber der Kaiserin, als Regentin, und ihrem Sohne nicht ganz abgeneigt. Um aus dieser Stimmung Vortheil zu ziehen, ist ein schneller Entschluß Napoleons nöthig; er muß dem Reiche entsagen; und das verlangt der Herzog von Vicenza von ihm. Der Kaiser kann sich nicht sogleich entschließen. Er steigt zu Pferde und bringt den ganzen 3. April mit Beschäftigung seiner Truppen zu. Der Soldat ist gut gestimmt und dem alten Führer mit der gewohnten Begeisterung ergeben. Die jungen Generale befeuert der Ehrgeiz. Das Leben mit seinen Aussichten und Hoffnungen liegt vor ihnen. Sie haben noch viel zu gewinnen und wenig zu verlieren. Anders verhielt es sich mit den Führern. Was konnte die Zukunft den Marschällen, Fürsten und Herzogen bieten? Welche Folgen konnte der Versuch auf Paris haben, wo ihre prächtigen Hotels standen, wo ihre Weiber, Kinder, Verwandte und Freunde lebten? Wenn er mislang, was stand nicht alles auf dem Spiel? Rang, Titel, Ueberfluß, die theuersten Güter dieser Welt, die mit tausend Anstrengungen und Gefahren waren erworben worden. Man hat von der Entsagung Napoleons gehört, über die er vielleicht selbst sich gegen seine Vertrauten geäußert haben mag. Das war der Entschluß, mit dem Viele sich sogleich zufrieden zeigten; der half ihnen aus aller Verlegenheit. Auf diese Weise konnte man Napoleon ohne große Beschämung aufgeben und sich an die neue Gewalt anschließen.

So standen die Dinge, als man vernahm, der Ge-

nat habe seine Entsetzung ausgesprochen. Napoleon erhielt das Senatsconsult in der Nacht vom 3ten auf den 4ten, und bald wußten die Vornehmen zu Fontainebleau von der Sache. Indessen war den 4ten der Befehl gegeben, das kaiserliche Hauptquartier zwischen Ponthiery und Essenne zu verlegen. Nach der Parade, die täglich um Mittag Statt fand, begleiteten die Angesehensten des Heeres Napoleon nach seiner Wohnung. Der Fürst von Neuschatel, der Fürst von der Moskwa, die Herzoge von Danzig, Reggio, Tarent, Bassano und Vicenza, der Großmarschall Bertrand und einige andre befanden sich in dem Salon; man schien nur das Ende der Audienz zu erwarten, um zu Pferde zu steigen und Fontainebleau zu verlassen. Es war aber über den Stand der Angelegenheiten eine Conferenz eröffnet worden, die sich bis den Nachmittag in die Länge zog; am Schlusse derselben erfährt man, Napoleon habe entsagt. Eines ist ihm besonders aufgefallen, die Muthlosigkeit seiner alten Waffengefährten, und er gab dem nach, was man ihm als den Wunsch der Armee vorstellte. Doch entsagt er nur zum Besten seines Sohnes und der Kaiserin Regentin. Er setzt mit eigner Hand die Urkunde darüber in folgenden Worten auf: „Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiser Napoleon sey das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa, so erklärt derselbe, seinem Schwur getreu, daß er bereit ist, vom Thron zu steigen, Frankreich zu verlassen, ja das Leben hinzugeben für das Wohl des Vaterlands, das von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Gesetze des Reichs unzertrennlich ist."

„Geschehen in unserm Pallaste zu Fontainebleau, den 4. April 1814." „Napoleon."

Ein Secretair schrieb diese Urkunde ab, und der Herzog von Vicenza traf sogleich Anstalten, sie nach Paris zu bringen. Napoleon gibt ihm den Fürsten von der Moskwa bei. Er wünschte auch, den Herzog von Ragusa, den ältesten seiner Waffenbrüder, die ihm geblieben sind, mitzuschicken. Seine Umgebung aber, besonders der Herzog von Bassano, bestimmen seine Wahl für den Herzog von Tarent.

Die drei Bevollmächtigten erhalten ihre letzten Instructionen und reisen ab. Endlich erlag Napoleon der Unruhe dieses entscheidenden Tages; er schloß sich in sein Zimmer ein. Der schmerzlichste Streich sollte sein Herz noch treffen. In derselben Nacht, vom 4ten auf den 5ten, kam der Oberst Gourgaud in größter Eile von Essenne mit der Nachricht zurück, der Herzog von Ragusa habe seinen Posten verlassen, mit dem Feinde unterhandelt und sey nach Paris gegangen; seine Truppen, die sich, auf unbekannten Befehl, in Bewegung gesetzt, zögen eben durch die russischen Cantonirungen, und Fontainebleau sey blos gegeben. Napoleon begreift es nicht, will es nicht glauben; und da ihm endlich kein Zweifel mehr bleibt, breitet sich ein düstrer Zug über sein Gesicht; schweigend setzt er sich, als vermöge er nicht die schwere Botschaft aufrecht zu tragen; sein Blick ist starr. Der Undankbare! unterbrach er schmerzlich ausrufend die ängstliche Stille, er wird unglücklicher seyn als ich!

In dieser Stimmung schrieb er folgenden Tagsbefehl an sein Heer; es hatte ihn nie betrogen; und wenn sich auch im Unglück alle von ihm wendeten, die er im Glück groß, mächtig und reich gemacht, das Heer, mit dem er nur die Gefahren und Siege getheilt, blieb ihm treu.

## An die Armee.

Fontainebleau, den 5. April 1814.

„Der Kaiser dankt dem Heere für die Anhänglichkeit, die es ihm gezeigt, und besonders dafür, daß es erkannt, Frankreich sey in ihm, nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folgt dem Glück und Unglück seines Führers; seine Ehre ist sein Glaube. Der Herzog von Ragusa hat seinen Waffenbrüdern diese Gesinnung nicht eingeflößt; er ist zu den Verbündeten übergegangen. Der Kaiser kann die Bedingung nicht billigen, unter der er diesen Schritt gethan; er kann das Leben und die Freiheit nicht von der Gnade eines Unterthanen annehmen. Der Senat hat sich erlaubt, über die französische Regierung zu verfügen; er hat vergessen, daß er dem Kaiser die Gewalt verdankt, die er jetzt misbraucht, daß der Kaiser einen Theil seiner Mitglieder von den Stürmen der Revolution errettet, den andern aus der Dunkelheit gezogen und gegen den Haß der Nation geschützt. Der Senat stützt sich auf die Artikel der Constitution, um sie zu vernichten; er erröthet nicht, dem Kaiser Vorwürfe zu machen, ohne zu bedenken, daß er, als erstes Corps des Staates, an allen Ereignissen Theil genommen. Er ist so weit gegangen, den Kaiser anzuklagen, daß er die Acten bei der Bekanntmachung verändert habe. Die ganze Welt weiß, daß er solchen Betrug nicht nöthig hatte. Ein Wink war ein Befehl für den Senat, der immer mehr that, als man von ihm verlangte. Der Kaiser war den Vorstellungen seiner Minister immer zugänglich und erwartete unter diesem Verhältniß von ihnen die unbeschränkteste Rechtfertigung der Maßregeln, die er genommen hatte. Hat sich die Begeistrung in die Adressen und die öffentlichen Reden gemischt, dann ist der Kaiser getäuscht worden. Aber die, so diese Sprache führten, müssen sich die Folgen ihrer Schmeicheleien selbst zuschreiben. Der Senat erröthet nicht, von Libellen gegen fremde Regierungen zu sprechen, und vergißt, daß sie in seinem Schoße verfertigt worden sind! So lange das Glück ihrem Herrn getreu geblieben, waren auch diese Leute es gegen ihn, und es ward keine Klage über die Misbräuche der Gewalt gehört. Hätte der Kaiser die Menschen verachtet, wie man ihm vorgeworfen, dann müßte die Welt jetzt erkennen, daß er Gründe gehabt, die seine Verachtung rechtfertigten. Seine Würde hatte er von Gott und der Nation; sie allein konnten sie ihm wieder nehmen; er hat sie immer als eine Bürde betrachtet; und da er sie annahm, geschah

es in der Ueberzeugung, daß er allein im Stande sey, sie würdig zu tragen. Das Glück von Frankreich schien von dem Schicksale des Kaisers unzertrennlich; jetzt, da sich das Glück entschieden, könnte der Wille der Nation allein ihn bestimmen, länger auf dem Thron zu bleiben. Wenn er sich als das einzige Hinderniß des Friedens betrachten muß, dann bringt er Frankreich, gern das letzte Opfer. Er hat demzufolge den Fürsten von der Moskwa und die Herzoge von Vicenza und Tarent nach Paris geschickt, um die Unterhandlung anzuknüpfen. Die Armee kann versichert seyn, daß die Ehre des Kaisers mit dem Glücke Frankreichs nie im Widerspruche stehen wird."

Die drei Bevollmächtigten waren am Abend vom 4ten zu Paris eingetroffen und begaben sich sogleich zu den verbündeten Monarchen. Bald bemerkten sie, wie viel Boden für ihre Sache während der Abwesenheit des Herzogs von Vicenza verloren gegangen war. Die Mitglieder der provisorischen Regierung boten alles auf, um die Ausschließung der Regentin und ihres Sohnes zu erlangen. Besonders thätig zeigten sich Talleyrand, Beurnonville und Dessoles. Sie wußten, was sie thaten und was es galt. Die Furcht vor dem Vater läßt sie keine Sicherheit unter der Regierung der Gemahlin und des Sohns hoffen. Nur der Sturz der ganzen Familie kann ihnen Straflosigkeit und Ruhe verbürgen. Darum hielten sie die verbündeten Monarchen belagert. Sie kamen nicht aus ihren Salons, und an diesem Posten fanden sie die Bevollmächtigten Napoleons. In ihren zufriedenen Mienen konnten sie den Stand der Dinge lesen. Ein Mensch zeigt sich, und es besteht darüber kein Zweifel mehr. Der Herzog von Ragusa tritt ein; sein Schritt ist sicher, den Kopf trägt er hoch. Aus dem Munde des Kaisers Alexander erfahren sie, daß die Truppen des Marschalls nach Versailles gezogen sind. Der General, der sie führte, hatte sich noch den Tag vorher zu Fontainebleau zweitausend Thaler von Napoleon schenken lassen. Durch den Abfall des Herzogs von Ragusa war die Stellung des Kaisers blos gegeben, und seine Person der Discretion der Verbündeten überlassen. Auch veränderte sich sogleich die Sprache gegen ihn, und die früheren Rücksichten, die man wegen der 50,000 Mann auserlesener Truppen für ihn haben zu müssen glaubte, hörten auf. Er war nicht mehr zu fürchten, und er hatte nichts mehr zu hoffen. Fontainebleau war keine militairische Stellung mehr, und die Armee schien die Sache ihres Führers aufzugeben. Man erklärt den Bevollmächtigten, Napoleon und seine Dynastie müßten dem Throne gänzlich entsagen. Dazu waren neue Vollmachten nöthig, und der Herzog von Vicenza übernahm abermal den bedenklichen Auftrag und begab sich nach Fontainebleau.

Die erste Bewegung des Kaisers war, die Unterhandlung abzubrechen, die so demüthigend für ihn war. Was konnte der Krieg ihm schlimmeres bieten, als der Friede gab? Alle seine Gedanken sind wieder auf den Krieg gerichtet. Der Marschall Soult hat noch 50,000 Mann unter den Mauern von Toulouse; der Marschall Suchet bringt 15,000 Mann aus Catalonien zurück; der Prinz Eugen hat 30,000, Augerau 15,000 Mann, die der Verlust von Lion gegen die Sevennen drängte. Die zahlreichen Garnisonen in den Grenzplätzen und das Heer des Generals Maison endlich bieten furchtbare Stützpuncte dar, gegen die Napoleon mit dem, was ihm um Fontainebleau blieb, manövriren kann. Er spricht davon, sich an die Loire zurückzuziehen. Alles empört sich gegen diesen Entschluß. Man will das Ende des Kriegs um jeden Preis, und man sagt es laut. Es herrschte eine allgemeine Abspannung und Ermüdung; vielleicht fürchtete man auch einen Bürgerkrieg. Uebrigens hatten die Angesehensten im Heere schon Worte der Versöhnung von Paris und Versicherungen empfangen, die ihnen die Aussicht darboten, unter guten Bedingungen ihren besondern Frieden zu schließen. Man suchte darum, so gut es ging, einen Vorwand, nach der Hauptstadt zu gehen, wo, von der neuen Regierung gut aufgenommen wird, was die alte verläßt.

Doch fühlt man sich wieder von einem Rest von Scham zurückgehalten; keiner möchte der Erste seyn, das gehässige Beispiel geben. Warum aber zögert er so lange, der peinlichen Lage ein Ende zu machen? Was soll diese Unentschiedenheit? zu was können die verzweifelten Entschlüsse führen? Das Murren wird laut und allgemein. Seitdem er unglücklich ist, hält man ihn nur für fähig, Fehler zu begehen, und mehrere Taktiker von ganz frischem Datum begreifen nicht, wie sie in dummer Blindheit ihn so lange für ihren Meister erkennen mochten. Endlich folgt Jeder dem unwiderstehlichen Zuge. Alles läuft nach Paris. Der Eine ist dahin berufen, der Andere dahin geschickt. Dieser muß Geld erheben, Jener für die Bedürfnisse seiner Mannschaft sorgen. Diesem ist eine Frau erkrankt, Jenem ein Kind geboren. Dem bösen wie dem guten Willen fehlt es nie an Gründen. Wer nicht selbst nach der Hauptstadt gehen kann, unterhält daselbst wenigstens seinen Bevollmächtigten.

Napoleon fühlte das Mißliche seiner Lage; auch ihn schreckte der Bürgerkrieg, vor dem man einen so großen Abscheu zu haben schien. „Wohlan, sagte er, wenn wir es aufgeben müssen, Frankreich länger zu vertheidigen, bietet sich mir dann Italien nicht dar? Will man mir noch einmal dahin folgen? Brechen wir gegen die Alpen auf!" Tiefes Schweigen. Napoleon verstand die stumme Sprache. „Ihr wollt den Frieden, rief er; Ihr sollt ihn haben. Wahrlich, Ihr wisset nicht, wie viel Kummer und Gefahren Euch auf Eurem Flaumbett erwarten! Einige Jahre dieses Friedens, den ihr so theuer zu bezahlen im Begriffe seyd, werden einer größern Anzahl von Euch das Leben kosten, als der verzweifeltste Krieg." Prophetische Worte, die in Erfüllung gegangen sind. Was ist aus Berthier, Murat, Ney, Massena, Augereau, Lefebvre, Brune, Serrurier, Kellermann, Perignon, Beurnonville, Clarke und so vielen Andern geworden? —

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 205.

5. September 1823.

## Napoleon zu Fontainebleau, im März und April 1814; von dem Baron Fain.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Der Kaiser setzte sich, nahm die Feder und schrieb: „Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiser sey das einzige Hinderniß des Friedens in Europa, so erklärt er, seinem Schwur getreu, daß er für sich und seine Kinder auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein Opfer gibt, selbst das seines Lebens, welches er nicht bereit wäre, dem Wohle Frankreichs zu bringen."

Der Herzog von Vicenza überbringt diese Entsagung den Verbündeten, und sogleich werden die Feindseligkeiten eingestellt. Die Unterhandlung nimmt nun einen raschen Gang, und die hohen Alliirten, und besonders der Kaiser Alexander, zeigen eine Großmuth, die man kaum erwartet zu haben schien. In dem Vertrage, der am 11. April abgeschlossen worden, ist festgesetzt, daß dem Kaiser und der Kaiserin ihre Titel und Auszeichnungen bleiben. Napoleon erhielt die Insel Elba als ein eigenthümliches, souveraines Fürstenthum, nebst einem jährlichen Einkommen von zwei Millionen Franken, die Frankreich zu zahlen hatte. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla sind der Kaiserin, dem Könige von Rom und dessen Nachkommen als vollkommenes Eigenthum zugesichert. Den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, den Brüdern, Schwestern und der Mutter Napoleons nämlich, sind jährlich 2,500,000 Fr. angewiesen, und dem Kaiser zwei Millionen zugesagt, damit er sie unter seine Officiere und Angestellte als Gratificationen vertheilt. Sogar der Prinz Eugen ist nicht vergessen und ihm ein anständiges Etablissement außerhalb Frankreich zugesagt. Die Bedingungen des Vertrags zeugten wirklich von Edelmuth; nur hatten sie den Nachtheil, daß sie nicht gehalten wurden.

Während dem dieser Vertrag in Paris unterhandelt wurde, schickte Napoleon Courier auf Courier an den Herzog von Vicenza, um seine Entsagung von ihm zurückzufordern. Seitdem er diese Urkunde ausgestellt, war er unzufrieden mit sich selbst. Es schien ihm nicht ehrenvoll, daß ein Opfer, wie er es gebracht, eine Art Vergütung in den armseligen Bewilligungen von etwas Geld finden, daß die ungeheure Katastrophe, die so viel Größe und Herrlichkeit zerstört, mit der Ausgleichung ganz gemeiner Interessen enden sollte. „Zu was ein Vertrag? sagte er. Es gilt einzig meine Person; wozu ist da ein Vertrag vonnöthen? Ich bin besiegt und gebe der Entscheidung der Waffen nach. Nur verlange ich, kein Kriegsgefangener zu seyn." Auch da der Herzog von Vicenza mit dem unterzeichneten Vertrage von Paris zurückkam, forderte Napoleon die Entsagungsurkunde von ihm zurück. Es war zu spät. Merkwürdig ist, daß Napoleon und die Bourbons gleich unzufrieden mit dieser Entsagung waren. Beide behaupteten, sie hätten sie nicht nöthig, jener, um von dem Thron, diese, um auf ihn zu steigen. Hr. de la Maisonfort hat es den Verbündeten sehr übel genommen, daß sie mit Napoleon als einem Souverain unterhandelt. „Das Glück, sagte er, hatte ihn verdammt, warum hat die Politik ihn freigesprochen?" Napoleon nimmt den Vertrag nicht an; aber er ist zu Fontainebleau ein Gefangener. Alle Zu- und Ausgänge werden sorgfältig bewacht. Er scheint nur ein Mittel zu haben, seine Freiheit, vielleicht sein Leben zu retten, wenn er nämlich unterzeichnet. Indessen geht der Tag zu Ende, und er beharrt auf seiner Weigerung. Wie glaubt er der Nothwendigkeit, die ihn gefangen hält, zu entgehen? Seit Tagen schon scheint er mit einem geheimen Entwurfe beschäftigt. Der Gegenstand seiner vertrautesten Unterhaltung ist der freiwillige Tod, den sich im Alterthum Männer in ähnlicher Lage gaben. Mit ruhiger Fassung spricht er davon, und erörtert die Meinungen für und gegen. Was in ihm vorging, war kein Geheimniß, und ein Umstand bestätigte die nur zu gegründete Vermuthung. Die Kaiserin hatte nämlich Blois verlassen, um zu Napoleon zu kommen. Schon war sie zu Orleans eingetroffen, und man erwartete sie zu Fontainebleau; aber aus dem Munde des Kaisers selbst vernimmt man, daß Befehle gegeben sind, ihre Absicht zu vereiteln. Napoleon, der diese Zusammenkunft fürchtete, wollte Herr seines Entschlusses bleiben.

In der Nacht vom 12. auf den 13. wird auf einmal das einsame Schweigen im Palaste durch ein eilfertiges Hin- und Herlaufen unterbrochen. Es geht Treppe auf, Treppe ab. In den Gemächern des Kai-

sers ist Licht, seine Dienerschaft auf den Beinen. Man pocht an der Thür des Arztes Yvan. Der Großmarschall Bertrand wird geweckt, der Herzog von Vicenza gerufen, und nach dem Herzoge von Bassano wird geschickt; sie kommen alle, einer nach dem andern an, und werden in das Schlafgemach geführt. Vergebens horcht die besorgte Neugierde; was sie vernehmen kann, ist ein Aechzen und Schluchzen, das durch das Vorzimmer dringt. Auf einmal kommt Yvan heraus, geht hastig in den Hof, findet ein Pferd, das an das Gitter gebunden ist, besteigt es und reitet im Galopp davon. Was in dieser Nacht sich zugetragen, ist ein tiefes Geheimniß geblieben. Folgendes wird darüber erzählt.

Bei dem Rückzuge von Moskau hatte sich Napoleon durch den Doctor Yvan ein Mittel verschafft, das ihn gegen die Gefahr sichern konnte, lebendig in die Hände seiner Feinde zu fallen. Es war dasselbe, dessen sich Condorcet bedient hat, der es dem berühmten Cabanis verdankte. So lange die Gefahr dauerte, hatte Napoleon dieses Mittel an dem Halse getragen, und es später sorgfältig aufbewahrt. Diese Nacht, dachte er, sey der Augenblick gekommen, davon Gebrauch zu machen. Der Kammerdiener, der hinter der halb offenen Thür schlief, hatte bemerkt, wie er aufstand, etwas in einem Glas Wasser einrührte, es trank und sich wieder legte. Bald preßten ihm die Schmerzen das Geständniß seines nahen Endes aus. Er ließ seine vertrautesten Diener rufen. Auch Yvan ward geholt, und da er vernahm, daß Napoleon sich beklagte, das Gift wirke nicht schnell genug, verlor er den Kopf und entfloh eilends von Fontainebleau. Man fügt hinzu, es sey ein langer, müder Schlaf erfolgt, und auf einen starken Schweiß hätten die Schmerzen aufgehört. Genug, das Gift that die erwartete Wirkung nicht, sey es nun, daß die Dosis zu schwach gewesen, oder daß es durch die Zeit an seiner Kraft verloren. Napoleon, sagt man weiter, da er zu sich gekommen, sey erstaunt gewesen noch zu leben, habe einige Augenblicke nachgedacht und dann die Worte gesprochen: „Gott will es nicht!“

So viel ist gewiß, daß er von dieser Nacht an sich mit vieler Ergebung in seine Lage fand und den abgeschlossenen Vertrag unterschrieb. Er selbst erklärte denen, die sich ihm näherten, er habe zu regieren aufgehört.

Jetzt ward es zu Fontainebleau einsam. Den Befehl über die Armee hatte Napoleon dem Fürsten von Neufchatel übergeben, und dieser unterwarf sich sogleich der provisorischen Regierung, blieb in Paris und commandirte von da aus die Truppen. Bei aller Menschenkenntniß konnte der Gefallene sich nicht recht in seine neue Lage finden, und begriff kaum, warum er so verlassen sey. Hört er im Hofe einen Wagen rollen, dann fragt er, ob nicht Berthier zurückgekommen, ob nicht einer seiner ehemaligen Minister eingetroffen, um Abschied von ihm zu nehmen. Wenigstens erwartet er Molé, Fontanes und solche noch zu sehen, die ihn früher einer unbedingten und grenzenlosen Ergebung so laut und warm versichert hatten. Es kommt Niemand. Nur die geprüften Getreuen sind um den Verlassenen mit gewohntem Eifer thätig; der Herzog von Vicenza, der die Reiseanstalten nach Elba besorgt, um es seinem alten Herrn leicht und bequem zu machen, und der Herzog von Bassano, der in vertraulicher Unterhaltung Napoleon zu zerstreuen sucht. Beide waren wie immer, wie in den Zeiten des höchsten Glücks.

Die Pariser Blätter las der Kaiser regelmäßig; sie enthielten nur Schmähungen gegen ihn; er schien sich wenig daraus zu machen, und wenn die Bosheit oder Niederträchtigkeit bis zum Abgeschmackten es übertrieb, dann flog ein mitleidiges Lächeln über sein Gesicht. Die Abreise war auf den 20. April festgesetzt. In der Nacht vom 19. auf den 20. entwichen sein vertrauter Kammerdiener Constant und der Mameluk Rustan. Es war die letzte harte Prüfung dieser Art, die Napoleon zu bestehen hatte.

Man war übereingekommen, daß jede der großen Mächte einen Commissair schicken würde, um Napoleon nach dem Orte seiner Bestimmung zu begleiten. Von Seite Rußlands war der General Schuwaloff, von Seite Oesterreichs der General Koller, von Seite Englands der Oberst Campbell, von Seite Preußens der General Waldburg-Truchses eingetroffen. Die Reisewagen ordnen sich bepackt im Hofe. Die Kaisergarde tritt ins Gewehr. Auf dem Wege, den Napoleon nehmen muß, um einzusteigen, erwarten ihn der Herzog von Bassano, der General Belliard, die Obersten Bussi, und Montesquieu, der Graf Turenne, der General Fowler, Gourgaud, Fain und noch einige andere. Napoleon reicht jedem die Hand, geht rasch die Treppe hinab, an den Wagen vorbei, gerade auf die Garde los. Er gibt ein Zeichen, daß er sprechen will; es erfolgt eine allgemeine tiefe Stille. „Soldaten meiner alten Garde,“ spricht er, „ich nehme Abschied von Euch. Seit zwanzig Jahren habe ich Euch beständig auf dem Wege der Ehre und des Ruhms gefunden. In der spätern Zeit, wie in jener des Glücks, habt Ihr nicht aufgehört, Muster der Tapferkeit und der Treue zu seyn. Mit Männern, wie Ihr seyd, war unsre Sache nicht verloren, aber auch das Ende des Kriegs nicht abzusehen; es wäre ein Bürgerkrieg, und Frankreich nur unglücklicher durch ihn geworden. Ich habe also alle unsre Interessen denen des Vaterlandes geopfert; ich reise ab. Ihr, meine Freunde, fahret fort Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Gedanke; es wird immer der Gegenstand meiner Wünsche seyn. Beklaget mein Loos nicht; habe ich mich dazu verstanden, mich selbst zu überleben, dann geschah es Eures Ruhmes wegen. Ich will beschreiben, was wir Großes mit einander gethan. Lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte Euch alle an mein Herz schließen; laßt mich wenigstens Eure Fahne umarmen!“

Bei diesen Worten ergreift der General Petit den Adler und tritt hervor. Napoleon umarmt den Gene-

ral und küßt den Adler. Es herrscht eine tiefe, feierliche Stille, nur vom Schluchzen der Krieger unterbrochen. Die Rührung Napoleons war sichtbar. Er sucht seine Fassung zu behaupten und mit festerer Stimme ruft er: „Noch einmal lebet wohl, meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in Euer Herz dringen!" Mit einer raschen Wendung schwingt er sich in den Wagen, in dem schon Bertrand sitzt, und der Zug geht nach der Straße von Lyon.

78.

---

## Literarische Bemerkungen.

### Die Gedichtscheuen und die höflichen Kritiker.

Es ist eine auffallende und einer näheren Betrachtung nicht unwerthe Erscheinung in der deutschen Literatur des Tages, daß alles, was in der weitesten Bedeutung poetisch genannt wird, gleichviel ob mit vollem, halbem oder gar keinem Anspruch auf diesen Titel, fast überall einem übeln Vorurtheile oder vielmehr einer gewissen vornehmen Scheu des Publicums begegnet, die seiner Verbreitung und Prüfung oft so hinderlich ist, daß manches Gute erst nach einem langen Zeitraume allmählig und wie um Gottes Willen anerkannt wird, manches auch, das eine so lange Laufbahn ohne Aufmunterung nicht verfolgen kann, spurlos vorübergehen muß. So liegt das Gute, Mittelmäßige und Schlechte ungesondert lange bei einander, und, wenn auch die Kritik eine Sonderung vornimmt, so hat auch diese Kritik es mit der Gleichgültigkeit und Scheu des Publicums nicht minder, als die Poesie selbst, zu thun. Am empfindlichsten trifft diese Gedichtscheu den zum ersten Male in das Publikum tretenden Dichter. Ist es ihm auch gelungen, einen Verleger für seinen Erstling zu finden, — eine nicht leichte Aufgabe! — so hat er dadurch noch kein Publicum. Ein Buch eines jungen Dichters — wer liest es, als der Kritiker, gute Freunde, Verwandte, wenn's hoch kömmt ein Paar Mäcene — und, wer von diesen kauft es? Der Buchhändler kann sich aber, seinem Stande und seinem Berufe nach, nicht zu einem Märtyrer der Poesie machen lassen, und er muß nothwendig zu Grunde gehn, wenn er in Opposition mit dem Geschmack des Publicums handelt. Denn seine Mittel, die materiell sind, erschöpfen sich dadurch, während der opponirende Schriftsteller, dessen Verleger er ist, mit geistigen Mitteln in den Kampf geht, die sich eben im Kampfe stärken und mehren; und unterliegt dieser auch am Ende, so bleibt ihm noch immer eine Appellation an die Nachwelt übrig, die den ruinirten Geschäftsmann nicht trösten kann.

Wir würden dem deutschen Volke Unrecht thun, wenn wir den Grund dieser Erscheinung in einem angebornen Mangel an poetischem Sinn und Geschmack suchten. Vielmehr könnte wohl behauptet werden, daß der Deutsche poetischer sey als seine Nachbarn in allen vier Weltgegenden, die Italiener ausgenommen. Und außerdem haben wir die eigentlichen Gedichtscheuen nicht sowohl unter dem lesenden Volke zu suchen, das in den Leihbibliotheken nach hübschen Romanen fragt, sondern vielmehr in der gebildeten Classe. Wir wenden uns daher zuerst nach den Dichtern und Gedichten selbst hin, um bei ihnen einen Grund der Verachtung zu entdecken, über welche sie klagen.

Er kann uns nicht lange verborgen bleiben. Die Kunst, deutsche Gedichte zu machen, ist gegenwärtig kaum mehr eine Kunst zu nennen. Die Leichtigkeit, mit der die in den letzten funfzig Jahren durch eine Menge von Dichtern aus allen Gattungen gebildete poetische Phraseologie sich in die laren Formen jambischer und trochäischer, allenfalls auch daktylischer Verse fügt, macht es Jedem, der eine Quantität guter deutscher Dichter gelesen hat, möglich, sich auch einmal als Dichter zu versuchen, und leider unterbleibt ein solcher Versuch selten, sobald diese Möglichkeit einleuchtet. Es entstanden und entstehen noch immer eine Menge Verse auf diese Weise, und mitunter wohl Verse, von denen es in kritischen Blättern hier und da heißt: sie haben eine schöne, blühende Sprache, verrathen viel Phantasie, sind wohlklingend u. s. w. Aber wie viel von allen diesen Versen würde da seyn, wenn ihre Dichter etwa Zeitgenossen von Opitz, oder gar noch etwas älter gewesen wären als dieser Gründer einer neuen poetischen Form? Jeder wahrhafte Dichter mußte aber Dichter seyn zu jeder Zeit, ja, er mußte der erste Dichter werden, wenn es vor ihm noch keinen gegeben hätte. Sieht das gebildete Publicum nun die poetische Kunst so glücklich und geschickt zu einem Handwerke herabgewürdigt, das Producte liefert, welche der Geschmack und das Urtheil des großen Haufens und seiner Kritiker für Kunstwerke ausschreien, so zieht es sich von diesem literarischen Markte lieber ganz zurück, auf welchem so täuschende unechte Waare, oft zum Nachtheil der weniger gleißenden echten, feil geboten wird. Es meint:

> Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.
> Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Aber die Mitwelt will ihr Recht auch haben. Wenn das deutsche Publicum gegen den Schluß des vorigen und noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, angeregt durch unsre großen Dichter, lebhafte Theilnahme für die poetische Literatur des Tages gezeigt hat, und wenn diese Theilnahme sich in ihren Urtheilen gar zu sehr übernommen und in ihren Genüssen ohne Auswahl sich überladen und abgestumpft hat, so scheint jetzt die unvermeidliche Periode seiner Apathie eingetreten zu seyn, die das gebildete und halb gebildete Publicum gemeinschaftlich für neue Verse haben, nur aus verschiedenen Gründen: ein Theil hat sich durch übermäßigen Genuß des Reinen und Unreinen, Schmackhaften und Unschmackhaften durcheinander den Geschmack verdorben, so daß ihm alle poetische Speise anekelt, und der andre Theil hat ein solches Aergerniß an dem Zusehn dieser Mahlzeit genommen, daß es ihm fast zu Muthe ist, als hätte er selbst Alles mitgenossen. Eine solche Stimmung im Publicum wirkt aber nicht im Einzelnen, sondern massenweise fort. Wir erinnern nur an die noch vor etwa zwanzig Jahren beliebten Musenalmanache, die jetzt ganz verschwunden, oder, wenn einmal einer erscheint, ohne Publicum sind. Der halbgebildete Almanachsleser fragt jetzt nach Erzählungen, in denen er wenigstens Materie findet, unbekümmert um die Form; der Gebildete aber will mit den Almanachen gar nichts mehr zu schaffen haben. Die Musenalmanache hatten ein aus beiden Classen gemischtes Publicum, und haben einen wohlthätigen Einfluß auf poetische Bildung und Schöpfung geübt, während unsre Mischalmanache die schon so vielfach zersplitterte deutsche Literatur und Kunst in immer kleinere Stückchen auflösen und verflüchtigen.

Sehn wir uns um nach dem, was in der poetischen Literatur des Tages seit etwa zwanzig Jahren allgemeine und lebendige Anerkennung und Verbreitung in Deutschland gewonnen hat, so werden wir mit der Erfahrung zurückkehren, daß die Liebhaber und Anhänger einzelner Bestrebungen und

Schulen allerdings Manches aus dieser Zeit anzuführen wissen, was dem Besten aus den besten Zeiten beigezählt zu werden verdiene; aber leider weiß oft die andre Partei wenig oder nichts mehr von diesen Meisterwerken als den Namen, und keines davon ist zu der Ehre gelangt, Nationaleigenthum zu werden, das, aller verschiedenen Ansicht zum Trotze, allgemein gültig und sicher dasteht. Ein solches Nationaleigenthum, wie z. B. die poetischen Werke Göthes, Schillers, Klopstocks, muß Jeder, der auf Bildung Anspruch macht, kennen, er mag auch in seinem Urtheile darüber mit dem ganzen übrigen Publicum in Opposition seyn; aber ignoriren darf er es nicht, ohne sich eine Blöße zu geben, und noch vielweniger wird er mit diesem seinen Ignoriren vornehm und ekel thun dürfen. Welcher Dichter des Tages kann darauf Anspruch machen, ein Interesse zu erwecken, das allgemein sey, wenn dasselbe nicht durch äußere in der Zeit, Mode, Parteiung unpoetischer Art, Politik und andern Anregungen begründete Umstände herbeigeführt wird? — So hat sich zum Beispiel das Interesse für Körners Gedichte durch des Dichters Heldentod, und die patriotische Begeisterung des Publikums, dem sie begegneten, gesteigert und weiter ausgedehnt, als es ohne diese Hülfsmittel möglich gewesen wäre; und auf ähnliche Weise wirkte bei Ernst Schulze's Auftreten, als Dichter der bezauberten Rose, das Interesse für den früh verblühten, unglücklichen Sänger auf die Verbreitung seiner Gedichte. Und was ist dennoch diese Verbreitung von zweien der verbreitetsten deutschen Dichter des Tages gegen die Publicität, welche bei unsern Nachbarn, den Engländern und Franzosen, junge poetische Talente, Dichter minorum gentium, genießen? — Ja es ist seltsam genug, daß durch das lebhafte Interesse, welches die Engländer namentlich und vorzüglich für die Poesie des Tages zeigen, selbst die gedichtscheuen Deutschen verleitet werden, einen Coleridge, Cornwall, Milman, Crabbe, Croly rc. zu lesen, während sie einheimische Dichter, die in keiner Hinsicht unter jenen stehen, mit vornehmer Indifferenz von sich abweisen.

Es versteht sich, daß das poetische Talent des Tages, das wir keimen und aufwachsen sehen, nicht sogleich Anspruch zu machen hat auf allgemeine Anerkennung und Aufmunterung. Aber Aufmerksamkeit möchten wir ihm doch wünschen, sie äußere sich lobend oder tadelnd, bestärkend oder zurecht weisend. Es gab einen, ja mehrere Zeiträume der deutschen Literatur, in denen ein Paar gelungene Gedichte vom kleinsten Umfange hinreichten, die Augen des Publicums auf ein verborgenes Talent hinzuziehen, und diese Zeiträume waren nicht gerade die ärmsten der deutschen Poesie. In ihnen haben Bürger, Hölty, Voß, u. A. m. ihre schönsten Lieder gesungen, und auch das verrufene Ramlersche Zeitalter hat in diesem Betracht einen wahrhaft poetischen Vorzug vor dem unsrigen.

Das deutsche Publicum hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Mistrauisch, scheu und vornehm gleichgültig gegen den jungen Dichter, der mit seinen Erstlingen vor ihm erscheint, nimmt es sich die Mühe nicht, das Neue zu prüfen, ja, es will sich, bei dem Schwanken der deutschen Kritik, auch auf die Prüfung Andrer nicht verlassen, und überhört auf diese Weise, aus Furcht und Ekel vor unechten Nachklängen, auch manchen Gesang, der aus eigener Brust und reiner Kehle kömmt. Es ist ein trauriges Loos für den Dichter, daß seine Kunst so frei ist, um von Jedem geübt, und doch von Keinem gebraucht zu werden. Jeder Schritt in einer Wissenschaft, er gehe vorwärts oder rückwärts, schief oder gerade, kann von den Bekennern der Wissenschaft, in der er gethan wird, nicht ignorirt werden, er müßte denn ganz bedeutungslos und verborgen seyn, und nicht anders ist es in den Künsten, zu deren Ausübung ein bestimmtes Local und eine feste Innung gehört. Die Poesie allein ist so frei und so nirgends hingehörig, daß selbst die Jünger derselben sich zu isoliren pflegen, ohne etwas Einer von dem Andern wissen zu wollen; und ein sicheres, festes und geschlossenes Publicum geht ihr ganz ab, selbst im Theater, wo gegenwärtig, wie es ist und seyn will, unter zehn Zuschauern kaum ein Zuhörer ist, und von zehn Zuhörern vielleicht neun auf den theatralischen Gaukler mehr als auf den Dichter hören, dessen Worte dieser mishandelt.

Wir dürfen es dem Publicum also nicht sehr übel nehmen, daß es kein Interesse für die Poesie des Tages zeigt! Sieht es ja doch, daß die Dichter selbst für die Bestrebungen andrer Dichter theilnahmlos bleiben. Hat einer von ihnen sich nur erst in der Schätzung des Publicums fest gesetzt, so blickt er gern fremd und kalt auf die ihm Nachstrebenden hin, als sey alle Gemeinschaft zwischen ihm und jenen aufgehoben und als schäme er sich, durch schwache Versuche Andrer an den Beginn seiner eignen Laufbahn erinnert zu werden. Wenn man bedenkt, was ein Göthe als Gesetzgeber, Richter und Patron in der poetischen Literatur des Tages seit vielen Jahren hätte wirken können, sowohl auf die Dichter, wie auf das Publicum, so muß man ein inniges Bedauern empfinden, wenn man die Gleichgültigkeit und Absonderung bemerkt, in die er sich bei den poetischen Bestrebungen unsrer Zeit, sie mögen nun Aufmunterung oder Zurückweisung verdienen, gesetzt hat. Seit kurzem hat er angefangen, dies und jenes zu empfehlen, aber leider! hat er zu viel Wichtigeres und Löblicheres an sich vorübergehn lassen, ohne Beifall zu nicken, als daß man seine Empfehlung jetzt für etwas Anderes nehmen könnte als eine poetische Laune. Wir meinen seine Bemerkungen in dem Journale Kunst und Alterthum, und namentlich das, was darin über August Hagen's Olfried und Lisena gesagt worden ist. Das Gedicht ist, trotz dieser Protektion unsres größten Dichters, nicht unter das Publicum gekommen, und so hat diese unzeitige Aufmunterung eines mittelmäßigen Talents nur die üble Folge gehabt, eine armselige Gedichtsammlung ans Licht zu rufen, die sonst wohl im Pulte des jungen Schützlings liegen geblieben wäre, wenigstens zum zwanzigsten Theile.

Diese Gedichtsammlung (Königsberg 1822.) hat denn ein kleiner Göthe in einem neuen Journale mit altneuem Titel sehr salbungsvoll und delicat beurtheilt. Da heißt es unter Andern: Unser Verfasser aber zeigt außerdem noch aufkeimenden und, wir wagen es zu sagen, mäßigen Talenten, ohne Ihn darunter zu meinen, den richtigen Weg, wo sie ihre schicklichste Gelegenheit zu erpassen haben, um sich erproben zu können. Und zum Schluß: Mehr aber sagen wir nicht, und bitten den Verfasser freundlich, was wir etwa noch zu sagen hätten, ihm aber nicht sagen mögen, sich selbst zu sagen. — In Gottes Namen!

Das Journal, in welchem diese höflichen Stellen zu lesen sind, kündigt sich an als eine Schrift, bezüglich auf Kunst und Sitten rc. Wahrscheinlich soll nun die Recension von Hagens Gedichten in das Gebiet der Sitten, und nicht der Kunst, gehören, um nämlich den groben Recensenten ein Muster von einer Beurtheilung nach den Grundsätzen der feinsten Sitte zu geben.

Schade, daß es nicht noch mehr Recensionen von diesem Schlage gibt! Der literarische Bemerker könnte etwas daraus lernen.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 206.

6. September 1823.

**Jahrbücher der Literatur. Neunzehnter Band. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.**

Kaum bietet irgend ein Band der wiener Jahrbücher eine größere Abwechselung dar als der vorliegende. Er ist ein Proteus, der aus einer Verwandlung in die andre schlüpft. Umfassen wir ihn denn so herzhaft als möglich, damit er in seiner wahren Gestalt erscheint, und wenn auch nicht weissagt, doch Rede steht. Die Mondkälber, welche er hütet, mögen ihm bleiben als geheiligte Thiere.

Artikel 1. System der vergleichenden Anatomie, von J. F. Meckel. Erster Theil. Allgemeine Anatomie. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung, 1821. xx und 474 S.

Der Verfasser schließt sich durch sein ausgezeichnetes, allgemein anerkanntes Verdienst würdig an den Ruhm seines unvergeßlichen Vaters, der einst als Professor der Anatomie, verbunden mit mehrern auserlesnen Männern, die Universität Halle auf den höchsten Gipfel des Gedeihens emporheben half, den sie so bald nicht wieder erreichen dürfte.

Ein System der vergleichenden Anatomie kann Recensenten lüstern machen nach einem System der vergleichenden Kritik; ist doch das Scheinleben mancher Schriftsteller auch nicht viel besser als ein thierisches Cadaver. Dafür sterben aber auch die Häupter einer Literatur nie — le roi ne meurt pas — und was wäre wohl angenehmer und ersprießlicher, als dieses fürstliche Geschlecht in seiner verwandtschaftlichen Organisation bis auf die feinsten Adern und Nerven zu durchforschen, um auf diese durchgeführte Vergleichung die Ordnung des wahren lebendigen Geistes zu gründen? Ein falscher Richter in diesem theatrum anatomicum müßte allerdings bildlich so streng bestraft werden, als jener, den Cambyses lebendig schinden ließ. Wie herrlich würde es mit unsern kritischen Gerichtshöfen stehen, wenn der recensirende Nachfolger eines solchen wohlverdienten Märtyrers jedesmal bildlich von demselben Stuhl herab das Urtheil fällen müßte, auf dem die Haut des Vorfahren als Leder ausgespannt wäre! Der tyrannische Cambyses soll einen Versuch mit dieser exemplarischen Justiz angestellt haben.

Delicate Leser mögen diese anatomische Phantasie verzeihen, aus Liebe zu Apollo, der einst wirklich den Marsyas in dem vorbenannten Style recensirte für eine — editio princeps.

Ob man die Naturgegenstände zugleich beschreiben und erklären solle oder nicht, fragt der Recensent mit befremdender Bedenklichkeit. Wo die Verbindungsmethode möglich ist, verdient sie augenscheinlich den Vorzug. Das naturwissenschaftliche Beschreiben gleicht in seiner herkömmlichen Oberflächlichkeit einer Briefadresse, und hat als solche mit dem innern Gehalt nicht mehr gemein, als das Datum der Person, welcher sie gilt. Jede vollendete Charakteristik muß aus dem Kern des Darzustellenden hervorgehen, mit ihm eins seyn, eine Reproduction des Begriffs in Beziehung auf die Production des Gegebnen.

Inhalt und Ideenfolge des lehrreichen, wohlgedachten Werkes lassen sich im Wesentlichen also zusammenfassen: Die Mannichfaltigkeit thierischer Bildungen spricht sich sowohl im regelmäßigen als unregelmäßigen Zustande aus. Im regelmäßigen erscheint derselbe Organismus, aus verschiedenartigen Theilen, Organen und Systemen gebildet, und ist in Bezug auf Umriß des Ganzen und größre Abschnitte desselben Systems verschieden. Abweichende Organismen unterscheiden sich sowohl dem Grade, als der Art nach und geben dadurch classische, Geschlechts- und individuelle Unterschiede, oder sind dadurch als Classenordnungen, Arten, Spielarten, Geschlechter und Individuen verschieden. Die Gestalt desselben Organismus ist in verschiednen Lebensperioden ungleich, und dadurch entstehen periodische, vorübergehende und wiederkehrende Verschiedenheiten. Diese einfache Darstellung nimmt sich aus wie das stehende Ei des Columbus. Uebrigens läßt sich das Ei der Naturwissenschaft — nach einem alten orphischen Begriff war ein Ei, begreiflicher Weise ein ungelegtes, das Embryo der Welt — lange nicht so bequem aufstellen als das Columbische, auch wenn man es anknickt; es wird gar leicht ein schwimmender ungebackner Kuchen, rudis indigestaque moles daraus.

Das Unregelmäßige im Gange der thierischen Entwicklung wissenschaftlich zu regularisiren, ist unmöglich, so wenig als die Zahl der krummen Linien erschöpft und nach einer allgemeinen Methode rectificirt werden kann.

Das Zell- oder Schleimgewebe bildet mit seinen eingesenkten Kügelchen und Pünctchen die Basis des thierischen Organismus, jedoch mit abweichenden Bestimmungen. Betrachten wir den Schleim als Tintenformation, die beigemischten Körperchen als Interpunctionszeichen, die besondern Abweichungen als undeutliche, räthselhafte Schriftzüge; so erscheint die ganze Thierwelt als ein unermeßliches Manuscript, gegen dessen Reichthum an Charakteren selbst die chinesische Sprache Bankerut erklären muß.

In Bezug auf den Umriß ist die rundliche Gestalt die einfachste und ursprünglichste. Ein Trost für das Arrondissement der Corpulenzen, und ein Musterbild für schnell wachsende Staaten, damit sie sich nicht in die Länge strecken, wie Strumpfbänder ohne Waden.

Selbst bei den Gattungen, Arten, Spielarten ist es schwer zu entscheiden, ob diese Unterschiede ihren Grund wirklich in der Natur, oder blos in unsrer Abstraction haben. Es geht hier also ungefähr mit dem Geiste der Natur wie mit dem Geiste der Zeit, der oft nur den Schatten unsres

eignen Schattens zurückwirft. Nach der Meinung des Verfassers könnten die mannichfaltigen Modificationen des thierischen Organismus Folgen einer allmähligen Ab- und Ausartung seyn, sobald die Möglichkeit derselben ein für allemal zugegeben wäre. Da aber das Exceptionsverfahren der organisirenden Natur gewiß eben so wenig vom Zufalle abhängt, als die Anomalien der Grammatik, und das Gesetz, wenn auch versteckt, dort wie hier, in sichrer Tiefe wirkt; so schließt sich jene Erklärung von selbst in bestimmte, nicht zu übersteigende Schranken. Bei dieser Gelegenheit kommt auch das freie Votum der Thiere zur Sprache, wodurch sie sich nach den Regeln ihres contrat social durch einen Act ihres souverainen Willens fortpflanzen, und auf diesem Wege in ihren Urversammlungen ein Wahlrecht ausüben, das auf keine Weise durchlöchert, verschnitten, gewalkt und sub hasta vertrödelt wird.

Es wird gefragt, ob man die Verbindung zwischen Pferd und Esel, Hund und Wolf durchaus nur als eine durch die Umstände erzwungne Mesalliance betrachten dürfe? N'importe. In mancher Ehe, dem Nachbilde der animali parlanti, gibt es ganz andre Sprünge. Obendrein stehen Hund und Wolf in einer sichtbar weitläufigen Vetterschaft; daher trifft sie keine Blutschuld, wenn nicht etwa die *Standesverschiedenheit* eine solche ist, in welchem Falle der Wolf für den Patricier, so wie der Hund für den Plebejer einsteht. Man sehe im Conversationslexicon den Artikel: *Hundsdemuth*. Oder ist er gar noch nicht darin? Das wäre eine arge Lücke, zumal für ein *deutsches* Conversationslexicon!

Die Ausbildung der verschiednen Systeme und Organe schreitet nicht gleichmäßig fort; ein und dasselbe Individuum zeigt oft zugleich höhere und niedere Stufen der Lebensthätigkeiten. Das menschliche Geschlecht bietet eine Parallele. Schon Menenius Agrippa hat den Staat mit dem thierischen Organismus verglichen, wogegen sich nichts sagen läßt, als daß er viel zu ehrlich und wahrhaft den Sitz des Aristokratismus in der Verdauung der zugeführten Nahrungsmittel suchte. Heutzutage, wo so viele fistulirende falsche Constitutionsfreunde,*) aus Furcht vor den Massen, jeden lebendigen Theil in eine Menge neuer Glieder trennen und jedes Glied wieder in ein Bündel Fasern zerreißen möchten, sollten sie für den besagten Zweck politische Lehrstühle der vergleichenden Anatomie errichten, wobei ihnen die fortgeschrittene Lehre von den Eingeweidewürmern trefflich zu statten käme. Natürlich müßten sie sich bei dieser Untersuchung ausschließend an die Bestien mit tüchtigem Rückgrat halten. Dabei wäre zugleich die Eintheilung des Aristoteles zu berücksichtigen, derzufolge die Thiere mit und ohne Wirbel einander entgegengesetzt werden. Feine Geister bemerken auf der Stelle, daß Wirbel und Schwindel politische Synonyma sind. Das beste erläuternde Beispiel jener gesuchten endlosen Ungleichartigkeit im Gleichen geben die Wallfische, die Panzerthiere, die Fledermäuse, welche sämmtlich zu den Säugthieren gehören. Damit geht eine sehr bekannte und beliebte Rangordnung auffallend Hand in Hand; die Wallfische z. B. stellen durch ihren Speck sehr bequem den Nährstand dar, sobald das Privilegium der Harpunen aufgehoben ist; die Panzerthiere weisen in ihrer militairischen Schale geradezu auf den Wehrstand hin; und wer wird endlich in den Fledermäusen den Lehrstand verkennen, dem hier und da sogar das Zwielicht versagt ist aus romantisch-politischer Vorliebe für die Nacht? Die Eule war der Vogel der Minerva, sagen die Bundesbrüder der Finsterniß, und die Eule öffnete nie die Augen zu den Füßen ihrer Göttin. Discite moniti!

Bastarde können entstehen, wenn ihre Aeltern zu nahe verwandten Thiergeschlechtern gehören. Sie werden ebensowohl von Thieren erzeugt, deren Eier außerhalb des mütterlichen Körpers zur Befruchtung kommen, als von solchen, die sich durch Begattung fortpflanzen. Sie sind häufiger und fruchtbarer in niedrigern Classen als in höhern, und zwar um so mehr, je gleichartiger und fruchtbarer sich die Aeltern beweisen. Gut, daß die thierischen Bastarde diese Prärogative noch nicht den menschlichen mitgetheilt haben, die letztern könnten sonst leicht die Erde bevölkern wie die Milben einen Käse. Auch dadurch unterscheidet sich der menschliche Organismus von dem thierischen, daß er seine Bastarde im Allgemeinen nicht nach der modernen homöopathischen Methode in die Welt setzt, sondern nach dem alten antithetischen Grundsatz: Diversa diversis curantur, d. h. frei übersetzt: Einen Beinbruch heilt ein Kopfbruch. Nach dieser dynamischen Ansicht gibt ein Bastard von echter Art den Indifferenzpunct zwischen zwei Extremen ab; er ist ein Mittler zwischen der gemeinen und höhern Natur, ein Unterpfand der allgemeinen gegenseitigen Durchdringung, gleichsam das Siegel der sonst so gefürchteten Freiheit und Gleichheit, die hier, als Aussöhnungsmittel, wie durch Bezauberung, bei den verschiedensten Parteien zwischen der Linken und Rechten im Centrum Eintracht und Friede stiftet.

Nach dem Verfasser betrifft der unterscheidende Charakter der Racen besonders die ganze Gestalt, Bildung des Kopfes, die Größe, Färbung und Lebenseigenschaften. Bei den ausgebildetsten Thieren tritt er hauptsächlich im Kopf und Gesichte hervor. Ungern vermißt man die Untersuchung über die Racen unsers eignen Geschlechts, die in der letzten Zeit vielfältigen Stoff zu interessanten Ansichten gegeben hat.

Da sich das wissenschaftliche Deutschland stark auf die Duplicität legt, der Triplicität nicht zu gedenken, die sogar unter *gesalbten* Politikern einen cavaliére servente gefunden hat, der das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit keck mit der Dreifelderwirthschaft verbindet; so sollte man auch nicht mehr schlecht weg *Mensch* sagen; sondern *Menschenthier* oder *Thiermensch*, je nachdem das Ober- oder Unterhaus unsrer gemischten Natur Sitzung hält. Was die verschiednen germanischen Racen anlangt, so ist man ihnen in der tumultuarischen Zeit des deutschen Volksthums laut und stark genug nachgegangen; wollten doch einige Enthusiasten den abgetragenen, bunten, gestickten, hohenpriesterlichen Leibrock Deutschlands, trotz seines heiligen Schildes von Urim und Thummin, frischweg auflösen, nöthigenfalls auch neu färben, einzig und allein in der menschenfreundlichen Absicht, das alttestamentliche Stückwerk mit Presse, Schere und Bügeleisen volksmäßig zu einem unzerreißbaren Ganzen aufzuputzen. Fanatiker, die nicht merkten, daß die Urthümlichkeit der Deutschen von jeher die Unitarier als Separatisten verfolgt hat! Pinsel, die mit dem Wahlspruch: vis unita fortior! ohne Schicksalswetter und Kanonendonner extemporiren wollten!

An und für sich, meint der Verfasser, sey die ursprüngliche Verschiedenheit der Organismen nicht unmöglich, dafür zeuge erstlich die Entstehung verschiedenartiger Infusorien durch spontane Erzeugung; zweitens die Eigenthümlichkeit in den Organismen mancher Erdtheile, z. B. Australiens; drittens der abweichende Charakter jener uralten, verschwundnen Generation, auf welche unter andern die fossilen Knochen als Ueberreste hinweisen; endlich die Beobachtung, daß sich die vorhandnen Arten erblich forterhalten. Ueber Australien fügt

*) Wegen ihrer unermeßlichen Liebe zur fortgesetzten Articulation könnte man sie mit den Knorpelthieren vergleichen; sie verdienen diesen Namen aber weit mehr aus dem Grunde, weil sie wie diese auf dem Lande und im Wasser leben — *scheinbar*, denn nach ihrer wahren Meinung ist der Continent geschaffen, das Meer zu verschlingen.

der Rec. einige interessante Bemerkungen bei. Ihm scheint dieser Erdtheil später als der übrige Continent aus dem Wasser hervorgekommen zu seyn, worin ihm nicht leicht Jemand mit triftigen Gründen widersprechen wird. Viele Thierarten gehören diesem Erdtheile eigenthümlich zu in ihrer verschiednen Bildung; so unter den Säugethieren das Schnabelthier, Echidne, die Beutelthiere, alle mit einem besondern Abortus. Unter den Vögeln zählt Australien 250 besondre, ihm allein zugehörige Arten, dabei eine ungeheure Menge verschiedner Insecten, die sonst nirgends vorkommen; wie denn Peron in der Gegend von Paramatta während eines kurzen Aufenthalts mehr als 150 neue Insectarten fand, worunter die schöne *Cetonia orpheus*, mit einer goldnen Leier auf dem Rücken. Fängt die Leier einmal zu tönen an, und fliegt dann das Insect dazu, der Begleitung wegen, so muß Australien, wie ehedem Delos, noch schwimmen, wo nicht tanzen lernen. Der Kunstinstinct der orphischen Leier war so mächtig, daß sie selbst nach dem Tode des Sängers den Weg aus den Fluthen des Hebrus nach der Insel Lesbos fand. Die Ausleger wollen wissen, diese automatische Wasserpromenade bedeute die Fortpflanzung der lyrischen Poesie aus Thracien nach Lesbos. Warum soll auch die goldne Leier auf dem Rücken eines Insects mythisch weniger gelten als das Sternbild der Lyra am Himmel? Vielleicht erhalten wir nächstens einen nordsüdlichen Divan aus Australien, denn die Fundgruben des Orients können unmöglich die wachsenden Requisitionen des unersättlichen deutschen Genius noch lange aushalten. Künftig theilen wir überhaupt besser die Poesie nach den Erdtheilen, und, ist das Glück gut, nach den Bergen auf dem Monde ein, und schenken die streitige Lehre über das Romantische und Antike als Bockrolle der Vergessenheit. Noch eins! könnte nicht die australische *Cetonia orpheus* versteckt auf unsre neueste Poesie sticheln? denn augenscheinlich tragen viele unsrer Tagesdichter die Leier auf dem Rücken, wenn sie auf ihr spielen.

Mit vielem Glück sucht der Verfasser die Zwitterbildungen zu erklären. Hiebei erregt jedoch die auch vom Rec. zugestandne Behauptung Zweifel, daß nämlich weibliche Fortpflanzungsorgane in ihrem ersten Entstehen nicht verschieden seyn sollen. Das feinste Mikroskop des beobachtenden Geistes, hätten wir es, dürfte denn doch wohl auf einen ursprünglichen Gegensatz stoßen: wie wäre sonst das spätere sichtbare Auseinandergehen erklärbar? Die Zwitterbildungen sind am häufigsten bei den Fischen — der vertrauliche Schooß des Wassers begünstigt wahrscheinlich die wilden Ehen — am seltensten bei den Vögeln — natürlich, diese proben erst ihre concertirenden Stimmen für den Hochzeitgesang — zwischen welchen die Säugethiere in der Mitte stehen, wovon, nach den aufgestellten Vermuthungen, der Grund klar ist.

Der Rec. ist leider in dem Einen Gedanken, der ihm, und nicht dem Verf. gehört, gleichfalls ein Zwitter, der deshalb in Spiritus gesetzt werden muß, indem er sich zuletzt gegen den durchgängig festgehaltnen Grundsatz eines fortlaufenden verwandten Organismus sehr bestimmt erklärt und doch demselben in seinen frühern Aeußerungen unbedenklich beitritt. Ein Finale, das von der Mitte ohne Motiv abfällt und den Anfang völlig verleugnet, ist ein Todtenmarsch, womit sich die Kritik feierlich selbst begräbt, wollte man ihr auch aus Gefälligkeit die Licenz des Improvisirens gelten lassen. Hier folgt der Beweis in aller Form, damit der Vorwurf des Detonirens und Dissonirens das Conversationsblatt nicht treffe.

Seite 15 sagt der Rec., und zwar in eigner Person und Wohlvollkommenheit: „Es könnten aber auch durch äußere Einflüsse, namentlich durch Elektricität, Wärme, Licht, Nahrungsmittel, Zustand der Gegenden und andre mechanische Ursachen, mehrere Organismen abgeändert worden seyn, und sich die einmal entstandnen Abänderungen fortgeerbt haben; es läßt sich dies mit desto mehr Grund vermuthen, als es bekannt ist, wie große Macht die äußern Einflüsse, wenn auch nicht auf die äußere Gestalt, doch auf die innere Structur und Mischung schon vorhandner und entstehender Organismen, besonders der Säugethiere, äußern.“ S. 21 heißt es dagegen im schneidendsten Widerspruche: „Die äußern Einflüsse haben allerdings Einfluß (sic!) — sogar Rückfluß und in ihm Durchfall, wie eben hier — auf Größe, Stärke u. s. w., aber einen sehr unbedeutenden auf die Formen der Thiere.“ Wenn sie aber, zufolge der frühern Erklärung, Structur und Mischung der entstandnen und entstehenden Organismen bestimmten, müssen sie nicht nothwendig und wesentlich auch auf die Form des Einzelnen und die Gestaltung des Ganzen einwirken? Einem Thiere die Eingeweide ausnehmen und dann behaupten, es wiege noch eben soviel und sehe gerade so aus als vorher, das ist ein Pendant zu dieser anorganischen Lehre. Der alte Grundsatz: *non datur in natura saltus* — aber wohl *hiatus*, wie das weite Gähnen der Begierde zeigt — widersteht dem Rec. aus der seltsamen Ursache, weil die Thiere, nach ihrer größten Aehnlichkeit zusammengestellt, keine Stufenreihe, sondern vielmehr ein Netz bilden würden. Fiat! Bravo! applaudirt die Wissenschaft mit einem Tusch. Der Rec. kann sich die Gradation der Natur schlechterdings nur auf einer Treppe denken, noch besser dürfte ihm eine Strickleiter behagen. Nun, wer beim Klettern nach dem Gipfel — nein, das ist zuviel, — nach dem abgestumpften Kegel der Erkenntniß so derb Kopfunten macht, wie unser kritisches Fallkind, hat Recht, wenn er die Sprossen zählt. Warum ist ihm aber die Natur im Netze so zuwider? Er fürchtet sich, so scheint es, nicht sowohl vor ihr, als vor seiner Gefangenschaft; wer weiß, ob er nicht irgendwo in einem Netze, oder an einer Leimruthe hangen geblieben ist. Sah er wie Kanonenkugeln über einander liegen? Ihre Verbindung ist die massivste Anspielung auf das in Rede stehende *opus reticulatum*. Verweben wir die anschaulich gewordnen Begriffe des Prallelismus und Pyramidenmäßigen in der Vorstellung einer Kugel, und suchen wir zu ihr das Netz der Natur, so hat die Wissenschaft derselben den festesten Halt und Zusammenhang.

Der durchgeführte Ideengang des Verfassers, in Beziehung auf die allgemeine, nachzuweisende Annäherung des thierischen Organismus, ist der einzig richtige und schlechthin nothwendige, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß eben das wissenschaftliche Streben nach Einheit zugleich unbedingt auch die Mehrheit voraussetzt, ohne welche die erstere so wenig Sinn hätte als das Licht ohne die Finsterniß. Kant hat mit glücklicher Schärfe das Verfahren, welches die Verwandtschaft (Affinität) der Natur aus einer gemeinsamen Wurzel erklären will, ein regulatives genannt, und als solches, dem constitutiven entgegengesetzt. Für die Praxis ist es gewiß das heilsamste, die Idee des continuirlichen Zusammenhangs als Compaß auf das Meer der Entdeckungen mitzunehmen, die um so höhern Werth haben, jemehr sie sich unter einander bestätigen, obschon jede gefundene Summe, wie herrlich das Resultat seyn mag, nie den Sinn und Umfang jenes Einheitgesetzes vollkommen ausfüllen kann.

*Naturalia non sunt turpia!* Dieser cynische Spruch ist ein Freudenschuß, womit die gegenwärtige Anzeige die wiener Jahrbücher hintennach zum Willkommen begrüßt. Bisher sind dieselben häufig über die Natur hinaus, noch öfter unter ihr hinweg gegangen, ja mitunter haben sie selbst als Belagerungsgeschütz den Widderkopf gegen ihre eherne Majestät angesetzt; diesmal zeigen sie, wenn auch mit verbundnen Augen,

von fern die Schwelle des versäumten und so vielfach beschimpften Heiligthums. „Ich wittre Morgenluft,“ wollen wir deshalb noch nicht sagen, aber der seltne Zugwind kommt doch nicht, wie die herrschenden wiener Moussons, unmittelbar aus der Herberge des Todes; die vergleichende Anatomie ist mit ihrem frischen Dampf ein ordentliches Räucherungsmittel gegen die mephitischen Ausdünstungen des recensirenden Wahnwitzes.

Die Leser erwarten kein visum repertum über unsern Kritiker; sie haben ihn bereits in der Stille pulverisirt und präparirt; genug, der Mann ist ein literatus, d. h. er trägt ein Zeichen an der Stirn. Wo er nicht hinkt aus eignen Kräften, da schleppt er sich auf allen Vieren hinter dem Verfasser her. Ist denn Recensiren und Copiren eins? Auf diese Art gehören auch die Nachdrucker zu den Recensenten. Ob der Wiederkäuer mit seinen Hamsterkinnbacken unter den Anatomen sitzt? ob er insbesondre die vergleichende Anatomie kennt? Die Recension antwortet auf diese Frage wie ein Fisch. Nirgends zeigt sie eine tiefe, vertraute Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, sey es im Zweifeln, Widersprechen, Berichtigen und Ergänzen; selbst ein Dilettant hätte mit einigem Ernst und Geschick den abgezogenen Balg besser ausgestopft oder wenigstens bequemer aufgeblasen. Man vergleiche die naturwissenschaftlichen Kritiken in Oken's Isis mit der gegenwärtigen, und urtheile. Da der Rec. noch keine Milchzähne hat, so sollte er um so eher tüchtig an den Brüsten der ägyptischen Göttin saugen. Denuncirt aber Anubis durch sein Bellen den Frevel bei dem literarischen Orden, nimmt auch Harpokrates seinen Finger vom Munde, um ihn auf das Haupt des Säuglings zu legen: Wehe! Wehe! rufen die Furien der Rache in der Burg des Pluto. Nehmen wir denn aus Beileid und zum Abschluß an, daß unser Repetent eben so Mitglied irgend einer medicinischen Facultät ist wie die erste beste Hebamme. Zu der alten berühmten salernitanischen Schule, die noch in Wien fortblüht, wie der Lorbeer auf Virgils Grabe, dürfen wir ihn nicht rechnen, schon wegen des Wahlspruchs: Post coenam stabis seu mille passus meabis, denn er verordnet sich den Mittagsschlaf schon des Morgens und schreibt seine Kritiken schnarchend.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Aus Italien.

Von Wichtigkeit versprechen die Beobachtungen über den Anbau des trocknen chinesischen Reißes zu werden, die ein denkender Oekonom aus Brescia, Herr Clemente Rosa, in der Bibl. Ital. Märzheft dieses Jahrs mitgetheilt hat. Doctor Rahmann hatte von der russischen Gesandtschaftsreise nach China, in deren Gefolge er sich befand, trocknen Reiß mitgebracht, gleichsam als Tausch gegen die Kuhpockenlymphe, die er dort bekannt gemacht hatte. Die ersten Versuche mit diesen Körnern fanden bei der Ackerbaugesellschaft zu Turin keinen Beifall oder nicht die gehörige Beachtung. In Wien und Genf gelangen sie besser. Er gab Samen, der, weiter verbreitet, jetzt beinahe tausendfältige Frucht trägt, aber leider nicht allemal ganz reif wird. Journale, deren eigentliche Aufgabe ist, diese Wanderungen und Triumphzüge des Triptolemus der Welt zu erzählen, werden nicht versäumen, die Beobachtungen, Vorschläge und Warnungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, die Rosa in seinem Aufsatze zusammengestellt hat. Einen eben so bedeutenden Beitrag zu der Geschichte der Cerealien, die bei den Griechen mit den mannichfaltigsten Fabeln ausgeschmückt war, gab das Decemberheft der Bibl. Ital. von 1822. Ein Kosakenunterofficier, Ipato Rusinof, der im Jahr 1811 eine Handelskaravane nach Kuldyé in der chinesischen Mongolei begleiten mußte, kaufte an der Grenze von China zwei Pud Weizen, die dort zu Lande fruchtbarer und zwei Pud, die calmückischer hießen. In Semipalatinsk kaufte er dann nach seiner Rückkehr von einem Handelsmann aus Taschkend ein Pud rothen Weizen, der auch arnautischer oder bucharischer genannt wurde. Ein Bürger aus Semipalatinsk machte, 35 Werste davon, in Belagatsche, die ersten Proben der Aussaat. Die Ernte des ersten Jahrs gab für zwei Pud chinesischen Weizen 140 Pud; statt zwei Pud calmückischen Weizen 45, und das eine Pud rother trug zwanzigfältige Frucht. Solcher Segen erregte die Aufmerksamkeit der Gegend. Der großmüthige Beförderer alles Gemeinnützigen, der Reichskanzler Graf Nicolai Romanzof davon unterrichtet, suchte durch den Gen. Glasenapp Proben von diesem Getreide zu erhalten, um seinen Anbau dann weiter im Reiche zu verbreiten; aber, man weiß nicht warum, seine Wünsche blieben unerfüllt. Staatsrath Anton Maria de Salvatori machte im J. 1821 eine Reise in jene Gegenden Siberiens, die durch den Segen dieser Frucht schon tausende von Puden an getreidearme verkaufen konnte, und lernte den ersten Verbreiter dieser Wohlthaten, den Kosaken Ipati Rusinof, selbst kennen. Die genauesten Mittheilungen über den Anbau dieser Weizenarten, die er als Triticum aestivum fertile — Trit. aestivum Calmuccium — und Trit. aest. rubrum Bactrianum bestimmter bezeichnet, nach allen Nachrichten, die er in Semipalatinsk selbst einzog, findet man im angegebnen Hefte der Bibl. Ital. Es ist eine dankenswerthe Huldigung, die H. von Salvatori dadurch seinem Vaterlande darbringt. Rom ehrte das Verdienst um die Verbreitung und die Pflege einzelner Pflanzenarten durch Geschlechtsnamen, die sich mit den schönsten Erinnerungen der Weltstadt verbinden. Die Namen Lentulus, Fabius, Piso, Cicero verdanken solcher Wohlthat ihren Ursprung; wie wird die jetzige Zeit eine solche friedliche Erwerbung belohnen? 19.

## Belzoni wird nach Tombuktu gehn!

Unterm 5ten Mai hat der berühmte Reisende Belzoni aus Fez geschrieben. Er war dahin, nachdem er vorher beim Kaiser von Marocko darum angehalten hatte, glücklich angekommen. Seine Gattin begleitete ihn. Am 4ten Mai hatte er die Ehre dem Kaiser vorgestellt zu werden. Er ward sehr freundlich aufgenommen, da gute Empfehlungsbriefe vom englischen Consul aus Tanger für ihn sprachen, und der erste Minister des Kaisers Belzoni schon in Cairo kennen gelernt hatte. „Von Fez aus geht in einem Monate eine Karavane nach Tombuktu,“ schreibt er, „und an diese habe ich mich anzuschließen die Erlaubniß, obschon die Juden, die hier allen Handel in Händen haben, aus Furcht, dabei zu kurz zu kommen, allerlei Kabalen spielten.“ In der Zwischenzeit will er über den Atlas nach Taflet gehen, und dann wird die Reise durch die Wüste Sahara angetreten. „Komm ich glücklich an Ort und Stelle,“ schließt er, „so häng' ich im Tempel des Glücks eine Votivtafel auf. Im Gegentheil wird mein Name, wie der so vieler, dem Strome der Vergessenheit anheim fallen!“ Belzonis Gattin bleibt in Fez, bis sie von der Abreise Nachricht hat. Gott schütze den kühnen Mann! (Spätern Nachrichten zu Folge ist Belzoni an der Ausführung dieser Reise verhindert worden.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 207.

8. September 1823.

## Horn über Shakspeare.

(Vergl. einen frühern Aufsatz in Nr. 159, 1822.)

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Theil. Leipzig, bei Brockhaus 1823.

A. W. Schlegel in seinen classischen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, findet sich, bei Shakspeare angekommen, in einiger Verlegenheit: er weiß nicht, wo er anfangen soll, weil er gar nicht würde aufhören können, wenn er alles sagen sollte, was er bei seinen Werken empfunden und über sie gedacht hat. Er fürchtet, durch allzuvertraute Bekanntschaft mit dem Dichter ungeschickt dazu geworden zu seyn, ihn andern erst bekannt zu machen. Diese Aeußerung macht es uns erklärlich, warum Schlegel, so richtig er das Zeitalter des Dichters, seinen eignen sittlichen und intellectuellen Charakter, seinen Geist und seine Größe im Allgemeinen würdigt, sich doch einigermaßen gescheut hat, bei den einzelnen Werken desselben recht ins Besondre einzugehen, und daß er, aus Furcht, mehr als man hören will, zu geben, oft fast nur, wenn auch noch so treffende und geistreiche, doch allzusehr aphoristische Bemerkungen über das Einzelne hinwirft. Er macht uns wohl bekannt mit den Fabeln der Stücke und deren Plan: aber gerade nur so viel, daß jeder, der ernstlich Lust hat, für das Drama zu lernen, noch viel mehr von ihm hören möchte, weil er aus dem Gegebnen auf das schließt, was der Beurtheiler weiß und verschweigt; er gibt uns treffliche Winke über des Dichters eminentes Talent zur Charakteristik; aber er entwickelt nur wenige Charaktere des Dichters in den einzelnen Stücken, und gestattet es sich nicht leicht, ihrer Individualität ganz zu folgen.

Diese Lücke, die um so fühlbarer seyn muß, je vortrefflicher das Gegebne in dieser Schrift ist, und je weniger Vollständiges wir sonst über den großen Dichter haben, soll durch das uns vorliegende Werk ausgefüllt werden, das in hinlänglich breiter Dimension angelegt ist, um recht viel Gutes und Schönes, und dieses recht ausführlich, sagen zu können. Auch läßt sich dieser erste Theil wirklich so an, daß wir uns keinen Augenblick besinnen, zu sagen, wo hier wirklich eine Lücke ausgefüllt worden, und daß, wer Lust hat, tiefer in das Studium Shakspeare's einzudringen, namentlich wer Ergänzungen zu dem sucht, dessen Ahnung Schlegel's Umrisse in ihm hervorgebracht haben, sich zuversichtlich an den Schatz wenden darf, den einer unsrer ausgezeichnetsten Kritiker und Literatoren ihm hier eröffnet.

Schon der Einleitung erster Theil: Shakspeare in Deutschland, so leicht und lebendig geschrieben, und doch gründlich und gelehrt, muß bei Jedem, der den Dichter auch noch so gut aus seinen Werken kennt, diese Bekanntschaft gleichsam erneuern, in dem er uns, Scene um Scene, fast dramatisch, dessen Empfang im Vaterlande schildert. Wir sehen ihn kommen und wundern uns nur, daß er, der — wie alles Gute und Große — durch den Einfluß, den er seit geraumer Zeit auf unsern Geschmack und unsre productiven Geisteskräfte übt, uns allen als seit uralten Zeiten eingebürgert erscheinen muß — daß er vor noch nicht viel über hundert Jahren in Deutschland noch nicht genannt war, und auch, seit der nackten Nennung seines Namens (1700), der Mann selbst den Deutschen durch die erste Hälfte des verflossenen Jahrhunderts fast ganz unbekannt geblieben ist. Nun aber belebt sich der Schauplatz schnell. Der wackre Elias Schlegel tritt als der Erste auf, der ein Vorwort für den fast unbekannten Genius der brittischen Insel einlegt. Aber eben sobald bilden sich auch Verwicklungen, die den raschen Triumph des endlich Anerkannten aufhalten. Der platte Gottsched und seine Schule widersetzen sich Schlegel's mäßigem Lobe; andre Literatoren sprechen mit stumpfer Kälte von ihm, bis ein Heros erscheint, der die Katastrophe, die den großen Mann in unserm Vaterlande heimisch machen soll, vorbereitet. Lessing in den Literaturbriefen tritt auf (1758). Wieland fängt an, den Dichter zu übersetzen (hier wird das Dankenswerthe, wie das Verfehlte von Wieland's Uebersetzung sehr billig bezeichnet), und auch das größere, das kalte Publicum wird durch Lessing's unvergleichliche Dramaturgie aus seinem Schlummer geweckt. Nach einer Apologie von Lessing's Vorliebe für den englischen Geschmack wird auch Eschenburg's Uebersetzung gewürdigt, Lenz und Gerstenberg mit Ruhm erwähnt und in Ayrenhoff ein schwacher, aber ehrlicher Gegner des großen Britten vorübergeführt. Ein neuer Act beginnt mit Göthe's Auftreten, „des Dichters, der nicht blos

lesen konnte in diesem aufgeschlagnen Schicksalsbuche, sondern der auch darzustellen vermochte, was er mit Shakspeare und durch ihn erschaut hatte." Vortrefflich wird dieses an unsers großen Landsmanns „Götz von Berlichingen" entwickelt. Dann erscheint Schiller und mit ihm ein zweites Product des Shakspeareschen Genius in Deutschland: die Räuber, die gegen A. W. Schlegel's Beschuldigungen auf eine Weise vertheidigt werden, die mich an die anwendliche Aeußerung eines unsrer Dichter erinnert: daß es ein Ungeheuer von göttlichem Ursprunge sey. Ferner wird die Schuld der elenden Ritterschauspiele, die (doch wohl mehr im Gefolge des Götz) so zahllos in Deutschland aufkeimten, von Shakspeare abgewälzt. Shakspeare erscheint, oft verstümmelt und entstellt, aber auch geahnt, anerkannt, ja ja wohl einmal verherrlicht (F. W. Schröder) auf der Bühne, und wird so endlich auch dem größern Publicum allmälig bekannter, vertrauter, hier und da lieb; doch sollte er auch noch der Bühne auf eine würdigere Weise und in vollkommner Gestalt zugeführt werden. Dazu legt Göthe, nicht zufrieden, dem Dichter nachgeschaffen zu haben, sondern auch das Publicum belehrend, wie es selbst in ihn eindringen müsse — in seinem Wilhelm Meister den Grund; nur übersetzen konnte er ihn nicht — eben weil er vermochte, ihn nachzuschaffen. Treffliche Worte über das Uebersetzertalent, bewahrheitet an Aug. Wilh. Schlegel, dessen Uebertragung die Hauptsache: Geist, Wesen, Ton und Farbe der meisten Stücke glücklich wiedergibt, so daß mit Recht bedauert wird, wie er so bald seine Meisterhand von Shakspeare abziehen mochte. Schonend und mit billiger Anerkennung des Guten, wird angedeutet, daß seine Nachfolger bei ausgezeichneter Sprachkenntniß und großen Hülfsmitteln doch den rechten Geist nicht gehabt, das Gleiche zu leisten. —

Der zweite Theil der Einleitung: Shakspeare im Auslande, sagt, so viel, als bei der fast absoluten Unbekanntschaft der andern Nationen mit Shakspeare (Italien, Spanien), oder dessen gänzlicher Verkennung (Frankreich, selbst England, sofern von den Gelehrten und nicht vom Volke die Rede ist) — gesagt werden kann, bündig und gut. Dann wird angegeben, was die Absicht unsers Verfs. bei seinem Buche ist. „Es hat zuerst leise und freudig andeuten wollen, wie weit wir sind" — und dann auf eine einfache, jedem Denkenden verständliche Weise — „was Franz Horn über den Dichter gedacht und gelernt." Ueber den Dichter, damit lehnt er jede andre Anforderung ab, namentlich die, eine Biographie, was zudem bei Shakspeare fast unmöglich ist, zu liefern.

Auch diese Einleitung ist „einfach und verständlich." Nur die zwei Mal wiederholte Versicherung, daß der Verf. sich einen wahrhaft tiefen Haß gegen Shakspeare recht wohl denken könnte, hätten wir begründet und ausgeführt gewünscht. Die Zeit solcher mysterieusen Orakelsprüche im Gebiete der Aesthetik und der Wissenschaften überhaupt ist Gott Lob vorüber, und wir Deutschen sehnen uns vor allen Dingen wieder nach deutlichen Begriffen und bündigen Schlüssen. Darum hat uns bei dem lichtvollen Ganzen jenes dunkle Wort doppelt gestört. —

Wenden wir uns nun zu der Behandlung der Dramen selbst, so bemerken wir zuvörderst, daß sie — wie wir bei der Einleitung schon angedeutet haben — sich vorzugsweise mit dem Besondern und Einzelnen beschäftigt, und daß wir bei den verschiednen Stücken nicht sowohl eine kritisch-dichterische Skiagraphie derselben finden, als vielmehr einen, mit vielem Verstand und eben so viel poetischem Sinn durchgeführten Commentar über die Charaktere, Begebenheiten, Situationen des Stücks, der sich nicht selten bis auf einzelne Redensarten und Worte ausdehnt. Keinesweges soll dieses ein Tadel des Verfs. seyn, nur eine Warnung, nicht mehr und andres in der Schrift suchen zu wollen, als was der Titel schon besagt, der keine dramaturgischen Untersuchungen, sondern einfache und beschreibne Erläuterungen der Shakspeareschen Schauspiele verspricht. Entweder dachte der Verfasser, daß für die streng-künstlerische Beurtheilung derselben genug — namentlich durch A. W. Schlegel — geschehen sey, und wollte, wie wir schon gesagt, nur die Lücke ausfüllen, die dieser gelassen; oder aber, was uns wahrscheinlicher däucht und worin wir ihm Recht geben müssen, er meinte: eine auf tiefes Studium des Dichters gegründete Darstellung der Charaktere, welche die Offenbarung derselben in dem Stücke bis ins Einzelne verfolgt, die Art und Weise, wie Jeder ins Besondre und alle zusammen die Begebenheit modificiren und von ihr modificirt werden, bestimmt und sicher angibt; welche ferner die Beweggründe, die Triebfedern der Helden, überall aus ihrem Wesen und Charakter ableitet, und die ganze Gestalt, wie jeder Einzelne in der Seele des großen, schöpferischen Dichters dagestanden, aus seinen Manifestationen vor uns zur Einheit zusammensetzt: — er meinte, sage ich, eine so gründliche Darstellung des Einzelnen müsse bei dem denkenden und empfänglichen Leser die Einsicht in das Ganze von selbst hervorbringen, und der Geist des Stücks eben damit demjenigen erscheinen, dem seine kritische Fackel die Bewegungen des vom Geiste geschaffnen und beseelten Leibes in allen seinen Gliedmaßen beleuchtet.

Wie nun aber unser Kritiker bei dieser Beleuchtung des Einzelnen verfahren ist, das gerade verdient das unbeschränkte Lob jedes unbefangnen und gerechten Beurtheilers. Die gemeinen Bewundrer Shakspeare's — und täuschen wir uns nicht darüber, daß ihrer noch immer die Mehrzahl ist — bleiben, wie seine Gegner, an der Oberfläche hängen, und es ist eins und dasselbe, was jene loben und diese tadeln. Zweierlei nämlich findet sich, was der Menge, je nachdem sie einer Complexion und eines Temperamentes ist, an unserm Dichter gefällt oder mißfällt: einmal, die ungeheure Kühnheit, mit der er das Lächerlichste und das Gräßlichste des Menschenlebens in schonungsloser Wahrheit uns vor den Augen vorüberführt; und dann der Firniß des alt-

englischen, und noch dazu des individuell Shakspeareschen Humors, der alle Scenen, alle Charaktere, alle Worte, möchte ich sagen, mit dem Schimmer seiner Bilder und seines Witzes überzieht. Diese beiden Eigenschaften zusammen ziehen denjenigen blindlings an, bei dem Phantasie, Scharfsinn und Witz, oft ohne Tiefsinn, Verstand und Geschmack vorherrschen; aber eben so grundlos stoßen sie denjenigen zurück, der zuerst in die Tiefe des Stücks mit nüchterster Reflexion, mit einem Verstande, der das Allgemeine sucht und ungern vom Eigenthümlichen aufgehalten wird, endlich mit einem Urtheil und einem Geschmack eindringen möchte, welche durch einen solchen Aufwand von Witz und Phantasie gestört und verwirrt werden, welche nicht gewandt und universell genug sind, um sich durch die Individualität des Dichters zu der Individualität seiner Helden durchzuarbeiten, um über dem Nebenwerk die Hauptsache zu entdecken und zu würdigen, oder um gar das Außerwesentliche noch neben dem Wesentlichen zu bewundern und zu genießen.

Wodurch können diese blinden Liebhaber Shakspeare's, wie seine blinden Feinde allein für die geheimsten und echtesten Reize des großen Dichters empfänglich gemacht, womit können ihnen die Augen über seine wahre Größe geöffnet werden? Gewiß, dies zu beweisen, hat unser Verfasser die rechten Mittel angewandt. Er zieht mit einem Scharfblick, einem Zartgefühl für das Einzelne, einer Zergliederungsgabe, die unsre Bewunderung sich verdienen, aus der Masse von Begebenheiten, die sich stürmisch folgen, aus dem Donner von Worten, die der Eine anstaunt, während sie den Andern betäuben, aus dem Blitzen der Witzspiele, die uns nur zu sehr einladen, nach dem schnell verschwindenden und wiederkehrenden Glanze zu haschen: — aus allem dem zieht er die bleibenden, ewigen Momente hervor, die in der einfachsten, meist unsichtbaren Maschinerie, in wenig Worten und Reticenzen verborgen, das ganze ungeheure Drama in Bewegung setzen, die Ereignisse zeugen und erklären, die Charaktere für immer feststellen und zeichnen: jene Factoren von Gefühlen, Gedanken und Begierden, von Leidenschaften, Tugenden und Lastern, die das Herz des Stücks sind, aus dem die argen, wie die guten Gedanken hervorkommen, deren Darstellung und Versinnlichung Ziel der dramatischen Poesie ist.

Nur durch diese Behandlung lernt der blinde Bewundrer Shakspeare's einsehen, daß nicht die nationelle und persönliche Individualität des Dichters es ist, die seinen Dramen jenen großen Werth verleiht; nur durch sie fängt der Gegner an, zu glauben, daß nicht das, was ihn stört und abschreckt, die Hauptsache ist; sondern beide begreifen, daß die ewige Poesie hinter dieser Aeußerlichkeit verborgen ist, daß die erschöpfendste Darstellung des menschlichen Lebens und Charakters — die Aufgabe der dramatischen Poesie — hier, hinter diesem bunten Vorhang zu suchen ist, den beide erst lüften müssen, wenn dieser aufhören soll, zu tadeln, und jener zu staunen, anstatt zu erkennen und zu lieben.

Darin ist die Franz Horn's Shakspearesche Kritik so vortrefflich, daß sie vor das, was dem gemeinen Auge entgeht, weil es geistig ist, und was nur der schlechte Dichter versucht durch Worte oder gedehntere Handlung zu umschreiben und dadurch sichtbar zu machen: — uns gleichsam ein Vergrößerungsglas hält, durch das wir mit Einem Blicke, was uns vorher wie ein Punct erschienen, mit seinen Farben, seinen Fasern, seinem ganzen Organismus und all den tausend Fäden schauen, mit denen es an das Ganze geknüpft ist, und womit es dieses Ganze wieder an sich knüpft und von sich abhängig macht. —

(Der Beschluß folgt.)

## Das Journal des débats und der Protestantism.

Das Journal des débats enthält in seinem Blatte vom 21. März v. J. die Beurtheilung eines gegen die bekannte Villers'sche Preisschrift gerichteten Werks: „über den Einfluß der Reformation Luthers, von Robelot, vormaligem Kanonikus zu Dijon." Wir wollen, falls irgend Jemanden daran gelegen, gern glauben, daß dieses Werk besser sey, als jene Beurtheilung, deren Verfasser die Villers'sche Preisschrift „ein elendes Machwerk wider die katholische Religion nennt, eine plumpe Schutzrede für die Reformation, eine fortlaufende Lobhudeley Luthers, Calvins, aller Reformatoren und aller Secten des Protestantism, vor Allen des Deism, was fast dasselbe sey" (hört!); oder auch „eine unförmliche Zusammenstellung, in welcher grundlose Urtheile und falsche Schlußfolgen auf eine Menge von Thatsachen gestützt seyen, die eine, freilich hinlänglich ungeschickte Sophistik erläutert, verzerrt und im Sinne der Angelegenheit, die man vertheidigen wollen, entstellt habe, während eine ungleich größere Menge von Thatsachen, welche in keine Weise jenem Systeme (dem Protestantism) günstig darzustellen gewesen, klüglich übergangen worden." Also besser, als solche Beurtheilung mag das Robelotsche Werk immerhin seyn; ja, selbst daß die Villers'sche Preisschrift nicht frei von Gebrechen, wissen wir in Deutschland längst, seit der gelehrte Abt Henke, ihre Uebersetzung zu bevorworten und mit einigen Beilagen zu beschenken, ihr die Ehre angethan. Nach der von dem Beurtheiler mitgetheilten Inhaltsanzeige des Robelotschen Werkes aber wird es erlaubt seyn, zu zweifeln, daß der Verfasser, wie schon Henke es gewünscht, mit den Kenntnissen, dem Prüfungsgeiste und der Bescheidenheit eines Sarpi, Geddes und anderer katholischer Gelehrten, die Wahrheit und Wichtigkeit der Dienste, welche die Reformation den Staaten und der Aufklärung in Europa erwiesen, genau erforscht habe.

„Schritt für Schritt, heißt es in dieser Inhaltsanzeige unter Anderm, Schritt für Schritt seinem Gegner folgend, prüft der Abt Robelot die Wirkungen der Reformation auf die Religion, auf die Politik, die Fortschritte der Künste, Wissenschaften und Literatur. Dies sind die drei Haupttheile seines Werks und jeder von ihnen umfaßt vortreffliche Entwicklungen und andre Nebenumstände, die eben sowohl auch ihre Bedeutung haben und mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit abgehandelt worden sind. In der ersten Abtheilung untersucht Hr. Robelot den Zustand der katholischen Religion zu Luthers Zeit und ob sie mit den Lehren der ersten Jahrhunderte der Kirche und der Ueberlieferung übereinstimmend gewesen; — ob sie einer Reform bedurft; — ob einige Irrthümer, die nicht sowohl rücksichtlich der Glaubenslehre, als vielmehr in Hinsicht auf die Disciplin sich eingeschlichen, und deren Ursachen er (Robelot) anführt, ob diese nicht ohne gewaltsame Trennung und offnen Aufruhr, ohne

die Gräuel alle, die daraus entstanden, zu beseitigen; — ob die von den Reformatoren angegriffenen Glaubenssätze, abgesehen von ihrer Wahrheit und ihrem göttlichen Ursprunge, nicht auch in hohem Grade social, und dem Interesse der Moral und der Völker conform! — ob die angebliche Reformation Luthers, Calvins und der übrigen ersten Verkündiger des Protestantism in der That eine Läuterung der Religion, und ob diese angeblichen Reformatoren würdige Apostel einer solchen wahrhaften und wirklichen Läuterung gewesen."

„In der zweiten Hauptabtheilung handelt Hr. Robelot, mit der Fackel der Geschichte in der Hand, von den Wirkungen des Katholicism und des Protestantism in ihren Beziehungen zu der Freiheit der Völker und zu dem Eigenthumsrechte; einem Rechte, welches von den Reformatoren und der Reformation so schmählich verletzt worden, daß sich in der ganzen neuern Geschichte, mit Ausnahme der französischen Revolutionaire und der Revolution, eines Folgesatzes (corollaire) der Reformation, kein Seitenstück dazu findet; endlich in ihren Beziehungen zu der Handhabung des Systems des europäischen Gleichgewichts, dessen Ehre man dem Protestantism zugeschrieben, gleich als wäre es vor dem westphälischen Frieden nicht bekannt gewesen, als ob es erst durch diesen Frieden gefestigt worden. Von diesen allgemeinen Untersuchungen kommt er dann zu der besondern Prüfung der Erfolge des Protestantism in Deutschland, wo er entstanden, in Dänemark, in der Schweiz, in Genf, in Holland, in England, Schottland u. s. w. und zeigt alle Völker durch die Reformation und die Reformatoren verwüstet und überdeckt von Trümmern, Blut und Verbrechen."

„Die dritte Abtheilung hebt an mit einer eben so gut geschriebenen, als gedachten Abhandlung über die Künste, Wissenschaften und Literatur; sie ist einer der ausgezeichnetesten und bemerkenswerthesten Theile des Werks. Der Verfasser zeigt — und dies ist ein, selbst von den glühendsten Vertheidigern der Reformation und unter andern auch von Hrn. von Villers zugestandener Punct — daß der Protestantism den schönen Künsten wenig förderlich sey; daß der innere wie der auswärtige Krieg, der Fanatism religiöser Meinungskämpfe, die Verwüstungen und Verbrechen, welche er fast ein Jahrhundert hindurch genährt, vielmehr den freien Aufschwung des menschlichen Geistes habe fesseln, als beflügeln müssen; daß Luther selbst dem Fortgange der Studien abgeneigt sich erwiesen, da er in einem seiner Briefe gewünscht, daß man den Aristoteles, Plato, Cicero und alle Werke der Alten verbrenne, und nur mit der heiligen Schrift sich beschäftige 2c." So weit dieser Beurtheiler.

Die persönlichen Verhältnisse des Hrn. Robelot mögen ihm einigermaßen wenn auch nicht zur Rechtfertigung, jedoch zur Entschuldigung seiner, eines Geschichtsforschers unwürdigen Heftigkeit gereichen. Die unglücklichen und schrecklichen Drangsale der franz. Revolution hatten, wie wir aus der Beurtheilung entnehmen, aus Frankreich hinweggeführt, und noch war er nicht zurückgekehrt, als das Villersche Werk bekannt und gekrönt wurde. Die Widerlegung desselben hatte ihn in seinem Exil beschäftigt; da er aber einige Jahre später, nach seiner Rückkehr nach Frankreich, diese drucken lassen wollte, weigerte die kaiserliche Censur den unveränderten Abdruck. Zu einer Verstümmelung wollte der Verfasser sich nicht verstehen, und daher erscheint jetzt das Werk nach der Restauration in seiner ursprünglichen Gestalt. Dem Verfasser also mag man immerhin einigen Grimm zu Gute halten. Allein den Beurtheiler, der solchen Geist der Unversöhnlichkeit preisen kann, hilft nur die Gereiztheit uns erklären, in der die Oppositionspartei gegen den, von neuem bedrohlich Ueberhand gewinnenden Obscurantism unaufhörlich zu entbrennen nicht müde werden darf. Kläglich vollends ist die Beziehung dieses Beurtheilers auf die frühern Umtriebe der ihm geistesverwandten Herren Delalot, Jondot und Andrer, von denen der zweite, einer der damaligen Herausgeber des Journal des débats, gegen die Villersche Preisschrift mit vieler Hitze, Gewandheit und großem Eifer das ganze Geschütz seiner historischen Gelahrtheit gerichtet haben soll, da doch unser gelehrter Landsmann Henke diese historische Gelahrtheit der Hrn. Jondot und Andrer auf den Ruhm zurückführte, nichts von dem allen gelernt zu haben und lernen zu wollen, was sie würden haben wissen müssen, wenn sie mit Villers sich in einen ernsten Streit wagen wollen.

Nicht darum also haben wir von diesen Feuermahlen des wiedererwachten Fanatism Bericht hier gegeben, daß sie der deutschen Wissenschaft und Literatur in verabscheuenswerther — unter den Bekennern des Christenthums selber den Gottesfrieden des Evangelii abgrabender — Geschäftigkeit näher gebracht, sondern nur darum, daß wir in Deutschland nicht laß und müde werden mögen, der glorwürdig errungenen Freiheit religiöser Bekenntnisse, jener Freiheit, deren Wiege der heldenkräftige Geist Luthers unsrer Obhut überliefert, zu warten, und der Schmach vorahnend zu gedenken, die von Abend her von neuem sich uns zu zu wälzen Miene macht; denn es genügt schon, die Achtsamkeit der, auf die Zeichen und den stillen Gang der Humanität und Gesittung aufmerkenden Beobachter auf die Robelotsche Schrift und deren Beurtheilung in dem verstohlnen Organe der öffentlichen Autorität Frankreichs hingelenkt zu haben; in dem Organe, das, nachdem es schon eine Weile her dem Princip der Legitimität nach seiner Weise, dasselbe zu begreifen, geknechtet, solchergestalt die fatale Volkssouverainität auch in dem Protestantism befehdet, mit dieser Diatribe aber in der öffentlichen Meinung bei uns einen faulen Grund gelegt hat, maßen der Deutsche, was er an politischen Ueberzeugungen seither sorgsam sparen dürfen, mit Wucher seinen religiösen Bekenntnissen zugewendet, so daß von ihm in Wahrheit die Freiheit des Gewissens nur in eigner Brust beschlossen gehalten wird.

117.

---

## Man hat jetzt Hoffnung länger zu leben.

Ein Engländer, Finlaison, einer der besten Rechenmeister, thut dar, daß die Verhältnisse der Sterbenden zu den Lebenden sich seit 30 Jahren sehr vortheilhaft geändert haben.

Wenn — von 1693 bis 1789 die mittlere Lebensdauer betrug:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Bei | 5jährigen | | 41 | Jahre |
| " | 10 | " | 38 | " |
| " | 20 | " | 31 | " |
| " | 30 | " | 27 | " |
| " | 40 | " | 22 | " |
| " | 50 | " | 17 | " |
| " | 60 | " | 12 | " |
| " | 70 | " | 7 | " |

so können jetzt, seit 1789, im Durchschnitt hoffen:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 5jährige | | auf | 51 | Jahre |
| 10 | " | " | 48 | " |
| 20 | " | " | 41 | " |
| 40 | " | " | 36 | " |
| 50 | " | " | 22 | " |
| 60 | " | " | 16 | " |
| 70 | " | " | 10 | " |

Die Bruchtheile sind hierbei weggelassen. Der Engländer sucht die Ursache dieser günstigen Veränderung in der größern Reinlichkeit. Wahrscheinlich haben aber die verschwundenen Blattern darauf den meisten Einfluß.

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 208.

9. September 1823.

## Horn über Shakspeare.

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Theil. Leipzig, bei Brockhaus 1823.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Der Raum dieses Blattes gestattet uns nicht, unsre allgemeinen Bemerkungen dadurch zu belegen, daß wir sie auf die Kritik jedes einzelnen Stücks anwenden; vielleicht danken unsre Leser es uns mehr, wenn wir dies nur mit einem Einzigen versuchen, als wenn wir über jedes einige zwar flüchtige und wiederum durch ihre Kürze nur allgemeine Worte auszusprechen uns bemühen. Möchte es uns gelingen, ihnen durch diese Probe Lust nach dem Ganzen einzuflößen!

Wir halten das Gesagte sogleich an das erste von den erläuterten Schauspielen, an den viel bewunderten, viel beleuchteten Macbeth.

Die allgemeinen Betrachtungen über dieses Stück sind nicht vielmehr, als eine geistreiche Paraphrase des Trefflichen, was Schlegel über die Idee desselben gesagt hat, und der Verfasser irrt sich wirklich, wenn er glaubt, die Bemerkung, daß wir an Macbeth eine reine, einfache Schicksalstragödie haben, sey erst noch zu machen übrig. A. W. Schlegel hat ausführlich dahin gewiesen, und nur eine zweite hinzugefügt, daß nämlich den Dichter zugleich noch höhere, echt religiöse Ansichten geleitet. Auch über den Charakter Macbeths ist Horn ganz mit Schlegel einverstanden, der diesen ausführlicher behandelt, als sonst seine Gewohnheit ist. Doch geht unser Verfasser hier schon tiefer in die Charakteristik des Helden ein; er deckt uns den quälenden Grundgedanken seiner Seele auf, den er nicht zu ertragen vermag, und der die Frevel vorbereitet, zu welchen die Hölle ihn anspornt, den Gedanken, daß er, der leiblich und geistig so herrlich ausgerüstete Held, in seiner Jugendkraft einem guten, aber schwachen Fürsten unterthan, daß er — der Zweite im Reich seyn soll. Macbeths Heldengröße, auch im Verderben und im Fall, hebt er gebührend heraus. Besonders dankbar sind wir ihm für die Charakteristik Dunkans, durch welche Macbeths Entschluß zu der gräßlichen That an psychologischer Wahrscheinlichkeit ungemein gewinnt. Horn scheint die Worte der Chronik: „Dunkan, der ein gelinder, ruhiger und kleinmüthiger Fürst war u. s. w.," bei seinen Forschungen über diesen Charakter zum Grunde gelegt zu haben, obgleich er sie nicht anführt; aber es ist meisterhaft, wie er jene Eigenschaften aus dem Stücke heraus, oft aus einem einzigen Wort, aus einer flüchtigen Geberde zu entwickeln weiß, bes. S. 66—69. Nur in zwei Stellen des Stücks ist seines Greisenalters erwähnt; aber wie vortrefflich benutzt unser Kritiker diese Stellen! Es läßt sich kein Auszug davon geben; der Leser überzeuge sich selbst!

Einen großen und, wie mir däucht, sehr richtigen Aufschluß über den Charakter der Lady Macbeth, der auf den des Macbeth selbst, so wie auf das ganze Stück zurückwirkt, ertheilt uns der Verfasser ferner. Welcher Leser stößt sich nicht eine Weile an dem ersten Monolog der Lady, als sie Macbeths Brief erhalten hat? Und denkt man nicht einen Augenblick, Shakspeare, der große auctor naturae verique, habe hier einmal die Natur vergessen und schließe sich an die Reihe der spätern unnatürlichen Poeten an, welche, wie Engel, so auch Teufel, ja mehr als Teufel in Menschengestalt gezeichnet, welche vergessen haben, daß kein vernünftiges Wesen zu solcher Verkehrtheit herabsinken kann, daß es das Böse um des Bösen willen thut, und sich wünscht, sich freut, böse zu seyn, aus Wohlgefallen an der Bosheit? Die bisherigen Commentatoren haben diese Frage, die sie bei den Lesern voraussetzen durften, überhört, und selbst A. W. Schlegel spricht von Lady Macbeth nur als von der großen Schuldigen des Stücks, die der unbändigste Ehrgeiz der Sünde und dem Verderben entgegenpeitscht. Damit aber sind jene gräulich klingenden Worte noch nicht erklärt: „Ich fürchte Deine Gemüthsart, Macbeth; sie ist zu voll von der Milch menschlicher Güte. — Du bist nicht ohne Ehrgeiz; aber ohne die Bösartigkeit, die denselben begleiten sollte," und wiederum: „Ihr höllischen Geister, entweibt mich hier! — Macht mein Blut dick, verstopft die Zugänge der Reue! — Kommt an meine Weiberbrust und sauget meine Milch für Galle!"

So spricht der Ehrgeiz allein nicht; hier muß noch eine andre Leidenschaft mit helfen. Hören wir die Erklärung Franz Horns: die Lady ist, was sie ist, „nicht für sich allein, sondern für den geliebten Gatten.

Sie ist ein weiblicher Tieger, der die Menschen alle, die ihm hemmend begegnen, zerfleischen könnte; die aber ihren Gatten, der, im Vergleich mit ihr, ein sanfter, fast ein wenig zur Schwermuth geneigter Löwe ist, mit wirklicher Liebe umfaßt. Das Verhältniß beider furchtbaren Eheleute ist nicht ohne eine gewisse rührende Leidenschaftlichkeit, ja durch diese allein tritt die Lady erst in das Leben hinein, da sie sonst fast physiognomielos, und nur wie der Begriff des ungeheuersten Lasters dastehen würde. Ehrgeiz ohne Liebe ist kalt, französisch-tragisch und unfähig, bedeutendes Interesse zu erwecken. — Hier nun ist jene Liebe noch rührender, da sie im ehelichen Verhältnisse waltet; und wohl bedurfte es eines solchen Gegengewichts für die ungeheuern Frevel, welche von diesem Ehepaar begangen werden, um sie doch immer als Menschen, welche untergehen, nicht aber als vollendete Teufel erscheinen zu lassen."

Der Kritiker hat diese vortreffliche Lösung nicht in den Tag hinein ersonnen, wie man wohl oft mit Recht sagt, daß bewundernde Erklärer eines Dichters in ihn hinein denken und empfinden, was ihnen beliebt. Nein, es drängt aus dem ganzen Stücke Beweise für diese zärtliche Neigung, die sowohl in Worten als in Thaten erscheint, zusammen. Die erste Begrüßung Macbeths: My dearest love, ist gewiß nicht ohne Bedeutung. Dann die zärtliche Sorgfalt der Lady, wo die beiden Eheleute nach erreichter Krone zum ersten Male wieder auf der Scene erscheinen. Dann die Antwort Macbeths, als die Lady nach dem zweiten Verbrechen fragt, das begangen werden soll: „Sey lieber schuldlos durch Unwissenheit, geliebtes Weib, bis Du über die That jauchzen kannst!" Was kann der großartig-liebende Sünder mehr thun, als neue Sünden begehen für sie? Sie soll die Früchte derselben genießen können, er will die Strafe leiden und die Gewissensqualen alle, die er stets schon vor der That empfindet! Endlich weist uns der Kritiker hauptsächlich auf die große Scene, nachdem Banquos Geist erschienen ist, und Macbeth, von dem Schauder dieses Sehens und Alleinsehens ergriffen, die Larve nicht mehr festzuhalten vermag. So lange noch eine Möglichkeit vorhanden scheint, den Ausbruch seines blutig zerrissenen Herzens zu hemmen, versucht die Lady alles, was weibliche Klugheit und Gewandtheit durch Mahnung und Tadel in einem solchen Falle vermag. Wie aber alles vergeblich ist, und die Gäste mit der alltäglichen Entschuldigung abgefertigt worden sind, daß den König sein altes Uebel wieder befallen habe, und nun das verbrecherisch-unglückliche Paar allein ist; jetzt, wo jede weniger liebend vornehme Frauennatur sich in endlosen Vorwürfen würde Luft gemacht haben, daß er sie verrathen und unglücklich gemacht habe *), — jetzt hat sie auch nicht den leisesten Vorwurf, sondern, ruhig anerkennend, daß nun doch einmal geschehen sey, was geschehen ist, erinnert sie ihn nur sanft, ihm mangle die Erquickung aller Wesen, „der Schlaf," und er läßt sich wie ein halberschöpftes Kind von ihr abführen.

Diese letzte Scene scheint mir für Horn's Deutung entscheidend, und seine Ausführung mag als Beweis dienen, wie tief er in den Geist des Dichters eingedrungen ist. — Ich habe jene Lösung des Räthsels in der Lady Charakter vortrefflich genannt. Wirklich läßt sich eine solche Stimmung, aus der jener gräßliche Monolog entstanden, in dem Eis und Feuer kämpfend sich vermählt, nicht besser denken, als wenn wir Ehrgeiz, den kalten Egoismus und Liebe, den glühenden Egoismus in der Lady uns verbunden denken. Denn gewiß, auch die Liebe ist Egoismus; — gegen alles Andre, was nicht das zweite Ich ist, wird sie gleichgültig, hart, grausam, unnatürlich und haßt die ganze Welt, wenn es noth thut, um des Einen willen, das sie liebt; und ist sie ehrgeizig, so erhebt sie den geliebten Gegenstand mit sich auf die Trümmer einer Welt und scheut Bosheit und Sünde nicht, wenn sie den Geliebten nach ihrem Wahn dadurch verherrlichen kann.

Nachdem der Verfasser den Charakter der Lady einmal so aufgefaßt, kann er sie natürlich auch nicht mit A. W. Schlegel „unbetrauert von ihrem Manne" sterben lassen. Macbeths Ausruf bei der Nachricht vom Tode der Königin: „Sie hätte ein andermal sterben sollen; es würde wohl einmal die Zeit zu dieser Nachricht gekommen seyn! u. s. w. — dieser Ausruf könnte wohl nur dem kalt erscheinen, der noch nie den Anblick der tiefen und vollendeten Verzweiflung gesehen, und das Wühlen in dem finstern Gedanken:

Morgen, und Morgen und Morgen —

zeigt deutlich den Mann, der Alles verloren, da er die Liebe verloren, und dessen Glaube nicht an das Jenseits reicht, oder es zu sehr fürchtet, um irgend eine Hoffnung an dasselbe knüpfen zu können. Er, der sich selbst entadelte, muß den Tod fürchten."

In der weitern Entwicklung von Macbeths Charakter bemüht sich der Verfasser, nachdem er den Luftdolch und die Scenen, die ihm vorangehn und folgen, mit der gebührenden Scheu erwähnt hat, mit der man von dem Unerreichbaren sprechen muß, — besonders noch Macbeths pathetische Reden, nachdem Dunkans Ermordung ans Tageslicht gekommen ist, zu beleuchten, und er widerspricht aus guten Gründen den frühern Kritikern, indem er sie nicht für Heuchelworte erklärt.

Was wir in Beziehung auf Macbeth, sowohl bei Schlegel als bei Horn, vermissen, ist die vollständige Würdigung von Macbeths Handlungsweise nach der großen Unthat und ihrem Gefolge bis ans Ende des Stücks. Beide sehen in den fernern Gräueln, die er begeht, nur das Bemühen, sein irdisches Daseyn recht festzuhalten, nachdem er das höhere aufgegeben, nur tyrannische Versuche, seine Tyrannei zu sichern und zu befestigen.

Uns aber hat sich, so oft und so aufmerksam wir das große Drama gelesen, noch immer die Ueberzeugung

*) Dieses zweite „gemacht habe" stört den sonst so fließenden Styl widerlich.

aufgedrungen, daß Macbeths *Charakter* selbst mit der Unthat sich umgewandelt, sich zusehends verschlechtert hat, daß der Gräuel, zu dem er fast wider Willen durch die Versuchungen der Hölle und seines Weibes gestoßen worden, eine Revolution in seinem Innern, eine Liebe zum Gräuelhaften erzeugt, mit Einem Worte, daß in dem früher so edeln und reinen Heldengemüthe durch den Anblick des unschuldig vergossenen Blutes ein *Blutdurst* rege geworden, der, jemehr er Befriedigung findet, je unersättlicher ist. Diese Beobachtung ist im Allgemeinen gewiß nicht neu, d. h. sie ist im Allgemeinen wahr. Nun scheinen mir aber, wenn wir sie nicht auch in dem gegebenen Falle anwenden, die unerhörten Gräuel, die das Stück Macbeth theils vor unsern Augen begehen läßt, theils von ihm erzählt, nur *halb* motivirt, wenn wir sie allein auf Rechnung des Tyrannenargwohns eines Mannes schirben, der innerlich noch so gut geblieben ist, daß wir ihm, wie namentlich Schlegel es ansieht, unsre Achtung und unser Mitleiden auch nach seinem Falle nicht versagen können. —

Sehr schön ist, was unser Verfasser über die Geistesverwirrung der Lady sagt, und über „die *kleine* Hand, die Arabiens Wohlgerüche nicht mehr versüßen können," verbreitet er ein neues, ja das einzig wahre Licht.

Dankenswerth ist endlich die Entwicklung der Charaktere *Banquos*, *Macduffs* und *Malcolms*, bei denen Schlegel gar nicht verweilt hat. *Banquo* ist ihm ein edles, aber *grundprosaisches* Gemüth, voll argloser Heiterkeit, das den Frevel Macbeths gar nicht begreifen kann; *Macduff* nur nach genauester Ueberlegung, oder, wie man wohl bei S. besser sage, nach genauester *Anschauung* *) gezeichnet. Er ist unter den Treuen der Erste, der den König ermordet sieht, und der Erste, der Macbeth mit einer verfänglichen Frage begegnet, die dieser ihm nie vergeben kann. Dennoch hat er nicht Geisteskraft genug, zur vollen Erkenntniß von Macbeths Schuld zu kommen; nur krönen kann er ihn nicht sehen, so lange Dunkans Söhne leben, und darum geht er zu Malcolm nach England und verläßt *unbesonnener* Weise Weib und Kind. Es ist freilich, seit er das gethan, hinfort unmöglich, ihn mit besondrer Liebe zu betrachten, aber um seiner edlen Beweggründe willen vergeben wir ihm; wir finden seinen Schmerz über die Ermordung seines Weibes und seiner Kinder höchst rührend und natürlich (dies ist von unserm Verfasser besonders gut ausgeführt), und obgleich er kein ausgezeichneter Held ist, so gebührt ihm doch der Sieg über den entwürdigten Macbeth.

Die Ermordung der Lady Macduff und ihres Kindes wird vom Verfasser gerechtfertigt. „Unser Dichter stellt einen sinkenden Halbgott dar, der, sich selbst zu entmenschen strebend, sich nur auf den Trümmern einer durch ihn zerstörten kleinen Welt gefällt. Ist nun einmal ein solcher Plan gefaßt, so müssen auch diese Trümmer gemalt werden, und zwar *mit* ihrem Blut und ihrer öden Erstarrung." Nur das *schmerzliche* Witzeln, das F. Horn der seltsam interessanten, verlassenen Frau zuschreibt, will uns nicht recht behagen. Die Beobachtung: daß der Schmerz witzig sey, wird seit zwanzig Jahren in der Theorie und in der Praxis der Poesie bis zur Ungebühr angewandt, und ich gestehe redlich, daß ich in dem Witz der Lady Macduff nur den allgemeinen Shakspearschen Witz wieder erkenne, wie er, als Uebergoldung des Ganzen, von Seite zu Seite und Zeile zu Zeile sich fortsetzt.

Das Charakterbild *Malcolms* hat unser Kritiker scharf und gut ins Auge gefaßt. In diesem ursprünglich zartfühlenden, offen vertraulichen Jüngling hat des Vaters Tod Ernst und Argwohn gepflanzt. So ist der aus der Chronik abgeschriebnen, aber von einer Meisterhand abgeschriebnen Scene mit Macduff der Weg gebahnt. Diese Scene macht einen Eindruck, der in die süßeste Rührung übergeht, als endlich Malcolm sich in seiner Reinheit zeigt, wie er ist. Nur solche christliche Geduld und Beharrlichkeit kann dem Lande wieder aufhelfen. Ein kriegerischer, ein ehrgeiziger Fürst hätte nicht getaugt; er hätte die Vergleichung mit Macbeth scheuen müssen. —

Eine kurze Zeichnung ist noch den beiden *Sewards* und den *schottischen Lords*, eine ausführlichere Apologie dem barocken *Pförtner* gewidmet. Die *Hexen* sind mit scharfer Censur Schiller's, der sie zu Parzen hinaufsteigern wollte, mit Schlegel als Dienerinnen des *Teufels* behandelt; eine *erhaben* gehaltene Hexe aber müßte lächerlich erscheinen. Endlich reiht sich an diese Betrachtung zum Schlusse ein Protest gegen *alle* Bearbeitung Macbeths für die Bühne an.

Soviel von des Verfassers Erläuterung des Macbeth; und dies Eine zur Einladung an die Leser, das Andre, das an Geist und Fülle dem Erstern nicht nachsteht, nebst diesem selbst kosten zu gehen. Doch zum voraus wollen wir sie im nächst beurtheilten Stücke, dem Julius Cäsar, nach *Cäsar*, *Cicero*, *Brutus*, *Casca*, besonders aber nach der Schilderung *des Pöbels* lüstern machen. Wer die Charaktere des Julius Cäsar mit unsers Verfassers Augen durchschaut hat, wird das Lob, das Fontenelle irgendwo Corneille's Cid ertheilt, ohne Bedenken unserm Dichter vindiciren, daß er nämlich ganz besondre, für uns verloren gegangne Memoiren über die römische Geschichte benutzt zu haben scheine. — Herzlich lachen werden unsre Leser über die köstliche Erklärung des Voltairischen: Même S. 127 f.

*) Der erste, der dies von den Shakspearschen Charakteren überhaupt bemerkt, ist *Wieland*, in einer Stelle des Agathon, die schon Lessing in seiner Dramaturgie mit gebührendem Lobe aufführt. Dort wird von Shakspeare als dem Manne gesprochen, „der die Menschen, vermöge einer *unbegreiflichen Intuition*, durch und durch *gesehen* hat."

(Note), und Stoff zum Nachdenken wird ihnen die Episode über Shakspeare's Anachronismen (S. 131 f.) geben.

Beim Kaufmann von Venedig ist die Zeichnung der Charaktere sehr glücklich in die Entwicklung der Fabel selbst verflochten; über die Idee selbst, die der Verfasser dem Stück zum Grunde legt, wird in der Ausdehnung, in welcher er hier die versöhnende Gnade geltend machen will, noch gestritten werden können.

Um so mehr stimmen wir mit dem ein, was der Verfasser dem König Lear als Idee zu Grunde legt: „das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf." Diesen Spruch findet er in dem vorliegenden Stücke ausgeführt. Die Grundbosheit des Menschen ist „Faulheit, Egoismus und Undankbarkeit. Dieses Stück nun macht den ganzen Abgrund in des ungeläuterten Menschen Brust, besonders aber eines jener Laster, den Undank, uns vollendet klar." — Auch hier sind die Charaktere meisterhaft entwickelt.

Bei Romeo und Julie ist Lessing's widerstrebende Anerkennung dieser himmlischen Liebesgeschichte anmuthig geschildert; Schlegel's großes Verdienst, als Uebersetzer, anerkannt, von dem Wesen der Liebe überhaupt, und der Liebe Juliens insbesondere, auf eine würdige, wahrhafte, in jene Leidenschaft tief eindringende Weise gesprochen: doch scheint es uns, hat die Entwickelung der Charaktere hier durch die Kritik fremder Bearbeitung etwas gelitten.

Gesonderter sind sie hervorgehoben in Viel Lärm um Nichts; überhaupt ist dieses Stück mit besondrer Liebe und Genauigkeit behandelt.

Daß Horn kein blinder Verehrer unsers großen Dichters ist, hat er in seiner Kritik des Titus Andronicus bewiesen; den er, mit Schlegel, unumwunden für echt erklärt, und dessen völlig phantastisches, auf keiner historischen Grundlage ruhendes Stück, mit allem Uebelstand der daraus folgt, der Beurtheiler unumwunden angreift. Shakspeare „will hier das Räthsel des menschlichen Daseyns und der umgebenden Welt lösen; aber es ist noch nicht in ihm selbst gelöst." Der Hauptcharakter im Stück ist schwankend, und seine Gegner sind scheußlich gezeichnet. Erst nach dieser strengen Kritik entwickelt der Verfasser, gleichsam erleichtert und frohern Muthes, die glänzenden Eigenschaften der Tragödie, in welchen er schon den künftigen Helden, namentlich den Dichter des Lear und des Hamlet ahnet.

Othello, mit dem dieser Band schließt, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu vollerm Lobe, obgleich er auch hier die unbedingten Lobsprüche der englischen Kritiker — so schätzbar sie als eine Seltenheit seyn sollten — übertrieben findet. Er leugnet, daß die Eifersucht zum Vorwurf einer Tragödie tauglich sey, und er führt diese Ansicht auch am Othello mit Geist durch; aber er gesteht, daß Shakspeare den Stoff besiegt, daß er ihn geadelt, daß er die drohende Klippe der Lächerlichkeit durchaus vermieden hat. — Desdemonas Unschuld ist in ihrer ganzen Reinheit aufgefaßt; die übrigen Charaktere nach ihrem Wesen dargestellt.

So haben wir uns doch noch verleiten lassen, auch über die andern Stücke einige Bemerkungen hinzuwerfen. Wer trennt sich gern von etwas Gutem?

Ist uns noch eine Bemerkung erlaubt, die etwas minder Wesentliches betrifft? Wir finden in diesem Werke den Styl des Verfassers reiner von Manier als in irgend einer andern seiner Schriften; und diese gute Eigenschaft, denke ich, wird ihr bei manchen Lesern Eingang verschaffen, denen gewisse Eigenthümlichkeiten des Verfassers, vielleicht mehr als Recht ist, zuwider waren. Nur leise Spuren lassen sich hier und da noch entdecken. So spricht er von „einer gewissen, gelinden Traurigkeit," wie er anderswo „von einer gewissen gelinden Unausstehlichkeit" gesprochen.

Solche Ausdrücke mögen mit ihrer bizarren Zusammenstellung hier und da die Sprache des Umgangs, die sobald langweilig zu werden droht, würzen; in der Schriftsprache müssen sie, zumal zur Ungebühr wiederholt, immer nur gratlos erscheinen. Aber, wie gesagt, der Genius voll Wahrheit und Natürlichkeit, den er studirt hat, und dessen Geheimnisse er uns so glücklich enthüllt, diesmal hat er unsern Verfasser, den edlen, verwandten Geist ergriffen, und auch seine Sprache hat sich im Ganzen zum ungeschminkten, würdigen, durchaus edlen Ausdruck an ihm emporgerungen.

---

## Die beiden Basen.

Von ihnen ist in Paris wieder eine neue Auflage erschienen, die alle von der Censur bei der Aufführung gestrichne Stellen in einer allerliebsten Einleitung enthält. Sie gibt ein Gespräch zwischen dem dramatischen Censor und dem Verfasser.

„Ich habe so viel aufgeopfert;" sagt dieser, „darf ich denn nicht wieder einige Stellen auf die Bühne bringen lassen? Sie, die Sie stets das Theater besuchen, müssen doch z. B. fühlen — —"

„Ich bin ein frommer Mann," antwortet der Vandale (so wird der Censor bezeichnet) „und gehe nie ins Theater." (Ein dramatischer Censor!)

„Ah so!" nimmt der Verf. das Wort, „ich glaubte, von Ihrem Amte sey das unzertrennlich. Nun aber nehmen Sie doch den Vers:"

„Von Ihrem Gatten wünsche ich der Freund zu seyn."

„Würde ausgepfiffen;" sagt der Censor, „Sehen Sie nicht, daß es indecent ist?"

„Nun aber, weshalb soll ich denn weglassen:"

„Ich hasse Niemand, als den Müssiggänger."

„Der würde applaudirt."

„Weiter wünsche ich ja nichts!"

„Ja, aber jede mit Applaus aufgenommene Stelle ist in unsern Tagen eine aufrührerische." In diesem Tone geht die Unterredung fort, die nicht in zwei Worten von der Wahrheit abweichen soll.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 209.

10. September 1823.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Johann Friedrich Eusebius Lotz, herzogl. sachsen-coburgisch. Regierungs-Rathe zu Coburg. Zweiter Band. Erlangen 1822. Dritter Band. Erlangen 1822.

(Ueber den ersten Band vergl. Nr. 147 v. 1822.)

Nach dem ursprünglichen Plane des Verfassers war es seine Absicht, in dem zweiten Bande die ganze angewendete Staatswirthschaftslehre bis auf die Materie von der öffentlichen Consumtion und die dieser angehörigen Grundsätze der Finanzwissenschaft darzustellen. Allein bei nochmaliger Prüfung dieses Plans und bei der Ausarbeitung des Werks selbst will sich der Verf. überzeugt haben, daß es bei weitem zweckmäßiger seyn werde, in dem zweiten Band nur den ersten Theil der angewendeten Staatswirthschaftslehre (oder die Gewerbspolitik) und des zweiten Theiles erste Abtheilung (die Handelspolitik) aufzunehmen, dem dritten Bande hingegen den ganzen Umfang der Lehre von der wirklichen Consumtion der Güter, und von der Einwirkung des bürgerlichen Wesens auf dieselbe vorzubehalten. Nach Maßgabe dieser Ueberzeugung sind denn auch die vorliegenden beiden Bände abgetheilt worden.

Soviel nun zuvörderst den Inhalt des zweiten Bandes anbelangt, so drängt sich gleich die Bemerkung auf, daß von hier an die Untersuchungen nicht sowohl weiter mit dem, von den Banden des bürgerlichen Wesens unabhängigen Menschen sich beschäftigen, — sondern vielmehr an den, vom Gesellschaftsverbande umschlossenen Menschen sich richten, da das Wesen der menschlichen Betriebsamkeit im Staate doch gar mannichfaltig anders gestaltet erscheint, als im außergesellschaftlichen Zustande. Hieraus folgt nun zwar, daß die angewendete Staatswirthschaftslehre auf einem andern formellen Princip beruhe, als die reine Staatswirthschaftslehre. Aber, „so wie der Mensch im außergesellschaftlichen Zustande nur darum nach Gütererwerb und Besitz trachtet, um sich dadurch sein Dasein und sein Streben nach Vervollkommnung zu sichern und zu erleichtern, eben so ist auch in der bürgerlichen Gesellschaft sein Trachten nach Gütererwerb und Besitz nur auf diesen Punct gerichtet;“ und es ergibt sich hieraus, daß das materielle Princip für beide Sphären der Staatswirthschaftslehre, also für die angewendete sowohl, als für die reine, identisch sey; nämlich der Eigenvortheil oder der Egoism. Gerade diese Identität des materiellen Princips sichert der angewendeten Staatswirthschaftslehre eben sowohl, als der reinen, ihre kosmopolitische Richtung. Wir bezweifeln nur, daß der Verf. diese Anschauung überall unverrückt im Auge behalten, worüber wir ein Mehreres weiter unten bei der Anzeige des dritten Bandes beizubringen uns erlauben werden.

Das bürgerliche Wesen nun, meint der Verf., wirke auf den Fortgang der menschlichen Betriebsamkeit und auf das Streben des Menschen nach Wohlstand und Reichthum bald gewissermaßen beschränkend, bald fördernd. Indeß seyen eben die Beschränkungen — bei allem Anscheine von hemmender Eigenschaft — doch vielmehr wirklich fördernder Art. Denn der Eigennutz, der den Menschen überall bei seiner Betriebsamkeit leite und beherrsche, erhalte erst im bürgerlichen Leben und durch dasselbe seine wahrhaft menschliche Richtung und Gestaltung. Und dies ist allerdings insofern richtig, als die Geselligkeit eben ein Grundzug der menschlichen Natur ist, und es darum — abstrahirt von allen fabelhaften Robinsonaden — noch nie einen Menschen im außergesellschaftlichen Zustande gegeben hat: eine Anerkennung, zu welcher Refer. sich schon in der Anzeige des ersten Bandes veranlaßt fand, und welche einzig die Bezeichnung der Wirthschaftslehre als Staatswirthschaftslehre zu rechtfertigen vermag. Keineswegs würde aber aus dieser Anerkennung sich folgern lassen, daß der Staatsverband das materielle Princip der Staatswirthschaftslehre vernichte; vielmehr liegt es, wie der Verf. auch anmerkt, im Wesen der Dinge, daß er (der Staatsverband) bei seiner Richtung, den Wohlstand und Reichthum der Völker zu fördern, sich von der Grundbedingung aller menschlichen Betriebsamkeit nie losreißen dürfe, und daß er insbesondre das Streben der Völker nach Autonomie in ihrem Verhältniß zur Güterwelt stets möglichst beachten müsse. Von diesem Grundsatze ausgehend, beschränkt sich die Wirksamkeit einer jeden Regierung, in Beziehung auf die Förderung der Betriebsamkeit, auf drei Hauptpflichten, die schon Adam Smith von einander sonderte, nämlich ein Mal „auf Sicherung des Volkes und seiner Betriebsamkeit gegen Anfälle äußerer Feinde;“ sodann „auf Schutz gegen Ungerechtig-

keit und Unterdrückung der Bürger von Seiten ihrer widerrechtlich gesinnten Mitbürger;“ und zuletzt noch darauf, „gewisse öffentliche Werke und Anstalten darzustellen und zu unterhalten, deren Darstellung und Unterhaltung die Kräfte Einzelner übersteigen würden, und die sich darum von der Betriebsamkeit des Einzelnen so leicht nicht erwarten lassen“ (S. 13, vergl. übrigens Smith nach Garve II. 614 — Kraus IV. 350). Was über diese drei Berufspflichten hinausgeht, ist vom Uebel. Blos in Beziehung auf die letztere derselben ist ein positives Ein- und Mitwirken der Regierung in gewisser Art und Maße zulässig. Doch erfordert die Uebung irgend einer Pflicht der Regierung Bedächtlichkeit und Umsicht, so ist es, wie der Verf. sehr richtig sagt, gerade hier. „Aufrechthaltung und mögliche sorgfältige Beachtung der Autonomie des Volks thut hier bei weitem mehr Noth, als in irgend einem andern Zweige des Gemeinwesens, und auf keinem Fall läßt es sich rechtfertigen, wenn die Regierung hierher das Princip des Zwanges übertragen wollte, auf dem das Wesen der Gesetzgebung und Rechtspflege beruht.“

Die Frage, ob eine Garantie für die Bedächtlichkeit und Umsicht einer Regierung vielleicht in der Verfassungsform zu suchen — diese Frage hat der Verf., wie uns dünkt, unerledigt gelassen, obwohl er mit Recht für nicht entscheidend hält, ob die Verfassung monarchisch, ob aristokratisch oder demokratisch. A posteriori schliest indeß der Verf., daß darin, daß unter einer konstitutionellen Regierungsform die Regierung vor Mißgriffen der Art mehr bewahrt sey, als in rein-monarchischen Staaten der Grund liegen möge, warum auch dort der Volkswohlstand und Reichthum gewöhnlich schneller und lebendiger vorwärts gehe, als hier. Aber, fragen wir mit Schmalz, sind es denn nicht die ausgezeichnetsten Köpfe zweier deutsch-constitutioneller Ständeversammlungen gewesen, welche Magazinirung des Getreides gegen künftige Hungersnoth, und Handelssperre gegen fremde Fabricate neuerlich durchgesetzt haben, obgleich die Erfahrung aller Zeiten und Länder lehrt, daß jene gerade die Gefahr der Hungersnoth erst herbeiführe, diese nicht dem Auslande, sondern allein unsern Mitbürgern schade; und obgleich die Regierung sonst schwerlich darauf verfallen seyn würde? „Freilich wohl,“ wird der Verf. sagen. Und Ref. setzt hinzu: „Gott bessers!“ — Das Erste nun, dessen der betriebsame Mensch auch im gesellschaftlichen Zustande bedarf, um sein Streben nach Gütererwerb, Besitz und Gebrauch zu verwirklichen, sind, nach der Lehre des Hrn. Verfassers, möglichst ergibige Natursfonds und möglichste Freiheit beim Erwerbe von Grund und Boden; das Zweite: ein richtiger Stand der Bevölkerung des Landes; ein Drittes: geistige Bildung des Volks; das Vierte: möglichste Freiheit und Unbeschränktheit in der Wahl und in dem Betrieb der verschiedenen Gewerbszweige; das Fünfte endlich: Assecuranzanstalten. Was der Verf. zu allen diesen Gegenständen näheres beibringt, ist meist aufs Neue von ihm durchdacht und gegen neuerlich etwa hier und da erhobne Bedenken sicher gestellt worden. Dahin gehören namentlich die weitern Ausführungen über die Vertheilung des Grundeigenthums; über große und kleine Cultur; über maximum und minimum; über erkünstelte Bevölkerung; die Furcht vor Uebervölkerung; über die Gebrechen der Volksbildungsanstalten; über die Beschränkungen der Gewerbefreiheit; über Sclaverei — Leibeigenthum — Frohnen; die Scheidung der Gewerbe in ländliche und städtische; über die nachtheiligen Folgen des Zunft- und Innungswesens, der Monopole, Patente und Gewerbs-Concessionen; über die nachtheiligen Folgen der Ein- und Ausfuhrverbote fremder und beziehungsweise eigner Gewerbserzeugnisse; über Prämien, Vorschüsse — Befreiung einzelner Gewerbe von Abgaben; ferner über die Folgen eigner Gewerbsunternehmungen der Regierungen — der Gewerbs-Reglements — Schauanstalten und endlich über die, von der Regierung rücksichtlich der Assecuranzen zu erfassenden Gesichtspuncte. — Der Plan dieser Blätter erlaubt nur eine cursorische Anführung der einzelnen, vom Verf. behandelten Gegenstände, und Ref. muß sich daher auch um so mehr hierauf beschränken, als nicht leicht ein Gegenstand, der dieser Sphäre der Wirthschaftslehre angehört, von dem Verf. unerörtert gelassen worden ist. Reichliche literarische Nachweisungen entweder geistesverwandter oder abweichender Meinungen früherer Bearbeiter fördern die Orientirung sehr, obwohl nicht zu leugnen ist, daß dieselben immer schon einige Bekanntschaft mit den noch unerledigten Streitgegenständen voraussetzen, und daher, um nicht den minder hier eingebürgerten Leser zu stören, schicklich meist aus dem Texte und in die Noten verwiesen worden sind. — Blicken wir aber auf den Gang der Gesammtuntersuchung zurück, so gelangt der Verf., nachdem er im ersten Abschnitte allgemeine Betrachtungen angestellt über den Einfluß des bürgerlichen Wesens, auf die Betriebsamkeit des Menschen und den Wohlstand und Reichthum der Völker; darauf wird im zweiten Abschnitte von dem Einflusse des bürgerlich-gesellschaftlichen Zustandes auf die Production der Güter gehandelt, und so gelangt er also im dritten Abschnitt endlich auf den Einfluß des bürgerlichen Wesens, auf die Consumtion der Güter. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit diesem Einflusse überhaupt, und der Verfasser bringt mit Recht in Absicht der Consumtion auf eine eben so ausgedehnte Freiheit, als oben bei der Production. Denn es ist ein bekanntes Axiom des Industriesystems, daß der Mensch nur da thätig sey, wo er gewiß seyn kann, die Früchte seines Fleißes zu genießen; oder, wie Kraus diese Smithsche Lehre faßt, daß Cultur nur bei Entfernung alles dessen gedeihe, was den Genuß der mit Mühe erworbenen Früchte zu stören drohe. Die zweite Abtheilung geht dann zu dem Verkehre über, und — da der Verf. den Handel nicht zu den productiven Beschäftigungen rechnet — so konnte die Handelspolitik nicht wohl anderwärts eine Stelle finden. — „Gerade hier, bei dem Verkehre, sagt dann der Verf. (S. 185), tritt der Eigennutz, der das ganze weite Gebiet der menschlichen Betriebsamkeit beherrscht und leitet, in seiner vollesten Stärke und so hervor, daß seine Ungebundenheit mitunter wohl nachtheilig werden könnte, würde der verkehrende Mensch durch die Institutionen des bürgerlichen We-

sens nicht stets mit möglichster Sorgfalt zur Beachtung der Gesetze des Rechts und der Ethik (!) hingetrieben, und sehr Noth thut es darum, daß die bürgerliche Gesetzgebung sowohl, als die, unmittelbar auf Befestigung der Herrschaft des Rechts hinarbeitende Polizei den Gang des Verkehrs und die diesen regelnden und beherrschenden Elemente nie aus den Augen verliere. Allein was durch Gesetzgebung und Polizei für die Leitung des Ganges des Verkehrs im bürgerlichen Wesen geschehen kann, kann doch — so fährt der Verf. fort — im Ganzen nichts anders seyn, als nur ein negatives Wirken; — ein Wirken, darauf hinzweckend, daß die einzelnen Verkehrenden sich von den Gesetzen eines wahrhaft verständigen Eigennutzes nicht losreißen, und (da nur derjenige Eigennutz für wahrhaft verständig gelten kann, der beim Verkehre die Gesetze des Rechts und der Ethik achtet) daß diese Gesetze von den Verkehrenden überall möglichst innegehalten werden. Aber positiv einzuwirken und dadurch dem Verkehre diese oder jene dem allgemeinen Wohlstande, nach der Ansicht der Regierung, mehr zusagende Richtung geben zu wollen, dieses kommt weder der Gesetzgebung zu, noch der Polizei." — In diesem Sinne und von diesem durchgreifenden Grundsatze ausgehend, würdigt dann der Verf. die, von den meisten Regierungen zur Leitung des Verkehrs getroffenen Anordnungen, namentlich erstens die dem Verkehr vorgeschriebenen Formalitäten und die zu weit getriebene Fürsorge für die Bewahrung des Eigenthums der Verkehrenden; zweitens die Versuche, den Handel bestimmten Stapelplätzen zuzuweisen; bei welcher Gelegenheit der Verf. über Hökerei, Hausirwesen und den Vor- und Aufkauf, so wie über Marktordnungen sich ausläßt; drittens das Streben nach günstigen Handelsbilanzen, deren völlige Nichtswürdigkeit der Verf. darthut, und eben sowohl die Mittel verwirft, die man, nach diesem eiteln Ziele jagend, bisher verfolgte; viertens das Polizeitaxsystem, wo auch von Wuchergesetzen und gesetzlichen Zinsfüßen, so wie vom Hypotheken-Unwesen die Rede ist; fünftens die Anstalten zur Leitung des Getreidehandels, die der Verf. mit Fug und Recht sammt und sonders verwirft und ihnen auch die Magazine beigesellt; sechstens die Anstalten zur Leitung des Geldwesens, wo dann der Verf. die Hauptpunkte heraushebt, die hier zu erfassen, über die Schädlichkeit der willkürlich angenommenen Münzfuße, besonders rücksichtlich des auswärtigen Verkehrs, sich erklärt, und die berühmte Streitfrage, ob die Regierung die Münzfabricationskosten sich in dem Preise der Münze erstatten lassen möge, zwar bejaht, dagegen jeden Schlagschatz verwirft; die Nachtheile der Münzreductionen erläutert, u. s. w.; siebentens das Papiergeld, über dessen wesentlichen Charakter und nachtheilige Wirkungen der Verf. ausführlich sich verbreitet, und die Frage, ob der Curs des Papiers durch Versicherung auf Staatsbesitzungen gehoben und gehalten werden könne, verneint; achtens die Banken und neuntens die Credit-Institute. — Auch hier muß Referent es sich versagen, auf die Einzelheiten — mit denen er indeß durchgängig einverstanden ist — näher einzugehen. Er darf indeß nicht bergen, daß ihm unverständlich gewesen, was der Verf. von der Polizei in der oben angezogenen Stelle verlange, wenn er an ihr Wirken immer noch die Anforderung macht, den Gang des Verkehrs und die diesen regelnden und beherrschenden Elemente nie aus den Augen zu verlieren. Nicht zu gedenken, daß die Polizei nie und nirgends im Stande ist, den Gang des Verkehrs, wenn auch nur in einigermaßen übersichtlicher Weise im Auge zu behalten, da ihr alle Mittel abgehen, ihn überhaupt nur ins Auge zu fassen, und der Verkehr am wirksamsten und ungestörtesten verkleidet einhergeht, wie die Kalifen in Tausend und Einer Nacht, oder nach Benzel-Sternaus Beobachtung, die Vernunft im menschlichen Leben; also auch, abgesehen hiervon, so verleitet eben die auf den Gang des Verkehrs gewendete Aufmerksamkeit die Polizei zu dem nachtheiligen Dünkel der Allwissenheit, und dieser Dünkel führt dann seinerseits eben wieder die Polizei, selbst beim besten Willen, zu mancherlei fürsorglichen Maßnahmen, die der Verfasser so wenig, als Referent, zu billigen gemeint seyn kann. Das Noli me tangere ist daher noch viel zu wenig verlangt für den Verkehr. Die eigentliche rechte Geschäftigkeit und Emsigkeit läßt schon bei dem thätigen Einzelnen von dem Augenblicke an nach, wo er sich belauscht weiß. Und bei dem Verkehre ist es nicht anders. Möge daher die hohe, wie die niedere Polizei nur immerhin ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigene Unzulänglichkeit in dieser Sphäre richten. Wenn sie erst diese erkannt hat, läßt sie hier sicherlich nichts zu wünschen übrig. — Wir kommen auf den dritten und letzten Band. Der größte Theil desselben beschäftigt sich mit der angemessenen Vertheilung der von einem Volke durch seine Betriebsamkeit gewonnenen Gütermasse zwischen den einzelnen betriebsamen Volksgliedern und ihrer Regierung — und um dieses größten Theils willen, versichert der Verf., den dritten Band dem Publicum mit einer gewissen Schüchternheit zu übergeben. Denn wenn es schon schwer sey, die Regeln für den Gang der Wechselwirkung zwischen der Production und der Consumtion überhaupt zu zeichnen, so sey dies vollends der Fall bei der Bestimmung der Verhältnisse der öffentlichen Consumtion zu den auf Gütererwerb, Besitz und Gebrauch gerichteten Strebungen der Abgabepflichtigen. Der Verf. geht auch hier von dem schon oben ausgehobenen Grundsatze aus, „daß alle Gesetze und Institutionen des bürgerlichen Lebens, sofern sie den wirklichen Ge- und Verbrauch der von der menschlichen Betriebsamkeit geschaffenen oder der Natur abgewonnenen Gütermasse regeln und leiten sollen, im Allgemeinen keinen andern Strebepunct haben könnten, als nur den, in dieser Gestaltung des menschlichen Lebens dem menschlichen Eigennutze und der Selbstbestimmung des Menschen über die Verwendung seiner erworbenen Gütermasse für die individuellen Zwecke jedes Einzelnen, eine Richtung zu geben, wie hier die von dem Staatenwesen aus der Idee ins wirkliche Leben einzuführenden Gesetze des Rechts und der Ethik fordern, damit der bürgerlich vereinte Mensch auf diese Weise davor bewahrt werde, daß er nicht durch seinen eigenwilligen Güter-Ge- und Verbrauch außer Stande

kommen möge, die Pflichten zu erfüllen, welche aus seinem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft für ihn hervorgehen." Er geht also auch hier von einem Grundsatze aus, den Referent nicht anerkennen kann, weil dieser Grundsatz schon viel zu viel in sich beschließt und der allwissenden und allgegenwärtigen Polizei Thür und Thor öffnet und preisgibt. Mit dergleichen allgemeinen Grundsätzen kann man wirklich nicht zu difficil seyn. Der Verfasser verstehe uns nur wohl; wir würden ganz und gar nichts dawider einzuwenden haben, wenn diese oder jene Regierung, oder auch überhaupt die Regierung auszeichnungsweise, dem Verkehre die oben angedeutete, ungemein wünschenswerthe Richtung gäbe, obwohl diese Richtung allemal weniger aus dem Staate, als einer Zwangsanstalt, wie er gewöhnlich begriffen wird, als vielmehr aus dem Charakter des Volkslebens, das der Staat zur Erscheinung zu bringen die Bestimmung hat, resultiren würde. Daß man aber nun darum, weil in dem Staate, der nichts ist und gar nichts seyn soll, als eine factische, simple Offenbarung des öffentlichen Gesammtlebens eines Volkes, vielleicht eine Richtung der Art unwillkürlich sich herausstellt, der Regierung die willkürliche Anbildung solcher Richtung, die allemal von einer Naturnothwendigkeit getragen wird, zur Pflicht machen müsse — davon kann Ref. nun und nimmermehr sich überzeugen, und dagegen wird er sich ewig auflehnen, eben weil die Willkür keine Regel hat, eine regellose Regierung aber ein Unsinn ist. Vielleicht wird der Verfasser von dem Ungrunde seines Grundsatzes eher die Ueberzeugung gewinnen, wenn er den Grundsatz selbst in diejenige Form umzugießen so gefällig seyn will, die derselbe im Augenblicke seiner Anwendung auf das Leben nothwendigerweise annehmen muß. Der Verf. dürfte sodann anerkennen, daß es überall nicht das ist, was ist, was von der Regierung verlangt werden will, sondern nur das, was nach der Ansicht der Regierung ist; und von dieser Anerkenntniß kann das Zugeständniß nicht fern seyn, daß die Regierung den Verkehrenden nicht eine Richtung nach außen zu geben sich anmaßen dürfe, wie sie die von dem Staatenwesen aus der Idee ins wirkliche Leben einzuführenden Gesetze des Rechts und der Ethik (nach der Ansicht der Regierung) fordern, u. s. w. Am allermeisten kann die Ethik, so weit sie nicht von dem Rechte umfaßt wird, eine leibliche Norm für den von der Regierung in dieser Sphäre zu ermessenden Zwang geben. Blieben wir aber auch bei dem Rechte stehen, so würden sich dennoch alle seitherigen und von Adam her beliebten Maßnahmen der Regierungen von dem Grundsatze des Verfassers aus vertheidigen lassen, wenn man nicht geradezu den Regierungen bösen Willen unterstellen will. —

(Der Beschluß folgt.)

---

## Bemerkungen über Spanien.

Ein Engländer, J. Quin, hat so eben in London seine Reise beschrieben, die er zu Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahres in Spanien gemacht hat. Sie enthält eine Menge einzelner, anziehender Züge über dieses jetzt so merkwürdig gewordene Land und dessen Bewohner. Wir theilen zuerst einige seiner Beobachtungen aus den Haiden hinter Bordeaux mit. Er fand in ihnen ein wunderbares Echo. Wohl zwanzigmal hallte der Peitschenknall des Postillons, immer schwächer und schwächer werdend, in der weiten Wüste wieder. Die stille Einsamkeit ließ den Schall einer Dorfglocke stundenweit hören. Kein Lüftchen rührt sich. (Ist das immer der Fall? gewiß nicht!) Kein Blatt an den Bäumen bewegte sich. Das sonderbare Echo scheint durch den festen Sandboden zu entstehen, der den Schall zurückwirft. Hinter Burgos hatten alle Bequemlichkeiten ein Ende. Kein Wirthshaus bot eine Erquickung dar. Parteigänger hatten alles weggenommen. Aus Furcht vor ihnen schaffte man nichts an. Ekel und Schmutz verleideten das Essen beim größten Hunger. Je näher der Reisende der Hauptstadt kam, desto schlechter wurden die Wirthshäuser. Meilenweit sucht der Blick vergebens ein Dorf oder die Spuren vom Fleiße des Landmanns. Keine Heerde weidete auf den Ebenen, kein Halm deckte sie. In einem Wirthshause, acht Leguas von Madrid, waren nur zwei Betten aufzutreiben. Eier und Trauben machten die ganze Mahlzeit. Ein verrostetes Messer mußte allen dienen. Weder Landhäuser noch kühlende Gebüsche und dergleichen kündigen die Nähe von Madrid an, das, wie ein zweites Palmyra, in der Wüste dasteht. Die Morgen und Abende sind hier im Winter sehr kalt und die letztere Jahreszeit sehr ungesund. Die Stadt liegt so hoch über der Meeresfläche, daß ein kalter Wind, wenn er auch noch so schwach ist, schwachen Lungen äußerst nachtheilig wird. Der Spanier hüllt sich darum in seinen Mantel bis an die Augen. Im Ganzen sind Brustkrankheiten hier zu Hause und der Reisende bemerkt, daß sie zum großen Theil Folgen des Cigarrenrauchens sind. Die Cigarren bestehen hier aus einigen Granen Taback, die in ein ölgetränktes Papier gewickelt sind, so, daß mehr das letztere als eigentlich Taback geraucht wird. Die Reinlichkeit auf den Straßen ist gering. Dies gilt auch von den Eingängen in den meisten Häusern. Seit dem 7ten Julius war Ferdinand VII. wenig mehr, als Gefangener. Seine Anhänglichkeit an die Constitution galt seitdem als sehr verdächtig. Die Cortes hatten geheime Kunde, daß er nach Frankreich entfliehen wollte. Die Treppen waren Tag und Nacht stark von Wachen besetzt, die nur Wenigen freien Zutritt in den Palast gestatteten. An Gallatagen warteten dem Könige nur Liberale auf, da seine Freunde fürchteten, von ihm ausgezeichnet und dann als Servile angeklagt zu werden. Der Verf. sah eine Spatzierfahrt des Königs an. Die ganze Wache stellte sich vor dem Palaste auf. 25 Mann zu Pferde umgaben die Wagen, um sie zu begleiten, d. h. zu bewachen. Einige alte Weiber warteten, um Bittschriften zu übergeben. Der König kam zuerst. Die junge, schöne Königin zog ihn sehr an. Ihre blasse Wange schien das innere Leiden zu verkünden. Der König bemühte sich, ehe er in den Wagen stieg, frei und unbefangen rings umher zu schauen. Sie dagegen lächelte weder, noch sprach sie ein Wort, noch ließ sie sich von einem Andern als dem König in den altmodischen Wagen helfen, ob es schon nicht ohne Mühe abging, da erst ein Schemmel hingesetzt werden mußte, um hineinzusteigen. Der Schemmel wurde dann hinter dem Wagen befestigt. Eben so düster und still war der Bruder des Königs, Don Carlos, der mit seiner Gemahlin in den zweiten Wagen stieg. Den dritten nahm der jüngste Bruder des Königs, Don Franzisco, ein. Keiner der Zuschauer ließ ein Zeichen der Theilnahme bemerken!

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 210.

11. September 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 1. Minerva.

Auch in diesem Jahre eröffnet die Glauäugige — nicht Blauäugige, woran wir uns durch Vossens Uebersetzung des Homer haben gewöhnen müssen, die strenge, durch ihren Blick schreckende und blendende Göttin zu einer sanften Schmachtenden umwandelnd — den Reigen der deutschen Taschenbücher und Almanache für das künftige Jahr. Immer ein gewagtes Unternehmen, der Zeit so weit vorzueilen, die ja vom 16ten August bis zum letzten December noch Zeit genug hat, die Welt zu zerstören und eine neue zu machen, in der die Almanache von 1824 wohl keine Gültigkeit hätten. Aber Athene ist schnell, wenn es darauf ankömmt, einem klugen Helden, wie z. B. dem Odysseus, oder einem klugen Buchhändler, z. B. dem Herrn Gerhard Fleischer in Leipzig, gefällig zu seyn.

— Unter die Füße sich band sie die Solen,
Schön, ambrosisch und golden, die fort sie tragen die Fluth durch
Um das unendliche Land, wie im Schwung anhauchender Winde rc.

So schnell ist Athene noch in der Vossischen Uebersetzung des Homer, in welcher sie doch manchmal stolpert — über Sprachgehölper und Versgehöker.

Das Titelkupfer der mehr als neuen Minerva — denn sie wird ja erst neu mit dem neuen Jahre und lebt jetzt ein Leben vor dem Zeitleben, wie wir Alle nach den Platonischen Ideen es sollen gelebt haben — also diese unsre Idee von einem Almanach trägt ein allegorisches Titelkupfer zur Schau, gezeichnet von H. Ramberg, gestochen von A. W. Böhm und gedeutet von dem Herrn Dr. Wilhelm Blumenhagen zu Hannover.

„Unser Bild," heißt es, „zeigt uns die Eingangspforte zum Parnassus (so erklärte es der Maler selbst); wir möchten sagen, zu dem Vorhofe eines Apollonischen Tempels." So möchten wir wohl auch sagen, wenn nicht etwa der Parnaß allegorisch aufgefaßt ist, als die Sommerwohnung eines Leipziger Buchhändlers, oder als das Local zu den Sitzungen der Leipziger Arkadier, die sich doch wohl ein grünes Plätzchen aussuchen werden. „Im schönen edlen Style sind die dorischen Säulen hingestellt, und glatte Marmorstufen führen zu dem höher liegenden Heiligthum, welches von üppig grünenden Gebüschen, an welchen duftige Blüthen prangen, geziert ist. Göttergestalten aus dem Gefolge des pythischen Gottes, die an seinem Heiligthume Dienst haben, beleben Pforte und Garten. Als Wächter sitzet auf der rechten Säule ein Liebesgott, und hält die mächtige, sechsfach besaitete Lyra, um sie dem neuen Jünger darzubieten, damit er im Probegesange sich Eintritt, Priesterschaft und Meisterthum gewinnen möge. Auf der Säule rings thront Klio, die schreibende Muse, einzutragen auf ihre Tafel mit unbestechlichem Griffel, ob der wagige Neuling durch den Göttersprauch würdig oder unwürdig befunden wurde. Unter der Muse lauschen hinter der Säule die schwesterlichen Grazien, im sittigen Gewande der Zucht und mit den weißen Rosen der Unschuld bekränzet. Hinten im Busch sitzet ein Bachant, mit der Epheukrone festlich geschmückt, die Flöte des Pans (soll heißen Pan) so eben von der geschwollenen Lippe, und lehnet sich neugierig herüber, den wunderbaren Ankömmling zu betrachten; und unter dem Schlinggesträuche hindurch kreucht ein kecker Satyr, legt sich, ein Epigramm im Munde, *) nachlässig auf den Ellbogen, und scheint zugleich mit dem Stecken zu dräuen, wie ein antiker Kritikus. Und wahrlich ein wunderbarer Gast unter diesen hier heimischen Kindern des Olymps ist der Fremdling, der so kühn mit rundwadigem Beine die vordere Stufe besteigt und beinahe den Eintritt in das Heiligthum erzwingen zu wollen scheint. Ein junger, gedrungener Knappe ist's, in der Tracht des Mittelalters, von derbem Muskelbau und keckem Wesen; über sein Haupt hat er den schweren Ritterhelm gestürzt, den er halten muß, weil sein Gewicht das Haupt nach hinten zieht, und der ihm noch gar weitläuftig den Kopf bedeckt. Er will mit der blanken Eisenkappe, die die menschlichen Züge verhüllt, augenscheinlich Furcht erregen und Ansehn gewinnen, und eine Art von besonderm Erstaunen malt sich auch auf

---

*) Hat auf unserm Abdruck die Gestalt einer Beere — vielleicht einer Stachelbeere.

den sieben lieblichen Gesichtern, die ihre Augen sämmtlich auf ihm haften lassen."

„Doch wer tritt ihm entgegen und hemmt seine Schritte? Es ist der hohe Genius der altclassischen Poesie, nackt wie die Natur, *) begabt durch sie mit den Schwanenfittigen der Begeisterung. Lieblich, ohne Leidenschaft, nur mit einem Zuge von freundlichem Mitleid auf dem Antlitze, blickt das gegen die übrigen Gestalten fast zu kolossale Jünglingsbild auf den seltsamen Knappen nieder, der, im Norden geboren, Sturm zu laufen wagt gegen durch Alterthum doppelt geheiligte Stätte. Seine Lippe scheint „zurück!" zu rufen, und zugleich zeigt er dem Kühnen Grácias Helm, wie ihn ein Achill, ein Leonidas trug, und macht ihn aufmerksam auf die edle Gestaltung der Antike im Vergleich zu der Unform des Helden und Meuchler gleich sicher verkappenden Männerschmuckes. Phoibos Apollon selbst hat schon sein Urtheil, wenn auch im Adyto verborgen, ausgesprochen; mit den blendendsten seiner Strahlen umleuchtet er Grácias Helm, indeß der deutsche Ritterschmuck beschattet unten im Dunkel verbleibt." — —

So sehr diese Erklärung des allegorischen Titelkupfers der Almanachsidee Minerva auch zum Widerspruche auffordert, so würden wir doch nicht gewagt haben, einem Doctor zu widersprechen, wenn derselbe nicht selbst zum Schlusse seines Aufsatzes zu erkennen gäbe, daß ein Freund des Malers dieses Bild für eine weniger unschuldige Allegorie hätte ansehen und deuten wollen. Ja, der Herr Doctor erlaubt sogar, daß die scharfsinnigen Leser der Minerva sich daran üben und vergnügen mögen, selbst zu errathen, was sich nicht ganz so gut aussprechen lasse. Dahinter liegt etwas, und wir wollen sehen, ob wir den Schalk entlarven können.

Wir erkennen in der Scene den Garten der Poesie, die große Jünglingsgestalt ist der Genius der Poesie, als Hüter des Gartens. Die drei Mädchen scheinen uns Gärtnerinnen oder Winzerinnen, welche für die Poeten sorgen, die auch im Garten der Poesie nicht gern hungern und dürsten. Der Recensent, als Satyr, mag sich bedanken für die höfliche Allegorie; der vorjährige Recensent in der Minerva war als ein alter Philister mit Eselsohren von demselben Zeichner dargestellt. Das Uebrige ist nicht zwiefach zu deuten, bis auf den deutschen Jungen mit den Lotterhöschen und dem Wämschen, der mit seinem großen Helme Sturm gegen den Garten läuft. Wir erkennen in ihm die deutsche Almanachsliteratur, eine kleine, runde, niedliche Person, die einen großen Helm mit sich schleppt — z. B. die prächtigen Titel Minerva, Urania, Aglaja ꝛc. und in den Garten der Poesie einbrechen will, um ihn zu zerrupfen, denn sie kann nichts Ganzes und Einfaches brauchen. Diese wehrt der Genius der Poesie ab, und der Satyr hat es mit seinem Stecken gewiß auf einen Theil des Gartenstürmers abgesehn, den dieser sehr frank und frei den Beschauern des Bildes entgegenstreckt.

Eine solche Allegorie ist freilich boshaft im Titelkupfer einer Almanachsidee; aber da Herr Ramberg selbst viel mit den Almanachen zu schaffen hat, so viel, daß eine Rambergische Zeichnung und eine Almanachszeichnung synonym geworden sind, so trifft der bittere Scherz auf ihn und wird dadurch echt künstlerisch. Wer so viele Jahre lang für Almanache zeichnet, sticht, vergoldet und entgoldet — das thun die Recensenten, welche den goldenen Schnitt von den schönen Büchelchen abstreifen — mag ja wohl einmal einen Ueberdruß daran bekommen, und diesen in einer zweideutigen Allegorie kund geben!

Gegen diese Deutung hält die des Herrn Doctor Blumenhagen durchaus keinen Stich. Denn erstens; wie käme denn der Genius der altclassischen Poesie zum alleinigen Besitz des Parnasses? — Wo ist der Genius der neuclassischen Poesie hingebaut? Und dann: wie käme die deutsche Ritterpoesie dazu, als ein kleiner, höchstens achtjähriger Bube dargestellt zu werden, und zwar gerade in einem Almanach, welcher seine Bilder aus Göthe's Götz von Berlichingen entlehnt hat? Wenn der kleine Bube den alten Ritter mit der eisernen Hand zu Hülfe riefe — und dazu braucht er nur einige Blätter weit zu gehen — gewiß der schlüge das ganze große und kleine Göttergesindel dieses Parnasses über den Haufen.

Dem Titelkupfer folgen acht Bilder aus dem Götz von Berlichingen, sämmtlich von Ramberg gezeichnet. Kein einziges hat Charakter, Götzschen, Götheschen Charakter, wohl aber Rambergsche Manier, und die hat das Almanachspublicum gern.

Unter den zum Lesen bestimmten Beiträgen nennen wir Prätzel's Mährchen von dem Kanarienweibchen Serina, das nicht ohne kindliche Laune erzählt ist, für ein Vögelmährchen aber doch zu schwer sich bewegt.

Caroline Pichler hat die alte Geschichte des Quintin Messis neu eingekleidet, und nicht ohne Geschmack, wie es sich von ihr erwarten läßt.

Van der Velde hat eine Ossiansche Erzählung, Darthula, in fünffüßigen Jamben, die sich gelegentlich auch wohl reimen, modernisirt und aufgeputzt, wie es vor ihm der Italiener Cesarotti mit dem alten Caledonier versucht hat. Denis (Sined) hat ihn gar homerisirt oder vielmehr verhexametert. Van der Velde erzählt in Prosa recht interessant. Warum bleibt er nicht dabei?

Das Mädchen im Walde (Namens Maria) von Maria. Jene Maria ist ein wildes Waldkind, diese eine gebildete Erzählerin. Der Hauptinhalt der Erzählung ist: Ein Bräutigam fährt mit seiner Braut an seinem Hochzeittage auf einem See, der sein Stammgut begrenzt. Schäkernd stießen sie vom Lande, Mathilde haschte nach dem Ruder, er ließ es nicht; sie schäkerte fort, der Kahn schwankte, schlug um und

*) NB. bis auf die αἰδοῖα.

beide stürzten in das Wasser. Herbeieilende Fischer kamen ihnen zu Hülfe, aber Mathilde war nicht wieder in das Leben zurückzurufen, und Alfred wurde wahnsinnig. Dieser Wahnsinn wird endlich dadurch geheilt, daß Maria, die sich des armen Jünglings lange schon getreulich angenommen, die ganze Scene des Schiffens und Kahnumwerfens mit ihm wiederholt, aber — glücklich an das Ufer schwimmt. Diese Maria, ein gerettetes Kind, ist die jüngere Schwester Mathildens. Die Hochzeit versteht sich von selbst.

Die Kammerboten in Schwaben. Geschichtliche Sage aus dem neunten und zehnten Jahrhundert, bearbeitet von Gustav Schwab. Romanzen in der Nibelungenstrophe, untermischt mit ungebundener Rede. Schade, daß diese Zwittergestalt die kräftige, charakteristische Darstellung verdirbt.

Die übrigen Beiträge mögen sich selbst empfehlen; die poetischen sind höchst unbedeutend. 58.

---

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Johann Friedrich Eusebius Lotz, Herzogl. Sachsen-Coburgischem Regierungsrathe zu Coburg.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible])

Verfolgen wir den Gang des Verfassers weiter, so erscheint es zwar allerdings überall nothwendig, (S. 5) „den Ge- und Verbrauch, den der bürgerlich vereinte Mensch von seiner auf irgend eine Weise erworbenen Gütermasse machen mag, und diese Gütermasse selbst, von einem doppelten Gesichtspuncte aus zu betrachten; der Mensch kann bei dem Ge- und Verbrauche betrachtet werden, einmal, wie er dabei zunächst nur für sich und seine Privatzwecke zu sorgen hat, und dann wieder, wie er dabei auch die Erhaltung, den Fortgang und die Ausbildung des öffentlichen Lebens bezweckt, und ebenso kann die obenangedeutete Gütermasse angesehen werden einestheils als Fonds für das Privatleben des Menschen und anderntheils wieder als die Quelle, aus welcher die bürgerliche Gesellschaft die Mittel zur Befriedigung ihrer öffentlichen Bedürfnisse schöpft.“ Indessen scheint es uns, als könne die ausführlichere Erörterung des zuletzt angedeuteten zweiten Gesichtspunctes, aus welchem sowohl der Mensch beim Ge- und Verbrauche der Güter, als auch die Masse der letztern selbst zu erfassen, nicht in den Bereich einer Wissenschaft gehören, deren Subsumtion unter die Staatswissenschaften der Verf. selbst (B. I. § 5) und mit Recht abgelehnt hat. Ref. glaubt daher hier auf seine frühere Aeußerung, daß der Verf. die Identität des materiellen Princips für die reine wie für die angewandte Staatswissenschaftslehre nicht überall festgehalten, Bezug nehmen zu müssen, weil ihm außer Frage scheint, daß die Finanzwissenschaft, welche mit dem gedachten zweiten Gesichtspuncte sich zu befassen hat, von dem Cyklus der Staatswissenschaften nicht auszuschließen, so wie er auch der Ansicht ist, daß es auf dem Gebiete der Finanzwissenschaft mit dem Egoismus rein zu Ende sey. Der mittelbare Genuß, der dem Volke wie dem Einzelnen durch die öffentliche Consumtion bereitet wird, liegt dem Eigennutze, der alle Betriebsamkeit leitet, wirklich, wie der Verf. zugibt, zu entfernt, um ihn fortwährend so reizen zu können, wie es der unmittelbare Genuß unseres Erwerbs thut. [S. 49.] Weder die Definition, die der Verf. von der Staatswirthschaftslehre, als der „systematischen Darstellung und Entwicklung der Grundgesetze der menschlichen Betriebsamkeit, insofern diese nach den Gesetzen des menschlichen Eigennutzes auf Gütererwerb, Besitz und Gebrauch (Genuß) abzweckt,“ an die Spitze des ganzen Werkes gestellt, läßt erwarten, hier die Grundsätze der Finanzwissenschaft abgehandelt zu finden; noch auch erleiden alle diejenigen Gründe, aus welchen der Verf. eine Subsumtion der Staatswirthschaftslehre unter die Kategorie der Staatswissenschaften abgewehrt, auf die Finanzwissenschaft ebensowohl Anwendung. Vielmehr dürfte kaum eine Doktrin irgend sich ergeben, die mit so vielem Grunde den Staatswissenschaften zuzuzählen seyn würde, als eben die Lehre von den Finanzen. — Auf den Inhalt dieses dritten Bandes, dessen vollständige Würdigung immer wieder eine eigene Schrift erfordern würde, näher einzugehen, muß Ref. sich wegen Mangels an Raum versagen. Der Verfasser ist auch hier — soweit die Privat-Consumtion zur Untersuchung stand, seinem Freisinne und seiner ungemeinen Gründlichkeit treu geblieben. Daher verwirft der Verf. die Aufwands- und Luxus-Gesetze überhaupt, ohne aber darum einer widernatürlichen Forderung der Privat-Consumtion das Wort zu reden. Und daher verwirft er denn auch die, aus der Idee einer möglichen Leitung der Consumtion hervorgegangenen, s. g. forstpolizeilichen Anordnungen über die Waldbenutzung und den Holzverbrauch. Die von dem Verf. weiterhin behandelte Lehre von der öffentlichen Consumtion erstreckt sich nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen über die Grundmaxime derselben und ihrer Erläuterung, und unter Vorausschickung interessanter Betrachtungen über neuerlich häufig angeregte finanzstatistische Gegenstände, demnächst auf die Quellen zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse nach Maaßgabe des politischen und wirthschaftlichen Kulturzustandes der Völker, als da sind: 1. Domainen; 2. Regalien; 3. öffentliche Abgaben. Diesen Abhandlungen folgt nach vorgängiger Orientirung auf dem Gebiete des Steuerwesens eine nähere Beleuchtung der Quellen der Abgaben und ihrer Benutzung für die öffentliche Consumtion, nämlich a. der Grundsteuer; b. der Gewerbsteuer für eigentlich producirende Gewerbe; c. der Gewerbsteuer für blos Dienste leistende Gewerbe. Dieser nähern Beleuchtung schließt als polemischer Theil sich die Betrachtung der gewöhnlichen Abgaben unsrer meisten Staaten an. Hierauf werden die Mittel angegeben, durch welche außerordentliche Staatsbedürfnisse zu befriedigen sind. Dann wird noch von der Erhebungsweise, und endlich von dem Cassen- und Rechnungswesen gehandelt. Auch dieser Band scheint uns sonach, als abgesondertes Ganze betrachtet, ziemlich vollständig. Selbst Neues wird sich aus der Masse heraus finden lassen. — Es läßt sich nicht verkennen, daß Werke, wie das vorliegende, nach und nach Licht in die dunkeln Partien der seitherigen Staatsverwaltungssysteme zu bringen wohl geeignet sind. Wenn auch bisher die Erfolge der Adam Smith-

schen Untersuchungen auf die Regierungsmaximen nur dürftig sich geäußert, so liegt doch der Grund zu dieser allerdings eben so betrübten, als auffallenden Erscheinung weniger in der Lehre an und für sich, die früher oder später vorherrschend werden wird in den leitenden Köpfen, weil die Wahrheit sich selbst unter den allerungünstigsten Konstellationen ihre Triumphe vorbereitet? — als vielmehr in den ökonomisch bedrängten Verhältnissen der meisten Regierungen, die der Goldmacherkünste des Merkantilsystems überall zur Zeit noch nicht entrathen zu können vermeinen, und in der süßen Gewohnheit des Vielregierens, von welcher das aus einer andern Zeit ererbte Beamtenpersonal, wie von einem Veitstanz, besessen zu seyn scheint, und von welcher uns nur das allmählige Aussterben dieser Generation erlösen wird. Je näher wir jedoch diesem Ziele rücken, um so dringender ergeht die Aufforderung an alle Anhänger des Industrie-Systems, diejenigen Momente der neuen Lehre, welche bisher immer neuen Anfechtungen ausgesetzt gewesen, sey es nun von andern staatswirthschaftlichen Schulen, sey es von der Empirie der Routiniers — diese Momente also vor allen auszeichnungsweise auf die unumstößlichen Fundamente zu basiren. Darum wünschen wir uns Glück, daß der um die Fortbildung der Smithschen Lehre vielfach verdiente Verf. sich von den mancherlei Anfechtungen, die der Freisinn und der Tiefsinn des Schatten selbst bis auf die gegenwärtigen Augenblicke zu erleiden gehabt, nicht hat irren lassen, ohne gleichwohl auf den anerkannten, colossalen Irrthümern dieses größten Lichtes der neuern Zeit (ein wichtigeres Buch, meinte selbst Scheffner, als das von Adam Smith, habe die Welt noch nicht gesehen) im Starrkrampfe vorgefaßter Meinungen zu beharren. Freilich ist zu bedauern, daß über dem auf die Tiefe gerichteten Streben des Verf., die Annehmlichkeit der Form fast gänzlich zu Grunde gegangen, und daß daher Werke, wie das vorstehend angezeigte, des Reizes der Darstellung in einem Grade ermangeln, der der Befürchtung Raum gibt, es werde nur den in die Mysterien der Wissenschaft Eingeweihten, die überhaupt des Kernes mehr, denn der Schale zu achten sich gewöhnen, nicht an dem Muthe gebrechen, durch die farblose Schale bis an den Kern sich hineinzuarbeiten. Zu bedauern nämlich vor allem darum, weil gewiß zu wünschen wäre, daß Mancher, der erst der Verführung der Physiokraten und andrer Irrlichter, die in politische Sümpfe verlocken, sich blosgestellt, und dann vom Drange nach Aufklärung der ihm zugeströmten widerstreitenden Theoreme, zu einem gründlichen Studium die Ausdauer sich erworben — daß solcher sich unmittelbar bei dem Verf. um die nöthige Vorbereitung und Bekanntschaft mit den Scyllen und Charybden, die ihm in diesem trügerischen Elemente drohen, beworben hätte. Welch ungeheure Masse von Schwindel, welche Labyrinthe von wirren Doktrinen würden gefahrlos an der studirenden Jugend vorübergehen, wenn sich ihr bei ihrem ersten Eintreten in die Vorhalle der politischen Studien diese weise Freiheitslehre darbieten wollte! Und wenn Popes bekannter Satz — daß die beste Verfassung die am besten verwaltete — nur ein Fünkchen Wahrheit enthält, so müssen die Regierungen, gegenüber dieser nach Freiheit der Verfassung allmächtig ringenden Zeit, in der That ihren Vortheil in hohem Grade miskennen, daß sie nicht überall den Revolutionsdrang durch Reglung der Verwaltung nach Smithschen Grundsätzen zu kontrekariren sich beeilen. Nur hier ist Rettung oder nirgends! 117.

---

## Missions- und Bibelgesellschaften in London.

Welche Summen in dieser Stadt für Verbreitung der christlichen Religion und Bibel dargebracht werden, ist unglaublich. Im vorigen Jahre nahmen die dafür stattfindenden Privatvereine folgende Summen ein:

| | |
|---|---|
| Die Gesellschaft f. Ausbreitung des Christenthums | 65,729 Pf. |
| die Gesellschaft f. Ausbreitung des Christenthums im Auslande | 19,518 " |
| die brittische und auswärtige Bibelgesellschaft | 103,802 " |
| die missions-kirchliche Gesellschaft | 32,975 " |
| die wesleysche Gesellschaft | 26,883 " |
| die londoner Gesellschaft | 29,437 " |
| die mährische Gesellschaft | 7,192 " |
| die Bibelgesellschaft für Heer und Flotte | 2,040 " |
| die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden | 10,689 " |
| die irländische Gesellschaft | 5,372 " |
| die Tractätchen-Gesellschaft | 9,261 " |

u. s. f. — Dagegen findet man die Einnahme für andre Zwecke sehr unbedeutend im Verhältniß zu jenen.

So nahm eine Gesellschaft für Unterstützung armer Geistlicher in England — ihre Zahl ist sehr groß; man denke nur an den Vicar of Wakefield! — nicht mehr als 2219 Pfund ein. Ein bekehrter Jude muß dort also mehr gelten als ein hungernder Dorfgeistlicher! Die Gesellschaft für brittische und fremde Schulen erhielt gerade 1600 Pf.!! Im Ganzen scheint also hier mehr eine eigne Richtung des Geschmacks, als wirkliches Bestreben das Gute zu fördern, vorzuwalten.

---

## Die Nußernte in Savoyen.

In einigen Theilen Savoyens wachsen ungemein viel Nußbäume, deren Frucht zum Oele benutzt wird. Eine Menge davon wird nach Genua und Frankreich verführt. Im September beginnt die Ernte. Mit langen Stangen werden die Nüsse abgeschlagen und wenn die grüne Schaale abgefallen ist, läßt man sie in Kammern trocknen, bis im November das Oelpressen beginnen soll. Dann versammelt sich Jung und Alt des Abends. 30 Menschen nehmen einen langen Tisch ein. An jedem Ende sitzt einer und schlägt auf, die Andern langen zu und machen die Kerne aus. Dabei werden Geschichtchen erzählt, Räthsel aufgegeben. Es ist, wie das Federnschließen bei uns, mehr ein Fest, als eine Arbeit, auch wird dafür Niemand bezahlt. Um zehn Uhr wird geendet und ein einfaches Mahl genossen, dem noch ein Stündchen mit Tanz und Gesang folgt. Mancher Gutsbesitzer beschäftigt seine Nachbarn wohl 14 Tage lang so. Die Kerne werden wieder trocken gelegt und in zwei Wochen auf die Mühle gebracht. Erst stampft man sie, dann preßt man sie kalt, was das beste Speiseöl gibt, und hierauf kommt die heiße Presse, um Oel für Lampen ꝛc. zu gewinnen. 30 Menschen machen jeden Abend so viel auf, daß es wohl sechzig Pfund Masse zum Pressen gibt, aus der man gegen 15 Maaß Oel bekommt. Die Nußschaale wird zu Asche gebrannt, wovon zwei Pfund drei Pfunden Holzasche an Laugensalzgehalt gleich kommen. Die Oelkuchen werden von armen Leuten gegessen und zu dem Zweck bis nach Genua verkauft.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 211.

12. September 1823.

Jahrbücher der Literatur. Neunzehnter Band. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Art. 2. Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor. Von C. P. Lepsius. Naumburg 1822. Bei A. C. Bürger. 4.

Auch unter dem Titel:

Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Herausgegeben von dem thüringisch-sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums. Erstes Heft. Naumburg 1822. 4.

Auch in Thüringen und Sachsen besteht, zu Folge des zweiten Titels, eine Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Alterthümer, die also in dieser Hinsicht den Schlesiern und Rheinländern nichts nachgibt. Ob man die sonst trefflichen Steiermärker auch in dieser Beziehung nennen darf? Bis jetzt sind ihre Sensen im Auslande berühmter, als ihre antiquarischen Forschungen. Die vom Rec. erwähnte Zeitschrift von und für Steiermark laborirt, nach den bisher erschienenen Heften zu urtheilen, an der Rückenmarksdarre. Ein Schicksal, das sie so ziemlich mit allen Geburten des deutschen Provinzialismus theilt. Wer mag lesen, was die Todten von den Todten schreiben? Leben, aufsteigendes Leben, ist die Devise einer Zeitschrift. Die steiermärkische holt das rohe, vielfach versetzte Erz zuweilen so mühsam aus dem längst zusammengestürzten Schacht, daß sie deshalb theilweise füglich in runischen Charakteren gedruckt werden könnte. Die nöthige Reinigung wird überhaupt von uns Deutschen bei alterthümlichen Gegenständen viel zu sehr versäumt; nichts geht uns über Rostflecken; echte Liebhaber nehmen das Schaugericht zu sich, wie die Engländer ihr Rostbeaf. Dies im Vorbeigehen über ein Provinzblatt, für das die Pränumeranten bis jetzt weit mehr gethan haben, als die Mitarbeiter.

Der Dom zu Naumburg gilt für einen der ältesten und wichtigsten in Deutschland. Die Einwohner können auf dieses, mehr als halbtausendjährige, solide, berühmte Haus Wechsel ausstellen, seitdem die Meßgeschäfte den sinkenden Fond bilden. Eine besondre Bemerkung verdienen die zwölf Bildsäulen der Stifter und Stifterinnen. Die höhern Stände trugen im zehnten und elften Jahrhundert keinen Bart, wie hier das Beispiel der männlichen Gestalten zeigt; eine Sitte, die noch bis zum vierzehnten Jahrhundert fortbestand. Haben wir schon eine pragmatische Geschichte des Barts? Für die höhere Kritik der Knebel-, Schnauz- und Backenbärte ist mit Beachtung der verschiednen Zeiten und Völker noch kaum ein Anfang gemacht, wiewohl sich weder die Deutschen, noch byzantinischen Griechen gescheut haben, selbst die kaiserliche Majestät nach ihrem Barte zu tituliren und sogar daran zu zupfen. Der Kaiser Julian ging so weit, über den Bart einen Tractat zu schreiben. Archagathus, der aus Griechenland die Kunst des Barbirens nach Rom brachte, ist ein welthistorischer Name geworden und steht gleich hinter dem Erfinder des Pulvers, der Luftpumpe, der Buchdruckerkunst u. s. w. Aus den Ekklesiazusen des Aristophanes lernen wir, daß die athenischen Redner ein besondres Gewicht auf den Bart legten; denn als die Weiber hinter dem Rücken der Männer eine Pantoffelconstitution einführen wollten, schmückten sich die Wort- und Rädelsführerinnen mit einem künstlichen Bart. Welche außerordentliche, legitim-monarchische Bewandtniß es mit dem Bart des Sultans hat, beweisen die Blätter eines allerchristlichsten Beobachters, auf dessen Verwenden ausdrücklich ein Hofmaler nach Constantinopel geschickt seyn soll, damit künftig die treue Abbildung des längsten Haares mit unten beigefügtem türkisch-bertuchischem Text in einer Extrabeilage mitgetheilt werden kann.

Ueber das Alter der erwähnten zwölf Statuen streiten die Forscher, der Verfasser setzt sie in das dreizehnte, Büsching frühestens in das vierzehnte Jahrhundert, jedoch nicht so wahrscheinlich. „Meister Ludwig, wo hat er denn all das wunderliche Zeug her,“ fragte der Cardinal Hippolytus von Este den Ariost, nachdem er dessen rasenden Roland gelesen hatte. Etwas Aehnliches gilt von den lustigen Einfällen mancher Alterthumsforscher. Der Geburtsschein jener Statuen läßt sich natürlich nur Auge im Auge ungefähr ausfertigen. Ueber die Benennung: neugriechische Bauart — ist schon im Conversationsblatt gesprochen worden. Es läuft bis jetzt, wird auch Alles zusammengenommen, auf eine Affiche für eine Sache hinaus, die man nicht kennt. Namen sind nun einmal die leeren Flaschen, aus denen viele ihren wissenschaftlichen Durst löschen. Seitdem auch Göthe in seinen Heften über Kunst und Alterthum hinter dem Ofen stracks nach Byzanz gereist ist, fehlt wenig, so verlieben sich die Damen in byzantinische Theetassen (Ein fürchterlicher Schlag für deutsche Theekessel. Sauve qui peut!) Möge die neugriechische Kriegskunst die neugriechische Bauart bald und auf immer, gleich einem türkischen Pascha, in die Luft sprengen.

Der Rec. Alois Primisser vertritt, seitdem die breslauer Gelehrten: von der Hagen, Büsching, Rhode mit ihren germanischen Habseligkeiten oder Errungenschaften, wie der muntre Nachbar Wachler sagt, aus den wiener Jahrbüchern abgezogen sind, ihre Stelle mit keinem unebnen Erfolge, was für Einen Mann gegen drei immer etwas heißt. Er zeigt Sachkenntniß und Besonnenheit; ist nun auch die erstere da eine leichte Flocke, wo bis jetzt noch Niemand gediegnes Gold in der Tasche hat, so wird die letztre als Waage desto unentbehrlicher.

Rousseau setzte die Kritik in die Kunst, am wahrscheinlichsten zu lügen. Die Forschungen über die deutschen Alterthümer geben Beiträge zu dieser Erklärung.

Art. 3. Geschichte des baierschen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt, von Carl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, bei Riegel und Wießner, 1821.

Der Ritter von Lang hat sich dem gelehrten Publicum bereits durch mehrere historische Schriften empfohlen; dahin gehören z. B. die Untersuchungen über das Alter und über den Ursprung der deutschen Landstände, so wie über die Steuern, die Fortsetzung von Loris chronologischem Auszuge von der Geschichte von Baiern (1179—1294), die Einleitungen zu den Autographis sive regestis rerum boicarum. Er stand geraume Zeit dem Reichsarchive Baierns vor und hat sich um die Landesgeschichte wesentliche Verdienste erworben. Sonst trifft es sich auch, daß die Reichsarchive in ihren Vorstehern Vorhängschlösser haben, oder daß man diese zu jenen ernennt.

Das Leben Ludwigs des Bärtigen gleicht einer, vom Sturm gepeitschten, steigenden, fallenden, zuletzt jämmerlich versiegenden Fluth. Der Verfasser geht häufig in das vertrauteste Detail ein. Hier folgen einige Züge. Ludwigs Hofjägerei bestand aus 57 Personen und 263 Hunden. Von einem Bären gehörte der Herrschaft die rechte Tatze und das Haupt, und die linke dem Pfarrer, der mit dem Sacrament bei der Bärenjagd bereit seyn mußte. Wer nicht zur Bärenhetze erschien, dem wurde der Ofen eingebrochen. Ein Forstfrevler konnte noch außer dem Forste gepfändet werden, so lange er noch nicht mit dem hintern Wagenrad in seinen Hof gekommen. Die Hofhaltung theilte sich in vier Hofämter: Küche, Keller, Kammer und Marstall, letztrer zu 600 Pferden. Die Tafel hatte täglich 144 Personen. Bei der Kammer waren, außer dem Hauptcassirer, auch der Barbier, als Zahlmeister für die kleinen und geheimen Auslagen, und der Lautenschläger (1420 Peter Nachtigall), als geheimer Briefträger, wichtige Personen.

Der Rec. meint, unter den historischen Monographien sey auf keinen Fall in den letzten drei Jahren eine bedeutendere erschienen. Ohne an dem rühmlichen Verdienste des Ritters von Lang im geringsten mäkeln zu wollen, kann man doch an der allgemeinen Gültigkeit dieser Behauptung zweifeln. Die historischen Recensionen der wiener Jahrbücher haben bis jetzt auf keine Weise wahrhaft und würdig Schritt gehalten mit den größern, umfassendern Werken, die im Gebiete der Geschichte, zumal des freien Alterthums, neuerlich hervorgetreten sind; sie siechen mehr oder weniger, wenn man die gehaltvollen Arbeiten Friedrich von Raumer's ausnimmt, an einem schlecht verborgnen, durchaus unstatthaften Occasionalismus, wie er allenfalls bei Gedichten auf Hochzeiten und Geburtstagen eine erlaubte Stelle findet. Ist die chinesische Mauer zwischen der deutschen und österreichischen Literatur daran schuld? eine Mauer, die nach dem neuesten Fortificationssystem sogar mit Schlössern, nach dem Muster der Dardanellen, verstärkt wird? Nun denn, müssen die Recensenten hinter der Mauer schlechterdings ihre papiernen Drachen aufsteigen lassen, so sollten sie auch die Gemeinschaft mit dem deutschen Auslande ununterbrochen erhalten und dazu Luftballons wählen, die kein Loch bekommen.

Art. 4. Dramatische Ausstellungen von K. W. Trinius. Erste Sammlung. Berlin, bei Reimer, 1802. 8. 268 Seiten.

Der Recensent, Willibald Alexis, bekannt durch mehrere wohlgemeinte Beiträge in den wiener Jahrbüchern und dem Hermes, stellt den angeführten poetischen Erzeugnissen ein günstiges Horoskop. Sein Fürwort würde mehr gelten, ließ er sich nicht so oft auf der Gevatterkritik ertappen, die mitunter bis zum Fraternisiren ausschweift. Was hat es aber im Grunde auf sich, wenn Alexis in der Kritik seine Daphne umarmt? wäre sie selbst eine Wolke? Referent, der die dramatischen Ausstellungen blos aus dieser Anzeige kennt, will kein unmotivirtes Urtheil wagen, hegt jedoch eine gute Meinung von dem Buche, da es bei Reimer erschienen ist, der seine Ehre darin findet, so viel als möglich, Gehaltvolles zu liefern.

Art. 5. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der vaskischen Sprache. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin 1821. Bei Ferdinand Dümmler.

Der Name Humboldt ist durch das par nobile fratrum in dem vielstimmigen, lärmendsten Concert unsrer Literatur einer von den festen Grundtönen der Harmonie geworden. So treffend die beiden Brüder durch ihre innige Liebe zur Wissenschaft das Bild der Dioskuren hervorrufen, so weichen sie doch darin wesentlich von ihnen ab, daß sie das Reich des Lichts nicht, wie jene einander ablösen sondern gemeinschaftlich bewohnen.

Wilhelm von Humboldt hat die vaskische Sprache an Ort und Stelle eine geraume Zeit hindurch studirt. Sein bedeutendes Sprachtalent, bewährt in der alten, wie in der neuern Literatur, ist dem gelehrten Publicum durch vielfache und rühmliche Proben bekannt.

In dem vorliegenden schwierigen Falle erregt jedoch die Methode seiner Untersuchung verschiedne Bedenklichkeiten. Hier sey wenigstens eine ausgesprochen. Die Vergleichung der alten Ortsnamen der iberischen Halbinsel mit der vaskischen Sprache beweißt, wie behauptet wird, daß die letztre die Sprache der Iberer war; und da dies Volk nur eine Sprache gehabt zu haben scheint, so sollen iberische Völker und vaskisch-redende gleich bedeutende Ausdrücke seyn. Können aber die Basken die alten vorgefundnen Ortsnamen nicht in ihre Sprache mit leichter Umänderung aufgenommen haben, wie Aehnliches unzählige Mal geschehen ist? Folgt aus einer solchen Anschmiegung an die topographische Priorität ein genugthuender Beweis für die Verwandtschaft der Sprachen und Völker? Leben nicht oft im Munde der Ein- und Umwohner gleichzeitig verschiedne Namen für einen und denselben Ort, unter denen früher oder später der eine für die Oeffentlichkeit ein feststehendes Uebergewicht erhält? *)

Der Rec. läßt die Prüfung des Gegenstandes völlig seitwärts liegen, denn sein grundloses Nachkriechen in dem Auf-

---

*) Das Journal des Savans vom Jahre 1821 äußert in seiner Anzeige S. 588 folgende beachtenswerthe Gedanken: La liste des dénominations que M. de Humboldt apporte, dans cet ouvrage, comme une preuve de l'identité des Ibères et des Basques, pourrait donc, suivant toute apparence être considérablement augmentée par quiconque serait plus familiarisé avec l'idiome basque. Il ne faut pas croire cependent, qu'aucun nom de lieu ne resistât à l'analyse et qu'on pût remonter, au moyen de cette langue, à l'origine de toutes les denominations locales. En effet, les dénominations géographiques en Espagne devant, outre les racines basques, recéler aussi des racines celtiques, grecques, phéniciennes, et carthaginaises, il est evident que pour rendre raison de l'origine de tous ces noms, il faudrait appliquer à leur analyse etymologique tous ces différens idiomes. Diese Bemerkung trägt den besten Stempel — Sacy's Namen.

zählen der Resultate ist nichts, als ein Bückling, bei dem er aus Schwäche umschlägt. Dafür tummelt er sich schamanenmäßig in den wildesten Sprüngen einer leeren, gaukelnden Phantasie herum, welche statt des Stimulus sub pectore alle Krämpfe der Epilepsie zeigt, wenn man in unsrer mondsüchtigen Zeit nicht lieber annehmen will, er gehöre unter die Dämonischen. Die letztre Annahme hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit, denn kaum hat er sich in einer Recension des bösen Gastes entledigt, — so sollte man nach der kritischen Selbstgeißelung vermuthen — so kehren augenblicklich sieben ärgere Geister ein, welche die sieben Schalen des hieratischen Paroxysmus bis über den Rand voll gießen. Wenn Hohenlohe nicht Rath schafft durch die Wunderformel des Exorcismus, so stirbt der Patient nächstens, und die wiener Jahrbücher haben, außer dem Leichenbegängniß, auch noch die Seele des armen Sünders auf Rechnung zu übernehmen. Da hilft nichts, als Tetzel's Ablaßtrompete: Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.

Das einzig Vernünftige in dieser kritischen Geistesauswanderung rührt von Andern, z. B. von dem scharfsinnigen Bernhardi her, dessen Tod für die philosophische Sprachlehre und wissenschaftliche Pädagogik noch lange ein großer, unersetzter Verlust bleiben dürfte, mag er auch zuweilen, besonders in der erstgenannten Wissenschaft, das Sinnreiche, Originelle bis zum Spitzfündigen und Gekünstelten getrieben haben. Bernhardi's Wort nimmt sich in dieser Recension aus, wie eine glückliche Inschrift auf einem Tollhause.

Die Tradition wird in der höchsten Instanz an den unmittelbaren göttlichen Einfluß geknüpft, und dann dem Wesen nach in die heilige und, für die Erscheinung, in die geschichtliche eingetheilt. Eben so praktisch läßt sich, wenn hier ein Bild erlaubt werden kann, die Röhre einer Wasserleitung von dem Wasser trennen, das sie zuführen soll. Die Einwendungen gegen die Methode einer allmäligen, stufenweisen Entwicklung historischer Zustände reichen moutarde après diner; man hat sich daran bereits satt gehört und findet das entgegengesetzte Erklärungsmittel, die Einwicklung in die Ursprünglichkeit der qualitates occultae allein gebraucht, noch viel unschmackhafter. Eine vernünftige Darstellung läßt beide Wege in Einem Endziele zusammenlaufen, dem Beispiele der Meridiane gemäß, die, trotz der anfänglichen Entfernung, zuletzt im Pole sich durchschneiden. Mit vielem historischen und geographischen Geiste werden die Wenden mit den Basken und Iberern zusammengewürfelt; während dieses Hazardspiels steigt unvermuthet aus der dazwischen liegenden Erde ein magisches Licht empor, das die spitz hervorstehenden Backenknochen, das Zurücktreten des Stirnbeins, die unveränderliche Tracht des genannten slavischen Völkerstammes zum Beweise seiner autochthonischen Würde vor Menschengedenken so deutlich und sicher erkennen läßt, als ehedem die ombres chinoises der Hexe zu Endor den Geist des Propheten Samuel. Aus Unkunde, Aberglaube und Stolz legten sich mehrere alte Völker, die Athener z. B. noch im Anfange ihrer Bildung den Namen Autochthonen bei, sie betrachteten sich als eine Art Duzbrüder der Erde, mit einem Wort, sie bildeten gleichsam als Erstlinge den lebendigen Schimmel derselben. Rec. vergleicht sie, ohne alle Rücksicht auf die Zusammensetzung des Worts, das eine ganz allgemeine Bedeutung ausdrückt, mit den historisch feststehenden und abgesonderten Sassen. Wahrlich, ein echt hieratischer, vielleicht hierarchischer, meinetwegen auch hierophantischer Einfall, den Fund der Geschichte durch den Schaum der Mythologie in Seifenblasen zu verflüchtigen! Die Wiederbringung aller Dinge (consummatio seculorum) muß man im Wörterbuche des Rec., weil er so grenzenlos gläubig ist, daß er das evangelium infantiae mit gleich frommem Schauer liest und schreibt, künftig unter dem Artikel: Chaos suchen. Tubal, der Sohn des Japhet, meint er, könne gar wohl den Ackerbau nach der iberischen Halbinsel gebracht haben. Allerdings, wenn er die Erdschollen erst aufgegeigt und dann den Samen hineingepfiffen hat; denn von ihm stammen, nach dem Zeugnisse der Schrift, die Geiger und Pfeifer ab, die durch eine wunderbare Antithesis heutzutage die schlechtesten Oekonomen sind. Daß der Rec. nicht den Fandango von Tubal abgeleitet hat! Er konnte bei der Gelegenheit mit umdrehen und seinem Schwindel den Namen dieses spanischen Tanzes geben. Einer Nachricht des Justinus zu Folge haben die Titanen, wie der Rec. mit dem Ernst eines Bonzen versichert, in den Wäldern von Tartessus, wo einige Schriftsteller das Goldland Ophir suchen, die Götter in aller Förmlichkeit bekriegt. Dieses mythische Factum wird so gründlich erzählt, als wäre die Rede von der mühlberger Schlacht in der lochauer Heide.

Schade, daß dem Rec. die merkwürdige Annäherung des Baskischen an eine von den vielen amerikanischen Sprachen entgangen ist, worauf der berühmte Linguist Vater belehrend hingewiesen hat. Amerika wäre für unsern transcendentalen Etymologen eine unermeßliche, fortlaufende Zuckerplantage geworden, aus der er, zu unserm Glücke, nie wieder den Weg nach Europa gefunden hätte. Unter andern wittert er auch in den Afrikanern Kainiten. Ich will ihm hier einmal mit seiner eignen Krücke zu Hülfe kommen. Kain wandte sich nach Nod, d. h. Gegend des Umherschweifens. Nun sind die Afrikaner größtentheils Vagabunden, also auch Kainiten. Seinen Grundsätzen gemäß, würde ich die Hottentotten gerade von Esau ableiten; denn, läßt man das präludirende E als spiritus lenis weg, so bleibt Sau übrig, worauf nichts so gut paßt, als ein Hottentott. Die Druiden schneidet er aus einer griechischen Eiche, δρυς. Mit demselben Rechte lassen sich die Gallier auf Gallus oder Hahn zurückführen, besonders wenn wir an den Kamm, die Spornen, das Krähen, den Parademarsch und die Gefechte dieses kriegerischen Vogels denken. Der Rec. wird die zweite hieratische Bedeutung vorziehen, nach welcher Gallus einen priesterlichen Castraten bezeichnet, der sich für den Dienst der Göttin Cybele freiwillig verstümmelt hat. Unendlich gern möchte er mit dem Stein der Weisen in die ursprüngliche Mitte des Paradieses treffen. Der Schwede Olav Rudbeck versetzte es bekanntlich in seine Heimath. Wäre ihm für seine Entdeckung noch beigekommen, daß der Sitz der Götter, nach der Denkart der scandinavischen Völker, im hohen Norden ist, so hätte er ihn, vermöge der Analogie, wahrscheinlich nach Lappland verlegt. Der Rec. muß denselben, will er consequent bleiben, in der Lausitz suchen, wo, nach seiner Meinung, noch Autochthonen aus uralten, namenlosen Zeiten hausen. Die Preußen und Sachsen mögen entscheiden, ob Eden in der Ober- oder Unterlausitz liegt.

Heilige Gegenstände werden nicht entweiht, wenn man sie berührt in Beziehung auf das Possenspiel, das ein frömmelnder Leichtsinn mit ihnen treibt. Eine so wesenlose, mährchenhafte, fratzenartige, korybantische, koboltmäßige Kritik, wie die gegenwärtige, ist mit dem wahren Christenthume unverträglich, sie gehört vielmehr als Zerrbild in das Wappen des Mephistopheles. Dabei liefert die Belesenheit des Rec. statt des Markes Lappen; möchte er einmal Charpie daraus zupfen lernen für die Wunden, die er ohne Unterlaß sich selbst schlägt. Die zur Schau getragne Sprachkenntniß dürfte ein hohles Rohr seyn, das bei einem tüchtigen Griff knirschend zusammenbricht. Die Stoppelei aus Mythologien, Wörterbüchern, Indicibus, Grammatiken ist zum Behufe der Kritik nichts, als ein testimonium paupertatis.

Waffen des Geistes sind überall willkommen, heilsam, nothwendig; der Hokuspokus des Köhlerglaubens gehört in Gespenstererzählungen, aber in keine Jahrbücher der Literatur. Die bloße Tendenz hilft so wenig, als das Zielen mit einem ungeladnen Gewehre; heutzutage besonders muß man wie Wilhelm Tell treffen können; dann erst heißt man mit Recht ein — Schütz.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Aberglaube bei den Letten.

Wenn der Frühling wiederkehrt, geht kein lettischer Bauer mit leerem Magen oder Beutel aus, bis er den Kuckuk das erste Mal schreien hörte; sonst könnte er in diesem Jahre in Hungersnoth oder die größte Armuth gerathen, obschon — seine Armuth ohnehin nicht viel größer werden kann. Im Herbst, wenn der Kibitz kommt, braucht er dieselbe Vorsicht.

Läuft ihm ein Haase über den Weg, so ist ihm das eine böse Vorbedeutung; aber glücklich schätzt er sich, wenn er so einen — Wolf wahrnimmt.

Geht er mit der Vogelflinte aus, und es begegnet ihm zuerst eine Frau, ein Mädchen, so ist das nicht gut, (so urtheilen auch manche von unsern Waidmännern. In Kotzebues „Kind der Liebe" kommt eine Anspielung darauf gleich in der ersten Scene vor, wo Wilhelmine einen Jäger anspricht.) Er kehrt dann wieder heim und tritt den Weg aufs neue an, wenn ihm zuerst ein — Mann, ein Knabe aufstößt. Daß er auf den Fischfang ausgeht, sagt er, falls er nicht Jemandes Theilnahme dabei nöthig hat, keinem Menschen. Das würde ihm den ganzen Fang verderben. Legte er beim Angeln die Ruthe auf den Boden und es tritt Jemand darauf, oder geht darüber weg, so ist er sicher mit ihr nichts mehr fangen zu können.

Wenn Jemand irgend etwas von seiner Habe lobt, so glaubt er fest, die Sache ist so gut, wie verloren.

Wird ihm das Vieh krank, so glaubt er, es sey behext und nun wird der Stall mit — Teufelsdreck durchräuchert.

Die Bienenstöcke werden auf den dicksten Bäumen im Walde oder in hohlen Stämmen daselbst angelegt, und zum Honigschneiden ein Gesellschafter genommen, der genau die Hälfte bekommt, weil die geringste Verkürzung den Tod oder die Fortwanderung der Bienen zur Folge hätte.

Alle Pflanzen, die am Abend vor dem Johannistage gesammelt werden, gelten als treffliche Vieharznei. Vor Johannis darf das Gras, was verfüttert wird, nur mit den Händen abgerissen werden, sonst verliert das Vieh die Milch. Nach Johannis kann man aber die Sichel nehmen. Der Johannistag gilt mehr, als Weihnachten selbst; Jeder trägt da einen kleinen Vorrath von Küchenkräutern ein, der für den Winter aufbewahrt wird.

Trifft man auf dem Felde reife Kornähren sonderbar gekreuzt oder in Büschel vereint, so gilt das als Werk von Hexerei. Sie werden ausgerissen, aber man hütet sich sorgfältig sie zu berühren.

Ein Feuer, das der Blitz erzeugte, kann nicht gelöscht werden, und darum kostet es dann Mühe, die Bauern in so einem Falle zum Löschen zu treiben.

Ein Leichenzug darf, selbst im Winter, und würde der Weg noch so abgekürzt, über kein gepflügtes Feld gehen. Es verliert sonst alle Fruchtbarkeit.

Montags und Freitags darf, ist nicht außerordentliche Noth da, keine Leiche begraben werden.

Auf die Brautschau darf nur Sonntags und Donnerstags gegangen werden. Am Hochzeittage dürfen die Brautleute Niemanden die bloße Hand geben, als sich selbst vor dem Altar, sonst kommen sie im ganzen Ehestande zu nichts. Kommt die Braut aus der Kirche und findet sie Jemand an ihrer Hausthüre, so ist das ein böses Zeichen.

Ein Mädchen, die ein vierblätteriges Kleeblatt findet, wird noch in dem nämlichen Jahre oder doch bald eine Braut, und hebt es bis zum Hochzeittage sorgfältig auf. (Auch unsere Landmädchen glauben, ein solches Blatt bringe Glück!)

Scheint am ersten Februar die Sonne nur so lange, daß man ein Pferd satteln kann, so bedeutet es gute Heuerate.

Wenn im Sommer viel Fliegen sind, so hoffen sie auf eine gute Erndte von Buchweizen. Ist der Pflaumenbaum recht in der Blüthe, so bedeutet das einen regnerigen Sommer.

Verirrt sich ein Bauer nach Sonnenuntergang im Walde, so fragt er keinem, der ihm begegnet, nach dem Wege. Der Waldgeist, meint er, führt ihn sonst noch tiefer hinein.

Wird ein Haus erbaut, so sieht man nach, welche Art von Ameisen auf den Boden herumlaufen. Die röthliche und schwarze bedeutet Glück. Findet man andere, so baut man lieber wo anders auf.

---

## Schilderungen von Gustav Schilling. Dresden. 1823.

Sie enthalten sechs Erzählungen, obschon das Inhaltsverzeichniß deren nur fünf aufgeführt hat. Der Feiertag. Kurz, aber wahrhaft erbaulich, wie die im Eingange freundlich lauschende Schalkheit des witzigen Verfassers kaum errathen läßt. Keine Verwickelung. Ein neues, glückliches Ehepärchen sucht den innigen Freund des Gatten in seiner Behausung auf, um gewissermaßen an der ebenfalls guten, bereits mit einer Frucht gesegneten Ehe, den Spiegel ihrer eignen schönen Zukunft vor sich zu haben. Leider aber ist die besuchte Familie so eben durch den Tod ihres einzigen, einjährigen Sohnes in die tiefste Trauer versenkt. Der sternenvolle Himmel, womit die kurze Geschichte begann, beschließt sie auch, und wird zu einer Hinweisung auf das künftige Wiedersehen recht erfreulich angewendet. — Der Ehrensold, ist hier ein lebendiger. Ein Dichter, längst in die reizende Tochter des Buchhändlers Ausgeber verliebt, wird von diesem zum Redacteur eines in seinem Verlage erscheinenden Taschenbuchs, dessen zeitheriger Herausgeber eben verstarb, angeworben, kommt bei dieser Gelegenheit mit Liebchen zusammen und das zahlt, nach eingeholter, väterlicher Erlaubniß, den ersten gelieferten Bogen mit ihrer Hand. Recht heiter und anmuthig. — Henriette. Viel Trostloses, das sich in Freude auflöst. Trotz dieser Auflösung bleibt indessen, Dank der Verleumdung, etwas an dem Rufe der Heldin hängen. Jedoch „der Gott der Reinen, das gute Bewußtseyn" tröstet sie darüber. — Der Mantel. Die Krone aller in diesem Bande enthaltenen Dichtungen. Es hieße dem in seinen reichen komischen Partien, wie in seinem gefühlvollen, höchst erfreulichen Ganzen allzu weh thun, wenn man in einem trocknen Skelett auch nur einen Fingerzeig darauf zu geben versuchen wollte. — Freundliche Rührung ist der Charakter der beiden letzten Erzählungen: das Sinnbild und der Wittwe Leid und Lohn. Sie werden dem Leser und besonders der Leserin nur um so willkommner seyn, da auch sie einen glücklichen Ausgang nehmen. —

30.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 212.

13. September 1823.

## Aus dem Leben der verstorbenen Herzogin von Kurland.

### II.

Als zweite Darstellung wählt die Red. die Geschichte ihres dritten Aufenthalts in Warschau und die dahin gehörende Entscheidung des polnischen Reichstages in Sachen des Herzogs von Kurland gegen seine Landstände, ein lebendiges Gemälde der damaligen Zeit und Verhältnisse.

---

Nachdem die Herzogin im Octbr. 1791 den Vermählungen zweier preußischen Prinzessinnen mit dem Herzoge von York und dem Erbprinzen des Statthalters von Holland beigewahnt hatte, trat sie ihre Reise nach Warschau in Begleitung ihrer Schwester an, und fährt der Verf. fort:

In den ersten Tagen des Novembers 1791 trafen die Reisenden in Warschau ein. Bewillkommnungsgrüße von der königlichen Familie und von andern früher erworbenen Freunden umdrängten von allen Seiten die lieben Gäste. In einem der vorzüglichsten Paläste war ihnen ein Aufenthalt bereitet worden, den die feinsten Aufmerksamkeiten und die feierlichsten Ehrenbezeugungen umgaben. Ein solcher Empfang des Wohlwollens und der Liebe vermochte wohl, das Wolkendunkel, welches die sonst so heitre Seele der Herzogin umzog, jedoch nur für einige glückliche Momente, zu zerstreuen; denn die Ereignisse der Zeit traten zu dringend und zu stürmisch hervor; jeder Augenblick mußte eine Gelegenheit herbeiführen, die einen furchtbaren Lichtstrahl in die dunkle Verworrenheit warf, in welcher sich die polnischen Reichs-Angelegenheiten befanden. Die Herzogin eröffnete dem Könige, ihrem väterlichen Freunde, ihr Herz und machte ihn mit ihren gescheiterten Hoffnungen bekannt. Der von harten Bedrängnissen schwer gedrückte Monarch tröstete dennoch mit Hoffnungen eines günstigen Erfolgs für ihre nächsten Wünsche seine töchterliche Freundin, so gut er vermochte; entdeckte ihr aber zugleich, daß die kurländischen Angelegenheiten schwerlich binnen einigen Monaten zur Behandlung vor den Reichstag zu bringen seyn würden, da dessen ganze Thätigkeit gegenwärtig von der Republik in Anspruch genommen würde. Diese schwankte jetzt mehr als je auf einem Puncte, der zu keinen tröstlichen Erwartungen berechtigte. Diejenige Partei, welche mit der neuen Verfassung unzufrieden war, setzte schon alles, was sie vermochte, in Bewegung, und hatte dazu die mächtige Unterstützung der russischen Kaiserin angerufen, um das neue Gebäude zu stürzen, während sich die andere Partei mit den Vorbereitungen beschäftigte, die Jahresfeier des dritten Mai zu verherrlichen. Was die kurischen Angelegenheiten betraf, so hatte die Landschaft, in Verbindung mit der Prinzessin Biron, sich einen bedeutenden Anhang erworben. Die Herzogin versammelte dagegen um sich einen glänzenden Kreis von den einflußreichsten Männern des Staats. In dumpfer Erwartung naher Ereignisse gingen, von der ungeduldigsten Thätigkeit der Parteien heftig bewegt, einige Monate vorüber; da erhielt endlich die Herzogin, auf ihr letzteres Gesuch von Berlin an die Kaiserin, folgendes Schreiben zur Antwort;

Petersbourg ce 8. Décembre 1791.

Madame, ma Cousine! J'ai reçu la lettre de Votre Altesse du 16. Novembre. Elle saura à présent, que je n'ai pas différé de répondre à celle qu'Elle a bien voulu m'écrire de Berlin en date du 21. Septembre, et que son départ de cette capitale a été l'unique cause de ce que ma réponse a tardé jusqu'ici de lui parvenir. Les sentiments que j'y ai exprimés, doivent lui servir de garants de ceux, auxquels j'aurais aimé à me livrer à l'occasion de la nouvelle requisition qu'Elle me fait. Mais instruite comme Elle l'est, de tout ce qui se passe en affaires publiques, Votre Altesse ne doit pas ignorer, que les dispositions de la diète actuelle en Pologne ne comportent l'emploi d'aucune intercession de ma part. Je serai bien aise de saisir toute autre occasion de convaincre Votre Altesse de plus en plus des sentiments d'amitié et de bienveillance avec les quels je suis

Madame ma Cousine,

Catharine.

So huldvoll auch dies Schreiben, insofern es die persönlichen Verhältnisse berührte, abgefaßt war, so ließ es doch Andeutungen durchblicken, welche die Ansicht und Gesinnungen der Kaiserin, in Betreff des polnischen Reichstages, deutlich genug verriethen. Auch in den Tagesereignissen, in den sich immer unverhüllter zeigenden Maßregeln, welche die Partei der Unzufriedenen unter russischem Schutze verbreitete, traten entschieden genug die Kennzeichen hervor, die mit einer furchtbaren Auflösung des gespannten Zustandes drohten; und so fühlte sich denn auch die gute Herzogin endlich genöthigt, die schönen Hoffnungen von einer glücklichen Wiedergeburt des polnischen Staates, wiewohl mit schwerem Herzen, gänzlich aufzugeben. Jetzt wurde es ihr erst ohne Rückhalt ganz klar, in welcher ungewissen Haltung die Sache ihres Vaterlandes schwebte, wie wenig Kraft und Würde ein in sich so zerrissener Senat der Entscheidung verleihen könne, welche zur Grundlage der Ruhe ihres Gemahls und des Vaterlandes dienen sollte. Sie trat dem Rathe der Freunde bei, die seit dem Beginn der Zwistigkeiten bereits einen mit den nöthigen Schutzversicherungen der Nachbarstaaten versehenen Vergleich zwischen den streitenden Parteien empfohlen hatten. Nur den ihr zugeordneten Geschäftsträger des Herzogs, den Herrn von M . . . vermochte sie nicht zu ihrer Ansicht überzuführen, auf dessen Stimmung die Abneigung des Herzogs gegen einen solchen Vergleich zu stark einwirken mochte. Indessen bot sie noch einmal alles auf, dem Herzoge ihre Ansicht einleuchtend und annehmlich zu machen; der Versuch mißlang, und sie lief Gefahr, durch irgend einen fernerweiten Vortrag ihrer Ueberzeugung sich um das Vertrauen ihres Gemahls zu bringen und ihren schirmenden und abwehrenden Einfluß gänzlich zu verlieren. Sie mußte sich demnach entschließen, zur Erreichung des ihr vorgesteckten Ziels die Wege einzuschlagen, auf welche sie durch den Willen des Herzogs und durch die obwaltenden Umstände hingewiesen war. Sie umgab sich mit einem fürstlichen Pomp und eröffnete einen glänzenden Hofstaat. Ausgezeichnete Mittagsmahle wechselten mit reizenden Abendfesten. Selbst der König mit seiner Familie verherrlichte durch seine Gegenwart diese Abendgesellschaften, denen die anmuthreiche Wirthin, ohnerachtet ihrer innern schwermüthigen Stimmung, eine frohe, heitere Fassung zu zeigen wußte. Dadurch gelang es ihr, die großen und einflußreichsten Männer der Republik zu gewinnen. Aber auch die Gegner hatten nicht versäumt, durch wichtige Verbindungen unter den Magnaten sich ein nicht unbedeutendes Gegengewicht zu verschaffen.

In einem Schreiben vom 12. März 1792 an den Herrn von Hüttel drückt sich folgendermaßen das bedrängte Gemüth der Herzogin aus:

„Sie finden, mein werthester Freund, daß meine Briefe anfangen, schwermüthig zu werden; diese können wohl nichts anders thun, als meine innere Stimmung verrathen. Hier ist alles in Gährung. Eine Conföderation gegen die Constitution vom 3. Mai 1791 ist unter russischem Schutze zu Stande gekommen. Von unserer Sache ist auf dem Reichsbotensaal noch nicht die Rede gewesen, und ich fürchte, daß wir unverrichteter Sache werden zurückkehren müssen. Der Prinzessin Biron und ihrem Anhange ist es gelungen, den Vortrag unserer Sache an den Reichstag bisher zu verhindern; und selbst der günstigste Ausspruch der so in sich zerfallenen Reichstagsversammlung wird schwerlich die Hoffnungen und Wünsche meines Gemahls befriedigen; denn werden nicht Einwendungen gegen eine Sentenz, die unter solchen Umständen gegeben wurde, gemacht werden können? Im glücklichsten Falle werden wir also ein theuer erkauftes Papier mit nach Hause bringen, das uns nichts helfen wird. Wäre doch mein guter Mann zu bewegen gewesen, sich auf den von Ihnen und andern Freunden vorgeschlagenen Vergleich einzulassen, so wäre ich schon jetzt aller Sorge und Mühseligkeit überhoben. Ach es kostet viel Mühe, mit Kummer im Herzen eine heitre Miene zu zeigen! Nur gegen meine gute Schwester, die mit mir gleiche Besorgnisse hegt, und gegen die drei redlichen Männer Schulz, Parthenius und Andree schütte ich mein Herz zuweilen aus. Gegen meinen Gemahl darf ich mich nicht auslassen, wie ich denke, um mich ihm nicht unangenehm zu machen; er hat sich zuletzt noch gegen alle Vergleichsvorschläge sehr bestimmt und etwas erbittert erklärt. Er ist mit den besten Hoffnungen erfüllt und freuet sich in allen Briefen an mich der einflußreichen Freunde und Beschützer unsrer Sache. Meine gute Schwester unterstützt mich kräftig und unermüdet in meinem schweren Geschäft. Wie viel Gutes könnte durch das Geld geschehen, das ich hier unnützerweise ausgeben muß! Neulich war die Rede von einem immerwährenden Commissarius, den die Republik in Kurland anzustellen Willens wäre, indem Rußland und Preußen daselbst ihre Residenten hätten. Zu den Freunden unserer Sache gehören, außer dem König, der Kronmarschall, Graf Ignaz Potocki, Fürst Sapieha, Kronfeldherr von Litthauen, auch Piatoli, der vertrauteste Freund des Königs, der eine geschickte Feder führt, und andre wichtige Männer. Wenn ich mit einem dieser Herrn von unsrer Sache zu sprechen anfange, so gibt man mir immer zur Antwort, daß die Angelegenheiten des polnischen Staats erst beseitigt werden müßten, ehe die unsrige vor den Reichstag gebracht werden könne; dabei erhalte ich dann immer recht schöne Versprechungen. Als ich einmal von einem Vergleiche zwischen dem Herzog und den Ständen, und von einer russischen und preußischen Garantie eines solchen Vergleiches sprach, antwortete man, die Zeit wäre vorüber, da der polnische Senat die Einmischung fremder Mächte geduldet hätte. Ich sagte nicht, was ich dachte; hier lernt man seine Meinungen verbergen. Ach ich bin hier auf einen schweren Posten gestellt! Manchmal, in Stunden der Einsamkeit, wenn mich die Gesellschaft verlassen hat, ist es mir, als säß ich auf Kohlen. Beinahe fünf Monat bin ich nun hier, ohne nur einen Schritt meinem Ziele näher gekommen zu seyn. Wenn ich sehe, was hier vorgeht, und in

die Zukunft blicke, dann kann mir recht angst und bange werden; Gott, wie wird das alles enden! Nur ein festes Vertrauen auf die Vorsehung kann uns beruhigen; doch, hätte ich meine Schwester nicht zur Seite, ich ginge zu Grunde. — Nun, mein werthester, treuer Freund, verzeihen sie meine lange Epistel! Es war mir ein Bedürfniß, mein Herz vor Ihnen zu erleichtern; fahren Sie fort, mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen und leben Sie wohl!" —

Das kurländische Geschäft ruhte nun und mußte die Beendigung der Festlichkeiten des dritten Mais (Jahrestag der neu eingeführten Reichsverfassung) abwarten. Dieser erschien, von manchem schwermuthsvollen Herzen begrüßt, aber — wo möglich — mit noch größerem Pomp, als der vorjährige, umgeben. Mit ernstem Blicke sah die Herzogin auf die Menschen hinab, welche, von der höchsten Freude begeistert und getrieben, die Straßen durchströmten und nichts ahnten von dem Ungewitter, das fernher im Anzuge war und alles zu vernichten drohte, was so schön und, der Volksmeinung nach, so dauerhaft aufgebaut war. — Wir können es uns hier nicht versagen, aus dem Tagebuche der edeln Elisa eine Stelle anzuführen, welche dieses Fest sehr anziehend beschreibt. „Um 9 Uhr" — heißt es daselbst — „fuhren wir zur gottesdienstlichen Feier dieses Tages. Die Kirche war amphitheatralisch geordnet und festlich geschmückt. Der König in der Mitte auf dem Throne; zu beiden Seiten Tribunen. Vom Könige und den Reichsboten wurden Reden gesprochen, Glückwünsche dem Könige dargebracht, und eine Predigt gehalten. Die freundlichsten Strahlen der Frühlingssonne leuchteten, wie Blicke der Hoffnung, zu den Kirchenfenstern herein. Jetzt wurde ein feierliches Te Deum angestimmt; aber kaum erklangen die ersten Töne der Musik, so setzte ein zufälliges Naturereigniß die Versammlung in Furcht und Schrecken. Der Tag verfinsterte sich plötzlich, und ein heftiger Sturmwind schleuderte Trümmer von Dachziegeln und Schloßen gegen die Kirchenfenster. Der innere verdunkelte Raum erhielt durch das Getöse von außen in der That eine furchterregende Wirkung. Wer auch nicht zum Aberglauben gestimmt war, konnte sich eines tiefen Schauers und einer Empfindung nicht erwehren, die ein wenig an Vorzeichen glaubt. Bestürzung zeigte sich überall, und besonders auf dem milden Gesichte des guten Königs. Indeß wurde der Gottesdienst geendigt. Der Himmel erheiterte sich wieder. Der König, der Primas, die hohen Beamten und Magnaten des Reichs begaben sich nun zu Fuße, unter Begrüßung eines fortwährenden Jubelrufes der Volksmenge, zu der Stelle, wo der König den Grundstein einer Kirche zu legen hatte, die daselbst zum Andenken dieses festlichen Tages erbauet werden sollte. Das Wetter war, als der prächtige Zug den bestimmten Platz erreicht hatte, wieder recht schön geworden; die Sonne strahlte hell auf die Ceremonie des Steinlegens herab, die wirklich etwas sehr Rührendes hatte. Die furchtsamen Seelen faßten neue Hoffnungen, und ich hörte einige Stimmen, die da sagten: Der polnische Staat wird durch heftige Stürme zu seiner Herrlichkeit eingehen!" —

Aus dieser Beschreibung erhellet, wie sehr ein prächtiger Lärm das Volk anzuregen vermag. Begeisterung genug war vorhanden; nur fehlte es an der hinreichenden Kraft, mit einem erfreulichen Ende den glänzenden Anfang zu krönen. Kaum hatte der selige Rausch die erhitzten Köpfe verlassen, so ließen sich schon Ankündigungen einer nahen Störung vernehmen, und am 21. Mai wurde auf dem Reichsbotensaale eine Erklärung der Kaiserin Katharina bekannt gemacht, worin die Monarchin dem Reichstage eröffnete: Da ein sehr ansehnlicher Theil der polnischen Nation mit der zu bewerkstelligenden neuen Ordnung der Dinge in Polen nicht zufrieden seyn könne und die russische Macht angerufen habe, die alte Verfassung dieses Reiches aufrecht zu erhalten, so habe sie jenem unterdrückten Theile der Nation ihren Beistand nicht versagen wollen und daher beschlossen, die bis jetzt bestandenen und bestehenden Gesetze und Rechte in Polen, ihrem ganzen Umfange nach, in Schutz zu nehmen u. s. w.

So that sich nun eine dunkeltrübe Zukunft auf, die den furchtbaren Entwickelungspunct des polnischen Schicksals, mit dem das kurländische so nahe zusammenhing, klar genug durchblicken ließ. Ein blutiger Bürgerkampf schien dem Ausbruche nahe zu seyn, und ein Krieg von außen stand gleichsam schon an den Grenzen. Die Freunde der neuen Ordnung der Dinge brachten Summen zusammen und sahen nach Waffen sich um, während noch viel an einem Heere fehlte, welches sie tragen sollte. Unter solchen Unruhen, die den Reichstag in Bewegung setzten, war es kaum zu erwarten, daß die kurländische Angelegenheit zu Worte kommen würde; indessen durfte die Herzogin den Zweck ihrer Anwesenheit in Warschau nicht verlassen, um ihren Gemahl zu befriedigen, der nun einmal die Genugthuung seiner fürstlichen Ehre gegen die ständischen Anmaßungen von einem Urtheilsspruche der oberlehnsherrlichen Behörde mit voller Zuversicht erwartete; und sie setzte es, trotz den Gegenbestrebungen ihrer Widersacher, durch, daß die herzogliche Angelegenheit am 27. Mai bei dem Reichstag zu Vortrag gelangte. In der Zwischenzeit bis zu diesem verhängnißvollen Tage, und besonders an dem Tage selbst, schwebte das Gemüth der Herzogin, näher der Furcht, als der Hoffnung, in einer höchst peinlichen Lage.

Wir glauben, das Beste zu thun, wenn wir auch hier eine kurze Darstellung aus dem Tagebuche der Schwester mittheilen, welches den Verlauf dieses entscheidenden Tages folgendermaßen erzählt: „Um 11 Uhr fuhren wir zu dem Reichsbotensaale und nahmen in der für uns bestimmten Loge Platz, unsere Widersacher uns gegen über. Meine Schwester, tief in sich versenkt, sah vor sich nieder. Nach und nach füllte sich unten der Saal mit stimmführenden Reichsboten an, unter denen Beauftragte unsrer Gegner umhergingen, Stimmen dafür zu erwerben, daß die Bestätigung

und Vollziehung des Endurtheils in der kurländischen Streitsache auf einen anderweiten Reichstag zurückgeschoben werden möchte."

„Die Abfassung des Urtheils war schon früher einer dazu verordneten Commission aufgetragen worden, und zu Gunsten des Herzogs ausgefallen. Nun kam es auf die Frage an, ob dies Urtheil zu bestätigen, oder ob die ganze Sache vor eine abermalige Untersuchung zu bringen, und folglich für jetzt zurück zu legen sey? Es kam zur Sammlung der Stimmen, deren jede laut abgegeben wurde, und eine Mehrheit von vier Stimmen entschied für die Zurücklegung; und somit war denn unsere Sache verloren. Meine arme Schwester war äusserst bewegt; denn es mußte ihr wohl lebhaft vorschweben, welch ein Uebergewicht dieser Triumph den Anmaßungen der Landschaft und den ewigen Zudringlichkeiten der Prinzessin Biron geben, und wie solches alles die Tage ihres Gemahls, mithin auch die ihrigen, verbittern würde. Sie mußte die Loge verlassen und in ein anderes Zimmer gebracht werden. Unsre Freunde waren indeß nicht unthätig; sie forderten eine anderweitige Stimmengebung à voix secrètes mit weißen und schwarzen Kugeln; diese ward zugestanden. Ein kurzer Vortrag leitete das Geschäft ein. Ich trat an das Fenster der Loge, um in den Saal hinabzusehen: da hatte mein schlagendes Herz fünfhundert Kugelwürfe abzuwarten. Endlich wurden die Stimmen gesondert und gezählt, und der Ruf erscholl: „„Das von der Deputation, in Sachen des Herzogs von Kurland gegen die Stände daselbst und gegen die Prinzessin Biron, abgefaßte und zu Gunsten des Herzogs sprechende Rechtsurtheil ist in seinem ganzen Umfange durch eine Mehrheit von zwei Stimmen von der Reichstagsversammlung genehmigt worden und, dem gemäß, nunmehr rechtskräftig zu bestätigen und zu vollziehen."" — Kaum hatte ich mir die letzten Worte dieses Ausrufs verdeutschen lassen, so stürzte ich aus der Loge, hinterbrachte die frohe Botschaft meiner Schwester, die im höchsten Grade angegriffen war. Glückwünsche von allen Seiten drängten sich zu ihr. Beruhigt, aber sehr ermattet, kehrte sie nach unserer Wohnung zurück." —

Fünf Tage nach dieser Entscheidung verweilte die Herzogin sammt ihrem Gefolge noch in Warschau, von wo sie am 2. Juni ihre Heimkehr über Königsberg antrat.

---

## Aus Italien.

Das Leben Karl des Großen und Rolands von Tilpin oder Turpin von Rheims hat bekanntlich schon oft den Fleiß und den Scharfsinn der Gelehrten beschäftigt. Prof. Ciampi, (auf jetzt zu Warschau, hat aus einer Turiner Handschrift Pergament aus dem XIII. Jahrhundert) den Text dieser Sage wieder herausgegeben, — De vita Caroli Magni et Rolandi Historia Joanni Turpino Archiepiscopo Rhemensi vulgo tributa ad fidem Codicis vetustioris emendata et observationibus philologicis illustrata a Sebastiano Ciampi Canonico Sandomirjensi etc. Florentiae 1822. 8., mit Einleitungen und Erklärungen, die aber leider! die Untersuchung nicht weiter bringen. In Bezug auf den Verf. dieses Romans schließt er sich an die Franzosen an, von allem dem keine Notiz nehmend, was in Deutschland darüber erforscht worden ist (m. s. Wachlers Handbuch der Geschichte und Literatur des Mittelalters, Th. II, S. 158) und die Erläuterungen, zu denen Ciampi wohl die Gelehrsamkeit besitzt, sind so unter einander geworfen, daß man Mühe hat sich aus ihnen herauszufinden.

Der Prinz della Torre war lange Zeit der aufmerksamste Beobachter des Vesuvs. Der Prinz hat Neapel verlassen und Ausländer, wie immer in Neapel, waren die einzigen seitdem, die den Berg wissenschaftlich ansahen. Herr Monticelli, beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften und Covelli, Mitglied der k. Nacheiferungsgesellschaft, hielten es für Pflicht diese verlaßne Provinz zu übernehmen. Was sie erforscht haben, findet man in der Storia dei fenomeni del Vesuvio avenuti negli anni 1821, 1822 e parte del 1823, con osservazioni e sperimenti — Napoli febbrajo 1823. 4. genauer erzählt. Gleich die erste Erfahrung, die sie machten, war, daß es ihnen an Hülfsmitteln fehlte, daß selbst ihre Sammlungen der Producte des Berges mangelhafter waren, als man bei der Menge von Vorarbeiten, die auf sie aufmerksam machten, und bei der Leichtigkeit, diese zu erhalten, voraus setzen sollte. Auch in andern Zweigen ihrer vesuvischen Sammlungen scheinen Lücken zu seyn. Unter den Schriften, welche die bedeutenderen Ausbrüche beschrieben, vermißten die Beurtheiler in der Bibl. ital. einen Brief von Brocchi im VI. Bande der Bibl. ital. 1817, und wir Deutschen vermissen die interessanten Mittheilungen des H. von Gimbernat. Genaue Tagebücher über die Hergänge des letzten Ausbruchs im October 1822, der von dem Verf. fünf Monate vorher angekündigt wurde, und belehrende Zusammenstellungen über die Höhe des Berges, nach den verschiednen genauern Messungen, werden dafür entschädigen.

In der öffentlichen Bibliothek zu Bergamo befindet sich eine handschriftliche Uebersetzung der Henriade, die von ihrem Verf., einem Abate Giovanni Marenzi, dem Dichter von Ferney selbst noch zugeschickt wurde. Da dieser, geschmeichelt durch die Arbeit und den begleitenden Brief, troh seines höflichen Versprechens, das Ganze in Genf nicht hat drucken lassen, so wird es nunmehr wahrscheinlich für immer ungedruckt bleiben. Die Zeit der Henriade scheint auch in Italien vorüber zu seyn.

Der Professor der Alterthumswissenschaften zu Perugia, Gio. Battista Vermiglioli, hat im vorigen Jahre die Vorträge drucken lassen, welche er über sein Fach an der Universität seiner Vaterstadt gehalten hat. Lezioni elementari di archeologia esposte nella pontificia Università di Perugia da Gio. Batt. Vermiglioli Perugia, Baduel, 1822. 8. Ein solches Buch, das den ganzen Umfang dieser Wissenschaft überblickend, in Italien, mitten unter den Denkmälern, entstanden ist, kann wohl die Neugier des Auslandes reizen; seinen Anforderungen wird es schwerlich genügen. Schon den Begriff seiner Wissenschaft nimmt er enger, als er wohl aufgefaßt werden darf, indem er nur die Sitten der alten Welt (i costumi) und die erhaltnen Denkmäler zum Gegenstande der Archäologie macht. Die zehn Classen, unter welche er diese Ueberreste bringt, sind folgende: 1) Gebäude, 2) Werke der Sculptur, 3) geschnittne Steine, 4) Malereien, 5) musivische Arbeiten, 6) Münzen, 7) Inschriften, 8) Thongefäße, 9) Werkzeuge aller Art, 10) christliche Ueberreste. Eine solche ungeordnete Anordnung würde das Buch in Deutschland nicht empfehlen, und in Frankreich thut sie ihm sicher Schaden.

19.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 213.

15. September 1823.

## Der General San Martin.

Das neueste Schicksal dieses berühmten Mannes, der Chili und Peru in Freistaaten verwandelte, und vor einigen Monaten, nebst seinem Freunde, dem Director O'Higgins, durch den Aufstand des Generals Roman Freyre, des nunmehrigen Directors der Republik Chili, gestürzt wurde, hat die öffentliche Aufmerksamkeit um so mehr erregt, da man den anfangs hochgepriesenen Feldherrn jetzt mit harten Anklagen verfolgt. Der Boden eines jungen Freistaats ist für Männer von Verdienst schlüpfrig und gefahrvoll. Undank und Verleumdung sind die geringsten Uebel, welche sie zu fürchten haben. Folgende Nachrichten von San Martin's Leben, welche aus dem in spanischer Sprache geschriebenen Essai biographique sur le Général San-Martin par M. Ricardo *Gual y Jaen* (London 1823) und aus den von der peruvianischen Regierung bekannt gemachten Actenstücken gezogen sind, verdienen daher in diese Blätter aufgenommen zu werden. Ihre Echtheit wird durch den Bevollmächtigten der Regierung von Peru in London, Garcia del Rio, verbürgt, der jetzt zu London in spanischer Sprache die Bibliotheca Americana herausgibt; eine Zeitschrift, welche Europa und Amerika gegenseitig mit einander in Hinsicht auf Staat, Wissenschaft und Kunst bekannt machen soll.

Don José de San Martin ist geboren 1778 zu Sapegu, einem Flecken in den Missions-Districten von Paraguay. Sein Vater, der Statthalter in dieser Provinz war, kehrte mit der Familie im J. 1784 nach Spanien zurück, wo D. José in dem Real-Seminario de Nobles zu Madrid erzogen wurde. Aus dieser Anstalt trat er in das Heer und machte alle Feldzüge der Spanier gegen die Franzosen während des Revolutionskrieges mit. Im J. 1808 war er Adjutant des Marquis de Lasolana, als dieser General vom Pöbel zu Cadiz ermordet wurde. Er selbst gerieth damals in Lebensgefahr; weil er dem General sehr ähnlich sah. Hierauf diente José unter dem General Castaños, und zeichnete sich in der Schlacht bei Baylen aus. Mitten in seiner kriegerischen Laufbahn, vernahm der Obristlieutenant San Martin den Aufruf, den die Provinzen am Platastrom an alle Söhne dieses Landes zur Vertheidigung der Unabhängigkeit desselben erließen. Sofort begab er sich nach England, wo er sich nach Buenos Ayres einschiffte. Kaum war er hier angekommen, so trug ihm die Regierung auf, eine Schwadron Reiterei zu errichten, und in kurzer Zeit hatte die damals sogenannte Republik des Silberstromes ein vortreffliches Corps Grenadiere zu Pferde. Mit 150 Mann dieses Corps schlug San Martin 500 Mann, die der Gouverneur von Monte Video an den obern Parana geschickt hatte, um die junge Republik daselbst anzugreifen. Nach dieser glänzenden Waffenthat wurde San Martin zum Obristen ernannt. Man gab ihm jetzt den Befehl, den Marsch des Vicekönigs von Lima, der bei Villa Pujio und Agouma die Truppen der Republik besiegt hatte, aufzuhalten. Dies gelang ihm nach großer Anstrengung; allein in dem ungesunden Lande litt die Gesundheit des Generals San Martin, und er mußte sich deshalb auf Urlaub nach Cordona in der Provinz Tucuman begeben. Bald darauf übertrug man ihm die wichtige Vertheidigung der Provinz Cujo. Er brachte hier in kurzer Zeit Ordnung in alle Geschäfte, gewöhnte das Heer an Mannszucht, sicherte die Straßenverbindung und den innern Verkehr, ließ einen Canal graben, der jetzt die ungeheuern Ebenen der Provinz bewässert, und gründete eine neue Stadt an den Ufern desselben. Dies und die Verschönerung der Hauptstadt Mendoza erhalten den Namen des Generals San Martin bei allen Bewohnern dieses Landes in dankbarem Andenken. Unterdessen hatte Ferdinand VII. wieder den Thron bestiegen. Neuspanien war fast gänzlich beruhigt durch den Vicekönig Apodaca; Morillo hielt die Provinzen Venezuela und Cundinamarca besetzt; Osorio und sein Nachfolger Marco unterwarfen die Chilloten; eine portugiesische Besatzung hatte Monte Video inne, und die Royalisten waren Meister von Oberperu. So war Buenos-Ayres im spanischen Amerika zu Anfang des J. 1817 der einzige noch übrige Stützpunct des Kampfes für Freiheit und Unabhängigkeit. Da bedrohten zu gleicher Zeit zwei spanische Heere die Provinz Cujo. Das Heer von Peru stand entfernter; aber das von Chili, 8000 Mann Kerntruppen, war in der damaligen Lage das furchtbarste. San Martin täuschte den Gouverneur von Chili und marschirte mit 3000 Mann gegen Norden, während man

ihn im Süden erwartete. Zum ersten Male ging ein Zug Geschütz über die beschneiten hohen Anden. Alle Schwierigkeiten des unwegsamen Bodens wurden besiegt, und das republikanische Heer stieß auf den an Zahl stärkern Feind bei Chacabuco den 12. Febr. Es erfocht einen entscheidenden Sieg, der Chili von dem Mutterlande unabhängig machte. Der königlich spanische General Marcali war auf dem Schlachtfelde geblieben, und die Trümmer des geschlagenen Heeres flohen in die Festung Talcahuano. Das ganze Land erklärte sich jetzt für die Sache der Freiheit. So ward in Amerika durch ein einziges Gefecht, das in Europa höchstens wie ein Vorhutstreffen angesehen worden wäre, ein neuer Staat gegründet.

Aus Dankbarkeit ernannten die Chilioten den Sieger zu ihrem obersten Befehlshaber; allein San Martin lehnte den wiederholten Antrag ab und erklärte, daß Niemand dieser hohen Stelle würdiger sey, als sein tapferer Waffengefährte O'Higgins, dem er einen großen Antheil an dem Siege bei Chacabuco beilegte. Die allgemeine Stimme bestätigte diese Wahl, und der Befreier von Chili kehrte nach Buenos-Ayres zurück, um daselbst eine neue Unternehmung gegen Oberperu vorzubereiten. Vor seiner Abreise boten ihm die Behörden von San Jago ein ansehnliches Geschenk an; allein er bestimmte es sofort zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek, woran es der Hauptstadt noch fehlte. Schon früher hatte er die Hälfte seines Gehalts und den Schmuck seiner Gemahlin und ihre Diamanten dem Dienste seines Vaterlandes dargebracht.

Während San Martin in Buenos-Ayres die Rüstungen gegen Peru betrieb, suchte O'Higgins Schiffe von England und Nordamerika zu kaufen, um zum Schutze von Chili eine Seemacht zu bilden. Denn schon hatte der Vicekönig Pezuela 5000 Mann zur See nach Talcahuano geschickt, welche, durch die Besatzung des Platzes verstärkt, unter Osorio gegen San Jago marschirten. Sie stießen bei Cancha-Rayada auf das republikanische Heer, das unter San Martin und O'Higgins 9000 Mann stark und den Royalisten an Zahl überlegen war. Der spanische General beschloß daher einen nächtlichen Ueberfall, der über seine Erwartung gelang. Die Republikaner wurden gänzlich zerstreut; nur der rechte Flügel unter dem General Las Heras bewirkte seinen Rückzug 80 castilianische Meilen weit, bis unter die Mauern von San Jago.

Die Chilioten hatten nichts, als ihren Muth und den General San Martin. Dieser eilte nach San Jago, versammelte binnen 14 Tagen eine neue Armee und bot dem Feinde die Schlacht an, drei Meilen von der Hauptstadt, in der Ebene von Maipo, den 5ten April 1818. Das Heer Osorio's war weit stärker und bestand aus Kerntruppen. Gleichwohl erfocht San Martin einen vollständigen Sieg. Osorio brachte kaum 73 Mann nach Talcahuano zurück. Alle übrige waren geblieben oder gefangen.

Da San Martin überzeugt war, daß die Sicherheit der Republick Chili von Perus Schicksal abhange, so beschloß er dorthin den Schauplatz des Krieges zu verlegen, und begab sich deßhalb nochmals, um die nöthigen Anstalten zu treffen, nach Buenos-Ayres, von wo er im Octbr. nach Chili zurückkehrte. Unterdessen war man in Chili mit der Bildung einer Seemacht glücklich zu Stande gekommen. Don Manuel Blanco hatte in den Gewässern von Talcahuano das spanische Kriegsschiff Marie Isabelle, und den größten Theil der von Cadix nach Callao bestimmten Expedition genommen. Bald nachher kam Lord Cochrane an und erhielt den Oberbefehl des chiliotischen Geschwaders. Er sollte in der Bai von Callao die dort befindliche spanische Seemacht angreifen, während San Martin zu Lande vorrückte. Allein es fehlte zur Ausrüstung an Geld; und im Febr. 1819 mußte der unermüdete San Martin noch einmal nach Buenos-Ayres sich begeben, wo man seine Gegenwart für nöthig hielt, um gegen die große Rüstung in Cadix Vertheidigungsanstalten zu treffen und die Streitigkeiten zwischen der Regierung von Buenos-Ayres und dem treulosen Artigas beizulegen. Schon befand sich San Martin auf dem Wege dahin, als er die Nachricht erhielt, daß der Rebell José Miguel Carrera mit seiner Bande ihn überfallen und ermorden wolle. Er mußte sich daher nach Mendoza flüchten. Hier sah er sich in einer großen Verlegenheit; auf einer Seite forderte ihn die Regierung von Chili dringend auf, sich an die Spitze der Armee gegen Peru zu stellen; auf der andern befahlen ihm die Häupter der Republik am Platastrom, mit der Abtheilung der Andenarmee, die unter seinem Befehle stand, sogleich nach Buenos-Ayres zurückzukehren, um dort die kühnen Entwürfe einer herrschsüchtigen Faction zu unterdrücken. General Belgrano, der ein Heer an der Grenze von Peru befehligte, erhielt denselben Befehl und gehorchte. Allein San Martin schwankte zwischen dem Interesse seines Vaterlandes und der Sache von ganz Südamerika. Endlich überwog die letztere, und er gehorchte nicht; ein Entschluß, der ihm in Buenos-Ayres viel Feinde machte, den aber der Erfolg, so wie die Größe des Gesichtspunktes, aus welchem er das Ganze betrachtete, zu rechtfertigen schien. General San Martin ließ sich in einer Sänfte über die Anden nach San Jago bringen. Unterdessen entstand in den östlichen Provinzen dieses Gebirgs eine wahre Anarchie, die Armee des Generals Belgrano erkannte diesen nicht mehr als ihren Befehlshaber an. Ein Reiterregiment löste sich ganz auf, und der General Alvarado konnte kaum 2000 Mann beisammen halten, indem er sie dem ansteckenden Beispiele entzog und nach Chili führte. Als San Martin unterwegs erfuhr, daß die Parteihäupter die Regierung der Republik des Silberstromes aufgelöst hatten, so glaubte er seinen Heerbefehl niederlegen zu müssen, weil die Staatsgewalt, die ihm denselben gegeben hatte, nicht mehr vorhanden war. Er ließ also seine Truppen Halt machen, versammelte die Offiziere und kündigte ihnen seine Entlassung an; aber ein allgemeiner Zuruf

ernannte ihn aufs neue zum Oberbefehlshaber; doch nahm er diese Stelle nur unter der Bedingung an, daß das Heer ihm nach Peru folge.

Endlich brach das vereinigte Befreiungsheer von Peru unter San Martin, der, um zu den Kosten des Feldzugs beizutragen, eine ansehnliche Besitzung, die er von der Regierung hatte annehmen müssen, veräußerte, von Valparaiso auf, d. 20. Aug. 1820. Der Befehlshaber der Kriegsschiffe, Admiral Cochrane, stand unter seinem Befehl. In diesem Feldzuge entwickelte San Martin, der mit nicht mehr, als 3700 Mann ein Land erobern wollte, das 20,000 Mann gute Truppen vertheidigten, alle Talente des Kriegers und Staatsmannes. Er überließ nichts dem Zufalle, rückte mit Vorsicht vor und siegte in jedem Gefechte durch die Tapferkeit seiner Truppen. General Arenales, den er in die Sierra entsandt hatte, schlug gänzlich den spanischen General Orelli und nahm ihn gefangen. Fast alle Provinzen empörten sich, die Soldaten stellten sich hundertweise unter die Fahne der Unabhängigkeit. Dagegen hatte man in Lima den Vicekönig Pezuela abgesetzt und an seine Stelle den General Laserna ernannt. Zu gleicher Zeit war der Fregattencapitain Don Manuel Abreu aus Europa, als Bevollmächtigter des Königs von Spanien, in den Provinzen Chili und Peru angekommen. Man ward zwar eine Unterredung, um den allgemeinen Frieden herzustellen, zu Punchauca den 2ten Juni 1820 gehalten; allein die Generale San Martin und Laserna waren nicht im Stande, auf den Grundsatz der Unabhängigkeit von Amerika einen Waffenstillstand zu bewirken. Die Anführer der spanischen Armee wiesen alle Vorschläge der Menschlichkeit zurück, und der Krieg dauerte fort. Nach sechs Wochen waren nur noch die Schlösser von Callao von Royalisten besetzt, und die Hauptstadt öffnete ihre Thore dem Befreiungsheere. Kaum sah sich San Martin im Besitze des Landes, so ging seine erste Sorge dahin, eine kräftige Regierung einzuführen, und er glaubte unter den vorhandenen Umständen sich eine autokratische Gewalt mit dem Titel Protector beilegen zu können. Sein Verhalten in dieser Zeit wird verschieden beurtheilt. Unstreitig hat seine Macht auf die Bildung der peruvianischen Constitution einen Einfluß gehabt, dessen Folgen der Gesetzgeber nicht voraussehen konnte. War aber wohl eine Nation, die man so lange am Gängelbande geführt und wie ein Kind behandelt hatte, sogleich fähig, mit der Kraft aufzutreten, welche andre Völker zeigen, die ihre Stärke früher versuchen lernten und nicht dem Willen eines Einzigen unbedingt unterworfen gewesen waren? Ueberdies hatte diese Art von Gewaltanmaßung auch wohl einige nützliche Folgen. Was würde aus Peru, das keine mit Regierungstalenten begabte Männer besaß, geworden seyn, wenn jener große Geist, der in einem so schwächlichen Körper wohnte, zu früh der Aufsicht über Perus Gemeinwohl sich entzogen hätte? Der Feind besaß noch die Festung Callao und konnte von Arenales nicht aus der Sierra vertrieben werden. Auch hatte er noch Streitkräfte in der Provinz Arequipa und in Oberperu. Unter diesen Umständen mußte San Martin wohl die höchste Gewalt, so viel als möglich, in seinen Händen vereinigen.

Unterdessen rückten die königlich spanischen Truppen aus der Sierra gegen Lima vor, wo sie ohne Hinderniß einzurücken glaubten; allein San Martin erwartete sie vor der Stadt, schlug sie, und die Festung von Callao ergab sich dem Sieger. Hierauf wurde von ihm der Sonnenorden errichtet, und ein Peruvianer, der Marquis Torre-Taglé, erhielt den Auftrag, ein Nationalheer zu bilden, und eine Unterredung mit Bolivar anzustellen; diese fand aber nicht eher statt, als den 25ten Juli an den Ufern des Guyaquil. Man kennt den Inhalt derselben nur aus den Folgen. Gleich nachher ließ San Martin den Feind aus der Provinz Arequipa und aus Oberperu durch den General Alvarado mit 4500 M. und aus der Sierra durch den Arenales mit 6500 M. vertreiben. Darauf wurde der erste peruvianische Congreß versammelt, und der Protector legte in die Hände derselben alle Gewalten nieder, die er bisher zum Besten des Vaterlandes ausgeübt hatte. Er schlug sogar den Heerbefehl aus, den ihm der Congreß übertragen wollte, und lebt jetzt als Privatmann im Schooße seiner Familie zu Valparaiso, wo er sich mit der Erziehung seiner Tochter beschäftigt.

Während seiner dreizehnjährigen Verwaltung hat San Martin den Anbau der Wissenschaften und das Unterrichtswesen thätig befördert, vorzüglich den gegenseitigen Unterricht, den er zuerst eingeführt hat. Er schenkte seine Bibliothek der Stadt Lima, die noch keine besaß. Als Protector hat er sich mit dem dritten Theile der gewöhnlichen Einnahme des Vicekönigs begnügt. So erscheint Martin durchaus als ein Mann zu Amerikas Ruhm, der, wenn ihm auch Irrthümer zur Last fallen, dennoch das Verdienst des Heldenmuthes und der Uneigennützigkeit behauptet.

22.

---

## Besuch des Königs von Dänemark in der Armencolonie Friedrichsgabe, im Sommer 1823.

(Eingesandt.)

Daß nach dem Vorbilde der in Nordholland, in der Provinz Deventer, durch den menschenfreundlichen General van den Bosch angelegten Colonie Friedrichsort, eine ähnliche Anlage in Holstein, und zwar in der Pinneberger Gemeine Quickborn, im Jahr 1821 zu Stande gebracht ist, haben mehrere darauf sich beziehende kleine Schriften, so wie die inländischen öffentlichen Blätter bereits zur Kunde des einheimischen Publicums gebracht. Der Urheber und unveränderte Beförderer dieses, den Umständen nach weit schwierigern Unternehmens ist der als Patriot ohnehin bekannte Conferenzrath Lawätz, Ritter mehrerer Orden, der auf seinem durch Schönheit der Lage und geschmackvolle Anlage ausgezeichneten Landsitze zu Neumühlen bei Altona, durch die Erinnerung und den Ertrag früherer ausgebreiteter Handels-

geschäfte die beneidenswerthe Muße des spätern Alters für sich selbst und Andre wohlthätig und segensvoll zu machen versteht. Unabhängig von der Schleswig-Holsteinischen patriotischen Gesellschaft, welche ihm ihre Entstehung verdankt, brachte derselbe durch eine Verbindung von hundert Actionärs, worunter die sämmtlichen Mitglieder des Königshauses sich befinden, ein Capital von 18,000 Thlr. zusammen, zu dem menschenfreundlichen Zwecke, durch Ansiedelung zwanzig dürftigen Familien Gelegenheit zu einem hinreichenden Auskommen und zugleich dem Gemeinwesen Erleichterung zu verschaffen. Der jede Gelegenheit gemeinnützlicher Wirksamkeit mit Eifer ergreifende König schenkte der Anlage einen Strich früher zur Holzcultur bestimmten Landes, von 600 Tonnen, zu 240 □R., unter Bewilligung 30jähriger Abgabenfreiheit. Angespornt durch das rege Gefühl für Menschenwohl, ließ der edle Urheber dieser Unternehmung durch die hin und wieder sich äußernden Zweifel an dem Gelingen derselben von der muthigen Ausführung des einmal Begonnenen sich nicht abschrecken, und unter der Mitwirkung einer dazu bestellten Direction, deren Anordnungen einem dazu ernannten, an Ort und Stelle befindlichen Colonie-Inspector im Einzelnen zur Ausführung übertragen sind, ward im Jahr 1822 der Bau von 20 Wohnhäusern und einer geräumigen Wohnung für den eben gedachten Inspector glücklich ausgeführt. Referent, der im Sommer des eben angeführten Jahres die Colonie besuchte, fand in der Anlage des Ganzen Regelmäßigkeit mit Zweckmäßigkeit verbunden. Die Einrichtung der Wohnungen gewährt, bei hinreichender Gemächlichkeit für die Bewohner, den nöthigen Raum für die verschiedenen Hausthiere und für die gewonnenen Feldfrüchte, und befriedigt zugleich die Vorschriften einer weisen Sparsamkeit. Die Behandlungsart des von der Natur kärglich ausgestatteten Bodens erregte bei ihm, der die Landwirthschaft praktisch kennt, günstige Erwartungen für den künftigen Ertrag desselben; und wie man auch über die Zweckmäßigkeit dieser Art der Armenversorgung urtheilen mag, so wird doch ein Jeder, der mit Empfänglichkeit für das Wohl seiner Mitbürger diese Colonie in ihrem Entstehn besucht hat, ein glückliches Gedeihen derselben von ganzem Herzen wünschen.

Jemehr daher nun, besonders bei der eben berührten Verschiedenheit der Ansichten, dem mit Hindernissen und Beschwerden mancher Art kämpfenden Stifter jede Aufmunterung von Herzen zu gönnen ist; desto mehr Dank gebührt dem Könige, der es nicht verschmähte auf seiner neulichen Reise durch die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, auch jene Anlage zu einem Gegenstande seiner nähern Untersuchung zu machen. Nichts ward dabei übersehn, was für die zweckmäßige Ausführung der Sache und ihre Dauer von Wichtigkeit ist, und verschiedene spätere Aeußerungen des hohen Reisenden gegen den Ref. bewährten die Richtigkeit der bei dieser Untersuchung hauptsächlich aufgestellten Gesichtspuncte. Lobend und ermunternd sprach sich der König über die Ausführung des menschenfreundlichen Planes an Ort und Stelle, so wie späterhin aus, und mit Recht zählte derselbe es den nicht gewöhnlichen Erscheinungen des täglichen Lebens bei, daß ein einzelner Mann im bereits fortgerückten Alter die Ausführung eines, seiner Natur und seinem Umfange nach so schwierigen und zugleich kostspieligen Unternehmens gewagt hat. Ist nun dieser gleich durch das lohnende Bewußtseyn, etwas Gutes und Gemeinnützliches beabsichtigt und nach besten Kräften befördert zu haben, der angenehmsten Belohnung gewiß, so wird doch aufs neue der ermunternde Beifall eines Königs, der seine Aeußerungen mit dem Stempel ruhiger Prüfung und gründlicher Beurtheilung zu bezeichnen pflegt, zum muthigen Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn ihn kräftig ermuntern. Unleugbar kann auch auf diese Weise die Reise des vielgeliebten Königs, der überall, wohin er kam, nichts was auf das Gemeinwohl Einfluß hat, seiner Aufmerksamkeit entgehn ließ, für die Förderung manches Guten von heilsamen Folgen seyn.

Erfreulich für uns Alle, die wir mit Theilnahme das Gute gefördert sehn, ist es aber zu erfahren, daß in einer bisher sparsam bewohnten Gegend und auf sonst ödem Lande, wovon jedem Ansiedler 9 Tonnen von 240 Quadrat-Ruthen zugetheilt sind, 20 arbeitsame Familien jetzt gut und bequem wohnen; deren 30 schulfähige Kinder eines angemessenen Unterrichts genießen; die, unter zweckmäßiger Anleitung, dem mütterlichen Boden gegenwärtig schon ihren Bedarf an Kartoffeln und zum Theil an Buchweizen und Rocken abgewinnen; die mit der nöthigen Milch und Butter, mit Kleidung und mit Brennmaterial versehn sind; denen Gelegenheit verschafft wird, durch Arbeit auf dem übrigen, für Rechnung der Colonialcasse bewirthschafteten Lande die Mittel zur Befriedigung solcher Bedürfnisse, welche ihr bisher unbedeutender Ackerbau nicht aufbringen kann, herbei zu schaffen; die durch nützliche Handarbeit während der todten Jahreszeit, auch diese fruchtbringend zu machen sich gewöhnen und anstatt wie vorhin die Früchte fleißiger Mitbürger mit verzehren zu helfen, die Masse der Nationalerzeugnisse vermehren und zur Vergrößerung des Nationalwohlstandes ihren verhältnißmäßigen Beitrag liefern.

Möge denn die Beförderung dieses höchst wünschenswerthen Zweckes, sowohl die Beförderer jener Anlage, als diejenigen, welche wider die Zweckmäßigkeit derselben Gründe anführen zu können glauben, zur Aufrechthaltung des nun einmal Bestehenden mit einander vereinigen! Möge die wohlwollende Theilnahme, welche der König dieser aufblühenden Anstalt schenkt, dem achtungswerthen Stifter für manche Unannehmlichkeit, Mühe und Sorge Ersatz gewähren! Möge endlich das Beispiel eines Königs, dem nichts unwichtig scheint, was auf Verminderung der Noth und des Elendes unter seinem Volke abzweckt, auch diejenigen, welche einer solchen Anreizung bedürfen, zur thätigen Mitwirkung ermuntern; und zu einer Zeit allgemeiner Spannung und ungewöhnlicher Aufregung der Gemüther, in unserm vergleichungsweise beneidenswerthen Lande, Regent und Volk durch das Gefühl gegenseitiger Anhänglichkeit, und durch unverdrossenes Zusammenwirken zur Beförderung des Gemeinwohles immer fester mit einander vereinigen!

---

## Garricks Zartsinn.

Hogarth hatte eine kleine Suite von trefflichen Gemälden vollendet. „Ach, sagte er zu Garrick, ich werde aber Noth haben, einen Käufer zu finden. Unter 200 Guineen lasse ich sie nicht. Ich denke also, ich will sie unter meinen Freunden ausspielen lassen. Nehmt ein Loos zu fünf Guineen.“ Garrick unterzeichnet gleich. Kaum ist der Maler fort, so spricht er zu sich selbst: „Zu wie vielen muß Hogarth herumlaufen, ehe die Liste voll wird! Das ist ja wahre Bettelei, und mein Freund Hogarth soll betteln?“ Und gleich eilt er ihm nach, die 200 Guineen selbst zu zahlen, um ihm diese Unannehmlichkeit zu ersparen. — Es kommen jetzt nach dem Tode von Garricks Wittwe diese Gemälde zur Versteigerung und werden vielleicht mit 2000 Guineen bezahlt werden!

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 214.

16. September 1823.

Jahrbücher der Literatur. Neunzehnter Band. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Art. 6. Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Karl Ludwig von Haller. Vierter Band, Drittes Hauptstück. Von den unabhängigen geistlichen Herren- oder Priesterstaaten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung, 1822. gr. 8.

Schon früher ist im literarischen Conversationsblatte bei der Anzeige des 16ten Bandes der wiener Jahrbücher ein allgemeines Urtheil über die literarische Persönlichkeit des Hrn. v. Haller ausgesprochen worden. Es ist ein großer, gefährlicher, und dabei handgreiflicher Irrthum, daß der Verf. sein Werk eine „allgemeine philosophische Theorie aller geistlichen Staaten und Gesellschaften“ nennt, und dieser offnen, vielfach wiederkehrenden Behauptung geradezu und auf alle Weise durch die fortlaufende Anbequemung widerspricht, mit welcher er die positive Verfassung der katholischen Kirche als das einzig wahre, zulängliche Bild christlicher Geselligkeit, nicht frei und öffentlich, sondern scheu und versteckt copirt. Er gleicht darin einem Redner, der angeblich die Worte frisch aus der Brust schöpft, und den dessen ungeachtet die laute Stimme des Souffleurs fortwährend Lügen straft. Was Wunder, wenn das Werk den Katholicismus bestätigt, da es ihm abgeborgt ist, und unter der durchsichtigen Decke ein förmliches Recepisse für den richtigen, obschon geheimen Empfang ausfertigt? Diese Bemerkung gilt rein der Methode, nicht der Sache selbst. Ja, auch der Katholicismus erscheint in dieser allgemeinen philosophischen Theorie verschoben, schwankend und innerlich grundlos; denn das natürliche Verhältniß eines Lehrers zu seinen Schülern, welches als ursprünglicher, unfehlbarer, überall eingreifender Typus zum Beweise und zur Erläuterung aufgestellt wird, führt schlechterdings nicht über das Gebiet des Relativen hinaus und ermangelt somit der absoluten Gültigkeit und Gewährleistung, die für die Unverletzlichkeit des Positiven, worauf es hier nothwendig ankommt, ausschließend in der unmittelbaren, fortdauernden, göttlichen Einwirkung zu suchen ist. Auf diese Weise hat Hr. v. Haller, ohne daß er es merkt und zugibt, eine arge Schuld bei dem Liberalismus gehäuft, wovon dieser indessen noch leichter dispensirt als die katholische Kirche bei der geheimen Rückkehr in ihren Schooß. Noch mehr; der Restaurator ist im Uebermaß seines Eifers am hellen Tage unter den Klubb der Reformers gerathen, er sitzt an ihrem Tische, ißt aus ihrer Schüssel, trinkt aus ihrem Becher, wenn er die Nothwendigkeit eines äußern kirchlichen Zusammenhanges nicht nur aus dem Manichäismus, dem Muhamedanismus, aus akatholischen Religionsgesellschaften, sondern auch aus den antireligiösen Orden und Secten der neuesten Zeit ableitet. Ist es nicht die grausamste Inconsequenz, das Licht der allein seligmachenden Wahrheit an der Pechfackel des revolutionairen Irrthums, wenn auch nicht gerade anzünden, doch nähren zu wollen? Subsidien, welche aus dem Rachen der Hölle stammen, soll ein himmlischer Baumeister, wie Hr. v. Haller seyn will, mit dem tiefsten, gründlichsten Abscheu zurückstoßen, damit man nicht sage, er treibe die Teufel aus durch Beelzebub, den obersten derselben. Das häufige Citiren heidnischer Stellen, welche schöne Gelehrsamkeit auch daraus hervorleuchtet, bleibt, nach der Lehre des katholischen Purismus immer und ewig ein Götzendienst der Vernunft im Stalle des Augias. Solange die hand- und tactfesten Gläubigen noch der Meinung sind, Cicero z. B. liege fortwährend in Salz und Pfeffer, weil er, als Heide, nicht ins Fegefeuer und also auch nicht ins Himmelreich kommen könne: so lange darf auch solch ein excommunicirter Geist durch keine Sublimation seines politischen Qualmes auf irgend eine Weise in die Heilsdampfmaschine einer christlichen Staatstheorie eindringen. Die Ultrakatholiken werden sagen, das Gift der modernen, inconsequenten Weisheit rühre bei Hrn. v. Haller noch aus seinem latenten Protestantismus her. Gut! so gebe er uns denn aus dem Zustande der neuen Erleuchtung eine probehaltige, philosophische Staatswissenschaft aus Einem Stücke, in Einem Gusse, von Einer Farbe; wir werden dann sehen, ob die Inconsequenz an Hrn. v. Haller, oder am Protestantismus haftet.

Eine allgemeine Theorie des gesellschaftlichen Vereins, begründet und angewendet auf Religionsphilosophie, ist einer von den großen systematischen Gedanken, dessen glückliche Ausführung unser Jahrhundert verherrlichen und den Verfasser für die Nachwelt verewigen würde. Es müßte zu dem Ende ein wissenschaftlicher Kreis beschrieben werden, innerhalb dessen die mannichfaltigsten Constructionen auf eine höchste, gemeinschaftliche Grundformel hinwiesen, so daß nicht blos Protestantismus und Katholicismus den schneidenden Gegensatz darin verlören, sondern auch die andern abweichenden Gestalten des christlichen Glaubens frei und leicht dem tiefen, allgegenwärtigen Zuge der versöhnenden Einheit folgen könnten. Dazu gehört freilich ein Schriftsteller, der die gesammte christliche Menschheit gleich sicher und stark im Kopf und Herzen trägt; ein ideales Wesen, gegen das, mit wenigen Ausnahmen, die heutigen Wortführer unter Protestanten und Katholiken das Ansehen der Larven gewinnen.

Der Rec. verräth durchgehends in seinen peinlichen, studirten Gesichtszügen die verlorene Mühe, welche es ihm kostet, hierarchisch klug zu seyn; besonders zappelt er unter den er-

bärmlichsten Grimaçen zwischen den zwei Mühlsteinen des Staats und der Kirche. Er möchte der letztern, als seiner Mutter, gern einen Denkpfennig in die Hand drücken, wenn es nur der erstere nicht sähe! aber dieser Polyphem hat, zum Unterschiede von dem homerischen, tausend Augen, so daß selbst für einen Schlaukopf, wie Ulysses, der thüringer Wald nicht hinreichen würde, um ihm mit den ausgerotteten Bäumen die Sehkraft auszubohren.

Katholische Theologen, die gegenwärtig aus Politik antichambriren wollen, müssen bei den Jesuiten in die Schule gehen; bei den alten Vätern nämlich, denn der heutige präparirte Nachwuchs wird in seinem Treibhause ohne Sonnenschein nichts absetzen, als eine petrificirte Vegetation, die auch für ein kleines provisorisches Experiment mit dem Pulse des Jahrhunderts vollkommen ausreicht. Es gibt nichts Verkehrteres, als Stümper, die den Virtuosen auf den Zehenspitzen nachzuschleichen glauben, und mit dem Brete vor dem Kopfe die Vorübergehenden zu Rippenstößen herausfordern. Der Rec. ist ein Mitglied dieser Congregation, denn von dem Vorwurfe eines groben Ungeschicks, einer unangenehmen Darstellung, eines nichtigen Berichts, eines schlechten Raisonnements wird ihn keine apostolische Junta freisprechen, die da weiß, was sie will. Von der spanischen Regentschaft dürfte er eine Belobung erhalten; die römische Curie schickt dagegen den Missionair auf der Stelle nach Hause, wenn sie seiner je ansichtig wird. Der Geist Cäsar's geht noch um auf dem Capitol.

Ueber die Restauration der Staatswissenschaft hat sich unter andern die liberale Partei durch Buchholz, in seinem historisch politischen Journal, außerdem auch noch durch Krug, die illiberale Genossenschaft durch A... M..., in seinen Staatsanzeigen, ausgesprochen. Der Referent liebt die Politik ohne Beinamen. Buchholz und Krug pflegen sich den Liberalismus etwas leicht zu machen, sie ziehen ihm sogar zuweilen das Fell über die Ohren, indem sie ihn zu streicheln glauben. Mehrere Bemerkungen A... M's heben die religiöse Unzulänglichkeit des Hallerschen Werkes treffend hervor. Warum liest man in den wiener Jahrbüchern keine Recensionen aus der Feder dieses politischen, ideologen Decorateurs? Geist und Wissen gestehen ihm auch die entschiedensten Gegner zu; seine Beiträge würden deshalb in der Recensur gleichfalls Geist und Wissen in Anspruch nehmen, und eine solche Gegenseitigkeit ist die beste Axe der literarischen Republik.

Art. 7. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, herausgegeben von J. Lambert Buchler, badischem Legationsrath und beständigem Secretair der Gesellschaft, und Dr. Karl Georg Dümge, badischem Archivrathe, Redacteur der Gesammtausgabe. III. Band. 4ter, 5ter und 6ter Heft. Frankfurt a. M. in der Andräischen Buchhandlung.

Die frankfurter Gesellschaft, gestiftet für das quellengemäße allseitige Studium der deutschen Geschichte, ist ihrer umfassenden und würdigen Idee nach ursprünglich ein Werk des Baron von Stein, welches allein seinem Namen die Unvergeßlichkeit sichert, wäre es möglich, daß die Undankbarkeit je seine großen frühern Verdienste um das gemeinsame deutsche Interesse aus den Augen verlieren könnte. Die Wichtigkeit des rühmlich begonnenen Unternehmens für eine wahre, gründliche, vollständige deutsche Geschichtsforschung leuchtet von selbst ein; auch hat die Bundestagsversammlung, davon überzeugt, Maßregeln zur Beförderung des Ganzen ergriffen. Die preußische Regierung hat auch bei dieser Gelegenheit wieder ein schönes Muster der Nachahmung gegeben. Einer sichern, kürzlich erhaltnen Nachricht zufolge, sind durch die Gnade Sr. Majestät des Königs aufs neue 1000 preuß. Thaler bewilligt worden mit der Weisung an das Ministerium des Cultus, auf zwölf Exemplare der Gesammtausgabe zu unterzeichnen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, das politische Band, welches die Deutschen als solche zusammenhalten soll, ist trotz aller künstlichen, maschinenmäßigen Verstärkung schwach, so lange nicht geistige Fäden dasselbe von einem Ende bis zum andern umspinnen und zu einem unzerreißbaren Ankerseile gegen alle mögliche Stürme verdichten. Unter diesem Gesichtspuncte verdient das erwähnte Archiv von jeder Seite die kräftigste Unterstützung; besonders sollte es in Bibliotheken, Museen, Lesezirkeln, wo die Sache der deutschen Gesammtheit in Ehre und Gunst steht, durchaus nicht fehlen. Mit löblicher Theilnahme haben die wiener Jahrbücher schon früher die beiden ersten Bände des vaterländischen Werkes angezeigt; denn daß der Patriotismus bei der Gelegenheit unter der Haube des Austriacismus hervorguckte, soll uns als eine eingewürzelte, spießbürgerlich-deutsche literarische Krähwinkelei, weiter nicht irren und kümmern.

Die gegenwärtige Berichterstattung zeichnet sich unter andern aus durch die komische Parallele zwischen Schottky auf der einen, und Eckhard, Schöpflin und Senkenberg auf der andern Seite. Wie konnte der Recensent, auch wenn er die Leser mystificiren wollte, eine so gediegne Dreiheit gegen den leichten Flaum eines Copisten in die Wagschale legen? Schottky hat in der letzterwähnten Eigenschaft unbestreitbare, ausgezeichnete, auch hinlänglich anerkannte Verdienste; ist doch sein altneudeutsches Extrafleisch von den österreichischen Winkelblättern um die Wette fast licitando ausgerufen worden, so daß wir es schon längst, kostete es kein Geld, in einem Kupferstiche vor uns liegen hätten. Zwischen wahrhaft verdienten Oesterreichern und Fremden — mit dem letztern Namen beehrt der Rec. die deutschen Ausländer — ist nie Zwiespalt gewesen; die Verdienste eines v. Hammer, Dolliner, Hartmann, Kopitar, Trattinick, v. Liechtenstern, endlich auch eines v. Hormayr, so lange er in seinen Grenzen bleibt, finden fortwährend unter uns eine gerechte Anerkennung, die sich bis auf Grillparzer's schönes Talent und Castellis lebensfrohe Schwänke erstreckt. Wir wissen nichts von einer Rangliste der Geister nach Quadratmeilen und wollen besonders von keiner auswärtigen Regierungsweisheit die Proscription der Intelligenz lernen. Wozu also die abgeschmackte Erwähnung Schottky's, der bis jetzt nur im Hintertreffen, wo nicht bei der Bagage einen Platz fände, wenn es zum Kampf zwischen den Fremden und Ausländern kommen sollte? Seine Bescheidenheit wird sich nicht höher versteigen.

Im Vorbeigehen eine kleine literarische Curiosität! Dr. Grossing wollte, einem hier gegebenen Winke zu Folge (Jahrbücher I. Anzeigebl. 12), an einem alten Thurm zu Klingenberg in Böhmen, Marbod's Residenz, des Ptolemäus Marobudum, und zwar aus den markomannischen Schriftzeichen erkannt haben. Die letztern sind aber, nach der Behauptung eines gelehrten Slavisten — nun was denn? — Steinmetzzeichen; und so verwandelt sich die ganze Residenz Marbod's in eine Schleife an einem Futteral für einen kopflosen Doctorhut. Die Leichtgläubigkeit mancher tüchtigen Archäologen, zu denen indessen dieser markomannische Seher keineswegs gehört, hat nach der passenden Bemerkung des Rec. große Aehnlichkeit mit dem Schwur vieler Lebemänner auf die Treue ihrer Maitressen.

Art. 8. *Regesta sive Rerum boicarum Autographa ad annum usque MCCC etc. e Regni Scriniis fideliter in summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura Caroli Henrici de Lang,*

sacrae Coronae Bavaricae Equitis aurati. Volumen I. Monaci, impensis regiis. 1822.

Eine Urkundensammlung zum Behufe der Geschichte des bairischen Königreichs, herausgegeben von dem schon früher ehrenvoll erwähnten Ritter von Lang. Der Rec. macht über die Vorarbeiten, Grenzen, Charakteristik, Art und Weise der Bekanntmachung mit sichtbarer Sachkenntniß sehr zweckmäßige und beherzigungswerthe Bemerkungen. Sein Rath, die Herausgabe nicht zu übereilen, greift leicht in das faule Fleisch. In Sachen der Nationalität pausirt der Deutsche ohnehin gern; sein Wahlspruch ist, wenn ihm das Feuer nicht auf die Nägel kommt: otium sine dignitate! Um das Ganze recht systematisch zu vollenden, fängt er lieber gar nicht an. Mag die Herausgabe der bairischen Urkunden immerhin etwas über Stock und Block fliegen, so stirbt sie wenigstens nicht, wie so vieles, und zwar das Beste, an den Vorbereitungen zum Leben. Ein Schubkarren, der verfault, während der Karrenschieber in den Häusern der Nachbarn Schmiere sucht, damit das Rad nicht pfeift: das war so ungefähr ehemals bei gewissen Angelegenheiten das Bild unsers gesellschaftlichen Zustandes. Wie lange wir jetzt noch an den Flammen zu zehren haben, die vom Himmel gefallen sind? darauf mögen die Feuerfresser antworten.

Art. 9. Der Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich, in einer Reihe von Bildnissen habsburgischer Fürsten und Fürstinnen, von Rudolph I. bis zu Philipp dem Schönen, nach dem in der k. k. Ambrasersammlung befindlichen, auf Befehl Kaiser Maximilians I. verfertigten Originalgemälde, zum ersten Mal herausgegeben durch das lithographische Institut, und mit kurzen historischen und Kunstnachrichten begleitet von Alois Primisser, Custos am k. k. Münz- und Antikencabinet und der k. k. Ambrasersammlung zu Wien (Groß Regal-Folio, 15 Blatt gedruckter Text, und 656 Blatt Steindruck, welche sowohl als Schwarzdrücke, als nach dem Original colorirt zu haben sind.)

Kein Damenkleid, selbst mit einer Stickerei von Sonne, Mond und Sternen, hat je eine so lange Schleppe gehabt als dieser Titelschweif, dem obendrein zum Schluß ein schwarzes oder nach Belieben colorirtes Weltauge in Groß Regal-Folio nachblickt. Wie viel das Ganze als Kunstwerk Werth hat? erfahren wir nicht bestimmt; die schuldige Ehrfurcht vor der Legitimität in Fleisch und Bein tragen kindlich reine Seelen durch eine communicatio idiomatum bis auf das Papier und die Leinwand über, auf welchen die alten hohen Häupter des Landes prangen; kluge Leute rechnen wohl gar diesen Bilderdienst zum Hofdienst, betrachten ihn wenigstens als eine Privatandacht in der Hauskapelle des Patriotismus. Die Einwohner des österreichischen Tuln gehören nicht hierher, diese haben sogar die Statuen des großen Rudolph und seiner Gemahlin zur Straßenmosaik für Pflastertreter herabgewürdigt!

Ob die Bilder echt und zuverlässig sind? Der Verfasser kämpft für ihre reine, probehaltige Herkunft mit einem Schwerte ohne Griff, dem die Klinge fehlt. Er stützt sich in seiner Noth auf die Uebereinstimmung derselben mit ältern Monumenten; aber wer sichert uns die Treue der letztern? Beklagt er doch selbst die vielen verfehlten Abbildungen der Monumenta Augustae domus austriacae. Wenn der Mangel des Authentischen ein sonst fleißig zusammengestelltes Prachtwerk drückt, mit welchem Rechte dürfen wir den größtentheils extemporirten, aufs Gerathewohl unternommenen Darstellungen trauen? Wie selten werden heutige Fürsten wahrhaft treu abgebildet, und die rohen Anfänge der Kunst in einer dunkeln Zeit sollten zuverlässig seyn? (Was die Welt an den vollendeten Darstellungen Alexander's aus der Hand des Lysippus, Apelles, Pyrgoteles erlebt hat, sieht sie nicht wieder; das ist etwas für sich.) Noch weniger Sicherheit gewährt der Pinsel der Schriftsteller, wenn er die Gestalten der Fürsten malt; können doch nur die glücklichsten Dichter in klaren und festen Zügen die äußere Persönlichkeit wiedergeben; wie dürfen wir dieses seltne Talent ohne schlagende Beweise dem Leichenzuge von Geschichtschreibern und Chronisten beilegen, die es in jedem Buchstaben verrathen, daß ihr geistiges Auge nicht weiter reicht, als um etwa das Plus eines Buckels oder das Minus einer Hand zu bemerken? Der Kaiser Maximilian war allerdings von der tiefsten Liebe zur Vorzeit seines Geschlechts durchdrungen; in und mit diesem Sinn ließ er die Bilder seiner Vorfahren ausführen: aber wer steht uns dafür, ob sein Auftrag mit geistreicher Gewissenhaftigkeit ausgeführt wurde? Maximilian zeigte überhaupt für einen Kaiser viel zu wenig Mißtrauen; seine schöne Gemüthlichkeit läßt sogar voraussetzen, daß er auch die Künstler, welche er beschäftigte, in keiner strengen Aufsicht und Zucht hielt. Die meisten Hofmaler gleichen aber darin dem Hofgesinde, daß sie eigne Schleichwege gehen, sobald sie nicht von einem Argus controllirt werden. Das sind einige Gründe gegen die gutmüthige, sanguinische Leichtgläubigkeit des Rec. Seine Arbeit schmeckt stark nach dem Staube der Archive und nach dem Roste der Kunst- und Wunderkammern. Bei der Beurtheilung eines Stammbaumes gereicht diese antiquarische Lebensessenz, so zu sagen, der Wurmsame und Mottenfraß des Geschichtlichen, gewiß zu einem großen, unverfänglichen Lobe. Das Urtheil über den Gesammtwerth der Abbildungen will Ref. weder nachsprechen noch unterschreiben. Wenn sie nicht drei Mal besser sind als die zusammengeschrumpften, mitunter zusammengeschüttelten Galleriestücke, welche die fixe Kunst des Hofmalers v. Perger nach Originalen des Belvedere mitgetheilt hat, bleiben sie Fabrikarbeit, und mit solcher sollte man billig den Stammbaum des Hauses Habsburg-Oesterreich verschonen. Selbst der Rec. läßt, ungeachtet seines unverkennbaren österreichischen Herzblutes, unter der Hand und durch die Finger einige Seufzer als pia desideria entschlüpfen. Dieses wehmüthige Flüstern auf der Aeolsharfe des Patriotismus sagt mehr, als die lautesten Trompetenstöße der absprechendsten kosmopolitischen Kritik.

Art. 10. Ueber die Verfassung der freien lombardischen Städte im Mittelalter. Von Heinrich Leo, Dr. Ph. Rudolstadt, gedruckt in Dr. G. C. Fröbels Hofbuchdruckrei.

Der Verfasser ist ein Doctor, auch der Buchdrucker führt den Namen Doctor, das Buch darf ohne Zweifel nur von Docteren gelesen und recensirt werden. Aus dem letztern doppelten Grunde erhält es in diesem Blatte die Freizügigkeit. Transeat cum ceteris!

Art. 11. *Réflexions morales et politiques sur quelques opinions et théories de notre temps.* 1820. 59 *pag.* 8.

Ueber die Mücken von Büchelchen! Die Kritik kann sich nicht länger mit dem Wedel vor dem Schwarm retten, sie muß zur Tabakspfeife ihre Zuflucht nehmen. Knastergeruch erwartet bei solcher Gelegenheit Niemand; genug, wenn das Kraut hinlänglich gebeizt ist.

Der politisch-rechtgläubige Verfasser hat die sattsam bekannte und wiederholte, fast zum Gassenhauer gewordene Litanei gegen die moderne Constitutionssucht, mechanische Staatswissenschaft, abstracte Luftbauerei, materielle Nivellirungswuth wieder und wieder zur Erbauung der andäch-

tigen Brüdergemeine abgesungen, oder vielmehr nachgekrächzt; denn ein so knechtisches Abgurgeln tausend Mal gesagter Gedanken, ohne alle Spuren von Eigenthümlichkeit, erinnert nothwendig an die Stimme des Raben. Ist der Text geistreicher als der Recensent, so haftet dieser für den Tadel. Was nützt das Aufkochen eines politischen Kaffeesatzes, den auch die flüchtigsten Zeitungsleser von fern an seiner Farbe erkennen, wenn nicht der beste Zucker, die frischeste Milch, und nöthigenfalls der stärkste Jamaicarum zu dem hochverordneten Erhaltungssurrogat hinzukommen? Solche Caffeefieber verdienen den Trank der Circe. Unglücklicherweise fehlt es unserm politischen Schenken an allen den erwähnten Ingredienzen; selbst sein Wasser ist faul, da er es aus Liebe zum urherkömmlichen Princip aus sumpfigen Lachen gesammelt hat. Geist in ewiger göttlicher Verjüngung — das ist und bleibt die einzige Glaubensformel, die wahrhafte Concordia, unter deren Schild die Mündigen das Sacrament des Staats genießen wollen.

Der Verfasser meint, alles müsse im Staate aus geschichtlicher Quelle fließen. Ganz recht. Der Rath ist gut und weltbekannt; daher sollen die Fürsten, so gut als die Völker, nach einem geschichtlichen Charakter streben im Sinne des Grundsatzes: Niemand lebt in der Menschheit, der nicht für sie lebt. Davon wollen aber die Ultramonarchisten nichts wissen; das Geschichtliche, was sie meinen, und helle Beobachter ihnen hinreichend abgemerkt haben, ist ein fetter Braten, versteckt zwischen die Rippen einer künstlichen Mumie, bestimmt für die Herrentafel einer classis selecta.

Der allgemeine Grundsatz, welcher die Presse frei gibt und den Misbrauch durch Gesetze zügeln will, soll angeblich zusammenstimmen mit der Inschrift über einem Gartenthor: „Jedem Menschen ist es erlaubt, hier Gebrauch von seinen Füßen zu machen und spazieren zu gehen, nicht aber die Pflanzen dabei zu zertreten.“ Lautete die letztere Wendung: „ohne dabei den Boden zu berühren,“ so hätte der feynsollende Spott wenigstens einen Sinn. Der Rec. findet die Vergleichung witzig; er hat damit das beißendste Epigramm auf seine Urtheilskraft gemacht.

Die Wiedergeburt des alternden Europa — ich denke es steckt noch in den Kinderschuhen, wegen seiner kindischen Streiche — wird vom Verf. im Bilde der Reaction und Gravitation vorgeführt, an deren Stelle der Rec. den Kampf einer großen tiefliegenden Krankheit setzt. Die letztere Ansicht kommt de Pradt zu Statten. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Bis jetzt sind die Patienten mehr chirurgisch als medicinisch behandelt worden; das Uebel muß also ein äußeres und nicht ein inneres seyn, wie das fortwährende Schneiden, Schröpfen, Aderlassen, Stechen, Bohren, Brennen augenscheinlich darthut. Was würde aber auch z. B. das Purgiren des vertrackten und verteufelten Geschlechts helfen? Es ist fest gegen alle gelinde Mittel, wie die Haut des Rhinoceros gegen den Regen schwacher Flintenkugeln. Die Theosophen unter den Aerzten rathen deshalb seit einiger Zeit das Magnetisiren an, um durch die Clairvoyance der Herzgrube die Selbstoffenbarungen der leidenden Organisation zum Besten der Gesundheit zu kehren.

Eine gelungne, glänzende Stelle kann allerdings das angeführte Lobwort auf Burke heißen; es wird indessen um vieles überboten von der Parentation, die Adam Müller gelegentlich zu Ehren des außerordentlichen Mannes gesprochen hat. Man sehe dessen Staatsanzeigen, erster Band, S. 148—161.

Die Recension schleicht und versiegt trotz der sichtbaren Anstrengung ohne Farbe und Leben, selbst die einzelnen Wellen einer schüchtern aufblickenden Bewegung zerfließen schnell und spurlos auf dem trüben Spiegel des Ganzen. Die für den kranken Zustand der Menschheit vorgeschlagnen Heilmittel schweben nixenartig auf der todten Oberfläche hin; rein mythologische Geschöpfe einer achtungswerthen, aber unzureichenden Gefühlsintention. Alles läuft auf ein eitles, optimistisches, teleologisches Reden hinaus, solange wir vorschlagen, das politische Gift durch moralischen Balsam zu zerstören, und Niemand weiß, wo wir den letztern hernehmen sollen; wir machen den schlechtesten Zirkel, indem wir als gefunden voraussetzen, was wir eben suchen, und uns wechselsweise ins Gewissen schieben, was wir weder haben noch aufrichtig wollen. Unter allen neuern Schriftstellern Deutschlands hat im Großen und Ganzen keiner dieses Thema bündiger behandelt, als Fichte in seinen Reden an das deutsche Volk. Das Zeitalter der politischen Entdeckungen hat kürzlich Ideen darin gefunden, d. h. in der neuesten Sprache: Arsenikkörner.

(Der Beschluß folgt.)

## Theatermiscellen aus Frankreich.

J. D. Gimet, ein junger Dichter, hat ein Trauerspiel: Thrasybulus, erscheinen lassen, das von den Kunstrichtern sehr gerühmt wird, aber im Manuscript nicht zur Aufführung gebracht werden konnte. Nicht einmal zum Vorlesen konnte er es bei den stolzen comediens français bringen. Das erste Pariser Theater ist, sagt der Mercur des 19ten Jahrh., leider so beschaffen, daß wenn ein zweiter Corneille ohne große Empfehlung vorspräche, er mit seinen Meisterstücken gewiß wieder nach Hause geschickt würde.

Auf der andern Seite werden jetzt für viele französische Bühnen nicht etwa blos ältere, sondern sehr neue, treffliche Stücke, wie man sagt, arrangirt, um so den Verfassern und ihren Erben den ihnen gebührenden Antheil an der Einnahme zu entziehen. So geht es besonders den armen Kindern des beliebten Favart. Ueberall werden die Stücke desselben — arrangirt gegeben, und so das erspart, was jene bekommen müßten. (In Deutschland hat noch kein Theaterdichter solche Klage geführt. Hier ist er froh, wenn er nur einmal für allemal eine Belohnung für sein Stück erhielt. Seine Erben durften darauf nie rechnen!)

## Miscellen.

In Rom werden die Arbeiten, das ganze Forum romanum wieder aufleben zu lassen, fleißig fortgesetzt. Der Abbate Fea verspricht sich die köstlichsten Früchte. Bereits hat man eine Säule gefunden, die die erste Columna militaris seyn soll.

In Arles, wo sich noch die Reste eines großen Amphitheaters vorfinden, hat man in der Umgegend desselben eine Menge Bildsäulen und andere Alterthümer entdeckt. Da auf dem Amphitheater selbst viele Häuser stehen, so ist die Nachgrabung nicht weniger als leicht.

In den Steppen der Ukraine findet sich eine Grasart, polygonum minus, an deren Wurzeln sich, wenn man sie herauszieht, kleine Insekten befinden, die an der Luft schnell trocknen und dann, zerstoßen, mit etwas Alaunwasser vermischt, eine schöne Scharlachfarbe geben. Die Kosaken brauchen letztere zu ihren Garnen; die russischen Weiber schminken sich damit. Die Juden und Armenier verkaufen große Quantitäten nach der Türkei, wo man Haare, Bart und Nägel damit färbt, und ein Pfund von diesem Cochenillesurrogat, das einen Rubel kostet, hat so viel Werth als ein halbes Pfund der Cochenille selbst.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 215.

17. September 1823.

## Beiträge zur Geschichte deutscher Universitäten.

Der alte Johann Paul Reinhard beginnt seine übrigens unvollendet gebliebene Einleitung zu einer allgemeinen Geschichte der Gelehrsamkeit damit, daß er das Reich der Wissenschaften mit einem weltlichen Reiche oder Staate vergleicht, und diese Vergleichung durch eine Menge §§. durchführt. Wie die Glieder eines Staates nicht sämmtlich gleiche Würde haben, durch Geburt oder Verdienste verschieden sind, aber der gemeine Mann die größte Anzahl ausmacht, so treten auch in ähnlichem Verhältnisse im Reiche der Wissenschaft Magnaten und Gemeine hervor. Wie sich Manche durch merkwürdige Handlungen, Andere durch treuen Bürgerfleiß, Andere wieder durch Erweiterung der Grenzen hervorthun, so gehe es auch in dem Reiche der Gelehrsamkeit. Man sieht, wie weit sich dies Gleichniß ausspinnen läßt, sieht aber auch bald, daß es wie jedes Gleichniß neben dem geraden seinen hinkenden Fuß hat. Reinhard gibt seinem Staate den Namen einer gelehrten Republik und läßt weislich ununtersucht, ob sie aristokratischer oder demokratischer Natur sey. Nur die monarchische Form weiset er hier wie billig ab (ob sie gleich im Einzelnen auch Statt gefunden hat). Wir wollen es einem Magister für seine Habilitationsschrift anheim geben, das demokratische Princip der gelehrten Republik pro rostris zu vertheidigen, und stimmen für die Aristokratie, nur diese nicht im üblichen, sondern im etymologischen Sinne genommen. (Vielleicht wird dies nebenbei den Wissenschaften, die in der neuern Zeit allerlei Anfechtungen in der Person ihrer Repräsentanten haben erleiden wollen, wieder einige Gunst verschaffen!) —

Die Hauptstädte jener Gelehrtenrepublik würden nun die Universitäten seyn; sowie die Bibliotheken und Archive die Schatzkammern und Magazine. Es kommt uns nicht zu, über die Beschuldigungen, welche in neuerer Zeit den Universitäten gemacht, über die Beschränkungen, die mit und auf ihnen vorgenommen worden sind, und die strengere geistige Diät, die ihnen auferlegt wurde, ein Urtheil zu fällen. Es haben Andere dafür und dagegen gesprochen. Aber so viel leuchtet ein, daß, wenn irgend einmal, es eben jetzt recht an der Zeit seyn würde, daß jede Hochschule einen sogenannten compte rendu, oder eine Rechenschaft von ihrem Daseyn und Wirken, ihrer Verfassung und Verwaltung öffentlich, treu und gewissenhaft vorlegte. Geschähe dies wenigstens von den wichtigsten der 20 deutschen oder deutsch-sprechenden Universitäten, so wäre damit gewiß ein höchst wichtiger Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands und Europas geliefert, und man würde erkennen, wie wichtig, wie umfassend, wie segensreich das Wirken der Universitäten für Staat und Wissenschaft ist; viele irrige Meinungen über dieselben würden zerstreut, viele Beschuldigungen zurückgewiesen, viele Anfechter derselben beschwichtigt, aber auch Gelegenheit zu vielen zeitgemäßen Verbesserungen gegeben werden. Nun sind zwar eine Menge Schriften über die Universitäten überhaupt, und über die meisten einzelnen deutschen Universitäten vorhanden; aber bei weitem die wenigsten entsprechen den Forderungen, die wir an einen literarischen compte rendu machen würden. Wie wenige sind mit Meiners *) Umständlichkeit und genauer Kunde oder mit Villers **) Geiste geschrieben worden?

*) C. Meiners Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unsers Erdtheiles. Göttingen, 1802—5. 4 Bände, 8.; und: Desselben Werk über die Verfassung und Verwaltung deutscher Akademien. 1801, 1802. 2 Bände (welches indeß fast nur Göttingen behandelt).

**) *Charles Villers:* coup d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante, en particulier du royaume de Westphalie. Cassel, 1808. — Zu den allgemeinen Werken gehören: W. Albr. Wilmerding's Verzeichniß der Universitäten, Akademien ꝛc. in Spanien, Portugal, Italien u. s. w. Leipzig, 1795. — G. N. Brehm's Alterthümer, Geschichte und neuere Statistik der hohen Schulen. Leipzig, 1783. — Der akademische Adreßkalender, worin die Namen und Aemter aller jetzt lebenden Lehrer auf Akademien in und außer Deutschland befindlich sind. Erlangen, 1769 u. 70. — Allgemeines Jahrbuch der Universitäten, Gymnasien, Lyceen ꝛc. Erfurt, 1802. — Ueber die einzelnen Universitäten: Gg. Andr. Will über Altdorf: Günthner Gesch. der lit. Anstalten in Baiern. München, 1810. 2 Bde; Reithofer über Landshut, 1811;

Bei unserer Ansicht von der Wichtigkeit akademischer Selbstbeschreibungen und Annalen mußten wir natürlich sehr begierig auf folgendes Werk seyn, von welchem wir sofort eine kurze Nachricht geben wollen:

*Annales Academiae Jenensis* edidit *Hr. Car. Abr. Eichstadius* etc. Vol. I. Jen. 1823. 502 S. 4.

Die Universität Jena hat immer einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen Hochschulen eingenommen, theils durch ihr Alter, theils durch die berühmten Namen ihrer Lehrer und ihre oft große Frequenz; obgleich letztere immer nur einen trüglichen Maßstab abgibt, und gar nicht blos durch innere Ursachen, sondern auch — besonders in neuern Zeiten — durch äußere Umstände bedingt ist. Freilich mag des alten Wolfgang Lazius in seiner migratione gentium angeführte Ursache von besserer Weide und Fütterung entlehnt, auch auf die migrationes akademischer Völker oft seine geistige Anwendung leiden! Der berühmte Herausgeber dieser Jenaischen Annalen, als Gelehrter selbst eine Zierde jener Hochschule, übernahm diese Arbeit in Auftrag der durchlauchtigen Erhalter und Landesväter dieser Universität, nach der jener Hochschule bei Gelegenheit des Reformations-Jubiläums 1817 zu Theil gewordenen Instauration; verwahrt sich aber sehr gegen die Meinung, daß er damit eine vollständige Geschichte habe geben wollen, so angenehm eine solche Gabe aus kritischer Hand und Feder gewesen wäre. Nur eine kurze Nachricht von dem Ursprung und den Schicksalen jener Universität geht S. IX — XXX voraus; worauf im ersten Theile S. 1 — 89 (soll heißen 98) kürzere oder längere Biographien aller jetzt lebenden Lehrer der Hochschule, mit Anzeige ihrer Schriften, gegeben werden, theils aus der Feder der einzelnen selbst, theils vom Herausgeber, wenn, ungeachtet aller ergangenen Aufforderungen, einige zu saumselig waren, ihr Leben noch einmal auch durch den lateinischen Kiel fließen zu lassen. Daß keine Portraits beigelegt worden sind, ist sehr zu billigen, weil sie ein solches Werk unnöthig vertheuern, und oft herzlich schlecht ausfallen, wie — doch exempla sunt odiosa!

Im zweiten Theile (S. 90 — 154) wird die Geschichte der Erneuerung der Universität (1817) gegeben, und die akademische Thätigkeit derselben im Jahre 1821 (mit welchem Jahre die eigentlichen Annalen beginnen sollen) ausführlich geschildert; als Anhang aber (S. 155 — 224) angefügt: 13 Urkunden theils über das Austreten der durchlauchtigen Fürsten von Coburg und Meiningen aus der Reihe der Gesammt-Erhalter, theils über die Gehalts-Erhöhungen und erhöheten Dotationen der Attribute der Universität, über die Errichtung mehrerer neuer Professuren (der hellenistischen Literatur und Sprache, der Chemie) und mehrerer neuer Institute (als der Gesammt-Witwencasse, des philologischen, theologischen, homiletischen und katechetischen Seminars), theils die neuen akademischen Gesetze (wozu auch das Honorarien-Regulativ gehört) und die gesetzlichen Vorschriften für die Theilnehmer an der akademischen Speiseanstalt. Im dritten Theile endlich von S. 225 — 502 werden 18 akademische Programme und Gelegenheitsschriften nach der Reihe der Facultäten wieder abgedruckt, die im Jahre 1821 erschienen sind.

Es sey erlaubt, einige Bemerkungen allgemeinen Inhalts voraus zu schicken. Daß die lateinische Sprache von einem Eichstädt (der derselben wie eben nicht Viele mächtig ist) gewählt werden mußte, lag am Tage, wenn es auch nicht schon im Plane des ganzen Werkes gelegen hätte. Ref. weiß wohl, wie laut sich jetzt manche Stimmen gegen diese gelehrte Sprache erhoben haben; und zum Theil Stimmen, bei welchen man Unkunde der Sprache nicht als Motiv annehmen darf, wohl aber oft einen gewissen Patriotismus, der indeß, genau besehen, schwerlich an der rechten Stelle seyn möchte. Denn der wahre Patriotismus dabei wäre der Ruhm der deutschen Universitäten, es sich auch in dieser Sprache von keiner ausländischen zuvorthun zu lassen. Ohnehin schreibt der wahre Gelehrte so vieles nicht blos für Deutschland, er schreibt es für die ganze gelehrte Welt. Und soll nicht, wie Eine diplomatische auch Eine gelehrte Sprache seyn? Wie seltsam und ungewohnt klingen doch z. B. deutsche öffentliche akademische Disputationen über gelehrte Materien, wie Ref. selbst bei mehreren Zeuge gewesen ist!

Eine andere Bemerkung betrifft die hier wieder abgedruckten akademischen Schriften des Jahrs 1821. Nichts von ihrem verschiedenen Inhalte und Gehalte, weil dies nicht für alle Leser dieses Blattes gleiches Interesse haben würde! Es scheint sehr zweckmäßig, daß sie in akademischen Annalen ihren Platz finden; aber nicht so zweckmäßig, daß sie dann zweimal abgedruckt werden müssen. Da sie zunächst für Gelehrte vom Fache bestimmt, und diese wieder, wenigstens zum

— Fick, G. C. Harleß (in 13 Programmen), Fickenscher und Papst über Erlangen †); — Heusen und Lehmann über Frankf. a. O.; — Schlegel über Greifswald; — Hoffbauer und Förster über Halle; — Kunhardt über Helmstädt; — Grohmann und Georgi über Wittenberg; — Thieß über Kiel; — Arnoldt, Goldbeck, Metzger über Königsberg; — Schulze, Kreußler und der neue Universitäts-Almanach auf 1823 über Leipzig; — Eschenbach über Rostock; — Schmidt, Wiedeburg, Strubberg. Güldenapfel über Jena; — Müller, Hochheimer, Heun, Rintel, Meiners, Brandes, Heeren (in seiner trefflichen Biographie Heyne's), Pütter (mit Saalfeld's Fortsetzung von 1788 — 1820) über Göttingen; — Schminke über Marburg; — Philebois über Wien. Andere Hochschulen, wie Heidelberg, Bonn, Breslau, geben Jahrbücher ihrer Universität, wie auch einige auswärtige, z. B. Leyden, Löwen, Utrecht.

†) In dem, der Fortsetzung des Convers. Lexicons angehörigen Artikel Erlangen hat sich ein böser Druckfehler eingeschlichen, indem die Einkünfte jener Universität statt 60 — 70,000 Thlr. sich nur auf 71,000 rheinische Gulden belaufen, also noch nicht einmal den Etat der Münchner Akademie der WW. von 80,000 Gulden erreichen.

großen Theile, auf den Universitäten sind; welchen durch einen im Jahr 1817 von Marburg ausgegangenen Tauschverein der akademischen Schriften*) ohnehin diese Schriften vor Augen kommen, so wäre wünschenswerth, daß alle solche Schriften Einer Universität sogleich in Einem und demselben Format in Einer Druckerei, und wo möglich mit denselben Lettern gedruckt würden, um gleich im ersten Abdrucke für den unmittelbaren akademischen Zweck, dann für die Versendung und endlich auch für die Annalen gebraucht werden zu können.

Nun zur Sache selbst! Die Stiftung der jenaischen Hochschule war dem wackern und im Unglücke erst recht erprobten Johann Friedrich dem Großmüthigen eine wahre Herzensangelegenheit. Ihn hatte der schmalkaldische Krieg, und besonders der böse 24. April 1547 oder die Schlacht in der Lochauer Haide, und endlich die berühmte Wittenberger Capitulation um seinen Kurfürstenhut, sein Land und seine Freiheit gebracht. Nur seinen Söhnen wurde eine Anzahl Städte und Aemter, die einen jährlichen Ertrag von 50,000 Fl. gewähren sollten (und die Grundlage der nachherigen sächsischen Herzogthümer Ernestinischer oder älterer Linie, Weimar, Gotha, Coburg u. s. w. wurden) ausgemittelt; der arme Johann Friedrich selbst aber von Karl V. in mehrjährige Gefangenschaft geschleppt, aus welcher ihn endlich 1552 der Erbe seiner Würden und Länder, Kurfürst Moritz von Sachsen, jüngerer oder Albertinischer Linie, erlösete. Johann Friedrich betrachtete aber eine Universität als einen Grundpfeiler des Protestantismus, und trug, als er gefangen durch Thüringen geführt wurde, zu Jena seinen Söhnen auf, statt des verlornen Wittenbergs **) in Jena selbst eine neue Universität zu gründen. Die Lage der Stadt, die schon die Mönche („genus hominum in vitae voluptates et oblectamenta effusissimum") zur Anlegung von Klöstern sehr passend gefunden hatten, schien einladend, und der Umstand, daß schon früher wegen einer Pest die Wittenberger Hochschule hier ein freundliches Asyl gefunden hatte, konnte nur in dieser Wahl bestärken. Auf des Kanzlers Gregor Brück und des Naumburger Bischofs Nicolaus von Amsdorf Anrathen, wurden nun der Philolog und Dichter Johann Stigelius von Wittenberg als erster Professor der Beredtsamkeit und Poesie, und Victorin Strigelius als Philosoph und Theolog von Erfurt herbeigerufen; ihnen folgten ein großer Theil ihrer Zuhörer nach (19. März 1548), und so begann vorerst das sogenannte Paedagogium provinciale, jedoch mit Freitischen, 47 Stipendien und einer öffentlichen Bibliothek ausgestattet.

Am 1. Juli 1562 schlug für den alten Johann Friedrich zu Augsburg die Stunde der Freiheit. Den Rückkehrenden empfingen bei Jena bewaffnete Bürger, Knaben und Mädchen mit Rautenkränzen, und beim schwarzen Bär die Studirenden (acht Grafen unter ihnen) und Professoren. Mit unbedecktem Haupte nahm der gewesene Kurfürst ihre Bewillkommnung an, blickte dann wohlgefällig auf die Studirenden und rief seinem in Leid und Freud getreuen Lukas Cranach zu: „Sieh, das ist Bruder Studium!" Alsbald sandte er seinen Sohn Johann Wilhelm an Karl V. nach Brüssel und bat um Privilegien und Freiheiten für seine Anstalt. Doch konnte diese Urkunden erst sein Sohn Johann Wilhelm vom Kaiser Ferdinand I. zu Prag durch den berühmten Arzt Johann Schröter (der schon des Kaisers Magen einmal in Ordnung gebracht und dafür Adelstand und große Gunst erlangt hatte) erhalten, weil Karl V., um dem Katholicismus nichts zu vergeben, das Recht, protestantische Doctoren der Theologie zu machen, nicht hatte zugestehen wollen. (Die Urkunde, worin nun alle mögliche Rechte und Vorrechte der neuen Akademie ertheilt werden, datirt 15. August 1557, ist abgedruckt.) Hierauf folgte am 2. Februar 1558 die feierliche Inauguration der neuen Universität. Zu den mehrtägigen Feierlichkeiten, denen die drei Söhne des (1554) verstorbenen Kurfürsten beiwohnten, gehörten Gottesdienste, Processionen, kriegerische Evolutionen und Scheingefechte auf dem Markte (diese Art Inauguration auf dem Markte war gewiß ominös!) u. s. w. Am folgenden Morgen zogen Rector (Schröter), Professoren, Doctoren, Magistri und Commilitones aus der Salana (dem akademischen Gebäude) drei Mann hoch,

---

*) Die Nützlichkeit dieses Mittheilungs- und Tauschvereins der akademischen Programme, Dissertationen, Disputationen 2c. und anderer Gelegenheitsschriften, denen auch Anschläge von Doctorpromotionen, Lectionsverzeichnisse beigelegt zu werden pflegen, ist so einleuchtend gewesen (man denke nur, wie schwer es oft hält, eine kleine akademische Schrift von einer entfernten Universität zu erhalten!), daß sich jetzt die Zahl der darauf eingegangenen Hochschulen bis auf 27, und damit auch auf niederländische, dänische, schwedische, russische und polnische ausgedehnt hat. Die Namen derselben sind: Åbo, Berlin, Bonn, Breslau, Charkow, Dorpat, Freiburg, Gent, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Kopenhagen, Krakau, Landshut, Leipzig, Lund, Löwen, Marburg, Rostock, Tübingen, Warschau, Würzburg. Sehr interessant ist eine Vergleichung der Zahl der akademischen Schriften, welche von den einzelnen Hochschulen ausgehen. In Deutschland möchten wohl Berlin, Leipzig und Göttingen den Vorrang dabei haben. Wie würde eine solche Mittheilung ohne die lateinische Sprache möglich seyn? Vielleicht, daß sich die Resultate dieses Vereins einmal besonders darlegen lassen.

**) Die Stelle: „eas academias (Leipzig und Wittenberg) funesto sibi bello ereptas dolebat Joh. Fr." kann den Misverstand veranlassen, als hätten beide Universitäten zu Joh. Friedrichs Antheile Sachsens gehört, was indeß nur von Wittenberg gilt, da durch die Theilung 1485 Leipzig schon der jüngern oder Albertinischen Linie verblieben war. Sonst hätte ja auch der bärtige Georg nicht die Einführung der Reformation in Leipzig verhindern und erst seinen Nachfolgern, Heinrich und Moritz, überlassen können.

unter Glockenklang, zum ältern Fürsten Johann Friedrich und führten ihn in die ausgeschmückte und von Musik ertönende Kirche. Dort hielt Johann Friedrich selbst eine lateinische Rede an die akademischen Bürger und ließ dann die Freiheitsurkunde vorlesen, welche hierauf der Kanzler Christian Brück mit einer deutschen Rede dem Rector übergab. Darauf übergab ein Anderer aus des Fürsten Umgebung, Stephan Clodius, nach Vorlesung derselben, die Gesetze und Statuten der Universität. Dem Rector überreichten aber die Bürgermeister einen silbernen und vergoldeten Becher von künstlicher Arbeit, und Stigelius hielt eine tapfre Rede über Errichtung und Erhaltung der Akademien, über Würde und Nutzen der Wissenschaft und der Gelehrten. Darauf gab der Herzog der Akademie ein prächtiges Gastmahl, welchem wieder ritterliche Spiele folgten; und so hats noch zwei Tage fortgedauert.

Leider bricht damit der Hr. Verf. die ältere Geschichte ab, und will die Fortsetzung günstigern Zeiten aufbehalten wissen, da nicht blos Studium und Gelehrsamkeit, sondern auch Heiterkeit des Geistes dazu gehöre, die ihm aber damals, wo er dies geschrieben habe (Mai 1822) gänzlich getrübt worden sey. Der Leser kann dies nur bedauern, da die Geschichte der Universität Jena besonders durch ihren Einfluß auf Theologie und Philosophie, durch ihren Kampf mit dem Kryptocalvinismus in Leipzig und Dresden, durch ihre feste unerschütterliche Orthodoxie und in neuerer Zeit durch eine neue dort fast entstandene Philosophie hochwichtig für die Literatur und geistige Cultur Deutschlands überhaupt geworden ist, wenigstens wichtiger als durch die sogenannten sieben Wunder Jenas:

Ara, Caput, Draco, Mons, Pons, Vulpecula Turris,
Weigeliana Domus, septem miracula Jenae.

Deren Erklärung man in Nicolai's bekannter Beschreibung einer Reise durch Deutschland u. s. w. Berlin 1783, I. S. 58 nachsehen mag.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière diplomatique. Par le Baron Charles de Martens. Leipsic, chez F. A. Brockhaus. 1822. 8.**

Die jüngste unter allen Wissenschaften ist unstreitig die Diplomatie, das ist, die Kenntniß der äußern Verhältnisse der Staaten zu einander, und der Verwaltung ihrer darauf gebaueten Interessen. Und zwar ist diese Kenntniß so neuerlich erst in die Reihe der Wissenschaften eingetreten, daß ihre Grenzen noch nicht fest bestimmt sind, und ihr bereits noch nicht festgestellter Begriff annoch den seltsamsten Misverständnissen unterworfen ist. Zwar sind die Staaten schon längst seit Ausbildung der Politik in individuelle Verhältnisse zu einander getreten, zwar sind die daraus entstehenden Interessen theils durch die Regierungen selbst, theils mittelst der Gesandtschaften verwaltet werden; allein bis auf die neuesten Zeiten hat man angenommen, daß die wissenschaftliche Aufstellung allgemeiner Normen und Grundsätze für diesen gesonderten Theil menschlichen Wissens und Treibens unstatthaft sey. Frühere hierher einschlagende Versuche, deren namentliche Aufzählung hier nicht an ihrem Orte seyn würde, blieben so mangelhaft und so unsystematisch, daß sie nicht nur zur Behandlung der Diplomatie als Wissenschaft durchaus unzulänglich waren, sondern dieselbe wohl gar als bloßes Zubehör verwandter Wissenschaften behandelten. Der in die politischen Verhältnisse mit dem Fortschreiten der Zeit eingedrungene Ordnungssinn, und die sie allmählig belebende Rechtsidee hat das Bedürfniß nach wissenschaftlicher Anordnung und Begrenzung der unter der Rubrik der Diplomatie begriffenen Kenntnisse erregt. Den ersten systematischen Entwurf in diesem Sinne lieferte Herr von Lichtenstern unter dem Titel: Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen und der Diplomat zu leisten? rc. Altenburg, 1820, 8., — welche kleine Schrift, wie zu hoffen steht, die Anregung zu Ausführung eines vollständigeren Systems geben wird.

Als anderweitige Frucht des zeitgemäßen Bestrebens zu Ausbildung der Diplomatie ist das unter dem obstehenden Titel eines Manuel diplomatique etc. erschienene Werk anzusehen. Des Baron von Martens Zweck dabei ist, so wie er es im Vorworte selbst verkündet, dreifach gewesen: 1) eine Uebersicht der gegenwärtig von allen europäischen Mächten anerkannten Völkerrechts-Grundsätze, hinsichtlich der Rechte und Befreiungen der diplomatischen Agenten, zu geben; 2) allgemeine Begriffe der Pflichten und Geschäfte des Diplomaten bei den Unterhandlungen aufzustellen, und 3) die allgemeinen Grundsätze, rücksichtlich der Form, des Styles und des Ceremoniels der politischen Schriften zu liefern. Was in früheren Werken zerstreut und weitläufig ausgeführt ist, das hat Hr. v. M. hier zu Abfassung eines Handbuches für diejenigen, die sich als Diplomaten zu bilden gedenken, im Auszuge zusammengestellt und zu leichterer Uebersicht gebracht; ein um so nützlicheres Werk, da sich die Diplomaten bisher mit gründlichem Studiren und mit Erwerben der nothwendigen historischen und rechtsphilosophischen Vorkenntnisse wenig befassen zu müssen geglaubt, und nur zu oft Unkenntniß des aller unentbehrlichsten Wissens in ihrem Fache verrathen haben. Sehr erfreulich ist eben daher auch das dem Handbuche beigefügte Verzeichniß in die Diplomatie und deren Hülfswissenschaften einschlagender Werke, unter der Rubrik eines Katalogs zu einer gewählten diplomatischen Bibliothek. Denn obgleich dasselbe auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch macht, auch wohl strengerer Ordnung fähig gewesen wäre, so gibt es doch genügende Anleitung zur Wahl der von dem künftigen Diplomaten zu lesenden und zu studirenden Werke.

Da hiernächst die Absicht des Hrn. v. M. nicht darauf ging, eine vollständige Anleitung zu Abfassung diplomatischer Schriften und eine ausführliche Abhandlung über den zu jeder einzelnen Gattung passenden Styl zu geben, sondern auch in diesem Theile wie in den übrigen nur eine Uebersicht zu liefern, so ist dies summarisch am Schlusse des Werkes geschehen, wobei jedoch eine deutlichere Reihenfolge nach den Materien zu wünschen gewesen wäre. Vorzüglich reich ist die hierzu gehörige Beispielsammlung, die der Verf. aus den bändereichen Werken über völkerrechtliche Urkunden gesammelt, und hier zu bequemer Benutzung nach alphabetischer Ordnung der Materien zusammengestellt hat. — — Und so bildet denn das Manuel diplomatique, entsprechend seinem Titel, ein beachtenswerthes und brauchbares Handbuch zu Erwerbung der bringendsten Kenntnisse für den Diplomaten.

66.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 216.

18. September 1823.

Schutzschrift für meine Grundlegung zur Physik der Sitten, herausgegeben von Dr. F. E. Beneke. Leipzig, bei K. H. Reclam. 1823.

Der Verf. hat der bekannten Hemmung seiner Vorlesungen an der Universität zu Berlin noch durch besondere Anzeigen in der Jen. Allg. Lit. Zeit. Aug. 1822. Intell. Bl. Nr. 37, 38 und in der Hall. Allg. Lit. Zeit. 1822 Nr. 258 Oeffentlichkeit gegeben. Die gegenwärtige Schutzschrift, welche ausdrücklich das Urtheil des größern gebildeten Publicums in Anspruch nimmt, stellt, in Hinsicht auf die laut gewordenen Einwendungen, sieben Sätze oder Theses auf, von denen aber kein einziger Stand und Probe hält. Es kommt hier, außer dem Ernst der Prüfung, zugleich auf Kürze und Gemeinverständlichkeit an.

1. „In Bezug auf die sittliche Beurtheilung will die Grundlegung zur Physik der Sitten um nichts klüger seyn als das reine moralische Gefühl. Sie erkennt die Urtheile desselben ohne allen Rückhalt an und setzt sich nur die Aufgabe, dieselben zu höherer Klarheit zu entwickeln."

Das sittliche Gefühl spielt in der wissenschaftlichen Sittenlehre keine andere Rolle als die wunderthätige Heilmethode in der gründlichen Medicin. Es ist ein Zustand der Lust oder Unlust, welcher das Bewußtseyn der sittlichen Gesetzmäßigkeit oder des Gegentheils ausdrückt, mithin das sittliche Urtheil nothwendig voraussetzt, keinesweges begründet. Da sich also dasselbe klar oder dunkel, unmittelbar oder mittelbar an irgend eine Verrichtung der freien Selbstthätigkeit anschließt, wäre eine solche auch blos von der Phantasie vorgebildet, wie in den Werken der Kunst; hätte sie selbst ein problematisches, ja reinidelles Daseyn, wie bei Vorsätzen und casuistischen Annahmen: so fehlt dem Ausspruche der Lust oder Unlust über den Charakter und Werth des Sittlichen offenbar alle richterliche Vollmacht, denn das Spätere kann unmöglich für das Frühere eine Regel abgeben, insofern es diesem selbst seinen Ursprung verdankt; es müßte sonst auch erlaubt seyn das Böse zu kosten, um es verabscheuen zu lernen. In der neuern Zeit haben besonders englische Moralphilosophen aus vaterländischer Liebe zum Comfortable die Theorie der Lust und Unlust in Gunst und Schwung bringen wollen, vermuthlich nicht ohne die stille Hoffnung, es werde bei den raschen Fortschritten der insularischen Industrie und Mechanik für die Abschätzung der sittlichen Gefühle im Großen und Kleinen nächstens eine Schnellwaage erfunden werden. Der Verf. durfte in Berlin unter seinen Berufsgenossen nicht weit suchen, um unter ihnen die geistreichsten, originellsten Widerleger dieser Anglomanie zu finden, wenn er zu vornehm war, bei Kant einzusprechen. Sein Berufen auf Jacobi, als den Koryphäen der lautern und idealgesteigerten Sittenlehre, ist ein ausgeklungenes Glockenspiel, da unter den Kundigen längst kein Zweifel mehr darüber obwaltet, daß dieser gemüthliche Denker den letzten Grund der allgemeinen Sittenlehre in einer eigenthümlichen Genialität des Herzens, so zu sagen, in einer angebornen Poesie des Gefühls suchte, ungefähr in der Art und Weise, wie Sokrates seinen Genius verehrte, und Luther seinen Teufel fürchtete. Solche Besonderheiten geben natürlich keine wissenschaftliche Basis ab, sie sind Anomalien, die wir aus der Regel erklären, nicht umgekehrt diese aus jenen ableiten müssen.

2. „Die Entwickelung des reinen moralischen Gefühles zu höherer Klarheit geschieht keineswegs dadurch, daß an die Stelle desselben irgend etwas anders, von diesem Gefühle Verschiedenes, gesetzt wird; sondern allein 1) durch die Zergliederung dieses Gefühles in seine einfachen Bestandtheile, und 2) durch die Nachweisung der Art, wie diese Bestandtheile und wie das aus ihnen zusammengesetzte Ganze entstanden sind. Hierdurch wird dann zugleich auch die Scheidung des reinen moralischen Gefühls vom unreinen vermittelt."

Diese Behauptung enthält ein Nest von Widersprüchen; kaum findet das Kuckukei der Kritik noch Platz darin; ans Ausbrüten ist bei dem Verf. ohnehin nicht zu denken. Die sittlichen Urtheile des Gefühls sollen — zergliedert werden, und zwar in ihre einfachen Bestandtheile. Worte! Umschlagtücher für Schleier, Futterale zu Futteralen! Das Gefühl — setzen wir demselben einmal Hörner zum Urtheilen ein, wie sie die Schnecke zum Betasten hat — bewegt sich zwischen Anfang und Ende wachsend, culminirend,

abnehmend. Wie läßt sich eine solche veränderliche Größe in einfache Bestandtheile zerlegen? Letztere sollen, der Behauptung zufolge, Atome seyn und weichen, der Natur des Gefühls nach, auffallender von einander ab, als die Brote der theuern und der wohlfeilen Zeit. Aber die ganze Vorstellungsart ist außerdem reinmaterialistisch und zeigt von allen Seiten leere Zwischenräume wie der trockenste Schwamm. Denn das Gefühl überhaupt, also auch das sittliche, erweist sich erst dadurch als ein lebendiges, zusammenhängendes, daß es vom ersten bis zum letzten Augenblick in seiner ganzen Bewegung eine feste, unzerstörbare Gleichartigkeit behauptet, widrigenfalls dürften wir demselben unter keiner Bedingung eine bestimmte Einheit zuschreiben, die es doch als unterscheidbarer, gesonderter Gegenstand haben muß. Sonach ist die angesonnene Zergliederung in einfache Bestandtheile eine platte Unmöglichkeit; so chimärisch als das verstichte Zählen einzelner Tropfen, um aus ihrer Menge die Natur einer abfließenden Wassermasse zu bestimmen. Der Verf. hat eine Ahnung davon, indem er zugibt, daß die geforderte Zergliederung *nicht immer* (!) (S. 12) in jedem Gemüthe zu einem genauen, ausreichenden Resultat führt. Wie kann er aber, nach einem solchen schlagenden Geständniß, auf dem angegebenen Wege die Scheidung des *reinen* sittlichen Gefühls vom *unreinen* vermitteln wollen? Die Anerkennung des letztern, als eines solchen, soll sich dabei nach seiner unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptung leichter und sicherer ergeben als die Ueberzeugung von der Gültigkeit des erstern. Wer aber das Böse oder Negative in möglichster Schärfe mit seinem Gefühle durchdringt, der muß in demselben Maße auch das Gute oder Positive nach dem richtigsten Werthe empfinden; es ist an und für sich bei einer gründlichen Entschiedenheit des praktischen Urtheils gleichgültig, ob dasselbe in der Form des Verneinens oder des Bejahens erscheint, insofern dem einen wie dem andern dasselbe Gesetz zum Grunde liegt. Hier ein Beispiel zur Erläuterung. Der Begriff des Südpols führt nothwendig und unmittelbar, vermöge des Gegensatzes, zur Erkenntniß des Nordpols; der eine ist in dem andern gegeben, das Orientiren kann beliebig seinen Anfangspunct auf der südlichen oder nördlichen Weltgegend nehmen: für das Auffinden der Richtung bleibt die Sache dieselbe. Wider Wissen und Willen hat endlich der Verf. seiner Physik der Sitten den Todesstoß beigebracht durch das Schweben und Beben des Relativen im reinen unerschütterlichen Gebiet des Absoluten. Mit andern Worten: die neue angebliche Theorie thut keinen Schritt, ohne heimlich auf Capitulation anzutragen, und diese ihre Noth soll uns als *Königstein* der Wissenschaft gelten. So wird z. B. im günstigsten Falle die Stimme des sittlichen Gefühls (S. 12, Z. 12) von der *Empfänglichkeit für eine einigermaßen wissenschaftliche Bildung* abhängig gemacht. Das heißt der Moralphilosophie statt des Scepters den Bettelstab reichen, und Krongüter zu Almosen herabwürdigen. Sobald irgend ein Schriftsteller das Geschäft der sittlichen Beurtheilung in die tausend Falten der menschlichen Individualität hinüberspielt, anstatt dasselbe auf die ewige Einheit des sittlichen Gesetzes zu gründen, gibt er sich und seine Sache auf, er ist im Sinne der Wissenschaft hors de la loi. Indem der Verf. mit seinem Gefühlsurtheile so schwankend umhertappt, tritt er indessen hier und da der Wahrheit auf den Zeh; könnte die Göttin schreien, er fände sie sicher, aber wollte sie in den gegenwärtigen Tagen über Mishandlungen laut werden, sie müßte brüllen wie der verwundete Mars im trojanischen Kriege. Um von dem Zeh der Wahrheit auf sie selbst zu kommen, ist zu erinnern, daß jedes Urtheil irgend eine Subsumtion ausdrückt. Es muß also auch bei dem vermeinten Urtheil des sittlichen Gefühls irgend etwas Höheres gegeben seyn, auf welches der zu prüfende Gegenstand bezogen wird. Das Höhere oder vielmehr Höchste ist das sittliche Gesetz, das Unterzuordnende entweder eine Thatsache des vorbildenden Bewußtseyns oder der unmittelbaren Erfahrung; beide werden im Urtheile verknüpft nach der Regel der Einstimmigkeit oder des Widerspruchs. Jenem Höchsten will der Verf. durch Zergliedern des Gefühls auf die Spur kommen; wobei er die sogenannten einfachen Bestandtheile des erstern mit den strahlenden Radien des letztern verwechselt; und so sucht er überhaupt die hellere Klarheit in der tieferen Finsterniß. Er ist ein Schatzgräber, der das Wort des Zaubers vergessen hat und in verworrenen Tönen sein Leid klagt.

3. „Insofern reine Sittenlehre (nach Nr. 2) die Natur und den Ursprung des Sittlichen und Unsittlichen (ihr Seyn und Gewordenseyn) entwickelt, heißt sie *Naturlehre oder Physik der Sitten*."

Vor mehrern Jahren hatten wir in Büchern Frauen, wie sie seyn sollten, und daneben zur beliebigen Abwechslung eine Unzahl von Frauen, wie sie noch bis auf diesen Tag leiben und leben. Eine Elisa vom letzten Schlage und zwar das schlimmste Hauskreuz ist die besagte Physik der Sitten. Bekommt irgend eine Elisa, *wie sie ist*, den Schnupfen, gleich hat ihn auch ihre Schwester, die Physik der Sitten, denn Höchstdieselbe macht nach ihrer lauten Erklärung *alles Wirkliche* mit; fühlt eine andere Elisa, wie sie nicht seyn soll, aber nun einmal vom Kopf bis auf die Zehen *ist*, einen Sturmdrang zu einem galanten Alibi, gleich steckt die Physik der Sitten ihren Querkopf zwischen das Rendezvous, denn, wie gesagt, sie geht den *Wirklichkeiten* mit einer riesigen Leidenschaft nach, und was ist *wirklicher* als die Liebe, zumal die verbotene? Wir bringen jetzt alle Elisen, unter ehrfurchtsvollen Bitten um allergnädigsten Generalpardon, durch einen sanften Druck der Physik der Sitten in eine Nuß und schreiben auf die längliche Weltkugel — die Damen sind und bleiben für Männer von Geist und Gefühl das Universum in der Nuß — also wie folgt und zwar im Canzleistyl der Kritik: Die wissenschaftliche Sittenlehre hat es mit dem Menschen zu thun, wie er seyn *soll* und nicht wie er ist. Das Geschehene, sey es ein Gutes oder Böses, muß überall

aufgehen in der Klarheit des Gesetzes und erhält dadurch allein Raum in der philosophischen Betrachtung. Der Name: Physik der Sitten, insofern er keine andere als die Sanktion der Wirklichkeit geltend macht, ist grundlos, erzeugt von einem modischen Sinn und Streben, das durch die schielende Beziehung auf Kants Metaphysik der Sitten bis zur Opposition des Lächerlichen steigt.

4. „Die Gesetze für das Sittliche werden aus der Erfahrung erkannt."

Nach mehrern Vor- und Seitensprüngen rennt sich endlich die Erklärung des aufgestellten widersprechenden Satzes in folgenden Worten fest: „Die Bestandtheile des Urtheils und der Art ihrer Verknüpfung fallen in das der innern Erfahrung offenliegende Seelenseyn, und ihre Entstehungsweise kann in demselben nachgewiesen werden." Ein Oraculum ex post, das schlechthin unverständlich wäre, ohne den leisen Zuruf der Götter aus ihrer olympischen Versammlung. Der ideelle Ursprung der sittlichen Gesetze ist hier mit der geschichtlichen Entwickelung derselben im erfüllten Bewußtseyn eben so grob als unverantwortlich verwechselt. Die Möglichkeit einer sittlichen Erfahrung setzt die Wirklichkeit einer sittlichen Gesetzgebung voraus, die Raum und Zeit überspringt und ihren letzten Grund in Gott hat. Wie kann die veränderliche, individuelle Erfahrung unbedingt und allgemein verpflichten? Wo finden wir einen Maßstab für den verschiedenen oft streitigen Werth ihrer Aussprüche? Zuletzt muß sie noch aus Verzweiflung bei der Gewohnheit, dem Herkommen Dienste nehmen, wo ihr dann nichts übrig bleibt, als die revolutionaire Praxis der Menschenfresser mit der utopischen Gewissenhaftigkeit der Quäker zu setzen und auf diese Weise aus der bunten, geronnenen, ungeheuern Masse ein sittliches Universalragout zu bereiten. Die Ideale — heißt es im Geiste dieser sittlichen Kochkunst (S. 19) — legen ihre Natur am sichersten durch ihre praktische Entwickelung dar! Umgekehrt, das sittliche Ideal gibt für jede Prüfung des sittlichen Gehalts die Norm ab, und kann nie von dem irdischen Leben erschwungen werden. Der Verf. sieht dagegen das praktische Ideal für einen Pferdeschwanz an, den die Physik der Sitten stutzen muß. Es ist ein consequenter Irrthum, wenn er die Wirklichkeit, den thatsächlichen Bestand eines solchen abgekürzten Ideals in dem Daseyn eines Traumes sucht; denn da dieser wahrhaft lebt, so folgt daraus von selbst die Wahrheit des Inhalts, d. h. die Gewißheit des Phantoms.

Sind die vier Lichter des gedruckten Siebengestirns glücklich ausgelöscht, so ersticken die drei übrigen von selbst.

119.

---

## Beiträge zur Geschichte deutscher Universitäten.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Noch spricht Hr. E. von den verschiedenen Versuchen und der Zweckmäßigkeit solcher Annalen, und gibt auch den nothwendigen Inhalt derselben an, und lobt besonders die (obwohl nach Form und Plan verschiedenen) niederländischen Universitäts-Annalen, die sich durch Schönheit und Correctheit des Drucks und Eleganz des Papiers vor unsern deutschen Drucken so rühmlich auszeichnen. So wäre auch wirklich diesen Annalen, da sie einmal auf Befehl der Erhalter der Universität und auf öffentliche Kosten erschienen, ein minder graues Papier zu wünschen gewesen, damit nicht etwa der delikate Ausländer dieses Werk einen edeln Stein, aber in Blech gefaßt, nenne. Mannhaft vertheidigt endlich der Verf. die deutschen Hochschulen und besonders Jena gegen neuere Beschuldigungen und Anklagen, und bemerkt besonders bei dem schon sonst in seiner Verworfenheit dargestellten Buche von Fabricius: „Ueber den herrschenden Unfug auf Universitäten, Gymnasien und Lyceen:" Ita vero si nostrates furunt, quis bacchantes miretur exteros?

Unter den Lebensbeschreibungen liest man mehrere und am meisten die Eichstädts selbst mit Vergnügen. Mit Hochachtung spricht er von seinem ehemaligen Collegen Schütz (sen.) jetzt in Halle, und vergleicht sein akademisches Leben, nach Zeiträumen von sieben Jahren, mit den vier Zeitaltern des Dichters; nur daß ihm das eiserne voranging und dann unmittelbar das goldene folgte. In welchem Zeitalter er sich eben befindet, will er nach dessen Vollendung sagen; man könnte aber vermuthen, in dem von Erde (von Grund und Boden); denn in dem vor uns liegenden Exemplar dieser Annalen hatte eine gelehrte (wenigstens sehr schlecht schreibende) Hand die angeführten Horazischen Schlußworte der Biographie: Frui paratis ruris in otio mit folgender Marginale begleitet: Benndorf, Stötteritz; was freilich manchem spätern Leser wie eine Malbergsche Glosse vorkommen wird; während der Kundige die Erwerbung solcher Rittergüter nicht eben einem bleiernen Zeitalter wird zuschreiben können. Wer indeß wieder auf das 63 Nummern starke Schriftenverzeichniß des auch sonst für die Akademie so thätigen Gelehrten sieht, ruft gern:

„Große Beschwerde sie führt allein zu großer Belohnung,
Und dem Trägen nur wird keine der Kronen zu Theil! *)

Eine zeitgemäße Veränderung mit der Universität schien am schicklichsten an die Jubelfeier der Reformation geknüpft werden zu können; indem Jena wirklich der Zeit nach die erste protestantische und von Protestanten gestiftete Universität, mithin eine wahre Tochter der Reformation ist. Zuerst wurde die seit dem Jahre 1702 beliebte Tetrarchie der vier sächsischen Herzoge von

*) Non nisi per magnos ad praemia magna labores
Itur, at ignavis nulla corona datur.

Weimar, Gotha, Meiningen und Coburg über die Jen. Universität, welche freilich einen etwas langsamern Geschäftsgang herbeiführen mußte, dahin beschränkt, daß nur noch die zwei ersten Höfe unmittelbaren Antheil an der Regierung und Erhaltung der Hochschule nahmen, und jene nur den Namen: Erhaltender Höfe fortführen; die Universitäts-Revision und Verbesserung wurden weimarischer Seits dem Legationsrath Conta, und gothaischer Seits dem Geh. Assistenzrath Adolf von Hoff übertragen. Beide Höfe besetzen gemeinschaftlich die akademischen Stellen; wo sie sich indeß nicht vereinigen können, entscheidet alternirend erst Weimar dann Gotha. Jeder der Höfe verwilligte übrigens noch zur bessern Dotation der Universität 4000 Thlr. Die Verwaltung des Universitäts-Vermögens wird von dem bisherigen concilio arctiori auf eine eigene Immediat-Commission übertragen, mit Zuziehung eines akademischen Deputirten. (Geh. Kammerrath Stichling, und Freiherr A. F. Karl von Ziegesar). Neue Professuren des Staatsrechts und der Diplomatik, der Veterinairkunde, der griechischen Sprache und Literatur und der Chemie wurden errichtet; und theils den vorhandenen Professuren der Gehalt erhöhet, theils den Seminarien und Attributen der Universität neue Summen ausgesetzt, zu welchen auch 324 Thlr. zu Preisfragen für die Studirenden gehören. Auch die akademischen Gesetze wurden revidirt, oder besser nach den besten Mustern, vorzüglich nach den Heidelbergischen, umgestaltet; ein Quästor für die Honorare angesetzt, eingedenk des bekannten Wortes: Sublatis studiorum pretiis etiam studia peritura! (Dabei erinnern wir an eine nützliche, unsers Wissens zuerst in Bonn eingeführte Einrichtung, wo den Aermern die Honorare nicht erlassen, sondern bis zu ihrer Anstellung im Staate gefristet, und unter Aufsicht des Staates, von dem ersten Dienstgehalt abgezogen werden; obgleich auch dagegen zu bemerken ist, daß so Manche gewöhnlich schon mit frühern Schulden beladen ihren in der Regel auch noch nicht glänzenden, und durch Taxen, Abgaben und ersten Einrichtungsaufwand sehr verringerten Dienstgehalt nicht gern werden geschmälert sehen wollen!) Zweckmäßiger wurde auch das Convict dadurch eingerichtet, nicht, daß man den Studirenden das Speisegeld in die Hände gab, wie sonst in Wittenberg, wo gewöhnlich auf einen fetten Tag sechs magre folgten, sondern indem man die Wahl des Speisewirths frei ließ, aber diesem dann nach einem bestimmten Preis von der Behörde aus bezahlte. Auch wurde später den Karlsbader Beschlüssen zu Folge Hr. Ph. Wilh. von Motz als Universitäts-Commissarius angestellt.

Schließlich fällt bei den hier mitgetheilten Lectionscatalogen uns noch ein Wort Luthers bei, der 1518 an Spalatin schreibt: „Vidisse te credo indicem Lipsiensis studii, nostri ut semper aemulum; multas lectiones in eo jactitant, quas non credo lectum iri.“ Auf mancher Hochschule würde freilich der Catalog der wirklich gehaltenen Vorträge sich zu dem blos angekündigten wie Rosinante und Bucephalus verhalten, ohne des Verhältnisses zwischen dem blos Gehörten und dem wirklich Gelernten zu gedenken, wo wir unsere Vergleichung vielleicht bis zum Trojanischen Pferde treiben müßten, das (nebenbei gesagt) viel im Bauche und nichts im Kopfe hatte! —

13.

---

Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beilage zu allen Ausgaben von Göthe's Werken. Erste Sammlung. Zum 28. August 1823. Berlin, bei Dümmler.

Es ist ein glücklicher Gedanke, merkwürdige Aeußerungen und Urtheile über den großen Dichter zu sammeln und zusammen zu stellen, „denn,“ wie es in der Vorerinnerung heißt, „kein Schriftsteller hat je seines Geistes Wirken in so vielfachen Gebieten, so nach allen Richtungen und Sphären, Leben bringend und Huldigung gebietend, ausgeströmt, kein andrer schon durch die Mitlebenden, sowohl in den jedesmaligen emporragend Ausgezeichneten, als in der ununterscheidbaren Menge auf einander folgender Geschlechter, solche Anerkennung gefunden, solche Herrschaft geführt.“ Und es ist erfreulich zu sehen, „wie diese Blätter, zur Ehre der Nation, zeigen, daß über diesen Dichter von seinem ersten Auftreten bis auf den heutigen Tag, unter allem Drängen und Wogen der Zeit, bei den Würdigen ein im Ganzen immer gleiches Interesse, ja Urtheil sich behauptet hat.“ — „Aus den weitzerstreuten Vorrath ist hier nur Einiges zuvörderst in ein Lesebuch zusammengestellt, dem Freunde Göthe's und seiner Werke zum Genusse, dem Gelehrten nach Belieben zur Weiterpflege; denn nachdem auf diese Weise ein Anfang gemacht ist, wird sich nun leicht zu größerem Gewinne fortschreiten lassen. — Wir wollen die bedeutendsten Schriftsteller nennen, von welchen in diesem ersten Bande Urtheile und Aeußerungen enthalten sind: Friedr. Aug. Wolf, Collin, Fichte, Novalis, Heinse, Herder, Huber, Humboldt, Jacobi, Jung-Stilling, Klinger, Lavater, Lessing, Adam und Joh. von Müller, Jean Paul Richter, Schelling, Schiller, die beiden Schlegel, Frau von Stael, Solger, Steffens, Tieck, Wieland, Woltmann.

101.

---

## Miscellen.

Das erste Drama, dessen Stoff aus der Bibel entlehnt war, rührt von einem Juden her und existirt, dem Monthl. Magaz. August 1823 S. 352 zu Folge, zum Theil noch in griechischen Jamben. Es stellt den Auszug der Israeliten aus Egypten dar. Moses, Zipora, Gott im feurigen Busche, spielen die Hauptrollen. Der Verf. hieß Ezechiel und schrieb nach Warton kurz nach der Zerstörung Jerusalems, um den gesunkenen Geist seines Volkes zu erheben.

Ein Herr Chappet hat von der Academie française den Preis erhalten, der auf das beste Gedicht über die Abschaffung des Sclavenhandels gesetzt war. (Der Handel mit Sclaven geht darum doch fort.)

Etienne in Paris ist jetzt beschäftigt, eine Geschichte der spanischen Monarchie zu schreiben.

Ein pariser Buchhändler hat eine Sammlung von bisher ungedruckten Briefen Voltaire's angekündigt.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 217.

19. September 1822.

## Fragment eines Briefes von Moses Mendelssohn an einen Benedictiner Mönch.

Der unbefangene Beobachter, der über die stille Umzäunung seiner Einsamkeit hinaus blickt in das Thun und Treiben des Menschenlebens, wird Wahrnehmungen auffammeln, die sein Gemüth vielseitig erregen und ihn schwer dazu kommen lassen, auch nur mit einiger Zuversicht über die Gesammtheit der gegen und durcheinander sich bewegenden Erscheinungen ein unbedingtes, gerechtes und treffendes Urtheil zu fassen. Ereignisse, die zu lichten Hoffnungen ihn begeistern, werden ihn mit Wendungen überraschen, welche — seine freudigen Erwartungen niederschlagend — auf eine rückläufige Richtung des Geistes in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit hindeuten. Es gab eine Zeit in der christlichen Welt, wo Nacht und Nebel über den Völkern lag, in deren Schatten Aberglaube und Wahn ihre Misgeburten: Haß und Verfolgung der Vernunft und deren Anhänger ausbrütete. Ein der hellen, einfachen Christusreligion untergeschobenes Priestererzeugniß nannte sich Christenthum, und Abtrünnigkeit alles, was seinen finstern Geist aufzunehmen sich weigerte. Der Eifer dieser furchtbar rohen, sogenannten christlichen Zeit war besonders gegen die Juden gerichtet. Mit Schaudern erzählt die Geschichte von jenen Tagen der Ketzer- und Judenverfolgung, die über den ganzen bekannten Erdkreis verbreitet war. Dann kam eine Zeit des Kampfes. Die Vernunft, ihre Rechte zurückfordernd, errang einzelne Siege; einen vollständigen nie. Selbst Friedrich II., dieser hehre Sohn des Lichts, vermochte nicht, zu einem solchen ihr zu verhelfen. Dieses ergibt sich aus folgendem

### Fragment

des jüdischen Philosophen Mendelssohn an einen Benedictiner Geistlichen, der sich die Schriften jenes Weisen zu verschaffen gewußt hatte, mit ihm Briefe zu wechseln anfing, darüber ertappt wurde und zuletzt in einer glücklichen Nacht, nicht ohne Gefahr, über die Klostermauer sprang und entfloh. Das Brieffragment beginnt:

„Wie gar verschieden sind doch Verbindungen zwischen den Geistern der Menschen, von denjenigen, die Stand und Religion, und bürgerliche Verfassung und Gewohnheit, und Vorurtheil, und Stolz und Eitelkeit zwischen ihnen gestiftet! — An einem Orte, den ich mit keinem Fuße betreten darf, ohne ihn in den Augen seiner Bewohner zu entheiligen, lebt ein Mann, der dem Geiste nach mein Bruder ist. — — — Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande (wo Friedrich waltet) lebe ich gleichwohl so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik, so wie Sie sich in einem Kloster, einsperren muß; den Musen nicht so fleißig opfern darf, als ich es wünsche, weil es mein Prior nicht zugeben will. Ich ergehe mich des Abends zuweilen mit meiner Frau und meinen Kindern. „Vater," fragt die Unschuld, „was ruft uns nur jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was habe ich gethan?" — „Ja, lieber Vater," spricht ein Anderes, „sie verfolgen uns immer in der Straße und schimpfen. Juden! Juden! rufen sie. Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu seyn? — Und was hindert denn dieses die andern Leute?" — Ach! ich schlage die Augen nieder und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr's endlich kommen lassen! — Weg mit diesen Betrachtungen! sie machen mich zu unmuthig. Ich beantworte lieber die Zweifel, die Sie sich über eine Stelle im Phädon machen." —

So weit das Fragment. Der arme Benedictiner nahm, nach seiner Entweichung aus dem Kloster, seine Zuflucht bei unserm Weltweisen, der ihm einige Monate freien Tisch gab und Gelegenheit verschaffte, durch Clavierunterricht sich seinen Unterhalt zu erwerben. Durch Unterstützung des gelehrten preußischen Generals von Schlieffen ging er nach der Schweiz, wo er Protestant wurde.

Unsere heutige Mystik ist sanft: sie verfolgt nicht, sie bekehrt nur.

Tiedge.

## Der Schultheiß von Zalamea.

Aus einem zweiten Briefe, von dem Verfasser des ersten.

(S. Nr. 165 und 166.)

— — Es wohnt ein arger Geist des Widerspruchs in Ihnen, mein Verehrter, dem ich nicht ohne Kampf zu weichen gesonnen bin. Sie schreiben mir: „Den Schultheiß von Zalamea hatt' ich bereits in der Griesischen Uebersetzung gelesen und lieb gewonnen, als ich durch Ihre Güte die Malsburgische erhielt, die ich dazu benutzt habe, mich mit dem trefflichen Drama vertrauter zu machen, ohne jedoch bei der wiederholten Lectüre in der neuen Uebersetzung neue charakteristische Züge entdeckt zu haben, was doch wohl der Fall seyn müßte, wenn die Malsburgische Arbeit, wie Sie behaupten, den charakteristischen Ton der Sprache und des Styls ihres Originals lebendiger und ausdrücklicher wiedergegeben hätte, als die andre." — Sie Arger! hab' ich Sie endlich für den Calderon gewonnen, so wollen Sie mir kein Verdienst an Ihrer Bekehrung gönnen und haben sich eben mit dem spanischen Dichter ganz von selbst befreundet, als Sie meine lange Epistel, die das bewirken will, empfangen; und auch meiner Uebersetzung lassen Sie keine Gerechtigkeit widerfahren, und lesen Sie nur aus Höflichkeit hinter der andern her, die Ihnen zu der wiederholten Lectüre nicht minder dienlich gewesen seyn würde.

Aber Sie sollen mir so leicht nicht entschlüpfen. Sie haben einen spanischen Feldzug mitgemacht; und obgleich sie in demselben das Spanische nicht eben lieb gewonnen haben, so ist Ihnen doch, das weiß ich, so viel von der spanischen Sprache mit über die Pyrenäen und in Ihr ländliches Sans Souci nachgefolgt, daß Sie, mit zwei Uebersetzungen zur Hand, ein Paar Calderonische Verse wohl werden verstehen können. Lassen sie uns also an eine Vergleichung der beiden Uebersetzungen mit ihrem Originale gehn!

Schon der Titel gibt etwas zu vergleichen. Gries hat aus dem Alcalde einen Richter gemacht, Malsburg einen Schultheiß. Wenn Sie wollen, so ist der Richter allerdings eine treuere und vollständigere Uebersetzung des Alcalde als der Schultheiß. Denn Alcalde ist Richter im weitesten Sinne des deutschen Worts, vom Oberhofrichter der Residenz bis zum Dorfrichter. Aber gibt nicht der Titel Schultheiß, der diesen allgemeinen Begriff für den einzelnen Fall fest stellt, dem Stücke gleich eine ländlichere Physiognomie und der Person des Crespo einen Zug von bäuerischer Derbheit, den er in der Entwickelung seines Charakters nie verläugnet?

Die Einleitungsscene auf dem Marsche, mit dem Thürmchen von Zalamea im Hintergrunde, ist ein kostbares Charakterbild, das in seinen Farben und Schattirungen mit einem freien Pinsel wiedergegeben werden muß, wenn es seine Wirkung nicht verfehlen will. Die ungenirte, kecke Soldatensprache des Raisonneurs Rebolledo, und die franke Marketenderliebe seiner Chispa können nicht Wort auf Wort in das Deutsche übertragen werden, wenn sie das natürlich-frische Leben des Originals bewahren sollen. Um hier treu zu übersetzen, müssen wir den Geist, den Ton und den Styl des Ganzen übertragen, nicht an jedem einzelnen Worte kleben. Haben wir den Geist in seinem echten Ton und Styl erfaßt, so werden uns die richtigen Worte nicht fehlen; aber die Nachahmung von Worten schließt den Geist nicht nothwendig in sich ein. Diese Bemerkung soll Gries nicht anklagen, sondern vielmehr den andern Uebersetzer entschuldigen, der nicht so wörtlich übertragen hat wie Jener. Je charakteristischer aber überhaupt ein poetisches Werk ist, um so weniger wird es sich wortweise in der Poesie eines andern Volks wieder geben lassen, und wir finden es daher wohl begründet, daß die Uebersetzung des Schultheiß von Zalamea die freieste von allen ist, die Malsburg uns bisher von Calderonischen Stücken geliefert hat — und eben darum ist sie auch die beste. Sie ist eine Uebersetzung von der Art, wie nur ein Dichter sie von einem Dichter geben kann. Urtheilen Sie selbst.

*Rebolledo.*

Cuerpo de Christo con quien
Desta suerte hace marchar
De un Lugar á otro Lugar
Sin dar un refresco.

*Todos.*

Amen.

*Rebolledo.*

Somos Gitanos aquí
Para andar desta manera?
Una arollada Vandera
Nos ha de llevar tras sí,
Con una caxa?

*Sold. I.*

Ya empiezas?

*Rebolledo.*

Que este rato que callò,
Nos hizo merced de no
Rompérnos estas cabezas.

*Sold. II*

No muestras de esso pesar,
Si ha de olvidarse, imagino,
El cansancio del camino
Á la entrada del Lugar.

*Rebolledo.*

A què entrada? Si voy muerto,
Y aunque llegue vivo allà,
Sabe mi Dios, si será
Para alojar; pues es cierto
Llegar luego al Comissario
Los Alcaldes à decir
Que si es que se pueden ir,
Que daran lo necessario.
Responderles lo primero,
Que es impossible, que viene
La gente muerta, y si tiene
El Concejo algun dinero,
Decir: Señores Soldados,
Orden ay, que no paremos,
Luego al instante marchemos,
Y nosotros muy menguados,
A obedecer al instante
Orden, que es en caso tal
Para él orden Monacal,
Y para mi Mendicante.
Pues voto á Dios, que si llego
Esta tarde á Zalamea,
Y passar de allí desea,
Por diligencia, ò por ruego,
Que ha de ser sin mi la ida;
Pues no, con desembarazo,
Será el primer tornillazo
Que avrè yo dado en mi vida,

Gries:

*Rebolledo.*

Der ist Satans offenbar,
Der uns so von Ort zu Ort
Läßt marschiren immerfort
Ohne Rast und Ruh!

Soldaten.

's ist wahr.

Rebolledo.

Ziehn wir denn im Land' herum
Als Zigeuner-Caravane?
Soll die aufgerollte Fahne
Nach uns schleppen, blind und dumm,
Sammt der Trommel.

Erster Soldat.

Nur gelassen!

Rebolledo.

Die erst, seit sie endlich schweigt,
Uns die hohe Gnad' erzeigt,
Unsre Köpfe ganz zu lassen.

Zweiter Soldat.

Nur nicht solches Murren hier!
Leicht vergißt man ja die Plagen,
Die man auf dem Marsch ertragen,
Bei dem Eintritt in's Quartier.

Rebolledo.

In's Quartier? Wenn ich krepire
Unterwegs? Und komm ich noch
Lebend an, weiß Gott ja doch,
Ob man auch mich einquartire.
Denn da gibt dem Commissair
Gleich der Richter zu verstehen:
Wenn die Truppen weiter gehen,
Streckt man gern das Röth'ge her.
Erstlich zwar wird vorgestellt:
Ganz unmöglich ist das heute,
Denn todmüde sind die Leute.
Aber hat der Rath nur Geld,
Heißt es bald: Ihr Herrn Soldaten,
Ordre gibts, hier nicht zu weilen;
Also laßt uns weiter eilen.
Und wir Andern, wie verrathen,
Folgen ganz gehorsamlich
Dieser Ordre, die gehabt,
Die ihn macht zum fetten Abt,
Und zum Bettelmönche mich.
Aber werd' ich — Gott verzeih's —
Zalamea heut erblicken,
Und er will uns weiter schicken,
Sey's aus Eifer, sey's aus Geiz,
So geht ohne mich der Haufen.
Frei heraus: das erste Mal
Wär' es nicht, daß ich der Qual
Des Soldatenstands entlaufen.

Die Malsburgische Uebersetzung gibt diese Stelle mit der lebendigsten Laune wieder, die ich in der Griesischen hier vermißt habe.

Rebolledo.

Sakramenter über den,
Der uns so von Ort zu Ort
Läßt marschiren immerfort,
Ohne Speis' und Trank!

Alle.

Amen!

Rebolledo.

Sollen wir denn ohne Rasten
Wie Zigeuner uns gemahnen,
Hinter aufgerollten Fahnen
Und 'nem alten Trommelkasten —

Sehr treffend ist hier der wegwerfende Ausdruck caxa, der alte Trommelkasten, in der Uebersetzung wiedergegeben. Calderon hat diesen unedeln Trommelnamen hier mit Absicht und Auswahl hergestellt, anstatt adufe, atambor, tamboril zu sagen.

Erster Soldat.

Brummst du noch?

Rebolledo.

Der just zum ersten
Mal geruhte durch sein Schweigen
Uns die Gnade zu erzeigen,
Nicht das Trommelfell zu bersten?

Hier gibt uns der Uebersetzer ein Wortspiel, das dem Originale fehlt; aber gewiß hätte Calderon es nicht abgewiesen, wenn es ihm so nahe gekommen wäre, wie dem Deutschen.

Zweiter Soldat.

Laß den Aerger! Man vergißt,
Was man auf dem Marsch erlitten,
Weiß man, daß in wenig Schritten
Man vor seinem Standort ist.

Rebolledo.

Standort! und ich geh' mich todt! —
Und käm' ich lebendig hin,
Weiß ja Gott, ob ich darin
Darf logiren! denn es droht
Gleich ein Schulz herbeizurennen,
Und dem Kommissair zu bieten,
Alle Kosten zu vergüten,
Wenn wir weiter kommen können.
Dann erwidert Jener zwar:
Nein unmöglich! denn zu Tode
Sei die Mannschaft ihm marode —
Aber hat das Amt was Baar,
Heißt es: Liebe Herrn Soldaten,
Ordre ist, nicht still zu stehn,
Laßt den Marsch gleich weiter gehn!
Und wir dummen Kameraden
Streichen ruhig unsre Segel,
Eine Regel zu vollziehn,
Die Mönchsregel ist für ihn,
Doch für uns Barfüßerregel.
Aber, so wahr Gott, marschir' ich
Heut nur in das Nest hinein,
Und er will „Marsch weiter!" schrein,
Eifrig, wie er's macht, und gierig,
Dann wird ohne mich marschirt. —
Was denn auch, bei meiner Ehre,
Nicht das erste Linksum wäre,
Das ich jemals exercirt.

Diese Schlußverse geben die spaßhafte Zweideutigkeit, die Rebolledo in das dar tornillazo legt, auf das glücklichste zu verstehn. Bei Gries ist nichts davon zu merken. Auch die Marketendersprache der platten Chispa klingt mir vernehmlicher bei Malsburg als bei Gries.

Seor Rebolledo, por mi
Voacè no se, aflija, no,
Que, como yà sabe, yo
Barbado el alma nací,
Y esse temor me deshonra,
Pues no vengo yo à servir
Menos, que para sufrir
Trabajos con mucha honra:
Que para estarme en rigor
Regalada, no dexàra
En mi vida, cosa es clara,
La casa del Regidor,
Donde todo sobra, pues
Al mes mil regalos vienen,
Que ay Regidores que tienen
Menos cuenta con el mes;
Y pues à venir aqui

A marchar, y padecer
Con Rebolledo, sin ser
Postema, me resolvi,
Por mi en — Què duda, ò repara?

Gries hat den Anfang dieser Rede sehr glücklich übersetzt, aber gegen Ende ermattet der muntere Ton etwas, und die Stelle sin ser postema scheint er ganz misverstanden zu haben.

O Herr Rebolledo, schon' er
Mich nicht gar zu zimperlich!
Denn seit langem weiß er, ich
Hab' ein Herz wie ein Dragoner,
Und ein Schimpf ist mir solch Zagen.
Deßhalb ging ich auf die Fahrt,
Um Strapazen aller Art
Keck und rühmlich zu ertragen.
Wollt' ich nur mich füttern lassen,
Leben nur in Saus und Braus,
Ei, so hätt' ich ja das Haus
Meines Amtmanns nicht verlassen,
Wo die Häll' und Fülle war,
Jeden Monat viel Geschenke;
Denn so'n Amtmann — das bedenke!
Schont den Beutel nicht so gar.
Aber will ich nun im Troß
Mit marschiren, Noth und Plagen
Mit dem Rebolledo tragen,
Ohne Furcht vor dem Profoß (!)
Braucht ihr nicht .... Was gibt's zu sorgen?

Malsburg.

Rebolledo, guter Knabe,
Mußt dich nicht um mich betrüben —

Fast zu zärtlich im Ton.

Denn du weißt, seit wir uns lieben,
Welch barbarisch Herz ich habe.
Auch entehrt mich dieses Bangen;
Nicht um schmählich zu verzagen,
Um mit Ehren Last zu tragen,
Bin ich zur Armee gegangen.
Denn gewiß, um flott zu leben,
Glaubt es, wenn es Chispa spricht,
Hätt' ich mich mein Leben nicht
Aus des Rathsherrn Haus begeben!
Da geht's her in Saus und Braus,
Alle Tage leckre Sachen,
Denn nicht alle Rathsherren machen
Alle Monat reines Haus. —
Hab' ich mich einmal entschlossen,
Von Rebolledo nicht zu scheiden,
Mit zu machen Marsch und Leiden,
Unbeschwert und unverdrossen,
Habt um mich nur keine Sorgen!

Der bald darauf folgende Gassenhauer klingt bei Gries nicht genug nach der Gasse. Malsburg hat den Ton getroffen.

Yo soy titiri titiri tina
Flor de la xacarandina.

Yo soy titiri titiri tayna
Flor de la xacarandayna,

Vaya à la guerra el Alferez,
Y embarquese el Capitan.

Mate Moros quien quisiere,
Que à mi no me han hecho mal.

Vaya y venga la tabla al horno,
Y à mi no me falte pan.

Huespeda, mateme una gallina,
Que el carnero me hace mal.

Gries.

Jetzt soll trallala trallala schallen,
Wohl das beste Lied von allen.

Jetzt soll titiri titiri tönen,
Wohl das schönste Lied der schönen.

Mag der Hauptmann gehn zu Schiffe
Und der Fähnrich in die Schlacht!

Mag, wer Lust hat, Mohren tödten!
Haben mir kein Leid gethan.

Schiebt hinein und hinaus zum Ofen,
Daß mir Brodt nicht fehlen mag.

Wirthin schlachte mir nur die Henne,
Denn der Hammel ist zu hart.

Malsburg.

Ich bin titiri titiri täte,
Aller Straßenlieder Blüthe.

Ich bin tuturu tuturu tume,
Aller Gassenhauer Blume.

Geh der Fähnrich in das Feuer
Und zu Wasser der Hauptmann.

Tödte Mohren, wen es treibet,
Mir hat Keiner weh gethan.

Komm' und geh das Bret zum Ofen,
Daß bei Brodt ich bleiben kann.

Wirthin schlacht' mir eine Henne,
Hammelfleisch ist nicht mein Kram.

Doch schon genug, mein Freund, um Ihnen einen Fingerzeig zu geben, wo ich das Charakteristische des Tons lebendiger und ausdrücklicher in der Malsburgischen Uebersetzung gefunden habe als in der andern. Ich lege Ihnen den X und XIten untrennbaren Band der Comedias del Celebre Poeta Español Don Pedro Calderon de la Barca. Madrid 1763 bei. Fahren sie nun selbst fort, zu vergleichen, und Sie werden z. B. in der Schlußscene des ersten Acts, die ich nicht vornehmen wollte, um nicht zu wählen, noch schlagendere Belege für meinen Ausspruch finden. Glauben Sie aber auch ja nicht, als wollte ich die Griesische Uebersetzung im Ganzen herabsetzen. Sie mag in manchen Beziehungen der andern den Preis ablaufen, und Gries ist ein so geübter und geistreicher Uebersetzer, daß er ein Ganzes wohl nicht leicht verfehlen kann. Auch ich habe den *Alcalde de Zalamea* zuerst in Griesens Uebersetzung mit hohem Vergnügen gelesen, aber Malsburg's Uebersetzung gab mir zuerst zu erkennen, daß wir in diesem Stücke etwas ganz Anderes haben, als uns bisher von Calderon bekannt war. Dann ging ich an das Original. —

23.

## Literarische Notiz.

Es erscheint jetzt in Paris eine vollständige Uebersetzung von Bürger's Werken. Ob die Uebersetzung in Versen, oder nach französischer Gewohnheit in Prosa seyn wird, ist unbekannt. Bisher war Bürger den Franzosen gänzlich fremd. Der Uebersetzer nennt sich Ferdinand Flocon.

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nr. 218.
20. September 1823.

## Böhmen und seine Hauptstadt Prag.

1. Böhmen. Beschrieben von W. A. Gerle mit 25 Kupfern. Erster Theil 214 S. Zweiter Theil 228 S. Dritter Theil 224 S. Pesth bei Hartleben, 1823.

2. A. W. Griesels neuestes Gemälde von Prag. Prag in der Calveschen Buchhandlung 1823. 236 S.

Wir verbinden hier die Anzeige von zwei Werken mit einander, die dem Stoffe und der Behandlung nach sich gemeinschaftlich unterstützen. Herr Gerle schildert das alte Land der Czechen, Herr Griesel ihre alte Hauptstadt Prag. Beide machen uns mit der neuesten Beschaffenheit ihres Gegenstandes bekannt. Beide sind dabei in der Absicht zu Werke gegangen, dem gebildeten großen Publicum einen Wegweiser in die Hände zu geben. Beide endlich bieten sich auch selbst insofern gegenseitig die Hand, als dort die Hauptstadt Prag in Nr. 1 nur als ein einzelner Punct betrachtet werden konnte, und in Nr. 2 nach ihrer ganzen Bedeutenheit vor die Augen tritt, so daß beide Arbeiten nun ein vollständiges Gemälde bilden, während aber Herr Gerle doch auch einige Winke gibt, die zur Vervollständigung von Nr. 2 dienen.

Wir wollen zuerst die Bekanntschaft mit Nr. 1 machen, da das Ganze uns mehr anziehn muß als der Theil. Es bildet diese Schilderung das 32—34ste Bändchen der „Miniaturgemälde aus der Länder- und Völkerkunde," die bereits zu vortheilhaft bekannt sind, um nicht auch für diese Schilderung Böhmens im voraus günstig einzunehmen. Und diese Meinung wird der Leser nicht ungegründet finden. Herr Gerle macht ihn mit einem Lande bekannt, worüber manche irrige Ansichten im Umlaufe sind, ohne daß etwa seine Entfernung dazu Veranlassung gegeben hätte. Er selbst macht sich über die vielen falschen, lächerlichen Angaben in französischen und deutschen, zum Theil guten Werken 1. S. 26 und f. f. gewaltig lustig. Selbst ein Stein konnte in seiner Geographie von Böhmen hier den Ingwer als Naturproduct angeben, sagt er, und die Truthühner und Kapaunen als Wildpret daselbst bezeichnen. Eine Kapelle in Prag läßt er mit Gold bedeckt seyn! Davon abgesehn, gibt der Verf. erst Böhmens Geschichte, obschon freilich nur sehr kurz, nach Woltmann, und beschreibt dann das Land im Allgemeinen. Böhmen ist (S. 33) ein Bergland, aber dergestalt, daß es sich nach der Mitte überall abdacht, und die Berge einen natürlichen Wall bilden. Das Klima ist gemäßigt, gesund, Menschen von 90—100 Jahren, bei voller Kraft, trifft man häufig. Der Ackerbau gewinnt dem Boden eine Menge Getreide ab, obschon derselbe noch nicht, verschiedener Fesseln wegen, die Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, auf der er in andern Gegenden steht. Auch der Weinstock wird seit Karl IV. gepflegt. Besonders ist der Melnikerwein in Böhmen und in den nahen Ländern berühmt; ob er schon, wie jede gute Sorte, an Ort und Stelle selbst kaum echt und unverfälscht zu haben ist. Der Hopfenbau steigt alle Jahre; eben so die Cultur des Flachses. Die mit Waldungen bedeckten Berge enthalten in Menge Wildpret; selbst Luchse und Wölfe zeigen sich noch von Zeit zu Zeit. Das Bergwesen ist dagegen fast zu sehr in Verfall gekommen (S. 65). Gold und Silber war sonst in Menge zu finden. Edle Steine findet man, wie auch sonst, jetzt noch häufig. Smaragde, Saphire, Rubinen, Diamanten sind bekannt (wenn auch nicht berühmt!), Granaten dagegen von erster Güte. Das grüne Gewölbe in Dresden hat einen unschätzbaren Granat aus — Böhmen. Der Gewerbfleiß in Schaf- und Baumwollenmanufacturen, in Glasfabriken und Eisenwerken u. s. f. ist weltkundig. 66 Schmelzhütten und 12 Spiegelfabriken verbreiten Böhmens Gläser über die halbe Erde. Einfuhrverbot fremder Waaren tritt in Böhmen (S. 70) nur dann ein, wenn das Inland sie in gleicher Güte und zu gleichem Preise gibt. (Dann bedarf es aber keines Verbots; und wer berichtet über gleiche Güte, gleichen Preis?).

Die neue Eintheilung Böhmens in 16 Kreise ist 1751 gemacht. Prag gehört nicht zu ihnen. Es bildet einen Bezirk für sich. Dem letztern gibt Herr Gerle 81,388 Bewohner (S. 72). Das ist aber ein gewaltiger Abstand gegen Herrn Griesel, der 1820 zur

Norm annimmt, und darnach 96,618 rechnet. Für Garnison und Fremde könnten zwar davon 8000 abgehn. Allein auch dann ist noch eine zu große Differenz. Eine ähnliche findet sich bei den Häusern. Ihrer gibt Herr Gerle 3198 und Herr Griesel 3272 an; und beide nehmen 1820 zum Maßstabe. Dies zu vereinen kommt uns nicht zu, wohl aber zu bemerken war es nöthig. Die Bevölkerung von ganz Böhmen schlägt der Verf. auf 3,379,341 Köpfe an. Den Charakter der Böhmen, welcher von vielen Schriftstellern erhoben und angegriffen worden ist, sucht der Verf. in Schutz zu nehmen. Er vergleicht erst die Widersprüche der Schriftsteller untereinander, wovon einige den Namen Slaven von Slawey d. i. berühmt, ableiten (dies wäre am natürlichsten. Jedes Volk gab sich gern einen Namen, der an eine große Idee, mehr oder weniger geknüpft war;), während ihn andere mit Sclaven für einerlei hielten. Dann führt er die bewährtesten Schriftsteller an, die den Charakter näher bestimmten und seine guten, wie seine bösen Seiten abwogen. Zuletzt gibt er S. 95 zu, daß Härte, Tücke, Falschheit, Unterwürfigkeit rc. im Volke überhaupt vorwalte. (Leibeigenschaft und Religionsdruck im 16—17ten Jahrh. möchten daran mehr Antheil haben als die slavische Abstammung.) Die übergroße Menge von Juden soll (S. 103) die Immoralität wesentlich befördern. Hierauf werden wir mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes bekannt gemacht. Wir erfahren hier, wie von geistigen Getränken in Prag der Genuß des Punsches allgemein geworden ist, und daß dessen hier sehr viel getrunken wird (S. 106). Das angeborne Talent der Tonkunst äußert sich besonders in der Instrumentalmusik. Ihr goldenes Zeitalter war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Damals athmete in Städten und auf dem Lande alles Musik, und das einzige Kloster Ossegg hatte unter seinen Brüdern 13 Concertisten und 13 Orchesterspieler. Aus Böhmen stammen eine Menge berühmter Componisten; wer beneidet ihm nicht seinen Gluck, Benda, Dussek? Wer kennt nicht Gyrowetz, Kozeluch, Brixi, Wranitzky? Zu einem Carneval wurden Tausende von Tänzen componirt und dann nach der strengsten Kritik ausgesucht. „Einen solchen Aufwand für die Füße habe ich in ganz Europa nicht gefunden!" sagte Vogler bei einer solchen Probe. Jetzt ist das so sehr anders, daß sich (S. 127) kaum ein mittelmäßiges Orchester zusammen finden läßt. Herr Griesel bestätigt diese Bemerkungen, was Prag betrifft, vollkommen durch die Angaben über diese Stadt. Beide hoffen aber, daß das hier von Freunden der Tonkunst 1810 errichtete Conservatorium der Musik den alten Geist zurückzaubern wird. Es wird hier auf allen Orchesterinstrumenten, auch in der Theorie der Musik, die Weber vorträgt, ein gründlicher Unterricht gegeben. Alle Jahre werden 39 Schüler regelmäßig angenommen, so, daß noch ein Ueberschuß Statt findet, um durch Entlassung der Talentlosen die normale Zahl zu haben. Wie weit das Talent der Böhmen zur (Instrumental-) Musik geht, ergibt sich daraus, daß selbst jede Dorfkirche ihre Feste mit ihr verschönern kann; daß Böhmens Glashändler selbst jenseits der Pyrenäen ihre Liebhaberconcerte haben und den Ruf ihres Vaterlandes in der Hinsicht verbreiten. Selbst auf dem Hackebrete weiß der Böhme Variationen und Claviersonaten zu spielen. Schulmeister führen oft mit ihren Knaben eine tüchtige Janitscharenmusik auf, es sollen Trinkgläser dazu verwendet werden (S. 137), die man mit mehr oder weniger hineingegossenem Wasser stimmt, und mit einem hölzernen Stäbchen bestreicht, das mit Tuch umwickelt ist. Gleich hieran kettet sich die Schilderung der slavischen Gelehrsamkeit, Literatur und Sprache. Die letztere wird in 8 Kreisen ganz allein gesprochen. In 5 andern geht sie mit der deutschen Hand in Hand, und in 3 Kreisen herrscht nur diese. Sie ist übrigens fast gar nicht Büchersprache. Erst in neuern Zeiten hat Franz I. ihre Bildung gefördert, und seitdem sind mehrere Zeitschriften in böhmischer Sprache erschienen. Prag hat allein 5 dergleichen. (Herr Griesel gibt nur 3 an. Wie ist diese Verschiedenheit wiederum auszugleichen?) Auch sorgt eine gute Grammatik, ein Wörterbuch für Jeden, der sich mit der Sprache regelmäßig bekannt machen will. Eine Liebhaber-Gesellschaft führt auch von Zeit zu Zeit böhmische Schauspiele auf. Ein böhmisches Theater selbst einzuführen, gelang nicht. Der Centralpunct aller Lehranstalten ist Prag mit seiner 1348 gestifteten hohen Schule und drei Gymnasien. Doch gibt es der letztern in den übrigen Städten noch 22. Da man in Böhmen, laut S. 72, 11,924 Dörfer rechnet, S. 162 aber sagt, daß nur 2544 Trivialschulen im ganzen Lande sind, so sieht man, daß mehr als zwei Drittheile der erstern, man kann sagen drei Viertheile, ohne solche seyn müssen! Das herrschende Religionsbekenntniß ist zwar das katholische, allein die Toleranz ist hier größer als in andern Ländern; eine erfreuliche Bemerkung, mit der auch Herr Griesel in dem, was Prag anbetrifft, vollkommen übereinstimmt. Der gemeine Landmann sagt freilich oft von einem Protestanten (S. 165): „Es ist ein recht braver Herr; schade, daß er kein Christ ist!" Unter den über die Verfassung mitgetheilten Bemerkungen fiel Rec. die Angabe auf, daß auf den „Landtagen" die fürstliche Proposition vorgelegt und ihre — Annahme beschlossen wird (S. 184). Die Einkünfte betrugen vor Ende des vorigen Jahrhunderts 1,500,000 Gulden. Sie können das Doppelte jetzt bringen. Doch theilt der Verfasser davon keine nähere Angaben mit. Von S. 191 des 1sten und in den folgenden Theilen beschreibt der Verf. die einzelnen Kreise. Der Elbogner macht den Anfang. Er hat den Namen von der Stadt Elbogen, die auf einem Felsen liegt und nur ein einziges Thor besitzt. Es gehört zu diesem Kreise der Bezirk Eger und Asch. Eger, durch seine Treue gegen die angestammten Herrscher im Hussitenkriege, durch den Tod des Herzogs von Wallenstein bekannt, ist eine sehr menschenleere, weitläuftige

Stadt. Der Scharfrichter daselbst, Carl Huß, hat eine schätzbare Sammlung von Naturproducten. Unfern davon ist das freundliche Kaiserfranzensbrunn; gegründet seit 1793 von Franz I. Vorher mußten die, welche die Quelle besuchten, mit einem verfallenen Gasthof vorlieb nehmen und in Eger selbst wohnen. Jetzt sind 40 bequeme Häuser hier, und durch den Moorboden führt eine Chaussee dahin, die großentheils auf einem Wald von eingerammelten Bäumen errichtet wurde. Es werden jährlich gegen 180,000 Krüge Wasser versendet. Wichtiger, so wie geräuschvoller, ist freilich Karlsbad (dessen Ruf selbst bis nach Amerika reicht), wo die Eger und die Töpel, die den Elbogner Kreis bewässern, sich mit einander vereinen und die Quelle des Sprudels aufnehmen. Schon im siebenten Jahrhunderte soll dieser bekannt gewesen seyn. Die jetzt dahin führende Straße hat Kaiser Franz I. mit einem Aufwande von 160,000 Fl. bauen lassen. Die Industrie ist hier höher als in andern Orten. Fremde finden in Menge Gelegenheit, manche niedliche Kleinigkeiten mitzunehmen, die in der ganzen Welt beliebt sind. Namentlich gilt dies von Stahlwaaren. Im Saatzer Kreise wohnen gegen 120,000 Menschen, auch ist hier das größte Alaunwerk seit 240 Jahren im Gange. Der Leitmeritzer Kreis hat über 311,000 Einwohner, und die Natur hat über ihn ihr Füllhorn besonders ausgeschüttet. Die Elbe ist hier schon ein mächtiger Strom, der die Reichthümer, die jene gab, nach Sachsen auf seinem Rücken hinabträgt. Der Lachsfang war so bedeutend, daß diese Fische im 14ten Jahrhunderte mit Klötzen todtgeschlagen wurden und das Gesinde sich ausbedung, sie nur wöchentlich zweimal zur Kost zu erhalten. In dem angenehm gelegenen, reizenden Teplitz ist ein berühmtes Bad und ein großes Militairspital für verwundete österreichische Krieger. In der Nähe von Teplitz liegt das im Kriege 1813 so wichtig gewordene Kulm. Eine Abbildung des einfachen, aus Eisen gegossenen Schlachtdenkmals ist hier passend mitgetheilt. Den Bunzlauer, von der Moldau durchströmten Kreis, den 344,000 Menschen bewohnen, Fabriken und Manufakturen beleben, zeichnet vorzüglich sein Melnikerwein aus. Karl IV., der sich um Böhmens Cultur in jedem Betrachte verdient machte, ließ 1348 die Reben dazu aus Burgund kommen. Das Städtchen Friedland erhält das Andenken des im dreißigjährigen Kriege gefürchteten Wallensteins wenigstens noch durch den Namen, und wie es damals eine bedeutende Feste war, so zeichnet es sich jetzt durch Manufacturen in Linnen und Papieren aus; das alte Schloß wird immer in gutem Zustande erhalten und hat das ähnlichste Bildniß vom Herzog von Friedland. Die Kerker dieses Schlosses sollen fürchterlich seyn. In der Nähe dieses Städtchens ist bei dem Schlosse Skal die sogenannte Heldengrotte, ein Denkmal in Felsennischen, wo die Büsten der verbündeten drei Monarchen aufgestellt sind; unter den Büsten stehn die Namen der vornehmsten Führer und vorzüglichsten gefallenen Helden. Reichenbergs Tuchfabriken wurden von dem einsichtsvollen „Friedländer" unterstützt und versenden jetzt ihre Producte bis nach Wien. 900 Tuchmacher arbeiten hier für so Manchen, der ihrer nie gedenkt, wenn ihn ihre Arbeit wärmt. Uebrigens wird Reichenberg noch von 400 Leinwebern und dreihundert Strumpfwirkern belebt. Der Bidczower Kreis, mit 216,000 Einwohnern, ist im Norden sehr rauh, da ihn hier das Riesengebirge durchschneidet, dessen Schilderung Herr Gerle II. S. 133 f. sehr vollständig gibt. Es nehmen die Sudeten einen Raum von 20 Quadratmeilen ein und tragen auf ihrem höchsten Kamm die seltensten Alpenpflanzen. Im Sommer fällt oft Schnee, und völlige Dunkelheit ist fünf Wochen lang im Sommer fast gar nicht in der Nacht zu spüren. Von Alpenpflanzen findet man vornämlich das Isländische und Veilchenmoos. In der Mitte senkt sich das Gebirge und theilt sich dadurch der ganzen Kette nach in zwei Flügel, deren Flächen Wiesen heißen. Die südöstliche nennt man die weiße, die entgegengesetzte aber die Elbwiese. Jene ist die größte, und oft herrschen auf ihren Höhen alle vier Jahreszeiten zugleich. An der Baude macht man Heu, oben wird es erst getrocknet. Noch höher blühen die Gräser, und die Spitze deckt der Schnee. Die Elbe ist unter den hier entspringenden Gewässern der bekannteste Fluß. Die einzelnen Bergspitzen bezeichnet man, wie sie in der Schweiz Hörner heißen, hier mit dem Namen Hauben oder Koppen, weil sie, minder steil und schroff, mit einer halben Kugel (Kuppe) Aehnlichkeit haben. Längere, sich schmal hinziehende Berge heißen auch Rücken, z. B. der Ziegenrücken. Schulen sind hier seit Joseph II. angelegt. Die Bewohner sind zum Theil blos Hirten, die selten in die Tiefe hinabsteigen. Andere bewohnen die Thäler als Hirten oder Gewerbtreibende. Die Lebensart aller, besonders der erstern, ist ungemein einfach. Alle, selbst Kinder von wenig Jahren, nehmen an den häuslichen Arbeiten Antheil. Fleischspeisen werden kaum an Festtagen genossen. Selbst Kartoffeln sind in den höhern Gegenden eine Festspeise. Die Bauden oder Wohnungen sind zum Theil fürs ganze Jahr (Winterbauden), andere nur für den Sommer berechnet. Von Arzneikunst weiß man in diesem rauhen Lande nichts. Aber auch Krankheiten sind selten und die vorkommenden werden mit Hausmitteln geheilt. Die herrschende Sprache ist deutsch, doch sehr verdorben. Seit einiger Zeit ist der Genuß von Kaffee, Liqueur und Branntwein nicht unbekannt, wie wohl sonst. — Der Königsgrätzer Kreis hat 282,000 Bewohner und ist besonders durch die Adersbacher Steine, eines der merkwürdigsten Naturerzeugnisse, berühmt. Große Sandsteinmassen stehn auf einem großen Wiesengrunde, von Wald und Busch durchschnitten, begrenzt, belebt, in grotesken, und schauerlichen Gestalten und eine kalte feuchte Luft strömt dem Besucher entgegen. Sie gleichen den Trümmern einer ungeheuern Stadt, in deren Labyrinthe man sich verirren

kann. Aus Furcht davor sind noch manche der schönen Gestaltungen vielleicht nie besucht worden, da sie sich wohl fünf Meilen lang hinziehen. Wie und wann sie entstanden sind, wird mit Bestimmtheit Niemand nachweisen. — Im Chrudiner Kreise mit 261,000 Bewohnern zeichnet sich die alte Feste Kunietitz aus und in Czaslau, der Hauptstadt eines besonderen Kreises, der 201,000 Einwohner hat, ward der berühmte Clavierspieler Dussek († 1812 in Paris) geboren. Kuttenberg ist jetzt nicht mehr eine der wichtigsten böhmischen Bergwerksstädte, wie zu Wenzels Zeiten, wo die ersten Groschen hier geschlagen wurden. Lebhafter wird der Bergbau jetzt im Taborer Kreise getrieben, der 173,000 Seelen zählt und in der Geschichte durch die Taboritensecte oder Hussiten bekannt genug ist. Wir übergehn den Budweiser Kreis mit 179,000 Menschen und erwähnen im Prachiner, der von 226,000 Einwohnern bewohnt, von ungeheuern Waldungen bedeckt, hauptsächlich Glas- und Eisenwaaren erzeugt, besonders das Schloß Worlik, wo der edle Fürst Schwarzenberg seine schönsten Tage verlebte. Er hat die natürliche Wildniß dieser Gegend durch Kunst in romantischen Reiz verwandelt. Dichte Wälder sind herrliche Parks, sumpfige Moore schöne Straßen geworden. Das Herz des Helden ruht in der Schloßkapelle.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Die Zerstörung von Tantalis. Eine mythologisch-romantische Dichtung von Friedrich von Kurowski-Eichen. Taschenbuch für 1816.**

Entschuldigung diesem Wort für ein altes — Taschenbuch? aber bei seiner Geburt war die kritische Schau der jährlichen Taschenbuch-Literatur noch nicht so ausgebildet wie jetzt; dann ist sein Inhalt für diese ungemein spröde, und eher den Philologen und Archäologen, als Dichtungsfreunden und Toiletten zu empfehlen.

Der Verf. bewährt sich als gründlicher Kenner des Alterthums. Davon abgesehen ist die Dichtung, wenn sie den Namen wirklich verdient, nur dadurch auffallend, daß sie — ziemlich gleichzeitig mit Fräulein Therese von Artner — auch gleichsam die That zu der Schuld zu ergänzen sucht, natürlich auf dem epischen Gebiet.

Denn dargethan wird, wie die Trojaner ihren Untergang durch Zerstörung von Tantalis (es hat vor Troja schon geblüht), der Hauptstadt vom Königreich Mäonien, einem trojanischen Nachbarlande, dem Herrschersitz des Tantalus, sich selbst bereiteten. Ich dächte aber, die Trojaner wären sehr nothgedrungen zu diesem Frevel gekommen, denn nach dem Dichter bereitete des Titanen Tantalus Haß und Neid gegen die Olympier, nicht nur deshalb auch dem Tros, als Jupiters Enkel, dem Gründer und Erbauer Trojas, beständiges Ungemach, sondern er raubte auch dessen Sohn, den schönen Ganymedes, bei einer Opferung. Diese Unthat zu strafen vertilgten nun die Trojaner Tantalis, und des Tantalus Enkel, die Pelopiden, zerstörten, nach dem Verf., 110 Jahr darauf aus angestammter und fortgepflanzter Familien- oder Nationalrache, Troja. Dieser Krieg würde also nur eine Fortsetzung des himmelstürmenden Kampfes der Titanen seyn; was wird aber dann aus dem Zorn des Achilles?

Herr v. Kurowski-Eichen hat sinnreich einzelne Aeußerungen der Alten als Goldfäden zu einem Gewebe versponnen, welches eine Vor-Ilias seyn würde, wenn er ein Homer wäre; aber statt der Thaten Hectors und des Peliden erfahren wir in den acht Gesängen wesentlich nichts, als die Conversationen der interessirten Personen des hohen Olymp, und die wüthenden, Zeus verwünschenden Monologe des Tantalus, die höchstens Dialoge werden, wenn der mildere Pelops dazu kommt. Selbst die Zerstörung der Stadt, der Hauptgegenstand des Gedichts, bleibt den Blitzen Jupiters vorbehalten, und nur beiläufig wird gesagt, daß die Trojer nicht unthätig dabei gewesen. Wo bleibt aber nun ihre Verschuldung, welche ihnen die harte Strafe des Schicksals zuziehen soll?

Es möchte doch wohl schwieriger seyn, im Geist des Schicksals der Alten, Homer nachtraglich einen Anfang vorzudichten, als Hrn. Müllner eine That nach seinen Vorschriften post festum zuzustutzen.

Daß der Verf. die Mythen willkürlich nach seinem Bedürfniß braucht, erklärt und ergänzt, dürfte ihm nicht zu verargen seyn, aber daß er Göthe's nie genug zu bewundernde Iphigenia als Vorbild nennt, könnte ihm den empfindlichsten Nachtheil durch etwanigen Vergleich zuziehen.

Sollte er aus dieser Ideenverbindung die Benennung einer romantischen Dichtung für die seinige entnommen haben? Ist in der Göthischen Iphigenia etwas romantisch zu nennen; kann es nur die Herrschaft des Gemüths seyn. Ohne das Wesen der Liebe im ausgedehntesten Sinne, und ohne den Einfluß des Christenthums ist der Begriff des Romantischen, meiner Meinung nach, nicht wohl zulässig. Das vorliegende Tantalische Epos gibt natürlich von alle diesem nichts, warum nannte er seine Dichtung nicht episch?

Uebrigens scheint es mir nicht sonderlich wichtig, Motive nachtraglich zu dem trojanischen Kriege zu erfinden. Viel sagen Mythen und Geschichte, auch ohne sich an den Buchstaben des dem Verf. nicht genügenden Helenenraubes zu halten, es kommt nur darauf an sie zu verstehen.

Jedes Licht, welches dem historischen Geist aufgeht, verdient Dank; aber auch der Dichter wird nicht unbelohnt bleiben, wenn er sich, in welchem Stoff er wolle, als von der Muse erfüllt bewährt.

Durch Erfindung die Geschichte zu ergänzen, scheint mir aber für sie noch weniger ersprießlich, als historische Romane zu schreiben, welche jederzeit in sich Meisterwerke der Dichtung seyn können, wie uns Walter Scott bewiesen, während jene als leere Hypothese gleichsam in der Luft schwebt und nirgend Boden finden kann.

Hr. v. Kurowski-Eichen ist, wie man hört, mit mehrern epischen Gedichten beschäftigt. Eines soll die Veranlassung zum Ausbruch der Gothen gegen die Römer behandeln. Es ist zu wünschen, daß sangeswerthe Thaten darin besungen werden, dem Dichter glaubt man lieber Wunder über Wunder, als daß man für historische Verständnisse sonderlich dankbar wäre.

71.

Digitized by Google

Literarisches
# Conversations-Blatt.

Nr. 219.

22. September 1823.

Lebensabriß Friedrich Ludwig Zacharias Werner's. Von dem Herausgeber von Hoffmann's Leben und Nachlaß. Mit Werner's Bildniß. Berlin 1823, in der Sanderschen Buchhandlung.

Wer Hoffmann's Leben und Nachlaß mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat und damit Werner's Lebensabriß vergleicht, der muß den Herausgeber beider Schriften errathen, mag er wollen oder nicht; denn der Vorname Eduard rückt den Lesern so oft und so eilig als Avantgarde unter die Augen, auch da, wo er besser in Reserve geblieben wäre, daß er seinen Führer Hitzig dadurch sattsam proclamirt. Hier paßt der Name als militairische Qualification vollkommen auf die That; ganz anders, als wenn ein französisches Linienschiff l'impétueux gescholten wird, weil es das Feuer seiner Bewegungen seit Jahren im Hafen löscht. Auch der Epilog des Werkchens kann hitzig heißen, gleich dem Verfasser, ohne damit die graziös verschleierte Anonymität des letztern antasten zu wollen. Die Weltkinder, welche in dem Lebensabriß Pestgruben der Chronique scandaleuse gesucht haben, um im Cirkel der Conversation eine Tasse Thee als Libation darauf zu gießen, werden mit dröhnender Stimme also angedonnert: Ihr Heuchler ziehet am ersten den Balken aus euern Augen; darnach besehet, wie ihr den Splitter aus eures Bruders Auge zieht. Für Recensenten steht außerdem in griechischer Sprache noch auf dem Titelblatte das Motto: Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Damit die Leser nicht glauben, der Rec. bekenne sich in der Kritik aus Furcht zur Abschreckungstheorie und wolle Andern, wie ein schachernder Schächer, die Hinterthüre zum Himmel offen lassen, um seinerseits den Weg zur Hölle zu umfahren, so erinnert er an Göthe's Halsordnung: „Schlagt den Hund todt, 's ist ein Recensent." Unter solchen Umständen muß man aus dem Laster eine Tugend machen, und bei aller Liebe zur Parteilichkeit aus Trotz und der Welt zum Possen unparteiisch werden.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner wurde zu Königsberg in Preußen den 18. November 1768 geboren. Vierzehn Jahr alt verlor er seinen Vater, Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der dortigen Universität und vermöge dieses Amts zugleich Theatercensor; ein Umstand, der in dem Sohne früh die Liebe zur Bühne entwickelte und ihn mit dem Mechanismus derselben bekannt machte. Bis in das zwölfte Jahr (1780) blieb er bei seiner Mutter, einer Nichte des Dichters Pietsch. Männer, wie Hippel und Hoffmann, rühmen ihren seltnen durchbringenden Geist, verbunden mit einer empfänglichen, feurigen Phantasie, welche auch Einfluß auf die Gemüthskrankheit geäußert haben mag, in welche sie später fiel und mit der sie aus der Welt ging. Dürfen wir Hoffmann glauben, so hatte sich in ihr der fixe Wahn ausgebildet, sie sey die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Heiland. Es ist die Frage, ob sich nicht ein Analogon dieser unharmonischen Geistesorganisation ursprünglich auf Werner fortgepflanzt hat, früher gehemmt und verdunkelt durch den Rausch des Genusses, wenigstens kommen Beispiele der Art häufig genug vor; auf jeden Fall mußte ihn die Beharrlichkeit einer solchen Seelenverstimmung bei seiner eignen großen Reizbarkeit tief ergreifen und mannichfaltig aufregen. Er selbst nannte seine Mutter eine hohe Kunstseele und Märtyrerin; auch gedenkt er ihrer Liebe und Trefflichkeit mit treuer, schmerzlicher, hinreißender Empfindung in dem Prologe zur „Mutter der Maccabäer." Als Student — er wurde 1784 in Königsberg immatriculirt — hörte er juristische und cameralistische Vorlesungen, auch Philosophie bei Kant, der um diese Zeit (1785) mit seiner ewig merkwürdigen Kritik der Vernunft der seicht gewordnen Wissenschaft eine neue Bahn brach. In der Periode seines Studentenlebens verrieth Werner keine Spuren einer vorherrschenden religiösen Richtung, eher Zeichen der damaligen Modeaufklärerei. Unter seinen Jugendgedichten, die 1789 erschienen, zeigt dies besonders eins mit der Ueberschrift: Hier liegen Fußangeln. Er verließ 1790 zum ersten Male Königsberg, reiste über Berlin nach Dresden und blieb geraume Zeit daselbst. Bald nachher, 1793, trat er als Kammersecretair in den preußischen Staatsdienst, kam als solcher zu verschiednen Kriegs- und Domainenkammern, endlich auch nach Warschau, wo er, mit Ausnahme einiger Reisen, bis 1805 lebte.

In seinem einunddreißigsten Jahre (1799) spannte er sich zum zweiten Male aus dem Joch der Ehe, denn

Digitized by Google

so heißt das zarte Band, wenn es drückt. Das Loskaufen muß ihm nach der Versicherung des Herausgebers nicht wenig gekostet haben, denn der Nebenpart war mit dem Resultate zufrieden, wie eine Braut im alten Rom, wenn sie zum Zeichen der nahen Hochzeit den Kaufschilling erhielt *). Die Rosenlauben und Trauerweiden der ersten Heirath und Trauung, werden mit keinem Worte berührt; mögen sie als Lebenseremitage das Recht der Dunkelheit genießen. Werner wollte bei seiner zweiten Verbindung einen Mißgriff gethan haben, daher verbesserte er ihn nach einem kurzen Intermezzo durch einen Fehltritt; indem er das Glück der Ehe zum dritten Male mit einer jungen, reizenden, liebenswürdigen Polin versuchte, die gerade soviel Deutsch verstand als er Polnisch, nämlich gar nichts. Die Gelehrten suchen noch immer nach einer Universalsprache, seitdem Leibnitz zuerst daran dachte, einen Hut zu erfinden, um vermittelst panharmonischer Zeichen alle Köpfe darunter zu einigen. Die Liebe hat dies Geheimniß längst entdeckt, sie ist ein Pantomimenmeister, der in allen Zungen der Erde redet. Werner und seine schöne Polin verdankten demselben einzig und allein ihre Verbindung, vielleicht zerriß er sie auch wieder, denn dieser Tausendkünstler spielt mit einer Unzahl von Zauberstäben; genug, die dritte Trennung erfolgte in Berlin, ungefähr mit dem Ende des Jahres 1805. In einem mitgetheilten Briefe an den Herausgeber, sagt er: es sey von dem jungen Weibe mit Recht nicht mehr zu fordern, daß sie mit ihm glücklich seyn solle. „Ich bin wohl kein böser Mensch — fährt er fort — aber ein Schwächling in vieler Rücksicht (denn Gott stärke mich auch in mancher); ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich, Du weißt's ja! Immer in Phantasien, in Geschäften; hier nun vollends in Komödien, in Gesellschaften, hatte sie mit mir keine Freude. Sie ist unschuldig, auch ich vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?" Die letzte Erklärung klingt verzweifelt türkisch; sie ist der beste Codex für einen Harem. Der Herausgeber erzählt mit gutmüthiger Leichtgläubigkeit, Werner habe in seinen drei mißlungnen Ehen ein gewisses System von Meisterschaft durchführen wollen, dem zu Folge die Liebenden sich gegenseitig Mittler der Gottheit seyn sollten. Sophistisches Gewäsch, hintennach für die Nothdurft des Gewissens zusammengedrechselt, um mit der Maske der Genialität die Blöße der Begierde zu decken! Wozu überhaupt das unnütze Reden von begangnen Fehlern, wenn das zweideutige Geständniß und künstliche Uebertünchen derselben ein neues, oft eben so großes Unrecht ist, insofern es zur Unwahrheit gegen uns selbst und die Welt wird? Hätte Werner dafür lieber im scherzhaften Ernst als Nach- und Nachtstück zur ars amandi die Kunst gelehrt, wie man mit guter Manier und heiler Haut von drei Eheweibern loskommen kann; solch ein Hausmittel findet zu allen Zeiten Liebhaber. Mancher würde sich mit der Probe durchs Einfache begnügen und das Vergnügen des doppelten und dreifachen Versuchs seinem Meister als Privilegium überlassen. Einen Vorzug der Protestanten hat übrigens Werner schlechterdings und immer anerkennen müssen, und zwar im Puncte der Ehe; denn wäre diese bei ihnen ein Sacrament, wie bei den Katholiken, so konnte er weder drei Mal die Ehe trennen, noch vor dem Tode der ersten Frau die Priesterweihe empfangen. Diese Prärogative des Protestantismus leuchtet auch vielen Katholiken handgreiflich ein; wollten die Protestanten Proselyten machen, so müßten sie mit diesem Artikel ihr Werk beginnen. Wer weiß z. B., ob Heinrich VIII., König von England, gegen das Supremat des Pabstes so gewaltthätig vorgegangen wäre, hätte er bei dem wiederkehrenden Acte der Scheidung die Autokratie der unbeschränkten Willkür nicht nöthig gehabt.

Suchen wir jetzt Werner unter Männern auf. Er schloß sich in Warschau vorzüglich an Mnioch an, den der Herausgeber einen Koloß nennt, worin er ganz Recht hat, wenn er ihm Zwerge zugesellt. Warum erwähnt er Mnioch's Gattin nicht, die als Schriftstellerin eines guten Rufs genießt? Sobald ein Biograph einer Dame nachsetzet, im Loben natürlich, so räumen ihm alle wohldenkenden Recensenten das Recht ein, Siebenmeilenstiefeln anzuziehen.

Die Söhne des Thals entstanden in dem Jahre 1800, begünstigt durch heitre interessante Verhältnisse. Einige Stunden von Warschau liegt, wahrhaft zauberisch, in einem dichten Walde, hart an der von hohen Ufern begrenzten Weichsel, die Camaldulenserabtei Bielany, bewohnt von Mönchen einer so strengen Regel, daß nur die Trappisten nach einer noch härtern leben. In diese klösterliche Einsamkeit wanderte Werner mit seinem Freund (dem Herausgeber) jeden schönen Sonnabend des Sommers 1800, wenn ihre Geschäfte in der Stadt beendigt waren; in Ermangelung eines förmlichen Gasthauses wurde im Walde bivouacquirt, höchstens unter einem in der Nähe aufgeschlagenen Zelte geschlafen und der Sonntag dann durchweg im Freien, auf Streifereien im Walde, Wasserfahrten auf der Weichsel und dergleichen, zugebracht, bis die späte Nacht nach der Stadt zurückrief. Hier fand nun der strebende Jüngling reiche Gelegenheit, vor dem schon reifern Manne sein ganzes Innere zu entfalten, ihm seine Zweifel und Einwürfe gegen manche, schon damals von Werner aufgestellte Lieblingstheorien vorzutragen, und diesen, ihn zum Widerspruche reizend, sich selbst klarer zu machen. In jeder Woche schrieb Werner neue Scenen seines Stücks, legte die damalige Sinnesart seines jungen Freundes, wie sie sich in ihm abspiegelte, dem darin auftretenden einundzwanzigjährigen schottischen Tempelritter Robert Heredon bei, in welchem er den Freund zeichnete und am Sonn-

*) Die alten Römer beobachteten bei ihren Hochzeiten drei Formen: usus, coemtio, confarreatio. Die erste bestand im Genuß eines Realen, die zweite im Symbole des Kaufes, die dritte in der Ceremonie des Zusammenessens. Die erste ist so alt als die Welt; eine Abart derselben heißt usus fructus.

Digitized by Google

tage wurde das neu Entstandne vorgelesen, wieder disputirt und dadurch fernerer Stoff bereitet.

Die Briefe, welche Werner in den Jahren 1801 bis 1804 an den Herausgeber geschrieben hat, geben über den Zweck und die Idee der Söhne des Thales und der Kreuzesbrüder manchen willkommnen Aufschluß, obgleich Niemand besondre Entdeckungen darin machen wird, der den Geist des Dichters aus seinen sämmtlichen Werken unbefangen aufgefaßt hat. Die Hauptiendenz ist, mit Werner's eignen Worten ausgedrückt, nichts weiter, als: „Der Sieg des geläuterten Katholicismus, mittelst der Maurerei, über den in seinen Grundsätzen zwar ehrwürdigen, aber dem Menschengeschlecht qua talis, nicht angemessenen, durchaus prosaischen Drang eines durch keine Phantasie begrenzten Kriticismus." Daß er unter dem letztern den Protestantismus versteht, erklärt er noch stärker, indem er (S. 38) sagt: „Allen europäischen Kunstgenius und Kunstgeschmack holt allmälig der Teufel, wenn wir nicht zu einem geläuterten (NB. nicht metamorphisirten) Katholicismus wiederkehren, von dem wir ausgegangen sind." Die Maurerei ist ein seltsamer Durchschlag, um den Katholicismus zu läutern, es dürfte bei der gefährlichen Operation wenig oder nichts von ihm übrig bleiben. Dabei läuft die Maurerei, wie sie Werner aufgefaßt und verflochten hat, auf leere Mummerei hinaus; sie zeigt die Flugwerke, Decorationen, Verwandlungen, Geisterspectakel, Zickzack, Abenteuer einer Zauberpantomime, zum Ersatze für die Hebel der höhern geheimnißvollen Ordnung, die das dramatische Ganze unter dem Sausen des ewigen Weltgeistes beleben und durchwalten sollten. Endlich ist auch der Protestantismus, trotz seiner nothwendigen kritischen Richtung, sehr wohl verträglich mit der Kraft und dem Reichthume der Phantasie, wovon das Beispiel seiner Heroen zeigt, und wogegen das Quaken der Frösche im Sumpfwasser nichts beweist. Der tiefere Grund der obigen Behauptung bleibe vor der Hand dahingestellt, sie gelte hier lediglich als psychologisches Factum.

Werner war Katholik, ehe er es bestimmt wußte und wollte; diese Meinung gründet sich nicht blos auf seine ersten dramatischen Producte, sie wird selbst durch die Weihe der Kraft unterstützt, denn echten Protestantismus wird kein besonnener Protestant in dem religiösen Quid pro quo finden, am wenigsten den Gottesmann Luther und seine Sendung. Die Weihe der Unkraft war deshalb als Palinodie gerade so überflüssig, wie sie als Gedicht werthlos und in ihrem ganzen Streben verkehrt ist. (Die Fortsetzung folgt).

---

## Böhmen und seine Hauptstadt Prag.

1. Böhmen. Beschrieben von W. A. Gerle.
2. A. W. Griesel's neuestes Gemälde von Prag.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Der Klattauer Kreis mit 150,000 Einwohnern läßt nichts besonders ausheben. Im Pilsener dagegen, mit 178,000 Seelen, ist das Marienbad eine der Colonien, welche die vielen in Böhmen vorhandenen Mineralquellen gegründet haben, einer der Puncte, der jedes Jahr die Aufmerksamkeit der Grenznachbarn mehr auf sich zieht. Die heterogensten Kräfte entsprießen hier der Erde auf einem kleinen Umkreise; unter den 60 Quellen aber, die der Landmann schon seit Jahren in hohlen Baumstämmen abzuleiten bemüht war, ist der Kreuz- und Mariabrunn besonders berühmt geworden. Seit 15 Jahren ist jene wüste Bergschlucht, die sonst hier war, zum freundlichsten Aufenthalte geworden. Den Rakonitzer Kreis, welchen 143,000 Menschen bewohnen, könnte man wohl den garbenreichen nennen. Die Ruinen des uralten Schlosses Krakow, wohin sich Huß rettete, als er Prag verlassen mußte, schildert Herr Gerle (3. S. 14 ff.) sehr anziehend. Im Kaurzimmer Kreise mit 164,000 Bewohnern wird das Schlachtfeld von Collin immer der denkwürdigste Punct bleiben, so wie dies in Berauner Kreise, der 146,000 Bewohner hat, das Schloß Karlstein, die Schöpfung Karls IV. ist, die zu ihrer Zeit ein achtes Wunderwerk der Welt heißen konnte. Sie steht auf einem Felsen, dessen Grundlage Jaspis ist. Karl suchte hier kaiserliche Pracht mit unüberwindlicher Festigkeit zu vereinen. Die hier befindliche Kirche ließ den Blick überall auf Gold, Silber, und Kunstwerke fallen. Reliquien waren aus ganz Europa zusammengebracht worden, sie zu verherrlichen. Sechs Wächter wanderten ununterbrochen in der Nacht auf den Mauern. Der Thurm, in welchem diese ehemals in ihrer Art einzige Kirche sich befindet, ist 121 Fuß hoch und 83 lang. Die Mauern haben eine Dicke von 13 Fuß. Damit sind die 17 Kreise Böhmens vom Verf. beschrieben und es bleibt ihm nur die Schilderung der Hauptstadt Prag übrig, die den übrigen Theil des 3ten Th. von S. 74 an einnimmt und für das Ganze, könnte man sagen, zu weit ausgedehnt wurde. Freilich entschuldigt es die Wichtigkeit, die Größe, die Schönheit der Stadt, wo sich aller Handel, alle Cultur, aller Reichthum Böhmens gleichsam concentirt. Wir werden bei dem Wenigen, was von uns angedeutet werden soll, wie auch schon geschah, immer Herrn Griesels Gemälde mit vor Augen haben und wo sich zwischen beiden bedeutende Abweichungen finden, diese mittheilen. Prag zerfällt in vier Theile, deren zwei auf dem einen und zwei auf dem andern Ufer der mitten durchströmenden Moldau liegen. Zusammen enthalten sie 3198 Häuser, außerdem gibt es noch zwei Vorstädte, die von der Altstadt und dem einen Stadtviertel, umgebene Judenstadt und das Schloß Wischerad. (So schreibt Herr Griesel. Wissehrad finden wir bei Herr Gerle). Acht Thore öffnen den Eingang in die Häusermasse und eine der festesten, schönsten Brücken verbindet die beiden Hälften, welche die Moldau trennt. Herr Gerle nimmt nur eine Vorstadt an, die erst seit einigen Jahren sich bildet. Dagegen nennt Herr Griesel noch den Smichow und schreibt ihm ein hohes Alter zu. Da er indessen

Digitized by Google

selbst bestreitet, daß dieser Anbau ein Dorf sey, so darf Herr Gerlen deshalb nicht gerade ein Vorwurf gemacht werden. Beide schildern dagegen den Eindruck, den die Stadt macht, von einer vortheilhaften Seite. Eine Geschichte der „Stadt“, wie jeder Böhme sein Prag vorzugsweise nennt, gibt es noch nicht, so sehr auch die vielen Dinge, denen es zuschaute, Stoff dazu geben müßten. Die herrliche Brücke hat 298 Klafter Länge, der Bau begann 1358, wurde aber erst 1502 nach Gerle, 1507 nach Griesel, vollendet, und kostete die für jene Zeiten ungeheuere Summe von 180,000 Thalern. Die Veitskirche ist unter allen Tempeln Prags die schönste und auf dem freien Schloßplatze gelegen, imponirt sie mehr, als jede andere. Beide vor uns liegende Werke geben eine Abbildung davon, die im Grieselschen behauptet indessen den Vorzug. Die Kaiserburg nimmt wie billig die erste Stelle unter den Palästen durch Größe und Pracht und Schönheit ein. Bedenke man, daß Prag eine ungemein große Anzahl von Palästen hat, so wird man es dem Herrn Gerle besonders gern erlassen, wenn er, weniger, als sein Nebenbuhler in die Beschreibung der einzelnen eingeht, sondern sich mit Angabe der Namen begnügt. Herr Griesel konnte sich hier natürlich mehr Freiheit gestatten und hat diese auch in gehörigem Maaße benutzt. Dagegen hat der letztere sich über die Charaktere, die Sitten, die Bildung der Prager Einwohner weniger ausführlich verbreitet, als dies in Nr. 1 geschehen ist. Herr Griesel hat diesen Gegenstand hauptsächlich von S. 161 bis 176, insofern es Vergnügen gilt, abgehandelt, in Nr. 1 nimmt derselbe 3 S. 144—185 ein und schon diese Verschiedenheit der Seitenzahl läßt auf größere Vielseitigkeit schließen. In Nr. 2 sind mehr die Vergnügungen an sich, insofern sich darin der Charakter der Volksclassen äußert, und zwar oft auf eine sehr pikante Weise geschildert. Eben so ist der Werth der Bühne, die Parallele zwischen ehemals und jetzt meist sehr sorgfältig in Nr. 1 angedeutet und ohne in Tadelsucht zu verfallen, doch das Mindervollkommene neben dem Bessern bemerkt. Im Ganzen erscheint nachdem, was beide sagen, der Charakter der Prager durch den Zeitgeist viel veredelter, als ehemals. Die Erziehung, die Voksbilbildung hat bedeutende Fortschritte gemacht. Duldung der verschiedenen Religionsparteien ist allgemein. Tadeln könnte man in Nr. 1, daß über manche Dinge der Verfasser Notizen gibt, die in einem Gemälde von Böhmen am wenigsten gesucht werden. Wer wird hier wohl zu erfahren suchen, (3 S. 181) wann die Pferde auf dem Oberpostamte zu bestellen sind; welches die vorzüglichsten Gasthöfe sind und dergleichen? solche Angaben bleiben billig blos Nr. 2 überlassen, wo sie auch nicht übergangen sind. Allerdings sie so etwas bei Herr Gerle wegen seiner genauen Bekanntschaft mit Prags Localitäten erklärbar, aber das rechtfertigt ihn deshalb nicht. Die wissentschaftlichen Erzeugnisse gehören in Prag zu den Seltenheiten. Nur 3—4 Buchhandlungen machen einigermaßen gute Geschäfte. Lafontaine wird hier noch immer mehr geachtet als Walter Scott. Deutet die literarische Unfruchtbarkeit offenbar eine Schattenseite an, so wird sie wenigstens einigermaßen durch die Bescheidenheit ausgeglichen, die Nr 1 S. 188 den Prager Gelehrten nachrühmt. Mit einer Schilderung von Prags Umgebungen schließen beide Schriften. Das Aeußere empfiehlt beide, doch Nr. 2 noch mehr, als Nr. 1. Die zehn Kupfer in jenem sind größer und ausgearbeiteter, als die 25 in Nr. 1,, obschon viele Ansichten darin ebenfalls ungemein nett sind. Auch hat man in Nr. 2 einen sehr guten Plan und eine zwar kleine, aber saubere Postkarte von Böhmen. Dürfte Rec. für beide Verfasser, im Falle sie eine neue Auflage zu besorgen haben, einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß sie auf die in Böhmen durch Schlachten merkwürdig gewordenen Puncte etwas mehr Aufmerksamkeit verwenden möchten. Was in dem Hussitenkriege vorfiel, ist, insofern es Belagerungen gilt, zwar hinreichend hingedeutet, dagegen sind die neuern Ereignisse nur verhältnißmäßig kurz berührt. Und doch wird jedem Militair, der Böhmen bereist, das Schlachtfeld vom weißem Berge, vor Collin, Lowositz, Culm u. s. f. wichtig genug seyn, um eine genaue Schilderung darin aufzusuchen, welche die an Ort und Stelle lebenden Verfasser leichter, als irgend ein anderer, mittheilen können.

20.

---

## Miscellen.

Die Societät der Emulation in Rouen hielt am 9ten Junius, am Geburtstage Corneille's ihre Sitzung und ließ für 1824 die Preißfrage ergehn: Welchen Einfluß haben die Sitten auf die Bühne, welchen hat umgekehrt die Bühne auf die Sitten?

Caillaud, der im Mai aus Egypten nach Frankreich zurückgekommen ist, beschuldigt Belzoni vieler topographischen Irrthümer und behauptet, viele seiner Zeichnungen seyen reine Phantasiestücke, die lange nachher aus dem Gedächtnisse entworfen worden wären.

Von dem Werke des portugiesischen Jesuiten Anton Vieyra: Arto de furtar etc. 1602. (Die Kunst zu stehlen ꝛc.), das zu den seltenen, in Rom schwer verbotenen Büchern gehört, ist in London 1822 eine neue Ausgabe erschienen und dem portugiesischen Finanzminister Targini gewidmet. Sein Bildniß ist als Titelkupfer mit dem Motto beigelegt:

Qual pirata inicio
Dos trabalhos alhos feito rico.
Gleich einem bösen Räuber,
Der durch fremden Schweiß reich geworden.

Es wird wenig kräftigere, für Wahrheit kühner auftretende Jesuiten gegeben haben, als Vieyra war. Nur eine Probe. Ein König, sagt er S. 70 in der Londoner Ausgabe, kann auf dreierlei Art rauben. Erstlich sich selbst; wenn er unnützerweise seine Einkünfte verschwendet. Dann seinen Unterthanen; falls er sie mehr Auflagen zahlen läßt, als nöthig ist. Und endlich den Fremden, indem er sie mit Krieg überzieht; was ihm indessen oft am meisten kostet und nichts einträgt. Dem Frieden zollt dieser Jesuite die größten Lobsprüche.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 220.

23. September 1823.

## Lebensabriß Friedrich Ludwig Zacharias Werner's. Von dem Herausgeber von Hoffmann's Leben und Nachlaß.

(Fortsetzung aus Nr. 219.)

Bei der Frage über den wesentlichen und charakteristischen Geist des Protestantismus und Katholicismus, kann der bloße Buchstabe des Glaubens, als solcher, keine Richtschnur abgeben; er unterscheidet sich auf beiden Seiten nur durch das bessere oder schlechtere Papier des Formulars, auf welchem er geschrieben steht, wenn er nicht zugleich ein Reichssiegel ist für die lebendige Vereinigung und Gewähr der Erkenntniß, des Gefühls, der Phantasie und des Willens. Eine durchgängige, gleichförmige, beharrliche Ausbildung dieser religiösen Bestandtheile ist wenigen hohen Naturen vergönnt; dagegen geht der gemeine Streit der Schulen, Kirchen und ihrer Parteihäupter als dürre Frucht der Vereinzelung, Zerrissenheit, Ohnmacht und Schwärmerei desto leichter und häufiger im Kreise herum. Wenn also Protestantismus und Katholicismus in ihrem Unterschiede nicht von dem Mechanismus der Systeme, Bekenntnisse, Symbole, Gebräuche, Einrichtungen abhangen, sondern von dem herrschenden und eigenthümlichen Gemüthszustande, den jene Grundbedingungen der kirchlichen Lehre und Gemeinschaft zusammengenommen hervorbringen; so lassen sich die Grenzen des einen und des andern Gebiets, besonders in beweglichen, reizbaren, schöpferischen Seelen, schwer mit Genauigkeit und Strenge bestimmen, vielmehr ist auf diesem und jenem Puncte ein geheimes Aneignen, Näherkommen, Vergleichen und Verbinden unvermeidlich, so daß vieles tief im Innern leben kann, was nie deutlich ins Bewußtseyn tritt. Diese Berührung, Fülle und Mannichfaltigkeit der religiösen Erscheinungen, ungeachtet des äußern Gegensatzes, verbreitet aber weit eher einen Triumph als einen Schatten über das Christenthum, denn wie urkräftig muß die Wurzel desselben seyn, da sogar die einzelnen Blätter der getrennten Zweige ihre hohe gemeinschaftliche Abkunft nicht verleugnen können. Wer wagt z. B., mit einem Compendium oder Katechismus in der Hand, Lavater, Haman, Claudius in vier Pfähle einzuschränken und über ihren Häuptern das gildenmäßige Hausschild dieser oder jener Glaubensgewohnheit aufzupflanzen? Diese drei merkwürdigen Männer waren Protestanten, aber welche Verschiedenheit der Richtung, Erkenntnißweise, Darstellung auf einer und derselben Basis! Nicht allen Bäumen kann dieselbe Rinde wachsen, sagte unser Lessing, der die Gipfel der Ceder mit der Wurzel der Eiche in sich vereinigend, den Kern von der Schale zu trennen wußte. Man redet von einem Christenthume, das so alt ist als die Welt, man möchte selbst das Heidenthum gern zu einer Vorhalle desselben ausschmücken; warum soll nicht Aehnliches eben so unbewußt von einzelnen protestantischen Individuen in Beziehung auf den Katholicismus gelten, mögen sie diesen später öffentlich bekennen, oder zeitlebens als ein verborgenes Pfand im Herzen tragen? Die Anwendung auf Werner ergibt sich von selbst, seine Rückkehr zum Glauben der Väter, wie die Katholiken den Uebertritt nennen, war ihm, so zu sagen, angeboren, das äußere Bekenntniß gab später dem ursprünglichen Rufe nur den Charakter der Oeffentlichkeit. Es gibt unevangelische Protestanten, die ihren Ultrageist für das Maß aller Cultur halten, und ihn durch Canäle und Röhren über die ganze Welt verbreiten möchten; diesen wird und mag die ausgesprochne Ansicht misfallen. Dabei sehen sie gemeiniglich auf ihrer Warte den Dampf einer Tabakspfeife für eine Feuersbrunst an, schlagen die Lärmtrommel, laufen nach Spritzen und verlangen zuletzt aus dem Gotteskasten der Lösch- und Assecuranzanstalt ein Zeugniß, auch wohl eine Belohnung für den Brandschaden ihres Gehirns.

Ueber seine ersten dramatischen Erzeugnisse spricht sich Werner mitunter oft scharf aus. Hier ein Beispiel: „Meine Tempelherren, erster Theil, sind vollendet und mit einem Prolog in Stanzen versehen, der wenigstens nicht das Schlechteste eines schlechten Ganzen ist. Die aufrichtig zu sagen, ich bin etwas," aber nicht viel damit zufrieden; aber ich kann es unmöglich umschmelzen. Ich weiß, daß das Ding, wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen Phantasie seyn mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Gespräch und wenig Handlung, noch weniger aber dramatisches Interesse hat."

Sein Urtheil über fremdes literarisches Verdienst, ist zuweilen treffend, oft auch verkehrt bis zur Lächer-

Digitized by Google

lichkeit. S. 54: „Großer Gott, warum kann ich den Wackenroder nicht aus der Erde kratzen; gegen diesen religiösen Coloß sind alle neue Kunstmenschen noch Neophyten.“ (Der Herausgeber bemerkt zweckmäßig, daß Novalis Werke damals noch nicht erschienen waren.) Wackenroder ein Koloß? dieser sentimentale Weichling, der mehr von Thränen als von der Luft lebte? Er hatte die religiöse Schwindsucht, und diese paßt schlecht zu einer Trophäe des Heroismus. An einer andern Stelle (S. 26) ist Schlegel halb Halbgott, halb Unmensch; Göthe ein Gott, aber ein selten ganz befreundetes Wesen. Das Viertheilen wird sich Schlegel als ein ganzer Mann verbitten. Obendrein wird er zu einem echten Bruch, wenn man den halben Unmenschen zu dem halben Halbgott legt = ¼. Göthe muß sich als Gott allerdings metamorphisiren, es könnte uns sonst mit Ausnahme der Geburt des Bacchus wie der Semele ergehen, als sie Jupiter in seiner vollen olympischen Glorie umarmen wollte. Schleiermacher, Verfasser der Reden über Religion, soll (S. 23) einen andern, weit größern Verfasser, nämlich Jacob Böhme, nachgebetet haben, mit dem er aber in der totalen Grundrichtung seines Geistes so viel Gemeinschaft hat, als der türkische Halbmond mit dem Panier des Kreuzes. Die Aurora des Jacob Böhme mußte in jener Zeit manchem paradirenden Spiegelritter die Laterne vorhalten. Der Pegasus des Werner war nun zwar kein Steckenpferd, aber er hat mitunter während der ästhetischen Umtriebe im verkehrten Deutschlande wohl auch mehr Thee getrunken als Ambrosia gefressen.

S. 49. „Es thut mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen, Sonnette und Gott weiß was liefern sehe; sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Landung in England, prahlen höre und doch keine ernste Tendenz, keine verbundne Harmonie zu dem großen Ziele, keine Realisirung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zwecke, erblicke, wie Schlegel sie im ersten Hefte seiner Europa so schön andeutet. Ich bin überzeugt, wäre ich mit diesen Menschen Einen Tag zusammen, sie müßten mich entweder in ihren Bund aufnehmen und sich zu einer kräftigern Wirksamkeit entschließen, oder mich für einen incurabeln Narren erklären. — Du bist in Berlin an der Quelle. Prüfe erst, was ich sage; theile Deinen Freunden, theile mir Deine Gedanken darüber mit! Vor allen Dingen bleib nicht kalt, oder betrachte es als einen hübschen ästhetischen Traum, eine plaisante, nie zu realisirende Idee! — Noch einmal, lache mich nicht aus, sprich mit Deinen Freunden darüber. Suche August Wilhelm Schlegel's Bekanntschaft. Suche Dich mit Wilhelm von Schütz bekannt zu machen u. s. w. — Wir brauchen Apostel (NB. in modernem Geschmack), die auf Einen Zweck hinwirken, und Proselyten!“

Diese Herzensergießungen in einer Zeit, wo Werner nichts weniger als correct lebte, klären vieles auf. Es war ein ungeheurer Selbstbetrug, eine grenzenlose Gefühlsschwelgerei, ein fast despotischer Uebermuth, das Fleisch hoch leben zu lassen mit den Weltkindern um die Wette, und dabei unter der Hand von Apostelthum, Wiederherstellung der Menschheit, und am Ende von einer neuen Kirche auf einer neuen Erde zu träumen. Diese excentrische Phantasie weist unwidersprechlich und geradezu auf die ausschweifendste Eitelkeit hin, die vielleicht im richtigen, psychologischen Zusammenhang den Hauptschlüssel für die Enträthselung des reichbegabten, seltnen Mannes abgibt. Eine Vermuthung der Art kann seinen Schatten nicht kränken, da er durch sein wiederholtes Beichten vor dem Publicum jede Indiscretion unmöglich gemacht hat. Jener grundlose Aristokratismus der schwärmenden, chiliastischen Einbildungskraft verbürgt aber auf der andern Seite auch wieder eine tiefere, religiöse Basis, denn niemand kann für die Sache des Himmels an der abgefallenen Menschheit zum Ritter werden wollen, den nicht, trotz aller Selbsttäuschungen, ein ursprünglicher Zug, ein mächtiges Gefühl dazu hinreißt. Der Gegenstand des Ehrtriebes muß überall in Anschlag kommen. Niemand ist noch allein aus Liebe zum Ruhme ein Held geworden, ohne Anlage zur Tapferkeit. In ähnlicher Hinsicht erlaubt auch Werner's egoistischer Taumel, wie streng man denselben richten will, eine mildere Deutung. Dazu kommt noch, daß ihm nicht blos der Rigorismus der Sittlichkeit abging, im Handeln, wie im Urtheilen, sondern überhaupt in jeder Art und Weise; er fühlte allerdings das Unzulängliche in sich und Andern lebhaft, aber immer noch nicht tief genug; selbst seine Zerknirschung trägt häufig eine schillernde Farbe; daher fand er denn leicht Palliativmittel, und auch die Verzweiflung wurde ihm eine Sprosse zum Glauben. Sein schöner dichterischer Genius schürte auf der einen Seite die Flammen und löschte sie auf der andern; Krankheit und Arznei wuchsen auf Einem Stamme. Poesie und Genuß der Liebe hängen ferner in gewissen ausgezeichneten Individuen zusammen, wie denn durchgehends eine unerklärbare Analogie zwischen dem leiblichen und geistigen Organismus herrscht, ohne daß daraus die Einerleiheit beider folgt. In Werner war die Phantasie von Hause aus fleischlich gesinnt; das hat er selbst nie verhehlt; als sie später das Ueberirdische ergriff, mit rühmlichen Nachdruck festhielt und aussprach, da zeigte sie noch immer viel Mark, aber die lebendige Carnation fehlte, der leichte Fluß, die frische Sprache, die Anstrengung war sichtbarer als der Genius. Von einem gewissen rohen Humor, dem verkappten Hanswurst der Sinnlichkeit, hat er sich selbst in der Mutter der Maccabäer nicht loswinden können, wodurch der Eindruck dieser theilweise vortrefflichen Dichtung häufig aufs unleidlichste gestört wird. Wie er bei der unverkennbar reinen Begeisterung für das Höchste, die sich besonders am Ende des ersten Actes herrlich ausspricht, daneben einer platten Eulenspiegelei Raum geben konnte, ist durch obige Hypothese erklärbar; indessen

Digitized by Google

bleiben seine Freunde dafür verantwortlich, daß sie nicht von ihm mit unerbittlicher Strenge, mit aller Grausamkeit der Liebe die Tilgung dieser häßlichen Flecke erzwungen haben. Welche Religiosität, die solche poetische Sündenböcke schießen konnte! Welche Duldung, die sie nicht ohne Gnade und Barmherzigkeit ächtete! Virgil wollte sterbend die Aeneide den Flammen opfern, das Werk des treuesten Patriotismus, des edelsten Fleißes; Roms Schicksalsgenius erhielt es, und die Nachwelt hört nicht auf, es, trotz seiner Fehler und Schwächen, zu bewundern. Virgil war ein Heide; aber die christliche Demuth unsrer Dichter kann bei ihm in die Schule gehen. Uebrigens wird aus diesem Zusammenfluß charakteristischer Einwirkungen Werner's früherer apostolischer Schwindel einigermaßen klar. Wer weiß endlich, ob er den Sprung über die Kluft nicht nebenbei auch in der Absicht wagen wollte, mit Einem Schlage und Riß sich in den rechten, nothwendigen Schwung zu versetzen? Es gibt auch in sittlicher Hinsicht einen Witz und Scharfsinn der Verzweiflung. Diese Gedanken bereiten vielleicht manches Kommende nicht unschicklich vor, und machen als psychologische Muthmaßungen keinen Anspruch auf irgend eine Entscheidung; sind jedoch nothwendig zur Construction des interessanten, viel besprochenen Charakters. Von den Männern, die Werner in Berlin als Mitapostel anwerben wollte, hat bis jetzt keiner diese Straße des Heils eingeschlagen. Wilhelm von Schütz z. B. klopft gegenwärtig mit seiner Uebersetzung des Casanova lieber bei den Herzen der Lebeleute als an den Pforten des Himmels an; er hütet sich klüglich, sie den Engeln vorzulesen; seine Proselyten lieben das frische Bein und Blut, und bevölkern lieber die Erde als den Himmel. Die beiden Schlegel verstehen sich als tüchtige Kritiker auch auf die medulla animi, der eine wohnt in der Hütte des Friedens auf der Donau-Geisterinsel, der andre athmet indische Lebensruhe in Bonn, wo die errichtete indische Buchdruckerei als glänzende preußische Sakontala mit wohlverdienten Kränzen seine Stirn umfächelt. Tieck möchte das deutsche Florenz aus Geschmack und Neigung in das italienische übersetzen, ärgert sich über die Druckfehler des Prachtwerks, schreibt mitunter aus bösem und gutem Humor Theaterkritiken und hat in seiner Novelle: Die Verlobung, allen Proselytenmachern den Scheidebrief dictirt, wenn es ihm je mit der närrischen Welt Ernst war. Schleiermacher ist zwar kein Apostel geworden, am wenigsten im modernen Geschmack, aber doch ein Meister, mehr noch durch sich, als durch seine Jünger.

Setzen wir jetzt unserm Bruder Unstets wieder nach, wie Werner sich selbst, und zwar in der Ueberschrift zu einem Morgenpsalm, genannt hat. — Durch den Tod seiner Mutter erbte er 1804 ein Vermögen von 12000 Thalern. Gegen das Ende seines Aufenthalts in Warschau dichtete er das Kreuz an der Ostsee. — Im Jahre 1805 wurde er durch Begünstigung des Ministers von Schrötter in Berlin bei dem neu-ostpreußischen Departement als geheimer expedirender Secretair angestellt. — Einrücken der Franzosen daselbst 1806. Die Weihe der Kraft macht Furore, gerade als Berlin auf eigne Hand die Weihe der Unkraft aufführte.

Der Herausgeber theilt von jetzt an den Schluß des biographischen Artikels mit, den Werner für das Felder-Waitzeneggersche Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit geschrieben hat. Hierüber einige flüchtige Bemerkungen. So sehr Werner früher den liebenswürdigen, enthusiastischen Rousseau als Idol verehrt hat, so wenig befolgt er, als Selbstbiograph, die hohe Freimüthigkeit desselben in seinen Confessions. Rousseau war eitel auf den Haß der Eitelkeit, stolz auf Verachtung des Ruhms, trotzig im Gefühl der sittlichen Selbstvernichtung. Werner theilt mit ihm, bis auf einen gewissen Punct, die Verblendung des sich unbewußt parodirenden Egoismus; aber an Energie der Freiheit ist er dagegen zeitlebens eine Memme geblieben. Seine Sympathie mit dem genfer Bürger wird Niemand Wunder nehmen, der die unglaubliche Macht kennt, welche jener über die Jugend und die Frauen ausgeübt hat und bis ans Ende der Tage ausüben wird. — Höchste Achtung vor Göthe dem Dichter. In der merkwürdigen Vorrede zur Mutter der Maccabäer wendet er Shakespear's Worte auf ihn an:

> Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
> Ich werde nimmer seines Gleichen sehn *).

Hätte Werner Göthe zum Proselyten machen können, er wäre vor Freude über die Bekehrung gestorben; so tief und grenzenlos verehrte er fortwährend, mitten unter schwachsinnigen Zeloten und kritischen Schornsteinfegern den außerordentlichen Mann. In dieser reinen Anerkennung sprach aus Werner der Dichter. — Aufenthalt bei der Frau von Stael. Von ihr sagt er: „Dieses Herz hat aufgehört zu schlagen, aber nicht zu lieben.“ Sie ist, nach ihren Schriften zu urtheilen, nie völlig aus der Revolution zwischen Geist und Gemüth herausgekommen; sie hat etwas von der überraschenden Gröse eines Mannweibes, welche sie gewissermaßen zu einer Sappho im französischen Costüm erhebt; nur muß man die Saiten ihrer Leier nicht allzu genau untersuchen, sie deuten mitunter auf Bindfaden und Colophonium, besonders in dem seynsollenden Krönungsgesang der Corinna auf dem Capitol. Dessenungeachtet steht sie durch Witz, Lebendigkeit, Enthusiasmus, eigenthümliche Sprache, besonders aber durch die Gesellschaftlichkeit ihres Talents, auch gegen die bessern Schriftstellerinnen Deutschlands, siegreich da, wie Apollo unter dem Musenchor. — Vom Großherzog von Frankfurt, dem Fürsten Primas von Dalberg, erhielt Werner 1809 eine Pension, deren Fortgenuß er nach dem Tode seines großmüthigen Gönners der preiswürdigen Gnade des Großherzogs zu Sachsen Weimar verdankte. Er hat das Geld nicht gehaßt, wie es scheint; klagt er sich doch mehrmals in Anwandlungen des sittlichen Unmuths des Geizes an, dieses Tausendguldenkrautes, das zugleich die Wurzel alles Uebels ist. Auch klingt es seltsam, wenn ein Anachoret, wie er doch halb und halb

*) Hamlet. I, 2.

seyn wollte und war, sein ererbtes Vermögen von 12000 Thalern nur mäßig (S. 90) findet. Wer weiß, ob es ihm bei guter Wirthschaft nicht auch Heckpfennige abgeworfen hat? die Sparbüchse ungerechnet, die ihm die Verleger seiner wahrscheinlich gut bezahlten Werke früher reichlich gefüllt haben müssen. Kurz und gut, mit der Liberalität des Geldbeutels mag es nicht sonderlich stehen, dieser hat schwerlich je ein Loch bekommen, und der Dichter gehört in dieser Hinsicht vermuthlich zu den Ultra, oder auch Plus-Ultra, aber nicht in dem Sinne, wie Peter der Große sterbend das hohe Wort als sein letztes sprach. Er soll in der Stille mannichfaltige Wohlthaten erwiesen haben; das mag seyn, immer bleibt bei seiner sonst so feurigen Sinnlichkeit und seinem wahrhaften Dichterberufe diese Art der Enthaltsamkeit, gerade diese, ein Räthsel, von welchem seine eignen frühsten Worte gelten: Hier liegen Fußangeln. Was ist das Leben des wirklichen Sängers als eine ununterbrochne, herrliche Verschwendung des Köstlichsten, eine fortgesetzte, begeisterte Antwort auf die Einladung des Gottes: „Willst Du in meinem Himmel mit mir leben, so oft Du kommst, er soll Dir offen stehen?" Noch einmal, jene Zähigkeit Werner's ist in seinem Charakterbilde ein Riß, welchen wenigstens der Rec. auf keine Weise wegschaffen kann. Seltsam; auch Pindar, dieser erhabne fromme Dichter, diente unter den seligen Uranionen dem Hermes, dem Gott der Kaufleute, mit einer besondern Vorliebe. Einem Heiden geht dergleichen hin, er rudert nun einmal auf der Erdscholle, wie die neumodischen frommen Parvenüs sagen; aber ein Christ, der das Geld nicht überwinden kann, liegt in der Pfütze, mag er die Beine dabei zum Himmel strecken, wie er will. Werner hat in seinem Testament über eine bedeutende Summe verfügt; wir wollen das Inventarium nicht zudringlich durchwühlen. Er handelte darin nach der alten schönen Sitte frommer Vermächtnisse; damit vertheidigen und rühmen ihn die Gläubigen. Wozu dann das Zersplittern? der unendliche Detailkram? das Bescheren von tauben Nüssen? Was soll denn eine Bagatelle, eine wahre Lumperei einem Priester, einer Kirche helfen? Dieser kostet die Addition zum bestehenden Fonds ungefähr eben so viel Tinte, als das ganze Object werth ist, und jener verwöhnt sich nur, wenn er das Taschengeld an einem guten Tage springen läßt. Ist es nicht vernünftiger, menschlicher, die Würdigsten und Bedürftigsten zu unterstützen, so viel und so lange man kann? Allerdings schleicht sich auch hier leicht der Egoismus ein, und zuletzt macht die Zeit den einzigen Unterschied; dort labt sich der Wohlthäter in Gedanken an der Zukunft, hier nimmt er sein Theil auf der Stelle; jenes hängt vielleicht von der Macht der Phantasie ab, dieses von der Reizbarkeit des Nervensystems. Der heilige Augustinus hat so Unrecht nicht: auch unsre Tugenden sind glänzende Fehler. —

Im Jahre 1811 wurde Werner in Rom katholisch und zwar insgeheim, wie der Nekrolog im Hormayrschen Archiv berichtet. Darin gleicht er also dem Hrn. v. Haller und theilt deshalb mit ihm gleiche Schuld. Ein Schritt, wie dieser, setzt die unbedingteste Entschiedenheit voraus, und jede Reservation ist eine Selbstmystification, von welcher keine Kirchenmacht dispensiren kann. Werners Glaubensänderung war nach Allem, was in ihm vorgegangen, psychologisch nothwendig; man kann nicht an der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung zweifeln, ohne die triftigsten Beweisgründe willkürlich mit Füßen zu treten. Vielleicht hat die Versöhnungslehre der katholischen Kirche, wie er sie nach den brennenden Bedürfnissen seines Herzens auffaßte, wesentlich zu dem Abfall vom Protestantismus beigetragen. Kein Punct trennt in praktischer Beziehung Katholiken und Protestanten so streng, als die Ansicht von Christus und seiner Erlösung. Vernünftige Protestanten können und werden nie den Uebertritt zum katholischen Glauben an und für sich als etwas Unerlaubtes, Ungesetzliches, Unvernünftiges misbilligen, denn sie griffen dadurch die Grundsätze der Gewissensfreiheit an, deren siegreicher Durchkämpfung sie ihre Legitimität verdanken, sie verurtheilten sich rückwärts, indem sie vorwärts andern den Stab brächen. Schleiermacher hat in dem Anhange zu den Reden über Religion (zweite Ausgabe) diesen Gegenstand für immer erschöpft, wie denn Niemand leicht da eggt, wo er mit dem Pfluge gewesen ist, doch begünstigt der dort vorkommende Seitenblick gegen die völlige Hingebung an den Papst unter dem schwankenden Namen des Papismus allerlei Gedanken, die dem monarchischen Geiste der katholischen Kirche widersprechen. Gerechte Consequenz ziemt dem Protestanten auch gegen den Papst. Derjenige Uebertritt ist wohl allein der rechte, wo das Bekenntniß des Mundes die längst vorbereitete, durchgeführte, vollendete That des praktischen Selbstbewußtseyns nur bestätigt, und die eigentliche und höchste Weihe im vorhergegangenen Leben des Proselyten liegt, wie dies der Fall bei Stollberg war, der unter den Gefährten, die seinen Weg gegangen sind, die meisten, wo nicht alle, wie eine Sonne die Sterne auslöscht und für die katholische Kirche ein wahrer, dauernder Segen geworden ist. In der Regel erklären die Leute, wenn sie den Protestantismus verlassen, vorher ihren moralischen Bankerut, darauf errichten sie für ihre vermeinte Wiederherstellung eine neue Firma, nehmen dann Credit bei der Nationalbank der Gnadenwirkungen, halten sie aber darauf Rechnung mit sich selbst, oder prüfen Andere den Bestand, so zeigt sich, zwar nicht immer und nothwendig, obwohl häufig genug, soweit sich menschlicher Weise davon reden läßt, daß sie zum zweiten Male fallirt haben, und die zweite Schuld heißt zwar jetzt anders, ist aber nach wie vor dieselbe. Ein elender Invalide, der sich für gesund hält, weil er eine neue Uniform bekommen hat! Dieses Schicksal, was den Meisten begegnet, ist das Ernste, Gefährliche, Furchtbare bei diesem Gange zum Gericht; man fordert damit gleichsam die ganze Welt zu Zeugen auf, ist ihr, so zu sagen, mit Leib und Seele verfallen, sobald man es redlich meint; schlägt das Schiff um, wird es leck: wo ist da Hülfe für und gegen sich selbst, wenn der Rückfall mit dem Abfall zusammenschmettert?

(Der Beschluß folgt.)

# Literarisches Conversations-Blatt.

## Nr. 221.

24. September 1823.


### Lebensabriß Friedrich Ludwig Zacharias Werner's. Von dem Herausgeber von Hoffmann's Leben und Nachlaß.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Werner studirte in Rom Theologie und zwar privatim, wie er sagt, „um unzweckwidriges Aufsehen" (zumal da Rom damals noch unter französischer usurpirter Herrschaft stand) „zu vermeiden." Dieser Grund ruht auf faulem Stroh. Den damaligen Franzosen kam es auf einen Candidaten der katholischen Theologie mehr oder weniger nicht im geringsten an, höchstens machten sie auf ihn einen Calembour, ein Vaudeville kostete ihnen schon zu viel. Wieder die alte fixe Idee Werner's von der universalen Wichtigkeit seiner Person, worin ihm auch Haller mit dem lächerlichsten Hochmuth nachstolpert. In der kurzen Zeit muß er ziemlich cavalièrement studirt haben, da er auch nebenbei fleißig reiste. Ein Protestant, der katholischer Theolog wird, sollte aber besonders die Glaubenslehre unablässig und mit dem höchsten Ernst studiren, denn heutzutage geschieht darin nicht viel in der katholischen Kirche, wie der Zustand ihrer dogmatischen Literatur darthut. Auf diesem Felde kann folglich ein tüchtiger Systematiker, mit dem Schwerte der Consequenz und dem Harnisch der Dialektik einen Gang wagen, der ungleich interessanter und ergiebiger ist, als die neuerrichtete polemische Turnanstalt, in welcher die Helden sich wechselsweise niederwerfen, ohne den Boden zu berühren.

Werner wird den 16. Juni 1814 im sechsundvierzigsten Jahre seines Alters zu Aschaffenburg zum Priester geweiht, erscheint darauf in Wien zur Zeit des Congresses, predigt daselbst vor einer, man könnte sagen, europäischen Zuhörerschaft. — Aufenthalt in Podolien vom Jahre 1816—17. Dortige Ernennung zum Ehrendomherrn. —

Mitunter spielt Werner in seiner Selbstbiographie auch ein wenig den Weltmann. Von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog zu Sachsen Weimar heißt es S. 90: „Man könnte ihn Pericles nennen, wenn er nicht etwas Besseres, nämlich der ritterliche Schirmvoigt eines deutschen Athens wäre." Dies klingt wie die Phrase eines Hofpoeten aus dem Siècle de Louis XIV. Die ganze gebildete Welt kennt und ehrt das hohe Verdienst des Großherzogs von Weimar um deutsche Art und Kunst, sein Denkmal steht im Pantheon des deutschen Nationalruhms für alle Zeiten fest: aber Weimar erscheint wie eine Quergasse gegen Athen, und sein vortrefflicher Fürst bedarf keiner Vergleichung mit Perikles, einem so einzigen Mann, daß Thucydides von ihm sagen konnte, er habe durch seine persönliche Hoheit die Republik wie eine Monarchie beherrscht.

Unter den Männern, die Werner wegen ihrer frommen Gesinnung öffentlich rühmt, sind besonders drei Verstorbene auch einem größern Publicum werth und unvergeßlich geworden: der Erzbischof zu Wien, Graf von Hohenwarth, der Graf Szechenyi und der Priester Hofbauer. Der Erzbischof war durch die Würde seines hohen Alters, erprobter Tugenden und seiner ganzen patriarchalischen Erscheinung ein Kirchenfürst im alten Styl, der durch christliche Weisheit und Duldung, bei aller nothwendigen Strenge, zugleich das Ansehen und den Einfluß eines liebreichen Vaters behauptete. Er gehört zu den Männern, die in diesem Jahrhundert schwerlich wiederkommen. Der Graf Szechenyi schmückte ein unsträfliches Leben durch unermüdete Großmuth und regen Sinn für höhere, zumal religiöse Angelegenheiten. Hofbauer zeigte, wie glaubwürdige Menschenkenner versichern, mit Leib und Seele den gebornen Missionair, dessen praktisches Talent auf viele Gemüther unwiderstehlich wirkte.

Werner erklärt sich über sein näheres Verhältniß zum kürzlich in Wien erneuerten Orden der Redemptoristen also S. 106: „Ich hatte schon den Ordenshabit angelegt und war im Begriff das Noviziat anzutreten, legte aber das Ordenskleid wieder ab und trat aus dem Orden heraus — jener Gründe wegen. Denn sonnenklar ist es mir geworden, daß das Christenthum unmöglich etwas andres ist als der, alles Wahre, Gute und Schöne krönende Culminationspunct der durch die Gottheit gereinigten Menschheit, daß mithin kein Orden (insofern er in christlichem Sinne nach außen wirken will) umhin könne, alles menschlich Schöne, Wahre und Gute mit inniger Liebe anzuerkennen und zu umfassen." Zwischen den Zeilen läßt sich hier Vieles über

Digitized by Google

den Orden der Redemptoristen lesen. Sey dieser aber, wie er wolle, Werner's Uebereilung ist auf keine Weise kirchlich, priesterlich, christlich, vernünftig zu rechtfertigen. Er kannte den Bruder Unstets seit langen Jahren und wollte ihn nun auf einmal ins Ordenshaus einsperren. Er freut sich nach dem Austritt, daß er wieder ein homo sui juris ist, und es konnte ihm einfallen, in die Kutte eines Novizen zu kriechen, was gewiß eben so schwer hält, als wenn ein selbstständiger Mann von vierzig Jahren unter die Pike muß, und die Cameraden ihn spottend mit der künftigen Generalswürde trösten. Er war an eine gewisse Studentenwirthschaft, an ein poetisches Zigeunern gewöhnt, und nun thäte es noth, er stände mit dem Hahn auf und krähte auch mit ihm, um den Glockenschlag nicht zu verfehlen und ihn den Collegen zu melden. Er wollte freilich schon seit langer Zeit den Petrus Eremita spielen, wie dieser zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen predigen: aber er hatte doch auch bei den Protestanten Küche und Keller gekostet, naschte auch wohl einmal bei den Katholiken in einem frommen oder geistreichen Conventiculum, und nun soll er noch eine redemptoristische Suppe essen lernen, die weit über die spartanische geht. Er möchte Gutes wirken von ganzem Herzen und um jeden Preis, jetzt stößt er plötzlich bei seiner Geistesüberlegenheit auf schwache Brüder und absolute Querköpfe; jene fordern ihn auf zum Blöken, diese zum Heulen, was bleibt ihm unter allen diesen Umständen übrig, als das Ordenskleid auszuziehen und für immer an den Nagel zu hängen? Beim Austritt soll er gesagt haben, wie eine Nummer des Conversationsblattes meldet, nur Gott und er wisse die Ursache desselben. Recensent bildet sich vorwitzig ein, hier und da den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Werner konnte und mußte vorhersehen, was kam; er war dem Orden, der Kirche, ja der ganzen Welt Consequenz schuldig. Dagegen hilft kein Einwand, keine Beschönigung. Aber das Anlegen des Ordenskleides gab eine Ceremonie mehr, und bei solcher brillanten Gelegenheit bleibt Bruder Unstets nicht zu Hause. Hierbei eine Frage: wie kann er in der Inschrift auf seinem Grabsteine Priester aus der Versammlung zum allerheiligsten Erlöser heißen, da er nach seinem eignen Geständniß aus ihr getreten ist? Gibt es zwei Werner in Einer Person? Allerdings, lautet die kritische Antwort.

Werner starb 1823 den 17. Januar, des Morgens zwischen 2 und 3 Uhr, an der Lungeneiterung, so sanft, daß der Tod für ihn im besondern Sinn zu einem Bruder des Schlafs wurde. Die entseelten Züge drückten Entschiedenheit aus, es lag in ihnen ein strenger, siegesfroher, so zu sagen, herausfordernder Ernst. Eine lithographirte Abbildung gibt ihm das Ansehen eines süßlich verzückten Heiligen; sie ist das Sudelwerk eines affectirten Pietismus, wenn der Fabrikant nicht unter die christlichen Industrieritter gehört.

Werner's Testament bietet vieles Interessante und Seltsame dar. Die selbstgewählte Inschrift auf seinem Grabsteine in Enzersdorf, nahe bei Wien, schließt mit dem angedeuteten Verse aus Lukas: Cap. 7, V. 47?! Wozu in aller Welt das Fragezeichen vor dem Ausrufungszeichen? Gott kommt es zu, ein Punctum dahin zu setzen; die menschliche Demuth soll schweigen, am meisten hinter dem Grabe. Das ?! sieht theatralisch aus; es ist, als ob der erste und fünfte Act eines Trauerspiels sich umklammerten. So hat Werner nie ganz von dem Ceremoniell der Eitelkeit loskommen können. Der Apostel Petrus soll über das ?! entscheiden, und wenn er nicht im Geiste nach dem Schwert greift und das ?! weghaut, so will der Rec. seine Sache verloren haben.

Es ist schwer, über Werner, den geistlichen Redner, ein befriedigendes Urtheil zu fällen, bei der Verschiedenheit der Grundsätze, von welchen Protestanten und Katholiken und unter beiden wieder die einzelnen Individuen ausgehen. Was würde z. B. aus Werner, wenn man ihn mit Bossuet oder Flechier vergleichen wollte? Rec. beschränkt seine Meinung rein auf sich selbst, wie er sie auch nur aus sich nimmt. Sonach scheint ihm Werner, der geistliche Volksredner, ein seltnes, ausgezeichnetes, wirksames Talent. Er war sich übrigens in seinen Reden sehr ungleich und wiederholte darin gewissermaßen das Bild seines Lebens. Neben Feuer und Manna gab es auch Wasser und Gerstenbrot, wie es der Tag eben brachte. Man hat ihm oft Mysticismus vorgeworfen. Es gibt Leute, denen alles mystisch heißt, was nicht auf der Hand liegt; dieses Modewort ist eine spanische Wand, hinter welcher Weise Vernunft reden und Narren ihre Künste machen. Werner war überhaupt von Natur nicht zum Mystiker gestempelt, in dem Sinne der alten hohen Meister. Das sonnenhafte, duftähnliche, unzertrennbare Gewebe, welches tiefe, andächtige Seelen einer gläubigen Vorzeit über den Zusammenhang zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt mit unwiderstehlichem Zauber der Poesie hingehaucht haben, ist ihm stets fremd geblieben; so gleicht selbst das Wunderbare in seinen frühern dramatischen Dichtungen einer Art von Deus ex machina, die sich nicht selten zu materiellen Knalleffecten, possirlichen Mummereien, gaukelnden Chimairen herabläßt. Es gibt eine Weise, das Geheimniß des Höchsten zu offenbaren, welche die Eingeweihten entzückt und auch die Laien ergreift; eine Gemeinschaft mit dem Heiligsten, der die Sprache entquillt, wie dem Baum der Saft, und die dabei aus innerer Nothwendigkeit überall und immer aus dem Endlichen auf das Unendliche dringt: dieses Priesterthum des Mysticismus, wenn man so nennen will, was der natürliche Wiederhall der innigsten und zartesten Verschmelzung zwischen Himmel und Erde ist, ging auch Werner in seinen Predigten ab; er hatte schöne glänzende Momente des Ueberschwenglichen, aber der Berg Tabor fehlte mit seinem allseitigen Lichtstrom. Noch weniger gelang es ihm oder strebte er darnach, den Katholicismus im Ganzen und Großen zu verklären, wie

Digitized by Google

doch von ihm eher als von vielen andern zu erwarten stand; vielmehr sank er zuweilen tiefer, als die Würde erlaubt, und hielt sich meistens in den Grenzen des unmittelbar Praktischen, der täglichen Nothdurft. Dabei entwickelte er aber eine besondre Gabe im Auffinden, Auslegen, Anwenden des Typischen; ob und wieviel er dabei den alten Kirchenlehrern schuldig war, mögen die Kenner entscheiden, doch wird ihm immer das Verdienst einer geistreichen Eigenthümlichkeit bleiben. Gern ließ er von Zeit zu Zeit in einzelnen Aussprüchen Thomas von Aquino reden, und was er in dessen Namen sagte, glänzte in bewunderungswürdiger Einfalt und Tiefe. Mit dem reinsten Geschmack und dem eindringendsten Gefühl webte er zweckmäßig die Größe und Herrlichkeit der Natur ein, weit entfernt von dem gemeinen poetisirenden Klingklang, womit prosaische Stümper sich vollends niederkitzeln und ein theatralisch verkrüppeltes Publicum todt hätscheln. In der Ruhe, Kraft, Anschaulichkeit einzelner Schilderungen, war er ein Meister, wie Deutschland vielleicht jetzt keinen hat; hier erkannte und fühlte man den Dichter. Ueberhaupt zeigte er eine erstaunliche Sicherheit, kurz, alles dasjenige, was im besten Sinn Gegenwart des Geistes genannt wird. Die letzten Reden kurz vor seinem Tode liefern dafür die merkwürdigsten Beweise. Es war in der That, als ob bei ihm der Geist sich den Körper baute. Als Bußprediger blitzte und donnerte er mit gewaltigem Nachdruck, wobei ihm, außer der Bekanntschaft mit sich selbst, seine Kenntniß der Welt zu Statten kam, die er jedoch zuweilen auf eine widerwärtige, beinahe possenhafte Art herauskehrte. Dahin gehört auch sein häufiges Selbstanklagen. Er merkte nicht, daß ihn der Böse beim Rande des Priestergewandes nahm, indem seine Eitelkeit in der Größe und Einzigkeit der früher gehäuften, jetzt laut erklärten Schuld, dem schmeichlerischen Reize der Genialität nachgab, womit sich auch die Sünde umkleiden kann. Man hat ihn wegen seiner geistlichen Humoristik zu einem Abraham von Sancta Klara machen wollen; der unpassende Ausdruck ist von einer Lippe in eine Zeitschrift übergegangen und aus dieser in zwanzig andre. Der Vergleich hinkt; was bei Abraham ein Strom ist, kann bei Werner kaum für eine Ader gelten; auch hat er sie in der letzten Zeit selten geöffnet und im Ganzen eine würdige, erfreuliche Haltung bewiesen. (Die geistliche Humoristik, die namentlich jetzt in Wien aufducken will, ist ein eiterndes Geschwür, das man ausschneiden und nicht pflegen soll.) Er ließ den ostpreußischen Dialect in der Aussprache ungewöhnlich vorherrschen. War das Absicht? denn zu seinem Vortrage paßte er. Dann hätte sich die Künstlichkeit hinter die Nachlässigkeit versteckt, wie es oft ergeht. Uebrigens thun unbefangne Leser wohl, wenn sie gegen die Uebertreibungen, Mährchen und Lügen mistrauisch sind, in der sich Albernheit, Unwissenheit und Bosheit über Werner, den öffentlichen Redner, vergeblich zu erschöpfen gesucht haben.

Der Herausgeber hat auf das einzige Verdienst, was zu erwerben war, freiwillig dadurch verzichtet, daß er nirgends versucht, den Charakter Werner's einigermaßen zu construiren. Im Obigen ist Mehreres angedeutet, das der Leser nach seiner Ansicht zusammensetzen oder verwerfen mag. Er selbst erklärte sich zuletzt für einen Torso, und diese Bezeichnung trifft, wenn wir absehen von dem erhabenen Trümmer, der unter diesem Namen Michael Angelo und Winkelmann um die Wette begeisterte.

Es ist eine beschränkte Ansicht, den wahren tiefern Sinn eines Menschen jederzeit und allein aus seinem Handeln beurtheilen zu wollen, das keineswegs den sittlichen Zustand umfassend, noch weniger untrüglich beglaubigt. Wie wir im Gedränge der Leidenschaften, im Brausen der Sinne uns bewegen, zeigen wir unsere Natur nicht treu und klar; der bessere Genius erwacht oft erst bei vollkommner Sammlung unter der Gestalt der Sehnsucht, des Schmerzes, der Erhebung, des Glaubens an uns und die Welt; lauter Richtungen, die mehr oder weniger den ursprünglichen Grundzug des Gemüths bestimmen, insofern es ohne Hemmung sich selbst folgt. Wird diese Ansicht auf Werner angewendet, so dürfte Vieles in einem andern und mildern Lichte erscheinen, was sonst nach dem reinpraktischen oder realistischen Gesichtspunct als schroffer Widerspruch verletzt und zurückstößt. Er hatte, so scheint es, ein Pfund empfangen, das ihn weit über jede gewöhnliche Mittellinie hinausstellte, ihm für Augenblicke das Anschauen und den Genuß des Höchsten gönnte, aber doch nicht ganz hinreichte, um ihn dauernd und fest empor zu halten. Das Um- und Ueberschlagen, das Ringen und Vorwärtsgehen dieser gefährlich schönen Naturen, ist moralisch unendlich schwer zu schätzen; Kraft und Ohnmacht wirken in einem gewissen Sinne unzertrennlich, erzeugen sich gegenseitig, wenn der gewagte Ausdruck nicht misverstanden wird. Die Alltagsmenschen fahren bei einer solchen Erscheinung mit schneidenden Urtheilen heraus, weil ihre innere Nichtigkeit ein regelmäßiges Elend ist, das keinen Maßstab für einen abweichenden Zustand hergibt; die praktischen Rigoristen brechen eben so gern den Stab aus dem entgegengesetzten Grunde, weil das lebendige Bewußtseyn des eignen großen Vermögens, dasselbe gern überall ansinnt und voraussetzt. Zwischen diesen Extremen liegt der Weg der Wahrheit, auf dem das sittliche Urtheil über Werner nicht zu verfehlen ist. Uebrigens soll sein priesterlicher Wandel, wie bewährte Zeugnisse versichern, löblich gewesen seyn, inwieweit ein Mensch über den Werth des andern urtheilen kann und darf. Die Verläumdung hat ihm auch den Ehrgeiz eines hierarchischen Intriguant zuschreiben wollen. Dazu fehlte es ihm offenbar an Geschmeidigkeit, Ausdauer und Verstellungskunst; seine ganze Gemüthsverfassung widerspricht überhaupt diesem schimpflichen Argwohn; der letztere erscheint vollends als das abgeschmackteste Trugbild, wenn man weiß, wie die höhere Geistlichkeit in Oesterreich ihre Reihen füllt. So stockblind war Werner nicht, um in seinem vorgerückten Alter, bei der sichtbaren Uebermacht des Herkömmlichen, dem bedeutenden Einfluß lauter und

Digitized by Google

stiller Gegner, dem Tact der eingreifenden weltlichen Organe je ernsthaft hätte daran denken können, auf der Jacobsleiter der Priesteraristokratie sein Heil zu versuchen. Indessen war er nichts weniger als gleichgültig gegen die Gunst der vornehmen Welt, wie denn die heutigen Dichter meistens alle an diesem moralischen Schnupfen kränkeln. Seine gelegentliche Opposition auf der Kanzel liefert keinen Beweis dagegen, denn er brachte unter der Hand das Versäumte hundertfältig ein und spielte mitunter sogar den Panegyriker einzelner hochadeliger Familien. Personen, die ihn näher kennen wollen, rühmen ihm ein glänzendes Unterhaltungstalent nach; gegen gebildete, religiösgesinnte (vielleicht auch nur religiösthuende) Frauen, zeigte er bis an sein Ende jene feinere Aufmerksamkeit, die zu allen Zeiten ein Ehrenpunct der weltlichen und geistlichen Ritter bleiben wird.

Werner, der Dichter, kann hier nicht charakterisirt werden, denn für ein absprechendes Urtheil im Sinn der neuesten Mode, steht er zu hoch, und für eine durchgeführte Betrachtung liegt er diesem Blatte wieder zu weit abwärts. Soviel bleibt ausgemacht, daß selbst die zahlreichen Barbarismen, Ungehörigkeiten und Gebrechen seiner spätern Poesie ein Talent beurkunden, das auch in den Trümmern noch theilweise eine schmerzliche Bewunderung erregt. Am unglücklichsten war er in geistlichen Liedern; besonders sind seine sogenannten Exercitationen wie auf der Marterbank hervorgepreßt. Das Lied, welches der Redemptorist Hr. Passy auf Werner's Tod gedichtet hat, besingt eigentlich nur die Eitelkeit des Verfassers, von der er sich endlich einmal selbst erlösen sollte, da der Orden der Erlösung nicht damit fertig werden kann. Von eben demselben rührt auch ein ultramontanes Andachtsbuch her, worin er die Taxen für den verschiednen Sündenablaß bis auf Heller und Pfennige berechnet hat. Diese papierne Kreuztafel sollte neben dem monatlichen Fleisch- und Brottarif hängen, sie würde dort in der besten Gesellschaft seyn und könnte die Bäuche praenumerando absolviren.

Ueber Werner hat das größere wiener Publicum ein hartes, und man darf sagen, ungerechtes Todtengericht gehalten. Mehrere Zeitschriften werden nicht zurückbleiben. Der Recensent, der in keiner persönlichen Berührung mit ihm stand, wünscht aus Verehrung für sein entschiednes Talent und aus Achtung für die Würde der Literatur, daß unbefangene Leser mit diesem Versuche eines vermittelnden Urtheils nicht ganz unzufrieden seyn mögen. Sit illi terra levis!

119.

---

## Hayley's Denkwürdigkeiten.

Wilhelm Hayley war zu seiner Zeit ein geachteter Gelehrter, ein beliebter Dichter. Er hat selbst geschriebene Denkwürdigkeiten seines Lebens hinterlassen, die jetzt in London erschienen sind. Sie bilden zwei Quartbände. Ein Beweis, daß der Verleger auf viele Freunde des Verstorbenen zählen muß. Bei uns ist der Mann minder bekannt, aber in manchem Betracht wird er einige Augenblicke auch unsere Aufmerksamkeit fesseln, und was wir von ihm sagen wollen, mag mit dem von ihm in Conversationslexicon befindlichen Artikel über ihn verglichen werden. Hayley war durch Erziehung, Gewohnheit, Neigung und äußere Verhältnisse zum Schriftsteller bestimmt. Er athmete nur unter Büchern. Er las und schrieb. Weiter that er fast nichts. Für ihn gab es keine Hoffnung, keinen Wunsch, als sich berühmt zu machen durch — Gelehrsamkeit und Muße zum Studiren zu finden. Was ihn umgab, schien seine Neigung zu theilen. Sein fünfjähriger Sohn wußte den Pindar auswendig und schrieb Gedichte. Eine alte Wärterin kritisirte Gibbons Verfall und Untergang des römischen Reichs. In den Denkwürdigkeiten eines solchen Gelehrten können weder wunderbare Abentheuer, noch große Thaten zu Wasser und zu Lande vorkommen! Auch Staatsintriguen sind ihnen fremd. Aber sie zeigen die Art und Weise des literarischen Verkehrs, die Wege, welche es sich bahnt, und den Geist einer von uns vergessenen Zeit, wo eben Johnson und Garrick ihre Bahn geendigt hatten, wo Gibbon, in voller Kraft als Geschichtschreiber und Watson als Kritiker da stand und Cooper als Dichter glänzte. Mit ihnen und allen ähnlichen stand Hayley in genauer Verbindung. Hayley war 1745 geboren und schon auf dem Gymnasium in Eton ein kräftiger Dichter im 12ten Jahre, ob er schon nichts destoweniger noch tüchtig einmal die Ruthe bekam, als er heimlich ins Theater nach London ging. Sechs Jahre nachher war es Zeit, sich zu verlieben. Eine hübsche Französin fesselte ihn. Einige Tage nach der ersten Bekanntschaft überraschte sie ein Donnerwetter wie den Aneas und die Dido. Sie sank ihm ohnmächtig in die Arme. Allein wie die Liebe begonnen hatte, im Sturme und Ungewitter, so löste sie sich auch mit solchem auf. Nur kam es diesmal nicht vom Himmel, sondern aus dem entzweiten Herzen. Hayley wollte erst der Themis huldigen. Bald fühlte er, daß ihn die Muse mehr begünstige. Er eilte 1769 nach London und übergab Garrick sein erstes Trauerspiel: Der betrübte Vater. Der betrübte Dichter wär ein besserer Titel gewesen, denn Garrick fand es zu gut, um es abzuweisen und hatte auch nicht Lust, es auf die Bühne zu bringen. Auf der andern Bühne ging es seiner syrischen Königin um kein Haar besser. So ließ er verdrüßlich die tragische Muse stehen und schrieb lieber poetische Episteln an alle berühmten Männer, mit denen er dadurch in genauere Verbindung kam. Gibbon war darunter nicht der letzte und munterte ihn wieder zu Arbeiten fürs Theater auf, wofür er mehr oder weniger gefallende Stücke schrieb. Mit seiner Gattin lebte er nicht lange in Einigkeit. Sie starb 1797. Ihr folgte bald der einzige Sohn, der in der Geschichte früh gereifter Kinder eine wichtige Rolle spielt. Hayley heirathete 1808 wieder, aber mit den Weibern hatte er nun einmal kein Glück. Er vernachlässigte sie über den Büchern! Sie verließ ihn in wenigen Jahren auch wieder. Hayleys Denkwürdigkeiten zeigen, wie bald der literarische Nachruhm schwindet! Von so manchem, den er unsterblich nennt, kennt man jetzt kaum den Namen noch! — Hayley hat eine besondere Leidenschaft, wenn es galt, Inschriften auf Leichensteine zu machen. Keiner war sicher davor. Er vergaß den Verlust des besten Freundes über die Gelegenheit, so seiner Lust zu fröhnen. — Die „Denkwürdigkeiten" seines frühverstorbenen Sohnes machen einen Anhang zu seinen eigenen und haben ihn ebenfalls zum Verfasser!

20.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 222.

25. September 1823.

## Die englischen Schiffahrtsgesetze.

In dem Augenblicke, wo einige der ersten Staaten Europas durch Handelsverbote den freien Verkehr hemmen, fängt England an, von den Grundsätzen abzuweichen, welche man seit Jahrhunderten in dem Verkehre mit andern Ländern befolgt hat, und deren strenge Handhabung man zeither für die Macht und den Wohlstand des Reichs unumgänglich nöthig erachtete. Die beiden wichtigen Gesetze, womit man im vorigen Jahre anfing, die Grundlage der frühern Gesetzgebung abzuändern, sind in der Schrift: **An abridgement of the two important Navigation and Commercial Acts of Parliament just passed. By G. P. Andrewes** — ihrem Hauptinhalt nach zusammen gestellt. Das Schiffahrtsgesetz, das zur Zeit der Republik eingeführt und unter Karl II. völlig ausgebildet wurde, die sogenannte Navigationsacte, die lange für das Palladium der englischen Handelsmacht galt, hat, den veränderten Zeitumständen gemäß, Veränderungen erlitten, zufolge des siegenden Grundsatzes d. h. die Verfechter des Grundsatzes der Handelsfreiheit. Das älteste Gesetz zur Beförderung der englischen Schiffahrt vom J. 1384 verfügte schon, daß durch des Königs Unterthanen keine Waaren in fremden Schiffen aus- oder eingeführt werden sollten. Später wurde zwar dieses Gesetz ermäßigt; 1440 aber ein ähnliches von dem Hause der Gemeinen vorgeschlagen, das jedoch König Heinrich VI. verwarf. Als nach der Entdeckung von Amerika die Schiffahrt mehr Ausdehnung gewann, wurden unter Heinrich VIII. und Elisabeth mehrere Verordnungen zur Ermunterung des einheimischen Seehandels gegeben, aber die Fremden behielten doch einen großen Theil des Handels in Händen, besonders die Holländer, zu jener Zeit die ersten Seefahrer. Sie brachten nicht nur einen beträchtlichen Theil der festländischen Waaren, sondern selbst die Erzeugnisse der englischen Colonien nach England. Im J. 1651 gab das Parliament ein Gesetz über die Einführung fremdländischer Waaren, welches später unter Karl II. erweitert und, in die Reichsstatuten aufgenommen, die berühmte Navigationsacte bildet, und obgleich in der Folge zeitgemäßen und theilweisen Veränderungen unterworfen, doch bis auf eine nahe liegende Vergangenheit in voller Kraft blieb. Der Grundsatz dieser Verfügung war, daß keine Waaren nach England oder in dessen Colonien eingeführt werden sollten, als aus den Orten, wo man dieselben erzeugt oder hervorgebracht hätte und nur auf Schiffen, die in England gebaut wären und deren Führer und wenigstens drei Viertheil der Mannschaft aus englischen Unterthanen beständen. Fremde Fahrzeuge waren von der Einfuhr aller Waaren ausgeschlossen, mit Ausnahme der eigenen Erzeugnisse der Länder, welchen sie gehörten, aber sie mußten in diesem Fall eine schwerere Abgabe bezahlen als die in brittischen Schiffen eingeführte Waaren.

Die neuen Gesetze lassen Waaren zu, ohne Rücksicht auf den Ursprung und fast aus allen Gegenden. So können alle Erzeugnisse Europas ohne Unterschied von jedem Lande dieses Erdtheils eingeführt werden, und die Erzeugnisse der entferntern Erdtheile darf man aus jedem derselben in brittischen Schiffen einführen, und zwar für den Verbrauch im Lande selbst. Um aber zu verhüten, daß kein europäischer Staat sich der großen Schiffahrt zur Einfuhr der Erzeugnisse Asiens, Afrikas und Amerikas bemächtige, dürfen diese Erzeugnisse, wenn man sie vom benachbarten Festlande einführt, nicht im Lande verbraucht, — sondern nur zur Wiederausfuhr in Niederlagen aufbewahrt werden. Es können also aus irgend einem Theil der Erde Waaren eingeführt werden, wofern es nur in brittischen Schiffen geschieht. Der Verkehr mit Europa ist zwar strenger geregelt, aber es können die Erzeugnisse dieses Erdtheils ohne Unterschied aus irgend einer Gegend desselben, und in Schiffen unter allen Flaggen eingeführt werden, mit Ausnahme gewisser schwerer Artikel, deren Einfuhr einigermaßen beschränkt und nur auf dreierlei Art erlaubt ist, entweder in brittischen Schiffen, in Fahrzeugen des Landes, woher die Waare stammt, oder aber in Schiffen des Ortes, wo sie gelandet worden sind. Nach dem neuen Gesetze können die westindischen und amerikanischen Colonien, die sonst nur mit dem Mutterlande, und zwar nur durch brittische Schiffe Verkehr haben konnten, unmittelbar mit allen Ländern Handel treiben, sowohl in Beziehung auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse, als die Einfuhr der Erzeugnisse anderer Länder, blos mit Ausnahme von Manufacturwaaren, deren Zufuhr dem Mutterlande vorbehalten bleibt

Digitized by Google

Die Colonien können in ihrem Verkehr mit Amerika sowohl brittische Schiffe, als die Fahrzeuge des Landes, mit welchem sie unmittelbare Verbindungen unterhalten, benutzen. In ihrem Verkehr mit den übrigen Erdtheilen aber dürfen sie sich nur brittischer Schiffe bedienen.

Die neuen Verordnungen sind in doppelter Beziehung wichtig, erstens hinsichtlich der Ausdehnung, welche dem Verkehr brittischer Schiffe gegeben wird, zweitens in Hinsicht auf die dem Verkehr fremder Schiffe ertheilte Freiheit. Nach dem alten Gesetze waren die brittischen Schiffe so viel als möglich auf die Orte der ursprünglichen Erzeugung beschränkt, jetzt aber können brittische Schiffe aus entfernteren Erdtheilen ohne Unterschied jedes Erzeugniß, woher es auch stammen möge, nach Großbrittannien bringen, aus Europa aber dürfen sie alle Erzeugnisse jener entfernten Gegenden nur zur Wiederausfuhr in ihr Vaterland einführen. Europäische Erzeugnisse können brittische Schiffe aus jeder Gegend Europas für inländischen Verbrauch nach Großbrittannien bringen. Die der Schiffahrt gegebene Ausdehnung besteht daher in der Ausnahme von der alten Regel nur von dem Orte der Erzeugung etwas einzuführen, und hinsichtlich der Colonien ist die frühere Beschränkung aufgehoben, die ihnen blos mit dem Mutterlande Verkehr gestattete. Fremde Schiffe, die früher nur die Erzeugnisse der Länder, welchen sie gehörten, und nur aus diesen Ländern selbst, nach Großbrittannien bringen durften, können jetzt, wenn sie europäische sind, die Erzeugnisse ihrer Heimath aus jeder Gegend von Europa einführen, so wie auch die in ihrer Heimath gelandeten Erzeugnisse jeder andern Gegend von Europa. Das Vorrecht der amerikanischen Flagge, die Erzeugnisse der heimathlichen Gegend, nach Großbrittannien zu bringen, ist auch auf die neuen amerikanischen Staaten ausgedehnt worden, und sämmtliche amerikanische Staaten können auch, hinsichtlich der Einfuhr und Ausfuhr, unmittelbaren Verkehr mit den brittischen Colonien in Westindien und Amerika anknüpfen. Die den fremden Flaggen ertheilte Erlaubniß der freien Einfuhr in Großbrittannien und des Handels mit den Colonien ist jedoch von Gegenseitigkeit abhängig, und kann denjenigen Ländern Amerikas und Westindiens entzogen werden, in deren Häfen brittische Schiffe nicht gleiche Vorrechte genießen. Zur Ermunterung der Fischereien, als einer vorzüglichen Schule für Seeleute, ist die Einfuhr der im Auslande gefangenen Fische fortdauernd verboten. Die Vorrechte der ostindischen Gesellschaft, hinsichtlich des Handels mit China und Indien, werden durch die neuern Gesetze nicht beeinträchtigt. Auch werden viele Schutzwehren der inländischen Schiffahrt, welche das alte Gesetz errichtet hat, sorgfältig bewahrt. Zur Beförderung des Schiffbaues in England werden blos den in Irland gebauten Fahrzeugen die Vorrechte der Registerschiffe zugestanden. Aus welcher Gegend auch fremde Schiffe Waaren nach Großbrittannien und dessen Colonien bringen, sie müssen nicht nur dem Lande, dessen Flagge sie führen, angehören, sondern auch daselbst gebaut, und sowohl der Führer des Schiffes als drei Viertheile der Mannschaft Eingeborne jenes Landes seyn. Man hat auch den Zweck im Auge gehabt, zu verhüten, daß ein anderes Volk ein allgemeines Eigenthum an Schiffen erlange, denn das Gesetz bestimmt, daß jedes fremde Schiff, dem das Vorrecht des Handels mit Großbrittannien und dessen Colonien ertheilt wird, dem Volke, dessen Flagge es führt, g ä n z l i c h gehöre, und überdieß erhält jedes in Großbrittannien gebaute Schiff, wenn es an einen Fremden verkauft wird, dieselben Vorrechte, welche den im Auslande erbauten Fahrzeugen ertheilt werden.

Man hat in England befürchtet, es könnte daraus, daß man brittische Schiffe von der Nothwendigkeit befreit hat, Waaren aus dem Orte der Erzeugung abzuholen; die Folge entstehen, daß man die näheren Häfen den entfernteren vorziehen werde; und wenn auch brittischen Fahrzeugen größere Vorrechte zugestanden würden, so möchte doch die brittische Schiffahrt dadurch nicht nothwendig begünstigt werden. Eben so könnte, hat man eingewendet, die gegebene Erlaubniß, Erzeugnisse jeder Gegend Europas einzuführen, fremden Schiffen, welche am wohlfeilsten reisen können, und in deren Heimath die Gebühren die geringsten sind, es möglich machen, brittische Schiffe zu verdrängen. Holländische Schiffe könnten die Erzeugnisse aller Länder Europas vom Nordpol bis zum mittelländischen Meere nach den Niederlanden bringen, die dann von hier nach Großbrittannien, und zwar in vielen Fällen durch Schiffe aus irgend einem Lande, auf jeden Fall aber durch holländische Fahrzeuge, oder durch ein Schiff aus dem Ursprungsorte, und in den wenigsten Fällen durch brittische Fahrzeuge, gelangen würden. Englands Schiffahrt würde dann nur auf die Fahrt zwischen Holland und den brittischen Inseln beschränkt seyn, und es könnte endlich dahin kommen, daß der Verkehr der Engländer mit Europa nur die nächsten Puncte des Festlandes, Frankreich, Holland, die Hansestädte oder Dänemark berührte. Man hat jedoch diese Besorgnisse durch die Bemerkung beruhigt, daß der Umfang des englischen Seehandels, der Unternehmungsgeist des Volkes und seine Handelsverbindungen mit den entferntesten Gegenden solche nachtheilige Folgen, wenigstens auf einige Zeit, abwenden werden. Nicht ungegründet aber dürfte die Vermuthung seyn, daß die neuen Gesetze die Folge haben werden, die vereinigten Staaten von Nordamerika zum Stapelplatze für die Erzeugnisse der andern Erdtheile zu machen, woher brittische Schiffe ihre Einfuhr holen werden, und daß daher die Seemacht derselben bedeutend zunehmen müsse, um so mehr, da die Amerikaner nicht, wie die Engländer, durch bevorrechtete Handelsgesellschaften gefesselt, den indischen Ocean frei beschiffen. Schon jetzt, sagt man, wird das europäische Festland fast gänzlich durch amerikanische Schiffe mit ostindischen, und in beträchtlichem Umfange selbst mit westindischen Erzeugnissen versehen. Aus Sumatra, Java, Mocha, China bringen amerikanische Schiffe ver-

schiedene Produkte unmittelbar nach Europa, und selbst die Erzeugnisse der englischen Colonien gehen zuerst nach Amerika, dessen Häfen die Niederlage sind, die Europa seinen Verbrauch hauptsächlich liefern. Die Amerikaner müssen bald die allgemeinen Frachtfahrer werden.

Besonders wichtig möchte für die Zukunft der Umstand werden, daß den westindischen und amerikanischen Colonien der Engländer der unmittelbare Handel mit fremden Ländern frei gegeben ist. Man hat es in England eine Aufopferung des Handelsvortheils der Engländer genannt, daß der amerikanischen Flagge die Häfen der Colonien geöffnet worden sind, wovon nur fremde Flaggen des europäischen Festlandes ausgeschlossen bleiben, und, wie sich denken läßt, sind nicht alle Stimmen in England dafür, daß man durch Gestaltung des unmittelbaren Verkehrs zwischen jenen Colonien und Europa vermittelst brittischer Schiffe von den Grundsätzen der alten englischen Handelspolitik abgewichen ist. Aber wie haben sich seit funfzig Jahren die Verhältnisse der neuen Welt umgewandelt! Vor jener Zeit gehörte das ganze amerikanische Festland vier bis fünf europäischen Staaten, deren jeder den Handel mit seinen fremden Niederlassungen ausschliessend für sich behielt. Die vereinigten Staaten von Nordamerika sind seitdem schnell zu hoher Macht gestiegen, die unermeßlichen Besitzungen Spaniens dem freien Verkehr geöffnet worden, und eine neue Ordnung der Dinge gestaltet sich, womit die alte Handelspolitik nicht mehr verträglich ist. Es ist unstreitig klüger gewesen, früh ein freiwilliges Opfer zu bringen und auf diese Weise ein neues Handelsverhältniß vorzubereiten, als die, wie es scheint, unvermeidliche Freiwerdung der Colonien abzuwarten, wo die Ereignisse jenes Verhältniß vielleicht noch ungünstiger für das Mutterland bestimmen könnten.

Eine andre Frage ist es, ob die den brittischen Colonien ertheilten Vorrechte nicht noch mehr ausgedehnt werden sollten. Die westindischen und amerikanischen Colonien können unmittelbaren Verkehr mit Afrika und Europa und mit den Ländern des amerikanischen Festlandes haben, diese Freiheit aber erstreckt sich nicht auf Asien. Canada ist dadurch von dem vortheilhaften Handel ausgeschlossen, den die vereinigten Staaten treiben, deren Schiffe nach Bengalen und den andern brittischen Niederlassungen in China gehen. — Die amerikanischen Colonisten dürfen bis zum nördlichsten Puncte der Westküste Amerikas und längs der Küste von Chili und Peru schiffen, aber es ist ihnen nicht gestattet, über das stille Meer nach China und dem indischen Archipelagus, oder auch nur nach Neuholland zu reisen. Auf gleiche Weise ist es Canada und den übrigen nordamerikanischen Besitzungen der Engländer erlaubt, Erzeugnisse des brittischen Gebiets nach der Havanna, oder nach den südamerikanischen Staaten zu führen, aber sie dürfen keineswegs, selbst zur Wiederausfuhr, Zucker, Kaffee und Rum einführen; fast die einzigen Artikel, die jene Länder besitzen. Die Amerikaner hingegen, die jene Waaren überall laden, können dieselben selbst nach England, wenn auch nicht zum Verbrauch, doch als Transitogüter, schaffen. Da nun die amerikanischen Besitzungen Großbrittanniens unmittelbaren Verkehr mit Europa und Afrika, nur nicht mit Asien, haben dürfen, so können sie nach Constantinopel und Alexandria, aber nicht nach Smyrna, dem großen Stapelplatze der morgenländischen Waaren, reisen, und daher diese Waaren, welche sie doch eben so gut, als es den vereinigten Staaten gestattet ist, zum Verbrauche nach England bringen dürfen, nicht auf regelmäßige Weise erhalten. England wird von Canada die Erzeugnisse Indiens kaufen, wenn Canada Mittel findet, sie sich heimlich zu verschaffen.

Die neuen Handelsgesetze sind den bei mehreren Engländern herrschenden Ansichten so sehr entgegen, daß die Besorgniß, es werde der Handelsvortheil des Mutterlandes dadurch, wenigstens anfänglich, verletzt werden, von Vielen nicht verhehlt worden ist. Mit Recht aber bedauerte man es, daß das schon während der Sitzung von 1822 zur Entschädigung des Handelsverlustes vorgeschlagene Niederlagsgesetz (Warehousing Bill) verschiedener Ursachen wegen, wozu auch der Widerspruch des Manufactur-Interesses gehörte, nicht zugleich zum Gesetze erhoben wurde. Nach diesem Vorschlage, sollte schon mit den oben zergliederten Gesetzen, als Theil des neuen Handelssystems, die Einrichtung verbunden werden, daß Waaren und Manufacturartikel aller Art, ohne Rücksicht auf frühere gegen den Verbrauch solcher Güter gegebene Gesetze, von jedem Orte eingeführt, aber in Niederlagen in den vornehmsten Seehäfen aufbewahrt werden sollten, um sie in der Folge zu zollfreier Ausführung wieder herauszunehmen. Das Manufactur-Interesse erhob sich mit Eifer gegen diese Maßregel. Die irländische Leineweberei erhielt alsbald die Ausschließung der deutschen und festländischen Leinwand, und eben so wurden getrocknete Fische aus dem Auslande, Fleisch, in der Fremde nachgedruckte englische Bücher, Nachstiche von englischen Kupferstichen und einige andre Artikel gleich anfangs ausgenommen, so wie, wegen des Interesse der ostindischen Gesellschaft, Thee und andere chinesische Waaren. Die Besorgniß, daß die zur Wiederausfuhr eingeführter Waaren unvermeidlich zum einheimischen Verbrauche würden eingeschwärzt werden, hörte man von vielen Seiten. Dagegen meinten die Anhänger des Vorschlages, daß die für entfernte Seereisen bestimmten Waarenladungen nicht ohne einen Theil fremder Manufacturwaaren vollständig gemacht werden könnten, die man zeither nicht anders als durch Reisen nach verschiedenen Theilen des Festlandes habe erhalten können, und daß die Bequemlichkeit, Waaren aller Art in einem englischen Hafen zu finden, viele Schiffe dahin ziehen werde, wodurch dann auch die Nachfrage nach englischen Manufacturwaaren steigen müßte. In der diesjährigen Sitzung haben bekanntlich die Gründe für jenen Vorschlag gesiegt, und er ist zum Gesetz erhoben worden.

Die Wirkungen der neuen Maßregeln kann erst die Zeit zeigen. So viel aber liegt am Tage, daß Großbrittannien, da es aufhört, ein Canal zur Verthei-

lung der Erzeugnisse anderer Länder zu seyn, und nur wenig einheimische Ausfuhrartikel hat, hinsichtlich des Handels mehr als je von der Geschicklichkeit seiner Bewohner in nützlichen Künsten abhängt. Seine Einfuhr aus der Fremde besteht in den rohen Stoffen für seine Manufacturen, nämlich Baumwolle, Wolle, Seide, Farben, und in Lebensmitteln, als Zucker, Kaffee, Früchten, Wein, und beides bezahlt es mit seinen einzigen Ausfuhrartikeln, seinen Manufacturwaaren, und mit den Erzeugnissen seines Bodens, die meist aus Zinn, Eisen und Blei bestehen. Die ehemalige Ausfuhr von Colonialerzeugnissen ist durch die Gestaltung des unmittelbaren Verkehrs abgeschnitten worden, oder durch die geduldete Einmischung anderer Völker verloren gegangen. Auf seinen Manufacturen beruhet daher allein Englands Handelsmacht, auf der technischen Geschicklichkeit, die seine Bewohner in der Bearbeitung roher Stoffe zeigen, und worin sie, aller Mitbewerbung ungeachtet, bis jetzt noch auf einer ausgezeichneten Stufe stehen.

47.

---

Schriften v. C. F. van der Velde 11ter und 12ter Band. Zweite verbesserte Auflage. Dresden. Arnold.

Ein guter literarischer Ruf ist für den Schriftsteller allerdings eine willkommene Eigenschaft, er ist sicher, nicht oberflächlich wegwerfend beurtheilt, oder als Unbezeichneter kaum gelesen, öfters verkannt zu werden. Indeß hat es auch sein Unbequemes, auf gleicher Höhe des Rufs sich zu erhalten, man will nichts Nachlässiges zugestehen, der Gefeierte soll frei wie ein Gott über jede menschliche Schwäche hinaus seyn, und wird einmal etwas Irdisches an ihm merkbar, so wird die Menge nicht selten ungerecht und verwirft heute das schonungslos, was sie gestern vergötterte. Von diesem launenhaften Glückswechsel hat, so scheint es, Herr van der Velde bis jetzt noch nichts erfahren, fest ist ihm, als anerkannt trefflichem Erzähler, die Gunst des Publicums, auch diese beiden Geschichten werden seinen Ruhm nicht schmälern.

Die eine, die Patricier ist vortrefflich im Ton gehalten, nicht modern noch alterthümelnd unverständlich. Mit vieler Sachkenntniß ist die Stellung des Adels zu dem Bürgerstand, die Bildungsstufe der Ritter und der Stadtbewohner, unter einander mit jenen wegen unausgeglichener Ansprüche in stetem Hader begriffen, beschrieben. Manchem warmen Freunde des Mittelalters wird das Gemälde mit zu derben Strichen und zu düstern Farben angelegt seyn, denn freilich sind seine Phantasiegebilde von zieren Rittern und biederben Bürgern, von den wirklichen Personen, wie sie hier dargestellt wurden, gewaltig verschieden, lange nicht so zu der Idee sprechend; aber dafür fußen sie auch auf der Erde, und schweben nicht körperlos in der Luft herum. Diese Ritter sind ein streitfertiges, beschränktes, auf seine Vorrechte hochmüthiges, dem nicht Privilegirten Hohn sprechendes, rohes Geschlecht; die Bürger vielleicht weniger roh, aber, den Adelstolz mit Geldstolz erwidernd, eben so trotzig auf ihre Vorrechte, und dabei noch ränkesüchtiger und arglistiger als jene. Nicht eine edle und wackre Gestaltung versöhnt uns mit der schlechten Mehrzahl dieses Standes, statt daß der Adel in dem besonnenen, an Geist und Herz hochgebildeten Tausdorf, einen echten Ritter ohne Furcht und Tadel, und an der ehrsamen, liebenswerthen Althea ein unvergleichliches Musterbild hat. Der Bürgerstand ist offenbar zu kurz gekommen und könnte sich deshalb beschweren, gelegentlich auch sich verwundern, wie Agathe, des Rathsdieners Tochter, binnen kurzer Zeit zu solcher Abgefeimtheit, zu Kunstgriffen gelangt, wie sie höchstens damals einer vornehmen römischen Courtisane zuzutrauen waren. Ritter- und Bürgerschaft können beiderseits dem Verfasser danken, daß er die Rohheit ihrer Repräsentanten nicht in unsittliche Gemeinheit verkehrte, und daß er ihnen einen so gerundeten, charakteristischen Dialog schenkte. Da die Erzählung durchaus sich auf die Wirklichkeit gründet, so war es wohlgethan, Orte und Geschlechter zu nennen und den Spielenden in und um Schweidnitz eine feststehende Bühne zu geben. Anders ist das in der zweiten Erzählung:

Guido, die als didaktischer Roman sich vernehmen läßt und mehr dem Idealen angehört. Hier hätte scharfe Bezeichnung allerlei Misdeutung veranlaßt, und Widersprüche, Verstöße gegen Sitten und Localität sich nur schwer vermeiden lassen. Man bleibt ungewiß in welchem Lande der junge Guido von dem bitter gekränkten Manne, der sich an des Jünglings Vater aufs edelste rächt, zum dereinstigen Fürsten, theoretisch durch Lehre, und praktisch durch eigene Anschauung der Misbräuche, die sich unter den Gewalthabern aller Stände einschlichen, erzogen wird. Die Hyäne, welche er gleich zu Anfang erlegt, deutet auf den Orient, alles übrige auf den Occident, ja auf Deutschland. Misbräuche sind unter jeder Regierung unvermeidlich; aber solche Härte, solche boshafte Willkür und schändliche Verdrehung des Rechts doch kaum unter der Herrschaft eines nicht bösartigen, nicht unverständigen Mannes, denkbar. Didaktische Romane ziehen selten in dem Grade an als erzählende, oder solche, die auf dem Gefühl und der Reflexion ruhen, und so dürfte den Patriciern mehr Gunst werden als dem Musterprinzen Guido, der bei alle dem kein todter Begriff, vielmehr recht lebenskräftig und froh, liebend und geliebt ist, kurz eine Gestalt, die dem Dichter zur Ehre gereicht.

121.

---

## Miscellen.

Der Professor Rask in Kopenhagen ist von einer sechsjährigen Reise zurückgekehrt, die er in Asien besonders zu dem Zwecke verfolgte, die Verwandtschaft zwischen der indischen und der persischen Sprache und deren Verhältniß zur deutschen und der nordischen Verwandtschaft auszumitteln. Er ging über Schweden und Rußland nach Tiflis, machte viele Ausflüge in Persien, zog dann nach Bassora und Calcutta und durchstrich Indostan in mehreren Richtungen. Eine Menge Handschriften in der Samscrit- Zend- bengalischen und persischen Sprache, namentlich vier von der Zendavesta, die von denen, nach welchen d'Anquetil übersetzt hat, sehr abweichen, sind eine Ausbeute seiner Reise. In der Buli- und Keilschrift hat er eine Menge Forschungen angestellt.

In Paris erscheint eine Sammlung von Umrissen aller Arbeiten Canova's, mit Angabe ihres geschichtlichen Interesse. Sie ist auf 20 Lieferungen berechnet. (Eine ähnliche existirt bereits in London und ist zur Hälfte vollendet.)

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 223.

26. September 1823.

## Jahrbücher der Literatur. Neunzehnter Band. Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

(Beschluß aus Nr. 214.)

Art. 12. I. Juwelenschnüre Abul-Maani's (des Vaters der Bedeutungen), das ist: Bruchstücke eines unbekannten persischen Dichters. Gesammelt und übersetzt durch Joseph v. Hammer. Wien 1822. Im Verlage bei Anton Doll. 8. S. xix u. 196.

II. Oestliche Rosen, von Friedrich Rückert. Drei Lesen. Leipzig, bei Fr. A. Brockhaus. 1822. 8. S. 466.

III. Lyrische Blätter, von August Graf von Platen-Hallermünde. Nr. 1. Leipzig, bei Fr. A. Brockhaus 1821. S. xvi u. 152.

IV. Ghaselen, von August Graf von Platen-Hallermünde. Erlangen, bei Karl Heyder 1822. gr. 8. S. 174.

Abul-Maani, vermuthlich ein persischer Derwisch, seinen nähern Lebensbezügen nach durchaus unbekannt, übrigens ein Dichter im vollen Umfange des Worts, wie Hr. v. Hammer versichert, tritt nicht blos unter uns, sondern überhaupt zum ersten Male in der gegenwärtigen Uebersetzung öffentlich hervor, so zwar, daß die verschiednen aufgefundnen Bruchstücke, nach Maßgabe ihres Sinnes, hier in einer freien und zugleich analogen Zusammenordnung erscheinen. Der Rec., Matthäus v. Collin, begnügt sich, bei seiner erklärten Unbekanntschaft mit der persischen Sprache, diesem poetischem pavimentum tessellatum ein günstiges Prognosticon zu stellen, wofür der lebendige, orientalisch gebildete Geist des Diaskeuasten eine erwünschte Bürgschaft leistet.

„Es erscheinen hier" — so sagt er blitzend von seinem Feuerwagen — „nachdem einige reine Sapphire zum Preise der Einheit Gottes vorausgesendet worden, die vielseitig geschliffnen Diamanten des Fürstenlobes, auf welche, als Gegensatz, spitzige Korallen blutiger Satyre folgen; dann die Smaragde der Frühlingsoden und die Türkisse der Klaggedichte über den unabänderlichen Gang des Himmels und die Unbeständigkeit der Welt; die Amethyste der Trinkgedichte; die Perlen des Schönheitslobes; die Granaten der Liebeserklärungen; die Rubinen des Genusses und der Trennung; die Rauchtopase des Liebesschmerzes; die Achate der Liebespflichten und die Karneol-Talismane der Weisheitslehren und Tugendsprüche."

Der Uebersetzer schließt das Buch, sichtbar mit einer Anspielung auf seinen Namen, in folgendem scherzhaften Epilog:

Ich bin genennet Jussuf Hammer,
Doch heiß' ich nicht für Alle gleich;
Den Freunden Jussuf in der Kammer,
Die Feinde trifft des Hammers Streich.

Die Lesart: „Den Frauen Jussuf in der Kammer," gäbe der dritten Zeile einen rundern Sinn. Was sollen die Freunde in der Kammer? Als Kammerherren einen Reim machen auf Hammer? Geht der Vorschlag durch, so kann es füglich in der vierten Zeile heißen: „Die Neider trifft des Hammers Streich."

Unter den östlichen Rosen von Rückert würde das zweite schöne Gedicht der ersten Lese: „Von einer Seite die Laute u. s. w.," noch mehr glänzen, hätte der Dichter die glückliche Bildersprache bis ans Ende durchgeführt. Angenehm spricht der reizende orientalische Gedanke aus der folgenden deutschen Nachformung:

„Wißt ihr, Perser, wie es kam,
Daß der Reim den Ursprung nahm?
Auf dem Sassanidenthron
Saß der große Schach Behram.
Seines Thrones Edelstein
War die Sclavin Dilaram.
Wenn mit Lust er sprach zu ihr,
Hörte sie ihn ohne Gram *).
Nachzutönen drängt' es sie
Jedes Wort, das sie vernahm.
Wie sein Wort gemessen war,
Maß sie ihres ebensam.
Und wie er die Rede schloß,
Schloß sich ihre wundersam.
Dilaram! so schloß er stets;
Und stets schloß sie: Schach Behram.
Und so war der Reim entblüht,
Wie der Held zur Huldin kam.
Darum, Perser, achten wir
Nicht den Reim für leeren Kram.
Lied, das ohne Reime fliegt,
Ist an beiden Schwingen lahm.
Darum, Perser, nenn' ich mich
Freimund Reimar ohne Scham."

Unter den drei Lesen sind sehr viele Klatschrosen, sogar mehrere Gänseblümchen. Kaum der zehnte Theil der Sammlung duftet, wie es sich in einem Lustgarten ziemt. Die präkonisirte Sonne des Orients wird sehr oft von dem vorgeschobenen Monde verdunkelt, den wir in unserm occidentalischen Deutschland schon von weitem unter dem Namen des kleinen Löffels begrüßen. Springen die Saiten der Leier, so muß Hafis mit dem Rothhorn zum Abzug blasen. Sein Name ist überhaupt ein Deus ex machina, der in jeder Lebensgefahr der Poesie Wunder thut. Dazu kommt das beliebte Tändeln mit der Sprache ohne Stoff, Fortgang, Interesse, ja selbst ohne rechte Form; man sieht den Dichter meistens singen,

*) Matt. Hier eine sultanische Aenderung: „Still und zahm" — für „ohne Gram" wünscht sich unser Schach Behram.

Digitized by Google

ohne ihn zu hören. Er ist — glaube ich — noch immer ein verzognes Schoßkind des Publicums; desto freier darf der Einzelne sich über ein bedeutendes Talent aussprechen, das anfängt an seinem eignen Untergange zu arbeiten. v. Collin streut ihm mit der einen Hand Weihrauch, und mit der andern Palmenzweige, er zieht die östlichen Rosen unbedenklich in tiefer, treuer, inniger Erfassung des Orients dem westöstlichen Divan vor. So kann er also nicht die nachgemachte Flora eines Galanteriehändlers von den Blumen im frischen Boden unterscheiden. Göthe feiert seine Vermählung mit dem Orient, indem er bringt und nimmt; Rückert steht bei demselben Gevatter, indem er dem Kinde einen Namen an den Kopf wirft und dessen Erziehung dem Zufall überläßt. Die Deutschthümlichkeit der östlichen Rosen verräth sich an den Dornen; die echten Fremdlinge erkennt ein kritisches Auge sogleich am Wachsthum.

Die chaotische Poesie des Grafen von Platen-Hallermünde hat, bei aller Sucht nach Originalität, den Werth einer Nachgeburt. Der Verfasser führt in der Vorrede unter den drei ungeheuern Prüfungen des Christenthums auch den Kampf mit dem Rationalismus an. „Bis zu dem Siege über diesen" — heißt es am Schluß — „werden diese Lieder leben." Es sollte mir aufrichtig leid thun, wenn der Verfasser, augenscheinlich noch ein junger Mann, nicht hundert Mal älter würde als seine Lieder. Das Verdienst oder das Unterscheidungszeichen derselben besteht in leichter, fließender Versification, bei einer heitern, bequemen Abwechslung in der Form, wozu ein gewisser nomenclatorischer Reichthum der Phantasie kommt, besonders wo sie nach Feuer und Aether schnaubt; am meisten da, wo sie himmelt. v. Collin bemerkt, mit freundlichen Grübchen in den Wangen, daß der Graf erhabnen Ideen nachgeht. Wie ist das möglich, da er nach seinem eignen Geständniß, nichts von der Vernunft wissen will, im Rationalismus (genius seculi) den leibhaften Satan mit Schwanz und Hörnern erblickt? Fragen wir den Rec. um Aufschluß, in der Kaiserstadt soll man dieses Mysterium besser als anderswo verstehen, vielleicht schickt er uns ein Kapitel aus seiner philosophia pauperum. Was das jetzt in Deutschland für ein Quacksalbern, Schönthun, Radbrechen und Denunciren mit der Tendenz ist, als hätten die Menschen ehedem ohne Bewegung, wie Kröten, in einem Steine gesteckt! Und gilt es wahrhaft in Kunst, Wissenschaft, Leben, Religion, so weiß unter tausend Tendenzjägern, bei allen Richtungen in der Kreuz und Quer, kaum einer, wie man ein Schaf beim Schwanz faßt. Gebt ihr euch einmal für Poeten aus, wohlan, so commandirt die Poesie. Dieses Commandowort Göthe's ist ein Universalmittel.

Das Pfropfen, Inoculiren und Copuliren der morgenländischen Poesie auf deutschem Grund und Boden wird schwerlich gesunde Früchte tragen und auf keinen Fall so lange dauern, als das Tragen der östlichen Shawls, die bei schönen Frauen von selbst zu östlichen Rosen werden. Der Rec. erwartet überhaupt für die deutsche Literatur zu viel von den Amalgamirungsprocessen; man sage, was man will, die Producte derselben gleichen in der Regel angelaufenen Knöpfen. Oeffnen wir der orientalischen Poesie die Thür, lispelt eine Stimme, so steigt uns heimlich auch die orientalische Philosophie zum Fenster herein — und diese führt die abgefallenen Zeitgenossen schnurstracks in das Paradies des Glaubens zurück. Gemach! Gemach! Eure gehoffte Berührung theilt schwachen Christenmenschen die Pocken, wo nicht gar den Aussatz mit. Starke Seelen wandern aus, wann sie Lust haben, und finden ihren Weg am besten allein, auch mitten in der Gesellschaft.

Art. 13. Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Leipzig, bei Gerhard Fleischer I—V Band. 1812—20. Anmerkung zu einer Recension der Jacobischen Schriften, im XIV. Bande des Hermes, S. 255—339.

Der Verfasser dieser Anmerkung unterschreibt sich F. S. Die ausgezeichnete Darstellungsgabe, die umfassende Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie, die genaue Uebereinstimmung der hier geäußerten Grundsätze und Gedanken mit manchen frühern Erklärungen, läßt auf Friedrich Schlegel rathen; eine Vermuthung, die in der literarischen Republik bei dem unbestreitbaren Ansehen dieses Namens hoffentlich keine Indiscretion ist. So bereitwillig nun Referent die großen Verdienste des Verfassers um die heilsame Revolution des deutschen Geschmacks anerkennt, so schwach und ungenügend erscheint ihm seine Philosophie in der vorliegenden Anmerkung. Sie athmet bei aller scheinbaren Klarheit und Rundung, wodurch sie oberflächliche Leser unfehlbar besticht, den mattesten Quietismus.

Für die Milde in Beurtheilung des speculativen Unglaubens, sofern dieser mit sittlicher Tüchtigkeit zusammen besteht, ist nicht nöthig zu danken; dergleichen versteht sich unter Christen, seyen sie Katholiken oder Protestanten, ohnehin von selbst, und Jacobi hat in diesem Sinne über Spinoza ein unübertreffliches, ewig dauerndes Wort gesagt.

Es ist wahr, Jacobi hat die Idee der Offenbarung nie vollständig entwickelt; sein Verhältniß zu der strengen Rechtgläubigkeit des trefflichen Wandsbecker Boten, nach dessen Wanderstabe die heutigen Reisenden vergeblich suchen, gibt darüber manche stille Winke. Aber auch die Offenbarungstheorie des Verfassers, wie er sie im Deutschen Museum als Recensent der Jacobischen Schrift: Die göttlichen Dinge — ausspricht, beruht mit ihrer dreifachen Eintheilung auf einem schwankenden Grunde, der in Nichts zerstiebt, wenn man den Träger desselben, die Erbsünde, hinwegnimmt, die in einer solchen Verbindung — der gegenwärtige Beisatz erfordert den stärksten Accent — offenbar ein Pfahlwerk in der Luft ist. Jacobi sagt mit andern Worten dasselbe in seiner Erwiederung und läßt sich eben deshalb darauf nicht weiter ein.

Das beste Beispiel der besagten quietistischen, oder wenn man will, sedentären Philosophie gibt der unstatthafte Begriff einer Herablassung Gottes, die (S. 171) eine freiwillige Selbstbeschränkung, aus Liebe, durch wundervolle Zurückhaltung der Allmacht genannt wird. Nehmen wir die Hypothese auf einen Augenblick an, so ist ja eben der freiwillige Act, wodurch Gott angeblich der Fülle seiner Wesenheit entsagt, die Allmacht selbst, denn jene zugemuthete Selbstentäußerung muß als reine Thätigkeit nothwendig über dem gehemmten Daseyn stehen, welches sie der Forderung nach hervorrufen soll. Gott wirft sich auf diese Art in eine Verkleidung, bleibt aber innerlich derselbe, d. h. der Begriff seiner Herablassung ist ein Anthropomorphismus, eine Dichtung der menschlichen Schwäche. Außerdem kann ein gründlicher Denker die Einmischung des Wunderbegriffs nicht zugeben, denn was ist inconsequenter, als ein Wunder durchs andre erklären? Lieber behält die Philosophie in ihrer verspotteten Pandorabüchse, kann sie nicht anders und weiter, die Hoffnung übrig, ehe sie ihre Zuflucht nimmt zu einer end- und bodenlosen Einschachtelung. Der Fingerzeig auf die Barmherzigkeit Gottes ist ebenfalls ein täuschendes Signal spielender Willkür. Gott ist nicht blos nach der Quantität, sondern auch nach der Qualität seiner Eigenschaften unendlich von uns verschieden. Dieses Fichtesche Evangelium gilt aber nicht mehr unter den heutigen, orgiastischen Religionsphilosophen; dafür setzen sie keck Gott aus ihrer eignen Nichtigkeit zusammen, in welchem Falle sie Recht haben, wenn sie wegen der Erbärmlichkeit an die Barmherzigkeit appelliren. Ist

Digitized by Google

es nicht schon schwer genug, die Gnade, Liebe, Gerechtigkeit Gottes wissenschaftlich zu sondern und festzustellen? Wozu die Sprache der christlichen Andacht in das Geschäft der freien Prüfung mischen?

Schelling's tiefsinnige Gedanken über die Persönlichkeit Gottes scheinen sich an die figürliche Vorstellungsweise anzuknüpfen, die Lessing's starker, bis ans Ende unüberwundner Geist in dem merkwürdigen Gespräch mit Jacobi, halb und halb im humoristischen Tone der Mystification, sprungweise berührt. Expansion und Contraction sind die Pole derselben; in figura — wie gesagt. Erläutern wir uns den Gedanken der Persönlichkeit an dem Begriff der Individualität, die in Gott einen unermeßlichen Umfang haben muß, befreit von den Schranken, in welche die systematische Vernunft das Wesen der menschlichen Sittlichkeit einschließt, so dürfte der Religion dadurch eben so sehr ihr hohes Recht widerfahren, als der Philosophie eine würdige Freiheit bleiben.

Der Verf. will den falschen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen aufdecken. Wäre es ihm damit wirklich gelungen, wir wollten und müßten ihn als einen Wohlthäter der Menschheit preisen; allein seine Vermittelung ist leider nur ein neuer Irrweg in dem alten Labyrinth. Voyons! Die eine Art des Wissens, heißt es, richtet sich auf die Uebereinstimmung des Begriffs oder des Denkens mit sich selbst; sie führt in ihrer formellen Vollkommenheit die absolute Gewißheit und Nothwendigkeit mit sich und herrscht im Gebiet der Mathematik und Logik. Diese Art des Wissens bleibt dem Glauben völlig fremd. „Das andre mit höhere Wissen (S. 178) ist das freie und persönliche, welches mit dem Glauben keineswegs im Streit befangen, sondern auf das innigste verwebt ist und überall den Glauben als seine erste Grundlage und als sein letztes Ziel voraussetzt; so wie im Gegentheil auch der Glaube nicht beginnen kann, ohne daß wir zuvor, wenigstens einigermaßen, wenn auch nicht vollständig, zur Erkenntniß gelangt sind, und mit der Klarheit des Verständnisses zugleich auch der Glaube wächst und immer inniger und lebendiger wird. Der Glaube ist in dieser Beziehung der erste Grund und Anfang, so wie auch die vollendende Ergänzung des freien und lebendigen Wissens, so wie dieses hinwiederum die erzeugende Ursache und die letzte Frucht des göttlichen Glaubens ist. Dieses freie Wissen aber ist eben der Gegenstand und Inhalt der Philosophie; es ist die lebendige Erkenntniß des Lebens, welche, wie das Leben selbst, frei ist, und daher keineswegs in die Form jener absoluten Nothwendigkeit geschlagen werden darf, welche in dem mathematischen Wissen und in dem blos logischen Denken herrscht." Das wörtliche Citat wird vor der Anklage des Entstellens, obgleich nicht vor dem Vorwurfe des Mißverstehens sichern. Die ganze Gedankenfolge kommt heraus wie ein in einander geflechtnes und gewirrtes Seil, bei dessen Anblick wir nicht wissen, von welchem Knoten, von welcher Schlingung wir anfangen sollen. Oder auch: Drei Personen (Glaube und Wissen) spielen Volant, wir kommen hinzu und sollen nun aus dem Hinüber und Herüber errathen, wer den ersten Schlag gethan hat. Wenn der Glaube, wie behauptet wird, der erste Grund und Anfang — ich sage noch einmal — der erste Grund und Anfang, so wie auch die vollendende Ergänzung — ich setze wieder hinzu — der letzte Schluß und Gipfelpunct des freien und lebendigen Wissens ist, so kommt dieses ohne Gnade und Barmherzigkeit in die Mitte und, eingeengt von beiden Seiten, auch in die Klemme, wo es erstickt. Ich höre den Zuruf, das Triumphgeschrei: Es steht ja geschrieben, daß der Glaube auch nicht beginnen — das heißt doch anfangen? — kann, ohne eine gewisse, bescheidne, fragmentarische Erkenntniß, die, aber nach dem Sprachgebrauch, der Vernunft, der Lage der Sache wieder ein Wissen ist, dieser ewig zudringliche Gast, der, kaum zur Thüre hinaus geworfen, stracks wieder unter der Schwelle hervorkriecht. So bleibt nichts übrig, als dem ersten Anfang des Glaubens im getheilten vorangegangenen Wissen noch einen frühern, gleichsam autochthonischen Ursprung anzuheften, der mit den letzten und allerletzten Vorstellungen der Taschenspieler seltsam übereinkommt. Soll etwa die Unterscheidung zwischen Grund und Ursache die rettende Angel seyn? Hier hilft sie nicht, wo beide nach ihrer Wirkung in die Zeit eingreifen und von der Seite eine vollkommen gleiche Bedeutung haben.

Weder Jacobi, noch Kant (S. 174) haben den Glauben auf Vernichten alles Wissens gründen wollen. Jacobi setzte zwischen beiden eine unübersteigliche, unermeßliche Kluft, deren Anblick ihn schwindeln machte und zu dem bekannten Salto mortale nöthigte, über welchen Lessing so geistreich gespottet hat. Kant nahm die Vernunft bei ihren vermeinten zwei Flügeln, dem speculativen und praktischen, riß den erstern, in der Ueberzeugung, er sey lahm und tauge nicht zu Entdeckungsreisen im Lande des Uebersinnlichen, frisch herunter und schob ihn ein für alle Mal auf die Seite; dagegen stopfte er den Rumpf mit dem Gewissen, wie mit Borsdorfer Aepfeln, aus, knüpfte den Windfaden der Kritik an den übrig gebliebenen Flederwisch, und wollte so den Vogel der Philosophie bis zum Aether der Religion aufsteigen lassen, nachdem er den dazwischen liegenden Raum so gänzlich von den Dünsten des Zweifels gereinigt hatte, daß er völlig luftleer geworden war. Weiter sagt der Verfasser, es müsse vor allen Dingen das innere Leben, welches allein „der Geist durch die Seele in Gott" oder in dem ewigen Worte, als der Offenbarung seiner Herrlichkeit, lebt, gegeben, gefunden und anerkannt seyn. Das innere Leben wollen und dürfen wir schon des äußern wegen nicht anfechten. Was ist nun hier unter Geist, der Seele gegenüber, zu verstehen? Sind sie von einander unabhängig? In welchem vereinigenden Dritten wirken sie dann auf einander ein? Hängen sie von einander ab? Wie bestimmen sie sich dann gegenseitig im Falle der Gleichheit? Und wie unterwirft sich eins dem andern, wofern ein Primat Statt findet? Der Verfasser braucht die Worte Seele und Geist wie Zauberformeln, unter andern auch im 7ten Bande der Wiener Jahrbücher als Recensent einer Rodeschen Schrift, ohne sie irgendwo genau und fest zu bestimmen; seine Methode ist ein Nominalismus der Einbildungskraft, mit der sich der Realismus der Vernunft nie und auf keine Weise befreunden kann. Erklärt man die Seele, wie zuweilen geschieht, durch das Princip des Lebens, insofern es Leib und Geist in ihrem gemeinschaftlichen Zusammenseyn bestimmt, so ließen sich allerdings unter dieser Firma leicht mannichfaltige Geschäfte machen, — wenn die doppelte Buchhaltung der Kritik nicht wäre!

Das Ankämpfen gegen das Absolute in der Philosophie soll F. S. als ein hohes Verdienst angerechnet werden, sobald er den Muth haben wird, auch das Absolute in der Politik anzugreifen. Bis dahin muß das erstere noch gelten, wäre es auch nur, um dem letztern den Schmerz und die Scham der unbeschränkten Einsamkeit zu ersparen.

Art. 14. Die Geschichten der Deutschen, von C. A. Menzel, Prorector und Professor am Elisabetan zu Breslau. III. Band 5. Buch (904 S.), 6. Buch, erste Abtheilung (152 S.); IV. Band, 6. Buch, zweite Abtheilung (444 S.); V. Band, 7. Buch (288 S.); VI. Band, 8. Buch VII. Band, 9. Buch (290 S.). Breslau, bei Graß, Barth und Compagnie, 1818—1821.

Die beiden ersten Bände dieses trefflichen, dem größern deutschen Lesepublicum nicht genug zu empfehlenden Werkes sind bereits von Friedrich von Raumer, laut seiner spätern öffentlichen Erklärung, im zweiten Bande der Wiener Jahr-

Google

bücher mit gebührendem, wohlbelegten, nachdrücklichen Lobe gewürdigt worden. Eben derselbe hat im zwölften Bande des Hermes die übrigen Theile des Ganzen mit hervorleuchtender Sachkenntniß, Unbefangenheit und Liebe beurtheilt und sich bei der Gelegenheit insbesondere die Freunde der Wahrheit durch die parteilose, gründliche Apologie des großen Kaisers Friedrich II. verpflichtet. Die Muse der Geschichte scheint sich Breslau zu einem Lieblingssitz ausgesucht zu haben, denn welche deutsche Stadt konnte in einer und derselben Zeit drei so gediegne, auch in der Darstellung ausgezeichnete Geschichtschreiber wie Hr. v. Raumer, Menzel, Manso aufweisen? Durch den Abgang des erstern nach Berlin ist dieses schöne Triumvirat, zum Glück nur für die sichtbare Gegenwart, getrennt worden.

Unser Recensent, fast ganz absehend von dem geschichtlichen Stoffe, bekämpft vorzüglich die Grundrichtung mancher durchgeführten Ansichten, als dem Geiste des Mittelalters und Katholicismus entgegengesetzt. Die bestehende Glaubenstrennung macht ein freies, allgemein genugthuendes Urtheil unmöglich; jede Partei hat Recht und Unrecht, je nachdem sie aus dem besondern Standpunct ihrer Sache oder nach der Richtschnur einer höhern Vermittelung betrachtet wird. In einem gewissen Sinne soll der Geschichtschreiber nicht aus Gleichgültigkeit, sondern vielmehr aus Theilnahme keiner eigenthümlichen Art und Gestalt der Religion ausnahmsweise das Wort reden. Reißt er z. B. in Gedanken das Pantheon nieder, um mit den Trümmern die Peterskirche zu schmücken, oder thut er das Gegentheil, so verfällt er in die Schwärmerei der Secten, und die majestätische Bauordnung des Ganzen, die nach Zeit, Ort und einem stillen fortschreitenden Gesetz mannichfaltige Style des Heiligen bedingt und begünstigt, verzerrt sich zu einem chinesischen Häuschen, in dem, statt des ewigen Weltgeistes, die anmaßende Thorheit irgend einer Caste wohnt. Es ist schon schwer, den Begriff der historisch-religiösen Allgemeingültigkeit ohne den lautesten Widerspruch von allen Seiten festzusetzen, wie viel weniger darf der Geschichtschreiber auf diesem einsamen, ungebahnten Pfade Gerechtigkeit und vollends Beifall erwarten! Wir wollen überall und unbedingt unsre Leibfarbe sehen; das ist der schwache Geschmack der Massen, die sich Menschen nennen.

Auch Menzel ist dem historischen Charakter und Entwickelungsgange des Katholicismus häufig zu nahe getreten; das hat der Recensent unwiderleglich und an mehrern Stellen (S. 190) mit einer edeln Wärme nachgewiesen. Ebenderselbe würde jedoch, sollte er eine Geschichte der Deutschen schreiben, allem Anschein nach, mit dem Protestantismus nicht sanfter umgehen. Wann werden die Geschichtschreiber sich begnügen, den jedesmaligen Zustand der Gesellschaft streng, erschöpfend, parteilos aus dem vorhergegangnen zu erklären, ohne uns dabei ihre unbestimmten und unbestimmbaren Meinungen von dem Werthe der Dinge als Noth- und Denkpfennige aufzudringen?

Die nachlässige Schreibart der Rec. geht zuweilen bis zur Barbarei. Soll dadurch an die formlosen Producte des Mittelalters erinnert werden?

Art. 15. Trauerspiele, von Ernst v. Houwald.

1. Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwei Trauerspiele von Ernst v. Houwald. Leipzig, bei Göschen, 1821.

2. Fluch und Segen. Drama in zwei Aufzügen, von Ernst v. Houwald. Leipzig, bei Göschen, 1821.

3. Das Bild. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ernst v. Houwald. Leipzig, bei Göschen, 1821.

Die Recension ist das vollkommenste Delirium ohne die geringsten lucida intervalla. Sie handelt weder vom Leuchtthurm, noch von der Heimkehr, noch von Fluch und Segen, noch vom Bilde, sondern von der Schöpfungsgeschichte, vom Paradiese, von Adam und Eva, Kain und Abel, Jabal, Jubal, Tubalkain, Seth und vom Thurm zu Babel, der hier auf der Spitze noch ein funkelnagelneues Stockwerk bekommt. Wenn Ernst v. Houwald je diese Kritik ansieht, so kann er mit Adam fragen: Ist das Bein von meinem Bein und das Fleisch von meinem Fleische? Uebrigens steht die Fortsetzung der heillosen Monstrosität zu erwarten. Wie kann eine prüfende Censur bei der strengen Umsicht, mit welcher sie Aussprüche des Verstandes controllirt, dem Unsinn ein Privilegium geben? Lieber tausend Elstern die Zungen lösen, als Einer solchen Recension das Imprimatur ertheilen! Die Schlechtigkeit des Vortrags wetteifert mit dem Wahnwitz des Inhalts; eine einzige Probe, und zwar der Anfang, sey als Schreckpulver mitgetheilt. „Diese jüngsten Gaben der tragischen Muse auf deutscher Bühne, die von dort aus den größten Theil des Publicums für sich gewonnen zu haben scheinen, so ungünstig vielleicht die Lesewelt zu ihrem Vortheil (?) sich getheilt haben dürfte, sind wohl schon als neuestes Erzeugniß im Gebiete der höhern (höchsten?) Dichtkunst nicht ungeeignet, uns zu einem ausgesprochnen Urtheil zu bewegen." Wollen die Leser aus der Recension ein Stück von der Dreifaltigkeit (Ternität) des Lebens? Eine tüchtige Terne wird ihnen lieber seyn. Oder sind sie lüstern, durch ein offen gelassenes Loch in die Gemüthswelt zu schauen? Form- und Lichtleben erwarten sie als Braut und Bräutigam.

Art. 16. Zur Beurtheilung Göthe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. Von Schubarth. Zwei Bände. Zweite vermehrte Auflage, 1820. Verlag von Joseph Max in Breslau. Wien, bei Carl Gerold.

Töne, Schwager Kronos ins Horn, — daß der Orcus es höre! — Schubarth muß hinunter und sein stygisches Werk hinterdrein. Der Rec., Friedrich Wähner, zeigt in der Recension, die er in diesem Buche schließt, große Lust, den Postillon bei der Höllenfahrt zu machen; ich fürchte indessen, er sitzt dazu nicht fest genug und taucht beim Umkehren unter. Seine Behandlungsweise geht mehr ins Breite als ins Große. Er huldigt Göthe; aber lernt der hinkende Vulkan dadurch gehen, daß er Venus liebt? Die Parallele zwischen Göthe und Schiller, als dramatischen Dichtern, strebt nach Unabhängigkeit des Urtheils, und dieses Streben ist hier sicher an der Zeit, weniger in der Ordnung. Der Zusammenstellung der vorzüglichsten Götheschen Werke, wie sie ihrem wesentlichen Inhalte und Zusammenhange nach gegen Schubarth gekehrt wird, fehlt die strenge, allerdings schwere chronologische Classification, die bei einem so außerordentlichen Geist, wie Göthe, mit dem geistigen Gehalt seiner Producte in nachbarlicher Verbindung steht. Das Urtheil über Schöpfungen, wie Tasso, Egmont, Iphigenia, bricht (18. Bd.) unerwartet ab, ohne alles Ebenmaß mit der frühern Ausführlichkeit. War der Setzer Hannibal ante portas? Da hätte der Rec. doch Eine Aehnlichkeit mit Lessing, freilich diejenige, worin er eben keine Nachfolger verdient. Die Wissenschaftlichkeit Göthe's kommt im Puncte der Philosophie, Geschichte, Kritik, Kunstlehre näher zur Sprache, oft zu nahe, ich meine, zu dreist und vorwitzig. Die Prüfung der Schubarthschen Aphorismen setzt dagegen dem pauvre sire viel zu wenig zu; er wird zwar geknebelt und von Zeit zu Zeit in den polnischen Bock gespannt, aber diese Strafe ist für seine Majestätsverbrechen gegen den Bundestag der deutschen Literatur viel zu geringfügig. Werde ihm sein Buch zum Rade des Ixion, da es bereits das Faß der Danaiden ist. Die Erklärung, welche der Rec. von dem berühmten Mährchen des Novalis versucht, ist eine Curiosität, am Ende gar selbst ein Mährchen. Auf Wiedersehen! Unterdessen zum Abschiedsgruß: Göthe und kein Ende! 100.

Digitized by Google

Literarisches
# Conversations-Blatt.

Nr. 224.

27. September 1823.

## Gedanken über die Freimaurerei, ihren politischen Einfluß und ihre Zulässigkeit.

Wenn es, wie wir glauben, die Absicht dieses Blattes ist, die Gegenstände menschlichen Wissens und Erkennens insofern in sein Gebiet zu ziehen als selbige dort und dadurch den Druck zur Sprache gebracht werden, und daraus das, was für das Leben und den Kreis einer gebildeten Unterhaltung Werth haben dürfte, auf eine allgemeine faßliche Weise darzustellen; so scheint es uns auch zweckgemäß einige Ansichten über Freimaurerei hier niederzulegen. Es wird dabei keineswegs Anspruch auf Untrüglichkeit gemacht; aber der Verf. hat die Ueberzeugung, daß Leser, mögen sie zu dem Maurerbunde oder nicht gehören, wenn sie sich auf einen historisch-philosophischen Standpunct bei ihrem Urtheile stellen, wenigstens dem meisten des hier gegebenen, ihren Beifall nicht versagen werden. Es ist nicht die Stimme der Parteisucht, welche spricht; nicht der absichtliche Eifer erbitterter Gegner, nicht der frömmelnde Ton des Blindgläubigen; sondern es sind Thatsachen auf ungezwungene Weise erläutert, und nach ihrem Zusammenhange mit einander verbunden oder darauf hingewiesen. Vielleicht verdirbt es der Verf. gerade deshalb, weil ihn Mäßigung und Erfahrung leitet, mit beiden Parteien — sey es darum! wenn nur die unverstellte Wahrheit dadurch gewinnt. Widmen wir also, auf kurze Zeit, unsere Aufmerksamkeit einem Bunde, der in seiner jetzigen Gestalt, blos mit Aenderung einiger Formen darin, historisch erweisbar, sich durch mehrere Jahrhunderte unter den Stürmen der bewegtesten Zeiten, unter dem Steigen und Sinken von Nationen, dem Erlöschen alter und Erblühen neuer Dynastien, nicht nur erhalten, sondern mächtig wachsend, über die ganze Fläche des Erdkreises, so weit nur Cultur und Civilisation gedrungen sind, ausgebreitet hat. — Wenden wir den forschenden Blick auf eine Verbrüderung, die aus allen Ständen zusammengesetzt ist, welcher zu gleicher Zeit oft der Fürst und der gemeinste Mann angehörten und zu der sich in allen Zeiträumen eben sowohl die Edelsten des menschlichen Geschlechts als eine Menge Abenteurer, Thoren und Unwissende zählten; auf einen Orden endlich, welcher, indem seine Glieder oft von dessen „Arbeiten" sprechen, dennoch außer einigen manchmal eben nicht besonders berechneten Wohlthätigkeitsäußerungen, auch nicht das mindeste Erkennbare geschaffen hat, von dem man sagen könnte: dies hat die Freimaurerei gethan! — diese Gesellschaft ist eine geheime, und ihre Genossen sind so mysteriös, daß sie selbst ihre blossen Versammlungssäle und Zimmer dem Nichtmaurer unter keiner Bedingung zu zeigen zugeben. Und trotz dem sind, seitdem sich dieselbe über Deutschland verbreitete (Frankreich, England, Amerika gar nicht zu gedenken) mehr denn hundert Bücher gedruckt worden, welche ihre sogenannten Geheimnisse bis ins geringste Einzelne aufzudecken, schon auf dem Titel ankündigen. Freilich, wer hat diese Bücher geschrieben? „Nichtmaurer!" und woher wollen diese es wissen? „Also Maurer!" aber durften diese davon öffentlich reden; und wenn sie es thaten, verletzten sie da nicht die Rücksichten, welche sie dem Bunde schuldig waren und zu welchen sie sich anheischig gemacht hatten? Waren sie also nicht Treulose und Pflichtvergessene, wenn sie auch noch so schön darüber sophistisirten? Demnach ihr Zeugniß welches? Treulosigkeit und Pflichtverletzung charakterisirt es! — Aber abgesehn davon, kann doch nicht geläugnet werden, daß so manches, und selbst manches Namhafte, gleichviel durch wen, von den Freimaurern und ihren Geschäften der Welt ist aufgedeckt worden. Auch wollen wir hinzusetzen, daß wohl ein großer Unterschied in Hinsicht dessen zu machen seyn dürfte, was der Freimaurer hier Verrath nennen kann. Nach unserer Meinung ist es von jedem Freimaurer unredlich, wenn er etwas schreiben oder drucken läßt, „wodurch seine Kunst auf eine andere als die gesetzmäßige Weise erlernt werden kann" und also pflichtwidrig Etwas von den Gebräuchen, Symbolen, Hieroglyphen der Brüderschaft, offenkundig werden zu lassen. Alles andere aber scheint uns nicht die Eiferung zu verdienen, womit leidenschaftliche Brüder und Logen oft sehr unwichtige maurerische Bücher beehren.

Dennoch, ob dieser Enthüllung eines großen Theiles der ehemals so geheimnißvoll verschleierten Pforte, stehet der Tempel noch, und der Bund ist so belebt als vordem, gleich als wenn niemals ein Wort über ihn in die Außenwelt gehallt wäre. Welche unbegreifliche Erscheinung! „Ach! leicht natürliches Wunder!" so haben Manche geschrieben und gesprochen, „die Freimaurerei hat keine andern Geheimnisse als langweilige Formen, unverständliche Symbole, zusammengestoppelte Hieroglyphen. Es sind Spielereien für große Kinder und der Zweck ist — die Tafelloge! Hier wird wacker gegessen und getrunken, munter gesungen und etwas für die Armen gesammelt. Das Band der Gleichheit, die Bruderliebe und dergleichen närrisch Zeug, wovon sie schwatzen, ist ein leerer Schall in ihren Logen, der sich, wir gestehen es, noch ganz hübsch neben jenen Reden und Liedern ausnimmt, die besser gedruckt und gebunden als gedacht und gedichtet sind. Sehet doch die theuern Brüder im gewöhnlichen Leben, wie so manche davon unter sich processiren, streiten, verkleinern, einherstolziren rc. und bildet daraus den unumstößlichen Schluß, daß Ihr um weniger als Nichts Zeit und Geld wegwürfet, wenn Ihr Euch unter sie aufnehmen ließet." — Und Leopold, Prinz von Braunschweig-Lüneburg, der Edle, der um Menschenleben zu retten seinen Tod in den Fluthen fand, war dennoch bis an seinen Tod Meister vom Stuhl der Loge zum aufrichtigen Herzen in Frankfurt an der Oder? Und der

Google

große, weise Friedrich (freilich der soll gesagt haben: „c'est un grand rien" aber wo und zu wem er es gesagt hat, wird nirgends angegeben), welcher an den Meister vom Stuhl der Loge la Royale York l'Amitié 1777 das untenstehende Handschreiben *) erließ, war gar vom Juni 1740 bis August 1754 Großmeister der von ihm gestifteten Mutterloge zu den drei Weltkugeln, und nahm selbst seinen Bruder den berühmten Prinzen Heinrich, den Markgrafen Karl und den Herzog von Wolfenbüttel auf? Solche Thatsachen sprechen allerdings anders als jene Behauptungen, und auch wohl entscheidender. Allein aufheben werden sie nicht ganz das Behauptete, weil dies doch auch auf manchen zu führenden Beweisen beruht und es wohl viele Maurer und manche Logen gibt, denen Essen und Trinken, Resourcenbelustigungen und dergleichen Vergnügungen, wo sie ungenirt unter sich sind, die Hauptsache ist, denen das Halten der Logen als eine unbequeme conditio sine qua non, ohne welche jenes alles nicht auf die Dauer bestehen könnte, vorkommt und wo denn wohl die Uebung der Freimaurerei in das trockenste, traurigste und sinnloseste Unding ausarten mag, welches je von Erwachsenen gemeinschaftlich unternommen wurde. Aber welcher Verständige, Gefühlvolle, die Würde menschlicher Natur und die echter Freimaurerei insbesondere Erkennende wird wohl auf längere Zeit an jenen Versammlungen Theil nehmen. Und ist deshalb über das Logenwesen im Allgemeinen der Stab zu brechen, kann überall von wenig Einzelnen die Rede seyn, wenn das Ganze in Betrachtung kommt? Ist es nicht von hohem Zeugniß für den moralischen Werth des Letztern, wenn wir zu den gefeierten Namen eines Friedrichs und Leopolds, um nur noch Einige zu nennen, die des Herzogs von Gotha, Herder, Lessing, Schiller, Wieland und Hardenberg hinzufügen. Welcher Frevel, anzunehmen, daß alle diese leuchtende Gestirne hier nur materiellen Genuß oder kleinlichen Dingen einen Theil ihrer Zeit gewidmet. — Aber was hilft das Anführen berühmter Namen, wenn wir nicht von diesen Männern selbst Zeugnisse beibringen können. Von dem König Friedrich ist es geschehen, was Herder darüber in der „Adrastea" und Lessing in „Ernst und Falk" sagen, kann Jeder lesen, hören wir jetzt was ein anderer Hochgefeierter, was Washington der Großloge der Freimaurer in dem Staate Massachusets, welche den 27. December 1792 aus Boston an ihn, ihren Bruder, schrieb und ihr Constitutionsbuch zueignete, antwortet. „So schmeichelhaft es auch für das menschliche Gemüth seyn mag, und so wahrhaft ehrenvoll es ist, wenn man von seinen Mitbürgern Zeugnisse des Beifalls für Bestrebungen, das Gesammtwohl zu befördern, erhält; so ist es doch nicht minder angenehm zu wissen, daß die mildern Tugenden des Herzens bei einer Gesellschaft in hoher Achtung stehen, deren wohlgesinnte Grundsätze auf den unveränderlichen Gesetzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit beruhen. Den Kreis geselliger Glückseligkeit zu erweitern, verdient gar sehr das wohlthätige Streben einer maurerischen Anstalt zu seyn, und es ist auf das Eifrigste zu wünschen, daß das Verhalten eines jeden Mitgliedes der Brüderschaft sowohl, als jene gedruckten Schriften, welche die Grundsätze enthüllen, von denen sie belebt wird, von der Beschaffenheit seyn mögen, Jedermann zu überzeugen, daß der große Zweck der Maurerei ist: die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu befördern. — Indem ich Sie ersuche, meinen Dank für das Constitutionsbuch, welches Sie mir gesendet haben, anzunehmen, und für die Ehre, die Sie mir durch dessen Zueignung erwiesen haben, erlauben Sie mir zugleich, Sie zu versichern, daß ich von allen Gefühlen der Erkenntlichkeit beseelt bin, die Ihre geneigte Zuschrift und Ihre herzlichen Wünsche mir nothwendig einflößen mußten; und aus aufrichtigem Herzen bete ich zu dem großen Baumeister des Weltalls, daß er Sie hier segnen und künftig in seinen ewigen Tempel aufnehmen möge. Georg Washington." Kann es ein gründlicheres, ruhigeres Zeugniß für den Freimaurerbund geben als dieses großen Mannes? Und wir verkennen darin nicht den Wink, den er der Brüderschaft gibt, daß jeder Einzelne zum Zwecke ja durch sein eignes Verhalten beitragen möge. Wie sehr ist dies leider! nicht einer Menge von Maurern zu wünschen; denn nur sie, die unwürdigen, sind es, welche dem Logenwesen, nimmer aber der Freimaurerei großen Schaden bringen. Denn, um Hohes mit Höherm zu vergleichen, die Freimaurerei verhält sich zu ihrer Ausübung (dem Logenwesen) wie das Christenthum zur Kirche. Letztere kann durch den Werth und Unwerth ihrer Glieder, wie durch andere Ereignisse oft steigen und sinken. Erstere, die Religion, bleibt immer dieselbe. Und welcher Verständige möchte es wagen der christlichen Religion die Schuld ihrer Glieder aufzubürden, welche theils in Lauheit und Sünde verfallen, theils von Schwärmerei und Fanatismus entbrannt sind. Es dürfte daher am rechten Orte stehen über die Freimaurerei und das Logenwesen einige Worte zu sagen, die ihren Unterschied aber auch ihre nahe Verbindung zugleich bezeichnen.

Die Freimaurerei ist ihrem Wesen nach, denn Form ist wandelbar, zu allen Zeiten ein und dieselbe gewesen, weil dieses in dem erwachten Bewußtseyn der Würde der menschlichen Natur liegt. Ihr letzter Zweck ist stets: den Menschen als solchen, rein abgeschieden von allem kirchlichen (wir sagen nicht religiösen) und politischen, moralisch und geistig zu vollenden. Ihr erster daher: sich mit der rein sittlichen Natur des Menschen, wie sie durch Wahrheit, Schönheit und Güte erweckt und belebt werden kann, innig zu befreunden. Der letzte Zweck ist also ideal und kann eigentlich niemals erreicht, wohl aber sich ihm ins Unendliche genähert werden. Der erste führt zu dem zweiten und gehört in das Gebiet der Erlernung und Uebung der Freimaurerei, also zum Logenwesen. Die nur dem freimaurerischen Institute eignen Mittel, wodurch beide Zwecke erreicht werden sollen, sind es, welche, nebst der Geschichte der Brüderschaft, das maurerische Geheimniß ausmachen. Je kunstvoller diese geheimen Mittel in Bewegung gesetzt werden, in je größerem Einklang sich das Ganze der Logenregierung belebt und je inniger es zur möglichsten Annäherung an ihr Ideal mit andern Logen verbunden ist, um so besser wird es mit dem Logenwesen aussehen; denn nur durch Kenner des maurerischen Innern, durch verständige und würdige Männer kann diese kunstvolle Harmonie hervorgebracht und für den Endzweck der Freimaurerei genutzt werden. Hierin liegt es denn auch, daß die „Arbeiten" selbst der echtesten Freimaurer wenig von der Welt erblickt werden und daß, wie Lessing es S. 82 in Ernst und Falk so scharfsinnig ausdrückt, die wahren Thaten der Freimaurer so weit aussehend sind, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: Das haben sie gethan! —

*) „Je ne puis qu'être sensible aux nouveaux hommages de la loge Roy. York de l'Amitié à l'occasion de l'anniversaire de mon jour de naissance, portant l'empreinte de son zèle et de son attachement pour ma Personne. Son orateur à tres bien exprimé l'esprit qui anime toutes ses Operations; et *une Société qui ne travaille qu'à faire germer et fructifier toutes sortes de vertus dans mes Etats, peut toujours compter sur ma protection. C'est la glorieuse tâche de tout bon Souverain, et je ne discontinuerai de la remplir.* Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait et votre Loge en sa sainte et digne garde."

„Potsdam ce 14 Febr. 1777."

„*Frédéric.*"

Digitized by Google

Sehen wir nun Logen, deren mehrste Mitglieder nicht von sich den Grad moralischer und geistiger Bildung erwarten lassen, welche den Bewohnern eines ethischen Staates unerläßlich ist, — welche ohne zarte Rücksicht Jeden, der nur Lust hat, in ihren Kreis aufnehmen, und über dessen Atmosphäre hinaus nur Becherklang, Spiel und Tanz verbreiten, dann wäre es, zur Ehre der Maurerei, wohl zu wünschen, daß sie sich auflösten; allein dergleichen Logen, wenn sie existiren, werden deshalb so wenig als die, welche still und gemessen ihre wahre maurerische Bahn wandeln, etwas dem Staate oder der Kirche Nachtheiliges oder gar Gefährliches bezwecken; und daß dem so, wenigstens in Deutschland (auch England, Schweden, den Niederlanden rc.) sey, dazu mögen die Gründe, aus der Verfassung des Bundes selbst abgeleitet, hier Platz finden.

Seit dem Jahre 1717 wo das neuenglische Großmeisterthum in London sich organisirte, ist es in dem Freimaurerorden (denn es ist seitdem der Verfassung nach die Brüderschaft ein Orden geworden) Grundgesetz, daß keine Loge errichtet werden kann, ohne von einer schon bestehenden Großloge, Mutterloge, Landesloge, die alle dasselbe bedeuten, ein Constitutionspatent erhalten zu haben und unter deren Aufsicht zu arbeiten. Diese sogenannten Töchterlogen nun, können und werden von ihren Müttern revidirt, senden ihnen ihre Mitgliederverzeichnisse ein, halten sich nach deren aus den allgemeinen Gesetzen entlehnten Vorschriften, und haben demnach die engste Verbindung mit ihnen. Der Großlogensitz ist in der Hauptstadt des Landes und sie stehen also dadurch unter der unmittelbaren Controlle der Regierung, welche um so leichter ist als sie ihre, und die Listen ihrer Töchter, jährlich an dieselbe einreichen. Viele der ersten Staatsbeamten sind selbst Mitglieder des Bundes, und würden also, wenn im Geringsten die Regierung oder die Kirche durch Maurerlogen compromittirt werden sollten, ihres eignen Bestens, wie ihrer Pflicht wegen, dafür sorgen, daß eine solche schuldige Loge oder einzelner Bruder der gerechten Strafe nicht entginge. Der Einwand, daß ein solcher Staatsbeamter dies wohl, da er selbst Maurer wäre, unterlassen würde, ist von keinem Gewichte: denn es ist ausdrückliche Pflicht, welche die maurerischen Grundregeln vorschreiben, nichts zu unternehmen und zu verhandeln, was gegen den Staat oder die Kirche läuft. Also gerade wenn ein Beamter Maurer ist, wird er dadurch doppelt verpflichtet jedem Unfuge in der Maurerei zu steuern. Es gehen die Verpflichtungen, welche die maurerischen Gesetze ihren Gliedern vorschreiben so weit, daß sie ausdrücklich gebieten, nicht nur überall der gesetzmäßig bestehenden Obrigkeit zu gehorchen, sondern wenn es diese gebieten sollte, selbst sofort die Logen zu schließen. Zwar gibt es sogenannte „isolirte Logen", das sind solche, die, gewöhnlich länger bestehend als die Großloge des Landes worin sie sich befinden, nicht an deren Bund sich anschlossen, weil sie nicht wohl unter der Direction einer jüngern Loge als sie selbst waren, stehen mochten; aber solcher Logen sind nur sehr wenige und meistens solche, die für alle andere ein Beispiel echt maurerischen Benehmens geben. Immer stehen dergleichen unter dem mittel- oder unmittelbaren Schutz ihres Landesfürsten, der oft ihr Protector ist, oder werden doch wissentlich vom Staate geduldet. — Was demnach der Gespenster sehende Abbé Barruel und was der Professor Sturm, auch revolutionaires und sonst gefährliches von der Verbindung der Freimaurer in die Welt geschrieben haben, was vorsätzlich Uebelwollende neuerdings ausbreiten und gedankenlos Unwissende nachbeten, so ist doch auch nicht der mindeste Grund zum Verdacht, geschweige denn irgend ein wirklicher Beweis in diesen Schriften und Reden. Wenn ja einmal die Brüderschaft, und zwar doch immer nur ein Theil derselben, sich mit etwas politischem beschäftigte, so war und konnte es nur vor dem Jahre 1717 seyn, und ist es vielleicht in der Periode vor der Wiedereinsetzung Karls II. von England auf den Thron seines Vaters, gewesen. Aber auch dies ist noch lange nicht historisch erweisbar und wohl mochte Monk dabei mehr als General gethan haben als ein Bund, der nirgends zu politischen oder sonst weltbürgerlichen Zwecken organisirt, dafür bei nicht vielen Köpfen doch immer sehr vielerlei Sinne haben möchte. Dieses hat sich auch in der französischen Revolution gezeigt. Wie deklamirte damals Alles gegen die Freimaurer. Wie wurden sie ohne irgend Gehör mit den Jakobinern, an vielen Orten, in manchen Reichen, in eine verabscheuungswürdige Kategorie geworfen — und jetzt, wo jene Revolution geendiget, und in der Zeit entfernter von uns liegt, weiß jeder Unbefangene, daß nicht die Freimaurer noch sonst eine geheime Gesellschaft die Schuld trug, sondern sie einzig aus der schweren Krankheit des Staates, aus dem egoistischen Kastengeist des französischen Adels und der katholischen Geistlichkeit daselbst, im Drucke gegen die ganze übrige Nation, aus dem leidenschaftlichen, verwegenen, keine Grenze kennenden Charakter der Franzosen hervorging. Befördert, und eine unglückliche Richtung hat ihr der Jakobinerklubb allerdings gegeben. Allein dieser war kein geheimer Bund, entstand nicht aus dem Freimaurerorden und hatte eine ihm gerade entgegenstehende Tendenz; sowohl, weil ein ungeregeltes und ungesetzmäßiges äußeres Streben und ein verbrecherisches Umstürzen aller geselligen Verhältnisse diesem durchaus fremd ist, als auch weil jener Klubb notorisch zuerst sich in einem Privathause, und als dies die wachsende Zahl nicht mehr faßte, in der Kirche des aufgehobenen Klosters der Jakobiner oder Jakobiten (daher der Name) rue St. Honorée versammelte. Gerade aber damals, als diese Rasenden in den Eingeweiden ihres eignen Vaterlandes wütheten, faßte am 8. Februar 1793 die Großloge zu London einmüthig den Beschluß, daß die unten mitgetheilte Addresse *) durch ihren

*) An des Königs glorwürdigste Majestät. (Addresse):

„„Die unterthänige Anrede der Großloge der alten Brüderschaft freier und angenommener Maurer unter der Constitution von England.""

„Allergnädigster Herr!"

„Zu einer Zeit, wo beinahe die ganze Masse des Volks sich ängstlich hervordrängt und mit einem Herzen und mit einer Stimme die feurigsten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit an Ew. Majestät Person und Regierung darlegt, so wie des ungeschwächten Eifers, der sie in dieser Periode der Neuerungen und der Gesetzlosigkeit in andern Ländern, für die unvergleichliche ihres eignen beseelt. — in diesem Zeitpuncte geruhen Sie Sire! einem Vereine von Männern, welcher, wiewohl nicht gesetzlich anerkannt, dennoch immer den Gesetzen gehorchte, von Männern, die keine Classe von Ew. Majestät Unterthanen in der Liebe zu ihrem Vaterlande, in der Pflichttreue gegen ihren Beherrscher, oder in einer andern Obliegenheit guter Bürger nachstehen, zu erlauben, daß er sich Höchstdenenselben mit dieser öffentlichen Darstellung ihrer politischen Grundsätze nähern dürfe. Dies heischen, wie sie dafür halten, die Zeitumstände von ihnen, und sie möchten in solchen Zeiten nicht gern die Letzten seyn, auch ihr Gewicht, von welcher Art es übrigens seyn mag, in die Wagschale der Ordnung, der Unterwürfigkeit und einer guten Verfassung zu legen. Die Grundgesetze unsers Ordens Sire! schreiben vor, daß wir uns bei unsern Zusammenkünften in keine Erörterung in Sachen der Religion und der Staatskunst einlassen sollen. Denn, da unsere Brüderschaft aus Männern von mancherlei Völkern bestehet, die sich zu ganz verschiedenen Glaubensvorschriften bekennen und ganz entgegengesetzten Regierungssystemen anhängen, so möchten solche Erörterungen, die das Gemüth des Man-

Großmeister, den Prinzen von Wales (jetzt König Georg IV.), Sr. Majestät dem regierenden Könige übergeben werden sollte, was auch wirklich geschah. Man wird uns nicht den Vorwurf machen zu viele Documente hier beizubringen, wenn man bedenkt, daß es uns um Wahrheit zu thun ist, um durch diese endlich einmal wenigstens Zeitungsschreiber, die alles begierig ergreifen, was ihre Blätter anzufüllen verspricht, wenn auch nicht erröthen und schweigen, doch in diesem Puncte ungelesen zu machen. Diese Addresse ist ihrer Natur nach wichtig, denn sie legt unumwunden und öffentlich die Grundsätze der Loge dar, die in jeder Hinsicht noch dermalen als die wahre Mutterloge aller freien Maurer betrachtet werden kann, und diese Erklärung ging aus der Hand eines Thronerben zu den Stufen des Thrones eines legitimen Monarchen, seines Vaters. Es ist dieselbe Frage eine gewichtige Antwort auf den Einwurf, den Manche gern laut werden lassen dürften, als wir Washingtons Schreiben mittheilten, nämlich: „ja, das ist ein Republicaner, was der sagt u. s. w." Diese mögen aber ihre Stimme so lange unterdrücken, bis sie die Addresse von der wir jetzt reden gelesen haben, und sie werden dann wiewohl vielleicht ungern gestehen müssen: daß der Kronprinz und der Republicaner — sonst wohl nicht leicht der Fall — hier genau zusammentreffen, und der Unterschied blos darin besteht, daß Jener die „Grundsätze der Kunst des freien Mauerns" noch deutlicher als Dieser enthüllt.

Man vergesse nicht zu beachten, daß hier unverholen gesagt wird — was wir oben ausgesprochen haben — daß die Maurer bei ihren Zusammenkünften nach Vorschrift ihrer Grundgesetze, sich in keine Erörterungen über Religion und Staatskunst einlassen dürfen. Und es ist bekannt, daß das Letztere Niemand lieber als der Britte thut, daß politische Schriften und Gespräche gleichsam mit zu seiner Existenz gehören. Dennoch ging von ihm dies Grundgesetz aus! wie weit muß also Freimaurerei davon überhaupt entfernt seyn, da es selbst englische Nationalität verschmähte, in freimaurerischen Versammlungen sich diesen, sonst so leidenschaftlich gesuchten Genuß zu erlauben.

(Der Beschluß folgt.)

ns wider seinen Bruder erhitzen könnten, Beleidigung und Uneinigkeit veranlassen. Doch, ein so wenig vorausgesehener Augenblick als der gegenwärtige ist, rechtfertiget, wie wir erachten, eine Abweichung von jener Vorschrift, und da unsere erste Obliegenheit, als Britten, allen übrigen Rücksichten vorgehet, so stehen wir nicht länger an gleich unsern Mitunterthanen, unsere Stimme zu erheben zu der Erklärung, unserer einmüthigen, gemeinsamen, heißen Anhänglichkeit an eine, aus dem Könige, den Peers und den Gemeinen zusammengesetzte Regierung, so wie sie im J. 1688 eingeführt worden ist. Die Vortrefflichkeit aller menschlichen Einrichtungen ist nur vergleichsweise und wandelbar. Positive Vollkommenheit oder unveränderliche Zweckmäßigkeit für einen bestimmten Gegenstand ist bekanntlich nicht die Eigenschaft der menschlichen Dinge. Jedoch, wenn wir die Regierungsgrundsätze betrachten, welche neuerdings bei andern Völkern Eingang gefunden haben, und sodann einen Blick auf die unsrige werfen, so frohlocken wir, daß wir uns zu derselben Zeit im Besitz des weisesten und bestabgewogensten Systems das je die Welt gekannt hat, befinden; jenes Systems, welches Allen gleichen Schutz — die einzige Gleichheit nach der wir trachten oder die fürwahr in der Ausführung denkbar ist — und unparteiische Rechtspflege gewährt."

„Es könnte vielleicht die Meinung Platz greifen, daß in Rücksicht dessen was wir sind (eine geheime Gesellschaft von Männern aus allen Ständen, welche durch unsichtbare Banden zusammenhängt und Vorzugsweise Verschwiegenheit übt, die über ihre Versammlungen einen geheimnißvollen Schleier wirft, eine Gesellschaft, der keine öffentliche Urkunde Vorrechte verleiht und die von keinem Gesetze anerkannt wird) bei dieser Gelegenheit eine Stellung annehmen und eine Sprache führen, wofür wir weder ein gesetzliches, noch ein zugestandenes Recht geltend zu machen vermögen. Doch wir sind, Sire! die freien Bürger eines freien Staates und die Zahl unserer Gesammtmenge beträgt viele Tausende. Der vermuthliche Thronerbe ist unser Oberhaupt. Wir haben uns zu geselligem Umgange, zu gegenseitiger Unterstützung, zur Mildthätigkeit gegen Nothleidende und zum Wohlwollen gegen Jedermann als Brüder vereiniget, und Treue in den anvertrauten Geschäften, Ehrfurcht gegen die Obrigkeit und Gehorsam gegen die Gesetze sind mit großen Lettern in die Zierrathen der Pforten unseres Tempels eingegraben. Noch sey es uns erlaubt hinzuzufügen, daß, da wir wirklich jede Menschenclasse im Volke umschließen und jeden Lebenspfad durchwandeln, auch unsere Grundsätze ausstreuen, wo sie nur Wurzel finden, diese Addresse als der, ins Kurze gefaßte, Ausdruck der Gesinnungen der Nation betrachtet werden kann!"

„Nach dieser Beurkundung unserer Grundsätze flehen wir nur noch zum höchsten Baumeister des Weltalls, dessen allmächtige Hand den Grund der Größe dieses Landes in die Tiefe gelegt, und dessen schützendes Schild es mitten unter den heftigsten Reibungen der Völker gedeckt hat, daß Er dasselbe ferner beschirmen und aufrecht erhalten wolle. Mögen seine Söhne zufrieden und seine Töchter glücklich seyn! Mögen Ew. Majestät! Sie, der Sie das unmittelbare Werkzeug seines gegenwärtigen Wohlstandes und seiner Macht sind, auf dessen Monument die unbefangene Nachwelt die Innschrift setzen wird:

„George, dem Freunde des Volks und dem Beschützer der Künste, die das Leben durchstrahlen und verschönen!"

mögen Sie, nebst Ihrer holdseligen Gemahlin, der Königin, und Ihrem königlichen Stamme, lange, lange fortfahren der Segen und der Stolz eines dankbaren, beglückten und innig vereinten Volkes zu seyn!"

„Einstimmig gegeben in der Großloge in der Freimaurerhalle am 6. Februar 1793."

„Raudon, amtsführender Großmeister."
„Peter Parker, abgeordneter Großmeister."
„William White, Großsecretair."

## Die Adamiten in der Schweitz.

Die drei Thäler Hasli, Grindelwald und Lauterbrunn enthalten eine starke Bevölkerung, sind aber, sagt Bakewell in seiner vor kurzem erschienenen Reise, fast von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten. Nur der Brienzer und Thuner See und einige Maulthierpfade gestatten den Zugang. So bleiben die Menschen dort fast immer, wie sie waren. Neuerungen kennt man dort gar nicht, ausgenommen in der Religion. Jeder kann dort auf Anhänger rechnen. Zu der Zeit, wo Bakewell sich dort aufhielt, hatten sich eben eine Secte Schwärmer gebildet, die viel Aehnlichkeit mit den Adamiten in der ersten Zeit des Christenthums hatte. Sie waren einfältige, gutmüthige Leute aus den geringern Ständen, die die tolle Idee hegten, man könne Gott nur dann würdig verehren, wenn man gänzlich entkleidet sey. Die Kleider seyen nichts als Zeichen der Sünde und der Scham und darum nach dem Sündenfalle eingeführt worden. Wenn also Gott sich dem Betenden unmittelbar nahe, müsse er sie ablegen. Die Regierung bemühte sich, sie durch die gelindesten Mittel von ihrer Meinung abzubringen. Dies war umsonst. Sie kommen heimlich zusammen und entdeckt man dergleichen Schwärmer, so bringt man sie nun, nach Bakewells Angabe, ins Narrenhaus, wo man sie ohne Strenge behandelt und durch einen Prediger aufzuklären sucht. Der Himmel gebe dazu seinen Segen, denn solche Narren kann man in einem Mörser zerstampfen, sie bleiben doch Narren!

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 225.

29. September 1823.


## Gedanken über die Freimaurerei, ihren politischen Einfluß und ihre Zulässigkeit.

(Beschluß aus Nr. 22[illegible].)

Napoleon, ein eben so großer Geist als mißtrauischer Despot, dem man es nimmer wird ableugnen können, daß sein Blick bis in die unsichtbarsten Tiefen der Staatskunst drang, ließ demnach nicht nur das Logenwesen in seinem Reiche bestehen, sondern schützte und begünstigte es, indem auf seine Veranlassung Cambaceres Großmeister des großen Orients von Paris wurde. Er, der das vorgefundne Alte und Neue, seine gewaltige Erbschaft der Revolution, so zu verschmelzen und in einen Guß zu bringen wußte, legte seine eiserne Hand nicht an diesen Orden. Wenn in dem Innern desselben auch nur ein Funke revolutionairer Ideen glimmte, würde er wohl, der bekanntlich sehr gegen die Demagogen gestimmt war und sie in scharfem Zügel zu halten wußte, nicht mit einem aus den Tuillerien oder St. Cloud geschleuderten Blitz denselben in seinen Staaten zerschmettert haben? Und ist der französische Geist nicht ungezähmter und auflodernder, als der langsamere, geregeltere der Deutschen?

Als der jetzt regierende König von Preußen auf den Thron seines Vaters stieg, da konnte dieser Monarch wohl Ursachen haben, dem Logenwesen in seinen Staaten Einhalt zu thun. Denn da er nicht selbst Freimaurer war, mußte es ihm sehr wahrscheinlich, ja beinahe entschieden vorkommen, daß an vielen Dingen, welche seine hohe Rechtlichkeit nicht billigen konnte, das Getriebe der Maurer mit Veranlassung sey. Allein gerecht und unparteiisch, wie dieser Fürst sich stets in seiner heldenvollen Laufbahn gezeigt hat, wußte er Schein und Wahrheit zu trennen. Er sah, daß Verirrungen, welche sich Vornehme schuldig gemacht, wenn sie auch wirklich Freimaurer waren, doch nimmermehr durch die Freimaurerei oder das Logenwesen entstanden waren, eben so wenig, als ob man dem Christenthume die Schuld beimessen wollte, oder der kirchlichen Partei, zu der sich Christen bekennen, wenn sie dies und jenes thun, was nicht zu billigen, was sogar zu bestrafen ist. Daher kam es denn auch, daß der König seine Gnade dem Orden nicht entzog, daß er gegentheils ihn mächtig schützte und nur Verordnungen gab, welche die äußere allgemeine polizeiliche Aufsicht über ihn erleichterte und von den Logen mit inniger Verehrung erkannt wurde.

In Schweden blühte die Maurerei und das Logenwesen seit längerer Zeit. Gustav III. war von 1771 bis 1780 (wo er diese Würde dem Herzog von Südermannland übergab) Großmeister der dortigen Brüderschaft. Als er durch Meuchelmord fiel, ward auf seinen Tod eine Münze geprägt, auf welcher in schwedischer Sprache die Worte standen: „Aufrührerische Waffen umringten den Meister um Mitternacht. Verwundet lebte Gustav III. noch 13 Tage und starb, beweint, als es Hochmittag war, am 29. März 1792." Wer erkennt in diesen wenigen Worten nicht die einfach rührende Sprache der Liebe, Treue und Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Souverain? Auch Gustav IV. war Maurer, und — so mißtrauisch und unbeständig sein eigentlich guter Charakter auch immer gewesen seyn mag, als er am 26sten März 1803 eine scharfe Verordnung gegen die geheimen Gesellschaften erließ, hieß es doch am Schluß derselben: „Die Freimaurer, welche unter der unmittelbaren Protection des Königs stehen, sind von dieser Inspection und Generalverordnung allein ausgenommen." Als der Herzog von Südermannland unter dem Namen Carl XIII. auf den schwedischen Thron gelangte, schenkte er dem Orden nicht nur sein bisheriges Zutrauen, sondern er stiftete selbst, blos für Freimaurer einen öffentlichen Orden, unter dem Titel: Königl. Schwedischer Ritterorden Carls XIII. Die Ansicht, welche die Regierung dabei von dem Thun und Treiben der Maurer an den Tag legt, die Art und Weise, mit der sie beabsichtigt, dies rein menschliche Institut immer höher zu veredeln, ist zu merkwürdig, um nicht dem Leser einige der interessantesten Stellen aus dem, am 27. Mai 1811 von dem Könige und Grafen Mörner (als Kanzler) unterzeichneten Statuten mitzutheilen: „Wir haben gesehen," heißt es in der Einleitung, „wie bei gleicher Denkungsart Unsre glorwürdigen Väter und Vorgänger durch die Wiederherstellung verschiedner Orden aus der Vorzeit und neue Stiftungen derselben, ritterliche Thaten und patriotische Bemühungen ermuntern und zum innern Werth der Tugend auch die Sichtbarkeit des äußern Zeugnisses legen wollten. Wenn Wir jedoch in den Beweisen der Treue, Tapferkeit, Wissenschaft und Betriebsamkeit, worauf Wir unter Unsern treuen Unterthanen durch die Möglichkeit der Belohnungen, aber nicht durch die Anzahl der Würdigen beschränkt werden können, das offenbare Verdienst ehren, ist bei Uns nicht weniger der Gedanke an die wohlgesinnten Mitbürger in allen Ständen entstanden, die in weniger glänzenden Geschäften und beschränkten Kreisen, ohne Anspruch auf Belohnungen und Vorzüge, von bloßer Begierde, Mitmenschen zu nützen, geleitet, und mit einem, dem Schwedischen Charakter unter allen Völkern auszeichnenden Edelmuthe, so oft unbekannt zur Hülfe der Nothleidenden und Vaterlosen beitragen, und in den Wohnungen derselben ihre Wohlthaten, aber nicht ihre Namen lassen. — Da Wir auch diese, von den Gesetzen nicht vorgeschriebenen und selten zur Achtung des Publicums hervorgerufenen Tugenden zu ehren wünschen: so haben Wir am wenigsten umhin gekonnt, unter denen, die sie ausüben, eine achtungswerthe Gesellschaft in Schweden in Unser besonders gnädiges Wohlwollen zurückzurufen, die Wir Selbst verwaltet und der Wir vorgestanden, deren Absichten und ausgedehnte Einrichtungen zum

Digitized by Google

Besten der Menschheit Wir umfaßt und erweitert, und mit der Wir als Vorsteher in so langen Zeiten die Verbindungen unterhalten haben, die Uns und Unsere Nachfolger auf dem Schwedischen Throne bei den Mitgliedern derselben, jetzt Unsern Unterthanen, alles zusicherns was Religion, Geselligkeit und Wohlthätigkeit den Sterblichen am heiligsten auflegen können. — Zum Beweis solcher Unsrer gnädigen Gesinnungen für diese Gesellschaft wollen und befehlen Wir, daß ihre ersten Beamten in der Zahl, die Wir von ihnen festsetzen, in Zukunft öffentlich dasselbe Zeichen gebrauchen und tragen sollen, das mit Unserm innigsten Vertrauen die höchste Würde unter ihnen selbst andeutet; und erklären hiermit, daß sie in Zukunft seyn und ausmachen sollen eine eigne öffentliche Ritterzunft (Riddagerille) und Kapitel, unter dem Namen Karl des Dreizehnten Orden, von dem Wir Selbst Großmeister sind. Und da Wir hierbei den Zweck haben, nebst einer kräftigen Ermunterung zu solchen wohlthätigen Tugenden, auf die Ergebenheit dieses Ordens gegen Uns unter Unsrer besondern Verwaltung durch Unsre Königliche Huld für diejenigen zu bezeichnen, die Wir so lange unter dem Namen Brüder umfaßt und gehegt haben, so ist von Uns zur Stiftung dieses Ordens der Tag und die Gelegenheit gewählt, da Unser geliebter Herr Sohn und Thronfolger, der Hochgeborne Fürst und Herr, Prinz Karl Johann, neben Uns die höchste Leitung gedachter Gesellschaft übernimmt. . . . . . . . ." Ferner 82. der Statuten: „Der König darf diesen Orden niemals abschaffen oder erlöschen lassen, sondern er sey unveränderlich, wie die kräftigste Ermunterung zu den wohlthätigen Tugenden, die von den Mitgliedern des Ordens ausgeübt werden müssen, so auch eine Erinnerung an Unsre Verwaltungszeit."

Die Vereinigung der großen Loge von England und der von Schottland zu einer allgemeinen Großloge für Britannien ist ganz besonders durch die Thätigkeit und brüderlichen Bemühungen beider Königlichen Brüder, der Herzöge von Kent und Sussex, am 23. November 1813 im Palast zu Kensington feierlich abgeschlossen, und die Großloge alsdenn in der Freimaurerhalle zu London, den 27. December desselben Jahres, eingeweiht worden, wobei der Herzog von Sussex, auf Antrag seines Bruders Kent, zum allgemeinen Großmeister erwählt wurde. Denn es hatte, da es gegen die Etiquette stritt, daß das regierende Oberhaupt des Staates zugleich dasselbe einer nur stillschweigend geduldeten Gesellschaft sey, der König die Großmeisterwürde bei der Thronbesteigung niedergelegt, sich aber zum Groß-Patron derselben erklärt.

In dem Königreich der Niederlande endlich erbaten sich die Freimaurer im Jahr 1816 von dem König mit Erfolg, seinen zweiten Sohn, den Prinzen Friedrich, zum Großmeister; und wie eifrig, geistreich und unermüdet dieser königliche Prinz für das Bessere des innern Ordens, namentlich aber für die Aufhellung der Geschichte der Maurerei bemüht ist, zeigt die durch ihn geschehene Mittheilung der maurerischen Urkunde, welche 1535 am Johannistage zu Cöln am Rhein abgefaßt worden ist und unter 19, zum Theil berühmten Namen, auch den des ehrwürdigen Philipp Melanchthon als Unterschrift enthält.

So ist denn hier historisch dargelegt worden, wie das Logenwesen seit hundert Jahren in den größten und blühendsten europäischen Staaten einer geregelten, wohlthätigen Einrichtung sich erfreuet hat, einer Achtung und selbst öffentlichen Anerkennung ihres Werthes durch große Fürsten und edle ausgezeichnete Männer. In der großen, bewegten Zeit dieser hundert Jahre hat dasselbe nirgends Theil an den politischen Stürmen, an religiösen Spaltungen und Sectirungen genommen und wird es niemals nehmen, weil, wie gesagt, beides ihrem ganzen Wesen nicht nur fremd, sondern gerade entgegengesetzt ist. — Daß dennoch in einigen großen Reichen die Maurerei ihre Versammlungen eingestellt hat, daß sie selbst in andern sie hat einstellen müssen, kann Gründe gehabt haben, welche zu untersuchen und zu würdigen wir weder vermögen noch uns zusteht; allein soviel können wir aus der Natur des bereits Dargelegten wohl ersehen, daß sie sich gewiß nicht auf den Argwohn politischer oder religiöser Umtriebe bezogen; weil, wenn dies der Fall bei freimaurerischen Versammlungen seyn könnte, ja auch alle andre Staaten dasselbe zu befürchten hätten, indem es bekannt ist, daß die Freimaurer, als solche, in der ganzen Welt, ohne Rücksicht des Landes und des kirchlichen Cultus, wenn es nur ein christlicher ist, mit einander in enger Verbindung stehen. Und doch haben die Päpste, gleichsam in gewissen Zeiträumen, ihre Bannbullen auf sie geschleudert? Und in Spanien gab König Ferdinand VII. am 30. März 1818 das Decret über Confiscation der Güter von Freimaurern, ihre Deportation nach den Indien und eine mit Grausamkeit auszuübende Hinrichtung? Aber die Gesinnungen der römischen Curie, wer kennt diese nicht? Und wo die Inquisition das Scepter mit in der Hand hält, ist da Gerechtigkeit, Menschlichkeit zu finden? — — Allein bei den jetzigen spanischen Unruhen, haben da nicht selbst Spanier, namentlich Generale von der Glaubensarmee, proclamirt, daß auch die Freimaurer mit Schuld trügen an des Landes und Königs Unglück? Ferner, daß Freimaurer auf die öffentlichen Plätze Madrids gelaufen und Bewegungen erregt hätten? — Arme Freimaurer! denen man alles aufbürdet, wovon man gerade keine andre Ursache weiß oder angeben will, Euer trauriges Geschick erinnert unwillkürlich an jene komische Erzählung, wo ein alter, nicht sehr erleuchteter Rath von seiner Behörde, manche neue, bessere Verfügungen ins Werk zu setzen beauftragt wurde, und dagegen antwortend, demüthig bat: man möchte ihn inskünftige mit Naturphilosophie verschonen. Es zeigte sich, daß er in seinem Wahne Alles für Naturphilosophie hielt, was er nicht einsah und nicht auszuführen verstand.

Geleugnet soll jedoch nicht von uns werden, daß es wohl möglich seyn kann, daß es manchen Aufrührer, manchen Unruhigen geben mag, der sich Umtrieben oder auch religiösen Sectirungen überläßt, oder sie gar stiftet und dabei Freimaurer ist. Allein geleugnet muß werden, daß er dies als Freimaurer ist, d. h. im Geiste, oder gar im Auftrage seines Ordens thue. Gibt es keine Minister, Generale, Hofleute; keine Secretaire, Soldaten, Hoffouriere rc., die nicht auch einmal auf strafbare Weise sich in Kirche oder Politik gemischt hätten? und wollte man deshalb auf alle Minister, Generale rc. rc. in allen Zeiten argwöhnisch seyn, oder gar die Aufhebung ihres Standes beschließen? Welcher Schluß! Ein andres wäre es, wenn man diesen bei den Illuminaten, bei den Jesuiten aufstellte, da würde nichts dagegen einzuwenden seyn.

Daß Illuminaten, wohl auch Jesuiten, mit den Freimaurern verwechselt worden sind durch Unwissenheit oder Uebelwollen, ist allerdings so gut geschehen, als jetzt hier und da die Absicht hervorleuchtet, dieselbe Operation mit den Carbonaris zu machen. Bekanntlich aber sind die Carbonaris eine rein politische Secte, deren erste Tendenz die Vereinigung von ganz Italien zu einem Reiche war. Unter Mürat bestanden sie längere Zeit neben den Maurern, d. h. jene hatten ihre venditas und diese ihre Logen, aber eine Vereinigung, ein Zusammenwirken fand bei ihnen nirgends Statt, schon deshalb nicht, weil die Männer, welche eine andre Regierungsform herbei, und so schnell und stürmisch als möglich herbeiführen wollten, dazu ganz andre Mittel und Genossen bedurf-

Digitized by Google

ren, als die Arbeiter an dem geistigen Reiche der Eintracht, des Friedens und der moralischen Glückseligkeit. Und wo läge nur irgend ein Beweis, außer leerer Rede, vor, daß wirklich aus einer Freimaurerloge auch nur der leiseste Versuch zu einer Umwälzung hervorgegangen wäre. Etwas anderes möchte es mit dem Goldbrunnen, dem Landaburu-Klub rc. rc. gewesen seyn, welche, obgleich nicht geheim, wie die Venditas in Italien, eifrig beschäftigt gewesen, das Feuer der Zwietracht zu unterhalten und zu vermehren, das die Militair-Revolutionen zwischen dem Regierenden und Regierten gewährten. Niemals würde es der Freimaurerei in ihrer Ausübung gelungen seyn, sich so ausgezeichnete Gönner und Verehrer zu verschaffen, wenn sie nicht ihr Gewand rein erhalten hätte! Und es ist eine auf die Grundpfeiler der Geschichte basirte Wahrheit: daß es wohl einzelnen in dem Staatenleben sich öffentlich bewegenden Menschen gelingen kann, ihren eigenthümlichen Charakter während ihres Daseyns unenthüllbar zu machen, daß aber dies nie der Fall bei einer ausgebreiteten Gesellschaft seyn wird, und daß, wenn in einer langen Jahrenreihe sich nirgends ein kritisch führbarer Beweis gegen deren Vorzüglichkeit ergibt, man ihr diese durch die Grundlagen ihrer Verfassung gesichert, unbedingt zutrauen darf.

Und so glauben wir auch, hinlänglich entwickelt und mit ausreichenden Gründen belegt zu haben: daß die Freimaurerbrüderschaft sich weder, wie die Einen vermeinen, mit nichtssagenden Tändeleien, noch wie die Andern zu verstehen geben, mit Ideen und Plänen beschäftiget, welche irgend einer herrschenden Ordnung der Dinge gefährlich werden könnte.

Allein es sind noch andere, als diese, nach zwei Extremen hinweisende Vorwürfe dem Logenwesen gemacht worden, welche vielleicht etwas mehr Grund, als die erwähnten, haben dürften. Einer davon ist derselbe, nur in größerm Umfange, auf den wir selbst angespielt haben; daß es doch noch manche Logen gibt, die durch einzelne ihrer Mitglieder die Maurerei theils verächtlich, theils lächerlich machen und dadurch zu dem Schlusse berechtigen: daß an einer Sache, welche solche Glieder bei der Arbeit anstellt, unmöglich etwas seyn könne. Ferner hört man hier und da wohl mit Recht behaupten, daß der Logen Zweck doch wohl ein anderer und besserer seyn solle, als beständige Vergnügungen, welche die Brüder in ihren Localen und Gärten, selbst oft in Verein mit Nichtmaurern, deren Weibern und Kindern feiern. Endlich hat man in den letztern Zeiten selbst Männer, welche Maurer sind, auftreten und ausführliche Werke schreiben sehen, die beweisen sollen, daß die Maurerei sich überlebt habe und es jetzt gerade Zeitbedürfniß sey, ihr bald eine andre Gestalt zu geben, bald sie ganz aufzulösen. Gleichen Vor- und Einwürfen wollen wir noch einige Minuten widmen.

Wohl ist nicht zu leugnen, daß die Brüderschaft, wenn irgend eine menschliche Macht dies vermöchte, offenbar bedeutend gewinnen würde, sobald ihre Zahl vermindert werden und mancher Unwürdige aus ihr entfernt werden könnte; wohl ist es traurig, daß einzelne Logen sich hauptsächlich mit dem Buchstaben ohne dessen Sinn, und mit frivolen Vergnügungen beschäftigen, so daß ihre Logen (die Orte eines stillen, dem Auge der Welt entzognen, geistig und moralisch auf nur ihnen eigne Weise wirkenden Kreises) die langweiligste Beschäftigung von der Welt geben, während ihre Klubs von dem Geräusche der niedern Freuden des Lebens ertönen. Aber, dem Genius der Maurerei sey es Dank! es ist nicht überall, es ist selbst selten so, und kräftig wird gerade in unsrer Zeit nach dem Bessern von den meisten gestrebt. Vielleicht würde, damit das Logenwesen sich überall seiner einzigen und wahren Bestimmung: der Uebung der Freimaurerei, würdig zeige, es wohlthun, die folgenden Puncte sich zum unverbrüchlichsten Gesetz zu machen und auf die Haltung derselben mit größter Strenge zu achten:

1) Nur solche Männer aufzunehmen, welche nicht bloß einen entschieden guten Ruf, sondern auch so viel geistige Bildung und Wärme des Gemüths besitzen, um sich für reinmenschliche Bestrebungen interessiren zu können und deshalb die Prüfungszeit zu verlängern und sorgfältiger zu modificiren.

2) Die gesellige Uebung der Freimaurerei als ein darzustellendes Kunstwerk zu behandeln und auszuführen. Dies ist eine Aufgabe, die allerdings nicht leicht zu erfüllen, aber gerade um desto unerläßlicher ist, wenn die bessern und gebildetern Brüder an dem Logenhalten Geschmack finden sollen.

3) Die Tafellogen durch geistige, besonders den Schönheitssinn anregende Unterhaltungen zu beleben und zu veredeln.

4) Da, wo Logen eigne Besitzthümer haben und diese mehr oder weniger zum geselligen Genuß der Nichtmaurer hergeben (welches wir an und für sich betrachtet gar nicht tadeln, sondern was, wenn es nur richtig behandelt wird, den unverkennbarsten Einfluß auf den guten, gebildeten, freundlichen Ton und Anstand in dem Logenorte ausüben kann) doch diese Vergnügungen streng von den Logenarbeiten nicht nur, wie es sich so versteht, im Raum, sondern auch in der Zeit zu trennen.

Wird nur recht tüchtig auf den ersten Punct gehalten, so werden die andern leicht Platz gewinnen und die unbrauchbaren, für die echte Maurerei keinen Sinn habenden Glieder sich bald still von dem Körper absondern, der ihrem egoistischen und materiellen Verlangen dann nicht ferner zusagen kann. — Zu diesen festzustellenden Grundregeln bedürfte es eigentlich nur eines kräftigen Impulses von oben, durch die Großlogen, und zu wünschen wäre es wahrlich, daß sich diese dazu entschlössen, aber auch untersuchen, an Ort und Stelle untersuchen ließen, ob ihren Verfügungen nachgekommen würde. Was nun aber den letzten Antrag betrifft, den Mitglieder des Ordens selbst gemacht haben: diesem eine andere Gestalt zu geben, oder auch einen neuen und schönern aus der Asche des, wie sie vermeinen, abgelebten emporsteigen zu lassen; so gibt es eigentlich nur zwei dergleichen, in neuester Zeit geschehene Vorschläge, welche die Aufmerksamkeit, wenn nicht verdienen, doch auf sich ziehen. Der eine davon ist: die Freimaurerei solle ihre zeitherige Form aufgeben und eine Stütze, Beförderin der evangelischen Kirche werden. Ihre Tendenz sey das Christenthum, und nur in diesem könnte die Maurerei sich selbst finden. Die dazu hergenommnen Gründe sind aber theils so mysteriös, theils geradezu so verworren, daß man Ursache hat, an der Klarheit der Denkkraft des neuen Propheten zu zweifeln; weshalb es überflüssig seyn würde, nur ein Wort zur Widerlegung zu verlieren. Der andre hat den Schein mehr für sich, um so mehr, da das hierzu herausgegebne Werk, welches die Maurer auffodert, ihren Bund zu einen Menschheitsbund umzugestalten, außer dieser fixen Idee des Verfassers und einem Purismus, der es zur Hälfte ungenießbar macht, von gründlicher Kenntniß der Geschichte der Freimaurerbrüderschaft und von nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit überhaupt erfüllt und in diesem Bezug sehr lesens-, ja studirenswerth ist. Allein wenn wir nur daraus anführen, daß sich diesem Bunde Mütter, Töchter, Frauen, Kinder zugesellen sollen, wo soll, fragen wir, da die Grenze seyn? Und zu was würde dies in dieser sublunarischen Welt führen? — Dergleichen Reformationsprojecte gehen gewöhnlich von gewesenen Maurern aus, die sich vom Orden, oder vielmehr dieser von ihnen, getrennt haben. Der Wunsch, sich bemerkbar in der Welt zu machen, etwas Außerordentliches

darzustellen, von der Mitwelt angestaunt, von der Nachwelt verehrt zu werden, bringt von Zeit zu Zeit Menschen auf sonderbare und schiefe Einfälle, und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die demselben natürlich vorangeht, trägt das ihrige auch dazu bei, die Hand möglichst schnell an die Feder zu legen. Aber hierbei, d. i. bei einem Buche, oder etlichen Bänden bleibt es; denn der Jünger sind nur wenige, und wenn auch die große Anzahl gebildeter und denkender Freimaurer erkennt, daß dem Bunde noch manche wesentliche Verbesserung nöthig thut, so weiß sie doch auch eben so klar und fühlt unerschütterlich, daß diese nicht im Umsturz so vieles geordneten Guten und Trefflichen bestehen könne, und daß dem stillen und rastlosen Mühen fleißiger und uneigennütziger Brüder mehr wirklich dafür Vortheilhaftes gelingt, als dem Oeffentlichen und Geräuschvollen etlicher Malcontenten.

Zuletzt giebt es noch Schriftsteller, die, als Nichtmaurer, es sich zum Vergnügen machen, entweder gelegentlich nebenbei, oder gerade unmittelbar darauf losgehend, der Maurerverbindung viel Schlimmes und Bedenkliches nachzusagen und aufzubürden. Diese thun vor allem, als wenn das Wohl der Menschheit ihnen außerordentlich am Herzen läge, und warnen hierauf gegen, oder verleumden geradezu die Freimaurerei. Manchem davon kann es damit Ernst seyn; allein dann wäre es seine Pflicht, sich erst gründlich zu unterrichten, ehe er ins Blaue hinein aburtheilte. Die meisten hingegen wurden dazu durch mehr oder minder unlöbliche Absichten veranlaßt. Einer wollte seine vielseitigen Ansichten und tiefen Kenntnisse auch durch Beleuchtung dieser geheimen Gesellschaft glänzen lassen; der Andere glaubte an einem Maurer eine Beleidigung auf diese Art am empfindlichsten zu rächen; der Dritte war vom Bunde selbst zurückgewiesen worden, oder ahnete, daß ihm so geschehen könne; der Vierte konnte die Maurer sans raison nicht leiden u. s. w. Alle aber wollten — Geld verdienen! So ist es denn, glauben wir, dahin gekommen, daß ein Institut, welches nur allein durch die Menge von Wohlthaten, die es ausübt, seit einem Jahrhunderte gewiß jährlich Tausende von Armen und Hülfsbedürftigen in allen Erdtheilen unterstützt, das seinen ruhig bescheidnen Gang, ohne irgend Jemand zu beeinträchtigen, fortgeschritten, und das in moralischer Hinsicht, besonders bei jungen, in die Welt erst eintretenden Leuten unschätzbaren Nutzen gestiftet hat, auf mannichfache Weise verlästert worden ist. Es ist eine menschliche Anstalt, es hat also auch die Gebrechen der Menschheit, d. i. Unvollkommenheit, an und in sich. Daß es aber demungeachtet ein ganz ungefährliches, höchst achtbares Institut sey, dies meinen wir hier, unparteiisch und ruhig, durch so lautre Zeugnisse bestätigt zu haben, daß sie kein Zeitungsschreiber oder Schriftsteller wird je widerlegen können.

120.

---

## Wie Hannibal sich den Weg durch die Alpen bahnte.

Hannibal ging, nach der Ansicht der meisten Neuern, über den kleinen Bernhard durch das Iserethal. Die furchtbaren Massen, welche seinem Heere, seinen Elephanten oft den Weg gänzlich versperrten, räumte er bei Seite, indem er dieselben mit Essig sprengte. So erzählen einige der Alten. Aber glauben kann man es ihnen nicht. Man weiß nicht, woher der dazu nöthige Essig und die Zeit hätte herkommen sollen, damit Eismassen und Felsen zu zertrümmern. Auf der andern Seite liegt doch solchen Nachrichten immer etwas zu Grunde. Und vielleicht ist die Vermuthung willkommen, die Bakewell in seinen Reisen durch die savoischen Alpen darüber mittheilt. Er hat den ganzen Weg durchs Iserethal gemacht. „Die Ansicht derselben," sagt er, „läßt mich glauben, daß die Unwissenheit der Geschichtschreiber hier eine Thatsache entstellt hat. An vielen Orten hängen große Felsenmassen über das Thal herab. Auf jeder Seite schlängelt sich ein Pfad hin. Wie leicht konnte ihn ein Felsenstück gänzlich versperrt haben! In solchen Fällen würde uns ein halb Pfund Schießpulver Platz schaffen. Zwei Stunden thäten da mehr, als die Arbeit vieler Tage. Wie aber hätte Hannibal wohl zu Werke gehen müssen? Vielleicht kannte er die Wirkung der Dämpfe. Ließ er so ein Stück Kalkfelsen anbohren, mit Essig anfüllen und zustopfen, um dann durch die Hitze eines darauf angezündeten Feuers den Essig in Dunstgestalt zu bringen, so hatte er die Wirkung, die wir mit Schießpulver erzielen. Eine so in Dunst verwandelte Drachme Wasser vermag eine Masse Eisen zu sprengen, die einem Zweiunddreißigpfünder gleich kommt. Wie leicht konnte Hannibal als kluger Kopf die Gewalt der Dämpfe kennen gelernt haben. Warum er Weinessig nahm, nicht Wasser? vielleicht hatte er sie daran zuerst beobachtet. Vielleicht nahm er auf die zerstörende Kraft derselben in Bezug auf diese Kalkfelsen Rücksicht." — Bakewells Ansicht scheint nicht übel. Die Geschichtschreiber erzählten später die Sache, das Wie hatten sie überhört. (Man vergl. Liv. XXI, 28.)

---

## Miscellen.

In England werden jetzt zur Unterstützung der Volksschulen bei allen Pfarrkirchen Sammlungen veranstaltet. Der König hat deshalb ein besonderes Ausschreiben erlassen.

Belzoni konnte seine Reise nach Tombuktu nicht fortsetzen. Er schrieb unterm 20. Juni aus Gibraltar, daß er unerwartete Hindernisse gefunden habe, bei Eingang dieses Briefes werde er aber schon den Weg nach Afrikas Innern zum dritten Male angetreten haben, und südlicher gekommen seyn als früher.

Um Fische zu Lande frisch und wohlschmeckend zu erhalten, soll man nur das Eingeweide herausnehmen und sie mit gepulverter Kohle im Innern ausstreuen.

In Paris war vor einiger Zeit einer der größten Gedächtniß-Künstler, Come. Von 15,000 Versen des Racine ließ er sich entweder den Anfang des Verses sagen, um dann die Nummer des Verses in dem Stücke anzuzeigen, wo er steht, oder man sagte ihm die Nummer des Verses und er recitirte nun den Text. Er hält vielleicht noch jetzt Vorlesungen, in welche der Zutritt 50 und 100 Franken kostet, um sein Geheimniß darin mitzutheilen. Indessen dürfte er in Verbreitung der Mnemonik nicht glücklicher seyn als manche Andre.

Paris zählt jetzt nach officiellen Angaben 712,000 Einwohner, wovon gegen 500,000 das linke und die übrigen das rechte Seineufer bewohnen, 170,000 sind unverheirathet, wobei noch 47,119 Wittwen nicht mitgerechnet sind. Die Stadt wird von 5035 Laternen erleuchtet.

In Bristol, erzählt ein dortiges Blatt, leben mehr als 8000 Kinder blos vom Diebstahl und auf der offenen Straße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 226.

1. October 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 2. Rheinblüthen.

Das vorige Jahr, — wir meinen nach gewöhnlicher Zeitrechnung, nicht nach der Almanachsära — welches uns so reiche und schöne Rheinfrüchte gebracht hat, ist den Rheinblüthen ungünstig gewesen. Sie blieben aus und erscheinen nun ein Jahr später, immer noch als Blüthen. Oder ob eine Politik hinter dieser Verspätigung und Unterbrechung versteckt liegt? — Die Rheinblüthen haben eine Novelle von Ludwig Tieck, eine Blüthe, werth des Rheines, wenn auch von der Elbe kommend, und diese Novelle ist wohl die einzige Gabe, welche die Almanachsliteratur von 1824 von dem Trefflichen aufzuweisen hat. Denn eine niederdrückende Krankheit hat den vorigen harten Winter lange auf ihm gelastet und die heitere Thätigkeit seines Geistes gehemmt; was er aber im vorletzten Winter unsern deutschen Almanachen gespendet hat, ist im vorigen Jahre aufgezehrt; und da kommen denn die Rheinblüthen mit ihrer ein Jahr lang zurückgelegten Gabe sehr willkommen hinterdrein. Die Novelle führt den Titel: Musikalische Leiden und Freuden und schließt sich, ihrer Tendenz und Gestaltung nach, an die in andern Almanachen des vorigen und vorletzten Jahres abgedruckten Erzählungen, die Verlobung und die Gemälde, an. Nur möchte die letztere, als Erzählung, den Vorzug verdienen durch reichere Ausstattung und kunstvollere Verarbeitung des Stoffs. Tieck hat in diesen Novellen seine Ansichten über eine Kunst oder eine Geistesrichtung der Zeit, nicht ohne Gegenüberstellung der widersprechenden Meinungen, dargelegt. Diese didaktische und polemische Tendenz ist in keiner der drei genannten Novellen zu verkennen, obgleich sie auf das geschickteste mit dem zum Kleide dienenden Stoff der Erzählung, mit den Begebenheiten und Charakteren, vereinigt erscheint, und obgleich Tieck mit feiner und sicherer Mäßigung die ihm entgegenstehenden Ansichten keinesweges nur in das Lächerliche und Uebertriebene gezogen hat, sondern den Konflikt mit Unpartheilichkeit und Höflichkeit darstellt, so daß nach beiden Seiten hin das Zuviel und das Zuwenig sichtbar wird, und das in der Mitte liegende Wahre und Rechte oft nur durch die beiden Extreme angedeutet und nicht diktatorisch ausgesprochen wird. Diese Aufgabe ist so leicht nicht, wie ihre Lösung in den Tieckschen Novellen uns könnte glauben machen; eine weniger geschickte Hand, und dergleichen Hände arbeiten viel für Almanache, würde den didaktischen und polemischen Stoff entweder zu sehr oder zu wenig mit der erzählenden Form verarbeiten und in beiden Fällen den doppelten Zweck der Arbeit verfehlen. Leichter und nicht minder schicklich für den Stoff der drei Novellen, von denen wir reden, wäre die Form des Dialogs, welche ja auch dramatisches Leben und scenische Einfassung erlaubt, ja fordert, wenn wir nicht einen Redner, der zu einer ja und nein sagenden Maschine spricht, wie etwa in den Ciceronianischen Dialogen, lieber hören als eine gesellige Unterhaltung zwischen charakterisirten Personen. Aber Tieck weiß wohl, daß Viele aus dem Publicum, welches Almanache liest, Dialoge über die Malerei, die Religiosität und die Musik überschlagen, Novellen aber nicht. Er fügt sich dem Geschmack der Menge, ohne deswegen die Leser, welche Dialoge eben so gern lesen als Novellen, wenn beide von Tieck herrühren, durch diese Nachgiebigkeit in ihrem Genusse zu beeinträchtigen. Es bildet ja auch der Dialog, wie nothwendig, den Kern dieser Novellen, und ein buntes, lebendiges und geistreiches Tischgespräch gibt auch in der vorliegenden Erzählung Veranlassung und Raum, die verschiedenartigsten Ansichten und Meinungen über musikalische Composition und Aufführung darzulegen.

Die Musik ist diejenige von allen schönen Künsten, welche noch am innigsten und unzertrennlichsten mit unserm Leben verwachsen ist: Tanz und Gesang sind ihrer Natur nach populair; Kirche und Theater geben Musik; die Märkte und Straßen rauschen von kriegerischen Tönen; dazu kömmt der in keiner Kunst so weit verbreitete Dilettantismus, welcher die Musik zu einem Elemente in dem geselligen Leben der hohen und niedern Stände gemacht hat. Wie sollte es da anders seyn, als daß die Menge, die sich in andern Künsten auf den Genuß beschränkt, oder selbst auf diesen Verzicht leistet, in der Musik Meinungen und Urtheile zu Tage bringt? Die Theatermusik und ihre Sänger und Sängerinnen fordern zur Bezeigung von Beifall oder Miß-

fallen auf, in geselligen Zirkeln erfordert es der gute Ton, den Sängern und Spielern, besonders denen des schönen Geschlechts, etwas mehr zu sagen, als; *schön!* oder *gut!* und zu Hause hat alsdann Neid und Mißgunst etwas zu bekritteln und zu bespötteln. Eine Kunst, die nicht blos durch ihre Ausübung, sondern auch in dem Bereiche der Beurtheilung so *allgemein* verbreitet ist, fordert mit gutem Anspruche dazu auf, Ansichten und Meinungen über sie in einer Form darzulegen, welche der allgemeinen Verbreitung günstig sey; und schon darum müssen wir dem geistreichen Verfasser der *Musikalischen Leiden und Freuden* für seine Novelle Dank wissen. Mögen recht Viele sie lesen und verstehn, sich an ihr ergötzen und aus ihr lernen! Mögen aber auch Componisten und Virtuosen die Worte eines Laien über ihre Kunst nicht vornehm von sich abweisen: seine Urtheile und Ansichten sind um so reiner und gesunder, weil er nicht in dem verführerischen Mittreiben der Kunst, als Künstler, befangen ist.

Die *Musikalischen Leiden und Freuden* sind reich ausgestattet mit originellen Charakteren, die sich namentlich in dem schon erwähnten Tischgespräch auf das launigste aussprechen. Weniger genügend wird die eigentliche *Geschichte* dem verwöhnten Almanachsleser seyn, der auf 100 Duodezseiten Schuld, Buße, Lust, Liebe, Leid, Mord, Blutschuld und wer weiß was noch mehr zusammengehäuft zu verschlingen liebt. Einem so unmäßigen Geschmack will *Tieck* keine Nahrung geben. Unter den Charakteren ist der *Laie* die bescheidene Verkappung des Schreibers der *Novelle*; der hohle *Enthusiast* ist treffend nach dem Leben gezeichnet, das nicht arm an Originalen von dieser Gattung ist; der alte italienische Sänger in seinem halben Wahnsinn ist der Repräsentant des Extrems der durch eitle Virtuosität verdorbenen Kunstschule; und neben ihm stehn als mäßigende Uebergänge der *Baron* mit seiner Tochter, und der *Enthusiast* gehört zu allen Parteien oder zu keiner. Die andre Seite hat den *Laien* zum Hauptsprecher, und ihn unterstützen der alte Künstler *Hortensio* und die reinen Naturtöne seiner schönen Tochter, und diese ziehen wieder den jungen schwärmerischen Grafen mit Allgewalt in diesen Kreis, der seinen Triumph in der Aufführung der neuen Oper eines fremden Kapellmeisters feiert. Statt einer Inhaltsanzeige, die nur bei *Novellen* anwendbar ist, die nichts als *Inhalt* haben, geben wir einige Stellen aus den Gesprächen der Künstler und Kunstfreunde. Hören wir zuerst etwas von den *Musikalischen Leiden und Freuden* des jungen schwärmerischen *Grafen*! „Von frühester Jugend war meine Freude an Musik,“ so beginnt seine Erzählung, „mein Trieb zu ihr überreizt zu nennen, auch machte er meinen Eltern und Erziehern genug zu schaffen. Ich wollte in meiner Jugend nichts anders lernen und verwünschte oft meinen Stand, der mich hinderte, ein ausübender Künstler zu werden. Wo nur ein Ton erklang, wo nur Gesang tönte, da war ich gleich mit ganzer Seele und vergaß alle meine Geschäfte. Mein Vater, ein ernster, heftiger Mann, zürnte über meinen Enthusiasmus, der allen seinen Absichten feindlich zu werden drohte. Da ich auch zu leidenschaftlich war, und im jugendlichen Enthusiasmus wähnte, ich könnte meine Kunst nicht fanatisch genug vertheidigen, so verletzte und kränkte ich oft meinen Vater auf ungeziemende Weise, und dieser Kampf, Reue und Zerknirschung über meine Hitze, Verstimmung gegen die Welt und mich, dies traurige, zerrissene Wesen verdarb mir völlig die Heiterkeit meiner Jugend, denn der gewaltsam errungene Genuß meiner Kunst war doch nicht im Stande mir alles das zu ersetzen, was ich einbüßen mußte. Ja, sey es nun, daß meine Erwartungen zu hoch gespannt waren, daß meine Ahnung für das Höchste zu sehr meine Forderungen stimmte, so wurden mir auch die Werke der Kunst selbst, so gut wie ihr Vortrag, oft allzusehr verkümmert. Denn ich glaubte nicht selten wahrzunehmen, daß man so vieles in die Musik aufgenommen habe, was dieser Kunst ganz fremd bleiben müsse, daß sie meistentheils zu sehr zum Zeitvertreibe herabgesunken sey, daß sie um unwürdige Effekte buhle, und daß die wenigsten Sänger nur wissen, was Vortrag und Gefühl sey. Eine tiefe Schwermuth konnte sich meiner bemeistern, daß fast nirgend in der Welt die Stimmung angetroffen werde, die ich für nothwendig hielt, wenn diese hohe Kunst ihr Element finden sollte. Ich mußte denn endlich meinem Vater doch nachgeben und an den Geschäften Theil nehmen. Die Arbeit wurde mir leichter, als ich mir vorgestellt hatte, und mein Vater, der mich wegen meiner Kunstliebe für fast blödsinnig gehalten hatte, war so mit mir zufrieden, daß seine ehemalige Zärtlichkeit gegen mich erwachte. Nach einigen Jahren ward ich in diplomatischen bedeutenden Geschäften an einen großen Hof gesendet. Seit lange hatte ich die neuen Sänger und Sängerinnen beobachtet, und war fast mit allen unzufrieden. Wenn die Stimme das Gefühl, den Enthusiasmus der Leidenschaft ausdrücken soll, so muß sie sich großartig erheben, mächtig anschwellen, und die Höhe nur deswegen suchen, um die stärkste Lichtregion und Kraft zu gewinnen. In dieser Gegend ist es, wo Componist und Sänger das Uebermenschliche der Liebe, der Klage, der Andacht und jeder Regung der Seele ausdrücken können; und doch fand ich fast immer, daß der Wohllaut, die Wollust dieser Klänge nur gebraucht wurden, um eine kleine Künstlichkeit, eine Art Springerei anzubringen, eine Virtuosität, die wohl ganz nahe an die der Seiltänzer grenzt, und von der echten Kunst ganz ausgeschlossen seyn sollte. Noch schlimmer fast erschienen mir diejenigen, welche nach einer ziemlich verbreiteten neuen Manier den Ausdruck anbringen wollten. Kein Crescendo, kein Portament der Stimme, sondern ein plötzlicher Aufschrei, wie ein Angst- oder Hülferuf, dann ein eben so plötzliches Verhauchen, ein unmotivirtes Sinkenlassen der Stimme, ein dumpfer Seufzer statt des Tons, und so fort in diesem schroffen eckigen Wechsel, so daß ich jetzt nichts hörte, und jetzt wieder von grellen Tönen erschreckt wurde,

ein Unfug, den oft ein ganzes Publicum bewunderte, und der mir noch jenseits allen Anfangs der Schule zu liegen schien, oder nur virlnichr wie der rohe unmusikalische Gegensatz alles Gesanges vorkam. Von dem neuesten Geschmack der Opern will ich schweigen" — und hier halten auch wir inne, um nicht von Einem zu viel zu verrathen. Einige Urtheile über berühmte Componisten aus dem Munde des Laien mögen noch folgen. Von Beethoven heißt es S. 265, nachdem der Kapellmeister darüber geklagt hat, daß die jetzigen Componisten kaum noch ein Lied setzen könnten, ohne jede Strophe neu zu componiren, gewaltsam zu accentuiren, abzubrechen, in gesuchte und fernliegende Tonarten überzugehen, um jede Empfindung mit starken Schlagschatten hinzumalen, als wenn es dem Sänger nicht müßte überlassen bleiben, auch im wiederkehrend Einfachen eine leise Variation anzubringen rc.: „Aus demselben Unglauben fürchtet auch mancher geniale Musiker, wie Beethoven, nicht neue Gedanken genug anbringen zu können, deßhalb läßt er selten einen zu unsrer Freude ruhig auswachsen, sondern reißt uns, ehe wir kaum den ersten vernommen, schon zum zweiten und dritten hin, und zerstört so, wie oft, selbst seine schönsten Wirkungen. Sehn wir sogar auf die Götheschen Lieder, die er gesetzt: welche Unruhe, welche scharfe Declamation, welches Ueberspringen! aber die Reichardschen Melodien zu diesen herrlichen Gesängen haben sich mir so eingewohnt, daß ich mir die meisten dieser Gedichte, vorzüglich die frühern, nicht anders denken und singen kann."

Ueber den divino maestro Rossini läßt sich der Kapellmeister folgendermaßen vernehmen, S. 267:

„Man kann dem Rossini gern Talent und Melodie zugestehn, wenn der Lobpreisende auch uns zugibt, daß ihm in seiner Eile alles das abgehe, was den Componisten erst zu einen dramatischen macht. Regellos, willkürlich ist er durchaus, und achtet weder Zusammenhang, noch Charakter, ja ich fürchte, in diesem leichten und wilden Spiel bestehe sein Talent, so wie das mancher dramatischen Schriftsteller; und ihn zwingen wollen, consequent zu seyn, dem Charakter und Inhalt gemäß zu componiren, hieße nur ihm das Componiren selbst untersagen.

Sein schneller Ruhm, sagte der Laie, ist wohl nur entstanden, weil eben der echte Sinn für Musik unterzugehen droht. Denn wie kann man sich doch nur mit diesem völligen Mangel an Styl vertragen, der allen seinen Melodien einen so niedrigen, geringen Charakter ausdrückt? Seine Singstücke sind großentheils sangbar, ja recht bequem für unsre jetzigen Sänger geschrieben, aber sehr häufig setzt er auch nur, so vielen Andern ähnlich, wie für Instrumente, und wenn sein Beifall noch lange währt, so wird er auch noch dazu beitragen, die Sänger völlig zu verderben, ja auch wohl den guten und edeln Vortrag der Instrumente, weil er Alles so kleinlich und geringe behandelt."

Indem wir hiermit die Anzeige der Tieckschen Novelle schließen, fällt es uns schwer aufs Herz, daß wir über das Hinterste des Almanachs das Vorderste vergessen haben, und vornämlich ein Titelkupfer mit dem Bilde einer Königin, drei Kupfer zu Pestalozzis Lienhard und Gertrud und zwei nette Landschaftsbildchen. Die vorletzte Königin von Schweden, unter deren Aegide der dritte Jahrgang der Rheinblüthen erscheint, regiert beifallswürdig auf dem Titelblatte.

Der Almanach hat auch noch eine Novelle aufzuweisen, die Ueberraschung, welche aber aus so alltäglichen Verhältnissen und Menschengebilden lose und skizzenhaft zusammengewürfelt ist, daß man fast überrascht wird, wenn man sie nach der Tieckschen liest, darum steht sie wohl vor derselben gedruckt. Sie ist von Aloys Schreiber, und das ist für manche Leser, z. B. für den Recensenten selbst, eine zweite Ueberraschung; denn er hätte viel mehr von diesem Schriftsteller erwartet.

Das Mährchen von Raupach, die Wanderung, hat theilweise den Mährchenton nicht übel getroffen, namentlich in der Schilderung der Reiche, des Regenbogens, des Blüthenwalds und des Sonnenglanzes. Aber die Allegorie, welche das Mährchen durchzieht, blickt oft zu wenig, oft wieder zu sehr durch die abenteuerliche Gestaltung hindurch, und störend ist es in dem Tone des Ganzen, wenn der Klang, als solcher, und ohne personificirt zu werden, wie die übrigen Ideen und Begriffe, zn einem Geliebten der Ruthna, die Gestalt und Persönlichkeit hat, gemacht wird.

Bührlen hat einzelne, mitunter neue und geistreiche Bemerkungen in Fliegenden Blättern mitgetheilt. Ein Paar, die wir eben aufhaschen, zur Probe:

„Vorurtheile sind meistens Nachurtheile, Urtheile auf falsche Autoritäten hin.

„Die Neigung zum Neuen gründet sich darauf, daß die Phantasie früher mit der Gegenwart fertig wird als Verstand, Vernunft und Gewissen.

„Der Aberglaube gleicht einem Lande voller Wildnisse und Sümpfe, voller Dünste und Nebel, mit Unthieren und Irrwischen bevölkert, das auf den Anbau durch Geschichte und Naturkunde wartet."

Von den Beiträgen in gebundener Rede sind nur die von L. Robert der Erwähnung werth. Sie bestehn in einem Fragment aus einer Geschichte des Kaisers Julianus Apostata, und aus kleinern, größtentheils epigrammatischen Gedichten, unter dem Titel: Gaben der flüchtigen Muse. Das Fragment behandelt eine legendenartige Erzählung in gutem, schlichtem und derbem Tone, welcher an Hans Sachs oder an Göthe's Nachbildungen der Manier des alten Meistersängers erinnert. Daß also auch Julians Charakter in diesem Sinn der alten Legende aufgefaßt ist, versteht sich von selbst und wird Keinen beleidi-

Digitized by Google

gen, der die Geschichte desselben aus einem andern Standpuncte in günstigerm Lichte zu betrachten gewohnt ist.

Die Gaben der flüchtigen Muse haben uns durch manchen glücklichen Einfall in glücklicher Form ergötzt. Der Spott des Dichters geht namentlich auf uns Recensenten los; da er uns aber in die ehrenvolle Gesellschaft von Diplomaten gebracht hat, so lassen wir uns das gern gefallen und schreiben sogar einige von diesen Versündigungen gegen uns nach. Den Diplomaten gehört der Vorrang.

Politik hat ja die Welt gesehn,
Politik wird also Spaß verstehn,
Ernst nicht lassen sich zu Herzen gehn.
Auch ist sie gewöhnt, sich zu bequemen,
Ernst als Spaß und Spaß als Ernst zu nehmen,
Ohne je zu schämen sich, zu grämen.

Nimmer dürfen Diplomaten,
Und dann gar nicht sich verrathen,
Wenn sie ganz und gar nichts thaten.

Heut aristokratisch,
Morgen demokratisch,
Das ist diplomatisch.

Den verborgnen Feind erkennen,
Ist die Kunst der Diplomaten.
Soll ich euch den größten nennen,
Den geheimsten euch verrathen?
Dieser Feind ist eine Dame,
Und Geschichte ist ihr Name.

Diese allerwelts Gesandtin,
Die doch nirgends angestellt,
Diese leibliche Infantin
Aller Länder dieser Welt,
Die sie ohne Rast beständig,
Gleich dem Landmann, eigenhändig,
Anbaut wie ihr Ackerfeld —
Diese hohe Königin,
Diese schlichte Bäuerin
Streut in das, was Diplomaten
Nennen ihre guten Saaten,
Unkraut, nämlich große Thaten.

Bravo, flüchtige Muse — Und nun, Gesicht in die Höhe, Recensent!

Was die Begeistrung flammend heiß
Im glücklichsten Moment erdacht,
Und was mit jahrelangem Fleiß
Die Ueberlegung nun vollbracht;
Darob kann gleich ein Journalist,
Der für das Gleich besoldet ist,
So zwischen Schlaf und zwischen Wachen
Ein Dutzend Recensionen machen; —

und hiermit schließen wir eins.

58.

---

## Sonderlinge.

Große Männer sind nicht immer ohne große Schwächen. Je größer der Mann, desto größer erscheinen dann die letzteren! Hier einige solche Züge. Unter dem Regenten von Orleans fand ein Abt, d'Entragues, seine Freude daran, sich als Frauenzimmer zu kleiden, zu nähen und zu sticken. — Karl V. hatte eine Menge Uhren, die er aufzog und stellte, um sie zum gleichförmigen Gehen zu bringen, was ihm so wenig gelang wie mit seinen Unterthanen. Colbert, der berühmte Minister, arbeitete in seinem Cabinette nie, ohne daß eine Anzahl junger Katzen um ihn herum spielte. Der große Dichter Crebillon hielt dagegen eine Menge Hunde, die lateinische und griechische Namen hatten. Er befand sich nie besser, als wenn ihn so fein Perikles, Alcibiades, Mucius Scävola, Trajan u. s. f. umgaben. Daß mitten in einer Scene, die er schrieb, sich Marius und Sylla die Zähne wiesen, Pompejus und Cäsar in Klagen ausbrachen, Vitellius laut schnarchte, hatte nichts zu bedeuten. — Mezerai, der Geschichtschreiber, ließ an hellem Tage die Fenster verschließen und arbeitete beim Kerzenschein. Kam ein nicht abzuweisender Besuch, so leuchtete er ihm beim Abschiede mit dem Lichte häufig die Treppe hinunter. — Der Schriftsteller Retiv de la Bretonne hatte an keinem Mädchen oder Weibe Gefallen, wenn sie Schuhe ohne hohe Absätze hatte. — Solcher Züge ließen sich gewiß noch viele aufzählen. Manche kommen alle Tage vor, man achtet nur nicht darauf. So glaubt mancher Schauspieler ein Fleck zu seyn, weil er — Heldenrollen spielt; mancher Jüngling an Göthe und Schiller zu reichen, weil er — in einen Almanach ein Liedchen schickte, und was dergleichen — Sonderbarkeiten mehr sind.

---

## Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint (ohne die Beilagen) täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle, und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf, nach Billigkeit, in einem Umkreise von 50—60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an die unterzeichnete Verlagshandlung, die die Verantwortlichkeit der Redaction übernimmt, adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und halbjährlich berechnet.

---

Um den Ankauf der ältern Jahrgänge dieses Blattes zu erleichtern, sind die ersten drei Jahrg. oder sechs Bände des Lit. Wochenbl. (d. J. 1818, 19, 20) zusammen für 12 Thlr. und die Jahrg. 1821, 22 des Lit. Conversationsbl. auf 10 Thlr. herabgesetzt. (Beide Folgen, „Wochenblatt“ und „Conversationsblatt“ zusammen genommen, werden für 20 Thlr. erlassen.)

Leipzig den 1. October.

Verlagshandlung von F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 227.

2. October 1823.


## Gebräuche und Gewohnheiten bei dem Tode eines Papstes und der Wahl eines neuen.

Der Tod eines Papstes ist ein Ereigniß, das eine Menge eigenthümlicher Gebräuche veranlaßt, die nichts weniger als allgemein bekannt und doch nicht ohne Interesse sind. Kaum hat ein Papst den letzten Athemzug gethan, und seine Neffen, Verwandten, Bedienten denken nun auf nichts, als alle Geräthe, alles, was nur im Palaste beweglich ist, in der größten Eile daraus fortzuschaffen. Diese Plünderung wird oft mit einer Unverschämtheit oder bis zu einem solchen Grade getrieben, daß der Leichnam des Verschiedenen, wenn die Beamten der apostolischen Kammer kamen, oft auf einem Häuschen Stroh lag, neben dem ein hölzerner Leuchter mit einem Stümpschen Wachslicht stand. Inzwischen kommt der Cardinal Kämmerling mit den Secretairen der apostolischen Kammer, um das Protocoll über die Identität des Leichnams und das Abscheiden des Papstes aufzunehmen. Zu dem Zwecke ruft er den letztern dreimal beim Taufnamen. Das Schweigen darauf, der Mangel an einem Lebenszeichen beweist ihm den Tod. Kaum ist das Protocoll aufgesetzt, so muß ihm der päpstliche Kammerdiener den Fischerring des Papstes geben. Mit ihm pflegte dieser zu siegeln, sobald Breves mit rothem Wachse auszufertigen waren. St. Petrus mit der Angelruthe zeigt sich auf der großen, starken Fläche des massiv goldnen Ringes. Der Kämmerling zerbricht ihn und gibt jedem Ceremonienmeister ein Stück. Inzwischen kommen der Datarius (der Beamte, welcher im Namen des Papstes die kleinern Bullen und Breves, z. B. Dispensationen, ausfertigt) und die andern, ein Siegel führenden Secretaire, um das Siegel abzugeben, das nun ebenfalls zerbrochen wird. Uebrigens dürfen dem letztern Akte nur der Auditore della camera, der Schatzmeister und die Secretaire der apostolischen Kammer beiwohnen. — Während dessen sind den fortgeschafften Möbeln und Geräthen auch die Neffen und Verwandten des Papstes gefolgt, die sonst sogleich die Weisung, ihnen zu folgen, erhalten würden. Der Cardinal Kämmerling nimmt im Namen der apostolischen Kammer Besitz vom Palast und läßt ein Verzeichniß über das Mobiliare aufnehmen, eine Mühe, die er sich, wie man oben gesehen hat, recht gut ersparen könnte. Die Pönitentiarien (Bußprediger) und Kapellane des Verstorbenen gehen zugleich ans Werk, den Leichnam zu balsamiren und ihn dann mit seinem ganzen Ornate schmücken zu lassen. Er hat den Kelch in der Hand, die Mitra auf dem Haupte. Der Cardinal Kämmerling trägt gleich dafür Sorge, die Thore der Stadt und der Engelsburg, und wo sonst ein wichtiger Posten ist, besetzen zu lassen. Tag und Nacht müssen die Quartiervorsteher der Stadt Patrouillen gehen lassen, um die Meutereien und Zusammenrottirungen, welche des neu zu wählenden Papstes wegen Statt finden könnten, zu verhüten. Erst nach Vorkehrung dieser Anstalten setzt er sich an die Spitze der Schweizergarde, um den apostolischen Palast zu verlassen, und es ertönt die große Glocke, die nur geläutet wird, um den Tod eines Papstes zu verkünden. Sie gibt das Zeichen, daß nun alle päpstliche Collegien geschlossen sind. Die Dataria oder Kanzlei fertigt keine Bulle mehr aus, der Gerichtshof spricht kein Urtheil mehr. Jeder Beamte ist seines Amtes quitt; nur der Cardinal Kämmerling und Cardinal Großpönitentiarius bleiben in ihrer vollen Würde. Die St. Peterskirche ist zum Beisetzen des Leichnams bestimmt. Dieser wird dahin, starb er nicht im Vatican selbst, auf einem Paradebette gebracht, dem einige Schwadronen Reiter voranziehen. Trompeter eröffnen den Zug. Aber ihre Instrumente schweigen und sind mit gelbviolettenem, halbschwarzem Flor umwunden. Die Pferde der Reiter haben eben solche Satteldecken; die des Vortrabs sind mit Sammtdecken geschmückt, welche von goldnen und silbernen Floren eingefaßt sind. Die Standarde weht jeder Schwadron voraus. Die Pauke wirbelt dumpf. Die Lanze der Reiter ist gesenkt. Ihnen folgen einige berittne Schweizer, halb mit Musketen, halb mit Hellebarden bewaffnet, die ebenfalls mit der Spitze nach unten gerichtet sind. Vier und zwanzig Stallmeister führen eben so viel Zelter mit schwarzen Decken geschmückt, die bis zur Erde reichen. Mehrere Reitknechte gehen zwischen den Zeltern mit brennenden Wachskerzen. Jetzt erscheinen die zwölf Pönitentiarien des heiligen Petrus, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand mitten unter den Schweizergarden, die mit

ihren Hellebarden das Paradebett umgeben. Hinter demselben unmittelbar folgt der erste Stallmeister auf einem schwarzen Pferde ohne Ohren und ohne alles Geschirr, einen leinenen Zügel, eine weißseidne Decke und einen Busch oder eine Feder von Glasperlen und Flittergold ausgenommen. Vier und zwanzig andre Stallknechte führen schwarze Maulesel mit weißen Decken; und an sie schließen sich ein Dutzend andre mit weißen Zeltern, die schwarze Sammtdecken haben. Eine Schwadron Cuirassiere, der Rest der Schweizergarde, und endlich eine Schwadron Carabiniers, mit einigen vergoldeten Kanonen, schließen den Zug. Starb dagegen der Papst im Vatican, so bringt man ihn auf einer geheimen Treppe in die Sixtinische Kapelle, und von da ohne weitere Begleitung in die Peterskirche, als welche die Pönitentiarien, Capellane und andre Geistlichen bilden, die bis an die Pforten folgen. Die Canonici der St. Peterskirche nehmen den Leichnam, unter Absingung der gewöhnlichen Todtenhymnen, in Empfang und bringen ihn in die Dreieinigkeitskapelle, wo er drei Tage auf dem Paradebette bleibt, damit das Volk ihm durch das ihn umgebende Gitter — die Füße küssen kann. Nach Verlauf von dieser Zeit wird der Leichnam noch einmal balsamirt. Man bringt ihn in einen bleiernen Sarg, auf dessen Boden die Cardinäle, welche ihn erwählt hatten, goldne und silberne Münzen legen, welche auf der einen Seite das Bildniß, und auf der andern Seite seine merkwürdigsten Thaten zeigen. Der bleierne Sarg wird in einen zweiten, von Cypressenholz gesetzt, und dieser nun für so lange in einer Capelle beigesetzt, bis ein Mausoläum in der Peterskirche oder in einer andern fertig ist, falls der Verstorbene nicht schon bei seinem Leben darüber verfügt hatte. Wollte er in einer andern, als der Peterskirche begraben werden, so kann dies erst nach Verlauf eines Jahres geschehen und der erstern muß eine große Summe Geld bezahlt werden. Um es dahin zu bringen, daß der Papst als heilig verstorben anzusehen und der Canonisation fähig sey, bedarf es ebenfalls gewisser Aufopferungen. Die großen Ausgaben bei dem allen muß die apostolische Kammer bestreiten. Sonst berechnete man sie auf 150,000 Franken. Jetzt, wo der Werth des Geldes sehr gesunken ist, müssen sie bedeutend höher steigen. Bis zum 9ten Tage wird jeden Morgen ein großes Requiem für die Seelenruhe des Verstorbenen gehalten, und am 9ten Morgen macht eine noch feierlichere Seelenmesse den Beschluß. Ein Cardinalbischof, von vier andern Bischöffen in vollem Ornate und in Gegenwart aller Cardinäle, Prälaten und Beamten des Verstorbenen hält dabei das Amt. Die Beamten entfernen sich, sobald das Requiescat in pace und das dazu gehörige Amen gesungen ist. Von den 200 andern Messen, die am ersten und letzten Tage dieser Ceremonien in allen Kirchen für des Verstorbenen Seele gesungen werden, nimmt Niemand Kenntniß. Mit jenem Requiescat in pace ist das Zeichen gegeben, nun an den neuzuwählenden Papst zu denken. Die Art, wie er gewählt werden soll, ist durch die Gesetze bestimmt, welche Honorius III. bereits im Jahr 1216 entwarf und Gregor X. 1271 noch genauer bestimmte. Das sogenannte Conclave rührt schon vom Honorius III. her. Eilf Tage nach dem Tode des Papstes wird in der Gregorianischen Kapelle eine Heiligegeist-Messe abgehalten, nach welcher in einer langen Predigt ein Prälat die Cardinäle ermahnt, einen des Thrones von St. Peter würdigen Mann zu wählen; und nun begeben sich alle Cardinäle, jeder von einem vornehmen Geistlichen und Weltlichen zu seiner Bedienung bestimmt (Conclavisten) geführt, in das Conclave oder den Wahlsaal. Schwache, oder sehr ausgezeichnete Cardinäle erhalten auch wohl drei solche Begleiter. Gewöhnlich ist das Conclave im Vatican, weil die Größe desselben, seine Menge Säle, Höfe, Springbrunnen u. s. f. den Palast dazu vorzüglich eignet. Indessen hängt die Wahl des Ortes von den Cardinälen selbst ab. Pius VII. ward in Venedig gewählt. Auch der eilfte Tag wird nicht immer beachtet. Es gingen oft Monate hin, ehe St. Peters Stuhl besetzt ward. Bevor es beginnt, wird eine Anzahl Zimmerchen von 22 Fuß Länge und 20 Fuß Breite eingerichtet, die der Menge der Cardinäle entspricht. Jede erhält eine Nummer. Die Nummern werden verloost und nach ihnen die Zellen an die Cardinäle vertheilt. Jeder Cardinal nimmt von der seinigen Besitz. Für seine Begleiter ist eine besondere Abtheilung. Es werden allen in der Paulinischen Kapelle die Bullen vorgelesen, welche die bei der Wahl zu beobachtenden Formen bestimmen. Der Cardinal Dechant ermahnt alle, sich darnach zu benehmen. Jeder geht noch einmal nach Hause und ist nur verbunden, drei Stunden vor Mitternacht in seinem Zimmerchen zu erscheinen. Inzwischen werden alle Zugänge zum Vatican mit Wachen besetzt und Niemand darf darin bleiben, als die fremden Gesandten, die bei der Wahl selbst sehr interessirt sind, bis die Mitternacht sich naht, wo sie ebenfalls weichen müssen. Hat diese Stunde geschlagen, so wird jeder, der nicht zum Bleiben berechtigt ist, wozu, außer den Cardinälen und ihren Conclavisten, noch ein Sacristan und Untersacristan, ein Ober- und Untersecretair, ein Beichtvater aus dem Jesuiterorden, zwei Aerzte, ein Wundarzt, zwei Barbiere, ein Apotheker mit seinen Gehülfen, fünf Ceremonienmeister, ein Maurer, ein Zimmermann und fünf gemeine Arbeitsleute gehören, fortgebracht und das Conclave verschlossen, jeder Zugang mit Wache besetzt. Die Verschließung ist zwar nicht von der Art, daß ein Cardinal, krank geworden, nicht herauskönnte; indessen liegt doch inwendig ein großes Schloß vor, zu dem der Cardinal Kämmerling den Schlüssel hat; eines ist außen angelegt, das nur vom Prinz Savelli, laut eines in seiner Familie vorhandenen Privilegiums, geöffnet werden kann, und das eigentliche Thürschloß darf nur der erste Ceremonienmeister öffnen. Die Speisen werden durch mehrere Drehwerke hineingereicht. Gleich nach dieser Einschließung schreitet man zur Wahl. Die Fähigkeit, gewählt zu werden, ist

Digitized by Google

oft abgeändert worden. Ehemals konnte jeder Cardinal darauf Anspruch machen. In der Regel blieb aber seit langer Zeit jeder ausgeschlossen, der aus einem fürstlichen Hause stammt. Aus diesem Grunde kam schon in ältern Zeiten kein Cardinal aus Venedig, aus Toscana und Siena auf St. Peters Stuhl. Man fürchtete, er könne die Würde in seiner Familie erblich zu machen suchen. In diesem Augenblicke ist diese Bemerkung wegen mancher politischen Verhältnisse, die die jetzige Papstwahl bestimmen konnen, besonders merkwürdig. Die Wahl selbst geschieht entweder durch Inspiration oder Compromis oder Scrutinium. Die letztre (Abstimmung) ist indessen seit langer Zeit die gewöhnlichste. Sie besteht darin, daß die Cardinäle ihre Stimme auf einem Papier in einem Kelche niederlegen, der auf dem Altar der Sixtinischen Capelle steht, worin sie sich versammeln, sobald dazu geschritten wird. Bevor jeder seine Stimme abgibt, legt er einen, neben dem Kelch im Formular liegenden vorgeschriebnen Eid ab. Das Papier enthält acht Abtheilungen, auf der ersten den Namen des Cardinals, die zweite Beinamen und Charakter, die dritte Raum für zwei Abdrücke eines Petschafts, in der vierten stehn die Worte: Eligo summum pontificem L. D. meum cardinalem; die fünfte läßt Platz für dessen Beinamen und Würde; die sechste kann wieder zwei Petschaftsabdrücke aufnehmen; die siebente ist ebenfalls weiß und die letzte mit einer biblischen Stelle ausgefüllt. Die Cardinäle bemühen sich, ihre Handschrift nach Möglichkeit zu entstellen. Sie lassen oft von ihren Conclavisten einzeichnen. Man soll nicht wissen, wem sie ihre Stimme gegeben haben. Die Art, wie die Papiere zugeschnitten sind, begünstigt dies. Der Name des Unterschreibenden kann ganz im Innern und das Uebrige zu lesen seyn, ohne daß es aufgemacht wird. Kommt es zum Stimmensammeln selbst, so entfaltet der damit Beauftragte die Papiere bis zu der Linie, wo das Votum und der Name des erwählten Cardinals steht. Er gibt eines nach dem andern dem nächsten Cardinal, und so wandern sie durch alle hindurch, bis der letzte den Namen, für den gestimmt ist, laut abliest. Jeder Cardinal zeichnet sich auf einer gedruckten Liste, die die Namen aller Cardinäle enthält, ein, wie viel Stimmen jeder bekommt. Zwei Drittel aller Stimmen macht die zur gültigen Wahl nöthige Anzahl. Ist auf solche Art die Abstimmung geschehen, so werden die Papiere noch einmal durchgezählt und dann, ward eine kanonische Wahl bewerkstelligt, verbrannt.

Indessen, die zwei Dritttheile der Stimmen konnten auch nicht zusammengekommen seyn. In dem Falle verbrennt man die Papiere nicht, sondern schreitet zum accessus, was der gewöhnlichste Fall ist: denn selten wird ein Papst so ohne alle Umstände durch jene Stimmenmehrheit gewählt. An und für sich ist dieser accessus zwar auch nur eine zweite Stimmensammlung. Jeder Cardinal schreibt nämlich ein neues Papier. Aus der eben gefertigten Liste ersieht er nämlich, welche Ansicht bei der Mehrzahl der Cardinäle vorwaltet. Er nimmt nun also seine Stimme zurück, oder gibt sie aufs neue, wie es nun in seinen Plan paßt. In der That ward einer oft Papst, insofern ihm bereits viele Stimmen zugefallen waren, und nun die übrigen Cardinäle bei dem neuen Sammeln dem Strome folgten. Sie fürchteten, er könne es sonst auch ohne ihre Stimme werden und ihnen dann nachtragen. Uebrigens ist der Gang beim accessus wie vorher, und nach beendigter Wahl läßt man die drei apostolischen Protonotarien eintreten, um über die der Wahl beiwohnenden Cardinäle eine Acte aufzusetzen.

Die Wahl per compromissum findet Statt, wenn die Cardinäle sich gar nicht einigen können und daher einigen den Auftrag geben, im Namen aller zu wählen. Sogenannte Inspiration fand, gleich der vorigen, immer sehr selten und nur dann Statt, wenn einige Cardinäle der Stimmen der übrigen versichert zu seyn glaubten, und daher mit einem Male riefen: N. N. ist Papst! Ob folgende Anecdote wahr sey, dürfte wohl bezweifelt werden. Llorente, in seiner Geschichte der Päpste, der doch zu allem dem Gesagten hinreichende Belege gibt, hat nichts davon. Man sagt nämlich, so wie ein Papst eben gewählt sey, nähere sich ihm ein Cardinal und raune ihm ins Ohr: „Ihr seyd nun zum Papst erwählt; Ihr hört also zum letzten Mal die Wahrheit. Von der allgemeinen Ehrerbietung verführt, werdet ihr Euch nun bald für einen großen Mann halten. Erinnert Euch aber, daß Ihr vor Eurer Erhebung nichts, als ein unwissender, halsstarriger — Lebt wohl; jetzt will ich Euch zu Füßen fallen!“ — Kaum ist die Wahl geschehen, so fragen die dazu bestimmten Cardinäle den Erwählten, ob er dazu bereit sey und welchen Namen er annehmen wolle. Sie überreichen ihm zugleich den Fischerring. Die Ceremonienmeister protocolliren die Antwort und nun wird der neue Papst von den zwei ersten Cardinälen, die Diaconen *) sind, unter Beistand der Ceremonienmeister, des Sacristans hinter den Altar geführt, als Cardinal ent- als Papst angekleidet. Ein langes Gewand von weißem Taffet, ein Chorhemd, ein Mäntelchen von rothem Atlas, ein Käppchen von gleicher Art und Schuhe von rothem Tuche mit dem Kreuze darauf, sind die Hauptstücke dieser Kleidung. So geschmückt bringt man den Papst in einem Stuhle vor den Altar. Alle beugen das Knie vor ihm und küssen erst den Fuß, dann die rechte Hand. Der heilige Vater hebt sie auf und reicht ihnen die rechte Wange zum Kusse dar. Ist dies vorbei, so ertönt der alte Hymnus: ecce sacerdos magnus! Das Thor wird geöffnet. Dem versammelten Volke verkündet der erste Cardinaldiacon: Habemus papam! Die

*) Cardinäle waren und sind an sich Priester und zerfallen darum in Cardinäle, die man als Priester und solche, die ihnen assistiren, Diaconen bezeichnet.

Digitized by Google

Feldschlange von St. Peter zischt. Sie gibt das Zeichen für die Engelsburg, daß alle Kanonen donnern sollen. Das Läuten aller Glocken stimmt mit ein. Trompeten, Pauken, Trommeln tönen wild darunter. Mit Mitra und Chorrock bekleidet, wird der Papst noch am nämlichen Tage, zwei Stunden vor Nacht, in die Sixtinische Capelle getragen, wo er seinen Platz auf den Ueberresten eines heiligen Steines nimmt und die Kardinäle noch einmal huldigen. Das Conclave ist inzwischen erbrochen. Der Pöbel plündert mit der päpstlichen Bedienung um die Wette. Sind die Straßen leer geworden, so wird der Papst unter einem großen rothen Baldachin im päpstlichen Stuhle nach St. Peter getragen und auf den Hochaltar gesetzt. Er empfängt die Huldigung der Cardinäle zum dritten Male und dann wünschen ihm die Gesandten Glück. Die Kirche ist gedrängt voll von Menschen. Man singt das Te Deum. Dann steigt der Papst vom Altar herab, läßt sich die Mitra abnehmen und segnet das Volk. Nach abgelegtem Schmuck setzt er sich in seinen Stuhl und wird nach Hause getragen.

Die **Krönung** eines Papstes steht der eines andern Fürsten in keiner Art nach. Es wäre wohl unnöthig, zu erzählen, wie alle die einzelnen Umstände sind. Wir bemerken nur, daß er sich dabei **viermal** am Altare die Hände wäscht. Einmal reicht ihm der Conservatore romano, das zweite Mal der General der Kirche, das dritte und vierte Mal der österreichische und französische Gesandte das Waschbecken. Nach vielen Angaben sind die Monarchen dazu in Person verpflichtet, wenn sie gerade sich dort aufhalten. Der Pabst liest eine große Messe vor der Krönung, steigt auf den Altar, räuchert, küßt das Evangelium und läßt sich dagegen von drei Kardinälen Wange und Magen küssen. Ist die Messe vorbei, so überreicht ihm ein Cardinal einen Beutel mit 25 Stück alten Geldes für die gute Abhaltung der Messe. Sie wandern durch die Hände der assistirenden Cardinäle in die der Kirchendiener. Endlich geht es, gewiß recht müde und matt, in die Segnungsloge. Pfauenschwänze wehen, von Stallmeistern getragen, zur Seite des Zuges. Man singt Corona aurea super caput. Ein Cardinal nimmt dem Papste die Mitra ab und ein andrer setzt ihm die Tiare mit den Worten auf: „**Nimm diese mit drei Kronen geschmückte Tiare und vergiß nicht, daß Du mit ihr der Vater der Könige und Fürsten und Richter der ganzen Welt bist!**" Jetzt wird wieder gesegnet, in lateinischer und italienischer Sprache Ablaß verkündet, der heilige Vater darf endlich in seinen Palast gehen und nachdem er noch vom ersten Cardinal den Wunsch empfangen hat, daß er viele Jahre herrschen möge, von allen den lästigen Ceremonien ausruhen. Zu schlafen möchte ihn freilich der Jubel des Volks und der Donner der Kanonen hindern. Als ein Nachspiel zur Krönung, kann die Besitznahme der St. Lateranskirche angesehen werden. Sie gilt für die erste Kirche in der ganzen Christenheit, zu deren Schutze Frankreichs Könige verpflichtet sind. Der Zug dahin ist noch viel prachtvoller als bei der Krönung selbst. Unter ihm prangen die weißen Zelter, die Neapels König als Zeichen senden muß, daß sein Reich vom päpstlichen Stuhle zinsbar sey. Funfzig edle römische Jünglinge, in weißem Atlas, umgeben die Sänfte, die den Papst aufnimmt und von Sammt und Goldfranzen bedeckt ist. Triumphbogen sind für diesen Zug aufgerichtet. Auch die Juden haben einen bauen lassen. Sie überreichen dem Papst den hebräischen Pentateuch und ersuchen ihn das Gesetz des Moses zu achten und ihnen Schutz zu gewähren. Der heilige Vater bezeugt seine tiefe Hochachtung für dieses heilige Gesetz, läßt aber auch ein Wörtchen von der falschen Auslegung fallen, die sie demselben geben, und hofft das Beste von den Zwangspredigen, denen sie alle Sonnabende beiwohnen **müssen**. An der Pforte der Kirche empfängt er vom Erzpriester die Schlüssel, wovon einer von Gold, der andre von Silber ist. Er hält ein Hochamt, segnet und läßt am Ende Geld mit seinem Wappen austheilen, was natürlich das viva des Pöbels in vollem Maße rege macht.

Dies sind die vornehmsten, den Tod und die Wahl eines Papstes begleitenden Umstände. **Wesentliche** Abänderungen dürften sie auch jetzt nicht erleiden. Sie beruhen zu sehr auf kanonischen Vorschriften, auf verjährter Gewohnheit, auf Sitten und Gewohnheiten des römischen Volkes! Einiges dürfte freilich eine Umgestaltung bekommen müssen. So wird schon lange nicht mehr das große Diner gegeben, das der Papst **sonst** am Tage seiner Krönung veranstaltete. **Seine** Tafel war dabei auf einer Erhöhung angebracht, er saß auf einem glänzenden Throne. Rechts und ganz niedrig, lief eine Tafel für die Cardinäle, Bischöfe und Priester hin. Noch niedriger stand eine für die übrigen Prälaten. Für die fremden Gesandten und römischen Patricier sah man auf der andern Seite eine. War der Kaiser in Rom, so hatte er eine besondere Tafel, dicht neben der päpstlichen rechts von ihr, aber sein Thron war viel niedriger als der des Papstes. Anwesende Könige speisten an der Cardinalstafel. Wusch sich Se. Heiligkeit, so reichte der Kaiser das Waschbecken hin. Der letztre legte überdies dem Papste vor und holte die erste Schüssel selbst herein. Jetzt möchte eine solche Tafelordnung doch nicht mehr passiren!

105.

## Kleinigkeiten.

Lady **Morgan** beschäftigt sich jetzt mit einer Lebensbeschreibung des **Salvator Rosa**.

Ariosts Orlando innamorato ist zu London in einer englischen Uebersetzung und zwar in Stanzen erschienen, die dem Original sehr glücklich nachgebildet sind. Der Uebersetzer ist ein Italiener, **Francesko Berin**.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

**Nr. 228.**

3. October 1823.


**Ueber den wissenschaftlichen Werth der parlamentarischen Verhandlungen, insbesondre der für und gegen den spanischen Krieg gehaltenen Staatsreden.**

Seit funfzig Jahren ist das brittische Parlament der große Hörsaal des europäischen Staatsrechts und einer nationalen Regierungskunst. Die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Staatswissenschaft, sowohl was die Grundlagen und die Schutzbedingungen (Garantien) des öffentlichen Gemeinwohls, als was die wesentlichen Bestandtheile und Güter des innern und äußern Volkslebens betrifft, sind darin mit jener Oeffentlichkeit verhandelt worden, welche allein die verschiedenen Stimmen des Augenblicks, der Leidenschaft und des Vorurtheils durch die Kraft der freien Prüfung beherrschen, und soweit es möglich ist, der Stimme der Zeit, der Vernunft und der Ueberzeugung Gehör und Beifall verschaffen kann. Die ausgezeichnetsten Männer, an der Spitze, wie aus der Mitte des Volks, haben nämlich die ernsten Fragen der Gegenwart, an deren Entscheidung das Schicksal der Zukunft geknüpft ist, nicht blos mit einer Beredtsamkeit, deren Kraft und Würde, den eitlen Schimmer akademischer Wortkunst verschmähend, an das classische Alterthum erinnert, sondern — eben daher — auch mit einer Gründlichkeit erörtert, wie sie nur in England von der durch den thätigsten Vaterlandssinn und durch die freieste Weltbildung gereiften Gesammteinsicht der neuern Jahrhunderte erwartet werden konnte.

Diese Verhandlungen selbst sind zugleich so vielseitig und erschöpfend, daß man in einer Sammlung der über die europäischen und die brittischen Volksangelegenheiten gehaltenen Parlamentsreden und vorgelegten Actenstücke, den reichsten Stoff zu einem System der Staatswissenschaften im Lichte der neuern Zeit, finden würde. Jedoch müßte der Sammler seines Gegenstandes mächtig seyn und mit ruhiger Umsicht, überhaupt anders als der radicale William Cobbett, dabei zu Werke gehen, sonst möchte es ihm schwerlich gelingen, das Leidenschaftliche davon auszuscheiden, was nicht selten die Erregung des Augenblicks oder der Einfluß der Persönlichkeit in die Untersuchung der Sache eingemischt hat. Nur ein deutscher Gelehrter, ein Johannes von Müller, ein Häberlin, oder ein Spittler, der universalhistorischen Blick mit unbefangener Urtheilskraft und prüfender Forschung vereinigte, wäre vor allen Andern zu einem solchen Werke berufen!

Eine Sammlung in dieser Beziehung und in diesem Sinne ist noch nicht vorhanden. Wohl aber gibt es ganze Folgen der öffentlichen Verhandlungen des brittischen Parlaments, aus gewissen Zeitabschnitten, z. B. die von dem oben genannten brittischen Publicisten angelegte Sammlung der Parlaments-Debatten von 1803 bis 1810. Eine ähnliche Sammlung, welche die Verhandlungen in beiden Parlaments-Häusern am 14. April, über den französisch-spanischen Krieg enthält, ist kürzlich zu London bei John Limbird, unter dem Titel erschienen:

The Debates in both Houses of Parliament April 14; on the Affairs in France and Spain, with the Speeches of the Earl of Liverpool and Mr. Canning at full length, and the whole of the Parliamentary Documents. Lond. 1823.

Welches staatswissenschaftliche Interesse aber eine geordnete und umfassende Sammlung der brittischen Parlamentsreden haben müsse, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die seit funfzig Jahren verhandelten Gegenstände. Die Reden vor und während des amerikanischen Freiheitskrieges, eröffnen den Saal der parlamentarischen Beredtsamkeit; dann folgen die, welche im Laufe der französischen Revolution, endlich die, welche auf Veranlassung der europäischen Monarchen-Congresse, gehalten worden sind. Diese Verhandlungen umschließen die ganze Geschichte des neuern Staatensystems, dessen Entwickelung sie sowohl aus dem staats- und völkerrechtlichen als aus dem politischen Gesichtspuncte betrachten. Nicht minder wichtig sind die Untersuchungen des brittischen Parlaments über einzelne staatswissenschaftliche Fragen, z. B. über Staatsverträge, über Volks- und Völkerrechte, insbesondre über das Seerecht der Neutralen, über die Einmischung der Nachbarn in die innern Angelegenheiten eines Staats, über Abänderungen der Verfassung, über die Grenzen der öffentlichen Gewalt, über die Freiheit der Personen, des Eigenthums, der Gedanken-Mittheilung und des Glaubens. Auch die Verhand-

Digitized by Google

lungen über besondre brittische Nationalangelegenheiten haben oft ein allgemeineres, völkerrechtliches oder staatswissenschaftliches Interesse gehabt; z. B. die über die brittische Regentschaft, über die indischen Angelegenheiten, die Colonialverwaltung, die Abschaffung der Sclaverei, die Emancipation der Katholiken, die Verbesserung der Rechtspflege, die Versorgung der Armen, die Einrichtung der Volksschulen, die Beförderung der Gewerbe und des Handels, so wie die über den öffentlichen Credit, das Papiergeld, die Banken und den Staatsschulden-Tilgungsfonds. Wenn über diese und ähnliche Gegenstände in dem brittischen Volksrathe von Männern, wie Walpole, Chatham, Pitt, Burke, Fox, Perceval, Sheridan, Erskine, Whitbread, Wilberforce, Grey, Grenville, Ponsonby, Tierney, Liverpool, Ellenborough, Canning, Peel, Macdonald, Macintosh, Brougham, Burdett und Andere gesprochen wurde, so hörte ihnen das ganze gebildete Europa mit Theilnahme, oft mit Bewunderung zu.

Solche Urkunden der practischen Staatsweisheit edler Britten aus den letzten funfzig Jahren liegen in großer Zahl offen für Jedermann da, seit man (1763) die Kunst erfand, das flüchtige Wort des begeisterten Redners, das unvorbereitet seiner vollen Brust entströmte, mit Schnellschrift festzuhalten, und es am folgenden Morgen schon, nachdem es um Mitternacht in dem Parlamentssaale verhallt war, vor die Augen der Nation verkörpert hinzustellen.

Aber freilich gehört ein Menschenalter dazu, um aus diesen Parlamentsacten und aus eben den gesammelten Reden, das Classische, das Wissenschaftliche und das Bleibende in ein nach Zeit und Inhalt geordnetes Ganze zu vereinigen! Pitt's Parlamentsreden allein füllen drei, und die von Fox sechs Bände.

Auch in den französischen Kammern hat die Staatsberedsamkeit jenen erhabenen, selbständigen Charakter zu erstreben angefangen, der bei einem hellen und gebildeten Verstande und bei einem furchtlosen, für Recht und Wahrheit glühenden Herzen, nur aus der Tiefe wissenschaftlicher Untersuchung hervorgehen und vor den Einflüsterungen der Eigenliebe oder vor den Buhlkünsten der Gefallsucht sich schützen kann. Doch bei keiner Gelegenheit ist dieser Charakter sichtbarer hervorgetreten, als vor drei Jahren bei den Erörterungen über die neue Wahlnorm und über die Ausnahmgesetze. In einem vielleicht noch höheren Grade ist dasselbe der Fall gewesen in der Sitzung von 1823 bei Gelegenheit der großen europäischen Frage über den spanischen Krieg.

Die staats- und völkerrechtliche Bedeutung dieses Krieges hat kein Redner so treffend bezeichnet, als Graf Molé. „Es wird gekämpft, sagte er in seiner am 30 April d. J. in der Pairskammer gehaltenen Rede, um den Grundsatz, auf welchem Freiheit und Verfassung beruhen soll, wo immer welche besteht. Machtspruch und prüfender Geist, Vorrecht und Naturrecht, die Macht die von Gott kommt, und die Macht, die aus der Gesellschaft ausfließt, stehen einander gegenüber. Der Proceß aller Revolutionen, aller Reformen wird in Spanien entschieden. Die Vergangenheit hat sich gegen die Zukunft aufgelehnt: entweder muß durch ganz Europa das Alte restaurirt werden, oder die Zukunft in Erfüllung gehen."

Was nur mit der Sache selbst in Verbindung steht, ist bei dieser Gelegenheit von den ersten Rednern und Staatsmännern Frankreichs, theils aus allgemeinen Gesichtspuncten nach Vernunft- und Erfahrungssätzen, theils aus besondern, nach dem wesentlichen Zwecke der europäischen Staatskunst, sowohl als nach dem Interesse Englands, Frankreichs und Spaniens, rechtlich und politisch, beleuchtet und untersucht worden, nicht ohne geistvolle und lehrreiche Rückblicke auf ähnliche Fälle in der früheren Geschichte.

Den ersten Anlaß dazu gab die Adresse an den König, nach Eröffnung der Sitzung der Kammern von 1823. Hier sprachen in der Pairskammer gegen den Krieg: Fürst Talleyrand, Marquis de la Rochefoucault, Graf Molé, Graf Darú und Baron Barante; zuletzt aber, in der merkwürdigen geheimen Sitzung der Pairskammer am 3. Febr. 1823, für den Krieg die Minister: Graf von Villele und der Vicomte von Chateaubriand. Unter den Rednern der Deputirten-Kammer, welche in dem geheimen Ausschusse über den Entwurf der Adresse an den König gesprochen haben, wurden bemerkt General Foy, General Sebastiani, Chauvelin, Cabanon, Leseigneur und Duvergier de Hauranne, dessen aus dem Stegreife gehaltene Rede zweimal im Druck erschienen ist.

Eine zweite Veranlassung, um sich über die Nothwendigkeit des spanischen Krieges zu erklären, war die Anleihe der hundert Millionen zur Bestreitung der Kriegskosten. Ueber diesen Gegenstand sprachen in der Deputirten-Kammer am 24. Febr. und in den folgenden Tagen, Herr von Chateaubriand, General Foy, Benj. Delessert, Royer Collard, Bignon, de la Bourdonnaye, Alex. de la Borde und — Manuel, dessen Rede aber unterbrochen ward und auf La Bourdonnaye's Vorschlag — die Ausschließung dieses Deputirten aus der Kammer zur Folge hatte, worauf bekanntlich die linke Seite an den übrigen Verhandlungen im Laufe der Sitzung nicht mehr Theil nahm *).

---

*) Die Rechtsfrage über die Unverletzlichkeit der Deputirten und über das Reinigungsverfahren (Épuration) in gesetzgebenden Versammlungen, wurde bei diesem Anlaß sehr lebhaft erörtert von den Herren Cabanon, Ternaux, Girardin, Mechin, Sebastiani, Etienne, Destüt-de-Tracy, Foy, Saint-Aulaire, Royer Collard, Corbiere, Demarcay, Hyde de Neuville u. A. Man findet eine Erzählung des ganzen Vorgangs in dem „Discours de M. Manuel, Député de la Vendée. Paris" Baudouin 1823. 40 S. 8. und in dem Compte rendu des Séances de la Chambre des Députés des 26, 27 et 28 février, 1, 3, et 4 mars 1823, in welchem sämmtliche dabei gehaltene Reden abgedruckt sind, nebst allgemeinen Betrachtungen des Gegenstandes an sich, von Felix Bodin. Ebendas. 1823.

Digitized by Google

Unter den Rednern in der Pairskammer, die am 14. März den Krieg mißbilligten und darum gegen die Anleihe stimmten, zeichneten sich vorzüglich aus, der Duc de Broglie und der Baron von Barante.

Einen dritten Anlaß, über denselben Gegenstand sich auszusprechen, gab der den Kammern vorgelegte Gesetzentwurf zur Einberufung der Conscription von J. 1823. Einige Pairs, die zu der Opposition gehören, nahmen davon Gelegenheit, das ganze gegenwärtige System der auswärtigen Staatskunst Frankreichs zu prüfen; insbesondre sprach Graf Molé am 30 April, nachdem also schon die ersten Erfolge der französischen Waffen in Spanien einen glücklichen Ausgang des Krieges hoffen ließen, mit großem Nachdruck gegen dasselbe. Er wiederholte seine frühere Erklärung, daß er den Krieg als ungerecht und gefährlich (oder Unheil bringend) ansehe, und keine Subsidien an Mannschaft und Geld votiren werde, bis nicht die Minister die Nothwendigkeit des Interventionskrieges dargethan hätten. Da nun hierauf der Baron von Montalembert, der Herzog von Montmorency und der Vicomte von Chateaubriand jene Nothwendigkeit darzuthun sich bemühten, so verdienen ihre Reden die größte Aufmerksamkeit des künftigen Geschichtschreibers dieser Zeit. Die Rede des letztern ist außerdem noch besonders darum merkwürdig, weil sie eine Vergleichung der englischen und französischen Aristokratie enthält, wobei Herr von Chateaubriand zugleich über die in der Natur einer constitutionellen Regierung liegende Publicität sich erklärte und zu verstehen gab, daß die französischen Kammern keine solche Oeffentlichkeit, wie sie im brittischen Parlamente, Statt fände, folglich auch keine Mittheilung der mit auswärtigen Mächten gepflogenen Unterhandlungen, von Seiten der Regierung erwarten könnten, weil es in Frankreich keine solche Aristokratie gebe, wie in England.

Wenn man alle diese Reden und die Verhandlungen der beiden französischen Kammern mit denen, die im brittischen Parlamente über den spanischen Krieg gehalten worden sind, nach ihrer gegenseitigen Beziehung vergleicht, so wird man dem, im Eingang unseres Aufsatzes geäußerten Wunsch, daß ein mit der Staatswissenschaft hinlänglich vertrauter Historiker eine Sammlung derselben veranstalten möchte, seinen Beifall nicht versagen. Dort liegt ein reicher Stoff zu einem codex juris gentium und zur Ergänzung des berühmten Werks des Grotius de jure belli et pacis; der wahre Commentar zu den Actis sancti foederis!

Eine der ersten und merkwürdigsten war die in der Pairskammer (Febr. 1823) gehaltene Rede des Fürsten Talleyrand; nicht blos in Hinsicht auf die persönliche Stellung dieses berühmten Mannes, sondern auch wegen ihres Inhalts, der in gedankenreicher Kürze einige der wichtigsten Seiten der obschwebenden Frage berührte. Da diese „Opinion de M. Prince de Talleyrand, sur le projet d'adresse en réponse au Discours du Roi lors de l'ouverture de la Session" welche unter andern die starke Stelle enthielt: „On trompe le Roi, Messieurs, notre devoir est de le détromper —," so wie die meisten der übrigen Staatsreden der obengenannten Pairs und Deputirten, in deutschen Blättern schon mitgetheilt sind, so machen wir hier nur auf eine andre aufmerksam, von der kein deutsches Blatt, so viel wir wissen, einen Auszug gegeben hat, obgleich spätere Redner auf den Inhalt derselben öfter zurückgekommen sind. Es ist die bereits erwähnte „Opinion de Mr. le Baron de *Barante*, sur le projet de loi relatif à l'ouverture d'un crédit éventuel de 100 millions pour l'exercice de 1823. 23 S. 8. Sie ward in der Sitzung der Pairskammer am 14. März 1823 gehalten und auf Anordnung der Kammer gedruckt. Herr von Barante ist ein erfahrner Geschäftsmann von nicht gewöhnlicher literarischer Bildung und von gemäßigten Grundsätzen, der als Deputirter in der Kammer 1815 und 1816, dann als Mitglied der Pairskammer, in die er durch die Ordonnanz vom 5. März 1819 gerufen ward, zur ministeriellen Seite gehörte, dabei aber stets die Unabhängigkeit seines Urtheils mit Festigkeit behauptete. Da man ihn in Deutschland schon kennt als Verfasser der Schrift: De la Littérature française pendant le 18. siècle, so mag die Anführung des Wesentlichen aus jener Rede ihn auch als Redner bezeichnen *).

(Der Beschluß folgt.)

## Das Christenthum in Indien.

Ein alter katholischer Missionair, J. A. Dubois, hat in London eine Sammlung von Letters of the state of christianity in India, 222 S. herausgegeben, die bei dem wohlgemeinten Bemühen, das Christenthum unter den Heiden auszubreiten, eine anziehende Lectüre gewähren, obschon die Resultate nichts weniger, als erfreulich sind. Der Mann ist 32 Jahr in Indien gewesen, um Proselyten zu machen. Er hat mit den Einwohnern von allen Kasten, Secten und Ständen Umgang gehabt; sich, um ihr Vertrauen zu gewinnen, ihnen in Sitten, Gebräuchen und Lebensart möglichst gleichgestellt. Er kleidete sich, aß, trank, und sprach, wie sie. Er benetzte Indiens Boden mit seinem Schweiße, oft mit seinen Thrä-

*) Baron de **Barante** geb. zu Riom 1783, aus einer in der Magistratur und in der Literatur gleich ausgezeichneten Familie, war unter der kaiserlichen Regierung Präfect, und blieb es nach der ersten Restauration; als aber Napoleon sich wieder auf den Thron schwang, nahm er seinen Abschied, dafür ernannte ihn der König im Julius 1815 zum Staatsrath und Generalsecretair des Ministeriums des Innern, später zum Generaldirector der Verwaltung der vereinigten Gefälle, welche Stelle im Juli 1820 eingezogen ward. Noch hat sich Herr von Barante durch einige Beiträge zur Biographie universelle Bossuet, Froissard und Andere bekannt gemacht, auch vertheilte er an seine Freunde eine kleine von ihm verfaßte, in den Buchhandel nicht gekommene Schrift: des divers projets de constitution pour la France. 1814.

Digitized by Google

nen und doch fiel jedes seiner Saamenkörner auf einen Felsen und es fraßen es die — Vögel unter dem Himmel! Jetzt ist er nach Europa zurückgekehrt und zeigt geschichtlich, was dort für Ausbreitung des Christenthums geschehen ist, aus Vernunftgründen, warum nicht mehr geschehen ist und geschehen kann. Die Jesuiten hatten auch dort eine Menge Proselyten schon vor vielen Jahren gewonnen. In Marawa zählten sie vor 70 Jahren ungefähr 30,000, in Madura gegen 100,000, in Carnatik 80,000, in Mysore gegen 35,000 Anhänger. Jetzt dürfte kaum ein Drittheil von allen übrig seyn. Die Ursache davon ist doppelt. Zuerst verbot der Papst Benedict XIV. den Jesuiten den bekehrten Hindus die Beobachtung einer Menge Nationalgebräuche zu lassen. Sogleich fielen darum eine große Menge ab und neue kamen nicht wieder dazu. Dann traten jetzt die Kriege zwischen den Engländern und Franzosen ein. Vorher hatten die Jesuiten für halbe Heilige gegolten, weil sie nur aus reinen Absichten zu kommen schienen. Jetzt nahmen die Hindus wahr, daß sie zu den Europäern gehörten, welche den Frieden ihres Landes störten. Haß und Verachtung traf sie, wie die andern alle. Der Jesuitenorden hörte auf. Damit schwanden auch diese Proselytenmacher. Es blieben blos einige Eingeborne übrig, die weder in Achtung standen, noch den Vortheil der Religion ihrem eigenen vorgezogen hätten. Und so nahm die Zahl der Bekehrten so ab und nimmt mit jedem Tage so ab, daß in kurzem kaum noch eine Spur von Christenthum bleiben wird. Seit 60 Jahren gewann es fast gar keine Anhänger. Freilich spricht hier Dubois nur als katholischer Missionair. Allein er lernte auch die protestantischen Missionen in Tranquebar ꝛc. kennen, erkennt unparteiisch ihre Bemühungen an, läßt den Arbeitern darin von Seiten des Herzens und des Kopfes gleich viel Gerechtigkeit wiederfahren und — zeigt dann, daß ihr Wirkungskreis noch mehr beschränkt sey. Die katholische Religion sagt er, hat doch noch bei dem Hindu das Empfehlende, daß sie ein Opfer, Bilderdienst, Fasten, Weihwasser besitzt, was sich den Hinduscеremonien alles mehr oder weniger nähert. Der davon freie protestantische Ritus läßt den Eingebornen dagegen ganz kalt. Jetzt sind in allem vier oder fünf protestantische Congregationen; die höchstens zusammen etwas über 3000 Bekenner zählen. Aber wenigstens die Hälfte davon besteht erst wieder aus katholischen, zu ihnen übergetretenen Hindus, die Armuth oder andere Privatverhältnisse veranlaßte, das Bekenntniß zu wechseln. Dubois lernte viele kennen, die dies regelmäßig im Jahr zwei Mal thun. Was die seit wenigen Jahren hingekommenen neuen Missionarien anlangt, „so kann ich, sagt er, versichern, daß trotz ihrer glänzenden Berichte, ihr Wirkungskreis null ist und blos auf dem Papier steht.“ So viel für den Augenblick vom Geschichtlichen, was seine Briefe geben. Jetzt ein paar Worte über die Ursachen die diese Erscheinungen klar machen. Die ohne alle Erläuterung unter die Hindus verbreitete Bibelübersetzung, sagt er, ist eine Haupthinderniß. Wenn ein Hindu hier liest, daß drei Engel den Abraham besuchten und er für sie ein Kalb schlachten läßt; so steht auch sogleich bei ihm die Meinung da, dies alles seyen verworfene Parias gewesen. Seine Religion verbietet dem Braminen jedes blutige Opfer, das Rindvieh ist ihm heilig, unverletzlich. Was, fährt Dubois fort, soll er dazu sagen, wenn das Mosaische Gesetz so viele blutige Opfer vorschreibt und Salomo die Einweihung des Tempels mit 22,000 getödteten Rindern feiert? Er wird, liest er dies, das Buch wegwerfen, sich für verunreinigt halten und an den Fluß eilen, sich zu baden, indessen ein Poorohita Bramin sein von der Bibel entweihtes Haus reinigt.“ So wie jetzt die Vorurtheile der Hindus sind, heißt: ihnen eine Bibel ohne weiteres in die Hand geben soviel, als einen Augenkranken in das helle Sonnenlicht gewaltsam bringen. Er genest, oder wird vollends blind. Das letztere ist fast gewiß, das Erstere nicht zu erwarten. (Am besten wäre hier ein bloßer Auszug aus dem neuen Testamente und nur in moralischer Hinsicht gefertigt!) Dann stellt sich der Kastengeist der Hindus allen Fortschritten des Christenthums nicht weniger entgegen. Dubois predigte einmal, daß der Stifter unserer Religion der Sohn eines Zimmermanns aus Galiläa gewesen sey; daß er zwölf armselige Gehülfen, Fischer, angenommen habe, seine Lehre zu verbreiten. O welch einen Anstoß nahmen daran alle seine Zuhörer! Zimmerleute und Fischer waren ja die verachtetsten unter allen Bewohnern des Ortes! — Man glaubt nicht, welche Schwierigkeiten sich aus jenem Festhalten an tausendjährigen Sitten und Ansichten dem Missionair dort entgegenstellen. Das Kalb in der Erzählung vom verlornen Sohne mußte von ihm darum in ein Lamm verwandelt werden. Kein gut erzogener Indier trinkt Wein. So muß die Abendmahlsceremonie deshalb, soll sie nicht abstoßen, so vorgetragen werden, daß der Wein als der Saft der Traube bezeichnet wird. Die Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott empört den Indier, der auf den Paria als das verworfenste Geschöpf herab sieht und in ihm keinen Bruder wieder erkennen kann. In den 32 Jahren, die Dubois dort zubrachte, bekehrte er in allem 2—300 mit Hülfe eines eingebornen Missionairs. Aber er gesteht, daß zwei Drittheile davon Parias und die übrigen Sudras, oder aus ihren Kasten Verstoßene, alle aber ohne alles Vermögen waren. Einige ließen sich taufen, um den bösen Feind los zu werden, der sie ihrer Meinung nach besaß und wurden Heiden, sobald sie sich befreit glaubten. Ueberhaupt ist in Indien keiner Märtyrer geworden. Tippo Saib ließ 1784, 60,000 sogenannten christlichen Hindus die Wahl abzuschwören oder zu sterben. Es starb nicht einer. Sie alle scheinen höchstens Christen, behalten aber alle ihre Vorurtheile und machen ihre Feste und feierlichen Aufzüge mit. In der That, meint der Abt zuletzt, ist die Hoffnung dort wirklich das Christenthum einzuführen, so nichtig, daß die Braminen, wären sie nach Proselyten lüstern, diese eher in Europa machen würden, als wir unter ihnen. Ihre Hartnäckigkeit geht zuweit und ist durch die politischen Verhältnisse gestiegen. Seitdem sich die Engländer bemühen, das Verbrennen der Witwen z. B. zu verhüten, ist die Zahl der so geopferten seit 12 Jahren, gerade darum, viel größer geworden, als vorher. Endlich bemerkt der Verf. noch, daß die ihm in Indien zu Gesicht gekommenen Bibelübersetzungen ganz erbärmlich und unverständlich sind und diese also schon darum ihren Zweck verfehlen, in die Trödelbuden des Bazars wandern müssen. Er bedauert die darauf verwendeten unermeßlichen Summen. England hat so viele Heiden in seinem London allein, daß es für sie nicht genug sorgen kann. Tausend seiner Kinder wachsen ohne allen Unterricht auf. Wenn die Indier nur von ihren unmenschlichen Ceremonien zurückgebracht würden, so würde sich das übrige bald geben. Uebrigens — mutato nomine de *Te* narratur fabula! dürfte das Gesagte auf manche ähnliche Bemühungen anzuwenden seyn!

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

# Literarisches Conversations-Blatt.

## Nr. 229.

4. October 1823.


### Baron von Kolli, ein anderer Trenk.

In London sind jetzt Memoirs of the Baron de Kolli erschienen, die uns mit einem Abenteurer bekannt machen, der mit dem bekannten Trenk mancherlei Aehnlichkeit hat. Sie sind von ihm selbst geschrieben und daß er auf diese Weise alles zu seinem Vortheile dargestellt haben wird, läßt sich vermuthen, insofern wenigstens einige Angaben anderweitigen Nachrichten widersprechen. Davon abgesehen, wollen wir die anziehendsten Züge daraus mittheilen und es nicht streng untersuchen, ob sie auch in dieser oder jener Beziehung wahr oder entstellt übertrieben sind. — Der Baron de Kolli erhielt 1810 den geheimen Auftrag, den König Ferdinand VII. aus der Gefangenschaft von Valencay zu befreien. Dieser würde, unvermuthet in Spanien erscheinend, die Kräfte des Landes verdoppelt haben. Dabei war seine Behandlung so notorisch unwürdig, daß das Mitleid für ihn eben so sehr als die Politik in Anspruch genommen wurde. Ein Stabsofficier, der mit dem Namen: Commandant des königlichen Hauses bezeichnet, in der That aber nur der Vertraute der Minister und hohen Polizei war, öffnete im Geheimen alle Briefe, die von dem König fortgesendet wurden oder an ihn kamen. Sie wurden theils unterschlagen, theils nur in untergeschobenen Copien ausgehändigt. Mit dem Gange der Dinge in Spanien blieb Ferdinand auf diese Art ganz unbekannt. Im Gegentheil ließ sich die Nachahmung seiner Handschrift von der Polizei zu mancherlei Betrügereien und Täuschungen gebrauchen, denen man in Spanien Cours geben wollte. Eine Menge Gensd'armen lagen in der ganzen Umgegend von Valencay zerstreut und jeder Reisende mußte das strengste Examen bestehen. Die geringste Abweichung im Passe zog ihm die größten Verdrießlichkeiten zu. Ein Kaufmann von Bordeaux mußte wieder heimkehren, weil seine Nase nicht so krumm war wie der Paß angab. Der König vertrieb sich die Langeweile mit Jagen und Lesen. Von Paris aus hatte man eine Menge schöner Mädchen zu seiner — Verführung aufgeboten, allein der Verf. versichert uns, ohne daß Ref. einsieht wie er dies kann, Ferdinand sey zu fromm und tugendhaft gewesen, in ihre Schlingen zu fallen. Ein noch ärgerer (aber nicht näher bezeichneter) Plan sollte von diesen Mädchen ausgeführt werden; um ihn zu hintertreiben, trug Lord Wellesley dem Baron de Kolli, der ihm schon früher durch geheime Dienste in mehrern Ländern bekannt geworden war, auf, den König zu entführen. Von nun an gewähren diese Memoiren ein interessantes Gemälde von dem tausendköpfigen und tausendarmigen Ungeheuer, geheime Polizei genannt, die überall Augen und Ohren hat und sich, gegenseitig in zwei Ländern aufgeboten, mit den größten Kosten überlistet. Die Verhandlungen mit dem Baron in London durften z. B. aus Furcht vor den französischen Spionen, nicht anders als zur Nachtzeit betrieben werden. Ein der Admiralität gehöriges Haus war der Ort der Zusammenkunft. Wellesley fuhr in einem Miethwagen ohne alle Bedienung hin. Auf einem andern Wege kam der Admiral Georg Cockburn und auf dem dritten unser Baron. Zu Ende des Januar 1810 war alles in Ordnung. Dem Baron wurden Diamanten im Werthe von 208,000 Franken für die ersten Ausgaben und seinen Privatzweck angewiesen. Für Ferdinand selbst war in mehrern Häusern zu Paris großer Credit eröffnet. Zugleich hatte man Kolli mit den Siegeln und den Chiffern der französischen Minister, mit Pässen nach allen Richtungen und Befehlen vom Kriegs- und Seeminister, versteht sich alle nachgemacht, versehen. Am 28. Februar segelte er ab. Der Admiral Cockburn setzte ihn in der Bai von Quiberon ans Land. Unglücklicherweise stieß der Baron hier auf einen gewissen Feriet, der zwar in englischem Solde stand, aber auch — Napoleon diente. Er durchschaute gleich einen Theil des Geheimnisses, das nachher von einem gewissen Richard, welchem Kolli zuviel Vertrauen schenkte, ganz begriffen und — verrathen würde. Kolli reiste jetzt wohl hundert Stunden in allen Richtungen herum, um Valencays Lage auszukundschaften, den Park, die Stellen auszuspähen, wo Leitern angelegt werden konnten. Er ging nach Paris, um 20,000 Fr. zu erheben, sandte nach Orleans, um Relaispferde für die ersten Puncte anzuordnen, auf welchen die Flucht Statt finden sollte. Die

Polizei machte alle diese Bemühungen unnütz. Im Kerker von Vincennes konnte der Baron überlegen, worin er fehlgegriffen hatte. Wir finden ihn hier als einen zweiten Trenk. Aller Umgang war ihm abgeschnitten. Des Nachts mußte ein Wächter bei ihm schlafen, der die Weisung hatte, auf alles zu hören, was er sagte, aber nicht zu antworten. Täglich erwartete er den Tod. Sein Trost war, daß wenigstens um diese Zeit viertausend Staatsgefangene in Frankreich in gleicher Lage waren. (Nach Buonapartes Sturze 1814 fanden sich in allen Gefängnissen kaum funfzig dergleichen vor. Hier ist also wohl eine tüchtige Unwahrheit!) Indessen ward er doch bald mit einigen Gefangenen bekannt. Der Wächter erlaubte ihm, den Besuch der Grafen von Polignac anzunehmen. Sie wurden minder streng gehalten und verschafften ihm Schreibmaterialien und die Zeitungen. Er konnte sich an M'Kenzie wenden, der in Morlaix über die Auswechselung der Kriegsgefangenen unterhandelte. Er erfuhr, daß man mit seinen Papieren einen vertrauten Polizeibeamten an Ferdinand gesandt habe, um ihn zur Flucht zu bewegen, der aber zu furchtsam oder zu mistrauisch war, in die Falle zu gehn. Auf der andern Seite ward des Barons Lage auch viel peinlicher. Sie trieb ihn einmal bis zum Wahnsinn. Einst wurde er unter den beleidigendsten Spottreden, von sechs Polizeidienern bis aufs Hemd durchsucht. Sie nahmen ihm alles ab und voll Verzweiflung brachte er sich mit einer Scheere, dem Einzigen, was ihnen entgangen war, fünf Stiche bei, daß er halbtodt zu ihren Füßen stürzte. Ein andermal vergaß der Kerkermeister sein geringes Mal. Hunger auf der einen Seite; und Spott des letztern reizte ihn soweit, daß er ihn niederwarf und ermordet hätte, wären nicht auf das Geschrei dessen Gehülfen herbeigestürzt. Daß des Gefangenen Schicksal dadurch nicht besser wurde, ist begreiflich. Sein ganzer Schatz von 223,000 Franken war vom Polizeiminister als gute Prise erklärt worden. Er hatte kein Hemde. Statt der Schuhe dienten Filzsocken, aus einem alten Hute geschnitten. Indessen der Baron verlor den Muth so wenig, daß er den Plan faßte, sich in Freiheit zu setzen. Am 1sten Mai 1811 begann er die Mauer durchzuarbeiten. (Wie und womit ist nicht näher bezeichnet). Der harte Stein ließ täglich kaum ein Zoll tief eindringen. Nach vier Wochen war erst die erste Schicht durchdrungen und das Geschäft ging nun im Innern leichter. Immer mußte er natürlich vor Ueberraschung bange seyn und das Ganze gehörig schnell wieder herzustellen wissen. Eines Tages überraschte ihn der abgehende Commandant, der mit seinem Nachfolger ins Gefängniß trat, als Kolli eben erst den Bart vom Staube gereinigt hatte. Zu seinem Glücke beschäftigte die schreckliche Gestalt die Eintretenden zu sehr, um sich viel umzusehn. Sie kehrten in der Thüre um, ohne die Bresche in der Thurmmauer zu bemerken. Endlich nach sechs Monaten war nur noch die letzte Schicht zu durchbrechen. Die frische Luft wehte balsamisch durch die Ritzen. Kolli athmete sie freudig ein. Endlich deckte er wieder zu und ging nun daran, ein Seil zu fertigen, um sich herabzulassen. Ein Paar dazu aufgesparte Schuhe wurden in Rieme zerschnitten und diese zusammengeknüpft. In der Nacht vom 24sten October, als der Wächter das letztemal visitirt hatte, schrieb er, damit dieser nicht nach Bicetre käm, mit Kalk an die Thüre, daß der alte Mann von nichts gewußt habe. Die Oeffnung ward schnell vollendet. Ein Stück Gemäuer fiel nach außen dicht bei der Wohnung des Commandanten, der aber an so etwas nicht dachte. Das Seil ward befestigt. Kolli glich einem der in Vincennes zahlreich arbeitenden Tagelöhner, bis auf den langen Bart, der seit so langer Zeit nicht abgenommen war. Sich von ihm zu befreien, blieb ihm nichts, als ihn sich unter den größten Schmerzen — herauszureißen. Glücklich kam er herab. Es war vier Uhr des Morgens. Er bemächtigte sich einer Schaufel und wartete bis das äußerste Thor geöffnet wurde. Wäre er noch einige Schritte weiter gegangen, so würde er auf eine Luke gestoßen seyn, die ihm den Weg in den Graben gezeigt hätte, aus dem er dann leicht ins Freie gelangt wäre. So hatte er nur Noth, zwei Hunde zu beschwichtigen, die ans innere Thor kamen, von ihm aber öfters mit den Brocken seines Mahles gefüttert waren und ihn also zum Glück kannten. Endlich kam der Augenblick, wo die Arbeiter ab- und zugelassen wurden. Unbemerkt gelangte er bis zur Zugbrücke. Der Schließer stutzt, als er ihm öffnen soll. Schon will er indessen aufmachen, als einige Maurer dazukommen, die ihn augenblicklich aufklären. Kolli wird in das Zimmer des Commandanten gebracht, der im Augenblick aus dem Bette springt und den Vorgang gar nicht glauben kann. Das neue Gefängniß war von der Art, daß an einen ähnlichen Versuch nicht zu denken war. Die Einnahme von Paris gab ihm 1814 die Freiheit. Die Einwohner von Vincennes drängten sich herbei, die losgelassenen Gefangenen in ihren Häusern aufzunehmen. Er ging nach England und von da nach Spanien, wo ihm Ferdinand eine Anweisung von 100,000 Cronen gab, die aber nicht realisirt wurde. In Frankreich wollte er nun die ihm weggenommenen Juwelen u. s. w. reclamiren. Allein als er hinkam, traten die hundert Tage ein. Man nahm ihn wieder fest und „als Rebell auf dem kaiserlichen Gebiete" schien er aufs neue dem Tode geweiht zu seyn, bis die Schlacht bei Waterloo das Gefängniß zum zweiten Male sprengte. Er suchte nun wiederum seine Schätze zu erlangen. Allein die französische Gesetzgebung belehrte ihn, daß sie *„de jure"* verfallen wären, insofern sie zum Sturze der Regierung bestimmt gewesen seyen. Daß darüber der Baron Ach und Wehe schreit, ist natürlich. Aber an sich scheint das Recht auch hierbei mit der Gerechtigkeit gleichen Schritt gehalten zu haben!

20.

---

## Ueber den wissenschaftlichen Werth der parlamentarischen Verhandlungen ꝛc.

(Beschluß aus Nr. 228.)

In Ansehung der Ursachen des Kriegs und der möglichen Folgen desselben, bemerkt Herr von Barante zuerst, daß das Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten Spaniens in keinem Falle dem Staatsinteresse Frankreichs, seinem Gewerbe und Wohlstande Vortheil bringen werde. Die Reibungen des Handelsinteresse wegen einiger Einfuhrverbote hätten Frankreich nicht zum Kriege gereizt; denn man habe ja deßhalb, so wie wegen der vorgefallenen Gebietsverletzungen und andrer Beschwerden nicht einmal vorher Genugthuung oder Schadenersatz verlangt. Es handle sich also nur um eine Sache der Pflicht, der Ehre und des Gefühls: nur darum bringe man solche Opfer und scheue nicht einmal die Gefahren eines allgemeinen Krieges, wenn dieser (was aber nicht der Fall gewesen ist, und worüber Frankreich und England vorher schon im Klaren seyn mochten) die unvermeidliche Folge der Kriegserklärung an Spanien seyn sollte.

Der Verf. fragt, ob der Beweggrund dazu in Frankreichs Verbindungen mit den großen Continentalmächten liege? „Est-ce du congrès de Vérone qu'est sortie pour nous l'obligation d'exécuter militairement et à nos risques et dépens, l'anathème lancé sur l'Espagne?“ Auf den Abgang des Herzogs von Montmorency aus dem Ministerium gründet er jedoch die Vermuthung, daß keine geschriebene oder positive Verpflichtung, Frankreich genöthigt habe, an Spanien den Krieg zu erklären. Denn die von dem Präsidenten des Ministerraths (Grafen Villele) geäußerte Besorgniß, daß wenn Frankreich nicht seine Heere nach Spanien schicke, es wohl andern Heeren den Zug dahin würde gestatten müssen, sey hinlänglich durch die bündigen Versicherungen widerlegt, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Vicomte de Chateaubriand) von den friedlichen Gesinnungen der Monarchen gegeben habe, „de leur éloignement d'une guerre faite pour défendre selon l'expression du Ministre, je ne sais quel droit divin.“ Mithin „sey der einzige Beweggrund zum Kriege die Gefahr, welche von Spanien her der innern Ruhe Frankreichs drohe, und dieses befinde sich in derselben Lage, in welcher England gewesen, als es Frankreich den Krieg erklärte, den der Friede von Amiens 1802 endigte, oder Oestreich, als es den Zug gegen Neapel unternahm.“ Dagegen bemerkt Herr von Barante, daß England, als es die bekannte Erklärung von White Hall erließ, von Frankreich bereits zum Kriege herausgefordert worden war; die damalige Lage Englands sey also ganz verschieden gewesen von der gegenwärtigen Lage Frankreichs gegen Spanien. Quant à l'invasion de Naples, setzt der edle Pair hinzu, je suis loin de croire que la révolution adoptée à L. ait été dictée par la justice, la sagesse et surtout par la prévoyance; mais je dirai encore que les symptômes ne sont pas les mêmes.“ In Italien habe nämlich das allgemein verbreitete Streben nach Unabhängigkeit von der Herrschaft der Fremden, Oestreichs italienische Provinzen wirklich bedroht. Sey dies aber auch die Absicht Spaniens in Ansehung Frankreichs gewesen? In keinem der vielen Hochverrathsprocesse in Frankreich habe man eine Spur entdeckt, daß von dort her geheime Umtriebe, oder Entwürfe gegen Frankreichs innere Ruhe eingeleitet worden wären. Keine Aussage der Verhafteten nenne einen Spanier. Die geheimen Gesellschaften, die „Comités Directeurs“ ständen in keiner Verbindung mit den Clubbs von Madrid. Zwar hätten sich Verurtheilte nach Spanien geflüchtet, aber man habe ja nicht ihre Entfernung namentlich gefordert, noch weniger habe man gegenseitig sich erboten, die Menschen fortzuschicken, welche in Frankreich gegen die spanische Regierung Anschläge schmiedeten!

Es bleibe also nur die Gefahr der moralischen Ansteckung übrig; „wir erklären, sagt Herr von Barante, den Krieg dem moralischen Einflusse gewisser Grundsätze und Ideen, die in Spanien in Anwendung gekommen sind, und welche die Spanier auf keine directe und positive Art unter uns zu verbreiten versucht haben!“ — „Der Krieg mit Spanien wird unternommen, um einer gewissen Meinung willen, um sie zu verbreiten, um ihr jenseit der Pyrenäen Eingang zu verschaffen, avec le projet avoué de travailler à la chose que nous imputons aux Espagnols, c'est-à-dire au triomphe violent d'une doctrine politique.“ Daraus zieht der Redner den Schluß, daß der bevorstehende Krieg nur die Sache einer Partei und insofern allerdings nothwendig, daß er aber für Frankreich, für den Thron, verderblich und nutzlos sey.

Denn welche Folgen könne er haben? die spanische Nation würde nicht auf die Seite der Glaubensarmee treten. Das habe man schon jetzt gesehen *). „Jamais aucune émigration ne fut moins nombreuse, ne compta moins d'hommes considérables, par leur position, leurs lumières, leur naissance; et même, comme ce soulévement d'opinion a été dès son commencement soudoyé avec de l'argent, il s'ensuit qu'on ne peut pas savoir au juste quel est le degré d'enthousiasme qui anime ces émigrés: tous ne sont pas venus chercher une noble misère, ce n'est point par des sacrifices qu'ils ont constaté leur dévouement. Avec une telle façon de procéder, on pourrait très-bien, se faisant illusion à soi-même, se procurer des in-

*) Der edle Pair hat nicht gut in die Zukunft gesehen. Der Regentschaft hat sich der größte Theil der Nation unterworfen: die Granden, die von den französischen Truppen besetzten Provinzen, einige Generale, viele Officiere und ganze Regimenter; das Landvolk fast ohne Ausnahme.

trigants pour ministres, des aventuriers pour généraux, et des vagabonds pour soldats."

Herr von Barante bemerkt hierauf, wie nachtheilig der Mangel an innerer Ordnung und Festigkeit in der Verwaltung Spaniens dem Aufenthalte einer fremden Armee werden müsse, und wie alles, was bisher geschehen sey, die Schwierigkeiten und Hindernisse nur vermehre, und Ferdinands persönliche Sicherheit in Gefahr bringe. Das Ziel, das man erstrebe, entferne sich immer weiter, man werde also Spanien militairisch besetzen müssen, und mehr als 100,000 Mann, mehr als hundert Millionen dazu brauchen. Welche Gegenwirkung könne das auf Frankreich hervorbringen?"

Der Verf. entwickelt aus dem natürlichen Gange der Ereignisse die Folgen, welche dann eintreten können, bis zu ihrem äußersten Puncte. Er erblickt in Frankreich Aufruhr, gewaltsame Unterdrückung und die Aufhebung der Charte. Dann könnten fremde Heere wieder Frankreichs Boden betreten! Man habe ja selbst gesagt: Il y a des cas prévus et déterminés où la France doit trouver un appui dans cette alliance."

Wir führen diese Stellen an, um zu zeigen, wie sehr die Opposition, selbst die gemäßigte, in ihren Ansichten von dem Gange des Krieges sich geirrt hat. Die Fackel des Bürgerkrieges wird freilich sobald noch nicht in Spanien erlöschen; aber in der Hauptsache, ob die Constitution der Cortes wahrhaft die Sache der Nation gewesen, oder nicht, hat diejenige Partei, welche für den Krieg stimmte, Recht behalten. Der Erfolg sey übrigens, welcher er wolle, so wird es immer für das Studium der politischen Geschichte nicht unwichtig seyn, sich an die verschiedenen Ansichten der Publicisten Frankreichs von den Beweggründen des gegenwärtigen Krieges zu erinnern. Und so findet auch bei diesen Verhandlungen Londonderry's öffentlich ausgesprochenes Wort seine volle Bestätigung: „Die Wahrheit kann nur durch einen rechtlichen und aufrichtigen Kampf der Meinungen zu Tage gefördert werden. Der aufgeklärteste Minister kann ohne Freiheit der Meinungen nicht gut regieren."

22.

## Oden und Lieder der Chinesen.

Die Chinesen besitzen eine uralte Sammlung von 300 Oden und Liedern, die leicht älter seyn möchten als alle unsre Psalmen, als Homers und Orpheus Gesänge, und von Confucius in die Ordnung gebracht, in welcher sie jetzt zusammen vereinigt sind. Die ganze Sammlung zerfällt in drei Abschnitte. Der eine umfaßt die Gesänge, die wir Volkslieder nennen würden und welche die Kaiser sammeln ließen, um über die Sitten und Neigungen des Volkes ins Klare zu kommen. Der zweite enthält ein Allerlei. Es finden sich hier Elegien, Grabschriften, Hochzeitlieder u. s. f., die meistens zum Lobe, zur Verherrlichung eines Kaisers oder Mandarinen verfaßt wurden. Manche schildern den Ackerbau rc. Die dritte Abtheilung hat Hymnen und Oden, die bei feierlichen Gelegenheiten, Opfern und dergleichen gesungen werden. Für die Geschichte der Chinesen, für Aufhellung ihres Nationalcharakters ist diese Sammlung von großem Werth, sagt der Jesuit Cibot, der lange als Missionar dort war. Diese Gesänge schildern uns alle Stände von der Hütte bis zum Palaste. Als Kunstwerke, behauptet er, erregen sie nicht weniger Aufmerksamkeit. Ihre schlichte Einfachheit, ihre Erhabenheit wird durch die schönste und anziehendste Sprache unterstützt. Wir haben mehrere dergleichen in Uebersetzungen. Wenn diese echt sind und das Original nicht verschönern dann alle Achtung für diese alten chinesischen Psalmisten, Oden- und Liederdichter. Nur einige Proben. Zuerst eine Ermahnung an den König: „Großer und erhabener Gott!" heißt es hier, „der du der Herr der Welt bist. Wie streng ist deine Gewalt und wie gar kräftig sind deine Befehle. Du hast, o Himmel, allen Völkern der Erde Leben und Daseyn gegeben, doch laß uns nicht blos auf deine Güte und Gnade rechnen. Wohl weiß ich, daß du immer als Vater anhebst, doch wer bürgt mir, daß du nicht gleich einem Richter endigst! — O ihr Könige der Erde! Wenn ihr den Weisen über eure Schwellen laßt, so schwören die Gottlosen ihm zu verderben und sagen ihm tausend Böses nach und bergen ihre Bosheit unter glänzendem Vorwande. Ihr höret auf sie und freuet euch. Aber Räuber wohnen um euern Palast und das Geschrei des Volkes, das euch flucht, hat kein Ende!" Klingt das nicht ganz Davidisch? — Könnte dagegen die Klage einer jungen Witwe besser ausgedrückt werden als im folgenden: „Eine Barke ins Wasser gelassen kehret nicht zurück stromaufwärts. Meine Locken wallten sonst über die Stirne; jetzt sind sie abgeschnitten. Ich gehöre dem Manne, dem ich mein Wort gab. Ich hebe sie auf für ihn bis zum Tode. O meine Mutter, was pochest du auf deine Rechte! Mein Herz ehret sie und achtet sie gleich den Wohlthaten des Himmels, aber es kann sich nicht mit Untreue beflecken. Meine Treue war meinem Gatten verpfändet. Ihm bleibe ich eigen bis zum Tode!" Und welch ein Gemälde der brüderlichen Liebe führt uns hier ein Chinese vor! „Kein Baum kann dem Tchang-ti verglichen werden, den der Frühling mit tausend Blumen bekleidet. So kann sich auch unter den Menschen keiner dem Bruder vergleichen. Ein Bruder bejammert den Tod des Bruders mit Thränen des wahren Schmerzes. Hing sein Leichnam über einem Abgrund, wär' er auf der Spitze eines Felsen oder in den wilden Gewässern des tiefsten Schlundes, er würde für ihn ein Grab bereiten. Die Turteltaube klagt allein im schweigenden Walde, aber ich habe einen Bruder, der meine Bekümmernisse theilt. Der zärtlichste Freund sucht mich zu trösten, aber mein Bruder fühlt meinen Kummer, wie ich selbst. Es ist sein eigner Schmerz. Wenn mir Gefahr droht, so schützt er mich mit seiner Hand. Wie freut er sich, mich gerettet zu sehen. Wie jauchzt er, daß ich glücklich bin! Mit unsern Aeltern theilen wir unsere Habe und wenn mein Bruder kommt, so wird sie größer. Komm ich mit ihm zusammen, so ist es der festlichste Tag. Sitz' ich an seiner Seite, so feiere ich das schönste Mahl. Sein Daseyn erfreut meine Seele und erfüllt meinen Busen." u. s. f. O, daß alle Brüder diesen Brüdern glichen! Aber — sind diese Gesänge treu übergetragen, welche Achtung müssen wir vor den Chinesen überhaupt haben, die vor Homer und Salomo solche Sänger hatten!

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 230.

6. October 1823.


Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du Royaume de Naples en 1820 et 1821 et sur les causes qui l'ont amenée; accompagnés de pièces justificatives la plupart inédites. Par le General *Carascosa*. Londres 1823. 564. 8.

Erster Artikel.

Lange ist uns kein so einfaches, belehrendes Buch über die neuesten Zeitereignisse vorgekommen als diese Memoiren, oder wenn man will, diese Rechtfertigungsschrift eines Mannes, welcher an den erzählten Begebenheiten einen so unmittelbaren und großen Antheil gehabt hat. Möchte doch diese Schrift, welche die neapolitanische Revolution in ihrer ganzen Blöße und absoluten Nichtigkeit darstellt, welche auf der einen Seite die Erbärmlichkeit ihres Ursprungs und ihres Ausgangs anschaulich macht, auf der andern Seite aber auch die Ursachen, welche diesen unbedeutenden Bewegungen eine so scharfe und große Ausdehnung verschaffte, mit siegender Wahrheit entwickelt, von recht vielen beherzigt werden. Es könnte kein besseres Gegenmittel gegen die Revolutionsfurcht und Revolutionslust, kurz gegen alle diese activen und passiven Revolutionsträume erfunden werden. Das Buch ist ein practischer Commentar zu den wichtigsten politischen Wahrheiten, die besonders unsre Zeit so sehr zu vergessen scheint, daß sie nicht oft und laut genug wiederholt werden können. Es zeigt, welche große Fehler der Staatsverwaltung nöthig waren, um eine solche Revolution nur möglich zu machen, wie leicht sie zu verhindern, wie leicht sie zu unterdrücken gewesen wäre. Es vertheidigt also nicht nur den General Carascosa, sondern, mehr noch als ihn, das neapolitanische Volk, und wenn man die Sache genauer erwägt, die Völker überhaupt, gegen den Vorwurf, welchen man in unsern Tagen so oft hört, daß in dem Kern und der Masse derselben eine strafbare Neigung zu gewaltsamen Neuerungen anzutreffen sey. Es gehört so wenig dazu, die öffentliche Ruhe und das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten; es sind aber nicht die Bürger, von welchen die Nichtachtung der Gesetze ausgeht, und wenn diese einmal ihre Kraft verloren haben, so wird es freilich den Uebelgesinnten oft nur gar zu leicht, ihren eigensüchtigen Aufregungen einen Schein zu geben, von welchem auch die Bessern getäuscht und fortgerissen werden.

Der General Carascosa gehört zu den Männern, welche ihre Bahn sich selbst gebrochen, und sich von geringen Anfängen durch eigne Verdienste, oder wenigstens durch Glück und Klugheit schnell gehoben haben. Er ist der Sohn eines neapolitanischen Capitains. In der Jugend zeigte er sich von republikanischen Ideen erwärmt; er war mit unter den Anhängern der ephemeren parthenopäischen Republik, welche im J. 1799 im Castell dell' Uovo sich mit einer Capitulation ergaben, welche Nelson so schimpflich brach; er entging aber dem Tode, welchen die meisten seiner Unglücksgefährten litten. Erst unter der französischen Herrschaft (1806) trat er wieder in Dienste als Battaillonschef, zeichnete sich in Spanien aus, und stieg unter Murat bis zum Generallieutenant. Mit seinem Benehmen in den letzten Feldzügen Murats waren die Bonapartisten sehr unzufrieden (vergl. die Biographie nouvelle des Contemporains. III. 94.) er gehörte zu denen, welche die Capitulation von Casalanza mit unterzeichneten, und denen man vorwarf, daß sie ihren bisherigen Herrn und Wohlthäter ihrem eignen Vortheil ganz aufgeopfert hätten. Es war aber auch, bei Murats eigner schwankenden und unklugen Politik, wohl schwer den Collisionen, in welche er den redlich denkenden Neapolitaner und Italiener mit sich selbst versetzte, immer glücklich auszuweichen. König Ferdinand scheint dem General und Staatsbeamten Carascosa mehr vertraut zu haben, als dem Menschen, und behielt immer einige Abneigung gegen ihn. Nicht blos daß er dem Könige Joachim gedient hatte, sondern seine Vorliebe zu einer constitutionellen Verfassung wurde ihm nie ganz vergessen. In der Revolution von 1820 nach deren Ausbruch er Kriegsminister und nachher Befehlshaber des ersten Armeecorps wurde, that er keiner Partei genug; die Constitutionellen wie ihre Gegner haben sich in Beschuldigungen gegen ihn erschöpft, was vielleicht der beste Beweis für ihn ist. Denn ein rechtschaffener Mann wird stets allen Factionen, deren Charakter immer in Leidenschaft und Ungerechtigkeiten besteht, ein Stein des Anstoßes seyn. Nach dem Einzug der österreichischen Armee blieb Carascosa noch geraume Zeit in Neapel und that alles mög-

liche, um sein Verhalten gerichtlich untersuchen zu lassen. Endlich als er sah, daß man absichtlich seine Rechtfertigung verhindern wollte, ging er nach Malta und als er hier fortgewiesen wurde, nach England. Nun wurde ihm abwesend der Proceß gemacht; er wurde von der Amnestie vom 30. Sept. 1822 ausgenommen, und in contumaciam sogar zum Tode verurtheilt. Glücklicher Weise hatte er die Papiere gerettet, durch welche er sich in der gegenwärtigen Schrift, wie es scheint mit Erfolg, gegen die ihm gemachten Anschuldigungen vertheidigt, welche sonderbar die zwei entgegengesetzten waren, daß er die Revolution in ihrem Ausbruche nicht gehörig bekämpft, und bei ihrem Ende nicht gehörig vertheidigt habe. Er zeigt, daß es in beiden Beziehungen nicht von ihm abgehangen habe, mehr zu leisten, als er wirklich gethan hat.

Der erste Abschnitt der Schrift beschäftigt sich mit dem Ausbruche der Revolution von 1820, wobei er natürlich auf die ersten revolutionairen Bewegungen in Neapel zurückgeht. Zuerst sagt er, fanden in den Jahren 1793 und 1794 die Vornehmen ihren Vortheil dabei, die Thorheiten einiger jungen Leute, welche weder zahlreich genug waren, noch Talente und persönliches Ansehen genug besaßen um irgend etwas auszurichten, welche auch vom Volke, bei seiner damaligen Zufriedenheit mit der Regierung durchaus keine Unterstützung würden gefunden haben, dennoch in dem Lichte einer weit verbreiteten und gefährlichen Verschwörung darzustellen. Die Klugheit forderte freilich, dergleichen Verirrungen nicht unbeachtet zu lassen, aber man durfte ihnen, so lange sie einer ernstlichen Unterdrückung nicht bedurften, keine solche Wichtigkeit beilegen; wenn man aber ihre Unterdrückung nöthig fand, so wäre es hinreichend gewesen, einige von diesen unbesonnenen jungen Menschen nach Frankreich zu verbannen, wo sie durch eigene Beobachtung der revolutionairen Gräuel sehr bald von ihren Irrthümern geheilt worden wären.

Statt dessen befolgte man ein anderes System, weil man den Glauben erwecken wollte, daß der Staat in Gefahr sey. Man schickte eine große Zahl von Spionen im Lande umher, welche um etwas zu thun zu haben, und nicht umsonst zu spioniren, sich nicht damit begnügten, vorhandene Verschwörungen zu entdecken, sondern selbst die jungen Leute zu Umtrieben verleiteten. Das nichtswürdige Geschäft eines Angebers wurde eine Quelle des Erwerbs und ein Anspruch auf Beförderung; die zartesten Verhältnisse wurden verletzt, die Verrätherei drang in das Innerste der Familien ein. So brachte man endlich eine ansehnliche Zahl von Verschwörern zusammen, und konnte einen großen Criminal-Proceß einleiten, in welchem zuletzt etwa 50 Menschen gestraft, einige wenige sogar zum Tode verurtheilt wurden. Die Folge aber war, daß die Gemüther des Volkes nun erst wirklich gegen die Regierung erbittert wurden, und eine Stimmung zurückblieb, welche bei den spätern Ereignissen sehr nachtheilig wirkte. —

Noch unglücklicher waren die Grundsätze, welche man im J. 1799 befolgte. Man verleitete den König das Land bei seiner Rückkehr als ein erobertes, die Bürger, welche an der von den Franzosen errichteten parthenopäischen Republik im Ganzen wenig Theil genommen hatten, als Rebellen zu behandeln. Was sich durch Rechtschaffenheit und Talent auszeichnete, fiel als ein Opfer des Neides, und des abscheulichsten politischen Fanatismus, dessen sich die Privatrache und der Haß als Vorwand und Werkzeug bedienten. Das Reich wurde seiner wackersten Männer beraubt, zugleich aber der Grund zu einem Gegensatze der Factionen gelegt, welche sich seitdem beständig unter den verschiedenen Namen der Jacobiner und Santafedi, der Müratisten und Bourbonisten, der Kohlenbrenner und Kesselflicker, der Liberalen und Royalisten bekämpft haben. „Die Mittelmäßigkeit siegte wie immer durch ihre Masse. Man überredete die Regierung, daß Verdienst und ächter Royalismus unvereinbar sey, und fast alle Männer von Talent wurden von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Es ist schwer neutral zu bleiben, wer als Freund verworfen ist, wird zum Feinde, und so machte man sich muthwillig die aufgeklärtesten und brauchbarsten Leute zu Gegnern. Die ganze Staatsverwaltung gerieth in die Hände unfähiger und durch blinde Leidenschaft beherrschter Menschen, welche durch ihre Misgriffe neue Unfälle herbeiriefen, und am meisten dazu mitwirkten, daß auch Neapel einen bonapartischen Herrscher bekam."

Das Urtheil, welches Carascosa über diese zehnjährige Herrschaft Josephs Bonaparte und Mürats fällt, ist schon von vielen, auch vom Grafen Orlow ausgesprochen worden. Sie war, wenn man von ihrer Gültigkeit absieht, dem Lande in vielen Beziehungen heilsam. Besonders gewann die Gesetzgebung und Rechtspflege. Drei Viertheile der bisherigen Processe wurden durch die Einrichtung des französischen Hypothekenwesens abgeschnitten; die Aufhebung des Lehnwesens und der Majorate, der Verkauf der Klostergüter und der Domainen bewirkte eine gleichere Austheilung des Grundvermögens, die Staatshaushaltung wurde ordentlicher und die Steuerverfassung gleicher. König Ferdinand schien bei seiner zweiten Rückkehr dem Lande alle diese Vortheile erhalten zu wollen. Die Veräußerung der Staatsgüter wurde als rechtsbeständig anerkannt; die Gesetzgebung, Gerichtsverfassung, die Finanzeinrichtungen blieben wie sie waren; die Staatsbeamten, welche dem König Joachim gedient hatten, wurden mit Schonung behandelt und meist beibehalten. Der König schien ernstlich gesonnen, das zu erfüllen, was er in Messina freiwillig versprochen hatte.

Allein bald verfiel die ganze Staatsverwaltung wieder in ihre alte Erschlaffung. Der König konnte seine Vorliebe für die, welche ihm nach Sicilien gefolgt waren und mit ihm zurückkehrten, nicht mäßigen. Er ließ die Staatsbeamten Mürats auf ihren Stellen, aber er sprach nicht mit ihnen. Alle Gunst- und Gnadenbezeugungen waren nur für die Sicilianer, sie wurden

Digitized by Google

in der Armee vorgezogen, und ihnen gesetzliche Vortheile in der Beförderung eingeräumt, welche Graf Orlow weitläuftiger als Carascosa auseinandergesetzt hat, und welche nothwendig bei den übrigen eine große Erbitterung hervorbringen mußten. Gegen die begünstigte Partei und ihre Schützlinge gab es kein Mittel, Gerechtigkeit zu erlangen. Wenn man den Ministern anzeigte, daß der oder jener sich in seinem Amte großer Unterschleife oder anderer Unordnungen schuldig gemacht habe, so war die Antwort sehr oft: „Er ist mit in Sicilien gewesen, der König begünstigt ihn!" Ein Capitain von des Königs Regiment gab zu Capua einem siebenzigjährigen Mann, Aufseher der Militairgebäude vor aller Augen einen Schlag mit dem Stocke, wovon derselbe todt zu Boden stürzte. Aber er war mit in Sicilien gewesen, er wurde frei gesprochen. Ein Kriegscommissair wurde eines beträchtlichen Unterschleifs überwiesen, und bot Ersatz an. Auf Verlangen eines Generals wurde ihm der Proceß gemacht, aber das Gericht erklärte ihn für unschuldig. Ein Capitain kam wegen einer groben Nachlässigkeit in Arrest. Er schrieb einen unverschämt trotzigen Brief an seinen General, worin er sagte: „Der König kennt mich und meine Familie und unsere Ergebenheit; er kennt auch den Herrn General." Wirklich kam auch ein Befehl, ihn des Arrests zu entlassen. Kein Vorgesetzter wagte mehr die Untergebenen zu strafen, und bald führte dies zu einer allgemeinen Straflosigkeit aller Verbrecher, wenn sie sich nur auf irgend eine Weise die Gunst der Richter erkaufen konnten. Darunter mußte die Sittlichkeit des Volkes und das Ansehen der Gesetze nothwendig zu Grunde gehen. Wo aber diese beiden vernichtet sind, und der Mensch keinen andern Zügel seiner Begierden mehr hat, als das Maß seiner eignen Kraft, da muß man sich nicht wundern, wenn er auch Empörungen und Revolutionen nicht mehr scheut. In Neapel, sagt der Verf. sehr richtig, wurde dies moralische Verderben des Volkes um so größer, als das letztere durch das Clima zur Trägheit und Sinnlichkeit verleitet wird, und im Laufe von 15 Jahren nicht weniger als vier Regierungsveränderungen, eine zweimalige fremde Invasion und eine zweimalige Restauration vorgegangen waren.

Wir müssen hinzusetzen, daß auch zu dieser Demoralisation des Volkes von oben herab mit der höchsten Unvorsichtigkeit mitgewirkt worden war. Die Banden, welche Cardinal Ruffo im J. 1799 organisirte, und die Aufhetzung des Pöbels gegen die bestehende öffentliche Macht, welche, ungeachtet sie nur eine usurpirte war, dennoch in den Augen des Volkes nicht ganz entwürdigt werden durfte, konnte keine andre Wirkungen hervorbringen, als die Volksmasse überhaupt der gesetzlichen Ordnung und des Gehorsams zu entwöhnen. Was soll man aber dazu sagen, daß der König Ferdinand selbst in seinen Proclamationen aus Palermo im J. 1815 eine Constitution verhieß, welche auf den Grundsatz der Volkssouverainität gebaut werden sollte? Wurde nicht dadurch das Volk selbst muthwillig zu dem Gedanken verleitet, daß alle Regierungsgewalt, und deren Organismus von ihm selbst ausgehn und beliebig verändert werden könne.

Jene Entzweiung des Volkes, wovon oben die Rede war, glaubte die Regierung benutzen zu können, um eine Partei durch die andere zu bekämpfen. Der Gesellschaft der Carbonari, welche man früher gegen die französische Regierung gebraucht haben soll, und welche dadurch überhaupt eine Tendenz zur Opposition erhalten hatte, setzte man die Calderari entgegen, eine in Sicilien entstandene Verbindung, deren erste Mitglieder neapolitanische Flüchtlinge gewesen waren. Zum Unglück ließ man sich auch hier von dem Scheine einer blinden Ergebenheit blenden, welcher so oft nur der Deckmantel niedriger Gesinnungen und Leidenschaften seyn muß, und nahm in diese Gesellschaft auch alle diejenigen auf, welche aus ihrem Vaterlande schlechter Handlungen wegen geflohen waren. Menschen aus den niedrigsten Classen, von der tiefsten Verdorbenheit, und alle welche sich im J. 1799 und in den kritischen Momenten der Müratschen Regierung durch Fanatismus, Raub und Mord ausgezeichnet hatten, machten den Kern dieser würdigen Verbindung aus.

Auch dies war ein um so größerer Misgriff, als damals die Gesellschaft der Carbonari, wie der Verfasser behauptet, beinahe ganz erloschen und halb vergessen war. Ueber den letzten Ursprung und ihre frühere Geschichte sagt er nichts bestimmtes, nur so viel, daß der Sage nach die erste Loge derselben 1807 in einem Schweizer-Regiment zu Capua errichtet worden sey, von wo aus sie sich in das ganze Land verbreitet habe. Carascosa hat ihr niemals angehört, und ist mit Recht gegen alle diese politischen Umtriebe durch geheime Gesellschaften aufgebracht. Von ihrer religiösen Tendenz, einer so zu sagen protestantischen, indem sie gegen die Tradition auf die ursprünglichen Lehren der heiligen Schrift zurückwiese, wie Graf Orlow behauptet, weiß unser Verf. nichts, wohl aber daß sie unter Joachims Regierung von einer auswärtigen hohen Person gekannt und begünstigt worden sey, daß sie eine entschiedene feindselige Bestimmung gegen ihn gehabt, und im J. 1812 den Aufstand gegen ihn in Calabrien, im J. 1815 aber die Auflösung seiner Armee bewirkt habe. Sie hatte ihren (politischen) Zweck erreicht; man hatte sie aus den Augen verloren, und sie hatte ihre Logen (Vendite) und Arbeiten beinahe ganz eingehen lassen, als die allgemeine Furcht vor den Calderari sie wieder, und wie man dies öfter und anderwärts erlebt hat, zu ganz entgegengesetzten Absichten, zu neuer Thätigkeit erweckte.

(Der Beschluß des ersten Artikels folgt.)

---

## Bemerkungen über den Instinkt.

Die Natur hat den Menschen gleich den Thieren einen gewissen Trieb gegeben, der der ganzen Arzneiwissenschaft zum Grunde liegt, der Aerzte bildete; ehe sie eine Facultät mit dem Doctorhute bekleidete. Die Menschen würden ohne ihn

bald ausgestorben seyn. Er ließ sie auffinden, was ihr Wohlseyn förderte, und das vermeiden, was es stören konnte. Er zwang sie oft dazu, selbst wenn sie sich seiner nicht bewußt waren. Wer lehrte sie das Auge schließen, wenn zu schnell einbrechendes, zu heftiges Licht blenden würde? Wer zwingt sie zu nießen, wenn scharfe Dünste in die Lunge dringen? In Krankheiten ist der Instinkt die Stimme der heilenden Natur. Der Arzt, von Systemsucht getäuscht, widerstrebt ihm und vernichtet so ihre wie seine Bemühungen. Im entzündlichen Fieber, in vielen Ausschlagskrankheiten lehrt er nach dem Wasserkruge greifen, in kühler Luft liegen. Wie viel Tausende sind durch Blattern, Scharlachfieber, Masern u. s. f. ins Grab gesunken, weil der Arzt heiße Stuben, erhitzende Federbetten, warme, hitzende Getränke empfahl! Der weise Arzt achtet um so mehr auf diesen Trieb der Natur, je öfterer er von ihm seine Weisheit beschämt sah. Ein Bauer, erzählt Solenander, lag an einem heftigen Fieber darnieder. Sein Arzt und alles gab ihn auf. „Habt ihr noch zu Etwas Appetit?" fragte der erstere. „Herr," sagte der Bauer, „mein Lebelang lag ich auf Stroh, aß Käs' und Brot und Zwiebeln. Gewährt mir das, weiter nichts." Der Arzt hatte nichts dagegen. Er trank zu seiner Mahlzeit eine Menge kaltes Wasser und — früh Morgens ging er in der Stube umher. Ein anderer warf alle Arzneien weg, trank Doppelbier und — genaß in kurzem. Oft gründet sich der Widerwille des gemeinen Mannes gegen Arznei und vorgeschriebene Diät nur auf diesen vom Arzt verkannten Trieb. — Was ist er aber? Wer ihn erklären könnte, möchte eben so gut das Wesen der Schwerkraft, der Abstoßungskraft u. s. f. darthun. Jeder Körper strebt in der kürzesten Linie dem Mittelpuncte der Erde nahe zu kommen. Jeder sucht sich durch die geeignetesten Mittel zu erhalten. Die dazu nöthige Weisheit ist gleichsam mit jedem thierischen und Pflanzenkörper aufgewachsen und bleibt ihm bis zum letzten Augenblicke seines Daseyns. Wie aber jede Kraft ihre Grenzen hat, so hat es auch diese, und so scheinen manche Thiere innerhalb derselben die weisesten, während sie, tritt sie zurück, als die dümmsten dastehen. Dieselbe Henne brütet eben so eifrig über einem Stück Kreide wie über ihrem Ei. Der Krebs sprengt sich die eigne Scheere ab, weil er sie nicht von der eines Feindes unterscheiden kann. Der Strauß verschlingt die unverdaulichsten, ihm tödtlichen Dinge. Der Tiger verzehrt seine eigne Brut, und die Lerche steigt in dem Meere so gut in die Lüfte als auf dem Lande, um dann beim Herabschießen oft in den Fluthen umzukommen. Beweis genug, daß hier eine mit blinder Kraft ausgerüstete Maschine wirkt und daß also dieser Trieb beim Menschen noch durch die Vernunft geleitet werden muß, wenn er nicht auch bei ihm statt heilsamer verderbliche Wirkungen haben soll. Alles hat seine Grenzen, wie sollte diese Kraft sie nicht auch haben. Wie drängt es uns, kaltes Wasser, kühle Luft zu haben, wenn wir recht erhitzt sind. Sie geben uns den Tod, sind wir nicht Herren des Triebes, der uns so oft zum Nützlichen leitet. Selbst sich ganz entgegen wirkt oft derselbe. Der Wasserscheue dürstet nach dem Wasser, das seine Qualen, wenn er es nur sieht, aufs neue rege macht. Eben hierin liegt die Schwierigkeit, bei Kranken zu beurtheilen, in wieweit dem Instinkte nachzugeben sey oder nicht, und sie ist noch durch die künstlichere Lebensweise, welche die Richtung desselben veränderte, hier schwächte, dort auf verkehrte Weise stärker werden ließ, vermehrt worden.

20.

## Die Rheinfahrt. Berlin bei Späthen 1823.

Dies kleine, im Balladenton gesungene Gedicht ist keins von den gewöhnlichen Producten, an welchen nichts poetisches zu seyn pflegt als etwa der Reim, der so manches Ungereimte zu Tage fördert. Auch gehört es nicht zu der beschreibenden Klasse, eine Aftergattung, die wie ein Unkraut, besonders in der englischen Literatur, die Poesie zu überwachsen und zu ersticken droht. Der Dichter hat sich weislich mit schöpferischen Andeutungen begnügt und besonders glücklich alte Sagen benutzt, so wie Erinnerungen, die sich an diesen und jenen Ort knüpfen. Wir wollen einige besonders wohlgelungene Verse ausheben.

### Ursprung.

Wir grüßen deine Wellen
In dieser Sonnengluth,
O Rhein, der aus den hellen,
Den reinen Alpenquellen
Schöpft diese grüne Fluth.

Von schneebedeckten Höhen
Aus deiner Wiege fort
Sieht man dich niedergehen,
Und wie mit Sturmeswehen
Eilst du von Ort zu Ort.

### Rheinfall.

Durch Klippen braust mit Toben
Der Held wuthschäumend her;
Es stürzt die Fluth von oben,
Laut donnernd, glanzzerstoben,
Hoch durch die Felsenwehr.

Noch ringt mit den Gewalten
Bewachsenes Gestein,
Jahrtausende durch halten
Die riesigen Gestalten
Sich bebend ob dem Rhein.

Und wie die Donner schallen,
Wie's oben tost und braust;
Die Wasser unten wallen
Im säuselnden Verhallen,
Ein See voll stiller Pracht.

### Main. Göthe.

Sieh dort am Wellentanze
Des Sängers Wiege stehn;
Wie strahlt im Lorbeerkranze
Der Greis vom Jugendglanze
Der ew'gen Sternenhöhn!

Wo man die Kaiser krönte,
War Er zum Licht erwacht;
Doch, was das Seyn verschönte,
Was mächtig uns ertönte,
Ist mehr als Kaiserpracht.

### Königsstuhl.

Wohl denkt man hier der Zeiten,
Als in der Küre Macht
Zum Stuhl die Fürsten reiten,
Des Reiches Schiff zu leiten
Mit Rath und Schwert und Acht.

Laßt uns die Stätte sehen —
Der Königsstuhl, er stand
Wo wir vorübergehen!
Er ist nicht mehr — doch stehen
Bleibst du, mein Vaterland.

101.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 231.

7. October 1823.

## Ueber drei ältere deutsche Trauerspiele.

### 1. Emilie Galotti, von Lessing.

In unserer Literatur hat wohl kein dramatisches Werk so viele und so ganz entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren, als dieses Trauerspiel; und diese Verschiedenheit der Ansichten ist noch immer keineswegs ausgeglichen: von Einigen wird es als ein Meisterwerk angestaunt und gepriesen, indeß Andre darin nur eine verfehlte Tragödie erblicken, welcher allein der berühmte Name des Verfassers und der Umstand, daß ihm kein besseres vorangegangen, zu solcher Auszeichnung verholfen habe. Da drängen sich Jedem die Fragen auf: Ist es denn so unendlich schwer, über den wahren Werth dieses Werkes aufs Reine zu kommen, und ist wohl nicht blos Mangel an reiner Unbefangenheit schuld, daß dies nicht schon längst geschehen ist? Die unbedingten Lobredner glauben, an den Manen des großen Lessing's zu freveln, wenn sie sich nicht jedem Tadel widersetzen; die Tadler hingegen, auf dessen unumwundne Erklärung, daß er kein wahrer Dichter sey, sich stützend, meinen, dieser Tragödie schlechterdings allen tragischen Geist absprechen zu dürfen. Wahrscheinlich fände ihr Tadel nicht so entschiedenen und so leidenschaftlichen Widerspruch, wenn er weniger unbedingt und absprechend wäre; und der Streit wäre längst geschlichtet, hätten sich nicht beide Theile so schroff einander gegenüber gestellt. Es mag daher ein Versuch, beide Theile durch eine unbefangne Prüfung des Lobenswürdigen und Tadelswerthen dieses Trauerspiels, wenn auch nicht ganz zu versöhnen, doch einander näher zu bringen, noch immer an der Zeit seyn.

Sicherlich wird Jeder, wenn er beim Schlusse des vierten Actes angelangt ist, gestehen müssen, daß die Composition nach allen ihren Theilen, man mag nun auf die Charakteristik der Personen oder die Verknüpfung der Handlungen und Begebenheiten sehen, ein mit sich selbst in völligem Einklang stehendes Ganzes bildet; alles und jedes steht im besten Zusammenhang; eines wird durch das andre bedingt; die Exposition ist überaus klar, befriedigend und voll dramatischen Lebens; eine interessante Scene folgt auf die andre; nirgends ist ein lästiger Stillstand; alles schreitet rascher und doch nicht übereilten Ganges dem letzten Ziele zu: kurz, man kann nicht umhin, an der schönen Uebereinstimmung alles Einzelnen zum Ganzen sich zu erfreuen. Und diese Freude wird noch erhöhet, indem man, so sehr auch in der ganzen Anordnung und Verknüpfung vornehmlich ungemeine Verständigkeit, Scharfsinn und zweckmäßige Berechnung sich kund gibt, dennoch auch echt tragische Motive wahrnimmt, wie die Erscheinung des leidenschaftlich verblendeten, unbehutsam zudringlichen Prinzen neben Emilien in der Kirche, die wundersame Schwermuth ihres Bräutigams, welcher er sich nicht erwehren kann, ihr ahnungsvoller Traum und die noch ahnungsvollere Deutung dieses Traums, und späterhin der Zufall, daß die Gräfin Orsina in dem Wahne, der Prinz habe ihren Brief gelesen, auf dem Lustschlosse nicht lange vor dem wichtigen Momente eintrifft, wo der alte Odoardo seine Gemahlin und Tochter aufzusuchen kommt.

Macht nun auch dieses harmonische Ganze der vier ersten Aufzüge mit seinen tragischen Motiven einen wahrhaft tragischen Eindruck? Diese Frage läßt sich nun wohl nicht schlechthin bejahend beantworten; höchstens kann man sagen, man habe eine Anwandlung von tragischem Gefühl und zumal in der leidenschaftlichen Scene der Gräfin Orsina mit Odoardo. Im Ganzen bleibt doch immer nur die Empfindung vorherrschend: nach dem, was geschehen, ist leicht noch ein ähnliches Unheil zu erwarten, wie die meuchlerische Ermordung des Grafen Appiani; denn dem Marinelli darf man das Böseste zutrauen, da kein Mittel ihm zu abscheulich ist, wenn es nur zu seinem Ziele führt und dazu dient, ihm die Herrschaft über den Prinzen länger zu sichern und immer mehr zu befestigen. In dem fünften Aufzuge erfolgt nun zwar nicht ein bloßes Unheil: Odoardo vollbringt eine That, welcher man an sich das Tragische nicht absprechen kann. Allein, war eine solche That wohl zu erwarten, stimmt sie zu dem Ton des Ganzen und ist darin irgend eine Nothwendigkeit zu entdecken? Eine solche Nothwendigkeit darzuthun, möchte wohl Keinem gelingen. Das künstlich Besonnene der Katastrophe macht sich sogar in der Sprache nur zu fühlbar, zumal in dem, was Emilie äußert, als sie von ihrer Verführbarkeit spricht und den Vater zu der doch immer höchst gräßlichen That anzutreiben strebt. Wie gesucht, wie wenig täuschend sind überdies die Scheingründe, die der

sonst so gewandte und so vorsichtige Marinelli vorbringt, um die Nothwendigkeit zu beweisen, daß Emilie von Vater und Mutter einstweilen getrennt werde! Sollte er denn gar nicht ahnen, daß Odoardo den wahren Hergang völlig durchschaut, da er doch weiß, wie die Gräfin Orsina die ganze Intrigue verrathen hat, und wie sie sich wegzubegeben weigerte, als Odoardo erschien, und wie sie hierauf mit diesem eine lange Unterredung hatte?

Wer auch genau den Eindruck beobachtet, welchen die Katastrophe auf die Zuschauer zu machen pflegt, dem kann es nicht entgehen, wie sich in ihren Mienen eine gewisse Befremdung zeigt; es ist, als wollte jeder sagen: Nein, einen solchen Ausgang hätte ich doch nun und nimmermehr erwartet!

Die unbedingten Lobredner ehrten vor allen die Charakteristik des Marinelli als ein vollendetes Meisterstück. Man kann in dieses Lob auch wohl einstimmen, wenn man von der eben gerügten, viel zu gesuchten, daher sich selbst zerstörenden und überdies nicht motivirten List absieht. Allein in tragischer Hinsicht möchte dieser Marinelli keine ganz glückliche Figur seyn. Wie sein Charakter am vollständigsten ausgeführt ist, so ist auch der Intrigue mehr Raum gegeben, als einem Trauerspiele zukommen möchte. Dadurch wird der Verstand ganz besonders in Anspruch genommen, was doch nur bei den wenigsten Intriguenstücken der Fall seyn darf. Marinelli zieht die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich; ja man kann ihn fast als die Hauptperson betrachten; selbst die Worte, womit der Prinz das Trauerspiel beschließt, mahnen an ihn als die Hauptfigur. „Gott! Gott!" ruft der Prinz aus, „ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind? müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" — Und dieser Prinz — richtiger wäre wohl die Benennung Fürst, da man regierende Herren nicht Prinzen zu nennen pflegt — dieser Prinz ist gleichfalls eine ziemlich untragische Figur bei seiner Charakterlosigkeit und bei einer Schwäche und Verderbtheit, die ihn dem Marinelli fast noch unterordnet. Wenn er unter andern gegen diesen äußert: „Ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur muß es ein kleines stilles Verbrechen, ein kleines heilsames Verbrechen seyn;" so weiß man in der That kaum, wen man geringer achten oder mehr verabscheuen soll, ob ihn oder seinen Günstling.

Die Diction entspricht dem nicht tragischen Tone und ist ganz der edlern Sprache des Umgangs gemäß; hin und wieder läßt sich in der Accentuirung und Wiederholung mancher wichtigen Worte, so wie in einigen zugespitzten Reden etwas von Manier spüren.

Allein bei dem Allen ist dieses dramatische Werk doch immer ein sehr ausgezeichnetes und achtungswerthes, und mit den neuern tragischen, mitunter hochgepriesnen Dramen unserer neuern Dichter verglichen, ein Meisterstück zu nennen. Dieses mögen die Tadler bedenken, welche das Stück ganz und gar verwerfen; aber auch seine Lobpreiser mögen erwägen, daß man es nur durch einen Machtspruch für eine musterhafte Tragödie erklären kann.

## 2. Julius von Tarent, Trauerspiel von Leisewitz.

Mit diesem Trauerspiele verhält es sich in mehr als einer Hinsicht wie mit dem vorigen. Man hat es eben so, wie Emilie Gallotti, welche man als dessen Vorbild ansehen kann, als ein Meisterwerk gepriesen, und manche seiner Bewundrer klagen, daß es so selten auf der Bühne erscheint und daß, wenn dies geschieht, der Beifall, den es findet, nicht gar groß ist. Es möchte aber dieser geringe Beifall seinen guten Grund haben. Denn was zuförderst die Composition anbelangt, so ist diese bei weitem nicht so kunstreich, als die des Lessingschen Trauerspiels; es macht sich darin eine gewisse Einförmigkeit fühlbar. Das Stück schreitet zwar von Scene zu Scene vorwärts, aber doch mit merklicher Langsamkeit, und dieses, ihr rasches Fortschreiten, fällt um so mehr auf, da überdies durch die vielen, größtentheils gekünstelten Betrachtungen und Reflexionen, womit alle Personen ohne Unterschied ihre Motive ausstatten, so daß sie sich selbst gern zu hören scheinen, die Entwickelung bedeutend gehemmt und das dramatische Leben sehr geschwächt wird. — Nur von der Katastrophe kann man sagen, daß sie befriedigender motivirt ist und daher nicht so befremdend wirkt, wie die der Emilie Galotti. Sie ist aber auch das Einzige, das einen tragischen Eindruck macht. In allen übrigen wird der höhere Geist und Ton, wie die Tragödie ihn verlangt, nur zu sehr vermißt, und man findet darin nicht einmal solche einzelne tragische Motive, wie in dem Trauerspiele von Lessing. Sehr leidenschaftlich äußern sich zwar die Hauptpersonen, aber dieses Leidenschaftliche ist von der schwächlich krampfhaften Art und macht sich in empfindsamen, öfters empfindelnden Herzensergießungen Luft, nur zu sehr an die Periode erinnernd, wo die thränen- und seufzerreiche Liebesgeschichte des Siegwart der Lieblingsroman der deutschen Lesewelt war.

Schon aus dieser, durch das Ganze herrschenden Empfindseligkeit und aus dem Ueberfluß von meistens gesuchten und zugespitzten Reflexionen und Bemerkungen, läßt es sich hinreichend erklären, daß dieses ehemals höchst beliebte Trauerspiel gegenwärtig nicht mehr anspricht, und es ist in der That zu verwundern, wie Lessing dies Stück so über alle Maßen loben mochte, da er doch an der empfindsamen Redseligkeit unmöglich Gefallen finden konnte, wie schon aus dem Tadel erhellt, den er über Werther's Leiden ergehen ließ.

Die schwärmerischen Extasen des weichlichen Julius und seiner geliebten Bianka, kann man als ein Aeußerstes von Empfindsamkeit betrachten, so daß es bei einzelnen Stellen Mühe kostet, ganz ernsthaft zu bleiben. So z. B. wenn Julius ausruft: „Ich habe ein Herz und bin ein Fürst — das ist mein Unglück! — wie soll ich meinen Hunger nach Empfindung stillen! — mein Mädchen nimmt man mir! — und kein Fürst

Digitized by Google

hätte jemals einen Freund." — Oder wenn er in einem Selbstgespräche sagt: „Ein Fürstenthum für Dich verlieren, Bianka, das ist kein Opfer — das heißt ja blos sich in Freiheit setzen — und Deinetwegen wollt' ich ja Jahre lang mein Leben in dem tiefsten Kerker hinziehen, in den von dem erfreulichen Licht nur so viel Strahlen fielen, als hinreichten, Dein Gesicht zu erleuchten — Bianka sehen? — in diesem Augenblicke sehen? — freilich kostet mir dieses Sehen meine ganze Ruhe; — Hm, das ist nur ein elender Rest, und Ein Blick von ihr wäre der tiefsten Ruhe des größten Weisen werth." —

Seine geliebte Bianka überbietet, wo möglich, noch seine schwärmerischen Empfindeleien, wenn sie in einer Art von Verzückung ausruft: „Ja ich sehe schon die Fackeln im Kloster und höre die Tritte der Pferde und das Geräusch der Segel — Ha — jetzt sind wir da — in dem entferntesten Winkel der Erde! — diese Hütte ist klein; — Raum genug zu einer Umarmung. — Dies Feldchen ist enge — Raum genug für Küchenkräuter und zwei Gräber; und dann Julius, die Ewigkeit; — Raum genug für die Liebe!" — Diesen Ausbruch der in überzärtlichen Empfindungen sich wiegenden Liebesschwärmerei, erreicht Julius so ziemlich, wenn er zu seinem Freunde Aspermonte sagt: „Ach, geben Sie mir ein Feld für mein Fürstenthum und einen rauschenden Bach für mein jauchzendes Volk! — einen Pflug für mich und ein Bett für meine Kinder!" — Den Monolog neben dem Leichnam ihres Geliebten, schließt sie mit den Worten: „Das (die abgeschnittne und um den Finger gewickelte Locke von seinem Haupte), das ist der Trauring, den ich meinem Kummer geben will, mich nicht von ihm zu scheiden, es sey denn, daß uns der Tod scheide — ist das Strafe genug für eine Mörderin — O, ich will thun, was ich kann — Hier lege ich Dir das Gelübde eines beständigen Leidens ab (küßt ihn), hier hast Du alle meine Freuden (küßt ihn), hier hast Du mein ganzes Glück — Nimm sie, Julius — Seine Mörderin, seine Mörderin! umsonst lasse ich die Spitze des Gedankens auf meine Seele fallen, der Tod versteht den Wink nicht." —

So gekünstelt, wie diese letzten Worte, sind die meisten Reflexionen. Gleich zu Anfang sagt Julius zu seinem Freunde: „Glauben Sie es, unsre Seele ist ein einfaches Wesen — hätte diese Last, die diese Nacht auf der meinigen lag, wie Zusammengesetztes gedrückt, die Fugen der Theile hätten nachgelassen und der Staub hätte sich zum Staube versammelt." — „Glauben Sie es," sagt die Hofdame Portia zu der amazonenhaften Cäcilie, „Bewunderung ist eine kitzelnde Speise, denn ich versichre Sie, nichts in der Welt sättigt mich so leicht. — Und sich immer räuchern zu lassen, dazu gehört die göttliche Nase eines Gottes oder vielmehr die hölzerne seiner Bildsäule." — Späterhin macht Julius die Bemerkung: „Die mächtigsten Triebe und Kräfte brütet der Strahl der Liebe in unserm Innersten, das zu erwecken der Strahl jeder andern Leidenschaft zu kurz ist, und nur ein Verschnittner mag sagen: die Menschheit ist schwach!" —

Des ehrgeizigen Guido wilde Leidenschaftlichkeit ist nicht minder krampfhaft als die seines Bruders, so daß er öfters das Ansehen eines Pochers und Prahlers gewinnt. So sagt er einmal: „Wenn das Chimairen sind, so gebe ich nicht den Degenknopf für den ganzen Werth des Menschengeschlechts. Aber ich fühle es hier (indem er sich an die Brust schlägt), daß ich Wirklichkeiten denke." — und kurz darauf sagt er von sich selbst: „Guidos Entwürfe können alle zerstört werden, aber er gibt keinen einzigen auf. Ich wette gern mit dem Schicksale. Laß es die Ausführung meines Entschlusses sagen, ich setze mein Leben — mich däucht, das Spiel ist nicht ungleich. Da ist meine Hand, schlagen Sie im Namen des Schicksals ein." —

Der alte Fürst ist noch am besten gerathen, wiewohl auch er einen merklichen Anstrich von Empfindsamkeit hat, so daß man sich doch verwundern muß über die Entschlossenheit, welche er am Schlusse zeigt.

Was nun aber dem Julius von Tarent vollends den Stab bricht, ist die Braut von Messina, diese herrliche Tragödie, die bei ihren leicht zu entdeckenden Unvollkommenheiten alle übrigen tragischen Dramen des großen Dichters an Schwung der Phantasie, an jugendlich frischer Begeisterung und an Hoheit der Gedanken übertrifft.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Mémoires historiques politiques et militaires sur la revolution du Royaume de Naples etc.

(Beschluß des ersten Artikels aus Nr. 230.)

Die Carbonari hatten ihren Sitz damals mehr in den mittlern und höhern Regionen der bürgerlichen Gesellschaft. Als man nun die geheimen Zusammenkünfte der Calderari wahrnahm, als man die abscheulichen Elemente dieser unreinen Masse kennen lernte, ihre drohenden Reden hörte, und den Schutz, welchen sie von oben herab genossen, bemerkte: so war die Besorgniß sehr natürlich, daß wieder politische Reactionen, wie im J. 1799 im Werke seyen. Rechtliche Leute, besonders die Grundeigenthümer suchten dem Uebel mit gleichen Waffen zu begegnen, und dazu bot eine Erneuerung der Carbonari das natürlichste Mittel. Sie war die Form in welcher sich in jeder Gemeinde die Wohlhabenden und Wohlgesinnten an einander schlossen, um den Plünderungen, Brandstiftungen und Mordthaten, womit sie von den Calderari laut bedroht wurden, wirksamen Widerstand zu leisten.

Diesen achtungswerthen Charakter behielt aber auch sie nicht lange. Sie suchte sich zu verstärken, um ihren Zweck gegen die Calderari desto besser zu erreichen, und

d by Google

der letzten schon durch ihre Masse zu imponiren. Daraus entsprang eine Geneigtheit, neue Mitglieder aufzunehmen, welche ihr eine große Menge sehr schädlicher Elemente zuführte. Man hielt die Carbonari im allgemeinen für Anhänger einer constitutionellen Monarchie, wie denn in allen Ländern der Wunsch einer festern Herrschaft des Gesetzes sich in dem gebildeten Mittelstande am frühesten erzeugt und am bestimmtesten ausspricht. Denn den Mittelstand treffen fast allein sowohl die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen, als die Ausschweifungen und Gesetzwidrigkeiten des Pöbels, während auf der andern Seite die wahre Cultur ihren Sitz ebenfalls in der Mitte des Volkes hat, und das Bedürfniß, wie die Kenntniß eines wohlgeordneten Zustandes gesetzlicher Sicherheit und echter Freiheit sich hier am ersten entfaltet.

Anfangs, als die Logen der Carbonari, Kohlenbuden (Vendite) genannt, nur noch wohlhabende und angesessene Leute in ihrer Mitte zählten, war es gewissermaßen eine Ehrensache unter sie aufgenommen zu werden. Bald drängten sich aber auch alle diejenigen hinzu, welche mit der Regierung aus irgend einer Ursache unzufrieden waren. Denn um jene Zeit hatten die Grundeigenthümer selbst große Ursachen zur Unzufriedenheit. Die außerordentlichen Steuern, welche man in den letzten Kriegsjahren ausgeschrieben hatte, waren auch im Frieden beibehalten worden und belasteten die Landwirthschaft in der That mehr als sie ertragen konnte, zumal da die Getreideeinfuhr aus der Krimm die Preise immer auf einem sehr niedrigen Stande hielt. Von einer Constitution, jenem unbestimmten Begriffe, welcher sich den verschiedensten Vorstellungen der Individuen hingibt, erwartete man auch ein Mittel gegen diese Beschwerden, eine Verminderung der öffentlichen Lasten. Daran schlossen sich die jüngern Militairs an, die entweder schon unter Mürat Officiere gewesen waren, oder auf Officierstellen Ansprüche machten, ihre Aussichten auf Beförderung aber durch den gesetzlichen Vorzug derer, welche mit in Sicilien gewesen waren, beinahe ganz vereitelt sehen mußten. Dasselbe trat auch im Civildienst ein. Hätte nun wenigstens die Regierung, welche einmal die Veräußerung der Staatsgüter fortsetzen ließ, dabei den Ankauf durch Zahlungsfristen erleichtert, so würden eine Menge junger Leute auf diese Weise ihr Unterkommen gefunden haben. Aber mit unbegreiflicher (oder vielmehr sehr begreiflicher) Festigkeit wurde überall auf baarer Zahlung bestanden; wovon die Folge war, daß nur wenige kaufen konnten, daß das Grundeigenthum sich also, anstatt mehr vertheilt zu werden, noch mehr in wenigeren Händen concentrirte, daß die Staatsgüter zu außerordentlich geringen Preisen verkauft wurden, und die ganze Operation also hauptsächlich nur den von der Regierung vorgezogenen Familien neue Vortheile zuwandte. (Daher begreift sich auch jenes feste Beharren auf baarer Zahlung sehr gut).

Mit der Zeit wurden die Aufnahmen in die Carbonaria sogar zur Geldspeculation. Einige Menschen, welche sich eines höhern Grades rühmten, nahmen jeden ohne Unterschied auf, welcher eine bestimmte Summe erlegte. Zuletzt gingen selbst viele Calderari zu den Kohlenbrennern über, und wurden mit Freuden aufgenommen, ob es gleich nicht eben die rechtlichsten ihrer bisherigen Gesellschaft waren, sondern solche meistens entweder aus Ehrgeiz, oder späterhin in der Absicht verließen, ihre neuen Brüder theils zu verrathen, theils zu recht groben und gefährlichen Ausschweifungen zu verführen.

Demungeachtet war die Carbonaria vor dem Ausbruche der Revolution (vor dem zweiten Julius 1820) noch nicht sehr ausgebreitet. Carascosa meint, daß etwa der 25ste Theil der Bevölkerung dazu gehört habe, was aber wohl nicht von der Volksmenge überhaupt (denn dann wäre es außerordentlich viel), sondern nur von erwachsenen Männern und Jünglingen zu verstehen ist. In der Armee hatte damals noch kein höherer Officier daran Theil genommen, kein General, kein Oberster, selbst nur wenige Capitains, aber dafür eine desto größere Zahl von Unterofficieren, welche denn auch in der Folge, als sich während der Revolution alles in die Logen drängte, die Vorsteher derselben waren, und indem ihnen selbst ihre Obern hier untergeben waren, am meisten dazu beitrugen, alle Ordnung und Subordination in der Armee zu vernichten.

Schon vorher wurde die Carbonaria auf eben diese Weise der öffentlichen Ordnung höchst nachtheilig, wie alle Verbindungen ihrer Art es werden müssen. Ein Befehl, welcher der Brüderschaft nicht gefiel, wurde schlecht vollzogen; sollte einer davon verhaftet werden, weil er eines Verbrechens beschuldigt war, so warnten und halfen die Verbündeten zur Flucht; sollte er dennoch ergriffen werden, so brauchte er nur das Ordenszeichen zu machen, um Beistand zu finden, und selbst vor Gericht kam ihm dasselbe zu statten.

Dabei war allerdings durch die Schlaffheit, womit die vorhandenen Gesetze gehandelt wurden, und durch die eigenen Verheißungen sowohl Joseph Bonaparte's und Mürat's als Königs Ferdinand der Wunsch einer Constitution im Volke allgemein geworden. Aber die Masse des Volkes war sehr weit davon entfernt an eine gewaltsame Einführung derselben zu denken. Diejenigen unter den höhern Staatsbeamten, welche eine bessere, und gesetzlich-befestigte Ordnung der Dinge für nothwendig hielten, (Carascosa spricht hier offenbar von sich selbst) verabscheute dennoch (und mit Recht) jene Umtriebe geheimer Gesellschaften und noch mehr eine Revolution durch Empörung des Militairs. Daß eine solche wenigen und an sich unbedeutenden Menschen gelang, war nur durch eine Schwäche der Regierung möglich, welche sich in der folgenden Darstellung des Verfassers eben so grell, als mit allen Merkmalen der Wahrheit ausspricht.

29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 232.

8. October 1823.

## Zur Geschichte des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel.

### Erster Artikel.

Unter günstigen Vorbedeutungen, wie im günstigsten Augenblicke, läßt Robert Southey seine längst erwartete Geschichte des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel (History of the peninsular war) hervortreten, wovon bis jetzt der 1ste Band erschienen ist. Schon während des Kampfes sammelte er den Stoff dazu und war in den acht Jahren, die seit dessen rühmlichem Ausgange verflossen sind, eifrig bedacht, alle Mittheilungen zu benutzen, die Augenzeugen ihm lieferten. In dieser langen Zeit, sollte man meinen, hätte der Verfasser, wenn er zu unbefangener Beobachtung fähig oder willig wäre, auch etwas von dem wüthenden und unduldsamen Parteigeiste verdünsten lassen, dessen man ihn sonst beschuldigt hat. Aber der Hofdichter ist bekanntlich ein politischer Renegat, und es ist ihm, wie vielen Renegaten begegnet, daß er der neuen Meinung, zu deren Verfechtung er seit Jahren in den Schranken steht, mit eben dem heftigen und blinden Eifer zugethan ist, der ihn früher bei der Verfechtung republicanischer Ansichten über die Grenzen der Besonnenheit hinaus riß. Daher der fast wahnsinnige Haß, womit er alles ansieht, was Napoleon in der Staatsregierung, wie im Felde, gethan hat; daher die unwürdige Leidenschaftlichkeit, womit er selbst das Andenken trefflicher Landsleute schmäht, gegen welche die Machthaber, denen er schmeichelt, feindlich gesinnt sind, daher die beschränkte Ansicht der großen Bewegungen unsrer Zeit und der fortdauernden Wirkungen derselben, die ihn nicht selten zu den ungereimtesten Urtheilen verleitet. Längst widerlegte Mährchen, längst ausgepochte Verleumdungen werden, zuweilen offenbar gegen des Verfassers besseres Wissen, wieder aufgewärmt, und man glaubt oft nur den Wiederhall jener parteisüchtigen Stimmen zu hören, die mitten unter den Gährungen des erbitterten Kampfes die Gemüther zu erhitzen suchten. Schon in des Verfassers Vorrede zeigen sich so viele Spuren solcher Leidenschaftlichkeit, daß wir seine Versicherung, es sey seit Strada's Decaden aus der Feder eines Schriftstellers, der nicht selber Theilnehmer an den erzählten Begebenheiten gewesen, kein Geschichtwerk geflossen, das höhern Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen dürfe, kein unbedingtes Vertrauen schenken können. Da man bereits eine Verdeutschung dieses Werkes, vermuthlich auf die bloße Nachricht von dessen Erscheinung, angekündigt hat, so wollen wir uns etwas umständlicher damit beschäftigen und die Mängel und Vorzüge, die schon in dem ersten Bande so auffallend hervortreten, daß sich der Charakter des Ganzen ziemlich sicher bestimmen läßt, darzulegen suchen. Wenn auch das Werk nichts weniger als unparteilich ist, so scheint es doch im Ganzen in redlicher Ueberzeugung geschrieben zu seyn. Die untreue Färbung, welche des Verfassers vorgefaßte Meinungen und Leidenschaften seiner Erzählung gegeben haben, muß zwar den Werth der sonst geschickten und trefflichen Darstellung schmälern; aber er spricht seine Meinungen mit dreister Aufrichtigkeit aus, und es scheint sich kaum bezweifeln zu lassen, daß seine Ansprüche auf Glaubwürdigkeit, überall wo seine Leidenschaft nicht sein Urtheil trübt, wohl begründet sind. Der Reiz seiner Darstellung ist in hohem Grad anziehend, seine Schreibart klar und einfach, aber würdig und dem Gegenstand angemessen, ohne falschen Schmuck, ohne Geziertheit.

In der Einleitung sucht der Verfasser eine allgemeine Uebersicht des politischen und sittlichen Zustandes und der öffentlichen Stimmung in Spanien, Portugal, Frankreich und England kurz vor dem französischen Einfall in Spanien zu geben. Spanien und Portugal waren lange vor diesem Zeitraum in schnellem Rückschreiten gewesen. Die Bewegung, welche die französische Revolution sonst überall erregte, schien auf diese Länder so wenig gewirkt zu haben, als früher die Reformation. Unwissenheit, Verderbtheit und Gleichgültigkeit herrschten unter allen Volksclassen, und der Schlummer des Mittelalters schien ungestört fortzudauern. Die traurige Herabwürdigung ging aus zwei Ursachen hervor, aus der Tyrannei der Kirche und dem Aufhören der Cortes. „In andern Ländern — bemerkt Southey treffend — wo unbeschränkte Fürstengewalt gegründet war und das Papstthum gesiegt hatte, wurden beide in gewissem Grad durch die Ueberreste alter Staatseinrichtungen, durch die Nachbarschaft freier Staaten und den

Einfluß der Literatur und der Sitten gemildert, in Spanien und Portugal aber wurden fast alle Spuren der alten Verfassung vertilgt, und da nichts übrig blieb, das den Geist des Papstthums hätte einschränken können, so sah man hier ein merkwürdiges Beispiel seiner vollen Wirksamkeit." Wer an dem verderblichen Streben des Papstthums, wo es nicht durch gegenwirkende Kräfte gehemmt wird, noch zweifelt, richte nur seine Blicke auf den Zustand Spaniens in jener Zeit. Die Geistlichkeit, im Genusse der beiden großen Hülfsmittel der Macht, eines unermeßlich reichen Besitzthums *) und der unbeschränktesten und willkürlichsten Herrschaft über die Gemüther, war im Stande, ihre Gewalt durch Verewigung der Unwissenheit und des Aberglaubens, und durch das unselige Bündniß zwischen einem unduldsamen Glauben und einer schwachen und schlechten Regierung, zu befestigen. Das Volk wurde durch Hülfe der Inquisition nicht nur zum blinden Gehorsam eingeschüchtert und von jedem Zweifel an der Unfehlbarkeit ihrer Seelenhirten, von jeder Untersuchung des Betragens derselben abgehalten, sondern auch von jeder Art geistiger Gemeinschaft mit der übrigen Welt gänzlich abgeschnitten; es hatte, mit Bacon zu reden, den Tempel der Erkenntniß verriegelt und den Schlüssel weggeworfen. Ein solcher Zustand konnte nur so lange dauern, als Unwissenheit und Aberglaube allgemein waren; und diese trugen wieder dazu bei, den Charakter und die Sittlichkeit des Volkes zu verderben. Das Aufhören der Cortes hatte desto verderblichere Folgen, da es mit der Tyrannei der Geistlichkeit und der unglücklichen Wachsamkeit der Inquisition zusammen wirkte, den Geist des Volks herabzuwürdigen und jeden Funken der Freiheit und des Gemeingeistes auszulöschen. Regierung und Geistlichkeit blieben auf diese Weise ohne Gegengewicht, ohne Aufsicht, und die Höfe von Madrid und Lissabon wurden so despotisch, als Constantinopel und Ispahan; die Gesetze gewährten nicht nur keinen Schutz, sondern wurden auch nun als Werkzeuge der Tyrannei und Unterdrückung gehandhabt. Eine Erschlaffung aller Bande, welche die bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten, war die schnelle und unvermeidliche Folge davon; das Land wurde durch Räuber und Mörder beunruhigt; die beklagenswertheste Gleichgültigkeit verbreitete sich über alle Volksclassen, und das Heer wurde bald eben so sehr herabgewürdigt; mit einem Worte, jene Länder, die bald nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa durch Geist und Unternehmungslust allen Völkern vorleuchteten, waren durch die vereinte Wirkung des geistlichen und bürgerlichen Despotismus so verächtlich und unbedeutend geworden, daß sie in der Wagschale der Macht gar kein Gewicht mehr hatten. Southey sucht darzuthun, daß vor dem Einfalle der Franzosen die höhere Geistlichkeit eine allmählige und wichtige Umwandlung erlitten habe, die nicht sowohl durch die Wirkung der Gesetze oder der Gelehrsamkeit als durch den stillen und unmerklichen Einfluß des Zeitgeistes sey hervorgebracht worden, und daß dagegen die Sittlichkeit unter den niedern Ständen weit tiefer als unter den höhern gesunken sey. Es möchte schwer seyn, beides zu beweisen. Andre Beobachter sind gerade zu dem entgegengesetzten Ergebnisse gelangt, daß nämlich die höhern Classen weit verderbter und schlechter, als die niedern gewesen seyen, und daß man selbst auf der tiefsten Stufe der Herabwürdigung Züge bei dem Volke bemerkt habe, die noch Hoffnung auf Rettung gelassen, und daß unter allen Volksclassen in Spanien keine so nichtswürdig und verworfen gewesen sey, als eben der hohe Adel. Es ist ja bekannt genug, daß die einzigen kräftigen Beweise von Vaterlandsliebe, die Spanien nach der Entführung der königlichen Familie und während der fremden Herrschaft zeigte, von den niedern Ständen, von den Bauern, gegeben wurden. Unter den höhern Ständen fand man fast nichts, als Verräther und Schwachköpfe. Daher ohne Zweifel die Unfälle, welche die patriotischen Heere in dem Kampfe mit ihren Feinden erlitten. Sie hatten freilich mit erfahrnen, geübten Kriegern zu kämpfen, die ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über bewaffnete Bauern hatten, aber eben so gewiß ist es, daß, wenn einmal der Muth eines Volkes durch einen ungerechten Angriff erwacht ist, wenn die Flamme der Begeisterung sich unter demselben verbreitet und den Entschluß, selbst der überlegensten Gewalt, zu widerstehen, hervorgerufen hat; wenn die Masse eines Volkes die Waffen ergreift, eine Sache zu vertheidigen, welche seine Gefühle und Grundsätze zu seiner eigenen gemacht haben, daß dann die gewöhnlichen Berechnungen der Kriegsereignisse nicht länger Stich halten, und Kriegszucht und Kriegserfahrenheit doch endlich der K r a f t unterliegen, die sie nicht geben können und die sie meist nur schlecht ersetzen. Es war ein Unglück für die Spanier, daß man das Feuer ihrer Begeisterung verrauchen ließ, ehe man Vortheil davon gezogen hatte, und selbst als ihre Heere endlich gebildet waren, fehlte es an geachteten, geschickten und redlichen Anführern. Die Soldaten hatten kein Vertrauen zu ihren Officieren, und die Officiere eben so wenig zu den Soldaten. Daher, so oft die Heere sich selbst überlassen waren, Fehler, so plump und handgreiflich, daß sie selbst, wenn man die größte Unwissenheit voraussetzt, kaum erklärt werden konnten. Revolutionen haben in andern Ländern fast immer zur Entfaltung großer Kriegertalente Anlaß gegeben; auffallend aber ist es, daß sich während des spanischen Revolutionskrieges kein ausgezeichnetes Feldherrngenie entwickelte. Diese Thatsachen erklären die Herabwürdigung, worin Spanien und Portugal versunken waren, trotz allem, was Southey von

*) Es gab in Spanien vor 1807 an Geistlichen, Mönchen und Nonnen aller Art 180,242 Personen. Das Eigenthum frommer Stiftungen, so wie der Weltgeistlichen und der Klöster, rechnet man auf 1300 Millionen Thaler, an Gebäuden, Ländereien und sonstigem Eigenthum, ohne Zehnten und andre Abgaben in Anschlag zu bringen. Freilich mußten von diesem Eigenthum dem Staate beträchtliche Steuern gegeben werden.

Digitized by Google

dem Einflusse der Akademien in Madrid und Lissabon sagt, die sich wohl mit den Maurenkriegen und mit den Großthaten des Gonsalez und des Königs Sebastian beschäftigten, aber gegen alle wissenschaftliche Fortschritte der Ketzerländer eine stolze Verachtung zeigten.

Wir halten uns bei den Gemeinplätzen nicht auf, die Southey in der Darstellung der Ursachen der französischen Revolution vorbringt. Da er mit einer gewissen Classe von Schriftstellern, die auch unter uns ihre Anhänger haben, darüber sehr einseitig urtheilt und noch immer meint, daß die Keime des Republicanismus meist aus America eingeführt worden wären, aber kein Wort von dem abscheulichen Unterdrückungssystem spricht, das so lange auf Frankreich gelastet hatte und nothwendig in Trümmer zerfallen mußte, sobald das Licht der Erkenntniß unter dem Volke aufgegangen war. Es gibt Zeitpuncte, wo die Verbrechen, die Jahrhunderte hindurch gehäuft wurden, gleichsam in einen Augenblick unwiderstehlicher Kraft zusammengedrängt, den Muth eines empörten Volkes aufregen und unvermeidliche Rache und Vernichtung über seine Unterdrücker bringen. Ein solcher Augenblick war für Frankreich gekommen, aber davon weiß der Hofdichter nichts zu sagen, der zu jenen Glaubensgenossen zu gehören scheint, deren einer im neuesten Stücke (LVI. Julius 1823.) des Quarterly Review mit Gründen, die man mehr belachen, als zurechtweisen mag, behauptet, die Franzosen seyen während des größten Theils des 18. Jahrhunderts eines der glücklichsten Völker Europas gewesen. Daß die Wirkungen gewisser philosophischen Grübeleien bei der Hervorbringung der erstaunlichen und fast allgemeinen Bewegung in Frankreich, worüber so viel Unsinn geschwatzt und geschrieben worden ist, auch hier eine Rolle spielen, bedarf keiner Erwähnung, und daß Southey in der Schilderung und Beurtheilung des außerordentlichen Mannes, der die, von der Revolution in seine Hände gelegte ungeheure Gewalt so lange gebrauchte, zu einer des Geschichtschreibers unwürdigen Leidenschaftlichkeit sich hinreißen läßt, wie man sie in den schmutzigen Quellen der Zeitschriftsteller von 1804 bis 1814 findet, ist von ihm zu erwarten. Ohne uns hier darauf einzulassen, und längst widerlegte Anschwärzungen, wie z. B. die Vergiftung der Pestkranken vor Acre, noch einmal zu rügen, wollen wir nur in zwei Beispielen zeigen, wie Southey sich durch seine Parteilichkeit von dem Wege des ruhig und besonnen prüfenden Geschichtforschers ableiten läßt. Napoleon, sagt er, habe den Unglauben begünstigt, der von den Jacobinern, seinen ergebenen Anhängern, in Frankreich wie im Auslande, mit fanatischem Eifer sey befördert worden. Der Verfasser mußte wissen, daß Napoleon als Consul und als Kaiser sich eifrig angelegen seyn ließ, den alten Glauben herzustellen, Religion und religiöse Duldung zu begünstigen. Eben so unwahr ist es, wenn es auch seit 20 Jahren in vielen Schriften gesagt und von seichten Köpfen nachgebetet worden ist, daß die Jacobiner Napoleons ergebene und dienstfertige Anhänger gewesen seyen. Er gelangte nicht nur ohne ihre Mitwirkung, sondern selbst trotz ihrer Ränke, zur Obergewalt. Kannten sie doch seinen kräftigen Charakter zu gut, als daß sie unter seiner Herrschaft ferner zu gedeihen hätten hoffen können! Es war gleich anfangs sein Streben, allen Parteiungen ein Ende zu machen, die Frankreich entzweiten. Das Interesse des Volks war das seinige, nicht aber die Absichten einer raubsüchtigen und blutdürstigen Partei, deren Frevel die Revolution entehrt hatten. Die frühern Umwälzungen und Unordnungen, die während des wilden Kampfes der Parteien herrschten, hatten ihm die Lehre gegeben, daß seine Regierung, wenn sie sich befestigen sollte, volksthümlich seyn mußte, und um dies zu werden, war hauptsächlich nöthig, das Land von dem Unhold zu befreien, den es in seinem Schoße genährt hatte und mit starker Hand die Ruhe herzustellen. Aber wodurch hätte Napoleon diesen bittern Tadler entwaffnen und gewinnen können? Nichts war leichter. Er würde sich, sagt unser Geschichtschreiber, den Dank Europas, nicht nur der jetzt lebenden, sondern selbst künftiger Geschlechter, erworben haben, wenn er nach Erlangung der höchsten Gewalt, das Haus Bourbon hergestellt und — Italien als seinen Lohn behalten hätte. Keine neue Ungerechtigkeit, setzt er hinzu, wäre nöthig gewesen, dies auszuführen, und Niemand, der sich dadurch gekränkt gefühlt hätte, wäre im Stande gewesen, sich dagegen zu setzen. Seltsam genug, daß Southey hier dieselbe Lehre empfiehlt, die ihm Anlaß gibt, Napoleons politische Handlungen zu verdammen, nämlich daß Niemand, der sich durch diese Handlungen gekränkt fühlte, lange Zeit im Stande war, sich dagegen zu setzen! Zu solchen Ungereimtheiten verleitet der Parteigeist.

Die Erzählung der Ereignisse, die Napoleons Heeren Portugal und Spanien öffneten, ist befriedigend und klar, und wenn wir auch keine neuen Aufschlüsse erhalten, so erfahren wir doch manchen weniger bekannten Zug; wenn aber Southey darzuthun sucht, daß Godoy nicht von Frankreich bestochen worden sey, da Napoleon dem Manne, dessen gierigste Wünsche schon befriedigt gewesen wären, nichts habe bieten können, so vergißt er, daß dieser Mann in den geheimen Unterhandlungen mit Frankreich, das ihm ein Stück von Portugal versprach, doch gezeigt habe, daß er noch Wünsche hege. In hohem Grade anziehend ist die Darstellung der Begebenheiten in Portugal, die das große Drama auf der pyrenäischen Halbinsel eröffneten, und nirgend ist eine lebendigere und treuere Erzählung dieser merkwürdigen Umstände zu finden. Wir wollen ein Bruchstück daraus mittheilen, das die Ereignisse nach Junot's Einzuge in Lissabon darstellt. (Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber drei ältere deutsche Trauerspiele.

### 3. Romeo und Julie, von Weiße.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Dieses Trauerspiel, das ehemals ein Lieblingsstück war und jetzt gänzlich verschollen ist, bleibt noch immer

Digitized by Google

des Andenkens werth als ein auffallendes Beispiel, wie mit der Zeit sich die Ansichten auch in ästhetischen Dingen verändern. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede zur dritten Auflage von 1776, Shakspeares Tragödie dieses Namens würde auf der deutschen Bühne schwerlich Glück machen; sie habe auch bei allen Vorzügen viele wesentliche Fehler, unter andern vermissen wir darin „die Hauptkatastrophe von Juliens Erweckung, da Romeo noch lebt,“ und deshalb habe er eine neue Bearbeitung der schönen Novelle des Bandello und Luigi de Porto, welche der Britte nicht gekannt, unternommen, ohne übrigens mit diesem in einen Wettkampf sich einlassen zu wollen. Er nennt seine Bearbeitung ein bürgerliches Trauerspiel und gibt damit den Maßstab seiner Beurtheilung an. Betrachtet man das Stück hiernach und ohne allen Hinblick auf Shakspeare, so muß man bekennen, daß das Werk nicht ohne Verdienst ist. Ein gewisser natürlicher Sinn, eine einfache Wahrheit, eine herzliche Innigkeit läßt sich in den Aeußerungen der Hauptpersonen nicht verkennen; und nur hier und da wird man, besonders zu Anfang, an die weinerliche Empfindsamkeit erinnert, welche in jener Zeit so allgemein herrschend war; unter andern, wenn Julie, nachdem der verbannte Romeo von ihr Abschied genommen, trostlos in die Worte ausbricht: „Ja, Du hast recht, Laura; er mußte fliehen — o Laura, wenn ich nur weinen könnte! — mein Herz ... ach! es wird zerspringen, wenn keine Thränen ihm ... aber gleichwohl sind meine Wangen ganz naß? .. Sind das vielleicht Thränen, die mein Romeo geweint hat?“ — Und als nun ihre vertraute Laura erwiedert: „O er hat so viele Thränen über Sie vergossen,“ ... fährt Julie fort: „Hat er das? (Sie nimmt das Schnupftuch, drückt sie auf und küßt sie) der gute Romeo! ja, ja es sind seine Zähren, Zähren der Liebe — ach warum versiegt ihr?“ — Wie sehr das Stück vereinfacht und verbürgert ist, kann man schon an der weit geringern Anzahl von Personen abnehmen. Es treten außer den beiden Hauptpersonen nur auf: der alte Capulet — seltsam genug ist im Personenverzeichniß auch der alte Mantague aufgeführt, der dann nirgends erscheint! — dessen Gattin; Laura, Juliens Kammerzofe; Benvoglio, ein Arzt; und ein Diener des Romeo. In der ersten Scene erwartet Julie in der Stunde der Mitternacht den Romeo; in der zweiten entdeckt sie ihr Verhältniß zu ihm der Laura, da diese sie nicht allein lassen will, und in der dritten erscheint der verbannte Romeo, um Abschied zu nehmen. In gleich einfacher Weise geht das Stück seinen Gang fort und nur in der Katastrophe von Juliens Erweckung, da Romeo noch lebt, sucht es dem Shakspeareschen es zuvorzuthun; es kommt aber natürlich nur eine höchst peinliche, herzzerreißende Scene zu Stande. Uebrigens wirft der deutsche Dichter wie der brittische kaum einen Schatten von Schuld auf Julien: er läßt den Arzt das Stück mit den Worten schließen: „Hier liegen sie, die Lieblinge meiner Seele, die ich aus Liebe und Erbarmen der Verzweiflung entreißen wollte! traurige Folgen meiner Willfährigkeit! traurige Folgen eurer Unversöhnlichkeit, unglückliche Aeltern!“ — Gegen Shakspeares Werk gehalten, ist freilich dieses bürgerliche Trauerspiel nur ein bloßer Schattenriß zu nennen, und es bleibt immer sehr erfreulich, daß gegenwärtig jenes Meisterwerk, wenigstens auf der berliner Bühne, vorzüglich gern gesehen und im Ganzen gut und im Einzelnen vortrefflich dargestellt wird, was diejenigen bedenken mögen, die als Lobredner der vergangnen Zeit, von der gegenwärtigen fast immer nur mit Geringschätzung sprechen.

In seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit sagt Bouterweck: „Weissens Romeo und Julie ist, als bürgerliches Trauerspiel betrachtet, im Ganzen ein ziemlich gelungnes Stück; aber es wirft auch auf die Begriffe, die Weisse sich von dramatischer Vollkommenheit gemacht hatte, das ungünstigste Licht, weil es, nach der ausdrücklichen Erklärung des Dichters, eine Verbesserung des bewundernswürdigen Trauerspiels unter demselben Titel von Shakspeare seyn soll, dessen hinreißender Schönheit es sich kaum von weitem nähert.“ Dieses Urtheil muß etwas befremden, wenn man das vergleicht, was in der Geschichte der englischen Poesie über Shakspeares Romeo und Julie gesagt wird. Daselbst ist nämlich zu lesen: „In diesem Trauerspiele hat die Erfindung zwar ein tragisches Interesse, aber wenig Größe, und das ganze Stück hat Vieles von der Composition und dem Tone einer rührenden Novelle. Man darf es ein bürgerliches Trauerspiel nennen.“ Hiernach steht es also mit dem Weissenschen Stück auf derselben Stufe und es ist schwer zu begreifen, warum von diesem gesagt wird: es sey, als bürgerliches Trauerspiel betrachtet, im Ganzen ein ziemlich gelungnes Stück. Indeß Hr. Bouterweck liebt es bekanntlich, seinem Lobe immer gleich einen derben Tadel beizugeben, damit man ihn ja nicht für einen Enthusiasten halte; und so läßt sich dieser sonderbare Widerspruch sehr natürlich erklären.

101.

## Kleinigkeiten.

In Frankreich geht die Schaulust im Theater ins Unglaubliche. Jüngst gab man zu Lille an einem Abende die beiden Basen in fünf Acten, alsdann noch ein Lustspiel in zwei Acten, hierauf die Rousseausche Operette: Der Dorfwahrsager und endlich ein Ballet. Also gegen neun Aufzüge.

Im ersten pariser Theater ward vor Kurzem Menschenhaß und Reue gegeben. Talma spielte den Unbekannten. Ein französischer Kritiker tadelt ihn indessen, indem er ihm zugleich das höchste Lob zollt. Er sah aus, sagt er, wie eine Antike, die man mit schwarzem Halstuch, Frack, Hosen und Stiefeln bekleidete. Für ihn eignet sich nur der Kothurn, die Tunika und der Mantel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 233.

9. October 1823.

## Zur Geschichte des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel.

(Beschluß aus Nr. 232.)

Nachdem der Verf. erzählt hat, wie der französische Feldherr den Cardinal Patriarchen genöthigt, einen Hirtenbrief zu erlassen, worin das Volk ermahnt wurde, „sich der Herrschaft Napoleons des Großen, den Gott zur Unterstützung und Vertheidigung der Religion und zur Beglückung des Volkes bestimmt habe," zu unterwerfen, fährt er fort: „Durch solche Mittel und solche Werkzeuge glaubte Junot die Gemüther der Portugiesen zu neuen Demüthigungen vorbereitet zu haben. Am Tage nach der Bekanntmachung des Hirtenbriefes begab er sich an Bord des russischen Admiralschiffs (unter dem Admiral Siniavin, der im Archipelagus gegen die Türken gekreuzt hatte), und als er sich einschiffte, wurde die französische Flagge auf dem Zeughause aufgesteckt. Man sah sie zum ersten Mal in Lissabon; alle Blicke wurden durch den Schiffsgruß, der bei dieser Gelegenheit gefeuert ward, darauf gezogen, und dieser Anblick erbitterte ein Volk, das vielleicht mehr, als irgend ein europäisches, durch Nationalstolz sich auszeichnet. Gemurmel und Bewegungen unter dem Haufen verriethen das allgemeine Gefühl, aber es fehlte an einem Führer und die Regung schien sich in Murren aufzulösen. Die französische Flagge blieb zwei Tage aufgepflanzt. Am dritten Tage zog ein zahlreicher Heerhaufen auf dem großen Platze Rocio auf, und Junot erschien mit seinem Stabe und einem zahlreichen Gefolge von Officieren. Er dankte den Soldaten, in des Kaisers Namen, für die Standhaftigkeit, womit sie die Beschwerden des Marsches ertragen hatten. Eine schöne Stadt, sagte er, hätten sie von der Unterdrückung befreit, von Unordnung gerettet, und jetzt den Ruhm, die französische Flagge in Lissabon aufgepflanzt zu sehen. Er schloß mit einem dreimaligen Lebehoch für Napoleon. Die Krieger wiederholten den Ruf; in demselben Augenblicke wurde die französische Fahne auf dem Schlosse aufgesteckt; es erfolgten fünf und zwanzig Kanonenschüsse, und von allen Festungswerken am Flusse ward der Gruß wiederholt. Ein dumpfes und allgemeines Gemurmel lief durch die versammelten Zuhörer. In diesem Augenblicke trat der Marquis d'Alorna auf den Platz. Das Volk betrachtete ihn als einen der Feldherren, auf welchen es in der Stunde der Erlösung hoffen könnte, und empfing ihn mit wiederholtem Zurufe, als er vorüberging. Ein Funke hätte einen Ausbruch herbeiführen können, und nie war Lissabon in größerer Gefahr, ein allgemeines Gemetzel zu erleben. Zum Glück aber war Niemand kühner, als d'Alorna's Begleiter, hervorzutreten und den Aufstand zu erregen; die Kriegsvölker zogen ab und es verlief sich der Haufen. Der Volksgeist, den man mit solcher Ueberlegung beleidigt hatte, glühte jedoch in jedem Herzen. Es war an einem Sonntage, einem Tage, wo sich das Volk immer häufiger, als sonst, auf den Straßen versammelt, und wo jetzt, bei der allgemeinen Aufregung der Gefühle, der Zusammenfluß des Publicums sich vermehrt hatte, als gegen Abend einige französische Soldaten, die über den Terreiro do Paço ritten, um ihre Pferde zur Tränke zu führen, von dem Pöbel gehöhnt wurden und die Beleidigung erwiderten. Es entstand ein Streit. Ein portugiesischer Polizeiwächter mischte sich darein; die Franzosen aber, in der Meinung, daß er als Partei und nicht als Vermittler Antheil nehme, ergriffen ihn und führten ihn auf ihre Hauptwache, die sich auf demselben Platz befand. Das Volk suchte ihn zu befreien, griff die Wache mit Steinen und Stöcken an und war im Begriff, sie zu überwältigen und zu entwaffnen, als einige Polizeiwächter hinzu kamen und endlich den Aufstand stillten. Junot hatte zur Feier des Tages ein großes Gastmahl gegeben. Die Oberbefehlshaber und die meisten Edelleute waren bei diesem Feste für die Herabwürdigung ihres Vaterlandes zugegen. Man rief den General mehrmal hinaus, als ein Bote nach dem andern Nachrichten von dem Aufruhr brachte. Sein nachdenkliches Wesen verrieth die Ursache dieser häufigen Unterbrechungen, und den Gästen ward alsbald angezeigt, daß das Volk sich empört hätte und daß sie als Geiseln dienen sollten. Man glaubte, er hätte sie in dieser Absicht eingeladen, und es scheint, als ob er geflissentlich einen Aufstand habe erregen wollen, um das Volk zu schrecken. Der Lärm auf dem Terreiro do Paço war gestillt, aber die Menge hatte sich noch nicht zerstreut, und das Volk war im höchsten Grade aufgeregt. So standen die Sachen, als sich

Junot mit seinen Gästen in die Oper begab. Er hatte die königliche Loge in der Mitte des Theaters in Besitz genommen, und von hier aus verordnete er, daß die französische Flagge während der Vorstellung im Parterre aufgepflanzt werden sollte. Die anwesenden Franzosen begrüßten sie mit lautem Zuruf. Viele Portugiesen verließen darauf das Theater, und die Nachricht von dieser neuen Beschimpfung erhöhte den Unwillen des Volks. Die Streifwachen konnten den Haufen nicht länger bezwingen. Männer, Weiber und Knaben liefen durch die Straßen mit dem Rufe: „Es leben die fünf Wunden! Nieder mit den Franzosen!" Es war ein Glück für Lissabon, daß es zu dieser Zeit eine, durch strenge Zucht ausgezeichnete Polizeiwache hatte, die durch den Grafen von Novion, einen französischen Ausgewanderten, den der General Fraser, als er das englische Heer in Portugal befehligte, zuerst begünstigt und der Regierung empfohlen hatte, war gebildet worden. Er hatte durch die Errichtung derselben der Stadt die wesentlichsten Dienste geleistet, und war nun eines der thätigsten und wirksamsten Werkzeuge der neuen Gewaltherrschaft geworden. Diese Wache bildete den Haupttheil der Streitkräfte, welche gegen das Volk aufgeboten wurde, und sie richtete ihre Gewehre dergestalt, daß sie ihre Landsleute schonte. Das Feuern dauerte drei bis vier Stunden, aber aus diesem Grunde, und weil der Pöbel, der weder Waffen, noch einen Plan oder Anführer hatte, mehr lärmend als gefährlich war, verloren nur Wenige das Leben. Gegen 9 Uhr hörte das Feuern auf. Der übrige Theil des Tages wurde von den Franzosen thätig benutzt, und als der Tag anbrach, sah man Geschütz vor der Wohnung des Befehlshabers aufgepflanzt; 1200 Mann mit Reiterei und Geschütz waren auf dem Freiplatze aufgestellt, und die Straßen überall mit Streifwachen angefüllt. Es wurden an diesem Tage einige herumstreifende Franzosen und sieben bis acht Menschen aus dem Volke getödtet. Der Pöbel sah ein, wie gefährlich es war, eine so überlegene Kriegsmacht anzugreifen, und wagte es nicht, mit seinen Messern gegen Flinten und Kanonen zu kämpfen. Wäre das Volk gut bewaffnet gewesen, so hätte Lissabon durch nichts von einem Gemetzel gerettet werden können. Die wenigen eingebornen Kriegsvölker, die sich in der Stadt befanden, waren in ihre Wohnungen eingesperrt, sonst würden sie wahrscheinlich die Partei ihrer Landsleute ergriffen haben. Eine Abtheilung von Kriegern, die in Almada stand, suchte sich, als sie den Lärm und das Feuern hörte, Boote zu verschaffen, um in solcher Absicht überzufahren. Das Volk war in einem Zustande wahnsinniger Bewegung. Gegen Mittag sammelten sich Haufen in den Straßen, sahen zum Himmel empor und wollten einen flammenden Stern sehen, der Gottes Rache gegen die abscheulichen Unterdrücker vorbedeuten sollte."

Die Ereignisse, welche der Reise der spanischen Königsfamilie nach Bayonne vorhergingen, sind umständlich und, wie man glauben darf, mit Treue und Klarheit dargestellt worden. Die untern Volksclassen waren die ersten, die ihren Haß gegen die eingebrochnen Fremdlinge offenbarten. In Madrid war dieses Gefühl besonders kräftig; in kurzer Zeit war die Gährung allgemein und schien anzukündigen, daß irgend ein entscheidendes Ereigniß nahte. Es waren um diese Zeit nicht weniger als 25,000 Franzosen in und um Madrid, außer einem Heerhaufen von 10,000 in Aranjuez, Toledo und dem Escurial. Nichts schien hoffnungsloser zu seyn als jeder Versuch von Seiten des Volkes, gegen ein so furchtbares Heer geübter Krieger, das unter Feldherren von anerkannter Geschicklichkeit, erprobtem Muthe und großer Erfahrung stand, sich zu erheben. Aber der Versuch wurde mit einem in der Geschichte beispiellosem Muthe gewagt. Wir beschreiben die Ereignisse des 2. Mai mit des Verfassers eignen Worten. „Es war an diesem ganzen Tage (1. Mai) offenbar, daß eine furchtbare Entscheidung bevorstand. Die Franzosen ließen prahlend ihre Kriegsvölker und ihr Geschütz sich zeigen, und unter den Spaniern schienen die gewöhnlichen Pflichten und Belustigungen des Sonntags, bei der allgemein herrschenden Bewegung, aufgeschoben zu seyn. Nichts ward unter ihnen verabredet; Niemand wußte, was zu thun, noch was zu hoffen war, sondern nur, daß ein großes Drangsal bevorstand, und Jeder las in dem Benehmen und in den Zügen des Andern, was er selbst befürchtete und fühlte. Mürat zeigte sich gegen Mittag in den Straßen und wurde mit Zischen und Geschrei empfangen. Der Abend brach an, und der Eilbote (den man von Ferdinand aus Bayonne erwartete) war nicht gekommen. Die französische Besatzung war während der ganzen Nacht unter den Waffen, und ihre Anführer, kalte Zuschauer dieser Vorgänge, wie sie selbst berichteten, sahen die nahende Entscheidung und sahen sie gern. Am folgenden Morgen wollte die Königin von Hetrurien und der Infant Francisco de Paula abreisen, und viele Menschen, meist Weiber, hatten sich versammelt, sie zu sehen. Unter den vielen wahren und falschen Gerüchten, wovon die Stadt voll war, ward auch erzählt, dem Infanten Antonio wäre von Murat befohlen worden, zu seinem Bruder nach Bayonne zu gehen und ihm die Verwaltung des Reichs zu überlassen, und als dies von dem Infanten wäre verweigert worden, hätte Murat einige zu einem andern Orte entsendete Kriegsvölker nach Madrid zurückgerufen, um den Infanten gefangen zu nehmen und sich der Regierung zu bemächtigen. Es war genug ruchbar geworden, um dieses Gerücht wahrscheinlich zu machen. Einer der Wagen, die zum Thore fuhren, sollte dem Infanten gehören, und einige Leute aus dem Pöbel, die entschlossen waren, daß die königliche Familie, und vor allen der zurückgebliebene Stellvertreter des Königs, nicht ohne Widerstand ihnen entrissen werden sollte, schnitten die Stränge entzwei und brachten den Wagen in den Hof zurück. Als man sich indeß überzeugt hatte, daß der Infant Madrid nicht verlassen sollte, ließ man den Wagen wieder anspannen und hinausfahren. Dies machte

so viel Lärm, daß Murat durch einen Adjutanten sich nach der Veranlassung erkundigen ließ. Das Volk hatte Lust, ihn zu mißhandeln, aber einige spanische Officiere mischten sich darein und retteten ihn aus den Händen des Pöbels. Die Wagen der Königin von Hetrurien, ihrer Kinder und ihres Bruders Francisco fuhren ab, und dieser, ein vierzehnjähriger Knabe, soll bitterlich geweint und die Furcht und den Widerwillen offenbart haben, womit er die Reise antrat. Nie werden die Menschen leichter zum Zorn gereizt, als wenn ihr Mitleid erregt ist. Gerade in dem Augenblicke, als die Herzen schwollen, kam der beschimpfte Adjutant mit einem Haufen von Kriegern zurück, und es begann alsbald, Niemand weiß wie, ein Gemetzel. Der Unwille und Haß der Spanier, deren Gefühle so lange waren unterdrückt worden, brach nun aus. Wer aus dem gemeinen Volke sich auf irgend eine Weise bewaffnen konnte, eilte hinaus, die Franzosen anzufallen, sobald der Lärm sich verbreitete. Es gibt kein ähnliches Beispiel eines Unternehmens, welches, alle Umstände erwogen, mit so viel Tapferkeit begonnen wurde und doch so ganz hoffnungslos war. Die spanischen Soldaten wurden in ihre Baracken eingeschlossen und abgehalten, ihren Landsleuten beizustehen. Viele Franzosen wurden ermordet, ehe ihre Streitkräfte sich sammeln und handeln konnten; aber was vermochte das Volk gegen eine zahlreiche Macht, die auf einen solchen Aufstand vorbereitet, und — die Anführer aus politischen Absichten, die Gemeinen aus eigennützigen Regungen — begierig war, einen Streich zu vollführen, der die Spanier erschrecken und Ehrfurcht gegen sie selbst erwecken sollte? Die Franzosen drangen von allen Seiten in die Stadt. Ihre reitende Artillerie ward aufgefahren; in einigen Straßen griff die Reiterei den Pöbel an, und in andern wurden sie durch wiederholte Kartätschenschüsse gereinigt. Die große Alcalastraße, der Platz am Sonnenthor und der große Freiplatz waren die Hauptplätze des Gemetzels. An dem letzten Orte hielt das Volk mehrere Angriffe aus, und dem französischen Anführer wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Das Fußvolk feuerte in allen Straßen, als es vorüberzog, und selbst auf Fenster und Balkone. Als das Volk die Ueberlegenheit der Franzosen erkannte, floh es in die Häuser. Die Thüren wurden nun auf Befehl der Generale Guillot und Daubrai erbrochen, und Alle, die man in den Häusern bewaffnet fand, mit Bayonetten erstochen. An den verschiedenen Ausgängen der Stadt waren Reiter aufgestellt, welche diejenigen, die entfliehen wollten, verfolgten und niederhieben. Einige aus dem Pöbel, die eine unwürdige Rache für ihre Niederlage suchten, griffen das französische Spital an, und einige Spanier, die hier Dienste leisteten, überfielen, durch den eindringenden Pöbel ermuntert, die Kranken und deren Aerzte. Diese Elenden wurden jedoch bald in die Flucht gejagt. Beim Anfange des Gefechts hatte Murat einen Haufen von zweihundert Mann entsendet, um sich des Zeughauses zu bemächtigen. Hier hatten zwei Officiere die Wache, Daoiz und Velardo, jener gegen dreißig Jahre alt, dieser, fünf Jahre jünger, war eben derselbe, der ausgeschickt worden war, Murat bei seiner Ankunft zu bewillkommnen. Wie wenig hatten sie, als sie am Morgen auf die Wache zogen, das Schicksal, das sie erwartete, und den Ruhm, der ihr Lohn seyn sollte, vorausgesehen! Als sie gegen dreißig Soldaten und einige Landsleute, die ihnen beistehen wollten, gesammelt hatten, stellten sie einen Vierundzwanzigpfünder vor dem Zeughause auf, der die gerade und enge Straße, durch welche der Feind heranziehen mußte, bestreichen konnte, und zwei andre Stücke wurden auf gleiche Weise aufgepflanzt, um die beiden, in die Zeughausstraße führenden Zugänge zu bestreichen. Sie hatten keine Vorschriften erhalten, sie waren nicht ermächtigt, so zu handeln, und wenn sie unversehrt aus dem Kampf getreten wären, würde sie ihre eigne Regierung ohne Zweifel wegen ihres Benehmens zum Tode verurtheilt haben; nie aber handelte Jemand mit so viel Selbstaufopferung. Sie hatten mit Kartätschen geladen und warteten, bis die Ladung ihre volle Wirkung haben konnte, und diese war so verheerend, daß die Franzosen sich augenblicklich zurückzogen. Der Besitz des Zeughauses war in diesem Augenblicke von solcher Wichtigkeit, daß alsbald zwei Kriegerabtheilungen entsendet wurden, es zu sichern. Es gelang auf Kosten manches Lebens, und die Spanier feuerten zwanzig Mal, ehe der Feind in die nahen Häuser brechen und aus den Fenstern auf sie schießen konnte. Velardo wurde durch eine Flintenkugel getödtet. Seinem Gefährten Daoiz wurde der Schenkel zerschmettert; aber er fuhr fort, sitzend Befehle zu geben, bis er drei Wunden erhielt, wovon die letzte seinem Leben ein Ende machte. Derjenige, der nach ihm den Oberbefehl übernahm, wollte sich ergeben. Während man sich über die Bedingungen besprach, erschien ein Bote mit einer weißen Fahne und rief aus, der Aufstand wäre gestillt worden. Gegen zwei Uhr hatte das Feuern überall aufgehört, wozu die persönliche Vermittelung der Junta, des Raths von Castilien und andrer Behörden, die mit vielen Edlen und einem Gefolge, das aus spanischen Kriegern und Soldaten der kaiserlichen Garde bestand, im feierlichen Aufzuge durch die Straßen gingen, beigetragen hatte. Man glaubte nun, hoffen zu dürfen, das Gemetzel dieses furchtbaren Tages wäre zu Ende. Die Spanier hatten einen großen Verlust erlitten; dies aber genügte Murat nicht, und im Sinne seines Gebieters wurde das Todeswerk kaltblütig fortgesetzt. Ein Kriegsgericht versammelte sich unter dem Vorsitze des Generals Grouchy, und die Spanier, die man vor dasselbe stellte, wurden zur Schlachtbank geschickt, ohne daß man eben untersuchte, ob sie am Kampfe Antheil genommen hatten oder nicht *). Drei Haufen,

*) Einige arme catalonische Handelsleute, die das Vorrecht haben, Waffen zu tragen, wurden ergriffen und zum Richtplatz geführt. Zum Glück begegnet ihnen O' Far-

Digitized by Google

jeder zu vierzig Menschen, wurden im Prado, dem öffentlichen Spaziergange Madrids, nach einander erschossen. Andre wurden auf gleiche Weise an der Puerta del Sol, der Puerta del San Vicente und bei der Kirche Nuestra Señora de la Soledad, einem der heiligsten Oerter der Stadt, hingerichtet. So ward der Abend des 2. Maies von den Franzosen in Madrid zugebracht. Den Einwohnern wurde die Erleuchtung ihrer Häuser befohlen, eine nothwendige Sicherheitsmaßregel für die Feinde in einer auf andre Art nicht erleuchteten Stadt; und während der ganzen Nacht sah man die Todten und die Sterbenden, deutlich wie am Tage, auf dem blutigen Straßenpflaster liegen. Als der Morgen anbrach, ward dieselbe Scheingerechtigkeit fortgesetzt, und unter den Formen des Kriegsrechts wurden mehrere Tage hindurch neue Ermordungen wohlbedächtig begangen."

Die Erzählung der Begebenheiten, die jenem Aufstände folgten, ist der schätzbarste und belehrendste Theil des vorliegenden Bandes und doppelt anziehend in diesem Augenblicke, wo sich der Kampf für die Unabhängigkeit erneuert hat. Auch hier sehen wir, wie Napoleon nie auf Widerstand von Seiten des Volkes rechnete und die Thronbesteigung seines Bruders für ein leichtes Unternehmen hielt, das weder eine innere, noch eine äußere Macht mit Erfolg bekämpfen könnte. Er sah nur auf seine Macht und vernachlässigte es, die Macht zu schätzen, die in einem Volke schlummert, das gleichzeitig aufsteht, ein unerträgliches Joch abzuschütteln. Dieser Irrthum trug hauptsächlich zu seinem spätern Falle bei. Der Kampf, den er in Spanien führen mußte, verschloß und lähmte Heere, welche, wenn er sie, selbst nach den beispiellosen Unfällen des russischen Feldzuges, in Deutschland hätte gebrauchen können, ihn noch immer in Stand gesetzt haben würden, seinen Gegnern Gesetze zu geben, die Russen zurück zu jagen, Oesterreich und Preußen ihren Entschluß bereuen zu lassen und die ungeheure Macht, die er auf so viele Siege gegründet hatte, unvermindert zu behaupten. Es war jedoch eine der Täuschungen, die durch sein Glück und seine Siege erweckt wurden, daß er nicht länger darauf bedacht war, die öffentliche Meinung für sich zu erhalten, während die gewöhnlichen Ausschweifungen seiner Krieger in den Ländern, durch welche sie zogen, oder wo sie gelagert waren, nur zu sehr jene Gegenwirkung rechtfertigten, die bereits angefangen hatte und bestimmt war — nicht aber, wie es Manche jetzt bedünken will, zum Vortheil oder zur Beruhigung Europas — seinen Sturz herbei zu führen.

Außer gegen Napoleon, ist Southey gegen Niemand so ungerecht und parteilich als gegen den tapfern General Moore, der siegreich bei Coruña fiel, dessen Andenken er durch unwürdig gehässige Anspielungen zu schmähen sucht. Schon in seinem Gedichte: Vision of Don Roderic, hatte der Hofdichter durch ein unerklärbares Schweigen, den feindseligen Gesinnungen gegen Moore's Andenken gehuldigt, wodurch die Machthaber seinem glücklichern Nachfolger eine mittelbare Schmeichelei zu machen meinen. Die Vorwürfe, die Southey ihm macht, werden gründlich widerlegt in einem Aufsatze den das Aprilstück des Edinburgh Magazine (1823) enthält. Es wird hier gezeigt, daß Moore nach Morla's Verrätherei, und als er sich in der ihm vom Lord Castlereagh, als damaligem Kriegsminister, amtlich gegebnen Hoffnung auf den wirksamsten Beistand von Seiten der Spanier völlig getäuscht sah, wohl Ursache hatte, an Spaniens Heil zu verzweifeln. Armselig ist der zweite Vorwurf, es sey Moore's Unglück gewesen, eine übertriebene Meinung von den Franzosen, als einem kriegerischen Volke, von der Geschicklichkeit ihrer Feldherren, von der vollendeten Klugheit ihres Kaisers gehabt zu haben, eine Meinung, welche die Feinde der Regierung in England immer zu verbreiten gesucht hatten, um den Muth ihrer Landsleute zu lähmen. Mit einer boshaften Anspielung auf einen bekannten Vorfall vor der Schlacht bei Waterloo, meint der Verfasser des gedachten Aufsatzes, wenn Moore seine Feinde so sehr verachtet hätte, daß er, fast den Donner der Kanonen hörend, mit einem Schwarm leichtsinniger Mädchen in einem Ballhause tändelnd umhergehüpft wäre, während seine Verbündeten in einem furchtbaren Kampfe begriffen waren und, in Ermangelung eines zeitigen Beistandes, eine vollständige Niederlage erlitten, so würde sein Betragen dem Hofdichter ohne Zweifel gefallen haben, wiewohl das Vaterland und die Nachwelt ganz anders geurtheilt hätten. Ein seltsames Verhängniß hätte ihn, wie es Andern begegnet wäre, unverdient siegreich machen können, aber nie würde ein Sieg eine so strafbare Nachlässigkeit beschönigen, viel weniger rechtfertigen können. Der deutsche Bearbeiter möge von der angeführten Widerlegung Kenntniß nehmen und überhaupt bei seiner Verdeutschung das Amt der Kritik verwalten, um uns mit den Ausbrüchen des rohen Parteigeistes zu verschonen!

Wir werden nach der Erscheinung der folgenden Bände fortfahren, unsern Lesern Bericht darüber zu geben.

47.

---

ril, der mit dem französischen General Harispe die Stadt zu beruhigen gesucht hatte; und als Harispe von ihm über die Umstände war unterrichtet worden, bewirkte er die Freilassung der Verurtheilten. Harispe zeichnete sich während des Krieges durch seine Geschicklichkeit sehr aus, und die Gerechtigkeit fordert es, zu berichten, auf welche Weise er bei den furchtbaren Ereignissen des 2ten Maies thätig war.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 234.

10. October 1823.

## Ueber die dramatische Literatur des Tages.

### Zweiter Artikel.

(Den ersten Artikel s. in Nr. 100.)

Ob, und inwiefern die neueste dramatische Dichtung zum angeklagten schnellen Wechsel des Geschmacks beigetragen hat, und fortdauernd beiträgt, — nahm ich mir vor, in diesem Artikel zu erörtern, freilich nur insofern, als es die Tendenz dieser Blätter verstattet.

Ich bin andrer Meinung, als der Verfasser. Es hat sich in Deutschland noch kein nationales Urtheil und ein, auf dem eigenthümlichsten Wesen des deutschen Volks beruhender Geschmack der Menge über dramatische Dichtung gebildet. Noch kein Jahrhundert ist es, daß diese sich zu einiger Bedeutung erhoben, und seitdem kann man eher von ihr sagen, daß sie immer, redlichen Bestrebens, den rechten Weg gesucht, aber, vielfach irrend, ihm zuweilen, obgleich unbewußt, nur nahe gekommen, und dann schneller noch sich von ihm wieder entfernt habe, als daß sie irgend ein Ziel, gleichviel, ob ein richtiges oder trügendes, erreicht und festgehalten, wie man es von den Franzosen sagen muß. Viele freuen sich über diesen Mangel, weil er das Einlenken zur rechten Bahn immer offen läßt, welches ein solch eigensinniges Einrennen in steife, naturwidrige Formen, wie bei dem eben erwähnten französischen Theater, wenn nicht unmöglich, doch viel schwieriger macht. Und gewiß auch das regelloseste Leben ist besser, als Ertödtung in Formen.

Aber wie kann man unter solchen Prämissen den Wechsel des Geschmacks anklagen? Das Neue gefällt; man hofft in ihm jederzeit das lange gesuchte Kleinod zu finden; und wird man seiner Täuschung inne, läßt man es wieder liegen, wie es schon oft geschah, und täglich geschieht.

Die Gründung der stehenden Theater in Deutschland fällt noch ganz in die Zeit der Nachäfferei du siecle de Louis XIV.; in die Stagnation alles deutschen Volkslebens, welches man dem westphälischen Frieden verdankte, bis dieses Treiben sich überlebte und durch Lessing's Kritik und Göthe's Götz die frischen Quellen der dramatischen Literatur in England gleichsam erst entdeckt wurden; und wie mußte der große Britte zugestutzt werden, um dem deutschen Publicum mundrecht zu seyn!

In jene Zeit fällt aber auch bald der Anfang einer Blüthe der Schauspielkunst in Deutschland, deren bald erreichte hohe Vortrefflichkeit uns heute schon als Tradition und mährchenhaft vorkommt, obgleich noch so viel Lebende sie mitlebten. Wie viel reicher ist heute unsre dramatische Literatur, und wie fast = Null ist der größte Theil des jetzigen Schauspielwesens in Beziehung auf Kunst, oder was hier eins sagen will, auf Naturwahrheit der Darstellung.

Lessing und Göthe eröffneten zuerst der tragischen Muse einen würdigen Weg in die deutsche Literatur. Es wäre einer umfassenden Erörterung fähig und angemessen, zu zeigen: warum Beider dramatische Versuche nicht mehr ins Volksleben übergingen, und dessen ungeachtet sich in solchen, wenn auch ferner und unbewußter Verehrung, erhielten. Das bürgerliche Schau- Lust- und mitunter Trauerspiel, die französische Fahne verlassend, und sich mehr oder minder an englischen Quellen stärkend, wurde, indem es endlich deutsch zu werden sich bestrebte, dasjenige, für welches im Allgemeinen die meiste Neigung sich ergab, bis, durch Götz von Berlichingen angeregt, der Schacht des deutschen Ritterwesens eröffnet wurde, und es einigen Dramen dieses Stoffes gelang, eine dauernde Nationalität zu gewinnen. Tieck entwickelt in Nr. 126 der diesjährigen Abendzeitung die Elemente, welche Stücke, wie Otto von Wittelsbach, Agnes Bernauerin, und Caspar der Thorringer zu einer Volksgunst brachten, welche sie zum Theil noch besitzen und wohl noch ganz besitzen würden, ungeachtet so manche Gesinnungen, die sie predigen, nicht mehr die herrschenden sind, wenn viele Theaterdirectionen aus betrübter Prüderie nicht die Aufführung derselben unterließen, oder leider auch oft unterlassen müßten, weil ihnen die dazu nöthigen Schauspieler abgehen, was wohl das Wesentlichste ist.

In diesen ziemlich glücklichen Gang der dramatischen Muse in Deutschland fielen nun Kotzebue, Iffland und Schiller, und stritten, man kann dies sagen, um den Herrscherstab. Iffland, mehr im Geist der von Schröder ausgebildeten Schule fortschreitend, erhält sich heute noch, wie sehr er auch bei seinem Leben angefein-

Digitized by Google

det wurde, auf der Scene, und beweis't dadurch, daß aus den deutschen Theaterrepertorien von 1770—1800 für die jetzige Misere mehr Erquickung zu holen, als aus allen andern Repertorien der heutigen europäischen Theater insgesammt; eine Behauptung, welche man täglich auf dem Burgtheater bestätigt finden kann, wo Schröder noch mit Iffland recht behaglich lebt und auch Jünger nicht verschmäht wird. Kotzebue, in seiner Zerfahrenheit und Auflösung alles Reellen, Wahren und Tiefen, ein trauriges Ergebniß der Zeit, hat aber — durch seine unglückliche Fruchtbarkeit, gepaart mit dem großen Talent, das ihn auszeichnete, und welches er wesentlich auf scenische Effecte ausbildete, unterstützt durch die rasend sich drängenden Weltbegebenheiten, die ihn veranlaßten, allgemeine Gesinnungen des Tages, bald in flüchtiger Begeisterung, bald in kitzelndem Spott zum größten Jubel der Menge zu berühren, — den Reiz des Neuen so geweckt und genährt, daß, wenn überhaupt ein Dichter anzuklagen, den Wechsel des Geschmacks verschuldet zu haben, dieser es vor allen andern ist; die spätern arbeiteten nur in dem aufgeregten Bedürfniß fort. Er hatte oder bewies wenigstens einen gänzlichen Mangel an Geschmack; nur auf Effecte gehend, war ihm jedes Mittel recht, wenn es nur wirkte; Poesie und Prosa, Heroismus und Sentimentalität, Naivetät und Gemeinheit, Prüderie und zügellose Schlüpfrigkeit, dabei ein reicher Vorrath an sogenannter Tugend und Großmuth, hat er selbst nicht verschmäht, das Heiligste des Herzens und der Religion, so wie das trockenste der abstracten Wissenschaften in dem großen Ragout zu verarbeiten, von welchem er täglich eine neue Schüssel mit anders gewürzter Sauce dem Publicum auftischte; freilich hatte er sich des Vortheils der guten Schauspieler auch zu erfreuen, aber kein andrer Dichter — nicht einmal Schiller in den Räubern, sein populärstes Stück — hat solchen Beifall errungen, als er in seinem Menschenhaß und seinen Indianern; und was bleibt ihm heute von diesem Beifall? — Ich finde es betrübt, daß vielleicht keines seiner Stücke zur Nachwelt als dauerndes Eigenthum der Bühne gehen wird, da er doch ein eminentes Talent als dramatischer Dichter unbestreitbar besaß.

Schiller machte sich, obwohl mit einiger Mühe, damals gegen Kotzebue und Iffland Bahn. Er führte die Jamben ein, und die Schauspieler, derselben ungewohnt, konnten damit nicht fertig werden. Seine Stücke in ungebundener Rede faßten darum schneller; auch gehörten sie der Zeit an, die einen Otto von Wittelsbach zum Volksschauspiel erhob, und weil sein Carlos in diese Gesinnungen spielte, war er der Uebergang.

Nicht ohne Hülfe der Aesthetiker und Kritiker, und nur, nachdem die Räuber und Schillers lyrische Gedichte so viel Begeisterung erweckt hatten, drangen seine spätern Trauerspiele bis zu dem Range der Classicität durch, den sie jetzt einnehmen. Aber größern Theils wurde die Theilnahme, abgesehen von einigen großen Künstlern damaliger Zeit, durch die Gesinnungen, welche in ihnen ausgesprochen waren, und durch einzelne Stellen, die nicht ohne Enthusiasmus gehört werden konnten, geweckt und sie ward dadurch noch mehr erhalten, als durch das dramatische Leben, das uns vor Augen geführt wird. Es wäre vielleicht zu beweisen, daß in dem prosaischen Geschmack, den die Schillerschen Dramen bekämpften und überwanden, ein Theil des damals noch unverdorbenen dramatischen Sinnes und Instincts mit unterdrückt wurde, dessen Verlust nämlich unser Publicum so weit gebracht hat, daß es heute nicht mehr weiß, was ihm gefallen soll oder nicht.

Schillers philosophische Richtung und die durch diese gebildeten, sich in seinen Trauerspielen aussprechenden idealistischen Gesinnungen und Grundsätze, wirkten darum so mächtig, weil sie zeitgemäß waren. Darin ist Schiller der wahre Volksdichter, daß er dem Unbewußten, noch Keimenden in der Seele seiner Zeitgenossen — Worte lieh, und welche Worte! Seher und Dichter zugleich, drang er bis in das Heiligthum eines jeden Gemüths, und überrascht hörte jeder das Selbstgefühlte in viel erhabnern Klängen wieder, die rückwirkend schmeichelten, begeisterten und berauschten.

Hätten die dramatischen Dichter, welche Schiller folgten, ihn mit gleicher Divinationsgabe, wenn auch jeder aus seinem Standpunct, begriffen, so würden sie nicht auf die unglücklichen Abwege gerathen seyn, auf welchen wir sie zur leidigen Verwirrung aller Geschmacksempfindungen sehen.

Sie würden den philosophisch-lyrischen Dichter, der so ganz aus seiner Zeit hervorgegangen und in sie verwachsen ist, dem Volke, dem er theuer, nicht durch verkehrte Nachahmungen verkümmert haben; sie würden dagegen den dramatischen von jenem gesondert betrachtet und ergründet haben, inwieweit er das deutsche Drama auf der Bahn zu seiner volksmäßigen Ausbildung gefördert hat. Daran hätten sie dann ihre Bestrebungen angeknüpft, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben. So würden sie in ihrem Beruf geblieben seyn und zur Aufhellung der allgemeinen Ansichten Vieles beigetragen haben.

Statt dessen haben sie jene Elemente der Schillerschen Dramen, welche am mächtigsten ergreifen, für die dramatischen genommen und im Sinne derselben frisch fort dramatisirt. Darin verkannten sie den großen Dichter, das Entzücken, welches er erweckte, und das Wesen des Drama. Als Beweis für diese Ansicht mag eine Bemerkung der Erfahrung dienen, wie vielfältig einzelne Stellen aus seinen Trauerspielen im Munde des Volkes nachklingen — aber kein Charakter aus denselben zu einem entschiedenen Liebling desselben geworden ist, selbst Carl Moor nicht ausgenommen.

Wenn Kotzebue durch Nahrung für den Wechsel den Reiz nach Neuheit schärfte, so veredelte Schiller den Geschmack, spannte die Forderungen und machte das Spiel den Nachfolgern schwieriger. Wurde es nun diesen, als Dichtern, nicht klar, welche Elemente in Schiller mit den Gefühlen und Ansichten der Zeit überein-

stimmten, ob die dramatischen oder lyrischen, so konnte man dies um so weniger von der Menge erwarten, zumal da Schiller zu seinen Dramen immer sehr interessirende Vorwürfe gewählt hatte. Selbst, wenn er sie gegen das Wesen des Drama behandelte, that er es mit einem Geist, den keiner seiner Nachfolger beurkundete, und so mußten seine Dramen, wie nah und fern sie im Wesen von dem eigentlichen dramatischen Leben waren, dennoch bald zu stehenden Vorbildern werden.

Um so mehr, da es keinem spätern Dichter gelang, für sich auch nur eine jener Liebe für Schiller fernähnliche Theilnahme zu finden.

Dennoch wollte das Publicum Neues; und zugleich ging die schöne Zeit der Schauspielkunst, die Virtuosität der Schauspieler zu Ende.

Eines Theils konnten nur aus diesem Mangel Werke jener Dichter, welche einen sich von Schillers Dichtung entfernenden Weg gingen, kaum noch zur Aufführung gebracht werden, andern Theils hielt man ihre Dramen mit dem Zeitgeschmack streitend oder unaufführbar, und mußte doch in demselben Augenblick die Erfahrung machen, daß alle Nachahmungen Schillers, selbst die besten, den Zuschauer kalt ließen. Zum Belege kann der Umstand dienen, daß man auch bis heute nicht wagte, Tieck's Dramen zur Aufführung zu bringen; aber freilich wurde es täglich bei immer abnehmenden Mitteln der Darstellung schwieriger. Mit Werner versuchte man es ohne sonderlichen Erfolg; die Gründe davon lagen wohl nur zum Theil im Mangel der Schauspieler, mehr noch in der willkürlich mystischen Tendenz des Dichters, welche in späteren Werken bis an die Caricatur streifte und oft nicht für die Scene taugte. Doch gab uns Werner durch seine manchmal vortreffliche, und Schiller übertreffende scharfe Charakterzeichnung ein tiefes Bedauern, daß er sich so schnell vom richtigen dramatischen Wege entfernte. Collin (beide Brüder), wenn auch mit Selbständigkeit, zumal Heinrich, schifften auf dem breiten Strome Schillerischer Rhetorik; sie haben keinen Blick in das menschliche Gemüth gethan. Andere Nachahmer Schillers blieben, je weniger Einsicht und Talent für die Diction sie hatten, noch mehr zurück; sie componirten mit dem falschen Schlüssel und mit schwachen Kräften — wie konnte es ihnen gelingen? Die Nachahmung der Braut von Messina in dem Trauerspiel: Bingo, des Freiherrn von Kettenburg, mag hier ein Beweis seyn. Dann Körner, mit etwas mehr Theaterkenntniß und mit Vorliebe im Publicum für ihn; er gewann schnell und hat noch Beifall; wie viel dem Freiwilligen, dem gefallenen Helden, oder dem Dichter galt, und wenn diesem, ob dem von Leier und Schwerdt, oder dem dramatischen, möchte wohl nicht auszumachen seyn. Er hat unstreitig glückliche Anlagen gezeigt, aber schwerlich hat er es je bis zum Verständniß eines großen Dichters — selbst Schillers, seines Vorbildes, das er zuweilen sclavisch nachbildete, gebracht, und mithin auch nicht bis zur Einsicht in das Wesen des Drama. Auf Körner ist meist alles anwendbar, was ich oben von den Nachahmern Schillers gesagt habe.

Auch ein Suchen nach dem Rechten war, was die Gebrüder Schlegel zu dem antiken Drama und zu der spanischen Romantik führte. Der erstere Versuch mit seinen Nachfolgern ging spurlos vorüber; der andre wirkte mehr und noch in unsern Tagen, zumal da zugleich Calderon zu allgemeiner Bekanntschaft gelangte.

Indessen war man durch das Mislingen aller Nachahmer Schillers in nicht geringe Verlegenheit bei dem Theaterwesen gekommen. Man sah sich genöthigt, einen Versuch mit Göthe's, zum Theil noch nicht aufgeführten Werken zu machen. Das weimarische Theater gab durch den Ruf seiner Trefflichkeit dieser Unternehmung Hoffnung und Stärkung. Mislingen konnte es nicht; — selbst bei so geringen Kräften zur Darstellung fand sich doch ein gewähltes Publicum zusammen, das für die Iphigenia und den Tasso große Liebe mitbrachte und treu bewahrte. Aber es sollte wirken wie Schiller, packen wie Kotzebue! und das konnte es nicht. Von diesen Versuchen der Aufführung datirt sich eine Spaltung im Publicum. Der Theil, welcher für Göthe Empfänglichkeit ins Theater brachte, war der gebildete, auch wohl der kritische, und folglich der an Zahl schwächere; dafür besaß er die Kraft der Rede in Wort und Schrift. Er, größtentheils nach dem Besseren strebend, beförderte durch beides seitdem Versuche mancherlei Art, die als Täuschungen oft nur sehr geringen Bestand hatten; zuweilen gelang es ihm auch, das große Publicum zu sich heranzuziehen, aber nicht auf die Dauer. Dieses wollte sich dann gern für den erlittenen Zwang in solchen poetischen Genüssen erholen, und so suchte man es auf der andern Seite durch Opernglanz, Costüme und Decorationen, französische Boulevardswitze und Gräuel, zuweilen auch durch wiener Volksstücke und berliner Niedrigkeiten zu entschädigen.

Was Wunder, daß es an allen nur flüchtigen Geschmack fand, oft um so flüchtiger, je größer das erste Gefallen war; und was war endlich natürlicher, als daß das gebildetere Publicum, immer zu neuen Versuchen angeregt, zwischen Calderon und Shakspeare sich hin und her bewegte und zu gleicher Zeit von Göthe auf Müllner, Grillparzer, Houwald, Fouqué, Raupach, Laun und so viel Andre kam, ohne den ganzen Cyclus der Malerschauspiele und Oehlenschlägers dänische Individualität zu verschmähen. Indessen bleibt diesem bunten Treiben doch der Vorzug, den Sinn für Shakspeare mehr angeregt und erschlossen zu haben. Man dankt es diesem Einflusse, daß mehrere seiner großen Werke in der Schlegelschen Uebersetzung gespielt und Ungekannte, in die Scene gesetzt wurden; ein Schicksal, welches Heinrich von Kleist mit diesem größten dramatischen Dichter theilt, daß das Publicum erst durch eine Versetzung seines Geistes für ihn herangebildet werden mußte.

Es wäre eigentlich hier der Ort, da einmal der Spaltung im Publicum erwähnt, und über die Verirrungen seines Geschmacks von der Thorheit bis zur

Apathie geklagt worden, näher zu entwickeln, wie es allmählig dahin gekommen; doch das hieße seine Geschichte schreiben, in welcher auch die Politik große Verschuldungen trägt; aber mit dieser wollen wir uns hier nicht befassen, auch diesen Aufsatz nicht mehr ausdehnen.

Vorbehalten will ich mir aber, indem ich bei Gelegenheit neuerer Productionen auf ältere — d. h. unsrer Tage, zurückkomme, zu zeigen, inwiefern, nach meinem Dafürhalten, ihre Vorbilder misverstanden, auf solche Weise, weil sie das Wesen des Drama nicht erkannten, auch seine Wirkungen nicht erlebten und zum Theil der Ausbildung eines deutschen Volkstheaters hinderlich wurden, statt sie zu fördern.

Unterdessen hoffe ich aber, die neueren Dichter, von denen ich die wichtigsten genannt habe, von dem Vorwurf befreit zu haben, als hätten sie den wechselnden Geschmack im Publicum befördert. Um die Geschmacksgunst des größten Theils der Zuschauer zu besitzen, selbst nur auch so lange, bis ein Andrer ihn erwirbt, muß man größere Fähigkeiten besitzen als alle, die Schiller und Calderon zu ihren Mustern nahmen. Wäre jemals der Geschmack für das Schauspiel in Deutschland bis zu einem gewissen Grad der Ausbildung gediehen, den man nicht mehr einbüßen kann, würden die Dichter sich nicht so weit verirrt haben, aber immer war er noch analog den Leistungen des Theaters. Wie viel Menschen, vielleicht die, welche den rechten Sinn für das Wahre und Echte besaßen, haben sich ganz von diesem Vergnügen abgewendet, weil sie ein Aergerniß daran nahmen; mehr an den Verirrungen und Thorheiten der Directionen als der Dichter, und mehr an dem schlechten Spiel der Schauspieler als den undramatischen Stücken, und mehr Betrübniß über den Untergang des wahren Schauspiels empfinden, als daß ihnen Launen oder Nichteinsicht des Publicums sonderlich zu Herzen gingen!

Ein Theater, vernünftig, mit Einsicht in die Vergangenheit und Gegenwart seiner Literatur und Kunst, den richtigen Zweck des Dramas immer im Auge, und ohne Nebenrücksichten verwaltet, wird auch heute noch Schauspieler finden und bilden können und eines verständigen Publicums sich bald zu erfreuen haben, dergestalt, daß es auch für seine Casse ohne Besorgniß bleiben darf. Alles hängt von der Leitung ab; von einer solchen zweckmäßigen allein ist jetzt Hülfe und Abstellung der Uebel zu erwarten. Es werden dann die Dichter sich auch wieder zurecht finden; und wenn auch die großen nur einzeln in Jahrhunderten dastehen, so haben wir Deutschen doch unsern Shakspeare noch zu erwarten, wie denn, daß der brittische auch nicht ohne treffliche Vorgänger war, Tieck in seiner Vorrede zu der eben erschienenen Vorschule Shakspeare's auf das belehrendste entwickelt. Von diesem interessanten Buche ein andermal.

79.

---

## Der Engländer in Lausanne.

Lausanne war seit vielen Jahren ein Lieblingsaufenthalt der in der Schweiz verweilenden Engländer. Sie zeigen damit, daß sie die Schönheit der Natur zu würdigen wissen. Insofern wird die Schilderung eines Engländers von diesem reizenden Orte im Monthly Magaz., August 1823, um so mehr Interesse gewähren, da sie zugleich manches von dem Landsitze des berühmten Gibbon mittheilt, der hier viele Jahre den Musen und den Freuden der Natur lebte. Wenn die Natur, sagt unser Reisender, irgendwo ein Gemälde bildete, so war es am genfer See. Schönheit und Erhabenheit in allen Arten und unter allen Gestalten umkränzen ihn. Zwischen Wiesen und Hecken wandelt man auf dem schweizerischen Ufer desselben dahin. Weinberge, Schweizerhütten und ihre reinlichen Bewohner wechseln. Dort glänzt das Juragebirg, und zu den Füßen spiegelt sich der See mit so manchem stillen Segel darauf, das wie gar nichts aussieht, wenn es durch den Schatten einer der Alpen hindurchfährt. Dort weilt das Auge auf dem Ufer, wo Vevai und Chillon liegt, und hier schaut es auf die Alpenmassen, die ihr Haupt über den See zu neigen scheinen, und zwischen denen bald hier und dort eine Stadt hervordringt. So kommt man zu dem kleinen Freistaate Lausanne auf drei Hügeln, eine Viertelstunde vom See gelegen und aus einem Walde von majestätischen Nußbäumen emporsteigend, durch den man hinwandelnd, bei jedem Schritte zwischen den wogenden Blättern, bald vom See, bald von der alten Stadt gefesselt wird. Tritt man indessen in diese selbst, so entspricht sie der Erwartung nicht. Die Straßen sind steil und enge. Erst ein Blick aus dem ersten, besten Fenster versöhnt mit ihr. Der Trübsinn, wäre er noch so eingewurzelt, schwindet, wenn das Auge in der Gegend herumschweift. Der Engländer eilte zuerst in das Haus, was einst Gibbon bewohnte. Hier schrieb dieser sein unsterbliches Werk. Am 27. Junius 1787 in der Nacht hatte er die letzten Zeilen vollendet. „Ich legte," sagte er, „die Feder weg und ging in meinem Akazienwäldchen herum, wo ich die Gegend ringsumher überschauen kann. Die Luft war mild, der Himmel heiter, der Mond spiegelte sich in den Fluthen. Ich fühlte das Wohlthätige der Freiheit, das Süße der Begründung meines Ruhms." Noch blühen diese Akazien wie damals, noch grünt die Trauerweide, die er pflanzte, noch prangt die Gegend, wie er sie sah. Noch ist die Anlage eine der schönsten in der ganzen Stadt. Und daß sie es ist, bleibt Gibbon's Verdienst, der in der zu seiner Zeit noch ganz unfreundlichen Stadt ein erbärmliches Haus geschmackvoll umbauen und mit dem größten, schönsten Park umgeben ließ. Er scheint auf der einen Seite Savoyens Alpen zur Grenze zu haben und steigt auf der andern zum Ufer des genfer Sees hinab. Gibbon hat auf Lausanne einen ungemein wohlthätigen Einfluß geübt. Er war gleichsam der allgemeine Rathgeber, der Gesetzgeber daselbst geworden. Das große, besonders für so einen Ort große Vermögen setzte ihn in den Stand, alles zu thun, was ihm, dem gebildeten, großherzigen, wohlthuenden, Alle mit Liebe umfassenden Manne in den Sinn kam. Die Kämpfe, welche sich rings um seine Villa erhoben, die das Königreich Savoyen in das Departement des Montblanc verwandelten, vertrieben ihn. Aber er konnte, wie Augustus von Rom, sagen: Die Stadt hat durch mich ein anderes Ansehen gewonnen!

20.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 235.

11. October 1823.

## Beiträge zur Geschichte deutscher Universitäten.

Zweiter Artikel.

(Den ersten Artikel s. in Nr. 215. 216.)

Es geht den Universitäten, wie den lebenden Einzelnen; sie finden selten einen guten Biographen, oder besser, sie finden erst ihren würdigen Biographen, wenn sie todt sind. So viel wir auch schon Monographien über Hochschulen, und deutsche besonders, haben, so wenig entsprechen dieselben den Anforderungen, die man an eine solche Schrift machen möchte. Aber Ref. behauptet auch, daß es nicht leicht ein schwierigeres und besonders undankbareres Gemälde gebe, als das einer solchen Universitätsgeschichte.

Der Universitätsbiograph, der nun einem solchen wahren Mikrokosmus seine Feder widmet, muß (eine vorzügliche Gabe der Zusammen- und Darstellung noch abgerechnet) eine innige und vertraute Bekanntschaft nicht bloß mit seiner Wissenschaft, sondern mit dem Gange der Wissenschaften überhaupt (folglich auch mit den Wissenschaften selbst) haben; eine Wahrheitsliebe, eine Resignation und Rücksichtslosigkeit auf den Beifall des beschriebenen Gegenstandes, daß er alle Stunden einem Verbote seines Buches entgegen sehen muß, und dies zur Belohnung für eine Geduld im Sammeln seiner Materialien, von welcher der keine Ahnung hat, der nicht einmal etwas Aehnliches unternommen hat. Was kostet es nicht allein für Mühe, etwa eine Stiftungsurkunde aus dem Archivgewölbe der Universität, bei dessen Oeffnung vielleicht Drei bis Vier zugegen seyn müssen, die sich sonst nie zu nahe zu kommen pflegen, zu Tage fördern zu dürfen; was für Mühe, auch nur deutsche Lebensläufe und Schriftenverzeichnisse von manchen Hochlehrern (mit Erlaubniß der Analogie von Hochschule und Hochschüler, nicht aber als Anspielung auf manches hohe Katheder) mit Flehen herauszupressen; was für Mühe, ein gewisses Detail über den finanziellen Zustand einer Universität zu erfahren, da manche, wie Staaten ohne Constitution, dies gern ein Staatsgeheimniß bleiben lassen; was für Mühe selbst nur, über die Zahl der Studenten etwas Wahres herauszubringen. Manche Puncte, und nicht unwichtige, endlich lassen sich gar nicht mit Offenheit darlegen und werden, wenn nicht Schmeicheleien und Apologien die Stelle vertreten müssen, in der Regel übergangen, ohngefähr wie in unsern heutigen Statistiken des Breitern von der Verfassung und Verwaltung eines Staates die Rede ist, soweit sie auf dem Papiere steht und vorgeschrieben ist, sehr selten aber ein Wort darüber verloren wird, in welchem Geiste, in welcher Kraft und Gesinnung Verfassung und Verwaltung gehandhabt werden, ob die ganze Staatsmaschine gut in einander greife, mit Einem Worte, ob, was auf dem Papiere ganz schulgerecht und exact dasteht, auch in der Wirklichkeit nicht knarre, stocke und schreie; ob nicht, wie Jener sagte, das Experiment richtig sey, aber die Erfahrung widerspreche.

So wird in einer Geschichte und Beschreibung einer noch bestehenden Universität selten verrathen, ob auch die Studirenden wirklich etwas lernen (die gelehrten Namen, welche ruhmredig als erzogne Früchte der Hochschule aufgeführt werden, beweisen aus vielen Gründen nur wenig); ob alle Lehrer ihre Schuldigkeit thun; wie sich der catalogus lectionum habendarum und habitarum zu einander verhalte; ob eine zweckmäßige Annäherung zwischen Lehrern und Lernenden, ob Privatfleiß von Seiten der letzteren, und Humanität von Seiten der ersteren Statt finde; welcher gesellschaftliche Geist unter den Studirenden herrsche, ob unerlaubte Verbindungen, ob gewisse Leidenschaften, wie Spiel, Trunk u. s. w. vorzugsweise sichtbar sind; ob der in Universitätsstädten so wichtige Zweig der Polizei und ihrer Behörden passend und zweckmäßig geordnet und in seiner Wirksamkeit durch Nebenrücksichten, Nebenbehörden, Amtseifersucht u. s. w. nicht gehemmt und gehindert sey; ob die Regierung es an der nöthigen Strenge, aber auch an der nöthigen Aufmunterung und Anfeuerung der Lehrer und Lernenden nicht fehlen lasse: — dies und vieles Andere (denn Jeder, der auf einer Universität thätig gewesen ist, wird in Gedanken noch einiges hinzusetzen) gehörte unleugbar gleichfalls zur Geschichte und Beschreibung einer Universität, ist uns aber in keinem der vorhandenen Werke über noch bestehende Universitäten vorgekommen. Ja, wir bezweifeln, daß ein Autor von solcher Offenheit sich etwas Anderes, als einen Nagel zu seinem literarischen Sarge damit ge-

Digitized by Google

schmiedet haben würde. Gut genug, wenn Jeder sich die Ueberzeugung erringt, im Falle eines solchen historischen Gerichtes bestehen zu können.

Allein, auch abgesehen von jenen übertriebenen und unerfüllbaren Forderungen bleibt eine Geschichte und Beschreibung einer Universität immer noch eine sehr schwierige und mühsame Arbeit, und ein jeder Versuch dazu, wenn er nur nicht ganz mislungen ist, verdient nicht blos von den Mitgliedern der geschilderten Universität selbst (von welchen aber in der Regel der geringste Dank kommt), sondern von der ganzen gelehrten Welt seine Anerkennung, und das um so mehr, da ohnehin das Publicum für eine solche Gattung Bücher leider weit kleiner ist, als wenn Jemand Vampyre und Seeräuber und dergleichen zum Besten gibt. Dies führt uns auf ein Werk, welches gewiß zu den gelungenern gezählt und also auch hier nicht ganz unerwähnt gelassen werden darf, wenn es auch schon vor anderthalb Jahren erschien, und man auf der Subscribentenliste fast lauter Tübinger und keinen einzigen Nicht-Wirtemberger sieht:

Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen, herausgegeben in Verbindung mit mehreren Gelehrten von Dr. H. F. Eisenbach; mit KK. und Charte. Tübingen, 1822. xx., 688 u. 60 S. 8.

Der Herr Verf. behauptet in der Vorrede, Tübingen sey bis auf die neuere Zeit nur eine Hochschule des zweiten Ranges gewesen, habe aber seit einigen Jahren so wichtige Veränderungen erlitten und in allen ihren Theilen an Umfang und Größe so zugenommen, daß sie jetzt dreist unter die ersten Universitäten Deutschlands gerechnet werden dürfe. Da aber zur Zeit fast noch keine deutsche Universität unterlassen hat, sich zu den ersten zu rechnen, weil die minder besuchten doch andre Vorzüge in die Wagschale zu legen haben wollen, so wäre es gut (wenn einmal von ersten Universitäten, nur ums Himmels willen von keiner ersten, die Rede seyn soll), sich darüber zu verständigen. Von der intensiven Größe, die eigentlich allein entscheiden könnte, gibt es keinen andern Maßstab, als die öffentliche Meinung, die, weil sie manches doch nicht durchdringen kann, oft auch von Zufälligkeiten bestimmt wird, immer unzuverlässig ist. Selbst die Zahl der Lehrer und Attribute oder Hülfsinstitute einer Universität kann nicht entscheiden, und so bleibt fast nichts übrig, als die Zahl der Studirenden. Allein auch hier kommen viele Dinge in Betracht, z. B. ob die Universität die einzige eines Landes, wie groß dies selbst, und ob Universitätszwang in demselben sey. Am entscheidendsten würde die Zahl der Ausländer seyn, welche auf einer Universität studiren, da man annehmen kann, daß wenigstens die Mehrzahl derselben durch den Ruf der Hochschule dahin gezogen wurden. Allein von wie vielen Universitäten ist eben diese Anzahl bekannt? Soll nun ja also eingetheilt werden, wovon wir die Nothwendigkeit eben nicht einsehen, so zähle man die Universitäten unter 400 Studirenden zur dritten oder untersten, die von 400—800 zur zweiten, und die über 800 habenden zur ersten Classe, denke aber dabei an Ciceros bekanntes Wort: prima sequentem, honestum est in secundis tertiisque subsistere!

Eine Geschichte Tübingens unter den nach ihm benannten Pfalzgrafen eröffnet das Ganze, bei dem man freilich nicht vergessen darf, daß es auch eine Stadtgeschichte seyn soll. Daß Tübingen weder von den Dieben, noch von einer alten Schloßschenkung Vespasians: T(iti) V(espasiani) B(eneficio) und der nachher in dem Thale (Engen) dabei gebildeten Stadt seinen Namen habe; daß die ehemaligen Pfalzgrafen aus dem Schlosse Ruck (Ruchaspermont) in Hohenrhätien herstammen, sich, von Ludwig dem Deutschen vertrieben, an dem Bodensee niederließen, in Oberschwaben große Güter erwarben, das Kloster Blaubeuern (an dem Blauflusse oder seiner buron-bronn-Quelle?) stifteten, mächtig wurden, aber allmählig der Macht der Grafen von Wirtemberg erlagen und 1631 in directer Linie ausstarben — wird für unsre Leser eben nicht Interesse genug haben.

Schon 1342 war Tübingen für 20,000 Pf. Heller (5857 Fl.) an Graf Ulrich von Wirtemberg verkauft worden, kam aber zu größerem Flor erst unter Graf Eberhard dem Bärtigen, der später das ganze Wirtemberg, welches bisher in Linien zertheilt war, vereinigte und kurz vor seinem Tode den Herzogshut von Maximilian, dem ritterlichen Kaiser erhielt *). Eberhard hatte den Ruhm, der erste Graf in Deutschland zu seyn, welcher eine Hochschule stiftete, und dies war 1477 Tübingen; also eine der ältern deutschen Universitäten, indem damals erst Heidelberg (1346 u. 1386), Prag (1348) Wien, Cöln, Erfurt, Würzburg, Leipzig, Ingolstadt, Rostock, Trier, Greifswald, Freiburg und etwa Mainz existirten. Es konnte nicht in des Verfassers Plane liegen, in jene große Zeit Deutschlands von der Mitte des XV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts (etwa 1453—1553), die noch heute ihren Geschichtschreiber sucht, tiefer einzudringen und den Leser einen Blick in die Morgenröthe eines hellern Tages nach den trüben oft nächtlichen Jahrhunderten des Mittelalters thun zu lassen; eine Morgenröthe, wie sie damals über Deutschland und ganz Europa anbrach und mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (unterstützt durch Universitäten, Buchdruckereien und die herrlichen Flüchtlinge Griechenlands), den Geist der freien Forschung weckte und die Reformation und mit ihr eine neue Ordnung der Dinge veranlaßte.

Statt dessen verfolgt der Verf. erst die Geschichte

---

*) Die Leser unsres Blattes kennen diesen wackern Fürsten, der schon durch sein großes, so schön in die That übergegangenes Wort, „die Wissenschaft sey niemand so Noth als einem Fürsten", so achtbar dasteht, schon aus einer Anzeige von Pfisters trefflicher Schrift: Eberhard im Bart. Vergl. 54 oder 5. März 1823 dieses Blattes.

Digitized by Google

der Stadt, welche nun mit Stiftung der Universität eine drei- oder vierfache Jurisdiction erhielt (eben kein großes Glück, wie Ref. meint, weil dann das Recht weniger als die Rechtsbefugniß jeder Jurisdiction beobachtet und Streit über Recht meist Unrecht wird). Das römische Recht drängte sich, bald nach Stiftung der Hochschule, in die Gerichtshöfe ein, und Tübingen bekam 1493 ein besonderes Stadtrecht. Dafür hielt sich Tübingen in den Bauernunruhen, (die unter dem Namen des armen Konrads, eine Art Jacquerie, bekannt sind und zu jenen allgemeinen Bauernunruhen mit gehören mochten, welche der wackere Zschokke „einen gräßlichen Naturschrei der Menschheit" nennt), ziemlich ruhig, bat aber, zugleich mit Stuttgart, um einen Landtag, um den gerechten Beschwerden des Landes abzuhelfen. So entstand der in Wirtembergs Verfassungsgeschichte so wichtige tübinger Vertrag und Abschied von 1514. Viel litt aber das Land, als der Herzog Ulrich jenen Vertrag und seiner Unterthanen Treue vergaß und endlich für die Ermordung des Hans von Hutten, für die Verstoßung seiner bairischen Gemahlin und die widerrechtliche Eroberung Reutlingens, durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande getrieben wurde. Bekanntlich kam Tübingen mit dem ganzen Lande, an den Kaiser Karl vom schwäbischen Bunde verkauft, 1520 bis 1534 an dessen Bruder, König Ferdinand, was die Einführung der Reformation bis zur Wiedererlangung des Landes im letztern Jahre verschob. Dafür erobert 1546 Alba Stadt und Amt Tübingen, und nur das Schloß widerstand dem nachher so blutbefleckten Feldherrn. Im dreißigjährigen Kriege brachte erst das (aus Jesuitengeist und Federn geflossene) Restitutionsedict 1629 dem Lande große Noth, indem es mehrmals von den Kaiserlichen, den Baiern, aber auch von den Franzosen unter Turenne erobert wurde. Noch drohte Tübingen 1688 durch die Franzosen große Gefahr, wo aber der berühmte Professor Johann Osiander (aus einem wahren literarischen Heroengeschlechte) der Schutzengel seiner Stadt und Universität wurde; sowie er auch, als 1693 der Mordbrennergeneral Melac mit seinen Rotten vor Tübingen kam, von neuem das Commando von Schloß und Stadt erhielt. Es wird erzählt, daß er, während er persönlich mit dem Feinde unterhandelte, einen scharfen Stückschuß aus dem Schlosse auf den Feind thun ließ, um seinen Unterhandlungen mehr Nachdruck zu verschaffen, der ihm aber selbst Hut und Perrücke vom Kopfe riß. Die Kugel wurde aufbewahrt und später der Familie geschenkt; der erschrockene Franzose aber ließ sich mit einer starken Geldsumme abfinden. Osiander war damals der einzige, der des Französischen leidlich mächtig war. Mit Ludwigsburgs Entstehung wurde Tübingen dritte Residenzstadt, aber unter der vorletzten Regierung wurde es nur die dritte unter den sieben guten Städten, mit dem Rechte, als eine solche, außer dem gewöhnlichen noch einen besondern Abgeordneten zur Ständeversammlung zu schicken.

Der Hr. Verf. geht sodann zur Geschichte der Universität selbst fort, dem großen Werke Eberhards des Bärtigen, den Reuchlin, Biel, die Nauklere und Abt Heinrich von Blaubeuren dazu ermunterten. Am 1. Oct. 1477 (demselben Tage, wie zu Mainz) begannen die Vorlesungen, und am 9. Oct. erhielt der versammelte Senat den Freiheitsbrief. Am 15. Nov. unterzeichnete Sixtus IV. die Bestätigungsbulle. Im J. 1481 erschien vom Stifter die erste förmliche Ordnung und Verfassung, und 1484 die kaiserliche Bestätigung. Die Hauptfrage betraf nun freilich die Dotation der Universität. Zu diesem Zwecke wurde das sindelfinger St. Martinsstift mit seinen Einkünften nach Tübingen verlegt (das heutige Georgenstift), und die Professoren bekamen die Chorherrnstellen davon; außerdem wurden noch die Einkünfte einer Anzahl Kirchen, die Patronatsrechte über dieselben, der Novalzehnte des Landes u. s. w. hinzugefügt. Nach der Ordnung von 1491 erhielt ein Doctor der heiligen Schrift 100 Fl.; ein Doctor der geistlichen Rechte 120; ein Institutionarius 30—40 Fl.; der eine Arzt 100, der andere 80 Fl. —, und jeder der vier Artisten (Lehrer der freien KK.) 25, und einer, der in „Oratoria, Moralibus oder Poetry" liest, 20 Fl. Das ganze Einkommen, von dem noch die geistlichen Herren fünf Vicarien für den Gottesdienst in den der Universität geschenkten Kirchen erhalten mußten, belief sich auf 52 Mark für zehn Professoren und vier Magister der freien Künste. Billig mochten sich daher die Professoren auf einem Rechtstage zu Rotenburg „arme Gesellen" nennen. Bis 1541 mußten die Professoren der Philosophie ledigen Standes bleiben. Mußten sie im Senate erscheinen, so wurden ihnen keine Stühle angeboten, und in der Aula nova hingen ihre Portraits hinter dem Ofen!! Die Statuten der Universität waren von Bologna entlehnt, welches bekanntlich mit Paris die Musteruniversität für die deutschen Hochschulen wurde. Die großen Privilegien und Freiheiten der Studenten, die blos unter dem Rector und Kanzler mit den Dekanen standen, von keinem Vogte, Bürgermeister und Amtmann, was auch einer begangen habe, verhaftet werden konnten, führten freilich zu einer großen Zügellosigkeit derselben, die nachher größere Beschränkungen zur Folge hatten. Solche Freiheiten erklären sich aber erstlich aus dem Umstande, daß die Fürsten ihre Universitäten bald in Aufnahme bringen wollten; sodann dadurch, daß damals die meisten Studirenden in weit reiferem Alter als jetzt, oft Dreißiger und Vierziger waren und, bei der damals geringen Zahl von Gelehrten und der größern Achtung vor Gelehrsamkeit überhaupt, in bei weiten höherem Ansehen standen. Jetzt ist dies freilich anders! Viel Unheil geht aus der Erinnerung an die ehemaligen großen Freiheiten der Studirenden hervor, gegen welche betrachtet, die jetzigen Commilitonen immer nur sich in ecclesia pressa zu befinden und dieser entgegenkämpfen zu müssen glauben, ohne zu bedenken, daß damals, bei größern Freiheiten, auch größerer Fleiß war. Die Erinnerungen an diesen sollten mehr erneuert werden. Manchem würde

gewiß auch vorgebeugt werden, wenn diese Vorlesungen nicht vorschriftsmäßig gehört werden müßten, mit Prüfungen verbunden, die gleich auf das Collegium folgen, sondern wenn weit strengere und unnachsichtlichere, und über **alle** Theile der für ein Hauptfach erforderlichen Wissenschaften verbreitete Schlußprüfungen Statt finden, und niemand so roh und unvorbereitet, als es oft geschieht, auf der Universität zugelassen würde. Denn auch hier heißt es: Nur, wer da hat, dem wird gegeben.

Einen sehr wichtigen Abschnitt für die junge Universität machte die Reformation, die nicht ohne Reactionen der meisten theologischen Lehrer, die ihre guten Pfründen zu verlieren fürchteten, erst 1534 durchgesetzt wurde. Große Verdienste um ihre Einführung erwarben sich Grynäus von Basel, Blarer, Phrygio, Kammerer, Schnepf, Melanchthon und Brenz. Die sogenannten „zwei Wege in der Weisheit, der Nominalismus und Realismus" wurden aufgehoben, und endlich auch dem Dekan und zwei Mitgliedern der Artistenfacultät Sitz und Stimme im Senat ertheilt — (1545). Auch der dreißigjährige Krieg brachte Reactionen gegen die Reformation nach Tübingen. Die von den kaiserlichen Truppen mitgebrachten Pfaffen polemisirten oft in offner Kirche gegen die tübinger Theologen so heftig, daß es mehr als einmal a verbis ad verbera kam. Als Lukas Osiander eben predigte, rannte ein feindlicher Soldat mit gezogenem Degen auf die Kanzel; Lukas aber stieß, trotz seiner 66 Jahre, den Soldaten hinunter und schleppte ihn in vollem Glaubenseifer bis vor den Altar, wo alle Weiber über ihn herfielen und ihn mit Fäusten und Holzstücken jämmerlich zurichteten. Binnen vier Jahren (1634—38) starben 14 Professoren durch Kummer, Angst, Pest und Hunger. Doch brauchte die Universität nicht so, wie das 1592 gegründete Collegium Illustre, ganz geschlossen zu werden. Seit dem J. 1769 nannte sich die Universität: Eberhardo-Carolina, indem Herzog Karl, dessen Mutter schon bei medicinischen Inauguraldisputationen öffentlich opponirt hatte, seine besondere Sorgfalt seiner Hochschule widmete. Unter den neuesten Schicksalen der Universität wird angeführt, was nicht allgemein bekannt worden ist, daß sich 1808 einige Studirende mit mehrern jungen Leuten aus andern Ständen verbanden, um in die neue Welt auszuwandern und daselbst eine republicanische Colonie zu stiften. Sie schossen Geld zusammen; jeder sollte ein Handwerk lernen, und einige ordentliche Mädchen wurden herangebildet, um die neue Colonie zu bevölkern. Durch einen Verräther, dessen Schulden man nicht bezahlen wollte, der aber endlich am schlimmsten dabei wegkam, wurde die Sache entdeckt und militairisch unterdrückt. Mancher andre Druck endete mit dem Regierungsantritte des jetzigen, auch dem Ausländer wahrhaft ehrwürdigen Königs; die genommenen Rechte wurden der Universität zurückgegeben, die katholische Universität von Ellwangen mit Tübingen vereinigt und eine neue katholisch-theologische Facultät, so wie auch eine staatswirthschaftliche, und endlich ein Convict für 200 katholische Seminaristen errichtet. Die Zahl der ordentlichen Professoren stieg auf 34. Noch 1821 wurde den Studirenden eine gesetzlich begründete Repräsentativverfassung gestattet, oder ein aus und von ihnen selbst gewählter Ausschuß von 15 Mitgliedern, der als Organ der studirenden Gesammtheit begründete und vorher berathene Wünsche an die akademischen Behörden nicht allein bringen, sondern auch darüber mit ihnen berathen darf u. s. w. Die Pflichten des Ausschusses sind Beförderung der Sittlichkeit, Verhütung jeder Störung der öffentlichen Ruhe, besonders der Feindseligkeiten unter den Studirenden selbst und der **geheimen Verbindungen**.

Zu weitläuftig würde es seyn, dem Verfasser auch noch durch die übrigen Abschnitte zu folgen. Der Gang der einzelnen Wissenschaften wird nun besonders verfolgt; dann sehr brauchbare Lebensskizzen noch lebender Professoren und Privatdocenten nach den Facultäten gegeben, und endlich von der Verfassung und Einrichtung der Hochschule gesprochen, wobei die einzelnen Institute durchgegangen werden. (Die Einrichtung, daß die studirenden Ausländer für ihre etwa zu machenden Schulden eine Caution stellen müssen, wird freilich manchen abschrecken, aber auch manchen heilsam im Zaum halten.) Den Beschluß macht die Beschreibung der Stadt und ihrer Einrichtung. Als empfehlend für dieselbe wird angeführt (S. 604): daß noch nie ein Mädchen in Tübingen somnambül geworden sey, daß die Hypochondrie unter den Gelehrten, so auch die syphylitische Krankheit selten und Podagra seit Menschengedenken ganz unbekannt sey. Schade nur, daß bei dem schönen Geschlechte die Kröpfe so häufig seyn sollen. — Als Beilage endlich wird vom Herrn Professor Schübler ein fleißiges systematisches Verzeichniß der bei Tübingen wildwachsenden phanerogamischen Gewächse mitgetheilt. — Eine Tabelle gibt von 1760—1821 die Anzahl der Studirenden, wobei bis 1817 die Adlichen nebst ihren Hofmeistern, welche letztere aber in neuerer Zeit ganz verschwinden, besonders aufgezählt sind. Im Winterhalbjahr 1772 studirte nur ein Mediciner; man hätte ihn nennen sollen, da ohne ihn eigentlich Tübingen in jenem Semester keine *universitas* literarum mehr gewesen wäre. Die Zahl der Studirenden im Winter 18 21/22 belief sich auf 764. Die freundlichen Küpferchen stellen merkwürdige Gebäude und Gegenden in und um Tübingen vor. Auch der Preis-Courant für Inscription, Collegien, Examen, Buchdrucker, Buchbinder, Holz, Kost, Wohnung, Schneider, Schuster, Waschen, Reiten, Fahren ist nicht vergessen, so daß sich jeder schon im Voraus sein Privat-Budget entwerfen kann.

13.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 236.

13. October 1823.


## Carrascosa's Memoiren.

### II. Der Ausbruch der Revolution.

(Den ersten Artikel siehe in Nr. 230.)

So leicht es, nach der bisherigen Auseinandersetzung, der Regierung gewesen wäre, dem Ausbruche einer Empörung zuvorzukommen, wenn sie nur einige der schreiendsten Misbräuche abgestellt und sich nicht einer gänzlichen Erschlaffung überlassen hätte; eben so leicht wäre es gewesen, den bereits ausgebrochenen Aufruhr eines undisciplinirten und nicht einmal zahlreichen Soldatenhaufens wieder zu unterdrücken, wenn nicht auch hier eine fast unbegreifliche Apathie der obersten Behörden hinzugekommen wäre. Denn in der That, es kann nichts Erbärmlicheres geben, als die ersten Anfänge dieser Revolution, und nur ihr Ausgang läßt sich damit vergleichen.

Damals war der General Nugent Chef des Kriegswesens, unter dem Titel Generalcapitain, und an der Spitze der einzelnen Waffengattungen standen die Generallieutenants Sardella, Ambrosio, Filangieri, Duca d'Ascoli und Carrascosa. Im Jahre 1819 bemerkte der letzte zuerst einige Spuren der Carbonaria in einem zu Aversa stehenden Cavallerieregimente; allein die Sache wurde mit leichter Mühe unterdrückt. Zu Anfange des Jahres 1820 zeigten sich Ansichten der Carbonari in den gebildeten Cirkeln; man fing an, von Einführung einer Constitution zu sprechen, und nannte unter denen, welche einer solchen Veränderung geneigt seyn würden, auch den General Carrascosa. Allein dieser erklärte sich wenigstens sehr bestimmt gegen die Theilnahme des Militairs und bat, als die Umtriebe bedenklicher wurden, um die Erlaubniß, auf unbestimmte Zeit aus dem Lande zu gehen. Gegen jene Umtriebe, welche man sehr gut kannte, scheint gar keine ernstliche Maßregel genommen worden zu seyn; es wurde alles vorbereitet, um im Januar 1821 losbrechen zu können, als ein unbedeutender Umstand einen viel frühern Ausbruch herbeiführte.

Zu Nola standen nämlich einige hundert Mann Cavallerie, welche man das Regiment Bourbon nannte, ob sie gleich beinahe keinen Officier, keine Uniform hatten und sich in einer gänzlichen Verwilderung befanden. Der Oberste lebte zu Neapel, auch die übrigen Officiere gingen, wohin sie wollten, und ließen die Soldaten ohne alle Aufsicht und Beschäftigung. Die meisten Unterofficiere waren Carbonari geworden, deren Versammlungen nach dem Zapfenstreich gehalten wurden, und waren gewohnt, wenn sie aus diesen Versammlungen kamen, die Nächte zu durchschwärmen. Endlich setzten es der Generalcapitain Nugent und General Carrascosa, als Inspector der Cavallerie, bei dem Könige durch, daß das Regiment einen andern Obersten bekam, welcher damit anfing, den Unterofficieren streng zu verbieten, Abends nach dem Zapfenstreiche auszugehen.

Dieser Befehl versetzte sie in große Unzufriedenheit, woran die Carbonari unter den Bürgern von Nola eifrigen Antheil nahmen. Ein Geistlicher von Nola, der berüchtigte Minichini, von geringem Vermögen, aber großer Kühnheit und Ehrsucht, redete ihnen zu, in Masse zu desertiren. Die Unterofficiere wendeten sich deshalb an den Unterlieutenant Morelli, einen Menschen ohne Erziehung und Kenntniß, selbst ohne die nothwendigsten Eigenschaften eines Soldaten, welcher aber durch die Menge seiner Schulden für einen solchen Vorschlag empfänglich gemacht war, und mit ihm verband sich noch der Unterlieutenant Silvati. Dies waren die Menschen, welche ganz Europa in Bewegung versetzten.

Am 2. Julius 1820 wurden die Soldaten Morgens früh von den Unterofficieren geweckt und ihnen befohlen, sich zum Ausmarsch fertig zu machen. Bald nachher zogen sie, unter Anführung jener beiden Officiere, 127 Mann stark, nach Monteforte. Die Soldaten glaubten, eine regelmäßige Ordre ihres Commandeurs zu befolgen. Zu ihnen gesellte sich Minichini mit etwa zehn Bürgern aus Nola, statt der versprochnen 500. Unterwegs wurde eine dreifarbige Fahne aufgesteckt und in den Dörfern gerufen: „Es lebe die Constitution!“ ohne daß damit eine große Theilnahme erweckt worden wäre. Die Soldaten sahen jetzt, worauf es ankam, und manche wären gern wieder umgekehrt, wurden aber durch die Drohungen der Unterofficiere daran verhindert. Dem Zuge schlossen sich etwa 100 Mann Infanterie, Landmiliz der umliegenden Gegend, an, welchen immer mehrere folgten, so daß sie am Abend schon 350 Mann stark waren. Sie besetzten die Pässe von Monteforte, brachen die Straße auf und legten Verhacke an.

Digitized by Google

In Neapel erfuhr man die Desertion schon um 10 Uhr Morgens, und hätte also die Sache im ersten Entstehen unterdrücken können, wenn man nur mit einiger Entschlossenheit gehandelt hätte. Der Generalcapitain versammelte die Generallieutenants Sarbella, Ambrosio, Filangieri, Duca d'Alcoli und Carascosa zu einem Kriegsrathe, und man beschloß, den General Wilhelm Pepe sogleich nach Avellino zu senden, wo er lange Commandant gewesen war, um die dortigen Truppen und Einwohner in Ordnung zu halten und die Deserteurs wo möglich zu arretiren. General Nugent ertheilte ihm Auftrag dazu, und Pepe schrieb an den General Colonna einen Brief, welcher ihm nachher noch von den Revolutionairs vorgeworfen worden ist. Allein der Hof genehmigte diese Maßregel nicht, aus Mistrauen gegen Pepe, worüber dieser so aufgebracht wurde, daß er sogleich mit den Aufrührern zu Monteforte Verbindungen anknüpfte.

Nun bekam Carrascosa Befehl, nach Avellino zu gehen, welcher ihm aber erst am 3. Julius Morgens eingehändigt wurde. In der Zeit war die Lage der Dinge schon viel schlimmer geworden. Der General Campana hatte am 3. Julius frühe von Solofra her einen vergeblichen Angriff auf die Insurgenten gemacht und sich zurückziehen müssen, weil er seiner eignen Truppen nicht gewiß war. Nun hatte Avellino den Insurgenten die Thore geöffnet. Der Oberstlieutenant Deconcili hatte die Truppen in der Stadt und Gegend gewonnen, auch in Foggia hatte man sich für die Sache erklärt, weil man die Soldaten beredet hatte, der König selbst sey damit einverstanden. Die Insurgenten waren am Abend des 3. Julius schon 1200 Mann stark.

Carrascosa's Sendung nach Avellino hatte unter diesen Umständen schon keinen Zweck mehr. Er war ohne Truppen, ohne Geld und ohne Vollmacht für die Civilbehörden der Provinzen. Er konnte nicht mehr nach Avellino kommen und blieb in Pumigliano d'Arco, wo er seine Zeit dazu anwandte, auf die Landgemeinden zu wirken. Die Insurgenten hatten noch sehr wenig Selbstvertrauen zu sich selbst und zu ihrem ganzen Unternehmen. Die Miliz kehrte in der Stille in ihre Heimath zurück, und die Insurgenten selbst hatten den Vorsatz, nach Neapel zu marschiren, aufgegeben. In der Nacht vom 3. zum 4. Julius sandte man dem General Carrascosa ein Detaschement von 649 Mann unter dem Generallieutenant Rocca Romana, womit er nach Mariglano vorrückte, aber weiter gegen die Insurgenten nichts unternehmen konnte. Denn gelang es ihm nicht, bedeutende Vortheile gegen sie zu gewinnen, was mit diesen wenigen Truppen immer sehr ungewiß war, so gab er ihnen durch einen vergeblichen Angriff neuen Muth und Andern die Veranlassung, sich für sie zu erklären. Dagegen ließ er sich in Unterhandlungen mit ihnen ein und brachte es wirklich so weit, daß die sämmtlichen Truppen zur Ordnung zurückkehren wollten, wenn man den Rädelsführern sichere Pässe ins Ausland (sie verlangten erst acht, dann zehn Pässe) und zu ihrem Fortkommen 8000 Ducaten verwilligen, den übrigen aber Straflosigkeit versprechen wollte. Carrascosa empfing auch wirklich von der Regierung Geld und Pässe, zugleich aber auch die nöthigen Verstärkungen bis auf 2000 Mann, womit er, wenn etwa die Anführer der Insurgenten zurücktreten sollten, dem abgeschlossenen Vergleiche den erforderlichen Nachdruck geben konnte.

Dies geschah am 5. Julius, und in der Nacht sollten die Verstärkungen ankommen. Aber es scheint, daß zu Neapel selbst die Partei derer, welche eine Veränderung in der Staatsverwaltung wünschten, zu groß gewesen sey, und daß auch der Hof geglaubt habe, diesem Andrange doch auf die Länge nicht widerstehen zu können. Wenigstens beweisen die Unterredungen, welche Carascosa mit dem Generalcapitain Nugent am 5. Julius zu Cimitilo hatte, daß dieser die Einführung einer Constitution entweder selbst für nützlich, oder für unvermeidlich hielt, und wenn die Schlaffheit und Unordnung wirklich in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes so groß war, als sie von allen einstimmig geschildert wird, so mußte jeder redliche Mann wünschen, daß die Verwaltung mehr Kraft erhalte. Daß aber nur eine vernünftige Staatsverfassung das Ansehen der Gesetze und dadurch auch die Kraft der Regierung verstärkt, ist eine ausgemachte Sache. Carrascosa rieth aber immer, zuerst die jetzige aufrührerische Bewegung zu unterdrücken, wozu er die Mittel in den Händen zu halten glaubte, und dann erst eine Constitution zu geben. Dazu schlug er die englische nur mit der Abänderung vor, statt erblicher Pairs lebenslängliche Senatoren in ein Oberhaus zu setzen. Mit dem festen Versprechen, Carrascosa's Vorschläge zu Unterdrückung der Insurrection sogleich dem Könige vorzulegen und zu ihrer Ausführung alles aufzubieten, reiste der Generalcapitain am 5. Julius Abends von Cimitilo nach Neapel zurück.

Aber in derselben Nacht hatte man in Neapel die Schwäche, der Revolution vollständig nachzugeben. Carrascosa hatte sich zu seinen Vorposten begeben, als um sechs Uhr Morgens der General Florestan Pepe bei ihm ankam und ein königliches Decret, worin eine Constitution versprochen wird, überbrachte. Es ist vom 6. Julius datirt und bekannt genug (Diplomat. Archiv I. 26.). Carrascosa weigerte sich anfangs, dasselbe anzuerkennen, da es ihm vom Gouverneur von Neapel, nicht von seiner vorgesetzten Behörde zugesandt werde; allein gleich nachher bekam er es mit einem unmittelbaren Befehl vom Könige und mußte gehorchen. Mancher, welcher in der Folge zu den heftigsten Verfolgern der Constitutionellen gehörte, drang damals in den König, nur schleunig eine Constitution zu verwilligen, obgleich ein längerer Widerstand der königlichen Familie nicht im geringsten persönliche Gefahren bringen konnte.

Indessen ist es doch wahr, daß dieser Entschluß des Monarchen eine allgemeine Freude selbst bei denen erweckte, welche weder den Aufruhr des Militairs, noch die Umtriebe der Carbonari gebilligt hatten. Ein Jeder versprach sich von einer Constitution die Erfüllung seiner besondern Wünsche, der Eine die Abschaffung der Con-

Google

scription, der Andre die Verminderung der Steuern, ein Dritter Beförderung im Kriegs- und Civildienste; selbst die Aufhebung der Klostergelübde und die Einführung der Ehescheidung, welche man als nothwendige Folge des constitutionellen Systems ansah, erwarb demselben manche Anhänger unter missvergnügten Eheleuten und Geistlichen.

Carrascosa war, in Folge der erhaltenen Befehle, nach Neapel zurückgekehrt und sogleich zum Kriegsminister ernannt worden. Aber schon an demselben Tage (6. Jul.) zeigte es sich, wie unklug die Nachgiebigkeit gegen die Insurgenten und ein so unbestimmtes Versprechen einer Constitution gewesen war. In der Nacht hatten sich mehrere Truppencorps und auch die Generale Wilhelm Pepe und Napoletano zu den Insurgenten begeben, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn nicht am fünften Abends schon der Sieg der Revolution in Neapel und im Cabinet des Königs entschieden gewesen wäre. De Concili fühlte wohl, daß durch Pepe's Ankunft ihm selbst die wichtigsten Vortheile entrissen würden, hatte aber kein Mittel mehr, ihn zurückzuweisen, zumal da seine eignen Soldaten ihn großentheils schon wieder verlassen hatten. Pepe wurde alsbald zum Obergeneral der Insurgenten erhoben, und De Concili mußte sich begnügen, der Chef seines Generalstabes zu seyn. Am Abende des 6. Julius hatte Pepe, welcher nun den Regimentern befahl, zu ihm zu stoßen, ungefähr 10,000 Mann unter seinen Befehlen.

Erst nachdem der König der Insurrection nachgegeben hatte, wurde auch das Volk in Neapel unruhig. Es lief zusammen und lärmte; man müsse hindern, daß der König sich nicht einschiffe; daß das Geld nicht aus den Staatsbanken fortgeschafft werde; man müsse die Forts besetzen; man verlangte Waffen aus den Zeughäusern. Diese Unruhen dauerten einige Tage fort; die Regierung hatte kein Mittel mehr, die Ordnung mit Gewalt herzustellen; die Stadt war ohne Besatzung, indem ein Theil nach Nocera dem General Nunziante, ein andrer nach Mugnano geschickt worden war; das Uebrige hatte sich aufgelöst, oder war zu den Insurgenten übergelaufen. Auch die zurückkehrenden Truppen waren zu schwach, die Ruhe zu behaupten; doch blieb es bei Zusammenlaufen, Schreien und Lärmen, und grobe Ausschweifungen sind nicht vorgefallen. Noch am 6. Julius ernannte der König den Kronprinzen zum Reichsverweser.

Nun schickte auch General Pepe von Monteforte seine Bedingungen ein, welche in der That sehr hoch gespannt waren. Die spanische Constitution solle sogleich proclamirt werden; General Pepe solle den Oberbefehl der Armee bis zur Zusammenberufung des Parlements erhalten; alle Festungen und Forts sollten der Armee von Monteforte eingeräumt werden; es sollte eine provisorische Regierungsjunta eingesetzt werden, von welcher General Pepe ein Viertheil zu ernennen habe. Diese Bedingungen sollten binnen sechs Stunden erfüllt werden, sonst würde er mit 16,000 Mann gegen Neapel marschiren. Jetzt war keine Möglichkeit mehr vorhanden, diese Forderungen zu verweigern. Man mußte es bei der in Neapel herrschenden Gährung noch für ein Glück halten, wenn nur eine bedeutende bewaffnete Macht in die Hauptstadt kam. Es wurde also alles zugestanden, am 7. Julius die spanische Constitution als Grundgesetz des Reichs verkündet, und am neunten zog Pepe mit der Insurrectionsarmee in Neapel ein.

Auf Pepe's eignes Verlangen war General Carrascosa derselben entgegengegangen, und wurde mit Schrecken die allgemeine Verwirrung, Insubordination und Zwietracht gewahr, welche in derselben herrschte. Sie bestand ungefähr aus 14,000 Mann, zur Hälfte aus Linientruppen und Milizen in Uniform, zur Hälfte aus schlecht bewaffneten Landleuten ohne militairische Haltung. Die letzten waren in unförmliche Haufen getheilt, von denen jeder nur seinem Anführer gehorchen wollte. Aber auch diese Anführer hatten eben kein großes Ansehen bei ihren Leuten. General Pepe sagte selbst, es sey das schlechteste Gesindel aus den Dörfern der Terra di Lavoro, welches sich unter dem Vorwande, daß sie Carbonari seyen, an ihn angeschlossen hätte, um an dem Einzuge in Neapel Theil zu nehmen. Er wäre ihrer selbst gern los, allein er wisse nicht, wie er sie fortschaffen solle. Endlich gelang es aber doch, eine Ordre durchzusetzen, daß nur Linientruppen und uniformirte Milizen mit in Neapel einziehen sollten, und jene Banden wurden mit allerlei Versprechungen in ihre Dörfer zurückgeschickt. Carrascosa erklärt dies für einen sehr großen Dienst, welchen Pepe damals seinem Vaterlande geleistet habe.

Es wurde nunmehr ein Ministerium von sechs Mitgliedern, nach Vorschrift der spanischen Constitution, eingesetzt (der Herzog von Camposiaro für die auswärtigen Angelegenheiten, Graf Camaldoli für die Justiz, Carrascosa für das Kriegswesen waren schon ernannt; dazu kamen Graf Zurlo für das Innere, Ritter Macedonio für die Finanzen und General Sattimo, nachher Ritter Detomasi, für die Marine). Alles waren Männer von liberalen Gesinnungen, von welchen aber doch keiner an der Revolution Theil genommen hatte. Drei davon waren Männer von ausgezeichnetem Talent; von sich sagt der Verf. bescheiden, man würde leicht einen Andern für seine Stelle gefunden haben. Da er wohl wußte, daß die Urheber der Revolution ihn als ihren Gegner betrachteten, so bat er mehrmals um seine Entlassung, und er hält es noch jetzt für einen Fehlgriff, daß man sie ihm und dem Grafen Zurlo nicht gegeben habe.

Der König und der Kronprinz leisteten in ihren Zimmern, vor dem versammelten Hofe und den Ministern, den Eid auf die Constitution, welchen sie nachher vor dem Parlement wiederholten. Dann schworen die Minister. Alle Beamte und die diplomatischen Agenten im Auslande wurden gleichfalls vereidet; nur der Fürst von Castel Cicala, Gesandter in Paris, und der Fürst Don Alvaro Ruffo, Gesandter in Wien, verweigerten

Digitized by Google

die Eidesleistung und wurden von ihren Stellen entlassen. Die öffentliche Ruhe schien sich zu consolidiren. Die Wünsche der Revolutionairs waren (für den Augenblick) erfüllt, das Vertrauen des Volks auf den König und den Kronprinzen, Reichsverweser, durch die geleisteten Eide vermehrt, und General Pepe, dessen Einfluß auf die Armee und die Carbonari damals noch sehr groß gewesen zu seyn scheint, wirkte aufrichtig zu Allem mit, was die öffentliche Ordnung befestigen konnte.

Der Kronprinz scheint, wenn wir einige leise Andeutungen des Verfassers recht verstehen, dem constitutionellen System aus Ueberzeugung ergeben gewesen zu seyn. Das Bild, welches der Verf. von ihm entwirft, ist folgendes. „Er ist wahrhaft religiös, ein guter Sohn, ein vortrefflicher Vater; kenntnißreich, arbeitsam, aufmerksam auf die geringsten Kleinigkeiten, von einem warmen Eifer für die Gerechtigkeit beseelt. Er besitzt einen aus Pflichtgefühl entspringenden Muth, welcher ihn über alle persönliche Gefahren erhebt. Allein in kritischen Augenblicken zeigte er eine gewisse Schwäche und Unentschlossenheit, welche unter so schwierigen Umständen nachtheiliger werden kann, als ein Mangel reifer Umsicht. Auch ging er vielleicht in seinem Mistrauen zu weit, besonders gegen die Minister, welche ihm alle auf das eifrigste ergeben waren, und wurde im fernern Verlaufe der Begebenheiten durch die Erinnerung an die Leiden beunruhigt, von welchen einige Mitglieder seines Hauses unter beinahe gleichen Umständen betroffen wurden."

So war also eine Revolution vollendet, welche allzu leicht gewesen war, um dauerhafte Resultate zu gewähren. Sie war gerade in Neapel weiter nichts, als eine wiederholte Erfahrung von der Beweglichkeit des Volkscharakters, welchem ein milder Himmelsstrich und ein fruchtbares Land, indem sie die Sorge für die Bedürfnisse des Lebens durch geringe Arbeit befriedigen, viel Zeit zum Schwatzen und müßigen Umherlaufen gestatten. Was eine feste Verfassung als Garantie rechtlicher Ordnung und Sicherheit werth sey, was aber auch zu einer solchen Verfassung als Bedingung erfordert werde, davon kann eine solche Volksmasse keinen Begriff haben. Sie ergreift ohne Unterschied jede Gelegenheit zum Zusammenlaufen, zum Lärm, zu Ausschweifungen mit gleichem Vergnügen und wirft eine Constitution eben so gern wieder um, als sie solche erzwingen half. Sie tanzt heute um den Freiheitsbaum wie morgen um seine Asche; sie plündert und mordet heute die Gegner, morgen die Anhänger einer Revolution. Die neapolitanische Revolution hatte überdem ihren Grund keineswegs in einer Untauglichkeit der Staatseinrichtungen, sondern in bloßen Mängeln der Verwaltung. Denn, wie bereits oben erwähnt worden ist, an den während der französischen Usurpation eingeführten Gesetzen, war bei der Restauration wenig geändert worden. Desto leichter wäre es aber auch gewesen, die Revolution sowohl zu verhindern, als in ihren ersten Ausbrüchen zu unterdrücken.

Ueber einen Hauptpunct schweigt auch Carrascosa beinahe ganz, über den Zusammenhang, welcher zwischen den Urhebern der neapolitanischen Revolution und den revolutionairen Parteien andrer Länder Statt gefunden hat. Er erklärt, wie auch Graf Orlow thut, die neapolitanische Revolution rein aus sich selbst. Die Begebenheiten derselben entwickeln sich blos aus innern Ursachen, ohne daß man einen Antrieb von außen dabei gewahr wird. So geneigt Manche sind, alle diese Bewegungen in den verschiednen Ländern Europas mit einander in Verbindung zu bringen, so wenig wirkliche Anzeigen finden sich doch von einem solchen Zusammenhang, und in einigen Beziehungen wird vielmehr das Gegentheil ziemlich gewiß. So waren z. B. Viele überzeugt, daß die Radicalen in England mit den französischen und spanischen Liberalen in genauem Einverständnisse seyen; allein die Anhänger einer radicalen Parlamentsreform in England sind verschwunden, während die Spannungen in andern Ländern erst recht zum Ausbruche gekommen sind. So protestiren die Griechen gegen jede Beschuldigung eines Zusammenhanges mit europäischen Revolutionairs, und wenigstens so viel ist gewiß, daß der Aufstand der Griechen gegen die fremde türkische Herrschaft hinreichende selbstständige Veranlassungen und Erklärungsursachen hat, ohne daß man im geringsten nöthig hat, Anstiftungen und Aufregungen aus der Ferne zu Hülfe zu nehmen. Kein Land ist durch anhaltende innere Spaltungen so unglücklich als Irland; aber hier denkt man gar nicht daran, solche von außen kommende Ursachen aufzusuchen. Es ist leicht zu sagen, aber schwer zu erweisen, daß alle diese Convulsionen der europäischen Gesellschaft das Resultat einer durch ganz Europa verbundenen revolutionairen Faction sind, und das Sagen ohne Beweis ist eine schwere Versündigung, weil es die Aufmerksamkeit von dem wahren Sitze des Uebels ablenkt und dadurch die gründliche Heilung verhindert.

29.

## Minutoli's Reise.

Zu Ende dieses Jahres erscheint (Berlin bei Aug. Rücker) die Reise des preuß. Generals Minutoli nach dem Tempel des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste und nach Oberägypten. Sie wird ein Prachtwerk werden, das wir den Engländern entgegen stellen können. 38 Kupfertafeln, wovon 9 — 10 colorirt werden, und eine große Charte erläutern den Text, der mehr als 50 Bogen betragen dürfte. Eine kleine Anzahl Exemplare wird auf Imperial 4. abgezogen, zu der gewöhnlichen Ausgabe aber doppelt englisch Druckpapier genommen. Das Ganze wird cartonnirt, und die Abbildungen sollen in Mappen beigelegt werden. Bis zum Erscheinen kann man mit 25 und 30 Thlr. auf die ordinairen Ausgaben und mit 35 Thlr. in Gold auf die Quartausgabe unterzeichnen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
# Conversations-Blatt.

Nr. 237.

14. October 1823.

**Mémoires d'un officier français prisonnier en Espagne, par un officier de la Garde-royale. Paris, bei Bouland 1823.**

Der ganze, etwas langathmige Titel dieser interessanten Schrift heißt: „Mémoires etc. ou Rélation circonstantiée de la captivité du corps de l'armée française sous les ordres du lieutenant-général Dupont, dans l'Andalousie et sur les pontons, en rade de Cadix, en 1808; suivie de la rélation de la déportation en 1809 des officiers, sous-officiers et soldats français, aux îles Majorque, Minorque et Cabrera, des malheurs qu'ils y ont essuyés, de leur départ pour l'Angleterre et de leur retour en France en 1814; accompagnée des considérations générales, des pièces justificatives, d'un plan de la rade de Cadix, indiquant la position des pontons, et d'un plan de l'île de Cabrera," und vertritt zugleich die Stelle einer ausführlichen Inhaltsandeutung, indem er genau genug alles das angibt, was in dem Buche verhandelt wird.

Aus dem Epithet: par un officier de la Garde-royale, kann man übrigens gleich im voraus abnehmen, daß der Verf., obschon früher unter den dreifarbigen Fahnen dienend, doch nicht das ist, was man jetzt in Frankreich einen „Bonapartisten" nennt; die Gerechtigkeit muß man ihm jedoch lassen, daß er eben so wenig in seinen Bemerkungen den Ultra verräth, und sich überhaupt meist immer so zeigt, wie sich billig jeder seiner Landsleute zeigen sollte, d. h. als ein, seinem Vaterlande und seiner Regierung treu ergebner, von aller wilden Parteisucht entfernter, Ehre und Recht stets im Auge habender Mann. Daß nun ein solcher die Vorfälle in dem damaligen Kriege jenseits der Pyrenäen, denen er theils selbst beiwohnte, theils sie nach den Berichten von Freunden und Kampfgenossen schildert, richtiger darstellt, als dies meist bisher von denen geschah, welche darüber sprachen, versteht sich, und so ist denn dies Buch als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Zeit mit Recht zu betrachten, und wir wollen deshalb Einiges daraus, wie es sich im Laufe der Capitel findet, unsern Lesern hier mittheilen.

Nach einer kurzen allgemeinen Bemerkung über den so höchst feindseligen und blutigen Charakter dieses Kampfes und einer Schilderung des Beginnens desselben, so wie der Intriguen, welche angewendet wurden, um die königliche Familie unter sich zu entzweien, kommt der Verf. auf den berüchtigten Friedensfürsten zu sprechen, den er geradezu der Absicht beschuldigt, dahin gearbeitet zu haben, für sich selbst die Krone Spaniens zu gewinnen; und nun weiterhin den Einmarsch der Franzosen unter Murat in Madrid, die Abreise des Prinzen von Asturien und die der Königin von Etrurien erwähnend, zeigt er, wie durch diese Vorgänge die Decke endlich von den Augen der Spanier fiel und die Nation, welche bisher in Napoleon nur den Helden und großen Mann bewundert hatte, nun einsah, was seine eigentliche Absicht in Betracht ihrer war.

Von diesem Augenblicke blitzte die Volksrache empor und jeder Franzose ward nun das Ziel der Wuth und des Hasses Aller. „Es war uns leicht," sagt der Verf., „die plötzliche Veränderung zu bemerken, welche auf einmal, in Betreff unsrer, die Geister ergriffen hatte. Statt der bisherigen Zuvorkommenheit, sahen wir überall nur bösen Willen uns entgegen leuchten und die bereits beginnenden Mordthaten an Kranken, Verwundeten oder Einzelnen des Weges ziehenden, selbst dicht unter den Mauern der Hauptstadt verübt, mußten auch den Unumsichtigsten zeigen, daß uns ein Kampf, wahrhaft auf Tod und Leben, ein Kampf bevorstand, in welchem bald jedes Gesetz der Menschlichkeit mit Füßen getreten, jede Stimme der Ehre und des Rechts übertäubt wurde."

Bald brach auch das Schreckliche aus. Durch Murats unverantwortliche Sicherheit kühn gemacht, zog sich immer mehr Volk aus der Umgegend in die Hauptstadt, und als nun am 2. Mai 1808, Morgens gegen acht Uhr, der Pöbel auf dem Platze vor dem Posthause, unfern der Wohnung des Marschall Moncey, einen Courier überfiel, der mit Depeschen zu dem Marschall wollte, da war das Zeichen gegeben und es ging nun in der unglücklichen Stadt ein Morden und Wüthen los, vor dem die Menschheit erbebt. Jetzt erst erwachte Murat wie aus einem Schlummer und sogleich Befehl ertheilend, daß die nah umher liegenden Truppen ein-

Digitized by Google

ziehen sollten, gelang es ihm und den Herbeikommenden, zwar gegen Abend den Aufruhr zu dämpfen, jedoch erst, als bereits Ströme von Blut geflossen und Dinge geschehen waren, deren Andenken mit Grauen erfüllt. Jeder, der mit den Waffen in der Hand gefunden wurde, ward nun mitleidslos erschossen, und indem so von beiden Seiten durch Blutrache zu immer neuen Unthaten angefeuert wurde, war der Würfel geworfen und das Todesloos von Tausenden bestimmt. Denn nicht allein auf Madrid beschränkten sich diese Auftritte, sondern, einem unterirdischen Feuer gleich, theilte sich die Flamme bald dem ganzen Lande mit, und bei jedem Schritte, den man that, mußte man, gleich dem Wandrer auf dünner Lavadecke, erwarten, daß die Gluth verzehrend aufschlug *).

Gegen Ende des Maies erhielt der Verf. den Befehl, sich nach Toledo zu begeben, um sich daselbst mit der nach Cadix bestimmten Division des General Dupont zu vereinigen. Alles was er auf diesem, damals noch ziemlich sichern Wege von Einheimischen sowohl, wie von seinen Landsleuten hörte, überzeugte ihn, wie sehr er zu eilen habe, wenn er, der Einzelne, Toledo noch lebend erreichen wollte, und die Vorgänge nach seinem Eintreffen bei dem Armeecorps auf den weitern Marsch durch die Sierra Morena und nach Cordova zu, so wie die Nachrichten aus Andalusien — dem Hauptbrennpuncte der Reaction gegen Frankreich — bestätigten das Geahnete nur zu sehr.

Nachdem man sich bereits im offnen Kampf den Durchzug durch mehrere Engpässe des Gebirges und über mehrere von den Spaniern besetzte Brücken hatte erstreiten müssen; kam man in Cordova an, wo mitten im friedlichen Einzuge auf einmal Musketenfeuer aus den Fenstern der Häuser die Rache der Soldaten erweckte und der Stadt das Unglück der Plünderung zuzog. — Durch die mannichfachen Verluste in den Gefechten, mehr indeß noch durch epidemische Krankheiten (besonders die Ruhr), war nach der Besetzung von Cordova die Division aber so zusammengeschmolzen, daß ihr Befehlshaber es nicht wagte, im Angesicht der immer stärker und stärker werdenden Feinde, die unter Castannos im Lager von St. Roch sich zusammengezogen und nun, mit andern Heerhaufen vereint, sich bei Ecija und Carmona am Guadalquivir verschanzt hatten, seinen Weg nach Cadix fortzusetzen, sondern sich entschloß, so lange in Cordova zu bleiben, bis die vom General Wedel geführte zweite Division zu ihm stieß. Leider vermochte er sich indeß auch hier nicht zu halten. Schon am 15. Juni mußte man die Stadt wieder räumen und den Rückzug nach Andujar antreten, woselbst man zwei Tage darauf ankam, auf dem Wege nichts als die schauderhaften Denkmale unmenschlicher Grausamkeiten findend, die hier, im Rücken der Armee, an einer Abtheilung von Unglücklichen begangen worden waren, welche einen Transport zu escortiren hatten. Halbverbrannte Glieder, ausgerissene Augen, gräßlich verstümmelte Leichen, lagen umher oder hingen an den Bäumen, eine furchtbare Weisung dessen, was sie selbst vielleicht bald erwartete, und die Nachrichten, wie man die in Manzanares zurückgelassenen Kranken mit Beilen und Steinwürfen getödtet, wie man unfern der, von den deutschen Colonisten bewohnten Colonie Carolina, in der Sierra-Morena, bei der Venta de Cardanas, 500 nach und nach zu Gefangenen gemachte Franzosen jedes Standes und Geschlechts, und darunter selbst Kinder, erschossen, und ihre Leichname darauf in eine Felsenschlucht gestürzt hatte, wo sie Raben und Geiern zur Nahrung dienten; wie man einzelne Gefangene zersägt, andre in heißes Oel geworfen hatte u. s. w., konnte unmöglich dazu dienen, das von allen Seiten jetzt bedrohte kleine Heer über seine Lage zu beruhigen.

Nur zu schnell erfüllte sich auch das Schicksal desselben. Verlassen von der so sehnlich erwarteten zweiten Division, genöthigt, den Weg nach Baylen einzuschlagen, und hier endlich nach hartem und tapfern Kampf gezwungen, die Waffen vor einem übermächtigen Feind zu strecken, erduldeten nun die Gefangenen alles, was Haß, Roheit, wilder Fanatismus und Barbarei nur erdenken können, um ihre Schlachtopfer zu quälen, und das Gemälde dieser Gräuel würde durch seine Schrecken an der menschlichen Natur fast verzweifeln machen, träfe man nicht, wahrhaft zum Trost, inmitten desselben auf einzelne, leider aber immer nur einzelne und seltne Züge von Großmuth, Heroismus und Edelherzigkeit *).

Merkwürdig und bezeichnend für den Charakter des spanischen Volkes, ist besonders, was der Verf., Capitel 8, vor dem Hergang der in jener Zeit nicht vollständig zur Kunde des Publicums gekommenen Empörung zu Palma, während der Anwesenheit der französischen Gefangenen daselbst, berichtet. Man wird daraus sehen, zu welchen Ausschweifungen von Wuth und Grausamkeit dieses heißblütige Volk geneigt ist, wenn es einmal, dem Löwen der Wildniß gleich, die Schranken zerbricht, welche ihm Gesetz und Sitte steckten.

Nachdem man die, durch die gebrochene Capitulation vor Baylen bekommenen, nebst mehrern andern, auf verschiedenen Puncten noch gemachten Gefangenen, geraume Zeit in den andalusischen Städten herumgeschleppt (wobei dann die Unglücklichen in steter Gefahr schwebten, von dem erbitterten Pöbel aller Classen, Stände

---

*) Wir verweisen wegen des Aufstandes in Madrid vom 2. Mai 1808 auch auf Nr. 233 d. Bl., wo er ausführlich nach Southey's Werk über den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel dargestellt ist. D. Red.

*) Wer sich über die hier erwähnten Ereignisse vor Baylen, die Schicksale der daselbst zu Gefangnen gemachten, so wie überhaupt über mehrere Puncte, während der Anwesenheit der Franzosen und Napoleons selbst, in Spanien, näher unterrichten will, dem empfehlen wir das dritte Heft der unter dem Titel: „Napoleana," in dem Verlage dieses Blattes herauskommenden Sammlung von Actenstücken u. s. w., über das Leben des einstigen Kaisers und die Begebenheiten seiner Zeit.

Digitized by Google

und Geschlechts mißhandelt oder gar ermordet zu werden *), und sie sodann auf die bei Cadix liegenden Pontons gebracht hatte, schaffte man sie endlich nach den Balearen, wo sie später auf dem wüsten Felseneilande Cabrera allen Schrecknissen des Hungers und der rauhesten Behandlung Preis gegeben wurden. Ehe sie jedoch noch diesen Jammerort erreichten, fielen viele von ihnen als Opfer der Volkswuth, und besonders war dies der Fall zu Palma, wo damals der General Reding, ein Schweizer von Geburt, commandirte, und daselbst bereits viele früher dahin gesendete französische Gefangene sich befanden.

Die Veranlassung zu den gräuelvollen Auftritten daselbst, gab die am 12. März 1810 dort erfolgende Ankunft von drei Felucken voller spanischer Flüchtlinge, die ihr Vaterland vor den immer weiter siegend vorwärts dringenden Waffen Napoleons, hatten verlassen müssen, und nun hier durch die Erzählung ihrer in der Heimath erduldeten Unfälle, den nur leise schlummernden Haß der Einwohner aufs neue weckten, der sich dann unedelmüthig und unritterlich gegen die Waffenlosen wendete, die man eben in seiner Gewalt hatte.

Anfänglich begnügte sich das Volk, sich blos zahlreich vor dem Gebäude zu versammeln, in welchem sich die Gefangnen befanden und dieselben, so oft sie sich an den Fenstern zeigten, mit Schimpfreden zu überhäufen. Bald kam es jedoch zu Thätlichkeiten; man warf mit Steinen nach den Wehrlosen, und da es eines Tages das Unglück wollte, daß bei einem solchen Auflaufe eine Nonne ziemlich schwer verletzt wurde, und der Gouverneur nun (und zwar nun erst) den beim Gefängniß die Wache habenden Officier für diese Unordnungen verantwortlich machen wollte, da hatte dieser die Niederträchtigkeit, vorzugeben, die Nonne sey nicht durch den Pöbel der Stadt, sondern durch einen Wurf aus den Fenstern der Gefangnen, beschädigt worden, was dann bei dem blutdürstigen Volke nur zu allgemeinen Glauben fand und es zur unbändigsten Wuth gegen die Franzosen aufreizte. Mit dem Geschrei: „Nieder mit den Franzosen!" stürzte die Masse durch die Gassen; und weder die Ermahnungen des Commandanten von Palma, noch die Drohungen des gleichfalls herbeieilenden Gouverneurs, vermochten die Wüthenden im Zaum zu halten.

„In der That," sagt der Verf. hier, „gleicht nichts der Wuth und dem Zorn eines Spaniers, wenn einmal die Leidenschaften bei ihm aufgeregt sind. Er ist dann kein Mensch mehr, sondern ein Vulkan, und keine Gefahr, kein Schrecken vermag ihn dann in Schranken zu halten; und aus diesem allgemeinen Charakter des Volkes, führt er weiterhin fort, erklärt es sich auch allein, wie zuletzt der Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel zu einem Gewebe von Verbrechen und Greueln ausarten konnte, von denen die Geschichte kaum ein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat."

Um wo möglich dem, in blinder Wuth sich immer mehr zusammenrottirenden Volke einen Damm zu setzen, ließ nun zwar General Reding die Garnison unter die Waffen treten und stellte mehrere Posten um das Gefängniß auf; allein, statt daß dies die Menge hätte zügeln sollen, reizte es den Grimm derselben nur noch mehr, und wie rasend stürzte sich ein Haufe auf die vor dem Thore des Gebäudes aufgestellte Wache, entwaffnete sie in einem Augenblick und verjagte sie mit Stockschlägen und Steinwürfen. Hierauf aber das Thor erbrechend, drang der Strom in den ersten Hof, wo indeß ein zweites, festeres Thor die Wüthenden aufhielt.

Die Lage der Gefangenen war, wie man sich denken kann, in diesem Augenblick entsetzlich. Nur geschieden von dem wilden Haufen durch eine Pforte, ohne genügenden Schutz von Seiten der Behörden, ohne Mittel, dem Andrang der Mörder ernsthaft widerstehen zu können, sahen sie, sich erinnernd des Schicksals vieler Kameraden, den Tod sich ihnen in seiner scheußlichsten Gestalt nahen, und ihnen blieb nur die schwache Hoffnung, durch eilfertige Verrammelung der Treppen und Zugänge mit alten Bretern, Tischen u. dergl., die Gegner einige Augenblicke länger aufhalten zu können.

So ungenügend dies nun auch war, so machte es doch die Angreifenden einige Minuten lang stutzen. Bald sammelten sie sich aber von neuem und hineilend und ein Paar Kanonen (einen Vierundzwanzigpfünder und einen Sechspfünder) vom Walle der Stadt herbeischleppend, standen sie eben im Begriff, das Gebäude damit zu beschießen, als der heroische Edelmuth des General Reding, für den Augenblick der Sache eine andre Wendung gab. Sich durchdrängend durch den rohen Haufen, stellte er sich vor die Mündung der bereits geladenen Kanonen und schwur, nicht eher zu weichen, wenn man nicht sofort die Stücke wieder abführte. Da nun zugleich sich auch eine kleine Anzahl spanischer Artilleristen Bahn durch das Volk brach, so brachte man es wirklich dahin, daß die Stücke wieder abgefahren wurden und die Menge sich wieder etwas zu beruhigen anfing. Leider dauerte diese Ruhe aber nur kurze Zeit, denn schon um drei Uhr Nachmittags ertönte das schreckliche Geschrei: „mueran los Frances!" von neuem, und diesmal fast noch wüthender als vorher. Pfaffen und plünderungssüchtige Bösewichter hatten die Masse von neuem aufgereizt, und die Behörden sahen sich, um nur einige Frist zu gewinnen und eigner Sicherheit wegen, gezwungen, zu versprechen, daß diejenigen unter den Gefangnen, welche man der Verwundung jener Nonne (die besonders mit das Volk aufgereizt hatte) zieh, ausgemittelt und bestraft werden sollten.

So viel Wirkung man sich indeß auch von diesem Versprechen verheißen hatte; so wenig half es. Von Minute zu Minute stieg die Wuth des Pöbels. Unter

*) Nicht unerwähnt verdient zu bleiben, daß, außer den Priestern, ganz vorzüglich die Weiber — und darunter selbst die der bessern Stände — im Haß, Mordlust und Feindseligkeit gegen die Gefangenen sich auszeichneten. Der Verf. führt hiervon wahrhaft empörende Beispiele an.

einem Steinregen wurden die Wachen des Gefängnisses verjagt und die Thüre gesprengt, und da man auf die letzte Vorstellung des General Reding, welcher den Stürmenden bemerklich machte, daß man zu befürchten habe, die Franzosen würden in Spanien grausame Repressalien nehmen, falls man die Gefangenen mishandelte, nichts half: so gab derselbe endlich Befehl, auf den tollen Haufen blind zu feuern, wodurch man denn zwar anfänglich ein wenig Luft in dem Gedränge erhielt, bald jedoch, da die Soldaten sich weigerten, scharf zu schießen, und der Pöbel sah, daß niemand fiel, die Sache nur noch übler machte, so daß nun das Militair, umringt von allen Seiten, auf eigne Sicherheit denken mußte.

(Der Beschluß folgt.)

---

### Der krystallne Dolch und die Rose. Von L. Kruse, Professor. Hamburg, Herold.

Beide Erzählungen gehören zu der Art von Geschichten, bei denen das innere Leben, die Charakterschilderung die Nebensache ist, wo alles von außen hereinkommt, und der Verf. nur darauf ausgeht, die Einbildungskraft der Leser aufzuregen, ihre Neugier zu spannen, und sie dann gut und bös zu befriedigen. Auch in der an sich tadelnswerthen Gattung kann das Genie, oder das glücklich ausgestattete Talent excelliren, und für sich das Urtheil der strengen Kunstrichter gewinnen, ja fast zu der falschen Meinung verleiten, was als Ausnahme gültig, was dem Einen erlaubt sey, dürfe auch als Regel für alle recht seyn. Trügen alle Erzähler, die frappiren wollen, und sich aufs Wunderbare und Abenteuerliche legen, mit so harmonischen Farben auf wie Herr Kruse, so würde auch ein ekler Geschmack sich daran erfreuen. Das Wunderbare spielt nur leise und ätherisch, wie ein lichtes Abendroth in einem dichtbelaubten Hain, in die Geschichte, und verklärt und poetisirt sie, ja bis auf die Traumerscheinung Emils, der nicht eher im Grabe ruhen kann, bis er seinen Herzenswunsch denen, die ihn befriedigen können, kund gemacht, geht alles natürlich zu; und dabei ist die Auflösung keine läppische, oder wunderbarlicher als das Wunder, selbst wie es in so vielen Geistergeschichten und dergleichen, die aus natürlichen Ursachen erklärt werden, geschieht.

Die Charakterzeichnung ist nicht vernachlässigt, vielmehr die des weichen, nur in Extremen ausgelassener Freude oder trüber Schwärmerei existirenden Emils, als wohlgerathen zu rühmen. Sein Selbstmord ist eben dadurch richtig und sinnvoll motivirt. Die der Collegienräthin im krystallenen Dolch darf man auch als der Wirklichkeit entnommen, ansprechen; es gibt leider zu viel Frauen von schwankendem Wesen, die das Gute wollen, aber nicht dazu kommen können, und die ohne bösartig zu seyn, doch mehr Uebel stiften als entschieden schlechte Naturen. Weil sie sich scheuen, das Unrecht beim wahren Namen zu nennen, glauben sie lieber an das Unwahrscheinlichste, an die Wunder des Himmels; oder reden sichs doch ein, das Gewissen zu beschwichtigen; mit der Lüge werden sie allgemach so vertraut, daß sie es kaum mehr vermögen, ohne Rückhalt wahr zu seyn. Also nicht die Seltenheit solcher moralischen Amphibien kann auffallen, wohl aber, daß die Collegienräthin als eine liebenswerthe Frau dargestellt wurde, und doch so lieblos, so unweiblich selbstisch in ihrer Neigung ist. Es soll diese kein blos grober Sinnenrausch seyn, und doch hört sie den Geliebten auf Tod und Leben anklagen, — und schweigt, und eilt nicht, ihn durch ein freies unumwundenes Geständniß zu retten. Was konnte ihr der Ruf in solchem Augenblick, im Vergleich mit des geliebten, durch sie verführten und unglücklichen Mannes Rettung seyn? Hat sie doch keine Kinder, für die sie den Ruf unbefleckt erhalten muß. Die Halbheit in diesem Charakter ist freilich durch den Gang der Geschichte bedingt; war die Frau schuldiger, man hätte nicht über sie in Zweifel seyn können, liebender — und der verwickelte Criminalfall hätte sich bald von selbst erklärt. Bei alledem ist diese Nothwendigkeit eines so unvollständigen Charakters, einer so unweiblichen Liebe misfällig, sollte er sich, oder die Begebenheit nicht anders in letztere ohne an Interesse zu verlieren modificiren lassen? — Die Begebenheit wird jeden Rechtsfreund anziehen, selbst ein sehr erfahrner Criminalist müßte hier stutzen, und bedenklich werden, wen er für den Thäter zu halten habe, denn der Schein ist in diesem Fall mit der Wahrheit so nahe verwandt, daß es vielen Richtern gleich dem Präsidenten begegnen könnte, den Unschuldigen zu verdammen.

Die Schreibart ist so gedrängt und leicht, daß wir wünschen, es schrieben viele Deutsche wie der Däne Kruse.

32.

---

### Erklärung.

In Nr. 151 des lit. Conv. Bl. sind vier noch ungedruckte Gedichte unter Schillers Namen mitgetheilt worden. Von einer Reise zurückgekommen, eile ich jetzt, diesen Irrthum zu berichtigen und nach meinem ästhetischen Gewissen des Dichters Manen zu versöhnen, welchem, wie es bei großen Namen zu geschehen pflegt, so Manches theils angedichtet, theils angekünstelt worden ist.

Zur Form der Sonette, wie sie in Nr. 2 und 3 der angeblichen Gedichte erscheint, hat sich Sch. Genius nie hingeneigt, und nie hätte er sich herabgelassen, ein modernes Machwerk wie in Nr. 4 nachzubilden. Diesem Gesange der Heloise und ihrer Nonnen am Grabe Abälards liegt ein Versuch in der gereimten lateinischen Mönchspoesie zu Grunde, welchen ich, der Seltenheit wegen und von einigen Schwierigkeiten gelockt, nicht allein zuerst übersetzt, sondern auch mit meiner Uebersetzung Andern mitgetheilt habe. Daher finden sich im Morgenblatte und in der längst entschlafenen Abendzeitung, die in Dresden im J. 1805 u. 1806 erschien, noch andere Copien davon. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich mich zum Verfasser jener Gedichtchen bekennen, deren Werth oder Unwerth ich auf sich selbst beruhen lasse, und bemerke nur, daß diese Pseudo-Schilleriana auf die Rechnung eines oder des andern Freundes, vielleicht des sel. Theodor Körners, zu sehen ist, welcher die von mir überschickten Kleinigkeiten auch andern Freunden mitzutheilen pflegte. Uebrigens steht das von Schreibefehlern entstellte Sonett an die verewigte Gräfin von Brühl in Seifersdorf bereits im zweiten Jahrgange der Urania.

Altenburg. F. Messerschmid.

---

### Miscellen.

Delau, ein junger Arzt in Paris, empfiehlt bei Taubheit wieder die Durchbohrung des Trommelfells, wo dieses selbst krankhaft ist und die andern Theile des Organs sich gesund befinden.

Von einem H. v. Smith wird nächstens eine Geschichte der englischen Schaubühne vom ersten Anfange an bis auf die jetzige Zeit erscheinen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 238.

15. October 1823.

## Dramatische Taschenbücher für 1824.

### 1. Dramatisches Vergißmeinnicht von Theodor Hell. Erstes Bändchen.

(Nicht von dem Recens. der übrigen dramatischen Taschenbücher für 1824.)

Nachdem durch das Claurensche Taschenbuch diese Benennung gewissermaßen anrüchig geworden, wird allerdings ein so beliebter Name als der unsers Verfs. erfordert, um von einem gedruckten Vergißmeinnicht mehr als den Titel zu lesen. Das liebliche Blümchen hat wahrhaft Ursache, über Misbrauch seines Namens zu klagen; es geht ihm wie mancher alten und berühmten Familie, deren Namen, obwohl sie noch lebt und blüht, Maitressen oder sonst unachtbaren Personen neu verliehen wird. Das schöne, leider so freventlich entweihte Wort sollte man eine Zeit ruhen lassen, bis es erfrischt zu neuem Leben erstehen kann. Da nun die rührende Bitte durch das Claurensche Taschenbuch ihrer Nichterfüllung so gewiß geworden, — denn dieses wird ohne Rettung dem allgemeinen Vergessen verfallen, was immer das Beste von ihm zu sagen möglich bleibt, zum Trost der Sitte und des guten Geschmacks, wenn man von der übermäßigen Verbreitung dieser verächtlichen Leserei hören muß, — sollte man unschuldigen neugebornen Kindern durch eine so unglückliche Taufe kein dergleichen abschreckendes Wahrzeichen mit auf den Lebensweg geben.

Aber ich schreibe dies, damit sich hier Niemand abschrecken lasse. Die Dedication an den königl. sächsischen Theater-Intendanten, Geheimenrath von Könneritz, mit einem Sonnet, dient dem Büchlein zu neuer Empfehlung, welche auch gleich durch das erste schon auf mehreren Bühnen mit Vergnügen gesehene Lustspiel: „Der Unschuldige muß viel leiden" aufs beste gerechtfertigt wird.

Der Verf., welcher mit Glück so viel Brauchbares von dem französischen Theater für das deutsche bearbeitet, gibt hier zwei neue ähnlich übertragene Stücke. Irre ich nicht, so ist das erste schon erwähnte nach dem französischen „les deux menages." Es gibt recht lustige Scenen, wenn einem soliden Ehemann die häuslichen Sünden seines lockern Collegen und Hausgenossen immer in die Schuh geschoben werden, und dieser Unschuldige noch von einer thöricht eifersüchtigen Frau gequält wird, während der Andere jederzeit mit der Furcht entdeckt zu werden durchkommt; weil seine musterhafte Gattin durch den Glauben an die Treue des untreuen Gemahls in seliger Ruhe erhalten wird; ja sogar bei der Entwickelung fügt es sich so glücklich, daß ihr alles verborgen bleibt, was für den häuslichen Frieden gar höchst ersprießlich seyn dürfte. Sie wendet die schöne christliche Lehre, nicht sehen und doch glauben umgekehrt an, sie sieht und glaubt nicht. Wenn nicht die Erfahrung oft genug zeigte, daß diese Zeichnung aus dem Leben gegriffen, könnte man sagen: ein solcher Glaube ward in Israel nicht gefunden; indessen wollen wir jedem Ehestands-Candidaten eine solche Gattin redlich wünschen. Das Stück ist so niedlich, daß man es höher achten muß als leichte französische Waare in der Regel verdient. Der Bearbeiter hat sein glückliches und heiteres Talent darin bewährt.

Noch findet man ein Schauspiel in einem Aufzuge „Clementine." Das Thema ist nicht neu; im Kotzebueschen Epigramm, und irre ich nicht, auch öfter ist es behandelt, hier natürlich mit Variationen. Eine Blinde (die zugleich eine arme Waise, aber schön ist) hat das Glück einem jungen Mann, der ihr zufälliger Vertheidiger wird, das Leben zu retten, indem sie die ihm bestimmte Wunde auffängt. Daß daraus eine Liebe entsteht, ist natürlich; auch daß der junge Mann in dem Hause, wo sie erzogen wird, als Hofmeister oder sonst dergleichen lehrende Person (was nicht klar wird) Zutritt erhält; ungewöhnlich ist aber, daß er beschließt, Augenoperateur zu werden, um seine Geliebte zu heilen; doch wir hören es gern. Weniger behagt uns, daß sein Lehrer ein Barbar ist, der ihn sclavisch hält und dem er gewissermaßen das Geheimniß seiner Kunst abstehlen muß. Doch eine Operation, die er zufällig an einem nun im Hause der handelnden Personen auftretenden alten Diener vornimmt, bewährt seine Fähigkeit; er kommt, seine Geliebte zu heilen; versteht sich, sie muß es der nöthigen Gemüthsruhe wegen nicht erfahren, daß er der Arzt ist. Wodurch will er denn die seinige, nicht minder nothwendige, bewahren? Aber nun steigt das Seltsame der Begebenheiten. Er ist unterdessen von einem armen Cadet de famille — reich und Graf geworden (das Stück spielt in Schweden,

wo, ich denke auch die jüngsten Söhne adlig sind) und wird auf dem Schloß einer schönen, reichen Wirthin erwartet, zur Schlichtung eines fatalen Processes, bei dem es das Ansehen einer Heirath gewinnt, worüber sich ihr Curator nicht wenig betrübt, denn er liebt sie auf das zärtlichste, wie er versichert. Nun wären wir eigentlich, da in diesem Stück wohl Entwicklung aber wenig Verwicklung und Handlung vorkommt, mit der Geschichte fertig, denn die Heilung der Blinden und die beiden Heirathen, auch der vom Grafen freiwillig verlorne Proceß verstehen sich doch von selbst. Aber wir haben noch eines Umstandes zu erwähnen, der ein neues Motiv im Drama, wenn nicht überhaupt, scheint. Die Blinde hat nicht Lust sehend zu werden (ist es um das Treiben unsrer Tage nicht zu sehen, hat sie gewiß Recht), ihr als Graf im Hause angekommener, aber als dieser ihr unbekannter Geliebter muß die Beschreibung von Gottes herrlicher Schöpfung, und endlich die Aussicht, ihn den Geliebten mit leibhaften Augen zu sehen zu Hülfe nehmen, um sie nur vorläufig zur Ueberlegung zu bewegen. Da sie aber wohl hören kann, so kommt sie durch das Belauschen seines Gesprächs mit der proceßbehafteten Freundin zu der Entdeckung, daß ihr Geliebter, der Arzt und der Graf eine Person ist und dadurch auch zu dem Entschluß, sich der Operation zu unterwerfen. Daß er nun im entscheidenden Moment seinerseits bangt, ist wohl natürlich, aber er faßt sich männlich; die reiche, schöne Freundin hat nicht Zeit, die Irrthümer ihres liebenden Curators zu berichtigen, denn kaum sind einige Minuten vergangen, so kommt der Arzt von der Operation zurück, und ihm folgt unmittelbar die Geliebte in dithyrambischem Freudeausbruch, denn — sie ist geheilt! ob durch seine Kunst oder ein Wunder bleibt der Auslegung der Zuschauer zu errathen überlassen. Nun begreift sie, da sie den geliebten Arzt sieht, daß Sehen besser ist als Blindseyn.

Jedermann wird aus dieser Geschichte auch begreifen, daß so viel Effecte hinreichend für nöthige Rührung sorgen müssen, und daß der Erfolg auf der Bühne nur der beste seyn kann, wenn es die Schauspieler auch sind. Wollen wir der deutschen Bühne zu ihrem Wiedererstehen gerade nicht viel solcher Schauspiele wünschen, so doch allen unglücklichen blinden Mädchen Männer, die aus Liebe zu ihnen sich fähig machen sie zu heilen; wogegen wir auch großmüthig seyn wollen, und nicht immer von ihnen verlangen, daß sie reich und Grafen sind, hoffend, daß ihrerseits die Blinden mehr Lust sehend zu werden bezeigen als Clementine.

123.

---

## Mémoires d'un Officier français prisonnier en Espagne, par un Officier de la Garde Royale.

(Beschluß aus Nr. 237.)

In dieser äußersten Noth, und da nun noch dazu sich nach und nach ordentliche bewaffnete Banden unter der Menge einfanden, faßten die Behörden den Beschluß, die Gefangnen wo möglich heimlich der Wuth der Menge zu entziehen, und man fing an, an der hintern Seite des Gebäudes ein Loch in die Mauer zu brechen, durch welches man sie auf den Wall und von da auf die Schiffe zu bringen gedachte.

Kaum war aber der erste Transport dieser Unglücklichen, unter einer starken Militairbedeckung, hinaus und auf den Wall getreten, so stürzte auch schon der diese Flucht bald inne werdende Pöbel auf sie zu, zerstreute die Escorte und opferte mit barbarischer Wuth, unter den grausamsten Martern, seine Schlachtopfer, von denen viele, um sich zu retten, ins Meer sprangen, hier aber von nacheilenden Böten erreicht und mit Stangen, Rudern und Beilen erschlagen wurden. Dies letztere geschah aber im Angesicht der im Hafen liegenden Schiffe, deren Besatzung, einverstanden mit den Mördern in der Stadt, die Unglücklichen, welche ihnen zugeschwommen kamen, zurückjagten und so dem gewissen Tode preis gaben. Nur eine Felucke machte eine ehrenvolle Ausnahme von diesem Betragen. Der Capitain derselben ließ, nicht ohne Mühe, fünf Personen (die einzigen, welche der Metzelei entgingen) retten und nahm sie schützend an seinen Bord.

So unglücklich nun auch dieser erste Versuch ausgefallen war, so mußte man sich dennoch zu einem zweiten entschließen, da es unmöglich war, das Gebäude länger vor dem Andrange der Menge zu schützen, die bereits Anstalt machte, es auf die Gefahr hin, das ganze Stadtviertel zu vernichten, in Brand zu stecken. Die einbrechende Dunkelheit und der Schutz der Religion, den man in Anspruch nahm, versprachen jedoch diesmal einen bessern Erfolg. Auf Bitten der Regierung hatte sich nämlich der Bischof, mit seinem ganzen Clerus, an die Spitze der Minoriten, die eine feierliche Procession veranstalteten, gestellt, und indem man nun den ganzen Zug mit Militair umgeben ließ, führte man so in der Mitte desselben abermals 150 Gefangne längs dem Walle dem Hafen zu. Kaum hatte man aber die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein Trupp Weiber, wüthend wie die Hyänen und nichts achtend, sich dem Zuge entgegenwarf und durch lautes Geschrei die Mörder herbeizuziehen suchte, die indeß doch nicht schnell genug anlangen konnten, um über ihre Opfer herzufallen, und nun in die schrecklichsten Verwünschungen, sowohl gegen die Autoritäten, als gegen den Bischof und seine Geistlichkeit ausbrachen, als sie sahen, daß durch beflügelte Eile ihnen die Unglücklichen, jedoch nicht ohne die größte Gefahr, entzogen wurden, indem das sie begleitende Militair sich nicht allein abermals weigerte, Feuer auf den herannahenden Haufen zu geben, der in seiner Wuth so weit ging, den ganzen Zug mit einem Steinregen zu begrüßen, wodurch der Chevalier Brouille, der Anführer der Soldateska, und einige Geistliche verwundet wurden, sondern auch nicht übel Lust hatten, mit den Mördern selbst gemeinschaftliche Sache zu machen, und nur noch durch die Ermahnungen des Bischofs davon abgehalten wurden.

Digitized by Google

Noch waren indeß immer an hundert Gefangene in der Stadt zurück, und auch diese mußte man suchen den Verfolgern zu entziehen. Dies geschah denn auch mitten in der Nacht. Abermals schritt der Bischof, diesmal unter einem Baldachin dahergehend und, von allem Glanz und Pomp der Kirche umgeben, das Allerheiligste in der Hand tragend, voran, und eine doppelte Reihe von Geistlichen und Mönchen umgab die Gefangenen. So ging der Zug, langsam und Ehrfurcht gebietend, beim Schein der Fackeln durch die Gassen der Stadt; allein so sehr man auch gehofft hatte, daß diese Ceremonie dem Volke imponiren würde, so wenig war dies doch der Fall, und das schreckliche Geschrei: „mueran los Frances!“ tönte bald, zeigend, daß hier der Fanatismus des Hasses noch den des Aberglaubens überwog, von allen Seiten. Nichts, wie die Standhaftigkeit des ehrwürdigen Bischofs, rettete in dieser entsetzlichen Lage die Gefangenen. Als die Mörder am heftigsten herandrängten und eben im Begriff waren, die schützende Reihe der Cleriker zu durchbrechen, da trat der echte Diener des Gottes der Liebe mitten in den dicksten Haufen, ließ die Gefangenen sich dicht um ihn herumstellen und bedrohte, das Hochheilige emporhebend, die blut- und morddurstigen Rotten mit seinem Fluche, wenn sie nicht sofort von ihrem schändlichen Trachten abständen. Und als nun das Volk, ergriffen von der Würde des Mannes und bebend vor den Schauern des geheimnißvollen Gottes, verstummte und auf die Knie sank, da sprach er den Segen über alle, Freie und Gefangene, und befahl, den Zug fortzusetzen.

Jetzt hätte man glauben sollen, wäre die Gefahr vorüber gewesen; nur zu bald zeigte es sich aber, wie schwachen Eindruck das Ganze auf die verwilderten und entmenschten Gemüther gemacht hatte; denn noch war man keine hundert Schritte weiter, so erneute sich das Geschrei nach dem Tode der Gefangnen, und von neuen stürzte die Rotte auf den Zug. Nicht geschreckt indeß, wiederholte auch der Bischof sein Verfahren, und nachdem der Angriff und diese Art der Zurückweisung mehrmals geschehen, und so in seltsamen und schnellen Wechsel sich die Scenen rasender Zügellosigkeit und demuthsvoller Andacht an einander gereiht hatten, kam man endlich an den schmalen Eingang zum Wall des Hafens, wo man sich schon für gerettet hielt, als auf einmal die Wuth der Menge jede Grenze überstieg, und selbst der Anblick der erhobnen Monstranz, selbst der Bannfluch des geistlichen Oberhirten nichts mehr half. Nicht wie Menschen, sondern wie Tieger stürzte sich hier das Volk auf die Gefangenen und alle, die nicht schnell genug in die Fluthen sprangen und so durch Schwimmen an die bereitliegenden Schiffe sich zu retten suchten, fielen als Opfer seiner Wuth.

Ein Schweizeroffizier, Dittlinger mit Namen, den der General Reding mit seinem Körper zu decken suchte, ward hinterwärts mit Dolchstichen niedergestreckt, und mehrere unter den Gefangenen sich befindende Frauen wurden theils niedergetreten, theils verstümmelt ins Wasser geworfen. Andre suchte man durch heimtückische List zu verderben. Indem sich diesen Unglücklichen in diesem wilden Gedränge Personen nahten, die mit dem Tone des Mitleids sie aufforderten, ihnen zu folgen, und versprachen, sie zu retten, stießen sie sie oft in demselben Augenblick nieder, oder überlieferten sie den seitwärts verborgenen Mördern, und mancher, der, vertrauend auf die Stimme der Menschlichkeit, statt sich in die Wellen zu stürzen, diesen Nichtswürdigen folgte, bereute später, unter langsamen Qualen seinen Geist aufgebend, seine Leichtgläubigkeit.

Wie groß und grenzenlos aber die Wuth der Majorkaner gegen die Gefangenen in diesem unglücklichen Augenblicke war, erhellt auch noch daraus, daß sie, als die ihrer Rache Entronnenen bereits auf den Schiffen sich befanden, nun ihren Grimm gegen ihre eignen Landsleute, die spanischen Soldaten, darum in den thätigsten Mishandlungen ausließen, weil diese, nach ihrer Meinung, Ursache waren, daß ihnen die französischen Gefangenen entgangen waren, und es kam dieserhalb noch in derselben Nacht zwischen den Meuterern und dem Militair in den Straßen der Stadt zu so heftigen Auftritten, daß die Soldaten endlich zu ihrer eignen Vertheidigung gezwungen waren, zu feuern, worauf denn, nachdem Mehrere von beiden Seiten getödtet worden, endlich die Ruhe wieder hergestellt wurde.

Nicht minder interessant und bezeichnend wie dieser, dem Verf. größtentheils nacherzählte und von uns nur in der Kürze zusammengedrängte Bericht des Aufstandes in Palma ist auch das, was im Buche selbst in den verschiedenen Capiteln von dem Aufenthalt der Gefangenen auf den Pontons vor Cadix, ihren zum Theil gelungenen heroischen Versuchen, sich zu befreien, ihrer Ueberfahrt nach Cabrera, dem Leben daselbst, den Einrichtungen, die sie dort unter sich trafen, der Fortschaffung Mehrerer nach England und ihrer Erlösung endlich im Jahre 1814 umständlich erzählt wird, und indem wir somit nochmals unsre Leser hier auf dies Werk aufmerksam machen wollen, bemerken wir nur noch, daß der im Anhange befindliche Catecismo civil, y narracion abreviada de las obligaciones de todo Español etc., der eigens in jener Zeit dazu angefertigt und vertheilt worden war, um das Volk zum wüthendsten Widerstand gegen die Franzosen zu befeuern, in dem bereits erwähnten dritten Hefte der „Napoleana“ in deutscher Uebersetzung sich findet, und als eines der merkwürdigsten Actenstücke über den die spanische Nation zu jener Zeit belebenden Geist zu betrachten ist.

55.

---

## Aberglaube bei den Esthen.

Seitenstück zu Nro. 211. d. Bl. S. 844.

Falls schwangere Weiber Holz in die Stube bringen, so hüten sie sich sorgfältig, es in die Quere zu legen, sie denken, dies könnte Einfluß auf die Lage ihres Kindes haben.

Digitized by Google

Niesen zwei schwangere Weiber gleichzeitig, so bedeutet es, daß sie Mädchen gebähren. Passirt es ihren Männern, so glauben sie, daß Knaben zur Welt kommen. Alles hütet sich, einer Schwangern auf den Fuß zu treten, sonst bekommt ihr Kind krumme und misgestaltete Beine. Wenn eine Frau zum erstenmale nach der Entbindung am Mahle Antheil nimmt, bekommt sie den Ehrenplatz, damit ihr Kind nachher in der Welt zu Ehren und Würden gelange.

Etwas Schweres darf nicht oberhalb des Hauptes des Kindes gelegt werden. Das würde sein Wachsthum hindern. Das Erste, wornach ein Kind greift, deutet seine künftigen Neigungen an. Darum reicht man ihm solche Gegenstände dar, die man in der Zukunft von ihm am liebsten besitzt zu sehen wünscht. Ein Kind, das in der letzten Hälfte der Woche geboren wird, heirathet spät oder gar nicht. —

Besucht der Geistliche einen Kranken, so gibt man auf sein Pferd acht. Trägt es den Kopf nicht hoch, so zweifelt man an der Wiedergenesung des Kranken sehr.

Dem Todten legt man häufig Nadel, Zwirn, Geld und eine Bürste bei, um sich auf der langen Reise damit helfen zu können. Kommt man von einer Leichenbegleitung zurück, so läßt man die Bahre eine Weile in freier Luft, daß nicht etwa bald ein Anderer im Hause nachsterbe. An manchen Orten wird Essen auf die Erde bei den Todten hingesetzt, damit er sich sättigen kann. Andere halten einen Besen in der Hand und rufen die Seelen der Abgeschiedenen zum Essen herbei. Wenn sie glauben, es sey von ihnen genug gegessen, wird der Besen, zum Zeichen, daß sie gehen können, zerbrochen und ihnen gesagt, daß sie bei ihrem Heimgange nicht die Felder berühren mögen. — Wenn die Todten am jüngsten Tage auferstehen, so fallen, meint man, alle Kirchen nach Mitternacht hin zusammen, und darum will keiner nach dieser Gegend hin begraben werden.

Wird das Kind getauft, so gibt man acht, ob es den Kopf in die Höhe hält oder sinken läßt. Im ersten Falle hofft man auf gute Gesundheit und langes Leben bei demselben; im letztern fürchtet man frühen Tod. Während der Taufe läuft der Vater schnell zur Kirche, denn das sichert dem Kinde Gewandtheit und Schnelligkeit zu. An der Seeküste ist dieser Gebrauch vorzüglich allgemein. Nach einer Leichenbestattung darf keine Taufe seyn. Während der Taufe sehen sich die Gevattern nicht an, sonst wäre das Kind gefährlichen Krankheiten ausgesetzt und würde ein Geisterseher werden. Manche stecken einen Ring in die Wäsche der Kindes, damit es früh heirathe. Andere stecken Geld, Brot und Knoblauch hinein. Das sichert ihm Reichthum und bewahrt es vor Hexerei. Schläft es während der Taufe, so zweifelt man an seinem langen Leben. Vor der Taufe darf nicht gegessen werden, sonst hat das Kind immer mit Zahnschmerzen zu kämpfen. Wenn Eltern schon ein Kind gestorben war, so nennen sie einen neuen Ankömmling gern Adam oder Eva, damit der Name es vor gleichem Schicksale sichere. Freitag ist zur Taufe ein unglücklicher, Donnerstag ein glücklicher Tag. Ein Kind, das an einem Freitag getauft wird, taugt nichts und stirbt oft unter Henkers Hand.

Beim Abendmahle behält man gern ein Stück der Hostie zurück, die Hexen zu beschwören, und an dem Tage, wo man zum Abendmahl geht, trinkt man gern recht viel; das soll die Kraft des Sakraments verstärken. Tabak aber raucht man nicht, und ins Bad geht man erst mehrere Tage nachher.

Wenn es donnert, meinen Viele, Gott jage den Teufel vor sich her, und nun verschließen sie Thür und Fenster, damit er nicht ins Haus komme. Der Ort, wo der Blitz einschlug, wird mit Ehrfurcht betrachtet. Zerschmetterte er einen Stein, so glauben sie, der Teufel sey darin gewesen. Der Regenbogen gilt Vielen für die Sense, mit der der Teufel verfolgt wird.

Einige glauben, sie können den Wind aus einer Eule herleiten, wenn sie eine Schlange oder ein Hühnchen hinhalten und jene dahin zum Zischen oder dies zum Schreien bringen.

Ist am Sylvesterabend im Hause ein seltsames Geräusch gehört worden, so stirbt jemand im nächsten Jahre.

Am Allerheiligen- und St. Martinstage wirft kein Fischer sein Netz aus. Dasselbe ist am St. Blasiustage der Fall. Sonst würde das ganze Jahr kein Fisch gefangen. Die Weiber stricken und nähen dagegen am Aschermittwochtage nicht, weil das dem Viehe schaden würde. Ist Laurentiustag, so darf kein Feuer angemacht werden, dann ist im ganzen übrigen Jahre keine Feuersgefahr zu fürchten.

Ueberall findet man bei den Bauern einen Himmelsbrief, der ein Verzeichniß glücklicher und unglücklicher Tage enthält. Die Polizei sucht ihn vergeblich zu unterdrücken. Jeder hat eine Kopie davon, und begeht er an einem darin als unglücklich bezeichneten Tage ein Verbrechen, so glaubt er, ganz unschuldig zu seyn. Es war schon so vorher bestimmt.

Am St. Markus- und Katharinentag geht Niemand auf die Jagd. Wer am ersten Weinachtsfeiertage nießt, nimmt das für ein gutes Zeichen an. Der Freitag gilt für einen unglücklichen Tag ein für allemal. Man schließt kein Geschäft gern an ihm ab. Donnerstags macht man nicht gern Besuche. Es gibt sonst noch böse Gäste. —

Wenn der Schäfer im Frühjahr das erstemal nach Hause von der Weide treibt, wird er über und über mit Wasser besprengt. Das fördert das Gedeihen des Viehes.

Die Raubthiere sind bei weitem nicht so bösartig, wenn man ihnen einen andern, als den gewöhnlichen Namen beilegt. So nennt man also den Fuchs lieber Graurock, den Bär Breitfuß. Der Wolf nimmt einen andern Weg, wenn man Salz auf seine Fährte streut. Wenn die Wölfe bei Tagesanbruch heulen, so ist dies ein böses Zeichen. Es bedeutet Hungersnoth und Krankheiten. Raubt der Wolf ein Schaf, so kann man ihn zwingen, seine Beute fahren zu lassen, wenn man ein Stück Geld, die Pfeife, den Hut nachwirft.

Den Hasen darf man nicht oft nennen. Man lockt ihn sonst in die Kornfelder. Dagegen legen die Hühner viel Eier, wenn man sie mit einem alten Besen schlägt. Wo die Frau das älteste Kind in der Familie ist, muß allemal das erste Kalb verkauft werden, sonst gedeiht das Vieh nicht. Von Insekten und dergleichen darf beim Essen nicht gesprochen werden. Sie werden sonst noch gefräßiger.

Eine Feuersbrunst glaubt man löschen zu können, wenn man eine schwarze Henne in die Flammen wirft. Es scheint dies eine Art Sühnopfer zu seyn. So läßt man auch beim Essen gern ein Stückchen vom neugebackenen Brote oder einige Tropfen aus einer noch nicht angeschenkten Flasche auf die Erde fallen.

Wenn man in einen Brunnen lange sieht, so nimmt das der Bauer gewaltig übel. Er fürchtet, daß derselbe austrocknet. Der Mist, der beim Hinausfahren aufs Feld vom Wagen herabfällt, darf nicht aufgehoben werden. Das brächte Insekten und Mehlthau ins Korn. Wird das alte Haus mit einem neuen vertauscht, so achtet man auf das erste sterbende Thier. Hat es behaarte Füße, so ist das ein gutes Zeichen. Ist es eines mit nackenden, wie eine Gans z. B., so geht alles unglücklich darin, und es sterben die Menschen weg.

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 239.

16. October 1823.

## Die Tante. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Zwei Bände.*)

Die Frauen, wie es scheint, sind jetzt im alleinigen Besitz des Domains der Romandichtung. Was darin von einiger Bedeutung erscheint und sich aus der Erzählungs- und Novellenüberschwemmung erhebt, ist wenigstens aus weiblicher Feder. Caroline Pichler, Therese Huber, Johanna Schopenhauer sind die glänzendsten Repräsentanten einer eben so zahlreichen als fruchtbaren Gesellschaft. Ich möchte aber keine aus dieser jenen dreien gleichstellen, und unter diesen hat Johanna Schopenhauer noch einen so eigenthümlichen Reiz, daß, wenn ich sie auch nicht über ihre beiden Mitbewerberinnen um den Kranz erheben will, doch mit größerm Verlangen nach einem neuen Roman von ihr gegriffen wird, als es bei den andern der Fall ist. Ist es Neuheit — sie schreibt den zweiten — ist es Mode — ich weiß es nicht! Aber es ist currente Münze der Conversation, von ihr zu sprechen, und noch heute für diese ein beliebter Text, auf die Gabriele zu kommen. Wie viel Romane von Frauen erscheinen außerdem jährlich, von den Fouquéschen anzufangen, bis, ich weiß nicht zu welchen — von denen die Conversation keine, oder doch nicht sonderliche Notiz nimmt; freilich müssen sie auch ihr Publicum haben, sonst würden sich die Verleger schlecht befinden, aber mir ist es selten so gut geworden, auf einen oder den andern Verehrer derselben zu stoßen.

Ich zweifle nicht, unsre Tante wird sich nicht weniger beliebt machen als Gabriele, ja sie wird durch jene Leser ihr Publicum vergrößern, welche nicht gern einen traurigen Ausgang mögen, ohne die ernsten und kräftigen Gemüther darum einzubüßen.

Selten ist ein Titel besser gewählt; auf das Bestimmteste drückt er die dem Roman zum Grunde liegende Idee aus; wir haben gleich einen deutlichen Begriff von der Geschichte. Die Tante, um Hauptperson zu seyn, muß auf ein jüngeres Geschlecht einwirken. Wir werden zwei Generationen in ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit kennen lernen, und die Liebe wird durch beide ihre goldnen Fäden ziehen. Hätten wir dieses nicht aus dem einzigen Wort entnommen, so sagt uns das schöne Motto aus Shakspeare das Thema nochmals:

Even so it was with me, when I was young:
It is the show and seal of nature's truth,
Where love's strong passion is impress'd in youth;
By our remembrances of days foregone
Such were our faults; — or than we thought them none.
(*All's well that end's well. Act I. Scene 3.*)

(So gerade ging es in der Jugend mir;
Ein Zeichen ist's wahrhaftiger Natur,
Wenn starke Liebe in der Jugend glüht;
Gedenken wir vergang'ner Tage — waren
Dies unsre Fehler; — doch wir dachten's nicht.)

Erinnern wir uns nun, wie es eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Verfasserin ist, so treu nach dem Leben zu schildern, daß die Dichtung zur unmittelbaren Wahrheit wird, so dürfen wir durch dieses Doppelte der Zeiten und Menschen Zeichnungen erwarten, die, je treffender sie sind, uns tiefe Blicke in beide thun lassen.

Und sind uns manche schöne, wahrhaft dichterische Motive aus der Gabriele, zum Beispiel die Einführung des Hippolit, noch gegenwärtig, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, der Muse in diesem Roman zu begegnen.

Aber so ist es auch. Nicht der Reichthum der Begebenheiten und Verwickelungen, sondern das Lebendige und Wahre der Schilderungen von Charakteren und Verhältnissen wird es seyn, was uns fesselt.

Die Geschichte ist einfach. Das Hinderniß, welches die Liebe eines edlen jungen Paares bedroht, wird durch die Tante gehoben. Aber wie es geschieht, und wie wir in die Herzensgebiete aller Personen eingeführt werden, das ist wohl die anziehende Hauptsache. Höchst glücklich stehen nun beide Generationen, und also beide Geschichten zu einander in Beziehung; sie sind reich genug, hinreichenden Stoff zu Episoden darzubieten, ohne aus dem Bereich der Handlung wesentlich herauszugehen, und bei allem Reichthum entsprechen die Gruppen doch der Einfachheit des Ganzen. Endlich ist der Styl

*) Die Gabriele von derselben Verf. ist bei der Verlagshandlung dies. Bl. erschienen und durch alle Buchhandlungen zu dem Preise von 5 Thlr. zu beziehen.

Digitized by Google

von so bezaubernder Anmuth, daß man wohl erkennt, es mußte die Gabriele zuerst geschrieben werden, um so der Politur und des Glanzes mächtig zu werden, ohne jemals den sanft fließenden Strom einer anziehenden Erzählung zu stören.

Wenn ich die Geschichte nun näher angeben wollte, würde ich den Roman selbst zum Theil abschreiben müssen; das kann nicht seyn, auch würde es den schönen Eindruck schwächen, den man selbstlesend durch ihn empfängt. Ich will mich daher nur begnügen, Einzelnes zu erwähnen, was mir mehr und minder gefiel, und so wird man mehr als nöthig mit dem Buche bekannt werden, ehe man es selbst zur Hand nimmt, was doch wohl Jeder thun wird, der es irgend erlangen kann.

Eine etwas seltsame Verschwägerung muß gleich näher aufgefaßt werden, um sich in den Personen nicht zu irren. Der Tante, eines Stiftes Pröbstin, mithin aus alter Familie, Schwester Tochter Victorine, — deren Vater ein reicher Kaufmann, mithin bürgerlich, — ist die eigentliche Heldin des Romans. Der Conflict der verschiednen Stände ist glücklich benutzt. Victorinens Gespielinnen, Agathe und Babet, ihre Cousinen durch des Vaters Schwestern, sind ein Paar Weltmädchen, wie man ihnen täglich begegnet; aber sie sind so gänzlich aus der Mitwelt gegriffen, daß, obgleich Nebenfiguren, sie dennoch ungemein viel beitragen, die einzelnen Tableaux zu beleben. Sie sind sehr ergötzlich und gleichsam die komischen Figuren des Romans, dabei keineswegs chargirt, auch an und für sich nicht besonders komisch; aber das leere, ganz oberflächlich gespreizte Wesen unsrer charakterlosen Erziehung muß in seiner Verzerrung lächerlich werden, sobald es neben Ernst und Tiefe steht. Beide Mädchen sind dabei so gutmüthig, daß die Tante auf eine zu ihrem Vortheil einwirken und sie zur beglückenden Gattin eines Offiziers machen kann. Obzwar wenig verschieden, ist eine geringe Dosis Eitelkeit mehr hinreichend, den Saamen von der Tante Lehren bei Babet auf den Fels fallen zu lassen. Wir sehen sie am Schluß als ein unfruchtbares Reis des üppigen Baumes vereinzelt stehen bleiben. In diesen kleinen Zügen bewährt sich vorzüglich die Dichterin als eine feine Kennerin des menschlichen Herzens. Neben diesen steht Angelika, der Tante Pflegetochter, eine wahre Sensitive, eine Blume der Liebe, vom Schmerz gebrochen und dem Tod verfallen; sie ist des Geliebten Victorinens, Raimunds, mütterliche Cousine. Diese vier Mädchen bilden mit der Tante gleichsam die Hauptgruppe des ganzen Gemäldes, in welcher wiederum die letzte die bedeutendste Person ist. Von den Personen, welche in der Geschichte der Tante figuriren, lernen wir keine gleichsam persönlich kennen, als den Neffen ihres Geliebten, der nun der Held des Romans ist. In ihm und Victorinen sieht die Tante ihre unglückliche Liebe neu und glücklich erblühen; ein alter Freund und Gutsnachbar, welcher das Vermögen der zerstreuten Familie lange Jahre erhält, gehört zwar dem väterlichen Geschlecht an, aber er bleibt uns ferner als sein Handeln, das auf den Gang der Geschichte Einfluß hat. Angelikas Geliebter ist auch den Begebenheiten seiner episodischen Stellung nicht fremd und so rundet sich alles zu einem geschlossenen Gemälde ab und erfüllt das Wesen eines Romans, der uns in der poetischen Form und Anordnung einen Abschnitt der Menschengeschichte geben soll, in dem sich eine höhere Einwirkung uns offenbart, und durch die wir, indem wir in die Tiefen des Gemüthes uns versenken, mit ahnungsvollen Blicken in die wunderbaren Geheimnisse der Schöpfung zu dringen vermögen.

Da es sich um zwei Geschichten handelt, deren eine gleichsam das aus Selbstopferung neu erblühte Leben ist, so mußte nothwendig viel erzählt werden. Dadurch entstehen einige Längen, und wir möchten nicht immer die Art, wie es geschieht, billigen; auch beschreibt die Verfasserin viel Persönlichkeiten, statt sie durch einzelne Züge der Handlung dem Leser lebendiger und anschaulicher zu machen. Die französische Gouvernante, ob zwar sie als Nebenfigur recht ausdrucksvoll gezeichnet ist, scheint beinahe nur einer Erzählung wegen mehr in den Vorgrund zu treten. Auch möchte nicht immer zu loben seyn, daß die Erzählungen so oft in beschreibende Breite übergehen, zumal bei der Tante; und das Motiv, warum diese erzählt, blos zur Belehrung und Tröstung der kranken Victorine, dürfte man schwach nennen, wenn man nicht zugleich an sich als den Leser denkt.

Zu dem Schönsten, und unmittelbar der Wahrheit Nächsten gehört die Art, wie die Tante ihren Geliebten verliert, und daß sie ihn verliert, ist gleichsam die Ursache aller Begebenheiten des Romans, denn ohne diese würde dieser Raimund nicht das Licht der Welt erblickt haben, weil sein Vater Malteser geblieben wäre. Um diese Scene dem Leser zu vergegenwärtigen, führt ihn die Dichterin mitten in die Zeit, wo französische Geistesbildung in Deutschland allein herrschend war, wo Vaterland, Wissenschaft, Gemüth und Religion nicht mehr heilig waren, sondern der Witz allein das Scepter führte; und sie schildert diese Zeit vortrefflich. Bei seltnen Eigenschaften war die Tante in dieser Art vollkommner ausgebildet, als viele ihre Geschlechts; sie glänzte mit ihrem Geiste, und weil sie der Versuchung ihrer brillanten Conversation nicht widerstehen kann, obgleich sie ihren Geliebten dadurch quält und ihn leiden sieht, so muß sie eine witzige Bemerkung, ein bon mot mit dem Verlust ihres köstlichsten Gutes erkaufen. Bernhard von Leuen verläßt sie; und die Zukunft Beider hängt von diesem, mit langen Schmerzen der Reue bezahlten Moment ab. Wie viel Lebende können sich beim Lesen dieser Scene getroffen an die Brust greifen!

Minder mochte mir die Art gefallen, wie in Anna (der Tante) der Keim des Bessern geweckt wird. Daß Liebe, Schmerz und Kampf ihre rettenden Genien werden, versteht sich; aber ich spreche von der äußern Veranlassung. Die Ankunft einer deutschen Herzogin soll dies Licht hereinführen; und eine so — nach heutiger

Art poetisch gebildete, in der deutschen Literatur bewanderte deutsche Fürstin gab es wohl kaum in jener Zeit, wo die französische Erziehung so prädominirte. Wie sie als hohe, edle, theilnehmende Frau geschildert wird, will ich nicht tadeln; aber die Form ihres Benehmens hat zu wenig von den nothwendigen Bedingungen der Hofetiquette. Diesen nicht ganz angemessen ist das lockere Anschließen Bernhard von Leuen's als Stellvertreters ihres Hofcavaliers, welchem sie, um eine Schwester zu sehen, auf ihrer Badereise einige Tage Urlaub gegeben.

Es ist der Verfasserin Art, erlebte Begebenheiten der Zeit oder der Mode, wenn auch verwandelt, in ihren Romanen zu benutzen Die Beschreibung des Feuerwerks erinnert uns an den Schwarzenbergischen Ball in Paris; und wenn auch Niemand verbrennt, so trägt die von Anna gerettete Prinzessin doch ein Fieber, sie selbst einen verrenkten Fuß davon, der sie vierzehn Tage unter der Pflege der Herzogin im Gasthofe bettlägrig hält, in welcher Zeit sie durch Bernhards Vorlesen der deutschen Dichter in ihre Wunderwelt eingeführt und gleichsam aus einer brillanten Französin in eine gemüthvolle Deutsche verwandelt wird. Dennoch erfolgt jene entscheidende Scene später! Ja, so handeln eitle Frauen, selbst die bessern.

Unter den Charakterzeichnungen dürfte wohl die Raimunds, die schwächste seyn. Bescheidenheit, verbunden mit Kraft und Energie, lernen wir in ihm kennen; und ob er zwar keine gewöhnliche, blos liebende Figur, sondern ein solider Mann von festen Grundsätzen ist, so gewinnt er doch viel zu wenig Physiognomie. Er handelt wenig, und seine Reiseberichte sind nicht wichtig genug, um so viel Platz einzunehmen; auch will es viel sagen, daß der bloße Anblick des Siegels ihres verstorbenen Geliebten im Stande ist, eine so ruhige und würdige Dame, wie die Tante, so erstaunlich zu erschüttern; wie mir ebenfalls ihr Entschluß, nun so plötzlich mit dem Anschein geheimnißvoller Gründe abzureisen, nicht hinlänglich motivirt erscheint. Der Sturm bei Marseille ist ergreifend geschildert, aber man sieht in der dadurch herbeigeführten Lebensrettung Klarenau's und in dem Tode Angelikas während der Tante Abwesenheit, ja sogar in der Aufopferung derselben und ihres Geliebten, welche zuletzt die Beglückung Victorinens mit herbeiführen helfen muß, zu viel Absicht, und man wird dadurch etwas von den nackten Materialien des Romans gewahr, was nicht seyn sollte. Auch zugegeben, daß dieses episodisch eingeführte Paar durch die Leiden des Lebens nur entkörpert verbunden werden kann, liegt doch zu viel Willkürliches in der Anordnung der Begebenheiten. Klarenau muß auf die Galeeren in Toulon kommen; dort, mit Verbrechern zusammengeschmiedet, mehrere Jahre nach dem pariser Frieden verbleiben und von diesem nichts erfahren, bis endlich ein menschlicher Inspecteur ihn erlöst — und das alles als gefangener Officier! — Damit es nur einigermaßen wahrscheinlich werde, muß er zu dem Lützowschen Corps gehört haben, und durch den Angriff während des Waffenstillstandes auf dasselbe, der zugleich schändlicher Verrath genannt wird, verunglückt seyn. Die Dichterin sollte nicht, als aus sich selbst, solche Parteiausdrücke gebrauchen (ein andres Mal nennt sie die Franzosen — Welträuber — eines von den wüthigen Posaunenworten, die eigentlich gar nichts sagen) — zumal bei einer Begebenheit wie diese, denn der Angriff auf das Lützowsche Corps mag so schändlich seyn als er will, pure ist er nicht zu verdammen, weil Freicorps nie, weder in der Kathegorie regulärer Truppen zählen, noch nach ihren Gesetzen vom Feinde, und mitunter vom Freunde behandelt werden. Auch durch die Art und die Zeit des Angriffs unterliegt die Beurtheilung desselben noch Modificationen. Aber sey er, was ich gar nicht bestreiten will, ein verdammenswerther Kriegsgräuel: es ist nicht der Dichterin Beruf, es hier so auszusprechen; wollte sie es thun, mußte es im Charakter irgend einer Person liegen, der es in den Mund gegeben wurde, wie sie es an einer andern Stelle auch gethan, wo stärkere Ausdrücke sogar besser gewählt scheinen. Auch ich gestehe, der Räuberangriff auf Klarenau in den Schluchten von Olliules, der Raimund zu seinem Retter macht, erscheint mir sehr plötzlich, gleichsam wie vom Himmel gefallen. Wenn ich auch die Lehre keineswegs bestreiten will, welche hieraus gezogen wird, wie viel wichtige Folgen eine scheinbar unbedeutende Begebenheit haben kann, so wird mir doch dieser halbtodte Klarenau zu absichtlich hier gefunden, um Raimund zu einer edlen That zu verhelfen, und die ihm nur darum zu Theil wird, weil er wegen eines unzeitigen Spazierganges im Gewitter, Marseille später, als er die Absicht hatte, verließ; ja der Sturm selbst und das durch ihn verunglückte Schifferpaar erscheint in dieser Motivirung als ein Mittel in der Vorsehung Hand, den armen Klarenau zu retten. Ein gewaltiges Gerüst zu einem geringfügigen Bau! Auf solche Art dreht man sich endlos im Kreise und findet nirgend einen festen Punct. Ueberhaupt häufen sich auf Klarenau die Unglücksfälle. Nicht genug, von seiner Geliebten getrennt zu seyn, die ihn für todt hält, kriegsgefangen, als Officier und Edelmann auf die Galeeren zu kommen, den Frieden von Paris, der alle Kerker in Frankreich sprengte, nicht zu erfahren, Jahre nach demselben in Krankheit und Elend zu schmachten; — nachdem er nun frei ist, bekommt er so wenig Geld zur Reise, daß er, auch aus Schwäche und um seine Haare wieder wachsen zu lassen, bei Fischern bleiben muß, bis auf seine Briefe in die Heimath Antwort und Geld ankommt. Aber die Briefe gehen verloren; Geld kommt nicht; er reiset zu Fuß ab, wo er den Räubern in die Hände fällt. Daß Raimund ihm das Leben rettet und ihn versorgt, hilft ihm auch zu weiter nichts, als daß er heimkehrend die über seine unerwartete Ankunft bis zum Tode erschreckende Angelika begraben muß; daß er durch seine Entfernung beinahe auch, als obgleich entfernter, doch nächster Agnat, die Erbschaft der Leuenschen Besitzungen verloren hätte, will

ich gar nicht erwähnen, da sich vor ihm wieder ein Leuen findet; aber daß er solche Schicksale durch seinen Tod beschließt, ist wohl das Glücklichste, was ihm begegnet. Außer seinen Leiden, seiner frühern Vaterlandsliebe und seiner letzten Sehnsucht zu der vorangegangenen Angelika, hat diese Figur übrigens durchaus nichts Eigenthümliches; man bekommt kein bestimmtes Bild von ihr.

Desto mehr und fast bis zur Caricatur prägnant ist der Engländer geschildert, der Victorinen vom Vater als Gemahl zugedacht ist. Nur möchte ich auf ihn anwenden, was ich vom Gemahle Gabrielens immer gehalten habe: zu viel Seltsamkeiten sind gehäuft. Auch ist ein englischer Verschwender auf dem Continent eine Seltenheit. Diese Bemerkung mache ich nur darum, weil die Absicht einer Satyre auf die reisenden Engländer mir bei dieser Zeichnung sehr vorzuherrschen schien. Ein solcher Nebenbuhler ist nicht gefährlich; er gräbt sich selbst sein Grab und würde auch ohne den Stoß des Rittmeisters hineingestolpert seyn. Daß die Katastrophe in die Theaterscene gelegt ist, scheint mir dem einfachen Gange der Handlung wohl angemessen; aber wie klein muß die Stadt seyn, wo ein Theaterpublicum sich so laut um Heirathsgeschichten bekümmert! Sollte diese Scene auch eine erlebte seyn? — Kaum ist es zu denken; aber in jedem Fall ist sie zu wichtig behandelt. Indessen ist die Erscheinung des Sir Charles zu ergötzlich, daß sie mir wie ein Schellengeläute vorgekommen, welches Kinder belustigt.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Das Mädchen von Ithaka, oder Odysseus Krone. Ein Roman in zwei Theilen von Dr. Christian Müller.**

Der genannte Roman verdient Auszeichnung vor vielen. Mit großer Geschicklichkeit hat der Verfasser seinen Aufenthalt in Griechenland und Italien in ihm zu benutzen gewußt, und dadurch gar mancher Schilderung ein außerordentlich frisches und anziehendes Colorit ertheilt. Bei vielen Stellen wird dem Leser die kräftige, malerische Sprache des Ardinghello einfallen. Wenn Heinse, hauptsächlich in diesem Romane, unsern Verfasser an Glanz und Feuer der Darstellung überbietet, so mag das zum Theil daher rühren, daß Herr M. es zu dem vollen Ausbruche sinnlicher Glut absichtlich nicht wollte kommen lassen, welchen der Verfasser des Ardinghello zur Erleuchtung seiner Darstellungen nicht verschmähte.

Mehrere Charactere des Müllerschen Romans kränkeln allerdings. Selbst die liebenswürdige Irene ist zuweilen von einem krankhaften Zustande nicht freizusprechen. Hierzu möchte man es unter andern wohl rechnen können, wenn sie, nachdem sie auf die ungerechteste Weise mit Ketten beladen und ihr späterhin die Freiheit angekündigt worden, um die ihr abgenommenen Ketten bittet. Daß die Bosheit, durch welche sie eingekerkert wurde, und von der sie nur aus Furcht wieder freigelassen wird, eine so ganz ungewöhnliche Bitte nicht verweigert, sondern ihr wirklich das eiserne Geschmeide überläßt, ist freilich noch etwas unglaublicher. Uebrigens machen diese Ketten an Irenens Hochzeittage auf einem weißen Sammetkissen, welches sie selbst nach der Kirche trägt, in der Folge noch große Parade. — Auch eine andere, vorzüglich bedeutende Person des Buchs, der Engländer Sir J., erscheint im Anfange an einigen Stellen allzu unwürdig, um seine nachherige gänzliche Veredlung recht begreiflich zu finden.

Für sehr schwach motivirt möchte man wohl die Begebenheiten auf Korfu ansehen. Wenn (was gewiß Jedermann lieber bezweifeln wird) die dortige Justiz so höllisch seyn konnte, wie sie hier geschildert worden, dazu den Ränkemachern, die sich ihrer in diesem Romane bedienen, Gift und Dolch zu den Alltagsgebräuchen gehörten, so ist schwer einzusehen, warum die scheußliche Gräfin Bettina so viel Umstände mit der schuldlosen Irene machte.

Die vorkommenden Nachrichten und Bemerkungen über die griechischen Inseln und hauptsächlich über Neapel und Florenz sind zu interessant, und der Vortrag zu blühend und einnehmend, als daß man dem Verfasser dafür nicht danken möchte. Ist auch seinem Romane durch den verhältnißmäßig ziemlich großen Umfang derselben vielleicht etwas an Abrundung verloren gegangen, so hat doch, abgesehen hiervon, der gebildete Leser dabei nur gewinnen können. 30.

---


## Literarische Anzeige.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. geh. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer; Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Sotzmann.
II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.
III. Lieder von Friedrich Rückert.
IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.
V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von Wilhelm Müller.
VI. Gedichte von J. D. Gries.
VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.
VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilhelm Müller.
IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilhelm von Schütz.
X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4to, erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.


Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bey F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 240.

17. October 1823.


## Deutsche Taschenbücher für das Jahr 1824.

### 3. Orphea.

Ein neues Taschenbuch, das in seinem Aeußeren an die Minerva erinnert, mit der es ja auch in Verlagsverwandtschaft steht; denn der Unternehmer desselben ist Herr Ernst Fleischer. Das Vorwort benachrichtigt uns, daß mit der Herausgabe dieses neuen Taschenbuchs die Ausführung einer Kupfergallerie zu den beliebtesten Opern der Deutschen und des Auslandes verbunden ist, so daß für jede derselben eine Schaustellung von acht Scenen verheißen wird, zu denen die in dem Almanach enthaltenen Beiträge jedoch in keiner Beziehung stehen. Die erste Lieferung bringt eine Reihe von Darstellungen aus dem Freischützen, nach den Zeichnungen von Ramberg, gestochen von Armann, Böhm, Meyer, Frenzel, Jury und Schwerdgeburth.

Der Freischütz ist bereits zu allerhand Galanterieartikeln verarbeitet worden, z. B. zu Westenmustern, musikalischen Tabaksdosen, malerischen Schnupftüchern, Kleiderbordüren, Bonbonswickeln, überzuckerten Pomeranzen *) und dergleichen mehr — warum also nicht auch zu Rambergischen Almanachskupfern? — Diese letzte Verarbeitung ist um so unschuldiger und erlaubter, da ein Almanachserfinder sich mit seinen Ideen nicht leicht in den Charakter der Weberschen Musik vertieft, sondern sich auf der Oberfläche des Kindschen Textes hält. Daher finden wir denn auch unter den Kupfern der musikalischen Orphea zwei Darstellungen aus dem recht antimusikalischen Spectakel der Wolfsschlucht, und das naive Naturkind Aennchen erscheint in ihrer hüpfenden Heiterkeit auf dem dritten Blatte wie eine kokette Balletttänzerin vom Jahre 1823 oder, wenn es bis dahin nicht anders wird, 1824. Wahrscheinlich hat der Zeichner diese Gestalt von einem Theater entnommen; denn Referent erinnert sich, ähnliche Erscheinungen in dieser Rolle auf berühmten deutschen Bühnen gesehn zu haben.

„Die Benennung Orphea, so fährt das Vorwort weiter fort, entstand aus einer Ideenverbindung mit der von Opern entlehnten Kupfergallerie, welche dieses Taschenbuch aufnimmt, und das in dieser Beziehung den Namen des Vaters der Musik, „Orpheus", mit einigem Rechte geführt haben würde, wenn es nicht gebräuchlich wäre, unsre Taschenbücher nach Damen zu nennen."

Wenn dieser Gebrauch der wirklichen Titulirung der Taschenbücher sich nun einmal ändern sollte, was leicht möglich ist, wenn die Taschenbücher sich ändern und etwas zu liefern anfangen, was nicht blos Damen schmeichelnd amüsiren, sondern auch Männer unterhalten kann, so wird der entmannte Orpheus seinen Namen und sein Geschlecht hoffentlich wieder erhalten, und die Damen Minerva, Urania, Aglaja werden zu Herren unter den Namen Minervus, Uranius, Aglajus werden. Was die Taschenbücher nicht zu vollführen im Stande sind!

Für jetzt haben wir es aber noch mit dem weiblichen Orpheus zu thun, dessen Musik, als er noch Mann war, Menschen und Thiere, ja sogar Bäume und Steine herbeilockte — ein glückliches, viel verheißendes Omen für das nach ihm getaufte Taschenbuch! Aber am Ende wurde er von wilden Frauen zerrissen, weil er, nach dem Tode seiner Euridice, Abneigung und Kälte gegen alle weibliche Reize zeigte. Das ist ein böses Omen für das Taschenbuch! Denn da er, nach der Neronischen Operation des Almanachredacteurs zu einem Sporus geworden ist, so müssen wir fürchten, das er keinem Geschlechte genügen, und, wenn nicht von wilden Weibern, von wilden Männern zerrissen werden wird, z. B. von groben Recensenten oder rohen Gewürzkrämern und dergleichen Thraciern mehr. Das beste Schicksal wäre immer noch, von gierigen Lesern oder Leserinnen, die mit der Trennung der zusammengeklebten Goldblättchen nicht zart genug umgehn können, zerrissen zu werden, und dieses Schicksal wünschen wir dem weiblichen Orpheus, der guter Wünsche bedarf, als ein neuer Almanach und als einer, der nicht besser ist als die, welche unter den alten die besten nicht sind.

Die Orphea enthält sechs Erzählungen und ein Lustspiel. Mit kleinen Poesien hat sie sich nichts zu schaffen gemacht.

Die längste Erzählung, welche vorn an steht, ist

*) Sie heißen in den Zuckerbäckerladen meines Wohnorts Freikugeln.

Digitized by Google

von Wilhelm Blumenhagen und trägt den Titel Luthers Ring oder die Fingerzeige des Himmels. Der wichtige, fromm bedeutungsvolle Titel ist ein täuschendes Aushängeschild, hinter welchem ein Pfortenser Primaner sich als Held versteckt hat. Dieser, ein Abkömmling des wegen Drucks und Verkaufs der Schriften Martin Luthers zu Leipzig hingerichteten Hermannus Hergott und ein Verwandter des bekannten lateinischen Dichters Eobanus Hesse, hat von seiner Mutter den Ring erhalten, welchen Luther am Verlobungstage seiner Katharina gegeben hatte. Diese hat nämlich nach Luther's Tode oft in dem Hergottschen Hause gewohnt und den Ring, als Pfand der Freundschaft und Dankbarkeit, an die Mutter des Primaners geschenkt. Da Katharina so wenig Werth in den Ring ihres seligen Gemahls gesetzt hatte, um ihn verschenken zu können, so ist es der Madame Hergott nicht zu verargen, wenn sie ihrem Söhnchen denselben mit nach Pforta nehmen läßt, und dem verliebten Primaner noch viel minder, wenn er ihn bei der ersten romantischen Gelegenheit in den Händen eines hübschen Jägermädchens vergißt. Eine Ueberraschung kömmt nämlich dazwischen, als er den Ring dem Mädchen zum Ansehn in die Hände gegeben hatte — und — soll das ein Fingerzeig des Himmels seyn? — dieses Mädchen wird am Ende seine Frau. Neben der Primanerliebschaft spielen aber auch die vertriebenen Mönche vielen gottlosen Spuk in den unterirdischen Gewölben des aufgehobenen und in eine Fürstenschule verwandelten Klosters. Die Primaner sollen durch Geistererscheinungen zur katholischen Kirche zurückgeführt werden, aber der tapfre Hergott kömmt dahinter und widersetzt sich als Held den Geistern und Gespenstern. Er wird aber von den Mönchen gefangen, fortgeschleppt und soll ein Opfer seines Heldenmuthes werden; da muß Kurfürst Moritz in eigener Person kommen, den Primaner erlösen und dem Unwesen und der ganzen Geschichte ein Ende machen — eine That, wofür ihm gewiß die Leser, welche bis zu Ende lesen müssen, z. B. gewissenhafte Recensenten, herzlichen Dank wissen.

Der Darstellung in dieser Erzählung ist es wohl anzumerken, daß sie nach Charakterhaltung, wie sie einer historischen Novelle ziemt, mit allen Kräften ringt; aber da das Charakteristische mehr in einzelnen Ausdrücken und Redensarten als in der Gestaltung des ganzen Stoffs gesucht ist, so fehlt es nicht an den widersprechendsten Contrasten zwischen Form und Inhalt, und auch in der Umkleidung werden gar viele neue Fetzen sichtbar, die in den altdeutschen Rock hineingeflickt sind.

Die zweite Erzählung, von Prätzel, bringt in dem Helden, dem Fidelfritz, nach dem sie betitelt ist, einen originellen Charakter, der aber mit zu breiten, höchst alltäglichen Umgebungen eingefaßt ist. Halb so lang, als sie ist, würde die Erzählung mehr als ein halbmal so interessant seyn. Der Fidelfritz ist ein armer, halb wahnwitziger Dorfmusikant, der in seinem vierzehnten Jahre das Unglück gehabt hat, seinen jüngern Bruder durch einen Steinwurf zu tödten. Von Schreck und Schmerz über dieses grauenvolle Ereigniß war ihm der Sinn umnebelt und verdüstert, und er führte, seit dem Absterben seiner Mutter, ein einsiedlerisches Leben in seiner Hütte, die fast immer verschlossen gehalten wurde. Ein neuer Gutsherr nimmt sich des armen Fidelers an, und durch eine Reihe von Misverständnissen wird der Glaube in ihm erweckt, eine junge Wittwe, die Tochter eines benachbarten Försters, welche seines Gutsherrn Braut geworden ist, habe sich in ihn verliebt, und er müsse sie heirathen. Dieser Gedanke versetzt ihn in solche Angst, daß er sich Rattengift kauft, um seinem Schicksale zu entgehn. Er trinkt in der höchsten Noth — aber es war nur ein Schlaftrunk, mit dem der Apotheker ihn getäuscht hatte. Dieser Charakter ist gewiß originell; aber ist alles, was originell ist, auch ästhetisch? Die Moral wollen wir gar nicht in das Spiel bringen.

Der Kranz am Ziele, eine Erzählung von L. M. Fouqué. Sie beginnt, wie eine Anekdote, die mit einer Hochzeit oder einer Prellerei schließen soll, heiter und lebendig. Benvenuto Cellini tritt auf, neben ihm ein carikirt gehaltener pariser Arzt, der einen kranken Freund Cellini's besuchen will, welcher auf einem nahen Meierhofe liegt. Dort erscheint auch eine alte Haushälterin einer Marquise, Dame Isabeau, die nichts Tragisches mit sich bringt. Ueberraschend bricht erst gegen Ende die tragische Katastrophe und zugleich die Glorie der Verklärung in die Erzählung herein. Der liebeskranke Maler entschläft, die Geliebte, an der er krank geworden ist und sterben muß, tritt herein. Ein Engel! — Das Uebrige versteht sich von selbst. Ein Recensent wagt kaum, an ein so verklärtes Sterbebett zu treten.

Die heimliche Ehe. Erzählung in zwei Abschnitten von Friedrich Kind. Da der vorliegende Jahrgang nur die Hälfte der Erzählung enthält, so könnten wir hier nur ein halbes Lob oder einen halben Tadel aussprechen, und wir können das Halbe nicht leiden. Wir sparen uns also das Ganze von diesem oder jenem für die Anzeige des nächsten Jahrgangs auf.

Der Geburtstag. Novelle nach Sevelinges von Beauregard Pandin. Ein Familiengeschichtchen von der gewöhnlichsten Sorte, wie es heute und morgen passiren kann, ohne daß mehr davon in das Publicum zu kommen verdiente, als eine Verlobungsanzeige mit Gratulationsverbittung. Wie kann ein deutscher Schriftsteller, welcher spanische Romanzen und Shakspeare's Dramen übersetzen kann, und letztere nicht übel *) — sich mit einer solchen Novelle beschäftigen?

Die Ruinen von Tancarville, eine Erzäh-

---

*) Spanische Romanzen und Troilus und Kressida, beide Uebersetzungen unlängst in Berlin gedruckt. — Ueber Letzteres werden wir nächstens berichten.

D. Red.

Digitized by Google

tung von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest.

„Von Jahrtausend zu Jahrtausend, so hebt die Erzählung an, fluthet das Meer an den klippigen Ufern der Normandie vorüber. Auf seinem krausen Rücken wiegt sich die romantische Muse, von den Provenzalen Aventure genannt. Wild und zärtlich schwimmt sie heran. Sie spottet der schroffen, jäh zurückweichenden Küste, der schmalen Buchten, der geisterartig auf das Leben hinausblickenden weißlichen Felsen. Der Klang ihres Fußtritts hallt durch die Schlüfte. Melodisch gibt das Echo den gebrochenen Ton zurück, und wie sie durch Wald und Ebene vorwärts schreitet, folgt ihr die Sage, den Griffel in der Hand, die abgerissene Laute sammelnd, die sie der Nachwelt aufbewahrt."

Wir würden das Bild lieber umkehren und finden es natürlicher, daß die Muse mit einem Griffel der geflügelten und verhallenden Sage nachschleiche.

„So spinnt die Zeit, heißt es weiter, den Faden fort, an den sich Begebenheiten reihen, welche der Gegenwart ihr Daseln geben, so geschieht heute, was das Geschehene von ehemals zurückruft. Ich erzähle, was das verschlungene Leben zu mir herüber trug."

Nach dieser feierlichen, poetisch-philosophischen Einleitung versetzt uns die Erzählerin nach den Trümmern des Schlosses Harcourt am Meeresufer, unfern des Ausflusses der Seine. Dort befinden wir uns unter Hirten und Fischern, und die Zeit weist auf die französische Revolution hin. Eine Reihe von schauerlichen Scenen der Vergangenheit, Erinnerungen aus der Geschichte der Herren von Harcourt und Tancarville, werden uns, wie aus einer Zauberlaterne, unter Blitz, Donner, Sturm und Regen vorgeführt, aber in dem Wirrwarr der Elemente zerflattern die Erscheinungen, und die Gegenwart spielt mit Todtenköpfen, rächenden Blitzen und andern Schrecken in die Vergangenheit hinein, und zuletzt tritt gar die unerwartete Wirklichkeit wie ein Geisterabbild der eben erzählten Thaten und Begebenheiten der Vergangenheit auf. Leider ist die Darstellung zu wild und unruhig, als daß sie befriedigen könnte, und man hat Mühe, den Faden der Erzählung zu verfolgen. Die Alte, aus deren Erinnerung die geisterhaften Bilder herauf beschworen werden, scheint eine Copie der alten Fischerin in dem Alterthümler von Scott zu seyn, und an diese originelle Erscheinung kann keine andre zu ihrem Vortheil erinnern.

Der neue Narciß, Lustspiel in einem Aufzug von Helmina von Chezy.

Bei weitem die beste Gabe, welche der weibliche Orpheus uns bringt, und überhaupt eine gute Gabe, was mehr sagen will und soll. Ein reizendes, munteres idyllisches Lustspiel in wohlklingenden Alexandrinern, voll natürlicher Lust und Laune, dem wir einen günstigen Empfang auf der Bühne voraussagen möchten, wenn das grobe Ungeschick der Schauspieler d'aujourd'hui die zarten Blüthen der Dichtung nicht zerknickte, oder sie zu großen Papiersträußen carikirte. Es käme auf einen Versuch an. Und zur Erholung für mich, der ich, troß meinem vielen Recensiren, doch manchmal noch einen wunderlichen poetischen Trieb fühle, und für meine Leser und Leserinnen dazu, will ich hier ein Liedchen aus dem Lustspiele hersetzen, welches verdiente, von dem Vater der Musik, dem Orpheus, componirt zu werden, wenn es noch nicht von Maria von Weber componirt ist.

Wann kühl die Abendlüfte wehn,
Nach schwülen Tages Drang,
Wir Schnitter paarweis heimwärts gehn
Mit Tanz und Sang und Klang!
Schön dunkle Abendzeit!
Feins Liebchen ist nicht weit.
Was liebt, Trallra!
Das liebt, ja, ja,
Schön dunkle Abendzeit.

Die Garbe hoch zur Mittagsstund'
Schirmt uns vor Sonnenbrand,
Auf runder Garbe, Mund an Mund,
Uns froh der Abend fand.
Schön weicher Sitz im Gras,
Wo Liebchen bei mir saß!
Wer liebt, Trallra
Das liebt, ja, ja,
Schön weicher Sitz im Gras.

Wie herrlich ist's um uns bestellt,
Wenn sich die Sichel regt;
Was liebt, das küßt, was reif ist, fällt,
Beim Takt, den Amsel schlägt.
Schön goldne Aerntezeit,
Wo sich die Liebe freut!
Was liebt, Trallra!
Das liebt, ja, ja,
Schön goldne Aerntezeit.

Der Stoff des kleinen Lustspiels ist aus dem bekannten Volksaberglauben geschöpft, nach welchem die Jungfrauen ihren Zukünftigen in dem Spiegel eines Quells oder Brunnens sehen, wenn sie in einer heiligen Mitternacht, wie vor dem Johannistage oder in der S. Annennacht, stillschweigend in das Wasser hineinschauen. Zwei Mädchen machen diese Probe; die Liebhaber, welche sie belauscht haben, besteigen zu dreien einen Baum, der sich über die Quelle neigt, ohne daß Einer den Plan des Andern weiß. Der unbegünstigte Liebhaber, ein alter Schulmeister, stürzt von dem Baume herab, als die Mädchen eben in den Wasserspiegel schauen, daher der Titel, der neue Narciß, welcher vielleicht mit einem andern leicht vertauscht werden könnte, der charakteristischer und verständlicher wäre. 58.

---

## Die Tante, von Johanna Schopenhauer.

(Beschluß aus Nr. 259.)

Besonders reich ist das Buch an einzelnen Zügen, die aus der Lebenserfahrung zur Warnung oder Belehrung benutzt, oder auch nur erwähnt werden. Z. W.

das Benehmen Victorinens gegen das unbekannte, nicht geschmackvoll gekleidete Mädchen auf dem Ball. Wie unartig sind unsre jungen Herren oft gegen Fremde! Ist ein Mädchen nicht bekannt, wird sie in der Regel gar nicht aufgefordert. Höchst originell ist die eines Vertrauten so bedürftige Babet nach ihrer Eroberung von Sir Charles geschildert, wie sie Niemand findet, der sie in ihrem Glück anhören will. Wie traurig wahr geberden sich die Emigranten, die den Herrn vom Hause, den Gemahl einer schönen Frau, wie ein nothwendiges Uebel dulden. Wie schön entwickelt die Dichterin bei der Erwähnung von Raimunds Erziehung — „daß nach langem Treiben im Gewirre der Welt, der hohe Werth der Einsamkeit erst recht empfunden wird.“ — Bald darauf sagt sie: „Ein durch die Väter berühmt geword-ner Name ist beim ersten Eintritt in die Welt wohl eher ein Hinderniß zu nennen, denn diese hängt stets am Klange des Worts . . . (wie wahr!) . . . Man verlangt von einem solchen Sohn, daß er besser und geistreicher sey, als alle andre Seinesgleichen, und zwingt dadurch oft eine Unsicherheit in sein Benehmen hinein, die ihm mit einem andern Namen stets fern geblieben wäre.“ Und was thun leerer Neid und Vorurtheil! Welch ein reicher Text!

Was die Tante von geistreichen Frauen sagt, wie beherzigenswerth! und nicht minder ihr Unwille über das Vergessen älterer großer Dichter des Vaterlands. Diese Stelle verdient ganz hier zu stehen.

„Das ist alles dahin! und mit einem sehr trüben Gefühle der Wandelbarkeit des menschlichen Sinnes und aller Größe und alles Ruhmes auf Erden muß ich es erleben, daß das Wirken jener Männer, deren Name ewig unser Stolz seyn sollte, eigentlich jetzt schon an ihren undankbaren Enkeln verloren geht. Wie lange wird es dauern, so ist es ganz vergessen und verschollen, während wir aus Modesucht und Misverstand Handwerksburschenlieder aufsuchen, und sie als Meisterwerke bewundern und sammeln. Wer in der jetzigen leselustigen Welt kennt noch Kleist's Frühling anders, als höchstens vom Hörensagen? während jeder halbgebildete Engländer seinen Thomson beinahe auswendig weiß, dessen Andenken neue Auflagen seiner Werke alljährlich erneuern *). Sinkt nicht sogar Klopstock, der vor wenigen Jahren noch unter uns lebte, der Vergessenheit zu? Man nennt ihn zuweilen aus Gewohnheit, oder aus einer Art von Pietät; aber wie Viele in der jungen Welt kennen mehr von ihm, als den Namen? So ists mit Hagedorn, mit Uz, mit Kronegk, mit Haller, mit Hölty, mit so Vielen, die der Ausländer zu unsrer Schande bald besser kennen wird als wir, während wir mit wahrem Heißhunger auf die neuen Erzeugnisse der Zeit, auf Tageblätter und Taschenbücher uns werfen, die schon beim Entstehen den Keim der Vergänglichkeit in sich tragen und nicht einmal verlangen, länger zu leben als der Augenblick, durch den und für den sie entstanden.“

Was die Verfasserin den alten Meinau, der Tante Zeitgenossen, sagen läßt über das bunte Leben und viel Erleben, so wie über das Verengen der Welt durch Näherrücken aller Residenzen und Hauptstädte vermittelst endlosen Reisens und Correspondirens, ist mir aus der Seele gesprochen. Aber wer mag sich seiner ausgebreiteten Bildung noch sonderlich erfreuen, in einer Zeit, wo beinahe nichts mehr ohne Beimischung von Geringschätzung, selbst bei dem ausschweifendsten Lobe, betrachtet wird, oder, wie die Dichterin sehr glücklich sagt: — „wo Alles auf die Spitze gestellt wird?“ — Auch wie sich Albert von Leuen über den Religionswechsel ausdrückt, ist ein wahres und ernstes Wort.

Es ist die höchste Zeit, daß ich ende, und ich habe noch kein Wort über den Charakter Victorinens gesagt; durch eine beinahe krampfhafte Heftigkeit erlangt sie viel Physiognomie. Durch Kraft und Energie nähert sie sich ihrem Geliebten; im Stolz thut sie es ihm zuvor. Gabriele ist inniger — steht höher und ist mir lieber. Aber dort sind auch andre Elemente; um es mit einer Gegend zu vergleichen, führt der Roman Gabriele den Leser durch Gebirge mit allen ihren Reizen und Schauern und großen Eindrücken; die Tante ist eine ältliche Dame, wir bleiben in der Ebene, aber in einer lebhaften Gegend, wo sich die Straßen von vielen Ländern zusammenfinden. Gabriele läßt uns Erschütterungen erleben; mit der Tante bleiben wir in den gewohnten Umgebungen, und nur zuweilen fallen seltsame Dinge vor. Reiche Goldhändler heirathen adliche Mädchen, doch wo der Bürgerliche seine adlichen Verwandten braucht, sind sie nicht zu Hause; dafür wird er seinerseits hartherzig und hält das Geld cum attinentiis für das Höchste. Eine unglückliche Ehe mahnt uns auch an die Gegenwart und selbst das Jagdunglück thut dies; aber daß dieser Zufall auf derselben Stelle sich wiederholt, gefällt mir nicht. Der eckige Hagestolz, Doctor Erning, ist doch sehr unbestimmt gehalten und verdient das Zutrauen des soliden Handelsherren nicht. Doch genug. Ich denke durch Vorzüge und Fehler wird dem Leser das Buch lieb werden, wie wir Menschen denn etwas Vollkommnes eigentlich gar nicht leiden können; und keiner wird mit der Dichterin zürnen, wenn sie auch Triest diesseits der Alpen zu finden glaubt, und wenn sie sich sogar mit Personen aus bekannten großen Familien umgibt, wie sie dies mit dem Baron von Engeström gethan; ob zwar es nun nicht passend scheint, daß sie den Titel einer Familie beibehalten, welche die ersten Staatsämter in Schweden bekleidet, und die ebenfalls in Deutschland verbreitet ist.

*) Auch die Franzosen thun es uns mit ihren classischen Schriftstellern und Dichtern weit zuvor. Seit 1815 gibts von Voltaire zehn bis zwölf neue Auflagen. Aber wie viel haben wir uns auch ums Ausland zu bekümmern!



Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 241.

18. October 1823.


## Ueber die Kunstausstellung in Dresden. August und September 1823.

### Aus Briefen.

Es zieht mich unbeschreiblich an, mein theurer Freund, die Jahresblüthen des Geistes, des Gefühls und des Fleißes in einem Kunstsaale, wie den Blumenflor eines Gartens, mit einem Blicke zu übersehen. Darum wandre ich seit einigen Jahren nach Dresden, wenn die Akademie der Künste ihre schöne Jahresrechnung öffentlich ablegt.

Zuerst einige Worte über die Rechnung selbst, ich meine das gedruckte Verzeichniß; dann über die Belege dazu in Farben, Linien und Formen, oder über die Kunstwerke.

Jenes Verzeichniß ist ein bloßer Wegweiser durch die verschiedenen Abtheilungen des Saales der Ausstellung. Ich rühme an diesem Cicerone der Kunst die große, fast übertriebene Bescheidenheit. Hat der Mann Recht, welcher sagte, Bescheidenheit sey die Grazie des Genies, so ist die Göttin der Anmuth, des Liebreizes und der Sittsamkeit die wahre Schutzheilige des dresdner Kunsttempels. Genie und Talent müssen hier einheimisch seyn. Es kommt nur darauf an, sie unter etwa siebenhundert Nummern herauszufinden. Doch urtheilen Sie selbst. Das Verzeichniß nennt erstlich nicht alle dort aufgestellte Kunstwerke, und darunter verschweigt es einige der vorzüglichsten. Drei Werke von Hartmann, eins von Apollonia Seydelmann, zwei von Rößler, drei Klengel, einen Vogel, einen Lorenz Quaglio, drei von Frau von Buttlar ꝛc. sucht man in dem Büchlein von 62 Seiten vergebens. Wie überraschend für den Kunstfreund, wenn er diesen trefflichen Meistern und dem von der Künstlerin selbst gemalten Bildniß der Frau von B. in dem Saale begegnet! Dagegen fehlen andre Bilder in der Ausstellung, welche das Verzeichniß aufführt. Ferner tragen einige der ausgestellten Werke zwar den Namen des Urhebers an oder bei sich; aber die Nummer fehlt. Bei noch andern findet man weder die Nummer, noch den Namen beigefügt. Ist das nicht bescheidene Verborgenheit? Sodann verwechselt der Wegweiser einmal die Namen: er gibt Dahl's Werke dem genialen Friedrich, und Friedrich's Werke dem genialen Dahl. Das ist eine kleine Schalkheit. Der Beschauer soll sich in seinem Urtheile nicht durch die Namen leiten lassen, sondern ein Auge mitbringen, das diese wohlbekannten Meister auf den ersten Blick unterscheidet. Dahl und Friedrich sind Freunde und Nachbarn; hier im Saale, wie im Leben und in der Natur; aber jeder hat sein Auge, seine Phantasie, sein Gefühl und seinen Pinsel für sich. Oder wollen diese wackeren Naturmaler gegenseitig ihren Ruhm vertauschen, wie hellenische Freunde ihre Waffen? — Bei zwei höchst interessanten Bildern endlich verbirgt das Verzeichniß den Namen des Künstlers unter einem Druck- oder Schreibefehler. Professor Bersato in Venedig heißt hier Bevsato. So spielt der Zufall, wie überall, auch in diesem Saale mit dem Ruhme! Doch gefallen nur die Bilder; den bescheidenen Meister kümmert es nicht, ob er in dem Verzeichnisse richtig, oder unrichtig, oder auch wohl gar nicht genannt wird.

Diese Mängel, wenn Sie wollen, sind Kleinigkeiten, zum Theil durch die Nachlässigkeit des Einsenders selbst verschuldet. Allein ich gebe Ihnen einen noch schlagenderen Beweis von der Bescheidenheit der Kunst in dem gedruckten Verzeichnisse. Es macht darauf gar keinen Anspruch, als ein Catalogue raisonné von einem Kunstfreunde oder Kunstkenner, der die Ausstellung nicht sehen kann, in die Hand genommen und als eine Urkunde der deutschen Kunstannalen von einem später lebenden Literator und Kunstarchivar genauer betrachtet und historisch erwogen zu werden. Nicht die Schule, noch der Name des Meisters, noch das Kunstfach, sondern die Abtheilungen des Raums bestimmen die Folgenreihe der Nummern des Verzeichnisses. In andern Katalogen, z. B. im pariser, im berliner, steht der Name des Künstlers über dem Titel seines Werks; die Meister, die Schulen und die ausübenden Kunstliebhaber sind gesondert; kurz, die Uebersicht des Künstlerpersonals und der Werke eines Jeden ist möglichst erleichtert. Hier hingegen tritt nicht die Person hervor, sondern das Bild; spricht dieses an, so erwartet es bescheiden, ob der oft sehr bequeme Wanderer sich die Mühe nimmt, Nummer und Namen aufzusuchen. Denn einige Mühe muß sich der Neugierige doch dabei geben, weil im ganzen Verzeichnisse kein Künstlername

Digitized by Google

durch den Druck hervorgehoben ist; auch entzieht das fatale: „von demselben, von demselben," hundert schönen oder ungeschickten Augen den Namen des Künstlers. Freilich ist die Ausstellung für oberflächliche Beschauer und für die naive Unwissenheit, welche bisweilen die Copie für das eigene Werk des Abbildners, oder den alten Meister, dessen Werk hier verjüngt erscheint, für einen noch lebenden Maler hält, überhaupt nicht vorhanden; und der anspruchlose Künstler tröstet sich leicht über diese und ähnliche Bulls.

Aber, wenden Sie mir ein, Sie haben ja in Dresden ein Professorzimmer? Von dieser Auszeichnung in der Rangordnung weiß wenigstens unser Wegweiser nichts; er nennt nur die Zimmer rechts, links u. s. w. Indeß finden sich allerdings die Werke der meißner Zeichnenschule, der leipziger Kunstakademie, der Schüler der katholischen Schulen, der Erziehungsanstalt zu Friedrichstadt, der Industrieschule, der Bauschule der königl. Akademie, der bei der königl. Akademie befindlichen Kunstschule, und der im Kataloge nicht erwähnten königl. Porcellanfabrik, sämmtlich beisammen, so daß man die Producte einer jeden Anstalt gut übersehen kann; allein sie haben zum Theil mit andern Werken, so wie unter sich, und mit den Bildwerken in Marmor, Gyps, Thon, selbst mit technischen Kunstsachen ein gemeinschaftliches Local. Was insbesondre die dresdner Künstler ausgestellt haben, ist vermischt mit den von Ausländern, oder von Dilettanten eingesandten Werken. Selbst in dem sogenannten Professorzimmer findet man Bilder, die nicht ebenbürtig sind, und umgekehrt in den übrigen Zimmern recht brave Werke. Kurz, es gibt hier keinen sichtbaren Vorrang des Orts. Ein Raum stellt alle Künstler, Meister und Jünger, neben einander hin. Das Einzige, was den Einen mehr, den Andern minder begünstigt, ist das Licht, und unmöglich kann in dieser Hinsicht die Ausstellung für Alle gleich gerecht und billig seyn. Die Anfänger müssen natürlich mit den dunklern Seitenzimmern sich begnügen; aber auch in den vordern, hellern Abtheilungen des Saals muß manches gute Bild sich aus seinem Schatten hervordrängen. Dies ist eben sein Verdienst und immer ein Glück. In der Außenwelt gelingt dies ja weit seltner. Die besseren Bilder werden also auch in ihrer bescheidenen Dunkelheit gewiß nicht übersehen; am wenigsten die braven Werke der Sculptur.

Wichtiger scheint der Mangel im Kataloge zu seyn, daß bei den bedeutendern Bildern das Maß fehlt, so wie bei mehreren die Angabe der Größe der Figuren und anderer technischen Umstände. Darnach fragt doch jedesmal eben sowohl der Käufer als der Kenner, welcher aus der Ferne auf die Werke der berühmteren Künstler achtet. Aber auch der Beschauer bringt selten ein mathematisches Auge oder so viel Gedächtniß mit, um sich zu Hause noch der Größenverhältnisse genau zu erinnern. Doch mehr als zu viel, um Ihnen zu beweisen, daß dem Kataloge, der auf so manche Fragen des Kunstfreundes gänzlich schweigt, und nicht einmal dem Wanderer alle Werke nennt, das Lob der Bescheidenheit mit vollem Rechte gebührt.

Ist es aber nicht unbescheiden von Seiten des Publicums oder des Kunstfreundes, von dem Wegweiser mehr zu verlangen, als er leistet? Das Verzeichniß wird ja nicht für den Literator, sondern zum Besten der Armen gedruckt. Sodann möchte die Entschädigung des Verfassers der auf die Zusammenstellung gewandten Mühe kaum angemessen seyn. Der Wegführer muß sich überhaupt mehr nach dem Herkommen und nach dem Eigensinne des Raumes richten, als nach den muthmaßlichen Erwartungen dieses oder jenes kritischen Kunstfreundes. Er muß auf Ersparniß und auf die Bequemlichkeit des größeren Publicums sehen. Endlich gehört wohl auch ein Oedipus dazu, um sich aus dem Wirrwarr der eingeschickten und oft verspäteten Zettel und Angaben herauszufinden. Die meisten Maler schreiben, wie bekannt, lieber mit dem Pinsel als mit der Feder.

Verzeihen Sie diese lange Abschweifung. Jetzt zur Ausstellung selbst. Ich kann Ihnen nur von wenig Bildern Nachricht geben, da ich den Saal nicht öfter und kaum einmal in einem günstigen Tageslichte gesehen habe. Das ist meine Schuld; und ich sollte lieber nichts von der Ausstellung schreiben. Verfahren Sie daher mit meinen Briefen ganz nach Gutdünken. Es wäre wohl auch zu viel für Ihre Geduld, wenn ich, ein bloßer Laie, jeden Künstler mit allen seinen Werken Ihnen vorführen wollte. Einem Diderot oder Grimm hört man gern und lange zu; aber solche Männer fehlen jetzt, selbst in Paris, wo Keratry ihre Stelle nur unvollkommen ersetzt; oder — sie schreiben nicht. Tadel verwundet, Lob langweilt. Die glückliche Mittelstraße hat das an feinen Bemerkungen, interessanten Kunstnachrichten und eindringenden Beurtheilungen reichhaltige, vom Hofr. Böttiger herausgegebene artistische Notizenblatt, gefunden. Auf dieses verweise ich Sie. Die vorzüglicheren Meister sind Ihnen ohnehin schon aus Böttiger's geistvollen Charakteristiken bekannt. Was ich Ihnen also über die neuesten Werke derselben schreiben kann, nehmen Sie nur als Einfälle, nicht als Urtheile. Uebersehe ich bei manchen Bildern das Verdienstliche, so sind die besseren Künstler selbst daran Schuld. Wer so viel Gutes und Mittelmäßiges neben einander aufgestellt sieht, wird schon dadurch zur Vergleichung des Einzelnen aufgefordert und in seinem Urtheile geleitet.

Das Erste, was mir in die Augen fiel, war die bessere Benutzung und Vertheilung des Lichts. Durch schief gestellte Wände hat man mehr Bildern als sonst eine günstige Beleuchtung verschafft; aber freilich treten dadurch auch manche Unvollkommenheiten des Colorits und des Helldunkels deutlicher hervor. Dankbar ward es anerkannt, daß in den verschiedenen Saalabtheilungen, bei gut gewählten Augenpuncten, Sitze für den müden Beschauer vorhanden waren. Viele Bilder gewannen durch die Ferne.

Digitized by Google

Fragen Sie nach meiner Meinung von der ganzen Ausstellung, so muß ich gestehen: Multum ex industria; pauca ex animo. Wenig Ideen; viel Kunstgeschicklichkeit. Reichthum an Bildern; wenig ausgezeichnete Compositionen.

Doch nicht jedes Jahr kann große Werke hervorbringen. Die Wurzelschößlinge der Eiche brauchen vierzig Sommer, ehe sie vierzig Fuß hoch werden. Zum Glück verlangt die Kunst von den Schöpfungen des Genies, welche den Eichbaum und in Marmor sogar die Ceder überleben, kein schwäbisches Alter. Bei den Griechen war manches Kunstwerk das Kind einer Olympiade. Solche Kinder finden sich wohl auch in den deutschen Kunstsälen. Hier z. B. der **Tod des Codrus**, vom Prof. **Matthäi**, der Kunstcyklus des Prof. **Vogel** für den Saal im pillnitzer Schlosse, einige große historische Compositionen vom Prof. **Rößler** u. v. A. Von **Matthäi's** Codrus sah man diesmal die Skizze in Oel; im vorigen Jahre die Cartons. Die treffliche Idee ist bekannt; die Composition des Meisters würdig; die Ausführung im Großen — künftig gewiß ein classisches Bild. **Das** Prognostikon darf man dieser Skizze wohl stellen.

Die reiche Fundgrube der Kunst, Homers Iliade, hatte dem vielfach verdienten Inspector der königl. Gemäldegallerie zu Dresden, Herrn **Demiani**, der auch als Miniatur- und Bildnißmaler vortheilhaft bekannt war, den Stoff zu einem Bilde gegeben, das sich durch verständige Anordnung, gelungene Haltung und Harmonie des Colorits sehr auszeichnet. Leider hat der Künstler mit diesem schönen Bilde Abschied genommen von dem Leben. Er starb vor wenig Wochen mitten in der Kraft des männlichen Alters, ohne den Schmerz der Krankheit durchzukämpfen. Als er nach einem genommenen Bade zu schlummern schien, senkte der Genius mit den dunkeln Fittigen rasch die Fackel: sie erlosch, und jenes Bild ward des Meisters Todtenkranz. Es ist **Achilles**, sitzend vor seinem Zelte, wie er dem Patroklos befiehlt, sein Ehrengeschenk „des Brises rosige Tochter" den Herolden des Agamemnon zu übergeben. Er hat eben die Drohworte gesprochen:

> „Wenn man hinfort noch
> Meiner Hülfe bedarf, dem schmählichen Jammer zu steuern
> Jenes Volks...! Ha wahrlich er tobt in verderblichem
> Wahnsinn u. s. w.

Links vom Achilles tritt der edle Patroklos, die „schön gegürtete" Briseis an der Hand führend, aus dem Zelte hervor. Die nicht leichte Gruppe ist einfach, natürlich und eben darum sehr wahr dargestellt. Rechts vom Achilles, und diesem zugewandt, stehen die Herolde, erwartend die Uebergabe.

> „Ungern ging mit ihnen das Mägdlein."

Diese Handlung, auf der die ganze Epopöie ruht, ist für den bildenden Künstler eine große Aufgabe. Wie soll Achilles dargestellt werden? — Agamemnon entehrte durch sein Machtgebot

> „Den tapfern Mann, den selbst die Unsterblichen ehrten."

Aber die Herolde sind unverletzlich; sie thun ihre Pflicht. Darum mäßigt der Peleide seinen Zorn; er hemmt seinen Schmerz. So hätte ihn der Künstler in würdevollerer Stellung zeigen sollen, mehr im Sinne des Dichters. Denn, als die Herolde

> „— bestürzt vor Scheu und Ehrfurcht gegen den König
> Standen und wageten nichts zu verkünd'gen —"

redete sie Achilles zuvorkommend an:

> „Freude mit euch, Herold', ihr Boten Zeus und der Menschen!
> Nahet euch! Ihr nicht traget die Schuld mir; nein
> Agamemnon!" — —

In dem Gemälde ist die antike Größe des homerischen Heldenideals nicht ganz erkennbar. Achill, wie vom Unmuth und Zorn überwältigt, liegt mehr als er sitzt, und streckt den rechten Fuß viel zu lang aus; ein rothes Gewand drapirt die Hüften des übrigens nackten Körpers sehr gut, wodurch jene Lage minder auffällt. Der linke Fuß dagegen behauptet die Würde des Helden und des Königs. Die übrigen Gestalten, vorzüglich die beiden Herolde und das Mädchen, sind desto wahrer im Geiste der Handlung charakterisirt und verbunden. Auch der Hintergrund und die Beiwerke sind verständig angedeutet und stehen im richtigen Verhältniß zu dem Ganzen. Kurz: Alles gefällt mir bis auf den Achill. Doch es möchte wohl jeder Maler in der idealen Darstellung des „göttlichen" Achilleus hinter dem Mäoniden zurückbleiben; eher dürfte es dem Bildner in Marmor glücken, den Heros der Iliade uns zu zeigen, „wie ein Strahl der Hoheit von seinem Antlitz leuchtet." Dicht war sein Haar, so beschreiben ihn die Alten, seine Nase nicht gebogen, aber sie schien es zu seyn. Wie ein Halbmond wölbten sich seine Augenbraunen; sein Nacken verrieth seinen Muth, denn er war stark und gerade. Die Griechen fühlten bei seinem Anblick, was man beim Anblick eines Löwen fühlt, den man auch dann noch bewundert, wenn er ruht.

Ueberhaupt scheinen die Idealgestalten des Dichters kein günstiger Stoff für den Maler zu seyn. Historische Personen, bei denen man sich Größe und Stärke vereinigt denkt, lassen sich eher auf die Leinwand hinstellen. Der Beschauer hat sie aus der Erinnerung lieb gewonnen; er sieht sie gern vergegenwärtigt; ja nicht selten verwechselt er unwillkürlich die Geschichte mit dem Bilde, und was diesem fehlt, ersetzt ihm jene. Diese Verwechselung hat jedoch Herr **von Schnorr**, der Director der königl. Kunstakademie in Leipzig, nicht zu befürchten. Sein **Saul** und **David**, in Oel, beweist, daß er einen guten Stoff gut zu behandeln versteht. Dieser Saul ist schwermüthig, wahnsinnig, nicht verrückt; man erkennt noch in ihm den Helden, welcher sich durch seine Kraft aus dem Volke zum König emporgehoben hat. Den Gegensatz bildet David, hier ganz ein schlichter Hirtenjunge, kein idealisirter Jüngling; aber sein Gesicht drückt Unschuld und fromme Begeisterung aus. Durch sein Spiel erschüttert, springt der dämonische Saul vom Sitze auf und faßt mit beiden Händen die Harfe, wie man einen rettenden Engel

Digitized by Google

umfängt. Es ist zu bedauern, daß Kränklichkeit den Künstler abgehalten hat, dieses Bild und ein andres, welches den kindlichen Glauben darstellt, ganz auszuführen. Das letztere ist eine gelungene allegorische, sehr einfache und dennoch viel sagende Composition. Sie leidet wenigstens nicht an dem Froste, der wohl sonst dem Sinnbilddichter schadet. Zwei Figuren in Lebensgröße, Mutter und Kind, sind verständig durch die Zeichen der Andacht und Hingebung verbunden. In der Mutterliebe ahnet das kindliche Gemüth seinen Himmel. Seine Händchen faltend, schmiegt sich der Knabe an die Mutter, die ihn mit der Linken umfaßt, während sie aufblickend, mit der Rechten den Kelch emporhält. Das Bild athmet das reinste und das innigste Gefühl der Liebe, Demuth und Erhebung. Es ist ein Kniestück, und eignet sich ganz zu einem Hausaltar- oder Schulbilde *).

Dieses sind die interessantesten Ideen, denen ich im Saale der Maler begegnete. Ein großes Altarbild, das größte in der Ausstellung, von einem Künstler, der viel Achtung verdient: die Maria Rosaria mit dem Kinde, das dem betenden Dominicus den Rosenkranz darreicht, erhebt sich weder in der Composition über das Gewöhnliche, noch in der Ausführung über das Mittelmäßige. Das Colorit ist vernachlässigt; aber Talent, Zeichnung und Technik sind im Ganzen, das nach einer Legende componirt ist, nicht zu verkennen. Ein aufschwebender Engel, der nur nicht so schmutzig seyn sollte, wenn auch minder glänzend als die Madonna und das Kind, die hier ebenfalls zu flüchtig behandelt sind, reicht dem heiligen Kinde die himmlischen Rosen dar. Der Kopf des heiligen Dominicus ist nicht ohne Ausdruck, nur steckt er zu tief in der Schulter. Recht brav ist der Hund mit der brennenden Fackel im Rachen, welcher, wie bekannt, sinnbildlich das Wächteramt des Ordens in der Kirche andeutet. Eine heilige Cäcilie, von Ehreg. Gründer, in Oel, ist gut erfunden, nur keine Heilige; die Bekleidung nicht künstlerisch, sondern sinnlich; das Colorit dunkel, aber warm und kräftig; die Ausführung auch im Uebrigen nicht ohne Verdienst. Die heilige Kunigunde, ein für die katholische Kirche in Pirna bestimmtes Altargemälde, in Oel, erfunden von Friedrich Rensch, hat ein gutes Colorit, aber wenig Ausdruck und läßt kalt. — Eine heilige Familie, in Oel, erfunden von C. Hermann, ist, was Idee, Composition und Ausführung betrifft, den älteren Meistern nachgebildet, einfach, fromm und kindlich; aber ist darum diese Zeichnung der Formen, diese Färbung auch schön, weil sie an die frühere Zeit der Kunst erinnert, wo die Technik noch unvollkommen war, wo der Maler noch nicht die scharfen Umrisse, welche sich in der Natur nicht finden, und jede Härte durch das Vertreiben der Farben, was der Italiener Sfumato nennt, zu vermeiden wußte? Würden endlich diese Figuren mit den großen Köpfen, magern Armen und Beinen, wohl Idealgestalten seyn, wenn sie in Marmor vor uns ständen? — Fast eben so gedacht und behandelt, doch neuer und gefälliger in der Composition, besser gezeichnet und lieblicher in der Färbung ist ein kleines Bild, die Madonna mit dem Kinde, das in die Welt hinaus langt; mit einem Fuße steht es auf dem Schoße der Jungfrau, die hier ohne Geist und Ausdruck der Empfindung fast einem Dienstmädchen gleicht, mit dem andern steht es auf der Hand der Madonna. Es ist von einem jungen sächsischen Künstler in Rom, der sich nicht genannt hat. Ein ähnliches Bild von Näcke, das Kind an der Brust der Mutter, ist trefflich gezeichnet, und alles, nicht blos das Gesicht der Madonna, hat den sprechendsten Ausdruck der heiligen Empfindung und der reinsten Natur, aber es verschwimmt fast im Licht.

Dagegen sehen Sie jene Madonna, von Hartmann mit Wachsfarben gemalt. Das Kind verlangt nicht nach der Brust, sondern nach dem Herzen der Mutter, die es voll heiliger Liebe an sich zieht. Hier ist Geist und Empfindung. Das Ideale des Himmlischen läßt sich wohl vereinigen mit dem Einfachen, Natürlichen und Kindlichen. Und welche Wärme und Kraft in der Färbung; Licht und Schatten so wahr und schön vertheilt! Vorzüglich ist das kleine Bild in technischer Hinsicht merkwürdig. Der Meister nennt es einen Versuch. Als solcher hält es nicht nur den Blick in der Nähe aus, sondern erscheint auch, aus der Ferne gesehen, als ein schönes Oelgemälde. — Ob wohl der erste bekannte Versuch mit Wachsfarben, den der französische Blumenmaler Bachelier im J. 1749 zu Paris machte, eben so gelungen war? *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Solche Schulbilder fangen an, auch im protestantischen Deutschland üblich zu werden. Wenn ich nicht irre, hat der König von Preußen ein von dem verdienten Professor Schadow in Berlin, ausgeführtes Gemälde: einen Christus, ganze Figur, für die Schule zu Pforte bestimmt.

*) Zufällig war in der Werkstätte des Malers eine Wachskugel in Terpentinessenz gefallen und darin aufgelöst worden. Er versuchte damit zu malen; so entstand Bachelier's erstes Gemälde in Wachsfarben auf Leinewand, Flora und Zephyrus. Fünf Jahre später malte der Graf Caylus, ohne von Bachelier's Versuche etwas zu wissen, mit Wachsfarben, die er anfangs auch aus einer Auflösung in Terpentinessenz zubereitet haben soll, einen Minervenkopf auf Holz, und hoffte hierauf durch fortgesetzte Versuche die Enkaustik der Alten, von der Plinius Einiges gesagt hat, wieder zu erfinden. Dasselbe versuchten seitdem mehrere, und vor Kurzem erst ein berliner Gelehrter; allein, was sie geleistet haben, ist nicht die altgriechische Enkaustik. Gleichwohl hat man Wachsgemälde gesehen, die völlig, wie das obengenannte Hartmannsche Bild, das Ansehen eines Oelgemäldes und auch die Lasur eines solchen hatten. S. d. Art. Enkaustik in der 5. Ausg. des Conv. Lex. und Diderot's Histoire de la peinture en cire. (Oeuvres T. xv. p. 293 — 362.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 242.

20. October 1823.


## Ueber die Kunstausstellung in Dresden. August und September 1823.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Ob die große Zeichnung von Friedr. Bauer, die er den Titanensturm des Olymps nennt, von ihm selbst componirt ist, sagt das Verzeichniß nicht. Der noch nicht ganz ausgeführte Entwurf ist ein Fragment, eine Scene, entweder aus der zehnjährigen Titanomachie des Hesiods, oder aus der Gigantomachie des Claudians. Ist der Stoff aus der letzten entlehnt, so fehlen die Feuerbrände und vor allen der berühmte Esel, auf dem Silen den Göttern zu Hülfe eilte. Gab Hesiod den Stoff her, so fehlen die Centimanen. Doch würden diese so wenig zu einer bildlichen Darstellung sich geeignet haben, als dort die Drachenfüße der Riesen. Wir nehmen die Darstellung, wie sie ist. Der Kampf beginnt; die Riesen stürzen aus der Erde hervor und thürmen Felsenstücke übereinander. Die Olympier, Zeus in der Mitte, erwarten sie sitzend. Auch Hercules (es ist nicht der farnesische) nimmt hier, der mythischen Erzählung gemäß, an der Berathung Theil. Ares allein steht, wie billig, des nahen Kampfes gewärtig. Sind die Riesen gut gezeichnet — doch wer möchte wohl diesen anatomischen Reichthum an muskulösen Formen und kühnen Arten durchmustern? — und ist der Ausdruck der Wuth in den trotzigen Gesichtern und die Anstrengung in den gewaltsamen Stellungen wahr, so hat dagegen der brave Studien-Zeichner den Olymp fast à la Blumauer behandelt. Das ist kein Jupiter, sondern ein Schach Baham. Mars steht wie ein Grenadier auf seinem Posten u. s. w. die Anordnung des Kampfes oder vielmehr des Sturmangriffs ist verworren genug, obgleich Mitteltreffen und beide Flügel sich unterscheiden lassen; man kann jedoch den kläglichen Ausgang voraussehen; die Franzosen würden ausrufen: Da gibt's eine gute Omelette!

Das Fach der Landschaften ist reich an eigenen Compositionen, darum aber nicht an neuen Ideen; doch gibt es hier mehrere treffliche Bilder. Klengel's erster Schiffer, eine Landschaft nach Geßner's Idylle, ist dem Kunstfreunde schon bekannt. Man freut sich, diesen Altmeister hier auch noch in einigen andern kleinen Gemälden aus der Hirtenwelt, mit unsrer ländlichen Natur Hand in Hand vertraut, lustwandeln zu sehen. Wie wahr ist sein Luftton! Dieser Hauch, der alles verbindet, fehlt manchem guten Bilde, in welchem die Natur unter der Luftpumpe gewesen zu seyn scheint. Aus Klengel's Schule hat Traugott Faber, dessen Meisterschaft als Prospect- und Baummaler längst anerkannt ist, eine Herbstlandschaft nach der Natur — eine überaus malerische Gegend des großen Gartens — mit seiner, dem Beschauer stets willkommenen Kunstfertigkeit in Oel ausgeführt. Das Weinbergshaus bei Loschwitz, in welchem Schiller den Don Carlos dichtete, von Tr. Faber ebenfalls in Oel, sollte dem geistvollen Freunde des Dichters, dem edlen Körner in Berlin, dem damaligen Eigenthümer jenes Weinbergs, gewidmet seyn.

In der Composition ihrer Landschaften wetteifern auf verschiedenem Wege Friedrich und Dahl. Ist jener genial als Idealist, so ist es dieser als Naturalist. Dahl verbindet mit schöpferischem Geist; Friedrich erfindet. Zeichnet diesen Größe der Idee und Tiefe der Empfindung aus, so erkennt man jenen an dem Reichthum seiner Phantasie und an der Klarheit seiner Darstellung. Beide arbeiten nicht ängstlich; doch sieht bei Dahl vieles wie Fleiß aus und ist es nicht. Bei Friedrich hingegen nimmt man keinen Fleiß wahr, und doch sind gründliche Studien der Lebenskeim seiner mit Sorgfalt und einfachen Mitteln ausgearbeiteten Bilder. Ein Gedanke und eine Empfindung belebt dieses hohe, einsame Gebirg (Friedrichs große Landschaft in Oel), welches aus festem Gestein sich emporhebt; Nebel schwimmen auf den Thälern in der Tiefe, wie auf dem Boden der Vergangenheit; aber hinter dem Nebelmeere dämmert vor den beiden, auf der Felsenkuppe im Vordergrunde ruhenden Freunden das ferne Land auf, wie die Zukunft sich entschleiert vor dem Seher, der auf der Höhe des Lebens steht. Eine andre Gebirgsgegend von Friedrich ist nur eine wilde Schlucht, als solche aber brav. Zwei kleine Landschaften von ihm in Oel, mit Windmühlen in einer ebenen Gegend, haben einen klaren, doch etwas kalten Ton. Bei Dahl's Bildern in Oel ist die Wahl schwer, welchem der Vorzug zu geben sey. Romantisch wild ist die Durchsicht durch

einige Tannen neben einem Wasserfalle — eine tiroler Gegend. Hier sieht man durch und erblickt hinter den Tannen eine grüne Matte mit einem Hirten und Schafen; dort plätschert das Wasser; man hört es. Eine große Landschaft von Dahl, im Charakter des italienischen Tirols, hat rechts eine mächtige Baumgruppe, mit Hirten staffirt; links zerrissene Felsenwände, getrennt von jener durch ein rauschendes Bergwasser; im Hintergrunde himmelhohe Firnen. Diese Landschaft scheint theilweise nicht mit gleicher Sorgfalt ausgeführt zu seyn, aber sie fernt gut. In der Abbildung hoher Felsenkuppen, des rieselnden Wassers, zerbrochener Baumstämme, melancholischer Tannen u. s. w. hat Dahl eine außerordentliche Kunstfertigkeit. Er weiß stets mit seinen Wildnissen süße Schwermuth, oder heitre Ruhe und idyllisches Leben zu verbinden. Vortrefflich ist das kleine Oelgemälde von ihm: eine Gebirgsgegend mit einigen Tannen am Wasser stehend (im Cataloge Nr. 610, Herrn Friedrich zugeschrieben). Auch Gruppen aus dem Volke stellt Dahl lebendig und charakteristisch in seine kleinen Bilder hin, wie dort die Mönche vor seinem Klosterthore bei Neapel. Noch sind durch das Fremdartige des Lufttons, der ganzen Naturform und der Bauart der Thalhütten zwei Gebirgsgegenden von Norwegen, Dahl's Vaterlande, sehr anziehend; darunter der norwegische Monserrat, oder der zackigt zerklüftete und gespaltene Trottinderre in Ramsdalen.

Einen eignen Kunststyl haben des wiener Landschafters, L. Schönberger's Effectbilder: etwas plumpe Massen, Baum- und Steinklumpen, ohne Sorgfalt auf die Leinwand hingeworfen, aber wahr im Umrisse und gut verbunden; mitten hinein gehangen ein schöner Wasserspiegel im Mondglanz; bei dunkler, fast schwärzlicher Färbung viel Tiefe, Durchsicht und gute Haltung. Schönberger's Nachtbilder vertragen die Nähe nicht; aber von fern gesehen, gefallen sie je länger je mehr. Es waren wohl an sechs solche wunderlich-schwarze Bilder von ihm da; darunter mehrere erfunden; vorzüglich gefiel mir die Felsenbucht des Meers, über welcher, hinter einem kühnen Felsenvorsprunge, der Mond aufgeht, der durch seinen Abglanz im Wellenspiel das Waldfeuer niederdrückt. Recht brav ist die Ansicht des hier weit dem Blicke sich öffnenden Campo Vaccino, einst das römische Forum, wie es nach den letzten Excavationen sich zeigt; so auch die Ansicht der alten Brücke in Florenz im Mondschein.

Als ein schönes Cabinetsstück fiel noch ins Auge die mit der größten Sorgfalt ausgeführte Landschaft vom Hofmaler Kunze in Karlsruhe. Die alte Weide und das Vieh — vortrefflich. Vielleicht ist die Stellung der stehenden Kuh nicht ganz in der Natur. Doch man muß darüber einen Hirten befragen. Das Ganze hat einen sehr klaren Ton, obwohl zu wenig Luft. In der Behandlung der Farben ähnelt es der Schmelzmalerei.

Vor allen aber wurden zwei Prospecte in Oel, vom Prof. Bersato in Venedig, bemerkt: die Ansicht des St. Marcusplatzes und das Innere der Kirche von St. Marcus. Hier stand man wirklich vor und in jenem Denkmale eines reichen und großen Baustyls, mit seinen sinnvollen Zierrathen auf Goldgrund, unter hohen Gewölben und prächtigen Bogengängen, die, je weiter man davon trat, desto tiefer sich zurückzogen. Auf dem Marcusplatze selbst, so klein der Umfang des Bildes war, erkannte man dennoch die Größe der alten Venetia an dem Eingange des hohen Palastes und an den wehenden Fahnen der Königreiche, die einst der Republik gehorchten.

Außerdem gefielen noch mehrere treffliche Naturbilder; vorzüglich eine Küstenansicht an der Ostsee, in Mondbeleuchtung, Oelgemälde von Simon Wagner aus Stralsund; zwei Bilder in Oel von dem talentvollen Decorations- und Panoramenmaler Gropius, die den Eingang in die Kirchen von Graville und von Trepart in Frankreich darstellen; eine ungarische Gegend nach der Natur in Oel von Schinz aus Zürich, so wie dessen römischer Postwagen, zwei große, in künstlerischer Hinsicht ausgezeichnete Bilder, wenn auch manches gegen das Colorit und die Vertheilung von Licht und Schatten sich einwenden ließe; die Ansicht des Klosters S. Balbina in Rom, Oelgemälde nach der Natur (?) von Olivier, ganz im alterthümlichen Kunststyl, hart und bunt; fünf Blätter aus dem Nachlasse des viel versprechenden Landschafters Aug. Heinrich, theils in Oel, theils in Wasserfarben, theils gezeichnet; Felsen- und Bergpartien aus der Gegend bei Salzburg, aus Steiermark und aus dem uttewalder Grunde; einige Ansichten von Nieritz u. a. m. Das schönste Landschaftsbild in Wasserfarben war wohl eine Spreewaldgegend, in der Nähe von Lübbenau, von K. H. Hammer, dann eine Waldpartie, nach der Natur, von Stamm. Der wackere Landschafter, Eusebius Faber, hatte, außer einigen Compositionen und Ansichten, in Oel gemalt: drei Baumzeichnungen, eine Weide, eine Birke nebst einer Fichte, und, in Sepia getuscht, eine prächtige Eiche aufgestellt, die als Musterblätter viel betrachtet wurden. Die Eiche war gewiß in ihrer Art eben so vortrefflich, als die in ihrer Composition und Ausführung einzige Baumlandschaft von C. Reinhart, gestochen im J. 1788. — Endlich hatte Prof. Mosch in Liegnitz zwei Bilder in Oel, eine Landschaft in Abendbeleuchtung und eine Gegend aus den Karpathen, eingesandt, die im Einzelnen und im Colorit fleißig ausgeführt waren.

An Genrestücken fehlte es nicht. Ich erinnere mich mit Vergnügen der Eisbahn oberhalb der dresdner Elbbrücke, nach der Natur, in Oel von Otto Wagner; ferner der polnischen Juden, welche einem vorlesenden Juden zuhören, von D. F. Caffe, eigne Erfindung in Oel; der Klöpplerin und Spinnerin, von K. Schröter, eine glücklich erfundene, aber nicht gefällig genug angeordnete Composition, in Oel. Die alte Spinnerin war vortrefflich; die junge Klöpplerin in der schalkhaften Wendung des Kopfs wohl etwas verzeich-

net; die Beiwerke überaus fleißig. Ein braves, kleines Stück von J. A. Klein aus Nürnberg, nach der Natur in Oel, fand allgemeinen Beifall. Es stellt eine Scene aus Italien dar, wie ein Bewaffneter zu Pferde einem jungen Landmann begegnet.

Unter den Interioren, wenn man sie so nennen will, zeichneten sich aus ein Bauerngehöfte, erfunden und in Oel gemalt von Otto Wagner; ein Dienstmädchen von Kersting; eine Malerstube von L. Ascher; die Vorhalle eines Bauernhauses in Pilnitz, nach der Natur in Oel, von Ernst Förster; vor allen aber der Einsiedler, erfunden und in Oel, von Lorenz Quaglio in München. Diese reizende Einsiedelei und der in heitrer Ruhe sich ganz lebende Greis, mit dem Fernblick in die schöne Welt, war, dem Gedanken, der Composition und der Ausführung nach, ein Meisterwerk.

Bildnisse gab es in allen Zimmern; darunter viele vom ersten Kunstrange. Das Portrait S. M. des Königs von Sachsen, in Uniform, vom Prof. Vogel, ein Charakterbild; Ernst, Milde und Würde im Auge und in den feinsten Zügen sprechend; die Aehnlichkeit vollendet; der Natur jede Muskel, jede Linie abgelauscht; nur die, obgleich an sich wahre Farbe der Kleidung, schien der Haltung des Ganzen und dem malerischen Eindruck nicht günstig. Ein männliches Portrait, Kniestück, vom Prof. Matthäi (das Conterfei des O. K. H. von Münchhausen in Braunschweig) durchaus wahr, einfach und mit Geschmack behandelt, eine Zierde des Saals. Kräftiger oder frischer im Colorit war vielleicht ein männliches Portrait, halbe Figur, vom Prof. Rößler. Prof. Hartmann hatte sich selbst vor der Staffelei sitzend gemalt, den Blick nach dem Beschauer hingewandt, als ob Jemand zu ihm ins Zimmer träte; — ernst und wahr, einfach und kräftig, ein Bild nach, wie aus dem Leben. Das Bildniß einer jungen Dame, von demselben Meister, gefiel allgemein. Das frische, kräftige und dennoch zarte Colorit, die anspruchlos natürliche Haltung, der unbefangene Blick des Herzens im Auge, das ganze Bild erinnerte an Lessings bekannten Denkspruch:

Dann hat Natur mit Kunst gehandelt,
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt.

Dies gilt mit gleichem Rechte von Pochmann's Knaben, doch minder von seinem Mädchen mit der Taube, obgleich auch dieses Bildniß viel Naivetät und Lieblichkeit hat. Das Colorit in beiden so schön, wie wir es immer von diesem geübten Portraitmaler gesehen haben. Viel Wahrheit und Verdienst in der Behandlung hatte ein männliches Bildniß, Kniestück in Lebensgröße, nach der Natur in Oel gemalt von K. Theod. Demiani. Einige Briefhülsen mit der Aufschrift: An den Herrn L... Consul in Mitau, lagen auf dem Tische vor dem Conterfei, dessen Aehnlichkeit dieses Beiwerks nicht bedurfte. Ein braves Kniestück von Baumann, das wohlgetroffene Bildniß einer geachteten Sängerin, nach der Natur in Oel gemalt, von Therese von Winckel; ein Mädchen mit ihrem Hündchen, von Porth; ein männliches und ein weibliches Portrait, von Frau von Buttlar; mehrere Miniaturgemälde von Fiorino, Kühne, Weser und andre Bildnisse. Mehr verdienten noch beschrieben zu werden, wenn ich nicht eilen müßte, Ihnen auch von den übrigen Kunstwerken etwas zu sagen.

Gute Copien unter vielen, und darunter einige von weniger bekannten Originalen, verdienen insbesondre Ihre Aufmerksamkeit. Eine heil. Katharina, nach Luini, in der Größe des Originals, von Therese von Winckel, war doppelt interessant, da die hiesige Gallerie keinen Luini besitzt. Man kennt bereits die Treue, mit der diese Künstlerin copirt; dies war auch hier der Fall, selbst das bleiche und gelbliche Colorit des Originals, mit den kräftigen Schatten, war wiedergegeben. Einen unbekannten Claude Lorrain, den ein dresdner Zimmermeister, unter mehrern andern guten Bildern, besitzt, hatte Stamm sehr gut in Aquarell gemalt. Es ist eine reiche italienische Landschaft, mit einem tiefen Hintergrunde, aus welchem sich ein Strom in malerischen Krümmungen hervorwindet. Eine Laura, nach Titian, aus der Gemäldesammlung des Herrn Andreoli, in Oel von der Baronin von Drechsel, trug ganz das Costume ihrer Zeit; übrigens hatten die schönen Formen wenig Ideales. Vorzüglich gefiel das Portrait eines jungen Weibes, nach Titian, aus der großherz. Gallerie zu Florenz, von C. Schmid. Der großherz. hessische Hofmaler, Herr Jos. Raabe, hatte die schwierige Aufgabe, den großen Bagnocavallo der dresdner königl. Gallerie, verkleinert darzustellen, glücklich gelös't; noch war von ihm eine heil. Familie aus der Schule des Mich. Angelo, in einer Kreidezeichnung vorhanden. Dagegen habe ich die Marter des heil. Andreas, nach Dominichino, von Rembe und von Meyer, die im Cataloge stehen, im Saale vergeblich gesucht. Eine interessante Copie nach Gerard, von Frau von Buttlar, stellt die berühmte Frau von Stael dar. Einige gute Pastelbilder hatte eine junge vielversprechende Künstlerin aus Dresden, Lina Krieger, ausgestellt; darunter war das Bildniß der Frau von Montespan, nach Casp. Netscher, vortrefflich copirt; es erreichte fast, als Pastelgemälde, die Kraft der Oelfarben.

Doch alles, was je die Stickerei im Copiren geleistet hat, möchte wohl jenes Riesenwerk, wenn man anders von schönen Händen und Augen so sprechen darf, übertreffen: die Jagd nach dem schönen Ruysdael in der kön. Gallerie zu Dresden, von Dem. Friesner in Breslau. Diese Stickerei, in der Größe des Originals, erreicht beinahe die Kraft und die Haltung einer guten Copie in Oel; so richtig sind Licht und Schatten, der Wiederschein im Wasser, die Durchsicht des Waldgeheges u. s. w. in Fäden ausgedrückt. Nur die Luft ist mit Farben gemalt.

Unter den Frucht- und Blumenstücken nenne ich Ihnen zwei einfache und gefällige Zusammenstellungen von wilden Blumen und von Waldgewächsen en gouache,

Digitized by Google

von Therese Richter, und ein allerliebstes Körbchen mit Pfirsichen, en gouache, von August Friedrich. Ueberhaupt bedeckten recht brave Bilder der Flora und Pomona ganze Wände.

(Der Beschluß folgt.)

## Alliteration.

Die Form der Assonanz, die für unsere Poesie erstorben genannt werden kann, lebt in südlichen Volksliedern, als Aequivalent des Reimes beständig fort; aber auch die Alliteration wird dort häufiger und in bestimmterer Bedeutung geübt als bei uns. Wir pflegen darunter einen inneren, spielenden Schmuck der Zeilen zu verstehen, der an die rhythmischen Eintheilungen auf keine Weise gebunden ist. Z. B. „Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben". Die Südländer gebrauchen die Alliteration in dem Reim ausschließlich am Ende der Zeilen, und setzen sie nicht in die Uebereinstimmung der Anfangsconsonanten, sondern in die Gleichheit der Selbstlauter, die mit der Assonanz verbunden, den Reim gebildet haben würden, so daß für sie z. B. Banden und wanden alliterirt. Schöne Beispiele davon finden sich in W. Müller, Rom, Römer u. s. w. I. S. 54. 55. Aber mir ist kein Beispiel bekannt, in dem diese Form so consequent durchgeführt wäre, als in folgender Strophe eines sicilianischen Schlosserliedchens:

Ci voli 'ngegnu ci voli sapiri
Eppri' 'na toppa *) putirisi fari.
Voli essiri di marta lu sicili **)
E di petra pirzia ***) petra fucali.
Quannu li toppi su puliti e fini
Ettunu †) luci 'ntuccannu lu cani ††)

Der Sinn dieser Zeilen ist mir zum Theil unverständlich, und ich kann nicht einmal durchaus fur die Orthographie stehen, aber das Merkwürdigste ist die genaue Verbindung der Assonanz mit der Alliteration, ohne daß jemals ein Reim vorkäme. Die Form der Assonanz in obiger Sestine ist a, b, a, b, a, b, und in denselben sechs Zeilen läuft die Alliteration schlagweise dreimal fast: a, a, b, b, c, c. 122.

## Die ersten Ballette.

Der Anfang des Ballets bei den Neuern geht nicht viel über das Ende des 15ten Jahrhunderts zurück. Um diese Zeit machte ein Neffe des Papstes Sixtus IV. einige Versuche der Art, die aber bei diesem und in Rom wenig Beifall fanden. Mehr gelang dies dem reichen Bergontio de Botta, der damit den Herzog Galeasso von Mailand und Isabella von Arragonien, dessen Gemahlin, überraschte. Zum mindesten ist ein Theil des Fests, das er gab, durchaus als Ballet zu betrachten, während der größere Theil an jene damals so gewöhnlichen allegorischen Aufzüge erinnert, wie sie in den Freuden von Kenilworth, bei Krönungen u. s. f. vorkommen. In einem großen Saale hatte de Botta eine Art Schaubühne eingerichtet und als das Brautpaar eintrat, erschien Jason an der Spitze der Argonauten, um ihm — das goldne Vließ tanzend zu überreichen. Ihnen folgte Merkur. Er fang eine Arie und brachte einen Schöps, den er dem Apollo, welcher Admets Heerden hütete, gestohlen hatte. Jetzt traten Diana und ihre Nymphen auf. Sie trugen den zum Hirsch gewordenen unglücklichen Aktäon, der sich indessen glücklich preisen mußte, einer so liebenswürdigen Prinzessin, wie Isabella wär, dargebracht zu werden. Auf gleiche Weise opferte nach und nach im Tanze, jedoch von Gesängen unterbrochen, Orpheus, Atalante und Theseus, die die Jagd des kaledonischen Ebers darstellten und ihn dann dem Brautpaare brachten, Iris, Hebe, selbst der alte Apicius, bis endlich ein großes prachtvolles Ballet das Ganze schloß. Alle Fluß- und Meeresgötter der Lombardei führten einen Tanz auf und während desselben besetzten sie die Tafel mit den ausgesuchtesten Fischen.

*) Hier ein Flintenschloß.
**) Wahrscheinlich dasselbe u, in focone, Pfannendeckel.
***) pirite.
†) Vielleicht E tunnu e. d. h. E tuona e luce toccando il cane.
††) Der Hahn an der Flinte.

## Bemerkung.

Mad. Campan sagt in ihren Memoiren bei Gelegenheit einiger gegen Marie Antoinette begangner Schelmstreiche, daß weder deren Verbrechen noch deren Strafe großes Aufsehn im Publicum gemacht habe, und setzt hinzu: L'esprit d'indépendance répandu dans la nation, avoit déjà dépouillé le trône de quelques-uns de ses rayons facinateurs etc. Es ist nicht gleichgültig diese Worte in diesem Buche zu finden. Sie sind hundertmal wiederholt; aber der Irrthum, den diese Worte enthalten, bleibt das Hinderniß alles Friedens zwischen Fürst und Volk. Kein Thron sank, weil die Völker sich unabhängig fühlten, sondern die Völker fühlten sich unabhängig, weil der Thron sank. Warum er aber sank? — Leset der wackern Campan ihr Buch. Nie gab es eine herzlichere Königs-Dienerin wie sie — fragt euch, ob der Thron, der ihr Abgott war, bestehen konnte? — 62.


## Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd-, und Volkskunde, von Stephan Behlen. gr. 8. in drei Bänden, 1ster Band x und 274 S. einer Karte des Spessart und Tabellen. 2ter Band VIII und 192 S.; Preis des Werks in drei Bänden 4 Thlr. 12 Gr.

(Der 3te Band wird in einigen Wochen erscheinen.)

Rath an meine Tochter in Beispielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Französischen von J. N. Bouilly übersetzt von Ludwig Hain. In zwei Theilen. 2te Aufl. kl. 8. geh. 1ster Th. XII und 246 S. 2ter 255 S.; beide Theile zusammen 1 Thlr. 16 Gr.

Die angewandte Cameral-Wissenschaft dargestellt in der Verwaltung des Generalgouverneurs Sack am Nieder- und Mittelrhein. Von Dr. Neigebaur. gr. 8. VIII und 544 S. 2 Thlr. 12 Gr.

Gedichte von Carl Streckfuß. Neue verbesserte Auflage. kl. 8. geh. 257 S. 1 Thlr.

Zeitgenossen. Neue Reihe. Nr. XII (der gesammten Folge Nr. XXXVI.) gr. 8. geh. 179 S. (Preis dieses Hefts auf Druckp. 1 Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

Maria Antoinette Josepha Johanna, Königin von Frankreich. Erste Abtheil. — Juan Antonio Llorente. — Wilhelm Herschel.

Leipzig 1. October 1823. F. A. Brockhaus.


Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 243.

21. October 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

3. Taschenbuch für das Jahr 1824, der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schütze.

(Von einem andern Mitarbeiter.)

Diesmal hat über dieses beliebte Taschenbuch ein besonderer Glücksstern gewaltet. Die Erzählungen von Bührlen, von A. v. Tromlitz und von Carl v. Miltitz sind von ausgezeichnetem Werth, so daß sie auch Lesern, welche, wie die meisten, blos zum Zeitvertreib lesen, viel Genuß gewähren werden — und auch unter den wenigen Gedichten findet sich wenigstens Ein Gedicht, das vortrefflich genannt zu werden verdient. — Wie die Wünsche der Menschen, wenn sie erfüllt werden, ihnen anders zu erscheinen pflegen, als da sie noch bloße Wünsche waren, und wie seltsam oft das Schicksal mit den Sterblichen spielt, indem es ihnen das Gewünschte gewährt — diese Erfahrungen, welche wohl in keines Menschen Leben fehlen, sind in der Erzählung von Bührlen: Wünsche und Erfüllungen sehr anziehend, und mit der diesem Erzähler eigenthümlichen Anmuth und Sinnigkeit, anschaulich gemacht. Die Erfindung erinnert, ohne daß dabei im mindesten an Nachahmung zu denken ist, an Calderon, der es liebt, in mehrern frappanten Situationen den Hauptgedanken seiner Dichtungen zu verkörpern, und zwar auf eine romantische Weise, so daß die Umstände und Ereignisse wie Sinnbilder des innern Lebens und wie durch ein geheimes Band verknüpft, erscheinen. Jene Erfahrungen nun sind dargestellt in dem weichen Leben eines jungen edeln Ritters, der die Tochter des Königs, an dessen Hofe er schon als Knabe lebte, erst ohne alle Hoffnung, dann mit einem Schimmer von Hoffnung und endlich in der festen Ueberzeugung liebt, daß er Gegenliebe gefunden. Indem er aber nicht im mindesten mehr zweifeln zu dürfen glaubt, den höchsten seiner Wünsche nun auch erfüllt und sich mit ihr auf immer in Liebe verbunden zu sehn, da verschwindet ihm in einem Nu all sein Glück und er sieht sich plötzlich von der Geliebten geschieden; und er, der schon im Geiste alle seine Wünsche gekrönt sah, wird nun ein Opfer der Verzweiflung. In diesem so rührenden als erschütternden Gemälde ist die Liebe mit den schönsten Farben geschildert, bei aller Hoheit einfach und anspruchlos, und fern von jener phantastischen Schwärmerei und Ueberspannung, so wie von der süßlichen, empfindseligen Frömmelei, die sich so gern kindliche Gemüthlichkeit nennt.

In der Erzählung von A. v. Tromlitz: Die Belagerung von Antwerpen, ist die Liebe in tragischer Erhabenheit dargestellt, mit viel Kraft und Eigenthümlichkeit. Glücklich gewählt ist der Schauplatz. Eine so außerordentliche Begebenheit, wie die Belagerung von Antwerpen in dem niederländischen Freiheitskriege, wo beide Theile mit riesenhafter Ausdauer und fast beispielloser Aufbietung von Erfindungsgeist und unerschrocknem Muth sich bekämpften, ist ganz geeignet, nicht nur den Heldenmuth der Liebe, sondern zugleich den furchtbaren Wettkampf des Ehrgeizes und des unbezähmbaren Trotzes auf eigne Kraft, so wie die Eifersucht in ihrer Furchtbarkeit zu schildern — und auch diese tragischen Leidenschaften treten hier mit vieler Lebendigkeit und ergreifender Kraft auf, so daß das große Ganze ein treffliches Nachtstück bildet. Die Hauptscenen der Belagerung sind sehr wirksam benützt, und obgleich kurz, doch anschaulich genug geschildert, um diese höchst merkwürdige Kriegsbegebenheit so weit als nöthig war, zu vergegenwärtigen. Schiller hat von ihr bekanntlich eine sehr lesenswerthe und genaue Schilderung zuerst in den Horen gegeben.

Die Erzählung von C. v. Miltitz: Die Ferse des Achilles, führt uns in die große Welt und schildert auf eine derselben angemessene Weise, mit vieler Lebhaftigkeit und sehr pikant, einen mit den Gaben der Natur und des Glücks verschwenderisch ausgestatteten Mann, der im Gefühl dieser Vorzüge und seiner geistigen Ueberlegenheit sich in dem unseligen Wahne festsetzt, daß er sich, gleich einem Gotte, selbst genüge und die Liebe und Freundschaft seiner Mitmenschen entbehren könne. In diesem Wahne behandelt er alles von oben herab, als sey ihm alles unterthan; und zeigt er nun auch großmüthige Freigebigkeit und manchen edlen Zug, so verlieren seine Handlungen doch ihren wahren Werth, indem sie grenzenlose Eitelkeit und unersättlichen Stolz zur Quelle haben. Ueberdies kränkt er auch

in seinem übermüthigen Trotze, der immer rücksichtlos handeln zu dürfen glaubt, selbst die trefflichsten Genossen auf das empfindlichste, und es ist ihm ganz gleichgültig, daß diese sich gänzlich von ihm abwenden. Auch, nachdem er durch unkluge Leitung der von seinem Fürsten ihm anvertrauten politischen Angelegenheiten das Reich ins Verderben gestürzt und sich nach America geflüchtet hat, beharrt er noch immer in seiner Verblendung, bis ihm endlich durch einen Missionar der verwickelte Zustand seines Innern aufgedeckt wird. —

Das oben erwähnte vortreffliche Gedicht hat den Herausgeber zum Verfasser. Es verdient in aller Hinsicht allgemein bekannt zu werden. Wir setzen daher das echt vaterländische Lied ganz her:

### Zum Allerdeutschenfest.

(Mel. Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Hoch rauscht der Wald; „mich dünket“ klagt die Eiche,
„Daß mich mein Volk verläßt;
Wie ist es doch so still im deutschen Reiche
Zum Allerdeutschenfest!“

Wohl strahlten sonst in Flammen Berg' und Hügel —
Ein Gruß von Land zu Land —
Der Himmel selbst, dem Tag ein heitrer Spiegel,
Stand wie in Freud' entbrannt.

Der Andacht Ruf erwacht' im hohen Thurme,
Die Orgel brauste tief;
Die Trommel dröhnt', als ob zum neuen Sturme
Sein Volk der König rief.

Da kränzte rings, wem Gott den Tag beschieden,
Mit Freuden Thür und Haus,
Und Siegsgesang, nun dreimal süß im Frieden,
Zog mit der Fahn' hinaus;

Zum Berg hinaus, der wie im Stern zum Sterne,
Des Lichtes Strom ergoß,
Und Blick an Blick mit Brüdern in der Ferne
Den Bund der Treue schloß.

Der Tag ist hin; doch wenn auf heil'gem Heerde
Auch keine Flamme glüht,
Will's Gott, gedeiht auf weiter deutscher Erde
Doch noch ein deutsch Gemüth.

Die Wahrheit flammt noch fort in deutschen Herzen
Und lodert himmelan.
Auch heute noch, bei Wein, Gesang und Scherzen
Erklingt: ein Wort, ein Mann!

Ein redlich Herz ist Sonn' am Firmamente,
In Gottes weitem Haus,
Beseligt erst des Lebens Elemente,
Theilt Frieden Gottes aus.

Ein kräftig Wort, das nicht um Vortheil klügelt,
Noch wird es deutsch genannt,
Und knüpfet fern, vom Strahl des Lichts beflügelt,
Der Geister stilles Band.

Das haltet fest! Der Biedermann, er lebe,
Der deutschen Sinn bewahrt!
Und daß Gedeihn der Becher Klang ihm gebe,
So trinkt nach deutscher Art.

Nun Hand in Hand! — Wenn nur die deutsche Treue
Die Brüder nicht verläßt,
So bringt der Tag uns immerfort aufs neue
Das Allerdeutschenfest.

An die Stelle der bekannten kleinen Monatskupfer sind, der Mannichfaltigkeit wegen, kleine Copien von guten Gemälden niederländischer Maler getreten: wie das Katzenconcert von Teniers dem jüngern; der falsche Spieler, von Jacob Callot; die Maasbrücke, von Ruysdael u. s. w. — Die übrigen Kupfer sind auch diesmal nach Ramberg's Zeichnungen. Nicht gut gewählt ist wohl das Kupfer zu der ersten Erzählung. Figuren in solcher Entfernung auf der freien Anhöhe werden, zumal in solcher engen Manier, Puppen zu ähnlich.

101.

---

## Ueber die Kunstausstellung in Dresden. August und September 1823.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Den größten Fleiß bemerkte man in den vielen Zeichnungen. Manches schöne Talent mag sich darin dem geübten Auge des Meisters offenbaren. Wer doch in diesen Knospen des Kunstgenies die künftige Blüthe ahnen könnte! Was Plinius vom Apelles sagte, daß er keinen Tag verlebte, ohne zu zeichnen, nulla dies sine linea, dürfte hier auf mehr als einen braven Schüler braver Meister sich anwenden lassen. Eine der größten Federzeichnungen war die Anbetung der Psyche, von Francesco Grafen Cicognara, angeblich nach Raphael, worüber sich eine ganze Abhandlung schreiben ließe. Der als Zeichner und Kupferstecher längst rühmlich bekannte Prof., F. G. Krüger, hatte Baroccio's Hagar in der Wüste gezeichnet. Dieser Meister sticht jetzt seinen Gimignano. Ferner muß erwähnt werden: Die Samaritanerin am Brunnen, Kreidezeichnung, von A. Dietze. Derselbe Fleiß und manche glückliche Idee machte sich auch in den architektonischen Zeichnungen bemerkbar. Zwei colossale Blätter, von Franz Theod. Segnitz, stellten den Münster zu Ulm, und die St. Lorenzkirche zu Nürnberg dar. Ein angehender Architekt, Eduard Pötsch, hatte von einem Tempel der Pallas die innere perspectivische Ansicht, nach einem sehr reichen Augenpuncte, entworfen und gezeichnet.

Mitten unter dem bunten Farbenspiele der Gemälde standen schweigend — unbequem, ungünstig, beengt — einige Werke der Sculptur, die auch, so gestellt, durch den stummen Ausdruck ihrer reinen Formen viele Augen auf sich zogen; vor allen jener Christus, als sechsjähriger Knabe, wie er die Weltkugel segnet und der Schlange den Kopf zertritt, in cararischem Marmor, von Ferd. Pettrich, einem Schüler Thorwaldson's. Er muß es seyn; er ist's: das denkt, das empfindet man beim Anblick dieses Marmorbildes. Derselbe junge Künstler, der schöne Hoffnungen erregt, hat

Digitized by Google

einen idealen Christuskopf, als Büste, in Gyps ausgegossen, und zwei Bassirilievi, Tag und Nacht vorstellend, in Gyps ausgeformt; in der Composition ist er mit Ueberlegung etwas abgewichen von bekannten plastischen Ausführungen desselben Gegenstandes; außerdem hat er ihn verständlich nnd anziehend behandelt, wenn auch die Köpfe mehr Ideales haben könnten. Doch — — — ich streiche weg, was ich darüber geschrieben habe. Sie müssen den Mann hören, der besonders darüber zu sprechen befugt ist, Böttigern im artistischen Notizenblatte, 16, das mir eben in die Hand kommt. Von des Professors Pettrich in Dresden Schülern haben mehrere glückliche Proben ihres ersten Kunststyls gegeben; vorzüglich ist die Composition Christoph Neuhäußer's: ein Engel mit zwei schlafenden Kindern in den Armen, als Genius des Schlafs emporschwebend, in cararischem Marmor ausgeführt, sinnig und auch technisch lobenswerth. Dasselbe gilt von dem liegenden, auf dem Kreuze, das es mit beiden Händen hält, ruhenden und auf ein Buch sich stützenden Kinde, als Glaube des Christen, in cararischem Marmor dargestellt; auch von Christ. Neuhäußer. Als Versuche, in Gyps ausgeformt, sind drei gruppirte Kinder, von Funk aus Leipzig, und vier Kinder, nach dem berühmten Flamingo im mengsischen Museum, von D. S. Runge, recht brav. Der Inspector des genannten Museums, Bildhauer Matthäi, hat von seinen, nach den Abgüssen in jenem Museum verfertigten kleinern Copien wiederum eine sehr gelungene ausgestellt, den sogenannten Spinarius, oder den Jüngling, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht; eine Stellung, die in diesen Verhältnissen nachzuformen, viel Kunstfertigkeit voraussetzt. Eine colossale Büste von Göthe, in Gyps gegossen, von Popatschky aus Leipzig, war ein Versuch, der wenigstens gut ins Auge fiel.

Von Kupferstichen gab es nur kleine Blätter, fast sämmtlich bestellte Arbeit. Zu den kunstreichsten gehörte der Kesselflicker, nach dem ausdrucksvollen, aus dem Leben gegriffenen Bilde von Franz Mieris auf der königl. Gallerie, gestochen vom Inspector Frenzel. Von Veith sahen wir ein Blatt zu dem großen Prachtwerke des Grafen Raczinski (das dem Herausgeber, wie man sagt, einen Aufwand von 20,000 Thalern gemacht hat) und die Ansicht von Hohenstaufen, zu Friedrich von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen gehörig, zu einem Werke, das, würdig ausgestattet, zur Freude aller Kenner, erschienen ist. Niedliche Blätter von Hammer und Veith stellten Gegenden aus der sogenannten sächsischen Schweiz dar. Rosmäsler hatte, unter mehrern Blättern, den Achilles nach Regnault, die Madonna nach Gimignano, zwei Altargemälde der katholischen Kirche zu Dresden von Mengs, und eine Landschaft nach Both, gestochen und zu einigen die Zeichnung selbst verfertigt. Auch Rabener's Portrait, von Scherf gestochen, muß genannt werden. Außerdem gab es einige Proben von Thäter's, Klug's und Harnapp's Grabstichel.

Auf Porzellan waren unter andern einige Prospecte und zwei Gemälde nach Raphael: die Madonna di S. Sisto und la belle Jardinière, trefflich copirt. Herr Westermann, Gold- und Silberarbeiter in Leipzig, bewährte seine Kunsterfindung und Technik in einigen schön geformten Vasen, und sinnbildlich geschmückten Trinkgefäßen. Besonders verdiente ein kunstvoll gearbeiteter Prachtpocal, zum Andenken an das Jubelfest der funfzigjährigen Regierung S. M. des Königs, mit vielen Denkmünzen und Attributen sinnreich verziert, die nähere Betrachtung. Alles Laubwerk und die Arabesken sind an diesen Bildwerken vortrefflich; weniger gelungen scheinen die allegorischen Gruppen und die Figuren in halberhabener, getriebener Arbeit zu seyn. Endlich gab es auch technische Kunstsachen zu schauen, z. B. eine astronomische Uhr von Gutkäs; ferner, die ohne ätzende Mittel gebleichten Leinwande rc., von Schwägrichen in Leipzig, neue Damastwebereien und ähnliche mehr.

Kurz, es war Stoff in Menge vorhanden zu froher und geistiger Beschauung, wie zur dankbaren Erinnerung an die reiche Kunstschau.

Ueber vieles werden Sie von andern Berichterstattern Gediegeneres und Schärferes hören und lesen. Ich verweilte lieber bei dem, was mir gefiel; selbst auf die Gefahr, daß Lob oft nur langweilt. Diderot sagt zu meinem Schutze: Si une admiration déplacée marque de l'imbécillité, une critique affectée marque un vice de caractère. Exposez-moi plutôt à paroître un peu bête que méchant.

123.

---

### Gemälde von Leipzig von .....r, 1823.

Der Bericht, welcher in Nro. 154. dieses Blattes über das genannte Buch erstattet wird, bezweckt: dasselbe den Lesern als eine nicht langweilige, vielmehr angenehm unterhaltende Lectüre zu empfehlen. So sehr ist dem Referenten um die Erhaltung der heitern Stimmung zu thun, daß er sie mit Bedauern durch die Beschreibung der großen leipziger Schlachten am Schluß des Werks gestört sieht.

Dergleichen Lob von einer Topographie ist seltsam genug. Ich meine, wer sich durch eine solche zu belehren nicht die Absicht hat, dürfte dieses Gemälde von Leipzig der Anpreisung ungeachtet: daß der Verfasser die trockensten Gegenstände zu würzen verstand, ungelesen lassen.

Mir — einem Reisenden — war darum zu thun, die Merkwürdigkeiten Leipzigs kennen zu lernen, ich las das Buch also unbekümmert um die Darstellung. Es scheint mir auch unbillig, einen ungewöhnlichen Reiz derselben bei einem solchen Gegenstande zu verlangen, selbst gleichgültig, ob er da ist oder nicht. Man hat topographische Werke, z. B. Christian Müller's „München unter Maximilian Joseph I." deren Styl so anziehend ist, daß man sie zum Theil der Unterhaltung wegen lesen kann. Gut, wenn es sich so findet, aber dies ist es doch nicht, was man in einer Stadtbeschreibung zu suchen pflegt. Das Wesentlichste derselben, dünkt mich dagegen, sey: eine gründliche Darstellung ihrer Denkmäler, Institute, des Volkslebens mit Sitten und Ge-

Digitized by Google

bräuchen, dann Statistik, Topographie, Geschichte. Man kann eine dieser verschiedenen Bezeichnungen zum Hauptgegenstande der Behandlung machen, aber keine wird vernachläßigt werden dürfen, wenn das Unternehmen nicht wesentlich mangelhaft bleiben soll. Am tadelswerthesten wird seyn, wenn Denkmäler der Vorzeit und Institute nicht gehörig gewürdigt werden; denn für Statistik, Topographie und Geschichte gibt es Quellen, und das Volksleben treu zu zeichnen, ist so schwierig als undankbar in einem solchen Werk, zumal für den Reisenden, der sich bei einem kurzen Aufenthalt nicht gehörig dafür zu interessiren im Stande ist, und bei einem längern bedarf er keiner Anweisung, wenn er sonst zu beobachten Lust hat. Uebrigens leben wir in einer Zeit, wo sich das Eigenthümliche nicht allein der Nation, Landschaften und Orte, sondern auch der Individuen ganz im allgemeinen verliert, so daß man sich nach und nach abgewöhnt, die Blicke forschend darauf zu richten. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß Volksleben und Denkmäler, zumal der Kunst, Gegenstände sind, die einer Stadtbeschreibung von selbst Würze verleihen. Wie groß muß das Talent des Verfassers vorliegenden Gemäldes seyn, wenn er einen Theil dieser Würze verschmähen konnte, und dennoch sein Buch hinreichend würzen!

Doch gleichviel! weder loben noch tadeln will ich sein Werk und dessen äußeres Verdienst. Ich will nur sagen, daß die Denkmäler der Kunst und Vorzeit Leipzigs darin oberflächlicher behandelt sind, als der Belehrung suchende Fremde wünschen muß.

Hier einige Beweise meiner Behauptung. Die Paulinerkirche wird erwähnt, manches über ihren administrativen und baulichen, auch historischen Zustand gesagt; aber kein Wort über ihre Architectur; am Schluß heißt es nur: „die Kirche selbst hat am Altare mehrere Arbeiten alter Kunst und einige schätzbare Gemälde." Das ist denn doch kurz über eine an Kunstwerken nicht arme Kirche. Der Altar ist höchst merkwürdig, man hat das Verlangen, die Künstler zu kennen, welche daran arbeiteten; auch ist nothwendig zu wissen, in wie fern ihn die Restauration veränderte, welche übrigens ohne sonderliches Glück damit verfahren zu haben scheint. Ueberdem ist die unzweckmäßige Restaurirung der Kirchen ein für Erhaltung ihrer Denkmäler nicht genug zu beklagendes Uebel. In allen Ländern Europas findet man Gelegenheit, darüber zu seufzen. Ehrwürdigen Gebäuden wird ein neues Kleid angepaßt, oft so glücklich, daß der Bericht ihres Alters unglaublich klingt. In gothischen Kirchen muß nun wenigstens die Grundform erhalten werden; dafür entschädigt sich die Modernisirung aber mit dem ungestörten Siege über die Verzierungen des Innern. Wenn zuweilen uns noch das Aeußere mit dem Ernst der Jahrhunderte anblickt, und wir mit freudiger Erwartung, ein domgemäßes Innere zu finden, hineintreten; werden wir durch kläglichen modernen Ungeschmack gestört, und wenns gut kommt, durch weiße Wände, die mit ihrer Reinlichkeit so lästig fallen, daß man sich einen Augenblick in einem Herrnhuter Bethhause vermuthen möchte. Die Renovatoren haben die Wände der Denkmäler, welche man eine thatsächliche Geschichte einer Kirche nennen könnte, entblößt. Statt der Erinnerungen, welche so viele Geschlechter dadurch auf die Nachkommen zu bringen beabsichtigten, finden wir eine tabula rasa, ein Alter, das uns mit jungen Mienen entgegen tritt. Wir können uns nicht erwehren, den Neuerungstrieb anzuklagen. Geht es den Völkern besser, die, nachdem das Gesetz ihrer Väter zerstört wurde, nun eine wohlgedrechselte neue Verfassung erhielten? Dankbar muß der Beschauer noch erkennen, wenn aus Kunstliebe einiges vor den Regeneratoren Gnade findet, aber auch dieses zu genießen, wird uns verkümmert, denn es wird willkührlich irgendwo den Wänden einverleibt, man sieht gleich, es ist nicht an seiner Stelle; und gestört ist man, daß die Kirche uns wie irgend ein Kunst- oder Bildersaal vorkommt. Die dunkle Farbe der Wände von St. Stephan, des Münster in Strasburg, des Cöllner Doms, gehört wesentlich diesen unsterblichen Gebäuden an, sie wirkt wohlthätig, erhebend und übereinstimmend mit dem erhabenen Ganzen auf das Gemüth. Wollte man die Wände neu kalken, den feierlichen, Andacht erweckenden Eindruck würde man schmerzlich vermissen.

Dies alles ist auf die Paulinerkirche anwendbar. Die Beschreibung berichtet nicht, wie viel das Lazareth 1813 darin zerstört. Jetzt ist sie renovirt; einige Denkmäler und gute alte Bilder, wieder den Wänden übergeben, andere liegen chaotisch in einer nicht wieder restaurirten Nebenkapelle des Chors, in guter Gemeinschaft mit den gottesdienstlichen Geräthschaften der Juden, welchen zur Meßzeit das theologische Auditorium als Synagoge eingeräumt, und deren Heiligenapparat unterdessen hier aufbewahrt ist. Was wird dadurch am meisten beurkundet, Industrie, Toleranz oder Indifferenz?

Das Gebäude und der Saal der Universitäts-Bibliothek ist wegen der erhaltenen Alterthümlichkeit des Innern sehenswerth. Von dieser Zierde spricht unser Verfasser — wahrscheinlich aus Furcht der Langweiligkeit — kein Wort. Eben so wenig sagt er von der interessanten Sammlung der Bildnisse alter Professoren aller Facultäten der Universität Leipzig nach dem Leben; auch Luther ist dort im Sarge gemalt; ein schätzbares Originalwerk. Flüchtig werden die Bildnisse berühmter Gelehrten in den Lehrzimmern erwähnt, ohne zu sagen, daß es eine Sammlung Graffscher Bilder ist, und eine Schenkung des Buchhändler Reich.

Ueberhaupt bei jeder Gelegenheit, wo Kunst und Alterthum eine nöthige Befriedigung erheischen, sieht man den Verfasser eilig vorübergehen. Namentlich ist dies bei alten Gebäuden der Fall, deren Erhaltung nur zu sehr der Meßindustrie nachstehen muß; auch bei den Gemäldesammlungen, wo sogar die bedeutenden, und wichtigsten vielleicht, der Herrn Speck und Keil gar nicht erwähnt werden; der alte Brunnen am Markt wird als ein ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit bezeichnet, aber demungeachtet keiner nähern Beschreibung gewürdigt, als daß er 1581 gebaut worden, noch sein Meister genannt.

Auch die Universität hätte eine ausführlichere Würdigung in geschichtlicher und wissenschaftlicher Beziehung in einem solchen Buche verdient.

Doch es kann nicht die Absicht eines Reisenden, zumal in diesem Blatt seyn, alle Mängel eines topographischen Werkes gründlich nachzuweisen. Ich muß ohnehin die Würdigung seines übrigen zumal statistischen Inhalts competenten Richtern überlassen.

Hat indessen der Berichterstatter in Nro. 154. d. Bl. Recht, war der Verfasser wirklich nur beflissen, den ernsten Gegenstand einer Topographie zur Unterhaltung zu bearbeiten, und ist dieses die Ursache, warum er über vieles so leicht hingeht; so muß man die Leser bedauern, die ein ohne Liebe zur Sache geschriebenes Buch empfangen, und den Verfasser, der sich in seiner Wahl so geirrt, daß er nun sehr wahrscheinlich, sowohl die Belehrung als Unterhaltung suchenden Leser, gleich unbefriedigt lassen wird.

44.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 244.

22. October 1823.

## Carascosa's Memoiren.

### Dritter und letzter Artikel.

### III. Das Ende.

(Den ersten und zweiten Artikel siehe in Nr. 230, 231, 236.)

Schon aus dieser Ansicht der Revolution ist es klar, daß der durch sie herbeigeführte Zustand erst einer ganz andern Begründung und Befestigung bedurft hätte, wenn er nicht durch eben so geringe Anstrengungen, als seine Aufstellung gekostet hatte, auch wieder zerstörbar seyn sollte. Eine Constitution ist eine feste Burg, wenn sie aufgerichtet ist, um Güter und Nationalfreiheiten zu sichern, die einem Jeden so werth und heilig sind, daß er ohne sie kaum leben mag; sie ist, wenn die Nation in ihr nicht eine solche Garantie für bestimmte anerkannte Güter erkennt, ein leeres, im Winde flatterndes Papier. Um einer neuen Constitution in Neapel, gleichviel welcher (denn zu der Frage, ob die spanische an sich haltbar sey, ist es noch gar nicht einmal gekommen), nur die Möglichkeit des Bestehens zu verschaffen, hätten vor allen Dingen gerade die Mittel, wodurch die vorige Verfassung gestürzt worden war, vernichtet werden müssen; zugleich aber hätte sie dem Volke etwas bieten müssen, an dessen Vertheidigung Jeder mit Freuden Gut und Blut setzen konnte. Aber von alle dem geschah nicht nur nichts, sondern vielmehr gerade das Entgegengesetzte.

General Pepe behielt den Oberbefehl des Heeres bis zur Eröffnung des Parlements am ersten October, und seine erste Sorge hätte seyn sollen, die Kriegszucht und den Gehorsam wieder herzustellen, deren Mangel die Desertion des Regiments Bourbon am 2. Julius, also den Ausbruch der Revolution möglich gemacht hatte. Dazu gehörte freilich mehr als eine bloße Verm.hrung der Armee und ihre Eintheilung in Compagnien und Regimenter. So lange der Soldat glauben konnte, daß Desertion und Empörung etwas Verdienstliches sey, wenn nur das Urtheil der Menge damit übereinstimmte, so lange war in keiner Beziehung auf ihn zu rechnen. Es war daher höchst nachtheilig, daß General Pepe es sich so angelegen seyn ließ, denen, welche nach Monteforte gekommen waren, Belohnungen und Beförderungen zu verschaffen. Der Erfolg zeigte dieß auch. Denn es blieb nichts leichter, als neue Desertionen und Insurrectionen zu veranstalten. Als Pepe das Commando der Armee bei der Eröffnung des Parlaments niedergelegt hatte, wurden in einer Nacht 3000 Soldaten in Neapel zur Desertion verleitet, in der Absicht, ihm das Commando wieder zu verschaffen. Dieser Geist der Insubordination und Meuterei blieb in der Armee herrschend bis zum letzten Augenblick, wo aller Widerstand gegen die Oesterreicher durch eine allgemeine Desertion unmöglich gemacht wurde. Er würde, auch ohne diese auswärtige Einmischung, der neuen Constitution wahrscheinlich bald ein Ende gemacht haben, und zwar mit gleicher Leichtigkeit einer Wiederherstellung des alten Zustandes, als einer Auflösung der Demokratie gedient haben, je nachdem die Leidenschaften des großen Haufens für das Eine oder das Andre hätten aufgeregt werden können.

Es war daher im höchsten Grade verkehrt, denen, welche an der Insurrection von Monteforte Theil genommen hatten, zum Theil ohne alle Gefahr, nachdem schon der Erfolg sicher war, und daher ohne das einzige hierbei noch denkbare Verdienst, Belohnungen zu verwilligen. Doch verging fast kein Tag, ohne daß nicht General Pepe von den Ministern Beförderungen, Orden und selbst Dotationen für die, welche in Monteforte gewesen waren, verlangt hätte. Der Kriegsminister Carascosa widerstand lange und gab endlich nur nach, als Pepe versicherte, daß die Zahl der zu Belohnenden sehr klein seyn werde. Aber wie erstaunte er, als man nun 200 Promotionen, 7000 Decorationen des St. Georgordens und eine große Masse von Dotationen verlangte! Eine andre Forderung der Insurgenten war noch stärker. Die Commandeurs der Regimenter, die meisten Stabsofficiere waren mit einem großen Theil ihrer Soldaten redlich auf ihrem Posten geblieben. Nun wurde es den Capitains und Lieutenants, welche ihre Fahnen verlassen hatten, um nach Monteforte zu ziehen (wohin sie meistens nur einen kleinen Theil der mit ihnen desertirten Soldaten mitbrachten), etwas sauer, zu ihren alten Vorgesetzten zurückzukehren. Sie verlangten daher, besondre Corps zu bilden, wo sie sich diese Unannehmlichkeit erspart und eine schnellere Beförderung zu hoffen gehabt hätten. Auch bei diesem Puncte standen Pepe fordernd und Carascosa verweigernd einander gegenüber. Pepe

war, außer der Insurrectionsarmee, durch die Carbonari unterstützt; Carascosa hingegen hatte alle diejenigen Officiere auf seiner Seite, welche nicht mit in Monteforte gewesen waren. Es kam so weit, daß diese beiden Sectionen der Armee sich feindlich von einander zu sondern anfingen. Schon hatten sich 500 Officiere der antirevolutionairen Partei in St. Maria del Portico versammelt, und nur mit Mühe gelang es dem Minister, sie zu beruhigen. Es war wirklich schon die Rede davon, mit ihrer Hülfe einen Staatsstreich gegen die Anarchisten zu unternehmen; allein der Kronprinz konnte sich nicht dazu entschließen.

Nicht blos aus diesem Zuge, sondern aus dem ganzen Tone der Schrift sieht man, daß Pepe und Carascosa überhaupt sich feindlich entgegen traten. Auch in Pepe's bekanntem Bericht an den König wird die Schuld des Mislingens am meisten auf Carascosa geworfen, welcher es der Armee bis zum Ausbruch des Kriegs an dem Nöthigsten habe fehlen lassen. Carascosa rechtfertigt sich nicht nur dagegen, sondern er bringt seinerseits Beschwerden gegen Pepe vor; und wenn man nur die psychologische Wahrscheinlichkeit zu Rathe zieht, so scheint allerdings Carascosa das Recht mehr auf seiner Seite zu haben als Pepe. Denn diesen kann man, auch ohne seines Gegners Zeugniß und Urtheil über ihn, nur für einen ehrsüchtigen, eitlen und seinem schwierigen Unternehmen keineswegs gewachsenen Mann erkennen. Er hatte seinen Einfluß durch Volksgunst errungen, war aber nicht im Stande, sie zu beherrschen. Er wurde ein Werkzeug der Carbonari und mußte sich von ihnen gebieten lassen, weil er ohne sie auch nicht einmal im Heere etwas vermochte.

Wie weit die Insubordination in der Armee ging, davon gibt der Verf. (S. 149) ein merkwürdiges Beispiel. Ein Oberstlieutenant verlangte die Beförderung zum Obersten; der Kriegsminister schlug sie ab. Er beklagte sich bitter darüber bei einem Andern, welcher ihm antwortete: „die Reihe ist ja noch nicht an Ihnen, Sie können sich also nicht über Unrecht beschweren!“ — „Was thut das?“ versetzte jener; „ein Oberst mehr würde keinen Nachtheil bringen. Und auf alle Fälle schwöre ich Ihnen, wenn man meinen Wunsch nicht gewährt, so errichte ich in meinem Bataillon eine Vendita und schlage mich zur Partei Pepe's.“ In der Folge stieg die Insubordination durch die Einwirkung der Carbonari noch höher.

Denn das Zweite, was nach dem 8. Julius zu Begründung einer festen Ordnung der Dinge nothwendig gewesen wäre, war die gänzliche Schließung aller Carbonarilogen. Wie sollte eine kräftige Regierung möglich werden, wenn sie überall einer von ihr abhängigen und weit stärkern Kraft begegnete, als sie selbst besaß? Ob dies Aufheben der Carbonaria, deren ganzer Zweck ja durch die Revolution erreicht war, möglich gewesen wäre, wissen wir nicht; es scheint aber nicht einmal versucht worden zu seyn. Vielmehr betrachtete man nach der Revolution die Carbonari allgemein als die siegende Partei und schloß sich an sie an. Sie selbst verdoppelten ihre Thätigkeit, stifteten neue Logen und nahmen alles auf, was sich in ihre Hütten drängte. In Neapel allein gab es 95 Venditen, und darunter war eine mit 28,000 Mitgliedern. Für Geld bekam man sogar Aufnahmescheine, welche auf ein früheres Datum zurückgestellt waren. Die schlechtesten Menschen fanden Aufnahme und Schutz gegen die Verfolgungen der Justiz und gegen ihre Gläubiger. Dagegen traten nunmehr rechtlich gesinnte und ehrliebende Männer wieder von ihnen ab, wodurch sie unglücklicher Weise gerade der Nichtswürdigkeit ein freies Feld überließen. Es gab sogar Logen, welche unter dem Namen Carbonari ihrem Zwecke gerade entgegen wirkten und sich der Nachforschung der Polizei durch den bloßen Namen entzogen. So war unter andern die Loge in St. Angelo di Bojano blos zu Bekämpfung des constitutionellen Systems gestiftet.

Die Mittel, welche das Ministerium gegen diesen Unfug ergriff, waren sehr unzureichend. Man suchte ein und das andre Mitglied der Logen zu gewinnen, um sie dadurch zu lenken. Dies war vergebens, sobald die Carbonari davon Kenntniß erhielten, was sogleich geschah. Man gab Geld her, um einige der größten Schreier, die von Monteforte mit nach Neapel gekommen und da geblieben waren, zur Rückkehr in ihre Heimath zu bewegen. Sie nahmen das Geld, blieben und schrieen ärger als zuvor. Man hoffte, daß das Parlament gleich nach seiner Eröffnung die Carbonaria aufheben werde; aber auch dies geschah nicht und konnte nicht geschehen, weil die Regierung doch nicht die Macht gehabt hätte, ein solches Decret in Vollzug zu setzen.

Ueberdem stand das Parlement selbst bald unter dem entschiednen Einflusse der Carbonari. Zwar wußte man nur von siebzehn Deputirten, daß sie wirkliche Mitglieder der Carbonari seyen, und da das Parlament aus neunzig Abgeordneten bestand, so wären diese siebenzehn der Zahl nach nicht im Stande gewesen, einen großen Einfluß zu behaupten. Allein dennoch hatten die Carbonari fast überall die Wahlen beinahe willkürlich gelenkt, besonders in den drei Abbruzzen und in den Provinzen von Bari, Otranto und Capitanata. Capitanata war der Schauplatz der letzten Revolution selbst gewesen; in den Abbruzzen hatte die Carbonaria ihren Sitz während der französischen Herrschaft in Bari und Otranto von 1815 an gehabt. In den beiden jenseitigen Calabrien, in der Terra di Lavoro, in Basilicata waren die Wahlen durch bewaffnete Carbonari den Wählern abgenöthigt worden; nur in Neapel, Molise und dem diesseitigen Calabrien waren sie ziemlich frei. Das demokratische Princip der Revolution sprach sich auch bei diesen Wahlen darin aus, daß alle Adliche gänzlich ausgeschlossen wurden.

Ueberhaupt, bemerkt der Verf. bei dieser Gelegenheit sehr richtig, war die spanische Constitution auch darin für Neapel fehlerhaft, daß sie nur auf 7000 Einwohner Einen Deputirten gestattete, und es daher in beiden Sici-

Digitized by Google

lien nur eine Zahl von neunzig Abgeordneten gab. Die Volksmenge ist ein sehr unrichtiger Maßstab für eine parlementarische Repräsentation, sondern es sind so viele Mitglieder erforderlich, daß eine freie, sachverständige und vielseitige Discussion aller der Gegenstände, welche in den Verhandlungen vorkommen, möglich ist. Es müssen so viel Stimmen seyn, daß nicht eine Mehrheit von zehn oder zwölfen über die wichtigsten Angelegenheiten entscheidet (wie in Frankreich gerade die fünf Ministerstimmen über die Gesetze von 1819). Es müssen alle Arten von Talenten (und Kenntnissen) in einer solchen Versammlung anzutreffen, und nicht irgend ein Standesinteresse ausschließlich repräsentirt seyn. (In der That, die Zusammensetzung mancher ständischen Collegien ist in dieser Hinsicht unerklärlich. Ueber Dinge, worüber nur tiefes Studium, reife Erfahrung, vielseitige gelehrte Bildung ein Urtheil möglich macht, soll eine Versammlung von unvorbereiteten, größern und kleinern Grundeigenthümern, Handwerkern, Krämern u. dergl. entscheiden! Eine gewisse Hufenzahl soll ihren Besitzer gleichsam durch Inspiration fähig machen, über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten, über kirchliche und weltliche Gesetzgebung, über die verwickeltsten Combinationen rechtlicher Verhältnisse, über Strafrechtstheorie u. s. w. mit Weisheit zu beschließen! —) Eine solche Versammlung muß zahlreich genug seyn, um in schwierigen Lagen selbst durch die Menge ihrer Mitglieder das Gefühl ihrer Würde zu behaupten.

Alles dies fehlte nun dem neapolitanischen Parlemente. Es waren darin nicht genug Männer von Talent und selbständigem Charakter, um sich dem vereinten Wirken der herrschenden Faction mit Erfolg zu widersetzen. Denn auch dies ist der Fluch revolutionairer Zeiten, daß eine Faction, wenn sie auch an sich die kleinere Zahl ausmacht, doch durch ihre innigere Verbindung die Majorität mit sich fortreißt; daß aber rechtschaffne Männer, welche sich niemals zu solchen Parteiumtrieben herablassen, der Regel nach allein stehen und es gewöhnlich mit Allen verderben. Um in solchen Versammlungen zu herrschen, ist weiter nichts erforderlich als Kühnheit, und daran, sagt Carascosa (S. 186), fehlte es unsern Carbonaris im Parlement wahrhaftig nicht. Indem sie nun bald gegen die Unentschiednen oder Zurückhaltenden die Künste der Ueberredung, gegen die Furchtsamen auch Drohungen anwandten, wußten sie diese verschiednen Classen von ihrer eignen Ueberzeugung abzulenken. Man sprach oft von Mord und Plünderung, und immer ließ man merken, daß die Köhlerei (die Carbonaria) wohl fähig dazu sey. Die Gallerien des Parlementssaales waren immer mit einerlei Menschen angefüllt und stets beeifert, die Vorträge der Minorität durch Beifallsrufen zu unterstützen, die der Gegner aber auszupfeifen. In geheimen Berathungen wurden die Vorschläge dieser Minorität oft nachdrücklich zurückgewiesen, so wie es ihr aber gelang, solche zur öffentlichen Verhandlung zu bringen, so war sie des Siegs gewiß. Dann fielen ihr alle schwache Menschen, alle Unwissende, alle Ränkemacher bei, die ersten aus Furcht die andern, weil sie überall gewohnt sind, der Menge, und dem lautesten Schreier nachzutreten, die letzten, um in die herrschende Partei mit aufgenommen zu werden. So geschah es, daß auch im Parlement eine kleine Zahl doch das Ganze beherrschte und nach ihren besondern Zwecken lenkte.

Daher war denn von dem Parlement die so äußerst nothwendige Aufhebung der Carbonaria nicht mehr zu erwarten. Zweimal forderte Carascosa officiell eine solche Maßregel, der Kronprinz that dasselbe, und der Justizminister Graf Camaldoli, ein durchaus rechtschaffener, talentvoller und fester Mann, wagte bei seinem Bericht, welchen er dem Parlement über die Justizpflege vorlegte, den schriftlichen Antrag darauf zu machen. Allein dies war alles vergeblich. Die Köhlerei und die in dieselbe eingedrungene Masse des Volkes, griff nur desto weiter. Sie hatte sich um diese Zeit sogar eine Verfassung gegeben, wodurch sie zur eigentlichen Regierung wurde. Die Logen vereinigten sich zu Districtsversammlungen; in jeder Provinz wurde eine Provinzialdirection eingerichtet, jede Provinz wählte Repräsentanten zu einer großen Landesloge, welche, so lange sie nur aus den zufällig in Neapel anwesenden Mitgliedern aus den Provinzen bestand, die provisorische große Loge (alta vendita) hieß, nachher aber, als die Mitglieder von den Provinzen förmlich als Repräsentanten gewählt worden, den Namen der Generalversammlung annahm. Diese Generalversammlung gab sich gegen das Parlement die Stellung eines Organs des Nationalwillens, sie hatte die Armee auf ihrer Seite, sie leitete durch die untergeordneten Logen die Thätigkeit aller einzelnen Gemeinden des Landes.

Die frühere Gewalt der Lehnsherren über ihre Bauern, war schon vom J. 1740 an, durch die Gesetze Karls III. nach und nach zerstört worden. An ihre Stelle trat eine Aristokratie der reichen, und der ränkesüchtigen und unruhigen Menschen, an denen es nicht leicht einer Gemeinde fehlt. Unter der französischen Herrschaft, und während der ersten fünf Jahre der Restauration, war dieser Einfluß größtentheils an die Officiere der Landmiliz übergegangen. Jetzt aber übten die Vorsteher der Venditen und ihre vertrautesten Mitglieder eine noch weit entschiedenere Herrschaft über die Gemeinden aus.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das Pestscherskey-Kloster bei Kiow.

Schon im eilften Jahrh..derte entstand dies berühmte Kloster in Kiow, das seinen Namen von Mönchen erhielt, die vorher in Pestschera, d. h. in Höhlen gelebt hatten. Wenn man es zuerst vor die Augen bekommt, erstaunt man über die Menge von Teufeln, die in großen Gemälden die äußere Fläche bedecken. Man fürchtet sich fast, hinein zu gehn; allein der Pater Guardian macht die Besucher bald aufmerksam, wie still und heilig es in einem Hause seyn müsse, wo man den Teufel nöthige, vor der Thüre zu bleiben. Ist aber das

Kloster auch noch so alt, an Reichthum wird es noch weniger übertroffen. Ueberall prangt Gold und Silber in Verzierung der Wände, der Gemälde, der Bilder, der Altäre, der Gewänder; und damit die letztern ja recht kostbar würden, glänzen sie noch von Perlen, von Edelsteinen, aller Art, da bald die alten Czaaren, bald große Kneesen sich eine Stufe in den Himmel zu bauen hofften, wenn sie ein Meßgewand herschenkten. Je reicher das letztere, desto höher die Stufe, das war der natürliche Schluß! Eine einzige solche Stufe — ich wollte sagen, ein solch Gewand — schätzte Marie Holderneß, die jetzt ihre Reise nach Rußland herausgegeben hat, auf 250,000 Rubel. Andere zu 150,000, zu 100,000 Rubel sind noch häufiger. Den ganzen Schatz, den dies Kloster besitzt, schlägt man auf 25 Millionen Rubel an, zu der Zeit, als diese eine halbe Krone galten.

Einen großen Theil dieser Reichthümer verdankt das Kloster seinen berühmten Katakomben. Jedes Jahr werden diese von vielen tausend frommen Russen besucht. Wer aber hineinsteigt, muß erst eine Wachskerze kaufen, um bei ihrem Scheine die Knochenreste zu sehen, die noch von den hier angeblich ruhenden Heiligen da sind. Zu sehen ist freilich nicht viel von ihnen. Die Zeit hat nur Knochen übrig gelassen, und diese sind mit Gold- und Silberstoff so eingewickelt, daß man eben so gut die jedes Thieres dafür ausgeben könnte. Die meisten liegen in cypressenen Särgen. Was aber die wahren, großen Hauptheiligen anbetrifft, so haben sie massiv silberne, reich mit Steinen oder sonst verzierte Särge. In dem großen unterirdischen Gewölbe findet man einige hübsche, kleine Kapellen, die manche solcher Heiligen für ihre — Privatandacht gebaut haben sollen. Eben so sieht man mehrere Zellen, wo Mönche bei Wasser und Brot, zur Strafe ihrer Sünden, bis an den Tod lebten. Von einem sieht man Kopf und Schultern aus der Erde hervorragen. Er hatte sich in diese eingraben lassen, seine Sünden abzubüßen, und lebte so noch funfzehn Jahre, starb aber auch außerordentlich selig und hat noch jetzt vor seinem Todtenkopfe Tag und Nacht eine Lampe brennen, die, wenn's der wachehaltende Mönch nicht versehen hat, nun schon 6 — 700 Jahr ihr Licht leuchten läßt. Sie trägt aber auch reichliche Zinsen. Das Käppchen des heiligen Mannes thut große Wunder. Kranke, denen nichts fehlt, setzen es auf und werden gesund. Sie kommen darum meilenweit her. Das Schlimmste ist, daß das Ende der Welt von dem Heiligen bedingt ist. Alle Jahre, behaupten die Mönche, sinkt er etwas tiefer in den Boden, und wenn er ganz in denselben verschwunden ist, geht die Erde unter. Nun, so lange er noch dem Kloster Geld einträgt, wird er wohl oben bleiben! So viel ihm aber auch geopfert wird — die Särge der Uebrigen bleiben auch nicht leer. Man glaubt in diesen Katakomben das goldene Zeitalter zu sehen. 60—100,000 Pilgrimme kommen jährlich hieher aus allen Theilen Rußlands, und opfern nicht Papier, sondern Silberrubel und Imperials, und was das Kloster zu unterhalten kostet, tragen allein die Wachskerzen ein.

20.

---

## Menschenliebe und Volksbildung.

Es gibt thätige Menschenfreunde, die nicht in entfernten Welttheilen, sondern in ihrer Nähe das sittliche und häusliche oder vielmehr heimatlose Elend des Volks zu vermindern bemüht sind. Was der russische Reichskanzler, Graf R. v. Romanzoff, auf seinem Schlosse zu Homel einem zu einer kleinen Stadt aufblühenden Orte im Gouvernement Mohilew, seit 1820 gethan hat, wo er durch einen brittischen Philanthropen, Namens Heard, eine Volks- und Gewerbsschule für arme Kinder, die umherschweifend und bettelnd gänzlich verwildert waren, anlegte; dasselbe haben auch in Deutschland mehrere wackere Männer unternommen. Bekannt ist, was der edle Falk in Weimar bereits für diesen Zweck gethan hat. Eben so verdienstlich ist die von dem Baron von der Recke auf seinem Gute bei Düsseldorf gegründete Anstalt. Eine große Anzahl armer Kinder, die ohne ihn Landstreicher und Taugenichtse geworden wären, werden unter seiner Leitung an Ordnung und Fleiß gewöhnt, zweckmäßig unterrichtet und zu nützlichen Arbeitern erzogen. Einen wahrhaft rührenden Anblick gewährt die der Mutteranstalt des Herrn von der Recke zu Overdyk nachgebildete Rettungsanstalt für arme, verlassene Waisen-Kinder in Aschersleben und der Umgegend. Sie besteht schon seit drei Jahren, unter ihrem wackern Stifter und Vorsteher, J. Gottlieb Hoyer; in ihr sind ungefähr 20 Kinder unter steter Aufsicht und immer in Thätigkeit. Sie werden zu Landleuten und Handwerkern gebildet; sie lernen lesen, schreiben, rechnen, und vor allen Dingen werden sie in der Religion unterrichtet. Die bemittelten Nachbarn unterstützten den edlen Greis durch freiwillige Beiträge, und die Anstalt gedeiht. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir unsre Leser an die schon bekannte Armencolonie in den Niederlanden, an Owen's Plan, für die Verbesserung des Zustandes der Armen in England, und an die wahrhaft heroische Beharrlichkeit, mit welcher Miß Fry (vergl. den Artikel in der 3ten Lief. des Neuen Conv.-Lex.), die zu Newgate eingesperrten Weiber — den Abschaum ihres Geschlechts — zur Frömmigkeit, Ordnung und Sitte durch Gebet und Fleiß, vor allen aber durch das wiedererweckte Gefühl der Mutterliebe zurückführt. — Es gibt außerdem noch eine andre Seite, von der man diese und ähnliche Anstalten betrachten kann: die staatswirthschaftlich-finanzielle. Selbst von Seiten des Unternehmers kann sie für den Haushalt desselben einträglich gemacht und ein Gegenstand der Speculation werden. Man denke nur an die Wehrli-Anstalt zu Hofwyl, in welcher Unterricht und Gewöhnung an Feldarbeit sich gegenseitig die Hand bieten, um tüchtige Landarbeiter zu bilden. Alles kommt jedoch auf den Vorsteher und Lehrer an. H. von Fellenberg hat daher mit gutem Grund seine Anstalt nach dem Lehrer Wehrli als ihrer Seele benannt. Dieser, ein musterhaft moralischer und religiöser Mann, lebt und kleidet sich nicht anders als seine Knaben, denen er mit seinem Beispiel vorangeht, und die er durch einen aus der Mitte derselben gebildeten Vereinsrath an Zucht, Ordnung und Haushalt gewöhnt. Das Resultat ist Stärke, Kraft, Gesundheit der jungen Bursche, die fast durchaus als ordnungsliebend, fleißig, rühmlich und höflich erscheinen. Die Speculation aber beruht darauf, daß der Jüngling, zum tüchtigen Feldarbeiter gebildet, reichlich erstattet, was der Knabe mehr, als sein Arbeitsertrag, gekostet haben mag. Eine solche Landarbeitsschule für Bettelbursche ist ein empfehlenswerthes Mittel, um ohne Kosten die Gewerbeiter von den Bettelkindern zu befreien, die sich dort unvermeidlich erzeugen, und aus ihnen tüchtige Landarbeiter zu machen, statt daß sie sonst Taugenichtse geworden wären. Die innere, sehr zweckmäßige Einrichtung der Wehrli-Anstalt beschreibt eine lesenswerthe Schrift: Ueber Armenerziehungs-Anstalten im Geiste der Wehrli-Anstalt zu Hofwyl. Von G. A. Riecke. Tübingen 1823.

24.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 245.

23. October 1823.

## Carascosa's Memoiren.

(Beschluß des dritten und letzten Artikels aus Nr. 244.)

Die Wahrheit ist, daß diese Herrschaft auch ihre vortheilhafte Seite hatte. Die öffentliche Ordnung gewann sehr; es konnte Niemand mehr, wie zuvor, aus dem Verbrechen, Raub und Mord ein Gewerbe machen, weil die Carbonari mit dem größten Eifer über die öffentliche Sicherheit wachten. Manchen, die bisher von Raub und Diebstahl gelebt hatten, wurde sogar die Aufnahme in den Orden zu Theil; sie empfingen von der Loge Unterstützung, um leben zu können, und nun rühmte man sich, daß die bloße Einweihung in die Gesellschaft sie zu rechtlichen und edlen Menschen gemacht habe. (Dies klingt freilich anders und natürlicher als bei Graf Orlow: indessen ist unser Carascosa auch ein Zeuge aus der Gegenpartei, und es bleibt daher immer noch genauere Untersuchung über die religiöse Tendenz der Carbonaria zu wünschen. Denn allerdings ist politischer Fanatismus und eine religiöse Schwärmerei, welche die Menschen sittlich besser macht, schon oft mit einander verbunden gewesen.) Ueberhaupt trug die Carbonaria sehr viel dazu bei, solche Anordnungen der Regierung, welche den Beifall der Gesellschaft fanden, mit Nachdruck und Pünctlichkeit in Vollzug zu setzen. Als alle ehemalige und verabschiedete Soldaten (ein Fall, in welchem sich ein sehr großer Theil des Landvolks befand) wieder zu den Waffen gerufen wurden, zwangen die Carbonari einen Jeden, diesem Aufrufe zu gehorchen, und Tausende fanden sich in kurzer Zeit bei der Armee ein. Wenn die Regierung Geld brauchte, so wandte sie sich an die Generalversammlung der Carbonari, welche durch Circulare an die Directorialogen der Provinzen die Beitreibung der rückständigen Steuern befahl, und sogleich kamen beträchtliche Summen in Neapel ein. Wenn die Desertion überhand genommen hatte, so konnte man die Deserteurs nicht wirksamer verfolgen, als durch Circulare an die Carbonari.

Aber vorausgesetzt mußte immer werden, daß die Anordnung selbst die Zustimmung des Ordens hatte, und es ist daher leicht einzusehen, daß die Regierung nichts gegen sie vermochte. Auch wurden jene Maßregeln, wodurch sie der Regierung zu Hülfe kamen, doch nur mit großer Parteilichkeit vollzogen. Von den Carbonari wurden keine Steuern eingetrieben, und sie blieben ruhig in ihrer Heimath, während andre als Deserteurs oder Verabschiedete zu der Armee zurückgefordert wurden. Selbst die Gerichte wagten nicht mehr gegen die Verbrüderten die Gerechtigkeit zu handhaben, und die Gläubiger eines Carbonaro wandten sich häufig an die Logen, welche auch zuweilen den Schuldner zur Bezahlung nöthigten, öfter aber das Gesuch unbeantwortet ließen.

Am gefährlichsten waren die Folgen, welche diese Macht einer geheimen Gesellschaft auf die Armee hatte, wo sie alle Unterordnung und Kriegszucht vernichtete. Hier waren fast alle Unterofficiere und viele Gemeine Carbonari; von den Officieren aber waren meistens die schlechtern zuerst in die Verbindung getreten, die bessern erst dann, als ihnen durch die Gewalt der Umstände fast keine Wahl mehr geblieben war. Daher kam es, daß oft ein Unterofficier oder Tambour Großmeister war, während die Officiere, selbst der Oberste des Regiments, nur noch den ersten Grad eines Carbonaro hatte. Die Logen wurden gewöhnlich in der Nacht gehalten und beschäftigten sich fast immer mit politischen Gegenständen. Ein sehr häufiges Thema war, ob die Generale das Vertrauen der Gesellschaft verdienten oder nicht. Einem Generallieutenant, welcher eine Division commandirte, wurde die Nachricht hinterbracht, daß die Carbonari förmlich seine Absetzung beschlossen hätten. Er ließ das Officiercorps zusammenkommen, kaum aber hatte er die ersten Worte an dasselbe gesprochen, als ihn ein Unterlieutenant mit der Bemerkung unterbrach: „Das Regiment habe in seinen Versammlungen beschlossen, ihm nicht mehr zu gehorchen." Der General wollte hierauf mit der gehörigen Strenge verfahren, allein das ganze Regiment trat unter die Waffen und ließ ihm sagen: „Man habe beschlossen, ihm das Leben zu nehmen!" und nur mit Mühe gelang es einem andern General, diesmal die Ruhe wieder herzustellen.

Wenn auch die bewaffnete Einmischung des Auslandes nicht eingetreten wäre, würde ein solcher Zustand der bürgerlichen Gesellschaft sich nicht haben erhalten können. Wie sich ohne den Einmarsch der österreichischen Truppen die Sachen entwickelt haben würden, ob die

Carbonari sich der Regierung bemächtigt hätten, oder ob es der Regierung gelungen wäre, mit Hülfe der übrigen Masse des Volkes die Carbonari zu unterdrücken, läßt sich freilich nicht sagen; allein so viel ist unläugbar, daß die innern Zwistigkeiten endlich zu gewaltsamen und blutigen Ausbrüchen kommen mußten. Auch die Carbonari selbst würden schwerlich unter sich lange einig geblieben seyn, da sich in einer solchen Masse immer wieder einzelne Nüancen und Sectionen absondern, welche Trennungen und Kämpfe herbeiführen. Wie wenig ernstliche und gründliche Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge in der Nation vorhanden war, zeigte sich am deutlichsten in dem geringen Antheil, welchen dieselbe an der Vertheidigung der Constitution nahm, und in dem schnellen Umspringen der Volksstimmung. Die entschlossensten und zweckmäßigsten Maßregeln des Ministeriums, die besten militairischen Anstalten würden einen solchen Erfolg höchstens verzögert, aber nicht verhindert haben, und es wäre, nach dieser Auseinandersetzung, welche so ganz den Stempel der Wahrheit an sich trägt, eigentlich in allgemeiner Hinsicht sehr gleichgültig, ob einer oder der andre, ob z. B. Pepe oder Carascosa durch einzelne Fehler und Misgriffe noch besonders dazu beigetragen haben, die Niederlage der Neapolitaner zu beschleunigen und ihren versuchten kurzen Widerstand mit Lächerlichkeit zu bedecken. Denn kein Vernünftiger wird daraus einen Schluß zum Nachtheil der Nation selbst ziehen. Wäre den Neapolitanern ihre Constitution schon ein wahres Nationalgut gewesen, so würde ihr eine kräftige Vertheidigung nicht gefehlt habe.

Daher erwähnen wir auch nur kurz die besondern Ursachen, welchen Carascosa die schnelle Auflösung alles Widerstandes gegen die österreichische Armee zuschreibt. Einen großen Antheil daran hatte offenbar die Abneigung des Volkes, die Constitution gegen den Willen des Königs zu vertheidigen, so wie in der Revolution selbst bei Vielen der Gedanke mitgewirkt hatte, daß der König selbst die Einführung der Constitution nicht ungern sehe, denn die Masse hatte von dem Wesen und den Zwecken derselben gar keinen Begriff. Das Parlament hingegen hatte sich in eine unbegreifliche Sicherheit einwiegen lassen. Niemand wollte daran glauben, daß die verbündeten Mächte ihre Drohungen wirklich ausführen würden. Man vernachlässigte vermöge dieses sonderbaren Wahnes alle ernstliche Anstalten zur Gegenwehr und sprach in einem Tone von Muth und Zuversicht, welchen Viele wohl nicht angestimmt haben würden, wenn sie den Krieg für wahrscheinlich gehalten hätten. Man beschuldigte diejenigen der Feigheit, welche sich bemühten, diese Sorglosigkeit zu unterbrechen, und von Nachgeben, von Modificationen der Constitution (welche doch selbst versprochen worden waren), von Ausgleichung mit den verbündeten Mächten sprachen. Dennoch brachten die Minister es dahin, die königliche Familie zu überzeugen, daß es weit vortheilhafter für sie sey, wenn sie mit der Nation selbst einen klug abgemessenen Grundvertrag zu Stande bringe, als wenn sie die Waffen des Auslandes zu Hülfe rufe, und zugleich wurde den auswärtigen Gesandten zu Neapel zu erkennen gegeben, daß die innern Angelegenheiten des Landes vielleicht bald eine ihren Wünschen entsprechende Richtung nehmen würden.

Wirklich erfolgte auch bald von Seiten einer großen Macht, obgleich nur auf halb officiellem Wege, die vertrauliche Eröffnung, daß der Krieg gern vermieden werden würde, wenn man sich in Neapel entschließen wolle, mit der Constitution solche Veränderungen vorzunehmen, daß sie dem übrigen monarchischen Europa keine Besorgnisse mehr errege. Diese Veränderungen müßten aber von der neapolitanischen Regierung selbst den fremden Gesandten vorgelegt werden, welche zu Annahme solcher Vorschläge ermächtigt seyen, und wenn dieser erste Schritt auf eine befriedigende Art geschehen wäre, so wurde sogar die Vermittelung einer großen Macht angetragen. Diese Eröffnungen wurden bald darauf in Neapel selbst auf eine solche Weise wiederholt, daß sie an das Parlament gebracht werden konnten, und sie waren im Grunde nichts, als was alle rechtschaffene und besonnene Menschen in Neapel selbst wünschten. Allein vom Parlament selbst wurde der Vorschlag mit dem größten Unwillen verworfen. Die Carbonari wütheten gegen die Minister, welche so schimpfliche Anträge zu machen wagten. In allen Logen, wie im Parlamente, wurden die heftigsten Reden gehalten und behauptet, man müsse alles, was vom Auslande komme, schon darum und ohne Unterschied verwerfen. Thörichte Verblendung! Bald darauf, am 6. December, kam die Einladung an den König zum Congreß nach Laibach. Der König erließ eine Botschaft an das Parlament und legte zugleich die Grundzüge einer neuen Verfassung vor, welche alle vernünftige Forderungen befriedigt haben würden, und welche mit Einverständniß des auswärtigen diplomatischen Corps zu Neapel entworfen waren. Nach dem Wunsche des neapolitanischen Ministeriums wurde sogar noch hinzugefügt, daß es im Staate keine privilegirten Classen geben solle. Ob diese Verfassungsvorschläge ernstlich gemeint, oder nur darauf berechnet waren, dem Könige die Abreise nach Laibach zu erleichtern, wagt Carascosa nicht zu entscheiden; aber auf jeden Fall würde ihre willige Annahme den Neapolitanern die größten Vortheile gebracht haben. Es war die letzte Möglichkeit gegeben, sich mit den verbündeten Mächten zu versöhnen. Allein die Botschaft des Königs erreichte ein solches Geschrei unter den Carbonari, und sowohl im Parlament als in der Hauptstadt so heftige Bewegungen, daß nun alle Hoffnung verschwand. Das Parlament setzte die beiden Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern in Anklagestand, und alle sechs Minister hielten es für Pflicht, ihre Stellen niederzulegen. Der König reiste ab; aber obgleich kein vernünftiger Mensch nunmehr noch an dem Kriege zweifeln konnte, so wollte die herrschende Partei doch den Glauben daran immer noch nicht aufkommen

Digitized by Google

lassen, und in dieser thörichten Sicherheit ließ man die Anstalten der Vertheidigung noch mehr verfallen.

Als nun der Krieg entschieden war, wurde Carascosa vom Kronprinzen, Reichsverweser, zum Oberbefehlshaber des ersten Armeecorps ernannt. Er weigerte sich lange, diesen schwierigen Auftrag zu übernehmen, und gab erst alsdann nach, als ihm ein eigenhändiger Befehl des Königs vorgezeigt wurde, während seiner Abwesenheit sowohl militairisch als administrativ alles zu thun, um das angefangene Werk zu behaupten. Er wirft sich aber dennoch die Annahme des Commandos als eine Schwachheit vor, die er ewig bereuen werde. Denn er habe die vollkommene Ueberzeugung gehabt, daß er sowohl aus allgemeinen Ursachen, als besonders in seinen persönlichen Verhältnissen nichts werde ausrichten können. Die besten Truppen waren in Sicilien abwesend, und die übrigen wurden, aus persönlichen Rücksichten auf den General Pepe, noch in zwei von einander gänzlich unabhängige Corps getheilt, davon Carascosa das erste, Pepe das andre anführen sollte. Das erste Corps bestand aus drei Divisionen, unter den Generalen Ambrosio, Arcovito und Filangieri. Es hätte complet 25,000 Mann stark seyn sollen, hatte aber nicht mehr als 16,450 Mann und 1450 Pferde unter den Waffen. Das zweite Corps war 7800 Mann stark. Der größte Theil dieser Truppen bestand aber aus Leuten, welche früher vom Kriegsdienst wieder entlassen worden (nach Ablauf ihrer Dienstzeit), und welche auf General Pepe's Vorschlag wieder alle dazu einberufen worden waren. Sie waren, der Mehrzahl nach, diesem Rufe sehr ungern gefolgt und brannten vor Begierde — wieder nach Hause zu kommen. Der Nachfolger des Verfs. im Kriegsministerium, General Parisi, hatte nicht nur nichts gethan, um die Armee zu verstärken und in Vertheidigungsstand zu setzen, sondern er hatte sogar das bereits Geschehene wieder zerfallen lassen. Er wurde endlich durch den General Colletta ersetzt, welcher eine große und zweckmäßige Thätigkeit bewies; aber nunmehr war es zu spät, und zu ernstlicher, beharrlicher Gegenwehr die Mittel nicht vorhanden. Man verstärkte zwar die Armee durch Landwehr, aber die meisten kamen bei derselben ohne Waffen an, und die wenigsten hatten Lust, sich zu schlagen. Ein Bataillon Landwehr von Sannio, 700 Mann stark, hatte nur siebzehn brauchbare Flinten. Die Desertion war schon im Anfange des März so groß, daß in der Nacht vom 2. Mai 142 Mann vom zweiten Linienregiment, und in der folgenden 100 Mann vom Regiment der Königin davon gingen. Auf das bloße Gerücht, daß fünf österreichische Reiter nach Ceprano gekommen seyen, ergriffen zwei Bataillone Landwehr aus Salerno, mit welchen der Posten von Pontecorvo besetzt war, die Flucht.

Mit den Details der Operationspläne und militairischen Maßregeln des Verfassers, wollen wir die Leser verschonen. Das Parlament fing selbst an einzusehen, daß die Nation, welcher es sonst an Energie gewiß nicht fehlt, doch in der Verfassung nichts fand, was sie zu kräftigen Anstrengungen und Aufopferungen gereizt hätte, und daß ein kräftiger Widerstand nur die Sache verschlimmern könne. Doch konnte es sich nicht entschließen, den ersten Schritt zu thun, sondern wollte auf neue Friedensvorschläge Oesterreichs warten. Denn man besorgte, daß der politische Fanatismus, wenn es bekannt würde, daß man selbst dergleichen Vorschläge gemacht habe, grobe Ausschweifungen herbeiführen werde, und ein Deputirter hatte die Schwachheit, dem Verfasser zu sagen: „General, wir stehen auf der Schneide eines Schwertes; wenn man erführe, daß wir Unterhandlungen anfingen, man würde uns alle ermorden.“ Man fürchtete besonders die jungen Leute, welche am meisten vom politischen Schwindel ergriffen waren. General Colletta hatte den Muth, den Vorschlag zu Unterhandlungen im Conseil der Minister zu machen. Der Kronprinz wollte eine so große Verantwortlichkeit nicht übernehmen und war der Meinung, das Parlament dazu aufzufordern. Auch dies lehnte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welchem eine solche Eröffnung eigentlich zugekommen wäre, von sich ab, und Colletta entschloß sich auch dazu. Das Parlament erklärte ihn zwar nicht mehr, wie die vorigen Minister bei einem ähnlichen Anlaß, für einen Staatsverräther, suchte sich aber mit der Erklärung, daß diese Angelegenheit zu den Befugnissen der vollziehenden Gewalt gehöre, aus der Schlinge zu ziehen. Endlich vereinigte man sich zu Absendung des Generals Fardella an den König nach Florenz.

Während man auf diese Weise noch einiger Hoffnung zu gütlicher Ausgleichung Raum geben konnte, und auch die österreichische Armee in ihren Unternehmungen zu zögern schien, gelang es dem General Carascosa, auch die Vertheidigungsanstalten zu verbessern. Er hatte die Landwehr gemustert, alle untaugliche Leute zurückgeschickt, und der Geist der Armee war durch gute Nahrung und richtige Auszahlung des Solds von der einen Seite, wie von der andern durch strenge Disciplin und das Beyspiel der Garde gehoben worden. Es wurden Verschanzungen angelegt, und alle diese Mittel würden den Unterhandlungen Nachdruck gegeben haben, als mit Einem Male die Unbesonnenheit des Generals Pepe alles verdarb. Am 7. März Abends erhielt Carascosa ein Schreiben des Ministers von Neapel mit der Nachricht, daß Pepe an dem nämlichen Tage die Oesterreicher angreifen wolle, und Carascosa ihn unterstützen solle. Er schickte sofort einen Officier an Pepe ab, um mit ihm die Unterstützung zu verabreden, welche er bei seinen Operationen von Carascosa erwarte. Am 9. März früh wurde Carascosa zu einem Kriegsrathe berufen, welcher unter Vorsitz des Kronprinzen zu Capua gehalten wurde. Dort entwickelte er seine Gründe, aus welchen er das Vorhaben des Generals Pepe, die Offensive zu ergreifen, für höchst unklug und verderblich halte. Man überzeugte sich von ihrer Richtigkeit, und es gingen sogleich an Pepe die bestimmtesten Befehle

ab, nicht anzugreifen, sondern sich schlechterdings auf die Vertheidigung zu beschränken. Aber es war zu spät.

Taub gegen alle Vorstellungen seiner Officiere, besonders des Generals Ruffo und des Oberstlieutenants Cianciulli, hatte Pepe schon am 7. März den Angriff bei Rieti unternommen. Er hatte zum Grunde angegeben, daß die Armee im Begriff sey, sich aufzulösen, wenn sie nicht ins Feuer geführt werde. Wirklich waren auch am 6. März Abends drei Bataillone Landwehr desertirt. Das Gefecht hatte nur wenige Stunden gedauert; die Landwehr war mehr durch das Getöse als durch die Wirkungen der österreichischen Artillerie in Schrecken gesetzt worden und auseinander gelaufen, das einzige dritte Linienregiment, unter Ruffo, hatte Stand gehalten und den Rückzug gedeckt, indem es, noch 700 Mann stark, Antrodocco besetzte. Pepe war mit der Artillerie nach Aquila zurückgegangen; sein ganzes Corps war auseinander gesprengt; die Landwehr plünderte in den Dörfern und gerieth in förmlichen Krieg mit den Bauern; nur die Cavallerie war noch beisammen. Die Soldaten nahmen ihre Zuflucht zu der gewöhnlichen Ausrede der Ausreißer, daß sie von ihren Anführern verrathen worden seyen.

Daß nach diesem Ereigniß General Carascosa mit seinem ersten Corps in große Verlegenheit versetzt wurde, ist leicht zu erachten. Die unter seinen Befehlen stehende Garde erklärte, daß sie, nach der Proclamation des Königs, nicht fechten und bei Annäherung der Oesterreicher das Gewehr strecken werde. Ob nicht für den General selbst eine Erklärung, wodurch er sich mit seinem ganzen Corps zur eignen, freien Disposition des Königs gestellt hätte, das Klügste gewesen wäre, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Truppen überhoben ihn endlich der Fassung eines solchen Entschlusses, denn sie gingen nach und nach ebenfalls auseinander. Die gänzliche Auflösung erfolgte am 16. und 17. März, augenscheinlich vermittelst eines allgemeinen Einverständnisses, welches nur durch die Carbonari möglich gewesen war. Am 20. März wurde bekanntlich ein Waffenstillstand geschlossen, und die Revolution war zu Ende.

Wenn irgend ein Buch dazu gemacht ist, die Furcht vor gewaltsamen Bewegungen zu zerstören, so ist es die vorliegende Schrift. Mit welchen geringen, einfachen Mitteln hätte die neapolitanische Revolution vermieden werden können! Eine Regierung, welche sich des pflichtmäßigen Strebens nach Gerechtigkeit und naturgemäßer Entwickelung der menschlichen Kräfte bewußt ist, bedarf nur des Vertrauens auf sich selbst, um jede Revolution unmöglich zu machen. Andre mögen aus solchen Schriften lernen, was mit dem Unwesen geheimer politischer Brüderschaften ausgerichtet wird. Die mächtige Secte der Carbonari vermochte wohl das Bestehende zu stürzen, aber nicht ein dauerhaftes Gebäude an dessen Stelle zu setzen. Aber auch die Lehre gibt das Buch, wenn die Welt noch deren bedürfte, daß man nicht dergleichen Verbindungen stiften muß, wenn man nicht darauf gefaßt seyn will, sie in der Folge als sehr unbequeme Verbündete, wo nicht als Feinde kennen zu lernen.

29.

---

## Guerillas oder Miquelets.

Ueber Spanien erscheinen in Paris fortwährend eine Menge Schriften, die alle Absatz finden. Alte und neue dort bestandene Abenteuer werden beschrieben, Sitten und Gewohnheiten der Spanier geschildert. Unter allen zeichnet sich besonders Les guerillas et les miquelets aus. Ueber beide ist zwar auch schon viel geschrieben worden, und besonders über die erstern. Indessen findet man hier Manches, das sonst weniger bekannt ist. „Hirten und Schäfer, sagt der Verf. unter andern, weiden mit anscheinender Sorglosigkeit ihre Heerde, aber sie dienen als Spione, und ihre Pfeife, die von Felsen zu Felsen den Ton wiederhallen läßt, benachrichtigt die versteckten Guerillas. Diese trinken und essen mit den Franzosen in den Städten, wo sie, in ihre Mäntel gehüllt, herein kommen, sehen und belauschen alles, kundschaften den Abgang der Kranken, der Kassen, der Transporte aus und sind da, wo sie kein Mensch erwartet hätte. Sie kommen und verschwinden gleich schnell. Der Felsen hat seine Höhlen, seine Gänge, und aus ihnen brechen sie hervor. Oft liegen einige Hundert am Rande einer Abdachung. Jetzt geht ein Pistolenschuß los, und gleich einer Horde Araber, brechen sie hervor, morden, rauben, und weg sind sie. — Die Miquelets zeichnen sich besonders durch rücksichtslose Grausamkeit aus, die keines Menschen schont. Gefangen, kann jene, so wenig wie diese, etwas beugen. Ihr Auge scheint zu sagen: Wagt es nur, uns zu tödten! „Los hombres estan aqui!“ (Die Männer sind schon in der Nähe!)

20.

---

## Bemerkung.

„C'était une de ces vieilles personnes qui ont le bonheur de dérouler toute leur vie, aux yeux des rois, sans savoir rien de ce qui se passe à la cour.“ So sagt Madame Campan in ihren Mémoires, die ich für eines der ernsthaftesten Bücher unserer Zeit halte, von einer alten Kammerfrau Marie Antoinettens von Oesterreich. Es ist etwas Erhabenes in diesen Gedanken, wie in dessen Ausdruck. Mir däucht, es ist in Parallele zu stellen mit dem, was man von einem alten Aufwärter in einem Pesthospital sagen könnte: „Er spann sein ganzes Leben unter der furchtbaren Zuchtruthe des Herrn der Welten aus, ohne je von ihr getroffen zu werden.“ — Diese Madame Campan, durch Geist und Herz zu etwas Besserem geeignet, hat das Talent, als königliche Kammerfrau, die Höflings-Denkart bis zu einer wirklichen Erhabenheit zu steigern.

62.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 246.

24. October 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 4. Huldigung den Frauen.

Von allen deutschen Taschenbüchern für 1824, welche ich in und unter Händen gehabt habe, ist die Castelli'sche Frauenhuldigung das kleinste, und ich muß gestehen, daß es mir schon darum gefällt. Denn die kleine Literatur, die Quincaillerie-Waare des deutschen Schriftsteller-Marktes, wie wir das, was die Taschenbücher uns liefern, nennen könnten, soll sich nicht in dicken, breiten und langen Schalen und Kapseln zur Schau stellen, sondern fein bescheiden und artig sich in ein kleines Format einschmiegen, bedenkend, daß ein Taschenbuch in die Tasche, und nicht in einen Quersack oder auf ein Regal gehört. Ein großer und starker Almanach kömmt mir vor wie ein Zwerg, der drei und dreißig Westen, Röcke und Hosen angezogen hat, um zu einem Riesen zu werden, und ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren in Berlin ein Almanach in Quarto, unter der Firma einer Sängerfahrt, in das Publicum hinausschiffte, welcher, blos seines Gewichts wegen, ohne Rettung in dem Strom der Zeit gleich bei der ersten Ausfahrt ertrank. Für eine Frauenhuldigung, die auch wohl einmal verstohlen in einen Strickbeutel schlüpfen muß, ist aber das kleine Format noch unerläßlicher, als für einen andern Almanach, der einer Göttin oder Muse huldigt, welche offene und breite Altäre haben. Außer dieser Kleinheit zeichnet sich aber die vorliegende Frauenhuldigung auch noch durch die bunte Mannichfaltigkeit ihres Inhalts aus; denn sie enthält nicht weniger als 71 verschiedene Gaben in Prosa und Versen von 46 verschiedenen Autoren männlichen und weiblichen Geschlechts, Lebendigen und Todten *), Freiherren und Bürgern, Schauspielern und Theaterökonomen **). Die vielen Gaben sind aber wieder von der verschiedensten Qualität und Form: rührend und pudelnärrisch, fromm und frivol, romantisch, antik und orientalisch, und, was sich von selbst versteht, gut, erträglich und erbärmlich. Man möchte bei der Betrachtung dieses Almanachs also leicht auf die Vermuthung gerathen, Herr Castelli huldige mit demselben dem veränderlichen und launigen Wankelmuthe des schönen Geschlechts, welchem zuweilen das Beste nicht gut genug und das Schlechteste nicht schlecht genug ist, um sich daran zu ergötzen. Unter den Autoren der Frauenhuldigung finden wir viele Namen, die wahrscheinlich zum ersten Male über die österreichische Grenze gehen, und, als literarisch unmündige Ausreißer, in eine Correctionsanstalt ihres Vaterlandes zurückgeschickt werden müssen, um dort recensirt zu werden. Wenn die Oesterreicher sich gegen uns Norddeutsche mit Censurgittern umziehen, so wollen wir Norddeutsche, die wir vor politischer Ansteckung sicher sind, uns hüten, von dem Genusse der unreifen ästhetischen Früchte aus Oesterreichs Dichtergärten die Ruhr zu bekommen, und wir warnen Herrn Castelli vor der fernern Einschwärzung solcher Waare. Ich fühle schon Bauchgrimmen von den Reimen eines Sonnett-Quatrains auf der 184sten Seite:

> Und wieder freundlicher wird Alles bald,
> Am Fuße prangen Ros' und Lili — e,
> Und dieser Wechsel, den kein Pinsel malt,
> Malt selber sich im spiegelklaren See.

Nun, ein Recensent überwindet das schon — wie aber eine zarte Dame? Gott behüte sie vor solcher Huldigung!

Wir wollen nur das Gelungene unter den 71 Beiträgen bezeichnen, und dazu werden wir die Zahl wohl umkehren müssen. Zur Abwechselung werde aber auch ein und das andre eminent Schlechte berührt!

Der Herausgeber, Herr Castelli, hat ein munteres Trinklied für Frauen gesungen, das auch wohl ein Mann mit Vergnügen lesen mag; dagegen ist sein Gedicht: Das rechte Licht, bei rechtem Lichte besehen, nichts Rechtes. Helmina von Chezy gibt ein zart empfundenes Lied: Abschiedskränze, und W. Gerhard's Monatsgedichte sind geistreich erfunden und geschickt ausgeführt. Die köstlicheren Gaben von Franz Gräffer gehören keinesweges zu den köstlichen Gaben des Taschenbuchs und sind von einem recht platt getretenen poetischen Gemeinplatze genommen, auf dem Hans und Kunz sich schon müde geleiert haben:

*) Louise Brachmann.

**) Lembert und Treitschke.

Die Rosen ihrer Wangen
Entzücken meine Brust,
Bei ihres Busens Prangen
Durchströmt mich heiße Lust.

Ihr Haar in goldnen Ringen
Bezaubert meinen Blick,
Der Arme hold Umschlingen
Vollendet still mein Glück.

Doch noch weit süßre Gaben
Ziehn mich zur Zauberin,
Die köstlicher noch laben
Den innern, edlern Sinn rc. rc.

Glücklicher Weise findet sich in diesen Versen ein curioser Druckfehler, Burst statt Brust, welcher denn doch etwas Neues ist in der alten Alltäglichkeit solcher Poesie. Joseph von Hammer hat ein Paar orientalische Edelsteine aus seinem reichen Schacht abgeschlagen und deutsch gefaßt, und Haug fehlt auch hier nicht mit einigen Brosamlein. Theodor Hell singt von dem ehelichen Liebesglück so wahr und warm, um, als angehender Hagestolz, das Sprichwort von dem Blinden, der von der Farbe spricht, zu Schanden zu machen. Friedrich Kind und Joh. Gabriel Seidel haben zwei Romanzen in gutem Tone und von echtem Stoffe geliefert, der Bergknapp und die Schneebraut. Die letztere, ein schönes Alpenbild, stellt eine Gletscher-Nymphe dar, die einen wilden Gemsjäger liebt:

Als Alpenröslein neigt sie oft
Ihr Blütenhaupt ihm zu,
Als Zephyr wiegt sie unverhofft
Ihn still in weiche Ruh;
Oft droht sie wild als Nebelbild
Vom Schreckhorngipfel ihm,
Durchbrauset oft das Schneegefild
Mit bösem Ungestüm.

Aber der Jäger achtet der Nymphe und ihrer Liebe nicht.

Drob glüht die Nymph' in grauser Glut,
Er hat's ihr angethan,
Und sey's in seinem rothen Blut,
Sie muß ihn doch umfahn;
Sie muß an seine Brust die Brust
Anschmiegen weich und warm,
Muß einmal büßen ihre Lust
In Gemsenjägers Arm.

Drum schmückt sich, wild von Glut erfaßt,
Mit vollem Schmuck die Maid,
Wirft um den Leib in voller Hast
Ihr Berglavinenkleid,
Reiht um ihr Haupt das Zackenband
Mit eisdemantnem Haft,
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da steht der schöne Jägersmann
Am hohen Alpensteg;
Die Nymphe schaut's und eilt heran
Auf schrägem Felsenweg;
Er sieht sie nahn, sie sieht ihn fliehn,
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er sich, da faßt sie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da stürzt sie sich mit ihm hinab
Auf's himmeltiefe Pfühl
Und treibt im kühlen Felsengrab
Mit ihm ihr Liebesspiel.
Manch einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht wohin er kam;
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam.

Krug von Nidda hat eine kleine Novelle in Romanzen von leichtem Tone bearbeitet, die auf schnellen Flügeln uns nach der Insel Martinique und von da nach Algier, Smyrna und Konstantinopel trägt, wo die Heldin der Erzählung, eine schöne Kreolin, Aline, Sultanin wird.

So viel von den poetischen Gaben des Taschenbuchs. Unter den Erzählungen nennen wir zuerst den Bluträcher von Caroline Pichler, welchem folgende Anekdote zu Grunde liegt: *)

Ein Indier in Nordamerika tödtete zufälliger Weise einen andern von seiner eigenen Nation. Der Bruder des Erschlagenen ging in die Cabane des Mörders, und als er in derselben eine Frau nebst einigen jungen Kindern erblickte, fragte er jenen, ob diese seine Kinder wären. Als der Hausherr dies bejahte, sagte jener zu ihm: „Wenn gleich meines Bruders Blut um Rache schreit, so werde ich dennoch, da deine Kinder so jung sind und ihre Mutter noch nicht versorgen können, für jetzt gegen diese Stimme taub bleiben." Hiermit verließ er die Hütte und lebte mit dieser Familie friedlich. Kaum war aber der älteste Sohn herangewachsen und hatte den ersten Hirsch geschossen, so ging er von neuen zu dem Mörder. „Nun, sagte er, habe ich dir lange genug Frist gegeben, ich kann nicht länger der Stimme meines Bruders widerstehen; er fordert laut dein Blut. Dein Sohn ist im Stande, die deinigen zu ernähren, jetzt mußt du deine Schuld bezahlen."

„Ich bin bereit zu sterben, antwortete jener, und danke dir für deine lange Nachsicht." Weib und Kind brachen bei diesen Worten in laute Thränen aus, allein der Vater verwies dem Sohne seine Weichlichkeit und sagte: „Vergossest du Thränen, als du den Hirsch tödtetest? und wenn du ihn mit trockenen Augen konntest sterben sehen, warum weinst du jetzt um mich, da ich bereit bin, dasjenige zu leiden, was unsre Sitten auf das Gerechteste fordern?"

Unbeweglich gegen sein eigenes Blut, forderte er jetzt den Bruder des Erschlagenen auf, seine Pflicht zu thun, und empfing mit unerschüttertem Muthe den Todesstreich.

Wer diese Anekdote nicht kennt, wird die charakteristisch eingekleidete Erzählung mit Interesse lesen, wer sie aber kennt, den wird die einfache Einkleidung nicht fesseln können.

Huldigung den Frauen, von Ludwig Halirsch, ist ein hasenfüßiger Schwank, der nur launiger oder doch witziger seyn sollte, um anzusprechen.

Der Flüchtling, eine Reliquie von der unglück-

*) S. Taschenbuch der Reisen. 1804. S. 221 ff.

lichen Louise Brachmann, ist eine Geschichte aus dem Hussitenkriege, in welcher ein flüchtender Knabe, der mit seinem Großvater Obdach und Pflege in einer stürmischen Nacht bei einem mitleidigen Müller findet, späterhin die Tochter dieses Müllers, ohne sie zu kennen, aus den Händen räuberischer Soldaten rettet und nachher heirathet. Was läßt sich gegen eine so unschuldige Geschichte einwenden, noch dazu, wenn sie von einer Verstorbenen ist, die sie und sich doch nicht verbessern kann, da in jenem Leben wohl keine Recensionen von hier unten gelesen werden mögen?

Der Glückspilz und der Unglücksvogel, eine Anekdote von Lembert, die allenfalls des Erzählens, des Lesens aber eben so wenig wie des Schreibens werth ist.

Der große Rittmeister und das kleine Minchen, von dem Herausgeber der Frauenhuldigung, kündigt sich als eine Erzählung aus dem Leben an. Im Leben muß man Alles geschehn lassen, was man nicht hindern kann, aber in der Literatur wollen wir uns dem widersetzen, was nicht in sie hinein gehört, und dazu ist ohne Zweifel diese Erzählung aus dem Leben zu rechnen. Ein wackrer und hübscher Rittmeister, der aber etwas groß ist, liebt eine kleine capriciöse Försterstochter und will sie heirathen. Minchen aber will ihn nicht, weil er zu groß ist. Das nimmt sich der gute Mann so zu Herzen, daß er in den Krieg zieht und sich seine beiden zu langen Beine abschießen läßt; und als Minchen, der unterdessen, wie durch einen Traum, die Liebe eingeimpft worden ist, in das Lazareth kömmt und sich dem Bette des Amputirten nähert, empfängt sie dieser mit dem Scherze: Nun, Minchen, jetzt haben mich die Feinde etwas gekürzt, und ich bin so groß als du. Dein, auf ewig dein! rief Minchen u. s. w. u. s. w. Der alte Vater des Mädchens weint nun noch zum Schlusse einige Freudenthränen über die proportionirliche Heirath zwischen dem amputirten Großen und der unverschnittenen Kleinen. „Martin (ein alter Jäger) war in seinem Seelen-Gaudio, dem kleinen Minchen aber war ihr Glück fast zu groß." Ipsissima verba und genauer Abdruck mit den drei letzten Worten in gesperrter Schrift!

Das heißt doch eine amputirte Erzählung, die sich von ihrem Helden nur dadurch unterscheidet, daß seine Amputation nur die Beine weggenommen hat, die der Erzählung aber Kopf und Herz sehr empfindlich angeschnitten zu haben scheint. Huldige doch, Herr Castelli dem Schönen; das ist die beste Huldigung den Schönen! Er hat ein angenehmes Talent für die leichte, gesellige Poesie und Prosa; aber in Lazarethen kann sich das nicht geltend machen.

J. Jeitteles hat, statt eines Beitrags, einen Entschuldigungsbrief geliefert, der, wenn wir das in Betracht ziehen, was die, welche sich nicht entschuldigen, beigesteuert haben, zu den willkommensten Gaben gerechnet werden muß.

Ein kleiner Aufsatz von Fechner über die Macht und Würde der Frauen verspricht durch seine Ueberschrift Phantasie mehr von der Waare seines Aushängeschildes, als wir in ihm finden. 58.

---

## Das Schloß Merina. Von L. Reinhart.

(Vergl. Abendzeitung Nro. 193. d. J.)

Wir sollen jedes Kunstwerk — und Kunstwerk ist meines Bedünkens Alles, was der Mensch mit freiem Willen zu einem bestimmten Zwecke hervorbringt — aus sich selbst beurtheilen. Dem kühlen Beobachter kann beim Anblick eines Kunstwerks die Haut schaudern (wie z. B. bei den vielen, hinter dem warmen Ofen gemalten Erfrierungsscenen des russischen Feldzugs), und er wird doch dessen Schönheiten anerkennen: ich beginne deshalb damit, die Beschreibung des Schlosses Merina, von Herrn L. Reinhart, welche ich in der Abendzeitung fand, für sehr gelungen zu erklären. Sie ist fließend, blühend und gefühlvoll vorgetragen; was mir weiter bei Gelegenheit ihrer zu sagen am Herzen liegt, ist ganz allgemein und verkleinert das Verdienst des Herrn Reinhart nicht im Geringsten.

Ich habe seit einigen Jahren die Hinneigung mehrerer deutschen Erzähler bemerkt, ihren Farbekasten mit einem Regenbogenfärbchen zu versehen, das ihnen zu Schilderungen russischer Herrlichkeiten dient. Das Färbchen ist gut und charakteristisch componirt: Hängeleuchter, Wachskerzen, Zimmergeräth von Mahagoni, Zobelpelze, türkische Shawls, heldenmäßige Kosaken, ritterlicher Adel — die Damen glänzend schön, etwas leidenschaftlich und sehr unstät. — Mit diesen Farben bringt man ein recht buntes Gemälde hervor, und kein Mensch kann es beurtheilen; denn wenn der Franzose sagt: „Wer weit herkommt, hat gut lügen," so könnte man auch behaupten: „Wer von der Ferne spricht, hat gut erzählen." — Diese Neigung, das Fremde den Deutschen recht angenehm zu machen, ist nichts Neues; sie hat nur einen neuen Gegenstand gefaßt. In meiner Lebenszeit sah ich schon die Franzosen, dann die Engländer, dann den unbestimmten Süden, den Schauplatz oder die Schauspiele zu unsern Erzählungen hergeben; nun versucht man die Russen zu einer volksthümlichen Ansicht zu bringen.

Diese vorerwähnte Verherrlichung Rußlands geht auch, unbeabsichtigt von dem Verfasser, aus dem erwähnten artigen Aufsatz hervor. Sie ist die Folge jenes Regenbogenfärbchens, bei welcher kein moralischer, allgemein menschlicher Grundton berücksichtigt wird. Der verehrliche Verf. beschreibt uns das Schloß Merina, im Besitze eines der vortrefflichsten russischen Fürsten, in einer der schönsten Gegenden des weitschichtigsten Reiches der Erde. Zufällig erwähnt er am Eingang die Versammlung und den Abzug von mehreren hundert Leibeignen, welche bestimmt sind, ein neu zu erbauendes Dorf zu bevölkern, das besagter Fürst seinem fünfjährigen Sohne zum Geschenke bestimmt. Diese Bevölkerungsschaar hatte er aus den Leibeignen seiner übrigen Güter ausgelesen, und sie wurden nach einer — sehr lebendig geschilderten — kirchlichen Feierlichkeit an ihren Bevölkerungsort abgeschickt. Herr Reinhart macht ein sehr anziehendes Bild des kleinen fünfjährigen, zu ihrem Herrn bestimmten Knäbchens, das wie ein Engelchen unter ihnen umhergeht und, bald eines Greises, bald eines Kindes Hand fassend, fragt: Bist du mein? —

Die Beschreibung des Schlosses zieht die Erwähnung mancher, in der Absicht sehr lobenswürdiger Einrichtungen nach sich, worunter die einer Erziehungsanstalt für die Töchter der Leibeigenen besonders herausgehoben ist. Der moralische, allgemein menschliche Grundton, den ich jedem Kunstwerk und auch der Beschreibung von Merina wünschte, leitet sich aus dem Gegenstand selbst ab. Es ist in ihr von Menschenbeglückung durch Menschenbildung die Rede. Diese muß freilich unter jedem

Volk, in jeder Zeit eine eigne seyn; denn sie arbeiten an Völkern, die auf ganz verschiednen Stufen der Entwicklung stehen. Auf welcher Stufe die russischen Völkerschaften stehen, ist uns bekannt, und dem zu Folge mußte der Grundton dieser Beschreibung ernste Wehmuth über die tiefe Stufe solcher Unterthanen und solcher großmüthigen Fürsten seyn — welches letztere die lebhafteste Anerkennung ihrer Absichten nicht ausschloße, aber die richtige Schätzung der von ihnen gewählten Mittel zur Bedingung machte. In der Zeit, in der wir leben, unter den Völkern — von der Newa westlich gerechnet — unter denen wir geboren sind, sollte ein Schriftsteller doch eine Meinung über die gesellschaftlichen Verhältnisse ausdrücken, welche einem Gutsherrn erlauben, Menschen umherzutreiben wie Heerden; sollte eine Meinung ausdrücken, wenn er von einem Windelknäbchen spricht, das berechtigt ist, Greise und Kinder zu fragen: Bist du mein? Sollte es nöthig seyn, ihn aufmerksam zu machen, wie auf diesen zwei Vorgängen die Geschichte des alten Europas beruhen könnte? — Bedarf ich es, die gefühlvollen Leser auf den Mißton zu deuten, der aus dem hülflosen Kinderalter und dem Gewohnheitsbegriff, Menschen als Eigenthum zu betrachten, hervorgeht? Das ist einer der Gegenstände, zu denen mir das erwähnte Regenbogenfärbchen nicht ersprießlich scheint.

Die Erziehungsanstalt auf dem Gebiet des Schlosses Merina lehrt die Töchter der Leibeignen (aus welchen jene, zur Bevölkerung des neuen Dorfs bestimmte Heerde zum Theil zusammengelesen wurde), Sticken, Putzarbeit, Verfertigung künstlicher Blumen u. s. w. Wenn ihre Erziehung vollendet ist, werden sie — wahrscheinlich an die fürstlichen Verwandten — als Dienstboten abgegeben. Der Verfasser macht eine furchtbare Beschreibung des verwahrlosten, entmenschten Zustandes, in welchem sich des vortrefflichen Fürsten Landeskinder vor ihrer Aufnahme in das Institut befinden. Abgemergelt, halb nackt, von Unflath und Ungeziefer starrend. Die Fertigkeiten, zu denen man sie nebst Lesen, Schreiben, Rechnen, wie oben erwähnt ward, gewöhnt, vermögen jedoch nicht, wie der Erfolg gelehrt hat, alle bösen Neigungen in ihnen auszurotten, sondern es bleiben deren übrig, durch die sie, wie Herr Reinhart sagt, die Geißel der Familie werden, in die man sie aufnahm. Um die entgegengesetzten Tugenden in ihnen zu entwickeln, hat die Fürstin eine Art Rosenfest gestiftet, bei welchem Sittsamkeit und Heirathen als Ursache und Wirkung aufs Artigste dramatisirt werden. Das Rosenfest von Salency im fünften Jahrhundert, vom heiligen Medard gestiftet, von dem Büsching sehr ernsthaft sagt: „Diese Stiftung hat seit der Zeit rechtschaffene Gesinnung und gute Sitten in diesem Dorfe erhalten" — dreizehnhundert Jahre lang! das sollte man nachmachen! Die Rosenmädchen in Merina werden „in weißen Tafft gekleidet, mit Flor und Blumen geschmückt, auf einem offnen Wagen im Dorf herumgefahren," und es geht dabei wie in Salency unter Ludwig XIV. bei dem Erneurer des Rosenfestes von Herrn Pelatier de Marfontaine zu.

Ich glaube, es bedarf keiner weitern Erörterung, warum mir die Beschreibung von Merina ein regenbogenfarbiges Gemälde auf einem sehr trüben Grunde schien. Dort ein Kind, das seine Mitmenschen gesetzlich, wie sein Steckenpferd, mein nennen kann; hier leibeigne Mädchen, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Wesen geboren, die man zu Putzmacherinnen erzieht, und um sie aus dem Schlamm roher Sinnlichkeit zu heben, im Schmuck von Operntänzerinnen zur Schau fährt. — Ich verehre die Absichten des Herrn von Merina, allein Deutschen, die ihre Jugend seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts verlebten, wäre eine ernstere Ansicht des hier erwähnten Gegenstandes, und ähnlicher in jenem Lande, zu wünschen.

62.

## Wie sollte man jetzt Geschichte schreiben?

Die Geschichte ist das Erinnerungsbuch der Völker. Sie können aus der Kunde dessen, was geschah, abnehmen, was wieder geschehen wird. Aber mit jedem Tage wird diese — Actensammlung größer. Die Geschichtschreiber häufen die Thatsachen in einer Art, daß der unerschrockenste Leser vor dem Berge ihrer — Bücher zurückbebt. Schon zu Voltaire's Zeit fanden sich nur über die französische Geschichte gegen 20,000 Bände vor? Der eifrigste Literaturfreund hätte nicht alle durchlesen können, wär' er auch hundert Jahr alt geworden. Die Welt wird nachgerade alt und damit geschwätzig. Frau von Stael warf den alten Geschichtschreibern — gewiß mit Unrecht — Mangel an philosophischem Ueberblicke vor. Mit Recht kann man den neuern zur Last legen, sie wissen kein Maß zu halten. Selbst wer nur im Auszuge erzählt, weiß nicht damit umzugehn. Er kürzt meist ab, aber er trifft keine Wahl. Er sorgt dafür, daß nicht der Name des unbedeutendsten alten Fürsten verloren gehe, und übergeht Dinge, die unmittelbar ins Leben der Völker eingreifen. Und doch haben die Sachen mehr Werth, als die Menschen, die darin eine Rolle spielen. Die größten Helden, die die Geschichte aufstellt, stehen fast jedem — Romanhelden nach. Man halte sich an jene und spreche nur wenig von diesen. Was kümmert uns die älteste Völkergeschichte? Erzählt sie mehr als fabelhafte Ereignisse oder schreckliche Barbareien? Kämpfe der Völker gegen Tyrannen und immer wiederkehrenden Despotismus? Wie kurz läßt sie sich, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, fassen! Rollin bedurfte, das Treiben des römischen Volkes zu erzählen, zehn Bände. Florus und Montesquieu machten sie mit zwei Bändchen ab, und doch übersah jener kein großes Ereigniß und dieser schilderte jede Ursache des Wachsthums wie des Verfalls dieses ersten der Völker. Die Geschichte aller Tyrannen läßt sich mit dem Toben und Treiben einiger Weniger abmachen. Wer die Schilderung des Sylla vom Plutarch, des Tiberius vom Tacitus, des Nero vom Sueton gelesen hat, hat genug. Ein wenig mehr, ein wenig — weniger, was kümmert es die Geschichte? Sie gibt jedem spätern die ihm gebührende Stelle als solchem und ist fertig. Gilt es, zu erzählen, wie Tyrannen gestürzt wurden: — wenn wir das Geschick vom Dionysius, vom Tarquinius, von den Stuarts lesen, werden wir jede andere ähnliche Begebenheit mit zwei Worten abmachen können. Wie ein freies Volk in Sklaverei gerathe — es bedarf nur die genaue Mittheilung vom Zustande Athens unter dem Pisistratus, Roms unter dem Octavius, Englands unter Karl I. Will man wissen, wie sich die Freiheit bildet: man studirt den Aufstand der Schweiz, den Abfall der Niederlande, der nordamerikanischen Staaten. Solche Thatsachen können nicht sorgfältig genug in den einzelnen Umständen erörtert werden, damit ist aber das Urtheil von hundert andern gesprochen, die kaum des Nennens werth sind. Kurz, die allgemeine Weltgeschichte sollte jetzt geschrieben werden, daß Zeit und Ort weniger, als die Thatsachen, ihr Ursprung, ihre Folgen in Betracht kämen. Sie sollte nur die Thatsachen in Betracht ziehen, welche auf das Glück und die Unabhängigkeit der Völker Einfluß haben. Eine solche pragmatische Geschichte, meint ein Franzose im 25. Heft des mercure du XIX. siècle mit Recht, fehlt uns noch, und doch muß ihr Bedürfniß mit jedem Tage, bei den sich immer mehr häufenden und drängenden Begebenheiten fühlbarer werden, wenn nicht die ganze Geschichte eine Sammlung von tausend und abertausend Geschichtchen von meist tragischem Inhalte werden soll!

105.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 247.

25. October 1823.

## Das neue Spanien.

So kann man Spanien seit Napoleons Einfall wohl nennen. Was ist in demselben seit dieser Zeit nicht Alles neu geworden? was hat sich nicht seitdem dort verändert? und wer mag bestimmen, welche Veränderungen diesem Kopfe der Jungfrau Europa, in den nun, wie Einige behaupten, das revolutionaire Milchfieber aus der immer etwas unruhigen Brust gestiegen seyn soll — in Folge der jetzigen neuen Krisis noch bevorstehen?

Daß durch diese Krisis alle Blicke, helle wie dunkle, hoffende wie fürchtende, abermals angezogen worden sind, ist natürlich (sie sind es zum Theil in einem solchen Grade, daß man über dem Parteikampf jenseits der Bidassoa den heiligen jenseits des Hämus fast vergißt), und willkommen daher beinah jedes Werk, welches Aufschluß über dortige Ereignisse, Landesart, Sitten und dergleichen gibt; jedes sagen wir, selbst wenn es ein in Pfeilschifter'schem Geist geschriebenes ist.

Zwei Werke nun, die recht viel Aufschluß über frühere und etwas spätere Ereignisse in Spanien geben, besonders aber den Charakter und das Leben der Transpyrenäer nach Anschauung und Natur, und nicht blos nach mühsamer politisch-, historisch-, geographisch-, ethisch und weiß der Himmel was noch alles für Anschauung, schildern, sind neuerdings aus einem Verlage hervorgegangen, und wenn gleich verschiedenen nationalen Ursprungs, doch beide darin übereinstimmend, daß das Volk der Spanier ein gar eigenes, schwer zu behandelndes und überhaupt ein mit demselben auf gewaltsame Art nicht viel anzufangendes ist.

Das eine heißt: „Erinnerungen an Spanien, belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Mit einzelnen Beziehungen auf den gegenwärtigen Krieg, herausgegeben von Belmont.“ (Dresden 1823 bei Hilscher.)

Das andere aber sind die unter dem Titel: „Andeutungen zur Geschichte der spanischen Revolution“, nach der englischen von Edward Blaquiere besorgten Ausgabe, übersetzten Briefe des Grafen Pecchio (eines Piemontesers, der bekanntlich in Folge der Vorfälle von 1821 aus seinem Vaterlande entweichen mußte und Zuflucht in dem Lande nahm, dessen Constitution jenseits der Alpen proscribirt ward), die gleichzeitig in derselben Verlagshandlung erschienen.

Der Verfasser, nicht Herausgeber, des ersten Werkes, der hier verhüllt unter dem Namen Belmont auftritt, diente während des Napoleonischen Feldzuges unter den polnischen Lanciers so lange in Spanien, bis ihn und viele tausend Andere der Ruf des neuen Cäsars aus jenen heißen Gefilden weg in die kalten Steppen Rußlands führte. Er ist also Augenzeuge der Vorgänge während jener Zeit auf der Halbinsel und hatte als Mensch und Krieger, wie er selbst im Vorwort sagt, vielfache Gelegenheit „die spanische Nation bewundern und verachten, lieben und hassen zu lernen.“

In der That gab sie ihm auch, wie wohl Jedem, der unter gleichen Verhältnissen so nah mit ihr in Berührung kam, reichliche Veranlassung hierzu. Züge von heroischer Tapferkeit und schmählicher Feigheit, von Edelmuth und Nichtsnutzigkeit, von Großmuth und Grausamkeit wechseln in dem von ihm aufgestellten Gemälde auf's Wunderbarste mit einander ab, und es wird dem Beschauer wirklich schwer, nach Lesung dieses Werkes zu bestimmen, unter welche Kategorie er Menschen setzen soll, die so verschieden handeln konnten. Das Eine steht indeß fest und wird klar, daß unter allen europäischen Nationen die spanische vielleicht die unfügsamste in Ertragung eines fremden Joches ist, und daß der, der das Land von einem Ende bis zum andern in Besitz hat, deswegen noch nicht denken darf, als sey es seiner Willkür nun schon verfallen. Napoleon war ein gewaltiger Herrscher, ein Kraftmensch, wie es wenige gab; seine Heere waren wie keine der neuern Zeit, und dennoch — — „Während die Kugeln seiner Belagerungsarmee durch die Straßen von Cadix sausten, organisirten die armee- und geldlosen Cortes, sicher fußend auf den Sinn der Nation, ihre Verfassung und vertheilten — ähnlich den alten Römern, die Hannibals sie umschließendes Lager verlooßten — die von ihm mit furchtbarer Heeresmacht niedergedrückten Provinzen.“

Man nennt so etwas Lehren der Geschichte, aber freilich geht es der guten Geschichte wie manchem andern Lehrer; man hört ihn an, weil man muß, und thut, was einem gefällt.

Unser Verf. Nr. 1 beginnt damit, eine kurze Beschreibung der spanischen Grenzprovinzen und Städte, und der Pyrenäenpässe zu geben. Seine Schilderung des Aufenthaltes in und um Bayonne ist für den nach Spanien ziehenden Militair eben nicht lockend. Unfreundliche, fast kalte Aufnahme in den Quartieren, der kaufmännische (nie sonderlich angenehme) mit Eigennutz und Speculation verschwisterte Ton in Bayonne, die schlechte Kost und die noch schlechtern Quartiere auf den umliegenden Dörfern, der, durch langjähriges Schmuggel-Handwerk nicht veredelte Charakter der Einwohner, der häßliche Jargon der Sprache, dies und vieles andre noch, meint er, würde die Neulinge der jetzigen Garde wohl nicht zu dem Ausruf: „Das waren mir selige Tage!" begeistert haben, und jene sich weit besser befinden, deren Marschroute durch des guten Heinrich IV. Vaterland laute.

Wohler wird einem, nach seiner Angabe, wenn man in die Gebirgskette der Pyrenäen tritt. Die romantische Schönheit der Gegenden, die Erhabenheit der Natur, entschädigt für die Monotonie der zurückgelegten Haiden und selbst der Charakter der Bewohner ist bei aller, den Gebirgsvölkern eignen Rauhigkeit angenehmer, wie der der Umwohner Bayonnes.

Zu den furchtbarsten Naturschönheiten soll ein Gewitter in den tiefen Thälern dieser Berge gehören. Der Verf. erlebte eines, als er seinen verwundeten Obristen, den nachherigen General eines Regiments Lancier von der Kaisergarde, Konopka, aus den Bädern von Barige mit einer kleinen Eskorte abholte. Der Pfad vor uns, erzählt er, war gleichsam mit Feuerwogen übergossen und aus allen Klüften heulte der Orkan. Der ganze Trupp, obschon lauter alte, geprüfte Soldaten, die dem Tode vor feindlichen Batterien oft genug ohne Beben ins Auge gesehen hatten, bangte bei diesem fürchterlich erhabnen Schauspiele und erst nach einer Stunde der heftigsten Ausladungen erkämpften sich die feuerschwangern Wolken einen Ausgang durch die Veja del Puerto (einen Bergpaß).

Wie unzureichend selbst die am Besten organisirten Mauth- und Douanen-Anstalten sind, zeigt der Verf. bei Gelegenheit der Erwähnung der Bidassoa, an deren diesseitigen Ufer auf der Straße, die von Bayonne nach Irun führt, ein ganzes französisches Wacht- und Douanenhaus steht, wo damals die Herren Zöllner „Harpyen gleich auf Contrebande lauerten und sich oft, in der Hitze ihres Diensteifers, an die Tornister der heimkehrenden Truppen zu vergreifen suchten, wodurch denn manchmal blutige Händel entstanden." Und dennoch, und trotz der geschärften Befehle des Kaisers, wurden die Zöllner, wie der Verf. berichtet, ordentlich methodisch betrogen, und ganze Wagen voll, in Spanien wohlfeil eingekaufter Contrebande, von Marketendern, Cantiniers, Employes u. a. zum Troß gehörigen Personale, über die Grenze geschafft. „Ich selbst, berichtet er weiter, habe bei dem Rückmarsch aus Spanien auf Befehl meines Obristen, bei der 40 Mann starken Avantgarde, die Mantelsäcke voll Chinarinde gehabt, die so unter Trompetenklang über die Brücke gebracht und nachher in Bordeaux an Apotheker und Droguisten mit einem Gewinn von 28 bis 30 Franks pro Pfund verkauft wurde."

Von der Nachläßigkeit der spanischen Anführer, sobald es darauf ankommt, regelmäßig militairisch zu agiren, von ihrer Gewandtheit aber auch dagegen in Ueberfällen, Harcellirung der Feinde und dergleichen, kurz im Guerillaskrieg, gibt der Verf. bei Gelegenheit der Erwähnung des Weges von Mondragon nach Vittoria ein Bild, indem er als Augenzeuge den berühmten, von Mina in der Montagna de Salinas im Jahr 1810 ausgeführten Ueberfall erzählt, in Folge welchem ein höchst bedeutender Geldtransport gewonnen wurde.

In der Sierra St. Adriano liegt der Paß von Salinas, eine der gefährlichsten Passagen. Dieser Posten ist eine der vortheilhaftesten Militair-Positionen, um einen andringenden Feind aufzuhalten, und gehörig besetzt, würde seine Wegnahme Ströme von Blut kosten. Dennoch haben ihn die Spanier weder damals, als Napoleon ihr Land mit Krieg überzog, noch jetzt, bei der abermaligen Invasion der Franzosen, vertheidigt, und die heranrückenden Armeen ohne Schwertschlag durchziehen lassen. Im Rücken der Armee, während der ganzen sieben Jahre, welche Napoleons Heere in Spanien zubrachten, wurden die Berge von Salinas aber dagegen Augenzeugen der schmählichsten Niederlagen und Verluste der Franzosen und der Verf. meint, es würde wahrscheinlich jetzt damit auch nicht anders werden oder seyn, und dies immer um so eher und mehr, je tiefer das Hauptcorps ins Land hineindränge.

Unter den hundert Unfällen — heißt es nun weiter — deren Schauplatz die Montagna de Salinas war, mag nur der merkwürdigste und für die Franzosen empfindlichste hier angeführt werden, weil derselbe zugleich ein treues Bild von der Verschlagenheit, Vorsicht und feinen Strategie der Guerillashäupter damaliger Zeit (einige stehen bekanntlich abermals an der Spitze) gibt.

Ein bedeutender Transport Contributions-Gelder (eine Million Franken, wie der Tagesbefehl damals berichtete) und Sparpfennige des seinen Vortheil verstehenden Marschall Massena, ging im Jahr 1810 von Madrid nach Frankreich ab. Zur Bedeckung wurden zwei Bataillone Infanterie, zwei Escadrons Cavallerie (bei welchen der Verf. mit stand), sechs Kanonen und eine Haubitze mitgegeben. Diesem Zug schloß sich noch eine große Zahl isolirt marschirender Militairs, nach Remonte gesendeter, unberittner Cavalleristen, Commissaire, Employes, Marketender, Weiber, Kinder, Maitressen an und was dergleichen einer Armee, gleich einem Kometenschweif folgender Troß, mehr ist. Alle Wagen waren voll gepackt mit erpreßter Beute, denn Jeder hoffte, unter so stattlicher Bedeckung, die zusammengeraubten Blutpfennige sicher in die Heimat zu bringen.

Bis Vittoria ging die Sache auch vortrefflich; kein Insurgent ließ sich blicken, nirgends ward man, wie so häufig sonst in Spanien, weder in den Nacht-

quartieren, noch in den Lagerplätzen beunruhigt. In der Sierra St. Adrian lauerten aber bereits die von ihren Spionen treulich unterrichteten Guerillas-Führer **Mina**, **Gaspard**, **Longa**, **Marquisetto** und der berüchtigte **Cura von Pampiegla** vereint, um einen Hauptstreich auszuführen.

Schon in Valladolid hatten sich eine Menge spanischer Arrieros, Maulthiertreiber, Marketender u. dgl. mit den friedlichsten Mienen und unter dem Schein, die Deckung der Escorte zu benutzen (denn oft plünderten die Guerillas-Banden auch ihre eignen Landsleute) dem Zuge angeschlossen, und die Marketender ließen es sich unter der Hand sehr angelegen seyn, die durch die Nichtswürdigkeit der Kriegs-Commissaire schlecht verpflegten Soldaten reichlich mit Branntwein zu versehen, und nahmen gern von ihnen an Zahlungsstatt deren Patronen, welche die leichtsinnigen Menschen nicht mehr zu brauchen gedachten und sie um so lieber verkauften, da sie ihnen bei dem Eintritt auf das französische Gebiet doch abgenommen wurden. Ein Bataillon der Escorte (ein italienisches) ging in dieser sträflichen Liederlichkeit so weit, daß es nach und nach alle seine Munition weggab, und nachher, als der Ueberfall geschah, nur einen einzigen Schuß noch hatte. Hiermit indeß noch nicht zufrieden, suchten diese geheimen Agenten der Guerillas auch Unzufriedenheit unter den Truppen selbst zu erregen, und wandten sich deshalb besonders an das andre, aus Polen bestehende Bataillon. (Bemerkenswerth ist die Menschenkenntniß, welche sie hierbei bewiesen. Die leichtsinnigen Italiener verführten sie, die Patronen zu verkaufen, die Polen wiegelten sie wegen des Mangels an Lebensmitteln auf.) Eine Menge Fourgons mit Brot gefüllt, befanden sich bei der Escorte. Dennoch vertheilte man nichts an die hungernden Soldaten, weil die Herren von der Verpflegungs-Commission nicht allein **auch** leben, sondern **recht gut** leben wollten; und die Polen als Leute, deren Appetit stets vortrefflich war, waren hiermit natürlich am unzufriedensten. Spottend wiesen die Spanier diesem Bataillon die gefüllten Kasten und ermunterten durch manchen Wink die buenos hombres, buenos cigos, buenos Christianos catolicos (wie sie die Polen häufig schmeichelnd nannten) doch von diesen Mannakörben zu erlangen.

So auf jede Art die Truppen bearbeitend, war der Zug endlich auf die Höhen von Salinas gekommen, wo man Halt machte, um sich zu rafraichiren. Leider gab es aber nur wenig dazu. Sechs und sechs Mann erhielten ein Brot, von dem ihnen früher versprochnen Weine aber nicht einen Tropfen. Das Murren wurde nun immer allgemeiner und die mitziehenden Spanier verfehlten nicht, die Misvergnügten noch mehr anzureizen. Emsig liefen sie unter den Polen umher, schenkten ihnen dabei fleißig Branntwein ein und brachten es denn auch endlich dahin, daß die buenos cigos (gute Jungens) sich zusammen rottirten und wie besessen um Brot schrien.

Der somit beginnenden Unordnung zu steuern, ließ der Führer der Colonne schnell wieder zum Aufbruch blasen, und man fing nun an, durch die Defileen zu ziehen. Voran ritt ein Trupp Cavallerie; dann kamen die mit Kranken, Blessirten u. s. f. beladnen Wagen; dann die Kassenwagen, dann der ganze Troß. Zu beiden Seiten marschirte en haye Infanterie; andre Infanterie-Pelotons gingen von Distanz zu Distanz zwischen den Wagen; eine starke Nachhut folgte. Ueberdem hatte man die den obern Theil des Berges durchschneidenden Straßen von Guipuscoa und Navarra mit Piquets besetzt und glaubte sich nun vor jeden Ueberfall gedeckt.

Wir lassen jetzt den Verf. selbst sprechen:

„Schon hatten die vielleicht dreißigfach den Berg sich herabwindenden Hohlwege die langsam sich fortbewegende Colonne aufgenommen, schon befand ich mich mit dem Vortrabe und dem größten Theile der Krankenkarren auf der nach Mondragon hinziehenden Ebene, als Schwärme berittner Guerillas plänkernd heransprengten. Während ich, ungeachtet sie meinen Leuten nur leichtes Spiel machten, mit ihrem Empfange beschäftigt war, rollte vom Gipfel des Berges den Weg entlang, ein lebhaftes, ununterbrochnes Gewehrfeuer. Das Finale war, daß die Colonne in Zeit von einer halben Stunde völlig geschlagen und nachdem sie bis auf zwei Drittel geschmolzen war, sich nur noch mit Mühe und in wilder Unordnung auf der Ebene sammeln konnte. So wie dies aber geschah, verließen mich auch die feindlichen Tirailleurs. Die Colonne war übrigens von hinten angefallen und die Nachhut geworfen worden. Die Italiener hatten sich schnell verschossen und die betrunknen Polen, welche anfänglich das Ganze für die unbedeutende Neckerei einer anprallenden Bande hielten, hatten die, unter den flüchtig werdenden Wagen entstehende Unordnung benutzt, waren plündernd über die Brot-Fourgons hergefallen, und hatten so die Verwirrung vermehrt. Wer sich retten konnte, eilte der Ebene zu; gegen 500 Mann, theils niedergeschossen, theils zusammengehauen, waren die Opfer dieser verhängnißvollen halben Stunde; fast alle Officiere waren ohne Handpferde, Gepäck, Schatz, Contribution, Massena's Sparbüchse, kurz Alles war unwiederbringlich verloren."

„Zu schwach und zu aufgelöst, um den heillosen Berg zu erstürmen — fährt der Berichterstatter fort — unsere erschlagenen Kameraden zu rächen und das verlorne Gut wieder zu erobern, mußten wir in der Ebene zusehen, wie die tollkühnen Guerillas ihre Beute den Berg hinab auf Seitenwegen entführten."

Diese Unternehmung, von der übrigens die öffentlichen Blätter Frankreichs und Deutschlands zu damaliger Zeit sehr wenig, oder nur sehr Oberflächliches berichteten, leitete **Mina**, und der blitzschnellen und kühnen Ausführung, so wie der vortrefflichen Benutzung des Terrains mußte selbst der Feind volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(Die Fortsetzung folgt.

---

## Die Theater-Directionen.

**Steht diesen die Befugniß zu, bei Ablehnung der Annahme eines neuen Drama, Behufs der Aufführung, Gründe oder ein kritisches Urtheil auszusprechen?**

Es wäre wünschenswerth, daß kundige Männer diesen Punkt zur Entscheidung brächten, denn nur zu vielfältig sind die Collisionen, welche in diesem Verhältniß obwalten. Die Directionen beklagen sich über die Dichter, welche Gründe verlangen, warum ihre Productionen nicht zur Aufführung angenommen werden; die Dichter thun es über die Directionen, daß diese sich ein kritisches Urtheil bei Rücksendung der Manuscripte anmaßen. Welches von beiden ist wahr, und wer hat Recht?

Bis competente Stimmen darüber entscheiden, sey eine Meinung hier ausgesprochen.

Daß die Dichter Gründe der Nichtannahme ihrer Stücke verlangen, ist mir in meiner Erfahrung nicht bestätigt worden, wohl aber, daß sie diese Gründe, und respective jedes Urtheil, dessen sie eine Theaterdirection nicht competent erachteten, im Voraus verbaten, und dennoch beides gleichsam aufgedrungen erhielten. So viel als ein Zeugniß für das, was geschieht; Andre mögen andre Erfahrungen gemacht haben. Ich halte nun dafür, daß es beleidigend ist, wenn mir Jemand in's Angesicht ein Urtheil über meine Arbeit sagt, zu dem er nicht aufgefordert ist, sey's Lob oder Tadel. Daß Lob gern gehört wird, ist eine Schwäche, aber ändert im Wesen der Sache nichts; das wahre Talent kann es entbehren.

Zuvörderst muß man wohl den Standpunkt ermitteln, den ein Theater zum Dichter einnimmt; daß die Lage des Letztern in Deutschland immer nachtheilig war, und es jetzt noch mehr ist, als ehedem, gehört nicht hieher.

Der Dichter schreibt ein Stück, um es zur Aufführung zu bringen; von den Fällen, wo dieser Zweck nicht war, spreche ich nicht. Die Aufführung soll das Urtheil des Volks und der Kritiker ihm verschaffen, wenn überhaupt von einem Urtheil bei ihm die Rede ist. Der Beifall oder das Mißfallen des Theater-Publicums ist die Hauptsache, gleichsam das Gottesurtheil. Um die Kritik braucht kein Dichter besorgt zu seyn! ist sein Werk gedruckt, wird er diese Hydra schon erkennen, oder ist er so lüstern nach ihr, wird es noch competente Männer geben, denen er sein Manuscript zur Einsicht mit Bitte um ihre Meinung vorlegen kann. Dergleichen geschieht aber nicht häufig; bei solchen Mittheilungen wird gewöhnlich auch nur Lob gewünscht, und unsre Eitelkeit ist geschäftig, uns den Werth und den Succeß unsres Werks auf der Bühne so blendend auszumalen, daß wir der gründlichsten Meinung nicht beistimmen, läßt sie sich entgegengesetzt vernehmen; sogar von dem Urtheil des Publicums, auf welches wir so stark provocirten, appelliren wir, wenn es uns nicht schmeichelt, die Gründe in äußern Dingen, oder in mangelnder Verständniß zu suchen, und mehr Gerechtigkeit von der Nachwelt zu erwarten.

Wenn also durch Ablehnung der Direction, ein Stück nicht zur Aufführung kommt, soll uns diese ein Urtheil ersetzen, was wir nicht einmal dem gesammten Publicum glauben? und wer berechtigt sie, das Publicum repräsentiren zu wollen?

Wenn eine Direction der Mittelweg wäre, durch den jedes Stück, was geschrieben wird, zur Aufführung kommen müßte, immerhin! von der Ausnahme, welche einem wiederführe, würde sie Rechenschaft schuldig seyn.

Aber es können nicht alle neuen Stücke aufgeführt werden, schon der Anzahl wegen; nicht die Hälfte, ja nur ein kleiner Theil; also ist die **Aufführung eine Ausnahme**, und mithin könnte eine Direction viel eher zur Verantwortung über den Grund einer Annahme verpflichtet seyn, als der Nichtannahme, weil ein activer Fehler größer ist, als ein passiver, weil sie gegen das Publicum größere Verpflichtungen hat, als gegen den einzelnen Dichter, weil es ein wahrhaftes Vergehen ist gegen das Publicum, die Dichter und Künstler, durch Einstudirung des Schlechten Zeit und Kräfte, Raum und Anerkennung dem Guten zu entziehen. Der Fall tritt aber viel öfter ein, daß schlechte Stücke gegeben werden, als gute. Daß man dergleichen jetzt wenig schreibt, ist keine Entschuldigung, denn man kann die alten, guten nur gut spielen, so werden sie lieber gesehen werden, als die neuen schlechten, schlecht gespielt.

Nicht allein ihrer Zahl wegen können die neuen Stücke nur ausnahmsweise gegeben werden; sondern die Directionen haben alle mehr oder weniger unabweisliche Rücksichten, neue Dichtungen — selbst die besten nicht, aber wohl die Schlechten aufzuführen. Diese Rücksichten mögen oft eingebildet seyn, aber meist sind sie bestehend, also nicht zu umgehen. Bald die Kasse, bald der Hof, auch oft die Dichter und die Künstler, zuweilen Mangel der letztern, selbst Politik und endlich Geschmack des Publicums: lauter reelle Ablehnungs-Motive, der unbegründeten nicht zu gedenken.

Kann dann nach diesem überhaupt eine Theater-Direction nach kritischen Gründen handeln? ich meine, sie kann es in der Regel nicht, aber die Gegenwart beweißt auch, daß sie es wirklich nicht thut. Thatsache ist, daß sie das beste Werk nicht aufführt, weil es ihr nicht convenirt, dagegen das schlechteste, weil es ihr convenirt.

Wie käme nun diese abstracte Person dazu, ein kritisches Urtheil auszusprechen, oder gar aufzudringen?

Heut zu Tage ist eine Direction höchstens in die Kathegorie eines Kaufmannes zu stellen; sie kauft als Waare das Stück, welches ihr gefällt; auf den Werth derselben kommt es nicht an, sondern auf die Brauchbarkeit für sie. Es würde eingebildet seyn, die Waaren zu verachten, die man nicht kaufen will.

Also können die Dichter doch so viel Achtung für sich und ihre Werke in Anspruch nehmen, als dem geringsten Händler und der schlechtesten Waare gebührt.

Fälle, wo Dichter zu klagen gerechtere Ursache hätten, sind: wenn man ihre Stücke kauft und nicht aufführt. Aber halb ist der Satz nur wahr, denn mit dem gekauften Gegenstande kann man machen, was man will.

Sollte es wirklich Dichter geben, welche von Directionen Ursache und Gründe der Nichtannahme ihrer Werke verlangten, so kann dies nur in einem Irrthum und in Ueberschätzung der nothwendig zu präsumirenden kritischen Einsicht einer Direction beruhen.

Es haben daher einsichtsvolle Männer auf die Beschwerden der Directionen über die große Anzahl eingehender Manuscripte und die Verlegenheit der zu gebenden Antworten ihnen gerathen: gedruckte Formulare zu diesem Behuf anfertigen zu lassen, in welchen bloß der Dank für die Mittheilung und ein Bedauren ausgedrückt würde, von denselben keinen Gebrauch machen zu können, wodurch alles Kritische vermieden wird, wie man es denn auch der Wahrheit gemäß fast nie berücksichtigt, noch berücksichtigen kann, und — was die Hauptsache hier — man verletzt den Dichter nicht, der doch für seine Mittheilung nicht beleidigt zu werden verdient. Als lobenswerthes Beispiel eines ähnlichen Verfahrens ist die prager Direction zu nennen; anderswo sah ich solche Formulare in Steindruck, aber von breiter, dennoch ungenügender und verletzender Abfassung.

Möge diese Anregung diesen Gegenstand zur gehörigen Entwicklung und genügenden Entscheidung bringen. 71.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 248.

27. October 1823.

Ritterzeit und Ritterwesen. Vorlesungen, gehalten und herausgegeben von Büsching. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1823. Zwei Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

„Vorlesungen können und sollen nicht einen Gegenstand erschöpfen, sondern zumeist nur anleiten, anregen. Der Hörer, welcher dem Worte des Lehrenden mit Theilnahme folgt, wird dann wohl gern auf dem vorgezeichneten Pfade fortschreiten und daß sich in eigener Forschung ergänzen und ausführen, was ihm nur in Umrissen gegeben werden konnte."

Diese Bemerkung, mit welcher der Professor Büsching seinen Vorbericht eröffnet, stellt uns auf den Standpunkt, von welchem wir das vorliegende Werk betrachten müssen, um ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Der Verfasser ist so bescheiden in der Ankündigung dessen, was seine Vorlesungen leisten wollen, daß die strengste Kritik seine Arbeit gewiß viel höher stellen wird, als er selbst. „Es war nicht mein Wille, heißt es S. XIV, ein erschöpfendes Bild des Ritterwesens, der Ritterzeit hinzustellen; sondern es sollte nur ein Versuch gewagt werden, einmal ältern Untersuchungen neue Ausbeuten anzuknüpfen, und ich wünsche nur, daß die gegebene Skizze ein nicht ganz unfreundliches Bild liefere, und so lange belehre, erfreue und unterhalte, bis ein Andrer etwa ein ausgeführteres Gemälde dafür hinstellt, wie ich denn auch selbst meine Hand nicht davon zurückziehen, sondern mich bestreben werde, immer weiter zu sammeln und zu bessern."

Die neu eröffnete Bekanntschaft und eifrige Beschäftigung mit der altdeutschen Literatur und Kunst, für deren Erweckung und Förderung der Verfasser dieser Vorlesungen sich so viele Verdienste erworben hat, mußten natürlich auf manche Lücken aufmerksam machen, welche unsre Kenntniß der Geschichte des alten Ritterwesens, und namentlich des deutschen, bisher noch hatte, und das Bedürfniß fühlen lassen, sie zu füllen. Das bekannte Werk des Curne de Sainte Palaye bildet allerdings eine gute Grundlage für die Geschichte des gesammten Ritterthums, welches ja als ein allgemeines europäisches Institut zu betrachten ist, so daß Hr. Palaye, obgleich er fast nur französische Quellen für seine Memoiren benutzen konnte, dennoch auch das deutsche Ritterwesen, in großen Umrissen wenigstens, dargestellt hat. Aber eben so wenig ist es zu übersehen, daß das Ritterthum sich in jedem Volke mehr oder minder nach dem Nationalgeiste modelte, und obgleich in seinen Hauptzügen überall gleich, doch manchen eigenthümlichen Zusatz aus der verschiedenen Physiognomie der Länder und Völker annahm, in denen es sich ausbildete. Diese nationalen Schattirungen des Ritterthums, diese individuellen Züge seiner besondern Gestaltung in Frankreich, Spanien, England, Deutschland &c. entgingen dem Scharfblick und der Umsicht des gelehrten Franzosen fast ganz, und eben so wenig nahm er in seiner Darstellung des Ritterthums auf den Einfluß der Zeit Rücksicht, und gab uns ein aus den Erscheinungen vieler Jahrhunderte zusammengesetztes Bild, das leider, eben seiner Allgemeinheit und Vollständigkeit wegen, für keine Zeit ganz treffend geworden ist. Das Werk von Curne de St. Palaye muß daher mit großer Vorsicht benutzt werden, um so mehr, da er die bunt zusammengestellten Belege und Beispiele ganz von der fortlaufenden Erzählung, dem Resultate derselben, getrennt hat, und dadurch oft verführt worden ist, seine Ansichten und Meinungen über die historischen Thatsachen herrschen zu lassen, anstatt sie denselben unterzuordnen. Die Anmerkungen des fleißigen Klüber zu seinen Uebersetzungen des St. Palaye haben freilich den Mängeln und Fehlern seines Originals an vielen Stellen nachgeholfen, aber was in der Anlage des Ganzen versehen ist, läßt sich durch einzelne Ergänzungen und Berichtigungen nicht herstellen. Was seit der Klüber'schen Uebersetzung bei uns über das Ritterwesen geschrieben worden ist, bringt keine neue Forschungen und Ansichten zu Tage und beschränkt sich auf Auszüge oder Ueberkleidungen des Vorhandenen. Eine Ausnahme machen jedoch die zum Theil erschöpfenden Untersuchungen über die Geistlichen und weltlichen Ritterorden, deren Geschichte daher auch Herr Professor Büsching von seinen Vorlesungen ausgeschlossen hat, weil dieser Zweig des Ritterwesens schon so befriedigend behandelt worden ist, daß er keine Früchte eigener Forschung dem bereits Erforschten hätte hinzufügen können.

Der Herr Verfasser berichtet uns, daß seine Vor-

lesungen dreimal auf der Hochschule zu Breslau gehalten worden sind. Anfänglich nicht zum Drucke bestimmt, traten in der neuern Zeit Umstände hinzu, die ihn dazu bewogen, sie den Händen des der deutschen Literatur zu früh entrissenen Verlegers zu übergeben, der sie gleich nachdem ein Bruchstück aus ihnen in der Zeitschrift Askania erschien, zu drucken gewünscht hatte. Es wurde nur Weniges an ihnen geändert, hauptsächlich blos das, was auf mündlichen Vortrag sich bezog, dann das Ganze in eine fortlaufende Form gebracht, in der die Abschnitte und Uebergänge der stündlichen Vorträge weggelassen wurde, und einzelne Auszüge, die im mündlichen Vortrage beschränkt worden, sich erweiterten, um dem Leser ein vollständigeres Bild zu geben.

Was aber die Art der Darstellung des Herrn Verfassers betrifft, so vergleicht er selbst sein Buch sehr passend mit einer Mosaik, welche aus einer wohl in einander gefügten Zusammensetzung verschiedener Stücke aus alten Trümmern und Ueberbleibseln der Literatur jener Zeiten besteht, deren Bild uns gegeben werden soll. Der Darsteller selbst spricht, betrachtet und urtheilt daher nur sehr wenig: er begnügt sich, in jedem Abschnitte einen kurzen allgemeinen Ueberblick des Ganzen zu geben, und läßt dann das Ritterthum selbst zu uns reden, indem er Bruchstücke aus Rittergedichten, Sittenschilderungen, Lebensbeschreibungen und andern schriftlichen Denkmälern der zu schildernden Zeiten aufführt. Diese Bruchstücke sind unbeschnitten und rein gegeben, nicht in verflachenden Auszügen oder Verneuerungen, sondern in der Originalfarbe, die den Charakter des Dargestellten erkennen läßt, und neben diesen alten Mosaikstücken sind auch wörtliche Stellen aus Curne de St. Palaye und andern neueren Darstellungen einzelner Erscheinungen des Ritterthums in den Vortrag der Vorlesungen eingeschaltet worden. Natürlich wirft der Herr Verfasser sein Augenmerk vorzüglich auf das deutsche Ritterwesen und sucht dessen eigenthümliche Gestaltung in den verschiedenen Zeitaltern, von seiner Blüte bis zu seinem Untergange in das Hofthum und Bürgerthum, in aufeinanderfolgenden Bildern zu vergegenwärtigen. Das Wort der alten Zeit ist überall belehrender und eindringlicher, als ein weitläuftiges Hin- und Her-Sprechen über sie, sagt der Herr Verfasser in seinem Vorbericht; wenn aber die Zeit selbst redend eingeführt werden soll, so darf auch kein charakteristischer Pinselstrich in dem Bilde verwischt werden, das sie uns vorhält. Es ist zwar schwer, die einzelnen Zeiten in der Betrachtung des Ritterthums genau zu sondern, aber überall, wo diese Sonderung möglich war, hat der Herr Professor Büsching sie gewissenhaft beobachtet. Oft wird uns, um eine Sitte bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen, ein Blick in das vorritterliche Zeitalter gegönnt, der selbst bis in das Heidenthum hineinreichen muß, wenn dort die Wurzel einer im Ritterthum aufgebrochner Blüte zu suchen ist; dann folgen, wo es thunlich ist, Stellen aus den Nibelungen, die durch ihre Ueberarbeitung im Ritter-Zeitalter einen Anflug von der Sitte desselben bekommen haben; hierauf liefern die Werke des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, als des eigentlichen Mittelpunkts und Blütenalters des Ritterthums, Bruchstücke des Gemäldes; der Weißkunig stellt Bilder aus dem letzten Aufflackern des Ritterthums unter Kaiser Maximilian auf, und die Entartung desselben, in welcher doch immer noch einzelne Spuren seines Wirkens und Waltens sichtbar werden, führt bis in die Lebensbeschreibungen des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen hinein, deren vollständigen Abdruck wir dem Verfasser dieser Vorlesungen verdanken, und welche hier neben der Biographie des Götz von Berlichingen benutzt worden ist, um zu zeigen, wie der reine Geist des alten Ritterthums allmählig in das wüste Treiben eines rohen Kriegerlebens und dann in einen junkerlichen Hofdienst versank.

Es bedarf nach dieser Darlegung der Tendenz und Form der Büsching'schen Vorlesungen keiner Empfehlung dieses reichhaltigen Werkes für die Freunde des deutschen Alterthums, deren es hoffentlich auch unter den Lesern dieses Blattes genug gibt, um diese Anzeige für nützlich zu achten. Schwärmende Uebertreibung in der Würdigung und Behandlung der Denkmäler unsrer alten vaterländischen Literatur und Kunst, und die dadurch gegebenen Blößen, welche selbst von ganz unwissenden Gegnern benutzt werden konnten, um das ganze Studium lächerlich zu machen, haben freilich das mit warmer Liebe begonnene Streben nach der Erkenntniß des deutschen Alterthums sehr fühlbar gehemmt, und die Leidenschaftlichkeit blinder politischer Parteisucht hat die altdeutsche Literatur und Kunst mit den altdeutschen Stücken und diese wieder mit demagogischen Studentenumtrieben fast anrüchig gemacht. Indessen ist zu hoffen, daß zwischen den beiden Extremen, deren eines wenigstens Früchte getragen hat, wenn auch viele unreife darunter sind, sich eine goldene Mitte feststellen wird, in welcher das Studium der altdeutschen Literatur und Kunst seinen Platz neben den Studien des classischen Alterthums ohne Streit einnehmen könne. Alsdann wird der fleißige Ebert in einer zu hoffenden zweiten Auflage seines Bibliographischen Lexikons die Anmerkung zu dem Artikel Nibelungen wegstreichen müssen, welche so lautet: „Für mein Buch fast schon zu viel zur Erinnerung an eine nun vorübergegangene Periode, in welcher sich eine merkwürdige Pedanterie und Geschmacklosigkeit offenbarte.“ Diese Bemerkung ist freilich zu viel für das Buch.

Wir geben zum Beschlusse eine Uebersicht des Inhalts der Büsching'schen Vorlesungen nach den Titeln der einzelnen Abschnitte. Das Ganze zerfällt in zwei Haupttheile, deren erster und kürzerer das Jugendleben überschrieben ist und in drei gesonderten Abschnitten das Leben des Kindes, des Knaben und des Jünglings im Zeitalter des Ritterthums, als eine Vorbereitung zu dem eigentlichen Ritterleben, dem Gegenstande des zweiten Haupttheiles, be-

handelt. Dieser zweite Theil, welcher mehr als drei Viertheile des ersten Bandes und den ganzen zweiten einnimmt, beginnt seine Erzählung mit dem Ritterschlage und der Ritterwürde. Ein zweites Kapitel beschäftigt sich mit den ritterlichen Festlichkeiten, das dritte mit den Waffen und der Kleidung des Ritters, und die Turniere und Lanzenrennen nehmen das letzte Kapitel ein, dem noch ein Anhang über die Beschränkungsgesetze bei den Turnieren und den Verfall derselben beigegeben worden ist.*) 28.

---

## Das neue Spanien.

(Fortsetzung aus Nr. 247.)

Nicht minder interessant ist die Schilderung, welche der Vf. von einem Ereigniß in Burgos gibt, von dem er gleichfalls Augenzeuge war.

Nach ihm ist der Geist der Bewohner dieser Stadt duraus nicht lobenswerth. Ihr Hang zur Intrigue, und ihre fortwährenden Einverständisse mit den Insurgentenbeamten, und die Heimtücke und trotziges Betragen des Pöbels gaben dem franz. Commandanten vollauf zu thun und nur die größte Vorsicht sicherte die durchziehenden Truppen hier vor Unfällen. Als das Corps, bei welchem der Vf. stand, aus Spanien abmarschirte, um nach Rußland zu gehen, und eine Abtheilung davon in Burgos rastete, faßten die oben bereits genannten Guerillas-Führer den Plan, diesen Haufen aufzuheben, und es würde ihnen, vermöge ihres Einverständnisses mit den Bürgern, und namentlich mit den Geistlichen des Orts wahrscheinlich gelungen seyn, hätte der die Division befehligende General Reille den letztgenannten Herren nicht auf eine ziemlich drastische Art friedliche Gesinnungen empfohlen.

Als die Insurgenten nämlich sich plötzlich vor den Thoren der Stadt zeigten und unter Singen, Schreien und Fluchen sich daselbst in den Gärten festsetzten, dabei auch, während man die Thore sperrte, die Einwohner so deutliche Zeichen von ihrem Hange, sich mit den Guerillas zu vereinigen, gaben, daß man genöthigt war, Cavallerie-Patrouillen durch die Straßen zu schicken, ja der böse Wille bald so laut sich zeigte, daß ein französischer Officier, welcher mit spanischen Herolden in der Stadt umherritt, um auf Befehl des Commandanten Ruhe zu gebieten, von dem Pöbel verhöhnt und verspottet, zuletzt sogar aus den Fenstern mit Wasser begossen wurde, und bei alle diesen Vorfällen die Geistlichkeit offenbar nicht unthätig war: da befahl General Reille — ein Mann, den die Truppen, trotz seiner Strenge liebten, weil er uneigennützig und gerecht war — daß man sich der Herren Cleriker sammt und sonders bemächtigen solle. Sein Adjudant ging nun mit einer altväterschen Kalesche ab, um den Bischoff zu holen; der Vf., an der Spitze eines kleinen Detaschements Uhlanen, Voltigeurs und Gensd'armes, lud die übrigen Herren ein. Daß er nicht willkommen war, läßt sich denken; allein man mußte folgen. Einige tobten und drohten selbst, Andere lamentirten, noch Andere wollten den Verf. mit dogmatischen Gründen sein Unrecht, sie in ihren Meditationen zu stören, beweisen, Einige überhäuften ihn und seinen gottlosen Kaiser sogar mit Bannflüchen; ja Manche mußten mit Gewalt in die alte Carosse geschleppt werden, — indeß nach stundenlanger Mühe hatte man sie doch alle — ohngefähr 60 bis 70 Personen — in dem Saale des Rathhauses beisammen, und hier ward nun vor die offene Thüre desselben eine mit Kartätschen geladene Kanone gefahren, dabei aber 40 Mann und ein Kanonier mit brennender Lunte gestellt. Hier mußten nun, mit welchen Gefühlen, läßt sich erachten, die Prälaten einen Hirtenbrief des Inhalts an das Volk erlassen: daß sie sich zur Aufrechthaltung der Ruhe freiwillig als Geiseln gestellt hätten; daß sie mit ihrem Leben für alle Ungebühr hafteten, und daß daher Jeder sich friedlich verhalten und gegebenen Befehlen Folge leisten möge.

Diese Maasregel that Wunder. Kaum ward die Ermahnung unter Trommelschlag bekannt gemacht, so waren die Gassen wie ausgestorben, an jedem Fenster brannte, wie Reille es befohlen hatte, Licht, und die Nacht ging ungestört vorüber. Als man aber am folgenden Tage weiter zog, waren auch die Insurgenten aus den Vorstädten verschwunden.

Was der Vf. weiterhin über den Charakter der Spanier und Spanierinnen im Allgemeinen sowohl, als seiner Abstufung in den verschiedenen Provinzen, ferner über das gegen dieselben zu beobachtende Benehmen u. s. w. sagt, müssen wir hier übergehen und wollen nur noch einiges von dem bemerken, was er über den berühmten Mina sowohl, als über den wahrhaft abscheuligen Cura von Pampiegla, bei Gelegenheit der Besprechung mehrerer Guerillas-Häupter jener Zeit, anführt, in allem andern den Leser auf das Buch selbst verweisend, das reich an Notizen dieser Art ist.

Mina war, nach des Vfs. Schilderung, der ihn später in Paris persönlich kennen lernte, gegen Gefangene menschenfreundlich und mild, von Charakter aber eigenmächtig, habsüchtig, herrisch, versteckt und falsch. Dabei ist er ungebildet, und die oft energischen Proclamationen, welche er im vorigen Kriege erließ, flossen nicht aus seiner, sondern aus der Feder eines Studenten aus Salamanca, mit Namen Esteban Vallez. Die, so er selbst verfaßte, waren dagegen schwülstig oder kindisch, wie sich denn z. B. eine einmal mit der seltsamen Ausrufung anfing: „Der holden Weibchen haben wir in Menge."

Sein Corps, das sich in der letzten Zeit vorzüglich mit durch Ausreißer (und namentlich Isenburger und

*) In eine der nächsten Nrn. des Conv. Bl. werden wir eine besondere Darstellung der Ritterzeit und des Ritterwesens von Friedrich von Raumer mittheilen. D. Red.

Neapolitaner — beides treffliche Krieger, wie Jedermann weiß —) verstärkte, kannte weder Mannszucht noch Ordnung. Völlereien jeder Art waren dabei im Gange, feile Dirnen folgten schaarenweise, und wo diese holden Rotten hinkamen, da ward so arg geplündert und geraubt, daß die Spanier ihn selbst den Blutigel des Landes nannten. Als er übrigens im Jahre 1814 fliehen und Sicherheit in dem Lande suchen mußte, dessen ärgster Feind er bisher gewesen war, da wußte er das, was er früher in dem Kampfe gegen Napoleon gethan, den Bourbons so ins Licht zu setzen, daß Ludwig XVIII. ihm eine Pension von 6000 Franken bewilligte. Trotz dem und trotz des während des Krieges zusammen geraubten Vermögens, lebte er aber doch in Paris wie ein Knicker und ging stets ganz ärmlich umher, um nur ja nicht für reich gehalten zu werden. Auch trieb er damals, unter der Hand, mit ein Paar andern ausgewanderten Spaniern Weingeschäfte, nahm es jedoch sehr übel, als ein Josefino, Don Aquado, ihm dies einst auf einem Caffeehause ins Gesicht sagte.

Bei weitem dunkler wie dies, im Ganzen eben nicht sonderlich schmeichelhafte Bild von Mina, ist das, welches der Vf. von dem berüchtigten Cura v. Pampiegla entwirft, einem Unholde, dessen Leben, seit er sich in das Waffengeräusch stürzte, nichts, denn eine Kette von Schändlichkeiten war.

Nicht etwa Vaterlandsliebe oder Haß gegen die Unterdrücker vaterländischer Unabhängigkeit trieb diesen Menschen von seinem Brevier weg auf den Kampfplatz, sondern teuflische Rachsucht, die in diesem Grade, zur Ehre der Menschheit, nur selten gefunden wird.

Ohne an den politischen Ereignissen Spaniens auch nur den mindesten Theil zu nehmen, lebte er in der ersten Zeit des Krieges als Pfarrer (Cura) in der kleinen Gebirgsstadt Pampiegla, unbekümmert um das Schicksal des Vaterlandes, mit ein Paar jungen sogenannten Nichten — wie deren die spanische Geistlichkeit unter der Firma: Wirthschaftsführerinnen, häufig hat — ganz vergnügt, als die Eifersucht auf einmal seine wilden Leidenschaften erregte. Ein Paar Officiere, die bei ihm im Quartiere lagen, fanden Geschmack an den hübschen Nichten und diese an ihnen. Einst überraschte er die beiden Pärchen in zu vertraulichen Stellungen in der Küche, wo die Mädchen den Kriegern hatten Punsch machen helfen. Wüthend stürzte er mit einem Messer auf die Unvorsichtigen zu, stach den einen Officier nieder, verwundete den andern und entfloh in die Gebirge. Jetzt ward, da er sich hier den Insurgenten anschloß, ein Preis auf seinem Kopf gesetzt; aber vergebens trachtete man ihn zu fangen. An der Spitze einer heillosen Bande von Räubern und Mördern übte er Grausamkeiten so empörender Art aus, daß ein Kapudan Pascha oder Ali vielleicht selbst davor zurückgebebt seyn würde, und namentlich traf seine Rache die Officiere, welche das Unglück hatten, in seine Klauen zu fallen. So ließ er unter andern einmal einen Officier von der Weichsellegion, Namens Iwanowsky, an einem Baumstamme kreuzigen. Der Unglückliche wurde jedoch noch gerettet; denn eben als man ihn schon mit den Händen angenagelt hatte und dies nun auch bei den Füßen machen wollte, erschien ein Detaschement Dragoner, verjagte die Rotte und befreite den Gemarterten.

„Eine dunkle Erinnerung" — setzt der Vf. diesen Berichten hinzu — „bringt mir jetzt den Namen Garostidi vor das Gedächtniß. Wäre dies, so stände dieser Unhold jetzt wieder auf dem kriegerischen Schauplatze, und zwar — in den Reihen der Glaubensarmee." — —

Ein Gegenstück zu diesem Abscheu war, nach des Vfs. Bericht, der Pfarrer (Cura) von St. Salomon. Dieser wackere Mann hatte in jener bewegten Zeit auch ein kleines Corps von Landleuten organisirt, aber nicht, um zu rauben und zu morden, sondern um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Franzosen und Spanier ehrten und achteten ihn und sein Häufchen, das gleichsam eine neutrale Macht bildete und gegen jeden auftrat, von welcher Fahne er auch war, der Ungebühr beging. Ihm ward, trotz dem, daß er kein Josefino und eben so wenig Anhänger Napoleons war, vom Kaiser zum Lohn seiner gemeinnützigen Dienste das Kreuz der Ehrenlegion verliehen, als er aber nach Herstellung des Thrones von Ferdinand VII., auswandern mußte, da würde er — während man an den reichen Mina eine Pension verschwendete, in Paris haben umkommen müssen, hätten ihn nicht einige begüterte Josefinos und französische Generale edelmüthig unterstützt.

Erwähnen wollen wir übrigens schlüßlich noch die Bemerkung des Vfs., daß die Spanier damals seltsamer Weise gegen eine Truppengattung der französischen Armee besonders eingenommen waren und sie mit auffallender Verachtung behandelten, obschon dieselbe dies keinesweges verdiente. Es waren dies die Dragoner. Vor den Lanciers sollen sie dagegen große Scheu gehabt haben.

(Der Beschluß folgt.)

## Französische Literatur.

Von Schmalz's, Europäisches Völkerrecht (Berlin, 1816, 8.), ist in Paris eine Uebersetzung vom Grafen Leopold de Bohm erschienen.

Geßner findet fortwährend Beifall in Frankreich. Man hat schon verschiedene Uebersetzungen seiner Werke und jetzt sind zu gleicher Zeit zwei neue erschienen. Die Uebersetzer haben sich nicht genannt. —

Unsere deutsche Literatur und namentlich unsere Poesie kommt bei den Franzosen immer mehr in Aufnahme, wie die vielen Uebersetzungen unserer Dichter bezeugen. — Die Uebersetzung von Schiller's Dramen ist beendigt und jetzt kommen die von Göthe an die Reihe. Bis jetzt ist Faust erschienen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nr. 249.
28. October 1823.

## Quentin Durward von Walter Scott.

(Vergl. einen frühern Aufs. in Nr. 157 u. 158.)

Man sollte sich, wenn die Berichterstatter nicht recht zuverlässige gewichtige Leute sind, ja nicht auf das Urtheil Anderer verlassen! Abermals fand ich bei Erwähnung des neusten Romans von Sir Walter Scott, Quentin Durward, Gelegenheit, dies zu erproben. Brüder und Vetter hatten in englischen kritischen Blättern allerlei Nachtheiliges von diesem Werke gehört; dem tyrannischen König Ludwig XI. von Frankreich, und seinen und überhaupt allen selbstischen Machthabern despotischer Maximen sollte auf eine feine indirecte, aber desto gefährlichere Weise das Wort geredet seyn, und was der argen Beschuldigungen mehr waren. Keiner der Herrn bedachte, daß brittische Kunstrichter ganz besonders ihr Urtheil nach dem politischen Glaubensbekenntniß des Schriftstellers, mit denen sie sich eben beschäftigen, einrichten, loben oder schelten, je nachdem er zu ihrer oder der Gegenpartie gehört, und eine superfeine Spürnase besitzen, Anspielungen und Rechtfertigungen des Gegners ihrer Grundsätze in dessen Schriften aufzufinden; ja sie wittern Dinge darin, von denen uns andern Adamskindern nicht Ahnung träumt. Wie gesagt, die Herrn bedachten das nicht, wie hätte ich, die Frau, es gesollt! Mit Widerstreben, ich will es nicht leugnen, setzte ich mich zur Lecture des Quentin Durward (aus dem Englischen des Walter Scott, übersetzt von S. H. Spiker, 3 Bände, Berlin, Duncker und Humblot), denn es betrübte mich, daß der freimüthige Dichter und Sittenmaler zum geschmeidigen, kriechenden Höfling geworden sey.

Mit wachsendem Interesse verfolgte ich die Geschichte, immer im Geheimen fürchtend, jetzt werde das Bedrohliche einbrechen, und die verderblichen Gesinnungen geäußert werden; aber immer blieben sie aus, und selbst beim wiederholten Lesen wollten sie nicht erscheinen. König Ludwig, der eine Hauptrolle in dieser Geschichte spielt, ist durchaus nicht veredelt; eine seltsame Mischung von Grausamkeit, Heimtücke, Treulosigkeit und dem entsetzlichsten Aberglauben steht er da, mit seiner Klugheit und seinem Scharfsinn, den er in den meisten Fällen und Lagen bewährt, den grellsten Gegensatz bildend. Daß er bei allen diesen verabscheuungswürdigen Eigenschaften, dem Pöbelwitz, womit er die Opfer seiner Bosheit und Härte noch höhnt, doch ein weiser, vorsichtiger Feldherr, und sogar in bedingtem Grade ein leidlicher Regent, in der Stellung zu den Nachbarn, ist, kann nur ein splensüchtiger Ultraliberaler als Beweise ungerechter Vorliebe für den Geschilderten ansehen. Der wirkliche Ludwig taugte so wenig als der Nachgebildete etwas; aber ein Dummkopf war er nicht, er verstand, seinen Leidenschaften zu gebieten; wenig bedenklich in der Wahl der Mittel, ließ er doch nur dann der Rachsucht und Schadenfreude den Zügel schießen, wenn es mit höheren Zwecken bestehen konnte und war ungerecht, nicht so wie falsch und rachsüchtig aus Neigung, sondern aus Noth. Charaktere der Art müssen der Natur der Dinge nach über verwegene, bis zum Uebermaß, bis zur Raserei heftige und zornige Gemüther siegen, weßhalb es ganz in der Ordnung ist, daß Ludwig auch in den bedenklichsten Lagen Herzog Karl den Kühnen von Burgund überlistete, und am Ende ihn doch nach seinem Willen lenkte. Der Verstand wird zuletzt immer über den rohen Trieb Meister. Der hochmüthige, wüthende Karl gleicht freilich mehr einem der Kette entlaufenen zornschnaubenden Bären, als einem ritterlichen Fürsten; ihn etwas edler oder, wenn man will, poetischer aufzufassen, wäre vielleicht weniger der Wahrheit gemäß aber gewiß schöner gewesen.

Die Charaktere der beiden Herrscher sammt deren Räthe (die vom König sind absonderlicher Gattung, Barbiere, Häscher, Scharfrichter und Sterndeuter), hat der Dichter mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt, so wie die Beschreibung der Feste des häuslichen Lebens jener Zeit, recht lebendig ist. Bei all' dem dünkt es mir, als träte die Landschaft mehr, als in den übrigen Romanen Scott's, in den Hintergrund zurück; der Boden war dem Dichter nicht so bekannt, als der gewohnte heimische, und so wollte er (wenigstens habe ich mir es so erklärt) lieber nicht ausführlich als unrichtig seyn. Chronologischer Fehler haben die Kunstrichter mit vieler Gelehrsamkeit den Verfasser überführt, das ist Männersache, die Frauen nehmen das nicht genau; ob die Dinge ein Paar Jahre früher oder später sich zutrugen, gilt uns gleich, wenn nur die Schilderung der Zeit und der Personen, die solche Ereignisse hervorbrachten, richtig ist. Männer

werden die Darstellung des Volksaufstandes in Lüttich, die des aller Zucht baaren Wilhelm von der Mark, genannt der Eber der Ardennen und seiner Banden, besser zu würdigen wissen, als wir Frauen, denen dies Gemälde bei aller Wahrheit doch zu gräßlich ist, um uns zu gefallen. Ob nicht gallige brittische Kritiker aus der Art der Auffassung der Volksscenen die ultraroyalistische Gesinnung des Verfassers folgerten? Allerdings hat er den Pöbel mit einiger Ironie behandelt, schwankend in seiner Meinung, der Woge des Meeres vergleichbar, und schnell von einem Aeußersten zum Andern übergehend, je nachdem der letzte Sprecher auch der überredendste war, und der eigne Vortheil es erheischte. Dieses Wetterwendische im Charakter des gemeinen Volks als Masse gedacht, hat Shakspeare gut erkannt, und mit dem unvergleichlichsten Humor jedesmal, wo es darzustellen war, zur Erscheinung gebracht, er theile also das Verdächtigwerdende mit Quentin Durwards Verf.; wer weiß, ob er es nicht ebenfalls schon ist, und wer weiß, ob der Britte nicht alle diejenigen mit dazu rechnet, welche da meinen: Ludwig XI., so wie ihn der Dichter darstellte, sey ein tiefer, bedeutender Charakter, nur weder ein achtungs- noch liebenswerther.

Mögen die Herrn am Ende von dem Geschichtlichen in dem Buche denken was sie wollen, eingestehen müssen sie billigerweise doch, mit dem Roman sey es trefflich bestellt, die Fäden sinnreicher angelegt und ein künstlicheres, planvolleres Muster gewebt, als in den meisten übrigen. Der Held ist kein schwacher Spielball in der Hand der Andern, er hat körperlichen wie geistigen Muth, vertraut der eignen Kraft und Klugheit, die in dem Grad bei seiner äußern und innern Jugend verwundern würde, wenn man nicht bedächte, ihm, dem Bergschotten, sey kluge Geistesgegenwart als Eigenthum seiner Nation angeboren. Sein frisches, thätiges Handeln krönt der glücklichste Erfolg; nach den englischen Sprüchwörtern: Feiges Herz erwirbt nie die schöne Dame, und: Nur dem Tapfern gebührt die Schönheit, sind seine Ansprüche an die reizende reiche Gräfin von Croy wohlgegründet, und daß er den köstlichen Preis davonträgt, ist ganz in der Ordnung, denn nur ihn unter allen ihren Bewerbern, liebt sie. Isabelle von Croy steht zwischen den unbedeutenden Liebhaberinnen Scott's, und der Jeannys und Rebecken mitten inne. Auch sie ist kein willenloses Wesen; sie verdient es, von einem heldenmüthigen Jüngling geliebt zu seyn; wo und wie sie auch auftritt, immer ist sie edel und lieblich; mit den Reizen ihres Geschlechts und Alters verbindet sie die Vorzüge ihres Standes, ohne jedoch den großartigen Heroismus Rebeckas, die unbewußte Großmuth Jeannys zu erreichen. Von der kecken Naivität Dianas und Catharinens hat sie keine Spur, und dürfte die überhaupt in dem geselligen Zustand einer frühern Zeit, in der die Stellung der Männer und Frauen zu einander von der ein Jahrhundert später sich wesentlich unterschied, nicht denkbar seyn.

Die Base Isabellens, Hameline von Croy, hat die Lächerlichkeiten an sich, deren man die alten Jungfern zeiht, wird jedoch nicht zum Zerrbild und tritt bescheidentlich in den Hintergrund. Unter den übrigen romantischen (es klingt hübscher als romanhaften) Personen zeichnet sich der Zigeuner aus, eine merkwürdige Selbstthümlichkeit, anziehend, und doch nicht in seinen Irrthümern idealisirt. Daß er schlecht und nichtswürdig ist, darf man nicht behaupten, denn er hat kein Moralgesetz, blos das Thierische ist in ihm ausgebildet, das Intellectuelle existirt nicht für ihn; wer da nicht weiß, was Recht oder Unrecht sey, wer nie Gott, Unsterblichkeit, Liebe, Glaube, Pflicht dachte und fühlte, der kann nicht wie ein beseeltes Geschöpf betrachtet werden, in dem diese Ideen und Empfindungen vorauszusetzen sind. Schlau, erfinderisch, sich seiner Haut wehrend und auf gewisse Weise verständig ist auch das Thier, aber aus Instinct, nicht aus Intelligenz. So der Zigeuner, der Wohlwollen und sogar eine Art von Dankbarkeit empfindet, doch schwächer als das Thier, denn der Instinct ist gewaltiger beim Thier als beim Menschen. Er hegt keine Todesfurcht, denn er hat den Begriff Tod sich nie deutlich gemacht. Eine solche außergewöhnliche Natur ahnen, kann blos der Dichter, der Seher, der, mit Schiller zu sprechen, „der Dinge geheimste Saat behorchte."

Was nun die Uebersetzung anbetrifft, so ist sie, insofern sich, ohne das Original an der Seite zu haben, darüber urtheilen läßt, recht sehr gelungen, und, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, die Urschrift richtig verstanden. Einigemal däuchte mir die Wortfügung etwas gesucht und verworren, wodurch der Sinn dunkel wurde und nicht gleich herauszufinden ist. Donjon wurde mehrmals durch Verließ übersetzt; aber mit Unrecht, der Theil ist nicht das Ganze. „Unter der Leitung des Erntemondes reiten," ist ein sonderbarer Ausdruck, der aus einem nicht recht klaren oder mißverstandenen Begriff entsprungen zu seyn scheint. Was nicht personifizirt wurde, kann nicht als intellectuelle Kraft handeln, also auch nicht leiten.

Die Anmerkungen sind zu rühmen; aber wir Leserinnen wünschten, Herr Spiker wäre damit freigebiger gewesen; für Laien in der Geschichte bleibt Manches in dem geschichtlichen Theile des Buches dunkel.

Die Einleitung hat keinen Zusatz erhalten; ein bestimmter Ausspruch, ob Sir Walter Scott wirklich der Verfasser der vielen ihm zugeschriebenen Romane sey, was der streng bei der Anonymität verharrende Vorredner widerspricht und dabei so artig mit dem Publicum scherzt, wäre nicht schwer, aber, wenn er gründlich documentirt und motivirt werden sollte, ziemlich trocken geworden, und so ist es besser, daß dem Urtheil der Leser nicht vorgegriffen wurde.

Wie öfters, hat auch dieser Roman des Verfassers des Waverley mehr als Einen Uebersetzer gefunden; sollte ein vorzüglicherer denkbar seyn als Hr. Spiker, der sich bestrebt, uns neben dem Geist auch den Buchstaben des Dichters wiederzugeben? *) Es ist das eine sehr löbliche

*) Die andere Uebersetzung ist von Meth. Müller und in Leipzig bei Herbig erschienen. D. Red.

Absicht, wenn Letzterer ein Scott, gleichviel ein ächter, oder einer, den die Stimme des Publicums so nennt, ist. Einige Uebersetzer ließen die Capitelüberschriften, aus Liederstrophen u. d. gl. bestehend, weg und heben dadurch das Vorgesicht auf, das der nationelle Dichter dem Inhalt voranschickte; Andere setzten, statt der Verse englischer und schottischer Dichter, welche ihrer Landsleute; eine nicht zu lobende Untreue. Hr. Spiker war auch hierin treu und bewährte sich zugleich als ein guter metrischer Künstler; kurz, es dürfte auf jede Weise nicht leicht seyn, ihn zu erreichen. 54.

---

## Das neue Spanien.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Nr. 2. Die Anekdoten zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Revolution, von dem Grafen Pecchio, sind nicht minder interessant.

Wie bekannt, mußte der Verf. nach dem unglücklichen Ausgang der piemontesischen Revolution, nebst vielen andern ihm Gleichgesinnten, fliehen. Genuas Bürger wollten ihre Stadt bis auf den letzten Mann gegen die andringenden Oesterreicher vertheidigen; die Flüchtlinge aber waren edel genug, dies großmüthige Anerbieten, das den Untergang des Orts wahrscheinlich nach sich gezogen hätte, abzulehnen und die meisten von ihnen gingen zu Schiffe, um jenseits des Meeres und fern von den heimatlichen Gestaden ein neues Vaterland aufzusuchen. Graf Pecchio wandte sich nach der Schweiz; auf die Einladung des spanischen Ministers Bardaxi folgte er aber diesem über die Pyrenäen, „eine sichere Zuflucht der schwankenden Gastfreundschaft“ vorziehend. Was er nun in diesem Lande sah, hörte und beobachtete, so wie welche Hoffnungen er in Betreff der Behauptung der dort aufgekeimten bürgerlichen Freiheit, nach näherer Kenntniß des Nationalcharakters, hat, dies ist hier in den das Werk bildenden Briefen enthalten, denen vielfache erläuternde Noten des spanischen und englischen Herausgebers angehängt sind, die zum Theil interessante geschichtliche Facta berichten oder auch berichtigen. So liest man z. B. gleich im Anfange über Daviz und Velarde, deren Andenken Todtentafeln im Versammlungssaale der Cortes bewahren: „Beide waren Märtyrer der Unabhängigkeit, wie Porlier und Lacy der Freiheit Spaniens.“ (Letztere Beide nennt Hr. D. Pfeilschifter Abenteurer, Undankbare und Revolutionairs. Ihm wird die Nachwelt — wenn sie ihn erwähnt — wenigstens keinen Märtyrer der Freiheit nennen.) Porlier suchte 1815 die Constitution in Gallicien wiederherzustellen, Lacy zwei Jahre später in Catalonien. Beide würden Opfer ihres Patriotismus geworden seyn, wäre nicht das Volk ihrem Aufruhr gefolgt. Daviz und Velarde waren Hauptleute bei der Artillerie und wurden am 2. Mai 1808 zu Madrid getödtet, als sie sich an die Spitze des gegen die Franzosen aufstehenden Volkes stellten. Dies war aber der Anfang des Aufschwunges, den seitdem die spanische Nation genommen hat. Mürat glaubte damals, durch Strenge die Spanier schrecken und ihren Muth niederdrücken zu können. Als er aber seinen Zweck erreicht wähnte, als die Halbinsel, unterjocht, zu den Füßen der starken Sieger lag, da standen viele Landschaften plötzlich und unvorhergesehen auf, und obschon die Verbindung nach allen Richtungen unterbrochen war, bildeten sich doch Verbindungen zwischen den Vaterlandsfreunden. So entstanden die Provinzial-Juntas. Bildung von Heerhaufen, dem Feinde zu widerstehen, war deren erste Sorge. Die Junta von Sevilla, unterstützt von Granada, sendete jenes Corps aus, das dem französischen Waffenruhm auf der Halbinsel den ersten Stoß versetzte. General Düpont mußte vor den schnell zusammengerafften Massen bei Baylen das Gewehr strecken, und König Joseph Madrid an Castaños übergeben. Nun organisirte sich in der Hauptstadt selbst eine Central-Junta, zu welcher jede Provinzialversammlung zwei Abgeordnete sendete, und als Napoleon endlich selbst erschien und mit gewohnter Siegeskraft Alles vor sich niederwarf, da flohen — ohne ihre Sache aufzugeben — die Vertreter des Volks erst nach Sevilla, dann auf die Insel Leon. Belagert in Cadix, hatten die Cortes weder Truppen noch Geld; das ganze Reich, mit allen Festungen, war in Feindes Hand; dennoch erkannte sie das Volk an, und das von einem Ende zum andern niedergebeugte Spanien ging, wenn auch nicht frei, doch volksthümlich unabhängig aus diesem Kampf.

Der unbeugsame Geist dieses Volkes, den keine Widerwärtigkeit niederzuschlagen vermag, spricht sich, wie Graf Pecchio richtig bemerkt, in dem Volksworte: „No importa!“ (das thut nichts!) aus. So oft im letzten Kriege auch traurige Nachrichten einliefen, so häufig die Kunde der blutigsten Niederlagen kam, immer war dies Wort der Trost der Spanier und die unveränderliche Antwort der Regierung: „No importa, no reinará en España Jose Napoleon.“ (Es thut nichts; Joseph Napoleon wird doch in Spanien nicht regieren.) Mit solchen Menschen ist freilich nicht viel anzufangen. Uebrigens hatten die Spanier, wie dies schon der Vf. Nr. 1. uns berichtet, gerade nichts gegen König Joseph, dessen guten Eigenschaften sie volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Zum Herrscher wollten sie ihn nur nicht, denn — er war nicht der Herrscher ihrer Wahl. In Hinsicht Napoleons selbst, beschämten sie aber alle andere Völker des Continents. Bei allem Widerstande, den sie ihm leisteten, ehrten sie seine großen Eigenschaften, und als das Glück ihn verließ und in andern Ländern der Pöbel, der so lange vor ihm gekrochen hatte, sich nun in den gemeinsten Schmähungen über ihn ergoß, da thaten die edler gesinnten Spanier nicht desgleichen, sondern ehrten durch achtungsvolles Schweigen die gefallene Größe und würden ihm, edler als die Britten — meint Graf Pecchio —

Digitized by Google

gern ein Asyl vor den Verfolgungen seiner Gegner gewährt haben, wenn sie, als Volk, frei gewesen wären.

In den ersten Monaten des Jahres 1821 war der Vf. nach Spanien gekommen, beinah' ein Jahr darauf begab er sich nach Portugal. Von seiner Reise dahin sagt er, sie habe einem Feldzuge geglichen, so viel Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen wären damit verknüpft gewesen; nur Ruhm ernte man dabei nicht; sonst sey eine Reise in diesen Ländern genau so wie ein Marsch im Angesichte der Feinde.

Seine Hoffnung, daß die Portugiesen aus Nationalhaß gegen die Spanier ihre Wirthshäuser besser würden eingerichtet haben als diese, betrog ihn gleichfalls. In der letzten Nachtherberge vor Lissabon waren in dem, ihm angewiesenen Gemache so viele Ratten, daß selbige über Nacht eine große Henne, welche man zu ihm quartirt hatte, bis auf die Knochen verzehrten.

In ihrem Benehmen gegen Höhere stechen die Portugiesen übrigens sehr (und selbst zu ihrem Nachtheile) gegen die Spanier ab. Letztere verleugnen nie das Selbstgefühl, welches dem Manne so wohl ansteht, und der Geringste des Volks wird sich, dem Grand und selbst dem König gegenüber, niemals zu einem knechtischen Benehmen herablassen, wie man es wohl bei den lange der Menschenrechte beraubten, slavischen Völkerschaften und sogar bei den freien Britten häufig findet, die auch, wie jene, sich nicht genug vor allem zu beugen wissen, was vom Adel stammt oder auch nur darum hängt. Eben so ist es nun auch, wie der Verf. versichert, bei den Portugiesen und hieraus schon allein mit erklärlich, warum der junge Baum der Freiheit auf diesem Boden nur so schwache Wurzeln trieb.

Weiterhin führt er, zum Beweise, daß die versuchte Beschränkung der autokratischen Macht durch die Cortes in Portugal nicht blos eine Idee der neuern, revolutionair genannten Zeit ist — das politische Glaubensbekenntniß an, welches die Cortes im J. 1640 in lateinischer Sprache und mit dem Bildnisse des damaligen Königs geschmückt — dem diese Erklärung gewidmet war — drucken ließen und in Europa verbreiteten. Hier hieß es, den Hauptpunkten nach: „Die höchste Gewalt wohnt dem Volke inne und wird von ihm dem Fürsten übertragen; diese Uebertragung ist aber nur zeitlich und kann zurückgenommen werden, wenn dies zur Vertheidigung oder Rettung des Ganzen nothwendig ist, oder wenn sich der Fürst der Herrschaft unwürdig bezeigt. Ferner „daß ein Volk das natürliche und angeborne Recht habe, den Huldigungseid zu brechen und denjenigen Herrschern, welche aufhören, gerecht zu regieren, den Gehorsam aufzusagen.“ (Was würden wohl, wenn jetzt irgendwo solche Grundsätze aufgestellt würden, die Herren Haller, Frayssinous und Chateaubriand und, um von den Diis minorum gentium auch einen zu nennen, Hr. Pfeilschifter dazu sagen? Das ist doch in der That ärger als das Aergste, was die Carbonari u. dgl. ausgehen ließen, und soll daher auch von uns billig nicht weiter besprochen werden.)

Eine gute Seite haben, nach dem Vf., die Portugiesen vor den Spaniern voraus. Sie sind abergläubisch (wie dies natürlich bei einem von Mönchen so lange unter dem Druck gehaltenen Volke ist), aber nicht glaubensschwärmerisch. Uebrigens geht ihr Aberglaube oft bis ins Komische und gleichsam Kindliche. Wenn z. B. der Wind aus einem gewissen Striche herweht, so eilt noch hier und da das Volk auf die Berge, um zu sehen, ob König Sebastian noch nicht aus Afrika wiederkehrt. Nun haben sie zwar diesen heiligen Sebastian bereits seit fast drei Jahrhunderten vergebens erwartet, doch werden sie deswegen nicht ungeduldig und schimpfen nicht auf ihn, wie die Lazzaroni in Neapel auf den heil. Januarius, wenn dessen Blut nicht gleich flüssig wird, sondern hoffen gutmüthig immer zu, denn, nach alter Volkssage, soll mit diesem frommen und ritterlichen Könige die alte Herrlichkeit der Nation wiederkehren, die leider längst in Nichts versank.

Im Juni 1822 kehrte Graf Pecchio, nachdem er vorher einen kurzen Abstecher nach London gemacht hatte, nach Spanien zurück, wo unterdeß der unselige Parteikampf ausgebrochen und ein Verfechter der Freiheit (Landaberu) von den aufrührerischen Garden unter den Augen des Don Carlos (Bruders des Königs) ermordet worden war. Des Vfs. letzte Briefe schildern nun den Zustand des Landes, besonders der Hauptstadt, in den der französischen Invasion noch vorhergehenden Monaten, und die Winke, welche er über den Erfolg eines solchen, damals zum Theil nur noch gemuthmaßten Einrückens gibt, sind mitunter jetzt um so interessanter, da die Zeit bereits Mehreres in dieser Hinsicht bewahrheitet hat und vielleicht noch mehr bewahrheiten wird. 55.

## Literarische Nachricht.

Den Besitzern meines Lexikons erachte ich mich zu der Versicherung verbunden, daß die bisherige Verzögerung der Fortsetzung desselben lediglich in meiner Ortsveränderung begründet gewesen, und daß ich mich jetzt mit der Vorrichtung des in seinen Grundlagen vollendeten Manuscripts für den Druck wieder so unablässig beschäftige, daß ich hoffe, in den ersten Monaten künftigen Jahres den zweiten Band in der Handschrift gänzlich zu beendigen. Der Druck wird unterdessen nach Maßgabe des vorräthigen Manuscripts ununterbrochen fortgehen. Daß in derselben Veranlassung diejenigen meiner verehrten Herren Correspondenten, von denen ich während dieser Zeit gütige Mittheilungen erhalten habe, den einzigen Grund meiner verzögerten Antworten finden mögen, ist eben so sehr mein Wunsch als meine Bitte. Zugleich bemerke ich in Bezug auf unrichtige Angaben öffentlicher Blätter, daß meine jetzigen Verhältnisse die untenbemerkten sind.

Wolfenbüttel 5. Oct. 1823.

Bibliothekar Ebert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 250.

29. October 1823.

## Euryanthe von Savoyen *).

Daß die Dichterin Helmina v. Chezy für den melodienreichsten Componisten unserer Tage, dem genialen Maria v. Weber, einen Operntext geschrieben hat, und man mithin einem guten Tonwerke wieder einmal entgegen sehen kann, ist bekannt und darüber bereits in mehreren öffentlichen Blättern manches Wort gesprochen worden. — Uns sind nun zwar bis jetzt sowohl die Musik als der Text unbekannt (wie auch wohl fast allen unsern Lesern, da die Oper, so viel uns bewußt, noch nirgends gegeben und deren Darstellung bei einigen Bühnen noch im vorbereitenden Werden ist), da indeß die Verf. den Stoff zu ihrer Operndichtung auch kürzlich dem lesenden Publicum unter obigem Titel mittheilte, so wollen wir hier, ihr für diese Gabe — die dem von Weber mit Tönen geschmückten Werk als Erläuterung und Grundlage dient — dankend, diesen Stoff und die Quelle, aus welchen sie schöpfte, ein wenig betrachten.

Unter der reichen Sammlung alter Manuscripte der königlichen Bibliothek zu Paris, findet sich auch der altfranzösische Roman, welcher die Geschichte des „Comte Gerard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryant de Savoye, sa mie“ enthält, die theils durch die Wahrheit, mit welcher die darin auftretenden Charaktere gezeichnet sind, theils durch die Naivität und Herzlichkeit in der Darstellung selbst, eben so anziehend als unterhaltend ist. Zwei, wiewohl höchst verschiedene, doch in ihrer Art fast gleich große Dichter einer früheren Zeit, Boccaccio und Shakspeare, benutzten bereits in der jedem von ihnen eigenthümlichen Weise das Sujet, welches diesem nach Art der Zeit in welcher es entstand, mit vielen unwesentlichen Episoden durchschlungene Romane zum Grunde liegt; und eben so erschien auch bereits vor langen Jahren eine Umarbeitung oder richtiger, Verunstaltung desselben in der „Bibliothèque des Romans“ und in den „Oeuvres de Tressan.“

*) Aus dem Manuscript der königl. Bibliothek zu Paris, übertragen von H. v. Chezy, geb. v. Klencke. Berlin, in der Vereins-Buchhandlung 1823.

Aufmerksam gemacht auf die alte, ursprünglich in altfranzösischer Sprache geschriebene Historie des tapfern Gerhard von Nevers und der schönen Euryanthe, so wie überhaupt auf die schlummernden Schätze dieser Art in den Bibliotheken Frankreichs, wurde aber die nunmehrige deutsche Herausgeberin durch Friedrich Schlegel, der damals, als „Geschick und Bestimmung Fr. v. Chezy in Frankreich festhielten“ wahrscheinlich sich noch nicht so fest in seine jetzigen Ansichten eingeklemmt hatte. Folgend diesem Winke, fand die Verf., wie sie im Vorwort selbst berichtet, Reichthümer, die sie zu jener Zeit noch nicht recht zu benutzen verstand, später aber davon abgehalten wurde, dies zu thun. Die Hoffnung „den geliebten Handschriften sich dereinst noch einmal wieder zuwenden zu können“ hegt sie jedoch noch immer, und wir gestehen, daß wir die Verwirklichung derselben wünschen, da sie durch die gegenwärtige Gabe so deutlich den Beweis führte, wie berufen gerade sie ist, diese alten, im Staube der Büchersäle von Wenigen nur gekannten und geachteten Schätze der Poesie der Vorzeit, gereinigt von den Schlacken unwesentlicher Anhängsel, in ihrer eigensten, natürlichsten und kindlichsten Gestalt, der Gegenwart wieder zu geben.

Um aber unsern Leser, die sonder Zweifel auf das neue Product der Muse des so allgemein beliebten Freischützen-Componisten eben so begierig seyn werden, wie wir es sind, im Voraus eine Idee von der Handlung beizubringen, die der Tondichter mit Harmonien und Melodien umkleidet hat; theilen wir hier das Bild der Geschichte der holdseligen Euryanthe und ihres Verehrers mit, so wie die geschätzte Verf., treu dem Original, es ausführlich in dem hier besprochenen Werkchen gegeben hat.

Gerhard von Nevers und Euryanthe, des savoyischen Herzogs verwaiste Tochter, waren zusammen erzogen worden und liebten sich mit inniger Treue und Neigung; beide waren Zierden ihres Geschlechts, sie durch Anmuth, Tugend und Liebreiz, er durch Tapferkeit und adliches Wesen. Einst befand sich Gerhard am Hofe König Ludwig des Dicken und reizte hier durch das Lob, welches er der unerschütterlichen Treue und dem hohen Reize seiner Geliebten zollte, den Neid eines

andern Ritter, des Lysiardus von Forest, Herrn von Beaujolol, der nun im Beiseyn des Königs und des ganzen Hofes mit Gerhard, Land gegen Land setzend, die Wette einging, daß er ihm sein Lieb abspenstig machen wolle. Lysiardus zog hierauf nach Nevers, wo Euryanthe lebte, und suchte ihre Neigung zu gewinnen; da ihm dies aber nicht gelang, so ward er sehr betrübt und würde unverrichteter Sache haben abziehen müssen, hätte ihm nicht die alte Gundrieth, Euryanthes Hofmeisterin, ein nichtswürdiges Weib, beigestanden. Das schöne Fräulein hatte nämlich am Arme ein Mahl, in Gestalt eines blauen Veilchens, von dem außer ihr und ihrem geliebten Gerhard kein Mensch etwas wußte. Das Mahl galt aber unter den Liebenden als Garant der Treue, also daß sie ausgemacht hatten, wenn je ein anderer Mann Kenntniß davon erlange, so sey dies Beweis von der Untreue der Schönen. Das Daseyn und die Gestalt dieses Mahles verrieth nun die schlechte Gundrieth dem Lysiardus, und dieser kehrte hierauf vergnügt und seines Sieges gewiß an des Königs Hoflager zurück, verlangte daselbst Erfüllung der Wette und versprach Beweise seines Sieges über die reizende Euryanthe zu geben. Auf König Ludwigs Befehl ward die Schöne nun geholt, und als sie kam, rühmte sich der abscheuliche Lysiardus laut ihrer Gunst und erzählte zum Beweis von dem verborgenen Zeichen an ihrem Körper. Euryanthe fiel darüber vor Entsetzen in Ohnmacht, schwur und betheuerte hernach ihre Unschuld zu viel Tausendmalen, aber umsonst; denn Niemand glaubte ihr, und der arme Gerhard hatte außer den Schmerz, seine Geliebte für untreu halten zu müssen, auch noch den, um Land und Leute zu kommen, die der verrätherische Lysiardus nun an sich nahm. Böse hierüber, wie wohl ein Jeder geworden wäre, nahm er daher sein untreues Lieb und ritt mit ihr in den Wald von Orleans, um sie daselbst zu tödten. Als er aber eben im Begriff stand, der bei den Haaren erfaßten Schönen mit seinem Schwerte den Hals abzuschneiden, da wälzte sich ein furchtbares Ungeheuer, eine stinkende Flammen speiende Schlange heran, um den Ritter, der sie nicht sah, zu verschlingen; und es würde dies geschehen seyn, hätte nicht die edle Euryanthe, ihre Gefahr über die des Freundes vergessend, ihn gewarnt, worauf denn Gerhard das Ungethüm tödtete, und aus Dankbarkeit seiner Retterin das Leben schenkte. So weit ging indeß seine Dankbarkeit noch nicht, daß er ihr verzieh, obschon er ihren Edelmuth sehr bewunderte. Er wollte sie blos nicht mehr morden; das war Alles, was er für die schuldlose Unglückliche jetzt that, die er nun, fortreitend, im wilden Walde, allen Gefahren Preis gegeben, allein ließ, denen sie in ihrem Schmerze auch sicher unterlegen hätte, wäre der Herzog von Metz nicht zufällig des Weges gezogen. Ihm gefiel Euryanthe sehr, und ob sie schon immerfort weinte und klagte und von nichts als Sterben sprach; so nahm er sie doch, in Liebe für sie entbrannt, mit an sein Hoflager, wo er sie der Obhut seiner Schwester Ismene übergab, mit welcher Euryanthe bald ein inniges Freundschaftsbündniß schloß.

Gerhard ritt unterdeß, gleichfalls stets sehr betrübt, immer weiter, bis er an die Loire kam, wo unfern einem sonst ihm gehörenden Schlosse, ein alter Sänger wohnte, von welchem er sich Hut und Kappe geben ließ, ein Saitenspiel in die Hand nahm und so als Minnesänger verkleidet nach Nevers ging, wo jetzt der böse Lysiardus und die schlechte Gundrieth hausten, denen er, als er unerkannt bei Tafel sang, ihr Geheimniß wegen des Betruges mit Euryanthe ablauschte, und als er dies, und dadurch der Geliebten Schuldlosigkeit vernommen, nun vergnügt wieder zurückkehrte, sich wieder in Rittertracht warf, und neuerdings auszog, die Verstoßene aufzusuchen.

Auf dieser Fahrt wurde er aber zu Chalons vor großer Betrübniß und Kummer krank und nur durch die Pflege einer dortigen Ritterstochter gerettet, die ihm beim Abschied einen trefflich abgerichteten Sperber zum Andenken schenkte. In Lothringen fand er von Euryanthen keine Spur, wie er doch gehofft hatte, und nun immer weiter in der Irre und auf gut Glück umherreisend, kam er endlich nach Cöln am Rhein, wo er kaum abgestiegen war, als ihm auch schon Gelegenheit ward, seine Tapferkeit zu zeigen. Die Heiden nämlich unternahmen einen Angriff auf diese Stadt. Gerhard schloß sich dem Heere des Herzogs Wilhelm von Cöln an, half die Feinde schlagen und gewann sich so die Achtung des Herzogs und die Liebe von dessen Tochter, der schönen Eglantine, und nebenbei auch die von deren Hoffräulein, Florentine. Beide Jungfrauen erzürnten sich hierauf, getrieben von Eifersucht, wegen den schönen Ritter; natürlich aber mußte zuletzt das Fräulein dem Fürstenkinde nachstehen, das jedoch auch nicht sonderlich glücklich in seiner Liebe war, weil Gerhard so lange mit unverwüstlicher Treue an seiner Euryanthe hing, bis eine alte Dienerin der schönen Eglantine einen Liebestrank bereitete, den der Ritter kaum zu sich genommen hatte, als er auch schon ganz entbrannt in Herzog Wilhelms Tochter ward.

Unterdeß er nun so, durch Zaubermacht in fremden Liebesketten, es sich wohl seyn ließ, ging es neuerdings der guten Euryanthe sehr schlecht. Ihr Gram um den verlornen Geliebten nahm kein Ende, und um das Unglück zu mehren, mußte nun auch noch, außer dem Herzog von Metz selbst, ein Ritter seines Hofes, Namens Meliatyrus, ein böser Mensch, sie mit seiner Neigung peinigen. Dieser Meliatyrus war ein Liebhaber ungestümer Art. Einst fand er, von seinem Herrn geschickt, die trauernde Schöne allein in ihrem Kämmerchen und da sie seinen ungezogenen Wünschen sich nicht in Güte fügen wollte, so fing er an Gewalt zu brauchen. Euryanthe war aber nicht allein tugendhaft, sondern auch muthig, wenn es galt. Sie stieß den Zudringlichen mit solcher Kraft von sich, daß er hinstürzte und sich die Zähne einschlug; darauf sprang sie fort. Meliatyrus, ergrimmt über den Schimpf, den Schmerz

und seine Wunde, beschloß nun sich zu rächen. In der Kammer stand ein großer Koffer. Hinter diesen versteckte er sich, und als hierauf Abends Euryanthe und Ismene, des Herzogs Schwester, kamen, und sich auszogen und in's gemeinschaftliche Bette legten, da schlich er, als beide schliefen, hervor, nahm seinen Dolch und durchstach die im Dunkeln für Euryanthen gehaltene Ismene, so, daß selbe ohne Laut und ohne Bewegung auf der Stelle verschied. Euryanthe schlief dabei immerfort. Nach dieser That nahm er aber leise die Hand der Schläferin, legte sie an den Griff des noch in Ismenens Busen steckenden Dolches und ging seiner Wege.

Gegen Morgen traten die Kammerfrauen ein und sahen das Entsetzliche. Eilig holten sie den Herzog herbei, der nun wie natürlich über den schmählichen Mord seiner Schwester sehr aufgebracht wurde, und, wie alle Anwesenden, Euryanthe für die Mörderin hielt. Auf Meliatyrus Rath würde er sie auch sogleich auf einem Dornenfeuer haben verbrennen lassen, hätte sich nicht ein alter Ritter, der sich dem Scheine zum Trotz von der Schuld der Unglücklichen nicht überzeugen konnte, widersetzt und gerathen, den in Rechtshändeln wohlerfahrenen Herzog von Bar kommen zu lassen, der dann die Sache ausmitteln sollte. Ob nun schon Meliatyrus, aus gedenkbaren Gründen, sich diesem Vorschlage widersetzte, so ging er dennoch durch; Euryanthe wurde einstweilen in einen Thurm gesetzt, und nach dem Herzog von Bar gesendet.

Während dies in Frankreich geschah, trug sich auch Mancherlei in Cöln mit Gerhard von Nevers zu. Daß Eglantine den Ritter durch einen Liebestrank sich ergeben gemacht hatte, ist bereits gemeldet; der Umstand aber noch nicht, daß die Verlobung und Hochzeit der cölner Herzogs-Tochter und des einstigen Grafen von Nevers bereits anberaumt war. Den Tag vor diesem Termin wurde nun dem Ritter, der sich vor Sehnsuchtsglut gar nicht mehr zu lassen wußte, die Zeit sehr lang, und um sie zu verkürzen, ritt er mit seinem Wirthe, einem wackern Bürger von Cöln, vor das Thor, seinen Sperber auf der Hand und immer an Eglantinen denkend, die ihm vom Thurm des Schlosses herab nachsah und ein süßes Liebeslied sang. Plötzlich schwirrte vor den Reitern eine Lerche auf, die sich auf einen Baum niedersetzte. Herr Gerhard gab seinem Pferde die Sporen, ließ den Sperber los und dem Vöglein nachsetzen, das auch bald von demselben erhascht und getödtet wurde. Als nun aber der Ritter dem Raubvogel die Beute abnahm, da sah er an dem Halse der Lerche einen köstlichen Ring mit einem Saphyr hängen, und wie Schuppen fiel es ihm auf einmal von den Augen. Er erkannte diesen Ring für denselben, den er einst seiner Euryanthe geschenkt hatte und seine Liebe zu ihr erwachte in ihrer ganzen Stärke wieder. Der Gedanke, sich mit Eglantine zu verbinden, wurde ihm unerträglich; er übergab zur Stelle seinem ehrlichen Wirthe den Sperber, mit dem Auftrag, ihn der Herzogs-Tochter nebst vielen Grüßen zum Andenken zu bringen (so wie er ihn einst von dem Ritter-Fräulein in Chalons zum Andenken erhalten hatte), und ritt, viele Abenteuer bestehend, Riesen erschlagend und dergleichen so lange fort, bis er auf dem Wege nach Metz zufällig dem Zuge des Herzogs von Bar begegnete und hier die erste Nachricht von den Schicksalen seiner Freundin erhielt. Daß er sich sogleich entschloß, ihr Retter zu werden, versteht sich. Ehe er jedoch dies ins Werk setzte, müssen wir noch berichten, wie die Lerche zu dem gemeldeten Ringe kam. Dieses Vögelchen war der Euryanthe durch einen Knappen geschenkt worden. Sie that es in einen Bauer, fütterte es und hatte es sehr lieb. Als sie nun einstmals in Gedanken an ihren Geliebten dastand, und mit dem von ihm empfangenen Ringe spielte, da entfiel ihr dieser, ohne daß sie es gewahrte, in den Bauer des Vogels; dieser nahm den Ring mit dem Schnabel auf und drehte denselben hin und her, bis er ihm über den Kopf und an den Hals zu sitzen kam. Bald darauf entfloh die Lerche und ward dann bei Cöln am Rhein, zu Eglantinens Unglück, zum Glück der Liebenden aber, von Gerhards Sperber gefangen.

Jetzt war nun Gerhard in Metz und erbot sich für die Unschuld der in ihrer Angst und Betrübniß ihn gar nicht erkennenden Euryanthe mit ihrem Ankläger, den abscheulichen Meliatyrus, zu kämpfen. Dies ward bewilligt und angenommen, und am bestimmten Tage Meliatyrus von ihm, nach gewaltigem Widerstande, überwunden. Der Bösewicht bekannte hierauf die Schuldlosigkeit der Schönen und das eigene Verbrechen, Ismene ermordet zu haben, und nachdem man ihn unter großen Jubel des Volkes gehangen, Euryanthe auch ihren Geliebten wieder erkannt und von ihm mit Entzücken gehört hatte, daß er von ihrer Unschuld in Betreff des Lysiardus überzeugt sey, wollte man sich eben zur Tafel setzen, als ein Bote kam, welcher meldete, wie der Herzog von Montfort, der Onkel Euryanthes, ein Turnier zu Montargis ausgeschrieben habe, auf welchem gegen den Verleumder Lysiardus zu Euryanthes Ehre gekämpft werden sollte. Dies war es, was Gerhard lange gewünscht hatte. Kaum konnte er den Morgen erwarten, um aufzubrechen. Der Herzog von Metz mit allen seinen Rittern und Damen begleiteten ihn und Euryanthe, und als sie nun zu Montargis ankamen, da bekämpfte Gerhard den Lysiardus im Turnier mit solcher Tapferkeit, daß der König und alle Andern sich darüber nicht genug wundern konnten. Einige Tage darauf band er aber mit dem arglistigen Räuber seines Gutes, auf Tod und Leben an, erlegte ihn und setzte sich und seine holde Euryanthe dadurch nicht allein wieder in den Besitz der verlorenen Grafschaft Nevers, sondern auch in den der Herrschaften Forest und Beaujolol, welche dem Lysiard gehört hatten. Nachdem nun noch die Hochzeit der beiden Liebenden auf's Prächtigste gefeiert worden war, zogen sie in ihre Besitzungen, und die Erzählung schließt mit der Aufzählung der Kinder,

welche Gerhard der Tapfere, und Euryanthe die Schöne, mit einander zeugten.

Daß dies ein reicher Stoff zu einem Roman oder auch zu einem ritterlichen Epos ist, sieht Jedermann; nicht minder ist er es aber auch mit den nöthigen Veränderungen oder Zusammenziehungen zu einem musikalischen Drama, oder Oper, und daß die geistreiche Dichterin diese Zusammenziehungen, die um den dramatischen Effect hervorzurufen unumgänglich sind, auf's Beste und Passendste, Behufs ihrer Oper, wird gemacht haben, läßt sich von ihr eben so sicher erwarten, als daß der Componist dieselbe mit Tönen umgab, die der Romantik, Innigkeit und Naivität des Sujets entsprechen.

95.

---

## Jamaika sonst und jetzt.

(Aus Stewart's Beschreibung Jamaikas.)

Seit 1655 gehört die Insel Jamaika dem brittischen Scepter. Der Admiral Penn und der General Venables nahmen es den Spaniern ab. Cromwell, der damalige Protector wußte es ihnen indeß so wenig Dank, daß er beide in den Tower sandte. Sie hätten sollen, meinte er, Domingo erobern. Damals war Jamaika noch nicht, was es im Verlauf der Zeit geworden ist. Die ganze englische Staatseinnahme jener Zeit beträgt nicht so viel, als jetzt Jamaika allein gewährt. Jamaika ist jetzt im westindischen Archipel für England die Perle. Man erstaunt, wie es seit hundert Jahren immer mehr empor geblüht ist. 1675 enthielt die Insel 7768 Weiße und 9504 Sclaven. Häute, Cacao, Indigo waren die einzigen Producte. An Zucker dachte noch Niemand. 1722 wurden des letztern schon 11,000 Hüte versendet. 1734 sind zwar der Weißen nicht mehr, allein schon finden sich über 86,000 Sclaven und die Insel nährte 76,011 Rinder. Im Jahr 1744 zählte man 9640 Weiße und über 112,000 Sclaven. Es wurden 35,000 Hüte Zucker und 10,000 Fässer Rum ausgeführt. Ein Vierteljahrhundert nachher zählte man 17,000 Weiße und 166,000 Sclaven. Vom Zucker wurden 55,761 Hüte, vom Rum 15,551 Fässer versendet. Im Jahr 1774 erbaute man über 65,000 Pfund Caffee. Sie stiegen bis 1790 über eine Million. Jetzt sind in Jamaika über 350,000 Sclaven. Man erzeugt 60,000 Oxhoft Rum, 1,800,000 Pfund Caffee, 130,000 Hüte Zucker 2c. Die Engländer führen für zwei Millionen Pfund ihrer Manufacturen ein und bekommen dagegen für fünf Millionen der dortigen Producte. Die Zucker-Fabrication hat jetzt abgenommen, dagegen hat sich der Anbau von Ingwer, Pfeffer und Caffee bedeutend gemehrt.

Das Schwein, die Ratte und die Maus sind die einzigen ursprünglich vorgefundenen vierfüßigen Thiere. Ehemals will man Affen gesehen haben. Jetzt ist keine Spur davon vorhanden. Unter diesen drei Thierarten ist die Ratte das furchtbarste Geschöpf. Man rechnet, daß sie, ein Jahr in's andere gerechnet, den zwanzigsten Theil des Zuckerrohrs verzehren. Es ist dies, nebst dem indianischen Weizen, ihre Lieblingsspeise. Wie zahlreich, wie unzählig diese Thiere seyn müssen, erhellt daraus, daß jährlich auf mancher Plantage 30,000 getödtet werden. Umsonst aber legt man Schlingen für sie, wie bei uns für die Rebhühner, umsonst legt man Gift aus; umsonst richtet man Dachshunde und Frettchen gegen sie ab. Ihre Zahl bleibt immer dieselbe. Sie sind zu groß, als daß sich eine Katze an sie wagte. — Unter den Insecten quälen die Muskitos am Meisten. Man muß das Haus ausräuchern, um sie zu vertreiben, die Hängematten mit einem Flornetz umgeben, um vor ihren Stichen sicher zu seyn. Der arme Neger hat diesen Schutz freilich nicht. Auch im tiefsten Schlafe muß er unwillkürlich die Hand bewegen, diese Gäste abzuwehren. — An Fischen hat das Meer wohl gegen hundert Arten, unter denen nur zwei oder drei sind, welche zu gewissen Zeiten der Gesundheit nachtheilig werden. Man wirft dann beim Sieden einen silbernen Löffel in den Kessel. Läuft er schwarzgrün an, so verzichtet man darauf. Unter andern erreichen die Aale eine bedeutende Größe. Sie haben oft 5—7 Fuß Länge, gleichen mehr einer Seeschlange, sind sehr beißig und bringen zwar nicht tiefe, aber schwer zu heilende Wunden bei. — Von Schlangen gibt es auf der Insel drei Arten. Eine gelbe, eine schwarze und eine braune, die die kleinste von allen ist. Lebensgefahr ist von ihrem Bisse nicht zu fürchten. Die Neger, die ihm oft ausgesetzt sind, haben meist keine andern Folgen davon, als vorübergehenden Schmerz, eine Entzündung mit Geschwulst und höchstens etwas Fieber. Oft bleibt der Zahn des Thiers in der Wunde zurück und muß dann herausgezogen werden. Einreiben mit warmen Oel ist das beste Mittel dagegen. Auch warmes Kalkwasser wird gerühmt. Die gelbe Schlange wird oft 12 Fuß lang, meist ist sie indeß nur in der Länge von 6—8 Fuß zu treffen. Ist sie gesättigt, so benimmt sie sich eben so träg als friedfertig. Man kann sie, hat sie sich zusammengeringelt, berühren, ohne daß sie sich entfernt oder bewegt. Manche Neger stellen sich oft auf sie. Es soll dies gegen das Hüftweh gut seyn. Das Thier sucht sich dann von der Last zu befreien, der Neger muß vom Knäuel herab, aber es macht nicht Miene, ihn anzugreifen. Anders steht es in dem Falle, wo das Thier hungrig ist; wenn es sich begatten will; in der letztern Zeit darf man ihm am wenigsten nahen. Die Kraft desselben ist groß. Fünf, sechs starke Neger würden es umsonst versuchen, so eine Schlange von einem Gegenstande loszumachen, den sie umwunden hat. Auch bei ihr bemerkt man, daß der Anblick der Schlange andere Thiere zurückscheucht. Stewart sah oft, daß Pferde und Ochsen, wenn sie auf sie in der Straße stießen, scheu wurden und zurückprallten. Hunde bellen sie nur an und halten sich immer in einiger Entfernung. Die schwarze Schlange fährt ihnen gern nach den Augen und sie werden davon, sagt er, *gewöhnlich blind*. Die zahme Katze wagt sich ebenfalls nicht an sie, wären sie auch noch so klein *). Dagegen scheint es doch die wilde Katze mit ihr aufzunehmen. Zum Mindesten fand man einmal ein Skelett von ihr, das von dem einer Schlange gänzlich umwunden war. Beide schienen sich im Kampfe tödtlich verletzt zu haben.

20.

---

*) Wer denkt da nicht an Ariosto's:

— Ed ha negli occhi fuoco;
Dovunque passa, *ogni animal da loco.*

— Und Feuer hat sie in den Augen.
Wohin sie geht, macht jedes Thier ihr Raum.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 251.

1. November 1823.

Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen. Berlin, Reimer. 1822. 2 Theile.

Ein kritisches Gespräch.

Die Leser des lit. Conv. Bl. sind schon mehr als einmal mit Kritiken und Beurtheilungen literarischer Erscheinungen in Gesprächsform unterhalten worden, und ich wüßte auch kaum für unser Blatt, wenigstens zur Abwechselung, eine passendere kritische Form, als eine solche recensirende Pyrrhicha (ein alter Waffentanz, welchen Knaben und Mädchen tanzten), in welcher die bunte Reihe der conversirenden Männer und Frauen nun die Waffen, mit welchen sie sonst gegen Nachbarn, Freunde und Gevattern zur Unterhaltung spiegelfechten, an den gedruckten Freunden und Freundinnen üben. Wir könnten auch sagen: in unsern Zeiten, wo Conversation und Geselligkeit der Grundton aller menschlichen Bestrebungen ist und selbst der baumwollene Faden nicht mehr von der Spinnerin an ihrem einsamen Rade gedreht werden kann, sondern eine ganze Gesellschaft mit todten Rädern und Spindeln verquickter Spinner und Spinnerinnen fordert; da sollte man endlich auch die Kritik collegialischer handhaben und einsehen, nicht nur, daß auch die Frauen ein Recht haben, darein zu reden, sondern daß es für unser Licht- und Oeffentlichkeit-liebendes Zeitalter endlich wirklich an der Zeit ist, den alten Schuhu aus seiner Wüste herauszuziehen (s. die Vögel von Göthe) und an die Stelle seines Despotismus einen kritischen Republicanismus, der das öffentliche Rechtsverfahren des Dialogs decretirt, einzuführen. Es schwebt uns ein buntes Bild von einer neuen kritischen Constitution vor der Seele. Wir können sie jetzt nicht ausführlicher darlegen; aber versuchen wollen wir, gleich in praxi eine Anwendung von unsern, zur Zeit noch im Embryonen-Zustande sich befindenden Ansichten zu geben. Das in der Ueberschrift genannte Buch soll der erste Vorwurf unsrer kritischen Experimente seyn, und wir muthen unsern Lesern nichts weiter zu, als sich im Geiste in eine jener bunten Gesellschaften zu versetzen, in die er wohl täglich sich eingeführt sieht, und die er sich so gemischt und mannichfaltig, wie möglich, denken mag, die aber das Specifische hat, daß sie, statt plastisch-mimische Vorstellungen zu geben oder sonst ein anderes ähnliches Conversations-Kunststückchen zu üben, am Vorlesen der neuesten Literaturfrüchte sich ergötzt. Wir wollen unsere geehrten Leser in keine Weise beschränken, wohl aber uns freuen, wenn sie sich selbst an bequemen Stellen in die kritische Conversation mischen wollen.

---

„Irre ich nicht," sagte die Generalin, als der erste Theil des obengenannten Buchs gelesen war, dessen Verstehen manche Erklärung des geistlichen Herrn bedurft hatte, „so wollte der Verfasser in seinem Theodor die verschiedenen philosophischen Systeme beleuchten; er geht gleichsam von einem zum andern über, weil er in keinem sich befriedigt findet, doch vermeidet er die kritischen Mienen, Alles entwickelt sich nur leicht aus seinen eigenen Lebensansichten und Erfahrungen, und daher ist kein bestimmter Tadel der Unhaltbarkeit dieser Systeme ausgesprochen, sondern es geht nur bescheiden aus seinen Bemerkungen hervor, daß für ihn bei jedem etwas zu wünschen übrig blieb. So wendet sich der Held allmälig von der Philosophie ab und mehr der Religion zu, die in ihm überhaupt nie völlig erlosch; verkehrte Richtungen, halbes Erkennen und ein ungewisses Licht, das einzelne Theile blendend erhellt, andere nur in formloseres Dunkel versenkt, konnten das Gefühl der Andacht eine Zeitlang in ihm dämpfen, aber in einem so liebevollen Herzen, in welchem es so tiefe Wurzel schlug, nie ganz unterdrücken. Des Zweifels Wahn ritzt ihm nur die Haut, in das Mark dringt er nicht.

„Ja," betheuerte die sonst so schweigsame Pfarrerin, „das fromme Vertrauen der trefflichen Mutter kann nicht getäuscht, ihr Glaube nicht zu Schanden werden. Ihr Brief an den Sohn, als dieser ihr gemeldet, daß er es aufgebe, Geistlicher zu werden, hat mich wahrhaft erbaut und gerührt, und ihre Meinung vom Gebet unterschreibe ich aus vollem Herzen. Was sie glaubt, woran sie sich festhält, auch im Todeskampf, werden wir bald schauen, das verirrte Lamm wird den wahren Weg zu seinem Hirten zurückfinden."

„Es ist," fiel der General, im Geiste dieser allgemeinen Mittheilungen fortfahrend, der Freundin in's Wort, täuscht mich nicht Alles, schon wieder auf

den rechten Weg zurückgetreten. Verstand und Neigung haben den Helden von seiner Bahn abgelenkt und eben sie machen nicht undeutlich Anstalt, freilich keineswegs auf die freundlichste Weise, ihn aus seinem Irrwahn zu erwecken und so seine Heilung vorzubereiten."

„Theilen Sie uns, Herr Pfarrer," nahm die Generalin das Wort wieder auf, „ihre Ansicht von Theodors Streben und von seinen wissenschaftlichen Meinungen mit. Wir möchten wohl Alle gern vorerst ein allgemeines Bild von dem lieben Helden, der hier vor uns strebt und ringt, in unserer Betrachtung niederlegen."

„Nur wollen wir nicht vergessen," entgegnete der Pfarrer, „daß wir bis jetzt blos den ersten Theil gelesen haben. Indes muß allerdings der Held schon auf dieser Hälfte seiner Bahn, — ob es die Tag- oder die Nachtseite ist, darüber kann kaum ein Zweifel seyn — sich insoweit entwickelt haben, daß man ohngefähr sagen kann, was aus dem Kindlein werden möchte. Sie selbst und meine ahnungsvolle Frau sind auch wirklich in diesem Sinne der Auflösung vorgeeilt, und der Herr General hat vielleicht gar nicht unglücklich mit dem, was er von dem Verstande und der Neigung sagt, die Adscension und Declination dieses freundlichen Schweifsterns gefunden."

„Wenn ich frei sagen soll, was mir dünkt, so gestehe ich es, Theodors Streben ist mir lieb geworden, nicht sowohl als ein Bild der Entwickelung der bessern Menschheit überhaupt, sondern vielmehr als treuer Abdruck eines redlichen und gesegneten Ringens und Kämpfens mit den Gefahren unsrer Zeit und der Bildungsstufe, auf welcher sie steht — ein Ringen, das tausend Jünglinge edler Art, die sich den Wissenschaften widmen, zu bestehen haben, wollen sie der Gewalt unsrer zerstörenden Zeit nicht erliegen. — Vom Baume der Erkenntniß hat, nach der Bibel, vom Anfang an die Menschheit den Tod genossen, freilich auch dadurch allein erst eine Geschichte erhalten. In unsrer Zeit scheint sich, so zu sagen mikrokosmisch, jener wunderliche Proceß wiederholt zu haben. Ich gebe es zu, daß der in langer Geistesruhe und Trägheit nicht blos um seine Heilkräfte gebrachte, sondern wirklich ungesund gewordene See des wissenschaftlichen Lebens die Bewegung eines Engels bedurfte, um seine früheren guten Eigenschaften wieder zu gewinnen. Die mit Kant zur vollen Besinnung wiedererwachte Philosophie — lange vorher, von den Zeiten der Scholastik bis zu Leibnitz und Wolf, in ängstlichen Träumen vor dem Erwachen phantasirend — war der bewegende Engel. Aber ich bekenne es doch auch frei, daß ich, in Uebereinstimmung mit der Hieroglyphensprache der alten Welt, in aller Philosophie immer nur die Schlange, das klügste unter allen Thieren des Feldes erblicke — die Schlange, die tödtlich verwundet, aber — freilich auch im ganzen Alterthume zugleich als das Symbol aller Heilung und Restauration angesehen wurde — mithin gar wohl ihre heilenden Kräfte besitzen mag. — Ich gebrauche noch ein anderes Bild. — „Es muß ja Aergerniß kommen!" So, wie vor 50, 60 Jahren der Zustand der Wissenschaftlichkeit war, konnte es nicht fortgehen, und vielfältiges Wetterleuchten ließ erwarten, daß die dumpfe, schwüle Atmosphäre sich bald entladen müsse. Bald genug trat auch die philosophische Sündflut ein, die nun alle Höhen überschwemmte und alle Thäler erfüllte, die in Religion, Kunst und Wissenschaft alle Götzentempel und Altäre zertrümmerte, die man in so großer Menge gebaut hatte. Sie aber sollte so wenig der dauernde Zustand bleiben, als dasjenige, was von ihr umgestürzt ward, erhalten werden durfte, und wir bemerken mit Freude, daß wirklich ihre Gewässer, allmälig zu verlaufen, Anstalt machen, wenn auch bis jetzt noch keine ausgesendete Taube das ausgebrochene Oelblatt zurückgebracht hat. — Natürlich mußten fast alle, deren Bildung in diese Zeitkrisis gefallen ist, mit dieser Wolke und mit diesem Meere getauft werden; Tausende gingen unter in den Fluten und zogen eben so viele, die sich an sie festhalten wollten, mit sich in den feuchten Tod hinab; glücklich nur die kühnen Schwimmer, die, freilich wohl durchnäßt, doch das Leben retteten und endlich eine Höhe erreichten, von welcher gewiß bald, auch die letzten, bedeckenden Wellen weichen werden! Sie sind die Zweifler, die aber in den Fluten die rechte Weihtaufe erhalten haben; sie sind in der Zeit des Abfalls und der Verführung wohl dem Zweifel, aber nicht dem Unglauben in die Hände gerathen; und der Zweifel — der Reue und der Scham über begangenes Unrecht viel näher verwandt, als man meinen möchte — ist das Bret geworden, an das sie festgeklammert endlich doch das Ufer erreichten. Ihr Ringen und Kämpfen verdient unsrer Zeit im Bilde vorgehalten zu werden; und ein solches Gemälde dürfte leicht die lehrreichste und eindringlichste Geschichte unsers Jahrhunderts ersetzen können, so wie gewiß kein gefühlvoller Mensch den kühnen Schwimmern durch das wogende Meer ohne gespannte Theilnahme nachsehen kann. In diesem Sinne ist mir unser Theodor eine sehr bedeutende literarische Erscheinung, und die Aufschrift: „des Zweiflers Weihe" aus einem tiefen Blicke in die Natur unsrer Zeit hervorgegangen — und, wie kräftig hat nicht schon in diesem ersten Theile der muthige Kämpfer sich wenigstens weit hinein in die Fluten und so doch dem Ziele näher gearbeitet! Die Narben und Mahlzeichen seiner Kämpfe wird er nicht so bald überwinden, auch wenn er in dem Hafen ist. Seine Gewande werden noch eine ziemliche Zeit triefen. Aber er hat eine reiche, volle, kräftige Natur gezeigt, die ihn, auf dem Trockenen angelangt, gewiß bald ganz und eben so sicher herstellen wird, wie die Göttin den Schwimmer Odysseus, nachdem er das Ufer der gastlichen Phäaken erreicht hatte. Für sehr viele Jünglinge unsrer Zeit ist er ein herrlicher Vorkämpfer und Flügelmann geworden; und seine Biederkeit, seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit, ein Pathenge-

Digitized by Google

schenk, das den Vater unsers Theodor gar nicht verleugnen kann, muß ihn dem Leichtfertigsten lieb und höchst lehrreich machen. Man verzeiht es mir gewiß, wenn ich den Zweifler besonders auch darum lieb habe, weil er zunächst für meinen Altar und Heerd kämpft; aber daneben ist es augenfällig, daß jeder Wissenschaftliche überhaupt gar leicht von dem Theologen die Anwendung auf sich machen könne, und daß, genau genommen, die philosophische Revolution unsrer Zeit es eben so hauptsächlich auf die Theologie abgesehen hatte, als die politische dem monarchischen Prinzip galt. — Auch das will ich zugeben, daß unser Schwimmer nicht allemal in seinem „Vorwärts" so ganz gerecht ist gegen die philosophischen Systeme, durch welche ihn seine Bahn führt. Augenscheinlich stellt er mit Unrecht die viel tiefere Schelling'sche Philosophie hinter das leichtere Friesische Gespinst. Aber — schon das ist genug: kein System hält ihn gefesselt; er hat das Rechte gesehen, dies nämlich: daß er alle, alle überwinden müsse; und so ist offenbar seine Grundansicht von der ganzen Masse doch die richtige."

„Der Verfasser scheint uns Frauen in Ehren zu halten," sprach nach einer Pause, in der alle Anwesende über das so eben Gehörte nachdachten, die Geheimeräthin N.; „warum macht er es uns zuweilen so schwer, seinen Ideen zu folgen? Ohne die Beihülfe eines gelehrten Freundes versteht man von dem, was in das wissenschaftlich Theologische schlägt, doch nur die Hälfte, und wir möchten gern Alles verstehen, denn wir sind unserm Theodor und seinem Schöpfer recht gewogen."

„Aber, liebe Tante," entgegnete ihr Neffe, ein geistreicher Officier, „das Buch ist für denkende, wissenschaftlich gebildete Männer geschrieben, nicht eigentlich für Frauen, obgleich das allgemein Menschliche, das Schöne, das darin eben so gut beachtet ist, wie das Wissenschaftliche, die Kunstanschauungen und Urtheile, die Erklärungen und Auseinandersetzungen gewisser Begriffe und Sachen, die Frauen eben so gut ansprechen werden, wie die Männer, ja recht eigens dazu niedergelegt scheinen, sie über das zu belehren, was sie nur unbewußt empfanden. Ein zurechtweisender Freund wird selten fehlen, der einer lernbegierigen Frau, die nicht blos liest, um sich die Zeit zu kürzen, sondern um sich zu unterrichten, Gemüth und Geist zu stärken und zu erheben, die richtigen Aufschlüsse geben kann, die sie befähigen, ein Geisteswerk, wie das vorliegende, in seinem ganzen Umfang und seiner Bedeutung zu verstehen. Scheint es doch überhaupt, als habe der Verfasser nur diese Einkleidung gewählt, um gewisse Grundwahrheiten allgemeiner zu machen, als es in einem streng wissenschaftlichen, recht eigentlich gelehrten Werke hätte geschehen können. In diesem möchte es schwer gewesen seyn, die Urtheile über verschiedenartige Dinge unter sich zu verbinden, die Stellung dieser und jener Meinung u. dergl. zur Welt so anschaulich zu machen, als es hier geschieht. Die Geschichte an sich ist mir ein leiser Faden, um die Perlen einzelner Urtheile und Bemerkungen daran zu reihen, aber auch so immer noch trefflich und vorzüglich, obgleich man die Zeichnung der Charaktere mitunter etwas objectiver wünschte."

Die Generalin. „Aber wie rein, wie mäßig gehalten! Keine Ueberladung, nichts Grelles! Therese ist bei aller leichtsinnigen Oberflächlichkeit eine gefällige Erscheinung; der schwache, dem Scheine der Weltklugheit huldigende Landeck kein Bösewicht; und überall die grellen Gegensätze vermieden."

Geheimerath. „Welchen Landeck meinen Sie, den alten oder den jungen? Sie haben aber vielleicht Recht, daß Sie diesen Unterschied nicht näher markirten. Denn der jüngere ist genau nur das, was der ältere gewiß auch in seinen jüngern Jahren gewesen ist, und solche Pflanzen, wie die beiden Landecks, gehen in der menschlichen Gesellschaft nie aus. — Es ist sehr schlimm, daß Gewohnheit und des äußeren Lebens versteinendes Medusenhaupt so leicht in den höhern Sphären des Geschäftslebens die Innigkeit und Wärme des besseren Menschlichen unterdrücken und den Tufstein oder Stalaktit einer hohlen, leeren Förmlichkeit, die an den todten, gespensterartigen Formationen einer blos mineralischen Schöpfung ihr Gefallen findet, ansetzen. Doch hat Theodor Unrecht, wenn er das Regierungswesen im Allgemeinen so schnöde beurtheilt, wie er es hin und wieder thut. Erlauben Sie mir das Buch. S. 109. „Das Regierungswesen kam ihm wie eine Maschine vor, welche, von einer unbekannten Macht bewegt, Alle, die daran arbeiteten, wider Willen fortschob, und Wirkungen hervorbrachte, welche den landesväterlichen Absichten des Regenten eben so wenig als den Wünschen des Volks entsprachen, und von denen man die Schuld weder diesem noch jenem allein, sondern einem Zusammenwirken von mancherlei Umständen und Kräften beizumessen hatte." Wie ungerecht! Und Sie werden sich erinnern, daß unser Held und mehrere Nebenpersonen hin und wieder sich noch viel schärfer und schneidender gegen alles Geschäftsleben überhaupt erklären — offenbar nur, um auf solchem dunkeln Grunde das Landprediger-Leben desto glänzender und augenfälliger hervorheben zu können. Ich bin immer noch der festen Ueberzeugung, die unser alter, frommer Gellert oder sonst wer ausgesprochen hat: Ein jeder Stand hat seine Würden, ein jeder Stand hat seine Last. — Die Vorliebe indeß für seinen Stand verzeihe ich jedem gerne, der sie auch noch greller ausspricht, als es hier geschieht."

Der Professor. „Lassen Sie mich hier einfallen und den Faden, den unser Freund vorhin angeknüpft hat, aufnehmen. Ich mag ihn vielleicht in einem etwas veränderten Sinne fortspinnen. Theodor ist ein didaktischer Roman und das recht handgreiflich. Die Geschichte — die Schnur, und die Reflexionen — die daran gereihten Perlen. Ein gewisses Vorurtheil gegen didaktische Romane kann ich nicht leugnen. Wenn nur unser Theodor im zweiten Theile nicht noch mehr docirt. Er hat, um weidmännisch zu reden,

Digitized by Google

die Fährte schon so gut angenommen, daß er gewiß nur immer hitziger auf ihr fortgehen wird. Doch — bei alledem, wie auf dem Schilde des Achilles, den Hephästos geschmiedet, Himmel, Erde und Meer und ihre Geschichte zu finden, so werden uns doch gewiß in diesem dichterischen Panorama gar wichtige und interessante Gegenstände vorgeführt. Auch die Staffage ist im Ganzen recht naiv und anziehend. Ich rechne ihn also zu den vorzüglicheren Romanen dieser Species. — Hätte unser Freund die Pustkuchen'schen Wanderjahre gelesen und daraus gelernt, daß ein Charakter desto wahrer sey, je weniger objectiv und individuell er ist, je weniger er über die Sphäre der Begriffe hinausgeht — denn nichts als Begriffe sind die Pustkuchen'schen Ideen — würde er wohl so unfreundlich gewesen seyn und die bittern Makel am Schlusse seiner Kritik auf die Charakterzeichnung im Theodor geworfen haben?" —

Die geheime Räthin N. „Diese Theorie möge doch ja Herrn Pustkuchen bleiben und sie wird wohl auch nicht viel weiter auskommen. Aber — der fatale Härtling hätte meines Erachtens derber abgefertigt werden müssen. Der ist Repräsentant einer ganzen Gattung, die sich ein ordentliches Verdienst daraus machten, den Frauen unartig zu begegnen, weil sie im hochmüthigen Dünkel wähnen, die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln raubte ihnen den Juwel ihrer Krone, die Manneskraft und Würde."

Der Regierungs-Secretair S. „Ei, ei, ei, hätte ich doch nicht gedacht, daß meine schöne, muntere Freundin so eifern könnte. Gewissermaßen haben Sie Recht. Solche Härtlinge, die, in gewissen Begriffen erstarrt, alles Andere verwerfen, die trocken, einseitig und eingebildet sind und sich in der Bengelei gefallen, die sie zur nothwendigsten Erforderniß eines rechten Mannes aufstellen, gibt es; aber selten verbergen sie in der rauhen rauhen Schale einen fruchtbringenden, erwecklichen Kern, wie der für Vaterland und Sittlichkeit doch wahrhaft begeisterte Härtling, den Sie, ob der misfälligen, abstoßenden Form nicht so schnöde abwehren sollten."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Bunte Bilder. Erzählungen und Skizzen von einigen theils melancholischen, theils lustigen Freunden. Herausgegeben durch Gustav Jördens. Erstes Bändchen: Leipzig, Kollmann.

Unter bunt versteht man einen gemischten Eindruck, etwas, das die Sinne erheitert, den Sinn jedoch unbefriedigt läßt, und nicht immer dem Geschmack zusagt. So ungefähr verhält sich's auch mit den bunten Bildern, bei denen das Erheiternde nicht das Hervorstechendste ist.

Die stille Insel von Berengar, eine Art Nachbildung von Swift's Laputa, ohne dessen bissigen Witz, aber auch ohne dessen Humor. Es geht auf dem Eiland ungefähr wie bei uns zu, nur daß Alles, was da Geräusch macht, verbannt ist, und blos gelispelt, oder durch Pantomine sich verständigt wird. Um den guten Insulanern kein Leid zuzufügen, wollen wir auch in den Beifallszeichen das Laute vermeiden.

Des Malers Leiden und Freuden. Von Adolbert. Im Einzelnen trefflich, könnte es auch im Ganzen seyn, hätte sich der Dichter etlicher üppiger Scenen enthalten. Der Herausgeber entschuldigt ihn, unter andern Gründen auch mit Heinse's Ardinghello, der den Nerv verlieren würde, wenn er sich züchtiger gebehrden sollte; eine Rechtfertigung, die keine ist, denn Ardinghello wurde niemals zur allgemein gültigen Lectüre, der Inhalt des Romans ist darauf berechnet, Ideen über die Kunst niederzulegen; darum zog er nur die an, denen die Kunst Studium oder Liebhaberei war, und in der Kunst ist man der Nuditäten gewöhnt, nicht so in der leichten Unterhaltung, wozu einzig solche bunte Bilder bestimmt seyn können.

Der Abt Gersianus und sein Löwe, vom Herausgeber, dürfte die Krone des Buchs seyn, durch den treuherzigen, nicht kindischen, nicht altfränkischen Legendenton, in dem die einfache, und bei alledem wunderbare Geschichte vorgetragen ist.

Die Bekehrung, von Wilibald, nicht neu in der Erfindung, artig erzählt und dadurch, daß die Geschichte in unsere Zeiten übergetragen und das Mädchen nur verlockt, nicht verführt ist, heitern Ansehens.

Das Ständchen und das Körbchen, von demselben, eine mündliche Kleinigkeit. Die Neigung war flüchtig, der Schmerz über dies verfehlte Streben dringt nicht tief ein, und gefoppt wird der schnell aufbrausende Virtuos so angenehm, daß er selbst, und der Leser mit ihm, den Urhebern der Fopperei Dank dafür zu entrichten haben.

Attila's Grab. Vom Herausgeber. Die bekannte Sage von Tod und Begräbniß des gewaltigen Hunnen in gedrängter Kürze erzählt, und damit die Sammlung würdig beschlossen.

32.

---

## Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint (ohne die Beilagen) täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Haupt-Speditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle, und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf, nach Billigkeit, in einem Umkreise von 50—60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an die unterzeichnete Verlagshandlung, die die Verantwortlichkeit der Redaction übernimmt, adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und halbjährlich berechnet.

---

Um den Ankauf der ältern Jahrgänge dieses Blattes zu erleichtern, sind die ersten drei Jahrg. oder sechs Bände des Lit. Wochenbl. (d. J. 1818, 19, 20) zusammen für 12 Thlr. und die Jahrg. 1821, 22 des Lit. Conversations-Bl. auf 10 Thlr. herabgesetzt. (Beide Folgen, „Wochenblatt" und „Conversations-Blatt" zusammen genommen, werden für 20 Thlr. erlassen.)

Leipzig den 1. November.

Verlagshandlung von F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

## Nr. 252.

3. November 1823.

### Gotthold Ephraim Lessing, geb. zu Camenz 1729, gest. 1781.

„Dem Verdienste seine Kronen!"

Große Männer leben nicht allein fort in ihren Werken; sie machen auch gerechten Anspruch auf das Leben in dem Herzen ihrer Zeitgenossen und in dem Andenken der Nachwelt. Darum sprechen Denkmäler und Stiftungen den Namen des Verdienstes aus, damit der Enkel das Beispiel der Väter vor Augen habe und sich würdig anreihe an das edle Geschlecht seiner Altvordern. Heil dem Lande, das noch viele solcher Namen zählt, die von den Nachkommen nichts fordern, als Nacheiferung und das einfache Wort der Achtung auf einem Denkstein! Sachsen ist eins dieser Länder. Luther hat seit Kurzem ein Standbild erhalten. Gellert's Name steht auf zwei Denkmälern. In Leipzig sind zwei trefflich eingerichtete Volksschulen Müller's Werk und zugleich sein Denkmal. In Freiberg wird jetzt dem Mineralogen Werner ein Denkstein gesetzt. Aber noch hat Melanchthon, noch haben Lessing und Adelung kein Erinnerungsmal erhalten; der hochverdienten Männer nicht zu gedenken, die in der Zwischenzeit dieser drei berühmten Lehrer Deutschlands gelebt haben. Ein verdienstvoller, als Mensch und Gelehrter achtungswerther Arzt in Dresden wird dem trefflichen Sprachforscher, der allein das Werk einer ganzen Akademie für die deutsche Sprache herstellte, dem unvergeßlichen, dem edlen Adelung, der sein Freund war, ein öffentliches Zeichen der Verehrung und des Danks weihen. Für Lessing's Andenken spricht jetzt zu allen seinen Sprachgenossen ein Arzt in dessen Vaterstadt, der Stadtphysikus Dr. Bönisch in Camenz.

Das Gute zum Würdigen! So sollen Denkmäler seyn, im Geiste der christlichen Pietät. Der Verfasser der Dramaturgie und Nathans des Weisen, der zuerst die Deutschen denken und schreiben lehrte und selbst so schrieb, wie Jeder schreiben muß, der von den Gebildeten seiner Nation mehr als einmal gelesen seyn will, hat sich in seinen Werken das würdigste Denkmal selbst gestiftet. Unter allen Deutschen, die im achtzehnten Jahrhunderte auf Kritik, Geschmack und National-Literatur einwirkten, behauptet Lessing die erste Stelle. Oder besitzt Deutschland noch einen zweiten Schriftsteller, wie ihn, der, bei den reichsten Naturanlagen, die tiefe Kenntniß der Sprachen des classischen Alterthums, mit der gründlichsten Einsicht in den innern Zusammenhang der höhern Wissenschaften fast aus allen Kreisen des menschlichen Strebens, mit einem so seltnen Scharfsinne, mit einer so vollendeten Form der Darstellung und mit einer so gediegenen Kraft des Urtheils und Sicherheit des Geschmacks vereinigte? Haben wir einen zweiten Lessing?

Sein Verdienst bedarf hier keiner näheren Andeutung. Man höre über ihn den mit der Kunst kritischer Forschung und musterhafter Darstellung so vertrauten Historiker Wachler *)! Bedarf es da noch eines Marmorsteins, um uns zu sagen: Camenz war Lessing's Vaterstadt?

Der Gedanke des Herrn Dr. Bönisch war daher natürlich und gut, von den Beiträgen des Nationaldanks in Lessing's Vaterstadt ein Denkmal der Wohlthätigkeit zu stiften, das seinen Namen trüge, damit auch der Arme und der Leidende mit Dank und Freude sich erinnerte, Lessing war ein großer Mann! Die Achtung für das Verdienst, die Ehrfurcht für Wahrheit und Wissenschaft, die Bewunderung des Kunstschönen ist so eng verbunden mit der Liebe zum Guten, und das Nationalgefühl, welches durch die Erinnerung an den Ruhm edler Mitbürger mächtig erhoben wird, ist so innig verschwistert mit dem frommen Gemeingeist, welcher jede wohlthätige und nützliche Anstalt gern befördert, als daß die Aufforderung des wackeren Arztes in Camenz an Lessing's Verehrer, die hülflosen Kranken der unbemittelten Vaterstadt eines um Deutschlands National-Literatur hochverdienten Mannes, zu unterstützen, durch reiche Gaben zur Ausführung des

Lessingsstiftes

nicht alsobald und willig beantwortet werden sollte.

---

*) S. Wachler's Vorlesungen über deutsche National-Literatur Th. 2. S. 100. Auch Pölitz hat Lessing's Verdienste gründlich gewürdigt, in seiner lehrreichen Schrift: Die Sprache der Deutschen, philosophisch und geschichtlich zc. Leipzig, 1820. S. 254.

Stiftungen dieser Art sind Kronen, die dem Verdienste, von der Nation selbst dargereicht, mit vollem Rechte gebühren.

---

Die Redaction des Lit. Conv. Blattes ergreift mit Freude diese Gelegenheit, um ein dem Andenken Lessing's geweihtes Stift der Theilnahme und Unterstützung aller Deutschen zu empfehlen. Sie theilt daher den Aufruf des Herrn Dr. Bönisch hier wörtlich mit und erbietet sich, alle Beiträge an die genannte Behörde der Stadt Camenz zu befördern; doch werden Beiträge von der privilegirten Zunft der Nachdrucker — wenn sie anders ihr eigenes Bewußtseyn nicht von solchen Aeußerungen eines edlen Bürgersinnes zurückhält — von uns, der unterzeichneten Buchhandlung, höflichst verbeten. Lessing's Schatten möchte sonst dem Unternehmen zürnen! — Zugleich sind wir beauftragt, dasselbe, mit derselben Einschränkung, im Namen des Herrn Professor Hasse in Dresden zu erklären, der ebenfalls Beiträge zu dem

Lessingsstifte in Camenz

einzusammeln für seine Pflicht hält und in diesen Blättern von dem Erfolge Nachricht geben wird.

Leipzig, im Oct. 1823.

Brockhaus'sche Buchhandlung.

---

## Lessing's Denkmal.

Noch ein Wort an das deutsche Publicum, solches betreffend.

Von der löblichen Sitte gebildeter Völker, dem Andenken großer Männer ein sichtbares Denkmal der Achtung und der dankbaren Anerkennung des Verdiensts aufzustellen, machte die deutsche Nation fast nur gegen ihren großen Lessing eine Ausnahme; ohngeachtet diese National-Angelegenheit schon mehrere Mal öffentlich zur Sprache gebracht wurde, so fand sie doch nicht die verdiente Unterstützung. Lessing's Geburtsort, die Stadt Camenz, welche, in Folge des unglücklichen Pönfalls der Sechsstädte ihrer ansehnlichen Dorfschaften längst beraubt, durch ungünstige Verhältnisse immer mehr verarmte, konnte für sich allein an die Ausführung eines solchen Vorhabens nicht denken. Jetzt aber, wo sich der edlen deutschen Nation eine schickliche Gelegenheit darbietet, dem Andenken eines ihrer größten Gelehrten, dem ersten, welcher universellen Forschungsgeist in Wissenschaft und Kunst als Eigenthum der deutschen Nation, so schön entfaltete, ein bezeichnendes Denkmal zu errichten, mit welchem zugleich ein wohlthätiger Zweck: Milderung menschlichen Elends, gefördert werden könnte; jetzt erlaube ich mir noch einmal vertrauensvoll meine Stimme bittend zu Deutschlands biedern, edlen und hochherzigen Bewohnern zu erheben und sie um milde Beiträge zur Begründung einer, für die Stadt Camenz dringend nothwendigen Anstalt, nämlich zur Erbauung eines Armen-Krankenhauses, anzuflehen, welches den Namen: Lessingsstift erhalten soll.

Gewiß wird Deutschland dem Andenken dieses Mannes kein bleibenderes und segensreicheres Denkmal setzen können, als eine solche, den unglücklich verarmten Kranken der Vaterstadt desselben für alle Zeiten Obdach und Erquickung, Wartung und ärztliche Pflege gewährende Wohlthätigkeitsanstalt, vor welcher entweder Lessing's kolossale Büste, oder nach Beschaffenheit der zu verwendenden Summe ein beziehenderes, deutschem Kunstgeschmacke angemessenes, durch Deutschlands Gelehrte in öffentlichen Schriften zu besprechendes, durch seine Künstler anzufertigendes Monument aufgestellt werden soll.

Schon trägt die Stadt Camenz nach Kräften dazu bei, und jeder Bewohner, keiner ausgenommen, gibt nach Beschaffenheit seiner Umstände. Auch wird der Unterzeichnete mit Vergnügen einem so guten Zwecke den Ertrag seiner, zum Drucke bereit liegenden Topographie und Geschichte der Stadt Camenz widmen, in welcher nur noch die Namen der gütigen Beförderer dieser Wohlthätigkeitsanstalt zur immerwährenden dankbaren Erinnerung einzutragen sind.

Ich gebe mir daher die Ehre, hierdurch alle angesehene und rechtliche deutsche Männer, besonders aber sämmtliche Gelehrte, alle Herren Prediger, Rechtsconsulenten und Aerzte, so wie auch alle Herren Buchhändler, Künstler und Kaufleute, gehorsamst zu bitten, diesen guten Zweck geneigtest zu befördern; gefälligst Subscriptionen dafür zu eröffnen und die eingehenden Beiträge alsdann gütigst durch die ihnen zunächst gelegenen soliden Buch-, Kunst- und Grosso-Handlungen über Leipzig, Dresden, Cottbus, Breslau, Zittau u. s. w., oder auf andern sichern Wegen an den Unterzeichneten einzusenden. — — —

Camenz, in der kön. sächs. Oberlausitz,
am 3. August 1823.

Dr. Bönisch,
Arzt und Stadt-Physikus.

---

## Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Die Geheime Räthin N. „Ich meine auch nur, der Verfasser hätte diesen Auswuchs unsrer Zeit, der sich so breit und so unbequem macht, recht als ein abschreckendes Beispiel aufführen und gründlich ausmalen sollen, zum Nutz und Frommen der altdeutschelnden Jünglinge, damit sie sich fein in dem Spiegel erkennten, Buße thäten und vernünftig würden. Im Grunde hat er Recht; die Moren wäscht man nicht weiß, und es erkennte sich doch keiner im Spiegelbilde."

Der Maler F. „Die Gesinnung im Härtling ist untadelhaft; aber es fehlt ihm an Poesie. Darin liegt's."

Der Dichter M. „Nein, besser durchgeführt, das ist auch meine Meinung, hätte dieser Charakter werden sollen. Man hat gewiß auch hier in der neu-

sten Zeit das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Und wenn Härtling auch das, was Du Poesie nennst, nach Gran und Scrupel seiner schroffen Manier gehörig beigemischt hätte, wer weiß, es würde Manchem und Mancher dünken, als habe nun erst seine „Bengelei" die rechte Höhe erreicht. Wahrlich! die Damen werden immer seltner, die einen Tasso in seinen Sonderbarkeiten so freundlich und nachsichtig behandeln, wie es die Prinzessinnen bei Göthe thun. Ist's denn nicht doch wahr? Jenes so verschriene „Altdeutscheln" war die natürlichste Form, in welcher sich der erwachte, bessere Geist unserer Jugend zur Zeit der letzten politischen Katastrophe offenbarte. Wie unbillig nun! Die Siege, welche dieser Geist so treulich mitgewinnen half, kann man nicht hoch genug preisen; aber für die etwas schroffe Art, in der sich von da an ein Theil uns'rer Jugend gegeben hat, und die gewiß ganz aus der Individualität unserer Zeit hervorgegangen ist, hat man gar keine Nachsicht und Duldung!"

General. „Lassen Sie das; ich sehe eine Bemerkung meiner Schwester auf der Zunge schweben, die zu unterdrücken wir ihr galanterweise nicht zumuthen wollen. Nun, liebe Schwester?"

Die Geheime Räthin N. „Ich überlegte mir so eben, warum Johannes, der doch viel klarer, gediegener und gottseliger ist als der im Widerspruch begriffene Theodor, mich bei Weitem nicht so interessirt als dieser?"

Der Professor. „Ei nun, die Wüstlinge haben bei den Weibern von jeher das beste Glück gemacht."

Die Generalin. „Der verbrauchte Gemeinplatz hinkt hier entsetzlich. Theodor ist wahrlich kein Wüstling. Ich habe mir so viel gedacht, daß Männer, in denen das Princip der Ruhe, der gefühlvollen Empfänglichkeit vorwaltet, bei aller Reinheit der Gesinnung, die Frauen doch nicht so ansprechen können als die, bei welchen die Thatkraft, wenn auch wie noch ungeläuterte und übersprudelnde, das Herrschende ist. Jene sind der weiblichen Natur zu nahe verwandt, und nur wo „Kraft sich mit der Milde paart," da gibt es einen guten Klang."

Pfarrer. „Sollte nicht auch das mit zu betrachten seyn, daß Johannes nun doch einmal nicht der Held der Geschichte ist, und daß auf die Beleuchtung, in welche ein Charakter gesetzt wird, gar viel ankömmt? — Vergessen Sie nicht, daß wir dem Schiller'schen Gemeinplatz einen andern, noch viel ältern gegenüberstellen können! „Gleich und Gleich gesellt sich gern;" und gestehen Sie es nur, der weichliche, empfindelnde Pfarrer in den Glockentönen hat unter Ihrem Geschlechte gar viele Verehrerinnen gefunden. Ich sehe nicht ein, warum ein so in sich klarer, ruhiger und reicher Charakter, wie der des Johannes, nicht eben so gut der sehr interessante Held eines Romans werden könnte, als der Landprediger von Wakefield. Daß er aber hier mehr in Schatten tritt, war ganz in der Ordnung; denn es gilt hier „Des Zweiflers Weihe."

Die Generalin. „Sie mögen wohl Recht haben. Aber wie schön, wie edel und wahr, dabei frei von der Sprache der Schule sind so viele Betrachtungen in diesem Buche! Ich schweige von dem, was über Vaterlandsvertheidigung, von der Sittenlehre u. s. w. gesagt ist, aus gebührender Scheu, um nicht in ein von den Frauen nicht zu erforschendes Reich zu streifen; aber mein Wohlgefallen an dem, was über Geist und Ton des modernen, geselligen Lebens, über Tanz, Musik und Schauspiel hier ausgesprochen wurde, darf ich ohne Bedenken eingestehen. Nicht häufig ist über den Begriff und die Begrenzungen der Musik, ihre Anwendung und ihren Misbrauch so umsichtig, so umfassend, deutlich und doch so tief und warm empfunden geurtheilt worden! Wie anmuthig ist z. B. die Zauberflöte charakterisirt! Ich bitte, lieber Freund, lesen Sie mir die Stelle noch einmal, S. 252 Thl. 1. — Es ist so unendlich viel über Schiller's Jungfrau von Orleans gesagt und wiedergesagt worden, wohl kaum etwas Besseres als hier. Theodor ist für seinen Dichter begeistert, nicht blind befangen; er dringt aus Liebe für ihn und den erwählten Gegenstand tief in das Wesen dieser Dichtung ein und theilt dann aus Verehrung und Liebe für sie das Ergebniß seiner Betrachtungen, nicht etwa aus Hang zur Schönrederei, mit. Er vertheidigt die Wahrhaftigkeit der Eingebung der Jungfrau, obgleich er sie nicht so mystischer Natur erachtet, als es in der Regel geschieht. Er rügt mit Grund, daß Schiller die willkürliche Neigung Johannas zu Lionel als Schuld betrachte, weil sie keine Pflicht dadurch aufopfere; dagegen hätte die Ursach ihres Falles in die Schwächung der Kraft ihrer Begeisterung, mittelbare Folge ihrer Neigung, stärker hervortretend gelegt werden sollen. S. 134. Das Gespräch über diese Tragödie ist eins der gelungensten im Buche. — Befriedigt hat mich auch gar sehr, was bei Gelegenheit der Hagestolzen von Iffland und der Johanna von Montfaucon über den übermäßigen und undichterischen Gebrauch des Rührenden, das Arbeiten nur auf den Effect, die grellen Abstiche in den Charakteren, deren Physiognomielosigkeit, wodurch sie zu unbeweglichen Larven werden, u. s. w. gesagt ist. Ich habe mich manchmal geärgert, wie ich bei einer theatralischen Vorstellung von Dingen gerührt wurde, die bei genauerer Prüfung dies wahrlich nicht verdiente; ich wußte nur nicht anzugeben, wie eine solche unechte Rührung entstehen konnte. Jetzt ist mir Alles klar, so wie ich über die Natur des Lächerlichen, welches der Verfasser für unverträglich mit dem Unsittlichen hält, besser durch die in jenem Gespräch enthaltenen Definition desselben belehrt wurde als durch die vielen Aesthetiken, Theorien u. s. w., die ich zu einer Zeit, wo ich meine Bildung recht ernstlich betrieb, und dabei manchen Misgriff nicht immer vermied, so eifrig durchlas. — Aber genug von den vielen schönen Einzelheiten des Buchs, die wir ja Alle empfanden; lieber wollen wir noch einmal recht den Geist der Milde, der Sittlichkeit, der das Ganze durchleuchtet, erwärmt und ihm wirkungsreiche Bedeutung gibt, in's Auge fassen, uns von Neuem daran erfreuen und den Sinn davon

Digitized by Google

in uns aufnehmen, damit er in uns wurzele und Frucht bringe und uns fördere in allem Guten!"

(Die Fortsetzung folgt.)

## Moscheles in Frankfurt.

(Aus einem Briefe.)

Wie gerufen kam mir die Ankündigung, daß der belobte und gepriesene Moscheles aus Wien, der einmal schon den Frankfurtern seine große Virtuosität auf dem Pianoforte in einem gegebenen Concerte bewährt hatte, am 13. Sept. während der Messe noch einmal sich im rothen Hause hören lassen werde. Der Saal war gedrängt voll. Die Instrumentalmusik war, wie man unter Guhr's Direction von Frankfurt erwarten kann, des Künstlers vollkommen würdig. Ein Clavierconcert von eigner meisterhafter Composition, worin die Instrumente gerade so viel und so wenig thaten, um den Concertisten die Ehre seines Instrumentes in der ausgedachtesten Wirkung zu überlassen, setzte den Virtuosen zuerst an den geöffneten Flügel. Der reinste Anschlag, und eine vom Geist des angemessensten Vortrages bald verschnellte, bald verzögerte, aber jedesmal bis auf die kleinsten Momente sicher und sorgfältig abgemessne Bewegung, und ein dem undankbaren Claviere vom Zauber des innern Selbstgefühls abgedrungener reiner, zarter, ausdrucksvoller Gesang, der jeden Gedanken klar machte, verkündigte den Meister, dem bei seinem fortgesetzten Spiele der ungetheilte Beifall von Kennern und Nichtkennern unbedenklich zu Theil werden mußte. Sein Adagio war nicht schmelzend, aber weich und mild. Keine Seufzer erstickten den gespannten Affect! Die Wehmuth zerfloß in anmuthigen, nur etwas mehr gehaltenen und noch feiner nüancirten Tönen. Heiter rollte der Schlußsatz mit verschnellter Kraft und Leichtigkeit unter den erfahrnen und geübten und ihres Treibens sichern Fingern hin. Fugensätze ließen sich nur in leisen Anklängen hören, mehr bedeckt von der wogenden Harmonie der begleitenden Stimmen, als unterstützt durch schulgerechte Folge.

Das ganze Spiel des Künstlers, welches in einer ungebundenen, von keinem Instrumente begleiteten Phantasie am Schlusse des Concerts sich am freiesten entwickeln konnte, trägt den Charakter der Anmuth und Leichtigkeit, Festigkeit und Sicherheit. Die gespannten Finger in Octavengängen sind versteinert und wirken wie Hämmer, die durch innern Mechanismus auf dem Griffbrete hin und her gezogen werden. Zu bewundern ist dabei die Zartheit des Angriffs in den ausdrucksvollen Stellen, und die leise Ansprache der Töne, die eine laute Sehnsucht nach Gefühl verrathen.

Mit diesem Gefühle sich die Herzen einiger wenigen dafür empfänglichen Concertgemüther zu gewinnen, ist eine schwere Aufgabe für den gemüthlichen Künstler, am schwersten aber wohl für den Pianofortespieler. Man geht in's Concert, um zu hören, wie weit man es seit dem, was in den letzten Zeiten für den musikalischen Vortrag geleistet worden ist, auf diesem oder jenem Instrumente wieder gebracht habe. Das Rechte aber, meine ich, möchte noch immer nicht erfunden für eine Seele, die ihre schönsten Gedanken und Empfindungen im Bewußtseyn ihrer Herrschaft über alle Tonarten zur unverkennbaren Aussprache bringen will.

68.

## Neues aus dem Gebiete des Wissens und der Kunst.

**Platina.** Es ist bekannt, daß Herr Hare, Prof. der Chemie an der Universität von Pensylvanien, der eigentliche Erfinder der Gaslampe (vor Clarke, den man gewöhnlich dafür hält), zuerst durch die Mischung von Oxygene und Hydrogene, die Verflüchtigung und Verbrennung der Platina bewirkte. Kürzlich hat Prof. Döbbereiner in Jena eine interessante Entdeckung gemacht, indem er Wasserstoffgas auf Platinapulver (durch Salmiak hergestellt) strömen läßt, wodurch das Platinapulver sogleich entglüht und leuchtet, ohne zu verbrennen. An dieser durch bloße Annährung hervorgebrachten elektrischen Flamme kann man ein Licht anzünden. Vielleicht ist dies eine von den elektro-dynamischen Erscheinungen, welche Ampère in mehreren Denkschriften betrachtet hat.

**Schneckenbildung.** Hr. Prof. Carus in Dresden hat sich seit längerer Zeit mit der Untersuchung der Bildung des Schneckengehäuses beschäftigt, und wird die Resultate seiner Beobachtungen, nebst den nöthigen Zeichnungen, bekannt machen. Er hat gefunden, daß das Dotter im Schneckenei, eine runde Kugel, zuerst durch eine Bewegung um die Axe, dann durch spiralmäßig fortschreitende Rotation, ähnlich dem Fortrollen der Planeten auf ihrer eliptischen Bahn, sich zu dem spiralformig gewundenen Gehäuse gestaltet, auf dessen Bildung die zwei Hauptenden des Körpers der Schnecke durch ihre Richtung bei jener Bewegung und durch ihre Schwere wesentlich einwirken. Der Beobachter hat das Gesetz dieser Bewegung und Bildung in allen Stadien der Entwickelung erkannt, und sein Werk wird für den Physiologen eine sehr interessante Erscheinung seyn.

## Kleinigkeiten.

Ein in Ostindien gestorbener französischer Major, der bei der englischen Compagnie stand, Martin, hat seiner Vaterstadt Lyon ein bedeutendes Legat vermacht, das am 2ten December 1822 in Calcutta gehoben worden ist. Es beträgt gegen 80,000 Pf. Sterl., außer einer Rente von 12,500 Franken, die er zur Unterstützung eingekerkerter Schuldner bestimmt hat. Welch Vermögen muß der Mann in jenem Eldorado gesammelt haben!

Garcin de Tassy hat in Paris die Blumen und Vögel, eine allegorische Erzählung, aus dem Arabischen des Azzeddin Elmocadessi übersetzt und mit vielen trefflichen Anmerkungen bereichert. Das Gedicht verfolgt den Gedanken, jedem Wesen der Schöpfung sey eine Sprache verliehen, die Herrlichkeit Gottes zu preisen.

Der Sclavenhandel an Afrikas Küste geht noch immer lebhaft! Ein Bericht des englichen Capitains Leake aus der Biafrabucht meldet, daß er besonders unter spanischer und französischer Flagge geführt wird, und 1822 aus der Mündung des Bonnystroms vom Julius bis December 86 französische und 40 spanische Schiffe absegelten, die zum Theil als Kriegsschiffe ausgerüstet waren und zwischen 500 bis 1000 Sclaven eingenommen hatten. Binnen achtzehn Monaten schlägt er die Zahl aller fortgeführten Neger aus jener Gegend auf nicht weniger als hundert und sechstausend an, indem er nur jedem Schiffe als Mittelfracht 250 zugesteht!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nr. 253.
4. November 1823.

Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen. Berlin, Reimer, 1822. 2 Theile.

Ein kritisches Gespräch.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

„Deut' ich die sanftnachdenkende, die begeisterte Miene recht, meine Freundin," so sprach der Officier zur Generalin, „dann hat Ihnen der zweite Theil des Theodor, dessen Lesen wir so eben endigten, noch mehr zugesagt als der erste."

„Allerdings," antwortete die Generalin, „wie sollte er auch nicht? wächst nicht das Interesse, werden nicht Angelegenheiten darin verhandelt, die keine menschliche Seele unbewegt lassen sollten, Fragen aufgeworfen, die wohl schon oft das ahnende Herz, die sinnende Vernunft an sich in der Stille gethan, ohne doch eine gleich befriedigende Antwort zu erhalten, wie im Theodor? Und dann die Charaktere — wie gehalten, und" —

Hildegard, (sie unterbrechend). „Vor allen meine Namensschwester, die ist ein Engel schon hienieden, ganz Herz und Demuth und Ergebung und Liebe und Innigkeit" —

Amtmann. „Recht, mein Töchterchen, die nimm dir zum Vorbilde. Du hast noch viel zu wenig von ihr gesagt. Vor Allem hättest du die große Tugend an ihr zu rühmen nicht vergessen sollen, daß sie keine müßige Schwärmerin ist, und darüber, daß sie Alles, was sie fühlt und erkennt und was sie umgibt, auf den Himmel bezieht, der Erde nicht vergißt. Da meinen Manche, die der Hildegard im Buche nicht das Wasser reichen, irdische Sorgen und Mühen dürften sie, die so überschwänglich ätherisch und vortrefflich sind, nicht berühren; damit finden sie sich auf die bequemste Weise von der Welt mit ihren Pflichten ab und thun nun, was ihnen gefällt. Da ist das schöne Fräulein doch ein ganz anderes Gewächs."

Die Generalin. „Und bei allen ihren Vorzügen kein kaltes Musterbild, kein bloßer personifizirter Begriff. Ihre jungfräuliche Demuth, ihre zarte und herzliche Liebe, der ernstlich und redlich gekämpfte Seelenkampf, in welchem wir sie begriffen sehen, dies Alles mag sie wohl davor geschützt haben, daß sie zu keiner sogenannten Tugendheldin sich gestaltete — ein Wesen, das aus lauter erborgten Fetzen guter Eigenschaften zusammen gesetzt ist, bei dem aber kein Putz, wäre er noch so schimmernd, die innere Unwahrheit und Hohlheit vergessen machen kann. Höchstens kann es interessiren als ein angenehmes Traumbild. Nicht so Hildegard. Sie lebt; sie ist."

Der General. „Und Theodor ist ihrer werth und hat sich tüchtig heraufgebildet! Kein Zweifel beengt mehr den Flug seiner Gedanken; er hat die höhere Weihe, die eines zufriedenen Gewissens, eines bescheidenen, aber sich genügenden Selbstbewußtseyns erhalten. In der Philosophie und Theologie scheinen seine Begriffe sich geläutert und festgesetzt zu haben. — Oder irre ich darin, lieber Pfarrer?"

Pfarrer. „Ich muß diesmal sehr weit ausholen und — daß Sie mich nur nicht misverstehen! — Man kann es gewiß nicht ohne lebhafte, frohe Theilnahme mit ansehen, wenn in den bildlichen Darstellungen der Alten Hercules erscheint, den Geier des Prometheus erlegt und nun den Gefesselten auch noch frei macht. Soll ich mein früheres Bild wieder aufnehmen, so gestehe ich es, mit lebhafter Freude habe ich in diesem zweiten Theile den rüstigen Schwimmer durch die Fluten der Philosophie und der in dieser untergegangenen Theologie unserer Zeit dem Ufer immer näher rudern gesehen; jetzt hat er den ersten, sichern Zweig am Gestade gefaßt, jetzt schwingt er sich auf den sichern Boden und schüttelt das Wasser aus den triefenden Haaren, von dem niederziehenden Gewandes und lassen wir ihn nur einige stille, ernste Jahre in seiner beschaulichen Einsamkeit, wo das Leben mit allen seinen Kräften und Reizen auf sein gereinigtes und wieder frei gewordenes Seyn ungehindert einfließen kann und wird, bald muß auch der letzte Rest des Fieberschauers verschwunden seyn, der selbst in dem Augenblicke seiner Weihe noch nicht ganz gewichen ist und nicht gewichen seyn konnte. Des Zweiflers Weihe kann nichts weiter geben wollen, als Reinigung, Sonderung, Ausscheidung. Auf der tabula rasa, in dem reinen, blanken Spiegel wird nun in der Folgezeit der Geist Gottes schon seine ewigen Lebensworte zu zeichnen wissen. — Theodor hat offenbar noch zu viel Katheder- und Compendien-Weisheit — verzeihen Sie diesen Barbarismen — mit an's Land gebracht, aber sie wird

hier schon bald genug vertrocknen, und dann steht freilich ein so „Vielgewanderter", weit gediegener und reicher da, als Johannes, oder selbst, als der alte Pfarrer, der zur rechten Zeit stirbt, weil schon der neue und schönere Phönix an seiner Stelle da ist. Es hat mich lebhaft interessirt, wie in den Ansichten Theodors mit jedem Schritte seines fortschreitenden Lebens die Bande der Systematik lockerer werden und ihm freiere Bewegung verstatten; selbst die philosophische Lehre, in welcher er früherhin glaubte den Schlüssel gefunden zu haben, verliert mehr und mehr ihre magische Gewalt über ihn. Es ist wahr, er disputirt noch in Rom mehr, als man wünschen möchte; die leidige Reflexion spielt zur Flutzeit weit öfter über ihn weg, als gut ist. — So bleibt seine Ansicht vom Tode Jesu noch reich an Dialektik, und er vergißt in der Lehre von den Sacramenten so gut, wie sein Meister Fries, daß er, indem er mit seinem Unbewußtseyn und dem, was er von Gefühl und That spricht, ein unentdecktes Land für die Aufgaben der Philosophie gefunden zu haben glaubt, auf dem logischen Standpunkt, von welchem er ausgeht, doch Alles wieder in den trüben Himmel der Reflexion und des Verstandes herabzieht. Aber — ich bin fest überzeugt, Theodor so gut als sein Verfasser *) — sie sind gerettet; sie haben die gefährliche Krisis überstanden; und der geistvolle Theolog, der vom Anfang seines Erscheinens in die Theologie unserer Zeit so umschaffend und umwandelnd eingegriffen hat, wird — lassen sie mich prophezeihen! — nach glücklich beendigter Irrfahrt, den Bogen spannen, an welchem sich so Viele in unsern Tagen vergeblich versucht haben. Sie aber haben Recht, Herr General. Theodor ist seiner Hildegard werth und diese beiden sollen uns, denke ich, in der Folge, wenigstens für einen gar nicht unwichtigen Zweig menschlichen Strebens, eben das werden, was Deukalion und Pyrrha für ihre Zeit waren."

Die Geheimeräthin N. „Ich habe gar nichts weiter an Theodor auszusetzen, als daß er gegen das Ende hin den Hausdespoten ganz leise, leise, aber doch einem scharfsichtigen, weiblichen Auge nicht unbemerkt spüren läßt, und bei Gelegenheit des Zweikampfs so erschrecklich vernünftig ist."

Die Generalin. „Aus Feigheit schlug er ihn wahrlich nicht aus; du aber solltest der barbarischen Unsitte nicht das Wort reden; nicht wahr, meine Herren, Theodor hatte Recht, sich zu weigern?"

General. „Laßt mich hier statt Aller sprechen. Mir gebührt hier doch wohl die erste Stimme; und mir scheint die Sache ganz klar und einfach. Nach dem alten Sprichworte: ecclesia non sitit sanguinem, „die Kirche dürstet nicht nach Blut" — soll wenigstens nicht darnach dürsten — durfte, das ist meine Meinung, Theodor jetzt den Zweikampf nicht annehmen, da er schon entschlossen war, Pfarrer zu werden. Ich mag es darum nicht einmal leiden, daß die Theologen der Conscription unterworfen werden. Die Hand, die Blut vergießen soll, die, man sage was man wolle, paßt nicht mehr zum Segnen, nicht mehr auf die Kanzel und an den Altar. Ich wollte übrigens schon dafür sorgen, daß auch bei dieser Exemtion der Theologen nicht zu viel würden. — Etwas Anderes wär' es gewesen, wenn Theodor noch als Regierungsbeamter, als Officier dastünde. — Freilich ist er, und zwar in einer ganz andern Qualität, als sein Johannes, auch schon in dem Befreiungskrieg mit gewesen; indeß, um mit unserem lieben Pfarrer zu reden, das Blut, das er da vergossen, hat er wohl auch wieder in der Reinigungsflut, durch die ihn sein Zweifel hindurchgeführt, abgewaschen. — Wenn aber doch unsere lieben Freundinnen in Zukunft mit ihrer „barbarischen Unsitte" und dergleichen nicht allzu freigebig seyn und das sehr billige Wort der trefflichen Schwester nicht allzu leidenschaftlich von der Hand weisen wollten! Den jungen Landeck haben sie alle im Duell das Leben verlieren gesehen und ich höre nicht, daß sie sich zu sehr darüber gegrämt haben. „Barbarische Unsitte!" Je nun ja! — Aber wir sind auch mit der Cultur noch nicht auf dem Gipfel angekommen; werden auch sobald noch nicht dahin gelangen; und so lange das noch nicht ist, mögen unsere Damen sich immer noch etwas Barbarei an uns gefallen lassen. Wie würde sonst auch der Hobel der Verfeinerung, den sie uns anzulegen meinen, so ganz ohne Späne zu geben, über uns hingleiten! — und als Militair von Jugend auf habe ich es doch nicht vergessen, was mein alter Orbilius mir einschärfte, daß bellum (Krieg) eigentlich und ursprünglich nichts Anderes sey, als duellum (Zweikampf) — wünschen also, daß der Zweikampf aufhöre, gilt eben so viel, als von „ewigem Frieden" träumen."

Die Geheimeräthin N. (nicht ohne ein kleines triumphirendes Lächeln zur Generalin gewendet). „Nun, davon wirst du den Untadelichen doch nicht frei sprechen, daß er neidisch ist? Warum theilte er uns nicht mehr von Hildegards Tagebuche mit? Erfreuten uns ihre Reflexionen, die Art, wie sie die Naturanschauung mit dem Gedanken an Gott, ihr in jedem Verhältniß und überall inwohnend, in Beziehung setzt und des Geliebten dabei nicht vergißt, nicht eben so sehr, wie ihn?"

Die Generalin. „Wer so viel gegeben hat, wie der Verfasser, von dem sollte man nicht noch mehr begehren. Anerkennen und schätzen sollen wir es aber, daß er, der sich in seinem Werke als einen der ersten Denker und Kunstkenner und dabei als den reinsten, gemüthvollsten Menschen bewährt, auch mit einer seltenen Intelligenz in das Innere einer schönen, weiblichen Seele eindringt und Gefühle und Betrachtungen uns abspiegelt, welche wir der männlichen Empfindungs- und Denkweise fremd glaubten."

*) Was so nicht verborgen bleiben kann, möge hier offen gesagt seyn. Der Verfasser des Theodor ist der bekannte De Wette, vormals Professor der Theologie in Berlin, gegenwärtig Professor und Mitglied des Erziehungsraths in Basel, auch diesjähriger Rector der Universität daselbst.

Die Geheimeräthin. „Ja, ja, ich merke schon, gegen den Theodor darf ich nichts erinnern. Aber das soll mir Niemand verwehren, den Tadel aufzuwerfen, daß Härtling zu episodisch behandelt sey; es hätte so recht augenscheinlich gemacht werden müssen, wie verderblich ein so hochmüthiger, rauher Gesell für sich und Andere wird. Auf ihn kann nichts mehr Eindruck machen, da er sich mit Unempfindlichkeit geflissentlich panzert; und nun sollte doch gezeigt seyn, wie er durch Dünkel und Tölpelei die Verwirklichung der besten Absichten hindert und" —

Der General. „Du hast nun einmal dem armen Härtling deine Zuneigung entzogen, und legst ihm deswegen mehr Gewicht bei, als er verdient. Die Gattung, zu welcher er gehört, schadet blos sich selbst; schleift ihnen das Leben die rauhen Ecken nicht ab, so geht ihnen Jedermann aus dem Wege, um nicht an sie zu stoßen, oder durch ihre Masse, wenn sie in ihrer Unbehülflichkeit umstürzen, verletzt zu werden. Weit bedeutender als diese Kraftthümler, sind die trübsinnigen Frömmler, wie Walter, die Aergerniß daran nehmen, wenn man den Schöpfer in seinen Schöpfungen bewundert, die jede seine Regung, in welcher das vernichtende Gefühl der Sündhaftigkeit schweigt, verdammen; und die charakterlosen Weichlinge, wie Sebald, die da wähnen, mit strengen Bußübungen sich das Recht erkauft zu haben, immer von Neuem zu sündigen. Bei Jenen artet die Andacht zur Unduldsamkeit, zu dem Stolze, sich für ein ausgezeichnetes Rüstzeug zu halten, zur Engherzigkeit und finstern Schwärmerei aus; bei den Letztern wird sie ein gedankenloses Schwelgen in Gefühlen, in lüsternen Bildern der Einbildungskraft; das, was sie Religion nennen, läßt den sinnlichen Trieben vollen Spielraum; an geistlichem Stolze und Verfolgungssucht fehlt es ihnen bei alledem auch nicht."

Der Dichter M. „Mir dünkt, der Verfasser verfuhr mit diesem schärfer als mit Waltern."

Der General. „Das zu beurtheilen, sey unserm geistlichen Freunde überlassen, dem hier durchaus die entscheidende Stimme gebührt."

Pfarrer. „Meinen Sie? Nun da möchte ich fast behaupten, weder mit dem Einen noch mit dem Andern sey scharf genug verfahren worden. Der Gedanke ist, wie es mir scheint, höchst glücklich, die beiden Abwege, welche die erwachte Religiosität unserer Zeit genommen hat, in diesen beiden Charakteren zu personifiziren. Wie richtig hat unser Verfasser gefühlt, daß das Christenthum jetzt lange nicht so viel von seinen Feinden als von seiden vorgeblichen Freunden zu befürchten habe! Aber — wenn man gerade bei diesen Charakteren es am meisten vermißt, daß ihnen die Objectivität fehlt, daß sie in der Darstellung über den Begriff, über das Abstractum nicht hinauskommen, so wird Walter offenbar mit zu viel Nachsicht getragen und geduldet. — Dieser erbärmliche Mensch, der, ohne Werth und Gehalt, vom blinden Rationalismus zu noch blinderer Superstition übergeht — und Sebald, doch fast zur Caricatur verzerrt — er hätte zum warnenden Beispiele für so viel lüsterne Frömmler, die ihm gleichen, wahrlich! nicht blos aus der trefflichen Familie verwiesen werden sollen."

Otto. „Warum schweigt denn jeder Mund von meinem wackern Namensvetter? Das ist doch ein Mann im vollen Sinne; und daß er seine Confession nicht ändert, vielmehr den Vorsatz hat, thätig einzugreifen, um den Misbräuchen seiner Kirche zu steuern, erwirbt ihm meine ganze Freundschaft."

Die Generalin. „Die Bekehrung seines Vaters und seiner Schwester dünkt mir richtig motivirt. Der Alte ist gleichgültig gegen die äußern Religionsformen, so wie er ohne Standesvorurtheile ist, und Hildegard glaubt mit voller Kraft ihres innigen, starken Herzens den Beweisgründen des Geliebten. Die Art, wie sie den schwierigsten Punkt ihrer Glaubensänderung, die Anbetung der Maria, überwindet, indem sie durch Theodor überzeugt wird, daß das Wesentlichste in diesen andächtigen Gefühlen, die tiefste Verehrung für die Gottesmutter, ihr auch in dem evangelischen Glauben unbenommen bleibt, ist überaus zart und rührend und schön."

Die Geheimeräthin N. „Ein wenig schnell bekehrt sich Hildegard bei alledem, aber sie liebt! und welches recht wahrhaft, recht aus vollem Herzen liebende Mädchen hätte je einen andern Glauben gehabt, als den des Geliebten?"

Der Maler F. „Wenigstens ist dieser Grund so gewichtig, daß, unmittelbar nachdem er ausgesprochen, er jeden Einwurf vernichtet. In der Folge, kühler betrachtet, dürfte man doch auf den Gedanken verfallen, daß die Art, wie Hildegardens Glaubensänderung herbeigeführt wurde, von eifernden Katholiken vielleicht für ein Meisterstück der Dialektik gehalten werden könnte, und überhaupt die ganze Glaubensänderung für überflüssig. Doch darauf ließe sich wohl antworten; nur der Prior und die übrigen Geistlichen verstummen zu schnell. Nicht wahr, Herr Pfarrer?"

Pfarrer. „Sie haben ganz Recht. Wie unser Theodor früher gegen das Geschäftsleben offenbar etwas parteiisch geworden ist, so ist er überhaupt auch in seiner Beurtheilung des Katholicismus nicht ganz ohne Vorurtheil, und dabei spielt ihm seine Reflexion nur zu oft einen bösen Streich. Er fällt mitunter gar zu häufig in's Dociren und vergißt das Katheder zu wenig. Wie weit höher und freier und vollendeter stände er aber da, wenn er, des Bibelworts: unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm, eingedenk, auch den Schein von Proselytenmacherei vermieden hätte! Lassen Sie uns indeß den ganzen Bildungsgang des Freundes noch einmal in einem kleinen Bilde übersehen, um auch hier nicht ungerecht gegen ihn zu werden! Wenn auch fromm erzogen, ist er doch im Wohlstande und Ueberflusse, in einer Sphäre aufgewachsen, von welcher die Sorgen des äußern Lebens fern liegen, welcher der nur gar zu leicht blendende Glanz der schönern Seite der Welt nahe steht. Ein

gewisser Einfluß von solchen Umgebungen bleibe für das ganze Leben, und die Freude daran, das Bedürfniß dafür kann nie ganz verleugnet werden. Dies zunächst führt ihn von dem Berufe, zu welchem ihn die fromme Mutter, vielleicht nicht ohne alle Uebereilung, bestimmt hatte, Landprediger zu werden, ab; wenigstens ist das mit unter den Triebfedern, die sein Herz den Einflüsterungen des jungen Landeck öffnen, keine der unbedeutendsten. Aber nun wirkt auch der Geist unsrer sehr nach außen gewendeten Zeit auf ihn mit ein. Der Anfang seines akademischen Studiums fälle in die Jahre, in welchen Kirche und Theologie unter ihrer größten Schmach von außen erlagen, wogegen Alles, was mit Politik und Staatsangelegenheiten zusammenhing, die ganze Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahm. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn ein Jüngling, den schon die Verhältnisse, in welchen er geboren war, in's Geschäftsleben riefen, dem Zug hätte widerstehen können. Rationalist mußte er seyn, so lange er der Theologie folgte, und das war dann wieder die natürlichste Brücke, auf welcher er in's civilistische Leben überschritt. Wie wachte nun aber unter solchen Conjuncturen dennoch der fromme Genius seiner Mutter so treulich über ihm! Wie glücklich ist er auf dieser schlüpfrigen Bahn, auf welcher schon mehr als Ein Julian zum Abtrünnigen wurde, geführt worden! Er kehrt wieder um; er vermeidet die Klippe des Supernaturalismus, fast schlimmer als die Charybdis des Rationalismus; die philosophische Richtung, die seine Bildung genommen hat, bewahrt ihn nun eben so glücklich vor hypochondrisch-krittelnder Ungläubigkeit, die nicht eher in's Wasser gehen will, bis sie schwimmen gelernt hat, wie vor dogmatischer Buchstaben-Idololatrie. Eine sittliche Reinheit, die durch einen gütigen Schutzgeist in den schlimmsten Zeiten beschützt worden ist, hat Leib und Seele gesund erhalten. Das heitre Leben einer freien Reise durch die schönsten Länder Europas gibt seinen Ansichten Umfang, Vielseitigkeit und innere Kräftigung. Am Ende reicht ihm die reinste, edelste Liebe den Kranz. So sehen wir gewiß ein sehr schönes, heiteres Bild vor uns aufgeführt, und — wollen wir nun da kleinlich markten und mäkeln, wenn der Protestant seinen Proceß, dem Katholiken gegenüber, sich etwas leicht macht? oder wenn uns in dem bedeutenden, reichen Wesen dieses fertigen Mannes eine gewisse allzu verständige Redseligkeit nicht ganz behagen will? oder — wenn da und dort noch kleine Flecken sind, die wir wegwünschen?"

(Der Beschluß folgt.)

## Reliquie von Paul Flemming.

Folgendes Geburtstagsgedicht an den holsteinischen Rath und Gesandten Adam Olearius, welches ein Seitenstück zur dreißigsten Ode des vierten Buchs ist, wird hier nebst dem Briefe, in welchem es enthalten ist, aus dem eigenhändigen Originale in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel mitgetheilt:

Edler, Ehrnvester, Großachtbarer, Insonders hochgeehrter Herr, vnd großgünstiger Patron, nebenst Verwündschung von dem Höchsten aller gedeylichen Prosperität geliebe meinem Herren aus beygefügten vnterschiedlichen Schrifften zu ersehen, wie sein E. Geburtstag, der 7. Februari, theils von seinen lieben Mettersen, theils von vns ingesambt alhier Verbliebenen seinen Dienern, in allen frewden sey empfangen, geehret vnd begangen wordenn. Zu eben dem ende auch meinem großgünstigen Patron ich folgende Ode aufgesetzet, vnd hieher verzeichnet:

Ist Er itzo schon von hinnen,
  Mein vnd ewer grosser Freund,
Ihr berühmbten Castalinnen,
  Thut drümb nicht, als wie Ihr meynt,
Daß der Liebste seiner Tage
Vnbeschenckt sich von vns trage.

Nicht so, Meine. Stimmt die Seitten,
  Vnd mischt ewren thon darein.
Lasst vns heut' vmb Frewde streitten.
  Diß soll vnser Reichthumb seyn.
Daß wir Ihm zu Dienst vnd Ehren
Ein kurtz Liedlein lassen hören.

Hier rinnt vnsre Hippocrene.
  Pindus vnd sein Volck ist hier,
Daß ein hohes Lobgetöne
  Schrewet auff zu vnsrer Zier.
Vnd die blossen Charitinnen
Tantzen vns nach vnsern Sinnen.

Euch, o Edler, Euch zur Frewde
  Sieht Apollo güldnen auß.
Luna hängt all Ihr Geschmeide
  An Ihr vollgestirntes Hauß,
Daß der schöne Tag dem Zeichen
Der noch schönern Nacht muß weichen.

Das Verhengniß drückt sein Siegel
  In das blawe Himmelsfeld.
Fama schwingt die Augenflügel,
  Vnd rufft durch die Sternenwelt.
Daß forthin in vnsrer Erden
Güldne Zeit durch Euch sol werden.

Wie nun, großgünstiger Herr, ich gantz nicht zweiffelnd bin, derselbe werde das angebinde vnd glückwündschung seiner Geliebten Mettersen nebenst meiner Cameraden ihren, im besten vnd allem gefallen auf vnd annehmen, Also habe meinen Herren ich vnterdienstlich zue erbitten, Er wolle nebenst obberührter ihrer gutter meynung auch dieses mein schlechtes wenige Ihm nicht vnlieb seyn lassen. Wündsche nochmals Ihm nebenst dem Herren Licentiaten sampt gantzen Comitate beständige Leibesgesundheit vnd eine glückliche reise, Berichte auch nach möglichkeitt mit allem fleisse, was Sie beyderseits bey ihrem abreysen mir befohlen, Verbleibend

J. Edl. Großachtb.

Revel, den 14. Martij 1635.

allzeit dienstgeflissenster
M. Paull Fleming.
m. pr.

## Miscellen.

Die Bevölkerung Spaniens beträgt jetzt, nach officiellen, den Cortes 1821 vorgelegten Tabellen, die sich im Universal, Mai, 1822, vorfinden, 11,248,026 Menschen.

Die Theeeinfuhr in Europa scheint immer mehr zu steigen. Im Jahr 1822 kamen nach London zwei und zwanzig und eine halbe Million Pfunde; ohne daß dadurch der Preis vermindert worden wäre.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nr. 254.
5. November 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 6. Cornelia.

Die Cornelia für 1824, welche sich als erster Jahrgang einer neuen Folge ankündigt, erscheint in einem sehr glänzenden Gewande; ganz unähnlich der edlen Römerin, ihrer Pathe und Patronin, welche ihren Schmuck in ihren Kindern fand. Auch ist sie stärker und länger und breiter geworden und hat sieben der zierlichsten Kupferblätter zur Ausstattung erhalten, von denen das Titelblatt, nach Giulio Romano von Eßlinger gestochen, das beste ist, was die Zeichner der übrigen, Loder und Opiz, wohl nicht übel nehmen werden.

Das Inhaltsverzeichniß macht zwei Abtheilungen geltend, deren eine Erzählungen, die andre Gedichte überschrieben ist. Die versificirten Erzählungen von Karl Geib und Neuffer sind mit harter Kritik von den Gedichten ausgeschlossen worden, und ein Recensent für das Conversations-Blatt darf nicht gelinder seyn, als der Herausgeber des Taschenbuchs. Karl Geib hat vier rheinische Sagen in Verse, Strophen und Reime gebracht, die Jungfrau von Lurley, die beiden Brüder, die Gräfin von Cleve, Kaiser Friedrich und Gela. Referent hat einen Widerwillen gegen poetisch aufgeputzte Volkssagen, die ihm wie bunt übertünchte Ruinen vorkommen. Die Poesie dieser alten Sagen verträgt unsre moderne Blümelei und Phraselei nicht, und ihr Geist spricht sich reiner und lebendiger in dem Munde einer alten Fischerfrau am Rhein aus, als in der velinpapiernen Einkleidung der Almanachspoeten, von denen übrigens Hr. Geib keiner der besten ist. Er hat indessen den großen Vortheil, neben Hrn. Neuffer zu stehen, dessen Verse den seinigen als Folie oder Glanzblatt dienen. Dieser Poet hat auch eine sagenhafte Romanze aus der Geschichte Kaiser Heinrichs des Voglers geliefert, welche Albert und Helena heißt und ein Muster von versificirter Prosa ist. Einige Pröbchen für Leser, die einem Recensenten nicht auf's Wort glauben:

Wenn mächtig die Lieb' im Herzen erwacht,
Dann tritt der Mensch in fremde Macht,
Er ist nicht länger sein eigen;
Dann kämpfen umsonst mit bösem Entschluß
Vernunft und Pflicht, und der Wille muß
Sich unter die Leidenschaft beugen. —

Und zwischen Albert und Helene spann
Ein Faden der zärtlichsten Liebe sich an,
Bevor sie sich's selber versahen u. s. w.

Nun, Lieber, so sage den Wunsch mir an
Und melde, was ich gewähren Dir kann,
Doch prüfe zuerst Dein Begehren.
Denn wer nicht Alles mit Ruhe bedenkt,
Der wird gar leicht durch Versagung gekränkt,
Man kann doch nicht Alles gewähren. —

Der König erwidert: Das magst Du nun
Als klugen Vorsatz in Bälde thun!
Dein Herz ist zum Guten noch willig,
Drum stell' ich mich selbst als Käufer ein,
Damit Du zur Reise magst fertig seyn,
Und gebe, was recht ist und billig.

Ohe, jam satis est! Die wenigen übrigen Verse, welche unter der Rubrik Gedichte stehen, sind freilich keine Erzählungen und alle so kurz und unbedeutend, daß man ihnen ein Paar Blätter wohl gönnen mag. Die beiden von Rese sind mit Geschmack und Geschick gearbeitet.

Von den Erzählungen in Prosa sind vier von weiblichem Geschlecht und zwei von männlichem. Helmina von Chezy, Elise Ehrhardt, Elise von Hohenhausen und Johanna Schopenhauer sind die Verfasserinnen der Erzählungen erster Gattung, und entwickeln vier Nuancen des weiblichen Charakters in ihren vier Arbeiten. Die erste charakterisirt sich als heroisch sentimental, die zweite als häuslich sentimental, die dritte als idealisch starr, die vierte als weltlich klug und fein. Helmina von Chezy in der Erzählung: Der Treue Leid und Sieg, bringt uns in romantische Ritterburgen, Familienfehden, Pilgerverkleidungen und dergleichen Heroismus hinein, und läßt den treulosen Liebhaber seine treue, ihm nach Paris nachgeeilte Geliebte in Männerkleidung, als einen vermeinten Nebenbuhler, erdolchen. Elise Ehrhardt läßt ihre Helden und Heldinnen in häuslichen Schmerzen hinschmachten, und begnügt sich mit modernen Landsitzen und Gärten,

um ihre rührenden Scenen darin aufzuführen. Zu einer Heirath läßt es die Sentimentalität nicht kommen, und damit die Verfasserin keine Rechenschaft abzulegen habe über die grausame Behandlung ihres Edmunds und ihrer Therese, wird die Vermittelung und Auflösung durch den Tod schon auf dem Titel als göttliche Vermittelung angekündigt. Elise von Hohenhausen hat es in ihrer Deutschen Lucretia mit keinen geringern Helden und Heldinnen zu thun, als mit Hermann, dem Cherusker, seiner Thusnelde, dem Römerfeldherrn Varus und seiner Lucretia, der Tochter eines Herzogs der Sigambrier. Sie wirft sich, als eine literarische Amazone, in den wilden Sturm der Schlacht, in die Kriegsversammlung im Tanfanahain, in das Opferfest der heidnischen Germanen, und fürchtet sich nicht vor altnordischen Götternamen und römischen Antiquitäten, in welche sie sich bis auf die Berechnung der Sestertien einläßt. Arinia, die Heldin der Erzählung, unterhält ein, einer Lucretia nicht unwürdiges Liebesverhältniß mit dem Feinde ihres Vaterlandes, dem Varus, dem sie in einer süßen schwachen Stunde warnend das Geheimniß verräth, an welchem das Leben ihres Geliebten und die Rettung ihres Vaterlandes hängt. Die Liebe zu dem Römer hat also über die Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande gesiegt, was etwas sehr Natürliches ist, im Jahre 9 wie im Jahre 1823, und die ganze Schuld in dieser Sache lastet auf den Fürsten, die ein verliebtes Mädchen in ihren patriotischen Plan eingeweiht haben. Dennoch muß das arme patriotisch enthusiasmirte Mädchen für ihr unbedeutendes Warnungswörtchen schrecklich büßen. Sie stürzt sich, um nicht in die Hände ihres römischen Geliebten zu fallen, in einen brausenden Strom — der Wasserfall reißt sie fort, die Felsen zerschmettern ihre zarten Glieder, und ihr jungfräuliches Blut röthet den Schaum des Strudels. In der Kriegsversammlung der deutschen Helden liegt alsdann der Leichnam der schönen Arinia, und Hermann ruft aus: Siehe da Germaniens Lucretia! Sie ist der Götterfunken, an dem sich die Rache des Vaterlandes entzündet! Krieg bis zum Tode! riefen jetzt die Fürsten alle und griffen zu den Waffen. So endigt die Geschichte mit einer blutigen Rache.

Johanna Schopenhauer ist von vier Frauen die einzige, welche in ihrer Erzählung, Leontine, eine Heirath stiftet. Sie läßt in einem Bade eine Bekanntschaft sich anknüpfen, die durch ein prinzliches Incognito zu einem Mißverständnisse und einigem Schmerze führt; dann folgt ein Stückchen Hofleben, aus dem es, nach schneller Lösung der einfachen Verwickelung, sogleich in den heiligen Ehestand geht. Die Erzählung ist von den vier weiblichen die gehaltenste und verständigste, und mehr scheint sie nicht seyn zu wollen.

Die Erzählung von dem Herausgeber der Cornelia, Aloys Schreiber, ist bequem für bequeme Leser, die sich nicht gern rühren und geistig anstrengen lassen. Ein Schloß, eine bei dem Burgverwalter erzogne neunzehnjährige Jungfrau, Namens Thekla, deren Herkunft räthselhaft verhüllt ist, ein junger Maler, ein roher Junker — was läßt sich aus einem solchen Apparat nicht zusammenerzählen!

Ulrich Hegner gibt ein in erster Person vorgetragenes biographisches Stück: Aus dem Leben eines Geringen, das bescheiden erzählt ist, wie es sich für einen Geringen ziemt. Für ein weibliches Almanachspublicum ist es wohl nicht geeignet.

58.

---

## Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen.

(Beschluß aus Nr. 255.)

Officier. „Ich dächte, wir erwähnten dafür lieber, nicht wahr? nachdem unser Pfarrherr noch einmal den Bildungsgang Theodors, seine Ansichten über Theologie im weitesten Sinne an uns hat vorübergehen lassen, der vielen trefflichen Betrachtungen, der einzelnen, sorgsam ausgearbeiteten Abhandlungen in diesem Theile. Mir dünkt, er sey reicher daran wie der erste; die Schreibart auch im Dialog leichter, und, da philosophische Ausdrücke seltner darin vorkommen, auch verständlicher. Wie schön ist der Aufsatz über den straßburger Münster! Nicht nur baut er den Wunderbau vor uns auf, er läßt uns tiefe Blicke in den Geist jener Zeiten, die den Münster in die Lüfte thürmten, thun; er belehrt uns über die Bedingungen, vermittelst deren er entstehen konnte, und gibt uns die wahre Idee des Styls der (man vergönne mir den Ausdruck) christlichen Baukunst. Noch einmal, kürzer, aber eben so bestimmt und für den Gegenstand begeistert, spricht er über diese Sache, als er die Peterskirche in Rom schaut, die, so edel in ihren Verhältnissen, so groß und kühn in ihrer Kuppel, würdig des Riesengeistes eines Michel Angelo, sie auch ist, doch ihm Zweck und Bedeutung einer christlichen Kirche nicht zu erfüllen scheint."

Die Generalin. „Eben so sehr hat mich die ruhige Würdigung der antiken und christlichen Kunst erfreut. Man begegnet so selten Kunstfreunden, die nicht leidenschaftlich für die eine oder die andre aufflammten und sich nicht wegwerfend über die ihrer Neigung unangemessene äußerten. Theodor, eine durchaus sittliche Natur, echt christlich aus Gefühl und Betrachtung, muß, seiner Wesenheit nach, von der modernen Kunst, der Malerei ergriffener seyn, als von der heidnischen, der Plastik; aber er ist kein blinder Verdammender, der ihr Verdienst nicht anerkennte. Ein edler Unwille belebt ihn dagegen, wenn er der Lüsternheit in der bildenden Kunst, der Charakterlosigkeit und Künstelei der neuen Kirchenmusik gedenkt."

Der Officier. „Der Unterschied zwischen Vorsehung und Schicksal ist nicht oft so klar und einfach erfaßt und so deutlich bestimmt und erläutert worden, als es uns Allen zur Freude und Belehrung hier Theo-

vor gethan. Die neuern Schicksalstragiker werden sein Urtheil über ihre Dichtungen scharf finden, seicht oder hämisch gewiß nicht; ja, wenn sie unparteiisch seyn wollen, auch nicht ungerecht; denn wahrlich, seine Kunsturtheile, besonders über Tragödie und Malerei, sind herrlich! So hat er auch Schiller's Werth ganz und klar erkannt und ihm den Standpunkt angewiesen, welchen er einzunehmen verdiente."

Der Maler F. „Aber gegen Shakspeare ist er ungerecht. Wenn ihn auch die Ueberschätzung Hamlets zur Unterschätzung dieses Trauerspiels verleitete, so ist mit solcher Lobhudelei Macbeth nicht befleckt, der unter den Schicksalstragödien sich wohl darf sehen lassen. Ueberhaupt hätte er sich nicht so abwehrend gegen den unsterblichen Britten erweisen sollen, ihn, in dessen Werken eine Welt im Kleinen sich abspiegelt, und in denen man doch gewiß des Großen, Edlen und Schönen mehr gewahrt, als des Schwachen."

Niemand mochte die Vertheidigung Theodors übernehmen, und so blieb die kleine Makel der Parteilichkeit in diesem Punkte auf ihm haften. — Der Professor rühmte schließlich noch, daß es ihm besonders an Theodor gefalle, daß dieser die Wohlthätigkeit auf dem Theater so gründlich verachte; er habe stets seinen Aerger daran gehabt, wenn die edelmüthigen Schufte so verschwenderisch mit den Geldsäcken umgingen und damit ihre Nichtswürdigkeit zu maskiren meinten. — Der Amtmann begehrte, seiner Gewohnheit gemäß, ein Endurtheil über das Buch, was denn der Pfarrer ungefähr folgendermaßen abfaßte:

Die Schrift, meinte er, gehört unstreitig zu den bedeutenden Erscheinungen der Zeit, und sie sey viel höher zu achten, als ein neues dogmatisches System, werde auch gewiß ihres Einflusses nicht verfehlen, wenn nur nicht etwa die theologischen kritischen Journale bei ihrer Einseitigkeit und einem gewissen Kastengeiste, den sie nicht verleugnen können, sie zu fest in Beschlag nehmen und so andern Blättern die Bekanntschaft damit verleiden. Mache dies Buch auch nicht Anspruch darauf, als Roman ein vollendetes Kunstwerk zu seyn und sich den Productionen unsrer großen Dichter in diesem Fache an die Seite stellen zu dürfen, so erhebe es sich doch auch von Seiten seines Kunstwerthes gar hoch über den gewöhnlichen Troß der Unterhaltungsromane, deren Zahl Legion ist; und wissenschaftlich dagegen, was unstreitig bei diesem Buche die Hauptsache, sey es sehr schwer und gediegen. In den Lesezimmern der feinern Welt werde es gewiß sein Glück machen; er hoffe, es solle in mancher vornehmen Familie ein liebes Hausbuch werden, in welcher Hinsicht freilich zu wünschen gewesen, daß der Verleger etwas feineres Papier dazu genommen hätte; und bei der Gründlichkeit der hier abgehandelten Gegenstände, bei der Umsicht, Wärme und Innigkeit, die die unverkennbaren Eigenschaften der geführten Untersuchungen sind, sey es gar nicht zu berechnen, wie viel es, den überhaupt für's Religiöse wieder mehr angeregten Sinn unsrer Gebildeten mit in Anschlag gebracht, zum Nutzen und Frommen in diesen Kreisen wirken werde. In den Händen unsrer jungen protestantischen Theologen solle aber dies Buch gar nicht fehlen. Für diese werde es mehr seyn, als die beste akademische Hodegetik, und der reine, sittliche Geist, der durchgängig darin wehe, werde nebst dem so unermüdet treuen und redlichen Suchen nach Wahrheit, voll echter, ungeheuchelter Demuth, das eine köstliche Mitgabe des Helden vom Anfang bis zum Ende sey, unvermerkt in die jungen Gemüther übergehen und da auf die wünschenswertheste Weise sich bildend erweisen. Es sey in dieser Hinsicht wohl kaum irgend eine neue schriftstellerische Unternehmung zeitgemäßer zu nennen, als diese. Und — so schloß der Pfarrer sein Endurtheil — ich muß es nur bekennen, als die redlichen, unbefangenen Geständnisse eines ausgezeichneten Theologen unsrer Zeit, mit eben so viel Liebe als Offenheit ausgesprochen, sind mir die beiden Bände des Theodors besonders lieb geworden, und ich möchte sie wohl manchem gefeierten Theologen, der in seinen einseitigen Ansichten, fast wie Loths Weib zur Salzsäule erstarrt ist, als Spiegel vorhalten; er würde vielleicht, nachdem er sich darin beschaut hat, doch nicht sogleich vergessen, wie er gestaltet war. Die liebenswürdigste Persönlichkeit des Verfassers, die mir wenigstens bisher unbekannt geblieben ist, da ich blos seine gründlichen, reinwissenschaftlichen Forschungen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, dringt überall durch, und sie gibt der Wirkung des Ganzen einen ganz vorzüglichen Nachdruck. Der treffliche Verfasser hat hier eine neue herrliche Selbstvertheidigung und Rechtfertigung seines Strebens geliefert.

98.

---

Aristodemos. Ein Trauerspiel in fünf Acten, von Georg Christian Braun, Professor in Mainz. Leipzig, 1823, bei Leich.

Die Geschichte dieses Trauerspiels fällt, wie ausdrücklich bemerkt ist, in die Zeit des ersten messenischen Krieges, der von 772 vor Christo bis 742 dauerte; die Behandlung dieser Geschichte aber ist in der allermodernsten, declamatorischen, sich in's Allgemeine verlierenden, ungebärdig leidenschaftlichen Manier, wie sich aus einigen Proben sattsam ergeben wird.

Eupatris will voll Sehnsucht nach ihrem geliebten Antandros auf den Thurm steigen, um zu sehen, wie es mit der Schlacht stehe und ruft zuletzt:

Ich muß ihn sehn,
Wie er verwegen, Tod, in deine Marken
Hinüberspringt. (?) — Doch Hoffnung! — Wenn so zwei
Getreue Seelen für einander bangen,
Stellt zwischen beide schützend sich ein Gott.

Und sogleich geht ihre Hoffnung in Erfüllung: Antandros tritt herein mit verwundetem Arm; auf Befehl ihres Vaters Aristodemos kommt er,

Damit sie, sammelnd alle edeln Weiber,
Zum Tempel Zeus, des Siegespenders, walle.

denn es steht mit der Schlacht sehr mislich. Sie verbindet ihm nun den Arm, und auf ihre Frage, warum seine Hand so zittert? entdeckt er ihr seine glühende Liebe; denn die bedrängnißvolle Zeit erlaubt es nicht, sie länger zu verhehlen.

Das Vaterland schwebt auf des Messers Schärfe,
Entscheiden muß sich Jeder, wie er denkt. (?)
Nichts soll er mehr im stillen Herzen tragen,
Was er vertrauen einem Herzen möchte.
Das Unterdrückte geht mit ihm verloren;
Und nichts verlieren soll man, wo Minute
Entscheidung bringt. (?!) Was ich für dich gefühlt,
Es darf mit mir nicht sterben, es ist edel
Und herrlich!

Er betheuert sodann, daß Liebe und Thatendurst ihn erfülle. Sie preist seine hohe Gesinnung und seine Liebe — und sie schwören nun einander ewige Treue „bei dem Blute, das seine Hand noch warm umströmt.“ Eupatris ruft:

es ziemet
In solcher Noth des lieben Vaterlandes
Nicht frohes Ehebündniß — nur zum Dulden,
Zum Tode nur kann Liebe sich vereinen.

Antandros wird hingerissen von dieser heldenhaften Gesinnung und erwidert:

Laß die Lippe mich berühren,
Der Heldenseele Botin, ja ich darf
Bei Eupatris so werben, wie ich kämpfe.

Ihn überfällt jedoch auch Bangigkeit bei diesem Bunde, denn er ist nicht von der Aepytiden edlem Stamm. Die Geliebte tröstet ihn mit der Aussicht, daß er durch hohe Tapferkeit den ihm fehlenden Adel ersetzen werde — worauf er klagt, daß er nicht kann hinaus

In jenes schönen Todes Freiheit fliegen (??)
Und sich noch heut verdienen solchen Lohn.

Eupatris sucht ihn zu beruhigen mit den Worten:

Laß deinen Schmerz an meinem Busen ruhn
Und stille die Begierde, die den Quellen
Des Blutes neu zu fließen ruft; in dir
Ist stets ein Strom, der seine engen Ufer
Aufbrausend überschreitet, und dein Muth
Tritt stolz hervor, um blutig auszusagen,
Daß er zu groß für einen Kerker sey.

Welch eine schöne Stelle! Antandros erwidert nicht minder schön:

Was du vom Muthe sagst, sprich von der Liebe:
Stets tritt sie vor, um dir es süß zu sagen,
Wie's ihr so eng in ihrem Kerker sey.

Er umfaßt und küßt sie darauf und sie fährt fort:

So komme sie herüber in die Freiheit,
Denn wechselseitig macht auch mich sie frei.

Das ist mehr als schön, was Antandros anerkennt, indem er erwidert:

Wahr redest du, die Wunde schmerzt nicht mehr,
Seitdem dein Anhauch schmeichelnd mich berührt;
Das neue Ich ist schmerzlos, frei der Schwere,
Die lastend sich in meine Glieder goß —

und er schläft nun ein. — Aristodemos kommt; die Tochter, versunken in den Anblick des holden Schläfers, bemerkt ihn nicht. Er entdeckt sich ihr mit den Worten:

Fühlt meine Tochter nicht des Vaters Nähe?

Auf seine Frage: ob sie, nach seinem Willen, zu dem Zeus gefleht habe? meint sie, tapfre Krieger, die verwundet sind, zu pflegen, sey ein schönerer Gottesdienst, als Schmerzgeschrei

Und Opferwolken zu dem Aether senden.

Aristodemos findet das sehr richtig, und erzählt nun, wie der König gefallen und das Heer von Schrecken ergriffen sey. Dann preist er die unvergleichliche Tapferkeit des Antandros; sie ergreift diese Gelegenheit und fragt, ob sich ein edler Aepytide schönerer Thaten rühmen könne? Der Vater versichert, der Aepytide Kleonnis stehe ihm nicht nach und er solle deshalb ihr Gemahl werden. Eupatris erschrickt und bemerkt, er wolle alle Bürger frei machen, nur seine Tochter solle die Sclavin seines Willens seyn. Sie wolle aber, setzt sie hinzu, frei Jungfrau bleiben. Der Vater nimmt aber sein Wort zurück. Er äußert hierauf seine Sehnsucht nach der Rückkunft der nach Delphi zum Orakel Gesandten, als ein Herold noch Besorgniß verkündigt, daß sie im Anzuge sind. Er entfernt sich hierauf und ermahnt die Tochter zum Gebet. Sie betet sodann für ihn, das Vaterland und den schlafenden Geliebten und schließt den Monolog mit den Worten:

O Vater, welches Wort hast du gesprochen,
Aus deinem Stamm nur sproßten Helden auf!
Mit Todesleiden bin ich ihm besiegelt,
Ein Tag nimmt zwei und Eine Stunde weg. (?)
Das Zeichen steht noch auf den warmen Händen,
Blut ist das Zeichen in der blut'gen Zeit.
Verhüllt im Schleier trag' ichs zu dem Tempel,
Die Erstlingsgabe von dem höchsten Gut! (!!)

Nun erwacht Antandros und erzählt einen langen Unglück verkündenden Traum, nachdem er versichert hat, er habe jedes Wort um ihn gesehen und gehört.

Ein neuer Sinn, statt aller aufgegangen,
Versah' in mir des Augs, des Ohres Dienst.
Der Wille nur schien todt und starr, des Leibes
Erhabner König ward sein Unterthan.
Des Unmuths Welle wollte bei des Boten
Feigherz'gem Anfang aufwärts in mir springen
Und mit sich reißen meinen trägen Leib;
Umsonst, des Armes Sehnen lagen schlaff,
Die Lippe konnte sich, vom Wort beschwert,
Nicht einmal ihrer zorn'gen Bürd' entladen. etc

Hiernach darf man annehmen, daß Antandros, ehe er träumte, im magnetischen Schlafe lag, der nun wohl bald ein unerlaßliches Ingrediens unsrer überschwänglich hohen und tiefen Trauerspiele werden wird. —

Mit Antandros Abgang schließt der erste Act — und wir unsre Anzeige, da der Leser gewiß an den mitgetheilten Proben genug haben wird. — 101.

## Miscellen.

Die Colonie Neu-Süd-Walis blüht immer mehr auf, sowohl in sittlicher, als physischer und politischer Hinsicht. Verbrechen werden immer seltner. Jährlich werden 6000 Acker Landes urbar gemacht, die 90,000 Büschel Waizen geben. Bald wird die Colonie gar keine auswärtige Zufuhr der nothwendigen Bedürfnisse nöthig haben.

In Dänemark macht die Bell-Lancaster'sche Lehr-Methode große Fortschritte. Sie ist in 147 Schulen eingeführt.

In Paris arbeitet jetzt ein Gelehrter an einer Lebensbeschreibung von Rossini mit einer Kritik seiner Opern begleitet. Sie wird zugleich mit einer englischen Uebersetzung erscheinen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 255.

4. November 1823.

## Wunsch und freundliches Begehren.

(Eingesandt.)

Diese Ueberschrift führt in Göthe's neuen Heften, aus deren geist- und sachreicher Fülle unsre Literatur ununterbrochen die lebendigsten Anregungen und mächtigsten Fruchtkeime empfängt, ein denkwürdiger Aufsatz über die seit einigen Jahren in der berliner Haude- und Spener'schen Zeitung erscheinenden Berichte und Urtheile, das dortige Theater betreffend. Der allumschauende Mann, dessen thätig frischer Sinn noch jetzt im Alter eine jugendliche Theilnahme für die Erscheinungen des Tages bezeigt, und darin das Werthvolle vor Andern, zur Beschämung von tausend Scheinthätigen, zu entdecken und glücklich an's Licht zu ziehen weiß, wünscht diese Aufsätze aus ihrer bisherigen Gestalt, da sie nach Zeitungsweise in schlechtgedruckten und vereinzelten Blättern zerstreut liegen, zu einer würdigeren emporgehoben, und in schicklicher Ausstattung, mit frischen Lettern, auf weißem Papier, als besonderes Buch zusammengedruckt zu sehen, „damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannichfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken.“ Die bei dieser Gelegenheit noch weiter über jene Aufsätze selbst, so wie über Theater und Kritik im Allgemeinen, gleichsam vorübergehend auf wenigen Seiten ausgesprochenen Worte sind Goldkörner, deren Einsammlung und Bewahrung uns nicht angelegen genug seyn kann.

Zu den erwähnten Theaterberichten sind uns seitdem die Verfasser — denn es sind deren mehrere — näher bekannt geworden. Mögen sie sich des schönen Lobes, das ihnen zu Theil geworden, würdig erfreuen, und der ehrenvollen Aufforderung, die für sie mit dem beneidenswerthen Anerbieten Göthe'scher Mitwirkung verbunden ist, nach eignem Ermessen zu genügen suchen!

Wir aber wollen für jetzt bei dem Vorschlage selbst verweilen, der sich uns sogleich zu einem neuen, umfassenderen erweitert, und in der größeren Ausführung den einzelnen Zweck nur um so sicherer mitbegreift.

Wir wünschen nämlich, daß in gleicher Art und gleichem Sinne, wie jener Aufsätze hier gedacht worden, zugleich mit diesen auch alle andere vorzüglichste Arbeiten, welche unsre besten Köpfe gelegentlich dem deutschen Theater gewidmet haben, in ein eignes Werk zusammengestellt und in einer Reihe von wohlgedruckten Bänden dem Publicum übergeben würden.

Welch schönere Grundlage und welch glücklicheren Anfang könnte solch ein Werk finden, als die hamburgische Dramaturgie unsers unsterblichen Lessing darbietet, dieses Feuergeistes, dessen Scharfsinn und Wahrheitsliebe, selbst in seinen Irrthümern und Unvollkommenheiten, noch segenreich fortwirken und allen Nachfolgern in der Kritik als unerreichbares Muster gelten müssen?

Die glänzend-geistreichen Theaterberichte von Ludwig Börne in der Zeitschrift „die Wage“ über die Bühne zu Frankfurt am Main, nennen wir unmittelbar nach Lessing's Arbeit, eingedenk eines bedeutenden Ausspruches, der schon vor Jahren erklärte, seit Lessing sey über das Theater nichts Aehnliches geschrieben worden; und dieser Ausspruch rührt von einem Manne her, der an Denkart und Meinung dem frankfurter Kritiker so entgegen wie an Geist gleich steht.

Einen so herrlichen Schatz, dessen Vermehrung unser Dank und unsre Theilnahme uns von dem großen Dichter ferner verdienen möge, bietet die von Ludwig Tieck in der Abendzeitung eröffnete Reihe von Kritiken über das dresdener Theater an.

Ferner sind die Berichte und Urtheile von Amadeus Wendt, die sich in verschiedenen Zeitschriften vorfinden, hauptsächlich über das Theater von Leipzig, als reichhaltige Fundgruben kritischer Belehrung zu beobachten.

Höchst schätzenswerthe, mit Scharfsinn und Witz reich ausgestattete Theaterberichte hat Ludwig Robert über verschiedene Bühnen, unter andern auch mit launiger Originalität über ein imaginäres deutsches Normaltheater, verschiedentlich mitgetheilt, deren Zusammenstellung, vermehrt aus handschriftlichem Vorrath, besonders zu wünschen wäre.

Einem der besten Köpfe des Vaterlandes, dem Freiherrn von Liebenstein, schon in andrer Beziehung als Schriftsteller seinen Landsleuten ausgezeichnet bekannt, haben wir aus früherer Zeit auch eine Reihe geistreicher Theaternachrichten von Mannheim zu verdan-

ken, die aus dortigen Blättern sich wohl bald zusammenfinden ließen.

Für die neuere hamburgische Bühne hat Zimmermann durch gehaltvolle Kritiken sehr Verdienstliches geleistet, so wie Schall für die Bühne von Breslau; die Bemühungen des Letzteren sind durch Steffens auch dem größeren Publicum gebührend angepriesen.

Nicht zu vergessen ist Friedrich Wähner in Wien (jetzt in Dessau), der seinen Kunstsinn und seine glückliche Darstellungsgabe auch den Gegenständen der Bühne ersprießlich gewidmet hat.

Von unserm an Eifer und Fleiß und Vielsinn keinem Andern nachstehenden Böttiger wäre, nach beliebiger Auswahl, gedrängter oder ausgebreiteter, immer ein ergiebiger Reichthum zu entlehnen.

Zu diesen reichen Vorräthen — und vieles hier Unerwähnte werden Andere nachtragen — käme ferner noch so manches Schätzenswerthe, was hin und wieder Göthe selbst, dann Schiller, auch Wilhelm von Humboldt, Ludwig Tieck, im Phantasus, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Jenisch, Hartmann und Andere über Theater und theatralische Vorstellungen gesagt haben, und wir hätten alsdann in einer Sammlung von sechs bis acht Bänden einen wahrhaft einzigen und köstlichen dramatischen Codex, aus dem sich eine unerschöpfliche Fülle von Lehre und Unterhaltung zu den mannichfachsten Zwecken und Gelegenheiten erheben ließe. Die besten Talente, ältere und neuere, welche unsre Bühne schmücken, ließen sich hier übersehen, in ihrer Entwickelung verfolgen, gegen einander vergleichen; die hauptsächlichsten Bühnen, ihre Zustände, ihre Mittel und Verhältnisse wären zu einem Gesammtbilde des deutschen Theaters hier vereinigt. Das ganze Werk, mit doppelten oder dreifachen Registern versehen, würde durch die reichste Befriedigung der vielfach sich durchkreuzenden Interessen, welche zum Nachschlagen und Nachlesen veranlassen können, sich dem allgemeinsten Gebrauche tüchtig empfehlen dürfen. —

Eine Unternehmung dieser Art müßte aber von einer unserer thätigeren Buchhandlungen ausgehen, oder, wenn von einem Literatus, doch wenigstens von einem solchen, der des Beistandes und der Wirksamkeit einer derselben im Voraus versichert wäre. Die Arbeit des Redacteurs hätte allerdings ihre Schwierigkeiten, aber nicht unübersteigliche, besonders wenn dabei bedacht würde, daß ein solcher Codex der deutschen dramatischen Kunst nicht gleich im ersten Erscheinen als unwandelbar aufzutreten habe; auch in der Folge würde noch stets die Auswahl fortzusetzen, manches Unwichtigere gegen Wichtigeres auszutauschen seyn.

Die Arbeit würde sich sehr erleichtern, wenn der Redacteur mit den noch lebenden Schriftstellern, deren Beiträge hier in Anspruch kämen, unmittelbar in Unterhandlung träte, und ihrer eignen Bestimmung sich erfreute, was sie als Auswahl oder Auszug von ihren Arbeiten dem großen Werke, etwa gegen ein billiges Honorar, zuwenden möchten. Dem Redacteur bliebe deßungeachtet, wenn solche Einverständigung nicht genügend ausfiele, das Endurtheil und die Oberverfügung in der Sache, und wir würden kein Bedenken tragen, demselben bei schon gedruckten Aufsätzen, die außer ihren Verfassern auch schon der literarischen Welt angehören, eine bedeutende Selbstmacht im Sammeln und Wiederabdrucken zuzuerkennen, damit nicht Unbilligkeit oder Eigensinn eines Einzelnen das Ganze störend hemme. Auch bisher schon hat ja eine solche Selbstmacht bei Auszügen, Blumenlesen und andern Zusammenstellungen dieser Art in der Literatur ohne Widerspruch bestanden.

Und so wäre die Erfüllung des Wunsches und freundlichen Begehrens, welches Göthe zunächst für Einzelnes so dankenswerth ausgesprochen, in diesem Gesammtertrage, dessen Zueignung er nicht versagen dürfte, glücklich erreicht ihm vorzulegen!

---

## Der Tod des Sokrates.

So heißt das neuste Gedicht des Hrn. A. Lamartine, welches seinen Bewunderern, den Ultras (denn in Frankreich wird alles Parteisache, sogar ein Gedicht über den Tod des Sokrates) reichen Stoff zu Lobeserhebungen, den Andersgesinnten aber dagegen zu mancherlei gegründeten Ausstellungen gegeben hat.

Die Ersteren loben ohne Umschweif gerade weg, nicht etwa weil das Gedicht so vortrefflich ist, oder ihnen selbst so außerordentlich gefällt, sondern — weil Hr. Lamartine zu ihrer Fahne gehört, weil er mitunter frömmelt wie sie, kurz, weil das, was er schreibt, Wasser auf ihre Mühle ist. Gerechter sind die Andern. Sie tadeln den Dichter nicht blos darum, weil er sich zu den Reihen ihrer Gegner hält, sondern weil er sein Talent zuweilen nicht gehörig nutzt und — wie das auch Einigen unter uns begegnet — weil er sich in Schranken festklemmt, in die der rechte Genius sich nie muß klemmen lassen, und endlich weil er, eben durch diese Einseitigkeit, die Hoffnungen schon jetzt nicht mehr erfüllt, die man sich von ihm bei seinem ersten Auftreten zu machen berechtigt war.

Aus seinen Méditations poëtiques (dem ersten Werke, mit welchem Lamartine auftrat) leuchtete ein bedeutendes Talent hervor; dennoch kann man sagen, daß Talent seiner Bewunderer zu bewundern, war noch größer. Hörte man blos diese Stimmen, so müßte man glauben, es habe bis dahin noch keinen Dichter gegeben, und Hr. Lamartine sey der erste. Das ist einmal so, in Frankreich wie bei uns, die Sache wird immer gleich auf die Spitze gestellt. Vielleicht war auch Niemand mehr über diesen ungemessenen Weihrauch, der ihm aus allen Salons und Boudoirs zuwirbelte, erstaunt, wie der Dichter selbst, der — so hieß es, und das machte ihn und seine Verse noch interessanter — sein zartes Blütenleben, gleich einem Schwan, in melodischen Gesängen verhauchen, und dahinschmachten sollte, wie eine thauberaubte Blume.

Viel trug übrigens auch die Aufnahme, welche der kräftigere und männlichere Sänger der Messiniennes, Casimir Delavigne, bei einem größeren und — gesünderen Theil der Nation fand, zu dem Erfolge bei, welchen die Sachen von Lamartine in gewissen Cirkeln erhielten. Man mußte diesem Dichter doch einen Rival gegenuber stellen, und wer

hätte dazu besser gepaßt als der Verf. der Méditations! So erklärt sich Alles. —

Den wahren Freunden der Muse Lamartine's dürfte übrigens mit Recht bange ob dem Einfluß der müßigen Vergötterung werden, die man seinen ersten Erzeugnissen wiederfahren ließ, denn, bei allem Gefallen an seinen Werken, konnten sie sich doch nicht verhehlen, daß zwei Drittheile in denselben nichts weiter als ein bunter Wirrwarr schön klingender Worte ohne Sinn ist, während das letzte Drittheil einen werdenden Dichter — versprach, und sein Mort de Socrate hat diese Befürchtung in der That nur zu sehr bestätigt. Verse gibt es darin genug, auch wohltönende, aber freilich entspricht kaum der zehnte Theil derselben den Anpreisungen, welche die bereitwilligen Bewunderer des Dichters so freigebig in die Welt senden, und eben so wenig den sanguinischen Hoffnungen, die sich Einige in Betreff der weiteren Arbeiten Lamartine's nach seinem ersten Auftreten machten. Durch einige Proben, die wir hier ausheben wollen, werden unsere Leser erkennen, daß die Gegner Lamartine's nicht ganz Unrecht haben, wenn sie sich über den Weihrauch, der ihm auch bei diesem Gedichte von seinen Verehrern dargebracht wird, etwas lustig machen.

Das Gedicht beginnt mit der Erzählung, daß Sokrates von seinen undankbaren und verblendeten Landsleuten zum Tode verurtheilt ist, und daß man nur noch die Heimkehr des heiligen, nach Delos gesendeten Schiffes während dessen Abwesenheit kein Todesurtheil vollzogen werden durfte, erwartet, um ihm den Giftbecher zu reichen. Endlich bricht der verhängnißvolle Tag an; am fernen Horizont zeigen sich die Segel jenes Fahrzeuges, und die Freunde des Weisen, die in den Vorhallen seinem Erwachen entgegensahen, erheben sich nun und —

„Enfin de la prison les gonds bruyans roulèrent;
A pas lents, l'oeil baissé, les amis *s'écoulèrent*."

Jetzt glaubt der Leser wahrscheinlich, wie wir es glaubten, die harrenden Freunde hätten sich entfernt; aber nein! sie treten ein, und der Dichter hat somit gerade das Gegentheil von dem gesagt, was er hat sagen wollen, eine Sache, die Lamartine öfters zu begegnen pflegt. Die Freunde also ne s'écoulent pas, sondern treten ein, um ihren Meister noch in seinen letzten Momenten zu genießen und noch von ihm zu lernen. Hier heißt es denn:

„Puisque tu vas mourir, ami *trop tôt quitté*,
Parle nous d'espérance et d'immortalité."

Sokrates ergreift denn auch diese Gelegenheit, um ihnen noch ein Mal seine besten Lehren an's Herz zu legen und beginnt damit, sie an den Genius zu erinnern, der ihn durch sein Leben, seinem Glauben nach, begleitet habe:

„Etait-ce quelque Dieu caché *dans une voix?*
Un ombre *m'embrassant* d'une amitié secrète?
L'écho de l'avenir? la muse du poète?
Je ne sais etc." . .

Dieser Gedanke ist schön, wie Jeder sieht, und der Dichter hätte in weiterer Fiction ihn noch sehr glücklich benutzen können, allein er that es nicht und läßt dafür den Weisen seine Schüler eine Weile ziemlich kahl trösten und endlich das Wesen Gottes und der Seele auseinander setzen. Hierauf leert er dann die Todesschale aus, weissagt das Kommen des Gott-Sohnes und fährt so lange fort, die Fragen der Schüler zu beantworten, bis endlich seine Sinne schwinden und der ewige Schlaf sein irdisches Auge deckt, worauf denn der Dichter ausruft:

„C'est ainsi qu'il mourut . . . . si c'était là mourir!"

So hübsch nun auch dieser Schluß ist, und so erfreulich und erhebend auch manche der Betrachtungen sind, welche der Sterbende über Gott und Unsterblichkeit anstellt, so sehr vernichten andere und größere Stellen doch wieder den günstigen Eindruck, und man wird sich bei einigen kaum eines Achselzuckens über die Schwülstigkeit der Sprache und den unedlen Ausdruck erwehren können. Man urtheile selbst. Sokrates spricht:

„Mais ceux qui chérissant la *chair* autant que l'âme,
De l'esprit et des sens ont resserré la *trame*,
Et prostitué l'*âme* aux vils baisers du corps.
*Comme* Leda livrée à de honteux transports,
Ceux-là, si toutefois un dieu ne le délivre,
*Même après leur trépas ne cessent pas de vivre*,
Et des coupables noeuds qu'eux-mêmes ils ont serrés
Ces manes *imparfaits* ne sont pas délivrés.
*Comme* à ses fils impurs Arachne suspendue:
Leur âme, avec leur corps, mêlée et confondue,
Cherche envain à briser ses liens flétrissans
L'amour qu'elle eut pour eux vit encor dans ses sens etc."

Kann man gesuchter sprechen? Und was soll man von den sens de l'âme sagen? Doch hören wir weiter, es kommt noch besser:

. . . . .
A l'heure où l'innocence a fermé sa paupière
De leurs antres obscurs ils s'échappent sans bruit,
Comme des criminels s'emparent de la nuit,
*Imitent sur les flots le réveil de l'aurore,*
*Font courir sur les monts le pâle météore,*
Ou tristement assis sur les bords d'une tombe,
Et dans leurs *doigts* sanglans cachant *leur front qui tombe.*

Doigts sanglans und front qui tombe, ist dies, so wie das in der vorigen Stelle zweimal vorkommende unedle „Comme," und der Reim „d'une tombe" und „qui tombe," wohl eines Dichters würdig, den man bis in die Wolken zu heben sich müht? Hören wir weiter:

„*Jaloux de leur victime*, ils pleurent leurs forfaits:
*Mais les âmes des bons ne reviennent jamais.*"

Eben so unwürdig, wie dieses, ist die Vorhersagung des Kommens des Welterlösers in dem Munde des Weisen, der hier wie ein verzuckter Mystiker der neuesten Zeit, nach einer Apostrophe an seinen Genius, ausruft:

. . . . „Mais que vois-je? . . . ô verbe que j'adore!
*Rayon co-éternel!* Est-ce vous que je vois?
*Voilez-vous*, ou je meurs une seconde fois!
Heureux ceux qui naîtront dans la *sainte contrée*
Que *baise* avec respect la vogue d'Erytrée!
. . . . . . . . . . . . . . .
La vérité viendra d'où nous vient la lumière!
Mais qui l'apportera? . . . C'est toi *verbe conçu!*
. . . . . . . . . . . . . . .
*L'énigme du destin se révèle à sa terre!*
Nombre mystérieux! profonde trinité!
*Triangle composé d'une triple unité!*"

Es ist zwar jedermann bekannt, daß im Platon viele dunkle, mystische Stellen vorkommen, in welchen die Kirchenväter, und namentlich der heil. Augustinus, eine Andeutung des ganzen Christenthums haben finden wollen und dadurch zu der Annahme gebracht worden sind, Christus habe diesem Weisen Griechenlands sich offenbart, und ihm sey somit das Geheimniß der Dreieinigkeitslehre bekannt gewesen; aber Niemand ist bisher auf den Gedanken gerathen, dem Genius des Sokrates diese vorchristlichen Entdeckungen zuzuschreiben, die bei Platon erklärlich werden, wenn man sich erinnert, daß er die heil. Bücher der Gbräer emsig studirte, und man könnte, wenn man sonst zelotisch wäre, [illegible] den [illegible] des sterbenden Sokrates wohl einiger Blasphemie [illegible] anklagen, daß

Digitized by Google

er es wagt, dasjenige, was reine Offenbarung an die geweihten Bekenner des Jehovahdienstes war, dem Spiritus familiaris eines heidnischen Weltweisen zuzuschreiben. Lassen wir jedoch die vom Dichter eingewebte Vorherverkündigung des Christenthums, die in diesem Gedicht überhaupt ganz an unrechter Stelle ist, bei Seite und fragen wir lieber, was er wohl eigentlich mit seinem „Rayon co-éternel" hat sagen wollen? was dem atheniensischen Bürger und Philosophen die Gegend interessirt, die von den Wogen des rothen Meeres „respectvoll geküßt" wird, und wie er, der Athenienser, dazu kommt, sie eine heilige zu nennen? — Der Ausdruck: „Verbe conçu" sagt gar nichts und die Phrase: „Triangle composé d'une triple unité" ist auch weiter nichts, als ein in Metrum gebrachter Galimathias. Möchte Hr. Lamartine von Voltaire lernen, wie die Poesie Geheimnisse, wie das der Dreieinigkeit, würdig auszusprechen hat. Was hilft es, wenn jetzt sein Sokrates, nach obigen wunderlichen Reden, sprachwidrig ausruft:

. . . „Les voiles enfin pour moi sont *revolus*,"

der Leser kann doch nicht eben so sagen, und das, dünkt uns, ist hier eine Hauptsache.

Auffallend ist übrigens die Masse von Verstößen, welche sich der Dichter, wahrscheinlich in seiner Eil, den Tod des Sokrates nur recht bald seinen Bewunderern zur Bewunderung aufstellen zu können, gegen die Sprache hat lassen zu Schulden kommen. In Deutschland ist man dergleichen Sünden gegen Grammatik und Reim zwar längst gewohnt worden, ja es gibt Einige unter uns, die eben in solchen Verstößen die wahre Poesie und etwas gar Hohes, Tiefes, Gemüthliches und etwas Naives finden wollen; bei den Dichtern Frankreichs, wo man strenger auf die Regel hält, ist die Sache aber doch neu, und es darf daher nicht wundern, daß die dortigen Kritiker diese Sünden scharf aufstechen und eine ganze Reihe falscher Reime, wie z. B. Hymète und faite, Eolo und épaule, goûte und goutte u. s. w., unedler und verschrobener Wortfügungen u. dergl. aus dem nicht sonderlich starken Gedicht citiren, billig dabei fragend, was aus der Poesie werden soll, wenn man auf dieser Bahn fortfährt? eine Frage, die wir auch in Deutschland mit großem Recht, ja mit noch größerem Recht wie in Frankreich, aufwerfen können. *)

55.

## Leander von Gustav Schilling. Zwei Theile. Dresden 1823.

Ein ganz neues Gemälde dieses ausgezeichneten Schriftstellers. In der Mannichfaltigkeit der Charaktere wird man wieder den Reichthum an Gestalten bewundern, welche seine Phantasie zu erschaffen weiß, und die gleichwohl keine wesenlosen Luftgebilde sind, sondern alle Kraft und Frischheit des wirklichen Lebens an sich tragen. Wenn Leander und Amadea den höchsten Platz zu behaupten wissen, so reihen doch auch die Uebrigen mit ihrer Eigenthümlichkeit sich ihnen würdig an und helfen recht wesentlich die geistreiche Unterhaltung fördern, welche dem aufmerksamen Leser mit diesem neuen Romane gereicht wurde, der auch über Welt und Leben viel gehaltvolle und lehrreiche Aussprüche darbietet.

Was im zweiten Theile statt des Duells vorgeschlagen worden, dürfte indeß, nach unserer Ansicht, weder den eigentlichen Zweikampf außer Cours bringen, noch den Ueberlebenden vor der Strafe der dagegen gegebenen Gesetze sichern können. Leander will nämlich, daß von den zwei, für das Duell bestimmten Pistolen, nur eine durch die Secundanten, hinter dem Rücken der im Streite Begriffenen, geladen werde und nachdem der Geforderte die Wahl unter diesen verdeckten Gewehren gehabt, jeder der beiden Gegner die Mündung des ergriffenen Pistols in den eigenen Mund führen und dann abdrücken soll. — Allein dem Rachegefühle, welches bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zunächst Befriedigung sucht, ist gewiß der heiße Kampf eine weit vorzüglichere Sache, als solch ein kalt abgewogenes Surrogat desselben, auch werden die Gesetze gegen das Duell dadurch schwerlich außer Kraft gesetzt. Der Ueberlebende bleibt immer Mitschuldiger. Liegt seine Schuld nicht in der That selbst, so liegt sie doch in der vorhergegangenen Uebereinkunft wegen derselben.

50.

## Uraltes nordamerikanisches Kunstwerk.

Am westlichen Ufer des Connecticutstroms in der Landschaft Vermont, findet sich ein Fels mit menschlichen eingegrabenen Gestalten, die indianischen Ursprungs sind. Der Felsen ist hohl und über ihn stürzt sich ein Wasserfall herab. Das Gestein ist der festeste Granit. Die Höhe beträgt 4, die Länge 6 Fuß. Der vorbeigehende Strom schwillt nur einige Mal im Jahre so an, daß er ihn bespült und durch den mitgeführten Sand das Gestein abgeglättet. Die Figuren sind kräftig ausgearbeitet; eine ist in Relievo basso und zum Theil vollkommen erhalten. Die Arbeit scheint nichts weniger, als roh. Wie sie nun beim Mangel eiserner Instrumente bewerkstelligt wurde, zu welcher Zeit, zu welchem Zwecke, ist ein Räthsel, das wohl nie gelöst werden wird. Die Höhe umher, berichtet die Sage, war ein Begräbnißplatz. Dafür spricht auch, daß oft Todtengebeine und Bogen ausgegraben werden. Vielleicht sind also die Figuren Bildnisse verdienter indianischer Anführer und Helden.

## Miscellen.

Die Revue encyclopédique und nach ihr die London litterary Gazette meldet, daß eine in Ploskow stattgefundene Versammlung der Rabbinen und Judenältesten die Feier des Sabbaths auf den Sonntag verlegt habe und die polnischen Juden ihre Brüder in andern Ländern an Kenntniß und Aufklärung weit überträfen. — (Uns ist davon nichts bekannt!)

Nachrichten aus Peking zufolge ist der Dalai Lama schon seit fünf Jahren todt und — der Dienst noch nicht wieder vergeben. Der Hof zu Peking will haben, der Geist des Verstorbenen soll in einen Mantschou-Prinzen übergehen, was man in Tibet nicht zulassen will.

*) Vorstehende Beurtheilung ist nach einem Aufsatze im Courrier français, einer zur Oppositionspartei gehörenden Zeitung bearbeitet. Eine große Leidenschaftlichkeit gegen Lamartine ist darin gar nicht zu verkennen. Wie wir vernehmen, wird das Gedicht bald in einer deutschen Uebersetzung erscheinen und uns dann Gelegenheit werden, noch einmal darauf zurück zu kommen.
D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Google

Literarisches

Conversations = Blatt.

Nr. 256.

7. November 1823.

## Beiträge zur Geschichte deutscher Universitäten.

### Dritter Artikel.

(Die beiden ersten Artikel siehe in Nr. 215, 216, 235.)

Auch die Todten sollen leben! Nachdem es in neuerer Zeit, die ohnehin eine wahre consummatio saeculorum ist, Sitte geworden, Feste zu Ehren gewisser Institute gemeinsam mit denen zu begehen, welche mit diesen Instituten in gleich naher Verbindung gestanden sind; nachdem man pförtner, meißner, lübbener, altdorfer und ich weiß nicht, was für Feste alle gefeiert; nachdem mehrere Universitätsjubiläen feierlich begangen worden waren: fiel es, und wahrhaftig noch zur rechten Zeit und gewiß den rechten Männern ein, auch in einem gleichen Erinnerungsfeste ihrer alten Julia Carolina zu Helmstädt noch einmal feierlich zu gedenken. Die Universität Helmstädt aber, vom Herzog Julius von Braunschweig 1576 gegründet, wurde durch königl. westfälisches Decret vom 9. Dec. 1809 zugleich mit Rinteln (Ostern 1810) aufgehoben, so viel sich auch ein Henke, Villers, Johann v. Müller, Leist und Andre zu ihren Gunsten verwenden mochten. Die Nothwendigkeit hatte einmal ihr eisernes Fiat gesprochen, und der Finanzminister verwies mit unumstößlichen Gründen, daß Westfalen, seiner Domainen und Klostergüter beraubt, fünf Hochschulen zugleich nicht erhalten könne. So blieben Göttingen, Halle und Marburg; Helmstädt und Rinteln aber gingen ein.

Aber die Erinnerung an dieselbe konnte wenigstens nicht wegdecretirt, die großen historisch=literarischen Namen derselben nicht auf allerhöchsten Befehl aus der Menschen Gedächtniß ausgewischt werden. Darum traten 3—400 Männer (die sämmtlich Helmstädts gelehrte Milch getrunken hatten) im vorigen Jahre zu einem Erinnerungsfest ihrer Mutter Julia zusammen, kamen den 29. Mai dahin und feierten in Gesang, Rede, Tafelfreude ein werthes Fest, dessen ausführliche Beschreibung uns weit davon Entfernten jetzt erst zu Handen gekommen ist, nachdem schon manche kleinere Beschreibungen hier und da gegeben worden waren. Dieses Werkes Titel ist:

Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstädt, veranstaltet im Monat Mai d. J. 1822. 4. mit drei Kupfern.

Ref. hat bisher von mehrern noch lebenden Universitäten Beschreibungen beschrieben; jetzt will er auch eine todte reden lassen. Oder reden etwa einzelne Namen, wie: Heshusius, Conring, Calixt, Mosheim, Henke, Häberlin, Feller, Mencke, Eisenhart, Schnaubert, Bruns, Beireis und viele Andere nicht häufig vernehmlicher und länger, als gewisse Universitäten, die oft in Jahren nichts von sich hören ließen? Einer Beschreibung des Festes überheben wir uns hier; aber wir ergreifen diese Gelegenheit gern, um die Leser unsers Blattes auf einen wirklichen Genuß aufmerksam zu machen, welchen sie sich durch das Lesen dieses Buches bereiten könnten. Wenn eine Anzahl Männer, zum Theil in den höchsten Aemtern, zum Theil als Schriftsteller ausgezeichnet, sich zu einem solchen Feste verbinden, läßt es sich annehmen, daß jeder von dem Seinen das Beste bringt und als Mnemosynen der ehrwürdigen Mutter opfert. Auch waren schon die Namen der Unternehmer, des ehrwürdigen Vicepräsidenten und Abts Bartels, des (als glücklichen Uebersetzer so bekannten) Oberappellationsrath Friedrich Karl von Strombeck, des Geh. Justiz=R. Ritters Blum und des Kammerdirectors Gottfried von Bülow eine Bürgschaft für die glückliche Ausführung. Es muß einen wahrhaft schönen Anblick gewährt haben, 337 Männer, alle in Amt und Würden, in den verschiedensten Lebensstufen von 30—80 Jahren, nach so viel Erfahrungen und Leiden, sich an dem Orte wieder vereinigen zu sehen, wo sie einst studirten; es muß auf sie selbst einen Eindruck ganz eigenthümlicher Art gemacht haben, sich im Haupttempel ihrer alten Julia Carolina im großen Juleum, vor demselben Katheder, auf dem einst so achtbare Männer gestanden, unter dem von seinen Bajonetwunden wieder geheilten Bilde des großen Julius auf den alten Spaziergängen, in den alten Gesellschaftshäusern und zum Theil auch in den vorigen Studirstuben wiederzufinden. Mußte dies nicht Alles, schon des Vielen wegen, was dazwischen lag, einer Zaubermetamorphose ähnlich sehen? Auch braucht es in dem Leben thätiger und oft in trockenen Berufsarbeiten befangener Männer recht feierlicher Erholungs= und Ausruhungspunkte, die wieder für eine lange Zeit ernster Amtsthätigkeit in fröhlichem Nachklange nachhalten und das Berufsleben nicht zu einer traurigen Maschinenarbeit werden lassen.

Unter einer Menge Beiträge indeß, mit denen, wie das Fest selbst, so auch dies Buch ausgestattet wurde, können wir nur einiger gedenken; weniger als wenn sie gerade allein die ausgezeichnetsten gewesen wären, sondern weil sie sich zu einer Mittheilung in diesen Blättern am meisten zu eignen scheinen. Darum hier nichts von dem gelehrten lateinischen Programme des Herrn Professors und Directors Petri zu Braunschweig, (welchen ein Verzeichniß der 60 theologischen, 77 juristischen, 46 medicinischen und 105 philosophischen Professoren der Universität, von 1576—1810, angehängt ist), nichts von der gründlichen und reichen Abhandlung des Herrn Kreisamtmann Bode und des Herrn Pastors Dr. Bollmann Rede voll wohlgeeigneten Betrachtungen, mit denen er die Versammlung bewillkommnete. Wohl aber verdient die, S. 86 u. ff., abgedruckte Rede des Herrn Abt Dr. Bartels: Von den Verdiensten der Universität Helmstädt um die Beförderung der christlichen Denkfreiheit in unserm Vaterlande, auch hier eine Erwähnung. Der ehrwürdige Greis berührt darin einen Punkt, als welchen man gern einen Mann von so viel Erfahrung und Nachdenken und Humanität (im Gegensatz jener kampfartigen und kriegsfreudigen Orthodoxen) sprechen hört. Wir heben nur Einiges aus: Eine solche Freiheit (natürlich nur eine religiöse, da vor dem Christenthum ohnehin von keiner christlichen die Rede seyn kann) gab es vor dem Christenthume nie und nirgends, denn alle Religion vor der christlichen war Staatsreligion, ein heiliges Ritual, durch Gesetze des Staats geboten, wie durch die Form des Staats bestimmt und mit der ganzen Verfassung desselben so verwebt, daß, wer von Jenem abwich, oder sich gar dawider erklärte, als ein Empörer gegen den Staat selbst betrachtet und behandelt wurde. Es ist geschichtwidrig, wenn man von Religionsfreiheit in Rom und Griechenland spricht. (Ref. möchte dies von Rom allerdings, nicht so sehr aber von Griechenland gelten lassen. Wo man die Humanität so weit trieb, auch dem „unbekannten Gotte" einen Altar zu bauen, wo ohnehin so verschiedene Sacra und Religiones sich begegneten, konnte man wohl die Privatüberzeugung nicht so ängstlich beschränken. Und sind denn nicht die vielen philosophischen Systeme, die von Griechenland ausgingen, Beweise genug, daß wenigstens in der glücklichsten Zeit der Republik kein absoluter Dogmatismus herrschend werden konnte. Wie wirkten schon die Mysterien, wie das ganze öffentliche Leben und Verkehr diesem entgegen?) Christus, fährt d. Verf. fort, faßte zuerst den Gedanken, die statutarischen Volksreligionen in eine vernünftige Menschenreligion zu verwandeln. Der Verf. geht dann auf den durch die Reformation bewirkten politischen und geistigen Kampf, und dann nach Beseitigung desselben, auf eine andere Gefahr über, die aus dem Innern des Protestantismus selbst hervorging, nämlich der, statt des hierarchischen, einem symbolisch-dogmatischen Despotismus zu unterliegen. Julius selbst wollte die Einführung der Formula Concordiae. „Wäre dies wirklich geschehen, so wäre hier, wie in einigen andern Ländern, das freie Forschen in der Schrift und das unbefangene Prüfen dessen, was man für Schriftlehre ausgab, dies Forschen und Prüfen, das die Reformatoren zum Mittelpunkte aller ihrer Bestrebungen gemacht hatten, auf ein Jahrhundert wieder gehemmt worden." Zum Glück für das Vaterland verwarfen die helmstädtischen Theologen jene Formel, „die der streitigen Punkte schon so viele hatte und durch willkürliche Zusätze deren noch mehrere erhalten habe; nur der Erfolg war, daß das Formelnwesen, das der protestantischen Denkfreiheit neue Fesseln anlegte, hier nicht emporkommen konnte." Wir überlassen es gern Andern, Vindicias librorum symbolicorum anzustellen und bemerken nur, daß, wie viel Wahres auch damit gesagt ist, doch diese Formel im Sinn und Lichte des in Parteien zerrissenen sechzehnten Seculums und als Gegenmittel gegen den damals gewiß verderblichen Krypto-Calvinismus betrachtet werden muß. Sodann wird die Universität H. wegen des ihr schuldgegebenen Indifferentismus gerechtfertigt.

Der Herr Herausgeber des Ganzen, Friedrich Karl von Strombeck, theilte eine historische Lobrede auf den Herzog Julius mit, auf die wir, eingedenk des dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae, bei einer Hauptquelle derselben am Schlusse zurückkommen werden. — Ungemein hat Ref. eine Rede des Herrn Pastor Dr. Wolff zu Braunschweig angesprochen, die er wegen ihrer praktischen Beziehung als Studentenspiegel jener Zeit, wo er studirte, besonders gedruckt und allgemeiner bekannt gemacht zu sehen wünschte. „Andeutung des sittlich Guten im allgemeinen Charakter junger akademischer Bürger" ist das behandelte und trefflich durchgeführte Thema. Ref. hebt nur einige Stellen aus: „Wir alle verließen einst mit wehmüthigen Rührungen die Universität; wir hörten auf Studenten, aber nicht Lernende zu seyn, denn wir traten von der hohen Schule in die weite Lehranstalt des bürgerlichen Lebens, wo statt des Prorectors, der Rector selbst gebietet; wo ein Jeder für den Andern ein ordentlicher oder außerordentlicher Professor ist, und wo also von Alters her und lange schon vor der Bell- und Lancaster'schen Erfindung die Methode des wechselseitigen Unterrichts eingeführt ist, bei der leider das Honorar mitunter in bittern Erfahrungen bezahlt wird." Als Züge des akademischen Charakters, wie er in Helmstädt zur Zeit jener Männer war, werden aufgeführt: 1) „Enthusiastische Lust zum Stande; gänzliche Verschmelzung alles Wollens, Arbeitens und Genießens; vollkommen vereintes geistiges und physisches Leben in dem, was sie als Studirende sind. 2) Genügsamkeit und unbefangene, echte Lebensweisheit, in Rücksicht auf Glück und Freude." Mit welchen jovialen Zügen wird S. 126 ein Bild davon entworfen. „Da sitzen Sie, echt Horazisch, mit denen, die Ihrer Seele andere Hälften sind, am schmalen Tische, auf dem das, vielleicht nicht einmal aus dem Vaterhause mitgebrachte Salzfaß fast eben soviel Werth hat, als

Digitized by Google

was daneben steht, und denken herrlich groß von sich und der Wissenschaft und üben doch so unleugbar das: vivitur parvo bene! durch die im kleinen Zimmer oft recht greislichen Wolken des Nicotius die den bescheidenen Schein Einer Lampe sehr verdunkeln, leuchtet hell — bald kräftige Funken sprühender Witz, bald der große Lichtstrahl der besprochenen, in den Hörsälen bisher eingeathmeten wissenschaftlichen Wahrheit. Der Gaben der Ceres nur, nicht der ihres Neffen, bedarf's dabei; Sie machen Mynsinzers von Frundeck (eigentlich des ältern Meibom) Ausspruch wahr, der, da man ihm bei dem Risse dieses Juleums als unanständig tadelte, daß der Keller unter dem Auditorio angelegt sey, zur Antwort gab: Studiosi discant, Bacchum pedibus ferendum esse! Ein an Werth höchst beschränktes Roß, das, Sie tragend, nicht durch Ihren jugendlich leichten Körper, sondern durch seine eigene Existenz ein Lastthier ist, wird unter Ihnen ein Pegasus (zuweilen, sehen wir aus Erfahrung dazu, aber auch vollends eine Rosinante), auf dem Ihr genügsam unbefangener Geist zu herrlichen Ideen und Gefühlen sich erhoben sieht." 3) Das von reinem Eifer für das Wahre und Gute ausgehende Idealisiren der Zukunft, des künftigen Wirkens im Berufe. 4) Die mit kräftigem Selbstvertrauen so schön vereinte Hochachtung und Dankbarkeit gegen hochverdiente Lehrer, gegen jeden sich zeigenden Großen der literarischen Welt. 5) Das Bestreben, den echten, reinen Weltbürgersinn zu vereinen mit wahrer Vaterlandsliebe, kosmopolitische Patrioten zu seyn.

Unter den mitgetheilten und zum Theil nach bekannten Studentenmelodieen abgesungenen Gedichten, müssen wir dem von E. v. Houwald für das lübbener Erinnerungsfest gedichteten (S. 136) und dem Toast für die Armen vom Hrn. Kreisrichter, Dr. Machensen, den Preis ertheilen. Da ersteres vielleicht sonst schon bekannt ist, theilen wir nur eine Strophe mit:

Bringt Ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst, noch einem frohen, freien Geist? —
Begreift Ihr jetzt, warum man Schmollis! trinket?
Und was das tiefe Wort Fiducit! heißt?

Chor: Ja! Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann Fiducit auf Gott und Recht.

Aus dem letztern stehe hier der Schluß:

Vor Allem, was der Mensch auf Erden ehrt,
Gebührt beim frohen Mahl des Wunsches Becher
Dem Leidenden! — Gib unser täglich Brod
Uns heute — bitten Alle hoffnungsvoll,
Und Viele haben's nicht, warum sie flehn.
Vergessen und versäumt hat die der Vater
Im Himmel nicht; denn an das Herz gelegt
Hat er den Armen seinem reichern Bruder.
Drum bleibe nicht der Wunsch ein todtes Wort,
Zu guter That mag herlich er gedeihen:
Dem Leidenden der Prüfung Ende, daß
Er's mag ertragen können, und zum Trost
Des Freundes menschlich Herz und milde Hand!!

Eine der interessantesten Beilagen ist endlich das Leben des Herzogs Julius, von dem Landfiscal dieses Fürsten, Franz Algermann, welches aus zehn verschiedenen Handschriften vom Herrn v. Strombeck hier zum ersten Male herausgegeben und gedruckt worden ist. Es ist kaum zu erklären, wie eine so merkwürdige und allen Glauben verdienende Biographie jenes Stifters der Julia Carolina, so lange hat unedirt bleiben können. Sie ist nun Hauptquelle des oben gedachten Strombeck'schen Elogiums auf Herzog Julius und gibt gleichsam die Noten zu seinem Texte. — Julius, eben nicht kriegerisch, war stets zum Kriege gerüstet; er erkannte, daß mehr, als das Schwert, der Arm gilt, welcher dieses führt, und noch mehr als der Arm, der Geist werth ist, welcher diesen belebt. Doch galt das Zeughaus zu Wolfenbüttel (mit 36 Fuß langen Feldschlangen, welche eine Meile weit schossen) für eines der reichhaltigsten in Deutschland. Auch stellte Julius die Landwehr der alten Zeit insofern her, als er alle rüstige Bauersleute mit Flinten, die er in seinen Eisenhütten schmieden und ihnen um 2 Thlr. abließ — nichts kaufte er, was das Land selbst hervorbringen konnte! — bewaffnete, und zu bestimmter Zeit seine Landesvertheidiger, wenn sie durch die Sturmglocke zusammen berufen worden waren, musterte. Auf Bergbau und Hüttenbetrieb richtete er große Sorgfalt. Die gewonnenen Blöcke und Tafeln von Blei und Kupfer, lagen gleich Mauern auf dem Markte und den Straßen Wolfenbüttels aufgeschichtet. Wie gern hätte er seine Ocker noch bis zur Aller schiffbar gemacht, wenn nicht die Stadt Braunschweig, mit welcher er über seine Hoheitsrechte unaufhörliche Streitigkeiten hatte, es hintertrieben und verhindert hätte. Er erbaute die Heinrichstadt und das Gotteslager von Wolfenbüttel, Braunschweig zum Trotz zu einer großen Handelsstadt mit 36,000 (!!) Gebäuden bestimmt, legte Straßen, Salzwerk und (Ref. möchte es so nennen: ein Gradirwerk des Geistes, wo junge Dornen mit der Sole der Wissenschaft begossen werden) eine Universität zu Helmstädt 1576 an. Wie vorsichtig war er in seiner Staatshaushaltung; wie ähnlich dem größten Staatswirth seiner Zeit, dem sächsischen Justinian, Kurfürst August? An jedem Sonnabend wurde ihm der Cassenabschluß vorgelegt, den er dann auf einer Pergamentrolle in einer silbernen Kapsel bei sich trug, um nicht Ausgaben zu bewilligen, die er nicht sofort hätte decken können. „Nicht für mich," sprach er, „spare ich diese Summen, sondern zum Besten derer, die mir Gott anvertraute. Selbst mein Leben gehört diesen." Sein Sinnbild war ein brennendes Licht mit der Umschrift: Aliis inseriendo consumor. Ein ganz eigenthümliches Finanzinstitut war der sogenannte Juliuslöser; eine schöne Silbermünze verschiedner Größe von 2 bis 10 Thaler, welchen jeder Unterthan nach Verhältniß seines Vermögens, kleiner oder größer einlösen, aufheben und jährlich der Obrigkeit vorzeigen mußte, gleichsam als einen für den Staat zurückzulegenden Sparpfennig, zu dem in Zeiten der Noth der Staat greifen konnte.

Durch eine harte Schule der Leiden hatte Julius in seiner Jugend gehen müssen. Sein Vater, Heinrich der Jüngere, war jener bekannte leidenschaftliche Geg-

Digitized by Google

ner der Reformation, gegen welchen Luther seine gröbste Schrift (und das will viel sagen!) „wider Hans-Wurst," ausgeben ließ, und welcher nur erst in den letztern Jahren seines Lebens etwas mildere Gesinnungen gegen die Reformation annahm. Julius aber, der jüngste seiner ehelichen Söhne, ohnehin als Kind durch einen Fall vom Tische an den Füßen stark verkrummt und zum Kriegsdienst nicht geschickt, war in Löwen zum Geistlichen erzogen, aber dort zugleich für die Reformation gewonnen worden. Darum verfolgte der Vater den Sohn mit dem blutigsten Hasse und wollte ihn sogleich vermauern lassen, wozu das Gewölbe schon fertig war; oft verbargen und speisten ihn seine Schwestern, und da er kaum nothwendige Kleider hatte, mußte er sie oft selbst flicken und ausbessern. Erst als seine beiden ältern Brüder in dem merkwürdigen Treffen Albrechts von Brandenburg gegen seinen ehemaligen Jugendfreund, den großen Kurfürst Moriz von Sachsen blieben (9. Juli 1553 bei Sievershausen), und der redliche Fital (?), Heinrich von Kirchberg, Heinrichs Sohn von der Eva von Trott, selbst die Legitimirung und künftige Succession ablehnte (er erklärte nach Algermann S. 178: „Wenn ihn der Allmächtige zu einem Fürsten außersehen und haben wollen, so hätte er ihn wohl dazu werden lassen; drum wollte er in dem Stande bleiben, darin Gott ihn gesetzt hätte") und aus einer neuen Ehe keine Kinder erfolgten: so lud der Vater den unterdeß zu seinem Schwager nach Cüstrin entflohenen Julius, zur Rückkehr ein. Nicht ohne Furcht vor seinem Vater, aber entschlossen, nicht von seinem Glauben zu weichen („bei Gott und seinem reinen Evangelio und Worte, will ich, trotz Teufel und Welt, bis zu meinem Tode bleiben, darauf leben und sterben"), kam er zurück. Endlich vermittelte des Prinzen kleines Knäbchen zwischen Vater und Sohn. Algermann erzählt es S. 881 so: „Als nun Heinrich, seinen neugebornen Enkel zu sehen, nach Hessen (einem dem Sohne angewiesenen Schlosse) kam, und seiner gewöhnlichen Ungestümigkeit nach in das Zimmer getreten, hat er sofort die fürstliche Frau Mutter gefragt: „Wo ihr Krabbe wäre?" welches sie dann ganz erschrocken in der Wiege gezeigt. Wie ihn nun das Herrlein angelächelt, hat er es drauf ganz ernsthaft aus der Wiege gezogen, den Degen entblößet, und, indem die fürstliche Frau Mutter mit einem Fußfall und lautem Geschreie um Gnade bittet, weil sie nicht anders geglaubet, er würde das Kind in Stücken hauen, folchen auf des Kindes Brust geleget, sagend: „Du saßt nu myn leeve Son syn, avest von Vaar, de .....nig." Diesen jungen Herrn haben S. F. G. so herzlich geliebt (inmaaßen denn Kindes-Kinder allezeit lieber seyn, weil das Blut unter sich quillet), daß S. F. G. einstmals, als sie denselben auf dem Tische für sich stehen gehabt und getänzelt, und er S. F. G. mit beiden Händen in den Bart gegriffen und etwas hart gezogen, gesagt: „Ziehe, ziehe mein lieber Sohn, Du magst es wohl thun; aber bei dem Leiden Gottes! es sollte mir kaiserliche Majestät wohl daraus bleiben!"

Julius, kaum zur Regierung gelangt, führte nun die Reformation ein, und um bei der großen Ignoranz der Geistlichen selbst eine Schule für sie zu haben, wurde die Universität Helmstädt gestiftet und nach ihm Julia genannt. Sie lag ihm so am Herzen, daß er einst schrieb: „Mit seiner Julia ginge er Abends zu Bette; mit ihr erhebe er sich Morgens vom Lager; ja mit seinem Fluche belegte er den, so geht die alte Sage, der mit ruchloser Hand sich an seiner heiligen Stiftung vergreifen würde. Uebrigens verstattete Julius auch dem Geringsten Zutritt zu sich, richtete eine Art von Posten für schnellere Gerichtspflege ein, litt keinen Müßiggang (nach seiner Canzleiordnung mußten alle Räthe im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr an Ort und Stelle seyn). Wie weise er seine Unterthanen zur Zeit der Noth mit Getreide zu versorgen wußte (die Josephstreue); wie er selbst die Mergelung der Aecker erfand und in einer Schrift: Observata et inventa de usu et natura lapidis mergae beschrieb, wie er so manches andre Treffliche entweder geleistet oder wenigstens im Plane hatte, lese der Freund der Geschichte selbst nach; nur über das Vehmgericht (welches A. fälschlich von venia ableitet, statt von Fem, Mal, Zeichen oder Fama, Rüge oder Viem Blutbann) stehe hier noch eine merkwürdige Stelle Seite 185:

„Wenn das Viemgericht angestellet, so mußten alle Einwohner in einem Gerichte oder Amte, so über zwölf Jahr alt, auf einer Haide oder großem Platze unausbleiblich erscheinen und sich auf die Erde niedersetzen; da wurden denn in der Mitte etliche Tische gesetzt; dabei saß der Landesfürst, seine Räthe und Voigte, und mußten dann die heimlichen Richter, die Delinquenten und Delicta anmelden. Die gingen dann in großer Procession, und ließen zwei Kreuze und Fahnen vor sich hertragen, mit einem weißen Stabe rings herum und schlugen die Verbrecher auf die Beine. Wer nun ein böses Gewissen hatte, und sich einer leibesstrafbaren Missethat schuldig wußte, dem war vergönnet aufzustehen und in Tag und Nacht das Land zu räumen, und mochte wohl auch noch den andern Schlag aushalten. Wenn er aber zum dritten Male getroffen wurde, so war der Nachrichter oder Scharfrichter dabei, und ein Priester reichte ihm das Sacrament, und zum nächsten Baume mit ihm zu. Wer aber nur ein- oder zweimal getroffen ward, das war eine väterliche Warnung, sich hinführo zu bessern; daher es denn hieß: jus veniae, daß noch Gnade dabei war, welches nachher corrumpirt, auch Viemrecht genennet worden; und hat ein solches Gericht Herzog Wilhelm zu Lüneburg, vor 40 Jahren ungefährlich, noch das letzte Mal meines Angedenkens in der Persen bei Zelle gehalten und geheget, welches ich wegen der Jugend, und das bisweilen in denen Historien dieses Viem-Rechts gedacht wird, allhier mit berühren wollen."

13.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 257.

8. November 1823.

## Ludwig Tieck's Novelle: Musikalische Leiden und Freuden, in musikalischer Hinsicht betrachtet von A. Wendt.

Tieck hat durch diese Novelle allen Freunden der Tonkunst, denen es interessant ist, des geistreichen Mannes Ansichten über diese Kunst zu wissen, ein angenehmes Geschenk gemacht. Vielleicht möchte jedoch diese Novelle gerade in die Hände derjenigen am wenigsten kommen, welche sie am meisten interessirt, daher es mir zweckmäßig scheint, die in derselben ausgesprochenen Ansichten auf vielfache Weise hervorzuheben und das Einzelne einer genauern Beleuchtung zu unterwerfen. Ich übernehme dies um so lieber, da ich auf diese Weise aussprechen kann, welchen Genuß mir der werthe Dichter verschafft hat. Erlaube mir daher mein verehrter Freund, daß, indem ich seine Dichtung vom Anfange bis zum Ende verfolge, ohne jedoch über den poetischen Werth der Composition sprechen zu wollen, das Wesentliche in der angeführten Beziehung daraus hervorhebe, ihn zu erläutern, und manche Ansichten der Personen, die er uns vorführt, näher zu bestimmen versuche, ich dabei zugleich meine eigenen Ansichten über die besprochenen Gegenstände einredend mittheilen darf.

Wie es in den Gemälden (Taschenb. z. gesell. Vergnügen für 1821. Leipz. b. Gleditsch) die Malerkunst ist, so ist es in der oben genannten Novelle die Gesangskunst, welche Alles verbindet, und die dadurch, daß die verschiedensten Charaktere mit ihr in Berührung kommen, von den verschiedensten Seiten, ernst und scherzend, mit Begeisterung und leichter Ironie dargestellt wird. Zwar verräth der Erzählende selbst zuweilen den Laien, den er schildert; allein hier bewährt sich besonders, wie scharf und durchdringend der Blick des Genius ist, der auch in einem fremden, aber ihm verwandten Gebiete der Kunstschöpfung das Wesentliche, wie durch einen sichern Instinct trifft und kräftig ausspricht, ja wohl eben deßwegen, wie von dem Laien in dieser Erzählung gesagt wird, manches bestimmter empfindet und kecker ausspricht, „weil er niemals vom Handwerk gewesen ist.“ Die folgenden Bemerkungen werden dies ins volle Licht setzen. Um bequem fortzuschreiten, werde ich dieselben in einen Bericht über den Inhalt der Novelle verweben.

Der Capellmeister und der Sänger wandern zur Stadt ein; am einsamen Ende derselben zieht jenen der wunderbare Ton einer weiblichen Silberstimme mächtig an; der Sänger von Profession aber vernimmt nichts Besonderes darin. Er klopft an das Haus, aus dem die Stimme kam; die barsche Antwort eines alten Mannes aber, der aus dem Fenster sieht, weist sie ab. Beim Weiterfortgehn durch die Stadt erklingt ein ganz anderer Ton aus dem Fenster einer belebten Straße. Es ist der sogenannte Enthusiast, welcher sich sein Morgenliedchen pfeift. So wie der unruhige, geschwätzige Hasenfuß den Capellmeister erblickt, fällt die Schlafmütze von seinem Haupte zu den Füßen des Kapellmeisters nieder; in wenig Minuten ist er bei ihm auf der Straße und umarmt die Künstler mit theatralischer Herzlichkeit, — ist voll Fragen und gibt genau Antwort über das Befinden des Sängerpersonals, mit welchem er wahrscheinlich den genauesten Umgang pflegt. Sehr scherzhaft antwortet er auf die Frage des Kapellmeisters, ob denn Sänger und Sängerinnen noch alle gesund: „So, so, wie es die Laune mit sich bringt. Genau genommen existirt das Volk gar nicht, sondern lebt nur im Traume; die Zugabe, die an die Kehle mit Arm und Bein gewachsen ist, macht es oft schwer, sie nur zu ertragen; der (die) unnatürliche Geschwulst aber oben, den (die) sie Kopf tituliren, ist wie ein Dampfkolben, um in diesem Recipienten die unbegreiflichsten Verrücktheiten aufzunehmen. Ja so weit sind sie alle gesund, als es ihnen bis jetzt so gefällt; ist aber die und jene Arie ihnen nicht recht, hat der Eine zu viel, die Andere zu wenig zu singen, geht die Arie aus Asmoll, wenn sie Gis seyn sollte (als Grund zu launischem Unmuth kann hier ein jeder nach seiner Erfahrung einen andern näher liegenden, oder einleuchtender lächerlichen unterschieben), so fallen sie vielleicht binnen drei Tagen wie die Fliegen hin.“ Daß sich jedoch diese Art von Kunstfreund, den der Dichter wahrscheinlich darum den Enthusiasten genannt hat, weil durch ihn sich das ausspricht, was sich in der alltäglichen Welt für Enthusiasmus ausgibt, mit so treffender Laune über die Sänger ausläßt, scheint ohne weitere Motivirung nicht ganz in seinen Charakter zu passen. Die Folge lehrt jedoch, daß er ein Achselträger ist.

Am Abend finden wir diese Personen in einem

großen musikalischen Cirkel wieder, in welchem mehreres aus des Kapellmeisters neuester Oper probirt werden soll. Der Enthusiast mit seiner unruhigen Beweglichkeit spielt hier eine Hauptrolle; er überbietet sich, noch ehe er etwas aus jenem Werke gehört, in bewundernden Worten und *spricht* mehr von der Musik, als daß er sie ruhig *anhörte*. Ein schönes Mädchen in geringer Kleidung, welche der Tochter des Hauses zufällig einen Brief zu überbringen hat, tritt ein und zieht durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich. Darauf erscheint eine *andere* Art von musikalischem Enthusiasten, ein junger Graf, den der Ton einer Mädchenstimme einst so gerührt, daß er, gegen Alles fast kalt und ungenügsam, an allen Orten diese Sängerin aufsucht und nirgends findet. Seine ganze Aufmerksamkeit ist während des Gesanges nur auf Julien — so heißt jenes Mädchen — geheftet; alles Uebrige geht unbemerkt an ihm vorüber, denn er ahnet in ihr jene Sängerin. Er ist erschrocken, als sie sich gegen ihn wendet; die Worte, die er ihr jedoch sagt (S. 206), sind in *seinem* Munde wohl zu starke Huldigungen. Er bittet, bestürmt sie — zu singen; sie aber verläugnet ihre Fähigkeit, was den Grafen ungemein verwirrt.

Tief poetisch ist die Begeisterung, mit welcher er von dem gewölbten Munde der Sängerin spricht (S. 208): „Wie, dieser gewölbte Mund sollte in der Mitte der Lippen diese sanfte, seelenvolle Erhöhung von selbst haben, und nicht von den reinen, vollen Tönen, die so oft über diesen Hügel schwebten? denn nur der Ton, wenn er starb und lieblich die rothe Straße befährt, darüber klingend webt, bildet diese ausdrucksvolle Erhebung; ganz im Gegentheil jener gefurchten Mundwinkel, die jene berühmte Sängerin dort hat, die mit breit gedrückten und in die Länge gequetschten Lippen den armen kreischenden Ton herauspreßt." Es wäre interessant, zu wissen, ob vielleicht ein bildender Künstler an großen weiblichen Gesangstalenten eine ähnliche Beobachtung gemacht hat — z. B. an einer Catalani.

Der Graf versichert, daß das Glück seines Lebens davon abhange, daß sie singe; sie läugnet standhaft, es zu können. Unterdessen ist die Gesellschaft, verstimmt durch die Laune der Prima Donna, welche eine Passage zu schwierig findet, großentheils aus einander gegangen. Die interessantesten Personen bleiben zurück und setzen die Unterhaltung fort. Der Capellmeister spricht zuerst die Leiden eines *theatralischen Componisten* aus, der sein Werk endlich zur Darstellung bringt — kurz und treffend; noch origineller ist die Schilderung des schaffenden Zustandes (S. 212 ff.). Wie schön und wahr sagt der Capellmeister: ich fühle oft recht innig, daß ganz, ganz nahe an dem, was ich schreibe, das Wahre und Himmlische liegt, daß meine Noten anklopfen und den Wandnachbar, den Unbekannten begrüßen; mir ist, ich dürfte nur den Kopf so oder so wenden, so müßte mir der Genius sichtbarlich entgegentreten — und immer, immer wieder erscheint er nicht! Mein Geist innerlich quält sich außen weit (?) ab, die Bahn anzutreffen — und so im Jammer, im Resigniren, arbeite ich weiter. Es gemuthet mir, wie der Affe mit seiner traurigen Unruhe und dem fatalen Gesichterschneiden: vielleicht hat er jeden Moment dunkler oder deutlicher eine Ahnung von der Vernunft, will sie nun, die nah Erreichbare und nun wieder (Entflohene?) haschen und sich dann besinnen, und findet sich immer wieder in seinen widerwärtigen Zustand eingeriegelt.

Ein Mann tritt unter die Gesellschaft, der sich selbst für einen musikalischen *Laien* erklärt. Dieses offene Geständniß veranlaßt den s. g. Enthusiasten, ebenfalls über sich und seinen ganzen Enthusiasmus offen zu seyn, und zu erzählen, wie er *ohne Neigung* zur Musik zu demselben gekommen, oder sich ihn abgezwungen habe. Bei dieser Schilderung müssen wir jedoch dem Erzähler vorwerfen, daß er sich selbst nicht verläugnen konnte; der Ausdruck der erzwungenen Begeisterung, in welcher sich der Enthusiast schildert (S. 215), ist zwar komisch, aber übertrieben — es kommt ein Selbstbewußtseyn in diesen Menschen, welches ihn als wahre Gestalt vernichtet. Der Rest des Wahren ist blos der, daß durch Gewöhnung im Hören sich manches anbildet, oder, wie Seite 216 gesagt wird: „was der Mensch so stürmisch will, davon muß wohl etwas auch wirklich in sein Wesen übergehen; es wäre unbegreiflich, wenn durch das vorsetzliche Nachspielen nicht hier und da ein Gefühl in unserer Brust wiederklingen sollte."

Der verständige Laie erzählt darauf, wie ihm seine Jugendjahre durch *Musik verbittert* worden, zu welcher er weder Lust noch Anlage gehabt. In dieser Schilderung im Ganzen ist wohl *erlebte* Wahrheit; denn nur das Erlebte kann so wahr seyn.

Trefflich ist der geistlose, mechanische Musikunterricht geschildert. Aber es ist wohl nur eine Täuschung der Uebertreibung, daß dieser Laie behauptet, ganze Sonaten und Symphonien pur aus dem *Gedächtniß* hin gespielt zu haben, wie er sie von seinem Lehrer gehört, ohne von Tact, Vorzeichnung, Tonart etwas begriffen, ja auch *ohne Melodie vernommen zu haben* (S. 228) — denn das Letzte hebt das Erste auf. Der Gipfel dieser komischen Schilderung, in welcher mancher Leser sich selbst erblicken wird, ist die drollige Scene, wo der junge Musikschüler seine Künste anwenden, und mit seinen eingelernten Stücken den Tanz jener jungen Mädchengesellschaft auf der Geige begleiten soll, weil aber seine Stücke nicht zum Tanze passen wollen, mit Verlegenheit den Saal verlassen muß. — Darauf nimmt der kleine alte Italiener das Wort, der bei dieser Erzählung eine besondere Freude geäußert (ein charakteristischer Zug), und erzählt in seinem gebrochenen Deutsch, worin sich aber der Erzähler nicht immer gleich geblieben und die Natur getroffen hat, auch *seine* musikalischen Freuden und Leiden. Er repräsentirt trefflich den italienischen Virtuosen und pedantischen Singmeister, mit großer Abneigung gegen die deutsche „seelische Manier (S. 235) ohne künstliche Methode" durch welche seine selige Frau um allen Beifall, und er mit ihr in's

Digitized by Google

Elend gekommen. Die Vision der musikalischen Geister-assamblee ist kühn, scheint aber etwas störend in den heitern Kreis der Erzählung einzutreten.

Endlich beginnt auch der junge Graf seine Leidensgeschichte. Die Klagen der vorher Sprechenden kamen zum Theil daher, daß sie mit der Musik in Berührung kamen, ohne eigentliche Lust oder scharfen Sinn für diese Kunst zu besitzen; das Elend des Grafen kommt von der *entgegengesetzten* Seite. Seine Leiden gingen daraus hervor, daß er in seiner Jugend bei glühendem Trieb sich dieser Kunst nicht ausschließlich widmen durfte; sein tiefer Sinn für Musik aber klagt nur darüber, daß die *Musik nicht so getrieben* werde, wie sie fordert; „daß man so vieles in die Musik aufgenommen habe, was dieser Kunst ganz fremd bleiben müsse, daß sie meistentheils zu sehr zum Zeitvertreibe herabgesunken sey, daß sie um ihre unmündigen (soll heißen: unwürdigen) Effecte buhle, und daß die wenigsten Sänger nur wissen, was Vortrag und Gefühl sey." — „Wenn," sagt er mit Begeisterung, „die Stimme das Gefühl, den Enthusiasmus der Leidenschaft ausdrücken soll, so muß sie sich großartig erheben, mächtig anschwellen und die Höhe nur deswegen suchen, um die stärkste Lichtregion und Kraft zu gewinnen. In dieser Gegend ist es, wo Componist und Sängerin das Uebermenschliche der Liebe, der Klage, der Andacht und jeder Regung der Seele ausdrücken können." — Unwillkürlich fällt uns dabei die großartige Benutzung der Höhe in Beethoven's Fidelio ein — man erinnere sich des überirdischen Duetts, wo die Gatten sich im Kerker wiederfinden. Möge nur nicht Jemand den obigen Gedanken etwa so verstehen oder mißdeuten, als ob die Höhe blos im *Forte* anzuwenden sey. —

„Und doch," fährt der Graf fort, „fand ich immer, daß der Wohllaut, die Wollust dieser Klänge nur gebraucht wurden, um eine kleine Künstlichkeit, eine Art Springerei anzubringen, die wohl ganz nahe an die der Seiltänzer gränzt und von der ächten Kunst ganz ausgeschlossen seyn sollte." (hört!)

Nun erzählt der Graf mit erhöhtem Enthusiasmus weiter, wie er jene Sängerin in einem Concerte am Hofe gehört, wie ihre Stimme, ihr Vortrag ihn ganz bezaubert und außer sich gesetzt. Da hörte ich, sagt er (manche Sängerin von Ruf anschaulich charakterisirend), nicht den spitzen, blendenden Glaston, der noch die Harmonika überschleift, nicht die Betäubung in der letzten schwindelnden Höhe, die wie mit Spitzen das Ohr verletzt und durchbohrt, nicht die Ohnmacht an der Grenze der Stimme, die erst ein Mitleidsgefühl in uns erregt und von diesem dann Hülfe und Beifall bettelt: nein, es war die Sicherheit selbst, die Wahrheit, die Liebe! Ich war so entzückt, daß ich mich und alles vergaß; ich legte in diesem höchsten Augenblick meines Lebens das sonderbare Gelübde mir selber heimlich ab, daß nur dieses Wesen mit dieser Wunderstimme (wegen des Gedrängés im Saal hatte der enthusiastische Graf nicht ihr Gesicht, sondern nur ihren blendend weißen Nacken, so wie einen Theil des feingerundeten Ohrs sehen können) meine Gattin werden sollte. Er mußte aber noch an diesem Abend eines diplomatischen Geschäfts wegen die Residenz verlassen. Als er nach einiger Zeit wieder an diesen Hof kam, wußte ihm Niemand Auskunft zu geben, wohin jene Sängerin gegangen und wo sie geblieben sey, „als sey diese einzige, himmlische Stimme eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, die man kaum bemerkt und dann vergißt." — So, setzen wir hinzu, geht das wahrhaft Schöne oft unerkannt unter der gaffenden Menge herum, die nur das Auffallende bewundert und den Schein anbetet! Der Graf reiste überall herum, besuchte alle Opern und Concerte fremder Sängerinnen und fand die sehnlich Gesuchte nicht, bis er in jener Fremden sie gefunden zu haben glaubte. Der Verwunderung, welche seine Leidenschaft und sein Gelübde erregt, begegnet er mit der Frage: warum soll denn unser Auge der einzige Sinn seyn, der dies Gefühl, diesen enthusiastischen Taumel zuführt? rc. — Die Gesellschaft trennt sich. Der Graf geht mit dem kleinen Italiener zu Hause, der in einer Anwandlung seiner närrischen Laune ihm sehr drollig den Entschluß mittheilt, sein Leben, dessen er satt sey, zu enden, um sich mit seiner abgeschiedenen musikalischen Hälfte wieder zu vereinen. Mit scherzender Ironie wird hier eine verschiedene Art von Phantasten paralellisirt.

Die Verlegenheit des Capellmeisters wegen seiner Oper steigt durch die boshafte Laune der Prima Donna fast zur Verzweiflung. So lange es unmöglich bleibt, sagt er, von Obrigkeitswegen einen solchen Eigensinn zu bestrafen und zu hindern, so lange das Publicum selbst nicht eine solche Frechheit und Verachtung seiner so ahndet, daß kein Zweiter dieselbe Vergehung wieder wagt, so lange bleiben wir das Opfer dieser Capricen von unwissenden Menschen, die für ihr mäßiges Talent viel zu sehr belohnt und von den Directionen und Zuhörern verzogen werden. Der Enthusiast weint vor Schmerz; (im Ernste oder im Scherz?) der alte kleine Italiener aber räth dem Capellmeister, ihm im Tode Gesellschaft zu leisten.

Aus einer Unterhaltung zwischen dem Capellmeister, dem Laien und dem Wirth jener musikalischen Gesellschaft erfährt man, daß der närrische Italiener wirklich, begleitet von dem Grafen, vor die Stadt geht und sich dort zu erschießen im Begriff ist, zu welchem Actus der Capellmeister vom Grafen als Zeuge erbeten wird. Als der Graf und dann der Italiener in froher Laune hereintritt, wird darauf das obige Gespräch fortgesetzt. Zuerst muß der Laie erzählen, auf welche Weise er Freund der Musik geworden ist. Die Antwort, welche zugleich die Antwort manches wahren Freundes der Tonkunst seyn würde, ist: „ich bin es vielleicht dadurch um so stärker geworden, weil das Gefühl, als es reif in mir war, durch sich selbst und stark erwachte, daß ich nichts Angelerntes, Nachgesprochnes in meine Liebhaberei hinübernahm." Es gibt, wie dieses Geständniß sehr richtig ausspricht, es gibt für die Tonkunst eine Zeit,

Digitized by Google

wo sie erst empfunden werden kann, und das Gemüth muß dazu erst reif seyn, welches sie ganz verstehen will. Dieses schließt jedoch die frühere Beschäftigung mit dem Mechanischen nicht aus, welche sogar nothwendig ist, wenn der Virtuos es zu etwas Bedeutendem bringen will; denn der Mechanismus muß beseitigt seyn, damit, wenn der Geist über den Menschen kommt, er Mittel vorfinde, durch die er ungestört und ohne Hemmung wirken kann. „Ich hatte es endlich dahin gebracht, fährt der Laie fort, daß ich kleine einfache Lieder begriff (?), die mir auch wohl im Gedächtniß hängen blieben; die trefflichen von Schultz z. B., in denen uns, ohne daß sie uns eben poetisch zusagen, so behaglich und wohl wird, die uns so klar blauen Himmel, grüne Landschaften, leichte Figuren und anmuthige Empfindungen hinmalen." So treffend hier der Eindruck dieser Lieder geschildert ist, so tritt doch eine große Täuschung, oder Lücke in der Erzählung ein; denn der Laie kommt nun auf Mozarts Don Juan zu reden, den er damals, als des hochgefeierten Componisten Ruhm in Deutschland noch nicht begründet gewesen, gehört, und bei dessen Ouvertüre ihm schon eine Binde von allen Sinnen gefallen sey. „Ich kann," fährt er fort, „die Empfindung nicht beschreiben, die mich zum ersten Male überraschte, daß ich Musik hörte und verstand." Ein Wunder, behaupte ich, müßte geschehen seyn, wenn nicht zwischen dem Verständniß der Schultzischen Melodieen und der Geistermusik des Don Juan noch mancherlei dazwischen liegen, oder wenn nicht das Verständniß selbst eine Täuschung seyn sollte. Aber wir wollen darüber gern hinwegsehen, denn herrlich ist der Eindruck dieses Werkes im Folgenden geschildert. Mit dem Verlauf des Werkes, heißt es, steigerte sich mein Entzücken, die Absichten des Componisten wurden mir klar, und der große Geist, der unendliche Wohllaut, der Zauber des Wundervollen, die Mannichfaltigkeit der widersprechendsten Töne, die sich doch zu einem schöngeordneten Ganzen verbinden, der tiefe Ausdruck des Gefühls, das Bizarre und Grauenhafte, Freche und Liebevolle, Heitre und Tragische, alles dieses, was dieses Werk zu dem Einzigen in seiner Art macht, ging mir durch das Ohr in meiner Seele auf." — Gluck's großer Styl, seine edle Rhetorik, rissen ihn ebenfalls hin; Cimarosa's heller Geist leuchtete ihm ein. Später wurde er auch mit dem wundervollen Genius des großen Sebastian Bach bekannt, in dem vielleicht schon alle Folgezeit der entwickelten Musik ruhte, der Alles konnte und Alles vermochte, und dessen Werke etwa nur mit den altdeutschen sinnigen Münstern zu vergleichen seyn möchten, „wo Zier, Liebe und Ernst, das Mannichfaltige und Reizende in der höchsten Nothwendigkeit sich vereinigt, und in der Erhabenheit uns am faßlichsten das Bild ewiger und unerschöpflicher Kräfte vergegenwärtigt." Gewiß so schön als wahr gesagt, und man muß jetzt Bach's Fugen mit Andacht hören, um in ihm den Vorläufer einer großen musikalischen Epoche zu verehren.

Edler und glücklicher vielleicht, als manches größere Musiktalent, entwickelt sich die musikalische Bildung des sogenannten Laien; denn die reine kirchliche Gesangsmusik in den erhabnen Weisen der alten Meister ist es, die er in einem harmonischen Familienkreise von reinen Stimmen vortragen hörte. Er hört die großen Gedichte des erhabenen Palestrina, die herrlichen Compositionen eines Leo und Durante, die Zaubermelodieen eines Pergolese, die er mit den Lichtspielen des Correggio vergleichen mußte, die trefflichen Psalme Marcello's, die großartige Heiterkeit unsers Hasse und das dramatische Requiem Jomelli's, wie er viele derselben später nicht in Rom vortragen hörte, — er glaubte damals, es sey die wahre Bestimmung der Musik nur, „sich zum Himmel aufzuschwingen, das Göttliche und den Glauben zu verkündigen. — Und gewiß ist die Kirchenmusik, sagt mit Recht der Capellmeister, welche die Neueren meist auch so tief herabgezogen haben, die erhabenste und schönste Aufgabe unsrer Kunst.

Hier wendet sich das Gespräch ganz natürlich auf den Gesang der Neueren. Der Sänger fordert Kunst im Gesange. Der Laie gibt dies zu; aber er fordert ein Ganzes, und zeigt sehr sinnig auf die verwandten Fehler unsrer gegenwärtigen Sänger und Schauspieler hin. „Eben so, wie der Sänger schreit und seufzt und selten das Gefühl im Ganzen ausspricht, welches die Arie oder ein mehrstimmiges Stück von ihm fordert, so auch der Schauspieler; dieser hilft sich auch durch einzelne übertriebene Accente, herausgehobne Worte, stark unterstrichne Stellen, und muß darüber das Ganze fallen und nüchtern werden lassen. Denn wo gibt es wohl jetzt noch viele (unsern Freund Wolf in vielen seiner schönen Rollen und hie und da einen ausgenommen), an dessen Leidenschaft man glaubt, der uns täuscht, der die Wahrheit spricht? Nicht daß sie sich nicht bemühten; aber es ist hier eben sowohl wie im Gesange eine falsche Schule entstanden, die Ausdruck, Empfindung durch Einzelheiten, die nicht in der Sache selbst liegen, erregen will, und darüber das Ganze verdunkelt u. s. w."

Der Capellmeister stimmt bei und wendet dies auch auf die Componisten an. „Kaum ein Lied wissen sie mehr zu setzen, wo sie nicht jede Strophe neu componiren (aber, möchten wir einwenden, bei vielen Liedern nöthigt theils der Inhalt, theils die verschiedne Lage der Accente in den einzelnen Strophen, dieselben durchzucomponiren), gewaltsam accentuiren, innehalten, abbrechen und in gesuchte und fernliegende Tonarten übergeben, um nur, wo sie die Empfindung wahrnehmen, so starke Schlagschatten hinzumalen, daß man diese Stellen nun zwar nicht übersieht, aber auch gewissermaßen mehr Schwärze als Farbe gewahr wird; als wenn es dem Sänger nicht müßte überlassen bleiben, auch im wiederkehrend Einfachen eine leise Variation anzubringen u. s. w."

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 258.

10. November 1823.

## Ludwig Tieck's Novelle: Musikalische Leiden und Freuden, in musikalischer Hinsicht betrachtet von A. Wendt.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Das Wahre in diesen Worten trifft auch Beethovens Compositionen zu Göthe's Liedern; doch ist der Laie bescheiden genug, seine Gewöhnung an die Reichardschen Melodien in Anrechnung zu bringen. Mancher geniale Musiker, wie B., heißt es, fürchtet, nicht neue Gedanken genug anbringen zu können, deshalb läßt er so selten einen zu unsrer Freude ruhig auswachsen, sondern reißt uns, ehe wir kaum den ersten vernommen, schon zum zweiten und dritten hin und zerstört so, wie oft, selbst seine schönsten Wirkungen. Sehen wir sogar auf die Götheschen Lieder, die er gesetzt hat, welche Unruhe, welche scharfe Declamation, welches Ueberspringen" u. s. w.

Von vielen Compositionen zu Göthe's Liedern kann man dies zugeben, was aber die großen Instrumentalwerke anlangt, in welchen der große Meister, unbeschränkt vom Dichter, in der Fülle seines Humors waltet, so möchte man wohl den Laien fragen, ob er wohl Beethoven's große Symphonien und seine Quartetten und Quintetten auch von Musikern gehört, die in einem Geiste, und zwar in dem seinigen, feurig zusammenwirkten?

Die Tochter des Hauses glaubt, bei dieser Wendung an ihren beliebten Rossini erinnern zu dürfen, mit Beistimmung des entzückten Italieners. Der Enthusiast schwankt. Der Laie sagt so deutlich als wahr: gibt es eine wahrhaft deutsche Oper, eine Musik, die wir uns als national durchaus aneignen müssen, so ist es eben die Mozartsche, und es ist sehr gleichgültig, daß der Don Juan ursprünglich für italienische Sänger geschrieben wurde. Italien hat auch deutlich genug bewiesen, daß es diesen großen und reichen Geist nicht fassen und lieben konnte. Mozart, Gluck, Bach, Händel und Haydn sind echte Deutsche, die wir uns nie dürfen abdisputiren lassen, und ihre Compositionen sind, recht im Gegensatze der italienischen, wahrhaft deutsche zu nennen.

Was die übereinstimmenden Bemerkungen des sogenannten Laien und des, auf den fremden Ruhm doch mit einigem Neid blickenden Capellmeisters über Rossini betrifft, so enthalten dieselben zwar im Ganzen das Urtheil aller wahrhaft deutschen Musiker, nur mit der kleinen Uebertreibung, daß diesem Liebling der Menge fast die Fähigkeit abgesprochen wird, „dem Charakter und Inhalt (eines Textes) gemäß zu componiren." Was Rossini in dieser Art leisten kann, beweist die größere Hälfte des Othello und sein Barbier; und sehr wahrscheinlich ist es, daß er es unter Deutschen immer leisten würde *). Wie kann man sich nur, sagt der Capellmeister, mit diesem völligen Mangel an Styl vertragen, der allen seinen Melodien einen so niedrigen, geringen Charakter ausdrückt? Seine Singstücke sind größtentheils singbar, ja recht bequem für unsre jetzigen Sänger geschrieben; aber sehr häufig setzt er auch nur, so vielen Andern ähnlich, wie für Instrumente, und wenn sein Beifall noch lange währt, so wird er auch noch dazu beitragen, die Sänger völlig zu verderben, ja auch wohl den guten und edlen Vortrag der Instrumente, weil er alles so kleinlich und geringe behandelt." Diese Rede, müssen wir gestehen, würde noch angemessener einem Laien in den Mund gelegt werden können, und zwar darum, weil sich erst durch schärfere Bestimmung das Wahre ergibt. Der völlige Mangel an Styl soll allen Melodien Rossini's einen genauern Charakter ausdrücken. Wir wollen es dem Capellmeister nicht sehr zur Schuld anrechnen, daß er eine positive Wirkung aus einer völligen Negation herleitet, denn dies möchte nur am Ausdrucke liegen; auch käme es darauf an, wie er den Styl bestimmte; es läßt sich denken, daß er sagen würde: der Styl ist die Wirkung einer großartigen Begeisterung, die sich mit gründlicher Einsicht in das Technische und thätiger Uebung desselben verbindet. Wo dieser tiefschaffende Geist nicht gegenwärtig ist, da nimmt alles einen gemeinen und matten Charakter an, — oder, um mich richtiger auszudrücken, da mangelt der bestimmte, entschiedne Charakter und Styl. Das läßt sich hören, Herr Capellmeister, würden wir sagen. Aber Eins bemerken Sie noch! Außer dem eigenthümlichen Style, den jeder originelle, urkräftige Tonschöpfer — kurz jeder wahre Componist in

*) Ich verweise hier auf einen Aufsatz über Rossini, den ich in dem Weimarischen Journal für Liter. Kunst und Mode (St. 35 dies. Jahrg.) mitgetheilt habe.

gewissem Grade hat, und wodurch er in seinen Werken seine Individualität ausdrückt; ferner außer dem besondern Styl, der jedes seiner Werke zu einem eigenthümlichen macht, und — mehr oder weniger von andern unterscheidet, — so z. B. Mozart's Cosi fan tutte von Figaro — gibt es noch einen durch die Gattung bestimmten höheren, niedern (nicht niedrigen) und mittlern Styl, und die Individualität (der individuelle Styl) eines Tonsetzers ist nun für die eine Gattung mehr als für die andere geeignet. Ich fürchte aber, daß Sie das verwechselt haben, wenn Sie behaupten, daß alle Melodien Rossini's (und gewiß haben Sie sich hier im Eifer einer Uebereilung gegen den Kunstgenossen zu Schulden kommen lassen) einen geringen und niedrigen Charakter haben. Daß Rossini's Talent sich für den großen oder höhern Styl nicht eignet, leugnen selbst die meisten Italiener nicht; daß er, wenn er einen Gegenstand aus höherer Gattung darzustellen unternimmt, in der niedern, oder mittlern Region bleibt, oder wenn er in der niedern sich bewegen soll, durch momentanes Aufstreben in die höhere die Einheit verletzt, das sehen Deutsche besser als Italiener ein — daß er also die Gattungen oft leichtsinnnig durcheinander wirft und die Grundbedingungen des Technischen oft der Laune opfert, das ist nicht zu leugnen; daß er sich aber im Ganzen im mezzo stilo, wie es die Italiener nennen, bewegt, und im Gebiete des Reizenden und Süßen — das man doch auch nicht verneinen darf, die köstlichsten Melodien aufgestellt hat, daß er namentlich im Barbier, ohne seine Eigenthümlichkeit aufzugeben, Mozart's Figaro und Cimarosa's besten komischen Opern, der doch auch im Großen nicht einheimisch war, nahgekommen ist, das kann ihn doch von dem Vorwurf retten, daß er nur niedrige und gemeine Melodien geliefert habe, und daß er alles nur kleinlich und gering behandle. Uebrigens kommt bei Rossini viel, ja wir möchten fast sagen, alles auf den Vortrag an; fertiger, technischvollkommner Vortrag von schönen Stimmen gehört zu seinen Compositionen und muß mit ihnen fast eben so, wie eine gute theatralische Musik mit ihrem Text verbunden seyn, wenn sie die rechte Wirkung thun sollen. Dies kann schon Jeder wahrnehmen, wer Rossinische Opern von norddeutschen Opernbühnen, und dann von Italienern in Dresden, München, oder noch mehr Wien, ja selbst nur von Sängern gehört hat, welche diesen Vortrag sich angeeignet haben. Wenn Sie, Herr Capellmeister, daher behaupten, Rossini's Singstücke seyen großentheils singbar, ja recht bequem für unsre jetzigen Sänger geschrieben, so will ich Ihnen das zugeben, daß der wahrhaft gefühlvolle, einfache und zugleich kunstmäßige Gesang weit höher steht, und eine seltnere, köstlichere Frucht ist, als der verblümte und technisch verzierte Gesang mit affectirtem Gefühl, wie ihn so viele Sänger gleichsam durch die Tradition der Mode von den Italienern und die Italiener von einander, (das heißt die minder bedeutenden Sänger dieser Nation von den erfindenden Künstlern) annehmen; daß also der großartige einfachere Gesang weit seltner ist und daher schwerer erscheint, als die technische Fertigkeit der Gesangsvirtuosen; daß aber die Rossinischen Gesangsstücke überhaupt für unsre jetzigen Sänger sehr bequem seyen, werden Sie nur unter der Einschränkung behaupten können, daß Sie von Sängern reden, welche die italienische Musik vorzutragen wissen, wie sie vom Componisten gemeint ist, und äußere Kunstfertigkeit genug besitzen, um solche Stücke nicht als bloße Gegenstände vergeblicher Kehlanstrengungen zu behandeln, wobei sie allerdings alle Wirkung auf den Zuhörer verlieren müssen. Hören Sie nur Rossinische Stücke von manchen Sängern in Concerten und auf deutschen Bühnen vortragen, so werden sie sich gewiß davon überzeugen, daß Rossinische Gesangsstücke so leicht und bequem für jeden Sänger nicht sind. Lassen Sie sich aber von den Wirkungen eines David, einer Colbran, Fodor u. dgl. erzählen; erwägen Sie, mit welchem Ernst und Feuer, und mit welcher Genauigkeit die italienischen Sänger das Einstudiren ihrer Opern betreiben, so werden Sie sich überzeugen, daß es einen gewaltigen Unterschied im Vortrage solcher Stücke gibt; daß der italienische Componist, wie ich schon vorhin bemerkte, ohne den Sänger nichts seyn will, und daß er den technisch vollendetsten, dem Ohre wohlthuenden und mit einem gewissen Affect begleiteten Vortrag fordert, der bei unsern deutschen Sängern eben nicht so häufig anzutreffen ist, wie uns ja selbst Ihr Aerger mit Ihren Sängern beweist. Diesem Umstande haben Sie es zum Theil auch zuzuschreiben, daß Rossini in Norddeutschland, und namentlich in ihrer geehrten Vaterstadt Berlin (wie Sie S. 269 sagen), am meisten Widerspruch gefunden hat; der andre, ich will auch sagen größere Theil, kommt auf Rechnung der schuldigen Verehrung gegen unsere größern musikalischen Schöpfer, auf den gründlichen musikalischen Bildungsgang, welchen wir Deutsche durch Händel, Gluck, Haydn, Mozart gemacht, und den Sinn für einfachen großen Kirchengesang, der sich durch treffliche Singinstitute, namentlich durch die von Fasch errichtete, von dem wackern Zelter (nicht Zelten ist zu lesen) fortgeführte Singakademie begründet hat, und nicht duldet, sich einzig dem Zierlichen und Süßen hinzugeben (vgl. die Rede des Capellmeisters S. 269 unten). Sie sagen ferner, Rossini setze aber auch häufig, gleich vielen Andern, wie für Instrumente; — aber hier ist noch ein feiner Unterschied zu machen. Rossini behandelt die Stimmen oft wie Instrumente und überschreitet dadurch den Charakter des Gesanges wie kein Anderer; aber indem er dieses thut, sind seine Passagen immer noch für eine fertige Kehle ausführbar, während Andre, selbst geachtete Meister der Deutschen, oft den Stimmen Instrumentalpassagen zumuthen, womit die Kehle, auch wenn sie ganz nach Vorschrift verfährt, das Ohr nie befriedigen wird, oder so unbedeutende Instrumentalmelodien für Singstimmen setzen, daß die Begleitung über die zu begleitende Stimme, gleichsam die Dienerschaft über die Herrschaft, den Herrn spielt. Hier ist der Punct, wo Rossini's Einfluß, dem bei allen seinen Verirrungen

Digitized by Google

doch ein ausgezeichnetes Erfindungstalent für Melodien nicht abzusprechen ist, auch unter uns Deutschen zum Besten wirken wird und schon gewirkt hat. Daß er in andrer Hinsicht die Sänger verdirbt, daß nämlich durch jene, alles verzierende und den Schmuck noch ausschmückende Gesangsweise das großartige Tragen und Halten der Töne, ohne welches der einfache und großartige Gesang im Adagio nicht möglich ist, ganz verloren geht, bleibt darum unbezweifelt.

Die Tochter des Wirths vom Hause meint, wie alle Liebhaber: wo nur Effect sey, da sey es lächerlich, zu fragen, ob die Wirkung auch Statt finden dürfe. „Sie hat vollkommen Recht,“ sagt der Laie sehr gut, mit Rücksicht auf ihren Standpunct; „ich aber habe auch Recht, wenn ich behaupte, die Wirkung müsse gar nicht eintreten. Um diesen Punct dreht sich ja die Kritik in allen Künsten.“

Der Wirth vom Hause hält es für eine weise Leitung des Kunstgenius, daß „der nicht genug zu lobende Spontini sich jenem kleinlichen Unwesen so mächtig gegenüberstelle und das so ausgezeichnet besitze, was jenem abgehe, nämlich Styl; es lasse sich, sagt er, von diesem Style hoffen, daß der Sinn der Deutschen durch mächtige Wirkungen werde gehoben und ihr Wohlgefallen an dem Melodiekitzel beseitigt werden. Der Laie aber opponirt, daß dieser Componist doch im Cortez und nachher noch gewaltiger, ein Brausen und Lärmen der Instrumente, ein Ueberschreien der Stimmen, ein Aufkreischen, ein wildes Getümmel uns habe für Musik geben wollen. Bei den frühern Meistern, welche sich der Fülle der Instrumentalmusik bedient, sey doch die Fülle der Töne noch Musik, ein Anschwellen“ (der Laie wird sich jedoch verbitten, an Rossini's Crescendo's zu denken), ein Heranbrausen, ein Abdämpfen und Zurücksinken in eine gewisse Stille und Ruhe, aber nicht dieses ununterbrochene, nie rastende Wüthen aller Kräfte ohne Vorbereitung, Inhalt und Bedeutung, welches nur betäuben kann, und dessen Macht und Gewaltsamkeit mehr erschreckt und ermüdet, als erhebt und erschüttert. Geht der berühmte Componist hierbei nur gar zu oft auf leeren (?) Effect und Schreckschuß aus, wirkt er nur einzig und allein durch große Massen, so ist er zwar wohl nicht der Wandnachbar Rossini's; aber sie reichen sich denn doch aus einer gewissen Entfernung befreundet die Hände und stehen sich nicht als feindliche Kräfte gegenüber.“ Sehr treffend finde ich hier die Stelle angedeutet, welche Spontini durch seine Vestalin einnimmt, und die er vielleicht nur darum nicht behaupten kann, weil er sich durch die Effecte verstärkter Massen genöthigt sieht, zu verbergen, daß seine Erfindungskraft, nicht wie sie sich dort geäußert, fortquillt.

Der Laie spricht noch zum Schlusse seine Erwartungen von dem hochgeehrten Maria Weber aus. Die Disputation wird heftiger. Man behauptet, der Teufel sey ein für allemal unmusikalisch, die Kugelgießerei und der Lärmen dabei schlimmer, als was je auf dem Theater getobt, und der Musik, die ganz Deutschland wie verwirrt gemacht, fehle die Mannichfaltigkeit, ein heiteres Element, ja auch jene Ironie, wodurch Mozart erst seine ungeheure Dichtung des Don Juan zu diesem einzigen Werke gebildet habe. Der Capellmeister nimmt sich des Laien mit Recht an — „denn sollte keiner, als nur Musiker, mitsprechen, so würde ja auch für diese nur componirt;“ nur sein Grund wird dem Meister und Capellmeister, über welchen hier gesprochen wird, nicht hinreichend vorkommen: daß eine Vergleichung unbillig sey, weil sein Werk nicht die Absicht habe, sich neben jenes Ungeheure zu stellen; er wird vielmehr auf die heitern, volksmäßigen Melodien hinweisen können, die er mit jenem finstern Geist in Contrast gebracht, der in der Wolfsschlucht so kühn wird, auch musikalische Ohren nicht mehr zu schonen.

„Könnte ich, seufzt darauf der Laie, den sanften Genuß wieder haben, den mir damals die Lila des Martini gewährt; diese idyllische, reine und heitere Musik wäre nach so manchem Ungethüm unserer Theater eine wahre Erquickung! Wie würde ich mich freuen, Paesiello's Figaro wieder zu vernehmen; und es kränkt mich innig, daß man eine solche Composition nicht als eine classische verehrt, die nun einmal für allemal fertig ist, und an die sich nach ihm Keiner wagen dürfte. Die Verwöhnung der gehäuften Instrumente läßt aber befürchten, daß man, wenn man auch einmal diese trefflichen alten Sachen geben möchte, Zusätze zur Begleitung macht, oder diese wenigstens verstärkt. Hier und da habe ich schon murmeln hören, daß Gluck dergleichen nöthig habe.“ Auch Schreiber dieses möchte oft Werke, wie die angeführten, in ihrer natürlichen Gestalt und ohne Abänderungen hören; er traut sich Sinn für das Wesentliche genug zu, um den äußern Glanz nicht zu vermissen, durch welchen sie von spätern Werken überboten worden sind; ja er könnte einem bedeutenden und ihm sehr werthen Meister von tiefem Gemüth wohl ein wenig zürnen, der jüngst in der musikalischen Zeitung Gretry's Werk so wenig nach Verdienst aufgefaßt hat. Es läßt sich aber freilich im voraus nicht sicher bestimmen, wie weit und wie lange wir das ertragen möchten, was wir oft mit jener Sehnsucht, mit welcher der Mann in eine unschuldvolle Kindheit blickt, einfach und unvergänglich nennen, während es vielleicht, in mancher Hinsicht wenigstens, als eine niedere Stufe in der Gefühlsentwickelung zu betrachten ist, welche durch die Musik auf kunstmäßige Weise erfolgt, im Großen aber sich auch an die fortschreitenden Bedürfnisse, Gedanken und Zwecke anschließt, die in verschiedenen Zeitaltern herrschend sind. Muß man doch in der Musik, die in der Gestalt des Zeitlichen das Ewige verhüllt, sich, wie bei den wechselnden Charaktern der Geschichte, bald gewöhnen, das Fortgehen von Gestalt zu Gestalt, von dem Schönen zum Schönen für das umfassendere und höhere Schöne anzusehen, um nicht über den wandelbaren Werth der Dinge sich in thörichte Klagen zu verlieren. Das Ewige kleidet sich nicht nur in das Zeitliche, sondern das Schöne tritt auch jedes-

Digitized by Google

mal in der Gestalt in die Zeit ein, welche die Zeit braucht, welche mit dem wahren Bedürfniß der denkenden und empfindenden Menschheit in genauer Verbindung steht. Das Werk bleibt stehen, als Spur der dagewesenen Menschheit; aber die Bedürfnisse, die seine Hervorbringung bedingten, dazu drängten, sind nicht mehr, andere sind eingetreten, höhere, niedere; nun wird das Werk im Strome der Geschichte geläutert, was rein menschlich in ihm, das bleibt für jedes Zeitalter stehen; aber weil das Ewige in das Zeitliche verwachsen ist, so ist es nur dem lautern Sinne möglich, zu unterscheiden, was Mangelhaftigkeit der Zeit, was aus dem Innersten der geistigen Kunstschöpfung hervorgegangene Form ist. Ein altes Kunstwerk aber von außenher mit neuen Formen aufstutzen, frommt wenig, da auch diese bald gealtert sind, und zuletzt durch neue Lappen der alte Grundstoff unkenntlich wird. Trefflich sagt in dieser Hinsicht der Laie: „die stärkere Besetzung des Orchesters in Mozarts Figaro sey um so unpassender, weil dadurch der Witz, das wundersam Leichte und Heitere des Gesanges gestört werde. Es ist, als wolle man köstliche Brillanten aus ihrer leichten Fassung nehmen und sie, um sie zu ehren, in schweres Gold schmieden — oder" — noch treffender — „als riefe man sich witzige und launige Einfälle durch ein Sprachrohr zu."

So schließt sich die Unterhaltung, nach welcher der Capellmeister nebst dem Grafen mit dem alten Italiener gehen, der auch dem Capellmeister zuredet, sich seiner Leiden in seiner Gesellschaft schnell zu entledigen. Der Alte setzt sich in einen Graben, um noch einmal über seinen Zustand nachzudenken. Die Wandelnden, die der nächtliche Tannenwald ahnungsvoll umweht, hören liebliche Töne klingen. Der Capellmeister meint, sie müssen aus jenem Hause kommen, das am Eingange der Geschichte erwähnt wird. Der neugierige Italiener folgt ihnen; bald sind sie demselben nahe, und der Graf ruft, vor dem wunderbaren Vortrage des trefflichen Psalms von Marcello „qual anhelante" aus: sie ist es, meine Einzige! Der Capellmeister hält den Grafen schon mit der Bitte auf, daß er die Geliebte nur vor der Heirath nochmals in seiner ruinirten Oper wolle singen lassen, denn eine solche Stimme gebe es auf Erden nicht mehr, — was dem kleinen Italiener nicht einleuchten will. Man pocht am Hause, bis der mürrische Alte erscheint, in welchem der rachsüchtige Italiener den von ihm als Todfeind gehaßten Hortensio erblickt, der seiner sel. Frau Gesangsmethode verdorben, weshalb er nun mit Freuden am Leben bleibt. Der Alte bittet die klopfenden Herren, am Tage wieder zu kommen; als dies geschieht, ist er verschwunden, und der Graf glaubt die kaum Gefundene schon aufs neue verloren. Doch findet sich die ganze Gesellschaft, die wir kennen gelernt haben, an einem schönen Herbsttage auf dem Lande wieder. Zuerst den Wirth des Hauses, in welchem wir sie versammelt fanden, nebst seiner Tochter; dann den Enthusiasten, der den reinen Eindruck der Natur, wie der Kunst, den ruhig Genießenden verleidet; dann jenes schöne Mädchen, welches wirklich die Sängerin ist, die der Graf in ihr geahnet, und die der trübsinnige Menschenhaß ihres Vaters, seiner dürftigen Umstände ungeachtet, genöthiget, ihr Talent zu verbergen, weil es, wie oben erzählt wurde, eine zurückscheuchende Aufnahme erfahren hatte. Deswegen hatte sich auch der Vater sogleich nach dem Anklopfen des Grafen aus der Stadt entfernen wollen. Er war durch Geschäfte noch in der Stadt aufgehalten worden, und der Tochter ist bang um ihn. Zurückgefahren in die Stadt, erfährt man, wie der zornige Italiener ihn habe umbringen wollen; daß ihm aber kein Leids widerfahren. Der Graf und die Sängerin, letztere schon mit des Grafen Sinn und Neigung bekannt gemacht, werden natürlich, und schneller als gewöhnlich, da es durch Enthusiasmus geschieht, vereinigt, zur überraschenden Freude des Vaters, in welchem durch einen heitern Scherz des Erzählers der Laie seinen zweiten Musiklehrer wiederfindet. So verbindet die Musik zwei Seelen, die zu ihr mit gleicher Reinheit des Herzens hingezogen werden.

(Der Beschluß folgt.)

---


Literarische Anzeige.

**Der Freiherr und sein Neffe, von Chr. J. Salice Contessa *). Breslau im Verlage von Joseph Max und Comp. 1824.**

Velin-Druckp. und cartonnirt 1 Thlr. 12 Gr.
Geleimt Velin und cartonnirt 1 Thlr. 20 Gr.

Unter diesem Titel ist so eben eine Schrift erschienen, die das Interesse aller Leser anregen und den vollsten Beifall erhalten muß. Eine Richtung der Zeit, die gegenwärtig alle Völker Europa's, mehr oder weniger ergriffen hat, ist hier mit Umsicht und Scharfblick aufgefaßt und geistreich dargestellt. Die Lebensbegebenheiten des Freiherrn, eines ehrenwerthen Edelmanns von streng aristokratischen Grundsätzen; die des Neffen, voll aufbrausender Jugendkraft für alles Hohe und Rechte und deshalb früh hineingezogen in das Thun und Treiben auf Deutschlands Hochschulen; daneben die des Ritters Amerval, eines echten Liberalen, von tiefem, verschlossenen, ja geheimnißvollen Charakter, bieten nicht allein eine reiche Fülle von psychologischen und zeitgeschichtlichen Erscheinungen dar, sondern geben auch ein gedrängtes Spiegelbild unserer durcheinander gährenden und in den seltsamsten Gegensätzen sich gefallenden Zeit, so daß man fast glauben sollte, alle Verwirrnisse der Gegenwart seyen eben nichts weiter, als bedeutungsvolle Verwickelungen eines trefflich durchgeführten Romans, wie diese Contessa'sche Erzählung. Und darum werden auch gleichgesinnte Leser, wie die ruhigen, in frischer Luft sich ergehenden Bürger in Göthe's Faust, nach Lesung dieses Büchleins zufrieden und behaglich sagen:

— Und so laß ich's geschehn;
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durch einander gehn,
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

*) Wir werden nächstens eine Beurtheilung dieser Schrift geben. D. Red.


Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 259.

11. November 1823.

## Dramatische Taschenbücher für 1824.

### 2. von Holtei's Jahrbuch deutscher Nachspiele. Dritter Jahrgang.

Mit doppeltem Vergnügen gehe ich diesmal an meinen Bericht über den genannten Gegenstand, da ich ihn mit der Anzeige eröffnen kann, daß nicht allein fünf Abtheilungen dieser dramatischen leichten Truppen ihr kurzes Leben zu langer Ruhe gebracht haben, sondern auch, daß ich mich kaum mit einer jungen Formation zu beschäftigen haben werde. Jene Heimgegangenen sind: die Thalia (es war nicht die Muse und nicht die Grazie) von Sophie May; die Täpfer'schen Spenden, das Klingemann- und Lembert'sche und sogar das Weimarische Taschenbuch. Es scheint, diese rühmliche anspornende Benennung hat entweder der Lebenskraft oder des guten Willens ermangelt, die Schwächen des Inhalts zu übertragen.

So viel Erfreuliches wird noch durch den Umstand vermehrt, ein Unternehmen gedeihen zu sehen, das mir schon in seinem Beginnen unter allen seiner Verwandtschaft den meisten Gehalt versprach. Ich setzte es voriges Jahr, nicht ohne Grund, an die Spitze meiner Berichte, und nun rechtfertigt der neue Jahrgang durch rühmliche Fortschritte meine auszeichnende Erwartung. — Ich begegne darin bewährten Namen, wie Robert, Sessa (Verf. von „Unser Verkehr") und Immermann, und nicht weniger Beiträgen von Unbekannten, zu denen ich den Bühnen Glück zu wünschen nicht unterlassen kann.

Das Vorwort versichert die Fortdauer des Jahrbuchs und der Herausgeber schließt folgendermaßen:

„Von mir selbst ist kein Beitrag hinzugefügt worden (obschon ich einige kleine Stücke vorräthig [!] habe), weil ich besseren Producten den Raum nicht nehmen wollte. Dies denen zur Nachricht, die sich etwa für mein dramatisches Streben nachsichtig interessiren."

Ist dies wirklich so bescheiden, als es klingt? Ich zweifle. — Eine Entschuldigung für den Mangel eigener Beiträge! — Aber gehören denn diese zum Unternehmen, daß ihr Nichtdaseyn gerechtfertigt werden muß? — Ich erinnere mich, kein solches Versprechen in der Ankündigung gelesen zu haben. — Dann eine Herausforderung unsers Dankes, daß der Redacteur sich zum Besten seines Unternehmens überwand und eigene Producte zurücksetzte. — Selbstlob! Endlich erfahren wir, daß Herr v. Holtei wieder einige kleine Stücke geschrieben; aber ist denn dies so wichtig, daß wir uns dafür zu interessiren wesentliche Ursache hätten? — Daß doch unsere jungen Autoren sich so gewaltig viel auf jede noch kaum trocken gewordene Zeile, die ihrer Feder entströmte, einbilden!

Die behandelten Stoffe verdienen, daß man einen Augenblick bei ihnen verweilt; eine historische Anekdote, ernsthaft und doch zugleich nur ein Gelegenheitsstück — im gewöhnlichen Sinn genommen — eröffnet den Reigen, nun folgen erotische Neckereien und Tändeleien des Amor in vielfachen Variationen, und die Arrieregarde bildet ein in die Posse übergehendes Charakter-Lustspiel. Man sieht nach dem Inhalt, daß der Gott der Liebe sich füglich auch hätte können bereitwillig finden lassen, das Buch selbst über die Taufe zu halten.

Die historische Anekdote, der König und der Künstler, Schauspiel, oder man könnte auch sagen: historische Phantasie auf das Thema:

. . . . „Beide wohnen auf der Menschheit Höhen,"

welche Worte ihm zum Motto dienen, von Bärmann.

Mit einem Dichter hat man es hier auf jeden Fall zu thun; wenn auch die dramatische Ausführung des vielleicht für diesen Zweck nicht ganz glücklichen Stoffes, nicht als gelungen betrachtet werden kann. Der Verf. ist durch sein hamburgisches Volks-Lustspiel: Die Quaterne, in niedersächsischer Mundart, welches großen Beifall gefunden, bekannter als durch seine übrigen dramatischen Dichtungen, welche ich mir vorbehalte, einmal besonders anzuzeigen.

Als Gelegenheitsstück betrachtet, muß man das vorliegende sehr loben, und daß es ein solches seyn soll, ist aus mehreren glücklichen, ungemein zarten Anspielungen auf das baierische Königshaus wenigstens zu vermuthen, obzwar sich der Vorfall, für den es geschrieben seyn kann, nicht errathen läßt. Die Handlung soll 923 vorgehen, unter der Regierung König Arnulf's von Baiern. Die Politik und Ränke, die gemeine Flachheit des Lebens klagen einen Künstler, der beim König hoch in Ehren gehalten wird, des Verraths an, zu welchem auch ein geheim gearbei-

teres Marmorbild, vermittelst Bethörung des Volkes, dienen soll. Der Kläger ist des Kaisers Gesandter; mit Motiven und Beweisen steht es schlecht, doch besser mit Drohungen der Macht und Gewalt. Der Künstler ist ein Römer, und des Königs Nichte liebt ihn. Den Streit zu schlichten, hält der König ein Dinggericht vor allem Volk im Freien, wo das angeklagte Bild enthüllt werden soll, um den Künstler zu verdammen oder loszusprechen. Es geschieht, und man erkennt das Bild des Königs, knieend vor der Göttin der Gerechtigkeit. Die Dankbarkeit des Künstlers hat ihn dies geheim ausführen lassen, und nun gibt ihm die Dankbarkeit des Königs der Nichte Hand dafür. Die anklagende, ränkevolle Politik soll sich schämen und bereuen. Daß sie dies wirklich thun wird, bezweifle ich sehr; vielmehr wird sie sinnen, den Künstler auf andere Weise zu umgarnen, da ihr dieser Plan mislang.

Der Dichter hätte es mit der Geschichte nicht so genau nehmen sollen, denn man muß ihm nun mit Zweifeln entgegenkommen: ob zu jener Zeit ein römischer Künstler solchen Ruf erlangte, oder ob es ein Beispiel gibt, daß dergleichen moderne Allegorie damals in Stein gebildet wurde? Ganz schwach ist die eingeflochtene Liebe der Prinzessin; geschichtliches Colorit findet man in den Motiven wenig oder gar nicht, und auch Charakterzeichnung ist eben nicht zu entdecken. Doch ist das Ganze, wie es gerade ist, recht artig; und wenn die geschichtliche Bezeichnung nicht auf Treue und Individualität hinwiese, würde man diesem Schauspiel, als einem höchst gelungenen Gelegenheitsstück — was sich selten von dergleichen sagen läßt — unbedingten Beifall nicht versagen können.

Mit vier Liebesscherzen habe ich es nun zu thun. Ich will sie nach ihrem Gehalt hier ordnen. Der eine trägt sich gleich selbst zur Schau, und nennt sich den Morgenscherz, von Immermann. Ich gestehe, mit Erstaunen habe ich ihn gelesen; hier ist keine Spur von dem Talent, was der Dichter durch seinen Petrarca und andere Dramen beurkundete. Dies ist höchstens ein poetisches Schulerercitium; drei Personen, die durch nichttreffende Anspielungen an Göthe's Tasso und die beiden Leonoren erinnern sollen, und hinter denen sich vielleicht der Dichter und irgend ein erlebter Spaß oder eine gesellige Aufgabe versteckt, unterhalten sich, — denn weder den Leser noch den Hörer, — des Breitesten und in den ungeschicktesten, meist prosaischen Alexandrinern durch einen ziemlich ordinairen Zwist unter Verliebten. Hier muß ich der Bescheidenheit des Herausgebers Reparation machen. Dies Machwerk besser als seine eigenen Productionen halten, heißt sehr gering von diesen denken.

Fragt nur mich um Rath, von Albini, zeichnet sich durch die beiden männlichen Figuren aus. Wäre der Dialog etwas kürzer und gedrängter (das Lustspiel füllt 90 Seiten), würde man ihre Zeichnung so wahr als glücklich nennen können. Dennoch ist der Bauerknabe eine sehr gute, dankbare und selbst brillante Rolle; der Liebhaber bleibt wenig hinter seinem jüngern Bruder zurück. Die beiden Frauen sind schwach gezeichnet, vorzüglich die Nachbarin. Da findet man allerlei bekannte Ingredienzien aus „Das war ich", dem „Häuslichen Zwist" und anderen Lustspielen, und nicht zu einer neuen lebendigen Schöpfung verarbeitet. Dennoch kann man dies Lob dem ganzen Stück nicht versagen, ob es gleich an Göthe's „Laune des Verliebten" erinnert und durch diese Aehnlichkeit sehr verliert.

Nein, von Gustav von Barnekow. Dieser Scherz ist recht artig und schon auf mehreren Theatern gern gesehen worden, — aber daß er ein Lustspiel vorstellen will, können wir ihm nicht zugestehen. Handlung ist eigentlich gar nicht darin; es könnte in irgend einem Lustspiel eine treffliche Scene geben, wenn sie dort gehörig motivirt wäre, — aber so roh und abgerissen können wir in ihr kein anderes Verdienst erkennen, als daß die Fragen sämmtlich sehr passend gestellt sind, um durch die commandirte Antwort, Nein! zuerst im unglücklichen Verstande den Liebhaber zur Verzweiflung, und im glücklichen nachher wieder zum Gipfel der Wonne zu treiben. Es könnte eine gute Ironie aller Vorsichtsmaßregeln bei Verliebten darin liegen, wenn eine Handlung da wäre, Motive und die Figuren, außer den Nein-Scenen, noch Leben und Absichten hätten. Daß die Kammerjungfer auch dem curiosen Gesetz unterworfen ist, macht das Ganze lächerlich und beinah zu einem Frag- und Antwortspiel. Die Augensprache der Verliebten scheint bei diesen übrigens nicht in Course zu seyn. Der Verfasser hat sich schon mehrmals auf der nicht sehr betretenen Rennbahn des Lustspiels versucht. Das Streben des Selbstschaffens ist lobenswerth, und die Absicht, die Natur zu copiren, nicht minder. Aber darin besteht ja erst das dichterische Vermögen: Gestalten erfinden, die Leben und Wahrheit in sich tragen, ohne von irgend einer wirklichen blos copirt zu seyn. Der Portraitmaler ist ein Sudler, welcher blos eine äußerliche Aehnlichkeit, sey sie auch die frappanteste, gibt. Den innern Menschen, das Göttliche im Menschen gestaltet der Künstler vor dem Auge in sichtbaren Stoffen, und sein Werk wird dann eben so gut ein lebendiges als alles Lebende auf Erden. Durch solche Eigenschaften wurden Bildnisse nach dem Leben, von großen Meistern, unsterblich.

Der Preis in der Gesellschaft gebührt ohne Bestreitung dem bescheiden betitelten Nachspiel „Blind und lahm," von Ludwig Robert.

Ein Vorbericht belehrt den Leser von der Absicht des Verfs., in diesem kleinen Lustspiel die Sprache der Gesellschaft, die gebildete Unterhaltungsweise wiederzugeben, sie aber durch Metrum und Reime in eine poetische Sphäre zu erheben, ohne jedoch das Zwanglose, das anscheinend Zufällige und Nachlässige des Vorbildes aufzugeben, und zugleich über das Verfahren selbst. Leider ist hier nicht der Ort, diese schätzbare Abhandlung, welche so viel Wahres und für den

Verskünstler höchst Beachtungswerthes enthält, näher zu entwickeln; auch haben die Vorstellungen dieses Stücks in Wien und Dresden schon bewährte Autoritäten, wie z. B. Böttiger in der Abendzeitung 1820, darüber zu sprechen veranlaßt. Ich will hier nur kürzlich andeuten, daß der Dichter versucht hat, nach dem Vorbild der Martelliani'schen Verse, die auch Goldoni mit Glück gebraucht, dem Alexandriner, durch Verwandlung der männlichen Cäsur in eine weibliche und Steigerung der Cäsur-Sylbe zu einem Daktylos oder Amphimacer, ferner durch Anwendung von Trochäen und zuweilen sogar Spondeen im ersten Versfuße, eine größere Mannichfaltigkeit zu geben. Dies Verfahren ist ihm vortrefflich gelungen. Die ungezwungene Gesellschaftssprache geht so glücklich in einem angenehmen Rhythmus auf, daß nichts zu wünschen bleibt. Dabei hatte der Dichter jedoch die Absicht nicht, ein Muster-Metrum für das Lustspiel aufzustellen, „weil er die feste Ueberzeugung erworben, daß jedes eigenthümliche Werk dramatischer Kunst, auch seiner eigenthümlichen äußern Form bedarf, die aus dessen inneren Wesen organisch sich bildet, und die selbst der gelehrte Theoretiker dem ausübenden Künstler nicht vorschreiben, nicht vorempfinden kann.“ Solche Rede ist erfreulich zu vernehmen. Die Sorgfalt, mit welcher dieser Dichter seinen Vers bildet, macht ihn zum Verskünstler in einem höhern Grade; ihm ist dabei dieser Gegenstand, d. h. diese freiere Behandlung des Alexandriners so am Herzen, daß er um Belehrung und Urtheil derer bittet, die darüber zu richten verstehen.

Abgesehen von dieser glücklich gefundenen und gelungenen Form, gehört der Inhalt in das Gebiet der dramatischen Epigramme, welche uns einige Personen mit Hülfe von Verkleidungen vorspielen, wie Scherz und Ernst, die Beichte u. s. w. Aber wie Müllner in seinen Vertrauten, längst bekannte Motive und Verwickelungen zu einem trefflichen Lustspiel neu zu gestalten und zu beleben wußte, läßt sich von dem vorliegenden etwas Aehnliches sagen. Die Handlung ist keine andere, als daß sich ein paar Liebende durch die Vorspiegelung prüfen, daß die eine durch's Tanzen blind, und der andere im Kriege, aus dem er zurück kommt, durch eine Kugel lahm geworden; der Oheim leitet den gegenseitigen Betrug zum Wohl der Liebenden; von Charakter-Entwickelung ist bei einem solchen Vorwurf wenig die Rede, auch deshalb nicht, weil das Ganze sich in der geselligen Abgeschliffenheit bewegt. Doch finde ich die junge Dame zuweilen etwas naseweis, und den Oheim zu schwach und nachgebend für das, was Beide hier eigentlich vorstellen sollen. Dessen ungeachtet wird dies wahre Kunstwerk ein dauerndes Eigenthum jedes besseren Repertoirs bleiben, um so mehr, da es nur von Künstlern dargestellt werden kann, und nicht für die Menge, sondern für den feinern Geschmack der Gebildeten gedichtet ist. Ich beschließe diese Anzeige, indem ich bei dem letzten Stücke den Wunsch ausdrücke, es zu meiner Ergetzlichkeit recht bald vorgestellt zu sehen.

Die Luftschiffer, von dem verstorb. Dr. Sessa, Verf. von Unser Verkehr, sind eine köstliche scharf gewürzte Posse. So wie in dem letzten die Juden, so wird hier die Sucht, Entdeckungen, Erfindungen und Versuche für Verbesserungen und Veränderungen, bei der Begierde auf außerordentlichem Wege reich zu werden, in dem Mechanischen und im praktischen Leben zu machen, gebührend und treffend gegeißelt; je mehr manche Staaten an dieser Epidemie kranken, je anziehender ist diese ganz arglose Posse, in welcher die Liebesintrigue nur gerade so viel Platz einnimmt, um das Ganze zusammen zu halten. Die beiden alten Experimentirer werden zu einer Luftfahrt bewogen, welche sie sehr ruhmsüchtig mit verbundenen Augen antreten; sie steigen in den schwebenden Ballon, vor den Augen des Zuschauers; da dieser aber sich nicht von der Stelle bewegt, so gibt das eine höchst ergetzliche Scene, wo jene mit ihren Bedienten sich einbilden, die Lüfte zu durchschiffen und sich selbst bis auf die oberste Stufe des Entzückens steigern, aber in der Wirklichkeit bleiben, wo sie sind, und nur über ihre Luftfahrt, die Erde mit ihrem realen Interesse, — hier eine reiche Braut, — ganz vergessen und verlieren. Selten bringt uns die deutsche Muse des Scherzes so echten Spaß; darum sey eine besondere Dankhuldigung derselben hier dargebracht, damit sie gnädig in ihrem hohen Rath künftig berücksichtige, womit sie uns am Besten erfreue.

79.

---

## Ludwig Tieck's Novelle: Musikalische Leiden und Freuden, in musikalischer Hinsicht betrachtet von A. Wendt.

(Beschluß aus Nr. 258)

Etwas lächerlich muß es allen Nichtenthusiasten erscheinen, daß der Graf, nachdem der Vater schon ihre Hände in einander gelegt hat, die Geliebte nur um einen Tact, um einen Ton bittet und ausruft: „Ich weiß es zwar gewiß, daß du es bist, aber um mich völlig zu überzeugen!“ — und daß diese dann, als der Vater sie des gelobten Schweigens entbunden, ohne alle Begleitung den Anfang des Stabat mater von Palestrina so stark und voll, mit so anschwellenden Tönen, so gehalten und lieblich vorträgt, daß alle, vorzüglich aber der Graf und der Capellmeister, in ihrem Entzücken keine Worte finden konnten. Einem unbefangenen Zeugen nämlich würde es wohl ein wenig befremdlich vorgekommen seyn, daß das Mädchen in dieser Situation das Stabat mater des alten Meisters anstimmt und Solo vorträgt. Es ist auch des Vaters, der selbst Musiker ist, vollkommen würdig, Stimme und Vortrag seiner Tochter einzig zu nennen; dagegen es schon die junge Schöne nicht recht kleiden will, wenn sie früher gesagt: „ja dürfte ich einmal eine Opernrolle, wie die des Capellmeisters singen, so schmeichle ich mir,

daß ich eine große Wirkung hervorbringen würde, und vielleicht um so größer, weil diese Art jetzt ganz vergessen ist und die Neuheit um so mehr erschüttern möchte."

Sehr interessant ist zum Beschlusse noch die kurze Geschichte der musikalischen Bildung des Alten; sie ist die Geschichte so manches trefflichen Musiktalents, welches durch beschränkte Verhältnisse verkümmert und von einer glänzendern Entwickelung zurückgehalten wird, aber obwohl unbeachtet und verachtet in stillem Eifer der Göttin um so reiner dient, ohne den Schein der Ostentation. So hat der Erzähler zugleich auch sinnig angedeutet, wie die seltenste und köstlichste Frucht der Kunst von liebenden Händen gezogen, in unberühmter Stille wächst und reift.

Daß der alte Musikus eine solche Frucht erziehen konnte, dies verbürgen uns seine Worte über den Gesang, die den wahrhaften Kunstenthusiasmus aussprechen: „Der rechte Ton muß wie die Sonne aufgehen, (oder aufgehen können, denn auch die Sonne geht für unser Auge nicht immer so auf), klar, majestätisch, hell und immer heller; man muß die Unendlichkeit in ihm fühlen, und der Sänger muß ja nicht verrathen, daß er die letzte Kraft ausspielt. Eine Musik recht vorgetragen, wiegt sich wie ein Stück (?) des Himmels und sieht aus dem Aether in unser Herz und zieht es hinauf. Und was ich einzig und allein im Ton hören will, ist die Begeisterung. Einen tragischen oder göttlichen Enthusiasmus gibt es, der herausklingend jeden Zuhörer von seiner menschlichen Beschränktheit erlöst. Ist die Sängerin dieser Vision fähig, so fühlt sie sich vom Sinne des Componisten, aber auch vom Sinne der ganzen Kunst durchdrungen, daß sie Schöpferin, Dichterin wird; und wehe dem armen Capellmeister, der dann noch Tact schlagen und das Tempo zu starr festhalten will, denn die Eingeweihte darf über die gewöhnlichen Schranken hinaussteigen und sich wie ein Engel, schwebend aus dem Grabe des Zeitlichen, erheben und triumphirend in lichter Glorie dem Unsterblichen zufliegen." Wer sollte da nicht, sey er Capellmeister oder Laie, kräftig beistimmen, wenn der Enthusiasmus so redet. Dennoch würde der Capellmeister, wenn ihn der Enthusiasmus zu Worte kommen ließe, ein Bedenken haben können — nicht über das starre Festhalten des Tactes; denn davon ist er vielleicht durch eine Sängerin entwöhnt, welche sich selbst im Singen den Tact schlägt oder durch eine andre heftige Geberde bezeichnet; — aber das Tactschlagen wird er, die freie Cadenz ausgenommen, doch nicht aufgeben können, wenn nicht im Orchester die heilloseste Verwirrung entstehen und der alte Baß verdrüßlich hinter den Violinen herbrummen soll.

„Die meisten Künstler," fährt vielmehr der Alte fort, „sind nur höchstens von ihrer eigenen Virtuosität trunken; selten daß einer nur wagt, den Componisten zu verstehen, geschweige über ihn hinauszuschreiten. So wie im letzten Fall" (beim Verstehen) „der Componist verherrlicht wird, so wird er im ersten" (wenn der Componist von seiner Virtuosität trunken ist) „fast immer vernichtet; doch ist diese Begeisterung nicht ganz zu verwerfen, weil alsdann, wenn auch auf eitle Weise, Seele in den Gesang kommt, insofern nämlich der Sänger ein wirklicher ist." Der Capellmeister würde auch dazu seine Anmerkung machen können und sagen: was aber das Hinausschreiten über den Componisten betriffe, so muß man nicht nur ein wirklicher Sänger, sondern ein **großer** Sänger, und der Componist nicht gerade ein Mozart seyn, um dazu berechtigt zu seyn; sonst wird bei solchem Versuch der Tonsetzer nicht minder gemißhandelt, als wir die trefflichste Dichtung oft vom gemeinen Schauspieler herabgezogen sehen, der ohne alle poetische Bildung sich einfallen läßt, einen Charakter Shakspeare's, Göthe's, Schiller's nach seinem dürftigen Geschmack einzurichten.

Was Julie am Schlusse über den Einfluß der Umgebung auf die Production sagt, ist vortrefflich, und erinnert uns an manches wahre Wort des seligen Capellmeisters Kreisler. Sie sagt: Ja vor Freunden, die uns verstehn, die unserm Sinn entgegen kommen, wird die Stimme noch einmal so mächtig und die Sicherheit unendlich. Aber man fühlt es auch vorher durch geistigen Instinct, wenn wir vor Unverständigen singen sollen; wird bei jenen der Gesang, wie Gold, in Glut der Liebe geschmolzen, so versagt bei diesen Ton und Muth, jener wird oft, trotz aller Anstrengung, kümmerlich."

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß der heitere Erzähler Alles, außer den feindseligen Italiener, vollkommen zufrieden stellt. Der Graf erfüllt sein dem Capellmeister gegebenes Versprechen; seine schöne Braut singt noch vor der Vermählung in dessen neuer Oper zum Entzücken der ganzen Stadt, und so lösen sich auch die musikalischen Leiden des Capellmeisters in lauter Freude auf.

---

## M i s c e l l e n.

Die Cambridger Zeitung meldet, daß bei der dortigen Universität eine Subscription für **Belzoni** eröffnet ist, um seine Kosten für die Reise nach Afrika zu decken. Aus Teneriffa scheint er unterm 25. Julius geschrieben zu haben, daß er vor Erreichung seines Zweckes — nach Tombuktoi zu gehen? — nicht wieder nach Europa zurückkommen wolle. —

Schweden hat, nach den neuesten officiellen Quellen einen Flächenumfang von 3871 (schwed.) Meilen; 2,465,066 Einwohner, 2400 Pfarreien; ein Heer zu Lande von 116,569 Mann, eine Seearmee von 29,739 Mann.

Nach eben solchen Angaben enthält **Norwegen** 2,828 (schwed.) Meilen Flächenraum, auf welchem 886,470 Menschen leben. Es hat 840 Pfarreien und 22,000 Soldaten. Beide Länder hätten also zusammen 6,699 Meilen Flächenraum und 3,351,536 Einwohner. Auf die Q. M. kämen also kaum 50 Menschen!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 260.

12. November 1823.

Ueber Friedrichs von Raumer Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Leipzig, bei Brockhaus 1823. I. II. Mit Charten und Kupfern. *)

Erster Artikel.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!“ Es wird nicht fehlen — da leider dieses Wort Schiller's seine Anwendung nur zu sehr auf unsere jetzige deutsche Literatur findet — daß ein so vielfach vorbereitetes, angekündigtes, ja im Voraus schon vom gebildeten Publicum fast so lebhaft, wie vom Verfasser selbst bearbeitetes Werk, nun wie ein großes Stück gediegenes Metall in eine Menge Werkstätten hingezogen, gewogen, gestoßen, zerstückelt, gestreckt, geschieden, angeschnitten, angeschliffen und auf trocknem oder nassem Wege geprüft und zersetzt werden wird. Zwanzig Redacteurs wenigstens warten darauf, um davon ihren Lesern nach Verschiedenheit von Geschmack und Verdauung Gerichte vorzuschneiden und einzumachen, und Göthe's bekannten Vers so zu verändern: „Gebt Ihr ein Stück, so geben Wir's in Stücken!“ Doch ist Schreiber dieses weder Kärrner noch Redacteur, noch sonst Herr einer literarischen Fabrik, möchte es auch nie seyn; aber wohl ist er sich bewußt, daß er auch einmal an jenen dort besprochenen Zeiten vorüber gereiset ist und sich gern in ihnen eine liebe Heimat bereitet hätte. Nun pflegt man wohl bei einer Reisebeschreibung auch einen Andern, der des Wegs gekommen, zu befragen, und erst so befragt, hat Referent nach fleißig durchgelesenem Buche Einiges von und aus demselben zu sagen sich entschlossen, aber mit der Erinnerung, daß hier eine einzelne Ansicht und Meinung nichts entscheiden könne und wolle.

Zuerst Etwas vom Stoffe im Allgemeinen. Der gewählte Gegenstand wird für zweierlei Arten von Menschen Interesse haben, die ziemlich weit aus einander liegen. Erstlich für solche, die mit ihren historischen Augen nur Klios farbeprächtigen Tempel von Weitem erschaut und an einzelne allgemeine Bilder und Aufschriften desselben — dunkle Wiederklänge halb verwischter Erinnerungen — sich zu halten pflegen. Daß hier von den goldenen Kreuzzügen, von dem geharnischten Ritterthume, vom holden Minnegesang, von jener ehrwürdigen noch heute bewunderten Baukunst, vom eisernen Welfen- und Waiblingenkampfe, die Rede seyn wird; daß hier die glorreichen oder fluchbeladenen Namen eines Heinrich IV., Gregor VII., Alexander und der Innocenze, eines Gottfried von Bouillon (des Barons von Jerusalem), eines Tankred, des Achill des ersten Kreuzzuges, der weinsberger Weibertreue, der kampffreudigen Ritterorden, eines Friedrich des Rothbartes, Heinrichs des Löwen, Friedrichs II., Saladin und

*) Die beiden ersten Bände der 3 Ausgaben in 8. und der erste Band der 2 Ausgaben in 4. sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Der 2. Band der letztern Ausgabe wird bis zu Ende des Jahrs nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in 6 Bänden, statt der erst nur versprochenen 4 Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. — An Kupfern enthalten diese Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I. gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle 5 Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckp., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem französischen Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
(Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöheter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind. Die Verlagshandlung.

Richard Löwenherz vorkommen müssen, leuchtet ihnen noch von den Jugendjahren her ein, wo diese Bilder und Scenen ihnen im sonnigen Glanze vorübergingen. Diese Classe von Lesern wird sich also in Jugenderinnerungen wieder ergehen wollen. Aber es wird damit sich verhalten, wie mit einer sich wunderlieblich darstellenden Bergkette, die, so wähnt der ferne Beschauer, ein wahres Elysium seyn muß; kommt man aber näher, so weicht der holde violette Luftton, so treten die dunkeln, rauhen Partien greller hervor, der Weg wird steinig und dornenreich, die Mühe größer, die Totalansicht geht über in ein unzusammenhängendes, unbefriedigendes Aggregat von oft unbequemen und verwirrenden Einzelheiten. Das stört nun die Phantasie des Beschauers, der freilich nicht bedacht hat, daß es eben nicht anders seyn kann, und unwillig sich nicht mehr im Ganzen zurecht finden kann. Dann finden sich auch in diesem Werke alle jene gerühmten Sachen und Namen, finden sich noch hundert neue hinzu: so konnten doch nach Plan, Würde und Umfang der Unternehmung eine Menge Apparat, ernste Resultate mühsamer Untersuchungen, konnten nothwendige, aber dem phantastischen Gemäldejäger verdrießliche Einleitungen, Beilagen und Nebenwerke nicht vermieden werden, mußte in Dinge eingegangen werden, die er sich nicht träumen ließ, nie kannte, und somit nicht an- und wiederklingend, sondern fremdartig findet. Dies Alles wird den minder Kundigen abschrecken, ermüden, und ist er übelwollend, zum feindseligen Urtheile geneigt machen, oder ist er wohlwollend, ihn zu einem blos allgemeinen mit der Menge lobenden und darum nichts sagenden Urtheile verleiten.

Endlich aber tritt der ernstere Freund, der Kenner der Geschichte, die ihm die Lehrerin des Lebens und die Mutter der Wissenschaften ist, hinzu, und nimmt das schon in seiner Entstehung achtbare und lang erwartete Werk in die Hand. Er weiß wohl, daß in einer solchen Landschaft nicht Alles blühen und grünen, nicht jeder Fels einladendes Moos, nicht jeder Strauch die Rose von Jericho, nicht jeder Baum die goldenen Hesperiden-Aepfel tragen können; aber er weiß auch, warum dies so und nicht anders ist, verlangt nicht Kürbisse auf den Tannenbäumen und nicht den Lotoskelch auf der deutschen Distel. Aber tiefer eingedrungen in jene Zeit, wird er vielleicht mit dem Referenten gerade jene Zeit für eine der wichtigsten Perioden in der Weltgeschichte und um noch höher auf zu steigen, in der Geschichte der Menschheit halten, denn nach unserer Meinung und vielleicht Vorliebe ist nur die Zeit von der Mitte des funfzehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts — wir möchten sie eine Seculum intermedium nennen — noch von höherer Bedeutung (da unsere letzten 33 Jahre bei heute noch ungeschlossenen Acten zum historischen Spruche noch nicht reif sind), indem sich in ihr eine vielarmige und vielverzweigte Hauptrevolution der Geister, eine neue Ordnung der Dinge gestaltete. Man denke nur an den Fall des längst zum Schnitte reifen griechischen Reichs, an das raschere Gedeihen der Wissenschaften, durch edele griechische Flüchtlinge befördert, die jetzt erst im Westen einen urbaren Boden für ihre Wissenschaft fanden, durch lebhaftern Forschungsgeist, Universitäten und die größte Erfindung nächst Sprache und Schrift, die Buchdruckerei gesteigert und durch die Reformation der letzten und drückendsten Banden entledigt; man denke an die großen alle politischen und Culturverhältnisse völlig verändernden, ein im Mittelalter völlig unbekanntes Colonialsystem erschaffenden, Seen- und Länderentdeckungen, an den Beginn eines europäischen Staatensystems und an eine, wenn auch noch in der Wiege befindliche, aber auf dessen Aufrechthaltung hinzielende Politik, an die verhängnißvolle Erwerbung Burgunds und die Verbreitung des großen habsburgischen Herrscherstammes über so viele Länder! —

Zu dieser neuen Zeit verhält sich nun unstreitig die Periode, welche im gegenwärtigen Werke unter dem Namen der Hohenstaufen und ihrer Zeit aufgestellt ist, vom Schlusse des 11. bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts, wie sich zum hellen Tage die vielversprechende, tiefe Finsterniß zerstreuende Morgenröthe verhält. Die kaum durch einen Karl den Großen meteorartig unterbrochene geistige und politische Nacht (die wenigen Leuchten in den Klöstern und Stiftern vermochten sie nicht zu zerstreuen!) dauerte bis zur gleichzeitigen Entwickelung der Hierarchie, zu Fixirung des Lehnwesens und zu den Kreuzzügen, jener umgekehrten Völkerwanderung, bestimmt in einer tief-trostlosen Zeit den Glauben an das Höhere im gottgefälligen Kampfe eine neue politisch-kirchliche Richtung zu geben, und gleichsam eine Uebergangsperiode der europäischen Menschheit zu einer höheren Culturstufe zu bilden. Bewährte sich auch an und in ihnen die Erfahrung, daß das menschliche Geschlecht nur über Leichenhügel zu bessern Zuständen fortschreitet; ließ es sich auch hier nicht leugnen, daß solche Uebergangsstufen gewöhnlich blutig und erschütternd zu seyn pflegen, so war auch unleugbar, daß gerade in diesen nachher so viel verschrienen und verdammten Heereszügen, sich das Bedürfniß fast der ganzen westeuropäischen Menschheit aussprach und daß das Deus lo vult auf der Versammlung zu Clermont wirklich Stimme der Gottheit war. Die noch wilden tobenden Elemente des nachherigen Staats- und Volkslebens mußten sich auf diese Weise austoben, und man kann mit Gewißheit behaupten, daß die wenigen, besonders slavischen Völker Europas, die nicht mit Theil nahmen, auch darum mit in ihrer Entwicklung weit zurückblieben, weil sie mit der übrigen europäischen Masse hier nicht verschmolzen, ihre innere Kraft zwar in einseitigen Kriegen zersplittern, aber nicht in einer allgemeinen und zeitgemäßen, mit Hierarchie und Lehnwesen tief verwandten, Unternehmung frei herauskämpfen und verklären konnten. Man könnte diese Zeit, wenn anders der Ausdruck keiner Misdeutung unterläge, die Flegeljahre des Mittelalters nennen!

Digitized by Google

Nannten wir jene Zeit die Morgenröthe der neuern Zeit, so liegt in ihr auch ihre Wichtigkeit ausgesprochen, und das Interesse, welches sie für den aufmerksamen Beobachter der Geschichte haben muß. In ihr begannen die ersten Universitäten, die Altmütter und leider auch in der Form zu oft gebrauchten Vorbilder unserer Universitäten; in ihr die Keime von Wissenschaften, die heute zu den wichtigsten gehören; in ihr zugleich die ersten Spuren des Auftauchens aus der geistigen Nacht, wenn sie auch mit Anathem und Acht noch so schwer verfolgt wurden; in ihr viele erste feste Staatengestaltungen des westlichen Europa; in ihr der Kampf mit der Hierarchie, die, wer mag es für jene Zeit leugnen, ein Erziehungsmittel christlicher Menschheit war; in ihr das Emporblühen eines dritten Standes, der endlich, nachdem er das Gleichgewicht zwischen Geistlichkeit und Adel durchgesetzt, und sich durch Cultur aller Art seinen unabweisbaren Platz in der Gesellschaft erkämpft hatte, den ruhig-festen Kern der Staaten bilden sollte. In dieses große Drängen und Treiben, in diesen Kampf des Neuen und Alten, besonnen und verklärend hineinzuschauen; der gewaltigen Masse des Stoffes mächtig, den Ariadnefaden sicher anzuknüpfen und zurück zu messen; in den Ereignissen selbst erst die weltgestaltende Idee aufzusuchen (nicht aber sie a priori erst hinein zu legen) und groß und selbständig dem Leser vorzuführen — dies ist die wahrlich nicht leichte Aufgabe, die sich der Geschichtschreiber jener zweihundert Jahre setzen muß.

So betrachtet, ist das mächtige Walten eines großen und am Ende doch so unglücklichen Herrschergeschlechts, wie die Hohenstaufen, so ihr Kampf mit der Hierarchie und den ihr ergebenern Welfen, die noch heute den größten Meerbeherrschenden Thron eingenommen halten, nur dem Ganzen untergeordnet, nur Theil der Aufgabe; und schon das Durchlesen der vorliegenden zwei Bände weiset die Meinung zurück (die überhaupt nur der mit Raumer's Sinn und Geist völlig Unbekannte haben könnte), als wenn jenes weite Ausholen, jenes Aufgreifen des Um- und Nebenliegenden, jenes Abschweifen von der unmittelbaren Geschichte jenes Geschlechts aus Mangel an Tact und Plan, oder gar aus erwerbungssüchtiger Weitschweifigkeit und aus beliebter Bändemacherei entstanden wäre. Gern glauben wir aber dem Verfasser, daß er über den Titel seines Werkes verlegen gewesen seyn mag, da hier der Rücksichten gar viele zu nehmen waren. Freilich wollte er, seiner ursprünglichen Idee nach, eine Geschichte der Hohenstaufen geben; allein konnte er es, ohne auf ganz Deutschland und einige Nachbarreiche und auf die große gemeinsame Unternehmung der Kreuzzüge so vielfache Rücksicht zu nehmen? Und mit wem allem stand dieses große deutsche Geschlecht nicht in freundlicher oder feindlicher Wechselwirkung, die erklärt und erläutert seyn mußte, nicht in kurzen Andeutungen, sondern aus dem historischen Leben der Betheiligten selbst. Ja wir sind so entfernt, dieses Einmischen mancher scheinbar heterogenen Gegenstände zu tadeln, daß wir eher dem Verf. es zum Vorwurf machen möchten, Manches noch übergangen oder, statt es in den Beilagen zu berühren, nicht in den Text hineingearbeitet zu haben. Was hat Gibbon nicht alles in sein Meisterwerk mit aufgenommen, was man auf dem ersten Blick und dem Titel zu Folge nicht darin suchen möchte, und doch ist es hauptsächlich mit darum so abgerundet, so aus dem Leben genommen und dem Leben wiedergegeben. In Lehrbüchern einzelner Geschichten mag strenges Festhalten am Stoffe zweckmäßig seyn; aber nicht in großen historischen Tableaux, wo gerade die Mannichfaltigkeit gleichzeitiger Gestalten (wenn nur sonst ihre Beziehung auf einander und der Hauptzweck noch sichtbar bleibt), der treue Abdruck des vielgestaltigen und reichen Lebens wird. Doch der Verfasser wünscht selbst in der Vorrede, daß man die Anordnung des Werkes vor Erscheinung des Ganzen nicht verurtheilen soll; ein so billiger Wunsch, daß Niemand ihn hoffentlich unbeachtet lassen wird, der nicht mit vorgefaßter Meinung, sey sie Gunst oder Abgunst, zu Werke gehen will.

Halten wir aber im Allgemeinen die Wahl des Gegenstandes, noch abgesehen von seiner Ausführung, schon um der behandelten Zeit selbst willen, für sehr wohlgetroffen, so wird es auch dem Deutschen wohlthun, über einen Haupttheil seiner Geschichte ein Hauptwerk zu erhalten, wie deren nicht viele vorhanden sind und, ihrer Natur nach, auch nicht vorhanden seyn können. Non ex quovis ligno fit Mercurius! „Ja die guten Historiker," äußerte einmal ein bekannter Meister in der Geschichte; „sind seltener, als die guten Feldherren!" Dies Werk wird dem Deutschen um so angenehmer seyn, da auch die so thätige Verlagshandlung alles Mögliche aufgeboten hat, um dies würdige Werk würdig erscheinen zu lassen. Erstlich tritt dies Werk, in fünf verschiedenen Ausgaben, auf einmal hervor, von denen selbst die geringste auf ein sehr gutes, weißes Druckpapier abgezogen ist, mit Lettern, welche, scharf und doch gefällig geschnitten, in angenehmer Mittelgröße kein Augenpulver für uns arme Nachtsitzer sind. Auch was den Preis anbetrifft, kann der Käufer (was leider jetzt bei den wenigsten Büchern der Fall ist) zufrieden seyn, da der Pränumerations-Preis für sechs Bände, von denen selbst von den folgenden vielleicht keiner unter 500 Seiten haben wird, mit 12 Kupfern, nur 12 Thlr. ist, der dann freilich durch die verschiedenen Stufen der Ausgaben hindurch bis zur großen Quartausgabe auf feinstem Velinpapier bis auf 45 Thlr. anwächst. Da, glauben wir, auch die achtbare Verlagshandlung für den Beifall des schönen Geschlechts nicht ganz gleichgültig ist, so dürfen wir, nach sorgfältig eingezogener Erkundigung, versichern, daß selbst Frauen, die sonst immer über die theuern Bücher ihrer Männer (eine Art Echo über die theuern Bücher der Frauen) zu klagen pflegten, jene anhielten, wenn sie das Buch unumgänglich haben müßten, es doch ja recht bald sich zu schaffen, daß sie noch zur Pränumeration kämen! Die Ausgabe auf sehr feinem französischen Papier ist nur 4.,

Digitized by Google

die aber auf das feinste französische Velinpapier (mit Kupfern vor der Schrift) ist 12 Thlr. theurer und steht mit der wohlfeilern Quartausgabe (diese sind auch in sechs Bänden) auf französischem Schreibpapier im Preise (24 Thlr.) gleich. Sehr passend ist ferner von den zwölf Kupfern und Charten, die dem Werke beigegeben werden sollen, die Ansicht der Gegend um Hohenstaufen dem Titel gegenüber gestellt, indem das heitere, von Ph. Veith schön gestochene Bildchen sogleich einen gar freundlichen und günstigen Eindruck gewährt. Es ist nach Seyffers Blatte entworfen. Die dem ersten Bande beigegebene Charte ist nach der des Herrn Hofrath Kruse, doch so, daß die wichtigern Orte aus dessen drei Charten von 1100, 1200 und 1300 hier auf eine zusammengetragen und manche dort nicht erwähnte hier hinzugesetzt worden sind. Zwei kleine Plane von Jerusalem und Antiochien sind mit einiger Berichtigung nach denen in Michaud's Geschichte der Kreuzzüge beigelegt. — Der Held des zweiten Bandes, Kaiser Friedrich der Rothbart, ist nach der Bildsäule Friedrichs an dem Portale der freisinger Hauptkirche entworfen, die 1161 nach einem kurz vorhergegangenen Brande, zum Theil auf Kosten dieses Kaisers, wieder hergestellt wurde. Zeichnung und Stich (von Raabe und Zumpe) sind schön. Dem dritten Bande wird ein Bild des größten der Hohenstaufen, Friedrich II., nach einer Statue zu Capua, ferner ein Bild Philipps von Schwaben, seines Vaterbruders (nach dem Bilde auf der regensburger Brücke), und endlich des berühmten Sinibald Fieschi, Graf von Lavagna, bekannter unter dem Namen Innocenz IV., nach seinem Denkmale zu Neapel beigegeben. Mit dem vierten Bande erscheint eine Ansicht der Gegend von Tagliacozzo (nach einer Originalzeichnung); 2) ein Grundriß des Schlachtfeldes von Tagliacozzo, gleichfalls nach einer Originalzeichnung; 3) der unglückliche Konradin, in welchem der Hohenstaufen-Stamm blutig auf dem Schafot zu Neapel endete, nach einer Bulle im münchner Archiv; 4) nach einem gleichzeitigen Brustbilde, Ludwig der Heilige oder IX., der (unglücklicher als später bei gleichem Zwecke Karl V.) bei der Belagerung von Tunis starb; und endlich 5) Karl I. von Anjou, nach einer Bildsäule auf dem Capitol. Erreichte auch den Mörder Konradin's die sicilianische Vesper nicht, so würden wir doch seine Worte bei ihrer Nachricht als eine passende Unterschrift empfehlen: „Herr Gott, da du das Glück von mir gewandt hast, gebiete nur, daß mein Fall langsam sey!" — Noch ist uns bei der Ansicht des ersten Bandes (wir dürfen aber sagen: angenehm) aufgefallen, daß kein Privilegium gegen den Nachdruck angehängt ist. Zwar zweifeln wir nicht, daß mancher solcher Gesell Lust dazu gehabt haben möchte, und, was noch schlimmer ist, sogar durch Gesetze seines Landes dabei geschützt gewesen wäre; allein die Lust wird bei diesem Preise, bei zwölf Kupfertafeln und bei dem sehr gebildeten Publicum, welches nur als Käufer auftreten und nie halbgestohlne Waare kaufen kann, wohl bald weggefallen seyn!

Wir stimmen gern ein, daß dieses Buch ein wahrhaft deutsches Nationalwerk werden kann, theils durch den großen Gegenstand, den es behandelt, theils durch den Geist, mit dem es ausgeführt ist. Denn der treffliche Verfasser hat, zum Theil noch aufgemuntert von unserm unsterblichen Johannes von Müller, der gerade diese Zeit einer Bearbeitung besonders würdig erklärte, seit 19 Jahren dieser Aufgabe den schönsten Theil seines Lebens gewidmet. Wohl wissend, daß auch das Ausland, und besonders Italien, in seinen gelehrten, noch heute unerschöpflichen Schatzkammern reiche Ausbeute für seinen Zweck geben könne, opferte er selbst eine glücklich begonnene und aussichtsvolle Geschäftslaufbahn auf (jedoch nicht ohne treffliche praktische Erfahrungen aus derselben mitzunehmen), und wurde durch die Gnade des Königs von Preußen, welchem auch das ganze Werk dedicirt ist, in den Stand gesetzt, eine literarische Reise in das südliche Deutschland, die Schweiz und nach Italien vorzunehmen, die sich bis nach Neapel erstreckte. Reiche Ausbeute wurde ihm besonders in Rom zu Theil, indem nicht blos die Manuscripte der berühmte Vaticana, sondern sogar die fast unzugänglichen Archive des heiligen Stuhls sich ihm öffneten, woher einst Baronius und Reynaldus ihre Munition gegen die Protestanten, und besonders gegen die magdeburgischen Centuriatoren, holten. Dort stehen in einer Reihe Bände die Regesta Pontificum, die man wahrscheinlich einem Llorente zu seiner (doch sehr unkritischen) Geschichte der Päpste nicht geborgt haben würde. Welche Ausbeute diese Reise gewährt hat, geht zum Theil schon aus einer Anzahl Aufsätze hervor, welche, dem Hauptwerke voraneilend, in verschiedenen Zeitschriften mit allgemeinem Interesse gelesen worden sind, z. B. der über die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt im Hermes, XV, 1—94; über die italienischen Städte im Mittelalter in den Wiener Jahrbüchern VIII, 1—144; über Friedrichs II. Staatseinrichtungen in Sicilien in denselben Jahrbb. IV, 1—88; und die Eroberung Constantinopels 1204 in der Urania v. 1823. — Unter den besuchten Bibliotheken finden wir die von Wolfenbüttel nicht mit aufgeführt, und wahrscheinlich würde sie damals dem Herrn Verfasser auch nichts für seinen Zweck dargeboten haben. Allein aus sehr achtbaren Privatmittheilungen wissen wir, daß sich gerade dort noch ungemein vieles Unbekannte und Unbenutzte, besonders an Reisebeschreibungeu nach Palästina während der Kreuzzüge, das Bougars entweder gar nicht kannte oder ganz fehlerhaft in seine: „Thaten Gottes durch die Franken" aufnahm, vorgefunden hat. Allein dies herauszufinden, war auch nur einem Manne vorbehalten, der mit den seltensten Kenntnissen einen so unermüdeten Fleiß verbindet, wie der als Literator so geachtete Bibliothekar Ebert, dem wir, obgleich wir ihn auch Sachsen gönnten, nur zu seiner Versetzung Glück wünschen können.

12.

(Ein zweiter und dritter Artikel folgen.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 261.

13. November 1823.

## Freimaurerische Literatur der letzten drei Jahre.

(Vergl. einen frühern Artikel über die Freimaurerei in Nr. 224 und 225.)

Weiter, als in das Jahr 1821, wollen wir es nicht wagen, unsre Leser zurückzuführen, wir müßten sonst zu lang und vielleicht langweilig werden; denn in dem verflossenen Jahrzehend hat wieder einmal die Freimaurerei eine Menge — Federn in Bewegung gesetzt. Die Lecture ist der Mode unterworfen, wie es die Kleidungsstücke sind, und über Maurerei zu schreiben, ist jetzt Mode gewesen. Wir sagen gewesen, denn Gott sey Dank! allgemach fängt der Strom zu versiegen an, und wir hoffen schon zu nächster Messe mit diesem Artikel, mit Ausnahme der Fortsetzung der Encyklopädie von Lenning (worüber weiter unten), verschont zu bleiben. — Gerade aber deshalb, weil einige Aussicht vorhanden, daß der Geschmack des Publicums vor's Erste eine andre Richtung nehmen werde, wollen wir bei'm Scheiden der Modewaare von uns, die letzten Costüme noch einmal betrachten. Möglich ist's, daß eine maurerische Schrift — besonders von der gedichteten, wenn auch nicht dichterischen Gattung — unsrer Aufmerksamkeit entschlüpft ist; es sey darum! soviel kann immer versichert werden, daß keine, die nur eine interessante oder lehrreiche Seite (letzteres im engsten Wortsinn) hatte, vergessen worden. Krause's Kunsturkunden und der Sarsena sind nicht mit erwähnt, theils weil beide Werke nur neue Auflagen in den letzten drei Jahren gehabt haben, theils und besonders, weil sie sich Platz zu machen gewußt, ohne Rücksicht auf kritisches Lob und Tadel.

Unsers Erachtens sind es vier Rubriken, in welche man maurerische Schriften eintheilen kann: I. die, welche den Orden in seiner innern Form und Verfassung darlegen (Aufdeckung der Gebräuche, Rituale u. s. w.); II. die, welche ihn ganz oder theilweise geschichtlich abhandeln (Mittheilung von Urkunden, Constitutionen, Biographien); III. die, welche das enthalten, was in irgend einer Beziehung mit der Freimaurerei stehet (Lexica, Encyklopädien); IV. die, welche ihn angreifen oder vertheidigen (Reden, Gedichte, Apologien, Polemik u. s. w.). Es gibt noch eine fünfte Nummer, die jedoch dem Publicum nicht angehört, da ihr Titelblatt die Worte: „Als Manuscript für Brüder," enthält. Auf alle Weise ist diese diejenige, in welcher die meiste Wahrheit zu finden seyn dürfte, da sie aber nun einmal (außer bei Gelegenheit von Auctionen, durch leichtsinnige Maurer u. s. w.) sich nicht öffentlich sehen läßt, so kann man auch hier nichts von ihr sagen. Soviel uns bekannt, gibt es jetzt nur ein einziges Werk der Art in Deutschland, welches Aufmerksamkeit verdient. Es ist die „Neue Zeitschrift für Freimaurer," die zu Anfang dieses Jahres in Altenburg herausgekommen ist und von erfahrnen Freimaurern bearbeitet werden soll. Nach dieser, der fünften, geheimen, Nummer gewidmeten Abschweifung, kehren wir zu den vier officiellen zurück, bemerkend, daß nach ihrer Anweisung die uns bekannt gewordenen Freimaurerschriften von 1821—1823 classificirt werden sollen.

I. 1) Der Signatstern oder die enthüllten sämmtlichen Grade der mystischen Freimaurerei nebst dem Orden der Ritter des Lichts für Maurer und die es nicht sind aus dem Nachlaß(e) des verstorbenen hochw. Bruders W... (Wöllner?) an das Licht gefördert von seinen(m) Freund(e) und Bruder B.... Dreizehnter und sechszehnter Theil. Berlin bei Schöne, 1821. 8.

Woher es kommt, daß in einem Jahre der dreizehnte und sechszehnte Theil auf einander folgen, und wo der vierzehnte und funfzehnte stecken, wissen wir nicht; denn obgleich die Vorrede zum 13. Thle. sagt: „Nach beinahe einem zweijährigen Processe, wovon damals fünf Bogen bereits gedruckt waren (von was? vom dreizehnten Theil oder vom Processe?), hat sich endlich das verloren gegangene Manuscript wieder gefunden u. s. w.," so ist dies doch nur dem Advocaten deutlich, der jenen Proceß führte. Unsre Meinung ist, es wäre besser gewesen, das Manuscript hätte sich nicht gefunden, denn es ist nicht des Druckes werth, obwohl er auf schlechtem Papier nicht sonderlich ausgeführt ist. Wenn ein Freund und Bruder eines „Ritters des Lichts," der also doch wohl auch wenigstens ein Lichtknappe ist, nicht einmal deutsch schreiben kann, wie das Titelblatt beider Theile zeigt: so kann man sich leicht denken, wie erst das Licht beschaffen seyn mag, welches in diesem Werke strahlt.

Ach! wäre es doch unter dem Scheffel geblieben! — Der dreizehnte Band enthält eine Art Schwesterloge, wo der Großmeister mit seinen Großbeamten auf das Langweilligste katechisirt, wo zwei Reden die guten Schwestern gewiß eingeschläfert haben, wenn sie nicht Hurka's dazwischen tönende Musik munter erhalten hat. Dann folgen Abhandlungen: „Ueber die Mysterien der Indier in zwei Abtheilungen.“ „Ueber Analogie zwischen dem Christenthume erstern (der ersten) Zeiten und Freimaurerei,“ über die sich der heilige Vater nicht erfreuen würde, wenn er sie läse. Ferner: „Ueber den Hang zum Wunderbaren.“ „Ueber den Mäurerischen (?) Tempelbau.“ „Ueber die Thätigkeit und den Genuß des Lebens.“ „Ueber die Reisen des Maurers“ und „Ueber die Art unangenehme Wahrheiten beizubringen.“ Der Redacteur (es ist wahrscheinlich nur ein symbolischer) versichert zwar, als Vorrede zum sechszehnten Theil, daß sich in demselben sehr merkwürdige Aufsätze befänden, aber leider haben wir solche nicht gefunden, dagegen viel schwülstige, prahlerische und doch nichtssagende Abhandlungen, unter denen die erste eine Rede bei Uebernahme des Großmeisteramtes, gleichsam ein gelungener Versuch: „wie viel man wohl gläubigen Maurern bieten kann,“ zu seyn scheint. Der Brief Friedrich II. an die Loge Royale York, ist in: „Le Bauld-de-Nans Recueil des Discours“ und „Feßler's Rückblicke auf die sechs letzten Jahre meiner Logenthätigkeit,“ bereits längst abgedruckt, wo in letzteren ohne Vergleich gründlicher, belehrender und weit interessanter die Geschichte gedachter Loge enthalten ist, als in der dürftigen, zusammengestoppelten „Kurzgefaßten Geschichte der großen Mutterloge Royale York zur Freundschaft,“ welche einen Theil des Inhalts dieses sechszehnten Bandes vom Signatstern ausmacht. Das einzige Gute, was dieser Band in sich faßt, ist — daß er der letzte ist! Unbegreiflich ist es, wie dergleichen abgeschmackte, ohne Kenntniß und Wahl, jedoch mit vieler Dreistigkeit unternommene Compilationen, haben Abgang finden können.

2) Drei einfache Grundbegriffe der ältesten und einzig ächt gebliebenen Freimaurerei. Aus den kürzlich auf Cypern ausgegrabenen Ueberresten des Tempelordens entnommen. Nebst einer heiligen Reliquie: „Der Charakter des Maurerbundes“ und ein Schlußgebet des Autors, worin der reine Endzweck des Ordens, in welchem alle Hieroglyphen sich auflösen, endlich einmal deutlich ausgesprochen ist. Wer die göttliche Weihe hat, bedarf der unsrigen nicht. Vom Grafen C...nos, ächten Maurer der höchsten Grade und Maltheserritter bei seiner Rückkehr aus dem Morgenlande, allen Brüdern, Maurern und Kreuzfahrern von 1821 zum Wegweiser, dem Fürsten von Hohenlohe aber gewidmet, sie zu dem einigen Zwecke zurückzuführen: mit Beziehung auf Herrn Professor Steffens und sein Buch: Caricaturen des Heiligsten. Breslau (ohne Jahrzahl) bei R. F. Schöne. 8. — Wir bitten vorerst nur dem Titel dieser merkwürdigen Broschüre einige Aufmerksamkeit zu schenken. Welche Länge, welche Sätze, wer mag ihn weglesen, ohne außer Athem zu kommen? . . „kürzlich auf Cypern ausgegrabne Ueberreste des Tempelordens entnommen.“ Gleichsam als ob der Tempelorden zuletzt, wie ein Inventarium u. s. w. in Kisten gepackt worden und davon die letzte von unserm „Grafen, ächten Maurer der höchsten Grade und Maltheserritter,“ bei seiner Rückkehr aus dem Oriente, so beian mit aufgeladen wurde. Dann kommt die „Reliquie,“ welche an Katholicismus erinnert, so wie „die göttliche Weihe,“ unter welcher hoffentlich die Tonsur zu verstehen ist. Und nun „die Kreuzfahrer von 1821,“ von denen wir bis jetzt gar nichts gewußt; mehr freilich von dem wunderthätigern als wundervollen „Fürsten Hohenlohe,“ worauf der Hr. Prof. Steffens (groß gedruckt) mit seinen „Caricaturen“ den Schluß bildet. Es ist ein mystisches Mosaik dieser Titel, von einer allerdings auffallenden Gattung, mehr, wie es uns scheint, römischer als florentinischer Art —! Um das treffliche Büchlein befindet sich ein, ihm entsprechender Umschlag. Schlichten Menschen erscheint er also: Ein weißes Kreuz, um dessen obern Theil sich ein leuchtender Dornenkranz windet, steht auf einem kleinen grauen Hügel, aus welchem rechts eine rothe und weiße Rose an einem Stiele; links ein dreifacher Akazienzweig, sich erheben. Dieser Hügel ruht auf dem obersten Theile eines größern blaßgrünen Ringes, in dessen Mitte eine Art Kaffeetrommel liegt, um welche im Kreise herum Namen wie Joviel, Pomiel u. dergl. Vertraute der Magiker und Geisterseher geschrieben sind. Auf der Rückseite steht ein rother und grüner sechseckiger Stern, an dessen Spitzen wieder kleine Sterne angebracht sind, ganz wie zu einem Sternschießen eingerichtet. Allein das sind nur, wie Rec., geistig und moralisch Blinde, die dies sehen, die Erklärung S. 72—73, gibt andre große Aufschlüsse. Das erste ist nämlich „der Schlüssel zu den Geheimnissen der ganzen sichtbaren Natur! Das Arcanum Arcanorum der Theosophen im höhern, so wie der Alchymisten im niedrig irdischen Sinne. Das Andre die sinnliche Darstellung der sich offenbarenden dreieinigen Gottheit auf dem Kreuze der Natur.“ Die kurze Erklärung sagt: „Es gibt nur zwei Ober-Himmlische Ur-Elemente: Wasser und Feuer. Das erste weiblich leidend (J. L., die göttliche Weisheit [Siona] die sich mit der Spitze des ▽ zur gefallenen Menschheit herabsenkt); das andre männlich wirkend. Das sie verbindende und zugleich aus dieser Verbindung entsprossene Mittel-Element, nennen wir irriger Weise das Fünfte, und ist die himmlische Luft (Aether), die kein sterbliches Wesen verträgt. Das Meer (die Fülle der Gottheit), worin die Erde und alle Weltkörper schwimmen ꝛc. ꝛc.“ In diesem Tone geht es noch zwei volle Seiten fort. Wir glauben den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn

Digitized by Google

wir ihnen diese erlassen, offen gestehend, daß uns nichts darin verständlich ist, als die altbekannte Sache: daß ohne Luft allerdings Niemand leben kann. Eckartshausen's „Hieroglyphen für's Herz," seine „Wolke über dem Heiligthume;" Stilling's „Heimweh" und „Theobald," so wie „Thomas von Kempen," sind die mystischen Werke, welche die Vorrede besonders empfiehlt. Der darauf folgende „Charakter des Maurerbundes" ist ein Gemisch matter Sentenzen, welche alle beweisen sollen, daß der Orden heilig sey. Die sogenannten drei Hauptbegriffe sind: „Erster Begriff von Gott und dem Erstgebornen alles Geschöpfs." Dieser Titel zeigt schon allein in der Fügung, daß der Schreiber nicht deutsch kann und im Sinne, daß derselbe auf seltsame Weise seine eignen Begriffe verwirrt. Die Ueberschrift steht so, als ob die Bezeichnung: „Erster Begriff," andeuten sollte, daß es der von Gott u. s. w., und nicht der erste von den drei Begriffen sey; dann weiß man auch nicht, was unter „dem Erstgebornen alles Geschöpfs" zu verstehen ist, indem hierüber kein Aufschluß, sondern nur eine Menge Bibelcitate untereinander, besonders aus der Offenbarung Johannis entlehnt, folgen, aus denen der Verf. einen religiösen Gallimathias construirt hat. „Zweiter Begriff von den drei Ichheiten der einigen Gottheit, und besonders von dem Eingebornen und Erstgebornen Gottes." „Dritter Begriff vom heiligen Geist." Auch von diesen beiden Begriffen kann man, nach Lesung ihres Inhaltes, kein günstigeres Urtheil fällen, denn ihnen gesellen sich noch von Zeit zu Zeit alchymistische Träumereien bei. Es ist hier eben so wenig wahrhaft christliche Religion, als auch nur eine Idee von dem Wesen echter Freimaurerei zu finden, deßhalb eilen wir zum Ende nur noch des „Hirtenbriefs an den Fürsten Hohenlohe" kürzlich gedenkend, und die „Schlußanmerkung" unsern Lesern vorlegend. Man wird nicht recht klug daraus, ob dieser Hirtenbrief Ernst oder Persiflage ist. Er würde letzteres zu seyn scheinen, wären nicht alle andre Stellen der Broschüre so, daß aus ihnen bittrer Ernst leuchtet. Der Fürst wird zwar ein erleuchteter genannt, ihm aber doch Lehren zu Gemüth geführt, unter denen S. 64 und 65 Folgendes vorkommt: „Auch muß er selbst (der Maurer) als Katholik derjenigen eingedenk seyn, die, der echt apostolischen Lehre ihres würdigen Stifters, Ign. Loyola, vergessend, den Namen Jesu, des Gottes der Liebe, misbrauchten, seine Vorfahren, die Tempelritter, zu erwürgen, um ungestört eine menschlich-kirchliche Despotie auf einer Erde einzuführen, wo sie das reine Evangelium der Liebe verkündigen sollten, aber nicht bestimmt waren, als blutige Tyrannen das Schwert der Rache zu schwingen und durch die geängsteten Gewissen der Könige über die Völker und Kinder Gottes zu richten. Meine schwächeren Brüder fürchten einen Rückfall und verkennen nach meiner reinen Ueberzeugung Ew. Durchlaucht, wenn sie Hochdieselben zu einem getäuschten (??) Werkzeuge der Jesuiten herabwürdigen, während ich fest glaube und weiß, daß dieses nicht entfernt der Fall ist." Die Schlußanmerkung (der noch „biblische Stellen, so bei Lesung dieser Schrift anwendbar," folgen, und ein Gedicht „An die Philosophen" vorangeht, worin die Vernunft „nur bloßes Sinnenlicht" genannt wird) lautet wörtlich: „Sollten sich in wenig Jahren Physik und Mechanik in ihrer höchsten Potenz die Hand bieten, eine Vorrichtung zu erfinden, wodurch die drei belebenden Fluida der Natur, Elektricität, Magnetismus und Galvanismus, zu einem einzigen Fluidum, wie vormals, vereinigt, auf einen beliebigen thierischen Körper zu wirken, genöthigt werden könnten, so besäßen wir die Kraft, alle physische Gebrechen (die angebornen ausgenommen) mit sehr leichter Mühe zu heilen. Dieses Fluidum ist der Zitterstoff, welchen Herr Dr. Schmidt zu Lilienthal in zwei großen Bänden erst zu ahnen angefangen, mit dem die Aegypter Wunder thaten, und dessen Nutz-Anwendung, dem Scharfsinn eines Steffens würdig, diesem wahrhaft tiefdenkenden Naturforscher vorbehalten seyn könnte, wenn er es ernstlich wollte."

So haben wir denn die maurerischen Schriften der ersten Abtheilung, welche in den letzten drei Jahren zum Vorschein gekommen, ihrem Inhalte nach mitgetheilt. Das sie nicht das darlegten, was ihre Titel versprachen, und weßhalb sie sich hier unter I. gestellt finden, ist nicht unsre Schuld. Wir trösten uns damit, daß der Signatstern zu Ende und die andre Broschüre von der Art ist, daß kaum alle halbe Jahrhunderte ein Mann geboren wird, der fähig seyn dürfte, einen so vollendeten vielseitigen non sens zu schreiben

II. 1) Das Ganze aller geheimen Ordens-Verbindungen. Ein Buch zur Belehrung und Warnung für Nichteingeweihte, und zur Uebersicht für Ordens-Brüder. Aus echten Quellen und den besten Schriften gezogen von einem Freunde der Menschenveredlung. Altenburg, bei Petersen 1805. gr. 8. Wir würden nach dem angenommenen Grundsatze, nur drei Jahr alte Schriften über Maurerei hier zu erwähnen, dieser allerdings nicht gedenken, wenn nicht vor ganz kurzer Zeit, in den Intelligenzblättern, die Ankündigung von einer neuen Auflage des genannten Buchs, irren wir nicht, zu Leipzig bei Wienbrack, uns zu Gesicht gekommen wäre. Damit also, falls diese erschiene, Jedermann weiß, was er zu erwarten hat, geben wir in Kürze den Inhalt und unser Urtheil. — Das Ganze ist eine Compilation aus einer Menge andrer maurerischer Werke, als: die Eleusinien des 19ten Jahrhunderts; Ueber das Ganze der Maurerei; Materialien für Maurer; Notuma; die schottische Maurerei, verglichen mit den drei Ordensgelübden rc.; St. Nicaise und Crata Repoa. — Dies hätte nichts zu sagen, wenn nur eine erfahrne Hand gewählt und die Theile dann ordnungsmäßig gefügt hätte. Allein, leider ist es reine Abschreiberei gewesen, so daß, was diese Seite als unumstößlich aufstellt, die nächste eben so bestimmt verwirft. Daß Beides ohne Gründe ge-

schieht, versteht sich von selbst. Hier ein Beispiel für hundert. S. 21: „Die Gesellschaft der Freimaurer soll aus mehr als zwanzig Millionen Menschen bestehen. Die Jesuiten spielen mit diesen zwanzig Millionen wie mit zahmen Puppen.“ S. 23: „Ein wahrer Maurer muß lachen, wenn er behaupten hört, daß die Jesuiten den Freimaurerorden dirigiren.“ Den Anfang macht die Crata repoa oder Einweihung in die geheime Gesellschaft der ägyptischen Priester; dann folgen einzelne Sätze von der eben angeführten Art; hierauf eine höchst unvollkommne und fehlerhafte Ordensstatistik, in welche noch Biographien, Denksprüche u. dgl. bunt durcheinander hineingeflochten sind. Die nur bis zum Jahr 1800 gehende Uebersicht der „Geschichte der Maurerei,“ ist voller Lücken, und die „Rituale der schottischen Logen“ und „Bemerkungen über maurerische Secten,“ sind von der Art, daß sie den Neugierigen keine interessanten Gegenstände zeigen, von den Erfahrnen aber, als durchaus unrichtiges Machwerk, bald auf die Seite gelegt werden. Außerdem enthält das Buch noch kurze Schilderungen der afrikanischen Bauherren, Illuminaten, der deutschen Union, der Rosenkreuzer, asiatischen Brüder, der ägyptischen Maurerei, der Harmonie, des Rosenordens, der Kreuzfrommen, der Martinisten, des Mopsordens, der Argonauten, des Ordens Jesu Christi und des Ordens der wahren Patrioten und Menschenfreunde. Da alle diese Beschreibungen Auszüge aus kleinen und größern Büchern über diese Gegenstände sind, so würde es überflüssig seyn, hier wieder Auszüge aus Auszügen zu liefern, indem daselbst so wenig Kritik als in den frühern Mittheilungen zu erblicken ist. Wir beschließen die Beurtheilung der vorliegenden Compilation mit der Bemerkung, daß es allerdings sehr wünschenswerth wäre, eine Uebersicht sämmtlicher geheimen Ordensverbindungen zu besitzen. Allein der Verf. eines so schätzbaren Werkes müßte nicht nur aus den ersten Quellen schöpfen können, sondern auch fähig dazu seyn, die verschiednen Materien kritisch zu prüfen und aus den sorgfältig geprüften ein historisches Gebäude aufzuführen. Wichtige Versuche darin, jedoch nur für eine Auswahl Maurer, haben Feßler und Schröder geliefert. „Das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen rc.“ aber entspricht keiner dieser Forderungen, erregt nur Irrthum und Widerspruch und bringt um Zeit und Geld.

(Der Beschluß folgt.)

## Preisaufgabe von funfzig Ducaten.

Herr Hofr. André in Stuttgart hat für praktische Oekonomen eine interessante Preisbemerkung veranstaltet, deren Lösung mit funfzig Ducaten belohnt werden soll. Alles, was im ökonomischen Fache geschrieben wird, hat nämlich nur insofern Werth, als es, wirklich angewendet, höhern, sichern, anhaltenden Vortheil in der Landwirthschaft gewährt. Weil das letztere so selten der Fall ist, so läßt der neue Tag das wieder vergessen, was der vorige anempfohlen hatte. Er verlangt also eine Nachweisung von wirklichbestehenden Wirthschaften, wo authentisch und rechnungsmäßig dargethan wird, daß der Nettoertrag der Production sich durch Befolgung einer bestimmten Wirthschaftsmethode in einem gegebenen Zeitraume bedeutend vermehrte und die höchst wahrscheinliche Vermuthung gab, daß diese Vermehrung fortdauernd zunehmen werde. Und dann wünscht er die sichersten Mittel angegeben, wie die Jahre, wo die Getraidepreise sehr niedrig stehn, so zu benutzen seyen, daß die Landwirthschaft nicht rückwärts gehe, in spätern Jahren der erlittene Verlust wieder ausgeglichen werde. Preisbewerber haben ihre Arbeiten anonym mit einem Zettel, oder mit ihrem Namen, an die Calve'sche Buchhandlung in Prag einzusenden und sehen sie der Reihe nach, wie sie einlaufen, in den Oekonomischen Neuigkeiten abgedruckt. 1826 erfolgt erst die Preisvertheilung. Indessen leicht ist die Aufgabe auch nicht zu lösen.

## Frage.

Karamsin hat in dem X. Theile seiner russischen Geschichte die Ermordung des Cäsarewitschen Demetrius so erzählt, wie sie bisher in den Werken über die russische Geschichte als wahr angenommen worden ist, ungeachtet bei näherer Prüfung aller dabei vorkommenden Umstände mancher Zweifel die Thatsache noch im Dunkeln läßt. Was ist nun an dem Gerücht, das der petersburger Correspondent in der Abendzeitung 1823, Nr. 193, mit folgenden Worten erwähnt: „Karamsin's historischer Mittheilung widerspricht ein Gerücht im wissenschaftlichen Publico,“ als habe H. von Karamsin, bevor er diese Abhandlung über die Ermordung des Cäsarowitschen Demetrius schrieb, dem Kaiser in einer von ihm erbetenen geheimen Audienz offenbaret, die von ihm gesammelten Materialien zur russischen Geschichte bezeugten, daß der angeblich durch Boris Godunow ermordete Demetrius (den die Russen als Heiligen verehren) nur Chimäre — dagegen der falsche, mit dem Abscheu Rußlands bedeckte und öffentlich hingerichtete Abenteurer, der — wahre Thronfolger Ruthiniens gewesen sey. — „Schreiben Sie die Wahrheit!“ soll der Kaiser hierauf gesagt haben. Da diese aber nach einem russischen Sprichworte (istinna kolit glasa) die Augen sticht, so hat das Gerücht gelogen! Denn Herr von Karamsin ist dem bekannten Gange der russischen Geschichte treu geblieben.

## Miscellen.

Von Lord Byron's Don Juan ist Gesang IX — XI. in London erschienen. Der englische Kritiker in der Litterary Gazette vom 6. September weiß indessen kaum Ausdrücke zu finden, ihnen das Böseste nachzusagen. Es sind die pöbelhaftesten Ausfälle auf Wellington (den er Villainton nennt) die schlüpfrigsten Darstellungen, die ungereimtesten Abenteuer an einander gereiht, sagt er, und man möchte behaupten, der edle Lord habe den Verstand verloren. Don Juan tummelt sich in diesen drei Gesängen in Rußland und London herum.

Die Scandinavische gelehrte Gesellschaft, ein Verein der besten norwegischen und dänischen Gelehrten, der sich schon in Kopenhagen 1793 bildete, hat bereits nach und nach 21 Bände von ihren Arbeiten erscheinen lassen, die über den Norden Europas eine Menge wichtiger Abhandlungen enthalten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 262.

14. November 1823.

## Freimaurerische Literatur der letzten drei Jahre.

(Beschluß aus Nr. 261.)

2) Weit mehr können wir „Baustücke, ein Lesebuch für Freimaurer und zunächst für Brüder des eklektischen Bundes von dem Bruder Georg Freiherrn v. Wedekind, zweite Sammlung. Gießen 1821, bei Heyer. 12." empfehlen. Die erste Sammlung, ein Jahr früher herausgekommen, war in demselben Geiste als diese geschrieben, nämlich um Maurern, die einen gewissen Grad von Bildung besitzen, ohne deshalb gerade Gelehrte zu seyn, Stoff zum Nachdenken über das zu geben, was die Freimaurerei als ein Institut für das Reinmenschliche seyn kann und seyn darf. Hier sehen wir die Idee und die Tendenz des Bundes in verständigen und verständlichen, den Geist und das Gemüth anregenden „Zeichnungen" (wie sie etwas geziert der Verfasser nennt) abgehandelt, und Niemand wird das Werkchen nutzlos aus der Hand legen. Der Inhalt ist: 1) Gespräch über Freimaurerei. 2) Installationsfeier der ger. u. vollk. St. Johannisloge, Johannis Evangelist zur Eintracht im Morgen von Darmstadt 2c. 3) Die Bauloge. 4) Zeichnung des M. v. St. am ersten Freudenfest zur Erinnerung des Stiftungstages. 5) Blicke in die Freimaurerei und Bemerkungen über Symbole, Gebräuche und die heilige Zahl. 6) Ueber das erste Johannisfest der Freimaurerei. 7) Das Fest Johannis des Evangelisten in der Freimaurerei. 8) Die höchste Regel in der Freimaurerei. 9) Denkwürdigkeiten des heimgegangenen hochw. Großmeisters des eklektischen Bundes, J. N. Düfay 2c. 10) Zur Trauerloge des Großmeisters Düfay. 11) Vorlesung über die alte und neue Maurerei. 12) Quaestiones inaugurales pro suprema in arte latomica obtinenda dignitate. 13) Das goldne Gedicht der Pythagoräer. — Unsern Beifall haben besonders die Abhandlungen Nr. 5, 6 und 8 erregt, in welcher letztern der Verfasser „die Kunst, gut und vollkommen zu werden, ohne hierzu die Triebfedern der Furcht und der Hoffnung nöthig zu haben," als die höchste Regel in der Freimaurerei aufstellt, und mit philosophischem und maurerischem Geiste zugleich untersucht: Was heißt gut und vollkommen werden? Kann man dabei die Triebfedern der Furcht und der Hoffnung entbehren? Ist diese Kunst die Freimaurerei? Soll letztre ihre Mittel geheim halten? — Eine noch vorzüglichere Aufmerksamkeit aber verdient die „Vorlesung über die alte und neue Maurerei von Br. Schr. mit einigen Randanmerkungen, von einem Br. dem Herausgeber zugesandt." Es scheint, daß diese Vorlesung eine Art von Auszug aus Schröder's, nur für Maurer seines gestifteten Systems gedruckter Geschichte der Freimaurerei ist, deren Behauptungen ein gelehrter und kunsterfahrner Maurer, erläuternde, oft zurechtweisende Noten beigefügt hat. Mit welchem Rechte diese Abhandlung hier gegeben wurde, durch welche dieser Theil der „Baustücke" zugleich mit unter die Rubrik I. zu zählen ist, steht uns zu beurtheilen nicht anheim. Genug, der Aufsatz ist darin und werth, von jedem Maurer und Nichtmaurer gelesen und von ersterem sorgfältig studirt zu werden, um selbst zu entscheiden, ob die angeführten Noten Grund haben.

Wie wir gehört, wird keine Fortsetzung dieser anziehenden Schilderungen, als dritter Band, erfolgen, da der Freiherr v. W. seinen Geist und Muse der „Zeitschrift für Freimaurerei" zuwenden soll. Das Publicum wird, indem letztere Schrift, wie oben bemerkt, nur Freimaurern abgelassen werden kann, dabei verlieren, und dies ist bei Werken über Maurerei selten der Fall.

III. Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung, von C. Lenning, durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Band. A bis G. Leipzig, bei F. A. Brockhaus, 1822. 8. Unter allen Wörterbüchern, die über Maurerei jemals im Druck erschienen sind, sie mögen deutsch, französisch oder englisch seyn, ist dieses unstreitig das vorzüglichste; denn schon dieser erste Band (zwei folgen und begrenzen das Werk) enthält einen ungemeinen Reichthum an Materialien, eine gute logische und wahrhaft philosophische Bearbeitung derselben. Ob Lenning, der alphabetische Ordner, nicht ein blos fingirter Name ist,

der mit dem ungenannten Herausgeber wahrscheinlich ein und dieselbe Person seyn könnte, lassen wir dahin gestellt seyn, denn wir haben es nicht mit Personen, sondern mit der Sache zu thun. *) Nur soviel sey uns noch zu bemerken erlaubt, daß der Verfasser, wenn er so fortfährt und einige weiter unten bemerkte Anstöße berücksichtigt, ein maurerisches Hülfsbuch liefert, das dem in der Geschichte seines Geschlechts forschenden Denker eben so erfreulich, als dem aufgeklärten vorsitzenden Meister wichtig und dem neuen Maurer bei Lesung historischer maurerischer Schriften unentbehrlich werden wird.

Das Ganze soll in 3—4000 Artikeln: Ursprung, Geschichte, Geographie, Statistik, Systeme, Secten, Grade, Hieroglyphen, Symbole, Gebräuche, Terminologie, Bibliographie und Biographien von berühmten und berüchtigten Mitgliedern der Freimaurergesellschaft enthalten, wobei jedoch das Geheimniß der Rituale, der Zeichen, Worte und Griffe, respectirt wird. Reichhaltiger, umfassender, ist fürwahr noch kein Freimaurerlexicon erschienen, und mit vollem Rechte verdient es, wenn dem ersten Theile die folgenden nicht nachstehen, den vielsagenden Titel Encyklopädie. Der vorliegende Band, der die Buchstaben A—G enthält, umfaßt unter A 187, unter B 164, unter C 150, unter D 65, unter E 79, unter F 76, unter G 106, also zusammen 827 Artikel. Damit unsre Leser sich einen Begriff von der Art und dem Geiste der Arbeit machen können, liefern wir hier zwei Proben, wie sie uns, ohne Nachsuchen, in die Hände gefallen. S. 3: „Abraxas war bei den Gnostikern die Benennung der obersten Gottheit, welcher (nach der Annahme des Basilides) 365 niedre Gottheiten, mit Anspielung auf die Tage eines Jahres, untergeordnet waren. Von Abraxas entsprang, der gnostischen Lehre zufolge, der erstgeborne Geist; von diesem der Logos, oder das Wort; vom Logos die Phronesis, oder Klugheit; von Phronesis Sophia und Dynamis, oder Weisheit und Stärke. (S. „den Geist der Maurerei, von W. Hutchinson," aus dem Englischen übersetzt, Berlin 1780. S. 49—60; so wie „die Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" vom Br. Krause, 2te Ausg. B. 1. Abth. 1. S. 27 u. 75—77) — S. 150: „Elisabeth, Königin von England, geboren den 8. September 1533, bestieg den Thron 1558 und starb am 3. April 1603. Empfindlich darüber, daß die Baucorporationen ihr, als einer Frau, die durch den Tod des Großmeisters erledigte Großmeisterschaft nicht antrugen und ihr auch aus demselben Grunde ihre Geheimnisse nicht mittheilen wollten, äußerte sie Mistrauen gegen die Versammlungen derselben. Sie sendete im J. 1561 ein Detachement Soldaten ab, um die jährlich am 27. December in York zur Feier des Schutzpatrons, Johannis des Evangelisten, Statt findende große Loge aufzuheben; allein, der Meister vom Stuhl und die beiden Aufseher, davon benachrichtigt, gingen den commandirenden Officieren entgegen und überredeten sie, vorher selbst ihre Arbeiten zu untersuchen, ehe sie ihren Auftrag ausführten; worauf diese der Königin einen so vortheilhaften Bericht über die Maurerei erstatteten, daß sie, zumal nach den überdies darüber erhaltenen Erläuterungen des neuerwählten Großmeisters, Sir Thomas Sackville, nicht allein ihre Befehle gegen die maurerischen Versammlungen wieder einzog, sondern später sogar die Baucorporationen begünstigte und „die Freimaurer als Männer von besondrer Art hochachtete, die in Frieden und Freundschaft lebten und Künste und Wissenschaften trieben, ohne sich in kirchliche und Staatssachen zu mischen." (S. „Constitutions by Noorthouk, p. 120.") Gern würden wir noch einige kurze Artikel, in Bezug auf Symbole, Hieroglyphen u. s. w., ausheben, um zu unsrer Behauptung vielseitige Belege zu geben, der Raum aber verbietet es.

Dürften wir dem gelehrten Maurer, der dies Werk bearbeitet, noch einige Berücksichtigungen anempfehlen, so wären es die: mehr noch auf ein gehöriges Verhältniß der Artikel in ihrem Umfange zu sehen. So ist der von Fichte, s. S. 217—240, wie uns deucht, über die Gebühr ausgedehnt; die Fichte-Feßler'sche Correspondenz darin konnte ganz wegfallen, denn sie lehrt wenig mehr, als daß zwei ausgezeichnete Köpfe, welche verschiedene Dinge behaupten, sich selten verständigen, und Jeder, jemehr der Andere ihm zusetzt, um desto hartnäckiger auf seinem Kopfe besteht und alle Kunst zu Hülfe nimmt, um sie geltend zu machen. Ja, es scheint, als ob die maurerisch-philosophischen Streitfragen darin mehr zum Deckmantel persönlicher gegenseitiger Abneigung und deren Folgen dienen sollten. Auch hat der Erfolg dies bestätigt, denn Fichte schied aus. Ferner, eine festre Hand über die Classification zu halten; so z. B. ist Ernst II., auf Gotha, aus E in G verwiesen, während bei andern Regenten die Vornamen die Rubrik bestimmen. Dagegen können wir Georg IV. weder unter G noch E (England) finden. Endlich und hauptsächlich spricht sich in dem ganzen Bande die Vorliebe für den Verf. der drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft (Krause) und für seine Meinungen und Ansichten zu parteiisch aus. Der Herausgeber einer Encyklopädie muß sich durchaus auf den historischen Standpunkt stellen, seine eigne Persönlichkeit, seine Neigung und Abneigung vergessen! Er muß nur berichten, und wo es Varianten gibt, diese herzählen. Der Leser bilde sich dann das Urtheil selbst. Ueber Krause aber ist dies um so nöthiger, als sonst der Herausgeber gegen einen Theil der Gesammtansichten des maurerischen Publicums in Gegensatz tritt, welches, mit aller Achtung für den Fleiß und die Gelehrsamkeit dieses Forschers, doch einstimmig (denn etwa zwei, höchstens drei bis vier Stimmen können gegen mehrere Tausende, worunter doch auch sehr tüchtige Denker und erfahrne Maurer in weit überwiegenderer Zahl sind, nicht in Be-

*) In der Vorrede zum 2. Bde., der wahrscheinlich noch in diesem Jahre wird ausgegeben werden können, wird sich der Herausgeber über seinen Antheil an dem Werke und den des Hrn. Lenning näher aussprechen.
D. Red.

tracht kommen) findet, daß sein Menschheitsbund in's Reich der Phantasie, und noch dazu von sehr langweiliger Art, gehört. Dies sind die gegen die Trefflichkeit des Gelieferten höchst unbedeutenden Ausstellungen, welche wir in den folgenden Bänden geändert wünschen, um die ungestörteste Befriedigung zu genießen. Möchte es dem Herrn Herausgeber möglich seyn, diese recht bald zu liefern, denn die bekannte Thätigkeit der Brockhaus'schen Pressen wird uns dann gewiß nicht warten lassen. Druck mit lateinischen Lettern und Papier entsprechen dem innern Werthe.

IV. 1) Gegen die Angriffe des Professor Steffens auf die Freimaurerei. Von vier Maurern. Leipzig, bei F. A. Brockhaus, 1821. 8. Diese vier Maurer sind L. Wankel, Chr. Weiß, Karl Rößler und Grävell, und jeder von ihnen ist, wie ihre Abhandlungen zeigen, würdiger, selbst als Feind, als der Graf C...nos, Don Quixote'schen, maurerischen Gedächtnisses (s. oben), als Freund. Hr. Prof. Steffens wird überall mit Gründen und dabei in einem anständigen Tone so widerlegt, daß es wahrscheinlich wird, er habe seine etwas massive, eingelegte Lanze an die Wand gelehnt, statt damit, wie er drohte, noch ernstlichere Turniere zu beginnen. Die vorzüglichste Entgegnung scheint die von Grävell zu seyn. Wodurch die kleine Schrift einen besondern Werth erlangt, ist der angehängte Abdruck einer maurerischen, aus dem Jahre 1535 herstammenden Urkunde, welche eine Erklärung dessen enthält, was die unterzeichneten „abgeordneten Meister der ehrwürdigen und dem heiligen Johannes gewidmeten Gesellschaft oder des freien Maurerordens Genossen, Vorsteher der Loge oder Hütten (Tabernaculorum), welche zu Hamburg, London, Edinburg, Wien, Amsterdam, Paris, Autun, Frankfurt, Antwerpen, Rotterdam, Madrid, Venedig, Gent, Königsberg, Brüssel, Danzig, Middelburg, Fabirai und der agrippinischen Stadt (Cöln) errichtet sind, im Capitel in dieser Stadt Cöln im unterzeichneten Jahre, Monat und Tage versammelt, unter dem Vorsitze der in hiesiger Stadt errichteten Loge, unsers sehr ehrwürdigen Bruders, eines hochgelehrten, klugen und vorsichtigen Mannes, der durch einstimmige Wahl erbeten wurde, diesem Geschäfte vorzustehen," für den Ursprung und die Tendenz der Maurerei erkennen, und was sie über die Regierung des Bundes festsetzen. In den Unterschriften machen sich die Namen eines de Coligny, Doria, Jacobus Präpositus und Philippus Melanchthon bemerkbar. Es bedarf jedoch noch manches Beweises, ehe die Echtheit des Documents dargethan seyn wird, besonders spricht schon der Ausdruck Maurerorden dagegen, indem in keiner vor 1717 befindlichen maurerischen Schrift dieser, sondern immer der Ausdruck Brüderschaft gebraucht wurde, der damals dem Sinne auch weit entsprechender war.

2) Die Freimaurerei betrachtet in ihren möglichen und nothwendigen Verhältnissen zu dem Zeitalter der Gegenwart. Für Maurer und Nichtmaurer. Von Karl Gerber. Schmalkalden, Varnhagen, 1821. 8. 94 S. Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift war die „Darstellung der Verhältnisse der Freimaurerei zur Religion und zum Staate. Deutschland, 1819, 31 S." Nachdem Hr. G. dieselbe durchgeht und des Verfassers irrige Ansichten berichtigt, schließt er seine 35 Seiten lange (also vier Seiten mehr Noten als Text) Kritik mit dem Ausspruch: Die Freimaurerei wird sich selbst schützen, sich selbst erhalten — sie wird sich ausdehnen und ein tiefgesunknes Geschlecht wieder erhöhen können; unter jedem Druck und jeder Verfolgung wird sie, wie das Samenkorn in der Erde, herrlicher aufblühen — wenn, und setzt dies wenn S. 93 großgedruckt also fort: „sie von allem Unreinen gereinigt, durch Vermehrung der innern Kraft, durch Einwirkungen nach außen, nicht abgesondert von den Uebrigen dasteht; wenn sie durch besonnene Ausdehnung ihres Wesens ewig junge und lebendige Einflüsse auf die Menschheit behauptet; wenn sie es sich angelegen seyn läßt, das Zeitalter der Gegenwart in besondre und thätige Betrachtung zu nehmen und mit der feierlichen Würde, die als Nimbus sie immer umstrahlen muß, allgemeine Liebe verbindet und ausübt." Wer nun aber, wie billig, glaubt, daß er das, was Hr. G. darunter versteht, „von dem Unreinen reinigen," besonnene Ausdehnung ihres Wesens „ewig junge und lebendige Einflüsse auf die Menschheit das Zeitalter der Gegenwart in besondre und thätige Betrachtung nehmen," in dem Zwischenraum von S. 35 bis 94 finden werde, der irrt sich gewaltig! Da findet sich nichts, was nur eine erläuternde Idee gäbe; sondern moralische, politische und religiöse Ansichten, die an sich gut, doch zu dieser Sache nicht unmittelbar gehören, und auch auf solche Art mit ihr verbunden sind, daß man durchaus darin keine rationelle Erklärung des obigen delphischen Orakels antrifft. Der Styl in dieser kleinen Schrift ist gut; der Verf. urtheilt von Anfang an sehr gründlich; wir stimmen auch seinem Nachsatze des wenn von Grund der Seele bei; allein, um so mehr bedauern wir, daß gerade das fehlt, was man den Schlußstein seines Gebäudes nennen kann.

3) Ueber die Freimaurerei und ihre heutigen Gegner. Von Karl Rößler. Leipzig 1822, bei Friedr. Christ. Wilh. Vogel. 8. Dieses sehr lesenswerthe Schriftchen ist in sieben Briefen geschrieben. Es weht in ihr ein bestimmter, klarer, sich selbst bewußter Geist, auch spricht sich die praktisch-maurerische Kenntniß des Verfs. überall aus. Wir wollen daher den Inhalt der Briefe in Kürze mittheilen. Der erste gibt als Zweck der Maurerei „das Ideal der reinsten Menschlichkeit seiner Verwirklichung so nahe wie möglich zu bringen," an, und bezeichnet zu deren Erlangung, als Mittel, die von dem Maurerhandwerk (sollte wohl besser heißen, von den Baucorporationen des Mittelalters) entlehnten Symbole. Daß gegen diesen Zweck kein vernünftiger, es mit seinem Geschlecht gutmeinender Mensch etwas

einwenden wird, nimmt der Verf. natürlich unbedingt an; die Mittel aber sind es, welche, obwohl unschuldiger Weise, von Maurern (und Nichtmaurern) oft misverstanden werden, wodurch namentlich in unsern Tagen dem Maurerthum so manche Gegner, obwohl die meisten aus unlautereren Absichten, entstanden sind. Der zweite Brief verbreitet sich „über die Ursachen, aus denen es kommt, daß, troß des trefflichen Zwecks, es der Maurerei doch immer noch nicht hat gelingen wollen, die Stimmung gegen dieselbe zu verbessern und in einem günstigern Lichte erscheinen zu lassen.“ Das dritte Schreiben beschäftigt sich mit „Auffindung der Gründe, weshalb anerkannte Gelehrte und andre durch sonstige Vorzüge ausgezeichnete Männer auftreten und den Bund mit einer Schonungslosigkeit, ja, mit einer Grobheit gleichsam anfallen, wie früherhin fast nie geschehen ist.“ Die vierte Mittheilung erzählt die von Maurern selbst versuchten neuesten Reformations-Projecte, widerlegt dieselben, zeigt die Verirrung jener Brüder, welche das Uebel suchen, wo es nicht ist, und gibt zugleich beachtende Winke auf wirkliche oder eingeschlichne Unvollkommenheiten. Der fünfte Brief theilt (ohne das Mysterium zu entweihen) Vorschläge zur Verbesserung des Logenwesens mit, auf welche die Gegner niemals in ihren Schriften hingewiesen haben, und stellt die indiscrete und anmaßende Weise so unberufner Einmischung in ihr wahres Licht. Der sechste Brief beschäftigt sich mit Aufzählung dessen, was nun eigentlich bis jetzt die Gegner der Freimaurerei gethan haben, um ihr schriftlich zu schaden. Die gemachten Vorwürfe werden beleuchtet, manche widerlegt, andre berichtiget und gegen die wahre Quelle geführt. Der letzte Brief endlich gibt eine Uebersicht der Stellung der heutigen Freimaurer und ihrer Gegner, in Bezug auf deren neueste Streitigkeiten, und insofern sich gewisse Folgen derselben berechnen und im voraus beachten lassen. — Der Ton des ganzen Schriftchens ist durchgängig gemäßigt, offen, und dennoch ist mit vieler Geschicklichkeit in jeder Hinsicht diese so delicate Materie behandelt; sie kann den Gegnern zum Muster des Anstandes und der Höflichkeit dienen.

4) Die Sage vom Meister im Osten. Allen freien Maurern gewidmet, von Ihrem Bruder Ries. Altona 1821. Gedruckt bei Pinckvoß. 12. Eine, in gebundner Prosa in der Loge zu Altona vorgetragne Legende von Christus, mit moralischer Nutzanwendung auf die Brüderschaft. Ein Gedicht in der gewöhnlichsten Manier, das eben so gut auch hätte ungedruckt bleiben können.

5) Etwas aus dem Nachlasse eines Maurers. Nebst einem Anhange in Reden, die bei feierlichen, freudigen und unangenehmen Vorfällen im brüderlichen Kreise gehalten worden sind. Leipzig, im Magazin für Industrie und Literatur. 8. Diesem zusammengestoppelten „Etwas,“ das billiger „Nichts“ hätte heißen sollen, fehlt nur, statt der fehlenden Jahrzahl, das Signum: „Gedruckt in diesem Jahre;“ dann wäre es fertig gewesen, wie es seyn sollte! Manches Gute mag daraus, wie einzelne Fleischbißchen aus einer dünnen Suppe, für dies und jenes zu schöpfen seyn, nur für vergeistigende Maurerei ist, wie gesagt, nichts zu finden, und es ist Schade um das, jedoch nicht allzu gute Papier, auf welches der Nachlaß sammt dem Anhange gedruckt worden sind. 120.

---

## Mittheilung an Herrn Professor von der Hagen in Breslau.

Einem Leser ihrer nordischen Helden-Romane fiel das Intelligenzblatt der Jenaischen Lit. Zeit. Nr. 45 in die Hände. Es enthält einen langen Artikel gegen den verstorbenen „von Diez;“ unter andern sagt der Verf. bei einer Gelegenheit: „Wahrscheinlich war dies wieder eine Mystification desselben Osman Effendi, der dem Diez ganz ernsthaft versicherte (in seinen Denkwürdigkeiten von Asien), daß man zu Bagdad in's Futter der Gänse zerhacktes Eisen mische, welches, wenn es durch ihren Leib abgegangen ist, gegossen werde, woraus denn das wahre damascirte Eisen hervorgehe.“ — Mag der Herr Osman Effendi den gelehrten Landsmann mystificirt haben oder nicht, so scheint dieser chemische Schmiedeproceß eine türkische Volkssage, oder ein Volksscherz zu seyn, und es überraschte mich sehr, da in oben erwähnten nordischen Helden-Romanen 1. Theil S. 94, Wieland, um sein Wunderschwert zu schmieden, ganz dasselbe Verfahren anwendet. Er feilt das Eisen, mengt es mit Mehl und Milch, gibt es „Mastvögeln“ zu essen und schmiedet das wieder zu Tag geförderte Eisen in der Esse. Daß sich diese Sage in einem im dreizehnten Jahrhundert aufgeschriebenen deutschen Mährchen und heut zu Tage im Orient findet, schien mir interessant genug, um dem Herausgeber der nordischen Helden-Romane darauf aufmerksam zu machen.

---

## Die Ausstellung von Kunstproducten in Paris.

Wie immer zog die im Monate September und October Statt findende Ausstellung von Erzeugnissen französischer Industrie und Kunst in Paris eine große Menge von Zuschauern alle Tage hin. Die Damen konnten sich an den Shwals, die aus der Fabrik der Herrn Ternaux eingeliefert waren, nicht satt sehen. Sie wetteiferten mit jedem Kaschemir-Shwal an Schönheit. Die Tücher aus Sedan, Elbeuf und Louviers übertrafen an Glanz und Feinheit alle frühern. Fast alle Arten Holz sah man hier zu Möbeln mit einer Politur verarbeitet, die durch Glanz und Schönheit in Erstaunen setzte. Pianoforte's von Pape kamen in allen Gestalten und in dem schönsten Tone vor. Die Herren Didot hatten neue Schriftproben und ihren Virgil in Folio, so wie noch andere Proben von ihren Prachtausgaben lateinischer Dichter in Fol., vorgelegt, die als Meisterstücke der Buchdruckerkunst angesehn werden können; die künstlichen Blumen aus Fischbein prangten mitten unter natürlichen und konnten nur durch den Mangel des Geruchs von diesen unterschieden werden, wobei in Zukunft vielleicht echte und unechte Essenzen nachhelfen werden. Delevil hatte seine Instrumente eingesandt, wodurch die Blutegel ganz entbehrlich gemacht werden sollen.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 263.

15. November 1823.


## Mémorial de Sainte-Hélène, von dem Grafen Las Cases. — Siebenter Band.

(Einen Bericht über den sechsten Band siehe in Nr. 163 u. 164.)

Ueber den unglücklichen Krieg mit Rußland äußerte sich Napoleon auf folgende Weise: „Nach Allem, was geschehen war, hätte dieser Krieg der populärste der neuern Zeiten seyn müssen: es war der des richtigen Verstandes und der wahren Interessen, der Ruhe und Sicherheit Aller; er hatte einzig den Frieden und die Erhaltung zum Zweck, war durchaus europäisch und continental. Sein glücklicher Erfolg hätte ein Gleichgewicht und neue Combinationen begründet, vor denen die Gefahren der Zeit verschwunden wären, an deren Stelle eine ruhige Zukunft trat, und der Ehrgeiz hatte an meinen Entwürfen keinen Theil. Indem ich Polen wieder herstellte, diesen wahrhaften Schlußstein des ganzen Gewölbes, ließ ich mir es gefallen, daß ein König von Preußen, ein Erzherzog von Oesterreich, oder jeder Andre den Thron dieses Landes bestieg; ich wollte nichts gewinnen und behielt mir einzig den Ruhm der guten That, die Segnungen der Zukunft vor. Sollte man glauben, daß ich hier scheitern, hier meinen Untergang finden mußte? Nie hatte ich Besseres gethan, nie Verdienstlicheres unternommen; aber, als hätte auch die Meinung ihre Seuchen, da war in einem Augenblick nur ein Geschrei, nur ein Gefühl gegen mich. Man bezeichnete mich als den Tyrannen der Könige, mich, der ihr Daseyn wieder befestigt hatte; ich war nur der Zerstörer der Rechte der Völker, ich, der so viel für sie gethan, der noch so viel für sie zu thun gesonnen war; und die Völker und die Könige, diese unversöhnlichen Feinde, verbanden und verschworen sich gegen mich! Keine von allen frühern Handlungen meines Lebens wurde mir mehr angerechnet! Ich sagte mir wohl, ich würde die Völker wieder mit dem Siege gewonnen haben, aber der blieb aus, und ich unterlag. So sind die Menschen! Das ist meine Geschichte! Aber die Völker und die Könige werden meinen Verlust schmerzlich fühlen, und die Nachwelt wird das an mir verübte Unrecht rächen; das leidet keinen Zweifel."

Allerdings wird die Nachwelt Napoleon anders beurtheilen, als ihn die meisten seiner Zeitgenossen beurtheilt haben; das bezweifle ich nicht. Indessen liegt in der angeführten Aeußerung eine seltsame Ansicht und Würdigung der Thaten und Bestrebungen des Kaisers. Wären Könige und Völker, wie er sagt, unversöhnliche Feinde — was Gott verhüten wolle! — wie konnte er, als Kaiser, als Wiederhersteller und Befestiger der königlichen Macht, ein Freund der Völker seyn? Hat er dem Königthum und der alten Ordnung der Dinge Dienste geleistet, was auf keine Weise zu verkennen ist, dann durfte er dafür nicht auf den Dank der Völker rechnen, wie das, was er für diese gethan, ihn den Fürsten nicht empfehlen konnte, wenn anders, wie er sagt, Fürsten und Völker sich feindlich gegenüber stehen. Rapp *) hat, in dieser Hinsicht, weder sich noch seinen Herrn getäuscht und diesem bestimmt vorausgesagt, was er von den Völkern und Fürsten zu erwarten haben würde, sollte ihn in Rußland das Glück verlassen. Auch ist in der That schwer zu begreifen, was diese und jene mit Liebe für ihn gewinnen sollte. Wenn Frankreich ihm ergeben war, dann konnte es seine Gründe dazu haben; das Ausland hatte wahrlich keine. Was Napoleon im Interesse der Völker gethan, ist wohl mit wenig Worten zu berichten, da das Gegentheil vielleicht eine weitläufige Erzählung nöthig machte. Das Königthum hat ihm viel zu verdanken; doch kam, was er dafür gewirkt, nur ihm zu gut; die Könige hatten sich dessen wenig zu erfreuen. Ob es ihm übrigens mit der Wiederherstellung Polens in dem Sinne, wie er oben gesagt, Ernst gewesen, möchte von Manchem noch bezweifelt werden, obgleich die Instruction, die der Kaiser seinem Abgeordneten in Polen gab, und die Las Cases abdrucken ließ, dafür zeugt. Dieser Instruction zu Folge, sollten die Polen aufstehen, ihre Unabhängigkeit erklären und vertheidigen, Frankreich aber nur bei dieser Unternehmung als eine Hülfsmacht betrachten. Der Zweck des Kaisers war, nach dem buchstäblichen Ausdrucke, die Organisation von Polen mit seinem ganzen, oder auch nur einem Theile des ehemaligen Gebietes. Er

*) Mémoires du Général Rapp in Nr. 161 u. 162, vom 12. und 13. Juli dieses Blattes.

hatte zu diesem Ende seinem Gesandten zu Petersburg sehr ausgedehnte Vollmachten ertheilt und einen Unterhändler nach Wien geschickt, der sich mit den ersten Mächten einlassen und, von Seiten Frankreichs, reichliche Entschädigungen an Land für das anbieten sollte, was sie zur Wiederherstellung Polens abzutreten hätten.

Ehe zwischen Frankreich und Preußen die später erfolgte Erkältung eingetreten war, hatte der Kaiser die Absicht, mit dem Könige von Preußen einen festen Bund zu schließen und die Krone von Polen auf sein Haupt zu setzen. Dadurch verminderten sich, wie er sagt, die Schwierigkeiten der Ausführung, da Preußen schon den dritten Theil dieses Königreichs besaß. Rußland hätte man gelassen, was es durchaus behalten wollte, und Oesterreich wäre entschädigt worden. Der Gang der Ereignisse hat den Kaiser bestimmt, diesen Entschluß aufzugeben, der am Ende durch das Unglück in Rußland ganz gescheitert ist. — An einer andern Stelle erzählt Las Cases: Wir sprachen von Polen und den Königen, denen wir es zugedacht hatten. Jeder nannte den seinigen. Der Kaiser, der geschwiegen hatte, unterbrach das Schweigen mit den Worten: „Der wahre König von Polen war Poniatowski; er vereinigte alle Ansprüche darauf, er hatte alle Talente dazu."

Die Unterhaltung und die Gegenstände derselben wechselten häufig, und oft sprang man vom Ernst zum Scherz und von diesem zu jenem über. So fiel die Rede auch auf die leichtfertige Niederträchtigkeit der Zeit, von der man so zahlreiche und so schändliche Beispiele hat. Napoleon führte einige aus seiner reichen Erfahrung an. „Unter Andern," erzählte er, „hatte ein Gewisser im Jahre 1814 sehr schlecht an mir gehandelt. Ich kam zurück. Sie denken sich den Mann vielleicht in großer Sorge und Verlegenheit? Sie irren sich. Weit entfernt, mir scheu aus dem Wege zu gehen, suchte er mich auf und wollte, wie ich mich auch gegen ihn benehmen mochte, nicht von meiner Seite. Er gestand ganz aufrichtig, er habe sich allerdings von den Bourbons ein wenig einnehmen lassen; doch sey die Liebhaberei vorübergehend gewesen, und er habe sie schwer gebüßt. „Uebrigens," versicherte er mit dreister Freimüthigkeit, „die natürliche Ergebung, die Jeder aus so vielen und gegründeten Ursachen für mich im Herzen trage, sey durch diesen kleinen Wechsel vermehrt und nicht vermindert worden. Es blieb mir nichts übrig, als ihn von mir wegzustoßen. Ich zweifle gar nicht daran, daß er jetzt denen zu Füßen liegt, die er vor mir herabgewürdigt hat, und die größten Abscheulichkeiten, wie billig, von mir erzählt. Arme Menschen! Immer und allenthalben dieselben!" Oft kam Napoleon auf Rußland zurück und sprach von seiner bewundernswürdigen Lage gegen das übrige Europa und von der Unermeßlichkeit seiner Masse zum Angriff. Natürlich, je größer und dringender die Gefahr von dieser Seite wird, desto verdienstlicher erscheint jeder Versuch, ihr zu begegnen. Er schildert diese Macht, an den Pol gelehnt, durch ewiges Eis gedeckt, das sie unzugänglich macht; sie kann nur zwei oder drei Monate angegriffen werden, während sie selbst das ganze Jahr in der Lage ist, anzugreifen; einer feindlichen Invasion bietet sie nur die Leiden und Entbehrungen einer Wüste dar, da der Süden sie mit den Genüssen und Vergnügen warmer und reicher Länder lockt. Zu dieser physischen Beschaffenheit, fuhr der Kaiser fort, kommt eine unermeßliche, abgehärtete und ergebene Bevölkerung, die zum Theil in der Entbehrung und dem umherstreifenden Leben ihren natürlichen Zustand findet. „Man schaudert," sagte er, „bei dem Gedanken an eine solche Masse, die man weder von der Seite, noch von hinten angreifen kann, und die sich ungestraft über uns ergießt, Alles überschwemmt, wenn sie siegreich ist, oder sich zurückzieht in die Eisgefilde, wo die Zerstörung, der Tod, ihre Reserve sind, im Falle sie geschlagen wird; und dabei hat sie den Vortheil, daß sie, so oft es ihr beliebt, zum Angriffe wieder hervorbrechen kann. Ist das nicht der Kopf der Hyder, der Anteus der Fabel, den man nur bezwingt, wenn man ihn mit behender Stärke faßt und in den Armen erdrückt? Wo aber findet sich der Hercules dazu? Nur uns war es erlaubt, an den Versuch zu denken; wir haben es ungeschickt angefangen, das ist nicht zu läugnen. Bei dieser Lage der Dinge hängt das Schicksal des Welttheils von der Fähigkeit, der Kraft und dem Willen eines Menschen ab. Es finde sich ein russischer Kaiser, tapfer, ungestüm, talentvoll, kurz, ein Czar, der Haare am Kinn hat, und ihm gehört Europa. Seine Operationen auf deutschem Boden beginnen hundert Stunden von den beiden Hauptstädten Berlin und Wien, deren Monarchen die einzigen Hindernisse sind. Die Allianz des einen nimmt er mit Gewalt, den andern wirft er mit einem Streiche nieder, und somit steht er im Herzen von Deutschland, mitten unter Fürsten vom zweiten Range, von denen die meisten seine Verwandte sind, oder Alles von ihm erwarten. Im Vorbeigehen schleudert er, wenn es nöthig, über die Alpen einige Feuerbrände auf den italienischen Boden, wo brennbarer Stoff zu einer Explosion vorräthig liegt, und zieht im Triumphe gegen Frankreich, als dessen Befreier er sich auf's Neue ankündigt. Ich träfe, dessen bin ich gewiß, in einer solchen Lage zur bestimmten Zeit und in Etapenmärschen zu Calais ein und wäre daselbst der Herr und Schiedsrichter von Europa." . . . . Er schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Vielleicht, mein Freund, sind Sie versucht, mir, wie der Minister des Pyrrhus seinem Herrn, zu sagen: Und dann endlich, zu was soll es führen? Ich antworte: Dazu, eine neue Gesellschaft zu gründen und vor großen Leiden zu bewahren. Europa erwartet diese Wohlthat, flehet darum; mit dem alten System ist es zu Ende, und das neue hat keinen Halt und erhält auch keinen ohne lange und furchtbare Convulsionen." Darauf schwieg der Kaiser wieder, maß mit einem Zirkel Entfernungen auf der Charte und sagte, Constantinopel sey durch seine Lage zum Sitz und Mittelpunkt der Weltherrschaft bestimmt.

Digitized by Google

Später kam der Kaiser auf denselben Gegenstand zurück und sprach über seine Unternehmung gegen Rußland nicht ganz in demselben Sinne. „Man hat,“ sagte er, „bei meiner Expedition das Zufällige mit dem Wesentlichen verwechselt. Ich bin gegen die Russen gescheitert; darum sind sie in ihrem Lande unangreifbar, unüberwindlich; aber wie ist das gekommen? Man frage darüber ihre denkenden Köpfe, ihre klugen und überlegten Männer! Man frage den Kaiser Alexander selbst um seine damalige Gesinnung! Haben die Anstrengungen der Russen mich vernichtet? Nein, bloße Zufälle, ein wahres Misgeschick haben die Sache dahin geführt: eine Hauptstadt, die gegen den Willen ihrer Einwohner und durch fremde Ränke in Flammen aufgeht; ein Winter, ein Frost, dessen plötzliches Eintreten und Strenge eine seltene Erscheinung war; falsche Berichte, einfältige Intriken, Verrath, Dummheit, viele Dinge endlich, die man vielleicht eines Tages erfahren wird, und die wohl die beiden groben Fehler in der Diplomatie und dem Kriege, die man Recht hat, mir vorzuwerfen, mildern oder rechtfertigen können, den nämlich, daß ich mich in eine solche Unternehmung eingelassen, da ich auf meinen Flanken, die mir bald im Rücken lagen, zwei Cabinette, über die ich nicht verfügen konnte, und zwei verbündete Heere hatte, die der geringste Unfall zu meinen Feinden machen mußte. Aber um über diesen Punkt endlich Alles abzuthun und alles Vorhergehende mit Einem Worte zu vernichten, darf ich erklären, daß ich diesen berüchtigten Krieg, diese verwegene Unternehmung nicht gewollt; ich hatte nicht Lust, mich zu schlagen, Alexander eben so wenig; da wir aber einer dem andern gegenüber stunden, trieben uns die Umstände gegeneinander; das Uebrige that das böse Verhängniß.“

Bei einer andern Gelegenheit machte Napoleon sehr wahre und beherzigenswerthe Bemerkungen über das allgemeine Jagen und Drängen nach Stellen. „Ich,“ sprach er, „hätte mit der Zeit Alle davon ausgeschlossen, die ohne sie nicht leben können. Diese Leute gehören nie sich selbst an, und ihre dringenden Bedürfnisse führten die politische Immoralität herbei. Ich würde der öffentlichen Meinung die Stimmung gegeben haben, daß die Anstellungen der Achtung wegen wären gesucht worden; daß große Vermögen aus Beruf, aus Philanthropie oder einem lobenswerthen Ehrgeize sich darum beworben hätten, diese Vermögen, die auch eine gewisse Bürgschaft einer edeln Unabhängigkeit gaben. Das macht eigentlich die Würde, die Majestät einer Nation, das erhöhet ihren Ruf und führt die öffentliche Moral zurück. Eine Veränderung der Sitten in dieser Hinsicht war durchaus nothwendig geworden, und der Widerwille gegen eine Anstellung hätte unsre wirkliche Rückkehr zur höhern Sittlichkeit bezeichnet. Man hat mir hier gesagt, dieser Heißhunger nach Stellen habe den Weg über das Meer gefunden, um unsre Nachbaren anzustecken. Sonst verschmäheten die alten Engländer dieselben. Sehen Sie, ob man in den vereinigten Staaten sich darum bewirbt. Dieses Streben bei einem Volke ist der gefährlichste Schlag, der seine Moralität treffen kann. Wenn man durchaus eine Anstellung will, dann ist man schon verkauft. Jetzt machen die angesehensten Personen in England Jagd darauf; die großen Familien, die ganze Pairschaft sucht Plätze. Sie entschuldigen sich damit, die ungeheuern Steuern erlaubten ihnen nicht mehr, ohne Besoldung zu leben. Erbärmliche Ausrede! Nein, ihre Sitten sind noch mehr als ihr Vermögen zerrüttet. Ist es bei einer gewissen Classe dahin gekommen, daß sie Stellen des Geldes wegen sucht, dann gibt es für eine Nation keine wahre Unabhängigkeit, keinen Adel, keine Würde in dem Charakter mehr. Unsre Entschuldigung lag in der Zerrüttung und den Erschütterungen unsrer Revolution; Jeder war von seiner Stelle verdrängt, aus seinem Wirkungskreise geworfen; Jeder sah sich in der Nothwendigkeit, wieder eine sichere Lage zu gewinnen; und um dieser allgemeinen Nothwendigkeit zu Hülfe zu kommen, glaubte ich alle Stellen mit Geld, Ansehen und Glanz ausstatten zu müssen; aber mit der Zeit hätte ich das alles geändert, und zwar durch die einzige Macht der Meinung. Man glaube ja nicht, daß es unmöglich gewesen wäre. Alles wird dem Einflusse der Gewalt leicht, will sie anders zum Rechten, Schönen und Guten führen.“

Napoleon hat sich öfter über England, seine Verfassung und Verwaltung ausgesprochen, und das Bedeutendste davon ward in den frühern Auszügen der vorhergehenden Bände von Las Cases Werke gegeben. Die Art, wie er sich über dieselben wichtigen Gegenstände in diesem Bande erklärt, scheint uns indessen so wahr und treffend, daß wir kein Bedenken tragen, seine Ansicht hier in der Uebersetzung mitzutheilen, selbst wenn wir auf einige Wiederholungen stoßen sollten: „Die englischen Minister,“ sagte der Kaiser, „verfügen über das Parlament durch eine Mehrheit, die sie geschaffen haben, die ihre Macht verewigt und ihre Gewaltthätigkeit legalisirt. So werden der englischen Freiheit im Namen derer und durch die Formen, die sie schützen sollten, mit jedem Tage neue Fesseln angelegt, und die Zukunft scheint kein Heilmittel darzubieten, und die größten Unfälle drohen. Herr Pitt gebot über die europäische Politik; er hatte das moralische Loos der Völker in der Hand. Die Art, wie er Gebrauch davon gemacht, ist nicht zu rühmen; die Welt setzte er in Flammen und zeichnete seinen Namen, wie Herostrat, unter Feuer und Thränen in der Geschichte auf. Erst die glimmenden Funken unsrer Revolution, dann der ewige Widerstand gegen den Nationalwillen, endlich alle furchtbare Verbrechen, welche die Folge davon waren, das ist sein Werk. Dieser allgemeine Brand von 25 Jahren; die Umkehrung, die Verwüstung von Europa; die Ströme von Blut, welche die Völker dabei vergossen; die schreckliche Schuld Englands, das dies Alles bezahlt hat; das pestilenziale System der Anleihen, unter dem die Völker erliegen; das allgemeine Misbehagen, das gegenwärtig herrscht, alles das ist von ihm oder nach seiner Weise. Die Nachwelt wird ihn erken-

Digitized by Google

nen und als eine wahre Geißel bezeichnen. Dieser in unsern Tagen so sehr gepriesene Mann wird eines Tags nur für einen Dämon des Bösen gelten. Nicht als hielte ich ihn für so verdorben, daß er das Schlechte des Schlechten wegen gewollt; ich zweifle sogar nicht, daß er die Ueberzeugung genährt, er thue wohl. Die Bartholomäusnacht hatte auch ihre Gläubige; der Papst und die Cardinäle stimmten dafür ein Te Deum an, und unter allen diesen guten Leuten gab es ohne Zweifel einige, die es aufrichtig meinten. Das sind die Menschen, das ist ihre Vernunft, ihr Urtheil! Besonders aber wird die Nachwelt Hrn. Pitt die scheußliche Schule, die er hinterlassen hat, zum Vorwurf machen, den insolenten Machiavelism derselben, die tiefe Immoralität, die kalte Selbstsucht, die Verachtung gegen das Loos der Menschen und die Gerechtigkeit der Dinge. Wie dem nun auch sey, Hr. Pitt ist aus wahrer Bewunderung oder reiner Dankbarkeit, oder auch aus bloßem Instinct und purer Sympathie der Mann der europäischen Aristokratie gewesen und geblieben; wirklich war in ihm etwas von Sylla. Sein System hat die Niederlage der Sache des Volks und den Triumf der Patricier eingeleitet. Was Fox betrifft, so darf man für ihn bei den Alten kein Muster suchen; er dient als solches, und seine Schule muß spät oder früh die Welt regieren. Ich hatte diesen Mann liebgewonnen, und seine Büste zu Malmaison aufgestellt, ehe ich ihn noch persönlich gekannt. Gewiß, sein Tod ist eines der unseligen Ereignisse in meiner Laufbahn; hätte er länger gelebt, dann würden die Angelegenheiten eine ganz andre Wendung genommen, die Sache der Völker gesiegt und wir eine neue Ordnung der Dinge in Europa begründet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Aus Italien.

Nicht jeder neuangebaute Schacht ist ein bescheertes Glück! Wie mancher Versuchstollen muß des tauben Gesteins wegen wieder aufgegeben werden. Das gilt beim Bergwesen wie in der Literatur, deren Kuxinhaber zur Ostermesse gar manches Geheimniß verrathen. Denn dann zeigt sich's oft, was Katzensilber war, und was echtes. Ein solcher alle Erwartung täuschender literarischer Anbau war M. Cornelius Fronto. Als er gefunden wurde, versprachen sich die Mistrauischen selbst bedeutenden Gehalt und Zuwachs zur Summe alter Gelehrsamkeit, weil ihn Antonin, der Weltweise, bekanntlich unter seinen Lehrern mit rühmte. Dies Zeugniß machte sogar die Gleichgültigen gläubig, die, aus reiner Bewundrung des Früheren, von Werken einer so späten Zeit sich wenig versprachen. Und was fand man? Einen Sprachlehrer und Redekünstler, der, blos von seinem Gewerbe eingenommen, alle andere Zweige menschlicher Erkenntniß und Thätigkeit nur flüchtig und mit Widerwillen berührt hatte, der, sachleer und arm an Gedanken, selbst an bloßen Nachrichten, nicht einmal durch die Kunst des Vortrags oder würdige Neuheit der Sprache Ersatz für diesen Mangel an Gehalt gab: den Sand Afrikas, nicht wie bei Augustin und Tertullian, seine Glut und die Wunder seines Klimas. So hat Friedrich Roth M. Cornelius Fronto und das Zeitalter der Antonine bezeichnet (in der Rede zur Feier des Maximilians-Tages 1817. Nürnberg, Felsecker 1817. 4.), und sein Ausspruch ist durch alle Forschungen, die sich seitdem nach jener Zeit hinwandten, die durch ihr Helldunkel zu irrigen Vorstellungen verleitet hatte, genauer bestätigt worden. Doch gibts noch gutmüthige Naturen, die alles Antike verehren. Sie fanden dies Urtheil voreilig, weil Fronto's Briefe und Schriften nur sehr verstümmelt uns zukamen. Das bessere Theil, meinten sie, sey gerade das, was immer uns fehle. Auch dieser Trost soll den frommen Gläubigen genommen seyn. Monsignore Mai, ein literarischer Metallfühler, wie Campetti ein physischer war, hat richtig aus einer Handschrift der Vaticana die zweite noch fehlende Hälfte des Fronto herausgespürt. Eben so wie jener früher 1815 bekannt gemachte Theil des Fronto hatte sich dieser, erst in diesem Jahre zu Tage gebrachte, unter den Schriftzügen eines späteren Werkes verborgen. Mönche im Kloster S. Colombano zu Bobbio hatten die Werke des Fronto ausgekratzt, um die Acten der ersten Kirchenversammlung zu Chalcedon darauf zu schreiben (etwa im 10. Jahrhundert), und glücklicher Weise kam der eine Theil dieser Handschrift in die Ambrosische Bibliothek nach Mailand und der andre in die vatikanische nach Rom. Dem Scharfblick des jetzigen Vorstehers der Vaticana, Monsignore Mai, blieben die bleichen Schriftzüge nicht lange ein Geheimniß. Er erkannte in den zerrissenen Gliedern das Ganze — leider nur *einen Fronto*, nicht einen Orpheus, oder einen farnesischen Hercules, der auch seine Füße zwölf Miglien fernher sich eintauschte. So kam der ganze Fronto zusammen, der nunmehr unter dem Titel: M. Cornelii Frontonis et M. Aurelii imperatoris epistulae: L. Veri et Antonini Pii et Appiani epistularum reliquiae: fragmenta Frontonis et scripta grammatica. Editio prima romana, plus centum epistulis aucta ex cod. rescripto Bibl. Pontificiae Vaticanae, curante Angelo Majo, bibliothecae ejusdem praefecto. Romae in Collegio Urbano apud Burliaeum. 1823. 8. in den Händen der Freunde der Literatur ist. Italienische Beurtheiler, die stolz darauf sind, daß einer ihrer Landsleute den Fund gethan hat, preisen dieses Umstandes halber den Fündling, können aber doch nur solche Worte anführen, wo alltägliche Bemerkungen geziert ausgesprochen vorkommen, oder die schulmäßige Schönrednerei auf eine Art überschätzt wird, die jene Zeiten des Verfalls nur noch charakteristischer darstellt. Inhaltsreicher als der Text sind die Nachträge seines Herausgebers über die Beschaffenheit der Handschrift, der er entnommen ward, die Personen, die er erwähnt, über die seltnen, Fronto eigenthümlichen Ausdrücke und das Verzeichniß der abweichenden Schreibarten. Beigegeben ist außerdem vom glücklichsten Auffinder solcher Hermäen ein Fragment einer (griechischen) Rede des Libanius, zu Theodosius den ältern gesprochen, über die Erhaltung der Tempel und der heidnischen Idole, ein Fragment das bisher ungedruckt in fünf vaticanischen Handschriften vorkommt. Die nicht sehr prächtige Ausgabe ist dem verstorbenen Papste Pius VII. zugeschrieben.

41

---

In dem Aufsatze in Nr. 224 und 225: „Gedanken über die Freimaurerei" lies:

S. 894, Sp. 1, Z. 30 v. o. st., Herzog von Gotha — Herzog Ernst von Gotha

S. 895, Sp. 1, Z. 7 v. u. st. Sturm — Stuve

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 264.

17. November 1823.

## Mémorial de Sainte-Hélène, von dem Grafen Las Cases. — Siebenter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 263.)

Unter den Häuptern der Vendée schätzte der Kaiser vor Allen Charette. „Ich habe eine Geschichte der Vendée gelesen," sagte er, „und wenn die näheren Umstände wahr und die Charaktere richtig gezeichnet sind, dann ist Charette der einzige, den man groß nennen darf, der wahre Held dieser merkwürdigen Episode unserer Revolution, die, wenn sie auch große Unfälle darbietet, wenigstens unsern Ruhm nicht opfert. Man würgt sich in ihr, aber erniedrigt sich nicht; man empfängt Beistand von dem Auslande, aber man hat nicht den Schimpf, unter seiner Fahne zu fechten und von ihm einen täglichen Lohn anzunehmen, um nichts als der Vollzieher seines Willens zu seyn. Ja, Charette läßt bei mir den Eindruck eines großen Charakters zurück; ich sehe ihn Dinge von nicht gemeiner Energie und Kühnheit thun; es blickt Genie durch." Ich sagte, erzählt Las Cases, daß ich Charette in meiner Jugend gut gekannt. Wir waren Seecadetten mit einander zu Brest, haben lange dasselbe Zimmer getheilt und an Einem Tisch gegessen. Alle, die früher mit ihm in näherer Verbindung gelebt, waren durch seine Thaten und seine glänzende Laufbahn nicht wenig überrascht. Wir hatten Charette für einen ziemlich gewöhnlichen Menschen gehalten, der wenig Kenntnisse besaß, gallsüchtig und äußerst indolent war. Auch nicht einer war unter uns, der ihn nicht verdammt hätte, in der Menge der Unbedeutenden zu bleiben. So wie er aber sich immer mehr auszeichnete, erinnerten wir uns auch allerdings, daß er während des amerikanischen Kriegs, als er noch fast ein Kind war, im Winter auf einem Kutter von Brest auslief, der seinen Mast verlor, was bei einem solchen Fahrzeuge einen beinahe gewissen Untergang zur Folge hat. Das Wetter war so schrecklich, und der Tod schien so unfehlbar, daß die Matrosen auf den Knien lagen und jede Arbeit verweigerten, die sie noch allenfalls hätte retten können. Der junge Seecadet tödtete einen, um die übrigen zur Anstrengung zu nöthigen; wirklich machte auch das furchtbare Beispiel einen solchen Eindruck, daß die andern sich rüstig an die Arbeit machten, und das Fahrzeug gerettet ward. „Nun," sagte der Kaiser, „sehen Sie, wie sich der wahre Charakter immer unter großen Verhältnissen zeigt! Das war der Schimmer, der das Licht der Vendée ankündigte. Man muß sich darin nur nicht täuschen; es gibt Schläfer, deren Erwachen furchtbar ist. Kleber war auch gewöhnlich so ein Schlaftrunkner; aber bei Gelegenheit und immer, wo es galt, war sein Erwachen das eines Löwen." — Ich, fuhr Las Cases fort, habe Charette öfter erzählen hören, daß in einem gewissen Augenblicke die Matrosen des Kutters auf einmal, wie durch Eingebung getrieben, gemeinschaftlich ausgerufen, sie thäten das Gelübde, der heiligen Jungfrau von Recouvrance (ein Theil von Brest) im Hemde und barfuß eine Kerze zu opfern, wenn sie ihre Rettung bewirkte. „Mögt Ihr nun davon glauben, was Ihr wollt," fügte Charette naiv hinzu, „wahr ist, daß, als sie kaum ihr Gebet geendet, der Wind sich sogleich gelegt und mit diesem Augenblicke unsre Hoffnung sich wieder belebt hat." Bei der glücklichen Heimkehr lösten die Matrosen, ihre Officiere an der Spitze, andächtig das Gelübde.

Zu den schönsten Stellen im ganzen Werke, das so reich ist an wahrhaft großen Gedanken und erhabnen Gesinnungen, gehört wohl folgende: „Es ist die Wahrheit," sprach der Kaiser, „daß ich nie Herr meiner Bewegungen gewesen bin; nie war ich wirklich und ganz ich selbst. Ich konnte viele Entwürfe haben; aber nie besaß ich so viel Freiheit, auch nur Einen auszuführen. Immerhin mochte ich am Ruder stehen; so stark auch die Hand war, die es führte, die Wogen, die mich umflutheten, waren noch stärker, und ich besaß die Klugheit, ihnen nachzugeben, um nicht bei hartnäckigem Widerstande umzuschlagen. Ich bin demnach nie wirklich Herr meiner selbst gewesen, sondern wurde immer von den Umständen regiert. Das ist so wahr, daß im Anfange meiner Erhöhung, unter dem Consulate, wirkliche Freunde, meine warmen Anhänger, mich manchmal in der besten Absicht und um sich darnach zu richten, fragten, wo ich eigentlich anzulangen gedächte, und ich ihnen erwiderte, *das sey mir unbekannt*. Diese Antwort fiel ihnen auf; sie waren vielleicht darüber unzufrieden, und doch sagte ich ihnen die Wahrheit. Später, unter dem Kaiserreiche, wo weniger Vertraulichkeit herrschte, scheinen

Viele dieselbe Frage an mich zu richten, und ich hätte ihnen dieselbe Antwort geben können; denn ich war nicht Herr meines Wirkens, weil ich nicht die Thorheit hatte, die Ereignisse nach meinem Systeme gestalten zu wollen; ich fügte im Gegentheil mein System der unvorhergesehenen Wendung der Ereignisse an, und das ist es, was mir oft den Schein von zu großer Beweglichkeit und Inconsequenz gab." Ein köstliches und ehrenvolles Geständniß in dem Munde eines solchen Mannes! Welche Lehre für die eingebildete Allmacht der Herren der Welt! Und hatten diese Ueberzeugung nicht alle wirklich große Menschen, oder sind sie nicht wenigstens in ihr gestorben? Dieser Karl V., der nach einem thatenreichen Leben von einer Sammlung von Uhren, die er zu keinem gleichen Gange zu bringen vermochte, lernen mußte, um wie viel weniger das bei Menschen gelingen könne? Dieser Alexander, den die Natur zum Erobern und Beherrschen einer Welt geschaffen zu haben schien; dieser Cäsar, vielleicht der größte Geist, dem je ein Reich zugefallen ist, und dieser kräftige Karl der Franken, was haben sie von allem dem, was sie gewollt, erstrebt? Mit dem letzten Hauche des eitlen Ludwig XIV., der von so Vielem, an das er sein langes Daseyn und das Mark seines Volks verschwendet, das Gegentheil erleben mußte, entfloh die Wirksamkeit seines Willens, und ehe ein Tag verging, galt selbst sein Testament nicht mehr. Uebermüthiger, lächerlicher Dünkel, der die Vorsehung zu ersetzen glaubt! Kaum den Augenblick darf der Mensch sein nennen, und er will Jahrzehnte, Jahrhunderte gestalten!

„Einer meiner größten Gedanken war," fuhr der Kaiser fort, „die Zusammenfügung und Einigung der Völker, wie sie sich geographisch gebildet, und welche die Revolutionen und die Politik aufgelöst und zerstückelt haben. So zählt man in Europa, obgleich zerstreut, über dreißig Millionen Franzosen, funfzehn Millionen Spanier, funfzehn Millionen Italiener, dreißig Millionen Deutsche. Aus jedem dieser Völker hätte ich ein Ganzes bilden wollen. Mit einem solchen Gefolge wäre es schön gewesen, in die Nachwelt überzugehen und den Segen der Jahrhunderte zu ernten. Ich fühlte mich dieses Ruhms würdig. Nach dieser Vereinfachung hätte man sich eher dem schönen Traume des Ideals der Civilisation hingeben dürfen. Bei diesem Zustande der Dinge war mehr Wahrscheinlichkeit, allenthalben dieselben Gesetze, Meinungen, Ansichten, Gesinnungen, Gefühle und Interessen herrschend zu machen. So durfte man sich vielleicht, bei allgemein verbreiteter Aufklärung, für die große europäische Familie mit der Anwendung des amerikanischen Congresses oder der Amphiktionen Griechenlands schmeicheln; und dann, welche Aussicht von Kraft, Größe, Genüssen und Wohlstand! Welch ein großes, herrliches Schauspiel! . . ."

„Die Vereinigung der dreißig oder vierzig Millionen Franzosen war gemacht und vollständig; die der funfzehn Millionen Spanier war es auch beinahe. Was die funfzehn Millionen Italiener betrifft, so war sie wenigstens schon weit vorgerückt. Man durfte nur die Zeit gewähren lassen, und jeder Tag brachte bei ihnen die Einheit der Principien und der Gesetzgebung, die zu denken und zu fühlen, dieses zuverlässige und unfehlbare Verbindungsmittel aller menschlichen Vereinigung, mehr zur Reife. Die Einverleibung von Piemont, Parma, Toscana und Rom mit Frankreich war in meiner Idee nur vorübergehend und hatte keinen andern Zweck, als die Nationalerziehung der Italiener zu bewachen, zu sichern und zu beschleunigen *)."

„Die Zusammenfügung der Deutschen mußte langsamer gehen; deswegen hatte ich auch ihre monströse Complication nur vereinfacht. Nicht, als wären sie zu dieser Vereinigung nicht vorbereitet gewesen; sie waren es im Gegentheil nur zu viel und hätten blind auf uns zurückwirken können, ehe sie uns begriffen. Wie kam es nur, daß kein deutscher Fürst die Stimmung seiner Nation verstand, oder dieselbe zu benutzen wußte? Wahrhaftig, hätte der Himmel mich als ein deutscher Fürst geboren werden lassen, mitten durch die zahllosen Krisen unsrer Tage würde ich unfehlbar die dreißig Millionen Deutsche vereinigt haben; und, wie ich sie zu kennen glaube, denke ich noch, daß, hatten sie mich einmal gewählt und proclamirt, sie mich nie verlassen hätten und ich nicht hier wäre . . . Wie dem nun auch seyn mag, diese Vereinigung muß, spät oder früh, durch die Gewalt der Dinge erfolgen. Der Impuls ist gegeben, und ich glaube nicht, daß nach meinem Fall und dem Verschwinden meines Systems ein anderes großes Gleichgewicht möglich sey, als die Zusammenfügung und Verbindung der großen Völker. Der erste Monarch, der mitten im gewaltigen Drängen und Treiben aufrichtig die Sache der Völker ergreift, steht an der Spitze von ganz Europa und vermag, was er nur immer will."

Mit diesem Entwurfe des Zusammengusses der verschiedenen Nationen steht, was Deutschland betrifft, eine andre Stelle in demselben Bande in directem Widerspruch; ein Fall, der in dem Werke öfter nachgewiesen werden kann, das demselben Gegenstande bald Lob, bald Tadel gibt. Die Stelle, welche wir meinen, befindet sich in der oben angeführten Instruction, die dem Abgeordneten in Polen mitgetheilt worden ist, und auf welche Las Cases selbst einen großen Werth legt. Dort heißt es wörtlich: „Der Mittelpunkt von Europa, der die deutschen Länder in sich begreift,

---

*) In den von dem Kaiser dictirten Memoiren des Grafen Montholon, findet sich folgende Stelle: „Napoleon wollte das italienische Vaterland wiederherstellen, die Venetianer, Mailänder, Piemonteser, Genueser, Toscaner, Parmesaner, Modeneser, Römer, Neapolitaner, Sicilianer und Sardinier zu einer einzigen unabhängigen Nation verschmelzen; er erwartete mit Ungeduld die Geburt seines zweiten Sohns, um ihn nach Rom zu führen, als König von Italien zu krönen, und die Unabhängigkeit der Halbinsel, unter der Regentschaft des Prinzen Eugen, zu proclamiren."

muß aus Staaten bestehen, die ungleich an Macht sind, und von denen jeder seine eigenthümliche Politik hat. Sie müssen durch ihre Lage und ihre politischen Beziehungen eine Stütze in dem Schutze der hervorragenden Mächte suchen. Diese Staaten haben bei der Erhaltung des Friedens ein Interesse, weil sie immer die Opfer des Kriegs sind." Wir sind nicht abgeneigt, dieser letzten Leseart sogar den Vorzug vor jener zu geben, weil sie mehr im Geiste der Politik ist, und jene sich zu großartig und hochherzig fast in die ideale Poesie oder philantropische Metaphysik versteigt, mit der die praktischen Staatsleute nicht gern zu thun haben.

Napoleon hatte gar viele Entwürfe, von denen zu bedauern, daß sie nicht zur Ausführung gekommen sind. So wollte er, bei dem allgemeinen Frieden, die europäischen Mächte bestimmen, die stehenden Heere bedeutend zu vermindern. „Er hätte gewollt," sagte er, „daß jeder Monarch sich auf seine Wache beschränkte." Er äußerte, daß, wenn er Muße gefunden, er Hand an die meisten Institutionen gelegt haben würde, um sie zu verbessern. Besonders verweilte er bei der Menge von Processen, die er einen wahren Aussatz, einen Krebs der bürgerlichen Gesellschaft nannte. „Mein Gesetzbuch," sprach er, „hatte sie schon bedeutend vermindert; aber es blieb dem Gesetzgeber noch viel zu thun übrig. Nicht als dürfe er sich schmeicheln, die Menschen je von allen Klagen und Zänkereien abzuhalten; das war immer so, und wird auch im Allgemeinen so bleiben, aber einen Dritten mußte man verhindern, von dem Streite der beiden Andern zu leben; ihn verhindern, solchen zu veranlassen, um besser zu leben. Ich hätte darum gewünscht, daß festgesetzt worden wäre, nur die Advocaten sollten bezahlt werden, die ihren Proceß gewonnen. Wie viele Klagen wären dadurch niedergeschlagen worden! Offenbar hätte Jeder eine Streitsache, ehe er sie übernommen, genau geprüft und die faule oder zweifelhafte abgewiesen. Zu fürchten ist nicht, daß ein Mensch, der von seiner Arbeit lebt, solche übernimmt, um das Vergnügen zu haben, plaudern zu können. Aber mit solchen Leuten vom Handwerke wird sogleich auch das Einfachste verwickelt; da gab es eine Menge Einwendungen, Bedenklichkeiten und Inconvenienzen, und ich, der keine Zeit zu verlieren hatte, setzte die Ausführung meiner Idee aus. Aber noch jetzt bin ich überzeugt, daß sie Gehalt hat, und man Vortheil aus ihr ziehen könnte."

Dann kam die Reihe an die Pfarrer, die er sehr angesehen und nützlich hätte machen wollen. „Je aufgeklärter sie sind, sagte er, desto weniger sind sie geneigt, ihr Amt zu misbrauchen. Zu ihren theologischen Studien sollte man die des Landbaues und die Elemente der Arzneikunde und der Rechtswissenschaft fügen. Dadurch würden die Dogmatik und die Controverse, die nur das Steckenpferd und die Waffen des Dummkopfs und Fanatikers sind, unmerklich auf der Kanzel seltener geworden seyn; es wäre kaum mehr etwas geblieben, als die reine Moral, die immer schön, immer beredt ist, immer überzeugt und immer gern gehört wird; und da man gewöhnlich gern von dem spricht, was man weiß, so würden diese Diener einer Religion, die ganz Liebe ist, die Landleute vorzüglich von ihrer Cultur, von ihren Arbeiten und ihrem Felde unterhalten haben; sie hätten guten Rath gegen die Schikane und den Kranken heilsame Vorschriften ertheilen können, und Alle würden dabei gewonnen haben. Dann wären die Hirten wahrhaft eine Vorsehung für ihre Schafe geworden; und da man ihnen ein sehr gutes Loos bereitet hätte, so hätten sie in großem Ansehen gestanden; sie würden sich selbst geachtet haben und von Andern geachtet worden seyn. Sie hätten nicht die Gewalt der Feudalherrschaft, aber ihren ganzen Einfluß und zwar ohne Gefahr gehabt. Ein Pfarrer wäre der natürliche Friedensrichter, das wahre moralische Haupt gewesen, hätte die Bevölkerung geleitet und geführt, und zwar ohne Nachtheil, weil er selbst von der Regierung abhing, die ihn ernannte und bezahlte. Fügt man zu alle dem die Proben und das Noviziat, welche die zu bestehen hatten, die Pfarrer werden wollten, und die auf eine gewisse Art den Beruf verbürgen und schöne Anlagen des Geistes und Herzens voraussetzen, dann darf man wohl sagen, daß eine solche Bildung der Pfarrer unter den Völkern eine moralische Revolution, ganz zum Vortheil der Civilisation, hätte herbeiführen müssen."

Das erinnert mich, bemerkt Las Cases bei dieser Gelegenheit, wie der Kaiser im Staatsrathe gegen das Casuelle, die Stolgebühren der Pfarrer, sich nachdrücklich ausgesprochen und das Unanständige herausgehoben hat, das in einem Verhältnisse liegt, in welchem sie mit heiligen und unerläßlichen Dingen auf eine gewisse Art einen Handel zu treiben haben. Er schlug demnach vor, diese Gebühren aufzuheben. „Indem Handlungen der Religion," sagte Napoleon, „unentgeldlich verrichtet werden, erhöhet man ihre Würde, ihre Wohlthätigkeit, ihre Menschenliebe; wir thun viel für die unteren Classen des Volks, und nichts natürlicher und einfacher, als daß dies Casuelle durch eine rechtmäßige Auflage ersetzt wird; denn Jeder wird geboren und stirbt, und Viele verheirathen sich, und doch sind dies drei wesentliche Gegenstände des religiösen Schachers, der mir zuwider ist, und den ich abgeschafft wünsche." So, fährt Las Cases fort, hörte ich ihn oft eine Menge Gegenstände discutiren und Entwürfe vortragen und vertheidigen, die alle dasselbe Schicksal hatten und im Staatsrathe durchfielen. Was in wenigen Worten einen Begriff von den Arbeiten und der Thätigkeit seiner Verwaltung geben kann, ist die Thatsache, daß unter seiner Regierung, in der Zeit von 14 Jahren und fünf Monaten, im Staatsrathe 61,139 Berathungen über verschiedene Gegenstände Statt gefunden haben.

Man muß die richtige Ansicht und das gesunde Urtheil Napoleons in Dingen, die, wie man glauben sollte, außerhalb seines Gesichtskreises lagen, bewundern und sehr bedauern, daß manche Entwürfe nicht in's Leben traten, die für das öffentliche Wohl weit wichtiger als ein glücklicher Feldzug gewesen wären. Weniger eingenom-

Digitized by Google

men sind wir für sein System der Einheit in der Gesetzgebung, in Kunst und Wissenschaft, das er etwas streng im universalmonarchischen Geiste aufgefaßt hatte und durchzuführen wünschte. „Warum," sagte er, „sollte mein Gesetzbuch nicht einem europäischen Gesetzbuche, meine kaiserliche Universität nicht einer europäischen zur Grundlage dienen? Auf solche Weise hätten wir in Europa wirklich nur Eine und dieselbe Familie gebildet. Jedermann wäre dann, wenn er reisete, nicht aus seiner Heimat gekommen."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Asia Polyglotta.

Unter diesem Titel ist in Paris bei Schubart ein deutsch geschriebener Quartband von Julius Klaproth erschienen. Der gelehrte Verfasser hat in diesem wichtigen Werke eine Vergleichung der mannichfaltigen asiatischen Sprachen aufgestellt, nach den selbst angestellten Forschungen in Sibirien und dem Kaukasus, und nach den Handschriften andrer deutschen Gelehrten, welche Asien bereist haben. „Jedem Völkerstamme," sagt er, „habe ich die nöthigen geographischen und historischen Nachrichten, fast immer aus unbenutzten und größtentheils einheimischen Quellen geschöpft, vorangeschickt, wodurch das Werk eine festere Form erhalten hat. Um alte bestehende Irrthümer zu vernichten, war es zuweilen nöthig, ganze Abhandlungen, wie die über den Namen Tataren, und über den Ursprung der Mongolen, einzurücken. Die Würdigung der asiatischen Geschichtschreiber, und die Abhandlung über die Fluten und Ueberschwemmungen dienen als Einleitung zum asiatischen Völkersystem; so wie das Leben des Buddha als eine Zugabe, die den unbefangenen Forscher bestimmen wird, die Ausbreitung der wohlthätigen Lehre jenes Religionsstifters wenigstens nicht vor der Geburt Christi im Westen zu suchen. Freilich dürfte damit denen nicht sehr gedient seyn, die im Dunkeln zu suchen, oder aus der Dämmerung in die Nacht zu wandeln lieben; für diese habe ich auch nicht geschrieben."

Um nicht durch die Menge der Alphabete zu verwirren, hat der Verf. das lateinische angenommen, und nur für solche Laute, die nicht im Lateinischen oder Deutschen vorhanden sind, eigene Zeichen erdacht, wobei er zugleich die Aussprache der bekannten Buchstaben genau bestimmt. Mit diesem Alphabete sind nun alle in dem Buche vorkommende asiatische Worte geschrieben. Die Stammverwandtschaft der asiatischen Sprachen ist folgendermaßen geordnet: I. Indo-Germanen; hierunter begreift der Verf. Sanskrit, Zigeuner, Afghanen, Perser, Send und Pehlvi, Belutschen, Kurden, Osseten oder Alanen, Armenier. II. Semiten. III. Georgier, worunter Kortuli, Mingrelier, Suanen und Lasen begriffen sind. IV. Kaukaser. V. Samojeden, die sich in eine Menge Dialekte zertheilen. VI. Jeniseier, ebenfalls mit mehreren Dialekten. VII. Finnen, welche in germanisirte, wolgische, ugorische, obysche u. s. w. unterschieden werden. VIII. Türken, hierzu werden die sogenannten tartarischen Völker gerechnet, als Nogai, Uigaren, Kirgisen, Jakuten u. s. w. IX. Mongolen. X. Tungusen. XI. Kurilen. XII. Jukagiren. XIII. Korjäken. XIV. Kamtschadalen. XV. Polar-Amerikaner in Asien. XVI. Japaner. XVII. Koreaner. XVIII. Tibeter. XIX. Chinesen. XX—XXIII. Annam, Siam, Awa und Pegu. Diesem Quartbande ist noch ein Sprachatlas in Folio beigefügt. Ausführlich vergleichende Wortverzeichnisse dienen den Forschungen über die Sprachstämme als Belege.

Unter den verschiedenen Bemerkungen J. Klaproth's ist uns folgende als interessant aufgefallen. „Die ursprünglichen Türken gehören zu dem schönen, Europäern ähnlichen Menschenstamme, aber schon in den frühen Zeiten ward die Gesichtsbildung mehrerer der zu ihnen gehörenden Völker theils durch zufällige, theils durch gewaltsame Vermischung von Nationen mit schrägliegenden Schweinsaugen, platten Nasen und hervorstechenden Backenknochen verdorben, wodurch jenen Völkern diese Gesichtsbildung mehr oder weniger auf ewige Zeiten eingepflanzt ward. Es ist überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, daß bei Vermischung mit andern Menschenstämmen und der sogenannten mongolischen Race die Gesichtsbildung der letzten bei weiten mächtiger vorwaltet und die andern in sich auflöset. In Rußland hat man oft Gelegenheit, über diesen Punkt Bemerkungen anzustellen. Wenn z. B. ein Kulmück oder Mongole mit einer russischen Frau Kinder zeugt, so bleiben seine Gesichtszüge den Nachkommen bis in die spätesten Generationen eingeprägt, selbst wenn diese sich wieder mit Russen oder andern Europäern vermischen. Zeugt dagegen ein Russe oder ein anderer Europäer Kinder mit kalmückischen Frauen, so walten bei der ersten Generation kaum einige Züge hervor, und mischt sich diese nur mit Kalmücken, so verlieren sie sich gänzlich in den zunächstfolgenden."

Der Verf. wirft es Adelung und dessen Neffen, dem Staatsrathe Adelung vor, mehrere gemischte türkische Stämme für reine Tartaren ausgegeben zu haben; auch beruft er sich, in Betreff der Irrthümer des Letztern über die asiatischen Stämme und Sprachen, auf die vor einiger Zeit in Paris erschienene und auch im Conv. Blatt angezeigte Lettre à la Société asiatique par L. De l'or, woran J. Klaproth einigen Antheil zu haben scheint. Der Band ist schön gedruckt, und wahrscheinlich das größte deutsche Werk, das seit einiger Zeit in Paris gedruckt worden ist. Mit dem Sprachatlasse kostet er 48 Franken. (Den Debit für Deutschland hat die Cotta'sche Buchh. in Stuttgart.) Es wird nun auch ein andres großes Werk desselben Verfs., als unter der Presse in Paris befindlich, angekündigt, nämlich Tableaux historiques de l'Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu' à nos jours, ein Quartband ebenfalls mit einem Atlas in Folio, von 25 Landcharten. Die Tableaux und Landcharten sollen alle wichtige Staatsveränderungen darstellen, welche seit der ältesten Zeit in Asien vorgefallen sind, als z. B. Alexanders Eroberungen, Theilung des Reiches dieses Eroberers, Thinscher Regierungsstamm in China, Augustus Regierung, Sassaniden in Persien, Reich der Hunnen, Muhammeds Reich, Ghaznaviden, Seldjuken und zuletzt das Reich der Engländer in Indien. Dieses Werk wird Heftweise bei A. Schubart in Paris erscheinen. 14.

---

## Aus Italien.

Nicht für Geologen, sondern für grämliche Hypochondristen, die Actenstücke über literarische Jugendstreiche und Anmaßlichkeiten sammeln, ist eine Merkwürdigkeit in Genua erschienen. Auf 60 Octavseiten hat dort ein bisher unbekannter Schriftsteller fossile Entdeckungen und Erklärungen darüber bekannt gemacht, die Humboldt und Breislack zum Staunen bringen sollen. Das Buch heißt: Saggio sulla giacitura di alcuni fossili di Genova e suoi contorni, di G. B. Canobbio. Genova, Gravier 1825, und erzählt unter andern von Menschenknochen, die bei Genua im Tuf gefunden worden seyn. 41.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 265.

18. November 1823.

## Dramatische Taschenbücher für 1824.

### 3. Das weiland Kotzebue'sche.

Mit Leidwesen muß ich berichten, daß dies Gespenst immer noch nicht zur Ruhe gekommen. Man begreift nicht, wie es noch existirt, wenn man seinen, jedes Jahr sich verschlimmernden Inhalt näher ansieht. Gebe der Himmel, daß wir ihm 1825 eine erbauliche Leichenrede halten können; wir wollen dann auch dankbar seyn und keinen Groll mehr hegen!

Jedem das Seine! also auch den hier vorkommenden fünf sogenannten dramatischen Producten das Ihrige!

Nr. 1 soll ein Lustspiel in zwei Acten seyn, betitelt: Die falsche Braut. Der Autor nennt sich C. A. E. von Ernsthausen. Sollte dies etwa eine Dame seyn? Ich dächte von einer dieses Namens gehört zu haben, die eine musikalische, und auf irgend einer Ausstellung gesehen zu haben, daß sie auch eine malende Künstlerin sey (was kann man jetzt irgend weniger auf Erden seyn?). Wie leicht kann diese nicht ihre Vollkommenheiten bis zur heiligen Dreiheit erhoben haben; Unterrichtete mögen dies entscheiden. Ich halte mich unterdessen an die falsche Braut, die nicht etwa falsch ist, d. h. schlimm oder bösartig; Gott bewahre, wie käme sie zu so tüchtigen Eigenschaften? — Nein, sie ist die falsche, weil sie nicht die echte ist, gleichsam lyoner Waare; aber auch das nicht ganz, denn es soll heißen: die unrechte Braut! Es ist von einer Personen-Verwechslung die Rede. Ein Mädchen ist, aus der absurdesten Ursache, gegen des Vaters Willen, weil er sich von einer seyn sollenden poetischen Närrin, seiner Schwester, gegen eigenen Wunsch und eigenes Auge beschwatzen ließ, einem abgeschmackten Patron zugesagt worden. Es versteht sich, daß dieser darum geprellt wird, aber mit sehr wenig Aufwand von Witz, obwohl immer noch zu viel für eine dergleichen Mädchensorte; daß ihr Liebhaber den Freundschaftsmantel dazu brauchen muß, zeigt, daß er ihrer werth sey. Das Beste bei der Sache ist, daß man mehrere alte Bekanntschaften unter Theaternovitäten und resp. Ephemeren hier wieder, obgleich mit noch geringerer Wahrscheinlichkeit eines bessern Andenkens, erneuern kann.

Nr. 2. Der Weiberfeind, Posse in zwei Acten von Lebrün. Alles ist relativ und, um gleichnißweise zu reden: wären die Collegen gedachter Posse in diesem Büchlein = Edelsteinen, würde sie höchstens ein böhmischer seyn; da ich aber galant seyn will und jene = böhmischen halte, ist dieser Weiberfeind wenigstens = dem Regenten, weiland Napoleons Degenknopf. Daß Lebrün ein Dichter wäre und folglich selbst etwas erschaffen könnte, davon ist mir noch kein Beispiel bekannt, aber wohl, daß er schon dagewesene Figuren, Intriguen und Motive vermittelst seiner Theaterkenntniß geschickt neu zu verknüpfen und aufzuputzen weiß; und dies hat er denn auch hier gethan. Obgleich es mit der Weiberfeindschaft kein Ernst ist, da, wie sich hier zeigt, wir alle mit Wasser kochen und allzumal Sünder sind, ergibt sich doch nicht, ob sie curirt wird. Indessen drei Paare heirathen sich, nachdem freilich der Oheim etwas arg genarrt und in den Kasten gesperrt war. Das ist doch die Hauptsache, und darum wird man die Impertinenz der Jugend ohne Tugend übersehen, und bei der wahrscheinlichen Aufführung dieser Posse über ein derbnaives Mädchen — gleichsam eine Milchkur des abgehandelten Uebels, — den gar nicht unebnen komischen Bedienten und auch über den genarrten Weiberfeind sich des Lachens erfreuen.

Nr. 3. Drei Erben und keiner, Lustspiel von Costenoble in einem Act. Wohl mögen und nicht können ist ein schlimmes Ding. Eine komische Situation macht noch kein Lustspiel; in einem solchen, gut gebraucht, kann die in Rede stehende von Wirkung seyn, aber Intrigue und Handlung gibt es hier nicht, also auch kein Lustspiel, und dazu ist noch die allerdings komische Situation, — daß zwei reiche Vettern, jeder in der Einbildung, daß der andere Todes verblichen, reisen, um sich resp. zu beerben, sich unerkannt treffen und zum höchsten Schreck erfahren müssen, daß sie leben, — hier auf das Ungeschickteste in die Scene und in sogenannte Verse gesetzt. Es müßten sehr gute Schauspieler über das Stück kommen, um den Figuren Leben zu verleihen.

Nr. 4. Simon Kemény. Ein vaterländisches Original-Drama in zwei Acten von Georg von Gaal. Etwas Vaterländisches macht noch kein vaterländisches Dra-

ma, und was ein Original-Drama sagen will, verstehe ich gar nicht; vielleicht will der Verf. damit sagen, daß der Stoff noch jungfräulich ist. — Er hätte es bleiben sollen. Auch eine Anekdote, sie sey noch so vaterländisch, macht kein Drama. Das ist ein wahres Unglück, daß so Viele an's Dramatisiren gehen, die nicht einmal beurtheilen können, ob der Stoff auch dramatisch behandelt zu werden taugt. Was würde man von einem Schmied halten, der nicht Eisen von Zinn zu unterscheiden wüßte? Die Türken haben in der bevorstehenden Schlacht auf Hunyady's Haupt einen ungeheuren Preis gesetzt; um den Helden und in ihm das Vaterland zu retten, legt Simon Kemény Hunyady's Tracht und Rüstung an — und fällt statt seiner; Das gäbe allerdings eine rührende Romanze; aber ich möchte den sehen, der hierin etwas Dramatisches fände; damit der Leser aber ein Drama erhalte, werden ihm der Vater, die Frau und ein 14jähriger Sohn des sich als anderer Curtius Opfernden, ein Freund und anhängliche Bauern, endlich Hunyady selbst als König der Freunde präsentirt; der edle Entschluß schwimmt in einer langen Sauce von Sentimentalitäts-Wasser umher, und man fürchtet schon, daß er vor lauter Heroismus gar nicht zur That kommt, als die Schlacht das ersehnte Ende bringt: — Simon ist todt, Hunyady gerettet und folglich das Stück ein Trauerspiel: mindestens ein trauriges Spiel, denn man kann dem Verf. mit gutem Gewissen versichern, daß er kein Aederchen dramatischen und, wie die Verse beweisen, nicht einmal poetischen Talents besitzt.

Nr. 5 beweiset leider dasselbe für den Autor St. Schütze. Er ist als Erzähler beliebt. Warum etwas unternehmen, was man nicht leisten kann? Die Heimkehr heißt sein einactiges Lustspiel. Soll es eine Reproduction der Houwald'schen, eine Verbesserung oder eine Satyre seyn — ich ersehe es nicht. Namen der Personen und Gang der Handlung — fast dieselben; nur, statt der Verse, Prosa; statt tragischer Empfindungen und Situationen, komisch seyn sollende, aber gemein und unanständig seyende. Etwas ist nur klüger als bei Houwald: der heimkehrende Mann wird gleich von der ersten Frau erkannt, und, als er Liebe begehrt, derb ausgescholten; er spaßte auch nur, denn er bringt sich eine zweite mit. Die Pointe scheint zu seyn, die Frau zu bestrafen, daß sie dem zweiten Mann das Leben durch Vergleichung mit dem ersten, zu dessen Vortheil, sauer macht. Darin mag eine der Wahrheit gemäße Nutzanwendung liegen. Der eingeflickte courtoisirende und poetisirende Dorfschneider ist sehr widerlich und unwahr.

79.

---

## Mémorial de Sainte-Hélène, von dem Grafen Las Cases. — Siebenter Band.

(Beschluß aus Nr. 264.)

Eines Tags, da die Rede auf die englischen Minister kam, sprach sich Napoleon mit ungewöhnlicher Heftigkeit gegen dieselben aus. Wir wollen nicht anführen, was er von ihnen gesagt. Ein deutsches Ohr, das solche Ausdrücke vernehmen müßte, würde vor Entsetzen taub. Doch können wir in dieser Hinsicht ruhig seyn; keine deutsche Presse wird — gedankt sey es unsern wachsamen Censurgesetzen! — sie drucken. Das Höflichste und Mildeste wollen wir gemildert zur Probe geben, aber auch nur inwieweit es sich auf Thatsachen beziehte: „Lord Castlereagh, sagte er, ist ein Zögling von Pitt, dem er sich vielleicht gleich stellen will; aber höchstens ist er nur sein Affe. Er hat nicht aufgehört, die Entwürfe und Complote seines Meisters gegen Frankreich zu verfolgen. Und da waren seine Hartnäckigkeit, sein Starrsinn vielleicht seine wahren und einzigen Eigenschaften; Pitt aber hatte große Ansichten, ihm ging das Interesse seines Vaterlandes über Alles; er hatte Genie, schöpferische Kraft. Castlereagh dagegen ersetzte die schöpferische Kraft durch Intriken, das Genie durch Subsidien und kümmerte sich wenig um sein Vaterland. Und doch — so gehen die Dinge hienieden! — doch ist Pitt mit seinem Genie gescheitert, und der unfähige Castlereagh hat vollkommen sein Ziel erreicht. O Blindheit des Glücks!! . . .

„Castlereagh hat sich als den Mann des Continents erwiesen. Herr von Europa, stellte er alle Welt zufrieden und vergaß nur sein Vaterland. Sein Benehmen hat in dem Grade das Nationalinteresse verletzt, war so im Widerspruche mit den Lehren von Großbritannien, trug so sehr den Stempel der Inconsequenz, daß man nicht begreift, wie eine verständige Nation sich von einem solchen Narren regieren ließ. . . . .“

„Was Wellington betrifft, der ist dem alten Blücher eine schöne Kerze schuldig; ohne diesen, da weiß ich nicht, wo Se. Gnaden, wie sie ihn zu nennen pflegen, wären: ich aber wäre gewiß nicht hier. Seine Truppen waren bewundernswürdig, seine Dispositionen dagegen erbärmlich; oder vielmehr, er hatte gar keine getroffen. Er hatte sich in die Unmöglichkeit versetzt, deren zu treffen, und, seltsam genug, das hat ihn am Ende gerettet. Er ist Herr vom Schlachtfelde geblieben, das ist gewiß; verdankte er das aber seinen Combinationen? Er hat die Früchte eines gewaltigen Siegs geerntet; hatte diesen aber sein Genie vorbereitet? Er, der europäische Generalissimus, dem so große Interessen anvertraut sind, der einen so fertigen und kühnen Feind, wie ich bin, gegen sich hat, zerstreut seine Truppen, schläft in einer Hauptstadt und läßt sich überfallen! Was vermag das böse Geschick nicht, wenn es sich in etwas mischt! In drei Tagen sah ich dreimal das Schicksal von Frankreich, das der Welt meinen Combinationen entgehen. Erstens zerstreute und vernichtete ich alle jene Haufen, ohne daß sie sich zu einer Armee hätten vereinigen können, ohne den Verrath eines Generals, der unsre Reihen verläßt, um dem Feinde Nachricht zu bringen. Dann vernichtete ich, ohne die ungewohnte Unschlüssigkeit von Ney, bei Quatre Bras die ganze englische Armee. Auf meiner rechten Flanke endlich vollen-

Digitized by Google

den die unerhörten Manövres von Grouchi meinen Untergang und stürzen Frankreich in den Abgrund, statt mir einen gewissen Sieg zu verbürgen."

„Wellington mag ein besondres Talent haben. Berthier hatte auch eines. Er ist vielleicht in seinem Fache ausgezeichnet; aber einen schöpferischen Geist besitzt er nicht; das Glück hat mehr für ihn gethan, als er für dasselbe. Frau von Stael sagte von ihm: außer seinen Schlachten habe er nicht zwei Ideen. Die pariser Salons, von einem so feinen, delicaten und richtigen Geschmack, entschieden, sie habe Recht, und von dem französischen Bevollmächtigten zu Wien ward es bestätigt.

Napoleon weiset die Beschuldigung, daß er Pichegru im Gefängnisse habe erdrosseln lassen, mit Unwillen oder Verachtung von sich. „Was konnte ich dadurch gewinnen?" sagt er nicht ohne Grund. „Ein Mann von meinem Charakter handelt nicht ohne große Motive. Hat man je gefunden, daß ich aus Laune Blut vergossen? Pichegru sah sich in einer Lage ohne Rettung; seine starke Seele konnte den Gedanken einer schmachvollen Hinrichtung nicht ertragen; er verzweifelte an meiner Gnade, oder verschmähete sie und gab sich den Tod." — Dieses Urtheil Napoleons beweiset, daß er seinen Mann gekannt. Ohne Zweifel verschmähte Pichegru's starke Seele jede Gnade und entsagte freiwillig einem Leben, das ihm nichts mehr bot.

Von Moreau sagte der Kaiser, er habe sich von seiner Frau und seiner Schwiegermutter blind beherrschen lassen. „Das ist immer verderblich," fügte er hinzu; „denn der, den seine Frau leitet, ist weder er selbst, noch seine Frau; er ist nichts." Moreau hatte wirklich Zusammenkünfte mit Pichegru und Georges, und seine Antwort auf ihre Anträge war folgende: „Wie die Dinge jetzt stehen, vermag ich nichts für Euch; ich möchte Euch nicht einmal für meine Adjutanten bürgen; aber schaffet Euch den ersten Consul vom Leibe; ich habe Anhänger in dem Senat; man wird mich sogleich an seine Stelle ernennen. Sie, Pichegru, werden über den Vorwurf vernommen werden, den man Ihnen macht, daß Sie die Sache der Nation verrathen hätten; ein richterliches Erkenntniß ist Ihnen nöthig; aber ich stehe für das Resultat. Dann werden Sie zweiter Consul; den dritten wählen wir nach unserm Gutfinden, und wir werden alle im besten Einverständnisse handeln und keinen Widerstand finden." Georges, der gegenwärtig war, und den Moreau nie gekannt hatte, forderte sehr lebhaft diese dritte Stelle für sich. „Das geht nicht," sagt Moreau zu ihm; „Sie haben keine Ahnung von dem Geiste, der in Frankreich herrscht; Sie sind immer weiß gewesen und sehen, daß Pichegru sich wird davon reinigen müssen, es seyn gewollt zu haben." „Ich verstehe Sie," sprach Georges zornig. „Was ist das für ein Spiel, und für wen halten Sie mich? Sie arbeiten also einzig für sich selbst und auf keine Weise für den König? Wenn dem so seyn sollte, so muß ich aufrichtig sagen, wäre mir der doch lieber, der daran ist." — Sie schieden sehr unzufrieden, und Moreau bat Pichegru, diesen Menschen ohne alle gesunde Vernunft und alle Kenntniß nicht mehr zu ihm zu bringen.

Die Unterhaltungen mit Napoleon und das Tagebuch, welches Las Cases darüber geführt, gehen auf diese Weise bis zum 21. November 1816, wo sie auf eine unerwartete Weise unterbrochen wurden. Es hatte sich ein ehemaliger Bedienter des Grafen in der Dunkelheit heimlich zu ihm geschlichen, mit der Nachricht, daß er im Begriffe sey, nach Europa zu gehen und sich zu jedem Dienste, zu jeder Bestellung dahin erbiete. Nach langem Ueberlegen händigte Las Cases ihm einen, auf Atlas geschriebenen Brief an den Bruder des Kaisers, Lucian, ein. Der Brief schien an sich unschuldig und enthielt nichts, als eine umständliche Beschreibung dessen, was dem Kaiser seit seiner zweiten Abdankung begegnet war. Das Schreiben befand sich bald darauf in den Händen des Gouverneurs, der den Verfasser desselben verhaften und eng verwahren ließ. Las Cases ist der Meinung, sein ehemaliger Bedienter, den der Gouverneur früher mit Gewalt von ihm getrennt hatte, sey von diesem gewonnen und angestellt gewesen, um ihn auf die angeführte Weise zu versuchen. Wie dem auch seyn mag, Las Cases war und blieb von dem Kaiser und den übrigen Gefangnen getrennt und suchte in dieser Lage um die Erlaubniß an, nach Europa zurückzukehren. Man könne, schrieb er dem Gouverneur, ihn auch unter Bedeckung nach England schicken und nach den Gesetzen richten lassen. Sir Hudson Lowe, der, als der Kerkermeister Napoleons, zu einer unglücklichen Unsterblichkeit verdammt ist, schien lange unentschieden, bis er sich endlich zu dem ziemlich sichern Schritte entschloß, den Grafen mit guter Empfehlung nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu schicken. So endet das eigentliche Tagebuch von St. Helena, dessen frühere Bände mit so großer Theilnahme gelesen worden sind. Unverkennbar hat das Werk, inwieweit es die Aeußerungen eines außerordentlichen Mannes enthält, hohen Werth. Inwieweit Las Cases sie aber immer treu wieder gegeben, vermögen wir nicht zu entscheiden; davon aber sind wir überzeugt, wie wir auch schon früher uns darüber ausgesprochen, daß der Napoleon des Las Cases nicht ganz nach dem Leben gezeichnet ist. Der gute Las Cases gibt uns den Mann, wie er ihn gesehen und begriffen. Besondern Fleiß hat der Verfasser nicht an das Buch gewendet, das seinen Werth vorzüglich seinem Stoffe verdankt, sonst würde er die häufigen Wiederholungen, die vielen Nachlässigkeiten, ja manche auffallende Widersprüche vermieden haben.

Las Cases führt einige abgerissene Aeußerungen und Gedanken Napoleons an, von denen wir die, welche uns die gehaltvollsten scheinen, mittheilen und damit den Auszug des siebenten Bandes beschließen wollen.

— „Fordern Sie Alles von mir, nur keine Zeit: das Einzige liegt außer meiner Macht."

— „Die Gleichheit lassen Sie mir unangetastet; sie ist die Leidenschaft des Jahrhunderts, und ich bin das Kind des Jahrhunderts und will es bleiben."

— „Der Mann, der für die Geschäfte und die Gewalt gemacht ist, sieht die Personen nicht, nur die Dinge, ihr Gewicht und ihre Folgen."

— „Man muß den Tod nicht fürchten; wenn man ihn nicht fürchtet, weiset man ihn in die feindlichen Reihen zurück."

— Napoleon, versichert Las Cases, hatte eine ganz besondre Achtung für die deutsche Nation.

„Ich konnte ihr," sprach er, „viele Millionen auferlegen, es war nothwendig; ich würde mich aber wohl gehütet haben, sie durch Verachtung zu beleidigen. Daß die Deutschen mich hassen, finde ich natürlich. Zehn Jahre hat man mich gezwungen, mich auf ihren Leichen zu schlagen; sie konnten meine wahren Gesinnungen nicht wissen und mir meine geheimen Gedanken nicht anrechnen, die ich in meinem Innern verwahrte; aber sie waren groß für die Deutschen."

— „Das Herz eines Staatsmannes muß in seinem Kopfe seyn."

78.

(Einen Bericht über den achten Band werden wir nächstens mittheilen.)

## Das nördliche Spanien.

Der Engländer Bramsen, bekannt durch seine Reisen in Aegypten, hat Remarks on the north of Spain herausgegeben. Es sind nur 135 Seiten, sie enthalten aber manches Anziehende. Im September vorigen Jahres machte er von Bayonne bis nach Ordunna und Vittoria eine kleine Reise. Allein ein guter Beobachter weiß auch von der kleinsten mehr zu sagen als ein anderer, wenn er die Welt umkreiste und nichts zu sehen verstand. In Irun wohnte er einer Parade bei. Die ganze Besatzung bestand nur aus etwa funfzig Mann mit einigen Officieren. Die Parade dauerte nicht lange, und dann stellte jeder Soldat das Gewehr hin, um mit einem der vielen anwesenden Mädchen zu tanzen. Jung und alt wird vom Nationaltanze begeistert. Er sah mehrere wohl siebzigjährige Weiber, die der Fandango entzückte. In Bilbao waren die Weiber, wie überall, der Constitution eifrig und eifriger zugethan als die Männer. Die Mäßigkeit der spanischen Soldaten wird von ihm durch die Beschreibung eines Mittagmahls bestätigt. Zwei Soldaten brachten einige hölzerne Schüsseln mit Suppe. Alle schlossen einen Kreis darum. Einer langte ein paar Löffel zu — es war in jeder Schüssel nur ein Eßlöffel — und trat dann bescheiden zurück, damit der Andere genießen konnte. Da ward kein Drängen bemerkt, kein Fluch gehört. Nach dem kurzen Mittagsmahl ward ein Cigarro angebrannt. — Alle Sonntage des Nachmittags war großer Volksjubel um den — Constitutionsstein. Eine Trommel und Pfeife tönten dabei und hielten die Tänzer in Ordnung. Die Häuser werden mit dunkelndem Abende geschlossen. Wer hinein will, muß klingeln und zwar so oft, als der, zu dem er will, im zweiten oder dritten Stocke wohnt. Sonst hatte Bilbao große Tuch- und Tabakfabriken und viele Papiermühlen. Sie sind jetzt fast ganz verschwunden. Selbst die Wolle von Spanien ist nicht mehr, was sie sonst war. Sachsen, sagt Bramsen, liefert mehr, bessere, und wohlfeilere. Es ist jetzt die Zeit in Spanien, die Friedrich dem Großen nicht zu sehen vergönnt war. „Welches Land ist am schwersten zu verderben?" fragte er einen Minister. „Spanien;" sagte er, als dieser mit der Antwort anstand. „Seine Regierung hat sich so viel Jahre Mühe gegeben, es zu verderben, und ist doch nicht zum Ziele gekommen!" — Ueber das Ordunnagebirg ging Bramsen mit einer Abtheilung constitutioneller Truppen. Früh um sieben Uhr ward Generalmarsch geschlagen. Alle Straßen und freien Plätze in der Vorstadt waren mit Karren und Wagen bedeckt, worauf das Gepäck der Soldaten und Weiber und Kinder lagen. Zwei und zwanzig Karren, jeder mit zwei Ochsen bespannt, hatten blos Officiersfrauen und Kinder. Ehe der Abmarsch erfolgte, kam der Mittag heran. Und doch gingen noch gegen zwanzig Frauen mit der Colonne. Es schien, als sollte es zu einem Feste gehn. Einige Officiere hatten Sonnenschirme. Ihnen folgten Damen in vollem Glanze auf Maulthieren oder auf Pferden, die Kissen und Polster auf dem Sattel hatten. Alle trugen buntfarbige Sonnenschirme. Der Caplan, der in vollem Ornate ritt, machte den Beschluß. Das Geschrei der Soldaten, Kinder und Weiber, das Gebrüll der Ochsen, das Gebell der Hunde, das Knarren der Räder machte das wunderlichste Concert, das es geben konnte. Alle halbe Stunden und noch öfterer gerieth der Zug ins Stocken. In Dörfern und kleinen Städten war fast alles royalistisch gesinnt, die Colonne fand hier nur kühle Aufnahme und mußte oft Plünderung befürchten. Das Theater in Vittoria gefiel dem Engländer. Man führte ein Trauerspiel auf, wo Alles, was auf den Sturz der Tyrannei Bezug hatte, die Freiheit pries, großen Beifall fand. Daß in Dörfern und kleinen Städten eine so ganz entgegengesetzte Stimmung vorwaltete, erklärt der Verf. aus der Unwissenheit und dem Aberglauben, der Gleichgültigkeit gegen Alles, was geschieht.

20.

## Kleinigkeiten.

Las Cases will eine neue Auflage seines Atlas historique herausgeben, die viel Zusätze erhalten soll.

Abel Remusat hat dargethan, daß der chinesische Weltweise Lao-tsen 600 Jahr vor Christus lebte und eine Menge Ideen verbreitete, die wir im Plato wiederfinden. Selbst sein Styl gleicht dem des Plato. Er ist oft so dunkel, oft so ergreifend wie dieser, und die Moral des Chinesen läßt nichts zu wünschen übrig. Abel Remusat äußert die Vermuthung, daß der Weise aus Osten im westlichen Asien, vielleicht selbst in Athen u. s. f. gewesen sey und daß eine solche Reise nicht so sonderbar sey, wie sie uns scheine. Die „Scythen," welche von Zeit zu Zeit nach Athen kamen, um sich zu unterrichten, konnten leicht auch Chinesen gewesen seyn. (Die höhere damalige Cultur Asiens, die Gastfreundschaft, welche das Reisen kostenlos und sicher machte, die Verbindung aller Weisen untereinander lassen diesen Gedanken noch weniger unwahrscheinlich finden.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 266.

19. November 1823.

## Limmer, Pesarovius, Feßler.

Bekanntlich gab der erstere (einst Pastor zu Saratow im südlichen Rußland, jetzt als Privatmann in Gera lebend) zu Anfang d. J. eine Schrift heraus: („Meine Verfolgung in Rußland; eine actenmäßige Darstellung der jesuitischen Umtriebe des Dr. Feßler und seiner Verbündeten. Leipzig, b. Reclam"), die vieles Aufsehen erregte und auch in diesen Blättern von einem andern Ref. besprochen wurde (vergl. Nr. 45, 48, 51, 52, 68).

Gegen die Beschuldigungen, welche Limmer dort erhob, so wie gegen ihn selbst als Mensch, treten nun zwei Männer auf, der Staatsrath Pesarovius in Petersburg, und der von Limmer so schwer angeklagte Feßler selbst, und behaupten in zwei verschiedenen, so eben zugleich erschienenen Schriften 1) daß Limmer durchaus gelogen habe; daß er nicht verfolgt worden sey, weder, wie er gesagt, von einer jesuitisch-herrnhuthischen Verbindung (deren Hauptwerkzeug und gleichsam Dirigens, Feßler seyn sollte), noch sonst von Jemand, sondern daß ihm durch seine Absetzung vom Amte nur Recht geschehen, indem er 2) ein schlechter, verdorbener Mensch sey, der sich lästerliche Reden gegen die Majestät des Landesherrn (des russ. Kaisers), Wucher, Verdrehung der Wahrheit, Verleumdungen, Klatschereien, Kirchenraub, und Gott weiß, was noch alles für Niederträchtigkeiten habe zu Schulden kommen lassen; kurz, daß er ein moralisch verworfenes Subject wäre, als solches auch sich schon in seinem früheren Stande als Hauslehrer in Kur- und Liefland, und später als Pastor zu Poltawa und Saratow bewiesen habe, und folglich keinen Glauben mit seinen, in seinem Rachlibell ausgekramten Anschuldigungen und Behauptungen verdiene.

Untersuchen wir diese einzige und in vielfacher Beziehung merkwürdige Sache hier unparteiisch ein wenig genauer. Das Factum, welches durch den Streit der drei Herren zur Sprache gekommen, verdient es wohl, daß man die Augen etwas fest darauf richtet. Es betrifft Dinge, die, obschon sie nur in einem Winkel Europas vorgegangen seyn sollen (wie Limmer behauptet, die Andern aber negiren), doch ein höchst allgemeines Interesse haben, und es namentlich keinem Protestanten gleichgültig seyn kann, ob es dort wirklich eine unter dem Schleier einer „evangelischen Christlichkeit" sich versammelnde, in ihrem Treiben echt jesuitische Frömmler-Verbindung gibt, die alles zu verdrängen sucht, was ihrer Fahne nicht dient, oder nicht?

Limmer sagt es und sucht es durch die Darlegung seiner Begegnisse und Absetzung zu beweisen; Pesarovius und Feßler verneinen es und suchen diese Verneinung durch die Darstellung der Geschichte und Gründe von Limmer's Amtsentsetzung und durch Hervorziehung seines nicht löblichen Privat- und öffentlichen Lebens zu beweisen.

Letzteres, die Aufdeckung der Immoralität des Libellisten (wie L. ein für allemal von P. und F. genannt wird), läßt sich besonders Pesarovius in seiner Schrift: „Ein Wort der Wahrheit von dem Staatsrath rc. P. über die Schmähschrift: Meine Verfolgung in Rußland rc." (Leipzig, bei Reclam) angelegen seyn, und man muß gestehen, daß hier Hr. L. in einen Schatten gestellt wird, der nicht schwärzer seyn kann. Alle eben schon erwähnten Frevel und Nichtswürdigkeiten werden ihm hier, als von ihm begangen, bewiesen, und man ist gezwungen, diese, auf die offene Erzählung von Thatsachen hingeführten — folglich actenmäßigen — Beweise so lange für völlig gültig anzuerkennen, bis Hr. L. den vollständigsten, keinen Zweifel übrig lassenden Gegenbeweis führt; eine Sache, die er, unserer Ueberzeugung nach, thun muß, wenn er nicht unerrettbar in der Achtung der Menschen verloren seyn will. Um seiner selbst willen wollen wir wünschen, daß er es thun kann.

Neben jenen Nichtswürdigkeiten als Mensch und Prediger, deren ihm aber P. beschuldigt, als z. B. hämischer Klatsch- und Rachsucht, Liebe zum Trunk, Gemeinheit und Roheit in seinem Benehmen bei vielen (nachgewiesenen) Gelegenheiten, jüdischer Wucherei, versuchten Betrug durch Erschleichung von Vermächtnissen, die ihm nicht zukamen, versuchter Rechtsverdrehung, un-

gemessener Lügenhaftigkeit neben niedriger Kriecherei und Heuchelei, wenn er von seinen Obern auf seinen schlechten Wegen ertappt wurde, ja, endlich sogar, und nur durch die hier wahrlich übergroße Nachsicht der Behörden und der Kläger, vertuschter, wirklich begangener Kirchenraub durch Aneignung einer werthvollen Altarbekleidung (ein schönes Sündenregister, dem blos noch Mord fehlt, um es vollständig zu machen): neben diesem Allen zeiht Hr. P. Limmer aber auch noch einer Menge Erbärmlichkeiten und Schwächen, wie z. B. der Eitelkeit, sich den Consistorialraths-Titel ohne Recht angemaßt zu haben (Feßler erzählt in seiner Schrift, L. habe sich auf ähnliche Art auch ein Mal zum Superintendenten gestempelt), der crassesten Unwissenheit neben der höchsten Arroganz, welche, beide nebeneinander fortlaufend, so weit gehe, daß er (Limmer) nicht im Stande sey, einen Satz richtig deutsch zu schreiben (viel weniger französisch, mit dessen Kenntniß, so wie mit der der lateinischen u. a. Sprachen Limmer sich doch sehr brüste) und sich deswegen sein Libell habe corrigiren lassen müssen, wie schon allein die in einem „eleganten Styl" verfaßte Vorrede dazu beweise (und wirklich nach den rein unwiderlegbaren Proben, welche P. aus Limmer's früheren Schriften und aus einigen mitgetheilten, hinsichtlich ihrer orthographischen, stylistischen und sprachlichen Unrichtigkeiten, wirklich merkwürdigen französischen Briefen desselben und andern Citaten, beweißt), der Befangenheit in seinen Ansichten, der Verworrenheit in seinen Begriffen (wird hin und wieder sehr evident dargethan) u. s. w. u. s. w. Dies u. s. w. müssen wir hier sagen, wenn wir nicht noch mehrere Seiten mit den Lastern, Vergehungen und Schwächen eines Mannes anfüllen wollen, den das größere deutsche Publicum erst durch seine nun so heftig angegriffene Schrift kennen lernte, die allein, und nicht Er, bis jetzt Interesse für dasselbe hat.

Die Hauptsache bleibt immer die Frage: „Log Limmer in seiner Schrift, als er in derselben das Daseyn einer verfinsternden, jesuitisch wirkenden Frömmler-Verbindung in Rußland behauptete, oder log er nicht?" Dann, daß auch ein moralisch verwerflicher Mensch ein Mal die Wahrheit sagen und somit Recht haben kann, wird Niemand bestreiten, obschon es allerdings wünschenswerther ist, daß in einer Sache, wo es Entlarvung von Heuchelei und Enthüllung geheimer, unreiner Zwecke gilt, die sich listig in das Gewand des Rechts oder der Religion verkrochen, ein Ehrenmann als Ritter der Wahrheit auftritt, als Einer, dem man Dinge, wie die oben angeführten, nachsagen kann.

Diese Frage nun, ob Limmer (dessen persönlicher Werth oder Unwerth hierbei von uns billig ganz aus dem Spiele gelassen wird, indem wir uns an das reine Factum der die Hauptsache betreffenden Thatsachen halten) in diesem Punkte log oder nicht, müssen die beiden nothwendig zum Verständnisse des Ganzen zusammen zu lesenden Schriften der Hrn. P. und F., (deren letztere den Titel führt: „Geschichte der Entlassung des gewesenen P. Limmer, aus den Original-Acten ꝛc., von Ignatius Feßler. Dorpat und Riga, bei Hartmann) beantworten, und hier finden wir denn, nach genauer Durchsicht, folgendes: Fast alles das, was Limmer in seiner Schrift von sich, der Schuldlosigkeit seines Lebens, seiner Aufführung ꝛc. sagt, wird mit siegender Kraft von seinen Gegnern widerstritten und er somit (wir wählen absichtlich einen milden Ausdruck, da es ihm hier vielleicht noch gelingen kann, sich wenigstens von einem Theil der schrecklichen, gegen ihn gemachten Beschuldigungen zu befreien) als ein die Wahrheit vielfach umgehender Mann gravirt; allein:

was den Punkt des Daseyns einer Frömmler-Clique in jenen Gegenden betrifft, deren (bewußtes oder unbewußtes) Streben darauf hinausgeht, Alle nicht in ihr Treiben Einstimmende zu entfernen, da hat er nicht Unrecht, und gerade Feßler's (des von Limmer bezeichneten Koryphäen jener Clique) Buch macht dies klar.

Wir wollen dies näher darthun. Limmer ward seines Amtes in Saratow entsetzt, nicht etwa, wie er es nach Pesarovius und Feßler's Schilderung seines Betragens verdient gehabt hätte, weil er, als Prediger in Poltawa und Kermentschug, das Vermögen eines im letztern Ort verstorbenen Generals Schröder durch Winkelzüge und rabulistische Kniffe an seine Kirche und durch diese zum Theil an sich hat bringen wollen (vergl. Pesarovius S. 19 u. f. und Feßler's Schrift an m. O.); ferner: nicht etwa, weil er ebendaselbst bei seinem Abzuge eine kostbare, der Kirche geschenkte Altarbekleidung mitgehen hieß und von dieser Schlechtigkeit sich nur durch die seichtesten Ausflüchte von der Welt zu reinigen vermochte (vergl. hierüber beide Schriften), ebenso nicht darum, weil er, wie Pes. ihn beschuldigt, Geldwucher trieb, trank u. dergl.; auch nicht, weil er den Minister des Cultus und den Kaiser gelästert haben soll (wir sagen soll, denn recht bewiesen wird es nicht); eben so wenig, weil er gemeiner und unedler Rach- und Schmähsucht durch Wort und Schrift fröhnte ꝛc.; kurz, nicht sowohl wegen all dieser Dinge, die wohl einen Prediger zur Absetzung qualificiren mögen, wie sie wenigstens jeden Menschen zur Heruntersetzung in der Achtung Anderer qualificiren, sondern hauptsächlich darum, weil er in seiner Lehre von der Kanzel herab sich keineswegs als ein echter und rechter evangelischer Christ bewiesen — hat? nein, haben soll!! — Soll, denn daß er es hat, ist für uns wenigstens keineswegs genügend festgestellt, und man kann, liest man das von Limmer erst, und nun von Feßler berichtigt dargestellte Untersuchungs-Verfahren der saratower Consistorial-Commission, unter dem Präsidio der Hrn. Reinbolm und Feßler, aufmerksam durch, fast auf den Gedanken kommen, als

sey es den Herren Commissarien weniger um Ermittelung der Rechtschaffenheit und Christlichkeit des Menschen Limmer, der zugleich Pfarrer ist, zu thun gewesen, als um Ermittelung, ob der Pfarrer Limmer (der als Mensch seyn mochte, wie er wollte) auch in ihrem Sinne echt evangelisch von der Kanzel herab spräche. (Also mehr um's Wort, wie um die That.)

Doch auch dies möchte noch hingehen, obschon wir den Standpunkt nicht für den besten halten, vermöge welchem nach den individuellen Ansichten eines Einzelnen oder mehrerer Einzelnen irgend eine Rechtssache aufgefaßt wird — wenn nur die Beweise, daß Limmer kein christlicher Prediger, versteht sich, nach dem Sinne der Hrn. Commissarien, gewesen, sondern ein [illegible] ist, sammt denen für die andern ihm als Prediger gemachten Gravamina's, recht bündig geführet worden wären. Allein da lahmt und hinkt es gewaltig.

Hier der Beweis dafür. Das Gerücht (so erzählen Feßler und [illegible]) von Limmer's unwürdigem Benehmen in Saratow (wir bitten den Leser, dies zu bemerken, denn es ist merkwürdig, daß man nicht schon längst in Petersburg auf L. aufmerksam wurde, da er doch gerade seine ärgsten Streiche viel früher und schon in Poltawa beging, und daß man erst dann darauf aufmerksam ward, als Feßler aus seiner mehrjährigen Zurückgezogenheit bei den Herrnhutern in Sarepta wieder hervorkam und — bischöflich [illegible] Superintendent der evangelischen Kirche wurde, er es wurde, der, laut seines [illegible] in den [illegible] Annalen und im Lit. Beobachter mitgetheilten Briefes*), ohne das römisch-katholische Glaubensbekenntniß abzuschwören, wegen der Pflichten des äußeren Gottesdienstes dem Ritus der augsburgischen Confession nur beitrat;) als Mensch und Prediger, kam nach Petersburg, und bewog, weil es gar zu laut wurde, (wodurch es auf einmal so laut wurde, erzählen Limmer und seine Gegner natürlich verschiedenartig), die geistliche Oberbehörde endlich einzuschreiten. Fürst Golitzin, der Minister des Cultus, ertheilte, Namens des Kaisers, dem Hrn. Reinholm, als weltlichem Präsidenten des neuen Consistoriums in Saratow, und Hrn. Feßler, als Superintendenten daselbst, den gleichlautenden Befehl, sich mit den übrigen saratower Consistorialen zu einer Commission zu vereinen und unverzüglich nach den Gesetzen auf's Strengste den Grund oder Ungrund der gegen Limmer erhobenen Anschuldigungen zu untersuchen, nach der Untersuchung aber, weil das saratower Consistorium noch nicht völlig organisirt sey, die Acten, nebst einem motivirten Gutachten an die geeignete Behörde nach Petersburg einzusenden; vorläufig aber, wenn sich wirklich ergeben sollte, daß Limmer sich Dinge habe zu Schulden kommen lassen, die ihn zur ferneren Führung seines Amtes untauglich machten, oder ihn, bürgerlichen und kirchlichen Gesetzen nach, besonders inculpirten, ihn von seinem Amte zu suspendiren.

Uns dünkt, dieser Befehl war klar; dennoch machte er den Herren Consistorialen Kopfbrechens genug, und dies spricht eben nicht für ihre Gewandtheit in Geschäftssachen. Anfänglich wußte man nicht recht, was man untersuchen sollte (denn es waren ja keine besondern Klagpunkte in dem Befehle angegeben); nachher hing es wieder am [illegible], weil auch keine Kläger genannt worden waren. Endlich ging den Herren doch eine Art Licht auf; sie beschlossen zu untersuchen

a) ob Limmer, Prediger zu Saratow, ärgerliche Reden auf der Kanzel führe, oder nicht? und

b) ob er sich außerdem auch sonst noch auf eine, Geistlichen ungeziemende Art benehme.

Ob er als Mensch etwas tauge oder ein Schuft sey, kümmerte schon hier die Herren Commissarien nicht, so wenig wie sie sich auch weiterhin bei ihrer Untersuchung darum bekümmerten. Sie fahren blos auf den nach ihrer Art evangelischen oder nicht evangelischen Prediger los, und citirten zu diesem Behufe, nachdem sie weislich sich für incompetent zur Untersuchung der Limmer auf die Sage (denn hier, wie bei der ganzen Geschichte, wird Vieles auf Sage und Gesage gebaut) des Bischofs Reichel zu Sarepta angeschuldigten gräulichen Majestäts-Lästerungen erklärt, und die gegen ihn von mehreren andern Personen, und namentlich verschiedenen deutschen Colonie-Predigern jener Gegend (mit denen Limmer, wie er sagt, unverschuldet, wie F. und P. sagen, verschuldet, auf nicht gutem Fuße stand) erhobenen Anschuldigungen aber auf zwölf Punkte reducirt hatten: „die sieben und sechzig evangelischen Glaubensgenossen der saratower Gemeinde" (Beamte, Bürger, Hausväter und eigenen Hausstand haltende Wittwen), ließen diesen Leutchens den körperlichen Eid de dicenda veritate ablegen und begannen hierauf, sie über die 12 Punkte zu befragen. Alle? Nein! denn im Voraus wußte die Commission, daß nicht Alle über Alles würden Aufschluß geben können. (Wer bewundert nicht die gleichsam Allwissenheit der Herren Commissarien!) Und das Resultat, welches wir nun durch das motivirte Gutachten der Commission erfahren, so wie den Grundsatz, nach welchem sie die Aussagen der Beeideten in ihrem Gutachten classificirte und — würdigte, sind so merkwürdig, daß auch hier nähere Besichtigung lehrreich wird.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diesen merkwürdigen Brief an den Capuziner Cölestinus, seinen ehemaligen [illegible], hat Feßler auch wieder in seiner Schrift gegen Limmer in der Ursprache (lateinisch) abdrucken lassen. Ob der sonst kluge Mann nicht fühlt, welche Blöße er hier durch die Wiederholung des obigen Bekenntnisses selbst gibt? —

## Aus Italien.

Für Freunde der Botanik enthalten die letzten uns zugekommenen Hefte der Bibl. Ital. (Juni und Juli d. J.) manches Beachtenswerthe: Ein Verzeichniß aller Schwämme, die im Gebiete von Pavia vorkommen, mit Bezeichnung der giftigen Arten und der Hülfsmittel gegen ihre Wirkungen, vom Prof. Bergamaschi zu Pavia, ein Verzeichniß der 580 in Sicilien einheimischen Pflanzenarten, welche der k. Garten zu Boccadifalco bei Palermo besitzt (nach der Angabe des Catalogus plantarum quae asservantur in R. horto serenissimi Francisci Borbonii, principis juventutis in Boccadifalco prope Panormum. Neapoli, Frani 1821. 8. —) und sehr gelehrte Untersuchungen von Herrn L. Reynier zu Lausanne, über die Baumart, welche von den Alten Persea genannt ward. Daß es die Cordia myxa Linn. nicht gewesen, die noch Creuzer (Symbolik I, S. 511) nach Sprengel dafür ausgibt, eben so wenig als die Balanites Aegyptiaca oder Ximenia Aegyptiaca, wird hier durch sehr wahrscheinliche Gründe dargethan. Allen Nachrichten der Alten zufolge war die Persea ein Baum, in der Art und Größe eines Birnbaums, dessen Stamm von hartem Holze Stücke hergab, die groß genug waren, für den Bau von Nilbarken und anderen Hausrath. Seine Frucht von grasgrüner Farbe war von der Größe einer wilden kleinen Birne, oder einer Olive, süß vom Geschmack und vom Geruch, wie eine Quitte. Der Kern, den sie enthielt, war weniger hart als ein Pflaumenkern. Die Blätter sahen wie Birnenblätter aus, nur waren sie bleicher. Der Baum hat Stacheln und ward oft in die Nähe von Gräbern gepflanzt. Da nun in Aegypten, wo im Allgemeinen die Bäume selten sind, weil das Land entweder urbar oder wüst ist, und Wälder ganz fehlen, das Holz der Persea zu wesentlichen Arbeiten gebraucht ward, wie zum Bau der Nilschiffe, so mußte der Baum nothwendig durch menschliche Pflege vermehrt werden; daraus ergibt sich eine sehr begründete Vermuthung, daß das Interesse an diesem Baume noch heut zu Tage dasselbe seyn (und ein Gesetz aus dem Mittelalter, welches den zu großen Verbrauch der Persea verbietet, ist ein Beweis dafür) und daß dieser Baum noch heut zu Tage in Aegypten sich finden muß, zu demselben Zwecke noch immer verwendet. Deshalb muß man ihn wohl unter den dort alltäglichen suchen, nicht unter den Bäumen, die man in Gärten erst aufzieht. H. Reynier glaubt ihn unter den ersten gefunden zu haben. Seiner Meinung nach, ist es die Art von Brustbeerbaum, der unter dem Namen Zizyphus spina Christi bekannt, von Linné unter die rhamnus gerechnet wird. Die Aegypter nennen ihn Napka. Den Beinamen spina Christi erhielt er darum, weil die Dornenkrone von Zweigen seines Holzes gewesen seyn soll. Der Baum ist von der Größe eines Birnbaums. Die Art seiner Verästung und seine Blätter erinnern ebenfalls an diesen. Sein sehr hartes Holz, wird eben so wie das von der Mimosa nilotica Linn. zum Schiffbau verwandt, und auch sonst zu Arbeiten, wo man auf Dauerhaftigkeit sieht. Seine Früchte reifen allmälich und sind von gelblich-grüner Farbe, auf der einen Seite in's Röthliche spielend. Der Geruch ist dem Geruch einer Reinetten-Quitte gleich und der Stein von mittlerer Härte. Noch jetzt wird der Baum häufig in der Nähe von Gräbern gepflanzt, um sie kühlend zu beschatten; an dem Blattansatze hat er kleine Stacheln. So finden sich in der Napka alle Aeußerlichkeiten und vorzüglichen Eigenschaften wieder, welche die Alten der Persea nachrühmen, und noch wird ihr Holz zu denselben Gebrauche verwendet. Reynier findet die von Plutarch angeführten Gründe ihrer Heiligkeit unzureichend und fabelhaft; wahrscheinlicher dünkt ihm, daß das Zusammentreffen der Reife seiner Früchte mit Jahresperioden, welche der Isis geheiligt waren, den Anlaß zu diesem Cultus hergaben. — Auch eine Analyse der amerikanischen Nüsse (Canarium commune, Linn.) eine Frucht, die von den Bewohnern der molukkischen Inseln, auf Amboina und in Neu-Guinea, wo sie herkommen, wie Mandeln gegessen werden, wird die Freunde der Pflanzenkunde interessiren (Bibl. Ital. Luglio. d. J. S. 56) Ein sehr genaues Verfahren gab H. Bartolomeo Bizio folgendes Resultat: Ein Pfund gab

| | |
|---|---|
| fettes Oel . . . . . . . . . . . . . | 67. 000 |
| Zimom . . . . . . . . . . . . . . | 1. 750 |
| Amidaline . . . . . . . . . . . . . | 11. 400 |
| Stärkehaltigen Stoff . . . . . . . . | 7. 950 |
| Zucker . . . . . . . . . . . . . . | 00. 658 |
| Gummi . . . . . . . . . . . . . . | 4. 570 |
| Extractiv . . . . . . . . . . . . . | 3. 000 |
| holziger Ueberrest . . . . . . . . . | 2. 820 |
| Verlust . . . . . . . . . . . . . . | 00. 952 |
| | 100 000 |

41.

## Miscellen.

Am Tage des heiligen Ludwigs fand in der pariser Akademie die Preisvertheilung für das beste Gedicht über die Abschaffung des Sklavenhandels Statt. Victor Chauvet, der 1822 das Accessit durch sein Gedicht: Die Pest in Barcelona erhalten hatte, trug den Preis davon. Es waren 54 Arbeiten eingegangen; während die französischen Kaufleute, lebhafter als je, mit Sklaven handeln, dichten ihre guten Köpfe mehr, als je, wie er abzuschaffen ist. Bei dem ganzen Vortrage, der dabei Statt fand, kam übrigens weder vom Secretair noch sonst Jemanden, ein Wort von Wilberforce oder Clarkson vor, die so viel in England dafür gethan haben. Das hätte die Eitelkeit der Franzosen beleidigt. In einem der Gedichte, die einer ehrenvollen Erwähnung gewürdigt und zum Theil vorgelesen wurden, kam eine Episode vor, die die zahlreich anwesenden Frauen unwiderstehlich zum Weinen bewegte. Sie schilderte eine Negerin am Bord eines Sklavenschiffes, die ihr Kind beruhigen will. Der Capitain hat gedroht, es in's Meer werfen zu lassen, weil es seinen Schlummer durch Schreien und Weinen störte.

In Calcutta kommt eine neue Zeitschrift heraus: The asiatic observer. Alle 3 Monate erscheint ein Heft und enthält literarische, religiöse, philosophische Abhandlungen. In Macao gibt dagegen ein Portugiese alle Donnerstage ein Blatt unter dem Titel: Abelha da China (die chinesische Biene) zum Besten, das am 12ten September 1822 zum ersten Mal erschien. Die Biene enthält die Verordnungen der portugiesischen Regierung und viele Neuigkeiten aus China selbst. In Nr. 11 vom 21sten November 1822 gibt sie eine Nachricht vom Brande in Canton, die viele noch unbekannte einzelne Umstände erzählt. Aus Nr. 8 erfährt man, daß an der nördlichen Grenze zwischen den Chinesen und Mongolen ein heftiger Krieg ist. Die Mongolen waren von Tibet her und durch eine Provinz Sze-chnen vorgedrungen und geschlagen worden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 267.

20. November 1823.

## Limmer, Pesarovius, Feßler.

(Beschluß aus Nr. 266.)

Zuerst den Grundsatz. Dieser war (siehe Feßler's Schrift S. 37): „Die Pro- und Contrazeugen sind nicht zu zählen (das Schuldig oder Nichtschuldig des Beklagten nach der Zahl der für oder gegen ihn Zeugenden zu bestimmen), sondern," man höre! „also abzuwägen und zu würdigen, daß die Stimmen der anerkannt (d. h. von den Herren Commissarien anerkannt) nicht nur bürgerlich rechtlicher, sondern auch rein evangelisch gesinnter Männer, den Stimmen derer, obgleich der mehreren, vorzuziehen seyen, gegen deren bürgerliche Rechtlichkeit die Commission zwar nichts einzuwenden, denen sie jedoch das Zeugniß eifriger, echt evangelisch gesinnter Christen und Kirchengenossen, bei genauer Kenntniß von ihnen, (da ist wieder die Alles wissende Commission!) schlechterdings verweigern müsse."

Was heißt das nun anders, als: das Zeugniß eines Menschen, dessen religiöse Ansicht wir Commissarien für die allein richtige, echte, evangelische halten, der also mit uns genau übereinstimmt (einer der Unsern ist), gilt nothwendig mehr als das Zeugniß Zweier oder mehrerer Andern, die zwar auch anerkannt bürgerlich rechtliche Personen sind, doch aber in ihren Ansichten über diese oder jene Lehre des Christenthums von uns, den allein richtig Glaubenden, abweichen? und ist nicht hiermit der unduldsame Grundsatz der katholischen Curie, und der auf ihn in natürlichen Fortwirkungen gebauten Inquisitions-Tribunale ausgesprochen? Gott bewahre doch einen jeden Menschen vor einer auf solche Basis sich stellenden Commission! —

Dieser vortreffliche Grundsatz ward dann nun von den Herren Commissarien durch das ganze Verfahren festgehalten und darnach das über die zwölf Punkte gegebene Gutachten (s. Feßler's Schrift S. 36—68) motivirt.

Die zwölf Punkte aber waren:

1) Ob Limmer in seinen Schriften, wie in seinem Umgange, einen hämischen, spöttischen, zank- und lästersüchtigen Charakter offenbart habe?

Hierüber haben 41 der Gefragten nichts aussagen können; 12 aber haben für, 14 gegen ihn ausgesagt. (Die Commission meint dabei in ihrem Gutachten: unter den 14 wären 7 Personen — die genannt werden — deren Zeugniß als das, allgemein anerkannt rechtlicher und „christlich" gesinnter Menschen, allein das Zeugniß der 12 für Limmer Zeugenden — die übrigens auch rechtliche, aber freilich nicht so christliche Personen waren — aufwäge. S. das Gutachten in F. Schrift S. 39.) *)

2) Ob Limmer in seinen Predigten sich häufig Persönlichkeiten, Sticheleien und Seitenhiebe, wenn auch gerade nicht durch namentliche Nennung derjenigen, die er meine, sondern blos durch kennbar machende Andeutungen erlaube? (Welches weite Feld wurde hierdurch der Klatscherei und reizbaren Empfindlichkeit geöffnet!)

Hierauf haben 33 weder für, noch gegen L. etwas aussagen können. 19 haben für, 13 Männer und 2 Witwen haben gegen ihn gezeugt. (Feßler S. 42) (Merkwürdig ist die Art, wie im Gutachten das Zeugniß der Entlastungszeugen verdächtig gemacht wird. „Neunzehn," heißt es, „haben nichts von Persönlichkeiten rc. wissen wollen, oder daß sie wirklich nichts zu wissen versichert." Wir fragen billig, ziemt sich dies für eine ehrlich und gewissenhaft handelnde Commission? Daß in den Augen der trefflichen Herren Commissarien und des Hrn. Feßler die 13 nebst den 2 Witwen wieder mehr gelten als die 19, versteht sich.)

3) Dieser Punkt hieß: „Daß L. zwar ein guter Moralredner, aber durchaus kein Evangelist sey; selten von den Grundlehren des Christenthums, d. i. vom Versöhnungswerke, der Erlösung durch Christi Tod, von der Nothwendigkeit seiner Gnade

*) Uns dünkt, was Limmer's Schriften betraf, da hätten die Herren Commissarien ja selbst die Sache am Leichtesten und Gründlichsten untersuchen können, wenn sie sie prüfend durchlasen. Wie konnten sie die Frage darüber an seine Gemeinde richten? Denn wie Viele in einer Gemeinde lesen die, oft in ihnen ganz fremde wissenschaftliche Fächer einschlagenden Schriften ihrer Pastoren? und wie Viele verstehen sie, wenn sie dieselben ja lesen?

und Unzulänglichkeit eigner Gerechtigkeit predige, vielmehr alles Gute von der eignen Kraft des Menschen herleite."

Hierauf sagten 18 nichts, weil sie selten in die Kirche kamen, sich auch kein Urtheil erlaubten; 33 bezeugten, daß ihnen des Mannes Predigten gefielen, daß sie darin Nahrung für ihr Herz fänden, und daß er das reine Evangelium lehre. 16, der Commission aber größtentheils persönlich als gottesfürchtige und rechtschaffne Kirchengenossen bekannt, erklärten ihn für einen kalten Moralprediger (Feßler S. 44 u. 45. Auch hier werden die 16 Gottesfürchtigen bekannten den 33 Andern, deren Zeugniß verdächtig gemacht wird, vorgezogen).

4) Ob L. sich sowohl auf der Kanzel wie in Gesellschaften (also wieder die Theeklatscherei) wider seine Amtsbrüder ärgerliche Ausfälle erlaubt habe?

34 wußten nichts; 11 zeugten für, 22 gegen ihn (ib. S. 46).

5) Ob L. in seiner Predigt am 23. Febr. 1819 bei seiner natürlichen *) Erklärung des Evangelii Math. 4, V. 1. 11. behauptet habe: Jesus sey nicht von dem Teufel, sondern von dem Dämon seiner eignen Phantasie in der Wüste versucht worden (ib. S. 46—47).

63 wußten nichts, weil sie größtentheils nicht in der Kirche gewesen waren, oder nicht aufgemerkt, oder das Gehörte vergessen, oder nicht verstanden hatten. Einer leugnete das Factum; eine alte Pastorwitwe, ein herrnhuthischer Ladendiener und ein Herr Pastor Cataner jun. (von dem Limmer in seiner Schrift eben kein reizendes Bild entwirft und ihn einen Kopfhänger nennt) bezeugten es aber, und letztrer berief sich auch noch auf den Herrnhuther Weiwitz und den Pastor Flittner d. j., die beide es auch gehört hätten. Außerdem hatte es ein Hr. Collegienrath Stutz auch noch vom Hörensagen vernommen. (Also abermals Herrnhuther, alte Weiber und Klatschen die Hauptzeugen.)

6) Limmer soll in einer Predigt gesagt haben, die Psalmen wären Lieder, gut auf Bierbänken zu singen.

63 wußten wieder nichts davon (uns dünkt, eine solche Ungezogenheit von der Kanzel herab würde in einem Oertchen, wie Saratow, wohl so viel Rumor gemacht haben, daß auch die, die nicht gerade in der Kirche waren, es erfahren hätten). Einer zeugte für, 3 gegen Limmer. (Unter den Belastungszeugen war wieder der herrnhuthische Ladendiener; auch beliebte hier wieder die Commission in ihrem Gutachten, das doch ein unpartelisches seyn sollte, sich durch einen hämischen Wink, als gegen den Beklagten gestimmt, zu zeigen; ibid S. 47 und 48.)

7) Limmer soll im Juli 1819, bald nachdem der damalige Professor Feßler durch Saratow nach Petersburg reiste, seiner Gemeinde, statt des Evangeliums, die größere Wichtigkeit eines Predigers vor einem Professor, und den großen Unterschied zwischen beiden vorgetragen haben. (Das hieß freilich auf doppelte Art sündigen: einmal gegen das kirchliche Gesetz, dann gegen Hrn. Prof. Feßler.)

Abermals wußten 53 nichts; 1 zeugte für, 13 gegen L. (ibid S. 49)

8) Limmer habe ein andermal in Bezug auf die Coloniepredigter von der Kanzel geäußert: sie trügen schwarze Röcke und Mäntel und hätten auch eben so schwarze Seelen.

Wieder wußten 57 nichts davon; 3 waren für, 7 gegen L. (ibid S. 49)

9) L. soll in Einforderung der Stolgebühren *) sehr hart gewesen seyn; Einigen nicht eher die verlangten geistlichen Dienste geleistet haben, bis sie im Voraus bezahlten, ja sogar von der Kanzel herab mit der Polizei (im Nichtbezahlungsfalle) gedroht haben.

50 konnten hier nicht zeugen, weil sie noch in keine solche Berührung mit L. gekommen; 17 haben seine Geldbegierde und ungestüme Forderungsart bestätigt (ib. S. 50. Von der Drohung von der Kanzel herab mit der Polizei hört man weiter nichts).

10) L. habe während seines ganzen Aufenthaltes in S. niemals den nothwendigen Katechismus-Unterricht gehalten und erst damit an den Wochentagen in der Schule angefangen, als er 200 Rubel Zulage sich ausbedungen gehabt. Den sonntägigen Katechismus-Unterricht für bereits Confirmirte und Erwachsene werde aber noch von ihm unterlassen.

Hierauf haben 10, die sich nicht um die Sache bekümmert hatten, nichts ausgesagt; Einer (ein Schneider) fand es für unbillig, den Pastor, da er sich der Kinder so thätig in der Schule annehme, auch noch mit der öffentlichen Katechismuslehre in der Kirche zu belästigen; 49 bezeugten und beklagten die Vernachlässigung; 7 hatte man nicht gefragt. (Warum nicht?) ib. S. 53.

11) L. habe die Confirmanden weder bei der Confirmation selbst, noch bei der Vorbereitung, niemals öffentlich am Altare aus der christlichen Lehre examinirt.

20 wußten nichts von der ganzen Sache; 1 zeugte für, 22 gegen Limmer. „24 wurden über diesen hinlänglich bezeugten Punkt gar nicht gefragt" (wörtlich S. 56). Hier scheint also die verehrte Commission — die eine Commission war, wie sie nicht seyn soll, doch nach der Zahl der Zeugen zu urthei-

*) So stand es in seinem Concepte. Auf diese Concepte beruft sich L. öfters in seiner Vertheidigung; jedoch erhellt daraus nichts, weil es nicht eigentliche Concepte, sondern blos kurze Entwürfe zu seinen nachher aus dem Stegreif ausgeführten Predigten gewesen seyn sollen, wie die Commission sagt.

*) Ein fauler Fleck in unsrer Kirchenverfassung.

len; vermuthlich wohnte aber auch dieser Zahlquantität, auch die Qualität nach dem Sinne der Herren Commissarien ein, und da brauchte man denn freilich die noch übrigen 24 nicht zu fragen. Noch einmal, Gott behüte doch jeden Christenmenschen vor solch einer Commission! Doch, finis coronat opus; es kommt noch besser.

12) Auf diesen Punkt: „daß mehrere gottesfürchtige Seelen, aus Mangel an Zutrauen und Achtung gegen L., nach dem ersten Male sich forthin des Abendmahls bei ihm enthalten hätten,"

erklärten 14 Männer und 2 Wittwen, daß dies bei ihnen der Fall wäre und bleiben würde. (Ob die andern 51 hiermit übereinstimmten oder nicht, wurde nicht gefragt, auch keine Rücksicht darauf genommen. Es reichte bei den Herren Commissarien hin, daß 14, ob wirklich Fromme oder nur Frömmelnde bleibt unausgemacht, gegen ihn waren.)

Auf diese Bezüchtigungen hin, deren theilweise Lahmheit und theilweise Unerwiesenheit Jedem in die Augen springt, motivirte nun in gedachter Art die Commission ihr Gutachten und trug darauf an, daß der Beklagte nicht allein seines Amtes entsetzt, sondern auch für immer aus dem ganzen Consistorialbezirk verwiesen werde; und als nun hierauf L. (den wir als Mensch gar nicht vertheidigen wollen, eben so wenig aber auch das Verfahren des sich weißbrennen wollenden Hr. Feßler und seiner Consistorialen gut heißen können) während der Zeit, daß die Sache noch in Petersburg obschwebte, durch heftige, zum Theil ungezogene, zum Theil unbedachte Reden, neuen Anlaß zu Aergerniß gab (wie Hr. F. nämlich erzählt), da vereinte sich die Commission eigenmächtig auf's Neue und — suspendirte ihn, sich auf den früher erhaltenen Befehl beziehend, vorläufig von seinem Amte. —

So war man denn das räudige Schaf los, und L. war seines Amtes quitt; nicht etwa auf den Grund hin, weil er früher, wie man ihn jetzt nachweiset (siehe Feßler's und Pesarovius Schriften), Kirchengut veruntreut, fremdes Eigenthum sich hatte aneignen, den Kaiser gelästert und weiß der Himmel was alles noch für Frevel begangen hatte oder hatte begehen wollen, sondern zum größten Theil darum, weil er manche Bibelstellen anders erklärte, wie Hr. F. und Consorten sie erklärt haben wollten; weil er jener alten Frau und diesem herrnhuthischen Ladendiener nicht gefallen hatte; weil Einer auf dies Geklätsch gehört hatte, der Andre auf jenes u. s. w. Die christliche Milde des Hrn. F. und Consorten mußte indeß zuletzt auch noch in ihrem Glanze sich zeigen. Man wollte den Mann nicht verderben, ihn nicht der gebührenden Strafe preisgeben (warum nicht? war L. wirklich ein so durchaus schlechtes Subject, wie ihn F. und P. jetzt darstellen, so beging man ein Unrecht, wenn man ihm dem Gesetze entzog. Bösewichter, wie er geschildert wird, müssen bestraft werden, Andern zur Warnung), nur fort sollte er, nur fort; nur aus dem heiligen Sprengel weg; anderwärts konnte er wieder rauben, wuchern, lästern rc. wie er wollte, wenn man nur den Rationalisten, den Neologen, der den echt evangelischen Gemüthern der Frau X. und des Ladendieners Y. und des Hrn. Z. rc. nicht durch seine schlechten Streiche, aber durch seine Worte ein solches Aergerniß gewesen, los war. Dies war die Hauptsache, darauf hatte man hingearbeitet und darum hat L. Recht, wenn er in seiner Schrift sagt: „ich wurde durch Feßler's jesuitische und seiner herrnhuthisch frömmelnden Clique Umtriebe gestürzt," und den Beweis, daß er Recht hat, gibt das ganze Buch, welches Hr. F. nun, zu seiner Illustration und Reinigung vor der Welt, in die Welt gesendet hat. — Nachdem nun L. vom Amt suspendirt, gab der christliche Hr. F. sich dazu her, dem Bösewicht den Rath zu ertheilen, in Petersburg um seinen Abschied und um Niederschlagung der Sache einzukommen; machte ihm hierauf selbst die Bittschrift und fügte, mit Hrn. Reinholm zugleich, derselben das Gesuch bei, ihm (Limmer) „blos eine gnädige Dimission unter der Bedingung zu ertheilen, daß er sich aus dem saratower Bezirk entferne" (s. Feßler's Schrift S. 77 u. 78). (Was die Leutchen doch für eine Angst vor dem Manne hatten! Nur fort! Nur fort! heißt es immer.) Ja noch mehr. Hr. Reinholm und Hr. F. stellen sogar der Oberbehörde vor: „Es sey doch Schade, wenn L. durch förmliche Absetzung zur Unthätigkeit verurtheilt würde *). Er sey erst 54 Jahre, rüstig, besitze viele umfassende Kenntnisse **), wisse sich mit Anstand und Würde darzustellen ***); sey betriebsam und thätig für Schulen und für gute Bewirthschaftung des Kirchenvermögens, und könne also, wenn ihm Zeit zur Besserung gelassen werde, noch durch eine Reihe von Jahren dem russischen Reiche dienen." †) (ibid S. 78.)

Was soll, was kann man zu dem Allen sagen!

---

*) Wie Schade, daß ein so schlechtes Subject, wie P. und F. Limmer schildern, zur Unthätigkeit verdammt wird? Ist L. so schlecht, wie ihn die Herren jetzt malen, so war es ein Glück, ja Pflicht, ihn unthätig zu machen.

**) Hier besitzt er wieder viele umfassende Kenntnisse, und erst bestreben sich P. und F. ihn als den ärgsten Ignoranten durch Allegationen in seinen Werken und Briefen darzustellen! — Wer reimt das zusammen?

***) Erst hieß er ein roher, brutaler Mensch, nun hat er auf einmal Anstand und Würde.

†) Erst taugte er weder für die Kanzel, noch für die Schule, vernachlässigte Alles, war unter der Kritik unwissend, bevortheilte Alles, und nun ist er wieder thätig für Schule und Kirche und kann — er, der durch Kirchenraub, versuchten Betrug, Majestätslästerung u. s. w., mehr als ein Capitalvergehen begangen haben soll — noch durch eine Reihe Jahre dem Reiche nützlich dienen! — — Noch einmal, wer reimt dies zusammen? —

Erscheinen hier nicht die verehrlichen Vorsteher der Commission in einem ganz miserabelen Lichte? in einem in ihrer Art eben so miserabelen, als Limmer durch die Aufdeckung seines Betragens als, Mensch in der Schrift des Hrn. **Pesarovius** und des Hrn. **Feßler** erscheint.

In der That, die ganze Sache ist ungemein interessant, und wahrlich, Limmer's Schrift erhält durch die beiden jetzt erschienenen Gegenschriften einen neuen Werth; denn nur indem man alle diese drei Werke liest, kann man zu einem Resultat über die ganze Sache gelangen, das vorläufig immer das seyn wird:

**In der Hauptsache hat Limmer Recht; als Mensch steht er dagegen tief im Schatten; sein Hauptgegner Feßler, mit seinen Consorten, aber deswegen keinesweges im Lichte.**

Am reinsten erscheint **Pesarovius**, so wie auch dessen Schrift für Limmer, als Mensch, die gefährlichste ist. Leichter wird dem Angeklagten es seyn, sich gegen **Feßler** vor der Welt zu vertheidigen, obschon derselbe sein Werk, wie sich dies von einem geistreichen Manne, wie er, erwarten läßt, mit vielem Geist und vieler Schärfe ausgearbeitet hat, die aber doch nicht hinreichten und hinreichen konnten, sein dortiges Benehmen (das Limmer sehr richtig „herrnhuthisch-frömmelnde jesuitische Umtriebe" nennt) vor denen zu bemänteln, die sich nicht durch schöne Worte täuschen lassen. Unleugbar ist es, daß F. von Anfang an darauf hinarbeitete, Limmern — der ihm mit seinem derben Rationalismus im Wege stand — fortzuschaffen (deswegen der früher ihm ertheilte Rath, sich um eine Professur zu bewerben, wobei ihm Feßler behülflich seyn wollte [s. F. Schrift] u. m.). Eben so unleugbar ist aber auch, daß Limmer in seinem — wir glauben gern — wilden Zorn gegen seine Gegner sich zu mancher übertriebenen, zum Theil lächerlichen Behauptung, unrechten Anschuldigung Einzelner u. s. w. (wie **Pesarovius** ihm dies besonders nachweißt) hinreißen ließ, und daß mithin auf beiden Seiten, d. h. von Seiten **Feßler's** und **Limmer's**, viel Unrecht gethan worden ist.

Treffend ist eine Bemerkung (angeblich des Setzers) in der Schrift des Hrn. Pesarovius über Feßler (S. 188 und 190) und eine gelegentliche des Hrn. P. selbst, über die berüchtigte Frau von **Krüdener** (S. 217), einseitig dagegen aber dessen Ansicht über Feßler und die Tendenz seiner frühern Schriften (S. 184 u. f.). Was **Pesarovius** und **Feßler** weiter in ihren hier vorliegenden Schriften gegen Limmer, sein Betragen rc. außer dem schon erwähntem noch aufstellen, würde der Raum uns nicht erlauben nur anzudeuten, und wir verweisen deshalb den Leser auf die Bücher selbst. Ob es Limmer dagegen gelingen wird, sich zu vertheidigen, muß der Folge zeigen. Nichts beweisend sind aber die Ausfälle, welche sich **Feßler** in seiner Schrift gegen den Mac-Benac erlaubt; Beschuldigungen der Art, wie ihm der Mac-Benac machte, müssen gründlicher widerlegt werden, als durch bloße Verneinung. Eben so wenig ist damit gesagt, daß er den für einen Lügner, Verläumder u. s. w. erklärt, der nicht **urkundlich** beweisen könne, er (Feßler) stehe mit den Jesuiten und Herrnhuthern im Bunde, und dies doch sage. **Wer im Geiste des Herrnhuthianismus oder des Jesuitismus handelt, von dem kann man wohl sagen, er mache dergleichen Umtriebe, selbst wenn er nie mit jenen Corporationen in eigentlicher Verbindung stand,** und *folglich* **keine Urkunden über eine solche Verbindung vorhanden seyn können.** Daß aber Feßler dort, wo er jetzt wirkt, **herrnhutherisirt** und **gegen Andersdenkende jesuitenartig verfährt,** beweist Jedem, der da sehen **will**, sein eignes, jetzt in die Welt geschicktes Buch. 55.

## Miscellen.

Von **Pope's Versuch über den Menschen** ist in London eine treffliche italienische Uebersetzung erschienen, die **Guido Sorelli** zum Verfasser hat. Er nennt sie, bescheiden, nur eine **Umschreibung** (Parafrasi), allein nur in wenigen Stellen ist sie das. In den allermeisten gibt sie das Original mit voller Kraft und ganzer Schönheit wieder. Nur einige Stellen zum Beweis.

Hope springs eternal in the human breast:
Man never is, but always to be blest:
The soul, uneasy and confined from home,
Rests and expatiates in a life to come:
— — Eterna
Sorge speranza in uman petto: è l'uomo
Sempre per esser; mai non è felice:
Del proprio albergo in bando, inquieta l'alma
Nella vita avvenir spazia e riposa.

Ferner die schöne Schilderung der Vorsehung.

Who finds not providence all good and wise
Alike in what it gives and what denies?
— — Chi mai
Non rinverrà, che buona e saggia
Provvidenza suprema è similmente
In quel che dona e in quel che ne ricusa?

Und endlich, daß ein Mensch des andern bedarf, von Pope ausgedrückt:

Heav'n forming each on other to depend,
A master, or a servant, or a friend,
Bids each on other for assistance call,
Till one man's weakness grows the strength of all,

hat der Italiener wiedergegeben:

In mutua dipendenza il ciel dispone
Gli uomini tutti, onde padrone e servo
O amico, a ciaschedun l'altrui soccorso
Fia di mestieri, infino che germoglia
Dalla fralezza di mortal sol uno
La gagliardia di tutti.

Die Engländer können sich Glück wünschen, eines ihrer Meisterwerke so meisterhaft in italienischer Sprache wieder aufleben zu sehn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 268.

21. November 1823.

**Die Staatswissenschaften im Lichte unsrer Zeit, dargestellt von K. H. L. Pölitz, ordentl. Lehrer der Staatswissenschaft an der Universität zu Leipzig. 1. Theil: Natur- und Völkerrecht, Staats- und Staatenrecht, und Staatskunst. XXVI. 568 S. — 2. Theil: Volkswirthschaft, Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, und Polizeiwissenschaft. XII 365 S. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung.**

Die Wissenschaft der Sully, der Colbert, der Mazarini, der Alberoni, der Turgot und der Pitt ist zu tief verflochten in den Gang des Völker- und Staatenschicksals, als daß nicht eine neue Bearbeitung der Statswissenschaften im Lichte unsrer Zeit die willkommenste Erscheinung für jeden denkenden und gebildeten Mann seyn sollte. Das Unternehmen ist nicht leicht. Es erfordert einen Mann, der in den geheimen Cabinetten der Fürsten und auf dem großen Markte des Völkerlebens eben so zu Hause ist, wie in den dunkeln Irrgängen der Speculation und in den vollen Speichern der Gelehrsamkeit. Wer käme aber bei diesem Reichthum von Gegenständen, die betrachtet und erforscht seyn wollen, nicht in Gefahr, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen! Nur ein Mann, der mit einem unbefangenen praktischen Blicke das Studium der Philosophie und Geschichte zur Aufgabe seines Lebens gemacht und sich dadurch den Tact erworben hat, überall das Wesentliche aus dem Zufälligen schnell herauszufinden und die Fäden des Zusammenhanges zwischen der Begriffs- und der Erscheinungswelt zu erfassen und festzuhalten, nur ein solcher wird die Räthsel des Völker- und Staatenlebens aufzulösen im Stande seyn. Aber fast eben so schwer ist es, als Schriftsteller über politische Gegenstände sich Gehör zu verschaffen. Den Weltmann fesselt nur der Glanz genialer Ansichten, das Gewicht selbstgemachter Erfahrungen und die schöne Form des Ausdrucks. Er verlangt Denkwürdigkeiten, höchstens Betrachtungen oder Beleuchtungen einzelner Punkte, die eben an der Tagesordnung sind. Vor Allem fragt er nach dem Namen des Schriftstellers. Ist dieser ebenbürtig, um so eher wird sein Buch in die Hand genommen; ist außerdem noch der Inhalt stechend, um so schneller kommt die Schrift in Umlauf, bis eine neue sie verdrängt. Dagegen graut ihn vor Werken von wissenschaftlicher Form. Diese riechen nach der Lampe. Wer hat die Zeit, ein System zu studiren, oder in seiner Form, in der wissenschaftlichen Entwickelung und Durchführung der Grundansicht zu prüfen? Da kommt ja so viel Bekanntes vor, was man längst gewußt hat, und das Neue überrascht nicht, denn es steht in der natürlichen Folge des Ganges der Untersuchung an Ort und Stelle wie von selbst. Widerspricht aber ein Satz der Geschäftserfahrung, so lächelt man über die Einbildung des Kathedermannes, welcher die hohe Weisheit der Cabinette mit seiner utopischen Brille auf der Nase zu erkennen oder wohl gar zu meistern, vermeint. Gleichwohl kann es nicht oft genug gesagt werden, daß eben in der wissenschaftlichen Verbindung der politischen Kenntnisse zu einem Ganzen das wahre Gegengift gegen die Einseitigkeit der sogenannten Routine oder Empirie enthalten ist. Der Staatsmann, wie der Feldherr, beide müssen in ihren Entwürfen von einer wahren Idee ausgehen, diese mit der Erfahrung zu einer lebendigen Ansicht von der Lösung ihrer Aufgabe vereinigen und mit frischer rascher Thatkraft folgerichtig durchführen. Das Genie findet diesen Weg von selbst, oder es findet ihn bald wieder, wenn es ihn verloren haben sollte. Wem aber die Fackel des Genies nicht leuchtet, der muß seinen Verstand brauchen lernen, wozu das einzige Mittel — nicht Gelehrsamkeit, sondern wissenschaftliche Erkenntniß ist. Dem praktischen Staatsmanne sind daher Schriften, die seine Aufgabe wissenschaftlich behandeln, selbst dann noch unentbehrlich, wenn er auch aus ihnen keine neuen Kenntnisse schöpfen sollte. Er wird durch das Studium solcher Werke in der Uebung erhalten, das Ganze seines unbegrenzten Wirkungskreises aus dem idealen Standpunkte zu betrachten, die Hauptsache von Nebendingen zu trennen und jedes einzelne Geschäft nach seinem organischen Zusammenhange mit dem allgemeinen politischen Leben geistvoll und zweckmäßig zu verrichten.

Daß aber angehende Staatsdiener auf ihre hohe Bestimmung nur dann sich würdig vorbereiten, wenn sie das Gebiet der Staatswissenschaften als ein Ganzes

Digitized by Google

sich bekannt machen, bedarf in unsern Tagen, wo man von dem Vorurtheile der mechanischen Bildung oder Abrichtung zum Dienste zurückgekommen ist, nicht erst des Beweises. Man ist überzeugt, und die Erfahrung vom Gegentheil hat es leider oft genug gezeigt, daß kein höherer Staatsdiener eine gründliche Prüfung der Sachen und Formen, die seinen Geschäftskreis ausmachen, selbständig, d. h. unabhängig von dem Vordenken und Vorgutachten der untergeordneten Stellen, vorzunehmen in Stande ist, der nicht früher mit Ernst und geistiger Kraft die Wissenschaft seines öffentlichen Lebens systematisch studirt hat.

Wenn nun Aerzte, Advocaten, Prediger und Schulmänner fast allein ihrer akademisch-freien Wanderung durch das geistige Gebiet der Wissenschaft, die Tüchtigkeit für den gewählten Beruf verdanken, so muß dies noch weit mehr bei künftigen Staatsmännern der Fall seyn, welche die Elemente des bürgerlichen Beisammenlebens in dem geistigen Zusammenwirken aller Stände für den Zweck der Gesellschaft, nur durch das akademische Studium der Staatswissenschaften genau erkennen lernen, und dadurch jene wissenschaftliche Grundbildung, die in deutlichen und richtigen Begriffen besteht, erlangen, ohne welche sie nimmer Licht und Ordnung in den Archiven und Kanzeleien der Staatspraxis finden, oder, wenn beide darin nicht vorhanden seyn sollten, nimmer sie hineinbringen werden.

Aber leider wird auf wenig Universitäten ein zusammenhängender Cursus der Staatswissenschaften gelesen *). Das Studium der Rechtswissenschaft durchkreuzt gewöhnlich die natürliche Folge desselben, und selten wird er ohne Unterbrechung vollendet. Darum war es ein sehr verdienstliches Unternehmen des Hrn. Prof. Pölitz, ein neues und vollständiges System der Staatswissenschaften aufzustellen, welches in Wahrheit, so weit es bis jetzt erschienen ist, für das eigene Studium Alles enthält, was man von einem mit der wichtigsten Literatur ausgestatteten Handbuche erwarten kann, und das zugleich in Hinsicht der Darstellung, durch seine stylistische Form sich so auszeichnet, daß nicht blos Männer vom Fache und Studirende das Werk in die Hand nehmen, sondern auch Geschäftsmänner und gebildete Leser dadurch für das Interesse an diesen Wissenschaften gewonnen werden.

Das Talent des berühmten Vrfs., eine Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit freiem, selbständigen Urtheil, eben so lichtvoll als bündig und in einer Form darzustellen, welche diejenige Classe von gebildeten Lesern, für die er schreibt, anzieht und befriedigt, ist bekannt und allgemein geschätzt. Zu dem vorliegenden Werk hat er sich nach S. xx, seit acht und zwanzig Jahren als Lehrer und Schriftsteller vorbereitet und ohne je zu einer herrschenden Partei gehört zu haben, die verschiedensten Ansichten der politischen Schriftsteller geprüft, um die Wahrheit, wie es fast immer der Fall ist, in der Mitte zwischen beiden Extremen zu finden. Doch man muß vor Allem zuerst die Grundsätze kennen, welche den wissenschaftlichen Charakter dieses durch Ordnung, Klarheit und angemessene Darstellungsgabe ausgezeichneten, philosophischen, geschichtlichen und politischen Schriftstellers bestimmen, ehe man wissen kann, ob er Vertrauen verdient. Er bekennt S. VIII, daß ihm auf seinem Standpunkte der Neutralität, die er in Beziehung auf den herrschenden Meinungskampf in den politischen Systeme behauptet, Wahrheit und Recht das Höchste und Heiligste sind. „Nur die, welche gegen das heilige Recht und gegen das Licht der Wahrheit, das von oben stammt (daher das apostolische Wort auf dem Titel: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“); mit blinder Leidenschaftlichkeit wirken, und die Menschheit nicht zu einem unendlichen — wiewohl langsamen — Fortschritte im Guten, sondern zur Unwissenheit, Roheit und zum Rückschritte (in's Mittelalter?) bestimmt halten; nur die, welche an die Stelle der Vernunft und ihrer einfachen und unveränderlichen Grundsätze, einen Mysticismus setzen, nach welchem bürgerliche Verfassung, Religion, Kunst und alles Gute und Große der Menschheit in den schäumenden Schmelztiegel eines Swedenborg und Jakob Böhme gebracht wird: nur die — werden sich nie mit meinen Grundsätzen aussöhnen!“

Ueber den Plan seiner Real-Encyklopädie der politischen Wissenschaften erklärt sich der Verf. in der Einleitung. Den Grundbegriff derselben bildet die Idee des Staats; Alles aber, was sich auf Recht und Wohlfahrt, als die beiden höchsten Bedingungen des Staatslebens bezieht, theils wie diese verwirklicht werden sollen und können, theils wie sie in den vorhandenen Staaten verwirklicht worden sind, und verwirklicht werden, — oder nicht, — gehört in den Kreis der Staatswissenschaften. So hat sich der Verf. nicht nur die Grenzen für sein Werk abgesteckt, sondern auch den eigentlichen Charakter desselben bestimmt, nach welchem die grund- und regellose Phantasie, welche, alles Wirkliche unbeachtet lassend, nur Ideale herausbildet, die am Besten beurtheilt, dem Reiche wohlgemeinter Träume angehören, hier eben so wenig ihr Spiel treiben darf, als die Selbstsucht des Interesse, welches, an der gemeinen Wirklichkeit klebend, das höchste Gesetz der menschlichen Kraft, alles Vorhandene gerecht und weise fortschreitend zu entwickeln und auszubilden, verkennt und zu unterdrücken sucht. Der Boden, auf welchem der Verf. sein Werk aufführt, ist die Natur und Bestimmung des Menschen im Staate, die ohne Philosophie

*) Nach dem Verf. S. xv, sind auf den Universitäten Tübingen und Würzburg selbständige Facultäten der Staatswissenschaften begründet; auch in Heidelberg ist für diese Studien gut gesorgt. Auf den österreichischen Universitäten sind die Studirenden der Rechte verpflichtet, wenigstens Finanz- und Polizeiwissenschaft zu hören. Eine ähnliche Verordnung ist 1822 im Königreiche Hanover erschienen, wornach Alle, welche der Beamtenlaufbahn sich widmen, außer den juridischen Studien, auch die staatswissenschaftlichen, bei ihren Gesuchen beilegen müssen.

und Geschichte nicht begriffen und erkannt werden kann. Mit Recht hat er in den Umfang der gesammten Staatswissenschaften auch das Natur- und Völkerrecht und die Volkswirthschaft (National-Oekonomie) aufgenommen, weil ohne sie die eigentlichen Staatswissenschaften ihrer letzten Begründung ermangeln. Sein wohlberechneter Plan umfaßt daher

I. Die rein-philosophischen Staatswissenschaften: 1) Natur- und Völkerrecht, oder die sogenannte philosophische Rechtslehre; 2) Staats- und Staatenrecht; 3) Volkswirthschaft.

II. Die rein-geschichtlichen: 1) Geschichte des europäischen (Amerika und sämmtliche Colonien mit umfassenden) Staatensystems; 2) Statistik; 3) Oeffentliches Staatsrecht; 4) Praktisches europäisches Völkerrecht; 5) Diplomatie.

III. Die Staatswissenschaften gemischten Inhalts, welche gleichmäßig auf philosophischer und geschichtlicher Unterlage beruhen: 1) Staatskunst; 2) Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft; 3) Polizeiwissenschaft; 4) Staatspraxis.

In der Ausführung selbst läßt der Verf. die einzelnen Wissenschaften so aufeinander folgen: Der erste Theil enthält 1) das Natur- und Völkerrecht, oder die wissenschaftliche Darstellung des Ideals der Herrschaft des Rechts, wie dasselbe in der Natur des Menschen ursprünglich begründet ist, und unter welchen Bedingungen dasselbe in der Mitte eines Volks und mehrerer oder aller nebeneinander bestehenden Rechtsgesellschaften oder Völker, verwirklicht werden soll; — 2) das Staats- und Staatenrecht; jenes ist die wissenschaftliche Darstellung der Herrschaft des Rechts innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges (daher mit Recht vom Verf. das philosophische Strafrecht als ein besondrer Theil in den Umfang des Staatsrechts aufgenommen worden ist), dieses entwickelt wissenschaftlich die Grundsätze für das rechtliche Nebeneinanderbestehen aller Staaten des Erdbodens, unter der Bedingung des zwischen ihnen rechtlich gestalteten Zwanges nach vorhergegangenen Rechtsverletzungen; — 3) die Staatskunst (Politik) oder die wissenschaftliche Darstellung des Zusammenhanges zwischen dem innern und äußern Staatsleben, nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit.

Der zweite Theil enthält: 1) die Volkswirthschaft, oder die systematische Darstellung der gesammten Quellen und Bedingungen, so wie der vernunftgemäßen Grundsätze für die Vertheilung und Vermehrung, und für die Verwendung und den Genuß (die Consumtion) des Volksvermögens. Die Volkswirthschaft wird hier an sich, oder, wie sie zuerst seit 1805, von Jakob und Graf Soden behandelt haben, als unabhängig von allen durch den Staat entstandenen Verhältnissen und von allem Einflusse der Regierung im Staate auf die Leitung des Volksvermögens und auf die Bildung des Staatsvermögens aus dem Volksvermögen dargestellt; — 2) die Staatswirthschaft und die Finanzwissenschaft. Jene stellt die Grundsätze des Rechts und der Klugheit auf, nach welchen der Einfluß der Regierung im Staate auf die Leitung des Volkslebens und der Volksthätigkeit in Hinsicht auf Production und Consumtion bestimmt wird. Diese entwickelt, gestützt auf die Grundsätze der Volks- und Staatswirthschaft, die Grundsätze des Rechts und der Klugheit, nach welchen der Staatsbedarf aus dem Volksvermögen aufzubringen und am Zweckmäßigsten zu verwalten ist. — 3) die Polizeiwissenschaft, oder die systematische Darstellung der Grundsätze, nach welchen der höchste Zweck des Staates (Recht und Wohlfahrt) unmittelbar gesichert und erhalten, und dessen ununterbrochene Verwirklichung befördert und erleichtert werden soll.

Diese sechs Wissenschaften hat der Verf. nach ihren Haupttheilen in den vorliegenden zwei Bänden bereits ausgeführt, für das tiefere Eindringen aber in die einzelnen Gegenstände wie in das Ganze überall die wichtigere Literatur beigefügt.

Der dritte Theil wird enthalten *): 1) die Geschichte des europäischen Staatensystems aus dem Standpunkte der Politik; 2) die Staatenkunde (doch nur im allgemeinsten Umrisse), und 3) das öffentliche europäische Staatsrecht; der vierte und letzte wird 1) das praktische europäische Völkerrecht, 2) die Diplomatie, und 3) die Staatspraxis oder die Lehre von den Staatsgeschäften darstellen. Ueber diese Folge der 12 einzelnen Staatswissenschaften, besonders über die Stellung der Staatskunst, erklärt sich der Verf. S. 19 und S. 330 auf eine befriedigende Art. Künstlicher, als hier geschehen ist, läßt sich wohl die Verzweigung oder Zersplitterung der Staatswissenschaft im allgemeinsten Sinne nachweisen; ob aber einfacher und klarer, das ist die Frage! Uebrigens hat unser Verf. mit Recht die sogenannten Cameralwissenschaften aus dem Gebiete der Staatswissenschaften ausgeschlossen.

Da Herr Prof. Pölitz das ganze Werk auf ungefähr vier Alphabete berechnet hat, so darf man hier keine vollständige Durchführung der einzelnen Staatswissenschaften im vollen Umfange des Systems erwarten, wie z. B. von Jakob die Finanzwissenschaft, Heeren die Geschichte des europäischen Staatensystems, Hassel die Statistik und Klüber das praktische und europäische Völkerrecht, bearbeitet haben. Wohl aber soll jede wichtige Lehre, welche in die einzelnen Staatswissenschaften gehört, nach einer logisch geordneten und deutlichen Begriffsbeziehung vorgetragen, das Ganze jeder Wissenschaft nach seinem innern nothwendigen Zusammenhange verbunden und jede einzelne Staatswissenschaft auf den Standpunkt, den sie gegenwärtig nach ihrem Anbaue erreicht hat, gestellt werden. Diese Art der Behandlung hat der Verf. auf dem Titel als eine Darstellung im Lichte unsrer Zeit be-

*) Er ist jetzt bereits erschienen; mit einer Beurtheilung desselben werden wir aber bis nach erfolgtem Erscheinen des 4. Thls. anstehen. D. Red.

zeichnet. Er hat daher überall der **neuesten** Untersuchungen und Ansichten in den einzelnen Staatswissenschaften gedacht und wo sie nicht mit seinen Ansichten übereinstimmten, darüber in den Anmerkungen erklärt.

Wodurch sich insbesondre das, in seinen beiden ersten Theilen vorliegende Werk auszeichnet, ist die Behandlung des **philosophischen Criminalrechts** und die neue systematische Darstellung der **Staatskunst**. In jenem wird die Prüfung der wichtigsten Strafrechts-Theorien den denkenden Leser vorzüglich anziehen. Der Verf. erklärt sich für die subjectiv-objective Lehre, welche sowohl die Strafwürdigkeit des Verbrechers, als auch die äußre Strafbarkeit der verbrecherischen That in's Auge faßt. Er geht dabei von folgenden Sätzen aus: 1) Es gibt für die Freiheit einen innern und äußern freien Wirkungskreis; da nun der äußere zunächst durch den innern bedingt (d. h. durch das Vergegenwärtigen eines Zweckes bestimmt) wird, so ist die Freiheit für die Rechtssphäre ein in wirklichen Handlungen Erscheinendes und Erkennbares (vgl. S. 40); 2) der Staat soll die unbedingte Herrschaft des Rechts unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges verwirklichen, indem er das Gleichgewicht zwischen der äußern Freiheit Aller vermittelt, ohne welche der allgemeine Endzweck des menschlichen Daseyns: Sittlichkeit und Wohlfahrt in innigster Harmonie, nicht befördert werden kann (vgl. S. 144 und 146); 3) der Zweck der Strafe im Staate ist die rechtliche Herstellung der Herrschaft des Rechts und des verletzten Gleichgewichts der äußern Freiheit durch Ahndung des verletzten Rechts an dem Verbrecher, vermittelst eines demselben zugefügten sinnlichen Uebels (vgl. S. 260). Ob aber der Vf. sein System folgerichtig durchgeführt hat, kann nur ein vergleichendes Studium des von ihm aufgestellten Natur- und Staatsrechts zeigen. Ref. hat diese Folgerichtigkeit gefunden, und der aufmerksame Leser wird gewiß durch die Entwickelung der Lehre des Vfs., welcher hier vorzüglich auf **Henke's** Schriften sich bezieht, zu weiterem Nachdenken vielfach angeregt werden.

Die **Staatskunst** (oder die Lehre von dem rechten, d. i. dem rechtlich und klug geordneten Leben im Staate) definirt der Vf., S. 322, als „die wissenschaftliche Darstellung des Zusammenhanges zwischen dem innern und äußern Staatsleben nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit." — „Sie verbindet theils in ihren Grundlehren mit dem höchsten Zwecke des Rechts den Zweck der Wohlfahrt, sowohl der Individuen als der ganzen Gesellschaft; theils stellt sie, für die möglichste Verwirklichung dieser beiden Zwecke des Rechts und der Wohlfahrt, die wirksamsten Mittel auf, wodurch die Vorschriften der Klugheit in die Mitte der Staatskunst aufgenommen werden." — „Die Grundsätze des Rechts in der Staatskunst sind ewig und unveränderlich, weil sie aus dem Wesen der Vernunft hervorgehen, die aus der Erfahrung und Geschichte abgeleiteten Regeln der Klugheit aber, welche den Grundsätzen des Rechts nie widerstreiten dürfen, sind durch die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Staates theils nach seinem innern Leben, theils nach seiner Wechselwirkung mit andern Staaten und durch seine jedesmaligen Zeitbedürfnisse bedingt." — Die Staatskunst enthält daher zwei Theile: I. Die Lehre von dem **innern** Staatsleben, das bedingt ist 1) durch die **Cultur** des Volks; 2) durch den **Organismus** des Staats; 3) durch die in der Cultur des Volks und in dem Organismus des Staats **gemeinschaftlich** enthaltenen Bedingungen der **rechtlichen Fortbildung** des innern Staatslebens. Wie das innere Staatsleben die Grundbedingung des äußern sey, zeigt der Vf. S. 327 fg. In der Staatsorganisation, deren geschichtliche Unterlage S. 356—359 betrachtet wird, unterscheidet er die drei wesentlichen Bestandtheile derselben: die Verfassung, die Regierung und die Verwaltung; letztere nach den beiden Hauptsystemen: dem der Provinzial- und dem der Centralverwaltung, größtentheils nach **von Malchus**. II. Die Lehre vom **äußern** Staatsleben, welche in zwei Theile zerfällt: 1) in die Darstellung der Grundsätze der Staatskunst für die Wechselwirkung und Verbindung des einzelnen Staats mit allen übrigen neben ihm bestehenden Staaten (Staatsinteresse, politischer Rang der Mächte, Gleichgewicht, Verträge und Unterhandlungskunst); und 2) in die Darstellung der Grundsätze der Staatskunst für die Anwendung des Zwanges nach angedrohten und erfolgten Rechtsverletzungen (Krieg, Eroberungsrecht, Völkerfriede). Es ist hier nicht der Ort, dem Vf. in der Zergliederung der Hauptlehren zu folgen. Man wird nichts Wesentliches darin vermissen und Alles am rechten Orte finden. Dasselbe gilt von dem Inhalte des **zweiten** Theils. Ueberhaupt ist die architektonische Kunst in der Anordnung des Ganzen und seiner Theile, so wie die ebenmäßige Haltung in der Ausführung des Planes, verbunden mit Bestimmtheit und Klarheit des Ausdrucks, ein Hauptverdienst dieses Werks. Schon die Verbindung aller Theile der Staatswissenschaft zu einem organischen Ganzen macht auf der einen Seite die innere Verzweigung und Verkettung der Grundbegriffe eben so anschaulich, als sie auf der andern Seite die Wiederholungen vermeiden läßt, welche in den einzelnen Werken über die verschiednen Staatswissenschaften vorkommen müssen, weil die Verf. derselben so Vieles aus den verwandten Wissenschaften in die von ihnen behandelte Lehre um des Zusammenhanges willen aufzunehmen genöthigt sind, da hingegen der Vf. des vorliegenden Werks durch Hinweisungen und Andeutungen den Zusammenhang herstellt und gedrängte Kürze mit Vollständigkeit vereinigt. Nur erspare sich der junge Leser, der das Buch studirt, nicht die Mühe, überall die angezogenen Stellen der vorausgeschickten Lehren mit dem jedesmaligen Gegenstande, auf den sie sich beziehen, zu vergleichen und die Folgerichtigkeit der Beweisführung zu prüfen!

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 269.

22. November 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 7. Rheinisches Taschenbuch, herausgegeben von Dr. Adrian.

Dieses Taschenbuch erinnert uns durch seine treu fortgeführte Genealogie der regierenden Häuser in Eurpoa an den grauen Ursprung und die älteste gute Zeit der deutschen Taschenbücher, Almanache, oder wie sie damals gewöhnlich hießen, Kalender. Auf grauem Papier, wie noch heute der Gothaische Taschenkalender, mit einem ähnlichen oder unähnlichen Portrait eines hohen Hauptes in punktirter Manier, verkündigten sie uns die Sonnen- und Mondfinsternisse des neuen Jahres, die Herrschaft der Planeten und der regierenden Häuser, die Römerzinszahlen, den Postenlauf, die zwölf Zeichen des Thierkreises, einige vaterländische Geburtsfeste und alle christliche, und dergleichen Gemeinnütziges mehr. An diesen eigentlichen Kern des Almanachs setzten sich dann allmälig einige Gedichte, Erzählungen, Anekdoten und dergleichen an, und so — Tempora mutantur, und warum nicht die Almanache in illis? — geschah es, daß endlich die belletristische Zugabe den Almanachsstamm überwuchs und sich des Feldes allein und unumschränkt bemächtigte, ja so ganz allein, daß sie nicht einmal die regierenden Häuser von Europa neben sich duldete. Von dieser intoleranten und höchst unloyalen Usurpation macht das Rheinische Taschenbuch eine nicht genug zu rühmende Ausnahme, indem es der europäischen Genealogie 48 besonders bezifferte Seiten, um sie nicht mit dem belletristischen Wesen gemein zu machen, einräumt und mit echt liberaler Gesinnung auch dem Kaiser der Ungläubigen, Mahmud II., sein Plätzchen in dem christlichen Europa vergönnt.

Man table es nicht, daß wir, als Anhänger der guten alten Zeiten, die Recension des rheinischen Taschenbuchs mit der Genealogie, als einer Trümmer derselben, anheben. Das Uebrige des Büchleins ist weniger erbaulich, wie z. B. gleich das Titelkupfer, welches einen Schriftsteller, aus der Schweiz sogar, den Herausgeber der Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, Heinrich Zschokke, darstellt, und dazu gehört eine biographische Skizze, welche so viel Seiten einnimmt, wie die Genealogie des deutschen Bundes. Die übrigen Kupfer kündigen sich als die erste Lieferung einer Gallerie zu Walter Scott's Werken an und verbildlichen fünf Scenen aus dem Fräulein vom See.

Die erste Erzählung ist von Ludwig Starklof und führt den Titel: Der Gemsenjäger im Chamouny-Thal. Ihr Stoff ist nicht neu, aber modern, eine Teufelei nach der Mode, so wie wir sie, seit der populairen Verbreitung des Freischützen, nicht blos in den Taschenbüchern, sondern auf dem Leibe mit uns herumtragen, wir meinen in den Samielswesten. Der böse Feind tritt hier als ein alter spanischer Doctor auf, welcher auf einen Gemsenjäger am Chamouny-Thal, den Sohn eines aus seinem Vaterlande wegen eines Mordes geflüchteten Spaniers, eine wahre Gemsenjagd macht. Manches Geheimnißvolle in psychologischen Beziehungen wird vorgeführt und verschwindet ohne Aufklärung, und nachdem die Leser gehörig in grauenvolle Spannung versetzt worden sind, entläuft der junge Held den Schlingen des Teufels und bald darauf dem Leser. Die Darstellung verdient Lob und hilft dem verbrauchten Modestoffe auf. Sie ist lebhaft und gewinnt dadurch einen eigenen festen Charakter, daß die Scenerie des Chamouny-Thals mit ihrem Montblanc, Montanvers, mit Gletschern und Lavinen, einen wohlausgeführten Hintergrund zu dem historischen Gemälde bildet.

Haß und Liebe. Eine Novelle von Johanna Schopenhauer. Sie spielt in der vornehmen Welt, in Bädern, Familienspaltungen, Conveninzheirathen par désespoir, und bewegt sich im Ganzen um zwei feindliche Väter und zwei liebende Kinder, welche die Opfer der brüderlichen Eifersucht eines dieser Väter werden. Der Erzähler ist der Held der Erzählung selbst, der letzte Sprößling des Hauses der Grafen von Artaban, einer Familie, welcher die Verfasserin glänzende poetische Domainen an den Ufern der Garonne angewiesen hat. Die Einkleidung ist elegant und dem Stoffe gut anliegend, aber die Erzählerin hat an manchen Stellen vergessen, daß nicht sie erzählt, sondern der unglückliche Graf Artaban, ein lebensmüder Eremit. Wir meinen damit nicht etwa, daß sie aus der ersten Person des erzählen-

den Helden in die dritte Person verfällt; aber das Colorit und die Haltung der Darstellung tragen gar zu oft nichts von der Farbe und der Physiognomie des charakterisirten Erzählers an sich.

Der Rappe. Eine fade Spießbürgerei, die sich sehr breit macht, auch durch die vielen Ueberschriften der kurzen Capitelchen.

Die Belagerung von Charbonnière. Eine historische Anekdote von Adrian. Sie ist aus den *Memoires de Sully* entlehnt, und man kann sie im 11. Buche derselben nachlesen, wenn man den Werth der Zugabe des neuen Erzählers schätzen lernen will. Die Mittheilung der Anekdote hat alsdann wenigstens das Verdienst, Veranlassung zum Durchblättern dieser interessanten Memoiren zu geben.

Drei fränkische Königinnen. Von Cäcilie. Die drei Königinnen, welche hier charakterisirt werden sollen, sind: Bertrade, Tochter Simons, Herzogs von Montfort, dritte Gemalin Philipps I.; Eleonore von Guyenne, Gemalin Ludwigs VII., und nachmals des Königs Heinrichs II. von England, und Johanna von Navarra, Gemalin Philipps des Schönen. Schwache, zitternde Skizzen von Weiberhand, die ein graduirter Redacteur nur aus Galanterie aufgenommen haben kann. Aber ich meine, die Galanterie eines Redacteurs müßte zuvörderst seine Leserinnen berücksichtigen, und dann erst seine Schriftstellerinnen.

Die Hochzeitsgebräuche zu Dietzenbach. Beitrag zur Kenntniß althergebrachter Sitten. Von Philipp Dieffenbach. Dietzenbach ist ein ziemlich bevölkertes, einst wohlhabendes, jetzt aber wegen Zerstörung des Waldes und durch den Krieg herabgekommenes Dorf, welches früher zur Grafschaft Hanau gehörte, jetzt zur Provinz Starkenburg geschlagen ist, und ungefähr in der Mitte zwischen Hanau und Darmstadt, drei kleine Stunden von Frankfurt liegt. Der Erzähler ist aus diesem Dorfe gebürtig und hat die alten Hochzeitsgebräuche seiner Heimat mit liebevoller Ausführlichkeit dargestellt und sich dadurch den Dank jedes Freundes der vaterländischen Sitten und Gebräuche erworben, die leider von Jahr zu Jahr immer mehr vor der Alles planirenden Weltcultur verschwinden. Der Aufsatz gehört zu dem Werthvollsten des Taschenbuchs.

Die biographische Skizze über Zschokke empfehlen wir dem Umarbeiter seines Artikels in der neuen Auflage des Conversations-Lexikons.

58.

---

## Die Staatswissenschaften im Lichte unsrer Zeit, dargestellt von K. H. L. Pölitz etc.

(Beschluß aus Nr. 268.)

Als Beispiele, wie der mit den neuesten Forschungen im Gebiete der Staatswissenschaft vertraute Verf. die wichtigsten und verwickeltsten Lehren derselben eben so gründlich und umfassend, als im Geiste besonnener Ruhe und Mäßigung, wie es der Würde der Wissenschaft angemessen ist, dargestellt hat, führen wir nur einige Gegenstände an, deren Darstellung uns vorzüglich gelungen zu seyn scheint: die Bestimmung des Begriffs der Gesammtmacht des Volks, die der Vf. von dem der Souverainetät genau unterscheidet, S. 171 u. 208; die Stellen über die Preßfreiheit, S. 75, 408 fgg. u. II, 296; das vorsichtig abgewogene Wort über die wirkliche Einmischung eines Staates in die innern Angelegenheiten eines andern, S. 120 u. 121, *eine Frage*, die, „als blos geschichtlich und politisch, zunächst dem praktischen europäischen Völkerrechte angehört, das aber, nach seinen letzten rechtlichen Gründen, auf dem philosophischen Völkerrechte beruht"; ferner die Bemerkungen über die Concentration der politischen Freiheit, z. Th. nach dem Journal des débats, S. 175 fgg.; die über den unbedingten Gehorsam, der aber kein leidender ist, S. 217 fgg.; über das Territorialsystem, als die einzig rechtliche Stellung der Kirche zum Staate, nach welcher die Kirche, als äußere Gesellschaft, dem Staate untergeordnet ist und durchaus von keinem auswärtigen kirchlichen Oberhaupte abhängt, S. 239 fgg.; über die Vertretung des Volks durch erbliche Stände und durchgewählte Abgeordnete, so wie über das Zweikammersystem, S. 377 fgg. u. S. 392 fgg.; über das Kriegswesen, aus dem Standpunkte der Politik, S. 511 fgg.; über die Reformen im innern Staatsleben, S. 531 fgg.; endlich über Revolutionen und Reactionen in politischer Hinsicht, S. 536 fgg. Auch der zweite Theil enthält mehrere durch die besonnene Prüfung widersprechender Ansichten ausgezeichnete Abschnitte, z. B. über den gegenseitigen Credit und die völligste Freiheit des Verkehrs, als eine Hauptbedingung des Wohlstandes, S. 66; über das Zuvielregieren, S. 114 fgg.; über die Beibehaltung der Zünfte und Innungen, oder über die unbedingte Freigebung des gesammten Gewerbewesens, S. 154 fgg.; über den Satz, daß die Einnahme des Staats nach der rechtlich begründeten Ausgabe (nach den anerkannten Staatsbedürfnissen) sich richten müsse, S. 215; über den Unterschied zwischen der Polizei und der Gerechtigkeitspflege, S. 282 fgg., wo das geistvolle Rundschreiben des Polizeiministers Fouché an die Präfecten, 21. Nov. 1799, s. Notice sur le Duc d'Otrante. Leips. 1816, p. 15, hätte angeführt werden können; über geheime Gesellschaften und „die religiöse Seuche unsers Zeitalters, den bodenlosen Mysticismus," S. 305 fgg.; über die Selbständigkeit des Erziehungswesens im Staate, S. 348 fgg. u. a. m.

Nur selten hat Ref. Anlaß gefunden, kleine Bemerkungen über den Plan des Werks und die Art der Ausführung zu machen. Es sey ihm erlaubt, einige seiner Zweifel oder Erinnerungen hier anzudeuten. Nach S. 6 u. 50 soll der Begriff des Staats aus der Erfahrung stammen; dies gilt doch wohl nur von der sichtbaren Form, von der Gesellschaft; denn der Zweck des

Staates, so wie der Inhalt und Umfang des Staats- und Staatenrechts beruhen zuletzt auf den unwandelbaren und aus der Vernunft selbst stammenden Grundsätzen des Natur- und Völkerrechts, wie der Vf. selbst sagt. Die Aufgabe des Staats ist ideal: die unbedingte Herrschaft des Rechts; nun stammt das Recht (S. 39), wie die Pflicht, aus dem Sittengesetze, folglich ist der Staat, seinem Wesen nach, ein Vernunftbegriff. Ref. würde daher auch den Menschen lieber ein sinnliches Vernunftwesen nennen, als ein vernünftig-sinnliches Wesen, wie S. 2 und an mehrern Orten. Bezeichnender ist S. 256 der vom Vf. gebrauchte Ausdruck: sinnlich-vernünftiges Wesen. Wie im Menschen, so ist auch im Staate die Vernunft das Grundwesen und der Hauptcharakter; das Sinnliche zeigt die Erscheinung beider in der äußern Welt an, und nur insofern sind beide Gegenstände der Erscheinung.

In der Nomenclatur der ursprünglichen Rechte, S. 71, fehlt, wie es scheint, absichtlich das Recht auf Selbsthülfe (oder auf Selbstvertheidigung), weil außerhalb des Staats kein rechtlich gestalteter Zwang ausgeübt werden kann; allein, das Recht zu zwingen, oder die, nach sittlichen Zwecken mögliche Anwendung der äußern Gewalt des Einzelnen gegen den Einzelnen ist schon im außerbürgerlichen Zustande vorhanden, und der Vf. selbst gibt dies zu, wenn er S. 247 sagt: „Jeder Mensch ist berechtigt, der beabsichtigten Einschränkung seines äußern freien Wirkungskreises durch Andre Zwang entgegen zu setzen" — „und die Bürger des Staats begeben sich, vermittelst der drei Urverträge, des Gebrauchs der Selbsthülfe" und S. 250: „es gibt ein philosophisches Strafrecht schon deshalb, weil im außerbürgerlichen Zustande ein ursprüngliches Recht der Abwehr und Ahndung der bevorstehenden oder erlittenen Rechtsverletzung angenommen werden muß." Ist doch dieses Recht selbst im Staate noch als Recht der Nothwehr, S. 257, vorhanden. Zu den Fällen der Nothwehr, S. 258, sollte wohl auch das Duell gezählt werden, da nämlich, wo der Staat denjenigen, der sich nicht duellirt, gegen das Vorurtheil des falschen Ehrenpunktes nicht schützen kann. Nur die unvermeidliche Schande, die Achtung seines Standes zu verlieren, zwingt ja so manchen vernünftigen Mann, sich zu schlagen!

Der Satz des Naturrechts, S. 93: „Im häuslichen Leben findet an sich keine Oberherrschaft Statt" bedürfte einer nähern Bestimmung, da es in der Familie ein Schutzrecht, folglich auch eine häusliche Ordnungs- oder Polizeigewalt gibt, welche in der Regel dem Manne zukommt. Dieses Familienrecht, oder die patriarchalische Gewalt der Vorwelt hielt die einzelnen Glieder der Familie zusammen und ward dadurch der erste Keim des spätern Stamm- und Volksvereins, und dadurch mittelbar die Vorbereitung auf das Leben im Staate. Denkt man sich dagegen das Leben in der Familie ohne einen Willen, der anordnet und vollzieht, so wie ohne eine Kraft, die den Verein beschützt, so hat es keinen Einfluß auf Gesittung und Bildung.

Im Staatsrechte, S. 196, scheint der §. 26 die Eintheilung des Staatsgebiets betreffend, mehr in den Umfang der Staatskunst zu gehören, da, wie der Vf. selbst bemerkt, die zweckmäßige geographische Eintheilung des Staatsgebiets in Provinzen u. s. w. von einem statistischen Grundsatze abhängt.

Ueber die Majorate erklärt sich der Vf. I, S. 369 nicht deutlich genug. Er scheint die Errichtung kleiner Majorate zweckmäßig zu finden; die der großen aber hält er mit Recht für eine Ungerechtigkeit gegen die nachgebornen Söhne adeliger Familien und in volkswirthschaftlicher Hinsicht für verwerflich; gleichwohl läßt er in der angeführten Stelle die Errichtung großer Majorate zu, da, wo dergleichen schon bestehen. Warum aber die Zahl der vorhandenen noch vermehren, wenn ihre Errichtung an sich verwerflich ist? Jene Stelle scheint daher mit der, II, 141 fgg., aufgestellten richtigen Behauptung, daß die Regierung die Errichtung neuer Majorate und Fideicommisse zu verhindern habe, in Widerspruch zu stehen.

S. 372 verdient noch unter den Beispielen der, von den Stellvertretern des Volks ausschließend entworfenen und dem Regenten zur Annahme vorgelegten Constitutionen, die Great Charter vom J. 1215 und die Bill of rights vom J. 1689 erwähnt zu werden, ob die letztere gleich keine neue Verfassung gründete, sondern nur eine deutlichere Feststellung der alten Volksrechte enthielt.

Die Gründe, welche der Vf. II, S. 243 anführt um zu beweisen, daß in jedem gut eingerichteten Staate die directen Steuern (d. i. solche, die unmittelbar von der Production erhoben werden, also Grund-, Häuser-, Vieh- und Gewerbsteuer) die Grundlage des gesammten Steuersystems bilden müssen, sind wenigstens nicht in allen Staaten gleichmäßig vorhanden. In den reicheren Handelsstaaten würde dieser Satz eine ungleiche, mithin drückende Besteurung zur Folge haben, was man auch bereits selbst in solchen Staaten wahrnimmt, wo der Grundbesitz mit zu den ersten Quellen des Volkseinkommens gehört. In England, wo allein die Getränkesteuer weit über die Hälfte der gesammten Staatseinnahme ausmacht, und in Frankreich trägt das Grundeigenthum zu den Staatslasten weniger bei, als die Consumtion. Dort macht die Gesammtsteuer auf Grund und Boden nur den elften Theil, hier etwas mehr als den dritten Theil aller öffentlichen Einnahme aus. Es gibt zwar noch andre directe Steuern, als die obengenannten; allein der Vf. erklärt sich mit Recht, S. 251, gegen die Zweckmäßigkeit derselben. Uebrigens bemerkt er selbst S. 245, daß der reine Ertrag der Grundrente, der Capitalrente und der Arbeitsrente schwer auszumitteln sey; diese große Schwierigkeit aber dürfte wohl die S. 243 angeführten Vorzüge der directen Steuer vermindern oder schwächen.

Ueber den Büchernachdruck sagt der Vf., II, 340, zu wenig, so einleuchtend das Unrechtliche und Unpoli-

tische desselben an sich ist. Auch konnten mehr Schriften über diesen Gegenstand angeführt werden.

Zu den Vorzügen dieses trefflichen Werks gehört insbesondre noch die Literatur, in der keine Hauptschrift fehlt. Einige, z. B. Henke's Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik, 1. Th. Berlin, 1823; J. Mill: Elements of political Economy. Lond. 1823, und die Ausgabe von Cicero's Fragmenten: de republica, sind später erschienen. Die früheren Schriften von Henke führt der Verf. I, 255 an; auch erwähnt er die Schrift des Cic. de rep. 154. Wenn Rec. sich nicht irrt, ist Daunou's wichtige Schrift: Essai sur les garanties individuelles, que reclame l'état actuel de la société. 3e Edit. Paris, 1821, vom Vf. nicht bemerkt worden. Sie sollte I, 340 genannt seyn. Bei der Schmähschrift des Fabricius, II, 357, durften die Gegenschriften nicht fehlen. Da der Vf. I, 155 die Vindiciae etc. anführt, so konnte auch des merkwürdigen Buches gedacht werden: Quaestio de imperatoria vel regia potestate, das zuerst in Deutschland, Spirae, 1571, erschien, und in die neueste Ausgabe der Oeuvres des berühmten Bischofs Barthol. de Las Casas (Paris, 1822, 2 vols.) mit aufgenommen worden ist, obwohl Raynouard u. A. den Las Casas nicht für den Vf. halten. In der Literatur der Polizeiwissenschaft, II, 280, vermißte Rec. die bessern Werke der Franzosen. Zwar hat ganz Frankreich, obgleich die Polizei dort am frühesten und vollständigsten sich ausbildete, kein Compendium, keine systematische Entwickelung der Polizei; es ist aber desto reicher an Werken, welche die Geschichte und Gesetzgebung aller Polizeianstalten gründlich entwickeln. De la Mare, Duchesne, de la Poix de Femenville, Des Essarts, Perrot, Guichard, Fleurigéon haben treffliche Dictionnaires und Codes de Police geliefert. Vorzüglich reichhaltig sind: *Guichard:* Dict. criminel, correctionel et de Police, und das Dict. général de Police administrative et judiciaire de France. 2e Edit. par *Léopold.* — Was übrigens den Werth der von dem Verf. beigefügten Literatur noch bedeutend erhöht, sind kurze kritische Bemerkungen über den Geist der Bücher, so wie die Hinweisungen auf gründliche und sachreiche Beurtheilungen derselben in öffentlichen Zeitschriften, z. B. im Hermes u. a. m.

Nach diesem Allen müssen wir diese encyklische Darstellung der Staatswissenschaften, welche Hr. Prof. Pölitz S. K. H. dem Prinzen Friedrich August von Sachsen gewidmet hat, für eine sehr willkommne Erscheinung in der neuesten Literatur halten. Wir wünschen ihr eine baldige Vollendung. Auch die Verlagshandlung hat das Werk auf weißem Papier gut und sehr correct gedruckt, was in unsern Tagen mit Dank anerkannt werden muß. Wir schließen unsre zu lange Anzeige mit dem Wunsche: Möge das Studium der ernsten Wissenschaft in diesem Werke dem Eindrucke begegnen, den die schimmernde und witzige Einseitigkeit so vieler politischen Schriftsteller des Tages in unvorbereiteten Lesern hervorbringt! Denn nur dem wissenschaftlichen Geiste gelingt es, die glänzenden Sophismen eines de Pradt, Bignon u. A. zu widerlegen.

22.

## Barbier's Dictionnaire des Ouvrages anonymes et pseudonymes.

Die Geschichte mancher Bücher ist merkwürdiger, als die ihrer Verfasser. Habent sua fata libelli! sagt ja das alte Sprichwort. Als Beitrag zur Geschichte von Büchern ist das eben erschienene Dictionnaire des Ouvr. etc. von Barbier in Paris ungemein anziehend. Der Mann hat sich zuerst unglaubliche Mühe gegeben, die anonymen Verfasser ausfindig zu machen. Es mag einer seinen Namen ganz weggelassen, verändert, aus fremden Sprachen angenommen haben, er gibt ihn richtig an. Dann aber hat er über solche halb und ganz anonyme Bücher die unterhaltensten und lehrreichsten Anekdoten und Notizen mitgetheilt und unrichtige Angaben berichtigt, die viele Jahre lang immer von einem auf den andern Schriftsteller fortgeerbt waren. So führt er z. B. an, daß das Werk des Thomas von Kempen in Frankreich drei und sechszigmal übersetzt worden ist. Eine der ältesten und besten ist vom Großsiegelbewahrer Marillac, der unter Richelieu hingerichtet wurde. Die Uebersetzung des Abts de Choisy unter Ludwig XIV. ist besonders durch die Anekdote berühmt, daß bei der ersten Auflage angeblich eine Dedication an die Frau von Maintenon und ein Kupferstich dabei gewesen sey, der sie abbildete. Unten sollen die Worte gestanden haben: Audi, filia, concupiscet rex decorem tuum. (Psalm XXV, 11. 12.) Amelot de la Houssaie brachte die Anekdote zuerst in Umlauf. Voltaire, d'Alembert, Olivet, La Baumelle und wer nur sonst von der Frau von Maintenon schrieb, wiederholte sie als unbezweifelt. Für Barbier war keine solche Autorität gültig. Ihm konnte sie nur durch die erste Ausgabe selbst vom Jahr 1692 erwiesen werden, denn in den spätern hatte die Dedication und das Bild weggelassen werden müssen; so behauptete Amelot de Houssaie. Er bekam sie, die sehr selten ist und nun fand er, daß die Uebersetzung nicht der Frau von Maintenon, sondern — Ludwig XIV. gewidmet ist, daß sich der Kupferstich zwar auf die Frau Maintenon bezieht, die in einem Kreise von Mädchen vor einem Crucifix kniet, aber es stehn nur die Worte: audi filia! darunter. Spötter machten nachher Gesprächsweise den Zusatz und veranlaßten darum in spätern Auflagen die Weglassung des Kupfers, das sich aber noch in der zweiten und dritten von 1694 vorfindet. Eine ähnliche Berichtigung hat eine Angabe d'Alembert's gefunden. Er behauptete Elisabeth, Heinrich II. von Frankreich Tochter, sey, als sie dem „alten und verhaßten" Philipp II. als Gemalin übergeben wurden, der Königin von Navarra ohnmächtig in die Arme gesunken. Barbier beweist aus den Zeugnissen der Zeitgenossen, daß die Königin von Navarra gar nicht zugegen war, als die Uebergabe statt fand; daß Philipp II. zwar ihr zuwider seyn konnte, aber nur 33 Jahr zählte, mithin nicht alt war.

Wie viel Ausbeute hier also für den Literator zu finden sey, wird keiner näheren Auseinandersetzung bedürfen.

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 270.

24. November 1823.


## Die deutschen Universitäten.

Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens in unserer Zeit, oder der Bund für das Höchste im Menschenleben, zunächst für die deutsche studirende Jugend, dargestellt von Ferdinand Herbst. Stuttgart bei Metzler.

Erster Artikel.

Es ist recht erwünscht, daß die Bestrebungen, welche seit einigen Jahren unter unsern Söhnen und jüngern Brüdern auf den Akademien lebendig geworden sind, von ihnen selbst etwas ausführlicher beschrieben werden, wie in Haupt's Buch „Ueber Landsmannschaften und Burschenschaft" (b. Brockhaus 1820) und nun jetzt in dem vorliegenden. Denn ungeachtet der aufmerksame Beobachter sich wohl überzeugen wird, daß die Herren nicht Alles sagen, was sie wissen, vielleicht nicht einmal Alles wissen, was neben ihnen, vor ihnen und mit ihnen vorgegangen seyn mag: so dienen diese Schutzschriften doch dazu, auch diejenigen, welche die Sache nicht aus eigener unmittelbarer Beobachtung genauer kennen, mit dem ostensiblen Gange und den ostensiblen Zwecken derselben bekannt zu machen. Sie sind dazu um so mehr geeignet, als der Eifer der Vertheidigung doch hie und da den Vorhang auch vor dem Innern etwas lüftet, und denjenigen, welcher ohnehin mit dem Eigenthümlichen der deutschen Akademien etwas vertrauter ist, in den Stand setzt, die Selbsttäuschungen nachzuweisen, in welchen sich ein großer, ja der beste, der redlich schwärmende Theil unserer Jünglinge mit diesen Dingen befindet. Es wäre dabei sehr zu wünschen, daß auch diejenigen, welche die Vorgänge auf den Universitäten als so gefährlich betrachten, daß man nur mit den stärksten Gegenmitteln helfen könne, diese Schriften mit unbefangener Aufmerksamkeit erwägen möchten. Sie würden wahrscheinlich die Ueberzeugung gewinnen, daß es lange nicht so schlimm ist, als es scheint, daß Vieles darunter zwar nicht zu rechtfertigen und nicht zu dulden, Manches aber auch sogar löblich und recht, nichts aber eigentlich gefährlich ist. Sie würden finden, daß eine Reform der Universitäten eben so wenig nothwendig ist, als ein und der andere Mißbrauch der öffentlichen Gewalt die Völker zu Revolutionen berechtigen kann, und daß, wenn die Akademien, wie alle menschlichen Einrichtungen, einer fortgehenden Verbesserung bedürfen, diese gerade von den entgegengesetzten Punkten ausgehen müßten, um wirklich heilsam zu seyn. Schon die bisherige Erfahrung muß wohl denkende Staatsmänner überzeugt haben, daß Dinge, welche zu den Erbsünden der Menschen und ihrer Anstalten gehören, am Wenigsten durch ein directes Gegenwirken, d. h. durch ein bloßes Verbieten bekämpft werden können, und daß man dann am Meisten gegen sie ausrichten wird, wenn man bei einer allgemeiner gewordenen Richtung der Zeit dasjenige, was darin fehlerhaft und ungerecht ist, sorgfältig von dem Richtigen und Guten unterscheidet, dieses begünstigt, und sich dadurch nicht nur in den Stand setzt, die Bewegung zu beherrschen, sondern auch thut, was ohnehin zu den Pflichten des Regierens gehört, ja den Charakter der Regierung ausmacht. Das Mißtrauen, welches bei den Regierungen gegen die Universitäten seit mehreren Jahren entstanden ist, gehört zu den bedauernswürdigsten Erscheinungen unserer Zeit, und zwar nicht minder, wenn es wenigstens zum Theil ungegründet, als wenn es vollkommen gegründet wäre. Es kann nichts Schlimmeres für ein Volk geben, als wenn diejenigen, deren Beruf es ist, das heilige Feuer zu unterhalten, von welchem das geistige und sittliche Leben der Menschheit ausströmt, der Untreue und des Dienstes falscher Götzen, gleichviel ob mit Unrecht oder mit Recht, beschuldigt werden. Die Pfleger der Wissenschaft sind einmal, so sehr sich auch die Eitelkeit der Praktiker dagegen sträubt, das Salz der Erde, und werden es bleiben, was man auch von Anaxagoras und Sokrates an, dem man auch Jugendverführung Schuld gab, dagegen versucht hat. Von ihnen geht die Erziehung der künftigen Geschlechter aus, und es kann keinen traurigeren Zustand eines Volkes geben, als wenn man dieses wichtigste aller Geschäfte in schlechten und unwürdigen Händen zu sehen glaubt oder wirklich sieht.

Dieses Mißtrauen, welches allzu laut ausgesprochen worden ist, um noch bezweifelt werden zu können, hat allerdings mancherlei Ursachen. Zuerst eine allgemeine, welche von den ersten Anfängen einer Völkergeschichte an immer thätig und sichtbar gewesen ist, und dann bei uns und jetzt gar manche besondere und vor-

übergehende. Jenes ist der alte Streit zwischen Materie und Geist, zwischen Praxis und Theorie, zwischen Macht und Recht, welchen alle Völker durchkämpfen, ohne jemals zu einem bleibenden Siege gelangen zu können. Denn nicht im Erreichen sondern im Streben, nicht im Siege sondern im redlichen, nie ermüdenden Kampfe besteht die irdische Aufgabe der Menschen, und das Höchste der Geschichte ist die Darstellung dieses Kampfes und der Annäherung zu dem Vollkommenern, welche sich im Ganzen, wenn auch nur in großen Zeitabschnitten und unter mannichfaltigen Rückschritten, offenbart. Die Praxis, d. h. der Theil der Menschen in allen Ständen, besonders aber unter den Staatsbeamten, welcher nur das Mechanische seiner Berufsthätigkeit durch die Uebung erlernt hat, ohne sich der Gründe, wornach er handelt, bewußt zu seyn, und welcher eben deßhalb ewig das Mittel mit dem Zweck verwechselt und diesen über jenen vergißt, findet sich in beständigem Widerstreit mit der Theorie, welche nach Dingen fragt, von welchen die Praxis nichts weiß, und Forderungen aufstellt, welche jene an sich nicht abweisen kann, welchen sie aber durch unüberwindliche Schwierigkeiten der Ausführung auszuweichen sucht. Gewöhnlich liegen aber dergleichen Schwierigkeiten weniger in der Sache selbst, als vielmehr in der Unkunde, in der Trägheit und zum großen Theil in der Unredlichkeit derer, welche sich weder aus dem einmal bekannten Wege noch aus den unrechtmäßigen Nutzungen desselben verdrängen lassen wollen. Daher sprechen sie lieber gleich von falschen Theorien, wenn sie sich mit dem allgemeinen Schilde, daß etwas in der Theorie richtig, in der Praxis aber unausführbar seyn könne, nicht mehr zu helfen wissen. Denn dieses letzte will freilich nicht mehr zureichen. Eine Theorie, welche nichts Ausführbares angibt, ist eben keine wahre Theorie; denn, wenn sie auch keine Ideale in die Wirklichkeit einführen kann, so muß sie doch die Mittel nachweisen, welche in jedem gegebenen Zustande eines Volkes angewendet werden können, sich der Vollkommenheit auf eine naturgemäße Weise zu nähern. Falsch ist freilich jede Theorie, welche entweder gar nicht unter den Menschen ausgeführt werden kann, wie alle diejenigen, welche vollkommenere Wesen als die Menschen einmal sind, voraussetzen, oder doch nicht für einen gegebenen bestimmten Zustand passen, weil sie das Bestehende nicht zur Grundlage nehmen. Aber die Theorie kann nur aus der Theorie erkannt werden, und jedes andere Urtheil darüber, ist durchaus unstatthaft und nichtig.

Man kann auch nicht etwa einen Theil des menschlichen Wissens der freien Forschung Preis geben, wie etwa Mathematik, Naturwissenschaften und Anderes, was etwa zu brauchbaren Resultaten für die gemeinen Bedürfnisse das Lebens führen kann, einen andern aber, besonders das Grübeln über die letzten Gründe und Grenzen unseres Wissens und Glaubens, unserer Rechte und Pflichten, als verboten, nur höchstens einzelnen, starken und zuverläßigen Geistern gegen besondere Erlaubnißscheine gestatten, gleichsam wie im Märchen vom Ritter Blaubart die arme Frau sechs Zimmer besehen, das siebente aber bei Todesstrafe nicht betreten durfte, ob sie gleich den Schlüssel dazu hatte. Denn alles menschliche Wissen ist so genau unter einander verbunden, daß eine Unvollständigkeit durchaus zur Einseitigkeit führt, und ein Volk nur dann, wenn es alle Fächer der Wissenschaft mit gleichem Eifer umfaßt, wahre und bleibende Fortschritte machen kann. Noch weniger lassen sich gewisse Lehren als anerkannte Wahrheiten patentiren, wie vor geraumer Zeit irgendwo Nettelbladt's Naturrecht als das einzige richtige gesetzlich privilegirt worden ist. Der menschliche Geist findet *seine* Schranken nur in sich selbst, und Ueberzeugungen lassen sich keinem befehlen, welcher einen innern Beruf zum eigenen Denken empfangen hat. Nur die vollkommenste Freiheit im Forschen und Mittheilen des Erforschten ist das Mittel, die Abweichungen von dem rechten Wege zu berichtigen.

Aber sagt man, die Verbreitung solcher Meinungen, wodurch das Bestehende in Staat und Kirche unsicher gemacht wird, muß doch verhindert werden! Dergleichen gefährliche Theorien werden von Uebelgesinnten, welche selbst nicht davon überzeugt sind, boshafter Weise in Umlauf gebracht, um strafbare Absichten zu erreichen, und die Jugend zu Empörungen anzureizen. Nun, wenn dergleichen Absicht erwiesen werden kann, so ist bürgerliche Strafbarkeit nicht im Geringsten zweifelhaft, und es wäre sehr zu wünschen, daß man gegen Alle, welche einer solchen Absicht verdächtig sind, *mit der* größten Strenge zu Werke ginge, um durch die Entdeckung und Bestrafung der Schuldigen die Andern von einem Verdacht zu reinigen, welcher eben dann, wenn man den Einzelnen nicht zu fassen weiß, nur zu leicht auf das Ganze geworfen wird. Aber die Wissenschaft ist daran nicht Schuld. Sie ist ein Werkzeug, welches sich brauchen lassen muß, wie ein jedes andere, zum Guten und Bösen. Die heiligen Lehren der Religion sind von fanatischen Priestern, von den Jesuiten Mariana, Gueret, Guignard, dem Pfarrer Boucher u. A. in Lehren des Aufruhrs und Königsmords verwandelt worden. Aber selbst diese offenbaren Verdrehungen sind, wie alles bloße Meinen, nur dann gefährlich geworden, wenn sie in erbitterten und gereizten Gemüthern einen schon vorbereiteten und empfänglichen Boden antrafen. Fanatiker, wie der Dominicaner Jacques Clement, Ravaillac, Damiens und einige Neuere sind Auswüchse, welche sich in einem jeden fieberhaften Zustande der bürgerlichen Gesellschaft erzeugen, und in welchen sich die gesundesten Säfte in Gift verwandeln. Nirgends sind Regentenmord und gewaltsame Regierungsveränderungen häufiger, als in solchen Ländern, in welchen die Lehren von constitutioneller Begrenzung der öffentlichen Gewalt beinahe unbekannt sind; weder Ankarström noch die Mörder von 1801 haben sich aus ihnen den Antrieb zu ihren Thaten geholt. Wie unschädlich auch die irrigsten Lehrsätze in dieser Beziehung sind, davon gibt kein Buch einen auffallendern Beweis, als die bekannte Restaura-

Digitized by Google

tion der Staatswissenschaft des Hrn. v. **Haller**. Nirgends werden alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft so vollständig aufgelöst, nirgends Insurrection der Staatsbürger und jede Art der Usurpation so gerechtfertigt, als in diesem Werke. Dem ungeachtet, obgleich es demselben wenigstens an **Käufern** nicht gefehlt hat, da eine zweite Auflage erschienen ist: so hat es doch nicht die geringste nachtheilige Folge hervorgebracht, als vielleicht seinen wenigen **Lesern** (denn wenn es Viele gelesen hätten, könnte man nicht noch immer den Hrn. v. Haller zu den Streitern für das Bestehende rechnen) einige Langeweile zu verursachen.

Endlich wendet die Praxis in diesem alten Streite mit der Theorie ihre Waffen auch wohl nur gegen die **Theoretiker**. Man klagt über die Mißgriffe, welche diese begehen, so wie sie nur auf irgend eine Weise in das thätige Leben einwirken sollen; man spottet über die Unbehülflichkeit, mit welcher sie Dinge angreifen, welche einem Jeden, der ohne alle Theorie nur ein wenig routinirt, wie Lichtenberg sagte, **eingefahren** ist, zum Spiel werden. Man schließt daraus, daß alle Theorie nur in unnützen Grübeleien bestehe, und trägt kein Bedenken, dafür sich selbst auf des Teufels Autorität in Göthe's Faust zu berufen:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.

Man spricht von Proben, welchen die Völker hingegeben werden, um neue Theorien zu versuchen, und unter welchen Wohlstand, Rechtlichkeit und sittliche Würde zu Grunde gehen. Wenn man hierbei von den Reformen spricht, die von den **Regierungen** ausgegangen sind: so ist kein sonderlicher Sinn in diesen Reden. Die Völker haben sich bei den meisten dieser Reformen noch ziemlich wohl befunden, obwohl es in der Sache liegt, daß nicht eine jede gelungen ist; obwohl allerdings das Maß des Regierens zuweilen überschritten, und das erworbene Recht nicht immer so geschont worden ist, als man wünschen muß. Uebrigens hat es mit allzufrühzeitiger Einführung **neuer** Theorien noch eben im Ganzen keine Noth. Wir stehen, was die Praxis der Staatswirthschaft betrifft, noch immer auf der Stufe der **Colbert**'schen Theorie des Nationalwohlstandes, und alle neuere Lehren, eines Quesnay und seines neuesten standhaften Anhängers, Schmalz, so wie Adam Smith's und seiner Jünger sind noch gar wenig in's Leben eingeführt worden. Selbst in England haben die Ansichten von Freiheit des Handels erst im Jahre 1822 durch die neuen Schiffahrtgesetze einigen Platz gewonnen, und es wird noch lange dauern, ehe andere große Staaten diesem Muster folgen.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Berlin, Ende October 1823.**

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

Vom Zustande der Bühne und was mir sonst während meines Reiseaufenthalts hier Merkwürdiges aufstieß, sollte ich Ihnen, unserer Verabredung gemäß, schreiben. Ich schwieg, weil ich des Merkwürdigen wenig, auf der Bühne aber nichts Ausgezeichnetes antraf, und doch im Glauben war, daß wenn Sie über den Zustand der Bühne Mittheilung verlangten, dies nur von einem, über den allergewöhnlichsten Zustand aller deutschen Bühnen sich erhebenden, gelte. Es hat sich nun zwar während meines Herbstaufenthaltes hier Manches zugetragen, welches in einem Blatte mit stehenden Correspondenzartikeln einen ganz anständigen Platz fände; da Sie aber für des Lit. Conv. Blatt dergleichen — und mit Recht — nicht verlangen, so nahm ich Anstand, mein Versprechen bisher zu erfüllen, und würde auch vermuthlich als Ihr Schuldner aus Berlin fortgereist seyn, wenn mich nicht ein, vor Kurzem in einer Gesellschaft gepflogenes theatralisches Gespräch zur Mittheilung einiger Zeilen veranlaßte.

Unbedeutende Kleinigkeiten wechselten während der letzten Wochen mit Opern. Selten unterbrach diese Reihe ein schlecht besetztes größeres Drama. Namentlich überfüllen die oft mißlungenen Uebersetzungen aller und jeder französischer Scribeleien das Repertoire. Sie sehen, der Schuh drückt hier, wie überall. Ganz vorzüglicher Theilnahme erfreuten sich die Galeerensclaven oder die Mühle von Saint Alderan, ein französisches Rührdrama, welches Theodor Hell uns geschenkt hat. Es zeichnet sich jedoch wenigstens vor den übrigen Kleinigkeiten durch einen Charakter, oder vielmehr durch das meisterhafte Spiel Devrient's in einer Charakterrolle aus, und das Publicum strömt hinzu, um einmal wieder zu weinen und sich, wenn es brav seinen Zoll, die Thränen, abgezahlt hat, an der poetisch gehandhabten Gerechtigkeit zu freuen.

Die Berliner erwarteten schon seit geraumer Zeit die Aufführung einer einheimischen Oper, d. h. wo Dichter — (schon hatte ich in der Feder, vergebe mir es der Dichter und der große Shakspeare; — „wo Textdreher und Componist“) wo also Dichter und Componist Stadtkinder oder wenigstens Landeskinder sind. Die Vereitelung der Aufführung der längst vollendeten Oper Dido, Text von Ludwig Rellstab, Musik von Bernhard Klein, soll in der Residenz unter den befreundeten und befeindeten Kreisen zu vielfachem Gerede Anlaß gegeben haben. Es wurde von ausländischen und inländischen Kabalen gesprochen. Mich interessiren selten dergleichen Scandale, am allerwenigsten aber, wenn sie der Vergangenheit angehören. Deshalb begnügte ich mich damit, zu erfahren, daß endlich, aller Hindernisse ungeachtet, die oft angekündigte, und eben so oft wieder reponirte Dido zum Geburtstage des Kronprinzen von Preußen gegeben würde, und wollte nun selbst mein Urtheil nach der Auf- und Ausführung fassen. Da ich aber, als Fremder mit den Einrichtungen der hiesigen Theatercasse unbekannt, nicht wußte, daß es, um Billets zu neuen, vielersehnten Stücken zu erlangen, entweder besonderer Connexionen bei dem Untertheaterpersonal, oder der attestirten Qualität als Fremder bedarf, sondern frisch weg mit dem Gelde in das Intendanturbureau schickte, so erhielt ich statt der Billets die Antwort, es seyen keine mehr vorhanden, — obgleich ich doch eine volle Woche vor der wirklichen Aufführung einkam. Als ich einem Freunde mein Unglück späterhin klagte, lachte er mich aus, mit der Versicherung, daß, wenn ich nicht statt acht Tage nur eine halbe Stunde vor der Aufführung mich beworben hätte, ich noch Plätze nach Belieben würde erhalten haben, denn es sey hier die Sitte, bei Stücken, wo man auf starken Zuspruch rechnet, im Voraus eine gehörige Partie Billets für — die Connexionen bei Seite zu legen. Wenn dann weder die Connexionen noch die Mehrbietenden die zurückgelegten einlösen wollen, und die Zurücklegenden die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, werden diese Billets an der Casse kurz vor Aufzug

Digitized by Google

des Vorhangs verkauft. So kommt es denn, daß zuweilen die besten Plätze unbesetzt sind, während die Zuschauer auf den schlechtern eng zusammengepreßt sitzen. — Als die Dido zum zweiten Male gegeben wurde, hatte ich Geschäfte und kann daher nur vom Hörensagen sprechen. Aber das Hörensagen bietet allein schon Stoff zum Lustspiel, denn nie habe ich verschiednere sich so total widersprechende Urtheile über einen und denselben Gegenstand vernommen. Daß Einer ein Drama unter aller Kritik findet, die Kritik des Andern es aber ein Ideal der Vollendung nennt, ist nichts Ungewöhnliches bei der Subjectivität unserer neuesten Kritik, daß aber sich geradezu widersprechende Eigenschaften, wie schwarz und weiß zusammen gefunden werden sollen, ist seltener. So viel scheint aus der Sprachverwirrung der Urtheile hervorzugehn, daß die Akademiker, d. h. die Mitglieder der Akademie, die Vertreter des alten Glaubens, die unwandelbar fest an Händel, Gluck und Mozart unter dem Commandostab des ehrenfesten Zelter halten, die Classicität und Regelrechtigkeit der neuen Oper vertheidigen, ihr Dauer und Ansehn versprechen, und nur einzelne Mängel — welche der theatralischen Unerfahrenheit des Componisten und dem Dichter zugeschrieben werden — anerkennen wollen. — Die einzeln stehenden musikalischen Genies dagegen meinen im Durchschnitt, die Oper sey nur Mittelgut, durchaus langweilig, und habe nur einzelne schöne Partien, welche indessen unter der Masse verloren gingen. Ein scherzhafter Umstand wird erzählt. In der Vossischen Zeitung stand, wie man sagt, von einem bekannten Gelegenheitsdichter, welcher auch zugleich mit der Redaction der Zeitung etwas zu schaffen hat, ein Preisgedicht auf die Milder als Dido, ohne viel Bedeutung und ohne Schluß. In dem nächsten Blatte derselben Zeitung wird der Schluß nachgeliefert, und beide Rücken zusammen geben ein Sonnett! — Die Zeitung bemerkt, durch Zufall sey der Schluß im ersten Blatte weggeblieben, das Gerücht meldet anders. Das Gedicht lautet am Schlusse ungefähr so: Wenn Aeneas dich, Milder-Dido hätte verlassen können, wußten wir nicht, wie ihn Virgil den Frommen nennen gekonnt. Dem Censor soll dieser Gedanke und der pius Aeneas ein Anstoß gewesen seyn und er deshalb das Sonnett durch Wegschneidung der Terzinen haben verbessern wollen.

Eine andere Verbesserung nicht besserer Art zeigte uns neulich die Aufführung des Dr. Karl Töpfer'schen Dramas: Hermann und Dorothea. Ein geschätzter Aesthetiker sagte mir: Ein treffliches Stück! Wenn meine Jungen so weit sind, den Unterschied zwischen einem Drama und einem Epos zu begreifen, schicke ich sie hinein, und hoffe, sie lernen ihn von selbst, ohne daß ich ihnen erst zu dociren brauche. Ich erwiderte, daß alsdann das Drama bei ihnen in einen großen Mißcredit kommen werde. — Desto mehr — sagte er — werden sie Göthe's treffliches Epos verehren lernen, und — was die Liebe zum Drama betrifft, die kommt von selbst. Haben Sie nicht auf das Publicum geachtet, wie es die ihm dargebotene Waare gierig verschlang, wie der Applaus von Gallerie und Logen kam, wie die Thränentücher herausgerissen wurden, und wie Herr Dr. Karl Töpfer sich stolz in die Brust greifen und das schöne Lob geben wird: „Du hast doch dem alten, zu seiner Zeit recht werthvollen Göthe wieder auf die Beine geholfen! Freilich mußtest du viel von deinem Eigenen zuthun, um das verrostete Ding interessant zu machen, mußtest viel streichen, umändern, indessen man thut es schon gern, wenn nur das Publicum das eigene Verdienst erkennt."

Wirklich, muß ich Ihnen bekennen, hat das berliner Publicum das gedachte Schauspieler-Fabrikwerk mit einer Wärme aufgenommen, welche mich eher vermuthen ließ, in einer Winkelstadt Süddeutschlands, als in der Residenz Berlin zu seyn. Noch will ich hoffen, daß nur das ausgezeichnete Spiel aller Künstler während der beiden ersten Aufführungen und das Blendwerk, welches von Göthe's Namen ausging, den Beifall erregt hat, und der wahre Werth mit der dritten und vierten Vorstellung an's Tageslicht kommen werde.

Aufzuzählen alle Fehler des Dramas, welche um so größer sind, weil sie eines unserer schönsten Gedichte, — wenigstens dessen Namen, — herabwürdigen, würde mich die Zeit gereuen. Unter allen Einsichtsvollen bedarf es keiner Frage mehr, daß es auch für den wahren Dichtergeist und den gewandten Dramatiker eine verfehlte Aufgabe seyn würde, das Göthe'sche Epos zum Drama umzuwandeln. Weder Handlung, Spannung, noch Entwickelung findet sich in dem ganzen anziehenden Gedicht, dessen richtige Haltung und freundliche Plastik dafür jeden gebildeten Mann anspricht. Was soll also dramatisirt werden? Nur die Begebenheiten und die Charaktere. Jene sind so einfach, daß nur ein Göthe daran solchen Zauber und solches Interesse knüpfen konnte, und auch die Charaktere sind zu wenig pikant für das Drama.

Herr Töpfer, als ein in der Schauspielroutine erprobter Mann, sah sehr wohl ein, daß er Effect hineinschieben müsse, um das Gedicht dramatisch zu machen, und er hat den Thräneneffect mit großem Glücke gewählt. Die plastische Ruhe und Anschaulichkeit ist entwichen, statt der behaglichen Charaktere sind Kotzebue'sche polternde Väter, schwatzende und weinende Mütterchen, declamirende Renomisten und Rectoren, statt treuherziger Söhne und christlich milder Pfarrer hineingekommen. Für die tiefere Bedeutung, welche überall im Göthe'schen Gedichte sich ausspricht, finden wir oberflächliche Witze u. dergl. Was ist denn nun aber vom Göthe'schen Gedichte geblieben? werden Sie fragen. Die Namen, antworte ich. Wollen Sie mehr von dem beklatschten Drama erfahren, muß ich Sie ersuchen, sich an einen berliner Correspondenten zu wenden.

Aber das Stück hat in der That einen großen Vorzug. Durch welche Künste es der Verfasser bewirkt hat, weiß ich nicht, wohl aber, daß die Schauspieler Herr und Madame Wolff, Herr Devrient, Lemm, Mad. Stich, und bei der zweiten Aufführung auch Herr Beschort unübertrefflich spielten. Ist es aber nicht unverzeihlich, daß Herr Wolff seine Kräfte in diesem Gelegenheitsstücke verschwendet, und den Hamlet von unbedeutenden Kunstjüngern geben läßt? — Nur bei so ausgezeichneten Künstlern kann das Stück sich halten. Die Direction fühlte wohl die Schwäche desselben, als sie zu seiner Folie der zweiten Aufführung desselben, die der kindlichen Liebe von Kurländer voraufgehn ließ. Ist es sonst möglich, daß ein so abgedroschenes Drama in Berlin aufgeführt werde?

Außerhalb der Kunst ist hier jetzt eine sehr frohe Stimmung. Die Verlobung des Kronprinzen mit der baierschen Prinzessin erfüllt Jedermann mit reiner Freude, und jeden Unbefangenen entzückt die Gerechtigkeitsliebe, welche der König in der neusten Cabinetsordre in Betreff des Mordattentats gegen den Schauspieler Stich so glänzend bekundet hat.

## Aus Italien.

Für Engländer eine Neuigkeit! Der letzterschienene Guida für Venedig ist nur auf vier Tage berechnet; nach dem vorletzten brauchte man noch acht Tage, um eine flüchtige Uebersicht zu gewinnen. Der Verf., Antonio Quadri, versteht unsre Zeit. Vier Tage gewonnen, erspart ein Bedeutendes an der Zeche, und um soviel Tage früher schwitzt das Tagebuch in der Presse.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 271.

25. November 1823.

## Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg *).

Wer kennt nicht den braven Nettelbeck? Hier ist er selbst, der fünf und achtzigjährige Greis, der kühne Segler, der brave Bürger, der edle Mensch mit allen seinen Fehlern, Uebereilungen, Aufwallungen, aber auch mit seiner Kraft und Geistesgegenwart, mit seinem Muthe und mit seiner Beharrlichkeit, mit seinem Bürgersinn und mit seiner Vaterlandsliebe. Ein toller Knabe, ein Waghals büßt er schwer für wilde Jugendstreiche; aber die Gefahr erzieht ihn zu einem Manne, wie es wenige seines Gleichen geben mag. Ein achtzigjähriges Leben unter solchen Mühseligkeiten zu Wasser und zu Lande grenzt an's Wunderbare; aber er erzählt es selbst, einfach, kunstlos, mit der Geradheit eines derben Seemannes, mit der glücklichen Laune eines an Kopf und Herz gesunden, geistvollen Jünglings, und mit der furchtlosen Unbefangenheit eines Greises, der am Rande des Grabes steht und die Welt schon hinter sich erblickt.

Die zwei ersten Bände enthalten das Jugendleben und die Seefahrten. Der brave Seecapitain Nettelbeck (geb. zu Colberg d. 20. Sept. 1738, wo sein Vater Brauer und Branntweinbrenner war), hat sich viel versucht, den Tod mehr als einmal vor Augen gehabt und in den verschiedensten Lagen des Lebens die seltensten Abenteuer, wenn auch nicht allemal klug, doch immer muthig und edel bestanden. Er ist Göthe's Schiffer:

> „Seht, er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern."

Er ist gescheitert; aber seine Götter — Herz, Geist, Kraft, Muth für Recht und Wahrheit — sind ihm geblieben. Das Seeleben ist eine wunderbare Welt. Man lernt sie aus diesem Buche von allen Seiten kennen. Der Erzähler hat das Einförmige der oft wiederkehrenden Erscheinungen vermieden und nur das berichtet, was jedesmal neu war. Man schwimmt mit dem wackern Nettelbeck nach Guinea und Westindien; man sieht ihn mit Holländern, Engländern, Portugiesen, Russen, Franzosen, Hamburgern und seinen eigenen Landsleuten in den vielfachsten, oft sehr komischen Verwickelungen; aber auch mit Negern und Sclaven muß er verhandeln. Welche Contraste drängen sich in diesem Leben zusammen! Man vergleiche z. B. die Fahrt nach Riga I, S. 150, mit der nach Surinam II, 80. Die Beschreibung des Wachsfiguren-Cabinets in Lissabon, in welchem König Friedrich, und vor ihm der Müller Arnold auf den Knien, von den Portugiesen angestaunt wurden, II, 164 fgg., mit der Fahrt in der „Nußschale," I, 218 fgg., oder die mit der Schilderung des holländischen Gouverneurs zu St. George de la Mina in Africa, II. 20.; ferner die Schilderung der Furcht der lissaboner Hafenpolizei vor Edamer Käsen, II, 205, mit den Scenen, wie Capit. Nettelbeck einem holländischen Schiffslieutenant (II, 181.), und einem englischen Seecapitain (259) Vernunft beibringt, u. ähnl. mehr. Dabei fehlt es nicht an guten Beobachtungen und interessanten Nachrichten. Die Steinblöcke der alten, im Wasser versunkenen Wineta an der pommerschen Küste werden, II, 117 fgg., beschrieben. Von der Besetzung des spanischen Forts Axim auf der Küste von Guinea, auf Befehl des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, bis zu dessen Verkauf an die Holländer im J. 1718, wird, II, 15, einiges minder Bekannte erzählt.

Die Beispiele von Geistesgegenwart und von der außerordentlichen Anstrengung, womit sich Nettelbeck mehr als Ein Mal aus augenscheinlicher Lebensgefahr errettete, machen das Buch sehr lehrreich, besonders für Knaben, die lernen sollen, was Männermuth und Geisteskraft im thätigen Leben bedeuten. Wir machen die Leser nur auf zwei solche Fälle aufmerksam, wie der unerschrockene Capitain sein rebellisches und betrunkenes Schiffsvolk zur Ordnung bringt, II, 156 fgg. u. 218 fgg.; und wie er in Colberg das Feuer hoch oben im Thurme, wo der Blitz eingeschlagen hatte, durch seine Entschlossenheit und angestrengte Thätigkeit löscht, II, 126 fgg. Ueberall, wenn es galt, zu helfen, fand er Mittel, und legte selbst mit Hand an, z. B. bei dem

*) Der vollständige Titel ist: Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. Drei Bändchen, mit dem Bildnisse des Verf. und einem Plan der Gegend um Colberg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1823. 3 Thlr.

Brande in Königsberg, I, 171 fgg. Oft brachte ihn sein rasches Zugreifen in Verlegenheit, daher sein Abenteuer mit dem brennenden Holländer, I, 181, und mehr als ein Proceß, die er jedoch, bis auf den, mit dem lissaboner Seegericht (II, 275.), und mit dem alten Schiffer zu Enkhuizen, II, 193 fgg., als ein kluger Mann, der das Recht auf seiner Seite hatte, nach Vernunft und Billigkeit gewann. Dies alles erzählt der muntere Nettelbeck mit vieler Laune, so daß der grämlichste Leser durch das Buch erheitert werden muß. Uebrigens leben so viele Augenzeugen der mit aller treuherzigen Offenheit erzählten Begebenheiten, daß man an der Wahrhaftigkeit nicht zweifeln kann.

Für jeden Preußen ist besonders der dritte Theil merkwürdig, welcher das Leben des wackern Bürgervorstehers Nettelbeck in Colberg enthält. Dieser Theil leidet keinen Auszug. Man lese selbst die Geschichte der Belagerung von Colberg im J. 1807, und die Erzählung von Nettelbeck's Verbindung mit Schill, Loucadou, Wisseling und Gneisenau, um sich in jene Zeit hineinzudenken, die auf die damalige Geschichte des preußischen Staats überhaupt ein helles Licht wirft. Ein komischer Auftritt mit dem excentrischen Heinrich von Bülow wird S. 97 erzählt. Auch jetzt ward Nettelbeck durch seinen Feuereifer manchmal zu weit geführt, und er kam in gerichtliche Händel; aber er zog sich durch gerade und feste Darstellung des Wahren wie ein unerschrockener Biedermann heraus. Sein König, die Königin, seine Mitbürger ließen ihm Gerechtigkeit wiederfahren.

Mit der Offenheit des Geistes, die Nettelbeck's durch das Feuer der Erfahrung geläuterten und zu Stahl gehärteten Naturcharakter bezeichnet, verbindet er die ehrlichste Bescheidenheit des Herzens. „Es bedurfte," sagt der Vorredner, Herr Superint. Haken, S. VI zum dritten Bdchn., „in der That so großer und wiederholter Aufmunterungen, als seine edlen Freunde an ihn ergehen ließen, um die bescheidne Scheu zu besiegen, die ihn abgeneigt machte, über Lebensverhältnisse, deren parteiloseste Darlegung vielleicht nicht verhindern konnte, zur Lobrede auf ihn selbst zu werden, sich öffentlich auszusprechen. Wie er jedoch zu allen Zeiten über seine Person und die politische Celebrität, die ihm, zu seinem eignen Erstaunen, zu Theil geworden, gedacht, wird durch nichts so deutlich belegt, als durch nachfolgende Stelle an den Mann, gegen welchen er wohl um so weniger heuchelte, je unbegrenzter er denselben achtete und verehrte. Der Hr. Oberst von Gneisenau hatte ihm von Königsberg unterm 28. Sept. 1807 geschrieben: — — „Die ganze Welt fragt mich, ob das Alles wahr sey, was von Ihnen gedruckt stehe; und Sie können wohl denken, wie sehr ich dies bestätige." Nettelbeck antwortete hierauf: „Ew. H. Zuschrift hat mich vor Freuden so gerührt, daß das Blut in meinen Adern auf's Neue in Bewegung gekommen ist. Bei Gott, nicht um der Lobeserhebungen willen, womit Ew. H. mich beehren, — wohl aber, weil ich ersehe, wie unser guter König eine weise und heilsame Stütze an Ew. H. hat, und wie gnädig Sie meiner annoch eingedenk sind. Möchte man doch bald aufhören, über mich in Schriften zu glossiren! Denn, was habe ich gethan? — Blos, was ich Gott, meinem guten König und meinem Vaterlande, so wie hier Ew. H. heilsamen Befehlen schuldig gewesen bin. Ich schäme mich bereits vor Auswärtigen, und noch mehr vor Einheimischen, und oftmals denke ich: Mein Gott, wenn ich todt wäre! und möchte mich gerne vor mir selbst verkriechen."

Nettelbeck war in seinen häuslichen Verhältnissen erst spät ein glücklicher Ehegatte und Vater. „Ich nahm mir das Herz," sagt er S. 213, „S. Maj. um die Uebernahme der Pathenstelle bei meinem Kinde zu ersuchen. Des Königs Gnade bewilligte mir nicht nur diese Bitte, sondern erlaubte dem Täufling auch, in einer theuern Erinnerung den Namen Louise zu führen." — Der wackere Mann ist, nach aller Thätigkeit, bei steter Aufopferung für das Wohl Anderer nicht reich. Ein mäßiger königl. Gnadengehalt sichert den Greis vor Nahrungssorgen. Vielleicht vermittelt der Absatz seines Buchs ein kleines Capital zum Brautschatz für sein geliebtes Kind.

„Jetzt," schrieb der Herausgeber im April 1823, „ist Nettelbeck's Geist, mit 85 Jahren belastet, noch immer frisch und kräftig wie in seiner glücklichsten Blüthe; wenn gleich sein Körper, sichtbarer als je, unter dem Gewicht so vieler Jahre zusammenzusinken droht." — Sein letzter Lieblingsgedanke war: „Wann will und wird bei uns der ernstliche Wille erwachen, den afrikanischen Raubstaaten ihr schändliches Gewerbe zu legen, damit dem friedsamen Schiffer, der die südeuropäischen Meere unter Angst und Schrecken befährt, keine Sclavenfesseln mehr drohen?"

„Wenn ich das noch," so schließt diese merkwürdige Autobiographie, „heute oder morgen verkündigen höre: dann will ich mit Freuden mein lebenssattes Haupt zur Ruhe niederlegen!"

Der Verf. hat sein Buch: „Meinem Könige, Friedrich Wilhelm dem Männlichen," ehrfurchtsvoll zugeeignet. Wir schließen unsre Anzeige mit der durchaus gegründeten Bemerkung des würdigen Herausgebers Haken (des Verfassers der grauen Mappe, der Amaranthen und einiger historischen Schriften) über den Gehalt dieser Selbstbiographie. „An Originalität, Lebendigkeit, Abwechselung und körniger Kraft, neben der höchsten Einfachheit, dürfte in unsrer Sprache kaum etwas Aehnliches vorhanden seyn, als diese Lebensbeschreibung, etwa die des Schweizers J. Plater ausgenommen. Es ist überall die Darstellung des pommerschen biedern, aber welterfahrnen und weltklugen Bürgersmannes, welcher, die kleinen Künste des Vortrags nicht kennend oder verschmähend, nur dem Drange der Mittheilung folgt; der froh und behaglich in die Vergangenheit, die ihm ein frisches Gestern dünkt, zurückschaut, sich an seinen Kindesspielen, seinen jugendlichen Abenteuern, seinen Mannes-Thaten sonnt und erwärmt, und, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, uns so den Schlüssel dazu gibt, wie er der tüchtige Kern-

Digitized by Google

mensch geworden, den wir in ihm zu lieben und zu achten uns gedrungen fühlen." 22.

---

## Die deutschen Universitäten.

**Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens in unserer Zeit, oder der Bund für das Höchste im Menschenleben rc.**

(Beschluß aus Nr. 270.)

Wenn man aber von dem Individuellen der Theoretiker spricht, so wird ein reifer und tüchtiger Theoretiker auch der brauchbarste Praktiker in allen Zweigen der Geschäfte seyn; soviel ist jedoch nicht zu läugnen, daß er auch in der Praxis seine Lehrjahre aushalten muß, und daß nur die Ausübung einer jeden Theorie die echte Lebendigkeit geben kann. Die Klage darüber, daß zwischen Theorie und Praxis eine Kluft befestigt ist, welche sie beinahe ganz auseinander getrennt hält, trifft nun fast ausschließlich die praktische Philosophie, und die mit derselben so nahe verwandte Staats- und Rechtswissenschaft. In den andern Fächern wird die Verbindung der Theorie und Praxis durch die Natur der Sache nothwendig, nur hier trennen sich beide, man kann wohl sagen mit gegenseitiger Anfeindung, und man kann wohl in vielen Beziehungen beinahe sagen, mit gegenseitiger Verachtung. Dies geschieht schon in der positiven Jurisprudenz, noch vielmehr aber alsdann, wenn Fragen zur Sprache kommen, welche nicht aus gegebenen Gesetzen, sondern nur aus allgemeinern Gründen zu entscheiden sind. Je nachtheiliger aber gerade hier die feindselige Haltung der Theorie und Praxis gegeneinander wirkt, desto wünschenswerther wäre ihre Verbindung und Aussöhnung, welche nur dadurch zu bewirken wäre, daß die Universitätsgelehrten so weit, als es ihr Lehrberuf verträgt, mit in die Geschäfte des Staats gezogen werden. Dies würde aus dem Geschäftsbetriebe eben so sehr die blos mechanische Behandlung verbannen, als der Theorie die Lücken und Mängel bemerklich machen, an denen sie leidet; es würde das gegenseitige vornehme Herabsehen auf einander in das Gefühl auflösen, daß man sich gegenseitig bedürfe und ergänze. Es würde den Unterricht mehr auf das hinführen, was im wirklichen Leben brauchbar und nothwendig ist.

Gerade in unserer Zeit kommt sehr vieles zusammen, was die Universitäten mehr, als ehedem der Fall war, isolirt. Die Regierungsverfassung ist vollständiger ausgebildet worden, und vornehmlich sind die Justizorganisationen so fortgeschritten, daß der Zeitpunkt beinahe abzusehen ist, wo die Juristenfacultäten nur höchst selten als Spruchcollegien mehr werden gebraucht werden. Desto nothwendiger wird es, für Ersatz zu sorgen, welcher durch Verbindungen zwischen den Rechtsschulen und höhern Gerichten hier und da schon geleistet ist, und in andern Staaten leicht zu großem Vortheil für beide Theile geleistet werden könnte. Es scheint auch, daß man sich immer von der Zweckmäßigkeit solcher Verbindungen überzeuge, welche auch für andere Zweige des gelehrten Unterrichts nicht ohne Nutzen seyn würden. Man hat den meisten Universitäten einen Antheil an der landständischen Repräsentation eingeräumt, und er gebührt ihnen in der That vor allen andern.

Diese allgemeine Betrachtung mußte vorausgehen, ehe sich von dem besondern Gegenstande des vorliegenden Buchs sprechen läßt, welcher zwar nur die Verhältnisse der Studirenden betrifft, aber doch nur, in Verbindung mit dem Ganzen des Universitätswesens, richtig aufgefaßt werden kann. Auf dem Geiste der Studirenden in unserer Zeit haftet nun überhaupt der Vorwurf, daß er ganz vorzüglich von dem revolutionairen Hange unserer Tage ergriffen worden sey. Man sieht in der That, und dies ist denn allerdings eine zweite, jetzt vielmehr als sonst, hervortretende Ursache des Mistrauens, daß überall, wo sich gefährliche Bewegungen in einem Volke zeigen, die Mehrzahl der Studirenden einem lebhaften Antheil nimmt. So hatten sie in Neapel ein eigenes Corps gebildet, welches selbst dem Parlamente imponirte und sehr viel dazu beitrug, alle gütliche Ausgleichungen und gemäßigte Maßregeln zu hindern. Was in Turin geschah, welchen lebhaften Geist der Opposition fast alle französische Universitäten bei jeder Gelegenheit verrathen, ist ja bekannt genug. Man hält sich zu dem Schlusse berechtigt, und die Praxis in ihrer feindseligen Stellung gegen die Theorie ergreift ihn begierig, daß diese Neuerungssucht, dieser Geist der Opposition doch nirgends anders ihre Quelle haben könne, als theils überhaupt in der Theorie an sich, theils und besonders in dem übeln Willen und den irrigen Ansichten gegenwärtiger Lehrer.

Allein dennoch ist ein solcher Schluß nichts weniger als bündig. Es ist nicht das Studiren, sondern es ist die Jugend, aus welcher eine größere Empfänglichkeit für alles Neue, für die Ideale, und, wenn man will, für revolutionaire Tendenzen entspringt. Die Natur selbst hat die eine von den beiden Kräften, aus deren Wechselspiel das Leben der Völker besteht, in die Jugend gelegt. Wenn es dem ältern Theile der Zeitgenossen wohl ansteht, mehr auf das Erhalten und langsame Fortbilden des Bestehenden Bedacht zu nehmen, so ziemt es der Jugend, ihrem künftigen Wirken kein geringeres Ziel zu stecken als das Höchste, die vollendete Herrschaft des Rechts und der Wahrheit. Wenn jene Kraft der Trägheit und die vorwärts treibende in einem so richtigen Maße zu einander stehen, daß keine die andere aufhebt und zur allein wirkenden wird, so entsteht daraus ein gesundes Leben des Volkes, eine mittlere Richtung, welche vom Stillestehen (welches unmittelbar zum Verfall führt) und übereilten Vorschreiten gleichweit entfernt ist. Wir brauchen nicht erst auseinander zu setzen, warum dies so ist; schon die jugendliche Unbekanntschaft mit den Schwierigkeiten, welche sich der Einführung des Idealen in die Wirklichkeit entgegensetzen, beflügelt den Lauf; der jugendliche Sinn ist noch nicht durch die Sorgen und

Mühen des Lebens ermüdet; wer in der Jugend nicht für Träume der höhern Vollkommenheit schwärmen kann, mit dem mag ich im Alter nicht zu thun haben. Kein Wunder also, daß sich die Jugend mit Allem verbindet, was ein Annähern zum Bessern zu seyn scheint; daß sie glaubt, uns ältern Zeitgenossen fehle nicht minder der gute Wille als die Kraft, die Thore des neuen Jerusalem, welches in ihrem Geiste schon fertig da steht, zu eröffnen; daß sie im raschen Eifer auch Gewalt nicht verschmäht, sich und die Welt in den Besitz dieser Herrlichkeit zu setzen. Wer darüber mit ihr zürnt, der zürne mit der Natur, welche zwischen Jugend und Alter die Rollen so und nicht anders vertheilt hat. Es sind nicht die Universitäten, es ist das jugendliche Alter, was diese Wirkungen hervorbringt.

Irgend ein Streben aus den Gesetzen der Natur erklären und es in dieser Hinsicht entschuldigen, heißt aber noch lange nicht, dasselbe für so nothwendig oder rechtmäßig erklären, daß man gar keine Mittel anwenden dürfe, um es in Schranken zu halten. Es gibt eine Menge Dinge, welche man vielleicht nie ausrotten wird, ohne daß man doch je einen Augenblick nachlassen darf, sie zu bekämpfen. Daher wird man es nie dulden können, wenn sich im jugendlich-akademischen Leben Verirrungen vom nächsten und wichtigsten Zwecke, Ueberschreitungen des Rechts und der Gesetze finden, gesetzt auch, daß man die Ueberzeugung hegte, diese Irrthümer würden auch durch die schärfsten Mittel nicht zu vertilgen seyn und kaum, mit Mühe verbannt, sofort unter einer wenig veränderten Gestalt zurückkehren.

Und hier gelangen wir denn zu dem speciellen Gegenstande des vorliegenden Buchs, der näheren Beleuchtung jener Verbindungen, welche auf den deutschen Universitäten seit längerer Zeit schon bestanden und durch ihre politisch-revolutionaire Tendenz die Aufmerksamkeit der Regierungen so sehr auf sich gezogen, manche strenge Maßregel herbeigeführt, manchem jungen Manne bereits große Ursachen zur Reue gegeben, aber doch, wie es scheint, bis jetzt allen Bemühungen zu ihrer gänzlichen Ausrottung widerstanden haben. Um die Fragen zu beantworten, ob die jetzigen Verbindungen unter den Studirenden von einer so gefährlichen Art sind, daß man auch nach Ablauf der bekannten fünf Jahre noch außerordentliche Mittel dagegen anzuwenden Ursache hat? und welche Mittel dagegen mit Hoffnung des Erfolgs angewendet werden können? müssen wir die Natur dieser Verbindungen etwas genauer untersuchen. Denn, wie es so oft geht, es wird auch hier so Verschiedenartiges durcheinander gemischt, es gibt der Sprünge und Trugschlüsse von dem Einen auf etwas ganz Anderes so viele, daß ohne genaue Sichtung ein neues Resultat nicht möglich ist.

Zuvörderst muß man daher Alles bei Seite legen, was mit dem akademischen Leben nur in einer zufälligen Verbindung steht, namentlich alle Vermuthungen über geheime revolutionaire Bünderei, welche auch außer den Universitäten bemerkt worden ist. Hierüber läßt sich nur in gerichtlichen Formen etwas Bestimmtes sagen: wer nie Mitglied dieser Bünde gewesen ist, kann ihr Daseyn weder bestreiten, noch behaupten. Mit bloßen Vermuthungen der Uneingeweihten ist eben so wenig ausgemacht, als mit dem Läugnen der Eingeweihten. Wer Trotz der mannichfaltigen Zeichen, durch welche sich das Daseyn solcher politischen Verbrüderungen verrathen hat, Trotz der Geständnisse, die auch von ehemaligen Mitverbündeten öffentlich abgelegt worden sind, dennoch die ganze Sache für Märchen oder gar für boshafte Erdichtung hält, mit dem ist eben so wenig zu rechten, als mit dem, welcher nun überall nichts als Verschworne sieht, und ein jedes freimüthige Wort für Recht, Wahrheit und allgemeines Wohl für das Zeichen der Mitgliedschaft hält. Untersuchungen sind genug angestellt worden; die Central-Commission zu Mainz hat bereits das nahe Ende ihrer Nachforschungen und wichtige Resultate derselben angekündigt. Sie wird sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie ein volles Licht über alles dieses Unwesen verbreitet; und ein doppeltes, wenn sie Alles, was auf bloßen Vermuthungen beruht, strenge von dem wirklich Erwiesenen unterscheidet; ein dreifaches, wenn sie das einst gegebene Versprechen, der ganzen Sache volle Publicität zu geben, in Erfüllung bringt.

Aus eben dem Grunde müssen wir es hier ganz auf sich beruhen lassen, ob die Verbindungen unter den Studirenden mit andern politischen Verbindungen in Zusammenhang gestanden haben oder nicht, und von welcher Art jenes Verhältniß gewesen ist, wenn es Statt gefunden hat. Es ließe sich wohl vermuthen, daß, wenn einmal politische Vereine sich durch Deutschland verbreitet haben, sie ihr Augenmerk ganz vorzüglich auf die Pflanzschulen der künftigen Beamten und Lehrer des Volkes richten mußten. Sie werden also in einem solchen Falle bemüht gewesen seyn, die Verbindungen anderer Art, welche sie auf den Universitäten vorfanden, nach ihren Zwecken umzubilden, neue zu stiften, und es könnte sehr wohl seyn, daß dieser Zusammenhang der Mehrzahl unter den Mitgliedern der akademischen Verbindungen gar nicht einmal bekannt geworden, sondern das Geheimniß engerer Vereine geblieben wäre, welche sich die Leitung der Orden, Landsmannschaften und Burschenschaft mit geringer Mühe verschaffen konnten. Aber, wie gesagt, auch dieses lassen wir dahin gestellt seyn, weil wir doch nur von Wahrscheinlichkeiten sprechen könnten, welchen leicht wieder andere Behauptungen entgegengestellt werden können, und dergleichen factische Umstände mit literarischen Gründen nicht auf's Reine gebracht werden können.

Dagegen wenden wir uns nun zu der Beleuchtung der akademischen Verbindungen an und für sich selbst, und auf dem rein akademischen Standpunkte, so wie dieselben in den beiden Schriften von Herbst und Haupt dargestellt werden, und glauben daß ein freimüthiges gerades Wort über diese Angelegenheiten gerade hier am rechten Orte und zur rechten Zeit gesprochen seyn dürfte. 61.

(Ein zweiter Artikel wird bald folgen.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 272.

26. November 1823.

## Ueber Friedrichs von Raumer Geschichte der Hohenstaufen.

### Zweiter Artikel.

(Den ersten Artikel siehe in Nr. [illegible].)

Wir haben uns im vorigen Aufsatze bemüht, zuerst gleichsam die Außenwerke des Ganzen in Augenschein zu nehmen; und, wie wir diesem Buche eine etwas größere Umständlichkeit allerdings schuldig zu seyn glauben, wenden uns nun zu der Eintheilung und dem einzelnen Inhalte desselben. (Erfreulich war uns, um dies nebenbei zu bemerken, die für ein solches Werk so bedeutende Zahl von 1021 pränumerirten Exemplaren, unter deren nunmehrigen Inhabern über 50 Personen kaiserlichen, königlichen, durchlauchtigen und hochfürstlichen Stammes vorkommen. Uebrigens vermissen wir manche Universitäts-Bibliotheken als Abnehmer, und finden dagegen beschämend für jene sogar die Bibliothek des königl. baier. 1. Kürassierregiments in München und mehrerer preußischen Regimenter und Bataillons aufgeführt.)

Schon im Voraus war Ref. begierig, wie sich der Verf. die große Masse des Stoffes würde getheilt, und die Disposition des ganzen Werkes getroffen haben; nicht minder auch, in wieweit die Anführung der Quellen Statt gefunden haben würde. Von letzterem, als dem Punkte, der uns zur Zeit noch nicht befriedigen konnte, zuerst. Nichts in der Welt ist bekanntlich leichter als viel citiren; nichts schwerer als richtig und zweckmäßig citiren. Der Verf. hat nur bei wichtigen Dingen und mit wirklich überraschender Belesenheit citirt, aber nur kurz und wo es höchste Noth war, oder wo er selbst Ansichten Anderer folgte oder entgegentrat. (An einem andern Orte vielleicht weisen wir dem Hrn. Verf. einige nicht zutreffende oder schlecht abgedruckte Citate nach.) Alles dies verdient volle Anerkennung. Nur der Historiker vom Fache kann nicht damit einverstanden seyn, daß das Verzeichniß der zu diesem Werke benutzten Quellen (nebst einigen nähern — allerdings nothwendigen — Erläuterungen) erst einem der folgenden Bände beigefügt werden soll. Dieses Verzeichniß hätte entweder vorangehen, oder als eine große Beilage gleich dem ersten Bande beigegeben werden müssen, um dem kritischen Leser gleich eine Uebersicht des Benutzten und des Neuen zu geben; man müßte denn annehmen, daß das Werk nach löblicher französischer Weise gleich in allen Bänden auf einmal an's Licht zu treten bestimmt gewesen wäre. Doch Ref. läßt auch dieses fallen und denkt an das ubi plurima nitent und den Balken im Evangelio.

Was sodann die andern Punkte, die Vertheilung der Masse und die Disposition anbetrifft, ist unter vielen möglichen, folgender Weg eingeschlagen worden. Das ganze Werk zerfällt (Herodot's neun Büchern oder Musen ähnlich), zufolge der Vorrede, S. IX, in neun Bücher, deren jedes wieder 5—10 Hauptstücke hat. Das erste Buch enthält außer einer Einleitung (Uebersicht der allgemeinen Verhältnisse des südlichen Europa von der Theilung des römischen Reiches bis zum Beginne der Kreuzzüge S. 1—37) die Geschichte des ersten Kreuzzugs, bis auf den Tod Gottfrieds von Bouillon; das zweite die Geschichte der letzten Regierungsjahre Heinrichs IV., die Geschichte Heinrichs V., Lothars und Konrads III.; das dritte der christlichen Staaten des Morgenlandes vom Tode Gottfrieds von Bouillon bis zu dem Ende des zweiten Kreuzzuges; das vierte die Geschichte Kaiser Friedrichs I.; das fünfte die Geschichte des Morgenlandes vom Ende des zweiten Kreuzzugs bis zu dem Tode Saladins; das sechste die Geschichte Heinrichs VI., Philipps und Ottos IV., der Einnahme von Konstantinopel, der Albigenser u. s. w. bis auf Kaiser Friedrich II.; das siebente die Geschichte Kaiser Friedrichs II.; das achte die Geschichte Konrads IV. und Konradins; das neunte Beiträge zu den Alterthümern dieser Zeiten. Auch hier enthalten wir uns der oben bemerkten Bitte gemäß aller Bemerkung über diese Anordnung bis zur Ansicht des vollendeten Werkes, und bemerken nur noch, daß die drei ersten Bücher den Inhalt des ersten, die zwei folgenden aber den Inhalt des zweiten bis jetzt erschienenen Bandes ausmachen.

Im lebendig-raschen Gange führt die Einleitung von der Völkerwanderung zum Ostgothen- und Frankenreiche, zum Muhamedanismus, der (etwas dunkel) im Verhältniß zum Christenthume ein verwerflicher Rückschritt genannt wird, zu dem Großmeister (majordomus) Karl dem Streithammer und seinen Enkel Karl den Großen, von dem mit Recht bemerkt wird,

Digitized by Google

daß die Dunkelheit der Umgebungen den Glanz seines Ruhmes erhöht, zur Theilung von Verdun und den traurigen 100 Jahren bis zur Erhebung Heinrichs I. Eine solche Zeit der Verwirrung und Unordnung mußte das Recht der Selbsthülfe, als das unveräußerlichste Recht freier Männer und dieses in seiner Uebertreibung das Faustrecht erzeugen. „Und doch (fährt der Verf. so überraschend als wahr fort) diente all das Unglück vielleicht dazu, ein noch größeres abzuhalten. Oder dürfte es nicht verderblicher gewesen seyn, wenn eine Reihe gewaltiger Weltkaiser auf Karl gefolgt wäre? wenn die Geschichte der Völker in die der Hauptstadt und des Hofes verwandelt, jede eigenthümliche Bahn für immer zerstört und durch eine vorzeitige Reife alle echte Bildung unmöglich gemacht wäre?"

Unter den Ottonen wird zuerst des Lehnwesens und der Hierarchie gedacht, und die Trennung der geistlichen Macht von der weltlichen aus einigen Aussprüchen des neuen Testaments und der althebräischen Einrichtungen hergeleitet (sollten dies die einzigen Gründe gewesen seyn?) und Gregors hierarchische Plane wirklich darum so großartig dastehen, „weil die weltliche Macht schon Unzähliges an der Kirche und ihren Gliedern verdorben hatte, so daß es das verdienstlichste Werk erscheinen mußte, die Kirche aus diesen Fesseln zu lösen, welche auch nur in der Gewalt ihren Ursprung hatten und von denen das Evangelium nichts vorschrieb?" Wie leicht ließe sich, wenn es auf eine Disputation ankäme, die Sache umdrehen und nach den Vorschriften des Evangeliums in Beziehung der nachherigen hierarchischen Grundsätze, fragen. Doch pax nobiscum! So ist nach Schilderung von Heinrichs Kampf gegen die Hierarchie und einem Blicke auf die Griechen und Normannen der Anlauf gewonnen und die Scene eröffnet. —

Die folgenden sechs Hauptstücke des ersten Buches schildern nun die Entstehung und die Schicksale der ersten Kreuzzüge bis Gottfrieds von Bouillon Tod. S. 37—231. Der Hr. Verf. rechtfertigt sich (unsers Bedünkens ohne Noth, da selbst gute Werke neue Untersuchungen nie ausschließen und unnöthig machen) schon in der Vorrede gegen den zu fürchtenden Vorwurf, es sey eine anmaßliche Thorheit, die Kreuzzüge nach Wilken noch einmal schreiben zu wollen, damit, daß er bemerkt, wie er ohne von Wilken's beginnender Arbeit etwas zu wissen, schon 1807 eine Erzählung der Eroberung Jerusalems durch Saladin an Johannes Müller gesendet habe, und überhaupt seine Arbeit völlig selbständig sey. Doch habe Wilken (dem Ref. von ganzem Herzen baldige und völlige Herstellung wünscht) mit seltner Freundschaft seine Handschrift noch durchgesehen. — Umsonst suchte endlich der Papst Meister dieser durch ihn beförderten Bewegung zu bleiben; die einmal in's Leben getretene Idee ließ sich nun nicht mehr maschinenmäßig gängeln und leiten (und dies im Jahre 1095 so wenig als im gleichen Lande 1789!). Passend drückt sich darüber der Verf. S. 52 in einem Gleichniß aus, wie er überhaupt in seinem gediegenen und lebendigen Style vergleichende Rede-Formen nicht verschmäht *). „So erscheinen mächtige Gewässer, durch künstliche Dämme eingeengt, ohne Leben und Bewegung; wenn aber Kühnheit oder Unverstand auch nur geringen Abfluß eröffnet, dann theilt sich rastlos wachsend die Bewegung mit, ungeahnete Kräfte reißen den Damm darnieder bis auf den tiefsten Grund, und es breiten sich die Fluthen so lange ohne Schranken aus, als die Kraft, welche in ihnen selbst wohnet, nicht ganz verschwindet. Zwei Jahrhunderte dauerte diese Bewegung, dann neigte sich Alles zum Gleichgewicht; zwei Jahrhunderte bestand hierauf Europa ohne ähnliche Erscheinung, da ward Amerika ein Ableiter aller überschießenden Kräfte." Der Verf. hat dabei theils orientalische, theils griechische und abendländische Quellen benutzt, dabei neuere Reisebeschreibungen verglichen und auch die trefflichen Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge nicht unbenutzt gelassen, deren uns längst bekannter Verf. Hr. Generallieutenant von Funck in Wurzen, Verfasser der oft Hegewisch zugeschriebenen Geschichte Kaiser Friedrichs II., in diesem Werke II, 342 unsers Wissens zum ersten Mal (ob mit seinem Willen?) öffentlich genannt wird **).

Das zweite Buch (S. 235—410) faßt jetzt die deutschen Angelegenheiten wieder auf, und führt sie vom Jahre 1093 bis 1147, von der Empörung König Konrads gegen seinen Vater Heinrich IV. bis zu König Konrads III. Kreuzzug. Hier werden zuerst die unglücklichen Schicksale Heinrichs IV. beschrieben, der selbst aus der Erde wegen des Bannfluchs wieder ausgegraben wurde (obgleich dies von Andern vielleicht mit Recht in Zweifel gezogen worden ist), und dann der verdrießliche Investiturstreit zwischen Heinrich V. und Calixt und seinen Vorgängern. Erst S. 291 im dritten Hauptstücke beginnen die eigentlichen Origines Stauficae, mit einer Beschreibung ihrer ursprünglichen Wohnsitze, wie Friedrich von Büren, um die Mitte des elften Jahrhunderts, aus seinem Dorfe Büren hinaufzog auf den hohen Staufen, der schon in erster Generation einen Herzog Schwabens, dann in zweiter einen König und in dritter einen Kaiser heruntersteigen sah. Darin und in den großen Männern dieses Stammes,

*) Da wir hier des Styls gedenken, bemerken wir nur noch eine, vielleicht Andern gar nicht auffallende und doch von uns hinweggewünschte, Kleinigkeit, nämlich die subjectiven Formeln: wie wir sahen, sind wir, u. s. w., die, so selten sie vorkommen, doch um so mehr stören, je leichter sie zu vermeiden wären. Ein historisches Werk soll die Geschichte, nicht den Verf. sprechen lassen. Bei den Alten war dies aus andern Gründen ein Anderes. Uns aber war es bei einem andern Werke eben so, als wenn man bei einem Marionettentheater die leitende Hand oben oder unten hervorgucken sieht.

**) In der Vorrede zu dem eben erscheinenden 3. Theile dieses trefflichen Werks nennt sich Hr. Generallieutenant von Funck selbst als Verfasser. D. Red.

Digitized by Google

nicht in großer Verwandtschaft und uralter Herkunft, liegt dieses Hauses Adel, während das erlauchte Haus der Welfen gewiß von Karl des Großen, vielleicht aber schon von Attila's Zeit sich datirt bis auf Georg IV. von England. Von dem Augenblicke an, als Heinrich IV. den wackern Mann Friedrich von Büren nach Regensburg entbot (1079) und ihn zu seinem Tochtermann und Herzog Schwabens machte, entspann sich jene wahrhaft welthistorische Fehde zwischen den Hohenstaufen und Welfen, in Deutschland 150 Jahre dauernd, in Italien noch zwei Jahrhunderte länger, daß man endlich die ersten Urheber und Anlässe nicht mehr kannte und mit Fabeln ersetzte. Wir dürfen zum Ruhme des Verfs. nicht verschweigen, daß er die Klippe der Parteilichkeit für sein erkorenes Geschlecht auf Kosten der Welfen meist glücklich umsteuert hat, und daß ihn keine blinde Vorliebe für die Hohenstaufen leitet, die sich gerade bei dem unbesorgtesten Hineinarbeiten in den Gegenstand am Leichtesten einschleicht. Selbst Heinrich dem Löwen wird die historische Gerechtigkeit nicht versagt, nur treten die Welfen nach Plan und Anlage des Werks billig etwas in den Hintergrund. Es gab ja keine Origines Guelficae den erlauchten Nachkommen dieses Hauses zu dediciren!

Unstreitig gewinnt die Geschichte seit der Wahl des an sich schwachen Lothar's von Sachsen zum Könige Deutschlands (viertes Hauptstück des zweiten Buches) ungemein am Reize, weil von da an die Hohenstaufen, die sich selbst auf die Krone Rechnung machten, nun als offene Gegner des Königs auftreten, der nur in den Welfen einen Halt- und Stützpunkt fand. Lothar war auch als Kaiser der Mann nicht, der seiner Zeit mächtig gebieten konnte, und wie ihm noch als Knaben, an König Heinrichs IV. Hofe, wegen seiner Weichlichkeit seine Mutter ein schön geschmücktes, aber nur mit einer hölzernen Klinge versehenes Schwert als zurechtweisendes Sinnbild übersandte, so will es uns doch vorkommen, als habe er sein ganzes Leben hindurch nur mit der hölzernen Klinge zugeschlagen. Aber so einen Herrn brauchten die päpstlichen Gesandten, als es der Wahl eines neuen Königs galt; und sie berechneten gar schlau, daß mit einem bekannten Freunde der Geistlichkeit sich weit mehr anfangen lasse, als mit den kräftigen Hohenstaufischen Brüdern, Konrad und Friedrich, die im Sinne der fränkischen Kaiser regiert hätten, und von denen letztern ein Sprichwort sagt: „Wenn Herzog Friedrich reite, so habe er immer an seines Pferdes Schweif eine Burg.“ Lothar's Flehen, ihn mit der Krone zu verschonen, wird, S. 328, nur für einen Kunstgriff gehalten. So sehr auch Lothar von manchen Welfisch-gesinnten Geschichtschreibern gelobt werden mag, so war gewiß, daß er nie „ein königlicher König“ war und wurde. Opferte er doch gleich in den ersten Jahren, was im wormser Concordat und nach dem 50jährigen Investiturstreit zur Noth noch behauptet oder gerettet worden war. Auch wurde eine Stärkung der schon genug geschwächten königlichen Macht dadurch versäumt, daß der neue König bewilligte, alle eingezogenen Lehen sollten nicht in den Besitz des Königs, sondern des Reiches fallen, d. h. von Neuem wieder ausgeliehen werden. Als er nun aber von den Hohenstaufen manche Besitzungen als ehemaliges Reichsgut zurück verlangte und auf ihre Weigerung in vollen Krieg mit ihnen kam, ja sich zur Unzeit noch in Händel mit Böhmen verwickelte, suchte er seine Macht durch eine Verbindung mit dem mächtigen Herzog Heinrich dem Stolzen oder Großmüthigen von Baiern zu verstärken, dem er seine Tochter und die Verwaltung des Herzogthums Sachsen gab. Diese Uebertragung zweier Herzogthümer, keinesweges beispiellos, mußte (wenn auch jetzt höchst vortheilhaft) in dem Augenblicke für Deutschlands König gerade so hochgefährlich werden, als dieser Doppelherzog seine Politik gegen den König selbst wendete, wie dies in der Folge geschah. Obgleich die Noth den Schritt zu gebieten schien, lag doch in ihm der ganze Wendepunkt des Welfisch-Hohenstaufischen Antagonismus. Mußten sich endlich die Hohenstaufen unterwerfen, so unterwarf sich doch nicht ihre Politik, und Lothars Tod gab ihren ehrgeizigen Entwürfen neuen Spielraum. Doch ehe der neue Bruch geschildert wird, schaltet der Verf. im fünften Hauptstück die Geschichte der Dänen, Slaven und Normannen ein, die bald von entscheidender Wichtigkeit für Deutschland werden. Als nun aber nach Lothar's Tode nicht sein mächtiger Schwiegersohn Heinrich, Herzog von Sachsen und Baiern und Inhaber der Reichsinsignien, sondern Herzog Konrad von Franken, einer der Hohenstaufischen Brüder, auf eine Weise, deren Unrechtmäßigkeit hätte strenger hervorgehoben und getadelt werden können, gewählt wurde, mußte nach dem Geiste, welcher die Parteien belebte, der innere Krieg unvermeidlich seyn. Wie diese Fehde geführt wurde, Heinrich endlich unterlag, lese man selbst nach. Ref. bemerkt nur, daß die Quellenschriftsteller unparteiisch angezogen werden, Welfische so gut wie Hohenstaufische. Auch die neuern Werke sind nicht übersehen. C. W. Böttiger's Heinrich der Löwe (Hannover 1819) ist häufig citirt und wird unter den neuern Werken über Heinrich den Löwen bei weitem das gründlichste und am besten geschriebene genannt; doch scheint es nach dem Citat, S. 397, als würde er mit zu denen gerechnet, welche an der Wahrheit der weinsberger Weibertreue drehen und deuteln wollten, während er doch, weit davon entfernt, nur diejenigen aufführt, welche das Factum bezweifeln. — Aus großer Verlegenheit über die Ansprüche Heinrichs des Löwen auf Baiern und seine deßhalb gemachten Forderungen wurde Konrad III. endlich durch den Kreuzzug von 1147 und später durch seinen Tod gerissen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Französisches Urtheil über Quentin Durward.

Da der Inhalt des letzten W. Scott'schen Romans die französische Geschichte betrifft, so haben die Franzosen in der Beurtheilung dieses neuen Geistesproductes eine in Erwägung

zu ziehende Stimme. Ein gutes pariser Blatt, die Tablettes universelles, bemerkt am Ende einer ausführlichen Beurtheilung desselben Folgendes: „Man durfte nicht erwarten, daß Sir W. Scott unsre Geschichte mit eben den lebhaften Farben schildern würde, die er in seinen National-Romanen aus dem ihm vertrauten Stoffe der Sitten, Ueberlieferungen und Gebräuche gezogen hat. Wenn auch einige aus der Natur im Allgemeinen geschöpfte Auftritte, z. B. die Empörung der Lütticher bei der Ankunft des jungen Schotten, die Einnahme des Schlosses Schönwald, die Ermordung des Bischofs von Lüttich, das dramatische Talent des Werks. in seinem völligen Glanze entwickelt, wenn er auch mitten unter seinen schottischen Landsleuten den leichten Gang seines Pinsels wieder annimmt, so ist er andernseits unter den Franzosen genirt; er gibt Acht auf sich selbst, hält zurück, erzählt oft mehr, als er schildert, und setzt an die Stelle des lebhaften Schauspiels der Natur die Resultate seines Nachdenkens. Man sieht, daß er sich scheut, sich auf einen ihm wenig bekannten Boden zu wagen, und alles Witzige, was er den handelnden Personen reichlich mittheilt, ersetzt in unsern Augen nicht zur Genüge die eben so witzige und lebhaftere Naivität, die wir gewohnt sind, an den Personen aus jener Epoche anzutreffen. Ludwig XI. erscheint selbst etwas zu studirt, zu gelehrt angelegt. Die Hinterlist hatte bei ihm gleichsam etwas Natürlicheres, die Betrügerei floß mehr aus dem augenblicklichen Bedürfnisse oder Willen. Ein gegenwärtiger Gegenstand beherrschte seine Neigung mehr; und sey's, daß eine lebhafte Einbildungskraft ihn zu außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln oder zu leichtsinnigen Versprechen verleitete, so diente ihm seine Geschicklichkeit öfterer, als es in dem Romane der Fall ist, dazu, seine Unvorsichtigkeiten wieder gut zu machen. Es gibt einen andern mislichen Umstand, den ein Schriftsteller schwerlich vermeidet, wenn er sich beständig in derselben Gattung übt und wenn ihm keine Ueberlieferungen Züge zur individuellen Physiognomie seiner Personen geben. Gewisse, seinem Geiste eingeprägte Modelle stellen sich beständig unter seine Feder ein, ohne daß die allgemeine Wahrheit, die er ihnen gibt, ihm erlaubt, zu bemerken, was sie in der besondern Anwendung Falsches haben. Jedoch hätte schon die bloße Wahrscheinlichkeit W. Scott verhindern sollen, den Syndikus Pavillon, das Oberhaupt der empörten Lütticher, unter so lächerlichen Zügen darzustellen. Nach so langen Fehden mit ihren Herzögen konnten die lüttcher Magistratspersonen beim Kriegführen so verlegen und fremd nicht aussehen. Das schwerfällige Ansehen eines heutigen in den Krieg ziehenden Stadtoberhauptes konnte nicht dasjenige damaliger Magistratspersonen seyn. Da sie bei dem immerwährenden Kampfe der Unabhängigkeit gegen jede Art von Unterdrückung stets an der Spitze standen, so besaßen sie gewiß mehr Geistesfestigkeit, mehr Kühnheit in der Ausführung; sie trugen das Haupt höher und gingen mit sicherm Fuße mitten in einer Empörung oder einem Sturme, als es Sir W. Scott vorausgesetzt hat. Mit den orleaner Bürgern, und ihrem Maire an der Spitze, griff Johanne von Arc die Engländer an. Eustache de St. Pierre war ein bloßer Bürger; eben so jener Alain Blanchard, der sich vom Tode nicht loskaufen wollte, sondern sagte: „Ich habe nichts; wäre ich aber reich, so wollte ich keinen Thaler geben, um einen Engländer zu verhindern, sich zu entehren.“ Diese Classe hat in der Geschichte fast alle Beispiele des Nationalwiderstandes gegeben, und sie kann auf Hochachtung größere Ansprüche machen, als dadurch, daß sie ein regelmäßiges Familienleben führt und richtig ihre Wechsel zahlt.“ 14.

## Potier und Brunet.

Die beiden ersten Komiker in Paris, vielleicht in ganz Europa sind jetzt Brunet und Potier. Beide haben keine Aehnlichkeit mit einander, und gerade darum prangen sie im vollen Glanze, wenn sie zusammen auftreten. Man wird dann gewahr, wie sie Nebenbuhler sind. In dem Augenblicke, wo der Eine spricht und handelt scheint ihm allein aller Beifall werden zu müssen. Es ist, als wäre nur Einer vorhanden. Allein kaum schweigt er, kaum kommt nun der Andere daran, so scheint nun wieder dieser — allein bemerkt werden zu können. „Ich bin,“ sagt ein Engländer im Octoberheft des Monthly magazine, „kürzlich wochenlang in's Théâtre des Variétés gegangen, blos um diese beiden Komiker zu sehn und bin, ohne ganz mit der Sprache vertraut zu seyn, immer von ihrem Spiel entzückt worden. Sie traten in einem Stücke auf, das erbärmlicher war als je eines. Sah man sie aber, so vergaß man allen Unsinn. Man hätte dann glauben sollen, ihre Rolle sey ganz besonders ausgearbeitet und von Meisterhand hineingeschoben worden. Hat der Dichter gehörig selbst vorgearbeitet, so ist, was sie dann aus dem Charakter schaffen, natürlich noch trefflicher.“ Potier scheint das Publicum noch mehr für sich zu haben als Brunet. Indessen verdient dieser, als der erste Künstler in seinem Fache, darum bezeichnet zu werden, weil er die Natur auf's Getreueste aufzufassen versteht und jede Uebertreibung ihm fremd ist. Er ist sehr klein, von Ansehn und Stimme jugendlich, aber schon ziemlich bei Jahren. In den Jocrisse-Rollen, wo er einfältige, geradezu die Wahrheit sprechende, ungebildete, alberne Bediente macht — der Gegensatz der Frontins auf der französischen Bühne —, in den gutmüthigen, geduldigen Ehemännern kommt ihm dies Beides vortrefflich zu Statten. Solche Rollen sind sein Triumph. Indessen nicht weniger glänzt er, wenn er in einem Charakter der Art auftritt, der in demselben ganz entgegengesetzten Situationen verwickelt wird; z. B. in Jocrisse als Räuberhauptmann. Hier kommt er als einfältiger Bauerbursche durch den Wald. Die Räuber halten ihn für den neuen ihnen versprochenen Hauptmann. Er mag wollen oder nicht, sagen was er will, er muß sich in seine Würde fügen, die ihm nun tausend Gelegenheit darbietet, seine Kunst zu entfalten. Naivität, höchste Einfalt der Natur, Anspruchslosigkeit in Stimme, Blick, Geberde, nirgends Grimace, nirgends kreischender Ton, kurz Darstellung, wie sie noch kein Komiker vor ihm wagte, wie sie nur das Leben ringsumher darbietet und durch die Situationen, in der er sie verwalten läßt, wirksam werden kann, sind das, was ihm den Preis vor jedem Mitbewerber sichert. Potier ist noch jung, hoch aufgeschossen, mager. Nichts zeigt bei ihm nur entfernterweise das Talent an, das er besitzt. Doch man sieht, man hört ihn und — sieht nur ihn, hört nur auf ihn. Alles scheint nun das drolligste Ansehn zu gewinnen. Mag das, was er zu thun, zu sagen hat, noch so fade, so albern, so langweilig scheinen und seyn, er weiß ihm eine das Zwergfell erschütternde Seite abzugewinnen, ohne daß dabei an Caricatur in der Geberde, an unnatürlichen Gebrauch der Stimme zu denken wäre. Das, wie er alles hinreißt, kann Niemand beschreiben; daß er unwiderstehlich ist, gibt aber Jedermann zu. Wo der reinste Unsinn zu Tage gefördert wird, weiß er am besten Sinn hineinzubringen. „Er ist ein Farcenmacher!“ sagen die pariser Kritiker im Stillen, aber nicht laut, denn sie selbst sind die ersten, die seinem unbegreiflichen Talent neben dem von Brunet, huldigen!

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 273.

27. November 1823.

**William Shakspeare's Troilus und Cressida; übersetzt von Beauregard Pandin. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1824.**

Dieses Drama, von dem wir bisher nur die Eschenburg'sche Uebersetzung besessen haben, erscheint hier zum ersten Male in einer metrischen Nachbildung, die uns das interessante, räthselhafte Stück, welches von einigen Auslegern als eine Komödie, von andern als eine Tragödie aufgeführt worden ist, näher bringt und zu einigen Bemerkungen über die Geschichte und den Charakter desselben auffordert.

Das Stück ist im Jahre 1609 zuerst einzeln in Quarto gedruckt worden, mit einer launigen Vorrede, worin es sich als ein Schauspiel ankündigt, das noch nicht von der Bühne abgenutzt, noch nie von den Händen des Publicums abgeklatscht sey. Dennoch sey es voll wahrer komischer Kraft, lebendigem Witze und wohlschmeckendem Salze, das witzigste von den witzigen Stücken des witzigsten Autors. Es herrscht in dieser Vorrede ein so unbefangener Humor, daß es nicht unwahrscheinlich ist, Shakspeare selbst habe in der Maske eines fremden Herausgebers sich so weidlich herausgestrichen. Ritson meint, ein Kyd oder Marlowe dieser Zeit hätten den Prolog geschrieben und das Stück selbst interpolirt, als bezahlte Veränderer und Verbesserer desselben. Diese Vermuthung ist jedoch durchaus unbegründet, und wir können vielmehr den Druck von Troilus und Cressida für sehr rein und echt halten, da er von einer Copie des noch nicht zur Aufführung gebrachten Stücks herrührt, mag diese Copie nun mit oder ohne des Autors Wissen und Willen bekannt gemacht worden seyn. Dryden, der dieses Stück am Aergsten misverstanden hat, so arg, daß er, der poetischen Gerechtigkeit wegen, in seiner Umarbeitung desselben die Cressida sich selbst erstechen, und den Diomedes von Troilus, diesen von Achill getödtet werden läßt, glaubt in demselben eine Jugendarbeit des Dichters gefunden zu haben, welcher Annahme schon die Vorrede des ersten Drucks genugsam widerspricht, mehr aber noch der Charakter des Stücks selbst, die durchgehende ironische Weltansicht und die nicht ohne eigene Resignation mögliche Darstellung der Liebe in ihrer Alltagstracht.

Die Quelle, aus welcher Shakspeare den Stoff dieses Dramas gezogen hat, ist die aus den Fabeln des sogenannten Dictys Cretensis und Dares Phrygius zusammengeschriebene und mit eigenem mittelalterlich ritterlichen Apparat ausgeputzte Geschichte des trojanischen Krieges von dem Sicilianer Guido dalle Collonne, einem Schriftsteller aus dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Von diesem beliebten und vielverbreiteten lateinischen Buche, das zuerst im Jahre 1477 zu Köln gedruckt wurde, hatten auch die Engländer schon vor Shakspeare's Zeit populaire Nachbildungen, namentlich das auf Befehl Heinrichs V. von Lydgate zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts verfaßte Gedicht: The Boke of Troye oder The Troye Boke, gedruckt 1513; und auch Chaucer hat die Geschichte des Troilus und der Cressida aus derselben Quelle zu einem Gedicht verarbeitet. Vielleicht gab dieses Gedicht dem Shakspeare die nächste Veranlassung zu seinem Drama. Jedoch hatte er auch schon einige dialogisirte Vorläufer desselben in den Stücken der *Stationers'-Company*, deren Titel Steevens mitgetheilt hat.

Shakspeare stellte nun den trojanischen Krieg so dar, wie diese Ilias des Mittelalters ihn überlieferte, nicht eigentlich als eine Parodie der homerischen Erzählung, wenn gleich diese ihm vielleicht bekannt war, wie Mrs. Lenox zu beweisen versucht hat, sondern in dem Tone der ironischen Laune, zu welchem eine so abenteuerliche, buntscheckige Zwittergeburt einen geistreichen Mann, der mit ihr zu schaffen hat, auffordern muß. Die reine Naturkraft der alten Heroen ist in dem romantischen Lichte, welches über sie ergossen ist, hausbackene Roheit geworden, und die nackte Sinnlichkeit der antiken Liebe tritt hier als freche H.... auf. Wie wenig Ernst es aber unserm Dichter mit der Darstellung des trojanischen Krieges ist, wird besonders dadurch klar, daß er diese große heroische Handlung als eine Einfassung und Umkleidung für eine gemeine mit Kuppelei verschwisterte Liebesgeschichte macht, die er auch nicht einmal der Mühe werth achtet, zu Ende geführt zu werden. Ein alter Kuppler beginnt das Stück

und schließt es, und dazwischen haben wir Achill's Zorn, Ajax Kampf mit Hektor, Patroklus und Hektor's Tod. Auf diese Weise kehrt Shakspeare die dramatische Regel um; die Episode, zu der sich eine Liebesgeschichte zwischen einem trojanischen Prinzen und einer Prophetentochter in einer Staatsaction des trojanischen Krieges wohl gebrauchen läßt, wird hier die Hauptaction, und die Staatsaction dient zur Füllung der Scene. Welche köstliche Ironie liegt nicht schon in dieser Anlage des Stücks!

Was die Ausführung betrifft, so stimmt Referent der alten Vorrede des Stücks bei. Die unermüdliche Laune des großen Dichters treibt von Anfang bis zu Ende ein so freies, behagliches und muthwilliges Spiel mit seinem Stoffe, seinen Helden und seinen Zuschauern, schwankt so unbefangen zwischen Ernst und Scherz hin, ist so weise und witzig in den verschiedenartigsten Masken der Narrheit und Einfalt, daß man keins von seinen Stücken in dieser Hinsicht mit Troilus und Cressida vergleichen kann. Es ist so voll salziger Würze, daß es, wie der alte Vorredner sagt, wie Venus aus dem Schooße des salzigen Meeres empor gestiegen zu seyn scheint.

Eschenburg, der ein Trauerspiel in diesem Stücke gewittert hat, und daher der tragischen Verbesserung von Dryden große Lobsprüche spendet, mußte, dieser seiner Ansicht nach, den charakteristischen Ton des Originals in seiner Uebersetzung großentheils verfehlen. Wir sind also dem neuen Uebersetzer um so mehr Dank schuldig und können seine Arbeit in Hinsicht auf das Wiedergeben des charakteristischen Tons, als erste deutsche Uebersetzung von Troilus und Cressida bezeichnen. Minder löblich ist die metrische Form derselben zu nennen, und eine feine Feile würde fast auf jeder Seite eine oder die andre Härte und Steifheit im Versbau zu tilgen finden, so wie auch der deutschen Sprache hier und da zu Gunsten der Freiheit und Leichtigkeit nachzuhelfen seyn möchte.

Die Bemerkungen des Uebersetzers über den Charakter seines Drama's bezeugen, wie glücklich er denselben verstanden hat, und dieses Verständniß bedingt die Treue seiner Nachbildung. Seine Ansichten stimmen mit den unsrigen, oben angedeuteten, überein, und verdienen beherzigt zu werden.

„Freilich," sagt er, „hat in diesem Drama gar Vieles ein sehr ernsthaftes, zum Theil sogar feierliches Ansehn. Daß es aber dem Dichter mit diesem Ernste nicht Ernst war, daß er dieses Ernsthafte durch sich selbst lächerlich machen wollte, und seine Dichtung komischer, und zwar ironischer Art ist, muß Jedem einleuchten, der das Stück in seinem ganzen Gange aufmerksam verfolgt. Aus dem Gewebe politischer Klugheit, das der listige Ulysses anzuzetteln wußte, ergibt sich nichts, und eben so wenig fruchten alle die weisen Reden. Ulysses bewirkt mit seiner Verschlagenheit eben so wenig, als der vornehme Agamemnon mit seinen erhabenen Betrachtungen, und der vielerfahrne Nestor mit seinen goldnen Weisheitssprüchen. Was der Umstand, daß Hektor auf den Patroklus trifft, und ihn erschlägt, bringt den Achilles in die Waffen, und nun erschlägt er den Hektor, nicht in ehrenvollem, gleichem Kampfe, sondern, was sehr bedeutend ist, in der Wuth der Leidenschaft, die ihn zu einem viehisch rohen Mörder herabwürdigt, wie denn die gemeinste Leidenschaft so oft das Wichtigste entscheidet. Kurz die Absicht des Dichters war, die sogenannten Haupt- und Staatsactionen in ihrer Scheingröße darzustellen, und allen den hohen Häuptern und Diplomaten, die sich einbilden, daß sie die Welt regieren, einen Spiegel vorzuhalten. Man könnte demnach dies Drama ein großes ironisches Lustspiel nennen."

„Was nun die Personen betrifft, welche dem Stücke den Namen geben, so zeigt gleich Anfangs Cressida einen zweideutigen Charakter, indem sie, ihrer Neigung zum Troilus erwähnend, sich zu den Grundsätzen der Koketterie bekennt, welche ihren Leichtsinn und ihre Treulosigkeit voraussehen lassen. Troilus meint es zwar nach allem Anschein sehr ernstlich mit seiner Liebe zu ihr, er ist jedoch in einen unverkennbaren Selbstbetrug verstrickt, den ihn sein jugendlicher Eigendünkel nicht ahnen läßt, so daß ihn die sehr anzügliche Frage des Ulysses, ob er auch wirklich alle die Qualen der Verzweiflung über Cressida's Falschheit empfinde, gar nicht irre macht, sondern nur zu neuen Betheuerungen veranlaßt. Er gefällt sich in seinen Liebesklagen und in den Drohungen, die er gegen seinen Nebenbuhler Diomed ausstößt; er bleibt aber immer nur beim Drohen. Daher kommt es denn, daß Troilus, so pathetisch er sich auch geberdet, doch keines Weges einen tragischen Eindruck macht, und so steht sein Liebeshandel mit dem ironischen Tone des Ganzen im besten Einklang."

Es liegt eben in der Absicht der ironischen Behandlung des Ganzen, uns vor jeder pathetischen Theilnahme für die Handlung und die Handelnden zu bewahren. Patroklus und Hektor's Tod wirken auf uns, wie das Umfallen von zwei Marionetten, und das Interesse, welches die beiden Liebenden in uns erregen, ist so leicht, daß wir uns über das Fallen des Vorhangs weder ärgern noch wundern, obgleich er das unentschiedene Schicksal beider, des Treuen und der Treulosen, verhüllt. Troilus geht Rache schnaubend ab, um den Tod im Kampfe mit den Feinden Trojas zu suchen; aber trotz diesem tragischen Vorsatze hat er doch noch Zeit, dem eben auftretenden Kuppler Pandarus ein Paar Schimpfwörter an den Hals zu werfen, und wir sind überzeugt, daß der rasende Liebhaber es so arg nicht treiben wird, wie er versprochen hat, und daher lachen wir hinterdrein mit dem alten geprellten Kuppler über ihn und die Welt. Nur eine Scene hat einen tiefern Charakter und spricht durch eine innige Naturwahrheit und warme Sinnlichkeit herzlicher an, als alle übrigen. Diese Scene ist aber nicht etwa tragisch: es ist das Gespräch zwischen Troilus und Cressida nach der ersten Liebesnacht, die zweite Scene des vierten Acts, aus welcher

eine so weiche und süße Liebesathmosphäre uns anweht, daß wir den Dichter von Romeo und Julia in ihr wiederzuerkennen meinen.

28.

---

## Ueber Friedrichs von Raumer Geschichte der Hohenstaufen.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Mit beiden beschäftiget sich nun das dritte Buch (des ersten Bandes S. 413—563), indem es zugleich die Geschichte des Morgenlandes, vom Tode Gottfrieds von Bouillon bis zu dem Falle Edessas und dem zweiten Hauptkreuzzuge nachholt. Der Verf. verbirgt nicht, auf wie schwachen Füßen das christliche Königreich (eigentlich die päpstliche Colonie) Jerusalem stand, und wie die Nachfolger Gottfrieds, trotz des Königstitels, nur mit geringen Ausnahmen nicht die Männer waren, die, im Conflict mit ihren eigenen Leidenschaften oder Schwächen, mit dem allmähligen Erkalten der frommen und tapfern Gesinnung der Pilger und mit immer mächtiger werdenden Gegnern (die bald die schwache Seite des Reiches herausfanden), siegreich hätten bestehen und das Erkämpfte dauernd hätten behaupten können. Darum ist es im Ganzen ein trauriges Bild nach einem kurzen Culminationspunkte, einen Staat allmählig wieder zusammenfallen oder, wie den Tod in Bürger's Leonore, Stück für Stück bis zum nackten, morschen Gerippe herab, verlieren zu sehen; und nur eines hält fast die Aufmerksamkeit gespannt, wie dies Reich, trotz dem, noch so lange Zeit brauchte, um endlich ganz zu verschwinden. Doch man weiß es ja, daß ein Staat lange sündigen kann, bis er sich zu Tode sündigt, und daß der Egoismus länger dauert, als religiöse Begeisterung. Denn dieser war es, welcher die Freistaaten Italiens, Venedig, Pisa und Genua, zur lebhaftesten Theilnahme an diesen Unternehmungen anfeuerte.

Vor Allem fehlte es an Einheit im Reiche. Zeitig hatten sich Nebenstaaten (Vasallengebiete) vom Königreiche abgesondert, und die meisten Inhaber überboten sich nur darin, wer sich am Weitesten ausbreiten und am Wenigsten zum Wohle des Ganzen beitragen könnte. Zogen sie doch nicht allein gegen einander zu Felde, sondern selbst mit Türken verstärkt gegen Christen, die gleichfalls eine saracenische Hülfsmacht hatten! Balduin, Gottfrieds Nachfolger, starb auf dem Zuge nach Aegypten 1118: „Mäßigt eure Trauer," waren seine letzten Worte, „und erinnert euch, daß nicht Eines Menschen Kraft und Einsicht die Ereignisse lenkt. Wenn ihr einmüthig für das Rechte wirkt, so werdet ihr im Glücke Freude haben, oder im Unglücke doch Beruhigung." Sonderbar kam er zu einem Denkmale. Seine Eingeweide wurden, unfern El Arisch, an einer Stelle beerdigt, die noch in weit späterer Zeit Balduins Salzwüste genannt wurde. Vorübergehende Moslemer haben nach des Ungläubigen Grabe Steine geworfen, und so ihm allmählig, wider ihren Willen, eine Art von Denkmal aufgehäuft. Ihm folgte bis 1131 Balduin II. Ein wichtiger Abschnitt ist der dritte dieses Buches, über die Einwohner Palästinas, die mohammedanischen und christlichen Secten, die Verfassung des Königreichs Jerusalem, die Tempelherren, die Assassinen. Der folgende Abschnitt führt dann den Fall Edessas, und der letzte den unglücklichen Kreuzzug von 1147 vor. — Eine erste Beilage behandelt die Anfänge der normannischen Herrschaft in Italien (S. 564—591), die dritte Stammtafeln der christlichen Herrscher in Syrien und Palästina, nebst einer genealogischen Stammtafel der Hohenstaufen, und die zweite die Legende von der heiligen Lanze zu Antiochien. Zwar Nebensache, betrachten wir diese Legende nach ihrer sinnigen Einfachheit und schönen Erzählung als eine Perle dieses ersten Bandes, und glauben aus dieser doppelten Rücksicht unsern Lesern, denen das Werk selbst nicht gleich zur Hand ist, auch zum Ersatz für manches Trocknere dieses Aufsatzes, ja als Aufforderung, mehr als dies im Werke selbst zu suchen, sie hier mittheilen zu müssen:

„Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg: die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen. — Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihm gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seiner Zelle und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr hilf, Herr hilf!" Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern: der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner andern Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „Ich bin Andreas der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach." Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heil. Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so helle wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig" und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nach-

Digitized by Google

weisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkündige dem Bischofe von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sey mit euch Allen." Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht, zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Mal kräht, am ersten Tage der großen Fasten, wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. (?) Jener sprach: „Petrus, schläfst du?" Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich schlafe nicht." „Hast du gethan, was ich dir befohlen?" fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet, denn ich bin arm und gering, Keiner wird meinen Worten glauben." Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligthums? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dir geheißen!" Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln; ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hülfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer und größere Noth entstand als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum dritten Mal dem Pilger und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!" Dieser aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weisern, einen Reichern, einen Edlern, ich bin unwürdig solcher Gnade." — „Der (antwortete der Heilige) ist würdig, welchen der Herr erwählet, thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche." — Ernst war des Apostels Blick, mild aber, und wie von himmlischem Lichte umflossen, das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat? zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe." Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen." Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Mahle an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!" Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand. — Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist."

(Ein dritter und letzter Artikel folgt.)

## Aus Italien.

Herr Filippo de Romanis hat dem edeln Canova eine Nänie gesungen, — In obitum Antonii Canovae, carmen. Romae, de Romanis, MDCCCXXIII — deren Erfindung nicht die glücklichste scheint. Voll des neuen Schmerzes geht der Dichter bei Nacht unter den Gräbern des Janiculus umher, wo seinem Kummer erlauchte Schatten begegnen. Dann steigt er herab zum Ufer des Tibers, tritt in den größten aller Tempel, hört die Löwen am Grabmale Rezzonico's brüllen, begegnet dem Schatten des Rafael, der ihn begrüßt und sich dann länger vernehmen läßt. Den Italienern schmeckt diese Erweckung der Leidtragenden nach dem Romantischen, doch soll sie sehr schön seyn.

Auch die Biografia Cremonese, ossia Dizionario storico delle famiglie e persone per qualsivoglia titolo memorabili e chiari spettanti alla città di Cremona dai tempi più remoti fino all' età nostra. Di Vincenzo Lancetti. Milano topografia di commercio. 4. hört auf mit dem ersten Hefte des dritten Bandes, der nur bis Camisani reicht. Mangel an Theilnahme zwingt die Unternehmer, ein Werk aufzugeben, das auch außerhalb Italiens alle Beachtung verdiente; denn selbst mit Zuziehung von Urkunden und Münzen sind die einzelnen Artikel gearbeitet. Ob Gr. Pompeo Litta sein Famiglie celebri Italiane bei solchen Aussichten wird durchbringen können, das bleibt billig zu bezweifeln, so lebhaft es auch jeder Freund von Italiens geschichtlichem und literarischem Ruhme wünschen muß.

In Florenz ist, bei Pezzati, Beccaria's bekanntes Werk über die Verbrechen und Strafen mit einer beigegebenen kritischen Untersuchung vom Advocaten Paolini auf's Neue erschienen, die manche Punkte genauer zu bestimmen, sich das Ansehen gibt. Aber die kurze, nur obenhinberührende Anzeige dieser Ausgabe in der Bibl. Ital. August d. J. — begründet die Ueberzeugung, daß Paolini seinem Unternehmen nicht gewachsen war.

41.

## Literarische Neuigkeiten.

Der berühmte Jouy in Paris (Verf. des Hermite de la Chaussé d'Antin, des Sylla u. a. Schriften) gibt jetzt eine vollständige Sammlung seiner Werke heraus, die aus 25 Bänden bestehen soll. —

Göthe's Aus meinem Leben erscheint jetzt in einer französischen Uebersetzung und man ist sehr darauf gespannt. Ein französischer Journalist sagt, daß man darin eine Galerie höchst geistreich gezeichneter Charaktere finden werde, ferner eine Menge Anekdoten über berühmte Schriftsteller, romantische Liebesabenteuer, eben so tiefe als wahre Bemerkungen über die literarische Revolution Deutschlands, über deutsche Sitten und Schriftsteller und über französische und englische Literatur, sehr merkwürdige Details über die Ereignisse, die Bezug auf den berühmten Roman Werther haben, und die wirklichen Helden dieses Werks, Bemerkungen über die Ursachen, die das *„genre romantique"* herbeigeführt haben und endlich ein Gemälde Italiens, des Charakters seiner Bewohner, seiner Künste und Denkmale. — Der Uebersetzer nennt sich Aubert de Vitry und hat dem Werke eine Einleitung und Notizen über die merkwürdigsten deutschen Schriftsteller hinzugefügt. Die Uebersetzung ist mit Göthe's Bildniß geziert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 274.

28. November 1823.

**Streckverse von Wolfgang Menzel. Heidelberg bei Winter, 1823.**

Wenn man sich durch die lange Vorrede dieses Buches durchgelesen, ist man in Versuchung, es wieder aus der Hand zu legen. Wirklich erfüllt sie den Zweck jeder Vorrede, zum Lesen einzuladen, schlecht. Diese Versicherungen, daß dem Verfasser neun Zehntheile des Publicums höchst gleichgültig seyen; diese Vorbeugungen, daß man seine Originalität verkennen, daß man ihn für einen Nachahmer des „ewig einzigen" Jean Paul halten möchte; diese Anmaßung, sich nicht nur Verächter, sondern ohne Weiteres auch Ueberschätzer zu prophezeihen; endlich diese, in der Bilderfabrik des eben genannten Meisters zu Dutzenden gedrechselten Gedanken und Witzworte — Alles das erregt kein günstiges Vorurtheil für den Verfasser und sein Buch. Rec. hat indessen dennoch fortgelesen, theils, weil aus dem Widerlichen, was dieser Eingang hat, zu sehr der Uebermuth der Jugend hervorblickt, der bei ihr zu allgemein ist, als daß man sogleich schlimme Folgerungen für das Ganze des Werks daraus ziehen dürfte; theils, weil sich mitten in diesem Schwulste Spuren von echtem Witz, von tiefer Empfindung, von großen und edlen Gedanken, kurz, echt poetische Elemente ihm zeigten, von denen er gern gesteht, daß sie ihm nach dem Uebrigen lüstern machten. Seine Erwartung ward nicht getäuscht; er hat einen Schatz von Geist, Witz und Gefühl in diesen Streckversen gefunden, die denselben, zumal als dem Product eines offenbar noch jungen Kopfes, einen ehrenvollen Platz in unsrer schönen Literatur anweisen. Dennoch muß uns der Verfasser vergönnen, daß wir mit ihm sowohl über das Ganze, als über manches Einzelne, manche falsche „Perle" in der großen Reihe von echten, mit ihm streiten. Zuerst über das Ganze. Streckverse nennt er sein Buch (und diesen Namen wenigstens hat er von Jean Paul geborgt), das heißt: poetische Aphorismen in Prosa; und in der Vorrede erklärt er sich dahin, daß er damit ein Dichter zu seyn, daß er zu singen meint, so gut als irgend einer, dessen Gedanken und Gefühle sich in Rhythmus und Reim bewegen. Diese Ansicht halten wir für durchaus irrig und bekämpfen sie, selbst wenn der Verfasser uns aus S. 130 den Streckvers (der übrigens allerliebst und dabei an und für sich wahr ist) zurufen sollte, „daß doch die schlechtesten Versifexe sich immer etwas höher dünken, als der beste Prosaist; wie der schlechteste Reiter mehr seyn will, als der beste Fußgänger." Der beste Fußgänger ist freilich ein weit erfreulicherer Anblick als ein schlechter Reiter, aber er soll darum nicht wähnen, daß er zu Rosse sitze. Das Roß der Poesie ist die Form. Wer dieses Roß gar nicht besitzt, ist kein Dichter, wer es nicht zu bändigen versteht, ist kein guter. Aus diesem Irrthum, der die Form für etwas Zufälliges und Aeußerliches an der Poesie hält, ist nicht nur manches falsche und hochmüthige Wort in der Vorrede, sondern auch die durchgängige Herabsetzung Göthe's gegen Jean Paul in den Streckversen selbst hervorgegangen. Jean Paul, und, wir setzen dies mit Ueberzeugung hinzu, Herr Menzel selbst in seinen Streckversen, ist überreich an Materialien zur Poesie; aber ein Materialist ist noch kein Chemiker; wie käme es sonst, daß Jean Paul, der in seiner Prosa so voll Geist und Gemüth ist, in dem einzigen Versuche, wo er diese Ingredienzien zu einem förmlichen Gedichte verarbeiten wollte, in seinem: „Namen nennen Dich nicht u. s. w." auf einmal matt und geistlos geworden ist? Ist denn die Form etwas so Leichtes und Schlechtes, wenn selbst einem so großen Geiste über ihrer Handhabung — der Geist verfliegt? Und glaubt der Verfasser nicht, daß der rechte Dichter unzählige Streckverse im Herzen und Kopfe herumträgt, bis Ein Lied, das werth ist gesungen zu werden, an's Tageslicht kommt? Noch eins! vielleicht fließt es aus dem Ebengesagten. Ein gutes Lied, eine feine Romanze, die wohlgegliederte Scene eines Drama können uns lange beschäftigen und weit verfolgen. Sie werden unsre Begleiter auf Spaziergängen, sie verkürzen die Stunden der Wanderung, sie gehen mit uns zu Bette und singen uns in den Schlaf, oder wehren ihn ab. Vermag das ein solcher Streckvers, vermögen es ihrer hunderte, sobald man sie als Poesie an sich, und nicht als Erweckungsmittel zur Poesie betrachtet? Ja, das Letztre sind sie; wer poetischen Sinn hat, der spinnt weiter daran fort und entwickelt das Element, das darin enthalten ist; besitzt einer Productionsgabe, so geräth er

in Versuchung, einen solchen poetischen Factor zu benutzen, ein Lied daraus zu bilden. Aber in seiner ursprünglichen Gestalt hält ein Streckvers gewiß nicht als Begleiter bei uns aus, seine Worte prägen sich uns nicht ein, sie umtönen uns nicht, sie drängen sich unserm Ohr nicht unwillkürlich, tröstend oder störend, auf. Dieser Zauber ist nur der Form, nur dem Rhythmus aufbehalten.

Soviel über das Ganze. Nun zum Einzelnen. Wir theilen die Streckverse des Hrn. Verfs. in drei Classen: in philosophische, in poetische (ohne damit unser Obiges aufzuheben), und in solche, die keines von beiden sind, und die wir schlechtweg verwerflich finden. Wir könnten sie auch der Materie nach in geschichtliche, politische, literarische u. s. w. eintheilen. Weil wir uns aber einmal auf den ästhetischen Standpunkt gestellt haben, so ziehen wir die erstre Eintheilung vor, wobei dann nicht erst zu bemerken ist, daß, in jeder Classe, was die Materie betrifft, die größte Mannichfaltigkeit herrscht.

Die philosophischen Streckverse des Verfs. sind diejenigen, in denen der Gedanke, die Betrachtung vorherrscht, eine neue Wahrheit ausgesprochen, eine alte tiefer erfaßt, oder durch ein treffendes Bild, eine witzige Vergleichung erläutert und beleuchtet wird. Diese philosophischen Aphorismen scheinen uns die besten und müssen es, nach unsrer oben entwickelten Ansicht seyn; denn, wenn das poetische Element in dem Verf. vorherrschend wäre, so wäre es (dies sind wir überzeugt) nicht bei Streckversen geblieben; er hätte sich zur Form durchgedrungen, und aus den circiter 1200 Streckversen wären vielleicht zwei Dutzend gute Gedichte geworden, die es wohl gar nicht verschmäht hätten, auf den Flügeln einer „der bunten Fliegen im deutschen Dreck," wie der Streckvers S. 143 unsre Almanache nennt, unter das Publicum hinauszuflattern. —

Wir heben von jener ersten Classe einige der besten und kürzesten aus:

„Die höchsten Ideen bleiben gleich groß, wie die Fixsterne, ob sie das bloße Auge des gemeinen Mannes, oder das Herschel'sche des Genies betrachtet."

„Christus war eine Quelle, Muhamed nur eine Cisterne."

„Es gibt unvollendete Genien, die aber, wie der kölner Dom, hoch ragen über die kleine fertige Welt unter sich."

„Der Dichter lieset Trauben von den Dornen."

„Das Römerreich war das Gebiß des alten Weltkopfs."

„Europa ist Stirn, Auge und Nase, der Sitz der Seele am alten Weltkopf."

(Die beiden letztern, tiefen und durch das treffliche Bild wunderbar beleuchteten Gedanken, stehen, der erste S. 23, der letzte S. 130, trotz ihrer nahen Verwandtschaft. Hat der Verfasser durch diese lyrische Unordnung, wie einige unsrer Aesthetiker sprechen, das Buch vollends zu Poesie stempeln wollen?)

„Geistreiche Gedanken dürfen nur mit wenigen Worten gegeben werden, wie Champagner-Wein nur in engen Gläsern."

„Der Kopf, der sehr frühe über sich klar wird hat wohl über nicht viel klar zu werden."

„Der Deutsche ist in seinem Enthusiasmus immer noch ein Kind, das Alles, was es sieht, gleich in den Mund stecken will."

„Unsre Friedensschlüsse sind nur die Regenbogen zwischen zwei Gewittern."

„Es ist ein schlimmes Zeichen unsrer Krankheit, daß die frische Jugend in Catonischem Ernst erstarrt, das verknöcherte Alter in weichlichem Mysticismus vergallert und zerfließt." —

Doch wir könnten noch lange abschreiben, wenn wir alles Treffliche aus dieser Classe geben wollten. Nur selten läuft ein unwahrer oder ungerechter Gedanke, und, was wir an einem Deutschen sehr hoch anschlagen, nirgends ein schiefes Bild mit unter. Unter den erstern Tadel begreifen wir folgende Streckverse:

„Klopstock ist ein Schlittschuhläufer, Blumen schneidend in's gefrorne Weltmeer der Poesie." (vgl. S. 37)

„Im vorigen Jahrhundert konnten die Gedanken der Deutschen durch ihre dicken Perücken nicht hindurch."

(Spräche der junge Sprößling des jungen neunzehnten Jahrhunderts noch vom siebzehnten Jahrhundert, so möchte es gelten! So aber — o Lessing, Kant, Tetens, Herder, Winckelmann u. s. w., hätten wir eure Gedanken, wie gern wollten wir in euern Perücken gehen!)

Ungerecht oder halbwahr ist fast Alles, was über Göthe gesagt wird: „Göthe macht oft seitenlang leere Worte (!), um darin einen einzigen kurzen Hauptgedanken recht hell hervorzuheben, und seine Schriften gleichen den Sälen der Alten, in deren Mauern, nach Aristoteles, leere Töpfe eingemauert wurden, den Schall zu erhöhen." (vergl. S. 34—36)

Wir wären versucht, diesem Streckvers einen andern über den Autor entgegenzustellen, den Hr. Menzel auf Kosten Göthe's vergöttert — wenn wir in Streckversen zu dichten verständen. Wir würden darin sagen, daß dessen Schriften mit Kirchen oder Theatern zu vergleichen seyen, die so akustisch schlecht gebaut sind, daß jedes Wort gleich in einem hundertfachen flüsternden Echo erstickt wird. Wir wären aber dann vielleicht eben so ungerecht gegen Jenen, als Herr Menzel gegen Göthe. —

Nun zur zweiten Classe der Streckverse, den poetischen. So nennen wir diejenigen des Buches, in denen nicht sowohl der Gedanke, als das Gefühl, die Phantasie, der Witz, zusammen oder auch einzeln, das Herrschende sind. Ihrer ist, wie oben bemerkt worden, die Minderzahl. Aber auch unter ihnen finden sich recht schöne, ja wohl solche, von denen man kaum begreift, warum sie in dem Verfasser nicht zum Liede geworden, warum sie sich die Form nicht erobert haben. Wir heben folgende aus:

„Das ganze Leben des Dichters ist ein Pfingsttag, und die Natur und alle ihre Creaturen reden ihn ewig mit neuen feurigen Zungen an."

„Dem Dichter ist jeder Tag ein Hochzeittag, denn seine Braut ist das Leben."

„Wir sehen die Welt in der himmlischen Abendbeleuchtung der Religion, aber die Sonne steht hinter uns."

„Den Regenbogen des ewigen Bundes schauen wir immer nur halb, und er ist der zerbrochne Ring getrennter Geliebten."

„Unser Leben ist ein Wallis zwischen zwei unersteiglichen Gletscherketten, Vergangenheit und Zukunft."

„Die Erde ist der dunkle Stern im blauen Auge des Himmels."

„Oft hat der Gegenstand der Liebe, doch nie die Liebe selbst betrogen." (Schöner, inniger Gedanke, warum bist du nicht vollends zum gnomischen Hexameter geworden?)

„Dichten ist die höchste Wonne: Zeugen und Empfangen zugleich."

„Die Natur gibt jeder Stimme der Seele eine Antwort." —

Dies zur Probe von den phantasie- und gefühlreichen Streckversen. In andern herrscht der Witz vor, bald der bittre satyrische, wie in folgenden:

„Neulich rissen sich die Hunde der Scylla los; aber sie bellten nur."

Dieser herrliche Gedanke streift auch seiner Form nach so nahe am Verse vorüber, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, ihn zu ergänzen:

„Neulich rissen die Hunde der Scylla sich los, es erbebte
Schaudernd das Ufer umher: — aber sie belleten nur."

Bald ist es der harmlose, ziellose, sich selbst vernichtende Witz, jenes Minimum von Verstand, wie ihn Jean Paul in seiner Vorschule treffend definirt, der gleichsam über seine eigne Dummheit zu lachen scheint, und Andre lachen macht. So in folgenden:

„Weil die Sansculotten Einheit predigten, zogen sie auch den Dualismus der Hosen aus."

„So viel Einbildungskraft hat ein Jeder, daß er sich auf sich selbst etwas einbildet."

Mit kleiner Beimischung von Malice und persönlicher Satyre spielt der Witz in andern. Z. B.:

„Vielen deutschen Sudlern ist das Viehstück ihrer Selbstbiographie doch nicht übel gerathen."

„Nur wenige Menschen können, wie Friedrich Schlegel, ihre Eingeweide zugleich zu Darmsaiten einer Lyra aufwinden."

„Voltaire's Kopf war ein Basiliskenei im Nest seiner Perücke."

Doch genug von der zweiten Classe. Nun zur dritten. Sie umfaßt diejenigen, die weder philosophisch noch poetisch sind, und die wir den ganz verwerflichen beizählen. Hierüber müssen wir uns etwas näher erklären. Wir verstehen darunter diejenigen, wo entweder ein leeres, oft gar unpoetisches Bild ohne Gedanken gegeben ist, oder wo das Bild früher da war, als der Gedanke, und der letztre erst durch jenes erzeugt, da es doch gerade umgekehrt seyn sollte. Zwar hat Herr Menzel in dieser Methode namhafte Vorgänger; unter den Prosaisten ist der Meister, den er bewundert, und den er nachahmt, ohne es sich und Andern zu gestehen, von diesem Fehler bei Unbefangenen nicht freigesprochen; unter den Dichtern glauben wir diese Verfahrungsart in vielen Liedern Friedrich Rückert's wahrgenommen zu haben, und finden sie auch hier nicht minder tadelnswerth. Aber eben, weil wir jene Weise für absolut irrig und unpoetisch halten, so können wir auch keine Autorität für sie gelten lassen. Doch unser Leser urtheile aus folgenden Pröbchen selbst:

„Viele suchen am Zuckerhut des Lebens nur die Theorie des Kegelschnitts."

„Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter der man die Perle der Religion findet." (Hier hat sogar der Doppelsinn im Worte Glocke den Witz sammt dem sehr vaguen Gedanken erzeugt.)

„Die Todessense ist der letzte Friedensbogen."

„Wenn sich der Himmel sogar durch Gold bestechen läßt, seine Blitze von uns zu wenden, warum sollte es der Mensch nicht?" (Docte, docte! aber das Bild hat hier, indem es verkehrter Weise in einen Causal-Zusammenhang mit dem Verglichenen gesetzt wird, einen schiefen Gedanken erzeugt.)

„Wolken sind Brüste, und gießen Milch herab, die Erde zu ernähren." (Das daneben stehende: Die graue Henne u. s. w. ist noch ärger.)

„Unsre Sinne sind die fünf Finger, mit denen wir auf den Tasten der Natur spielen."

In dem letztern Streckvers ist der ganze Einfall aus der Zahl Fünf entstanden. Die Vergleichung ist aber auch noch dadurch unpoetisch, daß das Bild verkleinernd ist und weniger gibt als der Gedanke. Diesen Fehler theilen noch manche andre Streckverse, z. B.:

„Der Erdenlauf ist eine Bastonade."

„Das Meer ist eine Thräne im Auge der Erde." (neben jenem Fehler noch monströs!)

„Die sieben Planeten sind die sieben Noten, auf denen die Sonne spielt." (In diesem Streckvers hat, nach Voltaire's Zeugniß, ein alter italienischer Dramendichter unsern Verfasser doch noch übertroffen. Dort singt der Chor der Engel: „Que l'arc-en-ciel soit l'archet du firmement; *que les sept planètes soient les sept notes de notre musique*; que le temps batte exactement la mesure, que les vents fassent les bécarres etc.")

„Sonne, die große Spinne, webt ihr goldnes Fadennetz am Himmel, und fängt darin die bunten Käfer der Planeten."

„Die Wolken sind das Schnupftuch, das der Himmel zu weinen zieht."

„Die Erde ist eine grüne Melone, die unter der blauen Glasglocke des Himmels ruht." —

Wir könnten noch mancherlei tadeln, z. B. die weit hergeholte Gelehrsamkeit in manchen Bildern, in der Hr. Menzel abermals seinem Meister, Jean Paul, nacheifert. Aber wir kehren zum Lobe zurück, und ertheilen dem Verfasser, nach unsrer Meinung, ein sehr großes, nach der seinigen ohne Zweifel ein kleines (vgl. S. 36), wenn wir die besten und tiefsten seiner Streckverse (und deren sind eine große Anzahl) ihrem Gehalte und Geiste nach für würdig halten, aus Novalis Munde gegangen zu seyn.

Und nun noch ein Wort über die edle und erhebende Tendenz dieser Schrift. Sie zeugt von einem für das Höchste auf Erden und im Himmel durchglühten Geiste; sie ist kräftig, fromm und keusch; aller Uebertreibung feind; daher die gleich derben Geißelhiebe, die sie dem Mystiker, wie dem Jakobiner austheilt. Sie schimpft zwar ein wenig über die Deutschen, aber sie kennt und ehrt ihren Kern; ja sie selbst verleugnet in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, in Tugenden und Fehlern das deutsche Gemüth nicht. Noch einmal, wir halten diese Streckverse für eines der bessern Erzeugnisse der neuesten Literatur, und glauben, daß die gelehrte Republik den geistreichen Jüngling, der ihre Grenzen zum ersten Mal betritt, mit freudigem Zuruf empfangen darf. Der Recensent thut dieses von Herzen, obgleich ihm, als solchem, Hr. Menzel S. 73 einen Ehrennamen ertheilt hat, den die Decenz sogar abzudrucken verbietet!

116.

## Gemälde in Sevilla.

Es gab eine Zeit in Spanien, wo treffliche Maler für seine Kirchen und Paläste arbeiteten. In Sevilla war das, was man eine Malerschule zu nennen pflegte, in ausgezeichnetem Grade. Jetzt haben sich die Kunstschätze der Art in jenem Lande sehr gemindert. Eine große Menge derselben ist Napoleons Kriegern und Commissairen willkommene Beute gewesen. Viele sind in der Zeit, als die Engländer das Land durchzogen, von diesen aufgekauft worden und finden sich jetzt auf ihrer reichen Insel. Indessen Sevilla ist jetzt noch reichlich damit ausgestattet und seine Kirchen enthalten kostbare, wenig bekannte Schätze. Gehn wir in die Kathedrale, so finden wir in der Sakristei eine Abnehmung vom Kreuze von Pedro de Campagna, einem Brüsler, der in Sevilla sich 1548 niederließ und die Schule des Michel Angelo mit der der deutschen Maler zu vereinen verstand. Murillo, ein großer spanischer Maler, stand einmal vor diesem Gemälde, ganz in Vergessenheit seiner selbst versunken, so lange, daß ihn der ungeduldige Küster endlich fragte, wenn er denn wohl gehn wolle? „Ehe nicht, versetzte er ganz trocken, bis dieser Leichnam herabgenommen ist!" Auch von Louis de Vargas finden sich in dieser Kirche mehrere Stücke vor. Er war in Sevilla geboren und Italien hatte sein Talent ausgebildet. Rafael und Angelo scheinen seine Vorbilder gewesen zu seyn. Eine Anbetung der Hirten, ein Adam von ihm, der nur unter dem Namen La gamba, wegen des trefflichen Fußes vom Stammvater bekannt ist, eine Beschneidung im Tempel, zeugen alle auf jene Verwandtschaft seines Geistes mit Rafael hin. Von Pedro de Alesio, einem seiner Zeitgenossen, hat man einen heiligen Christoph in colossaler Größe als Frescogemälde, das indessen jetzt zu verbleicht ist, um noch über seinen Werth entscheiden zu können. Der Künstler, ein Schüler Buonarotti's, starb 1600 in Rom. Die Capelle de los Sautillanos enthält eine Menge Arbeiten von einem andern Schüler Buonarotti's, Ferdinand Sturm, wahrscheinlich einem Deutschen, alle aber so geschwärzt und nachgedunkelt, daß man an eine Einwirkung der andalusischen Sonnenhitze glauben sollte, und vom Spanier Zurbaran unter andern einen Petrus, der sich freilich wundern muß, in voller päpstlicher Pracht auf einem Throne zu sitzen. Den heiligen Jago malte für diese Capelle Juan de los Roclas. Der Heilige bekämpft als Ritter die Moren, und so wird das Ganze mehr zu einem großen Schlachten-, als Altar- oder Kirchengemälde. In der St. Jagokirche ist derselbe Gegenstand von Pedro de Alesio ausgeführt. Von Murillo fanden sich sonst die besten Arbeiten in der Kathedrale und der Kirche des Hospitals de la Caridad. Dort hatte er sich durch ein Gesicht des Heiligen Antonius verewigt. Für diese malte er die heilige Isabelle, wie sie die Kranken und Armen pflegt. Die Franzosen brachten dies Meisterwerk nach Paris, von wo es 1815 wieder nach Madrid, aber nicht nach Sevilla kam. Die von Geschwüren und Wunden entstellten Bettler und Kranken stoßen auf der einen Seite zurück, auf der andern reißen sie zur Bewunderung des Künstlers hin, der jeden Ekel überwand, die Natur in ihrer größten Scheußlichkeit zu studiren. Ein drittes Gemälde von ihm ist der Hospitalkirche geblieben. Es stellt den heiligen Johannes vor, der einen Kranken in's Spital trägt. Eben so findet man noch einen Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt und einen Heiland. Mehrere seiner Gemälde in der Capuzinerkirche de la porta macarena sind verschwunden. — Bekanntlich decretirten die Cortes 1821 die Aufhebung einer Menge von Klöstern. Zugleich aber gaben sie, der darin vorhandenen Kunstschätze eingedenk, den Befehl, alle dergleichen in einer zu Sevilla anzulegenden Galerie zu vereinen, und so hat diese Stadt für den Augenblick das Beste, was früher in der Art in Spanien zerstreut war. So glänzen denn jetzt daselbst eine Menge Werke von Zurbaran, Valdes, Juan de Castello, Murillo, Ribera, Campagna, Vargas, Villegas. Von diesen wurden auch mehr oder weniger die übrigen Kirchen Sevillas geschmückt. Jede hat mehrere Meisterstücke von dem Einen oder dem Andern aufzuweisen. — Eine der größten Kunstsammlungen der Art findet sich indessen an einem Orte, wo man sie eben nicht suchen durfte, im Hause eines Tuchhändlers. Zimmer, Säle, Treppenwände, Hof, Laden, sind mit Gemälden bedeckt. An Ordnung ist dabei nicht zu denken. Aber treffliche Sachen hat der Mann zusammengebracht. Rafael, Angelo, Titian, Correggio, Guido Reni, sind entweder in Originalen oder in Copien da, die es zweifelhaft lassen, ob sie nicht die Originale und die dafür in andern Sammlungen ausgegebenen Originale die Copien sind. Von spanischen Meistern fehlt ihm keiner. Murillo's finden sich zwanzig bei ihm vor. Ein Bild von Louis de Morales, dessen Werke sehr selten sind, prangt auch bei ihm. Kurz, das Verzeichniß aller Kunstschätze, die dieser reiche Tuchhändler besitzt, könnte einen ziemlich starken Katalog füllen, da er die Werke der Meister seines Vaterlandes so eifrig, wie die der ausländischen Künstler sammelte. Möge jene Galerie der Cortes und die seinige von den Stürmen des Meinungskrieges verschont geblieben seyn.

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 275.

29. November 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 8. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Friedrich Kind.

Nach einer Inhaltsanzeige, einer Anmerkung für die Mitarbeiter an dem Taschenbuche und für diejenigen, welche es werden wollen, und einem Verzeichniß der neuesten Schriften des Herausgebers, und zwar auch der handschriftlichen und der neu aufgelegten, folgen die Kupfer zu den Erzählungen und Gedichten des Almanachs, nach Ramberg'schen Zeichnungen, und einige landschaftliche Kupfer von classischem Grund und Boden, dem italienischen Italien und dem deutschen Florenz, mit römisch bezifferten Erklärungen von H. Hase. Die deutsch bezifferten Blätter des Almanachs enthalten:

Eine Volkssage von Friedrich Kind.

Eine Erzählung schlechtweg, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Sieben Tänze benebst Musik: la Vestale, la Rosette, la Nurmahale, les pages de Vendôme, la Tempête, la Masurka, Ecossaise à six tours. (NB. La Vestale besteht aus drei Tänzen.) Sie sind herausgegeben von Herrn Lauchery, königlichem Balletmeister und Solotänzer in Berlin, und lithographirt in der Meinhold'schen Hofbuchdruckerei zu Dresden.

Ein Schauspiel von Friedrich Kind und Gedichte von vielen Andern.

Die Volkssage von dem Herausgeber, der weissagende Staar, beruht auf einer alten schönen Ballade, welche im zweiten Bande des Wunderhorns, Seite 277 ff. zu lesen ist. In diesem Gedicht erkennt Herr Konrad, der Sohn eines Königs von Burgund, seine geraubte Zwillingschwester in einem Wirthshause an dem Wappen eines Badewänneleins, darin sie ihm, als Magd der Wirthin, die Füße waschen soll, und ein Staar befördert die Entdeckung, indem er singt:

In dem Badwännelein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen. *)

*) D. h. waschen oder baden.

Der Bruder ersticht die böse Zigeunerin, welche das Kind aus dem Lustgarten des königlichen Schlosses gestohlen hatte, und führt sein liebes Schwesterlein auf seinem Sattel zu ihrer Mutter zurück. Die fällt vor Freuden in Ohnmacht und während der Erzählung kommt der Staar —

Und sang die Sach' ganz offenbar.

Und sang: O weh, mein Ohr thut weh,
Ich will keine Kinder stehlen mehr.
„Ach Goldschmidt, lieber Goldschmidt mein,
Nun schmiede mir ein Gitterlein."

„Schmied mir's vor das Badwännelein,
Das soll des Staaren Wohnung seyn."

Diese alte Sage mit ihrer Treuherzigkeit und ihrem geheimnißvollen Wesen, die ihren tiefen Nebelhintergrund nur in einzelnen Oeffnungen durchblicken läßt, ohne ihn zum Schlusse ganz aufzuhellen, hat Herr Kind modern überkleidet und vernünftig aufgeklärt. Er hat aus einer Sage für das Volk und von dem Volke eine Sage für das Almanachs-Publicum gemacht — und wer will das tadeln? Statt des Bruders ist der Entdecker des Raubes ein junger heirathslustiger Prinz, ein naher Verwandter der Prinzessin, und das gibt denn eine Heirath. Der Raub selbst wird aber so durch leidenschaftliche Motive in das Natürliche übergespielt, daß er im Jahre 1824 vorfallen könnte, wenigstens in einer Almanachs-Geschichte, die in diesem Jahre spielen sollte. Die Räuberin gibt selbst die vollständigste Aufklärung über Alles, was zu wissen Noth ist, und obgleich sie sich als Zauberin darstellt, die sich in den weissagenden Staar verwandelt habe, wie früher beim Raube in einen Dieb ... bischen, so könnte doch die ganze Geschichte, so wie Herr Kind sie gestellt hat, ohne diesen Staar zu einem gleichen Ende, und etwas schneller sogar, geführt werden. Der weissagende Staar ist ein altes, übrig gebliebenes Mobiliarstück aus einem Gespensterhause, auf dessen Platze man ein neues, bequemes und elegantes Logis hingebaut hat, und Herr Kind scheint ihn selbst als ein unwesentliches Curiosum zu betrachten, und sagt daher S. 82.:

„Nach diesen Worten war sie (die Räuberin der Prinzessin) verschwunden und ward nie wieder gesehen.

Ob sie aber sich wirklich in einen Staar verwandeln können, oder nur als eine schlaue Gauklerin sich zu Zeiten eines dergleichen wohl abgerichteten Vogels bedient, läßt der schlaue Chronikschreiber, der diese Begebenheit der Nachwelt aufbewahrt hat, billiger Maasen (sic!) an seinen Ort gestellt." Und das thut denn auch der schlaue Wiedererzähler im Almanach für 1824.

Die Darstellung ist leicht und behaglich und hat hier und da sogar einen Anflug von altväterischer Laune, etwa so viel als ein Humorist in zwei Zeilen ohne Verschwendung verbrauchen kann.

Auf die Volkssage folgen Volkslieder, östreichische, mitgetheilt von Friedrich Rochlitz, der diese wilden Haide- und Wiesenblumen auf seiner vorjährigen Reise gepflückt haben mag, und ein Sträuschen davon den norddeutschen Lesern mitgebracht hat. Die östreichische Volkssprache dieser Verse hat der Mittheiler derselben so weit in die hochdeutsche Schriftsprache übersetzt, als es nöthig wär, um sie Allen verständlich zu machen — eine undankbare Arbeit, welche Blüthenstaub und Thauglanz abwischt und die lebendigen Blumen und Blätter mehr oder minder zu starren Papierbildern macht. Aber außer dieser bloßen Uebersetzung hat Herr Rochlitz sich auch erlaubt, hier und da an den einfach lieben Naturgewächsen zu zupfen, zu schneiden, zu glätten und zu putzen — eine noch undankbarere Arbeit; wie wenn wir ein steuermärkisch oder tiroler Dirnel etwa nach der leipziger Modenzeitung ankleiden wollten, um sie in gebildete Gesellschaft einzuführen. Laßt dem Volke, was dem Volke gehört, wenn ihr es nicht so genießen wollt oder könnt, wie es euch von ihm gegeben wird. Daß dies Herr Rochlitz aber will und kann, zeigt, wenn wir es sonst von dem sinnigen Manne nicht wüßten, schon sein kurzes Vorwort zu diesen Liedern, und wir rügen daher an ihm um so nachdrücklicher seine Gefälligkeit für das Almanachs-Publicum, das seinen Gaumen zur Abwechslung wohl auch einmal gern mit derber Volksspeise kitzelt, aber diese doch nicht ohne Versetzung vertragen kann. So entstehen Brottorten, Pumpernickelbonbons, Käsekuchen, Kartoffelpasteten — und gebildete Volkslieder. Auch der leichte Rhythmus ist in einigen der hier mitgetheilten Lieder durch die Umsetzung in das Hochdeutsche verloren gegangen. Man höre z. B. das Original des zweiten Liedes; *)

I woaß a scheni Glock'n,
De had an schen Klang,
Und i woaß a schen's Diarnl,
De had an schen Gang.

Wenn da Wind so schen geht,
Thut's Lauberl rausch'n;
Geh här, main liabs Schazerl,
Tama Hearzl dausch'n."

Und dagegen die Nachbildung:

Ich weiß eine schöne Glocke,
Die hat einen muntern Klang,
Und weiß ein schmuckes Mädel,
Das hat einen muntern Gang.

Hör', wie die Winde wehen,
Hör', wie das Laubwerk rauscht:
Das ist die rechte Stunde,
Wo man die Herzen tauscht.

Ueber Beauregard Pandin's Uebersetzungen spanischer Romanzen dürfen wir schweigen, da wir ihnen nicht so viel Gutes nachzusagen wissen, als der Recensent seiner unlängst in Berlin erschienenen Sammlung in diesem Blatte gethan hat; und Streit zwischen Collegen taugt nichts. Und so mögen sie denn ohne Reim und Assonanz durchschlüpfen; das letzte kurze Stück, welches in i assonirt, zahlt den Thorpfennig für die ganze vorausgegangene ungereimte Gesellschaft.

Aus Spanien werden wir durch Fouqué's Erzählung Sieg und Segen — Dank dem Dichter, der uns aus dem argen Lande befreit! — nach der Schweiz versetzt, wo er es auch abenteuerlich genug hergehen läßt, den Wirrwarr aber ehrbar und fromm zu Ende führt. Da die Katastrophe dieser Erzählung überaus jäh und überraschend hereinstürzt, so halten wir es für ein Vergehen gegen die Lesewelt, von der ein oder der andere Bürger diese Recension vielleicht früher in die Hände bekömmt, als das recensirte Taschenbuch, ihr den Genuß des Erstaunens durch eine Inhaltsanzeige der Novelle zu verkümmern. Ein Recensent muß ja wohl etwas auf dem Herzen behalten können; denn was ist schwerer zu verheimlichen, als sich selbst und seinen Ruhm noch obendrein? — wie wir Zahlenmänner des Conversations-Blatts sämmtlich thun müssen, von denen Mancher vielleicht mehr Büchertitel unter seinem Namen im gelehrten Deutschland aufzuweisen hat, als er hier Zahlen zählt. S'ist hart!

Unter den kleineren Gedichten, von denen das Taschenbuch eine bunte Auswahl gibt, ist manches gelungene. Wir nennen die Romanzen und Balladen, welche der Graf von Löben und Willibald Alexis geliefert haben; und in leichterem Style ist auch Langbein's Ballade: Kurfürst Johann Friedrich und Lukas Kranach gut durchgeführt. Clotilde bringt ein klares Mondbild vom Genfersee, überwebt mit dem Schleier einer sanften Schwermuth. Arthur vom Nordstern zerstört das schauerliche Dunkel seiner Nachtgebilde durch das prosaische Licht einer moralischen Nutzanwendung, einer Philippika gegen die Duelle. Mag ein menschenfreundlicher, vorurtheils-

*) Es findet sich, wie die Originale der übrigen, in Schottky's und Ziska's Sammlung, das zweite S. 65.

Digitized by Google

freier Minister gegen die Duelle sprechen — aber ein Dichter? — und gar in einem phantastischen Nachtgebilde? Suum cuique!

Auch an lyrischen Ergüssen fehlt es nicht. Unsere Lyriker, sagt Wolfgang Menzel in seinen Streckversen, einem Buche, das ich lieber recensiren möchte, als einen Almanach zum geselligen Vergnügen, hüpfen wie Grillen durch's kurze Gras der kahlen, von der Cultursense abgemähten deutschen Flur. Karl Förster spricht uns recht heimlich und gemüthlich an in dem Liede Daheim, und Gabriel Seidl's Schattengruß ist zart und innig gedacht und empfunden. Castelli, der irgend einmal ein Paar hübsche Scherzlieder durch einen witzigen, überraschenden Refrain zu Wege gebracht hat, reitet seinen Musengaul nun auf dieser kleinen Strecke zu Tode, oder liefert nun alle seine Waare per patent nach diesem einzigen Zuschnitt, a patent commodity, wie der Engländer sagt. Hier heißt sein Refrain: — schlaf' ich ein. Was dem vorausgeht, läßt sich leicht denken — dergleichen Einfälle sind wohlfeil. Psychologisch interessant ist ein Lied von der unglücklichen Louise Brachmann, welches sie selbst, wohl nicht ohne Vorgefühl, für diesen Jahrgang bestimmt hat, ihr Schwanengesang oder ihr poetischer Abschiedsbrief an das Publicum. Wir geben es vollständig:

Um mich stürmten schwere Unglückswogen,
Wild umdrängte mich die schwarze Fluth!
Finstern Kummers Nachtgewölke zogen
Rings um mich und hemmten Kraft und Muth.

Zu den Freunden, sprach ich, will ich gehen!
Welchen ich des Strebens Kraft geweiht,
Mir im Sturm des Lebens beizustehen,
Sind gewiß mit Feuer sie bereit.

Und ich klopft' an einem heitern Schlosse,
Schön im reizenden Gefild erbaut,
Das mit hohem, prangendem Geschosse
Und mit blanken Fenstern um sich schaut.

Hier ja wohnt, so sprach ich unter Beben,
Die mein Wunsch gesucht, die heitre Lust;
Sicher schützt sie nun mein armes Leben,
Zieht den Pfeil mir aus der wunden Brust.

Und sie sah von ihren bunten Zinnen,
Lacht' und sprach: Welch klägliches Gesicht!
Kanst du deinem Schicksal nicht entrinnen,
Nun so störe hier den Frieden nicht.

Traurig wandt' ich mich von ihrem Thale,
Wo ich nun verwelkt die Blumen sah —
Ha, da winkt' im goldnen Morgenstrahle
Mir die Höh' des Ruhmes tröstend nah.

O, er weiß auf seinem Sonnenhügel,
Rief ich, wie ich treu mich ihm ergab!
Weh, da floh er hin mit stolzem Flügel,
Sah nur fremd auf meinen Schmerz herab.

Bald war er dem dunkeln Blick entschwunden,
In die Wolken lenkend seinen Flug;
Tiefer fühlt' ich da des Herzens Wunden,
Das nun bänger und verlass'ner schlug.

Und die Lieb'? ach zarte, süße Liebe!
Wirst auch du mich fliehn, den Andern gleich?
Oft ja schwur ich, daß, ob nichts mir bliebe,
Hielt ich dich nur, blieb' ich groß und reich.

Und ich eilte sehnend, sie zu suchen,
Irrt' im schwärmerischen Vollmondschein
Durch die Eichen, durch die trauten Buchen,
Zu dem mildumstrahlten Mirtenhain.

Du allein, du wirst mich nicht vergessen!
Rief ich! — Aber Dunkel sank herab;
An die Mirten reihten sich Cypressen,
Und ich fand — ich fand der Liebe Grab!

Ach da rannen tödtlich kalte Schauer
Mir auch durch das schwer getroffne Herz;
Selbst der Schlaf entfloh vor meiner Trauer,
Ließ mich hart allein mit meinem Schmerz.

Da ward in des Herzens tiefsten Gründen
Eine himmelsüße Stimme laut:
Einen Freund noch, sprach sie, wirst du finden —
Selig, selig, wer auf ihn vertraut!

Einen, dessen Pforten offen stehen
Ewig Allen, die ihm suchend nahn;
Ob sie auch in Freudensturmes Wehen
Nicht gefragt nach seiner Liebe Plan.

Und den Mächt'gen konntest du vergessen?
Ihn, den König, dessen hohes Haus
Sterne schmücken! — Sonnenweiten messen
Seines Reiches Gränzen nimmer aus.

Donnerwolken sind sein Vortrab; Blitze
Sein Gespann! Und dennoch — vaterlind
Blickt er nieder von dem Sternensitze
Auf sein wiederkehrend, leidend Kind.

Das ist ein Lied, welches nur von der ewigen Gerechtigkeit und Wahrheit recensirt werden darf.

Es bleibt uns nun, außer den Tänzen, die sich von selbst empfehlen werden, noch das kleine Schauspiel von Friedrich Kind, die Thalhütte, anzuzeigen übrig. Denn der Dichter kleiner Gedichte sind zu viel, um sie alle zu nennen und zu würdigen.

Die Thalhütte ist über und über eingeschneit, wie das in der Schweiz nicht ungewöhnlich ist, aber auf dem deutschen Theater gibt es wahrscheinlich eine neue Decoration. Die eingeschneite Familie leidet an 40 Seiten in Duodez lang (die Seite enthält im Durchschnitt 12 bis 15 Verse) erschrecklichen Hunger, nicht ohne tragischen Heroismus, der von einem zwölfjährigen Knaben ausgeht, welcher sich von seinem Vater will schlachten lassen, wie Isaak von Abraham, aber nicht um Gottes Willen, sondern um des Leibes Willen; kurz

und gut, der Junge will sich schlachten und essen lassen, damit die lieben Seinigen nicht verhungern, und dazu schleift er schon ein Messer. Der Heroismus geht dann auf den Vater über, der das Messer in Beschlag nimmt, um sich zum Schlacht- und Eßopfer zu bringen. Da eben stürzt eine Gemse von oben herein in die Küche — das ist der Widder statt des Knaben in der Geschichte Abrahams — und diese Gemse hat durch ihren Sturz den zur Rettung herbeieilenden Nachbarn, darunter auch ein Gemsjäger, der Geliebte eines der eingeschneiten Mädchen, den Weg zur Hütte gezeigt. Nun gibt's Jubel und Dank vollauf, und zum Schlusse wird der Kuhreigen geblasen.

Was wird man uns doch noch auf die Bühne bringen? Lassen wir uns nur erst eine solche Hungersnoth mit nachheriger Sättigung gefallen, so läßt ein Tragiker nächstens eine solche Schweizerfamilie vor unsern Augen verhungern, wenigstens das letzte Glied derselben, nachdem die andern geschlachtet, gekocht, gebraten und verspeißt worden sind. Wenn ich diesem Kind'schen Schauspiel zusehen müßte, ich könnte es mit meinem weichen Herzen nicht lange aushalten, und würfe einen Kober mit Eßwaaren von dem Parterre auf das Theater, so wie der Zwölfjährige anfinge, heroisch zu werden. Wie ärmlich sind eure tragischen Motive, wie schwach euer dramatisches Leben! — Ein Zweigroschenbrot macht dem ganzen Wesen ein Ende.

O die Natur, die zeigt auf unsere Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt —

und auch den Magen sieht — möchten wir hinzusetzen.

58.

---

Die deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen. Von Dr. Karl Wilhelm Böttiger, ord. Prof. der Weltgeschichte und Literatur zu Erlangen, Erlangen, 1823. 226 S. 8. (enger Druck; Preis 6 Gr.)

Es fehlte bisher noch an einem zweckmäßig abgefaßten Schulbuche für den Unterricht in der deutschen Geschichte. Das vorliegende ist, bei aller Gedrängtheit, mit verständiger Auswahl reichhaltig; die Anordnung lichtvoll; der Inhalt, ohne eine Moral in Beispielen zu seyn, durch vaterländische Gesinnung beseelt, folglich ähnliche Gesinnungen erweckend; und die Darstellung klar, einfach, lebendig, dem jugendlichen Geiste angemessen. Dazu kommt die Wohlfeilheit des Preises, was kein unbedeutender Vorzug ist, wenn man bedenkt, wie viele Bücher der Gymnasiast nothwendig braucht. In niedern Schulen kann der Lehrer das vorliegende Lehrbuch als Leitfaden zum Grunde legen, wenn er die Hauptpunkte hervorhebt; in den gelehrten Schulen kann es dem Zögling zum Selbstunterrichte empfohlen werden.

Der verdiente Vrf. hat dabei die besseren der neuen Werke eines Schmidt, Heinrich, Posselt, Pölitz, Heeren (warum nicht auch Menzel?) vor Augen gehabt; daß er aber auch die Quellen kennt, darf man von dem Verf. der Geschichte Heinrichs des Löwen, — ein treffliches Buch, dessen Werth auch Friedr. von Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen anerkannt hat, — wohl erwarten. Die Einleitung stellt in kräftigen Zügen das Vormals und Jetzt gut neben einander. Die Erzählung beginnt mit der Schilderung des Landes und Volkes. Die Eintheilung in große Zeitabschnitte ist die gewöhnliche. Das Ganze endigt mit der wiener Schlußacte vom 15 Mai 1820. Ueberall sind die bewegenden Kräfte, welche das innere Leben entwickelt und das äußere verändert haben, hervor gehoben; dabei hat der Verf. stets das richtige Verhältniß in Ansehung der Ausführung der mehr oder minder wichtigen Ereignisse beobachtet. Vielleicht konnte S. 55 über Bonifazens Stellung zu Pipin und über die Unterordnung der deutschen Kirche unter die römische mehr gesagt werden. Auf kleine Unrichtigkeiten wird man selten stoßen, wie S. 204 wo die Vereinigung zu Chaumont statt des ersten Mai, auf den ersten März gesetzt werden muß. Auch der Ausdruck ist rein, edel, körnig; selten kommen unpassende Ausdrücke vor, wie S. 201, „diesmal mußte das 29. Bülletin doch beichten!“ Als Probe der gehaltvollen Form dieses Geschichtbuchs, das wir allen Jugendlehrern aus Ueberzeugung empfehlen, heben wir einige Stellen aus, wie sie uns eben sich zeigen: S. 192. „Die Volksbildung der Deutschen übertraf an Gründlichkeit, Ernst und Tiefe die Bildung aller Nachbarvölker, und fing auch an, die Fesseln abzuwerfen, welche auch in dieser Hinsicht, seit Ludwig XIV. das westliche Nachbarvolk der Deutschen angelegt hatte.“ — „Nirgends bildete sich so schnell die Gerechtigkeitspflege; selten war anderswo die öffentliche Meinung aufgeklärter und gebildeter und damit auch mächtiger als in Deutschland. Vor Allem aber blühten Wissenschaften und Künste schnell und glücklich auf; gewiß, wie vieles Andere, wieder eine Folge der vielen einzelnen Gebiete und Fürstenhöfe, die mit einander wetteiferten, neue Kunstanstalten, Akademien, Museen, Universitäten und ähnliche Institute zu errichten. Wenn besonders die deutsche Sprache durch ihre Schriftsteller seit 1740 immer mehr veredelt wurde, so streifte sie zuerst viele der vom Auslande geborgten Formen ab; fing an, nur die bessern fremden Formen nachzuahmen, und ging endlich zur Erschaffung eigner über. Und stolz darf der Deutsche, um nur Verstorbener zu gedenken, auf seinen Haller, Gellert, Cramer, Lessing, Wieland, Klopstock, Ramler, Voß (lebt noch!), Bürger, Stolberg, Geßner, Herder, Gerstenberg, Leisewitz, Klinger (lebt noch!), Schiller, Lichtenberg und viele andre seyn; stolz darf er seyn, wenn er die Felder der Wissenschaften durchgeht und eine Anzahl derselben, wie Erfahrungs-Seelenlehre, Aesthetik, Pädagogik, National-Oekonomie, Staatenkunde und andere auf deutschen Boden erst entstehen, und hier die übrigen Männer sieht, die sich kühn, mit den literarischen Heroen anderer Nationen messen können; wenn er in Mosheim, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Muster geistlicher Beredsamkeit; in Thomasius, Leibnitz, Wolff, Mendelsohn, Eberhard, Engel, Platner, Jacobi, Kant, Fichte, ausgezeichnete Philosophen; in Schlözer, Spittler, Johannes von Müller, Woltmann, Adelung, Posselt, Bredow, Meusel, treffliche Historiker; in Basedow, Rochow, Campe, Salzmann, Gedike, Meister der praktischen und theoretischen Pädagogik; in Ernesti, Heyne, Winckelmann, Philologen und Alterthumsforscher findet.“ u. s. w.

22.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 276.

1. December 1823.

## Ueber Ritterzeit und Ritterwesen.
### Von Friedrich von Raumer.

Unzählige Leser glauben, mit Ritterwesen und Ritter-
welt hinreichend durch die große Zahl der vorhandenen Rit-
terromane bekannt geworden zu seyn; und doch dürfte sich
selbst wider diejenigen unter den letzten, welche es ernstlich
mit dem geschichtlichen Hintergrunde zu nehmen schienen, noch
gar viel erinnern lassen. Deshalb ist es recht eigentlich an
der Zeit, den Gebilden der Phantasie gegenüber, auch einmal
aus wahrhaften Quellen das Wesen und die Bedeutung jener
Zeiten und Erscheinungen ohne Zusätze darzulegen. St. Pa-
laye, welcher dies in seinem Buche bezweckte, ist nur weni-
gen bekannt, und, bei aller Gelehrsamkeit, insofern mangel-
haft, als er die Zeitabschnitte oft durcheinander wirft und
Nachrichten, die Jahrhunderte von einander abstehen, zu einem
allgemeinen Gemälde verarbeitet, welches dem unkundigen
Liebhaber desto glänzender und mannichfaltiger erscheint, für
den Kenner aber nicht selten der Wahrheit entbehrt. Hr. Prof.
Büsching in Breslau hat in seinen kürzlich erschienenen
Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen (2 Bde. 8.
Leipzig, bei Brockhaus) diesen wichtigsten unter seinen
Vorgängern mit Recht benutzt, zugleich aber jenen Fehler zu
vermeiden gesucht; obgleich wir gewünscht hätten, daß die
Gewährsmänner noch genauer angegeben wären, weil jetzt
Zweifel über Alter und Glaubwürdigkeit der Nachrichten auch
nicht ganz ausbleiben können. Indeß ergeht diese Forderung
nur von dem Geschichtkundigen an den Geschichtkundigen,
während die meisten Leser es dem Verf. wahrscheinlich dan-
ken, nicht durch gelehrte Randglossen gestört und aufgehalten
zu seyn. Sie finden hier in fließender Darstellung und licht-
voller Ordnung Alles, was zu ihrer Belehrung irgend erfor-
derlich ist; sie werden durch reiche Auszüge zu einigen der
eigenthümlichsten Quellen hingeführt und können künftig besser
als zeither ermessen, wo der Roman von der Geschichte ab-
weicht, was der Dichter aus eigner Kraft gestaltete, oder wie
viel er willkürlich änderte.

Leicht könnten wir diese Empfehlung durch umständlichere
Beweise verstärken; wir wollen indeß lieber voraussetzen, daß
die Leser des Conversations-Blattes auch das Werk selbst lesen,
und erlauben uns, Ergebnisse unsrer eigenen Forschungen in
kürzerm Maßstabe, als Bestätigung und Nebenstück der Dar-
stellung des Verfs. mitzutheilen.

---

Der Ursprung des Ritterwesens ist nicht an einer
bestimmten Stelle oder an einer stark hervortretenden
Thatsache nachzuweisen, sondern so wie sich das Lehns-
wesen und der Adel Anfangs unbemerkt und allmälig
entwickelte, so auch das Ritterthum. Manchen Völkern
fehlt es ganz, bei andern tritt es nur als unvollkom-
mene Nachahmung hervor; in den germanischen Völkern
hat es die höchste Vollendung erreicht, obgleich die Eigen-
thümlichkeit jedes einzelnen auch hier nicht zu verken-
nen ist.

Die in jenen Jahrhunderten überwiegende, jetzt nur
zu sehr in den Hintergrund tretende Neigung zu genos-
senschaftlichem Verbande zeigt sich auch bei dem Ritter-
wesen. Wir finden, gleichwie bei den Handwerkern, ja
bei den Gelehrten, eine Stufenfolge von Würden und ein
Verbinden und Schließen der Gesellschaft. Von der
ersten Stufe des bloßen Edelknaben, welche an kaiserli-
chen und königlichen Höfen, Behufs trefflicherer Ausbil-
dung, sehr gesucht ward, ging man nicht ohne religiöse
und andere Feierlichkeiten in die des Knappen über, wel-
cher durch Darreichung eines Schwertes wehrhaft ge-
macht und zu mannichfachen Geschäften gebraucht wurde.
So z. B. zu dem Aufwarten bei Tische, Ueberreichung
des Waschwassers an hohe Gäste, Führen der Handrosse,
und auf diese Weise allmälig bis zu den freien Uebungen
der Ritter hinansteigend.

In der Regel ward der Knappe im ein und zwanzig-
sten Lebensjahre durch den Ritterschlag zum Ritter erho-
ben; doch finden wir auch mehrere Beispiele von frühern
und spätern Verleihungen. Der Sohn des Fürsten von
Antiochien, den Ludwig IX. im Morgenlande zum Rit-
ter schlug, war erst sechszehn Jahre alt; Philipp August
hingegen ward erst Ritter an seinem Hochzeittage, Kon-
rad IV. nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm von
Holland, nachdem man ihn zum König erwählt hatte.
Dieser stellte sich vor dem päpstlichen Gesandten und
antwortete ihm auf die Frage: was ein Ritter seyn
müsse? freigebig, tapfer, höflich, standhaft im Unglück
u. s. w. Hierauf theilte man dem Könige die Gesetze
des Ritterstandes mit: er solle täglich Messe hören, für
die Kirche kämpfen, Wittwen, Waisen und Unmündige
beschützen, ungerechten Krieg vermeiden, bösen Sold zu-
rückweisen, für die Befreiung jedes Unschuldigen den
Kampf übernehmen, Turniere nur der bloßen Uebung
halber besuchen, dem Kaiser und seinen Bevollmächtig-
ten in weltlichen Dingen gehorchen, den Staat unverletzt
erhalten, kein Reichslehn veräußern und tadellos vor

Gott und Menschen leben. Wilhelm beschwor diese Gesetze, indem er seine Hände auf das Meßbuch legte, und der König von Böhmen nahm ihn nunmehr durch einen Schlag an den Hals zum Ritter auf, indem er erinnerte, daß Christus geschlagen, gegeißelt und gekreuzigt worden und es Pflicht sey, für ihn Jegliches zu dulden. Dreimal rannte jetzt Wilhelm zur Darlegung seiner Geschicklichkeit mit dem Sohne des Königs von Böhmen auf Lanzen, dann folgte ein Schwertkampf, endlich Beifallsgeschrei, Musik und dreitägige Gastereien.

Man sieht leicht, daß diese Feierlichkeiten blos in außerordentlichen Fällen Statt finden konnten, und Einiges nur für einen neugewählten König Sinn hat; doch wählte man zu dem Ritterschlage, welcher oft Vielen auf einmal ertheilt ward, gewöhnlich feierliche Gelegenheiten, Festtage, Krönungstage u. dgl. und ließ Fasten, Beichte und Gottesdienst vorhergehen; bisweilen erfolgte der Ritterschlag aber auch, ohne alle Vorkehrungen, mit flachem Degen auf die Schulter, wobei erinnert ward: dieser Schlag sey die letzte Beleidigung, welche man geduldig zu ertragen habe. Amalrich, der Sohn des Grafen Simon von Montfort, ward von seinen Aeltern zum Altare geführt und durch die Bischöfe von Orleans und Autain mit der ritterlichen Binde umgürtet. Dies Verfahren wird aber als merkwürdige Ausnahme erzählt, weil der Jüngling die Bestimmung hatte, wider die Albigenser zu fechten; in der Regel mußte der, die Ritterwürde Ertheilende selbst ein Ritter seyn. Natürlich aber empfing man dieselbe am Liebsten von Königen und Fürsten, welche dabei wohl Geschenke austheilten, während man in andern Fällen die sonst so gesuchte Würde ablehnte, nicht blos um Pflichten zu entgehen, sondern auch um Ausgaben zu sparen. Daher gebot Graf Balduin von Flandern und Hennegau, daß die Söhne von Rittern, welche bis zum fünf und zwanzigsten Jahre nicht den Ritterschlag erhalten hätten, in mancher Hinsicht wie Bauern zu betrachten und zu behandeln wären.

Nicht jeder aus dem Volke galt für ritterfähig, und Kaiser Friedrich I. setzte ausdrücklich zur Erhaltung der Würde des Adels fest, die Söhne der Priester, Oberhelfer und Bauern sollten sich der ritterlichen Würde nicht anmaßen, und, im Fall der Uebertretung, vom Landrichter dafür gestraft werden. Natürlich aber blieb den Königen das Recht, jeden Einzelnen wegen Verdienste zu adeln, und selbst Wladislav von Böhmen übte es im Jahre 1158 aus, als sich einer seiner Leute beim Uebergang über die Adda sehr auszeichnete. Freilich ist Adel und Ritterstand nicht überall deutlich geschieden, und eben so wenig das Recht, Beides zu ertheilen; auch nahm die Sache eine andre Gestalt an in monarchischen Staaten und eine andre in Republiken. So ertheilte der Podesta von Genua Mehrern die Ritterwürde, wahrscheinlich ohne Rücksicht auf Geburt, und zu 1260 heißt es: „Folgende wurden von der florentiner Gemeine (commune) zu Rittern (cavalieri) erhoben, mit allen den Rechten und Freiheiten, welche denselben gebühren.“

Noch zur Zeit Konrads IV. meinte man, in der Regel könnten nur Rittersöhne Ritter werden; allmälig aber ward Adel und Ritterstand, wo nicht gleichbedeutend, doch einzelnen nicht völlig freien Männern erlaubt, in diesen einzutreten, so daß der Ritterstand gewissermaßen das Bürgerthum mit dem Adelswesen vermittelte. Der Hochadlige mußte die Ritterwürde so gut erwerben, als Jemand vom niedern Adel, und selbst der ritterfähige Dienstmann ging, sobald er den Ritterschlag empfangen hatte, dem Knappen von hoher Geburt vor. Mithin schmolz die Ritterschaft den Dienstmannsadel mit dem höhern Adel zusammen, bis sich dieser, zur Landherrschaft übergehend, in anderer Beziehung wieder aussonderte. Alle Ritter standen untereinander völlig gleich; das Persönliche erhielt also auf sehr geschickte Weise einen ungemein großen Werth neben dem blos Sachlichen und Ererbten. Als Herrscher fanden aber die Könige in diesem merkwürdigen Verhältnisse großen Gewinn, denn es stellten sich ihnen jetzt ganz andere Männer und Kämpfer zur Seite, als wenn der alte Lehnsadel auf seinen Gütern ohne Auferweckung durch die persönliche Ritterschaft verkommen und eingeschlafen wäre.

Richard Löwenherz und Friedrich II. schlugen edle Saracenen zu Rittern, Ludwig IX. hingegen glaubte die Bekehrung zum Christenthume verlangen zu müssen. Und in der That, so veredelt das arabische Ritterthum im Gegensatz alter, Rache gebietender Einrichtungen auch war, so freigebig, wohlthätig und großmüthig Einzelne sich auch zeigten; immer krankte das Verhältniß zu den Frauen an der Vielweiberei, und der Stolz ward durch die muhamedanische Religionslehre eher befördert, als gebeugt und gebrochen.

Der Ritter trug einen Panzer und unter demselben ein ledernes Koller, oder ein mit Flachs, Hanf und dergl. gefüttertes Wamms; über demselben einen glänzenden, mit seinem Wappen bezeichneten Waffenrock. Statt des eisernen Panzers finden wir bisweilen einen Maschenpanzer, oder ein Panzerhemde. Der eiserne Helm war inwendig, um den Druck zu mildern, stark gefuttert. Die Waffen bestanden aus Lanze, Schwert, Kolben, Streithammer oder Streitart, und in einem Schilde, das gewöhnlich von Holz, aber mit einem eisernen Reifen und einem weißledernen Ueberzuge versehen war. Auch die Pferde waren mehr oder weniger geharnischt und über die Sättel war oft eine große, geschmückte Pferdedecke gehangen.

Am Ergötzlichsten trat das Ritterthum in den zahlreichen Turnieren heraus, deren Ursprung man in jeder frühern Leibesübung, jedem Kampfspiele aufsuchen kann, die aber erst im zwölften Jahrhundert eine bestimmtere Gestalt annahmen und bald in allen Theilen des Abendlandes großen Beifall fanden. Durch feierliche Ausschreiben und Berufungen wurden die Ritter eingeladen, und schon am Abende vor dem eigentlichen Beginnen des Kampfspieles fanden Vorkämpfe, Gefechte, besonders unter den Knappen Statt, welche ihre Meister-

Digitized by Google

schaft am folgenden Tage darthun und Ritter werden wollten. Gewisse Ehrengesetze wurden streng beobachtet, z. B. man durfte sich nicht an dem Sattel festbinden lassen, keine scharfen Lanzen und nur die Schneide, nicht die Spitze des Schwertes gebrauchen; man sollte das Pferd des Gegners nie verwunden und den Kampf enden, sobald er den Helm abnahm u. s. w. Jeder strebte, sich durch die Pracht seiner Rüstung und Kleidung, die Stärke und Schönheit seines Pferdes auszuzeichnen, und Sammt, Seide, Hermelin, Zobel, Zindel, Silber, Gold u. s. w. wird häufig erwähnt. Die ausgesetzten Preise waren sehr verschieden. So ließ Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen zu einem Turnier nach Nordhausen einladen, wo ein Baum mit goldenen und silbernen Blättern errichtet sey; wer die Lanze seines Gegners breche, erhalte ein silbernes, wer ihn aus dem Sattel hebe, ein goldenes Blatt. Auf einem, 1225 in Siena gehaltenen Turniere war der erste Preis ein schönes, ganz mit Seide und einer stählernen Rüstung bedecktes Pferd; der zweite Preis war ein Helm mit dem Wappen von Siena geziert; der dritte ein Schwert und ein Paar Stahlhandschuh.

Man kämpfte entweder Mann gegen Mann, oder man buhurdirte in ganzen Schaaren. Beide Weisen hatten ihren eigenen Reiz und wurden laut gepriesen; während Widersacher der Turniere behaupteten, daß gar viele Ritter dabei nutzlos und thöricht Leben und Gesundheit einbüßten, Unruhen und Verschwörungen angezettelt würden und Feuersbrünste auskämen, welche als bestimmte Strafen des Himmels zu betrachten wären. Im Jahre 1177 kamen in Sachsen sechszehn Ritter und im Jahre 1241 auf einem einzigen Turnier zu Nuys bei Köln 60 Ritter um's Leben. Bisweilen starben einzelne nicht an Wunden, sondern erstickten vor Hitze in ihrer schweren Rüstung, oder es entstand aus Eifersucht ein ernstlicher Kampf. So zeigte die Gräfin von Clermont auf einem Turniere im Jahre 1234 Vorliebe für den Grafen Florenz von Holland; ihr Gemahl griff diesen an, sie tödteten sich wechselseitig und die Gräfin starb bald nachher an Gram und Krankheit. Deßhalb verboten die Päpste auf mehrerern Kirchenversammlungen alle Turniere, und ihre Gesandten oder große Kirchenlehrer, wie Bernhard von Clairvaux, wiederholten und bestärkten ihre Befehle in allen Ländern, den Kampf gegen die Ungläubigen im Morgenlande als das höhere Ziel ritterlicher Tapferkeit darstellend. Schon 1130 lautet das Verbot der unter Innocenz II. gehaltenen lateranischen Versammlung: „Wir untersagen jene verabscheuungswürdigen Zusammenkünfte und Feste, wo die Ritter sich auf ergangene Ladung einfinden und kämpfen, um prahlerisch ihre Kräfte und verwegen ihre Kühnheit zu zeigen, woraus Todschlag für Menschen und Gefahr für die Seelen entsteht." — Kein im Turnier Umgekommener erhielt Begräbniß in geweihter Erde; so daß Frauen wohl nach Rom pilgerten, um vom Papste Aufhebung dieses Gesetzes zu erflehen. Als im Jahre 1175 der Bruder des Markgrafen von Meißen an den Folgen einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, bann der Erzbischof Wichmann von Magdeburg alle Theilnehmer und verstattete nicht, daß der Leichnam begraben werde. Vielmehr mußten seine Brüder flehentlich für ihn bitten und durch einen Priester beschwören lassen, daß er vor seinem Tode gebeichtet und die Lossprechung erhalten habe; sie mußten schwören, keinem Turniere mehr beizuwohnen und keines in ihren Besitzungen zu gestatten; sie mußten durch einen Ritter des Papstes Erlaubniß zur Beerdigung aus Rom holen lassen. Dessen ungeachtet konnte die Kirche mit ihren Vorschriften nicht durchdringen; selbst Aebte besuchten die Turniere, und zur Zeit Innocenz III. wollten die gebannten Ritter weder das Kreuz nehmen noch Geld zum Kreuzzuge zahlen, wenn man ihnen ihr Lieblingsvergnügen nicht verstatte. Der Papst befahl hierauf, nachsichtiger und den Umständen angemessener zu verfahren. Wenn die Pilger sogar in Palästina Turniere wiederfanden, wie hätte man sie in Europa ausrotten können.

Die weltliche Obrigkeit theilte bisweilen jene Ansicht der Kirche. So wollte der Podesta, als Ulrich von Lichtenstein nach Treviso kam, kein Turnier gestatten, obgleich Männer und Frauen darum baten; und auch Heinrich II. von England duldete sie nicht, weshalb Liebhaber derselben auf's feste Land gehen mußten, bis Richard Löwenherz sie nach seiner Rückkunft vom Kreuzzuge aus innerer Neigung und als Vorübungen zum französischen Kriege beförderte. Zu gleicher Zeit behandelte er die Turniere aber auch, gegen ritterliche Gewohnheit, als Geldquelle. Für die Erlaubniß, ihnen beizuwohnen, mußte der Graf 20 Mark Silber zahlen, der Baron 10, der Ritter, welcher Land besaß, 4, ein anderer Ritter 2 Mark. Geringere Personen waren ausgeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Aus Italien.

Rossini zu bewundern ist bei vielen Italienern Nationalsache. Das Juliheft der Bibl. Ital. d. J. gibt einen witzigen Brief einer vorgeblichen Römerin die den „europäischen Rossini" nicht etwa gegen den schußfesten Weber, nein, gegen einen Mailänder in Schutz nimmt, der ihn „„mit dem Neapolitaner Morlacchi" zusammengestellt hatte. So vornehm ist der Götze geworden, daß eine solche Zusammenstellung schon Nichtachtung scheint. Diesmal hat der Kampf der witzigen Römerin nicht viel Mühe gekostet. Wunder habe der Rossini doch nicht gethan, wie Orpheus und Tyrtäus, hatte der mailänder Zeitungschreiber gesagt, und darüber macht sich nun die Römerin von Herzen lustig. Endlich aber, nachdem sie diesem Siegfried sich als Chrimhilde gezeigt hat, sagt sie es gerade heraus, daß sie des großen Meisters Rossini Vertheidigung übernommen habe, damit er — ein Romagnese — sähe, daß römische Frauen Vaterlandsliebe in der Brust trügen und daß sie einheimischen Ruhm zu schätzen und, wo es gilt, zu vertheidigen wüßten. Dann gehöre ja Rossini auch ganz Italien an, und folglich halte sie es als Italienerin für Pflicht, sich dem zu widersetzen, daß italienische Schriftsteller sich herausnähmen, den Ruhm eines italienischen Genius zu verdun-

kein, oder auch nur an seinem Kranze zu zupfen. Sie besitzt Muth, nur vergißt sie, daß Morlacchi, der so unschuldig ihren Eifer erregte, auch ein Italiener ist, und wahrhaftig einer, dessen sie Ursache haben, sich zu rühmen.

Selten genug erfährt das übrige Europa, was sich politisch in Sicilien begibt; was sich literarisch dort zuträgt nun gar nicht. Daher verdient H. Acerbi doppelten Dank, der im Junihefte seiner Bibl. Ital. d. J. eine Uebersicht der literarischen Erscheinungen Siciliens von den Jahren 1821 und 1822 gegeben hat. Aber das pabulum animae gedeiht dort nicht so üppig, wie in unsern Gauen; nur 56 Schriften und Schriftchen kommen dort auf volle zwei Jahre, und ein jährlich erscheinender Calendario per l'agricoltore Siciliano, der in Palermo herauskommt, Zeitschriften und Uebersetzungen gehören zu dieser kleinen Anzahl. Zur Kenntniß der Insel möchten etwa beitragen das Dizionario delle antichità esistenti in Sicilia dall' antiquario Gius. Maria Capodieci. Siracusa, 1820, 4. — und desselben Verfs. Tavole delle cose più memorabili della storia di Siracusa avanti Gesù Cristo. Messina, 1821, 4., die oft gerühmten Discorsi intorno alla Sicilia del canon. Rosario di Gregorio etc. con discorsi inediti. Palermo, 1821, 2 Theile, 4. — und der Guida de viaggiatori agli oggetti più interessanti a vedersi in Sicilia, dal prof. ab Franc. Ferrara. Palermo, 1822, 12., auch wohl der Cenno sul modo di migliorare l'agricoltura le manifatture, ed il commercio della Sicilia, del D. Ignazio Sanfilippo. Caltanissetta, 1822. Kunstfreunde erhielten während dieser Zeit Memorie de' pittori Messinesi e degli esteri che in Messina fiorirono dal secolo XII sino al secolo XIX. Messina, 1821, 8. mit 28 Bildnissen, denen aber eben so wenig Gutes nachgesagt wird, als dem sie begleitenden Texte, einem Katalog: Pinacoteca di S. E. il principe di Cutò dichiarata dal tenente Guglielmo Becchi, Pal., 1822. 8. (nur 54 Bilder aber berühmt getaufte), Dipinture scelte del Monrealese, spiegate da Agostino Gallo, delineate ed incise da Calogero de Bernardi, Pal., 1821, 4. zu schlechten Kupfern einen schlechten Text und eine Illustrazione al Sarcofago Agrigentino rappresentante l'Ippolito d'Euripide, scultura di alto rilievo in marmo statuario antico di Raffaele Politi Siracusano, Palermo, 1822, Fol. mit 4 Kupfern, eine Arbeit, die man auch noch missen kann, wenn sie der Scylla oder Charybdis nicht entginge (man vergleiche davon die genauere Anzeige in demselben Hefte der Bibl. Ital.), nebst einem Elogio storico di Ant. Gagini scultore ed architetto Palermitano, da Agost. Gallo Pal., 1821. Ob der Index veterum et recentiorum numorum, qui apud Antonium Noetinum equitem extant. Pal., 1822. 4. mehr werth sey, kann aus der Ferne nicht entschieden werden. An Versen hat es auch dort nicht gefehlt. Walter Scott's Fräulein vom See hat dort seinen Uebersetzer gefunden (Indelicato, Pal., 1821, 4.), und das Theater ist mit zwei Stücken versorgt worden: Il sospetto funesto ossia la sventura degl' innocenti conjugi Albergati, tragi-commedia del conte Giov. Girand Romano. Pal., 1821. 12. und Albergati a terze nozze, comm. di carattere del Bar. Cusenza. Pal., 1821. 12. — Die Schrift: De' diritti della Sicilia per la sua nazionale independenza, Mem. del Bar. Franc. Ventura. Pal., reale stamperia, 1821. 4. möchte jetzt wohl schon zu den verbotenen Schriften gehören. Dies das Auffallendere in der Uebersicht. Der Inhalt der Iride, giorn. di scienze, lettere ed arti per la Sicilia, Pal., 1822, zeigt, daß ohne Einfuhr der literarische Markt dort nicht bestehen kann. Die Ape, gazzetta letteraria di Sicilia. Pal., 1822 ging ein mit dem 12. Hefte. Ob das Nuovo giornale di scelta letteraria fisico medica per la Sic. Pal., 1822, 8. noch daure, ist aus der Anzeige nicht zu ersehen. Das Giornale di osservazione medico pratiche compilato nello spedale grande e nuovo di Palermo, dal sig. Ant. Longo, Pal., 1822, hat im Lande selbst schon heftige Anfechtung gefunden; aber nur eine einzige Schrift erwähnt dieses Verzeichniß, welche das Erdbeben vom 5. März 1823 bespricht. Sul tremuoto avvenuto in Palermo il giorno 5 marzo 1823, Riflessi di (Carlo Dolce), 1823, 4. Hätte das Unglück Leipzig betroffen, so könnte man unter jedes überhängende Haus eine eigne Schrift als Unterlage stellen.

Graf Cicognara hat den Artikel, den er dem Andenken seines Freundes Canova in der Biografia universale widmete bei Missiaglia in Venedig besonders abdrucken lassen und ihm, als eigne Ausstattung, ein ganz vollständiges Verzeichniß von des Künstlers Werken, eine Nachricht über Canova's vertrauten Briefwechsel und einen Bericht über seine letzte Krankheit vom Dr. Zannoni beigegeben. (Biografia di Ant. Canova, scritta dal Cav. Cicognara. 1823. 171 Octavseiten.) Die anziehendste Beigabe dieser authentischen Biographie ist wohl die Nachricht von Canova's Briefen, die selbst durch die merklich zunehmende Würde ihres Ausdrucks, die immer fortschreitende Bildung des Künstlers spiegeln, dessen Gemüth sich durch die Uebung seiner Kunst zu der Reinheit der Gestalten erhob, die seine Hand täglich hervorbrachte. Mehrere von diesen Briefen einfach und geistreich, wie Canova im Leben und in seinen Aeußerungen war, sind seitdem in Venedig als ein Hochzeitgruß gedruckt worden. Sie gehören zur Vervollständigung der Charakteristik des liebenswürdigen Mannes, dessen Bild in jedem Heiligthume der Charitinnen einen Platz verdient.

---

## Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint (ohne die Beilagen) täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Haupt-Speditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle, und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf, nach Billigkeit, in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an die unterzeichnete Verlagshandlung, die die Verantwortlichkeit der Redaction übernimmt, adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und halbjährlich berechnet.

---

Um den Ankauf der ältern Jahrgänge dieses Blattes zu erleichtern, sind die ersten drei Jahrg. oder sechs Bände des Lit. Wochenbl. (d. J. 1818, 19, 20) zusammen für 12 Thlr. und die Jahrg. 1821, 22 des Lit. Conversations-Bl. auf 10 Thlr. herabgesetzt. (Beide Folgen, „Wochenblatt" und „Conversations-Blatt" zusammen genommen, werden für 20 Thlr. erlassen.)

Leipzig den 1. December.

Verlagshandlung von F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 277.

2. December 1823.


## Platner über den Fürsten Kaunitz.

Leipzig d. 29. März 1787.

Habe ich Ihnen auch nicht aus Wien geschrieben, Gnädige Frau, so will ich Ihnen doch jetzt aus Leipzig über Wien etwas schreiben. Am Liebsten möchte ich die Materie von dem Fürst Kaunitz fortsetzen, die ich in meinem Briefe an die Herzogin abgehandelt habe.

Dieser außerordentliche Mann, der noch in einem Alter von sechs und siebenzig Jahren unbeschreiblich viel Kraft des Geistes, ohne sichtbare Schwachheiten des Körpers besitzt, ist von kleinen kurzsichtigen Menschen theils eines unerhörten Stolzes, theils einer auffallenden Liebe zum Sonderbaren beschuldigt worden. Nun ist es wahr: er gibt sich in allen möglichen Betrachtungen mehr äußerliches Ansehen, mehr Glanz von Hoheit und Würde, als der stolzeste König von Spanien jemals sich gegeben haben kann. Aber gegen wen? Gegen keinen Menschen, dem er wahre Verdienste zutraut; blos gegen die Großen in Wien, welche auf ihre fürstlichen Häuser, auf ihre Titel, Orden und Reichthümer stolz sind, und sonst nichts haben, worauf sie stolz seyn könnten. Diese behandelt er nicht allein stolz, sondern man kann sagen hart. Sie müssen ihm aufwarten; und er macht ihnen, wann sie zu ihm in die Assemblée kommen, nicht die allergeringste Auszeichnung? Sie müssen von Zeit zu Zeit an seiner Tafel speisen; und er sitzt zwischen zwei der vornehmsten Damen oben an, wie ein Monarch; Niemand untersteht sich, ihn zu unterbrechen, wenn er redet; er sagt ihnen über die Artikel Faulheit, Ueppigkeit, Aberglaube, Untauglichkeit zu Geschäften die allerstärksten Wahrheiten, bald in satyrischer Einkleidung, bald in einem trocknen moralischen Vortrage. Sie müssen alle in der strengsten Etikette erscheinen, und er erlaubt sich alle Freiheiten eines Mannes, der zu Hause mit seiner Familie ist; kommt zur Tafel im Reitanzuge, wenn es ihm gefällt; läßt sich in der Assemblée, wenn er es für gut befindet, Filzschuhe an oder ausziehen; spricht mit wem er will, und mit den Meisten, weil er sie nicht liebt und schätzt, kein Wort; läßt vor der Tafel stundenlang und länger auf sich warten, wartet selbst mit dem Essen auf keinen Menschen, außer gerade auf einen Mann ohne Rang; zwingt Alles, was eine deutsche Zunge hat, deutsch zu sprechen, macht Satyren auf übertriebene Moden der Frauen und auf närrische Ausgaben der Männer. — Aber, Gnädige Gräfin, wie wohlthätig ist nicht dieser Stolz des großen und im Grunde für den Stolz selbst zu stolzen Mannes! Alte verständige Einwohner von Wien sind darin einig, daß der Adel dadurch unendlich gebessert, wenigstens von seinen thörichten Einbildungen und Ansprüchen zurückgebracht worden ist; und es ist buchstäblich wahr, was mir schon vor drei Jahren die nunmehr verstorbene würdige Gräfin von B.... sagte, als ich ihr bekannte, daß ich den Adel, den hohen Adel in Wien gar nicht so stolz fände, als er verschrieen sey: der Stolz des Fürsten Kaunitz hat den wiener Adel bescheiden gemacht.

Was seine Sonderbarkeiten betrifft, so ist von dem was man erzählt, das Meiste erdichtet; z. B. daß er für seinen Anzug, und sogar für seine Perrücken sehr besorgt sey. Aber das ist wahr, daß er des Tages nur einmal, und zwar erst gegen sieben Uhr speiset; daß er sich, wenn es ihm kalt vorkommt, mit einem leichten Ueberrocke zur Tafel setzt; daß er diesen Ueberrock, je nachdem er sich kalt oder warm fühlt, bisweilen abwirft, oder sich umgeben läßt; daß er sich, nach dem Kaffee, das heißt gegen neun Uhr, noch ehe man von der Tafel aufgestanden ist, den Mund reinigt. Interessant ist es zu sehen, wie eben in diesem Augenblick, Personen vom ersten Range sich haufenweise hinter seinem Stuhle herumdrängen, weil das die beste Gelegenheit ist, ihm ein paar Worte zuzubringen. Das sind aber auch seine Sonderbarkeiten alle; und offenbar ist es, daß er auch diese blos als Mittel gebraucht, seine Erhabenheit über allen Zwang zu zeigen und die Großen in Wien fühlen zu lassen, daß er nicht nach Großen fragt, die ohne Verdienste sind.

Fürst Kaunitz ist außerdem der zärtlichste, freigebigste Vater, Großvater, Urgroßvater, Schwiegervater — den man sehen kann. Eine seiner Enkelinen, die Tochter seines jüngern Sohnes, des gewesenen spanischen Gesandten, sollte die Gemahlin des jungen Fürst L.... werden, der jetzt der regierende Herr ist und 800,000 Gulden jährliche Einkünfte hat. Sie liebte aber einen jungen Grafen W.... Der edle

Mann merkte das. So sollst Du den Grafen W... heirathen, sagte er, und machte dem liebenswürdigen Mädchen (das schönste weibliche Geschöpf, das ich jemals gesehen habe) die Ausstattung; und jetzt freut er sich stolz, ihres Glücks, und seiner Erhabenheit über die Reichthümer L...'s. Der Kaiser selbst war Freiwerber; aber das war seine geringste Sorge, dem Kaiser die abschlägliche Antwort zu geben. Der junge Graf W... hat kaum 8000 Gulden Einkünfte.

Vernünftige, geistreiche, tugendhafte Frauen behandelt er mit unbeschreiblicher Güte. Alle verdienstvolle Frauen lieben ihn, wie ihren Vater; er weiß ordentlicherweise zärtlich gegen sie zu seyn: aber es ist die Zärtlichkeit eines Greises, der sich fühlt, daß er ein Greis ist, nicht die Zärtlichkeit eines alten Gecken, der noch jung thun will. — Ich habe eine sehr beträchtliche Sammlung von Tischreden des Fürsten Kaunitz, und überhaupt von Anekdoten, die ich im Ernst für interessant halte. So viel ist gewiß, ich darf mich rühmen, diesen merkwürdigen Mann in diesen fünf, sechs Wochen, wenn ich auch die vier Wochen, die ich vor drei Jahren in Wien zugebracht habe, ohngeachtet ich ihn damals eben so oft sahe, wie jetzt, nichts rechnen will — ich kann mich rühmen ihn ein wenig kennen gelernt zu haben.

Leben Sie wohl, edle theuere Gräfin, und lieben Sie stets Ihren

wahrhaft ergebenen
Platner.

---

## Ueber Ritterzeit und Ritterwesen.
### Von Friedrich von Raumer.

(Beschluß aus Nr. 276.)

Es bleibt uns jetzt noch übrig, einige Worte über das Verhältniß der Frauen zum Ritterthume zu sagen. Wie zu allen Zeiten, mußte auch in jenen Jahrhunderten das Hauswesen und die Kinderzucht Grundlage und Hauptinhalt ihres Berufs seyn; dem Christenthume aber dankten sie es vor Allem, daß sie in einem höhern Lichte betrachtet und milder behandelt wurden. Indeß tritt ohne Zweifel zu dem Einflusse des Christlichen, die eigenthümliche Stimmung und Sinnesart der deutschen Völker hinzu, und diese spricht sich wiederum am Lebendigsten und Deutlichsten im Ritterwesen aus. Wir dürfen im Andenken an Christenthum und Deutschheit behaupten, daß selbst die Ungebildeten in den niedern Ständen das weibliche Geschlecht mit mehr Achtung behandelten und in einem edlern Verhältnisse zu demselben standen, als die gebildetsten Männer des Alterthums; doch fehlte es in dieser, an Gegensätzen so reichen Zeit (welche z. B. gleichzeitig die strengste Scholastik, neben der kühnsten Dichtkunst entwickelte) auch hier nicht an einer Richtung nach verschiednen Endpunkten. Von der geistlichen, oder vielmehr mönchischen Seite her, wurden nämlich die Weiber als schwach und als Urheberinnen der Sünde bezeichnet, die man auf jede Weise fliehen müsse, um den Verführungen zu entgehen, und männliche Freiheit und Würde zu erhalten. Eine zur Zeit der Merovinger gehaltne Kirchenversammlung hatte sogar untersucht, ob man die Frauen wohl Menschen nennen dürfe, und noch im 12ten und 13ten Jahrhundert heißt es oft in Urkunden: das weibliche Geschlecht ist hinfälliger Art und gegen Besserungsmittel ungeduldig. Von der ritterlichen Seite hingegen wuchs die Verehrung der Frauen allmälig immer mehr, und artete bei Manchen in einen, alles Uebrige verkennenden Götzendienst, ja in baare Narrheit aus. Zwischen diesen beiden Aeußersten liegt aber das, was für jene Zeiten als Regel gelten kann, und das Glück der Familien, den Ernst der Behandlung von Seiten würdiger Geistlichen, und die bewundernswerthe Liebe und Treue vieler Ritter erzeugte. Nicht blos Lustkämpfe auf Turnieren übernahm der Ritter zu Ehren seiner Dame, sondern für die beleidigte Ehre und das verletzte Recht jeder Frau mußte er sein Leben wagen. Und dazu fand sich allerdings nur zu viel Gelegenheit, nicht allein weil sich, trotz des mildernden Ritterthums, noch manche Unbilden und Ungeschlachtheit zeigten, sondern auch weil der Rechtsgang von der Art war, daß man oft einer Entscheidung durch Kampf nicht ausweichen konnte und die Frau ihrer Ansprüche verlustig ging, wenn sie keinen Vortreter und Vorkämpfer hatte. Neben diesen ernsten Pflichten stand erheiternd die Minne, welche den Ritter zum Knecht seiner Dame machte und in Gedanken doch wieder zum Herrn der Welt erhob. Er trug ihre Abzeichen, ihre Binde, zog zu ihrer Ehre auf Abenteuer umher, und zwang jeden Besiegten, sich durch ein Geschenk an sie auszulösen. Ulrich von Lichtensteins Fahrten als Venus, als König Artus, zeigen diese Richtung in einer solchen Höhe, daß sie an den edlen Manchaner erinnern; andrerseits ist es aber unbillig, das Leben und Treiben aus dem Standpunkte unsrer Tage zu beurtheilen, und mit Voltaire zu sagen: „Wenn Paulus Aemilius und die Scipionen in geschloßner Rennbahn gekämpft hätten, um zu erfahren, wer die schönste Geliebte habe, so würden die Römer nicht die Sieger und Gesetzgeber der Völker geworden seyn." Wir wollen hier nicht über den Werth dieser römischen Behauptung rechten, sondern nur fragen: was wohl aus dem Mittelalter geworden wäre, wenn die beiden Dinge gefehlt hätten, die Voltaire bespöttelt und verachtet — das Ritterwesen und die Religion!

Wenn die Mönche tiefer in das Wesen der Religion einzudringen meinten, indem sie der Liebe und den Verhältnissen zum weiblichen Geschlechte entsagten, so glaubten umgekehrt die Ritter durch die Liebe zur Religion zu kommen. Beides ist bis auf einen gewissen Punkt wahr und auch unwahr. Oft sprach sich in den Rittern die tiefste religiöse Gemüthlichkeit aus, bisweilen erscheint aber ihre Religion auch nur als ein kurzer Inbegriff von Menschensatzungen; oft bewundern wir in ihrer Liebe eine unerreichte Zartheit, bisweilen ist dagegen ihre

Digitized by Google

Artigkeit nur Abwesenheit von Tölpeleien oder künstliche Empfindelei; ja sie schlug auch wohl einmal in Zuchtlosigkeit um. Zuletzt ist dieser schroffe Wechsel und Gegensatz immer noch besser, als die allmälig aufkommenden spitzfindigen Untersuchungen und Fragen über die Liebe. Anstatt von diesen, welche meist einer spätern Zeit angehören, Proben zu geben, theilen wir noch einige Sittenzüge mit.

Ein Römer hielt um die wunderschöne Galiane von Viterbo an, und als sie ihm abgeschlagen ward, nahten die Römer mit Heeresmacht, um sie zu gewinnen. Es war vergeblich; da bat jener es sich als Gunst aus, daß man sie ihm wenigstens von der Mauer zeige, und es geschah. Als Galiane im Jahre 1138 starb, ward ihr ein öffentliches Denkmal gesetzt und ihre Schönheit und Tugend über alles gepriesen. — Bei der Anwesenheit Kaiser Otto's IV. in Florenz, versammelten sich seinetwegen alle schönen Frauen und Mädchen in Santa Reparata, und keine gefiel ihm so wie Gualdrade, die Tochter des edlen Bellincione Berti. Dieser sagte dem Kaiser: „Es steht Euch frei, meine Tochter zu küssen;" aber Gualdrade antwortete: „Kein lebendiger Mann soll mich küssen, es sey denn mein Gemahl." Otto lobte dies Benehmen sehr, und Graf Guido, von dem ein mächtiges Geschlecht abstammt, nahm sie, dadurch eingenommen, zur Frau.

Barberino, ein Italiener, schrieb ein Gedicht von der Zucht und den Sitten der Weiber, wo jedes Hauptstück durch irgend eine als Person dargestellte Tugend begonnen wird; z. B. eröffnet die Geduld den Abschnitt von Verheiratheten; die Enthaltsamkeit den von den Nonnen u. s. w. Jedes Verhältniß des weiblichen Geschlechts ist berührt; nichts vergessen, was leiblich oder geistig einer Frau wiederfahren kann; dessenungeachtet erscheint uns das Ganze ziemlich trocken und langweilig. Er zählt siebzehn Feinde der Weiber auf: Schmuck, Scherze, Reichthum, wahres und falsches Lob, Uebermuth, falsche Sicherheit und falsche Aengstlichkeit, Müßiggang, Ueberfluß, Armuth, Wein, öffentliche Plätze, Spiele, Musik, Sänger, Tänzer, und vor allem schlechte Gesellschaft.

Aus einem alten Buche, Liebesurkunden genannt, erzählt er von einem Streite, der einst über den Vorrang des Mannes und der Frau Statt gefunden habe. Für diese ward angeführt, sie sey nicht aus Erde, sondern aus einem vornehmen Stoff erschaffen; nicht außerhalb des Paradieses, sondern im Paradiese; nicht stark zur Arbeit, sondern zum Benutzen und Genießen jeder Arbeit. Man entgegnete: Eva betrog Adam; die Frauen berückten Simson und Absalon, David und Salomon, Alexander und Aristoteles und wie viele Andre! Und dennoch sind sie schwach und müssen beherrscht werden. Hierauf erwiderten die Frauen, es ist verzeihlicher, daß sich Eva vom Satan, als daß sich Adam von Eva täuschen ließ. Sie siegt durch Klugheit über die Stärke des Mannes; und thut die Frau Unrecht, so fällt der Vorwurf auf den Mann zurück, welcher sich für ihr Haupt und ihren Führer ausgibt. Als dies und Aehnliches der Gerechtigkeit vorgetragen wird, entscheidet sie: Beide, Mann und Frau, wären in der Welt unentbehrlich!

Einst schalt eine deutsche Ehefrau gewaltig über Evas Apfelbiß und vermaß sich, daß sie die Erbsünde nicht würde auf ihre Nachkommen gebracht haben. Ihr Mann dagegen nahm sich unsrer Urmutter an und wettete, daß seine Frau, nachdem sie sich gebadet habe, mit bloßen Füßen in einen benachbarten Morast gehen werde. Anfangs ward er verlacht, allmälig aber kam es zu Betrachtungen über das neue Verbot, und die Neigung zur Uebertretung wuchs immer mehr und mehr; bis die Frau, ihrer Meinung nach ganz unbemerkt, tief in den Morast hineinlief und sich an dem Gegensatze des Schmutzes und der weißen Haut fast ergötzte. Aber der Mann hatte aufgepaßt und trieb streng die Wette ein, so daß beim Mangel an Gelde die Putzkleider der Frau verkauft wurden.

Wie sich Scherz oder Ernst aber auch gestalten mochte, so gewiß man die Leibeignen im Mittelalter besser behandelte, wie die Sclaven in der alten Welt, so gewiß auch die Frauen; und die Turniere, über welche sie erst einen romantischen Schimmer verbreiteten, zeichnen sich hierdurch weit aus vor den griechischen Spielen, welche auf das weibliche Geschlecht gar nicht wirkten und kein Verhältniß zu demselben veredelten. Andererseits kann man aber nicht leugnen, daß in Olympia bei aller Beredsamkeit des Körperlichen, doch Dichtkunst, Bildhauerei, Geschichte, überhaupt das Geistige mannichfaltiger und lebendiger heraustrat, und den Griechen hier ein Volksfest, ein allgemeiner Vereinigungspunkt gegeben war, wie er in den Turnieren nie Statt fand. Diese, nur Wenigen zugänglich, konnten nicht Alle ansprechen und begeistern; sie konnten auf das Volk nicht heilsam zurückwirken. Hingegen läßt sich indeß wiederum anführen: die Zahl der Ritter war bei Weitem größer, als die Zahl der an den griechischen Spielen wirklich Theilnehmenden, durch das Genossenschaftliche der Stellung, und durch die Gleichartigkeit der für's ganze Leben anerkannten Grundsätze, war und wurde die Ritterschaft etwas so Großartiges und Wichtiges, daß sich nichts aus der alten Welt damit vergleichen läßt. Die christliche Religion gab eine viel höhere Verklärung, als die hellenische Schönheitslehre, und der höchste Grundsatz des Ritterthums, immer wahr zu reden, und jeden Schwächern gegen die Gewalt des Mächtigern zu schützen, ist edler und sittlicher, als ihn je die Römer ausüben, ja nur aufstellen mochten. Das Gefühl persönlicher Selbständigkeit vereinte sich mit dem Leben in größerer Gemeinschaft, Muth und Großmuth und Höflichkeit der Sitten wuchsen zwischen mancher Rohheit und Unwissenheit glänzend hervor. Neben treuer Freundschaft ging die Liebe her, und diese trat nicht, wie so oft, in Widerspruch mit der Tapferkeit, sie war nicht verweichlichend, sondern befeuernd. Allerdings ist Ritterthum und Ritterschaft in vielen Dingen nur eine Dichtung, eine niemals in allen Theilen wirklich und

geschichtlich wahr gewesene Idee; aber es bleibt Thatsache, daß diese Idee sich bildete, während sie in andern Zeiten nicht einmal angeregt ward, und daß nie von dem Bessern mehr als damals in die Wirklichkeit übergegangen ist.

Allmälig wuchs jedoch ohne Zweifel die Ausartung. Zuvörderst verlor die Ritterwürde an Bedeutung, seitdem man sie als Nebensache, den Besitz von Grundvermögen aber als die Hauptsache betrachtete. Statt des persönlichen Adels blieb fast nur Grundadel übrig; und sobald endlich für Lehndienste Geld gegeben, oder noch öfter die Steuerfreiheit durchgesetzt ward, sank der Adel von dem Gipfel seiner Stellung bis auf den Boden und setzte sein Wesen darin, daß er weder kriege noch zahle. Auch in den geselligen Verhältnissen hob man seitdem die ständischen Sonderungen schroffer hervor. Schon vor Ezelins Herrschaft wagte in Padua kein Adelicher ohne Zustimmung der Edelfrauen seine bürgerliche Geliebte in Gesellschaft zu bringen, und auf den Bällen der Vornehmen erfuhren Bürgerliche leicht Beleidigungen und Mishandlungen. Und doch erhob sich in dieser Zeit der Bürgerstand mächtiger als je, denn die Ritter, so klagt ein alter Schriftsteller, bewaffnen und beschweren sich nicht mit Eisen, sondern mit Wein, nicht mit Lanzen, sondern mit Speisen, nicht mit Schwertern, sondern mit Schläuchen, nicht mit Spießen, sondern mit Bratspießen. Schlachten und Rittergefechte lassen sie auf Sätteln und Schilden abmalen, damit sich ihre Einbildungskraft an den Bildern von dem ergötze, was sie weder zu sehen, noch zu thun wagen. Die Herren, sagt ein Andrer, sitzen mit den Hunden und halten es für eine große Ehre, daß sie nur von Hunden reden und andere Weisheit verachten. — Bisweilen trat aber von Seiten der zu Landesherren aufsteigenden Fürsten, strenge Bestrafung adlicher Unbilden ein. Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, so wird uns berichtet, war ein sehr gütiger und milder Mann, weshalb ihn viele Hochmüthigen im Lande wenig achteten und äußerten, er tauge nicht zu einem Fürsten und halte sich nicht herrlich. Man nannte ihn Landgraf Metze, und die ärgsten Unbilden nahmen überhand. Als er aber unerkannt von einem Schmiede in Ruhl hörte, wie man von ihm spreche und was geschehe, so nahm er sich zusammen und änderte sein Verfahren. Niemand aber wollte jetzt gehorchen; es kam zu offner Fehde und mehrere der ungetreuen Vasallen fielen in seine Hände. Da sprach er zu ihnen: „Wollte ich euch nach Verdienst bestrafen, so möchte man mir vorwerfen, ich tödte meine eignen Leute; wollte ich euch schatzen, so möchtet ihr nicht mehr dienen können; lasse ich euch ungestraft ziehen, so achtet ihr meines Zornes nicht." Deshalb führte er sie auf einen Acker, spannte je vier und vier an einen Pflug und trieb sie mit einer scharfen Geißel, bis einige zu Boden stürzten. Seitdem hieß dieser Acker der Edeln Acker, und der Landgraf der eiserne Landgraf. Manche tadelten dessen Strenge, manche die Frevel der Edlen, Andre, daß sie sich jener Schmach unterworfen hatten; aber Zucht und Ordnung wuchs im Lande.

Man darf also Rohheit, Verschwendung, Zunftgelage, falsche Kriegslust, Ausschweifungen und Räubereien des Adels nicht übersehen; obgleich diese Ausartung weder plötzlich eintrat, noch je ganz allgemein ward.

## Zuchthauspoesie.

Ein Gedicht aus dem Zuchthause würde eben so gut als ein kleines Curiosum gelten können, wie ein Gedicht über das Zuchthaus. In einem wie in dem andern Falle hat der Dichter mit ganz eigenthümlichen Hindernissen zu kämpfen. Desto mehr verdient der Name des kühnen Sängers der Vergessenheit entrissen zu werden, welcher, selbst ein unfreiwilliger Mitbürger dieses im eigentlichen Sinne des Worts aristokratischen Staates die ihm daselbst gewordne Muße zu einem sehr aufrichtig gemeinten Panegyricus auf eine Anstalt benutzte, welche den Meisten blos als ein nothwendiges Uebel erscheinen möchte. Sebastian Muhme, aus Verden gebürtig, ließ im Jahr 1616 zu Bremen einen Octavbogen unter dem Titel drucken: Bremer Zuchthaus, ein kurz und wahrhaftig Gespräch zweier Personen, darin eigentlich angezeiget wird, was Ordnung und gute Disciplin im Zuchthause zu Bremen gehalten werden. Er spricht darin aus eigner Erfahrung; denn nachdem er „bei Fürsten und Herren, durch guter Leute Gunst, gebracht zu seinen Ehren, gesetzt zur Schreiberkunst, stolzirte er nach seinem eignen Wahn, und Amor thät ihn blenden durch sein vergiftig Geschoß." Da bekam er „ungnedig Herren," die ihn „stießen zur Thür hinaus" und auf vier Jahr in's bremer Zuchthaus thaten. Die daselbst erhaltene Erziehung weiß er nicht genug zu rühmen, indem sie ihm „nicht allein an seinem Leibe, sondern vielmehr an seiner Seele, eine sehr nütze und gute Arznei gewesen," und um diese seine Dankbarkeit darzulegen, dedicirte er seine Schrift den Rathsherren zu Bremen, „seinen großgünstigen Herren und mächtigen Beförderern." Das Gedicht ist übrigens nicht besser und nicht schlechter, als es andre deutsche Gedichte jener Zeit waren. Der arme Teufel wird nicht viel verbrochen haben, sonst wäre er schwerlich so wohlfeilen Kaufs weggekommen. Denn bei der damals so gestrengen Justiz waren vier Jahr Zuchthaus nicht der Rede werth. 68.

## Ferdinand VII. Trauerspiel.

In London jetzt ist die Uebersetzung eines spanischen Trauerspiels erschienen, das den Titel Ferdinand VII. führt und zwei Monate vor den verhängnißvollen Tagen spielt, wo Ferdinand die Constitution annahm. Nur der Sonderbarkeit wegen verdient es bemerkt zu werden. Es tritt die ganze königliche Familie darin auf, so wie auch das Inquisitionsgericht erscheint. Der ganze Hofstaat, die Häupter der Constitutionspartei, der Hofpartei, Kammermädchen, Priester, drängen und verdrängen einander. Der Verfasser dieses Werks ist Don Manuel Serratea; — gewidmet ist es vom Uebersetzer dem Minister Canning.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 278.

3. December 1823.

## Briefe über Maria von Weber's Euryanthe und seine Bewillkommung in Dresden. *)

### I.

Wien, den 7. Nov. 1823.

Weber's Euryanthe ist nun viermal aufgeführt worden. Ein Sturm des Beifalls, wie man ihn in der italienischen Oper nie stärker erlebte, ein Drängen und Treiben der Herbeiströmenden, wie es selbst bei den glänzendsten Vorstellungen der Italiener im geräumigen Kärnthnerthor-Theater nie vorkam, bezeichnete die ersten zwei Vorstellungen. Die dritte, die Weber auch noch dirigirte, war weniger drangvoll, aber das echte Kunstgefühl sprach sich, bei einem recht ausgewählten, ganz empfänglichen Publicum, wo möglich noch lauter und begeisterter aus, weil man schon vertrauter mit dieser Welt von Tönen war. Bei der vierten dirigirte der Capellmeister Kreuzer, und Weber hörte blos aus der Loge zu. Es war Allerheiligen und ein ganz anderes Publicum. Aber derselbe Effect. Unbeschreibliches Entzücken und der lauteste Jubel. Weber wurde in den drei ersten Vorstellungen, wo er selbst dirigirte, elfmal, bei der vierten, wo er nur Zuschauer war, ebenfalls dreimal, stürmisch gerufen. Einmal führte er die Sontag und Forti, ein anderes mal die Grünbaum, ein anderes mal das ganze Personal mit auf die Bühne. Alsdann wurde er noch einmal allein gerufen. Man wollte durchaus den Meister sehen, ihm Dank zollen, ihm sagen: „Du bist der Deutschen Stolz! Du willst nicht zaubern und blenden. Aber Du erhebst, begeisterst uns durch Deine himmlischen Töne!“ Die deutsche Tonkunst hat einen vollendeten Triumph gefeiert. Lassen Sie mich Ihnen die Aufeinanderfolge des ersten Abends nur in leichten Umrissen mittheilen.

Sonnabends, am 25. Oct., Abends halb sieben Uhr war kein Platz mehr in dem großen Theater zu bekommen. Eine erwartungsvolle halbe Stunde vergeht. Weber erscheint im Orchester. Fünf Minuten dauert der einstimmige Beifalljubel. Es wird Stille gebeten. Die Ouverture, die der Meister erst in Wien geschrieben hatte, beginnt. Kein Laut im ganzen Hause bis zum Schluß. Noch lange nach dem Aufziehen der Gardine unbegrenztes Treiben und Stürmen. Man hätte die Ouverture gern noch einmal gehört. Da ergriff der Lenker sein Scepter. Der in Costums und Einübung trefflich gerüstete Chor der Frauen und Ritter beginnt. Doch es ist besser, daß ich die Musikstücke, welche sowohl bei der ersten als zweiten Vorstellung, die sich darin ganz gleich waren, die größte Wirkung hervorbrachten, einzeln bezeichne. Im Voraus bemerke ich, daß keine Nummer beifalllos vorbeiging. Im ersten Act die Introduction, die Cavatine der Euryanthe, das darauf folgende Duett und das erste Finale; letztere machten furore. Im zweiten Act die Arie Lysiarts und das darauf folgende Duett zwischen Eglantine und Lysiart. (Eglantine-Grünbaum, Lysiart-Forti wurden in beiden Vorstellungen nach diesem Duett mit Wuth

*) Ganz Deutschland ist aufmerksam auf den Erfolg gewesen, den des gefeierten Maria von Weber's Euryanthe in Wien, wo sie Barbaja bestellt hatte, gehabt hat. Es sind uns durch verschiedene Correspondenten ausführliche Berichte in günstiger und ungünstiger Stimmung zugekommen. Einige voll Enthusiasmus lauten fast ganz gleichförmig mit den Nachrichten, welche in wiener und dresdner literarischen und theatralischen Tageblättern bereits gelesen worden sind. Wir glaubten diese daher zurücklegen zu müssen, da wir ihren Inhalt als Allen bekannt voraus setzen können und der Raum für solche blos referirende Berichte uns sehr sparsam zugemessen ist. Es sind uns aber auch von der andern Seite Nachrichten zugekommen, die so ganz Allem, was letztere öffentlich darüber verlauteten, widersprechen, sich so geringschätzig und misgünstig darüber vernehmen lassen, daß wir billig Bedenken trugen, mit so leidenschaftlichen, sich absichtlich verblendenden Kunstrichtern hier etwas zu thun zu haben. Beikommende zwei Briefe sind von wohlunterrichteten Männern geschrieben, die weder in Lob noch Tadel ausschweifen. Die Erzählung dessen, was in Dresden geschehen ist, schien uns damit sehr passend vereinigt werden zu können.

Die Red.

Digitized by Google

herausgerufen.) Ueber Alles aber entzückte das zweite Finale, in welchem Jeder hier so ganz an seinem Platze steht. Im dritten Act die Arie: „Nein, der Held." Dann das Jägerlied. Dies mußte in beiden Vorstellungen den ungestümen Forderungen des sich immer mehr erhitzenden Publicums zu genügen, sechsmal gesungen werden. Die Arie der Euryanthe-Sontag: „Zu ihm, zu ihm!" erregte solchen Sturm, daß die liebliche Sängerin, obgleich gleichsam todt, immer noch einmal erscheinen mußte, und bei ihrem Erscheinen in der letzten Scene mit dem schallendsten Beifall empfangen wurde. Der Meister wurde zwischen jedem Acte und am Schlusse noch zweimal gerufen. Die dritte Vorstellung war das Benefiz der Sontag. Weber soll selbst geäußert haben, er habe bei seiner Euryanthe an Minna Schröder gedacht, die er bei seiner ersten Anwesenheit in Wien noch bei'm Kärnthnerthor-Theater fand, sey aber nun mit dem redlichen Eifer der Sontag sehr zufrieden, wodurch sie, was ihrer Stimme an Umfang und Fülle abgehe, zu ersetzen suche. Die Anmuth ihrer blühenden, jungfräulichen Gestalt kommt ihr dabei sehr zu statten. Auch ist sie weit mehr der Liebling des Publicums, als es die vordem so begünstigte und als Sängerin untadelhafte Grünbaum bisher gewesen ist. Diese hat aber als Eglantine ihren alten Ruhm vollkommen behauptet und sich auf's Neue die Gunst aller Bewunderer der Weber'schen Musik erworben. Alle übrigen Sängerinnen und Sänger genügten vollkommen, nur Adolar war schwach. Der fremde Meister war ihnen allen so lieb, als sey er auf immer in ihrer Mitte gewesen und es verbreitete sich sogar der Ruf, Weber werde, da auch Salleri, nicht ohne einige vergebliche Versuche, die Katastrophe selbst herbeizuführen, seine Laufbahn endete, unter sehr ansehnlichen Bedingungen engagirt werden. So viel ist gewiß, daß der kluge Barbaja (der beiläufig außer den doppelten Reisekosten und der Verpflegung, dem Meister 240 Dukaten gezahlt haben soll) ihn dringend gebeten hat, für ihn eine neue Oper, die in Neapel von den ersten Virtuosen aufgeführt werden soll, zu componiren und sie in San Carlo selbst zu dirigiren. Auch soll Weber diesen Antrag nicht abgelehnt haben, zumal da die Koryphäen des Virtuosenvereins, die Weber selbst noch bei der Aufführung des Matrimonio segreto, des Barbiere, der Semiramide, der Cenerentola und der Donna del lago in ihrer vollendeten Kunst zu würdigen Gelegenheit hatte, ihm dabei freiwillig ihre Mitwirkung zusagten. Bedürfte es eines äußern Beweises, daß Weber's seltne Meisterschaft sich auch auf's Neue in der Euryanthe bewährte, so müßte dies jeden Zweifler überzeugen!

Ueber das Buch oder das Gedicht, dessen Verfasserin, Helmina von Chezy, auch hier anwesend ist, wurde nicht überall so günstig geurtheilt. Man fand darin nicht nur große Härte im Versbau, die aber die Dichterin zum Theil dem Meister auf den Hals wälzt, sondern auch die ganze Fabel langweilig. Das Urtheil des Unbefangenen ist weit billiger. Lieder, wie die erste Cavatine, das Mailied, der Jägerchor, der letzte Zweigesang sind gewiß des Ruhmes der Dichterin werth.

Der Clavierauszug wird in Kurzem bei dem allgemein geachteten Musicalienhändler Steiner hier erscheinen. Weber erhielt noch zwei Tage vor seiner Abreise eine Privataudienz bei'm Kaiser, der in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr von Czernowitz sonst Niemand vor sich ließ, worin ihm der Monarch mit sehr huldreichen Ausdrücken die Erlaubniß ertheilte, ihm diesen Auszug zueignen zu dürfen; eine seltne, aber verdiente Auszeichnung.

Noch muß ich etwas von dem festlichen Abendmahl sagen, womit ein vertrauter Kreis von Weber's Freunden, lauter Dichter und Künstler (27 an der Zahl), an demselben Abend, an dem die erste Aufführung der Euryanthe Statt gefunden hatte, in einem öffentlichen Speisehause den Hochgefeierten empfing. Dieser Kreis versammelte sich Abends auch sonst oft an diesem Ort, doch war dies seit einiger Zeit weit seltner geschehen. Man gibt ihm hier die Benennung: Ludlamshöhle oder der Ludlam. Hier war es, wohin der Dichter Castelli und der Hofschauspieler Schwarz den mit Beifall gekrönten Tonkünstler führten und ihm zu Ehren eine eigne Liedertafel feierten. Die Büste des Kaisers stand in der Mitte, darunter Weber's festlich gekränztes Bild. Es wurden unter dem gemüthlichsten Jubel in dieser Gesellschaft, die bis tief in die Nacht hinein sich verlängerte, mehr als vierzehn darauf gedichtete Lieder gesungen oder vorgelesen, alle überströmend von Begeisterung für den so innig befreundeten Künstler, bald in gemüthlich-herzlichen, bald in humoristisch-witzigen Formen und Einkleidungen. Zur letzten Classe gehörte insbesondre das erste Blatt einer Ludlamitischen Literatur-Zeitung, verfaßt von Jeitteles, der sich den Wächter dieser Höhle nennt, und die in Voraus gegen Weber's Composition eingenommenen, vor der Anhörung schon alles verdammenden Vor-Recensenten mit scharfer Lauge nach Gebühr abreibt. Gewiß, es wäre Schade, wenn dieser Köcher voll Witzspitzen nicht zu allgemeiner Kenntniß kommen sollte, wie dies bei einigen andern Gedichten, die für diesen Abend erklangen, bereits der Fall gewesen. Johann Langer dichtete eine sehr beziehungsvolle Fabel von den zwei Sängern; Chr. Kuffner einen Gesang der Fröhlichen und musikalische Leiden und Freuden eines Layen. Auch in der reichen Sprache der Magyaren hatte Graf Mailáth dem Meister seinen Zoll dargebracht. Doch mögen Andere das Weitere darüber berichten. Ich theile Ihnen hier zur Probe nur den wahrhaft genialen Festgesang des gefühlvollen Seidl mit, den man auch wohl im nördlichen Deutschland durch so manche seiner Lieder, die in hiesigen Zeitschriften gelesen wurden, von der vortheilhaftesten Seite kennt. Schließen Sie von dieser Probe auf's Uebrige.

## Festgesang
### an
## Karl Maria von Weber
### nach Anhörung seiner Euryanthe.

Held der Lieder, Herr der Töne,
Deinen Namen preisen wir.
Lispelnd neigt sich Dir das Schöne,
Donnernd das Erhabne Dir.
Thränen lockst Du in die Augen,
In die Herzen lockst Du Glut.
Mann! Du mußt was selber taugen,
Nur der Gute dichtet gut!

Chor.

Weber, nimm dies Lied zum Preise!
Hast ein gut Stück Zeug gewebt:
Hast auch sicher gut gelebt;
Freu' Dich drum in unserm Kreise!

---

Die Du schufest, die Gestalten,
Sollen alle leben — hoch!
Wenn die Triller längst verhallten,
Herrscht Dein Max in Ehren noch.
Was Agathens Mund gesungen,
Singt noch unsrer Enkel Braut;
Noch von später Jäger Zungen
Klingt Dein trauter Jägerlaut.

Chor.

Weber, Du hast überwunden!
Was Du hast gewebt so schön,
Wird von Mund zu Munde gehn,
Wie ein Spruch aus goldnen Stunden!

---

Euryanthens Wundergluten
Werden ewig reiner glühn:
Denn Gedeihen blüht dem Guten,
Müßt's ihm auch auf Felsen blühn.
Ihre Donner werden bringen
In der Zeit betäubtes Ohr;
Ihre Wonnen werden klingen
Durch der Herzen ehern Thor.

Chor.

Weber sey von uns erhoben!
Hast ein neues Band gewebt,
Das umklammert, das erhebt,
Dich und uns erhebt nach oben.

---

Drum Du Held im Tönefrieden,
Drum Du Held im Tönekrieg,
Sey Dir dieses Lied beschieden,
Wie aus voller Brust es stieg.
Wie wir jetzt die Becher heben,
Hebt das Herz sich freudentglüht:
Der, in dessen Lied wir leben,
Leb' auch hoch in unserm Lied.

Chor.

Wackrer Weber, kannst uns glauben,
Hast recht gut in unsre Brust
Einzuweben Dich gewußt,
Daß Dich draus kein Gott kann rauben.

(Ein zweiter und dritter Brief folgen.)

---

**Trauerspiele von Fr. v. Uechtritz. Rom und Spartacus. Rom und Otto der Dritte. Berlin bei Friedrich August Herbig. 1823.**

Es gibt Bücher, über die man wieder ein Buch von lobenden Eigenschaften schreiben kann, und welche dennoch summa summarum sehr wenig werth sind. Ohne das letztere von den vorliegenden Trauerspielen sagen zu wollen und zu dürfen, kann man doch behaupten, daß die Anzahl der lobenswerthen Seiten im Verhältniß bei weitem größer ist, als der poetische Werth im Ganzen betrachtet.

Die trefflichen Eigenschaften im Spartacus und Otto sind meistens negativer Art, und wir könnten im Aufführen derselben die Grenzen einer gewöhnlichen Recension weit überschreiten, ohne, wie wir glauben, dadurch dem nach poetischer Gediegenheit hinausstrebenden Verfasser einen wahren Gefallen zu erweisen. Wir begnügen uns deshalb mit einigen Andeutungen.

Vor Allem müssen wir zugestehn, daß beide Tragödien ihren Vorgänger Chrysostemus weit hinter sich zurücklassen, wäre es auch allein aus dem Grunde, weil sie bei weitem compresser sind. Während wir in jenem ganze Seiten hätten streichen mögen, und das Ganze zur Hälfte seiner Ausdehnung reducirt gewünscht hätten, möchte sich hier selten ein Vers oder eine Periode ohne Verletzung des organischen Zusammenhanges wegnehmen lassen. Es wächst eine Rede aus der andern heraus, und müssig wird man kaum ein einzelnes Wort auffinden können. Diese negative Tugend der Selbstverleugnung will schon sehr viel sagen bei einem jungen Autor, als welchen wir Herrn von Uechtritz uns vorstellen, da nichts schwerer bei'm ersten Erwachen der Kraft wird, als diese Kraft selbst zu beschränken. Aber nicht allein in der Kürze und Beschränkung zeichnen sich beide Römer-Tragödien vor dem vorigen byzantinischen Schauspiel aus, sondern auch darin, daß wir in jenen nicht mehr Caricaturen auf beiden Seiten, sondern der Natur verwandtere Gestalten erblicken. Zwar, könnte man einwenden, der byzantinische Hof war der Sammelplatz aller und jeder Unnatur, während in Rom sich zu allen Zeiten ein gesunderer Sinn mitten unter den Verderbnissen noch erhielt; aber es war immer eine böse Sache, daß ein junger Schriftsteller mit der Schilderung solcher Verkehrtheiten seine Autorlaufbahn begann.

Beide Trauerspiele aus Rom sind frei vom Pathos, frei von falschem Idealisiren, sie haben sich losgerissen aus unnatürlichem Regelzwange, sie haschen nicht nach Effecten. Der Dichter hat den gefährlichen Abweg von eigenem Kraftgefühl strotzender Poeten vermieden, er hat nicht die Geschichte verbessern wollen, sondern gemeint, daß sie die größte Dichterin, und es dem Individuum nur erlaubt sey, ihre großen Momente zusammen zu fassen, und die Einheit und energische Entwickelung, welche den Nichtdichtern verborgen bleibt, diesen im Kunstwerk faßlich darzustellen.

Unverkennbar schwebten ihm bei der Composition des Spartacus und zum Theil auch der Otto III., Shakspeare's historische Schauspiele vor Augen, und einem würdigern Meister kann Niemand seine Versuche nachbilden. Shakspeare preßt mit einem allgewaltigen Arme die Begebenheiten von Jahrzehnten mit ihren Entwickelungen und Verwickelungen zusammen, und indem er bei dieser Bewegung das minder Bedeutende erstickte, trat nur das Charakteristische und Bedeutungsvolle hervor. Er stellt uns auf eine Höhe, von der herab uns die Entfernungen nur gering dünken, und von wo nur die höhern Punkte, als Thürme und Berge, und größere Erscheinungen, Seen, Städte, Flüsse uns lebendig in's Auge fallen. Den

Einklang und die harmonische Verbindung dieser größern Erscheinungen zu zeigen, ist die Bestimmung des historischen Dramatikers. Aber diese gewaltigen Arme, um die Zeit zusammen zu pressen, haben nur Wenige, und nur ein geübtes scharfes Auge kann von den Höhen aus sich orientiren.

Wenn daher auch die Absicht des Dichters der vorliegenden Trauerspiele sehr zu loben ist, wenn die Vermeidung so vieler blendenden Abwege sein festgesetztes Studium bekundet; so fehlt doch noch immer viel daran, daß sein Product ein großartiges historisches Trauerspiel genannt werden kann. Im Spartacus hat er ganz trefflich das Wesentliche von dem Unwesentlichen gesichtet, er hat die großen historischen Momente in ihrer schlichten Einfalt dargestellt, er hat nicht geschraubt, nicht genebelt, nicht gewinselt, sondern nur den Zauber der Natur angewendet; ein unverdorbener, oder zur Natur wieder zurückgekehrter Sinn wird auf's Tiefste von manchen dieser, alles Schmuckes entblößten, doch großer und rührenden Stellen ergriffen werden, aber der geniale Ueberblick, welcher diese Einzelheiten so zu ordnen und schattiren versteht, daß uns das ganze Gemälde lebendig entgegen tritt, daß wir von dem großartigen Zauber der ganzen dramatischen Dichtung ergriffen werden, dieser fehlt.

Der Fittig des Genius läßt sich nicht aus Negativen (?) zusammen binden. Nur dieser trug Shakspeare auf jene Höhe. Er war aber auch der Einzige, der sie erreichte, und deshalb kann der, dessen Kräfte nicht so hoch reichen, getröstet seyn. Der poetische Genius zeigt sich aber nicht allein in dem Vermögen, uns die Totalität einer poetischen Schöpfung zum klaren Bilde zu machen, sondern er sprudelt auch in den einzelnen Bildern hervor. Trotz dem, daß wir vom historischen Dramatiker — und wohl von jedem epischen und dramatischen Dichter — verlangen, er solle nicht die Empfindungen malen, sondern die Begebenheiten, die Conflicte, welche den Ausbruch derselben zur nothwendigen Folge haben; so kann der wahrhaft begabte Dichter doch nicht von Anfang bis Ende bei der trockenen Darstellung der Dinge wie sie sind ausdauern. Hier und dort wird die Empfindung selbst in ihm zu mächtig, und sie macht sich in der Schilderung, oder der Klage und dem Jubel Luft. So kommen dem wahren Dichter oft die poesiereichsten Stellen auf höhere Eingebung, er beabsichtigte sie nicht, und weiß sich nicht nachher zu erklären, wie sie gekommen sind. Der Dichter ist ein üppiges Gebirge, aus dem hier und dort die kleinen Quellen unter dem Grase hervorrieseln, und die Bergwände unmerklich befruchten. Diese unbewußte Poesie vermissen wir im Dichter, wenn er nicht etwa in beiden Trauerspielen sich allzuviel Gewalt angethan hat.

Obgleich Ref. aus Gründen, die hier anzugeben allzuweit führen würde, kein Freund der von unsern Dichtern aus der antiken Geschichte entnommenen Formen ist, so zieht er doch den Spartacus dem Otto III. bei weitem vor. Die edle Wahrheit und Ruhe, welche im Spartacus vorwaltet, findet sich im Otto hier und dort mit Künstelei vermischt. Im Spartacus ist fast nichts zur Geschichte hinzugethan, bis etwa auf die nothwendig eingeflochtenen Gladiatorenscenen, und doch ist das, was die Geschichte über den merkwürdigen Gladiator nur dürftig bietet, zu einem großartigen Leben componirt. Das einzige Hinzuerfundene, die Zusammenkunft des Cressus mit Spartacus, läßt sich historisch entschuldigen und bekundet eine poetische Anschauung.

Auf Einzelheiten hinzuweisen liebt Ref. nicht, da auf diese Weise die Kritik sich selbst vernichtet und der Willkür Thor und Thür geöffnet ist; da aber die Leser der Recensionen gern Proben und Beispiele neben der Kritik und Anzeige verlangen, so mögen hier die zwei gelungenern Stellen stehen. Eine gute Charakteristik römischer Ueppigkeit ist folgende. Spartacus steht fest, drohend wie Hannibal ante portas, und Rom zittert vor dem Sclaven, der die Kette zerbrach; da kommt Metellus, welcher das Heer gegen ihn führen soll, und redet seine Sclaven an:

> Ich will auf dieses Ruhebett mich legen,
> Vom Bade matt. Ich denke süß zu ruhn.
> (Er legt sich nieder.)
> Bringt Räucherwerk! in duft'gen Wellen laßt es
> Mein Haupt umspielen! laßt Musik ertönen,
> Doch aus der Ferne! — Oeffnet dort die Thüre,
> Daß ich vom Marmorsaale her das Wasser,
> Wie es herabtropft in metallne Becken,
> Den weichen Pfühl umarmend, hör'! — Es gibt
> Kein sanftres Mittel sich in Schlaf zu lullen,
> Als fernes Wassertröpfeln auf Metall.
> Drum hab ich's eingerichtet.
> (Er entschläft unter der Musik der Sclaven.)

Gelungen ist des Spartacus Monolog, in welchem er den Triumph beschreibt:

> Auch ich war in den Mauern Roms! Ich ging
> Wie im Triumph hinein, in Ketten vor
> Des Triumphators Wagen.
>
> Nie vergeß ich's
> Wie rings ein Meer von Tempeln, Säulenhallen,
> Steinbildern, Marmorbrunnen, weiten Märkten
> Sich blendend aufthat; die Legionen hinten
> Mit ernstem, sicherm Schritt, bekränzt mit Lorbeern,
> Laut jauchzend Jo triumphe! vorn die Beute,
> Die goldne, silberne die Opferthiere,
> Schwer schreitend unter reicher Decken Besitz
> Und vorn und hinten gellendes Gejubel
> Der Cymbeln und Posaunen; — doch in all
> Der Wunder Mitte, langsam hingezogen
> Auf goldnem Wagen, Er, der Glücklichste,
> Fast regungslos in würdig ernster Haltung,
> Von seines Mantels reich gestickten Falten
> Purpurn umflossen, über seinem Haupte
> Die goldne Kron', umblitzt von bunten Steinen,
> Schwebend in des geschmückten Sclaven Hand,
> Den hinter ihm der Wagen trug — und neben
> Des Wagens Rädern gingen sie und schwangen
> An goldnen Ketten silberne Gefäße
> Aus denen Wolken heilgen Weihrauchs auf
> Zum Sitz des Imperators kräuselten,
> Als wie zu einem Götterbild. — Da fühlt ich
> In mir vernichtet mich, und doch vergöttlicht;
> Vernichtet, weil ich nur ein Sclav in Ketten,
> Vergöttlicht, weil's im Innersten mir zurief,
> Daß ich nicht schlechter als der Imperator.

Für die Aufführung eignet sich der Spartacus nicht. Otto III. hat mehrere Scenen, welche Effect machen könnten, doch dürfte er auf größern Bühnen und vor einem kritisch gewordenen Publicum nicht bestehn. Das Romanhafte ist oft zu grell, das historisch Wahre schroff, ohne die großartigere Einfalt zu haben, welche im Spartacus zuweilen besticht. Vor Allem aber ist das ganze Gemälde nicht klar genug. Zu den gelungensten Scenen werden die zwischen dem südlich zarten Otto und den deutschen Eisenhelden gehören.

18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 279.

4. December 1823.


## Mark Bozzari.

Probe einer neuen Sammlung von Griechenliedern *).
Von Wilhelm Müller.

Oeffne deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine hohen Thore, öffne deine tiefen Grüfte,
Auf, und streue Lorbeerreiser auf den Pfad und in die Lüfte!
Mark Bozzari's edlen Leib bringen wir zu dir getragen,
Mark Bozzari's! Wer darf's wagen, solchen Helden zu beklagen?
Willst zuerst du seine Wunden oder seine Siege zählen?
Keinem Sieg wird eine Wunde, keiner Wund' ein Sieg hier fehlen.
Sieh auf unsern Lanzenspitzen sich die Turbanhäupter drehen!
Sieh, wie über seiner Bahre die Osmannenfahnen wehen!
Sieh, o sieh die letzten Werke, die vollbracht des Helden Rechte
In dem Feld von Karpinissi, wo sein Stahl im Blute zechte.
In der schwarzen Geisterstunde rief er unsre Schar zusammen,
Funken sprühten unsre Augen durch die Nacht, wie Wetterflammen,
Ueber's Knie zerbrachen wir jauchzend unsrer Schwerter Scheiden,
Um mit Sensen einzumähen in die feisten Türkenweiden;
Und wir drückten uns die Hände, und wir strichen uns die Bärte,
Und der stampfte mit dem Fuße, und der rieb an seinem Schwerte:
Da erscholl Bozzari's Stimme: „Auf, in's Lager der Barbaren!
Auf, mir nach! Verirrt euch nicht, Brüder, in der Feinde Scharen!
Sucht ihr mich, im Zelt des Pascha werdet ihr mich sicher finden —
Auf, mit Gott! Er hilft die Feinde, hilft den Tod auch überwinden."
Wie des Herren Blitz und Donner aus der Wolkenburg der Nächte,
Also traf das Schwert der Freien die Tyrannen und die Knechte;
Wie die Tuba des Gerichtes wird dereinst die Sünder wecken,
Also scholl durch's Türkenlager brausend dieser Ruf der Schrecken:
Mark Bozzari! Mark Bozzari! Sulioten! Sulioten!
Solch ein guter Morgengruß ward den Schläfern da entboten.
Und sie rüttelten sich auf, und gleich hirtenlosen Schafen,
Rannten sie durch alle Gassen, bis sie an einander trafen,
Und bethört von Todesengeln, die durch ihre Schwärme gingen,
Brüder sich in blinder Wuth stürzten in der Brüder Klingen.
Frag' die Nacht nach unsern Thaten! Sie hat uns im Kampf gesehen —
Aber wird der Tag es glauben, was in dieser Nacht geschehen? —
Hundert Griechen, tausend Türken, also war die Saat zu schauen
Auf dem Feld von Karpinissi, als das Licht begann zu grauen.
Mark Bozzari, Mark Bozzari, und dich haben wir gefunden,
Kenntlich nur an deinem Schwerte, kenntlich nur an deinen Wunden,
An den Wunden, die du schlugest, und an denen, die dich trafen,
Wie du es verheißen hattest, in dem Zelt des Pascha schlafen.

Oeffne deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine tiefen Grüfte, daß wir in den heil'gen Stätten
Neben Helden unsere Helden zu dem langen Schlafe betten.
Schlafe bei dem deutschen Grafen, Grafen Normann, Fels der Ehren *),
Bis die Stimmen des Gerichtes alle Gräber werden leeren.

---

*) Sie wird noch im Laufe dieses Jahres dem Druck übergeben werden.

*) Mark Bozzari wurde neben der Gruft des in Missolunghi gestorbenen Grafen Normann Ehrenfels beigesetzt.

## Briefe über Maria v. Weber's Euryanthe und seine Bewillkommnung in Dresden.

(Erster Brief siehe in Nr. 278.)

### II.

Wien, den 8. Nov.

Kapellmeister Maria v. Weber hat bei den vier Aufführungen seiner Euryanthe, die bis jetzt Statt fanden, und in welchen er die drei ersten selbst dirigirte, der vierten aber, wo Kreuzer dirigirte, nur zusah, die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. Aber auch die allgemeine? Dies wage ich nicht zu behaupten. Bei den ersten zwei Aufführungen war das Haus gedrückt voll; bei den zwei folgenden waren besonders die Logen schon weit weniger angefüllt, und von den Logen herab war gleich Anfangs der Beifall sehr mäßig. Man hatte vielleicht zu viel, oder ganz etwas Andres erwartet. Der Text ist wenig interessant und hat gerade da, wo die größte Deutlichkeit herrschen soll, bei'm Orakel, eine unverzeihliche Dunkelheit. Die Musik hat zu viele und zu lange Recitative, zu wenig Arien. Daraus entspringt bei allem Aufwande der Gelehrsamkeit und tiefem Gefühl, das selbst die eifrigsten Rossinisten nicht zu bestreiten vermögen, auch hie und da Monotonie. Das klingt ja wie ein Requiem! so hörte man vernehmlich aus manchen Logen. Doch ist wohl auch viel Parteilichkeit im Spiel. Die wenigstens, welche der Euryanthe das Schicksal von Beethoven's Fidelio prophezeihen, möchten sich doch betrügen. Denn alle Unbefangenen sind der Meinung, daß, je mehr man sich hinein höre und die herrlichsten Chöre und Tonstücke in ihrer überschwenglichen Fülle recht aufzufassen wisse, man auch desto mehr und größere Schönheiten darin finde. Witzlinge plauderten vom Ennuyanten und nennen diese neue Oper geradezu eine Malerei ohne augengefällige Färbung. Das Alles wird sich ausweisen. Ergriffen, begeistert, elektrisirt soll ja wohl das ganze deutsche Publicum, nicht blos das hierin vielfach getheilte wiener, durch eine Musik werden, worin offenbar der Meister sich selbst zu überbieten und das Beste zu geben den ernsten Willen hatte. Das müssen wir abwarten. München, Berlin, Darmstadt, Hamburg, Weimar, das sind die Schöppenstühle, woher man den Spruch erwarten muß. In Dresden und Leipzig könnte zu leicht Vorgunst zu Gericht sitzen. Die Kräfte der hiesigen Sänger und Sängerinnen, nur die Grünbaum und Forti ausgenommen, sind freilich auch sehr mäßig. Die Sontag, als Euryanthe, thut was sie kann; sie hat eine frische Stimme und angenehme Methode, worin sie der Fodor nachstrebt. Sie ist ein schönes Mädchen, aber eine schwache Schauspielerin. —

### III.

Dresden, den 14. Nov.

Nicht ohne Hochgefühl des Stolzes nennen wir den allgepriesenen Maria von Weber den Unsrigen. Bei uns ist sein Freischütz, bei uns der südliche Klang zur Preziosa, bei uns seine Euryanthe empfangen und geboren worden. Weber könnte die Seele der fröhlichsten Geselligkeit seyn. Sein trockner Humor wirkt unwiderstehlich, und phantasirt er am Pianoforte, so schweigt jede andre Unterhaltung. Aber er zieht es vor, einem kleinen auserwählten Kreise geprüfter Freunde ganz zuzugehören und in dem Schoße der Seinen zu leben. Ein einfaches Landhäuschen am Fuße der Rebenhügel und des romantischen Köppengrundes, einige hundert Schritte von Pilnitz, mit der Aussicht auf ein heiter umsonntes Thal bis zum reizenden Elbufer hinab, ein stets grünender Wiesenteppich vor seinen Augen, ist seine Sommerwohnung, wo er mit seiner wahrhaft liebenswürdigen Gattin und einem einzigen Söhnlein, wie billig Max genannt, mit seinem treuen Schüler Benedict, der ihn auch nach Wien begleitete, ein stilles Familienleben führt. Hier ist die Wiege seiner Compositionen zur Euryanthe, und die hiesigen Führer der wandernden Scharen, die im Sommer hier vorbei auf die Bastei, die Vorhalle der sächsischen Schweiz, und nach Schandau wallfahrten, verfehlen nie, von fern dem Fremden die Hütte und das Gärtchen zu zeigen, wo Weber in Tönen mächtig waltet.

Weber war, nachdem er noch am 8. November die funfzigste Aufführung des Freischütz in dem ihm durch so viele Erinnerungen theuern prager Theater dirigirt hatte, den 10ten Abends von seiner wiener Reise munter und vergnügt zurückgekehrt. Eine Menge Briefe circulirten bei den hiesigen Ton- und Theaterfreunden über den Erfolg der Euryanthe auf dem wiener Hoftheater. Alle sprachen einstimmig von dem Gelingen dieser Oper, wenn auch kühle Berichte aus den obern Regionen, wo es immer kalt ist, den Zusatz machten: die höchstverdienstliche Musik habe nicht Alle begeistert, sey viel zu gediegen und studirt erschienen. Man fragte mit Recht, wie werden wir den Meister empfangen? Wir müssen ihm wenigstens da, wo er zunächst wirkt und durch seine Alles belebende Direction selbst Unbedeutendes hebt, im Theater so recht unter uns ein kleines Fest bereiten. Alles, was zur Kapelle und Bühne gehört, bringe ihm da einen Gruß inniger Anerkennung. Das erhielt Beifall. In den nächsten drei Tagen war Alles zubereitet und einstudirt. Der Generaldirector billigte und beförderte das Unternehmen. Niemand wurde besonders veranlaßt zu erscheinen. Aber da fehlte auch *nicht Einer*. Italienische und deutsche Sänger und Sängerinnen, alle Mitglieder beider Orchester und des Kirchendienstes, alle Schauspieler und Schauspielerinnen, alle Choristen, Hoftheatermaler, Maschinenmeister drängten sich herzu, um Theil an diesem feierlichen Morgengruß im Theater zu nehmen. Es war ein kleines Volk von beinahe 200 Köpfen. Der durchaus davon nichts ahnende Kapellmeister wurde am Morgen des 13. Nov. plötzlich beschickt, um schnell eine Probe zur Preziosa zu halten, weil eine Unpäßlichkeit der ersten Sängerin die auf diesen Abend festgesetzte Wiederholung der Libussa unmöglich mache. Etwas unmuthig über die unvermuthete Störung, eilte Weber in's Theater, vor welchem ihn aber der Regisseur Helwig aufhielt und ersuchte, mit ihm einen

Digitized by Google

Augenblick hinter die Bühne zu kommen. Wie groß war seine Ueberraschung, als er da eingeladen wurde, durch die Mittelthür auf die Bühne zu treten. Alles war in voller Beleuchtung! Um einen Lehnstuhl in der Mitte stand im Hintergrund rechts, links, in mehrfachen Reihen das ganze Personal der Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen. Gleich nach dem Eintritt, als er sich unter einer rauschenden Fanfare gesetzt hatte, fing das heute dreifach besetzte Orchester, unter des wackern Kapellmeisters Tietze Leitung (unser Kapellmeister Morlachi war vor Kurzem nach Italien gereist, um dort eine neue Oper von sich aufzuführen und frische Subjecte zum italienischen Operngesang zu werben), den ersten Chor des Siegeslieds aus Mozart's Titus an zu spielen. Nun trat die erste Sängerin der italienischen Oper, die im Spiel und dem ihr eignen Gesang noch immer unübertreffliche Signora Sandrini hervor und bekränzte den Gefeierten mit dem ihm gebührenden Lorbeer, indem unsre erste, alle jüngere Schwestern der Thalia noch immer mit eignem Liebreiz übertreffende Schauspielerin, Madame Schirmer, die Worte des Gesanges auf einem Atlaskissen, worauf der Kranz gelegen hatte, gedruckt überreichte. Nun begann der zweite Chorgesang, der Schlußchor aus der Euryanthe, mit steigendem Jubel und allgemeiner Begeisterung, und als er geendet, erschallte dem tiefgerührten, Freudenthränen vergießenden Mann ein dreimaliges Lebehoch mit der rauschendsten Begleitung des Orchesters. Alles brachte Blumen. Er wurde mit Blüthen ganz bedeckt und man hätte der Brautjungfer so gern aus ihrem Körbchen Kränze und Blumen gestreut. Viele, die sich zufällig in den Logen und Parquet eingeschlichen hatten, waren gerührte Zeugen dieses Jubels, dem dadurch das eigenthümliche Gepräge einer großen, herzinnigen Familienscene aufgedrückt wurde, daß darin die freudigste Theilnahme eben so unverdächtig von dem zahlreichen Verein der italienischen Ton- und Sangkünstler, als von der deutschen Oper, eben so laut von dem Personal des Orchesters, als von den Mitgliedern des recitirenden Schauspiels, so ganz unvorbereitet in so reicher Fülle an den Tag trat. Diese Einigkeit ist großentheils Weber's Werk. Er und Morlachi leben wie zwei Brüder zusammen. Und es paßt auch hier:

Hirten und Heerden sind Eins, wenn die bissigen Hunde nicht bellen.

Theodor Hell, der überall freundlich und sangreich Eingreifende, hatte beiden Chören eigene Worte untergelegt. Diese wurden in zahlreichen Abdrücken vertheilt und verdienen schon um der festlichen Veranlassung willen aufbewahrt zu werden. Hier sind sie.

**Willkommen!**
Dem königl. sächs. Kapellmeister
Herrn
**Karl Maria von Weber.**

Willkommen hier, o Meister
Bei Freunden und Verehrern,
Den Gluck's und Mozart's Geister
Stolz nennen ihren Sohn.

—

Auf, feiert hoch in vollen Jubeltönen
Den Trefflichen, den Lorbeerkränze krönen.
Er kehrt zurück in seiner Heimat Land,
Es reicht ihm Lieb' und Achtung hier die Hand.
Und treu bleib' er uns hier!
Heil sey der Kunst, Heil, Weber, Dir!

---

## Classische Inschriften aus dem südlichen Rußland.

Der Charakter der Hellenen verlor sich nicht, wo er auch lebte. Der Bürger von Massilien und Byzanz behielt ihn eben so gut, wie der von Sparta und Athen. So sagt Heeren in seinen Ideen, und die neueren Tage haben für seine Behauptung überzeugende Belege zur Kenntniß gebracht. Rings umgeben von Barbaren, unter Völkern, deren Namen so unbekannt ist wie ihre Sprache, blieb der Hellene noch Hellene. Die Steine des längst verschwundenen Panticapäum und die Trümmer von Olbia geben dafür Zeugniß. Olbia lag an der Mündung des Bug, des alten Hypanis, in der Gegend des Chersonschen Gouvernements, wo jetzo ein Gut des Grafen Kuschelew-Besborodko Stomegyt angetroffen wird. Es war eine durch Handel reichgewordene Colonie des betriebsamen Milet, oder, wie H. von Köppen behaupten will, aber Wenige nach ihm behaupten werden, die Erneuerung eines altgriechischen Sitzes durch milesische Pflanzer. Dort in der äußersten Verästung des griechischen Stammes zeigt sich seine Kräftigkeit eben so erfreulich wie im Peloponnes und näher dem Boden, dem er seine beste Nahrung entsog. Denn mitten unter den Barbaren findet man die Eigenthümlichkeit griechischer Art, Humanität und Civismus, verträglich und sich gegenseitig mildernd, beisammen. In Olbia, so gut wie in Milet, war es das Oeffentliche, für welches der griechische Bürger Rühmliches wirkte und schaffte; denn auch dort lebte er nur mit dem Staate, gehörte nur dem öffentlichen Wohle sein ganzes Privatleben. Solche Inschriften vor Augen, als die von Köhler und Köppen kürzlich wetteifernd bekannt gemachten, kann man das getrost schon behaupten. Eine von den Aufschriften, die wir hier meinen, ist einem Marmor entnommen, der sich im Museum des Grafen Kuschelew Besborodko zu Stolnoje im Tschernigowschen Gouvernement befindet. Er zählt die Verdienste auf, die sich Protogenes, der Sohn des Heroson, um Olbia erwarb, und hat für Jeden, der ein Herz hat, eben so großes Interesse als für einen Paläographen. Denn dieser Marmor ist der Pitt unter allen durch Inschriften veredelten Steinen: seine Aufschrift gibt das längste bis jetzt bekannt gewordne Psephisma. Und fast jede Zeile dieser längsten aller Inschriften erwähnt eines Verdienstes, das sich Protogenes um seine Mitbürger erwarb, oder eine Auszeichnung, die sie ihm dankbar dafür weihten. Schade, daß diese Magna Charta der Bürgertugend und ihrer Anerkennung zu lang ist, um hier eine Stelle zu finden! Kürzer ist die zweite, weniger sorgfältig im Ausdrucke abgefaßte Inschrift, deren Marmor gleichfalls im Museum zu Stolnoje steht. Als ein Beleg, wie man Verdienste um der Stadt Bestes damals ehrte, damit sie niemals ohne Nachahmung blieben, wird sie vielleicht nicht ohne Interesse hier gelesen werden. Sie ist ein Volksbeschluß der Olbiten zu Ehren des Dadus, Tumbagus Sohn, der nur noch Hoffnungen erregte; aber diese Hoffnungen gingen das Vaterland an. Dadus, so heißen die Worte des Marmors, „von Allen gelobt, er, der hoffen ließ, daß er alle öffentliche Dienstleistungen, wie es sich für das Ansehn seines Geschlechtes schickte,

Digitized by Google

künftig übernehmen werde, ward von dem über ihn kommenden, alles besiegenden Schicksale grausam von seinen Aeltern, vom Vaterlande hinweggerissen. Die Archonten, der Rath und das Volk haben daher beschlossen, ihn mit einem goldnen Kranze zu bekränzen und den Herold bei dem Hinwegtragen seines Leichnams ausrufen zu lassen, daß der Rath und das Volk den Dadus, Tumbagus Sohn, der viel von sich hoffen ließ, mit einem goldnen Kranze bekränzen; daß dieser Beschluß auf eine Tafel weißen Marmors gesetzt und am ausgezeichnetsten Orte der Stadt aufgestellt werde." Bürgertugenden könnten einer Stadt nicht gefehlt haben, wo sie so ehrenvoll und doch mit so viel Schlichtheit ausgezeichnet wurden. Wirklich sind auch eine größere Anzahl der Steinschriften, die von Olbia bekannt geworden sind, rühmliche Denkmäler für seine Bürger, die am Nordgestade des Pontus die Vorzüge ihres Vaterlandes zu bewahren schienen, ohne so manche Schwächen zu theilen. So gibt es kein Denkmal, daß für einen Versuch eines Bürgers, sich der Herrschaft zu bemächtigen, angeführt werden könnte. Trotz dem mag der höchstwichtige Inhalt des Psephisma zu Ehren des Protogenes keineswegs allein der Grund seyn, weshalb er so kurz hintereinander erst in Petersburg (Zwei Aufschriften der Stadt Olbia MDCCCXXII Gr.) und dann in Wien: (Olbisches Psesisma zu Ehren des Protogenes. Herausgegeben von P. v. Köppen. Bei K. Gerold, 1823. 8.) und beidemal als bisher unedirt, bekannt gemacht wurde. Auch die Inschriften haben ihre Schicksale, wie die Bücher. Als im vorigen Jahre die Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien publiées et expliquées par Raoul-Rochette zu Paris erschienen, sahen die petersburger Gelehrten die rasche Bekanntmachung so vieler bisher unbekannter Denkmäler des südlichen Rußlands als einen Eingriff in ihre Domaine an, und es erfolgten Kritiken dieses Buches, deren eine, nicht frei von Empfindlichkeit, über das Vorwegnehmen eines längstbereiteten Ruhmes sich ausspricht. Zuerst trat H. von Köppen auf, und gab im XX. Bande der Wiener Jahrbücher für Literatur eine Beurtheilung des französischen Werks, die durch die gelegentlich eingeflochtnen Untersuchungen und beigegebnen verwandten Denkmäler zu einem eignen kleinen Buche von 107 Seiten in 8. anwuchs, das unter dem Titel: Alterthümer am Nordgestade des Pontus, auch noch selbständig in den Buchhandel kam. H. v. Köppen hatte zur Vervollständigung der Reihe von Denkmälern, die über jene Gegenden Aufschluß geben, ein Paar Inschriften aufgenommen, die ihm auf seinen Reisen im südlichen Rußland bekannt geworden waren, namentlich die auf Protogenes und die auf Dadus, und sie mit einer Uebersetzung und den Verbesserungen des D. von Eichenfeld zu Wien abdrucken lassen. Aber dadurch scheint er es bei dem andern ungenannten Kritiker in Petersburg vollends verdorben zu haben. In einem eignen Buche von 143 Octavseiten betitelt: Remarques sur un ouvrage intitulé antiquités grecques du Bosph. Cimm. S. Petersbourg MDCCCXXIII weißt dieser petersburger Kritiker, der sich auf jeder Seite sehr genau bezeichnet, ohne sich jedoch irgendwo zu nennen, mit unverkennbarer überwiegender Gelehrsamkeit und Orts- und Sachkenntniß, die zum Theil sehr erklärlichen Irrthümern H. Raoul-Rochette's zurecht, verräth aber dabei einen Eifer, der die Mehrzahl der französischen Leser sicher gegen ihn einnimmt. Auf den letzten drei Seiten wendet sich dieser kritische Löwe gegen H. von Köppen, der beinah gleiches Schicksal, wie R. R. über sich ergehen lassen muß. Doch wird man dem gelehrten Eiferer zugestehen, daß, so hart und bitter auch seine Urtheile klingen, sie doch sicher des Beleges nicht ermangeln. So muß man wirklich bekennen, das die Anhäufung von Citaten und Anführungen ganz entgegengesetzter Urtheile, ohne daß ein klares Ergebniß daraus gezogen würde, dem chorographischen Theile von H. Köppen's Arbeit leider mehr geschadet als geholfen hat. Die wenigen Worte, welche dieser ungenannte petersburger Gelehrte seiner Ausgabe der beiden Aufschriften von Olbia vorgesetzt hat, sagen blos aus, daß von ihnen fehlerhafte Aufschriften im Umlaufe wären, die meistens Leute ohne Kenntniß verfertigten, welche man literarische Gelegenheitsmacher oder colporteurs littéraires nennen könnte. Dieser Umstand habe ihn zur Bekanntmachung veranlaßt. Aeußerungen der Art wären gerade geeignet, ihm Kritiker auf den Hals zu ziehn, wie er selbst ist. Aber wer wird mit ihm anzubinden wagen? Denn schon die Uebersetzung, die er beigab, vertritt einen Commentar, wie ihn Wenige zu geben im Stande sind, und die „angespritzten" Noten verrathen den Tyrannen, im alten Sinne des Worts, der jeden Eingriff in das Gebiet, das er sich als ein zweiter Pisistratus unterwarf, mit literarischer Heeresmacht abzuweisen entschlossen ist. — Doch das sind literarische Beziehungen, die den Bibliographen eines kommenden Jahrhunderts wichtiger seyn werden als dem Archäologen, der denn die in so viele einzelne Blätter zerstreute Gelehrsamkeit zu einem Ganzen vereinigt besitzen wird, und zu diesen Denkmälern, die jedes menschliche Interesse anregen, wahrscheinlich noch manches die Lücken ergänzende Andre hinzu. Denn während in den türkischen Kalköfen nach und nach alle Steine verschwinden, die in Kleinasien und sonst von freien glücklicheren Tagen erzählten, sorgt eine alles Wissenschaftliche ehrende Regierung dafür, daß sie in dem einst unwirthlich gescholtnen Pontus nicht für immer verloren seyn

19.

---

## Die Kathedralkirche in Canterbury.

Es ist jetzt in London eine Geschichte dieser Kathedrale und ihrer Alterthümer erschienen. Sie ist die älteste Kirche in England, und Canterbury war der erste Ort daselbst, wo das Christenthum Eingang fand. Schon vor Ende des 6ten Jahrhunderts war ein Caplan der Königin Bertha von Kent, Luidhard, an der Spitze einer Congregation daselbst für dieses thätig. Bald ward daher auch der neue Sitz eines Bisthums der erste und angesehenste in England und die Erzbischöfe hier ermangelten nicht, an Anmaßungen sich jedem Papste gleich zu stellen. — Die Kathedralkirche in Canterbury ist aber auch eine der größten und schönsten in England. In ihren Gewölben ruht die Asche mehrerer der berühmtesten englischen Helden. Hier findet man das Grabmal des sogenannten schwarzen Prinzen, Heinrichs IV. — Treffliche Abbildungen des ganzen Gebäudes und seiner Monumente werden dem obenerwähnten Buche in England viel Freunde schaffen.

---

## Capitain Parry.

Die Beschreibung von Capitain Parry's zweiter Reise zur Erforschung einer Nord-West-Passage, ist bereits unter der Presse, und wird im December mit vielen Charten und Kupfern erscheinen. — In der nächsten Lieferung unseres Conv. Bl. werden wir einen ziemlich ausführlichen Bericht über die Reise mittheilen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 280.

5. December 1823.

Ueber deutsche Romane und zuletzt über „die Tante" der Frau Schopenhauer.

Ich hörte einen leider hingeschiednen geistreichen Mann bei Gelegenheit der Gabriele von Frau Schopenhauer sagen: „auch die wäre kein deutscher Nationalroman. Wir Deutschen hätten noch gar keinen solchen." Meinte er damit einen Roman wie Grandison, der für ganz Deutschland ein auf den ersten Blick kenntliches Bild der Charaktere, Sitten, Ansichtsweise der Deutschen darböte, in dem jeder Deutsche den Deutschen in allen Beziehungen auf den Staat und auf seine Mitbürger erkännte, so hatte er Recht; verstand er aber darunter solche Romane, in denen Menschen und Begebenheiten im deutsch-nationellem Charakter aufgefaßt und dargestellt sind, so hatte er Unrecht. Das erste möchte in unserm jetzigen Zeitpunkt sehr viel Schwierigkeit haben: Die Zerstückelung, die unserm Vaterlande an allen Gemeinsamen hinderlich ist, benimmt ihm auch die Mittel zu einem Nationalroman im ersten Sinne. Dieses Hinderniß bestand von jeher; eine kleine Musterung der Erscheinungen in der ersten Gattung, welche seit der Cultur deutscher Romanen-Literatur Statt gefunden und sich am meisten im Vaterland verbreitet haben, wird meine Ansicht erläutern. — Meine Ansicht, nicht meine Behauptung, denn an eine solche mache ich nicht Anspruch; ich conversire nur im Conversations-Blatte und wünsche, daß uns ein Klügerer unterrichte.

Wir wollen Sophiens Reisen, die in den ersten siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen, als den Anfang der neuen Romanschreiberei ansehen. Diesen Roman würde ich für einen Nationalroman für den Norden von Deutschland (in damaliger Zeit) ansehen. Er stellt alle Stände des nördlichen Deutschlands, mit wenigen Abänderungen, bis zum Ausbruch der Revolution vor. Vielleicht zehn Jahre später erschien Siegwart, der darum gleichfalls ein Nationalroman zu heißen verdient, weil er Süddeutschland, und besonders das katholische, ganz charakterisirt. In jener Zeit hatten die verschiedenen Stände noch einen bezeichnenden Charakter in Sitte, Kleidung, Haltung; damals konnte Chodowiecky die viel bewunderten Kalenderkupferchen ersinnen, welche die verschiedenen Berufe abbilden. Das versuche jetzt ein Künstler! — Der Ladendiener, der Junker, der Lieutenant (im Civilrock), der Handwerksgesell, der Meister und der Minister werden sich hier und da persönlich unterscheiden, aber zünftig nicht. Eine zünftige Auszeichnung wurde erst in der letzten Zeit wieder einmal erblickt und — erstaunungswürdig! — in Norden und Süden zugleich; und — erbaulich — von der lieben Jugend in Gang gebracht! — Das war die deutsche Studententracht, welche die guten Kinder ihren Papas zum Beispiel einführten.

Mit Sophiens Reisen und dem Siegwart beinahe gleichzeitig — denn auf wenige Jahre kommt es hier nicht an — erschien ein andrer Roman, der erste in dieser Epoche aus einer weiblichen Feder, der den seitdem vorwaltend häufig erschienenen Schriften dieser Art den Weg zeigte, die keine deutsche Sitten noch Charakterzeichnung darbieten, aber deutscher Auffassung gemäß darstellen, also zu der oben erwähnten zweiten Gattung gehören. Diese Art von Nationalität hat jedes Volk und zeigt sie in ihren vollendetsten, wie armseligsten Geisteswerken. Die Wahrheit dieser Ansicht durch Beweise zu erhärten, habe ich hier nicht den Raum, aber jeder aufmerksame Leser wird sie bestätigt finden, wenn er untersucht, wie sich bei der Schilderung des gleichen Gegenstandes die Volkseigenthümlichkeit jedes Mal ausspricht. Jener in Rede stehende Roman war Sophie von Sternheim, von Frau von Laroche. Sie stellt uns lauter idealisirte Convenienz-Menschen dar, die nirgends geboren werden, aber überall zu Hause sind. Weil sie die armseligsten Bedingungen, unter denen das Gottesebenbild seufzet, mit den glänzendsten Farben bestreichen, malen, schmeicheln sie die Leser, die sich selbst darin erkennen — aber nur ihre Vorderseite erblicken, denn mit der Kehrseite gibt sich der Roman nicht ab. Ich möchte diese Romanengattung vornehme Idyllen nennen; denn so wie Geßner's Idyllen den Menschen auf der Gluth der Zärtlichkeit verflüchtigen, fixiren ihn diese vornehmen Romane durch den Verfeinerungsproceß der Convenienz. Diese ganze Gattung von Romanen, sie mag den Thiergarten oder den Prado, Rom oder den Prater, Petersburg oder den plauenschen Grund zu ihrem Schauplatz wählen, stellt immer verschrobne Menschen auf unsicherm Boden dar. Nur bedingt der Schauplatz die Charaktere,

oder diese jenen; es sind Hirngespinnste des Verfassers, in Nationalmasken gekleidet. Die liebe Leseseele, die außer der Romanenlecture weder Bildung noch Interesse hat, hört die Helden der Kreuzzüge gerade so sprechen, wie ihren Seladon Lieutenant oder Secretarius; der zierliche Student und Fahnenjunker hört eine deutsche Fürstin des neunzehnten Jahrhunderts und eine Dienerin der Vesta des alten Roms so zärtlich und heroisch faseln wie seine Sweathearth, des Hrn. Amtmanns Tochter, oder Fräulein Gundel vom Edelhof. Diese Gattung Romane ruft aber auch gern Ausländer zu Hülfe, um ihren Darstellungen Mannichfaltigkeit zu geben. Fräulein von Sternheim machte den edlen Engländer zu einem stehenden Charakter; bedurfte man einen pfiffigen Verführer, so war es ein Franzose, — ja nach der Epoche, die wir seit zwanzig Jahren erlebt haben, ist es drollig zu hören: die Poltrons nahm man aus der französischen Nation! — zu Mördern und Banditen verbrauchte man die Italiener u. s. w. In der Regel haben diese Romane so wenig Charakter, daß man Zeit, Ort und Landsmannschaft der Personen ändern könnte — ohne die Geschichte zu verwirren. Diese Gattung, welche mit Sophie von Sternheim begonnen, ist noch in vollem Flor; nur ihr Costum ist mit der Zeit fortgerückt. Frau von Laroche's Heldin trug ein feines, weißes, leinwandnes Kleid, aus dem sie sich in den schottischen Bleibergwerken in der höchsten Noth Hemden machte; die Heldinnen der heutigen vornehmen Idyllen hüllen ihre schlanken Glieder in indische Shawls und in ein Bißchen durchsichtigen Moll. —

Im Anfang der Revolution (zu der Frankreich den Namen gegeben, nachdem das Kind schon längst geboren war) wurden die Deutschen mit zwei Dichterwerken beschenkt, die keine Romane sind, also eigentlich außer meinem Gesichtspunkt liegen, aber als echt nationelle Schilderungen den Süden und Norden Deutschlands so lebendig charakterisiren, daß ich nicht umhin kann, sie hier zu berühren. Sie sind: die Luise von Voß und Göthe's Herrmann und Dorothea. Jener Pastor und dieser Gastwirth, jene Luise und diese Dorothea, jener Candidat und dieser Robert sind die treffendsten Repräsentanten der zwei Hälften von Deutschland, wobei auch Localität, Lebensweise und Sitte ganz die Farbe dieser beiden Völkerstämme hat. In Wilhelm Meister's Lehrjahren soll keine Zeile anders seyn, wie sie ist; aber das Geheimnißvolle, die Einmischung der italienischen Abenteurer verhindert ihn, ein Nationalroman der erstgenannten Gattung zu seyn. Der Held Wilhelm war der Repräsentant der damaligen deutschen Jugend, und aufrichtig gesagt, da, nach dem garstigen alten Sprichwort, Jugend keine Tugend hat, so ist es doch nicht zu leugnen, daß die Nicht-Tugend unsrer heutigen Jugend auf einem Boden entsprossen ist, der ein männlicheres Geschlecht hoffen läßt, als die, Wilhelm Meister's, trotz aller Lehrjahre, werden könnten. Ich weiß nicht, ob die vielen Leser dieses Buches — von den blos enthusiastischen erwarte ich's nicht, — dasselbe selbst in ihre Lehrjahre aufgenommen haben, gewiß ist aber ein Reichthum von Lehren darin. Göthe gibt sie uns freilich nicht in Tiraden und Abhandlungen, aber in That und Handlung. Mit welchem prophetischen Geist hat er uns von seinem Werner das seitdem so gewöhnlich gewordne gemüthlose Wirthshausleben dargestellt, das den Sinn für Familienfreuden und wahre Gastfreundschaft gänzlich zu zerstören droht. Ich nenne das „eine knauserige Wohllebelei," welche der Hausfrau an ihrer Würde Abbruch thut; die Töchter der besten Gelegenheit, gute Wirthinnen zu werden, beraubt, den heirathslustigen Männern die Mittel nimmt, die jungen Mädchen in ihrem eigentlichen Leben, dem Familienleben, zu beobachten. Ein Damötas kann seine Phyllis sechs Mal im Museum und Casino sehen, er lernt dort nur ihre Toilette und Gesellschaftslaune kennen; bei einem freundschaftlichen Mahle, bei einem Vesperbrot, das in Thee oder kalter Schale bestehen mag, in der Aeltern Haus, in der Mitte der Familie, unter ältern und jüngern Geschwistern — dort zeigen sich ihm die Eigenschaften, die seine Gattin bedarf. Doch das nebenbei, weil es mir aus dem Herzen überfließt. Als unser Schiller sang:

Tagesarbeit, Abendgäste,
Saure Wochen, frohe Feste —

dachte er gewiß nicht an ein Couvert im Gasthof, wohin ich den mir recommandirten Hrn. N. N. führe, indeß Frau und Kinder zu Hause speisen, noch an die hundert öffentlichen Gärten, wo unsre Mädchen nicht die blühende Gotteswelt, aber ihrer Mitschwestern Hüte und Shawls betrachten, indem zur höchsten Gesellschaftslust ein junger Mann sich neben einer und der andern auf die Bank streckt, seine Stiefeln mit seinem Stöckchen klopfend, von seinen Hunden oder seiner Cravatte spricht, oder im Angesicht des Publicums Blinzelmäuschen oder Vautrien mit ihr spielt. Das Bild, was uns Göthe in seiner Grafenfamilie, seinen vornehmen Leuten, seiner schönen Seele darstellte, ist so national, daß ich schon manchen Ausländer bei seinem Eintritt in Deutschland darauf verwiesen habe, um das Terrain kennen zu lernen. Die schöne Seele ist eine seitdem traurig entartete Erscheinung. Wenn mich nun einer meiner Leser fragte: neigt sich der Charakter des ganzen Buchs zum nord- oder süddeutschen Geist? — so würde ich ohne Bedenken antworten: Menschen und Sitten gehören auch noch in ihrer Steigerung Süddeutschland an. (Göthe's Wahlverwandtschaften hingegen mit ihren Spitzfindigkeiten und Sublimitäten, ihrem Scharfsinn und Verstandesgewicht, gehören mehr dem Norden.)

Doch weiter! Seit dem Einfluß, welchen die Revolution auf unsre Sitten hatte, ist es noch viel schwerer, einen deutschen Nationalroman im ersten Sinn zu schreiben. Die Gewohnheiten der Stände haben sich vermischt, die Vorrechte derselben sind, zum Theil gesetzlich, allgemein in der Meinung bestritten oder untergegangen, sie stehen sich in geheimer Feindlichkeit einander gegenüber. Nicht nur der Adel dem Bürger, son-

dern unter den Bürgern die verschiednen Classen, der bereicherte Krämer und Jude, lacht hinterwärts den Freiherrn aus und sieht auf den armen Beamten geldstolz nieder. Die Staatsdiener halten den Luxus des Handwerkers für eine Arroganz; dieser betrachtet ihn wie eine davon getragene Beute; beide tadeln den Bauer, daß er sich nicht mehr mit Zwillich begnügt, und der Bauer sieht den Luxus des Städters als einen Raub an. Diese Veränderung mag in beiden Hälften Deutschlands aus sehr guten Ursachen nicht gleiche Fortschritte gemacht haben, gewiß hat sie aber die verschiedne Modification des Nationalcharakters in beiden nicht vermindert. Die interessantesten Romane des neuern Zeitraums in der sittenschildernden Classe scheinen mir das zu beurkunden. Ich nenne, statt aller andern, der Frau Baronin La Motte Fouqué „Frauenliebe" und Karoline Pichler's „Frauenwürde," jener Dame ihre „Ida," dieser ihre „Nebenbuhlerinnen." Nord- und Süddeutschland steht darin in seiner ganzen Verschiedenheit vor uns.

Ohne das Land zu kennen, würde ein fremder Leser diese Verschiedenheit wahrnehmen. Das norddeutsche Erzeugniß scheint einige Verwandtschaft mit Sophie von Sternheim zu haben, indem in ihm die höhern Stände nebst ihren Verhältnissen idealisirt sind. Mit einem Farbenglanz, mit einer Zartheit, welche gar nicht genug von uns anerkannt werden, schildert die sinnreiche Verfasserin das ostensible Leben ihrer Helden, und wo sie hier und da die allen Menschen gemeinen Bedingungen des Lebens anzudeuten für gut findet, erinnert es an die armer Leute, die, nach dem Vorschlag jener mitleidigen Prinzeß, in der Hungersnoth Semmel und Schweizerkäse essen sollten. Ich erinnere mich einer wunderschönen Tapete im Haus im Busch bei dem Haag, welche der Kaiser von China dem Statthalter geschenkt hatte, — sie zeigte auf weißen Atlas, Blumen, Vögel, Bäume, Amphibien, Felsen in haut und basrelief, alle von glänzenden Federn, seidnen Stoffen, auch von Fadenseite verfertigt, die über Draht und Pappdeckel gespannt oder mit weichen Körpern ausgestopft waren. Nie sah ich etwas erfreulich Schöneres an Farben und Formen! — Unter allen diesen Gebilden konnte ich keines beim Geschlechtsnamen nennen; nicht diesen langbeinigen Vogel, der den goldnen Flügel lüftete, den saftgrünen Kopf beugte, den purpurrothen Fuß in das weiche Moos setzte, um mit citronengelbem Schnabel ein buntes Fröschchen zu spießen; nicht diese Blumen von Regenbogenfarben, nicht diese Felsen von durchlöchertem Gestein — nie sah ich solche in der Natur — allein daß es Felsen, Blumen, Vögel waren, konnte ich keinen Augenblick verkennen, und daß nur diese und keine andre mit so sinnreicher Harmonie zusammengestellt werden konnten, erkannte ich mit Bewunderung der Kunst. Dieser Wahrheit in der Unnatur würde ich die Dichtkunst der geistvollen Fouqué vergleichen. Man kann sich die Menschen, welche sie schildert, gar nicht außer dem geschilderten Raum denken; mir ist's immer, als wenn sie, so lange sie nichts auf dem Schauplatz zu thun haben, in zweckmäßige Schränkchen gestellt würden, indem sie zu keinem gemeinen Lebensvorgang fähig scheinen. Mit der Pichler ihren Gebilden ist es anders. Wir können ihre Heldinnen und Nebenpersonen im Haushalt, in der Kinderstube, unter Gevatterleuten aus unsrer Nachbarschaft denken, ein jegliches nach seiner Art; sie haben den Stoff zu jedem Beruf in sich, ohne daß sie in den conventionellen Verhältnissen, in denen sie geschildert werden, ungelenk sich bewegen. Ist das nun wieder nord- und südliche Nationalität? — Ich weiß nicht. Ich mag es nicht gern also nennen. Beide Damen schildern, wie sie zu sehen gewohnt sind; also wahr. — Vielleicht schildert die Pichler ihre Menschen nur, wie sie sind; die Fouqué wie sie — seyn sollen? Behüte! vielleicht wie sie bei den gesteigerten Bedingungen ihres Romans seyn müssen. Deshalb ist aber Frau v. Fouqué's Roman nicht weniger nationell. Ihre Eigenheit besteht eben darin, daß sie uns conventionelle Charaktere im Labyrinth conventioneller Verhältnisse darstellt, indeß Karoline Pichler die Menschen zwar in conventionellen Verhältnissen, aber mit reinmenschlichen Gefühlen und Entschlüssen schildert.

Gewiß meine ich mit der Erwähnung dieser zwei Schriftsteller älterer und andrer zwei neuerer Zeit, meine Beweise nicht erschöpft zu haben. Ich habe damit nur die Gattungen charakterisiren wollen. Wir haben einen Reichthum von werthvollen Romanen, welche meine Ansicht bestätigen, oder widerlegen können.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Casanova über das Schöne.

Weder ein Commentar, noch eine Einleitung ist nöthig, um folgende Betrachtungen über das Schöne zu verstehen, welche Casanova gelegentlich bei einer der zufälligsten Veranlassungen anstellt. Ungezwungen lassen sich aus dem Zusammenhange der Erzählung seines Lebens nachstehende Worte mittheilen.

„Ich sah in diesem Lande — der Verfasser war damals in der Schweiz — ein etwa zwölfjähriges Mädchen, deren Schönheit mir aufgefallen war, und die bald meine Aufmerksamkeit erregte. Sie war die Tochter der Madame Saconai, welche ich zu Bern gekannt hatte. Von den Schicksalen des Mädchens habe ich nichts weiter erfahren: aber der Eindruck, den sie mir hinterlassen, gehört zu den stärksten meines Lebens."

„Von je an hat nichts in der Welt eine solche Gewalt über mich ausüben können, wie die schöne Gestalt einer Frau, auch wohl eines Kindes. Man sagt, es sey der Schönheit eigen, sich unserer auf solche Weise bemächtigen zu können. Gern will ich das einräumen. Was mich anzieht, muß mir ja wohl nothwendig schön erscheinen. Nur frage ich: ob es deshalb auch in sich selbst schön sey? ob es die Schönheit gleichsam in seinem eigenen Innern hege? — Das darf ich aus mehreren Gründen bezweifeln. Denn was ich schön finde, besitzt deshalb noch nicht die allgemeine Zustimmung; es wird nicht zugleich von Allen und von Jedem für schön anerkannt. Daraus scheint dann zu folgen, daß entweder die vollkommne Schönheit überhaupt nicht vorhanden, oder daß die Kraft des

Schönen nicht im eigenen Wesen des Schönen begründet ist. Deshalb haben auch alle Denker geschwankt, alle mit einer gewissen Unbestimmtheit gesprochen, welche über das Schöne geschrieben. Sie hätten gut gethan, bei demjenigen Wort stehen zu bleiben, dessen sich die Griechen und Lateiner bedienten; bei dem Wort: **Form**! Schönheit wäre demnach Form par excellence. Was nicht schön ist, entbehrt der Gestaltung; es ist gestaltlos, ungestalt (déforme); es ist das Gegentheil von pulcrum und formosum. Ich tadle keineswegs, daß wir mittelst der Definitionen die Begriffe für die Dinge aufsuchen. Aber sobald der Begriff uns bereits im Worte selbst gegeben ist, was drängt uns, die Definition der Sache noch außerhalb dem Wort, noch jenseit desselben aufzusuchen? Wenn das Wort Form, forma, dem Lateiner gehört, so sollen wir es betrachten seinem lateinischen, nicht seinem französischen Sinn nach. Dennoch sagt man sogar im Französischen déforme für laid, ohne darauf zu achten, daß wenn jenes Wort einen Gegensatz besitzt, dieser ein Wort darbieten müßte, welches das Daseyn der Form ausdrücken würde, und dieses Daseyn der Frem könnte dann aber nichts anders seyn, als die Schönheit. Wir dürfen daher nicht unberücksichtigt lassen, daß gestaltlos, informe, in französischer Sprache so gut wie in lateinischer den Mangel an Gestaltung ausdrückt, einen Körper dem aller Anschein mangelt, ein Körper der sich nicht darstellt."

„Also, was auf mich Zeit meines Lebens eine unbedingte Herrschaft ausgeübt hat, ist die beseelte Schönheit einer Frau, jene Schönheit nämlich, welche auf der Gestalt selbst als wirkliches Wesen schwebt. Denn nur dort, sonst nirgends, hat sie ihren Sitz. Dies ist so wahr, daß die Sphinxe, welche wir zu Rom und zu Versailles sehen, uns durch die Anmuth ihres Körpers beinahe hinreißen zu Gefühlen der Liebe, obgleich sie unschön (déforme) sind, aller Kraft jenes Wortes nach. Wenn wir das Gesicht jener Wesen betrachten, so gelangen wir dahin, ihre Unschönheit für schön anzuerkennen. Aber dieses letztere Schöne, welcher Art ist es denn nun? — Das wissen wir nicht! Wenn wir versuchen, Gesetze darüber aufzufinden, oder diese Gesetze festzustellen, so gerathen wir, nach Sokrates Beispiel, in ein Schwanken. Alles was ich weiß, besteht darin, daß jene Oberfläche, die mich entzückt, die mich hinreißt, ja die mich zur Liebe auffordern könnte, eben dasjenige ist, was man Schönheit nennt. Ein Gegenstand, der nur dem Sehen angehört, und von dem wir uns unterfangen zu sprechen, ohne zu bedenken, daß unsere Mittheilung nicht in einem mündlichen Ausdruck, nicht in einem Sprechen, sondern gleichfalls in einem Sehen, einem Sichtbarmachen bestehen sollte. Wenn meinem Sehen die Kraft der Sprache inwohnte, so dürfte dies Sehen sich vielleicht treffender und verständiger ausdrücken, wie mein Mund, indem ich spreche, sich ausdrückt."

„Kein Maler hat die Schönheit der Gestalten übertreffen, welche Rafael's Pinsel hervorgebracht. Hätte nun Jemand Rafael gefragt, was denn jene Schönheit sey, deren Gesetze ihm so bekannt waren, seine Antwort wäre gewesen: er wisse das nicht, aber seine Seele besitze Kunde davon, und jedesmal, wenn er das Schöne aus sich selbst hervorbringe, glaube er auch, es vor seinen Augen und mit seinen Augen wahrzunehmen. Die und die Gestalt gefällt mir, deshalb ist sie schön! durfte Rafael sagen. Dieser Sterbliche war dem Himmel den höchsten Dank dafür schuldig, daß er mit einem vollkommenen Sinn für das Schöne war geboren worden. Aber, omne pulcrum difficile. Nur wahrhaft treffliche Maler sind nur die zu erkennen, welche in Darstellung des Schönen die höchste Vollkommenheit erreichten. Ihre Anzahl beschränkt sich auf wenige Auserlesene."

„Wollen wir den Malern die Verpflichtung erlassen, ihren Werken den Charakter der Schönheit zu leihen, so kann jeder Mensch sich zum Maler ausbilden. Häßliches zu Stande bringen, ist sehr leicht. Jeder Maler, den nicht Gott selbst für diese Kunst erschaffen hat, bringt mit Gewalt dieses Häßliche hervor. Man betrachte doch nur, wie selten die guten Meister unter den Portraitmalern sind. Sogar im Portrait, der handgreiflichsten Gattung von Gemälden, lassen sich drei verschiedene Arten aufstellen. Es gibt deren solche, die eine Aehnlichkeit geben, indem sie verhäßlichen. Conterfeie dieser Art würde ich jedesmal mit Stockprügeln bezahlen. Welche Impertinenz! Und niemals wird zugegeben, daß das Original im Bilde häßlich, ja daß es nur minder schön geworden sey. Andern Gemälden darf man ein gewisses Verdienst nicht absprechen. Sie enthalten eine Aehnlichkeit, die vollkommen ist, sogar Staunen erweckt, denn die Figur scheint oft wirklich zu reden. Aber selten, wahrhaft selten sind jene Werke des Pinsels, die, vollkommen ähnlich, zugleich noch der Gestalt, welche wir hingezaubert sehen, auf die Leinwand den unbeschreiblichen und unnennbaren Ausdruck der Schönheit verleihen. Der Maler Natier zu Paris besaß diese Gabe. Ich lernte ihn im Jahr 1750 kennen, als er bereits achtzig Jahr alt war. Er hatte unter andern das Bild einer sehr häßlichen Frau malen müssen. Sie glich vollkommen der Gestalt, welche Natier ihr auf der Leinwand gegeben hatte; demohnerachtet fand Jedermann sie in dem Gemälde schön. Wenn man das Bild untersuchte, so fand sich auch nicht das Geringste verändert. Was hinzugefügt, was hinweggenommen seyn mochte, blieb unter der Bemerkbarkeit. Woher nun diese Magie? frägte ich eines Tages Natier, der alle häßliche Frauen Frankreichs schön wie die Gestirne malte."

„Sie ist, antwortete Natier, ein Beweis von der göttlichen Natur der Schönheit. Alle Welt betet diese an, und kein Mensch vermag zu sagen, worin sie besteht. Sie bestätigt zugleich, daß und wie sehr menschlicher Fassungskraft jener Unterschied zwischen der Schönheit und der Häßlichkeit einer Gesichtsbildung entgeht, der dennoch Allen sehr groß scheint, welche die Kenntniß unserer Kunst entbehren."

„Die griechischen Maler gefielen sich darin, Venus, die Göttin der Schönheit, schielend zu malen. Mögen doch die Commentatoren nach Gefallen darüber spotten; sie haben Unrecht. Zwei schielende Augen können allerdings schön seyn, aber sie dürfen nicht schielen. Schielen sie wirklich, so bin ich unzufrieden mit ihnen, und ich finde sie minder schön."

So weit Casanova! Es ist nicht möglich, sich mit seinen Worten zu befreunden, ohne zu verwandten Betrachtungen angeregt zu werden. Es erwacht dem Leser ein Nachdenken, welches fortfährt, in dessen Seele zu wirken, und vielleicht treten dessen Früchte bei schicklicher Gelegenheit irgendwo an das Licht. Der Italiener kannte nicht, was deutsche Kunstphilosophie theils während seiner Lebenszeit, theils nach seinem Tode für den Gegenstand geleistet hat, den er hier zur Sprache bringt. Aber man muß es würdigen, daß Casanova mit den Resultaten jener Bemühungen mehrmals auf Einer Linie zusammentrifft; und doch rührt er auch ganz im Vorbeigehen wieder Seiten an, deren noch unvernommener Klang die Gesichtspunkte bald erweitert, bald befestigt, aus denen das Wesen des Schönen betrachtet seyn will.

31.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 281.

6. December 1823.

## Ueber Friedrichs von Raumer Geschichte der Hohenstaufen.

### Dritter und letzter Artikel.

(Den ersten und zweiten Artikel siehe in Nr. [illegible], [illegible], [illegible].)

So wäre der erste König dieses gewaltigen Herrschergeschlechts der Hohenstaufen zur Grube gebracht. Ueber die Art seines Todes wird nichts gemeldet; es bleibt also hier unentschieden, ob er die gewaltsame Todesart der meisten seiner Nachfolger getheilt habe, wie sie ein berühmter Historiker in folgenden Worten schildert: „Ein unruhvolles Leben, ein unnatürlicher Tod war über die Könige aus dem Staufenschen Hause verhängt. Konrad III. ist wahrscheinlich von seinen Aerzten vergiftet, Friedrich I. in Asien ertrunken, Heinrich VI. von seiner Gemalin vergiftet, Philipp von einem Freunde ermordet; Friedrich II. und Konrad IV. sollen an italienischem Gifte gestorben seyn. Noch war der Zorn des Schicksals gegen den unglücklichen Stamm nicht erschöpft, der junge Konrad ward enthauptet!" *) Konrad III. hinterließ seinem Nachfolger viel gut zu machen und beizulegen, vor Allem jenen alten Zwiespalt mit dem Welfenhause. Da nun Konrad eine wirklich deutsche Gesinnung für sein Vaterland hatte, empfahl er nicht seinen jungen Sohn, sondern seinen Neffen Friedrich, den Fürsten zum deutschen König, der vom Vater her ein Hohenstaufe, von der Mutter her ein Welfe war.

Friedrich I. gibt ein gediegenes Fürstenbild, wie der Verf. ihn im Anfange des vierten Buches (Bd. II, S. 5 u. ff.) mit Liebe zeichnet; und die diesem Theile vorgesetzte Abbildung verkündet das Großartige und doch freundlich Milde seines Wesens. Wegen seines röthlichen Barthaares nannten ihn die Italiener Barba rossa. Nicht umsonst hatte er sich in seinem Thun und Treiben Karl den Großen zum Muster gegeben. Auch er hatte das Glück, einen befreundeten, ja verwandten Lebensbeschreiber in dem trefflichen Bischof Otto von Freisingen zu finden, dem wir noch heute die Hauptkunde über seine frühern Thaten verdanken. Doch überhob sich Friedrich seiner Thaten nicht, ja er sagte in Beziehung auf Ottos Lobeserhebungen: „Im Vergleiche mit jenem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind dies vielmehr Schatten als Thaten!" Ihn traf die einstimmige Fürstenwahl. Keine leichte Aufgabe war es, seine beiden gleich nah verwandten Vettern, den Sachsenherzog Heinrich den Löwen und den Markgraf Heinrich (von seiner Betheurungsformel: Ja so mir Gott! beigenannt) von Oestreich und Herzog von Baiern zu vertragen, da jener Baiern, das seinem Vater unrechtmäßig abgesprochen worden, wieder verlangte, und dieser es, als ihm und seinem Bruder auf rechtlichem Wege übertragen, nicht zurückgeben wollte. Zum Glück für den sächsischen Heinrich erschien Jasomirgott auf mehrern wegen dieser Sache an ihn ergangene Vorladungen nicht, und so wurde Baiern dem jungen Löwen zugesprochen, aber erst einige Jahre nachher etwas verkleinert übergeben. Friedrich konnte freilich nicht ahnen, als er dies und manches andere zur Vergrößerung seines sächsischen Vetters that, daß er einst unpolitisch gehandelt haben könne, und es werde zu bereuen haben. Aber seine Seele war ohne Argwohn und sein Sinn auf Italien gerichtet.

Italien war, wir möchten sagen, die stuartische Idee der Hohenstaufen. Die alte Majestät und Würde des Reichs heischte seinen Besitz, so weit er in Anspruch genommen werden konnte, und die damals geläufiger werdenden altrömischen Rechtsbegriffe sprachen noch immer der alten Römerstadt und ihrem Kaiser das dominium urbis et orbis zu; allein Friedrich brachte von seinen sechs Zügen nach Italien endlich nur die traurige und schwererkämpfte Ueberzeugung mit, daß Italien nur durch Italien gewonnen und nur in Italien dauernd behauptet werden könne. Otto I. hat es zu verantworten, wenn 500 Jahre lang Millionen Menschen, die Blüthe der deutschen Nation, nach Italien geschleppt wurden, und dort ungewohnt des Klimas, feindlich wegen fremder Sitte und Sprache behandelt, durch Pest und Seuche, Meuchelmord oder offenen Kampf umkamen, oder im glücklichsten Falle schwer errungene und schnell welkende Lorbeeren zurückbrachten, und die Bekanntschaft mit Italiens Krankheiten und Lastern, und eine fremdartige Gesetzgebung, die den

*) Hüllmann's Geschichte der Stände in Deutschland III, 68.

Deutschen ihr angeborenes Recht zur eigenen so schnöde verkümmerte. Italien gliche einer Löwengrube, in welche man zwar viele Spuren hinein, aber wenige herausgehen sehe, sagte später der klügere Rudolf von Habsburg. — Doch wir sollen hier nicht unsere eigene Ansicht, sondern die Relation einer fremden geben!

Aber das Italien Friedrichs war auch nicht einmal das Ottos mehr, besonders hatte sich das obere oder die Lombardei durch innere Kraft mächtiger Städte, die fremder Herrschaft entbehren zu können meinten, ohne nach dem alten Reichsverbande zu fragen, völlig umgestaltet. Diese wollten keinen fremden, am liebsten gar keinen Herrscher, und stritten, wie die Könige Deutschlands für ihre Rechte, für ihre Unabhängigkeit. „Beide mußten sich," bemerkt Hr. v. R. sehr richtig, „misverstehen und das wahre Ziel verfehlen, weil sie dasselbe über alles billige Maß hinausstreckten und nicht begriffen: es sey kein echter Gehorsam ohne Freiheit und keine echte Freiheit ohne Gehorsam möglich. Das stolze und mächtige Mailand war bald die Seele der Opposition gegen die deutsche Königsmacht; es konnte bezwungen werden und wurde nach den größten Anstrengungen bezwungen, aber die Idee der Freiheit und Selbständigkeit der Städte nicht. Hätte sich Friedrich mit Wenigem begnügt, und den Schein der Oberherrlichkeit zu retten gesucht, er würde bewiesen haben, daß er seine Zeit verstehe, und würde die schreckliche Erfahrung nicht gemacht haben, daß, wer sich unterfängt, gewaltsam in die Speichen des Zeitrades einzugreifen und es aufhalten zu wollen, eben auch Gefahr läuft — gerädert zu werden."

Aber gerade diese Händel mit Italien gewähren nicht allein dem Historiker, sondern auch dem Psychologen ungemeines Interesse, jenem wegen der Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der politischen Erscheinungen, diesem wegen der überall durch Widerstand und Reibung gesteigerten Kraft, der erhöheten Leidenschaften, Tugenden und Laster, die dort sich offenbaren. Der durch Friedrichs beste Lebensjahre sich durchziehende Kampf mit den Lombarden, war nur ein Kampf mit den sich immer erneuenden Köpfen der Hydra, wo selbst das Ausbrennen einzelner fruchtlos war, da man des ganzen Rumpfes sich nicht bemächtigen konnte. Die Zerstörung Rosates, Tortonas, von Asti, Chieri, Spoleto, Crema, Susa, endlich von Mailand selbst (das sich schnell in Alexandria verjüngte) waren vergeblich, höchstens Palliativmittel, weil man ihre Freiheitsliebe selbst nicht zerstören konnte. — Doch auch das mittlere Italien, besonders Rom selbst, gewährte damals ein sehr lebendiges Bild und mußte Friedrichs Aufmerksamkeit gleichzeitig fesseln. Auf Anastas IV. war der Sohn eines armen Geistlichen aus S. Albans in England (Andere nennen ihn geradezu den Sohn eines dortigen Bauern) Adrian IV. gefolgt (1154). Aus Erfahrung konnte er behaupten: „Der päpstliche Stuhl sey mit Dornen belegt, der Mantel überall von den schärfsten Spitzen durchbohrt und so schwer, daß er selbst den Stärksten zu Boden drücke." Ihn preßte nahe und ferne Gefahr. Diese von dem neuen König Wilhelm von Sicilien; jene von den Römern selbst, die an dem berühmten Schüler Abälards, an Arnold von Brescia seit funfzehn Jahren eine Seele und einen Mittelpunkt ihrer Bewegungen gegen die Päpste hatten. Arnold aber griff den Papst und die Geistlichkeit an der gefährlichsten Stelle an, indem er nicht blos die Lehre, sondern auch den Lebenswandel und die Reichthümer der Kirche angriff, und letztere wie alles Weltliche der Laienhand und der weltlichen Obrigkeit zusprach. Endlich fiel Arnold, als der Papst an Friedrichs Nähe eine Stütze gegen den gebannten Ketzer erhielt. (Aber der Holzstoß, der ihn verzehrte, vernichtete nicht die mit Arnold heller hervortretende Idee einer Reformation der Kirche in Haupt und Glieder, so wenig wie die hunderttausend nachfolgenden Autos-da-Fé!) Sehr richtig schildert der Verf. Arnolds Misgriffe, aber eben so richtig, was Friedrichs wahre Politik gewesen wäre: „Dem ungeachtet war Arnolds Bestreben nicht verloren für die Nachwelt; ja hätte Friedrich I. damals schon die Erfahrung gemacht, daß man dem Papste gehorsamen, oder mit allen Kräften gegen ihn kämpfen müsse; er würde sich vielleicht Arnolds gegen den römischen Stuhl mit großem Erfolge bedient, der Gefahr für seine eigene Größe aber vorgebeugt haben."

Wirklich zieht sich durch einen guten Theil von Friedrichs Regierung sein Streit mit den Päpsten, die, Gregors Sieg über Heinrich im guten Andenken, einen die weltlichen Rechte über Deutschland und Italien kräftig handhabenden König wohl fürchten mußten, und mit dem schärfsten Argwohne jeden seiner Schritte bewachten. Wenn daher Adrian es schon höchlich übel deutete, daß Friedrich ihm bei der ersten Begegnung den linken Steigbügel statt des rechten hielt (bei uns würde der rechte der unrechte gewesen seyn), so galt dies schon für eine halbe Kriegserklärung, die Kardinäle rissen erschrocken aus und ließen ihren Papst im Stiche. — Nicht minder lächerlich waren die Forderungen der Römer, ehe sie den König zur Krönung in die Stadt lassen wollten, die aber kräftig zurückgewiesen wurden, so wie ein Aufstand derselben nach geschehener Krönung besonders durch Heinrichs des Löwen Tapferkeit ihnen theuer genug zu stehen kam.

Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte der Kaiser viel Unordnung auszugleichen, mächtige Fürsten zu strafen (so mußte Pfalzgraf Hermann von Stahleck wegen gebrochenen Landfriedens einen Hund eine Meile weit tragen, ging dann vor Scham in's Kloster und starb bald darauf), Raubburgen zu brechen, und vor Allem den Streit über Baiern ganz zu Ende zu bringen. Kaum hier aus dem Reinen, mußte die einseitige Aussöhnung des Papstes mit dem Könige von Sicilien, das Verfahren der Griechen in Unteritalien, und Adrians schriftliche Anmaßung, die kaiserliche Krönung für eine päpstliche Wohlthat oder gar für eine Belehnung zu erklären (beneficium) und neue Un-

Digitized by Google

ruhen der Lombarden, Friedrichs Plane wieder auf Italien lenken.

Der neue Zug nach Italien führte nach langer Belagerung zuerst die Unterwerfung Mailands 1158 und den großen Reichstag auf den ronkalischen Feldern herbei, wo die politischen und staatsrechtlichen Angelegenheiten der Lombardei mit Zuziehung von vier römischen Rechtsgelehrten festgesetzt wurden. Gewann dadurch der kaiserliche Schatz jährlich 30,000 Pfund Silbers, so zeigte doch der Erfolg bald, daß den Lombarden ihr Geld lieber war, als ihr so hochverehrtes altrömisches Recht. Noch kritischer wurde Friedrichs Lage, als nach Adrians Tode eine zwiespaltige Papstwahl Alexander III. und Victor IV. auf den päpstlichen Stuhl setzte. Jeder wollte der echte unträgliche seyn, keiner weichen. Hatte Alexander die Mehrzahl der Kardinäle für sich, so hatte Victor, das wußte er, den Kaiser auf seiner Seite, den Alexander noch als Kardinal schwer beleidigt hatte, und selbst gegen unsern Verf. möchten wir an der angenommenen Unpartheilichkeit Friedrichs, bei Untersuchung der beiderseitigen Ansprüche, zweifeln. Auch unterwarf sich Victor dem Kaiser und seinen Kirchenversammlungen zu Lodi und Pavia, Alexander nicht. Zu gleicher Zeit fast begann auch der Kampf gegen Mailand wieder, welches erst 1162 erobert, und nach des Verfs. Meinung nicht geplündert und nicht zerstört, sondern nur um einen Theil seiner Mauern gebracht wurde. (Ob es ganz so glimpflich abgegangen, zweifeln wir doch selbst gegen Giulini!!) Hätte nur der Gegenpapst vorerst auch so beschwichtigt werden können; allein Alexander fand in Oberitalien bei allen Feinden des Kaisers, in Frankreich, England und selbst in einigen Gegenden Deutschlands Anerkennung, und wußte Friedrich als Tyrann der Kirche darzustellen.

Schon war Friedrich, aber ohne Heer, wieder in Italien, wie sein Papst Victor starb (1164) und jetzt Jedermann die Beseitigung des verderblichen Kirchenschisma vom Kaiser erwartete, als eine übereilte Wahl Paschal III. auf den Stuhl rief und Friedrich beistimmte, vielleicht in der Hoffnung, dadurch zugleich geistlicher und weltlicher Herrscher zu seyn. Allein wenn er auch wirklich eine solche Hoffnung hegen konnte, so hatte er weder an Alexander noch an die Lombarden dabei gedacht, gegen welche er eben selbst Truppen aus Deutschland holte und diesen 1167 selbst nachzog. Schon hatte sich gegen ihn der berühmte lombardische Städte-Bund gebildet, schon Mailand sich wieder gegen ihn befestigt, schon Alexander III. sich in Rom selbst eingefunden. Zwar vertrieben ihn die Deutschen von dort und führten Paschal von Viterbo dahin zurück, allein (nicht ungestraft sollten die Deutschen Feuer an die Kirche der heiligen Maria gelegt haben!) eine furchtbare Pest raffte den besten Theil des deutschen Heeres dahin, und Friedrich mußte unter großen Gefahren nach Deutschland zurück. Während dessen starb auch dieser Papst, aber die Gegner Alexanders wählten sogleich Calixtus III., 1168. So war kein Ende des Streites mehr abzusehen, und doch war es näher, als Friedrich selbst meinte.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber deutsche Romane und zuletzt über „die Tante" der Frau Schopenhauer.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Ich gehe nun zu einer Schriftstellerin über, welche alle diese Betrachtungen durch ihr neuestes Werk: „Die Tante," veranlaßte. Frau Schopenhauer beschenkte uns vor einigen Jahren mit einem der vielgelesensten Romane „Gabriele" — er verdient durch seine vielen Vortrefflichkeiten, meines Bedünkens, einen der ersten Plätze in den Romanen zweiter Gattung, die nicht deutsche nationelle Charaktere und Sitten schildern, aber wo der Autor mit Nationalsinn die Gegenstände auffaßt und darstellt. Der Gattung nach möchte Gabriele mit dem Fräulein von Sternheim und Frau von Fouqué's Romanen verwandt seyn; allein durch eine viel größere Wärme des Gefühls und der Phantasie, steht sie weit höher. Aber auch die Gebilde der Gabriele verdanken ihre Wirkung der, sie umgebenden Decoration des vornehmen Lebens. Nehmen wir diese hinweg, verfolgen wir diese Menschen aus ihrer Liebespein heraus in den Ernst der Hausmutterschaft, den Drang der Bürgerpflichten, die Gefahren bewegter Zeit, die Schrecken der politischen Verfolgung, und sie schwinden als farblose Schemen dahin. Der Alchimist ist sehr anziehend geschildert, macht aber, weil er zu grell gegen die hellfarbigen Modegestalten, die ihn umgeben, absticht, einen verletzenden Eindruck; eben so tritt der Vetter so trivial spaßhaft auf, daß sein Einfluß auf der Heldin Schicksal einen Mißton hervorbringt. Die anziehenden Seiten, welche dieser Roman für das große Publicum gehabt hat, stehen siegend diesen Bemerkungen gegenüber, und des bescheide ich mich gern, da dessen Vorliebe oder Absprechen mein Urtheil nicht bestimmt.

In einem weit geringern Grade besitzt der neue Roman der Frau von Schopenhauer, „die Tante," jene getadelten und der ganzen Gattung gemeinschaftlichen Eigenheiten, und in einem weit größern die Vorzüge der „Gabriele." In ihm erblicken wir wirkliche Menschen unsrer Zeit, unsers Jahrzehntes, und er zeigt dabei soviel Lebensart und Lebensfrische, daß beide Hälften von Deutschland sich in ihm vermählt finden. Frau Schopenhauer macht uns mit einem Frauenzimmer bekannt, welches bei Gemüth und Geist durch nicht hinreichende Ausbildung des ersten, gegen einen innig geliebten, innig liebenden Geliebten sich eines Uebermuths schuldig machte, der den edlen Mann zu Entsagung seines Liebesglücks vermochte. Er tritt seinem jüngern Bruder, um seine Verbindung mit einem armen, aber leidenschaftlich geliebten Mädchen zu befördern, sein Erbrecht ab, und wird an seiner Statt Maltheser. Bald

darauf, aber zu spät, um zurücktreten zu können, belehrt eine gegenseitige Erklärung die beiden Getrennten, daß das begangene Unrecht der Geliebten schwer gebüßt ward und ihre Liebe unerschütterlich blieb. Sie tritt in ihr protestantisches Damenstift, zu dessen Aebtissin sie heraufrückt; er übernimmt große Staatsämter und widmet sich dem öffentlichen Wohl; beide lieben treu, meist getrennt, in inniger Theilnahme bis an das spät erfolgte Ende. Sie lebt nur in Wohlthun, in Glück fördern, vor allen edles Liebesglück, und bei diesem schönen Beruf wird sie lange, ohne es zu ahnen, wer er ist, die Lenkerin des Schicksals eines wackern, männlich liebenden Jünglings, des Neffen ihres verklärten Freundes, dessen Vater diesen, durch Abtretung seines Erbrechts an des Jünglings Vater, in Stand setzte, ein geliebtes Mädchen zu seiner Gattin zu machen. Diese Ehe war unglücklich. Die Geschichte wird hier abenteuerlicher, so wie die praktische Lebensweisheit, die in dem Ganzen vorherrschend ist, es erwarten läßt. — Genug; dieser Jüngling liebt der edlen Tante Aebtissin Schwestertochter, deren Vater, aus Kaufmannseigensinn und Geldstolz, den Liebenden große Schwierigkeiten entgegensetzt. Der Tante Geschicklichkeit, die Zeit und die Beständigkeit der Liebenden, wissen sie endlich auf eine würdige Art zu überwinden. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet! Diese Tante, wenn gleich ihre Individualität, da ihre ganze Erscheinung sich hinlänglich und auf das Lebhafteste ausspricht, zu oft portraitirt wird, ist dennoch ein herrlich geschildertes Bild! Die eigentliche Heldin interessirt nicht sehr, ist aber wahr und mit moralischem Sinn dargestellt, denn sie thut, was heut zu Tage unsre Romanenheldinnen wenig thun: sie hält es für nöthig, eine gehorsame Tochter zu seyn, wodurch sie ihrem Geliebten denn auch Gelegenheit gibt, etwas Klügeres zu thun, als sich zu erschießen, oder sich eine Brigade im Befreiungskriege zu holen, oder einen ewig glorreichen Tod. Er betreibt mühselig große Handelsgeschäfte in Ostindien, und kehrt als ein tüchtiger Mann und treuer Liebhaber, wie es nach Romanenweise eben am nützlichsten ist, zurück. Unter den Nebenpersonen ist ein Cavallerieofficier, der so lebendig gezeichnet ist, daß sich wahrscheinlich jede Escadron mit Freude und Ehre eines so wackern echt deutschen Jünglings rühmen wird. Zwei Fräuleins eröffnen gleich den Roman, deren übergroße Natürlichkeit, oder vielmehr portraitmäßige Individualität mich Anfangs verletzte; allein in ihren Charakteren ist, wie subaltern sie auch stehen, so viel Entwickelung, daß man sie nicht entbehren möchte. Als wichtige Person tritt nebst dem eigentlichen Helden des Romans ein Engländer auf, dessen gehässige Lächerlichkeit, wenn sie nicht überladen ist, alle Romanenschreiber fortan verhindern sollte, sich bei Mischung ihrer Composition der „Engländer" zu bedienen. Englische Origialromane haben seit der Miß Burney anziehenden Werken, den Charakter eines Dandy aufgeführt — eine Modegestalt, für die unser deutsches Geck, Kleinmeister und Zierbengel noch viel zu mild ist; es ist eine Amalgamie von Eitelkeit, Selbstsucht und Erschlaffung alles männlichen Gefühls, rücksichtlich des gesellschaftlichen Verhältnisses zum andern Geschlecht, bis zum Uebermaß getrieben. — Gut, so ein Dandy, der Sohn eines unermeßlich reichen londoner Kaufmannes, soll „der Tante" geliebte Nichte heirathen, macht sich aber durch seine schamlose Geckerei dem Vater selbst so verhaßt, daß er froh ist, als derselbe, da gewisse schlechte Streiche von ihm kund werden, sich aus dem Staube macht. In diesem Engländers-Charakter, als Ingredienz eines deutschen Romans, zeigt sich die Veränderung der Ansichten — der Fortschritt der Zeit. Wie wir erwähnten, war der „edle Engländer" ehedem ein so stehender Charakter des deutschen Romans, wie Pantalon in der alt italienischen Komödie — ja wir Deutschen getrauten uns nicht einmal unsre Lovelaces — uns ohnehin ein zu spirituöser Charakter — unter den Engländern zu holen, und nun holen wir unsre lustigen Personen und Pelzmärten von der mächtigen Britannia, deren Herrschaft über die **Meere** freilich länger dauert, wie über die Herzen.

Ich würde diesen sehr vorzüglichen Roman noch viel anziehender gefunden haben, oder vielmehr der Genuß, den er mir gewährte, wäre ganz ungemischt gewesen, wenn die Art der Zusammensetzung, die bald vergangne Schicksale, bald die Zeit schildert, die Geschichte bald ergänzt, bald fortsetzt, bei der **einen** Lectüre, die mir von „der Tante" vergönnt war, mich nicht etwas verwirret hätte. Das liebe, sieche Leben und der Mignon'stod der Agathe, so wie die abenteuerlichen Schicksale ihres Liebhabers, die ihn doch gar nicht interessant machen, haben mich auch gestört. Die amtlichen Berichte, welche ich von einem Arzte über die Behandlung der Galeerensclaven in den französischen Häfen las, stimmen mit den in „der Tante" befindlichen Angaben auch nicht überein, wie denn überhaupt die werthe Verfasserin einen sehr entschiedenen Unmuth gegen unsre westlichen Nachbarn ausdrückt. Das mag auf Ansichten gegründet seyn, die keineswegs hierher gehören; lieber verspreche ich den Lesern „der Tante" noch die Annehmlichkeit des fließendsten Styls, einer natürlichen, klaren Diction, und am Schlusse des Buchs das angenehme Gefühl, durch die Darstellung eines schönen Charakters moralisch erhoben zu seyn, und die Schöpferin eines so befriedigenden Romans dankbar zu verehren. 62.

---


## Literarische Anzeige.

Auf vielfaches Verlangen habe ich die in Nr. 224, 225, 261, 262, dieses Blatts befindlichen Aufsätze: „Gedanken über die Freimaurerei, ihren politischen Einfluß und ihre Zulässigkeit" und „Freimaurerische Literatur der letzten drei Jahre" besonders abdrucken lassen und sind dieselben zu dem Preise von 8 Gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, 18. November 1823.

F. A. Brockhaus.


Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 282.

8. December 1823.

Mémorial de Sainte-Hélène. Von dem Grafen Las Cases. Achter Band.

(Ueber Bd. VII siehe Nr. 263, 264, 265.)

Der achte und letzte Band der Denkwürdigkeiten von St. Helena enthält nicht, wie die früheren, Ansichten und Gedanken von Napoleon, in vertraulicher Unterhaltung dem treuen Gefährten mitgetheilt, sondern die Geschichte der Anstrengungen und Leiden des Grafen selbst, der, von dem großen Gefangenen getrennt, erst nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verbannt, dann nach England gebracht, von da zurückgewiesen, wie ein Verbrecher, unter strenger Aufsicht der Polizei, durch die Niederlande und einen Theil von Deutschland geführt, bei allen Mißhandlungen mit heldenmüthiger Selbstverläugnung nur den Zweck im Auge hat und rastlos verfolgt, seinem Herrn sich nützlich zu erweisen. Für die Wenigsten dürfte darum dieser Theil das Interesse der frühern haben, die uns beständig in die Nähe des Mannes führten, dessen Name schon unwiderstehlich anzieht und auf die Gemüther zauberartig wirkt. Wir werden uns aus diesem Grunde auch in dem Auszuge kürzer fassen, obgleich das Buch selbst, bei all seiner breiten Umständlichkeit, mit Theilnahme gelesen werden mag und auch nicht ohne Interesse ist.

Den 31. December 1816 verließ der Graf Las Cases St. Helena und traf den 17. Januar des folgenden Jahres, nach einer Fahrt von achtzehn Tagen, bei dem 500 Stunden davon entlegenen Vorgebirge der guten Hoffnung ein. Hier lebte er, unter der Aufsicht des Gouverneurs, bis er, nach lange fruchtlosen Bemühungen, die Erlaubniß erhielt, nach Europa zurückzukehren. Den 20. August bestieg er einen Brick von 200 Tonnen mit 12 Matrosen. Den 7. September segelte das Schiff an St. Helena, aber in einer Entfernung von 15 Stunden, vorbei. Welch ein Anblick für den guten Las Cases! Welche Gefühle mögen sein Gemüth bewegt haben! — „Aber bald entschwand die kleine Insel unserm Blicke," heißt es in dem Tagebuch des Grafen; „kaum daß unser Auge sie zu unterscheiden vermochte, sie, die so viel enthielt. Noch hatten wir über 3000 Stunden auf dem unermeßlichen Ocean zurückzulegen. Unsre kleine Barke war unsre Welt. An hundert Tage sahen wir uns in dieser Einsamkeit über den Gewässern schweben, auf einem schwimmenden Atome in dieser Unermeßlichkeit, nur durch ein dünnes Bret von dem Abgrunde geschieden, in dessen unergründlicher Tiefe der Tod und die Seeungeheuer wohnen. Welch ein Element, das sich der kühne Mensch unterworfen hat!"

Den 15. November kam das Schiff, nach hundert überstandenen Gefahren — denn die Fahrt war eine der längsten und beschwerlichsten — an der Küste Englands vor der Themse an. Aus der Macht der Elemente war Las Cases in die schlimmere der Menschen gekommen, und der brittische Boden zeigte sich unwirthlicher als die See. Dem Gefährten Napoleons wurde angekündigt, daß er nicht weiter dürfe, und mit seinem Gepäcke sich sogleich nach dem Fremdenschiffe zu begeben habe. Hier wurden seine Papiere versiegelt, und er selbst erhielt in der Nacht die Weisung, England unverzüglich zu verlassen. Mit Tagesanbruch wurde er geheimnißvoll in einem Kahn an's Land gesetzt, in eine Postchaise gepackt und nach Dower gebracht, wo man ihm die Wahl ließ, sich nach Calais oder nach Ostende einzuschiffen. Las Cases wählte den letzten Landungsplatz. Ehe er England verließ, untersuchte der Polizeibeamte, der ihm zur Begleitung gegeben war, seine Effecten und nahm, aller Protestationen und Appellationen an Gesetze und Gerechtigkeit ungeachtet, seine Papiere weg. Zu Ostende angelangt, fand er in dem Gasthofe, wo er abstieg, einen Agenten der Localbehörde, der ihn mit der Erklärung empfing, daß er ihm zur Aufsicht gegeben sey. Las Cases schrieb von hier aus an den Polizeiminister der Niederlande, der ihm zur Antwort Gensdarmen schickte. Unter dieser Bedeckung in Brüssel eingetroffen, erhielt er den Befehl, so schnell als möglich das Königreich zu räumen. Er bat um die Erlaubniß, zu seiner Pflege nur Einen Tag ruhen zu dürfen; denn er war leidend, von der beschwerlichen Reise erschöpft und hatte ein Fieber. Keine Stunde! war die Entscheidung. Ein Polizeicommissair und ein Gensdarme nahmen den Kranken in die Mitte und spedirten ihn so, vorsichtig eingepackt, auf der Landstraße weiter. Es war, als hätte man die Pest über die Grenze fortzuschaffen. Der Unglückliche schrieb an den

französischen Gesandten in Belgien, der aber, wie es schien, keine Zeit zu einer Antwort hatte. Zu Aachen auf preußischem Gebiete eingetroffen, ward er von den niederländischen Angestellten denen des neuen Landesherrn eingehändigt, gegen einen Empfangschein abgegeben und eben so schnell von Post zu Post, aus der Hand des einen Commissairs und Gensdarmen in die des andern übergehend, fortgeschafft. Auf sein Verlangen, führte man den Gefangenen nach Frankfurt, wo er unter der Aufsicht eines preußischen Officiers blieb. Funfzehn Tage hatte die Reise gewährt, und Las Cases hatte die Schule vieler der vortrefflichen Anstalten und Maßregeln der erfindungsreichen Polizei durchgemacht. Sogleich bei seiner Ankunft in Frankfurt schrieb er dem französischen Gesandten, um sich dessen Schutze zu empfehlen. „Der Brief blieb ohne Antwort, doch zeigte sich Se. Excellenz," sagt Las Cases, „darum nicht weniger thätig. Man versicherte mich, Sie habe von dem Senat der freien Stadt Frankfurt meine Auslieferung in der Zeit von vier und zwanzig Stunden verlangt." Zum Glücke betrachteten die Preußen den Gefangenen, der ihnen einmal zugefallen war, als ihnen angehörig und lieferten ihn nicht aus. In dieser Lage ward Las Cases gerathen, sich an den östreichischen Gesandten, den Herrn von Wessenberg, zu wenden; er that es mit der Erklärung, daß er seinen Monarchen um eine Freistätte in dessen Staaten angefleht und um die Erlaubniß bitte, die allerhöchste Entscheidung in Frankfurt abzuwarten." „Diese wenigen Worte," sagt Las Cases, „reichten bei einem edelmüthigen und redlichen Manne hin, allen meinen Widerwärtigkeiten sogleich ein Ende zu machen. Er ließ seine Vermittlung eintreten und erklärte mich provisorisch unter dem Schutze seines Herrn. Da ward alles ruhig. Die Wirkung des weitreichenden brittischen Einflusses hörte auf. Der Senat der freien Stadt duldete mich, und der preußische Officier empfahl sich. Endlich traf auch die Bewilligung der Freistätte von Wien ein, und ich war meiner Haft entlassen. Ja, mir bot sich die Aussicht dar, meine Ruhe in Zukunft geachtet zu sehen; denn die Antwort des Herzogs von Richelieu, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an den sich unser Gesandter in meiner Angelegenheit gewendet hatte, lautete, wie ich versichert ward, man möge mich in Frieden lassen. Der Herzog von Richelieu, in seiner Unabhängigkeit, hatte ohne Zweifel nur seinem natürlichen Edelmuth Gehör gegeben, da man glauben darf, daß der des Herrn Gesandten zu Frankfurt, der früher diplomatischer Minister Napoleons bei dem König Hieronymus gewesen, sich durch das Bedürfniß in der veränderten Lage für seine veränderten Gesinnungen eine Bürgschaft zu geben, nicht freien Spielraum hatte; dagegen ließ sich nun nichts sagen, nur durfte ich bedauern, daß es bei dieser Gelegenheit gerade auf meine Rechnung geschah."

Nun ließ Las Cases sich angelegen seyn, dem Zwecke, der ihn, wie er selbst sagt, von St. Helena entfernt hatte, auf's Eifrigste nachzukommen. Er schrieb an die Kaiserin Maria Louise, schickte diesen Brief offen an den Fürsten Metternich mit einem eigenen Schreiben und wendete sich dann an die drei großen verbündeten Monarchen. Diesen schilderte er die Lage Napoleons auf seiner Felseninsel mit den lebendigsten Farben, um ihr Herz für die Leiden des neuen Prometheus zu rühren. Auch an Lord Bathurst richtete er ein sehr umständliches Schreiben voll Beschwerden über die Behandlung, die Napoleon und seine Gefährten, und namentlich er selbst, zu erdulden gehabt; denn dieser edle Lord galt, mit Recht oder Unrecht, dafür, daß er den Geier auf den großen Gefangenen losgelassen. Las Cases setzte sich in Briefwechsel mit allen Gliedern der Familie Napoleons, suchte diesem Bücher und andre Gemächlichkeiten des Lebens, an die er gewöhnt war, einen bessern Wein, gutes Oel und dergleichen zu verschaffen, und schickte Nachricht nach St. Helena über das Befinden der Verwandten und Freunde in unserm Welttheil.

Nach einem Aufenthalte von sechs Monaten in Frankfurt begab sich Las Cases, seiner Gesundheit wegen, nach Baden, wo er von dem Großherzoge und der Großherzogin, wie er sagt, fast geheimnißvoll aber doch freundlich empfangen ward; von da ging er nach Mannheim. Da der Congreß zu Aachen näher kam, traf er alle Vorkehrungen, sich bei der erlauchten Versammlung der erhabenen Monarchen für seinen Herrn und Kaiser mit Nachdruck zu verwenden. Er richtete Bitten und Denkschriften an dieselben, überreichte einen Brief von der Mutter Napoleons und bestimmte die übrigen Glieder seiner Familie, Schritte in gleichem Sinne zu thun. Selbst an Lord Castlereagh ward geschrieben, so wenig Erfolg man sich auch von dieser Seite versprechen durfte. Der ewig Bittende wendete sich an den berühmten Erzieher des Kaisers Alexander, Hrn. de la Harpe, und pochte unermüdlich an jeder Thür, wo, wie er hoffte, eine Gabe für seinen Herrn zu erflehen war. Mit Recht nennt er sich den Bettler des Belisar. Ich kenne aus unsrer Zeit nur Ein Beispiel von gleicher unverdrossener Beharrlichkeit, die hundert Mal vor die Thür gewiesen, ruhig an ihr stehen bleibt, um sich bei Gelegenheit wieder hereinzudrängen, das Beispiel des Sprechers der westfälischen Domainenkäufer, Hrn. Schreibers nämlich, der unsrer sprichwörtlich berühmten deutschen Geduld wirklich ein Denkmal gesetzt hat. Las Cases hatte freilich eine ganz andre und nicht eigene Sache zu verfechten, und die Aehnlichkeit liegt blos in der Thätigkeit, die nicht ermüdet, in der Hoffnung, die nicht verzweifelt. Indessen blieben alle seine Anstrengungen ohne Erfolg. Der Congreß ging zu Ende, und man vernahm kein Wort zu Gunsten Napoleons. Auf alle Bitten, Denkschriften, Briefe und Klagen erhielt Las Cases nie eine Antwort. Doch konnte nichts seine treue Ergebung, seine sich selbst aufopfernde Anstrengung ermüden; auch bei dem Congresse zu Laibach erneuerte er die Schritte, die er früher schon bei dem von Aachen umsonst gethan.

Digitized by Google

Aber die Gnade der Großen hätte nichts mehr vermocht; ein Größerer hatte sich des Leidenden erbarmt und ihn von der Erde abgerufen. Napoleon war am 5. Mai 1821 gestorben. Er hauchte seine große Seele aus, da gerade der Kanonenschuß den Untergang der Sonne verkündete. Für ihn geht keine mehr auf; möge wenigstens für das Geschlecht, das sich so wenig geehrt hat, da es ihn vergöttert als da es ihn herabgewürdigt, sich eine freundlich am Himmel zeigen!

78.

## Ueber Friedrichs von Raumer Geschichte der Hohenstaufen.

(Beschluß aus Nr. 281.)

Die Lombarden hatten nicht allein ihren Bund sehr erweitert und befestigt, sondern auch als Vormauer gegen den Kaiser eine neue Stadt gebaut, die, Friedrich zum Trotz, Alexander zu Ehren, Alexandria genannt wurde. Da sandte der Kaiser seinen kriegerischen Kanzler, Erzbischof Christian von Mainz, als Oberbefehlshaber nach Italien voraus, einen Mann, „der mit großer Würde Messe las, sich in sechs Sprachen beredt auszudrücken wußte, aber auch, dem besten Ritter gleich, sein Roß tummelte, unter dem hyacinthfarbenen Oberkleide einen eisernen Harnisch trug, auf dem Haupt einen vergoldeten Helm und in der Hand eine dreiseitige Keule. Man sagte ihm nach, er habe neun Feinde in Schlachten getödtet, und, als ein gar strenger Richter, mehrern Uebertretern der Gesetze selbst die Zähne eingeschlagen; man behauptete, die zur Kriegsarbeit eingeübten Geistlichen und Frauen seines Heeres hätten einst zwei feste Schlösser erobert, und Mädchen und Pferde kosteten ihm mehr als dem Kaiser sein ganzer Hofstaat." Vergeblich aber belagerte er Ancona, obgleich dort schon ein Eselskopf 3 Goldstücken kostete, Mütter ihre Adern öffneten, um mit dem Blute Speisen für ihre Kinder zu bereiten, und die Weiber sich ihren Männern zur Speise anboten. Endlich kam Friedrich 1174 nach, nahm Asti, verbrannte Susa, belagerte aber Alexandria vergebens, unterhandelte, aber umsonst, mit Alexander und verlor 1176 die Hauptschlacht bei Lignano gegen die vereinten Lombarden. Nichts blieb Friedrich übrig, als so billig, als jetzt noch möglich war, zu Venedig mit dem Bunde und dem Papste Alexander seinen Frieden abzuschließen und somit die Arbeit von fast einem Vierteljahrhundert aufzugeben. Der Gegenpapst Calixt bekam eine Abtei.

Die Folgen dieses Unglücks mußte nun bekanntlich auch Herzog Heinrich der Löwe in Deutschland fühlen, der alles kaiserlichen Bittens, ja einer höchst unvorsichtigen Demüthigung Friedrichs ungeachtet, an diesem Zuge gegen Italien keinen Antheil hatte nehmen wollen. Der Verf. schiebt es auf seine große Macht, die ihn übermüthig gemacht hätte und vielleicht gar zum Kampfe um die Oberherrschaft mit dem Kaiser hätte verleiten können. Doch sind mehrere Gründe nicht angeführt, die den Herzog, wenn auch nicht vertheidigen, doch entschuldigen konnten. Noch ist nicht ausgemacht, ob Heinrich überhaupt als Vasall jetzt noch mitzuziehen brauchte; auch wollte er gegen die Abtretung von Goslar wirklich mitziehen, nicht blos Geldhülfe leisten. Die Hauptsache aber war, daß er sich in seinen norddeutschen Besitzungen immer fester setzen und sie nicht Feinden, die ihm von allen Seiten, selbst noch in den Zeiten der Freundschaft des Kaisers zu ihm, gedroht hatten, zur Beute überlassen wollte. Auch würde die ganze Sache gewiß, wenn Friedrich glücklich gegen die Lombarden gewesen wäre, eine weit günstigere Wendung für Heinrich genommen haben. Uebrigens ist die Geschichte des Falles Heinrichs des Löwen bekannt genug, und nur die Frage möchte noch Interesse haben, was ohne diese Katastrophe von 1179 u. 1180 aus Deutschland geworden wäre? da unstreitig die übergroße Macht Heinrichs Deutschlands Freiheit gefährdete. Uebrigens entscheidet der Verf. sehr verständig über die publicistische Frage, ob dem Herzoge, außer den Reichslehen, auch noch die Allodien abgesprochen wurden und werden konnten. Der kostnitzer Friede, 1183, lehrte endlich dem Kaiser, daß mäßige Bewilligungen größern und sichern Gewinn als unbedingte Ansprüche bringen können.

Das neunte Hauptstück eröffnet eine merkwürdige Verschwörungsgeschichte gegen König Wilhelm von Sicilien und den Großadmiral Majo in Palermo, die aber den Verfall des normannischen Reiches deutlich anzeigt. Da Wilhelm II. kinderlos zu bleiben schien, brachte der Kaiser eine Staatsheirath zwischen der Erbin von Neapel und Sicilien, Constanze, und seinem Sohne Heinrich zu Stande, welche die Erwerbung dieser so lang ersehnten Länder glücklich einleitete, aber auch der päpstlichen Politik eine völlig veränderte Richtung und dem letzten Abkömmling der Hohenstaufen sein blutiges Ende gab. — Eben war wieder eine völlige Spaltung zwischen Staat und Kirche zu fürchten, als die Nachricht nach Europa kam, Saladin habe die Christen bei Tiberias völlig geschlagen und Jerusalem erobert. Unermeßlicher Jammer verbreitete sich um das verlorene Grab des Erlösers, und nur Ein Wunsch ergriff Alle, das Verlorene wieder zu gewinnen; selbst der greise Friedrich griff wieder zum Kreuze, wähnend, einen guten Kampf zu kämpfen und sein Leben würdig zu beschließen, wenn er noch einmal die Heilstätte der Welt gesehen. Dem sollte aber nicht so seyn! —

Der am Ende des dritten Buches bei Konrads Kreuzzuge hingeworfene Faden wird nun im fünften wieder aufgenommen, so daß die ersten sechs Bücher zwischen Morgenland und Abendland abwechseln. Das christliche Königreich in Asien war seit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges recht sichtbar in cadente domo, und in Europa erinnerte man sich an den Verrath der asiatischen christlichen Fürsten und Ritter zu gut, hatte der unglücklichen Erfahrungen zu viele

gemacht, als daß man sobald neue Opfer zur Schlachtbank hätte führen mögen. Aber je ohnmächtiger Jerusalems Könige wurden, desto mächtigere Heroen des Islams traten auf. Schon Zenki, der Eroberer Edessas, jagte Schrecken ein, noch mehr sein zweiter Sohn Nureddin, ein Moslam, der strenge Gerechtigkeit mit Milde und Mäßigung paarte, Kranken-, Armen- und Waisenhäuser bauete, für Schulen sorgte, Gelehrte ehrte und sein Damaskus mit Akademien, Bibliotheken, Spitälern, Bädern und Springbrunnen verzierte, seinem Weibe aber jährlich nur 20 Goldstücke anwies, mit der Bemerkung: „Ich besitze nichts, ich bin nur Schatzmeister der Gläubigen und werde sie deinetwegen nicht betrügen und mir die ewige Verdammniß bereiten." In Jerusalem war Balduin III. auf die vormundschaftliche Regierung seiner Mutter Melisandis und des Reichsfeldherrn Manasse gefolgt, starb aber 1162, worauf sein Bruder Amalrich, Graf von Joppe, als König folgte. Als aber Balduin 1173 starb und Nureddin wenige Monate vorher gleiches Schicksal gehabt hatte, änderten sich die Verhältnisse Asiens durch das Auftreten Saladins ungemein, eines Mannes, dessen große Eigenschaften auf dem dunkeln Grunde christlicher Schwäche und Verworfenheit nur desto heller erscheinen. Der mit der Elephantiasis behaftete 13jährige Balduin IV., der noch dazu durch seine Jugend einen Regentschaftsstreit veranlaßte, wurde bei manchen trefflichen Eigenschaften nicht der Mann, der, einem Saladin gegenüber, sein Königreich wieder emporbringen konnte. In diesem allmäligen Verfalle weilt der Blick am Liebsten auf einzelnen großartigen Scenen, deren wenigstens eine hier ihren Platz finden mag. In der Schlacht von Torono (1178) waren Hugo von Tiberias, Stiefsohn des Grafen Raimund, und Odo von St. Amand, der Tempelmeister, gefangen worden. Diesen wollte Saladin gegen einen seiner Verwandten auslösen; er aber antwortete mit der ihm eigenen stolzen Haltung: „Gott verhüte, daß ich ein schlechtes Beispiel gäbe und Andere, ähnliche Auswechselung hoffend, sich dann desto leichter fangen ließen. Ein Templer darf für seine Lösung nicht mehr geben, als seine Schärpe oder sein Schwert." Eben so erklärte Hugo von Tiberias: „sein Land und seine Einkünfte wären viel zu gering, als daß er die verlangte Lösungssumme von 100,000 Byzantinern zahlen könnte." Saladin aber erwiderte: „Es kann dir ja nicht schwer werden, dieses Geld binnen der Frist eines Jahres herbeizuschaffen, denn jeder tüchtige Mann unter deinen Glaubensgenossen wird dir gern einen Beitrag geben." Hierauf sprach Hugo, die Gelegenheit heiter und gewandt ergreifend: „Herr, ich glaube nicht, unter meinen Glaubensgenossen einen bessern und trefflichern Mann zu finden, als ihr seyd; erlaubt also, daß ich euch zuerst um einen Beitrag anspreche." — Da gab Saladin, auf den Scherz eingehend und seiner Natur folgend, nicht weniger als 50,000 Byzantiner, und die Emire und Großen seines Hofes gaben, auf Hugos ähnliche Bitte, nach dem Beispiele ihres Herrn, so reichlich, daß 10,000 Byzantiner über die geforderte Summe zusammen kamen. Mit diesem Ueberschusse und elf außerdem noch freigelassenen Christen beschenkt, ritt Herr Hugo fröhlich zu den Seinen zurück, und es war nicht unnatürlich, daß die Bewunderung des großgesinnten Sultans in Vielen den Kriegs- und Religionshaß überwog.

Die übereilte Vermählung Sibyllens, Balduins Schwester und Erbin von Jerusalem, mit dem schönen Veit von Lusignan, der bald Reichsverweser wurde; die Krönung Balduins V., Sibyllens Sohn erster Ehe, während Balduin IV. 1185 starb; die Eifersucht der Templer und Johanniter gegen einander; ihre Unsittlichkeit, die Feigheit der übrigen orientalischen Christen; eine unglückliche Politik führten endlich die große Schlacht bei Tiberias, 1187, die Gefangenschaft des Königs und des heiligen Kreuzes und den Fall von Jerusalem herbei, 3. Oct. 1187. Auch hier bestätigt sich vielfach des Siegers Großmuth und das, was Böttiger (Heinrich d. Löwe S. 403) sagt: „Nur Saladins großen Eigenschaften verdankte es die heilige Stadt, wenn ein menschlicher Sieger dort einzog." — Bekannt genug ist, wie der mit so großen Vorbereitungen und Hoffnungen begonnene dritte Hauptkreuzzug Friedrichs I., Richards Löwenherz und Philipp Augusts von Frankreich, außer der Eroberung von Akkon, 1191, so gut wie nichts ausrichtete, und wie Kaiser Friedrich, 11. Jun. 1190, im Kalykadnus, als er, schnell in den Fluß sprengend, zu seinem Sohne vorwärts wollte, von den Wellen ergriffen und nur entseelt herausgezogen wurde. Bald nachher starb, 1193, auch der große Saladin, der, bei allen seinen Eroberungen, weder Haus noch Garten, noch Langut besaß und von allen erbeuteten Schätzen nur 47 Silberlinge und ein Goldstück hinterließ. Aber von ihm, wie von dem edeln Friedrich I., gilt des Dichters Wort:

Von den ird'schen Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch! —

Endlich zieren noch zwei Beilagen diesen Band; die Regententafeln zur Geschichte der Hohenstaufen, und die sehr mühsam aus Hunderten von Quellen zusammengetragenen diplomatischen Nachweisungen über den Aufenthalt der deutschen Könige und Kaiser, von Heinrich V. bis Rudolf I., höchst schätzbar und unentbehrlich für jeden Historiker jener Zeit (S. 517—599). Schließlich erlaubt sich Ref., nochmals seinen Dank dem trefflichen Verf. über die Unternehmung sowohl, als Ausführung eines Werks auszusprechen, welches — hoffentlich bald vollendet — eine Zierde unserer deutschen Literatur werden muß, und auch dem Ausländer, der an äußerer Ausstattung mehr gewöhnt ist, Achtung für unsere Literatur und Typographie einflößen wird. —

13.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 283.

9. December 1823.

## Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden.

(Eine kleine Notiz hierüber siehe in Nr. 216).

Das vorliegende Buch, welches sich als ein Geschenk zum 28sten August 1823 angekündigt, wird gewiß von allen Freunden und Verehrern Göthe's mit Dank angenommen werden. Es ist ein glücklicher Gedanke, das Wichtigste und Würdigste, was die Mitwelt über diesen großen Geist gedacht und empfunden hat, mag sie sich nun in Huldigungen oder in Urtheilen aussprechen, zu einer Sammlung zu vereinigen, und man möchte sich fast wundern, warum dieser Gedanke nicht schon früher gedacht und ausgeführt worden sey. „Kein Schriftsteller," sagt die Vorerinnerung, „hat je seines Geistes Wirken in so vielfachen Gebieten, so nach allen Richtungen und Sphären, Leben bringend und Huldigung gebietend, ausgeströmt, kein andrer schon durch die Mitlebenden, sowohl in den jedesmaligen emporragenden Ausgezeichneten, als in der ununterscheidbaren Menge aufeinanderfolgender Geschlechter, solche Anerkennung gefunden, solche Herrschaft geführt: diese Blätter zeigen, zur Ehre der Nation, daß über unsern Dichter von seinem ersten Auftreten bis auf den heutigen Tag, unter allem Drängen und Wogen der Zeiten, bei den Würdigen ein im Ganzen immer gleiches Interesse, ja Urtheil sich behauptet hat." Man kann aber den Nutzen einer Sammlung der Zeugnisse Mitlebender über den größten deutschen Dichter auch noch in anderer Hinsicht geltend machen. Denn, da es nicht zu läugnen ist, daß die Mitwelt sich in und an diesem weit und mächtig wirkenden Geiste fortgebildet hat, so sind ihre Urtheile über ihn, ihrer Zeitfolge nach geordnet, gleichsam eine Geschichte ihres Geschmacks und ihrer Kritik zu nennen.

So sehr uns aber die Idee des vorliegenden Werks zuspricht, so wenig genügt uns ihre Ausführung. Der Sammler hat ohne Auswahl und Ordnung gesammelt: Dedicationen mit den vollständigen Titeln des Herrn Geheimeraths von Göthe, Cabinetsbriefe mit Ehrenbezeugungen von fremden Fürsten stehen neben charakteristischen Huldigungen und kritischen Urtheilen, und Alles ohne Sonderung oder chronologische Folge bunt durcheinander, eine indigesta moles. Ja selbst in dem Viel oder Wenig des Aufgenommenen aus irgend einer Schrift ist nicht selten das Maß verfehlt. So finden wir z. B. S. 10 den Schluß der Dedication des Wunderhorns, welcher nur durch die vorausgeschickte Erzählung von dem armen Grünewald verständlich werden kann. Auch hat der Sammler, wie es scheint, sich keine Schranken gesetzt, die irgend etwas auf Göthe Bezügliches, wenn es nicht wirklich ein Zeugniß der Mitlebenden ist, abweisen könnten, und dem zu Folge Manches aufgenommen, was in die Geschichte einer Literatur der Göthe'schen Werke gehört, z. B. S. 181: Göthe's Herrmann und Dorothea. Gedicht in neun Gesängen. Aus den Versen in Prosa umgebildet von K. Th. Kersten. London. Leipzig 1823. 8. Wie viel Büchertitel müßten angeführt werden, wenn Alles zu den Zeugnissen der Mitlebenden gerechnet werden sollte, was aus Göthe übersetzt, nachgebildet und umgebildet worden ist! — Eben so wenig Auswahl beobachtet der Sammler in der Aufnahme von Dedicationen. Wir wollen die Dedicationen nicht von den Zeugnissen ausschließen, wenn sie wirklich etwas mehr bezeugen als eine formelle literarische Höflichkeit, die ja (wer will es unterscheiden?) dem Minister von Göthe eben so sehr oder mehr gelten kann als Göthe, dem Dichter. Demnach sind hier die Zueignungen von F. A. Wolf (im Museum der Alterthumswissenschaft), von F. H. Jacobi (im Woldemar) und ähnliche ganz an ihrer Stelle; aber die, welche den langen Titel des Gefeierten und hinterdrein — zum Beweis der innigen Hochachtung — bringen, gehören nicht in diese Sammlung. Eine schwierige Aufgabe für das vorliegende Buch, das sich als eine erste Sammlung ankündigt und also eine Fortsetzung erwarten läßt, ist die Auswahl von Zeugnissen über Göthe aus den Recensionen seiner Schriften. Diese dürfen doch nicht ganz ausgeschlossen werden, und der Sammler hat auch schon Einiges, namentlich etwas aus der Schiller'schen Recension des Egmont, aufgenommen, was mehr Kritisches in der Fortsetzung nach sich ziehen muß. Dabei wird aber der Grundsatz des Sammlers, unedlen Tadel von seiner Sammlung auszuschließen, oft in Verlegenheit kommen, zu unterscheiden, welcher Tadel als unedel abzuweisen, oder als edel, wenn auch unstatthaft und ungegründet,

aufzunehmen sey. Unsre Ansicht von der Anordnung eines Werkes, welches, als eine ausgewählte Sammlung von Zeugnissen über Göthe, in Urtheilen und Huldigungen der Mitwelt, einen reellen Werth haben würde (ein Geburtstagsgeschenk hat einen Affectionswerth) und eine Beilage zu allen Ausgaben von Göthe's Werken zu werden verdiente, ist folgende:

Zuerst die Huldigungen, in chronologischer Folge, mit Ausschluß aller bloßen Titularhuldigungen.

Dann die Urtheile, ohne Abweisung irgend eines Tadels, wenn derselbe überhaupt, als Tadel, eines Wiederabdrucks werth wäre. Darüber zu entscheiden, fragten wir aber nicht nach dem Edlen oder Unedlen seines Verfassers, sondern nach seinem eignen innern Gehalte, und unbestimmte, halb verstandene Nachbeterei des Tadels, wie des Lobes, fände keinen Platz in unsrer Sammlung. Dagegen schlössen wir nichts aus, was unserm oder, was hier fast gleichbedeutend ist, dem allgemeinen Urtheile der Deutschen über Göthe's Werth auf das Schroffste widerspräche, wenn der Tadel oder selbst der Spott sich nur an sich genügend ausgesprochen hätte. Denn wollen wir unedlen Tadel ausschließen, so muß eben so mit unedlem Lobe verfahren werden; wir meinen damit nicht, daß Göthe übertrieben gelobt worden sey, aber unter Mitlebenden, wo ira et studium immer mitreden, hat das gerechteste Lob oft dieselbe unlautre Quelle, wie der ungerechteste Tadel, und wer will in solche Quellen tief eingehen? Auch diese Sammlung der kritischen Zeugnisse müßte chronologisch geordnet seyn, um belehrend zu werden für die Geschichte des Geschmacks der Deutschen seit einem halben Jahrhundert.

Eine sehr schickliche Zugabe würde eine vollständige Literatur der Göthe'schen Schriften seyn, die ziemlich weitläufig werden könnte, wenn wir alle Uebersetzungen, Nachbildungen, Erläuterungen u. s. w. der Göthe'schen Werke in sie aufnehmen wollten.

Um dieser trockenen Anzeige zum Schlusse einige Würze zu geben, theilen wir ein Paar interessante und weniger bekannte Zeugnisse aus der Sammlung mit. Adelbert von Chamisso erzählt in dem Tagebuche der russischen Entdeckungsreise auf dem Schiffe Rurick folgende Anekdote aus Radack:

Ich blieb, um die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten, allein am Lande und fand mich bei Marik ein, nachdem die Boote zum Schiffe zurückgekehrt waren. Wir brachten den Abend unter den Kokosbäumen am Strande des innern Meeres zu, meine lieblichen Freunde beeiferten sich, den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vortrugen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Als die Radackische Trommel verstummt war, forderte mich Marik auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern, und sollte nun mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muster europäischer Singkunst, auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf und declamirte getrost, indem ich Sylbenmaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht, und zwar das Göthe'sche Lied: Lasset heut' im edlen Kreis rc. Verzeihe mir unser deutscher Altmeister, — das gab der Franzos auf Radack für russischen Gesang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das Ergötzlichste nach, und ich freuete mich, sie, obwohl mit entstellender Aussprache, die Worte wiederholen zu hören:

Und im Ganzen, Vollen, Schönen,
Resolut zu leben.

Friedrich August Wolf. Vor einem neuen Bildniß Göthe's von dem Maler Frank zu Berlin aufgestellt.

Endlich schau' ich Dich wieder, Götterjüngling,
Sey mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß so sprechendes Bild ich stets vermißte.
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu!

28.

---

## Dramatische Taschenbücher für 1824.

### 4. Kleine Bühnenspiele von Karl Müchler.

Da das Departement der dramatischen Taschenbücher um fünf Mitglieder für das neue Jahr verringert worden (man sieht, es begreift seine Zeit und versteht sich von selbst zu Ersparnissen), so muß man dankbar seyn und von einem jungen Aspiranten Notiz nehmen, die er sonst in keiner Hinsicht verdient, weil er zu gar keiner Hoffnung berechtigt. Aber es gibt ja namhafte Leute genug, welche sich honoris causa irgend wo mit einem Titularberuf bekleiden lassen und dann aus angebornem Patriotismus und regem Pflichtgefühl nicht unthätig bleiben, sondern auch etwas Gemeinnütziges leisten wollen, wäre es auch nur, um sich selbst von sonstigen wichtigen Sorgen zu delassiren, und die schreckliche Plage der Langweile durch ein kleines Amusement zu erleichtern.

Solch ein herablassender Dilettant ist Herr Müchler im dramatischen Felde; er macht hier einige Späßchen, um den Leuten einen Zeitvertreib und sich wahrscheinlich ein Honorar zu verschaffen. Diese Späßchen sollen unterhaltender seyn als Karten, Würfel oder alle sonstige Gesellschaftsspiele und schon auf Privatbühnen unterhalten haben. Das Erste ist nicht schwer, denn ich finde alle Gattungen Gesellschaftsspiele als eine wahre Marter für die Gesellschaft; das Letzte muß ich dem Verfasser auf's Wort glauben; möglich ist auch, daß ich zu lachen veranlaßt mich fände, wenn ich die eine oder

Digitized by Google

die andere dieser sechs Possen, welche theils französischen, theils Müchler'schen Ursprungs seyn sollen, auf einem Gesellschaftstheater unerwartet und leidlich, vielleicht sogar gut, aufgeführt sähe. Aber einen Schritt deßhalb thäte ich wahrlich nicht, und die Hoffnung, welche der Verfasser nährt, daß Bühnen seine Gaben zu Nachspielen benützen könnten, ist, wenn nicht unerfüllbar, da jene vorzüglich das Schlechte am Besten brauchen können, doch nicht so bescheiden, als die darauf folgende Bescheidenheit es glauben machen sollte; es heißt nämlich: „. . . . . indeß rechnet der Verfasser um so weniger darauf, da dies nur sehr unvollkommene Versuche in einer sehr schwierigen Dichtungsart sind, und der Recensent in der Leipziger Literaturzeitung die Bemerkung gemacht hat: „„daß die Bühne in Deutschland dazu bestimmt zu seyn scheint, selbst für das wahre dramatische Dichtertalent eine Vogelscheuche zu werden und die dramatische Poesie zu zwingen, daß sie von den Brettern auf das Druckpapier flüchte.““

Diese Stelle, vom Verfasser auf sich angewendet, läßt vermuthen, daß er sich für ein wahres dramatisches Dichtertalent hält. Dies geht nicht aus diesen Bühnenspielen hervor, die wirklich nicht von der Art sind, daß sie verdienten, hier etwas Näheres darüber zu sagen.

Uebrigens ist es ein ganz nutzloses Geschäft, für Liebhabertheater zu schreiben. Wenn sie nicht besser als die großen Theater seyn wollen, wenn sie nicht im Stande sind, alle Dichterwerke zu spielen, wenn es ihnen nicht mit Einem Worte — Ernst — ist, so ist ihr Daseyn noch von größerem Uebel als das Verderben der andern Bühnen; denn die Pest schlechter Stücke bringt durch sie vollends bis in das Innere der Familien. Gute Köpfe und Dichter, wie Müchler, sollten weder zur Verschlechterung des moralischen Zustandes der Gesellschaft, noch dazu beitragen, die Literatur mit Stroh, oder vielmehr das Maculatur zu vermehren. Als Impromptus haben übrigens solche Scherze ihren augenblicklichen Werth, und ihr Ziel ist erreicht, wenn sie geboren, Lachen erregen und sterben; aber hält man solchen Spaß des Druckens werth, geht ihm die ephemere Lust verloren, und nichts bleibt, als die Verwunderung, wie ein schöpferischer Geist auf einzelne Späne, die von seiner Werkstatt fallen, solchen Werth legen, daß er sie des Drucks und des Vorzugs würdigt, ein Buch vorstellen zu sollen. 79.

---

## Eine meteorologische Betrachtung.
## Von Dr. Nürnberger.

Die, durch den Erfolg in ihrer ganzen Nichtigkeit gezeigten Bemühungen eines wackeren Naturforschers, um tiefere Begründung der Witterungskunde, haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen wissenschaftlichen Proteus gelockt. Um den Standpunkt zu bezeichnen, den die Meteorologie heute einnimmt, gleichwie denjenigen, den sie zu ersteigen hat, ehe sie auf den Namen einer Wissenschaft Ansprüche machen darf, mag man sie einer verwandten Wissenschaft, z. B. der Himmelskunde per excellentiam, der Astronomie, gegenüber stellen. Der Triumph der letzteren besteht, wie sich Referent auf eine ähnliche Veranlassung, die Anzeige von Dittmar's Aurora, geäußert hat, in Vorhersagung der Sonnen- und Mondfinsternisse: auch der Ungläubigste muß sich ergeben, wenn er das Resultat einer vielleicht hundert Jahre vorher angestellten Berechnung, zur bestimmten Minute eintreffen sieht. Auf eine ähnliche Weise hat es die Meteorologie anzufangen, um alle Zweifel niederzuschlagen; und wenn sie uns z. B. heute vorhersagt, daß es am 1. Juli 1824 zu Berlin, in der Gegend des Komödienhauses, um die Zeit der Eröffnung der Casse regnen müsse, und nun alle diejenigen, die gleichwohl keinen Schirm mitgenommen haben, zur Strafe ihrer Ungläubigkeit, tüchtig ausgewaschen werden, so hat sie sich zum Range einer Wissenschaft in der obigen ehrenvollen Bedeutung erhoben.

Ref. macht gar kein Geheimniß aus seiner innigen Ueberzeugung, daß die Meteorologie diese Stufe rationeller Selbständigkeit nie ersteigen werde. Die Witterungserscheinungen sind das Resultat so mannichfacher und so complicirter Naturwirkungen; die geheimnißvollsten Agenten Himmels und der Erde, Elektricität und Magnetismus, spielen dabei so eingreifende und doch wieder so verborgene Rollen; es scheint so ganz unmöglich, den Antheil kosmischer und tellurischer Einflüsse von einander abzusondern; und die Grenzen endlich des Chemischen und blos Mechanischen laufen dabei so in einander, daß an Genauigkeit der meteorologischen Vorhersagung, im Sinne der Astronomie, gar nicht gedacht werden darf.

Aber auch selbst für die Vorherbestimmung des Witterungslaufes im Ganzen und Großen läßt sich, aus den angeführten Gründen, auf rationellem Wege wenig erwarten. Die planetarische Constellation könnte dabei von einigem, zuerst zu berücksichtigenden Einflusse seyn; aber es scheint gewiß, daß derselbe von näheren und deßhalb kräftigeren Wirkungen überwältigt werde. Man könnte ferner, unter der höchst wahrscheinlichen Voraussetzung einer irdischen Centralwärme, deren freien Ueberschuß über ein gewisses Normalmaß, oder die Nothwendigkeit, sich, nach vorangegangenen Erschöpfungen, erst wieder bis auf dieses zu ergänzen, bestimmen wollen; aber es scheint an aller Möglichkeit einer solchen Bestimmung zu fehlen u. s. f. Bei diesen Umständen, zu deren weiterer Ausführung hier kein Raum ist, wird es denn also darauf ankommen, ob nicht der empirische Weg zu einer Kenntniß führe, von welcher für das bürgerliche Leben so außerordentlich viel abhängt, — und die Spur eines solchen empirischen Weges glaube ich entdeckt zu haben.

Laplace, im Essai philosophique sur les Probabilités, erweiset nämlich, daß die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges sich der Gewißheit in dem Maße unendlich nähere, als man die Anzahl der Versuche

unendlich vervielfältiget, ja selbst, daß das Resultat der Beobachtung (des Eintreffens eines Ereignisses) nur innerhalb gewisser Grenzen vom allgemeinen Verhältniß ihrer Möglichkeit abweiche. „Man kann," fährt er hierauf fort, „aus diesem Lehrsatze die als ein allgemeines Gesetz zu betrachtende Folgerung ziehen, daß das Verhalten der Naturereignisse beinahe constant ist, wenn man diese Ereignisse nur in hinreichend großer Zahl betrachtet. So fällt z. B. — und dies erscheint als Erfahrungssatz — der Durchschnitts-Erndte-Ertrag einer größeren Anzahl von Jahren beinahe gleich aus, und der Mensch kann sich also durch eine behutsame Vertheilung vor dem Mangel schützen, mit welchem ihn die scheinbare Unregelmäßigkeit in den Gaben der Natur bedroht."

Auf dieses erhabene Resultat des Probabilitäts-Calculus nun, in Verbindung mit der durch die rechnende Astronomie gefundenen Wahrheit, daß die Welteinrichtungen ein ewiges Bestehen ankündigen, indem selbst den sogenannten säcularen Ungleichheiten feste Grenzen gesteckt sind, innerhalb welchen sie wohl schwanken, die sie aber nie überschreiten können, denke ich meine empirische Meteorologie zu begründen, die am Ende — wie Alles unter der Sonne — nichts Neues, sondern nur eine verbesserte und erweiterte Einrichtung des sogenannten hundertjährigen Calenders seyn wird.

Wenn nämlich einerseits an jener ewigen Dauer der Werke des Schöpfers im Ganzen und Großen nicht gezweifelt werden darf, und anderseits, zu den einzelnen Einrichtungen übergehend, die obige Gleichheit des Durchschnitts-Erndte-Ertrages eines großen Zeitraumes als ein Erfahrungssatz fest steht, so ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß auch der Witterungslauf, als die veranlassende Ursache größerer oder geringerer Erndten, an eine entsprechende Periode gebunden sey.

Es ist meinen Lesern aus ihrem Calender bekannt, daß die sogenannte güldene Zahl anzeige, ein wie vielstes Jahr das gegebene in derjenigen Periode von 19 Jahren sey, in welchen, wie das der Athenienser Meton anno 433 a. C. n. gefunden und auf einer Tafel mit güldenen Buchstaben (daher der Name) verzeichnet hatte, alle Umstände, die den Umlauf des Mondes bald etwas länger, bald etwas kürzer machen, dergestalt eingetreten sind, daß deren Periode, nach nunmehrigem Ablaufe, in derselben Ordnung von neuem anhebt, und die Neumonde also wieder auf die vorigen Tage des Jahres zurückkommen. Allein, ihres Rufes ohnerachtet, ist diese Periode doch nicht ganz richtig, indem sie in 312 Jahren um 1 Tag von dem Erfolge abweicht; und man erlangt eine viel größere Genauigkeit bei Anwendung des Cyclus von 600 Jahren, auf welche, überaus nahe, 7421 (synodische) Umläufe des Mondes kommen.

Ich führe dies Beispielsweise an, um die Vermuthung eines ähnlichen Cyclus der Witterungserscheinungen zu erwecken, mit der doppelten Einschränkung jedoch, daß einmal das, was in astronomischer Rücksicht für die ganze Erde gilt, in meteorologischer nur auf einen verhältnißweise geringen Erdstrich bezogen werden darf; zweitens aber, daß der Witterungs-Cykel, wegen seiner Abhängigkeit von viel mehr zusammenwirkenden Ursachen, wahrscheinlich auch von einer viel längeren Dauer als der Mondcykel seyn müsse.

Angenommen, der niedrigste Temperaturgrad für einen bestimmten Ort sey nach einem Durchschnitte von 100 Jahren gegeben, so wird man, andere 99 Jahre vor Augen habend, bestimmen können, welche Kälte im diesmaligen 100sten eintreten müsse, um den nämlichen Durchschnittsbetrag herauszubringen; und wenn Rechnung und Erfolg nicht übereinstimmen sollten, so kann dies nur daher rühren, weil die in Betracht gezogene Periode, ihrem Umfange nach, noch nicht das rechte Verhältniß zu all denjenigen Umständen hat, welche, gleichwie im obigen Beispiele vom Mondlaufe, sämmtlich eingetreten seyn müssen, ehe die nämliche Ordnung in den Erscheinungen wiederkehrt.

Noch mehr: In Gemäßheit des diesen Folgerungen zu Grunde liegenden, oben vorgetragenen Lehrsatzes der Wahrscheinlichkeitsrechnung, muß jene Verschiedenheit zwischen dem Erfolge und dem Ergebnisse der Rechnung innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen seyn, die immer enger zusammenrücken, je länger die in Betracht genommene Periode ist. — Dabei wird, wie sich von selbst versteht, alles Einzelne ausgeschlossen. Es bleibt, im Ganzen und Großen, die Rede davon, ob man in einem bestimmten Erdstriche einen strengen, oder gelinden Winter zu erwarten habe; ob, unter Voraussetzung gleicher Beobachtung der gefallenen Mengen von Regen, ein nasses oder ein trockenes Jahr eintreten werde u. s. w.

Hätte Ref., der ein aufmerksamer Beobachter der Natur ist, z. B. dergleichen langjährige meteorologische, seinen Wohnort betreffende Notizen vor Augen, so glaubt er, bei gleichzeitiger Benutzung seiner eigenen Erfahrungen, für die nächste Landschaft auf dieser rein-empirischen Grundlage den angekündigten, erweiterten, hundertjährigen Calender zu Stande bringen zu können; wobei überdies einleuchtet, daß dem, was hier blos kürzlich angedeutet worden, noch eine viel weitere Ausdehnung gegeben werden könne.

Die heutigen Meteorologen, unsern braven, nach Einem und so verzeihlichen Misgriffe mit Unrecht beißend verspotteten Dittmar an der Spitze, mögen sich also, vor allen Dingen nach dergleichen historisch-meteorologischen Notizen von hinreichend langer Periode umthun und zuerst einmal den empirisch-rechnenden Weg einschlagen. Ich will, meiner Eingangs geäußerten Zweifel ohnerachtet, herzlich wünschen, daß, gleichwie ein Newton erschienen ist, der das Abhängigkeitsgesetz des Meton'schen Mondcykels von dem Weltengesetze der Attraction erwiesen hat, hiernächst denn auch ein meteorologischer Newton aufstehen möge, der meinem empirischen Witterungs-Cykel eine gleich solide, rationelle Basis schaffe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 284.

10. December 1823.

**Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben.** Leipzig, 1816, ausgegeben 1823. Mit dem Portrait des Verfassers.

Ein geistvoller Mann, der Welt und Literatur, Menschen und Bücher seit vielen Jahren kannte, hat irgendwo gesagt: „Unter allem Neuen, was die Büchermesse mir bringt, greife ich zuerst nach den Biographien; finde ich darunter die Selbstbekenntnisse eines tüchtigen Menschen, so ist mir ein solches Buch unter allem Willkommenen das Willkommenste.“

Wer das Leben des achtzigjährigen Scheffner liest, wird sagen: jener Mann hat Recht. Was nur eine gute Biographie Anziehendes haben kann, findet er in diesen Selbstbekenntnissen vereinigt. Es fehlt dem Buche nichts, als die Einheit der Form oder die Kunst des Schriftstellers; aber desto besser für den Leser, der Natur und Wahrheit sucht! Der wackere Scheffner erkannte jenen Mangel selbst, S. 442 u. a. m. O.; doch ein richtiges Gefühl sagte ihm, er dürfe das Ganze nicht umschreiben. Im Tone, im Ausdruck, in dem Urtheile des Augenblicks liegt der Charakter des Eigenthümlichen. Und welche Augenblicke hat dieser Mann mit scharfem Blicke, hellem Geiste, redlichem Herzen und glücklicher Laune in mehr als einem halben Jahrhunderte durchlebt, kräftig mitempfindend, ehrlich theilnehmend und redlich besonnen, beobachtend, vergleichend, prüfend und beurtheilend!

Scheffner war ein Mann von altpreußischem, derbem Gefüge, wie sie die Jugendkraft der Monarchie Friedrichs des Großen in mehrern guten Exemplaren ausgeprägt hat. Geist und Charakter, Vaterlandssinn und Muth, Offenheit und selbständiges Denken bezeichnen jene Zeit, aus der wir hier eine verständige Stimme hören, welche über Friedrichs Zeitalter und über das neueste, zum Theil auch über die zwischen beiden liegende Epoche fest und ohne Rückhalt, aber, wie es einem Greise ziemt, der Kant's, Hamann's und Kraus's Freund war, mit heiliger Achtung des Wahren sich ausspricht.

Der Verf. wollte und konnte die Wahrheit sagen, und der Leser darf wohl seiner Versicherung trauen, „daß er von keiner Person oder Sache etwas gesagt habe, was er nicht für wahr gehalten.“ „Freilich,“ setzt er, S. 508, hinzu, „hab' ich manche Personen, die mir, außer ihrer Dienstlage, blos als Menschen betrachtet, lieb und werth waren, aus Rücksicht auf jene nicht ganz vortheilhaft geschildert; hätt' ich aber aus Vorliebe für ihre Persönlichkeit dem Sachrecht Unrecht thun sollen?“ Bei dieser Gesinnung mußte es ihn, wie er, S. 21, unter den Auslassungen bemerkt, sehr verdrießen, „daß der Censor an manchem Höchstunschuldigen ein Aergerniß genommen und, vermöge seiner Streichlicenz, das Buch um manche Wahrheit gebracht hat, weil er nicht bedacht, daß eines rechtlich gesinnten Schriftstellers Hauptpflicht ist, Wahrheit zu sagen, um zum Wahrseyn zu leiten und es zu befördern: wie kann er aber diesen Zweck erreichen, wenn ein Fremder aus Schüchternheit u. s. w. von dem gesagten Wahren nach seinem eignen Gutdünken manches unterschlägt?“

Das Buch selbst enthält einen Schatz von gereiften Lebensansichten, gesunden Bemerkungen und treffenden Schilderungen in einer Natursprache, die viel Kernwitz, aber wenig Anmuth hat. Es ist, was der Verf. selbst von dem Lesen guter Biographien erwartet, ein Hülfsmittel zur Selbsterkenntniß, weil man darin oft Dinge ausgesprochen lies't, die man selbst lange heimlich gefühlt hat, ohne darüber mit sich in's Klare gekommen zu seyn. Doch es bedarf nur eines Blicks auf die Schicksale des Vfs. und auf die Verbindungen, in denen er lebte, um seiner Erfahrung und, in den meisten Fällen auch seinem Urtheile trauen zu können.

Johann George Scheffner, geb. zu Königsberg 1736, ward von seinen Aeltern gut erzogen, d. h. in der alten, schlichten Weise, häuslich, einfach, streng. Da kommt viel im Hause auf die Mutter an, und der Verf. bemerkt S. 3: „Ob die Welt dadurch gewonnen habe, daß man dem andern Geschlecht eine außerhäuslich wichtige Rolle zu spielen eingeräumt hat, wage ich nicht zu entscheiden. — Ich glaube aber doch, es könne nicht eher mit der Welt besser werden, bevor nicht das weibliche Geschlecht wieder küchen- und kinderstuben-

Digitized by Google

gerecht geworden." Darauf folgen bis S. 8 (vgl. S. 242. 360 u. a. Stellen mehr) treffliche Bemerkungen über die Erziehung der Töchter. Möchte man sie doch beherzigen! Von der neuen Sitte, die Töchter auf Reisen oder in die Residenz zu schicken, damit sie dort über Unterhaltungsblätter plaudern und wohl gar selbst Gedichtlein machen lernen, weiß der ehrliche Sch. nichts. Weit unvollkommner war aber sonst die Methode des ersten Knabenunterrichts, und was Sch. darüber sagt, S. 11 fg., verdient die Aufmerksamkeit der jungen Männer, welche über Schulsachen und Didaktik zu sprechen haben, um so mehr, da diese oft aus Mangel an eigener Erfahrung nicht fähig sind, das Ehemals mit dem Jetzt zu vergleichen. Auch über militairische Volksbildung äußert der Vf., welcher im siebenjährigen Kriege unter Friedrichs Fahnen trat, seine Gedanken. Die Schilderung seines Lebens im Feldlager ist sehr anziehend. Sch. liebte, mitten unter dem Getümmel des Kriegs, die Literatur, machte Verse und stand mit Gelehrten in vielfacher Verbindung. Alles dies erzählt er mit der heitersten Laune und argloser Offenheit. Man lebt ganz mit ihm, indem er den Leser in seine jedesmalige Umgebung sowohl, als in das innigste Vertrauen mit seinem Ich zu versetzen weiß. Das Individualisiren ist das Salz der Lebensbeschreiberei; und hier ist es wenigstens kein taubes Salz.

Im J. 1765 ward Sch. bei der königsberger Kammer als Secretair, im J. 1767 zu Gumbinnen als Kriegs- und Steuerrath, und 1771 wieder in der königsberger Kammer angestellt. Wer die preußische Staatsverwaltung und den Charakter der bedeutendsten Männer, mit denen Sch. in Verbindung kam, kennen lernen will, findet in des Vfs. Mittheilungen volle Befriedigung, wenigstens nirgends Langweile. Freilich sieht man Alles nur aus seinem Standpunkte; aber Sch. hatte Geist und Charakter; er drang in das Wesen der Verhältnisse ein und sagte seine Meinung gerade heraus. Hippel führt in seiner handschriftlichen Selbstbiographie folgendes Zeugniß für Scheffner's gesunde Urtheilskraft an: „Hamann pflegte mir zu sagen, er wüßte Keinen, dessen Eindruck und Urtheil er so viel als dem Eindruck und Urtheil des Kriegsraths Scheffner traue." Doch wir geben eine Probe. „Mein Präsident," erzählt Scheffner S. 144, „schien nicht begreifen zu wollen, daß die Pflicht eines Rathes mit darin bestehe, dem Präsidenten nicht seine Meinung aus den Augen zu lesen und die seinige diesem Augenresponso nachzubuchstabiren. Ich arbeitete stets nach meinem besten Wissen und Gewissen, überließ es aber meinen Vorgesetzten geduldig, meine Meinung nicht anzunehmen, wobei sie sich aber bisweilen sehr schlecht befanden." Indeß bemerkt der ehrliche Mann, S. 150, treuherzig warnend auch, worin er gefehlt habe. Man lese doch ja, was er, S. 151, über das Täuschen im Dienste, oder über die Furcht sagt, dem Fürsten nicht die reine Wahrheit stets vorzuhalten. Bei der höchsten Bewunderung für den großen Friedrich verschweigt Scheffner aber auch dessen Misgriffe in der Herrscherkunst nicht, z. B. S. 158—163.

Im Febr. 1775 nahm Sch. den Abschied und lebte seitdem auf dem Lande an verschiedenen Orten in Preußen als Privatmann von seinem kleinen Vermögen, in dem Glauben, „daß im sustine et abstine die wahre Lebensweisheit für alle Alter und Stände liege." Er hörte aber darum nicht auf, gemeinnützig wirksam zu seyn und machte sich besonders um die Verbesserung des Landschulwesens verdient. Man höre ihn, was er u. A. über die Bildung künftiger Landschulmeister und über die Leistungen des Oberschulrathes Zeller, S. 311 fg. u. 406, sowie in jener Beziehung über das große Werk der Erbunterthänigkeitsaufhebung, S. 348 rc. sagt. Briefwechsel, Umgang mit Gelehrten, Staatsmännern und gebildeten Officieren, literarische Arbeiten, Garten- und Landbau und öffentliche Angelegenheiten beschäftigten den für Alles empfänglichen, sich gern mittheilenden und bis in sein spätestes Alter noch thätigen Mann. In der Einsamkeit wiederholte er sich sein reiches Leben und betrachtete dasselbe wie der Naturforscher ein verlebtes Naturproduct, oder wie der Haushalter das vollendete Tagewerk. So entstand seine Selbstbeschreibung, wobei ihm das Maß, welches Herder in der Adrastea für die Abfassung von Denkwürdigkeiten seiner selbst aufstellt, stets vorschwebte. Trefflich ist, was er im Allgemeinen über die Mittel der Selbsterkenntniß bemerkt. Mit strenger Selbstprüfung ging er zuerst im J. 1801 an diese Rechenschaft über sich selbst; in dem Bilde, das er von sich, S. 331 fg., entwirft, sind daher auch seine Fehler nicht vergessen. Außerdem haben uns seine Bemerkungen über Bücher, Religion, Alter und Tod sehr angezogen. Sein Lieblingsbuch war Montaigne. Man unterschreibt gewiß sein Urtheil, S. 247 u. 373, über dieses köstliche Menschenbuch! Indem er redlich an seiner innern Veredlung fortarbeitete, blieb er dennoch immer derselbe, mitten unter dem Wechsel der Meinungen des Tages. Ein Mann, wie Scheffner, mit dem geraden Natursinne und scharfen Blicke, dabei vertraut mit den besten Schriftstellern der alten und der neuen Zeit, konnte nicht leicht durch den Unfug getäuscht werden, den viele deutsche Schriftsteller unsrer Zeit getrieben haben, oder noch treiben. „Meiner Meinung nach," urtheilt Sch. S. 141 über ein solches Buch, „hat der Verf. seinen Schriftstellerballon mit Ideengas gefüllt und spricht aus seiner Vorlesungsgondel herab von manchen Dingen, die er zwar in seiner Luftregion gehört und gesehen haben mag, die aber für die Erde nicht recht passen, weil Luft und Erde nicht Einer Art sind und durch geniale Künsteleien sich nicht vereinigen lassen." Unter seinen Würdigungen andrer Schriftsteller zeichnen wir aus, was er über Herder, S. 136 fgg., Göthe, Hamann, Hippel, Kraus, Heinrich von Kleist (S. 237) u. A. bemerkt. „Garve's Werke," sagt er (S. 180) „habe ich mit Vergnügen gelesen, obgleich in ihnen manchmal philosophische Drathzieherei getrieben

Digitized by Google

und ganz gewöhnliches Eisenblech nur vergoldet wird." Von Hamann entwirft er (S. 206) folgende Schilderung: „Er war ein Mann von eisenfestem Charakter, vom menschenfreundlichsten Herzen und seiner unbeschränkten Phantasie wegen ein wirklich wunderbares Gemisch von wahrer Kindlichkeit und den Heftigkeiten des leidenschaftlichsten Menschen. Ohne Andre meistern oder belehren zu wollen, hatte er auf den Geist seiner jüngern, lernfähigen Freunde einen merklichen und für sie höchst vortheilhaften Einfluß. Sein Haus war ein chaotisches Magazin, in dem Kluges, Gutes, Gelehrtes und Religiöses durch einander und zum Gebrauche eines Jeden, der hin kam, offen da lag. Einst sprachen wir von einer Ausgabe seiner vielen kleinen Schriften, und ich erbot mich, in selbigen die Stellen anzustreichen, die mir unverständlich wären, damit er sie durch kleine Noten verdeutlichen könnte; seine Antwort war, daß dieses ihm unmöglich sey, weil er selbst vieles, worauf er beim Niederschreiben Rücksicht genommen, vergessen habe." —

Als Dichter, Schriftsteller, Staatsdiener, Freimaurer und wohlgelaunter Gesellschafter stand Scheffner in sehr ausgebreiteten Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen, von denen der Leser viele in diesem Buche nach dem Leben gezeichnet findet. Wir nennen darunter seine Jugendfreunde, den General L'Estocq und den Minister, Freiherrn von Schrötter (von dem ein Paar Briefe (S. 492) mitgetheilt werden); ferner: Hippel, Engel, Fr. Nicolai, den Oberhofpred. Stark (S. 145), den geh. Cabinetsrath Stelter, den Kriegsrath Deutsch, den Bischof Borowsky, den Gener. Favrat (S. 197), den Staatsrath Nicolovius, den Oberpräsidenten von Auerswald, den Prof. Kraus, Frau von Krüdener (S. 293 u. vgl. die merkwürdige Stelle in den Nachträgen, S. 14) und Kant, dem der brave Scheffner ein schickliches Grabmal bereitet hat (S. 305 fg.). Von ihm erzählt er (S. 264) folgenden Zug. Als Hagemann, den Schadow nach Königsberg geschickt hatte, um den alten Philosophen zum Behuf der Marmorbüste zu modelliren, ihn fragte: ob er ihn ganz treu nachbilden sollte? gab Kant zur Antwort: „So alt und häßlich, wie ich nun bin, dürfen Sie mich eben nicht machen."

Auch die Schilderungen von berühmten Staatsmännern und die Bemerkungen über hohe Personen, denen Scheffner's Freimüthigkeit gefiel, verdienen als meistens gelungen ausgezeichnet zu werden. Es ist die reinste Huldigung menschlicher Verehrung, was er über die verewigte Königin von Preußen (S. 266 fg. u. 407), die Prinzessin Solms (S. 262), die Prinzessin Wilhelm (S. 314) und einige Fürsten (z. B. Nachträge S. 18) sagt. Man vergleiche ferner die Schilderung des Finanzministers Struensee (S. 214), des Präsidenten von Schön (S. 299), des Generalmaj. von Schöler (S. 301) u. A. Vom Freiherrn von Stein entwirft er (S. 280) fg. folgendes Bild: „Dieser kräftige Mann war in vielen Stücken ganz anders wie der Minister Hardenberg, den er in wissenschaftlicher Bildung, vielleicht aber nicht in der Schreibkunst, übertraf; mit dem Minister Struensee hätte er Manches gemein. Sein Ueberblick und Erfassen des Ganzen waren ausgezeichnet; allein die Lebhaftigkeit seines Geistes und eine gewisse leidenschaftliche Hitze hielten ihn oft von der bei der Ausführung bisweilen sehr nöthigen Scrupulosität ab, so wie von der Benutzung sehr vieler, auf großen Reisen und beinahe in allen Dienstarten selbstgemachter Erfahrungen. Er pflegte sich daher oft über das schlechte Be- und Ergreifen seiner menschenfreundlichen Ideen zu ärgern, welches aber seltner hätte geschehen dürfen, wenn seine Gemüthlichkeit ihn nicht abgehalten hätte, manche höchst mittelmäßige Menschen von sich zu entfernen. — Er war ein staatswirthschaftlicher Skanderbeg, von dessen Säbel nie seine Faust hätte getrennt werden müssen. Sein ununterbrochenes Studium der Alten machte ihn zum Feinde aller breiten, viel raisonnirenden, mündlichen oder schriftlichen Vorträge. Er sprach außerordentlich schnell, liebte kurze, dreiste Erwiderungen und war in eigenen Aufsätzen sehr kräftig und lakonisch, ohne Sorge für die Ausdrucksschönheit." Nicht minder anziehend ist, was von diesem berühmten Staatsmann und über ihn (S. 282—286) gesagt wird. In den merkwürdigen Nachträgen (S. 7—13) findet der Leser eine Schilderung des Fürsten Hardenberg, aus der wir nur Folgendes anführen: „Sein Sinn und Tact für Schönheit aller Art, seine Feinheit im Ausdrucke, seine gewöhnliche Popularität, seine scharfsinnigen Reflexionen, seine gleichgewinnende Offenheit in der Unterhaltung, die er am unsichtbaren Faden der Bedächtlichkeit sicher zu lenken verstand, ließen mich ihn ungefähr so ansehen wie eine große Gegend, die mit ihren malerischen Partien Aug' und Herz in Anspruch nimmt, die man aber erst lange studiren müßte, um von ihr ein Landschaftsgemälde liefern zu können. Bei meinem ersten Besuche fiel mir die Bewegung seines feinen Mundschnittes auf. Mund und Augen scheinen bei ihm einige Verbindungsfäden mehr zu haben, als ich an andern Menschen bemerkt. Ueberhaupt fand ich sein Leibliches mit einer Seelenfarbe überstrichen, die Einen geneigt machte, ihm die höchste Gemüthlichkeit zuzutrauen u. s. w."

Mit gleicher Schärfe und Bestimmtheit urtheilt Scheffner über die öffentlichen Angelegenheiten, besonders über preußische Staatssachen und über Napoleon, vgl. S. 273 fg., 465 fg., 485 u. Beilage E. Zugleich theilt er, oft zu freigebig, aus dem Reichthum seiner Belesenheit ganze Stellen aus Schriften mit, die ihn vorzüglich angesprochen haben. Von seinen eigenen Schriften, die zur Zeit ihrer Erscheinung Beifall fanden, spricht er mit der größten Anspruchlosigkeit; auch gesteht er offen die Aehnlichkeit mancher seiner früheren Gedichte mit des „Meursius Elegantiis." Als Probe seiner Dichtkunst setzen wir sein Wort über die Launeher, S. 169:

Digitized by Google

Sie ist die herrlichste Tinctur,
Selbst Kummerblei in Gold zu wandeln:
Nur nicht, gab sie uns nicht die gütige Natur,
Durch Paracelsus Kunst beliebig zu erhandeln:
Sie hebt das Herz, übt den Verstand,
Ist unterhaltend, macht gewandt,
Kann uns vor Langerweile sichern,
Und übertrifft den Weisheitskram aus Büchern
An Einfluß und an Schnelligkeit,
Macht jede Zeit zu guter Zeit.
Und wer aus ihrem Zuckerrohre
Den Saft zu raffiniren weiß,
Macht, um gar nicht zu hohen Preis,
Die schönsten Glacen blos aus Eis,
Und singt frischweg in jedem Chore,
Wenn dem, den Grämlichkeit mit ihrem Dämon quält,
Es bald am Text und bald an Noten fehlt.

Nach S. 304 hat Scheffner die Herausgabe seiner seit dem J. 1801 von ihm abgefaßten und mit dem 9. Aug. 1816 geschlossenen Lebensbeschreibung dem Professor Hüllmann in Königsberg übertragen und diesem Gelehrten zugleich „das Lebens- und Todesrecht über seine sämmtlichen Papierschaften zur Benutzung einzelner Stellen aus den Briefen, deren Abdruck jedoch ihm völlig untersagt wird, anvertraut.“ Indeß hat sich kein Herausgeber in dem Vorberichte genannt. Der Abdruck der Biographie selbst ist nicht ganz fehlerfrei. Unter den im Anhange bemerkten vermissen wir einen sinnstörenden, S. 467, wo statt des 21. Nov. 1815, der 30. Mai 1814 stehen muß. Die Schreibart ist, so wie das Buch nach und nach entstand, sehr ungleich; auch kommen Wiederholungen vor. Uebrigens kann man im Allgemeinen von Scheffner's Leben sagen, was Montaigne seinen Essais vorsetzte: „C'est ici, lecteur, un livre de bonne foy.“

22.

---


## Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.** Herausgegeben von Wilhelm Müller. Fünftes Bändchen; Simon Dach, Robert Roberthin, Heinrich Albert. 8. xxxvi u. 236 S. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt der vier ersten Bändchen, 1822—23, Preis zusammen 6 Thlr., ist folgender: I. Opitz; II. Gryphius; III. Flemming; IV. Weckherlin.

Das sechste Bändchen wird zu Ostern 1824 erscheinen.

**Napoleana oder Napoleon und seine Zeit.** Eine Sammlung von Actenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilweise noch ungedruckten Memoiren. Drittes Heft. 8. vii und 168 S. Geh. 16 Gr.

Dieses Heft enthält:

I. Napoleon und die Franzosen in Spanien.

II. Napoleon in den letzten Augenblicken vor seiner ersten Abdankung.

III. Napoleons politische und militairische Fehlgriffe nach der Schlacht bei Leipzig.

IV. Einzelne geschichtliche und charakteristische Züge.

V. Urtheile und Meinungen des Kaisers über verschiedne Personen, Ereignisse und Gegenstände.

Heft I und II sind ebenfalls zu dem Preise von 16 Gr. zu erhalten. Ein viertes Heft wird zu Anfang des nächsten Jahres erfolgen.

**Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland;** geschildert von Christoph Aug. Tiedge. 8. xii und 415 S. 2 Thlr.

**Zeitgenossen.** Neue Reihe. Nr. XIII. Gr. 8. 184 S. Geh. 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Inhalt dieses Heftes.

Dorothea, Herzogin von Kurland. Von Tiedge. Erste Abtheilung. — Georg Zoega. Vom Staatsrath Morgenstern. — Jean François Baron von Bourgoing. — Violette Garrick. — Graf Franz Gabriel de Bray, königl. bair. Gesandter zu Paris.

Die erste Folge der Zeitgenossen, 24 Hefte mit Repertorium und Register, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckp. 16 Thlr. und auf Schreibpap. 24 Thlr. — Die ersten 12 Hefte der neuen Reihe kosten jedes 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Nr. XIV, das unter andern auch die zweite Abtheilung der Herzogin von Kurland enthalten wird, erscheint gegen Ende des Jahres. —

**Huber, Therese, Jugendmuth.** Eine Erzählung. In zwei Theilen. Erster Theil. 8. xvi und 289 S. Geh. Preis beider Theile 3 Thlr. 12 Gr.

Der zweite Theil, der gegen 23 Bogen enthalten wird, erscheint in 3 Wochen.

**Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen.** Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Professor Büsching. Dritter Band. 8. viii und 325 S. 1 Thlr.

Ich habe auch die zwei ersten Bände dieses Werks, 1822—23, vom Hrn. Verf. an mich gekauft und ist nun das Ganze zu dem Preise von 3 Thlr. zu erhalten.

**Matthiä, Aug., Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie.** Gr. 8. xiv und 202 S. 20 Gr.

**Löhr, J. A. C.,** Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein, mit mancherlei anmuthig-ergötzlichen Begebenheiten, Historien und lehrreichen sowohl, als gut gemeinten Betrachtungen, zur Lehre, Warnung und Ermahnung für das junge Volk in Deutschland, d. i. für unsere hochgelahrte, gebildete Jugend. Ein schlecht gering Büchlein, das Niemand wird lesen wollen. Mit 14 illuminirten Kupfern. 8. xxxiv und 392 S. Geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Leipzig den 10. November 1823.

F. A. Brockhaus.


---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

tized by Google

Literarisches

# Conversations-Blatt.

Nr. 285.

11. December 1823.

## Parry's Reise.

Man hat selten dem Erfolge einer Unternehmung mit so viel Theilnahme entgegen gesehen, als den Ergebnissen der Reise, wovon der wackere Parry so eben zurück gekehrt ist. Die Gründe, womit mehrere Geographen, besonders der treffliche Barrow, auf erwiesene Thatsachen sich stützend, das Daseyn einer nordwestlichen Durchfahrt, deren Entdeckung der Zweck des Unternehmens war, wahrscheinlich zu machen gesucht haben, die von der englischen Admiralität getroffenen sorgfältigen und wohlberechneten Vorbereitungen, die Kenntnisse und der erprobte Muth des Seemanns, dem die Ausführung übertragen wurde, und der selber die Hoffnung ausgesprochen hatte,*) daß die Erreichung des großen Zweckes endlich der beharrlichen Anstrengung gelingen werde; — Alles dies hatte hohe Erwartungen erweckt, und man erschöpfte sich in Vermuthungen, um die erwachten Besorgnisse über das Schicksal der Seefahrer zu beruhigen, als diese plötzlich an den brittischen Küsten erschienen, ohne die viel besprochene Aufgabe gelöset zu haben. Während man Parry's Reiseberichte, der nebst Charten und zahlreichen Kupfern schon im December erscheinen soll, entgegen sieht, hat der Herausgeber der Literary Gazette in zwei Stücken dieser Zeitschrift (353 und 354) eine Uebersicht der Hauptergebnisse der Unternehmung geliefert, wozu ihn die freigebigen Mittheilungen der Officiere der beiden Schiffe in Stand setzten. Wir dürfen unsern Lesern diese vorläufige Nachricht nicht entziehen, behalten uns aber vor, gleich nach Erscheinung des erwarteten Werkes auch über diejenigen Punkte, die in dem entlehnten Umrisse nur flüchtig berührt werden konnten, oder übergangen seyn sollten, ausführlicher zu sprechen.

Am 10. October landeten die beiden Schiffe, Fury und Hekla, zu Lerwick auf Shetland, wo man sie mit der freudigen Theilnahme bewillkommte, die den von einer gefahrvollen Reise heimkehrenden Seefahrern gebührte. Einige Tage nachher steuerten die Schiffe nach der Nordküste von England, wo Parry, Lieutenant Hoppner und Hr. Fisher, der als Kaplan und Astronom die Reise mitgemacht hatte, an's Land stiegen und sogleich nach London reisten, wo sie am 18. October ankamen. Die beiden Schiffe segelten indeß nach der Mündung der Themse, gingen unweit Woolwich vor Anker und liefen am 22. in die Docken zu Deptford ein, wo sie seitdem von vielen Neugierigen besucht wurden.

Die Fahrt im Jahre 1821 war günstig und glücklich. Die Reisenden fuhren in der Hudsonstraße hinauf, längs dem Gestade, das ihnen südwärts lag, und erforschten die Küste bis zur Repulsebai. Sie kamen westwärts nicht weiter als bis zum 86° der Länge, und der höchste Breitengrad, den sie erreichten, war 69° 48′. Sie überwinterten auf einer kleinen Insel, die sie Winterinsel nannten, unter 82° 53′ westl. L. (von Greenwich) und 60° 11′ nördl. Br. Bei einem Blicke auf die gewöhnlichen Charten findet man, daß sie in der Angabe der Lage des Landes und Meeres in jener Weltgegend sehr unrichtig sind, wiewohl neuern guten Charten mehr zu trauen ist. Der größte Theil des Sommers 1821 ward mit der Untersuchung der Repulsebai und einiger Seearme östlich derselben zugebracht, da die Seefahrer hier irgendwo eine Straße in's Polarmeer zu finden hofften. Sie sahen sich in dieser Erwartung getäuscht, und alle jene Oeffnungen waren nur Seearme, die tief in Amerikas Festland hinein liefen. Während dieser Untersuchungen fing das Meer im October an zu frieren, und am 8. dieses Monats legten die Schiffe vor der Winterinsel an. Hier waren sie von dieser Zeit bis zum 2. Julius 1822 eingefroren. Die beiden Fahrzeuge lagen 2 bis 300 Schritte von einander entfernt, und man nahm zu den Beschäftigungen und Unterhaltungen Zuflucht, womit man auch auf der frühern Reise die Zeit vertrieben hatte. Mit den Schauspielen aber ging es nicht so gut als früher, und überhaupt herrschte weniger einträchtige Geselligkeit, weniger herzliche Zufriedenheit als auf der vorigen Reise, woran die Einförmigkeit und Langweile des Lebens, das die Seefahrer mehrere Monate hin-

*) Nächstens werden wir in einem ausführlichen Berichte über die Ergebnisse der von Franklin unternommenen Landreise zu den Küsten des Polarmeers Parry's frühere Aeußerungen mittheilen.

D. Red.

Digitized by Google

durch führten, hauptsächlich Schuld war. Ihre Lebensweise war einen Tag wie den andern; — Aufstehen um 7 Uhr, Frühstück um 8, Musterung auf dem Verdeck um 9, ein Gang im Freien oder ein Besuch der Fuchsfallen bis gegen Mittag, zu Tische um 1 Uhr; schlafen, lesen, Schach, Trictrac oder Kartenspiel bis um 5 Uhr, wo der Theetisch eine Unterbrechung machte, Musterung um 6 Uhr; darauf that Jeder was er konnte, um die Zeit zu tödten bis um 8, wo man zu Abend aß, und es wurde dann Grog getrunken, geraucht und geschwatzt, bis man zur Ruhe ging.

Einer der wichtigsten Umstände war während dieser Zeit die wohlthätige Wirkung der gemachten Vorrichtung, die Schiffe durch warme Dämpfe zu heizen, die man mittels metallener Röhren überall hinleitete, wo es nöthig war. Dies gelang so gut, daß der Kältegrad in diesem Winter nie unter 35° unter Null nach Fahrenheit war. Im zweiten Winter hatte man freilich 45°, aber der Kältegrad war nicht so schwer zu ertragen und nicht so nachtheilig als auf Parry's erster Reise, und in der, von der Hudsonsbai-Gesellschaft angelegten nördlichsten Niederlassungen auf dem amerikanischen Festlande ist der höchste Grad der Winterkälte gewöhnlich 50° unter Null.

Mit den eingenommenen Lebensmitteln war man nicht ganz zufrieden. Das Fleisch *) hatte sich zwar frisch erhalten, man fand es aber bei stetem Genusse unschmackhaft, und die Mannschaft wurde desselben eben so überdrüssig, als es gewöhnlich bei gesalzenem Fleische der Fall ist. Das starke Kochen, welches dabei nothwendig ist, zieht die nährenden Theile fast ganz heraus, und nimmt dem Fleisch so sehr den ihm eigenen Geschmack, daß man Kalbfleisch nicht von Rindfleisch unterscheiden kann. Es gab indeß doch, wie das zerkochte Fleisch der französischen Küche, eine Abwechselung und war insofern willkommen.

Man fing viele Fische, die eine noch angenehmere Abwechslung gaben. Die meisten waren Lachse von 7 bis 8 Pfund, deren man gegen 300 fing, Kohlfische und Alpenforellen, die man in einem Süßwasserflusse auf einem westwärts der Winterinsel liegenden Eilande fand. Dieser Fluß kommt, nach den Angaben der Eingebornen, aus einem See, dem auch ein anderer, auf der entgegengesetzten Seite in's Meer sich ergießender Fluß entströmt, das heißt, der eine floß in südöstlicher Richtung gegen die Hudsonsbai, und der andere südwestlich vielleicht in's Polarmeer. Auch ward häufig der sogenannte Kaulkopf (Cottus Gobio) gefangen. Das Meer wimmelte von Molusken.

In der ersten Zeit des Winters ereignete sich nichts Merkwürdiges. Zu Anfange des Februars aber wurden die Seefahrer eines Tages früh Morgens durch den Anblick seltsamer Gestalten überrascht, die sich auf der Schneefläche in der Nähe zeigten und hin und her liefen. Es war ein Stamm von etwa 50 Eskimoern, die ihre Schneehütten bauten und in geringer Entfernung von den Schiffen ihren Wohnsitz aufschlugen. Die Hoffnung, Franklin und seine Reisegefährten zu sehen, wie man anfänglich glaubte, verschwand bald, und man fand eine jener wandernden Horden, welche, Nahrung suchend, längs an der Küste ziehen, und ihre Wohnung nehmen, wo sie eine hinlängliche Menge von Lebensmitteln finden können. Diese Völkerschaften, die fast ausschließend von Seeerzeugnissen leben, müssen aus diesem Grunde immer nur längs der Küsten wandern und wenn sie auch zuweilen eine schnelle Wanderung durch einen Strich des Binnenlandes machen, so läßt sich doch aus ihrer Lebensweise schließen, daß sie sich nie weiter als etwa 10 englische Meilen von der Küste ansiedeln. Man kann daraus die Folgerung ziehen, daß das Binnenland ganz unbewohnt sey.

Die Seefahrer fanden in dem Verkehr mit ihren neuen Nachbarn während des übrigen Winters eine Unterhaltung, deren sie sehr bedurften. Diese Wilden, die nie Europäer gesehen hatten, waren in ihren Sitten und Gewohnheiten durchaus ureigen. Als der Schnee zu Anfang des Mais schmolz, hörte dieser freundschaftliche Umgang auf.

Im Sommer 1822 steuerten die Schiffe längs der Küste nordwärts, kamen aber nur bis 82° 50′ W. L. und 69° 41′ der Breite, und als sie verschiedene Seearme untersucht hatten, mußten sie wieder überwintern und zwar unter 81° 44′ W. L. und 69° 21′ der Br. Hier blieben sie vor einer kleinen Insel vom 24. September 1822 bis zum 8. August dieses Jahres. Sie waren vorher in eine westwärts führende Straße eingelaufen, welche nach den Angaben der Eskimo und nach den eigenen Beobachtungen der Reisenden, alles nördlich liegende Land vom amerikanischen Festlande zu trennen schien. Als sie jedoch gegen 15 Meilen weit vorgedrungen waren, wurden sie durch Eis aufgehalten; aber in der Ueberzeugung, daß sie die westwärts laufende Straße entdeckt hätten, blieben sie beinahe einen Monat hier und erwarteten täglich den Aufbruch des Eises. Sie wurden auch in dieser Hoffnung gänzlich getäuscht, und da am 19. September das Meer wieder zu frieren begann, so verließen sie die Straße, und legten, um zu überwintern, vor der Insel an, welche bei den Eskimoern **Iglulik** heißt.

Der Hauptzweck der Reise war also nicht erreicht, und trotz aller Beharrlichkeit haben unsere Seefahrer nicht mehr thun können, als was den gewöhnlichen Wallfischfahrern jährlich gelingen kann. Die große wissenschaftliche Frage, welche durch die frühern Reisen von Neuem war angeregt worden, hat wenig Licht erhalten, wiewohl auch — um den Worten des englischen Berichterstatters dies hinzuzufügen — so viel sich aus den vorliegenden Nachrichten ergibt, nichts bemerkt worden ist, was **gegen** das Daseyn der gesuchten Durchfahrt stritte.

Auch der Ertrag an gesammelten Naturerzeugnissen

*) Man hatte es, wie es scheint, in Holzsäure getaucht.
D. Einf.

Digitized by Google

ist nicht bedeutend, und es scheint keine wichtige Entdeckung in irgend einem Zweige der Naturgeschichte gemacht worden zu seyn. Man zählt etwa 28 Pflanzenarten unter den mitgebrachten Merkwürdigkeiten, Zwergweiden, Steinbrech, Gräser; Moose und eine ansehnliche Menge von der Flechtenart (Trip de Roche), wovon Franklin und seine Gefährten sich so lange nähren mußten. Zu den Merkwürdigkeiten des Thierreichs gehören vorzüglich die wolfartigen Hunde, deren man 12 bis 14 mitgebracht hat. Sie sind groß, von verschiedenen Farben, bräunlich, grau, aber meist schwarz mit weißen Flecken über den Augen, an den Füßen und an der Schwanzspitze. Sie gleichen bei ihrer Wildheit den Wölfen mehr als den Hunden. Sie bellen nicht, aber knurren, brummen und heulen furchtbar. Viele starben auf dem Wege nach England, weil sie die Hitze nicht ertragen konnten; und obgleich es am 22. October d. J. kalt war, so keuchten die Ueberlebenden doch, als ob sie vom Laufen ganz erschöpft gewesen wären. Auf dem Schiffe Hekla war ein Hund, der von einem Eskimo-Hund und einem aus England mitgenommenen Fanghunde erzeugt war. Die Hundemutter hatte sechs Junge geworfen, wovon drei ohne Schwänze zur Welt kamen, obgleich beide Aeltern Schwänze hatten. Der nach England mitgebrachte Hund ist ein schönes, starkes Thier und völlig gezähmt.

Im zweiten Winter siedelte sich ein zahlreicher Haufen von Eskimoern, gegen 150, mit Einschluß der Gäste vom vorigen Jahre, in der Nähe der Schiffe an. Der ehemalige freundschaftliche Verkehr mit ihnen wurde wieder angeknüpft. Sie zeigten sich als ein friedfertiges und gutmüthiges Volk, waren nicht gerade dumm, aber doch auch nicht durch Gefühl oder Verstand ausgezeichnet. Der erste Stamm lebte in völliger Freiheit und Gleichheit; in dem zweiten aber befand sich ein Angekok, oder Zauberer, der in gewissem Grade Einfluß und Ansehen hatte. Man findet bei ihnen keine Spuren einer Verehrung eines höchsten Wesens, und sie scheinen überhaupt keinen deutlichen Begriff von einer Einheit zu haben. Bei Heirathen und Beerdigungen scheinen keine frommen Gebräuche Statt zu finden. Der Eskimo bestellt sich seine Frau so lange sie noch Kind ist, und ist sie mannbar geworden, so führt er sie heim, und bei der Gelegenheit wird geschmauset. Ihre Beerdigungen sind eben so einfach. Im Winter wird der Leichnam blos mit Schnee bedeckt; im Sommer legt man ihn in eine nicht tiefe Grube, die man mit zwei bis drei flachen Steinen zudeckt. Sie sind dabei bedacht, den Leichnam selbst nicht mit Steinen oder sonst einem schweren Stoffe zu bedecken, und scheinen zu glauben, daß der Mensch auch nach dem Tode den Druck fühle. Sie haben, wie es scheint, einige rohe Begriffe von einem künftigen Leben, aber alle ihre Vorstellungen über diese Dinge sind so sehr mit Aberglauben vermischt, daß sie kaum einer Erwähnung werth sind. — Mehrere dieser Wilden hatten zwei Weiber, und eine derselben war fast immer jünger als die andre, aber die beiden Ehegenossinnen schienen in vollkommner Eintracht zu leben. Selten scheinen mehr als zwei, drei, oder vier Kinder in einer Familie zu seyn, doch fand man einmal sechs erwachsene Geschwister. Alte Leute findet man häufig. Viele waren über 60 Jahre alt, und man sah die Urgroßmutter eines etwa achtjährigen Kindes, die noch gesund und munter war. Die Männer sind im Durchschnitt 5 Fuß 4 bis 6 Zoll hoch, und keiner über 5 Fuß 10 Zoll. Ihre Hautfarbe ist ein schmutziges gelbliches Weiß, und ihr Wuchs keineswegs kräftig.

Ihre Schneehäuser sind von sonderbarer Gestalt und Einrichtung und gleichen ungeheuren neben einander gestellten Bienenkörben. Ein einziger langer Gang führt zu den drei Wohnungen. Das Ganze ist einem Kleeblatte nicht unähnlich. Jede Wohnung hat gegen 12 Fuß im Durchmesser und 7 bis 8 Fuß Höhe. Der zu den drei Wohnungen führende Gang ist ungefähr 20 Fuß lang und so niedrig, daß man fast auf allen Vieren kriechen muß, um in eine Hütte zu kommen. Durch diese Vorrichtung wird die Kälte abgehalten, obgleich der Gang an einigen Stellen geräumiger ist, wo sich die Hunde der verschiedenen Familien aufhalten, besonders in dem unmittelbar vor den Eingängen der drei Hütten befindlichen Raum. Die Hütten selbst sind von viereckigen Schneescheiben gemacht, und ein größeres Schlußstück schließt die Kuppel. Das Fenster besteht aus einer Platte von klarem Eis. Rings um den innern Raum läuft eine gleichfalls aus Schnee gebaute Bank, welche, mit Thierhäuten belegt, zu Sitzen und Schlafstellen dient. Die Wohnungen sind ohne alle künstliche Wärme, ausgenommen diejenige, die eine Art von Oellampe hervorbringt. Im Winter 1822 bis 1823 sah man auch Hütten der Eingebornen, die aus Knochen bestanden.

Die Eskimoer essen oft rohes Fleisch, zuweilen aber wird es gekocht, und die Weiber bereiten ihre Nahrung fast immer auf diese Weise. Ihr Geschirr ist sehr einfach. Es besteht aus zwei steinernen Gefäßen. Das untere ist einer Aschenschaufel ähnlich, das obere gleicht einem länglichen Troge. In dem untern, das mit Oel gefüllt wird, schwimmen mehrere Moosdochte, die als Feurung dienen. Das Oel fließt allmälig aus einigen Fettstreifen, die über den Flammen aufgehängt sind und von der Hitze geschmelzt werden. In dem andern Gefäße, das über diesem Feuer sich befindet, wird das Fleisch geschmort. Die Wilden sind unreinlich im Essen und werfen kaum irgend etwas weg, weder Walfischthran, noch Wolfsfleisch. Wenn sie Hunger hatten, verzehrten sie das Aas einiger von den Seeleuten erlegten Wölfe. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus Robben- und Wolfsfleisch, und dennoch schienen sie vollkommen zufrieden, ja glücklich zu seyn.

Der Stein, woraus sie ihre Gefäße machen, der Lapis ollaris, ist so weich, daß er sich mit einem Messer schneiden läßt. Findet man ihn nicht, so bedient man sich eines sonderbaren Ersatzmittels zu Töpfen und Pfannen, nämlich einer Mischung, die aus Hun-

behaaren, Robbenblut und einer eigenen Thonart besteht, welche bald steinhart wird und dem Eindrucke des Feuers von unten und der durch das Kochen entwickelten Feuchtigkeit von oben widersteht.

Als die Seefahrer die Hudsonsbai verlassen hatten, fanden sie, eine einzige Familie ausgenommen, welche die Böte sahen, Niemand von diesem Volke, bis der erwähnte Stamm im Februar erschien, obgleich man überall auf den Inseln zum Theil ganz frische Spuren ihrer Wohnungen fand. Als sie zum ersten Mal mit den Europäern zusammen kamen, zeigten sie weder Furcht, noch Argwohn; sie kamen dreist an Bord, und einer von ihnen trug einen alten Mann, um ihn den erstaunlichen Anblick genießen zu lassen. Die unbedeutenden Geschenke, worauf sie so hohen Werth legten, machten ihnen so große Freude, daß sie wie Wahnsinnige sprangen und schrien. Die Seefahrer kamen ihnen, wie sich's versteht, mit gleichem Vertrauen entgegen, besuchten sie alsbald in den Schneehütten, die etwa anderthalb Stunden von dem Ankerplatze entfernt waren, und wurden von Männern und Weibern mit lebhafter Freude begrüßt. So begann ein Verkehr, der so lange dauerte, bis die Europäer das Eismeer verließen, aber nicht ohne ein Andenken ihrer Anwesenheit in einem halben Dutzend kleiner Anglo-Eskimoer zurückzulassen, deren Abkömmlinge vielleicht für die Naturforscher künftiger Jahrhunderte ein Räthsel seyn werden. Anfangs waren die Wilden zwar ein wenig zurückhaltend und scheuten sich, den Fremdlingen ihre Meinungen mitzutheilen; als sich ihre Scheu aber verloren hatte, gaben sie viele anziehende Nachrichten. Die Weiber waren weit mittheilsamer als die Männer; diese trugen jedoch gar kein Bedenken, ihre Frauen und Töchter den Seeleuten zu überlassen, wofür sie anfänglich nicht mehr als einen Nagel und einige Glaskügelchen und zuletzt gar nur ein schlechtes Messer nahmen. Die Weiber sind freilich nicht besonders liebenswürdig. Ihre Züge sind unangenehm, ihr Haar ist lang und hart, aber ungemein schwarz. Man zeigte den Seefahrern eine von einer Frau entworfene Karte, worauf sie zwei Inseln, nördlich von dem zweiten Winterlager der Reisenden, und einige andre gezeichnet hatte, die alle klingende Namen führten. Die nächste dieser Inseln gegen Norden ist mehrere Tagreisen weit entfernt. Die Eskimo-Stämme gehen auf ihren Streifereien nicht weiter, als bis zu diesen Inseln, da sie sich nie auf das feste Land wagen. Jede Familie hat einen Schlitten und fünf bis sechs Hunde, deren sie sich zum Ziehen der Schlitten wie zur Jagd bedienen.

Ihre Kleider bestehen ganz aus Fellen, meist von Rennthieren. Parry hat Modelle eines männlichen und weiblichen Anzuges, ungemein artige Proben eskimoischer Kunstfertigkeit, mitgebracht. Der männliche Anzug besteht aus einem Rock, dessen rauche Seite nach innen gekehrt ist. Eine daran befindliche Kappe bedeckt den Kopf und schließt sich dicht um das Kinn. Vorn umschließt der Rock den Leib wie eine Weste, hinten aber geht er über die Hüften in einen Schwanz aus. Ein Besatz von weißem Pelz um die Säume und die untern Theile des Rocks gehört zum feinsten Geschmack. Die Hände bedecken Handschuhe. Die Beinkleider sind weit und gehen bis unter das Knie herab, wo sie gleichfalls mit zwei Pelzstreifen besetzt sind. An diesem Theile des Anzugs ist die rauche Seite nach außen gekehrt. Der weibliche Anzug ist noch seltsamer. An dem obern Theile desselben ist die rauche Seite auswendig. Von der Kappe, die das Gesicht rings umschließt und nur einen kleinen Theil desselben sehen läßt, hängen auf beiden Seiten zwei lange Haarbüschel herab, die ein Paar Liebeslöckchen des schwarzen Haares der Schönen bedecken, nur nicht so straff sind. Vorn läuft die Jacke auf dem Bauche spitzig zu. Das seltsamste Stück des Anzugs sind die Stiefeln, die höher hinauf gehen als bei unsern Fischern und beinahe so weit sind als der Umfang des Leibes. Die Haarseite ist hier inwendig, wie auch bei den Handschuhen und Beinkleidern. Die Stiefeln dienen zugleich als Taschen für Werkzeuge, Lebensmittel und ähnliche Dinge. Man kann sich einen Begriff von dem weiten Umfange dieser Stiefeln machen, wenn man hört, daß bei einer dieser Schönen ein vermißtes Waschbecken, das sie sich heimlich zugeeignet hatte, darin gefunden wurde, als es nach der Entdeckung des Diebstahls zur Untersuchung kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarische Nachrichten aus England.

Ackermann in London gibt auch für 1824 ein Forget me not (Vergißmeinnicht) heraus. Die Idee scheint also auch in England anzusprechen. Dieser neue Jahrgang enthält unter andern Clauren's Mimili. —

In London erscheint eine Geschichte der alten und neuen Weine von Handerson.

Auch in England erscheint nächstens eine Uebersetzung von Göthe, Aus meinem Leben, wie deren kürzlich eine in Frankreich erschienen ist. — Göthe's Wilhelm Meister wird auch übersetzt.

Auch von Schiller's Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans sind neue Uebersetzungen von einem gewissen Salvin erschienen.

Der neue Roman vom Verfasser des Waverley heißt St. Ronan's Wells er wird im December in London ausgegeben werden, und ziemlich zu gleicher Zeit auch zwei deutsche Uebersetzungen davon. Die Scene des Romans ist wieder nach Schottland gelegt und er handelt in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. —

Von Jul. Klaproth erscheint nächstens eine Beschreibung des chinesischen Reichs in zwei Bänden mit vielen Kupfern; ob in englischer oder französischer Sprache, läßt sich aus der Anzeige nicht ersehen.

Golownin's Nachrichten von seiner Gefangenschaft in Japan sind schon lange in's Englische übersetzt gewesen und jetzt neu aufgelegt worden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

**Nr. 286.**

12. December 1823.


## Charles Dupin über England im J. 1822.

Herr Ch. Dupin, ein ausgezeichneter Ingenieur der französischen Marine und Mitglied des National-Instituts *), hat unter den jetzt lebenden französischen Schriftstellern über England, als ein sachkundiger Beobachter, die genauesten und lehrreichsten statistisch-politischen Nachrichten von Englands gegenwärtigem Zustande herausgegeben, welche auch in Hinsicht auf Darstellung sich sehr empfehlen. Allgemeinen Beifall erhielt sein Hauptwerk: Voyages dans la Grande Brétagne, das aus mehrern einzelnen Schriften vielumfassenden Inhalts besteht. Eine Abtheilung desselben erschien zu Paris 1820 u. 1822, unter dem Titel: Force militaire de la Grande Brét. Zweiter Th. 4. mit Kupf. Eine andre Abtheilung hat den Titel: Force navale de la Gr. Br. Eine dritte: Force commerciale etc. wird dieses reichhaltige Werk beschließen. Mit Dupin's Force navale de la Gr. Br. sind dessen Mémoires sur la marine et les ponts et chaussées de France et d'Angleterre (wovon die englische Uebersetzung in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte) und des engl. Seecapitains Brenton: Naval history of Great Britain (London 1823. Zwei Th.), welches Werk den Zustand des brittischen Seewesens von dem Jahre 1783 an bis mit dem J. 1822 schildert, zu verbinden, wenn man sich von jenem neptunischen Reiche eine gründliche Kenntniß erwerben will.

Seitdem hat Herr Dupin ein nicht minder anziehendes Werk über Englands innere Verwaltung: Système de l'Administration Britannique en 1822, (Paris 1823) herausgegeben, und in einer Rede vor dem Institute (in der öffentlichen Sitzung am 2. Junius 1823) seine Ansicht von diesem Gegenstande, in Beziehung auf Frankreichs innere Verwaltung, freimüthig ausgesprochen. An diese Schriften schließen sich zwei andre an, das von Jos. Lowe (The present State of England etc. Lond. 1823) und der amtlich abgefaßte Verwaltungsbericht (State of the Nation 1822). Lowe's Schrift, die sich vorzüglich über Ackerbau, Handel und Finanzen verbreitet, ist so eben in einer deutschen Uebersetzung von dem Staatsrath von Jakob mit sachreichen Anmerkungen und Excursen ausgestattet erschienen *). Den State of the Nation, vom J. 1822 u. vom J. 1823, haben die Hrn. Dufau und Guadet nach der vierten Ausgabe des Originals übersetzt (Etat de l'Angleterre, au commencement de 1823, écrit officiel publié par le ministère britannique. Sec. Edit. Par. 1823). Verbindet man damit die geistvollen Lettres de St. James (von dem genfer Publicisten, dem Hrn. Lullin de Chateauvieux), deren vierte Abtheilung (Genf u. Paris 1823) vorzüglich den Congreß zu Verona betrifft, und die kürzlich erschienene Schrift von Andrewes über die neuesten englischen Schifffahrtsgesetze (s. diese Blätter Nr. 222 d. J.), so wird man sich eine gründliche Vorstellung machen können von dem, was England gegenwärtig ist. Die dunkle Nachtseite des glänzenden Bildes bleibt aber immer das unglückliche, von physischen, politischen und moralischen Leiden aller Art im innersten Volksleben zerrüttete Irland.

Wir machen hier nur Einiges bemerkbar, was den Werth des officiellen Berichts und den Inhalt von Dupin's lehrreicher Schrift darüber näher bezeichnet.

Eine Regierung, die gleichsam Rechenschaft ablegt von dem Gange und den Erfolgen ihrer Verwaltung, muß gewiß stark und sehr geschickt, oder ihrer Sache ganz gewiß seyn, um der öffentlichen Prüfung entgegenzutreten statt sich in den Geheimnissen des Cabinets zu verbergen. Eine Verwaltung aber, die das Licht nicht scheut, beweis't schon dadurch, daß sie das Gute nicht nur will, sondern auch thut. Wer nichts, als das allgemeine Wohl vor Augen hat, der kann ruhig das Urtheil der öffentlichen Meinung erwarten. Lord Chatam sagte daher wohl mit Recht: das einzige Geheimniß des wahren Staatsmanns sey, diese Meinung recht zu erforschen und genau kennen zu lernen; denn nur zu oft hört man Unberufene oder Parteimänner sich das Organ der öffentlichen Meinung nennen.

Unstreitig besteht die größte Kraft der brittischen Regierung darin, daß sie stets, soviel sie kann, bei ihren Maßregeln jene Meinung zur Führerin nimmt. Sie ist dann des Beistandes derselben gewiß und handelt bei jeder

*) Von diesem geistvollen und thätigen Mann enthält die dritte Lief. des N. Conv. Lex. eine biographische Notiz.

*) Wir werden nächstens ausführlicher darüber berichten.
D. Red.

Gelegenheit nicht mit ihrer individuellen, sondern mit der Nationalkraft. Das neueste Beispiel dieser Art ist die von dem brittischen Handelsstande laut gewünschte und erbetene Anstellung von vier und zwanzig Handels-Consuln in den neuen südamerikanischen, von Europa noch nicht anerkannten Freistaaten. Dies erklärt den ungeheuern Fortschritt der brittischen Macht und ihre großen Erfolge im Welthandel, im Kriege und — bis vor Kurzem noch — in dem Gange ihrer Politik. Es beweis't aber auch, welchen Nutzen die Gewalt aus der Publicität zieht. Die Oeffentlichkeit hält die Machthaber von einer Menge Maßregeln, die man sich im Geheimen erlaubt haben würde, noch im Augenblick der Ausführung zurück. „Eine solche politische Beichte," sagt Dupin, „hat das Wohlthätige, daß sie der Vergebung der Sünden weniger bedarf, weil sie der menschlichen Schwäche eine Menge Sünden erspart." Insofern sind die beiden von der brittischen Regierung bekannt gemachten Berichte über den Zustand Englands in den Jahren 1822 u. 1823 sehr lehrreiche Urkunden für das Studium der Staatswissenschaft. Denn die Grundsätze der wahren Wohlfahrt der Staaten sind überall und bleiben stets dieselben.

Dies zeigt Herr Dupin. In seinem Système de l'Administration britannique en 1822 gibt er eine Uebersicht aller der Mittel, durch welche die brittische Regierung in Zeit von einem Jahre den wesentlichen Zweck des Staats und der Nation befördert hat. Damit verbindet er die Beobachtungen, welche er in dieser Hinsicht auf seinen Reisen in England, Schottland und Irland gemacht hat.

„Bei einem freien und stolzen Volke," sagt der Vf., „können die Minister sich nur durch die Achtung behaupten, welche ihre Fähigkeit und ihr Charakter einflößen. Im Charakter besteht ihr Einfluß, in dem Einfluß liegt ihre Macht, und diese Macht des Einflusses erreicht ein höheres Ziel als die materielle Macht des Gesetzes oder das Ansehen der physischen Gewalt. Doch überall, auch außerhalb England, ist ja und war stets das beste Regierungsmittel — die Anhänglichkeit des Volks an seiner Regierung."

Nach Dupin's Ansicht ist der Gang der gegenwärtigen brittischen Regierung vorzüglich dahin gerichtet, Alles zu vermeiden, was neue Taxen und neue Anleihen zur Folge haben könnte. Sie bemüht sich, mit den Einkünften des Jahres auszukommen, und weist daher jedes Jahr auf den Tilgungsfonds die Summen an, welche nöthig sind, um die Ausgabe mit der Einnahme auszugleichen; dafür zahlt sie aber jährlich fünf Mill. Sterl. in die Tilgungscasse. Hat jener Tilgungsfonds den hunderten Theil des Capitals der Nationalschuld erreicht, so wird man jedes Jahr den Ueberschuß des Hunderttheils anwenden, um diejenigen Taxen zu vermindern, welche am meisten auf den Ackerbau und den Handel drücken.

Die genommenen Maßregeln sind verhältnißmäßig eben so kräftig, als die Verlegenheit groß war, in der man sich befand. Man hat die Staatsausgaben um mehr als 2 Mill. Pf., oder um 51 Mill. Franken vermindert und 120 Mill. Fr. zum Tilgungsfonds bestimmt. Man gewann durch eine einzige Maßregel, in Ansehung der Zinsen der Staatsschuld, 952 Mill. Fr. auf drei Milliarden, indem man 155 Mill. Pf. 5 p. C.-Stocks in vierprocentige verwandelte. Zu gleicher Zeit wurden 128 Mill. Militairpensionen (über 5 Mill. Pf. St.) in Renten von 71 Mill. Fr., oder 2,800,000 Pf. St. verwandelt, die nach 45 Jahren aufhören. Endlich ward die jährliche Besteuerung um 84 Mill. Fr. vermindert; auch traf man verschiedene Einrichtungen, um den Geldumlauf zu befördern.

Im J. 1820 blieb, nach der Ausgleichung der Einnahme mit der Ausgabe, nur eine Summe von 1,447,580 Pf. St. für den Tilgungsfonds übrig. Im J. 1822 war der Ueberschuß für den Tilgungsfonds bis auf 5,260,228 Pf. St. gestiegen, und in sieben Jahren (seit 1816) hat der Tilgungsfonds die Schuld, sowohl die consolidirte, als die schwebende, um 48½ Mill. Pf. St., also etwa um $\frac{1}{17}$ vermindert. Mit dem Erfolge dieser Maßregeln hob sich gleichmäßig der Credit. Die consolidirten dreiprocentigen Stocks, welche im J. 1816 für 68 verkauft wurden, kaufte man im Sept. 1823 mit 83 p. C. So ward die Besorgniß eines Banquerouts gänzlich entfernt, und das Ministerium widerlegte durch Thatsachen die Ansicht der Opposition, als ob das Uebermaß der Taxen Schuld sey an der Noth des Ackerbaues. Das Schreien über den Druck *einer* Abgabe ist freilich nicht das rechte Mittel, *um die Unzufriedenen* zu beruhigen und den Klagen Einhalt zu thun; aber eben so wenig ist es der Eigensinn, eine Taxe blos deshalb nicht herabsetzen zu wollen, weil darüber geschrieen wird.

Die Thatsache steht fest, daß Englands äußerer Handel, ungeachtet der langen Kriege, in welchen Käufer und Verkäufer verarmt seyn sollten, mit jedem Jahre gestiegen ist. Dupin folgert daraus, wie vortheilhaft dieses Steigen auf den Nationalreichthum, die Lebhaftigkeit des Geldumlaufs, die Vermehrung un den Werth aller Erzeugnisse und selbst auf den Ertrag des Ackerbaues zurückwirken müsse. Im J. 1802 betrug, nach neun Kriegsjahren, die Ausfuhr Englands 30,760,000 Pf. St., im J. 1822, nach sieben Friedensjahren, war sie bis auf 54 Mill. Pf. St. gestiegen, und nach Dupin's Versicherung übertraf die zweijährige Vermehrung des Absatzes der brittischen Manufacturwaaren im Auslande fast den ganzen auswärtigen Absatz der französischen Manufacturwaaren! Zu jenem Steigen hat unstreitig die Verbesserung des brittischen Colonialsystems und die Beschränkung des Monopols des Mutterlandes viel beigetragen. Englands neue Schifffahrtsacte gestattet sogar den freien Handel mit den südamerikanischen Freistaaten!

Alle Völker stehen jetzt unter dem Einflusse des brittischen Handels, und dieser hat wiederum seine Hauptstütze in der Gewerbsthätigkeit, welche, mit Einsicht, Fleiß, Ueberlegung, Sparsamkeit und vorzüglich mit Ord-

Digitized by Google

nung und Redlichkeit gepaart, nach sicheren Berechnungen, mit kalter Besonnenheit verfährt. Ohne jene Eigenschaften aber würde England mit allen seinen Flotten verloren seyn. Diese Entwickelung seiner innern Volkskraft, die der Träger der ganzen Staatskraft ist, dankt England dem unsterblichen Chatam. Im J. 1756 hatte es noch keine innere Schifffahrt, und funfzig Jahre später verzweigte sich sein Canalsystem über eine Strecke von 1000 Stunden. An einer Küstenlänge von 600 Stunden wurden Häfen, Molen, Dämme und Leuchtthürme erbaut, und 24,000 brittische Kauffahrer, mit 160,000 Mann bewaffnet, bezeugen die Erfolge der Verwaltung jenes großen Mannes.

Hr. Dupin verschweigt aber auch keinesweges die Misgriffe, welche die englische Regierung, nach seiner Meinung, macht, indem sie z. B. Canada in dem Fortschritte seiner staatsbürgerlichen Ausbildung dadurch aufhält, daß sie die Geschwornen-Anstalt dort nicht einführen, sondern die gutsherrliche Rechtspflege beibehalten will; — er tadelt ferner, daß sie mit den Hellenen keinen Vertrag abschließt, vor allen aber, daß sie Irland nicht aus seiner Noth zu reißen versucht. Der Verf. findet einen Hauptgrund von der Fortdauer dieses Elends in der Abwesenheit der reichen Grundbesitzer und des edlern Theils der Bewohner Irlands, die ihr Vortheil nach London zieht. Das Volk in Irland bleibt ohne Stütze und Leitung. Es verarmt, weil alles Geld nach England ausströmt u. s. f. — eine Folge der Union mit Großbritannien! —

In seiner Rede vor dem Institute wendet Hr. Dupin alle diese Bemerkungen auf Frankreich an und zeigt, wie man hier ähnliche Grundsätze befolgen müsse.

22.

---

## Parry's Reise.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Nach der Sage dieser Wilden, stammen sie von einem wohlthätigen weiblichen Geiste. Von einem andern bösen weiblichen Geiste aber leiten sie den Ursprung der andern drei Classen der Erdenbewohner ab, nämlich der Itkali, oder Amerikanern, der Kablunå, oder der Europäer und — sie setzten dies erst nach langem Zögern hinzu — der Hunde, die ihre Schlitten ziehen. Die Itkali verabscheuen sie, und nennen sie Mörder, die nie ihre Stämme schonen. Die Kablunå kannten sie nur vom Hörensagen, aber sie mochten keine sehr hohe Meinung von den Tugenden derselben haben, da sie ihnen einen Platz neben Indianern und Hunden anweisen. Ihren Namen Eskimo kennen sie nicht, und es soll ein Schimpfname seyn, der Rohfleischesser bedeutet. Sie selber nennen sich Enui.

Aus dem oben Gesagten scheint hervorzugehn, daß sie an gewisse Geister oder höhere Wesen glauben, wiewohl sie nur sehr rohe und schwankende Begriffe davon haben. Dies zeigte der erwähnte Angekok. Nach vielem Bitten ließ er sich bewegen, auf einem der beiden Schiffe Proben seiner übernatürlichen Kräfte zu geben. Seine Frau war bei ihm. Er fing damit an, jeden Strahl des äußern Lichtes abzuhalten; und als das Feuer noch einen matten Schein warf, wurde auch dies mit einer dicken Matte bedeckt, und endlich war tiefe Finsterniß. Der Angekok entkleidete sich darauf gänzlich, legte sich auf den Boden und gab vor, in die Unterwelt, den Wohnsitz der Geister, hinab zu steigen. Die Töne, die er hören ließ, schienen gar keine Bedeutung zu haben, und waren nichts als ein Murmeln und Winseln seltsamer Laute. Er ließ auch eine Art von Bauchrednerei hören und gab seiner Stimme eine solche Beugung, daß sie wie aus der Nähe oder aus weiterer Entfernung in der Tiefe klingen sollte, in welche hinabgestiegen zu seyn, er die Anwesenden gern überreden mochte. Dieses Possenspiel dauerte gegen 20 Minuten; und als das Licht wieder hereingelassen wurde, erzählte der Schauspieler, was für Abenteuer er gehabt, und was er von den Geistern vernommen hatte. Als einen Beweis, daß er Wahrheit erzählt und wirklich mit den Geistern Gespräche geführt habe, zeigte er einige Pelzstreifen, die einer der Geister auf den Rücken seines Rockes geheftet haben sollte, während er in die Unterwelt hinabgestiegen, aber seine Frau war in der Dunkelheit geschäftig genug gewesen, sie darauf zu heften. Durch solche Mährchen und Betrügereien behauptete er seine Herrschaft über seine unwissenden Landsleute, die an seine Lügen und an seine übernatürlichen Kräfte unbedingt glaubten. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wandte man sich daher an seine Macht. So z. B. wenn Mangel eintrat, oder wenn der böse Geist die Thiere, welche die Hauptnahrung der Enui sind, aus den Gewässern und von der Erde mit sich in seine unterirdischen Höhlen nahm, wurde der Angekok gebraucht, sie wieder herbei zu holen. Nach seiner Angabe gelang ihm dies auf folgende Weise. Er rief Torngack, seinen befreundeten Geist, zu Hülfe und stieg mit ihm in die Unterwelt, mit dem bösen Geiste zu kämpfen. Mit diesem Beistande und durch seine eigene Gewandtheit, siegte er dann über den Feind, und zwang ihn, sich seinem Gebote zu fügen. Er schnitt dem Geiste die ersten Gelenke der vier Finger ab, und alsbald wurden die Bären erlöset und kamen auf die Oberwelt zurück; das Abschneiden der nächsten Gelenke befreite die Robben; als darauf die dritten abgelöset waren, wurde den Walrossen das Gefängniß geöffnet, und die Ablösung der Hand gab endlich den Walfischen die Freiheit, die Küsten der Eskimoer wieder zu besuchen. Das blutige Messer, womit diese Heldenthaten vollzogen worden sind, wird zum Beweise vorgezeigt, und unfehlbar folgt dann die Wiedererscheinung der Bären, Robben, Walrosse und Walfische.

Man legt einen außerordentlichen Werth auf die Zeugnisse einer Gemeinschaft mit höhern Wesen, daher erklärte der Angekok, er würde die Geschenke des Geistes, die Pelzstreifen, um keinen Preis vertauschen, und nur mit vieler Mühe konnte Parry ihn bewegen, einen die-

Digitized by Google

ser Streifen für ein Ding, wonach ihn sehr gelüstete, abzulassen, aber mehr als einen wollte er nicht abgeben.

Die Seefahrer gingen so lange mit den Wilden um, daß sie im Stande waren, eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Wörtern der Eskimo-Sprache anzulegen. Man findet deren in einigen Tagebüchern von 500 an bis zu einer noch größern Anzahl. Die Eskimoer haben eine sehr beschränkte Kenntniß von Zahlen, und scheinen die Rechnung mit Fünf und Zehn am bequemsten zu finden. Wollen sie die erste Zahl ausdrücken, so halten sie eine Hand empor, und bei Zehn beide Hände. Bei höhern Zahlen ruft der Wilde einen Nachbar herbei, der ihm durch Ausstreckung einer Hand oder beider, wie's die Gelegenheit fordert, Beistand leisten muß. Einer der Seefahrer unterhielt sich allein mit einem Wilden, der das ungewöhnliche Zeichen für dreißig machen mußte. Er streckte beide Hände empor, und war in kläglicher Verlegenheit, wie es weiter kommen sollte. Es kam ihm nicht in den Sinn, eine Weile inne zu halten, und dasselbe Zeichen zu wiederholen; endlich aber fiel er zum Glück darauf, den Officier zur Ausstreckung seiner zehn Finger zu bewegen. So war er nun zu zwanzig gekommen. Aber wie noch zehn hinzusetzen? Die Schwierigkeit schien unbesiegbar zu seyn; ein glücklicher Gedanke half jedoch dem Rechner noch einmal, er hielt einen Fuß empor, und hatte fünf und zwanzig. Was war nun zu thun? Der anstellige Mensch sucht auch den andern Fuß empor zu heben, und seine Bemühungen, alle seine Gliedmaßen gleichzeitig in der Luft zu halten, waren höchst drollig. Aber es ging nicht, und nicht ohne unendliche Mühe wurde die verlangte Zahl endlich ausgedrückt, indem jeder der beiden Sprechenden zwei Hände und einen Fuß hob.

Wir fügen noch einige andre Züge zur Schilderung des einfachen Völkchens hinzu: Zwei verheirathete Weiber wurden an Bord gebracht, um ärztlichen Beistand zu empfangen. Eine von ihnen hatte einen Säugling. Die Krankheit war schon so bedenklich, daß Rettung unmöglich war, und beide starben. Der Mann der Mutter verrieth einige Bekümmerniß und heulte ein wenig, als sie verschied, schien aber bald seinen Verlust zu vergessen. Sehr aufmerksam sah er dem Verfahren der Europäer zu. Sie wickelten den Leichnam anständig in eine Hängematte, wie es bei Matrosen üblich ist, und gruben ein Grab. Der Mann ging mit, als man die Leiche dahin trug, und verrieth einige Unruhe. Er gab zu verstehen, daß ihn die Einwickelung des Leichnams betrübte. Er hatte sich ein Messer verschafft, und man ließ ihm seinen Willen. Er trennte alle Stiche auf, womit man die Hängematte zusammen geheftet hatte, als hätte er der Leiche mehr Freiheit geben wollen. Das Ausfüllen des Grabes mit Erde und Steinen schien ihm auch wehe zu thun. Er wünschte das lebende Kind mit der todten Mutter begraben zu dürfen, und gab als Grund an, daß keine Frau sich die Mühe nehmen würde, das Kind, weil es ein Mädchen wäre, zu säugen, was unter ihnen nie geschähe. Wäre das Kind ein Knabe gewesen, so würde er vielleicht eine Pflegemutter gefunden haben. Das Kind starb auch, aus Mangel an Nahrung, am folgenden Tage, und wurde dem Vater übergeben, der es auf seinem Schlitten fortschaffte und in einiger Entfernung unter einen kleinen Schneehügel begrub. Es ist sonderbar, daß die Wilden, welche der Gedanke, ihre Todten mit einer Last zu beschweren, empört, doch so gleichgültig gegen die Folge ihrer unzulänglichen Begräbnißart sind. Ihre Leichen werden aus den leichten Schneegräbern von Hunden und Wölfen hervorgeschleppt, zerrissen und verzehrt. Die Seefahrer sahen häufige Beispiele davon; und als der Schnee im Frühling zu schmelzen anfing, mußten sie für die verstümmelten Glieder der Wilden, die man zerstreut umher liegen sah, Gräber machen. Es war eine große Sterblichkeit unter ihnen, und es starben nicht weniger als sechzehn, Alt und Jung, innerhalb der wenigen Monate, die sie im zweiten Winter in der Nähe der Europäer zubrachten.

Die Böte, welche die Wilden mit ungemeiner Geschicklichkeit führen, sind außerordentlich leicht und bestehen aus Fischbein, worüber Häute gezogen sind. Das größte, das Parry erhielt, ist 26 Fuß lang; ein anderes, das auf dem Schiffe Hekla zu sehen war, maß 19 Fuß und war nur 19 Zoll breit. In diesen Böten geht der Eingeborne in die See; um Fische und Geflügel mit Spießen zu fangen. Diese Spieße haben eine doppelte, sechs bis sieben Zoll lange Spitze von Knochen, mit Widerhacken. Der Schaft ist von leichtem Holze, fünf bis sechs Fuß lang, und hat unter dem Griffe noch drei andere, einige Zoll aus dem Holze hervorstehende Knochenspitzen mit Widerhaken, womit man nach der Beute schlägt, wenn die zweizackige Spitze fehlt. Man trifft die Beute in einer Entfernung von vierzig Fuß. Auch Bogen und Pfeile werden auf der Jagd gebraucht. Die Pfeile haben Steinspitzen, die durch Reiben mit andern Steinen lanzenförmig geschliffen werden.

Auf eine sehr geschickte Art wissen die Eskimoer Robben, und wenn wir recht gehört haben, auch Fische durch ein in das Eis gemachtes Loch zu fangen. Es wird eine Leine hinabgelassen, an deren Ende ein Stückchen Stein oder Zahn befestigt ist, über einen Zoll lang, roh in Fischgestalt geschnitzt, mit zwei eingelassenen Stücken Kies, statt der Augen. Dieser Köder wird durch das Wasser gezogen, und wenn Robben oder eine andere Beute sich naht, denselben zu untersuchen, durchbohrt sie der wachsame Wilde von oben mit dem Spieße.

Die Messer, deren sich die Weiber bedienen, sind künstlich gemacht und werden zum Abbalgen der Thiere und zum Zerlegen des Fleisches eben so geschickt gebraucht als die Jagdmesser der Männer. Sie gleichen einem Sattlermesser. Die Klinge ist halbkreisförmig und hat einen knöchernen Griff. Das Ganze ist drei bis vier Zoll lang, und die Klinge drei bis vier Zoll breit.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 287.

13. December 1823.


## Die deutschen Universitäten.

Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens in unserer Zeit, oder der Bund für das Höchste im Menschenleben, zunächst für die deutsche studirende Jugend dargestellt von Ferdinand Herbst.

Zweiter und letzter Artikel.

(Den ersten Artikel siehe in Nr. 270, 271.)

Indem wir nun zu den akademischen Verbindungen, wie sie jetzt sich zu gestalten suchen, übergehen, müssen wir vor allen Dingen das Geschichtliche derselben im Ganzen, und so weit es klar ist, angeben. Ob sich dieselben an die Nationen anschließen, in welche die Universitäten in der frühesten Zeit getheilt waren, und manche, wenigstens einer leeren Form nach, noch getheilt sind, ist sehr zu bezweifeln. Jene Eintheilung hatte einen großen Einfluß auf die akademische Disciplin und Gerichtsbarkeit. Die Nationen der Studirenden verhielten sich zu der Corporation der Professoren im Ganzen auf eine ähnliche Weise, wie die Zünfte und Innungen der Bürger zu der Corporation des regierenden Adels und des Magistrats, und so wie dies letzte Verhältniß in den Städten auf die mannichfaltigste Weise gebildet und umgebildet wurde, so ist es auch fast auf jeder Universität, ungeachtet es bei einer neuen Stiftung meistens einer ältern nachgebildet wurde, zu einer eigenthümlichen Gestaltung gediehen (Haupt hat darüber in seiner Schrift über Landsmannschaften und Burschenschaft aus Meiner's Geschichte der Universitäten zerstreute Notizen ausgezogen; später haben wir in Savigny's Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter, 3. Bd., genauere und besser geordnete Untersuchungen erhalten). Im Durchschnitt trugen auch hier, wie in den Städten, die Massen den Sieg davon. Anstatt daß anfangs ein jeder Lehrer, Herr und Meister (dominus et magister) seiner Schüler war, brachten es die verbundnen Scholaren nach und nach dahin, daß sie aus allen Nationen zusammen einen Rector und Räthe desselben wählten, unter dessen Gerichtsbarkeit nicht allein sie selbst, sondern auch die Professoren standen, und welchem auch die letzten eidlich Gehorsam angeloben mußten. Die Nationen, deren Zahl auf manchen Lehranstalten bis über 30 stieg, auf andern auf vier beschränkt war, hatten jede ihre eignen Privilegien, ihre Vorsteher und Beamte. Auf einigen Universitäten, vornehmlich zu Paris, haben die Studirenden jene Rechte nie erlangt, sondern akademische Regierung, Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung blieb in den Händen der Lehrer, der Doctoren und Magister, welche zuerst sämmtlich in vier Nationen getheilt waren, später aber sich in die gewöhnlichen vier Facultäten abtheilten, von welchen die drei ersten, der Theologie, Jurisprudenz und Medicin, keine weitere Unterabtheilung hatte, die vierte aber, die Philosophen oder Artisten, aus den vier Nationen zusammengesetzt blieb. Bei den später gestifteten Universitäten, besonders seit dem 16. Jahrhundert, ist von der Einrichtung der Nationen nicht mehr die Rede gewesen; vielmehr hat man schon vom 13. Jahrhundert an mehr darauf gesehen, Stiftungen, Collegien und Bursen zu errichten, in welchen die Studirenden mehr oder weniger Unterstützung empfingen, dagegen aber zu einem gemeinschaftlichen Leben und strengerer Aufsicht und mit genau vorgeschriebenen Studienplänen verpflichtet wurden. Die beiden englischen Universitäten Oxford und Cambridge sind ganz auf eine solche Collegialverfassung gegründet, und schon der allgemein gewordne deutsche Name der Studenten, Bursch (bursarius), beweist, wie überwiegend diese Einrichtung über die ältere Nationaleinrichtung geworden war. Hier und da hat aber doch die Corporation der Studirenden ihre alten Rechte zum Theil lange behalten, in Italien bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; in Glasgow (gestiftet 1454) sind die Studenten noch jetzt in Nationen getheilt und haben die Wahl des Rectors, welcher die Gerichtsbarkeit unter den Studenten und zwischen ihnen und den Bürgern zu besorgen hat. *) (Vorsteher der Akademie in Angelegen-

---

*) Sie wählen hierzu bald einen Professor, ohne an einen Reihenwechsel der Facultäten gebunden zu seyn, bald einen auswärtigen Gelehrten oder Vornehmen. Im Jahre 1820 war der Graf von Glasgow Lord-Rector; im Jahre 1821 der Professor der Anatomie und Botanik James Jeffrey; für das Jahr 1822 schwankte die Wahl sehr zwischen dem berühmten Sir Walter Scott und dem in seinem Fache eben so berühmten Sir James Mackintosh, einem der ersten

heiten des Unterrichts, Prüfungen u. s. w., ist der Facultätsdekan, welcher im akademischen Senat den Vorsitz führt und vom Rector und den Professoren jährlich erwählt wird.)

Schwerlich haben diese ältern Nationen auf den Universitäten mit den spätern Landsmannschaften das Geringste gemein. Wo jene, der frühern Einrichtung nach, bestanden, haben sie sich auch neben den neuern Verbindungen erhalten; auf den meisten deutschen Universitäten ist aber jene Verfassung gar nicht eingeführt gewesen. In Deutschland hat das Beisammenleben der Studenten in den Stiften (Collegien) und die eigenthümliche Kleidung (in Glasgow tragen sie noch rothe lange Röcke) längst bis auf wenige Ueberbleibsel aufgehört. Indessen führte der natürliche Hang der Menschen, zumal junger Leute, sich an einander anzuschließen, wieder andre Verbindungen herbei. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts finden sich Verordnungen der Regierungen gegen den Unfug, welchen der ältere Theil der Studirenden (die Schoristen) gegen die jüngern (die Pennäle), unter dem Namen des Pennalismus, ausübten, und wobei besonders die Neuankommenden (Beani, Bachanten, von dem französischen Bas gens, wovon noch jetzt die zweite, ehemalige unterste Classe der glasgower Studenten Bajani heißt) unleidlichen Neckereien und Bedrückungen ausgesetzt waren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß zu Abstellung dieses Unfugs, welcher in den allgemeinen Sitten der Zeit gegründet war und daher der öffentlichen Gewalt lange widerstand, die neue Sitte der Orden sehr vieles gewirkt hat. Wenn die Orden zuerst auf den Universitäten überhand genommen haben, liegt im Dunkel, aber vermuthlich sind sie eine Geburt aus der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Um jene Zeit war noch die Meinung geltend, daß dergleichen Ordensverbindungen mit äußern Abzeichen, Statuten und Geheimnissen eine freie Sache seyen, welche beliebig von einem Jeden gestiftet werden könnten; man fing aber eben an, sie zu einem Vorrechte der regierenden Herren zu machen; und auf der andern Seite mögen andere Verbindungen den Reiz, welchen das Geheime immer für das menschliche Herz behauptet, um jene Zeit eifriger als vorher benutzt haben. Diese Orden, welche auch jüngere und neuankommende Studenten in ihre Verbindung aufnahmen, sprengten eben dadurch die ältere Abtheilung in Schoristen und Pennäle, und indem einige von ihnen ihre Verbindung auch über das akademische Leben hinaus verbreiteten, sicherten sie sich auch eine festere Dauer und erwarben, wenn ihre Mitglieder in bedeutende Staatsämter vorrückten, sich manchen einflußreichen Beschützer. Denn sie thaten damals, was jetzt die Burschenschaft von sich rühmt, sie bemühten sich, manche Rohheit zu verbannen und das akademische Leben in jeder Beziehung zu veredlen. Sie erschienen öffentlich mit größerm Anstand und reizten dadurch, so wie durch den Schutz, welchen sie ihren Mitgliedern verliehen, alle reiche und eitele junge Leute, sich an sie anzuschließen; so wie sie sich Mühe gaben, ausgezeichnete Köpfe, aber auch vorzüglich gute Fechter, Reiter und Tänzer in ihren Kreis zu ziehen.

Die Geschichte dieser Orden, unter welchen sich besonders vier auf den meisten deutschen Universitäten verbreitet haben, in frühern Zeiten unter den Namen der Faßbinder-, Kreuz-, Lilien- und Constantin-Orden, in spätern unter dem Namen der Amicisten, Constantisten, Unitisten und Schwarzen, wäre ein sehr interessanter Beitrag zur Geschichte der Sitten; und obgleich Ref. keinem derselben je angehört hat, so hat er doch Grund zu vermuthen, daß sich hier und da noch weit zurückgehende Materialien zu einer solchen Geschichte vorfinden *). Neben diesen Orden erhielt sich aber auch die natürliche Verbindung der Landsleute unter einander, welche ohne eigentliche Verfassung durch die Gemeinschaftlichkeit des speciellern Vaterlands, durch gemeinschaftliche Sitten und Dialekt von selbst gestiftet wurde. Manche dieser Landsmannschaften umfaßte große Striche von Deutschland unter Collectivnamen, z. B. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Mosellaner, zu welchen sich auf manchen Universitäten alle Rheinländer hielten. Sie traten vorzüglich bei feierlichen Gelegenheiten, Aufzügen, Schlittenfahrten u. dergl. hervor, hatten dann ihre Anführer und Farben, ohne sonst in einer solchen Verfassung und geschlossenen Verbindung zu seyn. Einige behielten aber auch ihre Senioren und andere Beamte beständig, und es fehlte nicht an Rivalitäten und Gelegenheiten zu gemeinschaftlichen Fehden.

Verboten wurden auch die Orden bald nach ihrer Entstehung; aber wenn auch zuweilen durch strenge Maßregeln ihre scheinbare Auflösung bewirkt worden war, so trat doch aus mancherlei Ursachen gewöhnlich bald wieder eine Zeit der Nachsicht gegen sie ein, welche sie ungesäumt zu benutzen wußten. In der That war oft den Orden viel Gutes nachzurühmen. Sie waren oft eine innige Verbindung gleichgesinnter Freunde, welche eben durch ihr engeres Aneinanderschließen in den Stand gesetzt waren, sich von der rohern Menge abzusondern, welche sich gegenseitig zum Fleiß ermunterten und in heiterer Geselligkeit erfreuten. Allein sie arteten eben so oft in das Entgegengesetzte aus, wiewohl sie zu der Zeit, als Ref. sie selbst näher beobachten konnte, in der That die bessere Masse der Studirenden ausmachten. In den Zeiten, als man überall Verzweigungen

---

Rechtsgelehrten Schottlands und Parlamentsmitglied, welchem man besonders wichtige Verbesserungen der Criminalgesetzgebung verdankt. Sir James Mackintosh trug den Sieg mit einer großen Mehrheit der Stimmen davon. S. New Times, 1822, 21. Nov. und 2. Dec.

*) Ref. kennt auch W. Turin's, Graf Guido von Taufkirch, Geschichte des Mosellaner- oder Amicistenordens, Weißenfels 1800, 8., nur dem Namen nach. Dazu gehören noch zwei Schriften desselben Verfs.: Rechtskritik des Amicistenordens, 1800, und Ueber das Verbrechen geheim zu seyn, und die Strafbarkeit desselben, 1801, 8.

Digitized by Google

einer JacobinischenPropagende zu erkennen glaubte, wurde ihre Unterdrückung sogar auf dem Reichstage zu Regensburg zur Sprache gebracht. Aber wahrscheinlich wurde man bald gewahr, daß wenigstens von dieser Seite nichts von ihnen zu fürchten sey, und die Sache blieb wieder liegen.

Indessen sind doch bald darauf die Orden unter dieser Benennung von den deutschen Universitäten fast ganz verschwunden, und an ihre Stelle traten Landsmannschaften, oder Kränzchen, welche sich von jenen dadurch zu ihrem großen Nachtheil auszeichneten, daß sie nach einer allgemeinen Beherrschung aller Studirenden strebten, welches die Orden nie gethan hatten. Sie, die Landsmannschaften, drangen darauf, daß jeder Studirende sich zu einer solchen Verbindung hielt, deren Stiftung aber nicht mehr frei war, sondern von den bereits bestehenden anerkannt seyn, und dies Anerkenntniß mit einer bestimmten Zahl von Duellen erkaufen mußten. Diejenigen Studirenden, welche sich nicht zu Mitgliedern aufnehmen lassen wollten, wurden auf jede erdenkliche Weise geneckt und gemishandelt; die Erklärung, daß man die von den Landsmannschaften aufgestellten Gesetze, den sogenannten Comment, nicht für verbindlich erkenne, zog sofort den Verruf nach sich, d. i. die Ausschließung von allem Umgang mit andern Studirenden. Dabei zeichnete sich dieser Comment und das ganze Treiben der Landsmannschaften durch Rohheit und Unverstand so aus, daß dieser Zustand wirklich zu einem vollkommen unleidlichen wurde.

Man wird fragen: ob denn die akademischen Obrigkeiten denselben nicht gekannt haben, ob sie ihn nicht abstellen konnten, oder nicht abstellen wollten? Darauf ist die Antwort in der That schwer, nicht sowohl weil die Sache selbst unklar wäre, als vielmehr weil die Fälle und Verhältnisse auf den verschiednen Universitäten so abweichend von einander waren, ja selbst auf einer und derselben Lehranstalt sich so oft veränderten, daß eine allgemeine Antwort nicht wohl gegeben werden kann. Wer diese Dinge in der Nähe gesehen hat, wird wohl das Urtheil nicht zu gewagt finden, daß eine unzeitige Nachsicht dabei im Ganzen häufiger vorgekommen und schädlicher gewesen ist als eine zu weit getriebne Strenge. Die Ursachen dieser Nachsicht sind aber wieder sehr verschieden gewesen. Es lag nicht immer, wie ein unwissender und vorlauter Ausländer unsern Universitäten Schuld gab, die Absicht zum Grunde, der ganzen Anstalt, wenn sie zumal nicht selbst einen bedeutenden Bannbezirk hatte, durch diese Nachsicht eine größere Frequenz von Ausländern und, was einzelne Lehrer betrifft, sich gefüllte Hörsäle zu verschaffen; sondern es läßt sich auch nicht leugnen, daß die landsmannschaftlichen Verbindungen sehr häufig zu leichterer Aufrechthaltung einer freilich oft nur scheinbaren guten Ordnung unter den Studirenden gebraucht werden konnten. Brachte ein günstiger Zufall junge Männer von guter Erziehung, wahrem Ehrgefühl und wissenschaftlichem Sinn an die Spitze derselben, so war durch sie die Masse leicht zum Bessern zu lenken. Indessen war das Letzte doch immer nur oder doch meistens ein trüglicher Schein, und durch eine solche, dem Buchstaben der Gesetze zuwiderlaufende, stillschweigende Duldung verbotner Dinge wurde wenigstens der große Nachtheil herbeigeführt, daß man sich auch unter veränderten Umständen nicht auf Gesetze berufen konnte, deren Ansehen man selbst untergraben hatte. Das natürliche Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern wurde gestört, und am Schlimmsten war es alsdann, wenn die Begünstigung der Verbindungen nur von einzelnen Professoren ausging, welche dadurch einen ungehörigen Einfluß erlangten, der immer, auch bei guter Absicht, zum Schaden des Ganzen ausschlagen mußte.

Wir behaupten nicht, daß alles dies auf allen Universitäten Deutschlands so vorgekommen ist, und es ist hier nicht der Ort, solche Angaben aufzustellen, welche irgend eine Beschuldigung gegen bestimmte Lehranstalten oder einzelne Männer enthalten sollten. Nur der Gang der Dinge im Ganzen soll angedeutet werden, und in Beziehung auf diesen befürchten wir von Sachkundigen keinen Widerspruch. Mag dann diese oder jene hohe Schule von sich rühmen, daß ihr das Unwesen der Landsmannschaften ganz fremd geblieben sey; mag es sich hier und da auf eine eigenthümlich abweichende Weise gestaltet haben: es ist weder unsre Sache, jenem Rühmen zu widersprechen, noch in diese Einzelnheiten weiter einzugehen.

Schon lange vor den Ereignissen der Jahre 1812 bis 1815 wurden von den Studirenden hier und da Versuche gemacht, sich dieser Tyrannei der Landsmannschaften (Kränzchen, Gesellschaften) zu entziehen, und damit verband sich zuweilen das Bemühen, dem unaufhörlichen Duelliren Schranken zu setzen. Diese Versuche, welche schon im Jahre 1792 auf einer damals sehr berühmten Universität große Unruhen erregten, schlugen meistens fehl und fanden von oben her wenig oder gar keine Unterstützung. Die Landsmannschaften pflegten die Verbindungen, welche sich zu einem solchen Zwecke zu bilden versuchten, gleich von Anfang mit dem Schimpfnamen der Schwefelbanden (Sulphuristen) zu belegen, und durch Mishandlungen aller Art zu unterdrücken; die akademischen Obrigkeiten wandten auch wohl gerade gegen sie die Gesetze wegen der unerlaubten Verbindungen mit einer Strenge an, welche sie im Entstehen unterdrückte. Der schwierige Punkt war immer das Duell. Es zu verweigern, bedeckte die Gegner der Landsmannschaften mit dem Schimpf der Muthlosigkeit; sich darauf einzulassen, gab auch ihnen, der Obrigkeit gegenüber, den Anschein der Gesetzverletzung und war schon darum unmöglich, weil die Stifter und Wortführer dann von den Landsmannschaften in eine solche ununterbrochne Reihe von Schlägereien gezogen wurden, daß der Hauptzweck darüber verloren gehen mußte. Nur Unterstützung von oben, eine zweckmäßige, öffentlich anerkannte Organisation konnte einer Sache

Bestand geben, welche man damals in der That mit unverdienter Geringschätzung behandelte.

Es mag sich allerdings schon von 1808 an in diese akademischen Verbindungen, welche bis dahin gewiß keinen andern Zweck hatten, als eine gewisse äußere Ordnung (gut oder schlecht) des akademischen Lebens, hier und da etwas Politisches eingemischt haben, welches aber nicht von Studenten, nicht von ihren Lehrern ausging, sondern von außen herein in dieselben gebracht wurde. Dies gehört aber, wie schon oben erwähnt wurde, zu den Dingen, über welche literarisch nicht zu sprechen ist, sondern nur mit Beweisen in der Hand. Je länger die damalige fremde Herrschaft in Deutschland dauerte, desto mehr wendete sich auch der jugendliche Sinn den ernsthaftern Angelegenheiten des Vaterlandes zu. Geheime Verbindungen zu solchen höhern Zwecken wurden von den Regierungen selbst gut geheißen, und als der Krieg wirklich ausbrach, die Studirenden selbst zu den Waffen gerufen. Die unter ihnen schon vorhandne Begeisterung wurde gesteigert durch Proclamationen, in welchen von einer neuen Gestaltung Deutschlands, von Einheit u. dergl. viel die Rede war, und eine bedeutende Zahl junger Leute brachten willig Leben und Gesundheit dem Vaterlande zum Opfer.

Der Same, welcher damals ausgestreut wurde, hat auch auf den Universitäten weiter gewuchert. Die Regierungen gingen mit dem Beispiele voran (s. die Schlußerklärungen der Gesandten am ersten wiener Congreß), die neuen Staatseinrichtungen Deutschlands für ein so Unvollkommnes zu erklären, „daß es die Erwartungen der deutschen Nation nur zum Theil erfüllen könne," und besonders dem Zwecke einer Vereinigung des gesammten deutschen Volkes, welche nicht blos in einem politischen Bande unter den verschiednen Staaten bestehen solle, nicht entspreche. Man sprach die Hoffnung aus, daß die Mängel der ersten Einrichtung durch die weitere Entwickelung des deutschen Bundes gehoben werden würden, und erregte dadurch Erwartungen, von welchen man, nachdem einmal alle Punkte der Annäherung zu einem deutschen Gesammtstaate (Bundesgericht, allgemeine Grundlagen der particularen Staatsverfassung, Aufhebung der Binnenzölle u. dgl.) hatten aufgegeben werden müssen, wohl wußte, daß sie in dem damals angenommenen Sinne niemals in Erfüllung gehen könnten.

Die jungen Männer, welche am Befreiungskriege Antheil genommen hatten und nun zu ihren Studien zurückkehrten, brachten eine ernstere Ansicht des Lebens mit dahin zurück, mit welcher das rohe und kindische Treiben der Landsmannschaften im schneidendsten Contraste stand. Sie waren erfüllt mit unbestimmten Ideen von einer Volks- und Staatseinheit Deutschlands, welche sogar in Träume von einer Erneuerung der alten unhaltbaren und unheilbaren Reichsverfassung (Herbst, S. 193) übergingen, und fanden in den Landsmannschaften wieder ein Bild des zerstückelten Vaterlandes. Mit jugendlichem Eifer griffen sie die Sache an. Die Landsmannschaften sollten in einer allgemeinen geregelten Verbindung aller (deutschen) Jünglinge untergehen, welche nach verschiednen andern Benennungen (Teutonia, Arminia u. s. w.) den Namen der Burschenschaft annahm. Und da man bald erkannte, daß man nicht durchdringen werde, wenn nicht mehrere Universitäten zusammenhielten, so entstand daraus bald eine sogenante allgemeine Burschenschaft, eine geordnete Verbindung aller einzelnen Burschenschaften zu Einem organischen Ganzen, in welchem die Direction von Jahr zu Jahr zwischen den Universitäten wechseln sollte. (Haupt, über Landsmannschaften und Burschenschaft S. 207, hat die Verfassungsurkunde vom 18. October 1818 mitgetheilt.) Als Kotzebue's Ermordung durch einen Studirenden, und zwar durch ein eifriges Mitglied der Burschenschaft, ein gerechtes Schrecken erregte (denn welcher Vernünftige mußte nicht über einen Fanatismus erschrecken, durch welchen ein sonst wohlgesitteter und wohldenkender Jüngling zum Meuchelmörder herabsank, und wer konnte vor der Untersuchung der Sache wissen, wie viele Andre noch von einer ähnlichen Verblendung ergriffen seyen!), war unter den Maßregeln auch ein allgemeines Verbot aller Burschenschaften. Gleichwohl haben sich dieselben, wie Herbst S. 108 behauptet, nach einer blos scheinbaren Auflösung wieder hergestellt und dauern wahrscheinlich auf sehr vielen Universitäten, trotz aller Verbote, noch fort. (Der Beschluß folgt.)

## Miscellen.

In London ist Nachricht von der Expedition eingegangen, die 1821 im Auftrag der Regierung nach dem innern Afrika abging, und die aus dem D. Oudewy, Major Denham und Lieutenant Klapperton besteht. Im Februar d. J. langten sie in Bornou an. Sie wollen den Lauf des Nigers, jenes räthselhaften Stroms, auskundschaften. Ehe sie nach Bornou kamen, hatten sie Wüsten von 15—16 Tagereisen zu durchschneiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß diese Reise über Afrikas Inneres viel Licht verbreiten.

Creuzer's Symbolik ist in's Französische übersetzt worden.

Der Präsident d'Hozier in Paris hat den ersten Theil eines Adelsverzeichnisses vollendet, das über mehr als funfzehntausend Familien Aufschluß gibt. Wer sich nicht darin findet, soll eine Copie von seinen Titeln an ihn einsenden, die dann im zweiten Theile Aufnahme finden! Es muß schon einmal so einen gelehrten Forscher dieses Namens gegeben haben.

N'eût-on de son vrai nom ni titres, ni memoire,
D'Hozier vous trouvera cent aïeux dans l'histoire!

singt Boileau irgendwo.

Aus der Pastinakwurzel, behauptet ein englisches Blatt, (New monthly magaz. Octbr.) läßt sich ein Wein bereiten, der dem besten Madera und Canariensekte ähnelt. Wenn er einige Jahr alt ist, so schmeckt er vortrefflich und ist dabei sehr gesund. In Irlands nördlichem Theile braut der gemeine Mann eine Art Bier daraus, indem er der gemalschten Wurzel bei'm Sieden etwas Hopfen zusetzt und die Flüssigkeit dann aufgähren läßt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

# Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 288.

15. December 1823.


## Die königliche Bibliothek zu Dresden und C. G. Heyne.

Herr Hofrath und Ritter Heeren hat die Güte gehabt, zu dem, was in der Geschichte der königl. Bibliothek vom geh. Justizrath Heyne beiläufig erwähnt worden, im Morgenblatt, Nr. 235 u. 236, einige Bemerkungen zu machen, für welche ihm der Unterzeichnete, den sie im Grunde wohl am Interessantesten seyn dürften, sich insofern dankbar verbunden erkennt, als sie einige ihm vorher weniger genau bekannte Details enthalten, obwohl diese in der Hauptsache wenig ändern. Der Vf. des Buchs, der noch nie Anlaß gegeben zu haben hofft, seine nie durch Rang oder Titel bedingte Verehrung jedes wahren Verdienstes, und somit auch des Heyne'schen, in Zweifel zu stellen, hatte zu Anführung jener Thatsachen Gründe, welche dadurch, daß er sich nicht zu ihrer sofortigen Mittheilung berechtigt glaubt, nichts von ihrem Gewicht verlieren, und er würde sich ohne den etwas zunöthigenden Schluß jener Bemerkungen gern mit seinem stillen Danke für dieselben begnügt haben.

Die Frage ist sonach nur, ob jene Angaben zuverlässig sind. Ob die dresdner oder göttinger Papiere mehr enthalten, ist nach dem, was nunmehr zum Vorschein gekommen, nicht mehr wesentlich, und es wird daher hier nur beiläufig bemerkt, daß der nunmehr gedruckte Heyne'sche Brief an den Oberkämmerei-Secretair Nitzsche, vom 5. Januar 1787, blos der zeigbare und von einem zweiten vertraulichern begleitet war. Zuvörderst also: Hat sich Heyne um das dresdner Oberbibliothekariat „beworben" oder hat ihn „sein Vaterland gesucht?" So lange das Wort bewerben nicht auf die Bedeutung eingeschränkt wird, „mit einem directen Gesuch um etwas bei derjenigen Behörde einkommen, welcher die entscheidende Verfügung zusteht," so lange dürfte es wohl verzeihlich seyn, die Worte: „Le Professeur H. a donné à connaître à quelqu'un de ses amis, qu'il quitterait avec plaisir son poste actuel, s'il pouvait obtenir etc." eher von einer Bewerbung um eine Stelle, als von einem Entgegenbringen derselben, zu erklären. Und in dieser Erklärung möchte schwerlich auch die nun bekannt gewordene Stelle des Ernesti'schen Briefs etwas ändern, so wie es demjenigen, der den entschiednen Gegenbeweis zu führen unternimmt, gar nicht gleichgültig seyn kann, daß die Heyne'sche Antwort fehlt, die sehr wohl weit bestimmtere Mittheilungen enthalten haben kann, als die Briefe an Nitzsche. Ernesti mußte wohl wissen, daß H. sich von Göttingen weg und nach Sachsen zurücksehne, sonst gerieth er selbst in Verlegenheit, wenn sein in Dresden bereits ausgesprochener Plan nachher nicht H.'s Beistimmung erhielt, und Letzterer mußte entsprechend geantwortet haben, weil der Graf Loos, der es nicht nöthig hatte, aus Achtung für H. eine Unwahrheit zu sagen, sich in seinem französischen Billet auf obige bestimmte Art ausdrückte. Immer bleibt es also doch wahr, daß H., wenn auch durch die zweite oder dritte Hand, avait donné à connaître, daß er selbst, ehe bei der eigentlichen Behörde von seiner Berufung die Rede war, in dieser Angelegenheit Briefe geschrieben hatte, welche die Einleitung und Unterstützung derselben bezweckten, daß er also Schritte gethan hatte, welche dem, was der Sprachgebrauch unter dem Begriffe einer Bewerbung zusammenfaßt, nicht fremdartig sind. — Dieselbe Bewandniß hat es mit dem zweiten in Frage stehenden Punkte, ob Heyne Forderungen, und zwar zu hohe, gemacht habe oder nicht. Letzteres läßt sich nur insofern behaupten, als H. in keinem Briefe einen gewissen Gehalt mit klaren Worten stipulirt hat. Sagt er aber in seinem sehr charakteristischen Briefe an den Grafen Marcolini vom 9. Februar nicht ausdrücklich, nachdem er seine göttinger Vortheile aufgezählt hat: „Wer eine Lage, in der er sich nicht übel befindet, verlassen soll, muß durch größere Vortheile dazu bewogen und aufgemuntert werden." Seine göttinger Vortheile aber waren, wie er selbst einige Zeilen vorher äußert, von der Art, wie sie „sich nur ein deutscher Gelehrter wünschen kann." Und doch war er soweit entfernt, mit diesem Briefe die Unterhandlung abbrechen zu wollen, daß er vielmehr am Schlusse desselben „nähere Erklärung über jene Stelle und Ansicht von anständigeren (dieser Comparativ steht im Original) Anerbietungen" erwartete. Wer aber der mit ihm in Unterhandlung tretenden Behörde direct schreibt, daß er die „Anerbietung" von „größern Vortheilen" erwarte, als sie „sich nur ein deutscher Gelehrter wün-

Digitized by Google

schen kann," der macht doch wohl Forderungen, und zwar zu hohe Forderungen? — Nitzsche sagt übrigens in seinem darauf folgenden Briefe nur: „Ich erhielt Befehl, das Schreiben an mich zu beantworten."

Wenn endlich im mehrerwähnten Buche versichert wird, daß Heyne nie auf der königl. Bibliothek gearbeitet habe (was in seiner Biographie als problematisch dahingestellt worden war), so glaubt der Vf. darüber die erste Stimme zu haben, da, wie er hofft, nur außerhalb Dresden seine detaillirteste Kenntniß der Geschichte und Verfassung jener Bibliothek in Zweifel gezogen werden kann. Er darf mit Sicherheit behaupten, daß die göttinger Bibliothek keine von Heyne's Hand signirten königlichen Doubletten besitzen könne. Ein Mal schon nicht der Zeit nach. Als Heyne noch in Dresden war, konnte die königl. Bibliothek keine Doubletten haben; denn diejenigen, welche durch die Besser'sche Bibliothek und einige andere größere Erwerbungen entstanden waren, wurden in den 1730ger und 40ger Jahren auf Allerhöchsten Befehl theils an den Minister Sulkowski, theils an einen Kammerdiener Perard abgegeben, worüber sich die vollständigen Specificationen noch im Archive finden. Nach dieser Zeit wurde die Bibliothek blos durch einzelne Ankäufe vermehrt und es konnten also keine neuen Doubletten entstehen, wie sich denn auch im Archive keine Doublettenverzeichnisse aus dieser Zeit finden. Als aber 1764 die Bünau'sche und 1768 die Brühl'sche Bibliothek angekauft wurde und aus ihrer erst 1769 geschehenen Einverleibung jene große Doublettenmasse hervorging, war Heyne schon seit mehrern Jahren in Göttingen. Anderntheils aber hat in Dresden auch nie eine solche Doublettensignatur Statt gefunden, daß man sie auswärts zu einem solchen Beweise brauchen könnte. Bei dem großen Doublettengeschäft wurden die ausgeschiednen Exemplare theils ohne alle und jede Bezeichnung zurückgestellt, theils nur mit der noch üblichen Signatur eines Dreiecks versehen, in welchem sich keine Individualität der Handschrift kund geben kann. Nur seit Einführung des Stempels im J. 1796 werden die zu erkaufenden Exemplare noch überdies mit einem Doublettenstempel bezeichnet. Der angeführte Gegenbeweis fällt also durch sich selbst, und ist entweder eine Verwechslung mit der Classeninschrift und Nummer Brühl'scher Exemplare (in der untern linken Ecke des vordern Vorsatzblattes), oder es sind Doubletten, die es schon bei Brühl waren. In beiden Fällen bezieht sich diese Signatur blos auf Heyne's Dienstverhältnisse im Brühl'schen Hause und beweis't nichts für seine Thätigkeit auf der königl. Bibliothek. Vielleicht war es die Ahnung einer solchen Beseitigung, welche Herrn Hofrath und Ritter Heeren bestimmte, an seinen Gegenbeweis unmittelbar die im Voraus Alles zugebende Weisung anzuknüpfen, daß man hoffentlich Heyne die Arbeiten auf der kön. Bibliothek erlassen werde, wenn man bedenke, daß er seit 1760 bis 1762 fast nie in Dresden gewesen sey. Ebendarum aber darf der Unterzeichnete sich wohl den Wunsch erlauben, daß jene Stelle eine weniger drängende Wendung haben möge. That er Unrecht, Heyne nach den Verhältnissen zu beurtheilen, in denen er nun einmal stand und an welche ihn Dienstpflicht knüpfte? Sagt nicht schon Paulus, ohne eine Bedingung hinzuzufügen: Wer ein Amt hat, der warte des Amts? Und wenn bei Annäherung der Gefahr der Beamte und der Bewahrer anvertrauten Gutes von seinem Posten flieht, — wenn er in einem solchen Falle, ohne seiner Verpflichtungen entlassen zu seyn, unterdessen sogar andre Engagements eingeht, kann er dann noch als Beamter auf Belobung Anspruch machen?

Was Herrn Hofrath und Ritter Heeren in Hinsicht des verewigten Heyne als Pflicht erschien, das erschien und erscheint mir auch heute noch als solche in Hinsicht auf mein Vaterland und namentlich auf diejenige Anstalt desselben, der ich Alles verdanke, was ich bin und was mir zu leisten verstattet war. Es galt in jenen Stellen eine Verwahrung gegen mögliche Fälle. Mit wahrer Discretion ist genau nur soviel beigebracht worden, als in die Geschichte der Bibliothek gehörte, es ist durchaus kein bezeichnenderer Wink gegeben, und das Handexemplar meines Buches, welches einst an das Archiv der kön. Bibliothek abgeliefert werden wird, wird es beweisen, daß ich noch nach Abgang des Manuscripts in die Druckerei aus völlig freier Bewegung in eben diesen Stellen Aenderungen vornahm, welche für meine wahre Achtung Heyne's, des göttingischen Gelehrten, unverdächtiger sprechen werden, als jede Versicherung des Lebenden gegen Lebende.

Wolfenbüttel.

Ebert.

---

## Die deutschen Universitäten.

Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens in unserer Zeit, oder der Bund für das Höchste im Menschenleben ꝛc.

(Beschluß aus Nr. 287.)

So ist der Stand der Sache, zu deren Rechtfertigung ein, wie es scheint, noch immer und über die gewöhnliche Dauer hinaus dem akademischen Leben angehörender junger Mann in dem vorliegenden Buche die Feder ergreift, mit einer Begeisterung, welche das Zeichen der Redlichkeit an sich trägt, und mit einer Gewandtheit, welche zwar von Sophismen und Declamationen nicht frei ist, aber Talent und Studium verräth. In je engern Zusammenhang diese Angelegenheit einmal mit den größern Bewegungen unsrer Zeit gebracht worden ist, desto angemessener ist es, sie von mehrern Seiten zu beleuchten. Denn Wahrheit und Recht möchten wohl auch hier, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen.

Abgesehen von allem Zusammenhange mit allen an-

Digitized by Google

den politischen Verbindungen und Umtrieben, muß als die erste und größte Verirrung der Burschenschaft ihre eigne politische Tendenz betrachtet werden. Sie ist geleugnet worden, spricht sich aber in allem Reden und Thun derselben zu klar aus, um geleugnet werden zu können. Herbst gesteht sie daher auch ehrlich ein, und erklärt sich darüber auf eine vollkommen befriedigende Weise. Aber er täuscht sich offenbar selbst mit der Behauptung, daß dieses Hinneigen zu politischen Zwecken ein vorübergegangener Irrthum sey. Es ist zu tief in dem Wesen der Burschenschaft gegründet, und durch die Zeit zu sehr angeregt, als daß es sobald hätte daraus verschwinden können. Volkseinheit der Deutschen ist immer noch das, was die Burschenschaft dem Particularismus der Landsmannschaften entgegenhält, obgleich mit Unrecht. Denn bei den Landsmannschaften ist, so wenig wie bei den Orden, je die politische Vereinzelung der deutschen Staaten etwas Wesentliches gewesen; sie bestanden (wenigstens an vielen Orten) jede aus Angehörigen der verschiedensten Länder, und der Name war nicht viel mehr als ein zufälliges Vereinigungswort; sie hatten in ihrem Seniorenconvent eine Einheit, welche alles Particulare aufhob. Wenn wir indessen noch jetzt den Burschenschaften eine politische Tendenz zuschreiben, so meinen wir damit hauptsächlich nur eine theoretische; ein leeres Lobpreisen der alten Reichsverfassung, welches um so ungereimter ist, als keiner der jugendlichen Lobredner dies verfallene und unbrauchbare Gebäude mehr gekannt, und gesehen hat, wie wenig dasselbe für allgemeine und nationale Zwecke leisten konnte; wir meinen damit einen Hang zu einem vagen Raisonnement über Staatseinrichtungen, z. B. Gerichtsverfassung, Geschwornengericht u. dergl., über welche ein sicheres Urtheil nur mit genauer historischer Kenntniß der Sache, nicht aber aus allgemeinen politischen Ansichten gefällt ist; wir meinen selbst jene äußern Unterscheidungen durch eine vermeintlich altdeutsche Tracht, welche eben so gut französisch, spanisch oder englisch genannt werden könnte, und darum nicht vorzugsweise deutsch heißen kann, weil auch vor etwa 300 Jahren in Deutschland eine entfernt ähnliche Kleidermode geherrscht haben mag. Alle diese Dinge mögen an sich gleichgültig seyn, aber den Nachtheil haben sie doch, theils das gründlichere wissenschaftliche Studium zu verdrängen, theils in ein bloßes Spiel mit Träumen und leeren Formen auszuarten.

Man behauptet, daß der Geist der Studirenden durch die Burschenschaften sittlicher, ernster, edler geworden sey. Es wird unter den Studirenden mehr auf wesentliche Vorzüge gesehen als sonst; Ehre und allgemeine Achtung ist weder durch Virtuosität im Trinken, noch durch Renommistenkünste mehr zu erwerben, sondern nur durch Fleiß, Ordnung und ein anständiges gesittetes Betragen. Gesetzt dem wäre also (und in der That spricht die Erfahrung zum Theil dafür), so würde dies noch kein Beweis für den dauernden Charakter einer solchen Verbindung seyn. Indem sie sich selbst den Landsmannschaften als das Edlere gegenüberstellte, mußte sie wohl die Fehler zu vermeiden suchen, welche sie jenen vorwarf; allein nichts bürgte dafür, daß sie nicht, wenn sie einmal die alleinherrschende geworden wäre, nicht auch wieder ausgeartet wäre. Manche Unarten verschwinden allmälig von selbst; das unmäßige Trinken z. B. hat nicht mehr den großen Reiz der Verführung, seitdem es auch unter den ältern Zeitgenossen seltner geworden ist. Die Duelle wurden zwar im Innern der Burschenschaft etwas vermindert, doch nicht abgeschafft, und sie würden zwischen den Mitgliedern der feindlichen Verbindungen nur allzuhäufig vorgefallen seyn, wenn nicht in solchen Fällen das gewöhnliche Auskunftsmittel wäre, einander gegenseitig für ehrlos zu erklären (in Ver— zu thun) und also gar keine Satisfaction mehr zu geben.

Nehmen wir nun von der Burschenschaft hinweg, was sie eines Theils selbst für etwas Fremdartiges erklärt, die politische Tendenz und was andern Theils als etwas sehr Zufälliges von ihr nicht verbürgt werden kann, das Streben nach Veredlung des akademischen Lebens: so besteht ihr ganzer Unterschied von den Landsmannschaften nur darin, daß sie auf jeder Universität nur eine einzige große Landsmannschaft dulden, und diese einzige Verbindung sogar über alle deutsche Universitäten ausdehnen will. Damit wäre denn auf der einen Seite nichts gewonnen, und auf der andern alle wahre akademische Freiheit der Studirenden vernichtet. Nichts gewonnen! Denn wir haben schon vorhin auf die Täuschung aufmerksam gemacht, welche darin liegt, daß die Landsmannschaften gewisse Provinzialbenennungen führen, Sachsen, Franken, Pommern, Thüringer u. s. w., und daß man sie darum einer Absonderung nach deutschen Volksstämmen beschuldigt. Dieser Vorwurf hängt blos am Worte, und so wie die ältern Namen der Amicisten, Constantisten u. s. w. wieder hervorgeholt würden, fiele er von selbst. Das Andere, dessen sich die Burschenschaft in Vergleich mit den Landsmannschaften rühmt, hat noch weniger auf sich. Gesetzt auch, sie wäre bis jetzt von einem edlern Geiste belebt gewesen als jene (deren Rohheiten doch auch von ihrer Seite manches, z. B. das schmuzige Umherlaufen in Turnkleidern und affectirtes, vermeintlich altdeutsches Wesen entgegengesetzt werden konnte); gesetzt sogar, dieser reinere Sinn könnte als bleibender Charakter der Burschenschaft angenommen werden: was hinderte denn die Landsmannschaften, sich eben so eifrig eines edlern Bestrebens zu befleißigen? Ref. fühlt sich nicht berufen, dieselben, wie sie jetzt im Durchschnitt waren, zu vertheidigen; aber ungereimt wäre die Behauptung, daß größere Rohheit zum Wesen ihrer Verbindung gehörte. Ref. ist auch nie Mitglied eines Studentenordens gewesen, aber er hat mit vielen Umgang, unter ihnen seine wackersten Freunde gehabt, und es gab eine Zeit, in welcher sie an einer Verbesserung ihrer Statuten arbeiteten, deren Verhinderung durch gänzliche Aufhebung damals vielleicht sehr zu bedauern war.

An Abstellung der Duelle hat die Burschenschaft

Digitized by Google

allerdings gearbeitet, aber diesen Zweck nicht erreicht. Was auch achtbare Männer, wie Fries (Handbuch der praktischen Philosophie), zu Vertheidigung des Zweikampfs sagen mögen: so ist es doch immer ein Ueberbleibsel der Barbarei, welches, wie das Alterthum zeigt, sehr wohl entbehrt werden kann. Unter jungen Leuten, welche gesetzlich noch nicht ihre eignen Herren sind, und noch keinen eignen Standpunkt des Wirkens im Volksleben haben, ist es gar ungereimt, denn es ist in ihren Verhältnissen nicht wohl ein Streit denkbar, welcher nur durch blutigen Kampf gelöst werden könnte. Wie verworren aber auch hier die Begriffe sind, zeigt sich darin, daß die Burschenschaft nicht einmal fühlte, welche Blasphemie darin liegt, eine solche Lösung ein Gottesurtheil zu nennen (Herbst, S. 203). Ref. glaubt indessen, daß der Zeitpunkt nicht sehr fern seyn möchte, wo die Abstellung des Duells unter Studirenden sehr leicht werden wird. Der Hang dazu ist ohnehin nicht groß mehr, und Strafen, welche stark genug wären, das Vorurtheil aufzuwiegen, ohne die ganze akademische Laufbahn eines jungen Mannes zu unterbrechen, z. B. einsames Gefängniß mit Gestattung aller Mittel des Studirens, von wenigstens vier Wochen, aber auch unnachsichtliche Vollziehung derselben, würden die Duelle auf den Universitäten bald zur großen Seltenheit machen.

Gewährte aber die Burschenschaft, auf der einen Seite gegen die Landsmannschaften gehalten, keinen wesentlichen Gewinn: so würde eine solche Verbindung, wenn sie wirklich allgemeine Verbreitung und Anerkennung erlangt hätte, das ganze akademische Verhältniß im höchsten Grade zerrüttet haben. Wir brauchen nicht weitläufig darüber zu sprechen, indem es von selbst einleuchtet, daß eine solche durch ganz Deutschland gehende Verbrüderung eine Gewalt besessen haben würde, welche aller akademischen Disciplin spotten konnte. Sie hätte, worauf es auch angelegt zu seyn schien, die ganze Gerichtsbarkeit unter Studenten und vielleicht auch zwischen Studenten und Bürgern sich gezogen (Haupt, S. 268, 272), und wir haben ja bereits erlebt, daß man sich beigehen ließ, ganze Universitäten in Verruf zu thun. So würde es auch bald den Lehrern ergangen seyn, welche auf irgend eine Weise die Gunst der regierenden Herren in der Burschenschaft verscherzt hätten. Denn da es nur Eine Verbindung war, so war ein solcher Unfug leichter durchzusehen, als wenn doch wenigstens mehrere an einem solchen Beschlusse der Art Theil nehmen mußten, und besonders den Ankömmlingen konnte die Wahl ihrer Lehrer mit solcher Sicherheit vorgeschrieben werden, daß es ihnen kaum möglich war, davon abzuweichen.

Dies wäre das unfehlbare Grab aller akademischen Freiheit geworden. Denn während diese darin besteht, daß ein jeder einzelne junge Mann seine Studien nach eigner Einsicht und Wahl betreiben, und sein akademisches Leben, von bürgerlichen Verhältnissen fast ganz ungestört, nach freiem Gutdünken einrichten kann: so zwang ihn die Burschenschaft in ihre Mitte zu treten, sich wenigstens ihren Gesetzen zu unterwerfen, von dem ihm Ausgesetzten gewisse (wenn auch bis jetzt mäßige) Procente abzugeben, und sie griff überall störend in seine Freiheit ein. Bis dahin mag dies noch nicht eben drückend gewesen seyn; allein wenn die Verbindung einmal fest stand, wohin hätte alles dies führen können!

Das Einzelne mag sich nun ein Jeder, welcher mit dem akademischen Leben bekannter ist, weiter ausmalen. Die Belege zu dem Bisherigen wird man leicht auffinden. Wie viel Zeit die Vorsteher auf die Angelegenheiten der Burschenschaft wenden mußten, zum großen Nachtheil ihrer Studien, wollen wir gar nicht einmal erwähnen. Es war wohl klar, daß es die Pflicht der Regierungen war, diese Verbindung mit größerm Ernste, als irgend eine andre, zu unterdrücken. Ohne an der guten Meinung der Studirenden zu zweifeln, denn diese ist bei den meisten gewiß redlich gewesen, kann man nicht anders darüber urtheilen.

Sehr seicht, ja jesuitisch ist das, was H. Herbst zu Entschuldigung des Ungehorsams anführt, womit die Burschenschaften und sogar die allgemeine Burschenschaft nach dem Verbote derselben wiederhergestellt worden sind. Achtung des bürgerlichen Gesetzes ist die erste Bedingung aller öffentlichen Ordnung, und Ref. hat immer den größten Schaden dieser verbotenen akademischen Vereine darin gefunden, daß sie bei künftigen Richtern und Geistlichen diese Achtung untergraben, und zu einem Spiel mit Manneswort und Eid führen, welches eine nothwendige Folge des Geheimnisses ist. Das akademische Leben könnte sehr wohl ohne alle solche Verbindungen bestehen und würde an wahrem Gehalt dabei nichts verlieren. Daß bisher die akademischen Orden und Landsmannschaften nicht ausgerottet worden sind, ist eine schlechte Entschuldigung für diejenigen, welche sich selbst auf einen höhern Standpunkt der Gesetzlichkeit und Sittlichkeit stellen wollen, und beweist keineswegs die Nothwendigkeit der Verbindungen. Es hat auch offenbar blos an dem Mangel eines festen Willens gelegen, wenn dieselben sich erhielten und erneuerten. Aber freilich wäre es ein ganz andrer Gesichtspunkt, wenn man die Frage aufstellte: ob man nicht vielleicht weit besser thäte, die Verhältnisse der Studirenden gesetzlich wieder so, wie sie anfänglich waren, zu ordnen; ihnen eine organische Verfassung, Vorsteher mit einer Art von Gerichtsbarkeit gesetzlich zu geben, wie ein Anfang dazu in Tübingen wirklich gemacht worden ist? — Das sind aber Fragen, welche in alle andre akademische Verhältnisse so tief eingreifen, daß hier der Ort nicht ist, sie weiter auseinander zu setzen.

51.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 289.

16. December 1823.

Drei Bücher Hochgesänge, Lieder und Gedichte. Ein Versuch von Hrn. Jos. Elshoff, kath. Priester. (Köln, 1823.)

geben uns manche Aufschlüsse über den idealisirenden Schwung des kirchlichen Zeitgeistes von Münster, Bonn und der Umgegend.

Eine Ode an Dr. Georg Hermes, Prof. der katholisch-dogmatischen Theologie zu Bonn, gibt, mit Hinweisung auf desselben Vorrede zu seiner „philosoph. Einleitung in die christkathol. Theologie (Münster, 1819), die Notiz, daß Hr. Hermes 23 Jahre lang über die Gottheit im Dunkel geforscht habe.

Den, der die Strahlenkugel, die Sonne, schuf,
Von Pol zu Pol den rasselnden Donner wälzt,
Aus dessen Vaterhand der Oelzweig
Weht, und der zürnende Strahl hervorzuckt,

Den deckte Deinem Geiste noch Dunkelheit.
Wie kräftig rang Er, Ihn zu entdunkeln. Ha,
Durch drei und zwanzig lange Jahre
Forschte sein Blick in sich selbst gekehret.

Den Vaternamen lallte Dein Mund noch nicht,
Ihm, dessen Daseyn Zweifel umhüllten Dir,
Den nicht erfaßte, nur noch ahnte
Deine Vernunft, vor sich selbst erschrocken.

Wie tolerant wird dieser Forscher jetzt wohl seyn gegen Andere! Bedurfte er 23 Jahre, um sich Gottes Daseyn zu entdunkeln, wird er nicht auch den duldsam tragen, dessen Geist etwa 24 Jahre lang noch Dunkelheit deckte, vielleicht über weit weniger wichtige Fragen, als das Seyn der absoluten Vollkommenheit, das ist, der Gottheit? Wie tolerant gewiß, wenn etwa ein Anderer sich die Kritik und Exegese eines Matthäus-Evangeliums nach vieler Jahre redlicher Forschung etwas Anders entdunkelt, als Dr. Georg Hermes.

---

Nach S. 15 durchströmt den Hochgesang-Dichter Freudenerinnerung jener fruchtbaren Zeit, wo er mit Jugenddurst Pindar's kräftiges Wort trank, welches dem Hrn. Dr. Kistemaker, Prof. der bibl. Exegese zu Münster, entquoll. Hr. Elshoff selbst

wagte gleich
aufzufliegen vom Staub, ahnend die Möglichkeit,
in noch dämmerndem Licht — Pindar zu folgen einst rc.

Wie dieses „einst“ sehr bedeutsam klingt oder gleichsam nachhinkt, so S. 17 ein noch sonderbareres „fast“

Dann vergeh' ich vor Glut heilgen Gefühles fast.

Und doch versichert Hr. Elshoff, S. 36, den Hrn. Lehrer Born am Nepomucenischen Gymnasium zu Coesfeld, der seine Kindheit mit Weisheit getränkt habe, daß, als dem Hrn. Born

ein hohes Gefühl
— — entquoll — —

ihn, den jungen Elshoff nämlich, alsbald und frühzeitigst

ein Gedanke griff
riesenartig: ich wollte
Barde werden Teutonias.

Und nun — ruft der Barde:

Wie ich staunte dem Rufe,
Strömten Lieder in Ungestüm.

Dieses Strömen der Lieder in Ungestüm geht, sollte man's denken? so weit, daß dem Schüler des Hrn. Born jetzt schon Blut in Strömen darüber fließt. Wie? Man begreift es kaum. Aber S. 140 entdeckt er es uns selbst unter der Aufschrift, „Die Kampfprobe.“

Dem Jüngling ist es mit seinem Dichten nämlich so gewaltig um Ruhm zu thun, daß er sich einbildet, unter die übrigen alten und neuen Dichtermeister in einen Wettkampf auf Leben und Tod getreten zu seyn, mit seinen drei Bücherchen von Hoch- und Kraftgesängen.

Wer in den Kraftathleten-Kreis hineintritt,
Den betrachten die alten Kampfgenossen
rechts und links. Besteht er die Ritterprobe, ziert
ihn der Flammberg. (?)

Und nun fragt er gar zum Schluß:

Hab' ich gekämpft in Reihn der Liedsgewalten,
fließt in Strömen mein Blut vor ihrem Antlitz,
zeigt mein Blick im Sterben getreu, welch Geist zum Kampf mich getrieben ...

Gute Götter! So blutsauer sollen dem Hrn. E. seine sapphischen und unsapphischen Scandirungen

geworden seyn? Sein Blick im Sterben? Pardon! Großmuth! Schenket dem armen Kämpfer das junge Leben. — — Doch; er ist unrettbar; schon singt er seinem lieben scheidenden Geiste den Schwanengesang. Er schwebt, zu Tode sich selbst singend, nach Walhalla hinüber.

Freude genug, genug des Ruhmes dem Jüngling!
Froh hinschwebet sein Geist zum — Helden Klopstock,
jauchzt entgegen dort Ihm: o Vater! ich auch scheute den Kampf nicht.

Was Vater Klopstock wohl dazu sagen möchte? Wer immer nur an den Ruhm denkt, für den Ruhm blutete, Andere rühmend Ruhm zu ersingen sucht, der zeigt, lebend oder sich verblutend, daß nicht Begeisterung, daß nur jugendliche Ruhmsucht ihn zum Kämpfen trieb. Uebertriebenes Ungestüm ist nicht Begeisterung. Sein Blut wollen wir ihm schenken. Er komme nur wieder, wenn ihn der Geist, nicht das wilde Blut treibt; wenn er nicht mehr, wie jetzt S. 134, singt:

Mag ein flammendes Dornengebüsch,
mag ein grimmer Vesuv sperren den schroffen Pfad,
Ich (!!) durchstürme die Gluthen
an der getreu'n Sionitin Hand.

Die Sionitin wohnt ja doch nicht auf dem Sinai. Aber Hr. E. will immer nur durchstürmen. Zwar fällt ihm S. 131 bei; des Dichters Beruf sey, „eigenthümlich aus dem Busen hervor die Gesänge zu locken." Dennoch droht er sogleich von sich selbst wieder:

Freithätig selbst auch werd' ich den Ungestüm
entfesseln bald. Erst aber bezeugt mir Gott,
ein Theil des Wegs sey durchgestürmt zum
Prachtideal auf der Burg Olympos.

Auf alle Fälle freute es uns doch, daß man um Münster herum Klopstockisch seyn zu wollen keinen Scheu hat. Nur bedauerten wir, daß der in seinen Kämpfen und Durchstürmen sich so traurig verblutende Dichterjüngling zugleich mit diesen seinen ersten drei Büchern voll Hochgesänge mit seinem Blut auch seine theure Lebens- und Dichterkraft ausgeströmt haben sollte. Doch nein! Es gehört nur so zur höchsten überpindarischen Spannung in der Poesie des münsterschen Dichters, daß, etwa statt des Schweißes der Edlen,

floß in Strömen sein Blut

und

im Sterben getreu
froh hinschwebet sein Geist zu Klopstock.

Kaum hat S. 141 dieser mit solcher Todespost uns erschreckt, so tröstet uns wieder auf der nachfolgenden Seite eine stattliche

Verfluchung der Kunstrichter,

wenigstens darüber, daß, troß dem großen Blutverlust, dieser neue Barde nie zu singen aufhören werde,

Hieher, Kunstrichter! die Ihr euch nicht zähmet
Mit schwarzem Zahn des Jugendgeists Versuch
Wild wüthend zu zernagen. Traun! Ihr lähmet,
Das schwör ich Euch, nie meinen Liederflug
Zum Sternenzelt — — —

Er, racheselig, weiht sogar die grimmen Spötter (Heil auch uns!) den Grazien, mit dem Schluß:

Daß, wenn sie fluchen wollen ihm entgegen,
wie Bileam, sie wünschen lauter Segen.

Sogleich zwar nach dieser milden Weihung an die Grazien oder „weiße Furien" stürmt wieder der Verblutende desto riesenhafter empor und schreit auf, wie ein Stentor:

Verdammtes Krittlervolk! Kein Schlummer walle
Zu Dir — wenn Phöbus sein Gespann ersteigt.
Dafür dann aber überlaut erschalle
Dir Jovis Donner, aber links. Erreicht
Hat Dich schon jeßt die sanfte Adlerkralle
Der Christenpflicht. O grimmes Völkchen, schweigt
Schon Dein Gebell? Du willst entfliehn?
Bleib, bleib. Noch ist mein Gift nicht ausgespeen.

Bewahre! Dieses Giftausspeien wollen wir nicht abwarten, wiewohl unser Bißchen Menschenverstand nicht erreicht, wie die sanfte Adlerkralle der Christenpflicht und dieses Giftausspeien in dem gutmüthigen Grazienpriester zusammen kommen. Eben so wenig, wie es eine Verfluchung sey, wenn die Krittler kein Schlummer mehr anwandelt, während Phöbus den lichten Tag heraufführt. Aber, Dank sey, über all diese Inconsequenzen hinaus, *den lezten zwei* Blättern. Sie beruhigen unser mitleidiges Herz vollkommen durch zwei der sanft einschläferndsten Sonnette (denn auch in Sonnetten will der kühne Dichterknappe was gethan haben!) so gut als durch echte Ritterdiplome, daß weder das Verbluten noch das Giftausspeien seinem Dichterleben Gefahr bringt. Und warum? Weil Schlegel, laut dieser zwei Sonnette, ihm „sein deutsches Sängerleben" garantirt hat. Dieser Sonnettenfluß ist wahrlich kostbar. Wir müssen „racheselig" ihn aus Christenpflicht zur Widerlegung unserer fluchwürdigen Krittelei volltönig folgen lassen:

S. 144. Das Wagniß.

O Schlegel! deutscher Mann, du hast geschlagen
Erzürnt den Kozebue mit scharfen Ruthen;
Unheilbar fingen Wunden an zu bluten,
Und seines Wizes Riesenmuth zu zagen.

Soll ich mich rühmen, daß ich durfte wagen
Dennoch den Sprung in deines Scharfblicks Gluten,
Damit mein gährend Blut sofort entfluthen
Mög', oder mir Genesung wieder tagen?

Fast ward ich einst gedämpft vom alten Borne, *)
Zerknirscht darauf von Schlüters Beißsatyren,
Zu tausendmal verdammt von andern Richtern.

Da dacht ich mir in meines Herzens Zorne:
Solch Urtheil kann ein Schlegel nur vollführen —
Mich tödten, oder zählen zu den Dichtern.

*) Dem Nepomucenischen Gymnasiallehrer in der stambirenden Poetik.

## Der Erfolg.

Ich kam gesenkten Haupts zu dir geschritten,
Dem Sünder gleich, deß einziges Verlangen
Noch ist, den Streich doch schleunig zu empfangen.
So stand ich zwischen Ruhm und Tod in Mitten.

Wie nun im Busen Wechselkräfte stritten,
Gefühle mit Gefühlen wüthend rangen,
Daß roth und bleich, und bleich und roth die Wangen
Mir wurden, hab ich einmal nur gelitten.

Du aber hast mir nicht den Stab gebrochen,
Vernichtet nicht mein deutsches Sängerleben;
Du deutetest: es könnte groß gelingen.

Und schau, das Wort, das mir dein Mund gesprochen,
Entflammet mich zu namenlosem Streben:
Ich will mit Kraft zum Ideale ringen.

Wer bemitleidet nicht den Ruhmgierigen, dem sein namenloses Streben nach deutschem Sängerleben so blutsauer und lebensgefährlich wird? Wohl ihm, daß nun auch er, als ein junger Aar anerkannt, in Sonnetten zur Sonne, vielleicht sogar zur indischen aufstrebt.

96.

---

## Parry's Reise.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Auch die Brillen dieser Wilden sind merkwürdig. Sie bestehen aus einem dünn geschabten Stückchen Holz, das zwei schmale horizontale Spitzen hat, die ungefähr Schweinsaugen gleichen, und über diese läuft in gleicher Richtung ein etwa einen Zoll breiter Schirm. Durch diese Binde, die um den Kopf gelegt wird, schützen sie das Auge gegen Windwehen und Schneekrystallen und schärfen das Gesicht.

Der Ertrag der Reise für die Erdkunde scheint nicht bedeutend zu seyn, da man nicht im Stande gewesen ist, mehr als auf frühern Seefahrten zu untersuchen. Man wird indeß Parry's Bericht und die Verhandlungen erwarten müssen, wozu derselbe ohne Zweifel Anlaß geben wird, um die geographischen Ergebnisse der Unternehmung genau angeben und bestimmen zu können, ob es wahrscheinlich sey, auf dem diesmal eingeschlagenen Wege, von der Hudsonsbai aus, die gesuchte Durchfahrt zu finden, oder vielleicht im Lancastersund, wo Roß den Weg zeigte, ohne ihn selbst zu verfolgen.

Der Seearm, wo die Reisenden den zweiten Winter zubrachten, zeigte eine feste Masse ewigen Eises. Er ist gegen 10 engl. Meilen breit, die Länge desselben aber, da man ihn nicht durchfahren hat, unbestimmbar. Die Ebbe kommt aus Südwest, die Flut aus Südost. Es ziehen sich schmale Canäle hindurch, die aber nicht so breit sind, daß Schiffe darin steuern könnten. Die Schiffe haben, während sie hier lagen, so wie auf der ganzen Reise, dem Anschein nach vom Eise nicht viel gelitten. Man hat sie auf der Heimfahrt neu getheert und bemalt, und sie hatten bei der Ankunft in der Themse das Ansehen eben ausgerüsteter Fahrzeuge.

Die Sonne war ungefähr einen Monat lang unsichtbar. — Am 9. Junius sah man die erste Blume, die kleine hochgefärbte blaue Blüthe einer Pflanze von dem Geschlecht des Steinbrechs.

Um sich die Zeit zu vertreiben, lebten die Seefahrer zuweilen in Zelten auf der Küste und unterhielten sich mit Jagd und Fischfang. Man schoß einige Rennthiere, wovon das größte, als man es ausgeweidet hatte, 150 Pf. wog. Solche Jagdbeute war den Reisenden höchst willkommen, aber ihre frischen Lebensmittel waren nicht immer so lecker als Wild, und selbst die von den Wilden gelieferten Herzen, Lebern und Nieren von Wallfischen und Wallrossen mußten europäische Gaumen ertragen lernen. Nach der Angabe der Eingebornen gibt es auf der großen nördlich liegenden Insel auch Rennthiere. Bisamstiere fand man nirgend, und nach der Behauptung der Wilden leben diese Thiere nur westwärts des Längengrades, den die Reisenden erreichten. Vögel gab es in ungeheurer Menge; und obgleich ihr Fleisch von fischartigem und unangenehmen Geschmacke war, so wurden sie doch zuweilen der Abwechslung wegen gegessen.

Gärtnerei gewährte den Reisenden gleichfalls einen Zeitvertreib und lieferte ihnen willkommene Erfrischungen. Senf und Kresse wurden, wie auf der frühern Reise, gebaut und den Seefahrern, zum großen Vortheil ihrer Gesundheit, reichlich gespendet. Das gute Aussehen der Mannschaft gibt das beste Zeugniß für die sorgfältige Behandlung, die sie genossen hat, denn selten sah man gesundere Menschen nach der Rückkunft von einer so langen Seereise. Man verlor nur fünf Personen in dritthalb Jahren. Die beiden ersten starben auf dem Schiffe Fury 1822 innerhalb 24 Stunden, der Eine an einer innern Entzündung, der Andere an einem schon alten auszehrenden Uebel. Sie wurden in ein Grab gelegt, das man mit Steinen bedeckte, auf deren größten man die Namen der Verstorbenen grub. Bald nachher stürzte ein Matrose auf dem Hekla vom Mastbaum und brach das Genick. Ein anderer Matrose desselben Schiffes starb im Frühlinge dieses Jahres an der Ruhr, und auf der Rückreise, wenige Wochen vor der Ankunft in England, Fysse, ein Schiffsherr, an den Folgen des Scorbuts.

Man hat, wie es scheint, von den Schiffen aus keine weiten Streifereien landeinwärts unternommen. Die Hauptreise unternahm Lieutenant Hoppner mit einigen Leuten unter seinen Befehlen, als die Eingebornen gemeldet hatten, daß im vorhergegangenen Jahre (1822) ein Paar Schiffe fünf Tagereisen nordöstlich gescheitert wären, deren Wracke man noch sähe. Die Wahrheit dieser Angabe bestätigten einige Reifen, Faßdauben und Eisenstücke, die in ihrem Besitze waren.

Sie behaupteten, die Mannschaft wäre in Böten fortgereist, wohin aber, wußten sie nicht zu sagen. Hoppner und seine Begleiter reisten mit einigen Eingebornen als Führern, ab, um auszumitteln, wer die Verunglückten wären; nach einigen Tagen aber erklärten die Wilden, sie wollten nicht weiter gehen. Sie zeigten die Richtung an, in welcher die Schiffe zu finden wären, und meinten, die Europäer könnten allein dahin kommen. Man wollte sich der Gefahr nicht aussetzen, und Hoppner mußte das Unternehmen aufgeben.

Auf solchen Reisen zeigt sich, wie schätzbar der eskimoische Hund ist. Diese starken und kühnen Thiere ziehen die Schlitten der Eingebornen in einer Stunde fünf englische Meilen und weiter. Sie haben keineswegs eine geringe Last zu ziehen. Acht Hunde ziehen drei bis vier Personen mit Leichtigkeit und schnell. Einmal ward ein Anker nebst Ankerhölzern, eine Last von einer Tonne, von 15 bis 16 Hunden gezogen. Ueberhaupt kann man auf einen Hund eine Last von hundert Pfund rechnen. Mit diesen Hunden jagen die Eingebornen den großen weißen Polarbär. Einige der nach England gebrachten Thiere haben noch die Narben, die ihre Tapferkeit in solchen Kämpfen bezeugen. Sie fassen ihren Gegner bei seinem langen zottigen Haar, ihn zerrend und festhaltend, bis die Jäger mit ihren Spießen kommen, den Kampf zu endigen. Oft aber werden sie von den noch wildern Wölfen zerrissen. Diese kommen in Haufen und holen die Hunde selbst aus ihren Hütten hervor. Durch den Geruch angelockt, streiften sie immer in der Nähe der englischen Schiffe und schleppten kühn Alles weg, was sie fassen konnten. Man sah ihrer einmal 13 in einem Haufen, die sämmtlich in Fallen gefangen und erlegt wurden. Sie dienten hungrigen Wilden zur Speise.

Unter den übrigen einheimischen Thieren sind, außer den schon genannten, auch noch Füchse, Hasen, Lemminge (Mus Lemmus), weiße Hermeline und Murmelthiere zu nennen; unter den Vögeln der Schwan, die schöne Bradente (Anas Spectabilis, king duck), der Eidervogel (Anas mollissima), die langgeschwänzte und die arktische Silberente; Möven aller Art; der arktische Papageitaucher *) (Alca arctica), die Halbente, das Rothkehlchen, die Lumme (Colymbus Troile, Guillemot), der Schneevogel, das Schneehuhn (ptarmigan, Tetrao Lagopus), der Rabe, die Schneeeule (Stryx nyctea), der Falke, verschiedene Singvögel, mit einem kurzen und leisen zirpenden Gesang, die sibirische Lerche und der lappländische Fink. Die Insektenwelt ist wenig bevölkert. Man findet etwa sechs Gattungen von Fliegen, die Muskitofliege, die sehr lästig ist, aber nur einen Monat lang lebt, die wilde Biene, das heißt die große schwarze, nicht unsre Honigbiene, die Spinne, eine kleine Art des Goldschmetterlings, die weiße Motte. — Die Molusken, die sich so zahlreich im Meere finden, dienen dem Wallfische und mehrern Fischen zur Nahrung. Auch ein anderes kleines Geschöpf von dem Krabbengeschlechte, die sogenannte Seelaus, gibt es in außerordentlicher Menge. Sie leisteten den Naturforschern unter der Reisegesellschaft auf eine merkwürdige Art einen Dienst, wozu ihre Tauglichkeit auf eine sonderbare Weise entdeckt ward. Ein Officier ließ eine Rothgans (Soland Goose), die gekocht werden sollte, durch ein Eisloch in's Wasser hinab, um sie von dem Salzgeschmack zu befreien. Als er sie aber am andern Morgen, in der Absicht, sie an den Spieß zu stecken, wieder herauf zog, war nichts als das Geripp übrig. Die Seeläuse hatten die Knochen so ganz von allen Fleischtheilen befreit, als es einem Anatomen nicht hätte gelingen können. Man benutzte diesen Wink, und so oft man in der Folge Skelette haben wollte, überließ man den Seeläusen die Arbeit.

Unter den mitgebrachten Pflanzen findet man kaum eine, die über 3 Zoll groß wäre, und die Blüthen sind alle klein. Einige dieser Gewächse sind jedoch sehr hübsch, und sie blühen so reichlich, daß sie drei bis vier Monate lang ihren öden Standort mit einem Schmelz bedecken. Außer dem früh blühenden blauen Steinbrech, sind die heideähnliche Andromeda (wovon die Eingebornen Betten machen) und die Potentilla, oder der wilde Reinfarre zu bemerken, dessen Wurzeln sie essen, die aber nicht größer als ein Kornhalm sind. Alle Blüthen sind gelb oder blau.

Auf der Heimreise besuchten die Seefahrer die Winterinsel und sahen mit Ueberraschung, daß die im vorigen Jahre von ihnen gesäeten Gewächse wieder wuchsen. Ob die Pflanzen wieder aus dem Samen aufgegangen, oder aus den Wurzeln entsprossen waren, ließ sich nicht ausmitteln, aber der Umstand, Salat und Erbsen unter dem Polarkreise wild wachsen zu sehen, erweckte allgemeine Verwunderung.

Den Wilden gab man bei'm Abschied einige Flinten von geringem Werthe. Ein Mann und seine Frau hatten Lust, mit den Seefahrern nach England zu gehen, aber die Besorgniß, sich zu große Beschwerde aufzulegen, und die Ungewißheit, ob man sie wieder in ihre Heimath bringen könnte, hinderten die Gewährung des Wunsches.

Die beiden Schiffe wurden bald nach ihrer Ankunft abgetakelt, und die noch übrigen Vorräthe an's Land gebracht. Man könnte daraus schließen, daß für jetzt nicht an eine neue Reise in's Polarmeer gedacht werde, wenn nicht der Umstand, daß man die Heizvorrichtung nicht weggenommen hat, das Gegentheil erwarten ließe.

47.

*) Eine Abbildung desselben in Manby's (anziehender) Reise nach Grönland, im J. 1821. Aus d. Engl. v. Michaelis. Leipzig, 1823.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Digitized by Google

# Literarisches Conversations-Blatt.

## Nr. 290.

17. December 1823.


### Schilderungen und Denkzeichen.

Unter diesem Titel und zwar mit dem Beisatze: „historisch-politische," hat der wackre Paulus in Heidelberg für „Forscher und Liebhaber" den ersten Band eines Werkes gegeben, das, den Leser in die Geschichte zurückführend, zeigt, welche Wirkungen entstehen, wenn die Stimme des ewigen Rechtes an den Stellen überhört wird, wo sie eigentlich ihren Hort und Schirm gegen jede Beeinträchtigung finden soll.

Ein zweiter Titel nennt diesen Band, dessen Inhalt näher bezeichnend, noch: „historisch-politische Blicke auf mancherlei Wirkungen des absolut-monarchischen Princips im vormaligen Frankreich."

Das Ganze zerfällt in mehrere Abschnitte, deren erster: „die Stiftung der Ligue und Regierungszerrüttung unter Heinrich III." überschrieben ist, und die unheilvolle Periode von 1574—1585 umfaßt, eine Periode, in welcher das in der St. Bartholomäusnacht vergossene Blut üppig die Rachesaat emportrieb, und durch welche unsers großen Dichters Ausspruch:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären,"

die furchtbarste Bestätigung erhält.

Meisterhaft ist die Schilderung des Zustandes von Frankreich vor dem Eintritte der angegebenen Periode, in der Zeit nach den Vorgängen der Bartholomäusnacht.

Hinter dem düstern Vorhange der Zukunft, heißt es, mußte eine unbestimmbare Summe von Elend und Zerrüttung sich sammeln. . . . . Immer hörbarer wurde aus dem hochgebietenden Cabinette des zweiten Philipp, Text und Ton des ganzen Trauerspiels angegeben. Während die Großen Frankreichs nur für sich zu arbeiten dachten (durch Intrigue, deren Saat die abscheuliche Mediceerin so reichlich gesäet hatte und durch Gewalt und Empörung) leitete er, der Tyrann von Spanien, die Fäden, auf daß Alle nur ihm und seiner Ehrsucht dienten. Frankreich sollte theilweise und zuletzt ganz Anhängsel von Spanien werden, und schon wähnte die eitle Grandezza, ganz Europa zu ihren Füßen zu sehen.

Glücklicherweise hatte das Ganze, so trefflich ineinander gefügt und berechnet es auch schien, doch keine innerliche Einheit. Denn die Uebereinstimmung der handelnden Personen bestand nur darin einander zu hintergehen. Die Kabale verschlingt sich selbst. Nie war aber die Kabale allgemeiner und mehr auf dem Gipfel, als unter Katharinens geliebtesten und ihr ähnlichsten Sohne, dem dritten Heinrich.

Kriege wurden geführt zur Unterdrückung der Völker, zur Unterdrückung von Recht und Freiheit, und man nannte diese Schlachtvereine, zur Schande des Christenthums, heilige Kriege. — Indem Bruder gegen Bruder, der Bürger eines Staates gegen seinen Mitbürger aufgehezt ward, provocirte man auf's Evangelium, indem man Bündnisse schloß, deren Zweck nichts anders war, als Begründung willkürlicher Gewalt, hing man das Schild der Religiosität aus und wer nicht dumm genug war, von dieser elenden Maske sich täuschen zu lassen, der hieß ein Empörer gegen Gott, König und Staat. So war es damals und dies ist der Inhalt des Capitels der Geschichte über seine Zeit, die nicht allein in der Geschichte dasteht.

Funfzehn Jahre dauerte übrigens diese scheußliche Zerrüttung eines schönen Landes, bis endlich sich erst der Kampf um das Recht dessen zur Krone erhob, der, der erste seines Stammes, würdig war, sie zu tragen, und nicht blos ein König für kriechendes Hofgeschmeiß, für fanatische Pfaffen und verdorbene Vasallen, sondern ein König für das Volk war, der dasselbe nicht nur mit schönen und leeren Worten abspeißte, sondern nach Kräften dafür sorgte, daß es auch vom allgemeinen, gottgegebenen Erbe, dem Segen des Vaterbodens, ein Huhn in den Topf bekam, was ihm freilich des Volkswohls ewige Feinde nicht vergeben konnten und Ravaillac's Messer schleifen ließen. — Dies Bild eines Königs gab Heinrich IV., dessen ritterlichen Tugenden und Edelherzigkeit noch nach Jahrhunderten seinen Nachkommen zum Schmuck dienten. Welch anderes stellt sein Vorgänger Heinrich III. auf! Verdorben für eigenes und seiner Völker Glück, in einer Umgebung lebend, in welcher der letzte Funke von Kraft, die persönliche Tapferkeit, durch innere Verdorbenheit und die nichtswürdigen Intriguen von Weibern und Pfaffen, nur noch in verderblichen Flammen aufschlagen konnte, stahl er sich, gleich einem Verbrecher, von dem Thron weg, den ihm ein hochherziges, aber von einem seltsam

unglücklichen Schicksal verfolgtes Volk durch Wahl erst anvertraut hatte, um den Thron seiner Väter zu besteigen und, gleich als habe die Schande, mit welcher er sich selbst belegte, als er die ihm vertrauenden Polen verließ, ihn entmannt, brachte der einst als Herzog von Anjou wenigstens im Ruf persönlicher Tapferkeit stehende Fürst, auch diese Tugend nicht einmal in die Grenzen seines angeerbten Reiches zurück.

„Seit ihn der Thron von Polen," sagt der Verf. treffend — „unter die Personen erhoben hatte, welche nach der Moral der Höflinge auf alle Gesetze und Verantwortlichkeit tief herabzusehen berechtigt sind, enthüllte sich die früher mit Mühe verborgene tiefe Schlechtigkeit seines Gemüths. Dem Thronbesitzer war ja nichts verboten, wofür hatte er den Scheu tragen sollen!" — Seine leeren Stunden — und die hat ein Fürst seiner Art genug — füllte Heinrich III. schon als Polens Herrscher, mit jenen Erbärmlichkeiten aus, die so oft die Delice und das Element der Salons sind. Er sah keine Tugend, und so wurde sie ihm, die ihm selbst nie eigen gewesen war, ein völliges Unding, das er verlachte. Furchtsam geworden, wie alle schlechte Regenten, und ein Heuchler von Natur, aber zu schwach selbst an Geist, um nur diese Maske mit einiger Wahrheit umgeben zu können, sank er bald zum Spott und zur Verachtung Aller herab und wurde, nachdem er einige Jahre ein Regiment geführt hatte, das die Geschichte höchst bedeutungsvoll mit dem Namen: „Regiment der Lieblinge" bezeichnet, nachdem der letzte Rest seiner physischen Kraft in den liederlichen Umarmungen nichtnutziger Weiber vergeudet war, des ehrsüchtigen Bundes der Ligue elendester Knecht, das verächtliche Unding, mit welchem die Guisen spielten, wie es ihnen eben beliebte.

Wie nun das Land verwüstet und mit Füßen getreten wurde, von allen Seiten; wie ein Elend allgemein ward, dessen Höhe auch den Ruhigsten empörte; wie gemordet, gesengt und gebrannt ward; wie nirgends mehr Recht und Gerechtigkeit galt, und wie in diesem furchtbaren Wirrwarr die unstäte Kabale bald bei der Grausamkeit, bald bei der List, Rettung ersuchte und Hülfe, und sie nicht fand: dies schildert nun der Verf. in den folgenden Seiten, die denen nicht unbekannt seyn werden, welchen das bändereiche, von Schiller begonnene Werk der älteren und neueren Memoiren, nicht fremd ist, zu welchem damals der Verf. diese jetzt hier gegebenen Uebersichten als Einleitung gab, und die nun hier gesammelt und zusammengestellt zu einem Ganzen erscheinen, für welches man Dank sagen muß, indem die Gegenwart, nach einem durchlebten sturmvollen und großen Menschenalter, gar wohl Erinnerungen an Vorgänge noch immer braucht, die zur Lehre und Warnung dienen können.

Der zweite Abschnitt „des vierten Heinrichs Thronbesteigung und Regierungsplan" (Periode 1594 zur Einleitung in seine letzten sechszehn Jahre) überschrieben, gibt nun gewissermaßen den Trost für den Schmerz, welchen die Darstellung der Verbrechen und Trübsale im vorigen Paragraph in jeder Brust erwecken muß. Man sieht einen Fürsten, bei dem das Wort „par la grace de Dieu" kein leerer Schall ist. Man sieht endlich das Wirken eines Herschers, dessen fühlend Herz sich bestrebt, die Wunden zu heilen, die eine trübe Vergangenheit seinem Volke schlug, der, gut und groß, nicht den Einflüsterungen elender Schranzen und heuchlerischer Pfaffen sein Ohr lieh; dem nicht bangte vor seinem Volke, weil sein reines Gewissen ihm sagte, du verdienst, geliebt zu werden und zu herschen, und den deswegen die Nachwelt preis't, und Frankreich segnen wird, so lange es eine Erinnerung an seine Vergangenheit hat.

Abschnitt 3. Der hugenotische Kriegsanführer Franz de la Noue.

Zur bessern Ueberblickung der Begebenheiten und ihrer Einwirkungen auf das Wohl und Weh des Ganzen, stellte der Verf. die Regierungsepochen Heinrichs III. und IV. nebeneinander; aber der Parteigeist, welcher bluttriefend das grause Zwischenspiel zwischen diesen beiden Geschichtsabschnitten bildet, mußte auch, zur Vervollständigung des Gemäldes entwickelt werden, und dazu wählte er, als leitenden Faden, das Leben des edlen und tapfern de la Noue.

Selbst durch eine Treulosigkeit des Hofes, der größten aller Treulosigkeiten, dem Blutbade der Bartholomäusnacht entgangen, lebte dieser Mann, als spanischer Kriegsgefangener, in Flandern, als ihm der Auftrag von Seiten des franz. Hofes wurde, mit den in la Rochelle belagerten Hugenotten, seinen Glaubensgenossen, zu unterhandeln. Man sah sich nämlich gezwungen zu diesem Schritt, weil man nicht stark genug war, um die dahin Geflüchteten auch zu ermorden, wie früher ihre im Schlaf überfallenen Brüder. De la Noue, dessen Rechtschaffenheit so allgemein und von allen Parteien anerkannt war, daß man ihm, wie Pyrrhus einst dem Fabricius, nachrühmen konnte: „Die Sonne würde eher aus ihrer Bahn, als er von der Rechtschaffenheit weichen" — nahm nach langem Sträuben, in der Hoffnung, seinen verfolgten Glaubensgenossen nützlich werden zu können, und unter der wörtlichen Bedingung, daß der Hof nicht abermals diese Unterhandlung zum Betruge benutzen wolle (welche Stelle man denn auch bei Hofe, im Gefühl verdienter Schmach, verschluckte) den mislichen Auftrag an, ward später sogar General der Hugenotten, mit des Königs Bewilligung, und führte diese widerstreitenden Functionen, eines Agenten des Hofes und Commandirenden von dessen Feinden, blos durch das Medium unerschütterlicher Rechtlichkeit, so glänzend für sich durch, daß, als er endlich abtrat, Alle, Hof wie Hugenotten, ihm das Zeugniß eines Ehrenmannes geben mußten.

Gewiß ist dies eines der merkwürdigsten Facta der Geschichte, und das Leben dieses Mannes daher wohl geeignet, als Faden in den labyrinthischen Verschlingungen der Verhältnisse jener Zeit zu dienen.

Digitized by Google

Uebrigens beschrieb de la Noue später in einem Werke, das unter dem Titel „Discours politiques et militaires du sieur de la Noue. Recueillis et mis en lumières par le sieur de Fresnes, et dédiés au Roi très chrétiens Henri IV de ce nom. (Dernière édition, enrichie de deux indices. Par Pierre et Jacque Chouet M DC XIV.) erschien, die ersten Vorgänge der religiösen und politischen Unruhen in Frankreich auf eine so edle, echt kritische, parteilose und, in Hinsicht auf sich selbst, so bescheidene Art, daß man — wie Hr. P. richtig bemerkt — dem Manne schon deswegen, und wenn man auch weiter nichts von ihm wüßte, hohe Achtung zollen müßte; denn wohl verdient diese derjenige, der in einer wildbewegten Zeit, wo alle Leidenschaften toben, mit ruhigem Blick dazustehen und mit Gerechtigkeit Freund und Feind zu betrachten vermag; und so gehörte de la Noue denn auch in dieser Hinsicht zu den seltensten und ehrwürdigsten Menschen.

Abschnitt 4. Die Regierung Ludwigs XIII. unter Concini d'Ancre und Albert de Luynes. (1610 — 1622.)

Auf Heinrich IV., den edlen, guten König, folgte Ludwig XIII.; auf einen Sully kam ein Ancre! — Dies ist genug gesagt, um den Unterschied zwischen diesen beiden Epochen zu bezeichnen.

Interessant ist die vom Verf. diesem Abschnitt vorangestellte kurze Entwickelung der Gestaltung der socialen Verhältnisse in Frankreich seit der Besetzung des Landes durch die Franken, wodurch denn auf die Motive hingewiesen wird, die in späteren Zeiten den Stoff zu den vielen Gährungen lieferten, die zwischen Herschenden und Beherschten, der Aristokratie und dem Thron und dem Volk Statt fanden und zum Theil noch Statt finden, nachdem das Ganze das furchtbare Fegefeuer unzähliger Bürgerkriege und endlich, bei unseren Lebzeiten, das eine der merkwürdigsten und erschütterndsten Revolutionen durchlaufen hat.

Schlagend zeigt hier der Verf. den schwarzen Faden, welcher durch die ganze Geschichte des Frankenreiches unheilvoll hindurch läuft, die freche Opposition einer ungebändigten Aristokratie gegen den Thron, und des Thrones Unterdrückungssucht des Volkes, und wie hieraus, aus diesem Jahrhunderte hindurch geschürten Zündstoff, endlich die Flamme entstehen mußte, die, wie wir es sahen, den Thron und seine angeblichen Wächter verschlang und für immer verschlungen haben würde, hätte nicht Ueberspannung der aufgeregten Kräfte zuletzt eine Periode herbeigeführt, in welcher es den Vertriebenen unter dem Schutz fremder Fahnen gelang, den alten Standpunkt wieder einzunehmen.

Abschnitt 5. Leben und Ministerschaft des Cardinal Richelieu. (1626 — 1642.)

Mit scharfer Durchblickung der Verhältnisse ist hier das non plus ultra ministerieller Kunststücke, die durch einen seltenen Verein von Gewandtheit und Klugheit bewirkte unerschütterliche Allmacht Richelieu's in den letzten 18 Jahren seines Lebens, in kurzen, scharfen Zügen geschildert und angedeutet zugleich, wie der König der Intrigue — denn also mag man wohl den in vielfacher Beziehung einzigen Staatsmann Richelieu nennen — doch in seinem Innern groß genug war, das Netz und Gewebe zu verachten, in welchem er, durch die Verhältnisse gezwungen, sich bewegen, Andere gefangen halten mußte.

Seit Heinrichs IV. Tod nannte man im verwaisten Frankreich Verschwendung der edelsten Staatskräfte zu persönlichen Zwecken weniger Vornehmen (also Kabale), — Regierung. — Plötzlich greift ein Mann in die so schändlich abermals zerrüttete Staatsmaschine und haucht Leben in den faulenden Sumpf, in welchem sich die Anmaßung und die Nichtsnutzigkeit auf's Neue so weich gebettet hat. Aber freilich ist diesem Mann seine Person auch Alles, und er setzt der Intrigue nicht die Kraft der Wahrheit und Offenheit, sondern auch nur die Intrigue entgegen, die ihn denn auch siegen macht, weil er der Meister, die Andern nur die täppischen Lehrlinge darin sind. Was dies aber in der Folge der Zeiten für Früchte bringen mußte, leuchtet ein. Dem Unkraut kann kein Waizen erblühen. Ihn belebt nur eine Idee, Frankreichs Größe durch das absoluteste Königthum. Die Consequenz, mit welcher er diese Idee, solange er lebte, durchführte, und die Geisteskraft, die dazu gehörte, einen körperlich und geistig entnervten Schwächling, wie Ludwig XIII. dafür zu erwärmen, verdient immer Anerkennung, indem es die geistige Größe des Mannes bezeugt, der so etwas hervorrufen konnte. Daß übrigens Richelieu hierbei eigentlich immer nur sich, nicht Frankreich, nicht das Königthum, das doch sein Idol schien, im Auge hatte, ist gewiß, und Frau v. Motteville sagt in dieser Beziehung sehr treffend von ihm: Er erhob seinen Herrn zum mächtigsten Monarchen, um ihn zu seinem Sclaven zu machen."

Man kann in der That Richelieu's Streben nicht besser, als in diesen wenigen Worten geschehen ist, bezeichnen. Er, der König in Wahrheit, und die gekrönte, von ihm durch Schrecken regierte Figur auf dem Thron seine Puppe, die Maschine, durch welche er regierte. Daher durch sein ganzes Leben der lange Faden von List und Verstellung, von Heuchelei und Trug, der ihm zur Angelschnur ward, an welcher er Alles fing, und der so innig in sein ganzes Wesen verwebt ist, daß er selbst in des Mannes geheimsten Privatleben als leitendes Princip durchschimmert. Zur Kenntniß dieses merkwürdigen, in seiner Art großen Charakters (denn wie klein erschienen gegen ihn die, so ihn umgaben, und auch die, die seiner Spur nach ihm zu folgen sich mühten, wie z. B. der nur ränkesüchtige und dabei schwache Mazarin!) sind die wenigen, vom Verf. hier gegebenen Blätter von großer Wichtigkeit!

(Der Beschluß folgt.)

## Die Bevölkerung von Jamaika.

Die weißen Bewohner der Insel Jamaika sind theils Creolen, Eingeborne, und theils Europäer. Die ersten möchten drei, die andern zwei Fünftel der Weißen überhaupt ausmachen. Beide Classen unterschieden sich sonst in Sitte und Lebensart gar sehr von einander. Jetzt ist die der Europäer die allgemeinherrschende geworden. Seit zwanzig Jahren hat der gesellschaftliche Zustand bedeutende Fortschritte gemacht, indessen steht ihm die Sclaverei zu sehr im Wege, als daß er den Grad der sittlichen Cultur erreichen könnte, den man in Europa findet. Grausamkeit, Gefühllosigkeit ist die natürliche Folge bei Allen, die von Jugend auf ihr Auge an der Pein der Leiden der Sclaven weiden. Dazu kommt eine Ungebundenheit der Sitten, wovon man sich kaum bei uns eine Vorstellung machen kann. Jeder unverheirathete Weiße, hohen und niedern Ranges, hat eine Schwarze oder Mulattin als Beischläferin, ohne daß seine weibliche Verwandtschaft daran das mindeste Aergerniß nähme oder seinen Umgang miede. Oft geht so ein Verhältniß selbst in die Ehe über, und alte Creolen haben nicht selten eine Art Harem. In der Regel entsagt aber Keiner demselben bis zum Augenblick der Verheirathung; die Schwarze räumt das Haus erst wenige Tage vor der Hochzeit, trifft erst die Vorbereitungen zu dieser, wofür sie denn oft die Ehre hat, daß die junge Frau bei ihrem noch nach der Hochzeit gebornen Kinde die Pathenstelle übernimmt. Die weißen Frauen sind in der Regel schlanker als in Europa, gewöhnlich von weißem Teint, aber ohne die frische rosenfarbige Wange, die den Europäer so fesselt. Ein ausdrucksvolles Auge, eine sanfte, wohltönende Stimme ersetzt indessen diesen Mangel. Bei einem gewissen Anschein von Pflegma, tritt doch zu andern Zeiten eine große Lebendigkeit hervor, besonders wenn der Tanz beginnt, der dort leidenschaftlich geliebt wird, und in welchem sie sich mit einer Grazie, einer Leichtigkeit bewegen, die jeden Europäer überraschen. Indessen scheint nur Lebensgenuß und Vergnügungssucht die Frauen hier alle zu beherrschen. Was sonst eine Anstrengung des Körpers und des Geistes kostet, ist ihnen verhaßt. — Von den einwandernden Europäern gehen vier Fünftel zu Grabe, ohne ihren Zweck, ein bedeutendes Vermögen zu sammeln, erreichen zu können. Diese große Sterblichkeit einerseits und jenes Verhältniß der Weißen zu den schwarzen Sclavinnen macht, daß die farbige Bevölkerung immer steigt, während die weiße sich ungefähr gleich bleibt. 1788 waren ungefähr 10,000 freie farbige Menschen daselbst. Jetzt sind derselben gegen 30,000. Von 20 Weißen, die unverheirathet sind, haben gewiß 19 eine Verbindung, die ihnen farbige Kinder bringt, welche meist frei geboren werden, oder freigelassen werden. Auf ein gebornes weißes Kind rechnet man funfzehn farbige. Durch die Abschaffung des Sclavenhandels hat die Bevölkerung gewonnen, und auch die Behandlung der Sclaven ist menschlicher geworden. Die Abschaffung der Sclaverei selbst findet darin ein Hinderniß, daß ein Capital von hundert Millionen Pf. in den Sclaven steckt. Während des noch vorhandenen Sclavenmarktes sah man oft die schrecklichsten Scenen, wenn der Gatte von der Gattin, die Kinder von den Aeltern getrennt werden sollten. Die Sehnsucht tödtete die Getrennten oft sehr schnell. Oft fand aber auch der Sohn den Vater wieder, der ihn an der Guineaküste verkauft hatte, um dann selbst in Sclaverei zu gerathen, und empfing ihn mit den bittersten Vorwürfen. „Haben sie dich auch bekommen, alter Schurke,“ rief ein solcher Neger seinem Vater zu, der eben ausgeschifft wurde. „Jetzt wirst du's schon fühlen, wie du an deinem Sohn gehandelt hast!“ Die Vorstellung, nach dem Tode wieder in ihr Vaterland versetzt zu werden, beherrscht übrigens alle Neger und ist eine häufige Veranlassung des Selbstmordes.

20.

## Aus Italien.

Um die Unterzeichner für die Biblioteca scelta di opere italiane antiche e moderne auf die versprochne Geschichte der amerikanischen Unabhängigkeit aufmerksam zu machen, hat der Buchhändler Silvestri in Mailand eine Jugendarbeit des Herrn Botta wieder abdrucken lassen, dem die Bearbeitung jener Geschichte aufgetragen ist. Carlo Botta scheint ein Arzt zu seyn. Als solcher lebte er 1798 auf Corfu und seiner Storia naturale e medica dell' isola di Corfù — Milano 1823 8. sec. edizione — hat eben darum, weil sie zumeist die natürlichen Verhältnisse, Land und Luft und Erzeugnisse berührt, auch jetzt noch, wie die Auszüge verrathen, vieles Interesse. Der Beurtheiler des Buchs im Augusthefte der Bibl. Ital. versichert, daß man, unter andern, lesenswerthe Bemerkungen in dem Buche über die tödtliche Feindschaft zwischen Eichen und Oelbäumen fände; über den Wein- und Oelbau selbst u. s. w., die aber nicht genauer erwähnt sind.

## Literarische Notizen aus Holland.

Die neueste holländische Literatur besteht großentheils aus Uebersetzungen deutscher, französischer und englischer Werke, und haben die Holländer so eben nicht Ursache, auf ihre jetzige vaterländische Literatur stolz zu seyn. — Von der Lijst van nieuw uitgekomen boeken, die fast wie die Bibliographie de la France eingerichtet ist, und worin alle in Holland erscheinende Werke angezeigt werden, erscheint gewöhnlich monatlich ein halber Bogen, und unter den 78 Werken, die in Nr. 9 und 10 von diesem Jahre angezeigt sind, befinden sich 27 Uebersetzungen, worunter 13 nach dem Deutschen. —

Unter diesen 13 Uebersetzungen finden wir: Planck, Ueber den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums; Heeren, Ueber die Folgen der Kreuzzüge; Prokesch, Denkwürdigkeiten über Schwarzenberg; Sieber, Reise nach Kreta; Venturini, Deutsches Heldenbuch; Hildebrandt, Fodor und Athanasia; Jördens, Die Jahreszeiten der Ehe; Hildebrandt, Karl von Tellheim und Minna von Barnhelm.

Manches dieser Werke dürfte einer Uebersetzung nicht werth seyn. — In einer andern holländischen Zeitschrift finden wir auch Uebersetzungen von Huber's Ellen Percy und Lafontaine's Stiefkinder angezeigt.

Aus dem Französischen und Englischen finden wir übersetzt: Latrobe, Reise nach Südafrika; Jaubert, Reise nach Armenien; Las Cases, Tagebuch von St. Helena; Raffenel, die Ereignisse in Griechenland; Irving, das Skizzenbuch; die Denkwürdigkeiten einer jungen Griechin. —

Auch ist der erste Band einer metrischen Uebersetzung von Homer's Odyssee erschienen; der Uebersetzer nennt sich J van's Gravenweert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 291.

18. December 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

### 9. Penelope.

Dieses Taschenbuch hat ohne Streit das schönste Titelkupfer unter allen Almanachen, Kalendern und Taschenbüchern des nächsten Jahres aufzuweisen: das Portrait der Königin von Dänemark, Karoline Mathilde, einer gebornen englischen Prinzessin, die in einem Alter von sechszehn Jahren an den König Christian VII. von Dänemark vermählt und in der unglücklichen Katastrophe des Grafen Struensee ein Opfer wurde. Sie starb verbannt aus Dänemark in Zelle den 10. Mai 1775, im vierundzwanzigsten Jahre ihres Alters; Kummer und Sehnsucht nach ihren geliebten Kindern hatten den Keim ihres Lebens zernagt. Zu dem großartig schönen Portrait dieser jungen Königin hat Elise von Hohenhausen eine Charakteristik und Geschichte derselben geliefert, eine gelungene Arbeit, in welcher das seltsame Treiben an dem Hofe mit scharfen Zügen dargestellt wird. Der Hauptvorwand ihrer Verbannung und Ehescheidung, ein Liebesverständniß mit den Minister Struensee, wird auf eine Weise berührt, die Mathildens Unschuld ohne Flecken läßt, Struensee's Charakter anziehender macht und ihn unserm Herzen näher führt, ohne ihn, als Staatsdiener und Unterthan, strafbarer darzustellen, als sein Proceß ihn erscheinen läßt. Wir möchten wohl wissen, wie weit die streng historische Wahrheit in der novellenartigen Einkleidung respektirt worden ist, und ob der Verfasserin neue und reine Quellen über die Geschichte Mathildens zu Gebote gestanden haben.

Schon des schönen Titelportraits wegen habe ich die letzte Erzählung, von H. Clauren, die Grenz-Commission, als ein gar gemeines Zerrbild, aus meinem Exemplar der Penelope herausgerissen, und ich hätte also, als Recensent meiner Penelope, mit diesem Machwerke nichts zu schaffen. Aber wer weiß nicht, daß ein großer Theil unsres Publicums einen Almanach gerade um einer Clauren'schen Erzählung wegen kauft? Und darum muß ich daran. — Ach! — Ach! —

Zuvörderst einige Brocken des eleganten Modegerichts, mit dem H. Clauren unser feingebildetes Almanachspublicum bewirthet. Die deutschen Lexikographen können auch etwas davon brauchen. Eine käseweiße Milchvisage — der Direktor knorpelte an einer braungebratenen Schweineschwarte, daß die Stücken davon rechts und links herumflogen. — Derselbe schob ein Stück Stachelbeerkuchen in den Mund, daß ihm die Sauce aus beiden Mundwinkeln wieder herauslief.

Bon Appetit, liebes deutsches Publicum, und vor allen, ihr deutschen Frauen und Mädchen, für die Theodor Hell seine Penelope doch zunächst herausgibt! Wenn ich meinen Namen unter diese Recension schreiben dürfte, ohne gegen die Sitte des Conversations-Blattes zu verstoßen: so würde ich mit dem Hrn. Redacteur ein Paar Worte in Ernst, aber in Freundschaft, über die Aufnahme eines solchen Gerichts auf die von ihm servirte Tafel sprechen, und wir würden uns gewiß verständigen. Als Anonymus könnte ich aber von ihm misverstanden werden, und das sollte mir wehe thun. Ich überlasse also den Frauen, deren Namen er etwa über das Vergißmeinnicht des Dedikationsblattes seiner Penelope schreibt, das Geschäft, ihn für seinen Misgriff zu züchtigen: ein Kneipen in's Ohr wird genug seyn, und das läßt sich Theodor Hell von einem schönen Händchen schon gefallen.

Doch wir sind mit unserm Brockenauswurf noch nicht fertig.

Mein wackerer Director absentirte sich, die Wirksamkeit seiner Morgenpfeife laut belobend, in dringender Eile!!! — Ich nickte sanft und selig ein, und überließ meinem verehrten Reisegefährten, sich unterdessen mit seinen Bebummelungsplänen und seiner stänkerigen Freundin, der Pfeife, zu unterhalten. — Ich sehe schon die Sahne auf unserm Caffee; die Lappen sind so dick, daß man mit der Zimmeraxt kaum durch kann. — Kommen Sie doch einmal aus ihrem Dusel heraus. Welchen Vorwand hätte ich erfinden können, ihn zur Aufopferung seiner erwarteten Horn- und Schweineviehherrlichkeiten zu vermögen!

Was die Erzählung im Ganzen betrifft, so wird Keiner übersehn können, daß sie launig seyn will; die

Laune wird forcirt durch alle mögliche Schrauben und Retorten; der Erzähler quält sich und uns, wie ein literarischer Incroyable, indem er auf dem ab- und ausgetretenen Pflaster der gemeinen Alltäglichkeit sich karikirt geberdet und hüpft und springt und lacht und weint und verzweifelt und vor Entzücken aus der Haut fährt, und dabei guckt er sich um und scheint zu sagen: Ei, seht mich doch an, wie allerliebst ich bin! — Das werden denn auch viele Leser und Leserinnen eingestehn, und wir wünschen ihnen viel Vergnügen.

Nur Eins und etwas ganz Neues haben wir in der Clauren'schen Erzählung noch zu bemerken, was übrigens denjenigen Lesern, die alle Producte dieser Modemuse der Reihe nach zu sich nehmen, wahrscheinlich schon lange nichts Neues mehr ist; denn H. Clauren soll mit Neuem, wie es heißt, nicht sehr freigebig seyn. Dem sey, wie ihm sey: uns ist die Sache neu. Wir meinen eine Art von Knix- Knar- Knarr- und Knall-Effect im plötzlichen Abbrechen der Erzählung und im Einsprung eines närrischen Kontrastes, wie in folgender Stelle:

Die Gaule, jetzt erst warm geworden, fingen an zu galoppiren, und wenn das so fortging, so überholten wir noch vor dem dürren Fuchse den Sechssp — Ruck — da krachte es hinter uns und unter uns und that einen so heftigen Stoß rc. — —

Dieser poetische Ruck stößt uns nicht etwa in einem Gespräche auf, wo man sich so etwas wohl gefallen läßt, sondern in dem Laufe der Erzählung — und das ist das Neue. Man muß übrigens dem Hrn. Clauren zugestehn, daß er mit seinen Rucken sehr ökonomisch umgeht und den Lesern nicht zu viel thut, welche das Rucken nicht vertragen können. Denn seine Erzählung enthält noch gar manchen kühnen Contrast, der durch einen Ruck an Kraft gewonnen haben würde, den wir aber nichts desto weniger ohne Ruck überkommen, so z. B. der Rippenstoß der schnarchenden Justiz, als der Verliebte sich in seinen wachen Träumen mit der feingeformten Wade und den Zipfeln des Kniebandes seines Mädchens höchst erbaulich beschäftigt, oder auch das Erwachen des besagten Verliebten aus wirklichen Liebesträumen durch das Plätschern des Justizdirectors am Waschtische. Wie sehr würden solche geistreiche Contraste gesteigert werden durch einen Ruck, oder einen Puff, oder einen Patsch, der etwa das reizende Wort Wade in der Mitte entzwei bräche oder aus Liebesblick einen unaussprechlichen Liebesbl — machte! Man bewundert wirklich diese poetische Resignation des Hrn. Clauren fast mehr, als die zwei oder drei wirklich statuirten Rucke.

Die Nachtigal, eine Erzählung von K. G. Prätzel, fesselt durch die Neuheit und Bedeutsamkeit ihres Inhalts, wie durch die charakterische Darstellung in den brieflichen Mittheilungen des unglücklichen Helden. Eine erschossene Nachtigall ist die Grundlage der ganzen Geschichte, und aus diesem Schusse entspringt alle Qual, Gewissensangst, alles Elend und Unglück welches den jungen Schützen bis zum Tode der Verzweiflung verfolgt und seine Geliebte um die Hoffnungen ihres Lebens betrügt. Die Erfindung scheint gezwungen und seltsam; aber sie wird in der Ausführung natürlich und wahr.

Der Dreikönigsabend von Karl Borromäus Freiherrn von Miltitz ist die Fortsetzung einer Erzählung in der Penelope von 1822, die wir entweder nicht gelesen, oder in zwei Jahren wieder vergessen haben. Daher maßen wir uns kein Urtheil über das Ganze an.

Die historische Novelle von Friedrich von Heyden, der Sohn der Wildniß überschrieben, hätte der Redacteur der Penelope in ein fließendes Deutsch umschmelzen sollen: wer könnte das besser, als er? So wie sie uns gegeben wird, wie ein uncorrigirtes Secundaner-Exercitium, schwerfällig und ungelenk, kann die interessante Fabel, mit dem großen und bunten Hintergrunde der Hohenstaufischen Herrschaft in Deutschland und Italien, uns nicht ansprechen. Wir wollen einige Sätzchen als Probe des heidnisch verworrenen und mühselig zusammengeklaubten Styls dieser Novelle geben.

Das Schicksal des jungen heldenmüthigen Bruders, war aber in undurchdringliches Dunkel um so mehr gehüllt, als die öffentliche Meinung damals noch ohne amtliche, allgemein sich vernehmen lassende Stimme war.

Eine so fürchterliche Bewegung hätte in der gegenwärtigen Zeit auch nicht den entferntesten Winkel seines? Schauplatzes unangegriffen gelassen. In jenen Tagen, wo die Wildniß der Urwelt noch an manchen Stellen ihr altes geschmälertes Alleinrecht behauptete, gab es noch manches ferne Thal, manches abgelegene Bergland, manchen urbar gemachten unbekannten Fleck im weit verbreiteten Forste, wo der verfolgte, Ruhe liebende Mensch den tiefen Frieden der Wüste gegen die oft in sehr zweifelhaftem Werthe stehenden Güter der Geselligkeit eintauschen konnte.

Der Beitrag von van der Velde verdient eine rühmliche Auszeichnung, nicht allein in der Penelope, sondern überhaupt in der Almanachsliteratur von 1823. Das Horoskop heißt die Erzählung, welche, wie die Ueberschrift sagt, sich auf eine wahre Begebenheit aus der Gottfried'schen Chronik gründet. Ihr Schauplatz ist Frankreich und namentlich Amiens und seine Nachbarschaft, ihr historischer Boden der Krieg der Ligue, die Hugenotten, Heinrich IV. und seine Umgebungen. Das Gemälde ist reich ausgestattet mit geschichtlichen und poetischen Charakteren, bunt und lebhaft, die Gruppen wohl geordnet, die Hauptpersonen in das rechte Licht gestellt, das Ganze gerundet, die Ausführung leicht, ohne nachlässig zu seyn.

Die Kupfer geben Darstellungen aus Schiller's Gedichten, und es ist seltsam, daß der Zeichner, Herr Ramberg, sich die allerabstractesten Gedanken, die in symbolische Ideen verschwebenden Phantasien des Dich-

igitized by Google

ers zu Gegenständen seiner Bilder ausgewählt hat, wie z. B. den Säemann, der auf ganz rohe Weise, wie ein Bild zu einer bäuerischen Idylle dargestellt ist, die Führer des Lebens, eine grobe Verkörperung zarter Ideen. Schiller's colossale Freude hat Hr. Ramberg zu einer zierlichen von einer liederlichen Nacht erhitzten Nymphe des Palais Royal gemacht, die aus ihrer Schürze froschartige Amoretten schüttelt. Das schöne landschaftliche Kupfer stellt die Gegend von Pompeji dar.

58.

---

## Schilderungen und Denkzeichen.

(Beschluß aus Nr. 290.)

Abschnitt 6. Richelieu's Staatsmaximen.

Noch klarer wird einem dieser Mann durch diesen Abschnitt, dessen geistreicher Eingang, das Treiben der Großen vor des Ministers Gewaltherrschaft, unter dem schwachen Ludwig, schildert.

„Unleugbar ist — so sagt Richelieu selbst in seinem Testament politique — daß bis auf seine Ministerschaft, die Hugenotten den Staat mit dem König theilten, und daß sich die Großen und die Statthalter der Provinzen betrugen, gleich als wären sie nie Unterthanen gewesen, sondern Souveraine."

Blickte man nun tiefer in das wirre Gewühl, so sah man List und Eigennutz mit einander ringen und den Zufall entschieden. Man sah neue Günstlinge Rang und Reichthum älteren streitig machen; und mitten in diesem heillosen Wesen einen jungen, schwachen, durch Unvermögen keuschen König, der doch Unterhaltung und Beschäftigung haben sollte, und sie nicht, wie viele seiner Vorfahren und mehrere seiner Nachfolger, in den Armen der Wollust finden konnte. Da wurden denn einige Tausend — bemerkt der Verf. — durch Manifeste zu Feinden gegen einander gestempelt, die sich wechselsweise die Hälse brechen mußten. So hatte man etwas zu rennen und zu sagen; die Hofleute konnten intriguiren, die Minister den Staat retten, die Staatsweisen in Präliminar-Negotiations-Berathschlagungs-Sitzungen sich breit machen, und die königliche Gnade vermochte wie eine Theatersonne durch dieses selbst fabricirte Sturm- und Regenwetter hindurch zu scheinen. So wurden ewige Aussöhnungen beschworen, deren Ewigkeit, wenn's Glück gut war, einige Wochen oder Monate dauerte; so konnte man feilschen und sich feilschen lassen, und so hatten die ergebenen Annalisten Stoff, Großthaten einzutragen und die Hofgelehrten etwas, um Inschriften aussinnen zu können, die oft dem, durch den Triumpfbogen ziehenden Sieger zuerst klar machten, warum er eigentlich triumphirte. — Kurz, es befand sich Alles wohl, Alles, außer das Volk, daß sich am Ende dann auch noch pflichtschuldigst über das schöne Siegesfest freute, welches ohne den Hader vorher ja nicht hätte seyn können.

Alles genoß nun, heißt es weiter, gemüthlich die entbehrte Ruhe bis — irgend einem Großen die Uebellaune an einem unglücklichen Morgen seinen Rivalen entgegenführte, dessen Nachtschlaf vielleicht auch nicht in Ordnung gewesen war. Sogleich entbrennt die Zwietracht wieder; der Hof geräth in Gährung (die Schranzen zischeln und tragen zu; die Weiber intriguiren), Ausgleichungen werden überdacht, Worte gewogen, das königliche Ansehen auf die Spitze gestellt und beleidigt. Rebellion ruft auf's Neue die Provinzen in die Waffen, das alte, schlechte Spiel beginnt abermals, und nach Monatsfrist stehen die großen Beispiele der königlichen Verzeihung und Schwäche um den Thron her, als die von dem armen, blutenden, zertretenen Volke Bevorrechteten, Niemand aber weiß so genau als die Staatssecretaire und der Finanzminister, wie viele Statthalterschaften, Appanagen, Renten und Plätze die neue Ruhe der Krone kosten. — Weil aber Niemand sprach und sprechen durfte, so redeten bisweilen die Parlamente, auch wo sie nicht zu reden hatten, damit doch auch, wo Alles im Misbrauch lag, die Männer des Rechts das Recht misbrauchten, und wenn es nun nach nutz- und endlosen Redereien zu einer Versammlung der Stände kam, so schrie Alles so arg durcheinander und wollte immer ein Stand vor dem andern so begünstigt seyn, daß auch hier nichts Ersprießliches gedeihen, die Krone auch hier nicht, weder ihre Macht noch ihr Recht gültig machen konnte. So ward denn aus Morgen und Abend immer ein neuer Tag, durch den man sich, wie durch den vergangenen, mühsam schleppte, und das hungernde Volk konnte einstweilen im Schweiß seines Angesichts arbeiten, um die Nichtsthuer und Großsprecher übersatt zu machen, und hatte die Erlaubniß, gehorsam zu erstaunen über die Weisheit und Milde, die schönen Worte und adligen Thaten von oben herab.

Dies war das Leben in der bon vieux temps, wo nicht Gesetz und nicht König, wohl aber die herrschten, die sich die Bessern nennen und ohne deren enges Dastehen um den Thron, hört man sie jetzt, kein Thron aufrecht bleiben kann; und diesem unseligen Wesen machte nun Richelieu ein Ende, freilich auf seine (auch nicht die beste) Weise, indem er, der der Vollender von des edlen Heinrich edlen Planen hätte seyn können (und es auch seyn wollte), das Reich einer unbeschränkten Thronwillkür gründete, und so nur in der Geschichte als „der unedle Stifter planvoller Gewaltthaten," sich unvergeßlich machte.

Abschnitt 7. Geist der Fronde.

Richelieu's Wahlspruch war: „Das Volk (und hierunter verstand er Alles, auch was sich sonst nicht zum Volke rechnet) muß gehorchen um zu gehorchen, nicht weil, dem Gesetz gehorchen den Staat erhält, sondern damit Einer (und das war er versteckt unter dem Königsmantel) befeh-

len kann. Diese Maxime führte er denn nun auch aus so lange er lebte (und sein Geist lebte noch länger in der aufgestellten Maschine, Staat genannt, wie seine Hülle), und so konnte, in dem angefangenen Geleise fortfahrend, der vierzehnte Ludwig — den Schmeichler den Großen nannten und wieder nennen — später auch mit Recht sagen: L'état, c'est moi. Was hieraus entstehen mußte, entstand; die Zeit hat's gesehen. Es entstand aber auch schon, wiewohl nicht so ernst und furchtbar als wir es sahen, jedoch anspielend und vordeutend auf das Spätere, schon gleich nach des gewaltigen Ministers Tode, und wie sich dies Entstehende, dieser Geist der Opposition damals bildete, aussprach, und seine scherzhafte und zugleich tief bedeutende Benennung bekam, dies entwickelt nun der Verf. in diesen siebenten und letzten Abschnitt des ersten, vor uns liegenden Bandes seines Werkes; einen Abschnitt, der so unterhaltend und belehrend ist, und die Vertrautheit des Verfs. mit seinem Gegenstande, wie mit der Literatur bezeugt.

Wir berühren hier nur Einiges.

Die Entstehung der Benennung „Fronde," die wahrscheinlich nicht allen unsern Lesern hier bekannt seyn dürfte, doch aber des Charakteristischen wegen es verdient gekannt zu seyn, ist die:

Zu den Lieblingsspielen der Knaben in Paris, gehört das Schleudern (fronder), und sie treiben es so regelmäßig Jahr für Jahr zu gewissen Zeiten wiederkehrend, wie unsere Jugend das Spielen mit Bällen, papierenen Drachen und dergl. zu treiben pflegt, welches alles bekanntlich seine gewisse Jahreszeit hat. Sonst dienten nun besonders die trockenen Stadtgräben von Paris der heranwachsenden Generation zum Tummelplatz, und hier führten oft die kleinen Schleuderer (frondeurs) ordentliche Kämpfe auf, indem sie sich in zwei feindliche Haufen theilten, und sich so — denn die Zeit und ihre Begebenheiten impulsiren auch auf die Kindeswelt — zur Ehre der Sieger von Rocroi und Allensheim, unter Anführung irgend eines Condé oder Turenne en miniature, befehdeten. Weil nun aber in Frankreich, ihrem Geburtslande, die Polizei sich gern in Alles mengte, so geschah es auch hier, daß die Hundertäugige sich befugt hielt, wie in die oft kindische Welt der Großen, in die der Kleinen hineinzufahren, denn es konnte — und wurde auch zuweilen wohl — ein Kopf blutig geschleudert, ein Arm verrenkt werden oder dergleichen. Da mußte man wachen und vorbauen im civilisirten Paris, das kein Sparta ist, und wenigstens keine Spartaner haben wollte. Die Jugend, die aber immer etwas lakedemonisches hat, und sich nicht viel um die Ueberfeinerung kümmert, hatte andern Glauben, und wenn sich die steifen und unbehülflichen Schaarwächter auf ihren Tummelplätzen einfanden, um die kecken Schleuderer zu vertreiben, da geschah es oft, daß diese die Ehrfurcht gegen die bewehrten Knasterbärte in solchem Grade vergaßen, daß sie dieselben, nach dem Beispiele der Araber, fliehend mit einem Steinregen bedeckten, der dann oft die zu solchem leichtfüßigen Kampf nicht Gerüsteten, selbst in die Flucht trieb.

Dies Knabentreiben sah nun einst im Jahr 1648 ein Vornehmer; er lachte und erzählte den Auftritt in der Gesellschaft, in welche er eben ging, wieder. Diese Gesellschaft bestand aber aus Oppositionsmännern gegen die Mazarin-Richelieu'sche Regierungsmaximen, die abgerechnet diesen Fehler, sonst Leute vom besten bon ton, und auch mit einigem Witz begabt waren. Die kindische Neckerei gegen die sich gern breit machende Polizei, gefiel den Leutchen; sie sahen, durch seltsame Ideenverbindung, in den harcellirten und unbehülflichen Graubärten — die Regentin und den steifen Cardinal, durch die muthwillige Jugend — sich repräsentirt, und von Stund an hieß ihr Bund, dessen Zweck nichts anders war, als den Goliath-Mazarin zum Todärgern zu necken, la Fronde (das Schleuderspiel). So bekam das Kind der Zeit, die gegen das unbequeme Bestehende sich auflehnende Opposition, einen Namen, und wer unter gleicher Fahne focht, hieß fortan ein Frondeur.

Einer Partei ist aber die glückliche Erfindung eines Namens ihre zweite Schöpfung, wie sich dies auch hier bewährte, denn erst seit sie Frondeurs hießen, wurden die Schleuderer stark, deren Tendenz, so wie ihres Bundes Geist und Wesen auch in der That nichts besser bezeichnen konnte, als dieses Wort.

Wie sich nun das Ganze entwickelte und fortbildete, wie dieser Partei Großthaten auch nichts weiter waren, als das Spiel weniger junger, aber anschlägiger Köpfe, wie viel bittere Stunden Mazarin und Anna dadurch bekamen, und wie die steife Waffenrüstung der königlichen Macht, aufgeboten mitunter gegen das kecke Spiel der Frondeurs, nicht mehr ausrichtete als wie die versteiften Schildknappen der öffentlichen Ordnung gegen die kleinen Schleuderer, dies und das weiter dahin Einschlagende müssen wir unsere Leser bitten im Buche selbst nachzusehen, dessen baldige Fortsetzung mit uns gewiß Viele wünschen.

Zum Schluß sey nur noch bemerkt, daß dieser erste Band mit dem Bildniß des wackeren Verfassers geziert ist.

55.

---

## Aus Italien.

Abate Domenico Scinà hat Archimedes Andenken zu Palermo durch eine akademische Rede gefeiert (Discorso intorno ad Archimede, Palermo 1823. 8. stamp. reale) die weniger chrienartig, als der Gegenstand es vermuthen läßt, die Verdienste in der Methodik der Geometrie bei den Alten, im Vergleich mit dem Verfahren der Neueren, auseinandersetzt. Die Verbrennung der Flotte des Marcellus sucht der Redner durch eine Angabe des Spiegels zu bestätigen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 292.

19. December 1823.

## Der Renegat, von D'Arlincourt.

### Ein Gespräch.

Sagen Sie mir nur, lieber Freund, rief Amalie dem mit ihrem Bruder Alphons zu ihr eintretenden Walden zu, warum sie mir die Qual auferlegt, den *Renegaten**) lesen zu müssen? Es ist ja ein wahrer Zeitverderb. *Walden.* Wer einmal sich für die Literatur interessirt, muß immer au niveau bleiben und wenigstens das lesen, was Ruf erlangt, gleichviel mit Grund oder nicht. *Amalie.* Aber doch nur in der eignen Literatur; was geht mich die fremde an. *Walden.* Als wenn diese, bei der deutschen Art oder Unart, sich alles Fremde anzueignen, nicht schnell zur eigenen würde! *Alphons.* Sey das, was in der Literatur bei unsern Nachbarn gefällt, gut oder schlecht, für uns erwächst durch den Vergleich mit der unsern immer etwas Angenehmes daraus. Ist das Buch gut, da sind wir erfinderisch, in der Idee, in einer Nebensache oder irgend sonst in etwas eine Aehnlichkeit mit einem unserer Lieblingswerke aufzufinden; und so entblößt von Scharfsinn und Einbildungskraft ist doch selten Jemand, daß er nicht eine Aehnlichkeit hineinbringen sollte, wenn sie nicht schon darin liegt. Wir freuen uns in unserer Gutmüthigkeit, daß fremde Nationen mit uns gleich denken und in unsere Ideen eingehen, so wie eine Schadenfreude sich in uns regt, wenn wir erfahren, daß das Geringfügige, wo nicht Geschmacklose und Alberne, im Ausland furore machte; wir überheben uns selbstgefällig und sagen herzinniglich zufrieden: Nein, dergleichen Machwerk würde unser Volk anwidern, dazu sind wir zu gemüthlich, zu tief u. s. w. Darüber vergißt sich leicht, daß auch in unsern Augen Splitterchen hervorstechen, anders geformt wie die der Nachbarn, aber das Ebenmaß, die Schönheit stören sie um nichts weniger. *Amalie.* Deinen Worten nach hätte ich das Buch aus Schadenfreude lesen sollen; der Grund zieht nicht, die Zeit war besser anzuwenden. *Walden.* Vicomte d'Arlincourt hat als Schriftsteller einen Namen; man muß doch sehen, ob er ihn verdient; der Renegat ist bei weitem nicht so bombastisch, als seine übrigen Werke, namentlich der Einsiedler, wo keines den Finger bewegt, oder einen Schritt macht, ohne eine mythologische, oder historische Anspielung. In der Uebersetzung soll der Roman überdies gewonnen haben. Was misfällt Ihnen denn eigentlich so sehr daran? *Amalie.* Recht viel oder recht wenig. Man weiß gar nicht, was das Ding soll. Ich habe einmal von altfranzösischen Romanen sprechen hören, die Clelia, Cyrus, Astrea und was weiß ich, hießen, wo die Heldinnen entsetzlich schön, tugendhaft und grausam gegen die Liebhaber waren, die sich ihrerseits auch gar vortrefflich betrugen und als wahre Ungeheuer von Tapferkeit und Ergebenheit gegen die strengen Gebieterinnen sich erzeigten. Die Begebenheiten könnten eben so wohl in Armorica als in Persien sich zutragen, denn eigentlich sind sie nur in dem Roman zu Hause. Ganz so schlimm ist's mit dem Renegaten nun nicht; aber daß er sich zu den Haupt- und Staatsactions-Romanen hinneigt, das lasse ich mir nicht nehmen. Kürzer zusamengefaßt ist er ebenfalls: wer läse denn heutzutage noch 6, 7 starke Bände voll verliebter Betheuerungen, Ungeheuerlichkeiten und Moral im einschläferndsten Predigerton? — Und mit dem Schwulst ist es auch übel bestellt; ich habe mir einige Stellen gezeichnet; mehrere aufzufinden, wäre eine leichte Mühe. Hört einmal die Beschreibung: „Glänzender als die Morgenröthe erscheint Ezilde. Wie der Palmbaum zu Delos, am Fuße von Latonens Vorgebirge, erhebt sich ihr hoher Wuchs," und so geht's eine Weile fort und doch gestaltet sich nichts; es bleibt der Einbildungskraft des Lesers überlassen, sich die Dame vorzustellen; und da manchmal diese im Stich läßt, so wäre es wohl möglich, gar kein Bild für sie zu haben, was ich nicht leiden mag. Scott macht nicht den halben Aufwand von Worten, und wie bildet er! Es steht ja alles leibhaftig vor uns, Menschen und Gegenden, und Zeit und Sitten dazu. *Alphons.* Ja, bei dem vergißt man, daß er zur *fremden* Literatur gehört; nicht wahr Schwester? *Amalie.* Vergäße sich's doch nur bei dem Herrn Vicomte, — so ärgerte Einen kein solcher Unsinn, als: „Bei diesen Worten verwandelt der aus der Wolke sprühende Feuerregen den goldnen Flitter seiner Funken in todtes Schwarz u. s. w.

*) Aus dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt in das Deutsche übergetragen von *Th. Hell.* 2 Bände. Dresden, Arnold.

Alphons. Grammatikalisch richtig ist der Satz allerdings nicht, der Feuerregen ist hier zugleich regierendes und regiertes Subject, was seine Schwierigkeiten haben mag; doch wer wird sich an dergleichen Auswüchse stoßen? Ich hätte mir's noch viel ärger gedacht. Amalie. Und was sagst du zum mittelländischen Meer, das sich im Horizont wie ein Gedanke in's Unendliche verliert? Alphons. Daß der Verfasser die Luftbeschiffungsversuche aller Wahrscheinlichkeit nach mehr befördert als die Experimente mit der Taucherglocke. Und sind seine Gestalten wirklich so luftig, wie du willst, so ist er ja völlig gerechtfertigt, wenn er dieses Element so hoch hält. Aber, aufrichtig gestanden, hast du denn wirklich die Geschichte Wort für Wort bis zu Ende gelesen? Amalie. Das wollte ich meinen. Alphons. In gewissen Fällen halte ich mich lieber an's Wissen, als an's Glauben. Meine Zweifel könntest du am Sichersten widerlegen, wenn du mir den Inhalt angäbest. Amalie. Daran soll's nicht fehlen. — Eine schöne, vornehme Fränkin — sie wird zwar immer Französin genannt, aber den Fehler will ich in meinem Abriß nicht nachahmen. Malden. Sollte es denn ein Fehler, nicht vielmehr eine versteckte Andeutung seyn, daß man keine Franken und ihre Sitten, sondern die Gesinnungen, Manieren und apretirte Moral moderner Franzosen, d. h. solcher, wie sie als Norm von vielen ihrer Romanschreiber angenommen sind, vor sich habe? Alphons. Den Splitter könnten wir unsern lieben Landsleuten gleichfalls ausziehen. Gibt es nicht etwa deutsche Romane von namhaften Schriftstellern und Schriftstellerinnen, in denen sich blos aus der Idee erschaffene Menschen, mit ebenfalls conventionellen Sitten und Gewohnheiten bewegen? Amalie. Nein, nein, so manierirt sind unsre Dichter nicht, es geht alles mehr aus Einem Stück, hier häufen sich die Widersprüche selbst in Kleinigkeiten. So wird der letzte Merovingische König abwechselnd Deoterich, Theoderich, Diedrich und einigemale sogar Thierol genannt. Alphons. Darunter mag eine besondere Falle stecken. Die Könige der Merovingischen Dynastie waren als Worthalter nicht eben berühmt. Wie hübsch ließe sich eine Sache (von groben Chronisten Treubruch gescholten) bemänteln, wenn der Diedrich sagte: Ei, das hat Theoderich versprochen, das braucht Diedrich nicht zu halten! Wenn unsere eleganten Wüstlinge hinter die Vortheile umzubiegender Namen kommen, wahrhaftig, sie dürften dann die Secte der Wiedertäufer vermehren. Wehe den Gläubigern! In unsern Gesetzen müßte dann der Wortveränderung ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Amalie. Wobei sich aus dem Renegaten Raths zu erholen wäre. Bald klingen die Namen deutsch, bald mit französischer Endung, als Gondaire, Berthaire, Geoffroi u. s. w., und mit den Namen der Orte und Landschaften ist's noch ärger, die wechseln mit altfränkischer, lateinischer und neuerer französischer Benennung. Alphons. Der Verfasser prunkte unterweilen mit Gelehrsamkeit, und der Uebersetzer war allzu gewissenhaft. Doch über das Einschiebsel kommen wir ganz von der Hauptsache ab; also die schöne Dame — Amalie. Ezilde, die Tochter eines fränkischen Heerführers und eine Art Jungfrau von Orleans, will ihr Vaterland retten, das von Saracenen überschwemmt und zum Theil schon in ihrem Besitz ist. Karl Martel widersetzt sich mit gewaffneter Hand den Einfällen der Mauren; Ezilde ist jedoch nicht gut auf ihn zu sprechen; er erschlug ihren Verlobten Clodomir, den Sohn und Erben des letzten Königs aus dem Stamm der Merovinger, um sich auf den erledigten Thron zu schwingen. Ezilde flüchtet daher auch nicht aus ihrer festen Burg in Martel's Lager, sondern in's Kloster der heiligen Amalburga, wozu sie der Prophet aus dem schwarzen Gebirg, nebenher ein Barde, antreibt. Barden waren damals, wie uns der Herr Vicomte belehrt, noch sehr gewöhnlich; bei Karl Martel scheinen sie sogar eine Art von Hofcharge gewesen zu seyn. Im Kloster überfällt sie der gefürchtete sarazenische Heerführer Agobar, der, von ihrer bloßen Erscheinung abgeschreckt, von dannen zieht, ohne der Heldin oder den Klosterjungfrauen nur ein Haar zu krümmen. Ezilde geht mit dem Propheten und den Nonnen in eine Höhle, die drei Ausgänge hat. Aus Langweile spaziert sie in den einen, der sie in ein Lustschloß Agobar's führt, und zwar in das Gemach einer wunderschönen orientalischen Fürstentochter, die von einem Seeräuber als Sclavin Agobarn überantwortet, aber deren heftige Liebe zu ihm mit Kaltsinn erwidert wurde. Bei der Gelegenheit will ich mir eine Bemerkung erlauben; der hochweise Bruder soll doch sehen, daß ich eben so gut wie er, dem Unsinn einen tiefen Sinn unterschieben kann. Zarela, so heißt die Sclavin, hat unter ihren zierlichen und reichen Geräthschaften auch ein Feuerbecken. Man könnte sagen Ambra, man mag nun Bernstein oder Moschus darunter verstehen, widersteht dem Feuer nicht und wäre ein sehr unschickliches Material zu solchem Becken; aber Zarela schneidet sich in ihrer Traurigkeit die Haare ab, und verbrennt sie darin, und um den Gestank zu bewältigen, mußte der Ambra schmelzen, das vermuthlich geschieht, wenn's auch nicht im Buche steht. — Doch weiter in meiner Geschichte. Ezilde will Agobarn derb die Meinung sagen und ihn zur Liebe zu Zarela bereden; unterwegs zu ihm, erfährt sie, daß man ihm nach dem Leben trachte, was sie so außer Fassung bringt, daß sie blos ihn von der Gefahr benachrichtigt und für sich und die Nonnen sicheres Geleit aus der Höhle nach einem bestimmten Ort bedingt. Es verblüfft sie der Anblick des schönen schlafenden Agobar's; „er, der stark ist wie die Söhne Titans, dessen Bewegungen heftig sind wie der rauhe Wind auf den Eisbergen, dessen Kraft dem Schrei der Verzweiflung, dessen Wildheit dem Donner in der Wüste und sein finsteres Wesen dem Gedanken an Vernichtung gleicht, den irgend eine böse Macht aus dem Schlamme gezogen, um eine Gottheit daraus zu bilden, deren Werk aber vor seiner Vollendung von einem Fluch getroffen wurde!!" — Nebenbei verwundert sie sich auch über Agobar's fränkisches Schwert und wird dadurch noch mehr in der Meinung des Pro-

Digitized by Google

pheten, der ohne Seherweisheit folgerte, daß der Saracene ein Renegat sey, bestärkt. — Agobar ist seinerseits auch verblüfft; sie sprechen allerlei hochtrabendes Zeug durch einander. Ezilde nimmt Zarelen mit sich, die sich bekehrt, Buße thut und eine Himmelsbraut wird. In Ezilden erwacht plötzlich wieder der Heldengeist; sie ist nicht allein die begeisterte, auch die mit Feldherrntalent begabte Kriegerin. Auf ihren Aufruf sammeln sich die zerstreuten und abtrünnigen Landleute und Soldaten und nehmen, nach ihrer Anordnung, einen der Hauptplätze in den Sevennen ein. Die Heldin will zum Dankopfer die Waffen des arabischen Befehlshabers der Veste in einer vom König Diedrich gestifteten Capelle aufhängen. Der Bau war durch ein Gelübde entstanden, das der von Seesturm und Corsaren zugleich bedrängte Gatte und Vater für die Erhaltung seiner kranken Gemahlin und des durch einen Pfeilschuß verwundeten kleinen Clodomirs ablegte. Auf dem Votivgemälde ist Ezildens Bräutigam, der im Deutschen wie im Französischen immer Gemahl heißt, abgebildet; ihre Andacht wird auch noch ein wenig und recht sehr durch den Renegaten gestört, der sich hier eingeschlichen. Nach einigen gewichtigen Worten erfahren die Leser nun wirklich, was sie schon längst gemuthmaßt, daß der Renegat und Clodomir Eine Person sey. Die Verlobungsringe werden vorgezeigt; billig wären sie, als zu Merlin's Nachlaß gehörend, anzuführen gewesen; gewöhnliche Ringe, die Kindern gerecht waren, passen dem Mann und der erwachsenen Jungfrau nicht mehr. Der Renegat ist nahe daran, gefangen zu werden; auf Ezildens Geheiß wird er frei, und sein Busenfreund Alaor ihm nachgesendet, sobald dieser von seinen Wunden genas. Ezilde geht es nicht besser als ihrem Nachbild, der Jungfrau von Orleans, durch ein Vorgesicht dem Verfasser verwunderlich, aber natürlich, wieder zum Vorbild geworden; man hält sie für eine Hexe durch Karl Martel's Verhetzungen. Selbiger Karl ist ein echter Wüthrich im grassesten Melodramen-Geschmack. Er hat Clodomir, als dieser seine Ansprüche auf den Thron wieder geltend machte, als Lügner verhaften lassen, obgleich Clodomir die triftigsten Beweise, daß er wirklich der sey, für den er sich ausgibt, beibringt. Zu diesen Beweisen gehört das bewußte königliche Schwert, das, man begreift nicht warum, auf die Sänfte der Königin gelegt wurde. Walden. Läßt doch Voltaire in der Merope eine Rüstung mit flüchten, was Lessing so witzig persiflirt; warum nicht ein Schwert, das ist ja noch leichter fortzubringen. — Verzeihen Sie die Unterbrechung. Amalie! In dem Streit um die Krone fällt auch Clodomir's Retter und künftiger Schwiegervater, denn der Prinz vergißt so schnell wie ein heutiger pariser Stutzer seine kleine Braut und huldigt den Reizen Amathildens. Die läßt der Tyrann in's Meer stürzen; der Liebhaber springt nach, rettet sie, aber, im Sturm auf einem Boot ohne Proviant umhergetrieben, stirbt sie dennoch. An Sturm und Ungewitter hat der Verfasser (in Parenthese gesagt) sonderliches Wohlgefallen. Wird der Roman zum Schauspiel zurecht geschnitten, so ist die Aufgabe für Lycopodium nicht unbeträchtlich, und der Rahmen mit der Eselshaut wird fast unaufhörlich gerührt werden müssen, selbst wenn man den Blitz und Donner bei den Stellen, die auf dem Theater nur erzählungsweise vorkommen können, wegrechnet. Ein afrikanisches Kriegsschiff nimmt den Verzweifelnden auf; Rache gegen Frankreich und Martel ist das einzige Gefühl, das ihm geblieben. Er weigert sich um so weniger, Muselmann zu werden, als er Profession von der Gottesläugnung macht, nebenher aber auch auf Gott, als auf einen bösen Dämon, der an dem Verderben und Leiden der Menschen Behagen finde, schilt. Nach mancherlei Abenteuern gelangen Ezilde und Clodomir nach dem stillen Thal in Südfrankreich, über feuerspeiende Berge und auf unterirdischen Flüssen. Hier legt sie sich auf's Bekehren mit leidlichem Erfolg; aber Clodomir, von einer Hinterlist Martel's verlockt, verläßt die Friedenswohnung, sich Frankreichs Krone aufzusetzen. Verräthereien von Christen und Heiden warten seiner, sein Freund stirbt für ihn, er ihm nach, doch nicht eher, als bis er sich bekehrt und in Ezildens Armen den letzten Seufzer ausgehaucht hat. Die Sterbescene dünkt mir die beste im ganzen Buch; es ist Natur und wahres Gefühl darin. Ezilde geht mit einer Urne, worin die Verlobungsringe und die Asche des Geliebten sind, in das Kloster St. Amalberg, wo sie bald ihr Leben endet. Alphons. Plan ist bei alle dem der Erzählung nicht abzusprechen. Amalie. Sage lieber eine Fülle von Begebenheiten, zum Theil sehr unwahrscheinlich und immotivirt. Wer mag sich überhaupt für Personen interessiren, die keine romantische, idealische oder natürliche Menschen, sondern künstlich zusammengesetzte Marionetten sind? — Lies das Buch, und ich wette, du stimmst meiner Ansicht bei, daß durch Uebersetzungen solcher Werke unsre Literatur nicht bereichert werde.

32..

---

König Periander und sein Haus. Trauerspiel von Karl Immermann. 1823.

Periander, König von Korinth, ermordete seine Gemahlin aus Eifersucht. Um den Mord zu rächen, bekriegte ihn ihr Bruder Prokles, König von Epidaurus, und bewog den Reuigen, nach leichtem Siege, seine beiden Knaben ihm, dessen Ehe unfruchtbar war, auf sechszehn Jahre zu überlassen. Nachdem diese verflossen sind, fordert nun Periander seine Kinder zurück. Ungern fügt sich Prokles in diese Forderung, weil er ganz in den beiden Jünglingen lebt. Er eröffnet ihnen, daß sie ihn verlassen und zu ihrem Vater zurückkehren sollen. Thrasyll hört die Nachricht mit stumpfer Gleichgültigkeit an; Lykophron weiß sich vor Freude nicht zu fassen. Der Oheim macht ihm wegen seines Undanks bittre Vorwürfe und beschließt, aus Neid über Lykophrons schwärmerische Freude, ihm und dessen Bruder das Verbrechen ihres Vaters zu entdecken. Indem er ihnen das entsetzliche Geheimniß mittheilt, ermahnt er sie, deshalb den Vater nicht zu hassen. Thrasyll äußert seinen Abscheu in wenigen, allgemeinen Worten und ist ganz beruhigt auf die Versicherung, daß der Vater alle religiöse Vorschriften der Buße und Sühne beobach-

Digitized by Google

tet habe. Lykophron ist, wie erst vor Freude, jetzt vor Schmerz außer sich, tobt, ohne ein Wort zu sprechen, wie ein Wahnsinniger und stürzt zu Boden. Als er sich auf den Zuruf des alten treuen Dieners Rhadomist wieder aufrichtet, führt er wahnsinnige Reden. —

Periander eilt freudig den angekündigten Söhnen entgegen. Er kommt zurück voll Trauer über die Leidensgestalt des Lykophron und fragt den Thrasyll, weshalb sein Bruder so tief betrübt sey, kann aber aus dem kindischen Zerstreuten nichts erfragen, als Lykophron auftritt, den er nun selbst bittet, ihm die Ursache seiner Schwermuth kund zu thun. Dieser aber schweigt; und als ihn der Vater umarmen will, stößt er ihn von sich und geht ab. Thrasyll sagt nun, so habe sein Bruder zurückgeschaudert, als ihm der Oheim entdeckt, daß Periander ihre Mutter ermordete, und sey dann zu Boden gestürzt. Er habe dies fast ganz vergessen und werde jetzt nur wieder daran erinnert. Periander gebietet ihnen zu schweigen, worauf sich der halb Blödsinnige entfernt. Dann ruft der Vater aus: O wehe, wehe! das ist es, das! — er beschließt auf der Stelle, „das Verderben mit raschen Händen abzuwehren,“ und spricht zu dem eben eintretenden Rhadomist also:

Mein jüngster Sohn ist krank, gefährlich krank.
Er hat den Herzpolypen. Solch' Geschwür
Wird immer stärker bei zu fetter Nahrung,
Im Mangel aber pflegt es zu vertrocknen.
Deshalb ist mein Entschluß, er soll das Haus
Von (!) seinem Vater eher nicht betreten,
Bis er geheilt ist, daß er sprechen kann,
Woran ihn jetzo das Geschwür verhindert.
Der ist verdammt und härtsten Todes schuldig,
Wer von den Meinen Nahrung, Unterstützung
Und irgend Vorschub diesem Knaben thut.

Lykophron, von Hunger gequält, bittet in der Hofküche um etwas Speise; man weiset ihm die Thür, worauf er wieder in wahnwitzige Reden über den Muttermord geräth und dann abgeht. — Rhadomist schildert nun auf Perianders Frage, wie es dem Lykophron ergehe, den jammervollen Zustand des Sohnes und fleht ihn um Mitleid an. Er sey, versichert der König, dem Mitleid keineswegs verschlossen, er dürfe aber als König es schlechterdings nicht dulden, daß der Sohn ihm sich widersetze. — Ein Bürger will sich desselben annehmen, verläßt ihn aber, als der Herold bei schwerer Strafe es verbietet. Lykophron hält nun einen Monolog in der trostlosen menschenfeindlichen Weise des Hamlet — und kurz darauf einen andern, voll Klagen über seinen jammervollen Zustand, und sinkt vor Erschöpfung nieder, als der König, der ihn auf Rhadomists Bitten zu besuchen kommt, ihn findet, aber Anfangs den vom Elend ganz Entstellten nicht erkennt. Wie er nun sieht, daß es sein Sohn ist, gibt er ihm zu bedenken, daß es nun von ihm abhänge, als sein Nachfolger behandelt zu werden; er werde nun wissen, was es bedeute, gegen seine Aeltern und gegen Mächtige zürnen — und ruft sodann: Komm nach Hause; Lykophron aber erwidert, er habe sich schuldig gemacht, indem er sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, und geht ab. — Nun will Periander von keiner Schonung weiter wissen und befiehlt dem eben eintretenden Rhadomist, mit ihm nach Korcyra zu schiffen in die Verbannung; „dort soll er unter fremdem, neidischem Volke allein, bewacht und enggehalten leben. Hierauf beschließt er, an dem alten „„hirnverrückten““ Prokles für das Gelüst, sein Haus zu verwirren,“ fürchterliche Rache zu nehmen.

Dies der Inhalt der beiden ersten Aufzüge, und mehr bedarf es unsers Bedünkens nicht, um zu sehn, weß Geistes Kind dieses neue Trauerspiel ist. Unverkennbar ist das Streben, etwas Neues, Einziges, Unerhörtes hervorzubringen, das alle Welt bestaunen und bewundern soll. Dieses leidige Streben offenbart sich besonders in der auffallenden Willkür, womit Voraussetzungen hingestellt und daran Handlungen und Begebenheiten geknüpft werden, die den bloßen Schein des Außerordentlichen haben. Nach einem innern nothwendigen Zusammenhang dieser Seltsamkeiten forscht man vergeblich; und jemehr man das Einzelne erwägt, desto mehr Widersprüche und Verstöße gegen Wahrheit und Natur thun sich hervor. Was sich ein solches Ansehn von Genialität zu geben sucht, löst sich für den, der sich von dem falschen Scheine nicht täuschen läßt, bald in leere Phantasterei auf.

Welch eine willkürliche Voraussetzung ist es nicht, daß Periander sich bereit finden läßt, seine beiden Knaben dem Prokles auf sechszehn Jahre gänzlich zu überlassen nicht nur, sondern in diesem langen Zeitraum blos mit den Berichten des Prokles über die Söhne sich begnügt! Und welch ein Schwachkopf ist dieser Prokles, der doch sonst Verstand genug zeigt, daß er in dem Thrasyll nicht den Halbblödsinnigen sieht, sondern bei'm Abschied recht zärtlich um den lieben Jüngling klagt, der nun nicht mehr wird

in holder Freiheit
Durch seine Triften jagdgerüstet schweifen
Nicht mehr den Ball mit den Gesellen schlagen,
Nicht singen mehr!

(Beiläufig gesagt: Triften sind für Heerden, aber nicht zur Jagd geeignet.)

Lykophron, den Prokles schwer und geheimnißbergend nennt, soll für einen jungen Schwärmer gelten; es ist aber der lächerlichste Phantast, der bei der bloßen Nennung seines Vaters in die übertriebensten Lobpreisungen ausbricht und ihn zuletzt sogar unter die Götter versetzt. Prokles ist ihm von Stund an eine Null und so gut wie gar nicht mehr vorhanden. Welche Unnatur! Prokles verliert dann auch alle Fassung und ruft:

Undank, grimm'ges Scheusal!
Hyänen lecken ihres Fütterers Hand.
Du fällst den dein'gen an!

Aber diese Unnatur im Lykophron wird bald darauf trefflich zu einer höchst frappanten Scene benutzt; auf die Kunde, daß der Vater die Gattin ermordet hat, verfällt er plötzlich in Wahnsinn und stürzt sprachlos zu Boden. Man sollte meinen, das Grausenvolle dieser Nachricht, das ihn auf der Stelle zu Boden schmetterte und ihm die Sprache raubte, werde ihm bald den Garaus machen; dies ist aber keineswegs der Fall. Der Vater, empört, daß er ihm nicht das Wort gönnt und ihn von sich stößt bei der ersten Zusammenkunft, beschließt, durch — Hunger und Noth seinen Starrsinn zu brechen; er sperrt ihn aber nicht etwa ein, nein, er stößt ihn auf die Straße hinaus als einen Bettler und verbietet bei Todesstrafe, daß man sich seiner annehme. Und dieser Vater versichert dennoch, er habe Mitleid mit dem Sohne, und die Bürger, die ihn verabscheuen, fügen sich geduldig in seinen mehr als grausamen Befehl! Doch das ist noch wenig, wenn man damit die Leiden des Sohnes vergleicht, der — wer kann es glauben? — diese Hungerqualen doch übersteht, die allein schon hinreichend wären, wahnsinnig zu machen, und er ist doch schon, zu Zeiten wenigstens, wahnsinnig. — Doch genug! Es ließen sich Bogen füllen, wollte man alle die Unnatürlichkeiten und Ungereimtheiten dieses Trauerspiels aus einander setzen. Das sind die Früchte der Geniesucht!

101.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 293.

20. December 1823.

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorrede begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. Leipzig, bei Brockhaus. 1823.

Rec. will zuvörderst hiedurch erklären, daß er bei diesem Werke nicht eigentlich als Recensent auftreten wolle, sondern nur mit sehr harmlosen Gedanken dasselbe anzeigen werde. Tieck gab bereits im poetischen Journal (1800) einige Briefe über Shakspeare, die als eine sehr anziehende Vorrede, oder auch nur als der muntere, geistreiche Anfang einer Vorrede zu betrachten sind. Seitdem hofften wir auf weitern Erfolg und hatten Gelegenheit, uns in der schweren Tugend des Wartens zu üben, bis endlich 1810 und 11 uns das „Altenglische Theater" zu neuer Belehrung übergeben wurde. Jetzt, nachdem neue zwölf Jahre verflossen sind, gelangen wir in die Vorschule, in der es so lehrreich und anmuthig hergeht, daß wir gern manche gar sehr sich brüstende Schulen, die über alle Vorschulen hinaus zu seyn glauben, dafür weggeben. Wir wollen also zuerst dem Herausgeber innig danken für sein reichhaltiges Werk und sodann durch einige kurze Notizen und Bemerkungen den Lesern zu zeigen suchen, mit wie großem Rechte wir dieses Werk ein reichhaltiges genannt haben.

Der Herausgeber gibt zuerst Auskunft über die hauptsächlichste Absicht, in welcher er vor einigen Jahren England besuchte. Wir ahneten dieses schon längst. Diese Reise ist des trefflichen deutschen Dichters und Kritikers vollkommen würdig, denn wir finden, er wollte nicht dies und das und mancherlei und vieles, sondern er reiste um Shakspeare's willen, den, in allen Beziehungen zu erschauen, auch die Vorzeit, die Zeitgenossen und die Nachkommen an Ort und Stelle studirt werden sollten.

Wir wollen nicht abschreiben, welche Ausbeute er dort machte und zurückbringt, sondern die Leser blos auf den Anfang der Vorrede selbst verweisen. S. VII lesen wir mit gänzlicher Zustimmung, daß T. den Oldcastle und Cromwell als echte Shakspeare'sche Werke anerkennt; — von dem alten König Johann wußten wir seine Meinung schon, so wie daß er das eigentliche goldene Zeitalter der englischen Bühne, d. h. ihr wahrhaftiges aus reiner Nationalität und Kunst hervorgegangenes Leben, in dem Zeitraume von 1580 bis 1620 findet. Diese vierzig Jahre sind so überaus reich, daß wir vielleicht noch vierzig Jahre brauchen werden, ehe wir sie in ihrer sämmtlichen Einzelnheit zu überschauen vermögen. Aber auch das Fallen ging ziemlich schnell, obwohl noch lange darauf manche literarische Erscheinung einige Strahlen vom alten Glanze sich aneignete. Selbst in Beaumont und Fletcher findet sich schon der Keim des Verderbens: große Talente bei ermangelnder Tiefe, Fülle von Phantasie ohne Gediegenheit des Denkvermögens, Witz und Laune ohne den Hintergrund der Solidität und viel tragisches Feuer ohne die, wie im Leben so in der Kunst, entscheidende reine Gesinnung.

S. X finden wir nach gerechter Würdigung der herrlichen Elisabethszeit die böse — fast möchte ich sagen großartig philisterhafte — puritanische Revolution mit Recht als eigentliche Freudenstörerin und Unglückbringerin bezeichnet „der alte Sinn," heißt es dann, „fand sich auch nach Herstellung der königlichen Würde nicht wieder, und so wie die Insel an Macht und Reichthum zugenommen hat, so hat sich auch mit dieser eine gewisse Pedanterie des Lebens dort entwickelt, die nach und nach in trockne Gleichförmigkeit alles Individuelle aufzulösen droht." — So weit, hoffen wir, ist es noch nicht; wenigstens zeigte bis jetzt das Männergeschlecht, trotz aller einseitigen Theorien und bei aller eindringenden Unphilosophie und Unpoesie, eine fast unverwüstlich kernhafte Natur, welche, in tüchtiger Wurzel begründet, auch noch in mannichfaltigen Farben aufzublühen vermag. Dafür sprechen selbst die meisten englischen Romane aus dem achtzehnten Jahrhundert, die fast alle, ohne tiefern Kunstwerth und nur das sichtbar Vorhandene schildernd, doch gar manche anziehende, wahrhaft charakteristische, rein brittische Männergestalten auftreten lassen. Dabei ist jedoch wahrhaft traurig, daß es mit den seit etwa 100 Jahren von englischen Autoren gezeichneten Charakteren der Frauen so ganz anders steht, dergestalt, daß das Tieck'sche Wort hier völlig seine Anwendung zu finden scheint. Wir wiederholen, daß wir blos von den Frauen reden, wie sie uns in Schriften erschienen sind; doch bleibt der Umstand immer bedenklich. Leset Richardson, Goldsmith, Fielding, Smollet, ja selbst Walter Scott: was findet

ihr für Frauen? Selten mehr als: — Gequälte Tugendmuster, welche die schöne Tugend wie ein Handwerk peinlich treiben und durch hochmüthige Prätensionen lästig werden, stets befangen und ängstlich besorgt für diese bis zum Uebermaß besprochne Tugend; von aller Freiheit und Sicherheit, die nur dem unbefangenen Herzen eigen ist, weit entfernt; — oder bloße negativ gut rechnende Hausfrauen, schätzbar im wirklichen Leben aber, durch die Bemühungen der Dichter, sie als interessant hervorzuheben, schon aus ihrer Individualität gerissen, — oder sogenannte naive lustige Persönchen, die aller acht Tage etwa bei'm Abendthee einen halben Scherz hervorbringen, u. s. w. Ich frage: Ist nicht der treffliche Walter Scott in dieser Hinsicht meistens arm? und hat er nicht, vielleicht aus bloßer Verzweiflung, um diese Armuth zu verdecken, seine mystischen Frauen — die aber bei weiten nicht mystisch genug sind, um in uns einen soliden Schauder zu erregen — erfunden? Mit einzelnen wenigen Ausnahmen und guten Bemerkungen über einzelne Frauencharaktere, wie wir sie bei Scott allerdings finden, ist es hier nicht gethan, sondern es ist die Rede von wirklich zur Anschauung des Lesers gekommenen Frauengestalten. Diese sind fast alle arm und ohne individuelles Leben, doch wollen wir gern hoffen, es sey meistens nur die Schuld der Autoren. — — Wie alt aber diese Schuld sey, ist klar genug, wenn wir nur die meisten Charaktere in Massinger mit denen in den früheren Dramendichtern vergleichen, Shakspeare's ganz zu geschweigen. Otway, dem es doch wahrlich nicht an Talent fehlte, hat vielleicht auch nicht einen einzigen Charakter ganz zu Stande gebracht, und ich gestehe, daß ich noch vor kurzen, seine viel zu sehr gepriesene Waise wieder lesend, wahrhaft erschrak über die trunkene Taumelei, in der sich die verwaschenen Gestalten bewegen.

Was S. xII über die ältere Gestalt der Bühne und ihre Bedeutung nur in kurzen Umrissen angedeutet worden, würde vor dreißig Jahren noch befremdet haben; heut zu Tage zum Glücke nicht mehr, da wir wohl fast alle, von freierer Kritik geleitet, eingesehen haben, daß „die Form, welche Mannichfaltigkeit, Episoden und das Komische neben dem Tragischen zuläßt," (beides durcheinander neutralisirt und wie billig in einander verwebt) uns Neuern eben so naturgemäß, eben so historisch wie im Gemüth begründet sey, als es nur immer die Bühne der Griechen den Athenern seyn konnte."

S. xv gebt der Herausgeber zur Charakterisirung des Dichters Robert Green, über den früherhin fast nur Irriges und Absprechendes an den Tag gekommen ist. Man hat sich, wie es scheint, nie mit sonderlicher Achtung zu ihm gewandt, wozu wohl das Gerücht von seinem regellos wilden Leben ein Großes beigetragen haben mag. Nun sind wir zwar völlig überzeugt, daß nur ein durchaus edler Mensch (dessen Edelsinn jedoch nicht mit gewöhnlicher moralsystematischer Elle zu messen ist) von wahrhafter Poesie durchglüht seyn könne, und daß deshalb nur ein solcher etwas rein Classisches hervorbringen möge; allein nie darf uns dieser Gedanke ungerecht machen gegen die einzelnen schönen Geistesgaben, in deren Besitze bekanntlich selbst der verlorenste Sohn seyn kann. Auch er kann ja Stunden haben, in denen er, gewissermaßen über sich selbst stehend, seine bessern Ahnungen bedeutsam und erfreulich zu schildern vermag. Green vollends hätte schon durch seine öftere Reue anziehen können, obwohl sie freilich, weil sie keine vollständige war, auch nicht vollständig helfen konnte. Sein Schauspiel: „Die wunderbare Sage vom Pater Baco" welches wir hier übersetzt empfangen, gibt den vollgültigsten Beweis von seinem dramatischen Talent; alles ist leicht und angenehm behandelt, doch könnte man hie und da mehr Eindringlichkeit, Beleuchtung und perspectivisches Hervorheben wünschen. Baco's Famulus Miles ist als Träger des Humors uns nicht genügend; desto ergötzlicher in der Ernsthaftigkeit ist dagegen der gelehrte und nicht-gelehrte Zauberkampf zwischen Baco und Vandermast, wobei wir freilich mit patriotischem Sinn das Schicksal des seltsam benamten Deutschen, der Anfangs so glorreich kämpft, haben beseufzen müssen. Der Liebe der schönen Förstertochter fehlt es nicht an einzelnen anmuthigen Zügen, doch hätte sie vielleicht etwas mehr Raum haben dürfen, da sie, als reine Natur, der zuweilen fast beengenden wunderlichen Zauberwelt und der grandios steifen Pracht der hier versammelten Fürsten gegenübersteht.

Desto inniger und tiefer hat uns das *zweite Stück* dieser Sammlung „Arden von Feversham" angeregt, und wir unterschreiben nicht blos das Lob, welches der Herausgeber demselben im reichen Maße zukommen läßt, sondern wir möchten es, wo möglich, noch verstärken. Wer etwa in gerechtem Unmuth über hundert und wieder hundert sogenannte bürgerliche Trauerspiele mit der ganzen Gattung sich sollte überworfen haben, dem wird es die Ueberzeugung geben, daß die Gattung unschuldig ist an den Versündigungen der Einzelnen. — Die genannte Tragödie spielt gleichsam in einer wunderbaren Nebelluft, und doch treten alle Gestalten sehr deutlich hervor. Fast sämmtliche Personen dieses Stückes erscheinen seltsam krank, denn fast alle stehen unter der Herrschaft der Sünde. Alice, die in der Leidenschaft für einen armseligen Wicht eine Verschwörung nach der andern gegen ihres Mannes Leben anzettelt, ist in ihrer ruchlosen Naivetät, Inconsequenz und Albernheit — wahrhaft entsetzlich; aber auch nur so geschildert, konnte sie eine Gestalt in der Tragödie werden. Wir sehen hier einen Dichter, der die wahre Natur des Lasters, als einer ewigen Unseligkeit, die sich deshalb stets zu neuer Sünde aufreizt, um nur die langen qualvollen Stunden auszufüllen, vollkommen durchschaut hat. Derselbe Tiefsinn herrscht in der Ansicht, die hier ganz einfältig anspruchlos an den Tag kommt, daß das Laster ein Irrthum in sich selbst sey, eine gänzliche Unweisheit, ja Unklugheit und an Wahnsinn streifender Aberwitz einer Welt, wo das schauerlichste Düster, von manchen Blitzen durchzuckt, die tragischsten Gefühle in uns

weckt. Jener Wahnsinn zeigt sich gleich Anfangs in Alices Leidenschaft für den roh erbärmlichen Mosbie, und ihrer Abneigung gegen ihren Gatten, der (bei einem einzelnen Fehler) doch unendlich höher steht als jene Nebenbuhler. Hat uns der Dichter nun erst einmal gezwungen, an dieses Wunder zu glauben, — das Leben selbst zwingt uns oft genug, dergleichen moralische Monstrositäten als wirklich vorhanden anzuerkennen — so ergeben sich die Folgen, so wunderbar gräßlich sie auch erscheinen mögen, fast von selbst. Der Dichter hat uns einmal gefangen und läßt uns nicht los. Wir wollen den unglücklichen Arden — doppelt unglücklich, da er sich stets scheut, seinem Elend bis auf die Quelle nachzuspüren, und lieber nur schnell Alles vergibt, um nur wenigstens auf einige Stunden Ruhe zu haben — bis zu seinem Ende folgen; aber auch die ganze Schar der Verbrecher erregt unsere Wißbegierde und Forschlust in hohem Grade. Wir ahnen, wie sie untergehen müssen, selbst wenn es keine Schafotte und Scheiterhaufen gäbe. Das wahrhaft tragische Schicksal, das man sich doch ja nicht als blos aristokratisch gesinnt denken möge, äußert sich auch in diesen rein bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnissen mit ganzer Macht; aber freilich ein Dichter in vollem Sinne gehörte dazu, so etwas zu Stande zu bringen. Auch T. erwähnt, daß „wie Schattengestalten schon manche große Gedanken des Macbeth hier im Dunkeln liegen, Anklänge aus dem dritten Richard" u. s. w. Ich möchte hierbei noch einmal auf die ganze düstere Luft, in welcher das Stück sich bewegt, hindeuten — sie kann fast an die Herbstnebel auf Macbeth's Haide erinnern — und unter den Scenen (außer den von T. genannten) auf Arden's Tod, auf das Klopfen der Gäste an die Thür nach dem Morde, auf das Blut, das Alice mit ihren Nägeln abkratzen will und doch nicht vermag (wer denkt hier nicht an Blaubart?) auf die verdeckenden Binsen, auf Mosbie's Trunk auf die Gesundheit des Mannes, der todt im Nebenzimmer liegt, u. s. w. Endlich möchte ich noch bemerken, daß es dem Dichter gelungen sey, uns Alicen bei aller ihrer innerlichen Abscheulichkeit, dennoch als körperlich schön darzustellen, ob wohl sie — was hundert andere Dichter vielleicht in jedem Acte zehnmal würden angebracht haben, weil es so leicht ist — nur selten schön genannt wird. Uns ist sie, wir gestehen es, mitunter sogar wie eine halb wahnsinnige schöne Sphinx vorgekommen, welche oft unerwartet die Tatze hebt, bald um zu streicheln, bald um zu kratzen und zu tödten. — — Wer der Dichter dieses vortrefflichen Dramas sey, hat auch Tieck nicht mit Sicherheit bestimmen können. Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß die englischen Kritiker gar keinen Verfasser, auch nur mit einem Vielleicht anzugeben wissen, wodurch, unseres Erachtens, die Vermuthung, daß es eine Jugendarbeit Shakspeare's sey — wofür ohnehin so manche innere Gründe sprechen — an Gewicht gewinnen dürfte.

Ungleich geringer an Gehalt erscheint uns das Lustspiel: „Die Hexen in Lancashire," von Th. Heywood. Zwar haben wir uns, wie billig, herzlich ergötzt an der seltsam behexten Bauernfamilie und an der köstlich tollen Hochzeit; aber die ersten Scenen sind nicht blos schwach, sondern haben mitunter eine ungebührliche Breite, die zum Theil Herr „Adlich" veranlaßt, ein Mann, der, ohne es zu wissen, und ohne des Dichters Absicht, die hier wohl schwerlich ironisch war, unaufhörlich mit sich selbst liebäugelt, und indem er sich wiederholentlich und nochmal wiederholentlich alle Complimente verbittet, dieselben veranlaßt, was den Umgang ungebührlich weitläufig macht. Das ganze Stück hat sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nicht recht durchgeadert, doch sind die Elemente eines guten Lustspiels vorhanden. — Uebrigens scheint auch uns dieses Stück schon wegen seines bloßen Inhalts sehr wichtig, denn noch immer liegt auf vielen hundert Hexenprocessen der trübste, kaum durchdringliche Nebel. Spen's Verdienste sind erst seit kurzen und Spener's bescheidene Ansicht vielleicht erst Einmal anerkannt worden; Thomasius hat die ganze Sache viel zu tumultuarisch behandelt, und zwar in einzelnen Fällen viel Gutes gewirkt, doch über die ganze Angelegenheit kein Licht verbreitet. Sehr interessante Bemerkungen, die aber alle auf den Satz zurückkehren, daß die Sache noch keineswegs recht an den Tag gekommen ist, und die eigentliche Untersuchung erst noch beginnen sollte, finden sich in Jean Pauls Flegeljahren, als köstliches Tischgespräch bei dem Kaufmann Peter Neupeter.

In wie weit die Uebersetzung der drei genannten Stücke gelungen sey, können wir nicht mit Genauigkeit bestimmen, da wir die Originale nicht besitzen, weshalb wir uns auch keineswegs als Kritiker dieser Uebersetzungen sondern lediglich als Anzeiger derselben betrachten. Das beste Zeichen für den Werth wäre wohl, wenn — wie uns sehr wahrscheinlich ist, — es allen Lesern so ginge wie uns, und die Originale kaum vermißt würden. — Ueberhaupt bürgt schon hier der bloße, längst bewährte Name des Herausgebers.

Was endlich noch die Vorrede über die einzelnen englischen Theater der Vorzeit und ihre Beziehung auf Shakspeare mittheilt, ist so anziehend und theilweise so neu, daß wir jeden Freund der Poesie und Shakspeare's ihres größten Repräsentanten, auf diese Notizen und Bemerkungen wie auf einen köstlichen Schatz aufmerksam machen. Wir wollen deshalb, ganz gegen die gewöhnliche Recensentensitte, wie wir mit Dank begonnen, auch mit Dank schließen, und dem geist- und kenntnißreichen Herausgeber Gesundheit und Heiterkeit auch bei der Fortsetzung seines trefflichen Unternehmens herzlich wünschen. 94.

---

**Die Verstoßenen.** Roman in zwei Theilen. Frei nach dem Englischen des Dr. Maturin v. L. M. v. Wedell.

Selten gereicht es zum Vortheil eines Buchs, wenn es lebhaft an ein anderes nicht werthloses erinnert; kann es auch

den Vergleich aushalten, so hat das frühere doch den unzuberechnenden Gewinn des ersten Eindrucks voraus, und so steht das spätere immer im Nachtheil. Die Verstoßenen haben zumal einen schweren Stand, indem sie offenbar entstanden, weil ihr Verfasser die Corinna der Frau von Stael gelesen, und mit dieser zu wetteifern, ist keine Kleinigkeit. Zaire ist eine Virtuosin gleich Corinnen, ohne Anmaßung; eben so reich an Güte und Geist wie an Talenten ausgestattet, hat sie dennoch die eng gezogenen Grenzen ihres Geschlechts überschritten, wenigstens insofern, um als Gattin und Hausfrau nicht mehr an ihrem Platz zu seyn. Daß sie nicht herzlos und übermäßig eitel wurde, war bei Zairen nur Folge eines glücklichen Naturells, denn ihre Erziehung und Lebensverhältnisse zweckten darauf ab, Alles in ihr zu tödten, was Gemüth heißt. Ihr begegnet das Unglück, sich in einen Mann zu verlieben, der noch mehr als Nelvil hin und her schwankt, bald für sie, bald für seine Verlobte entglüht, und nebenher noch andern Damen den Hof macht. Zaire gibt sich ganz der Liebe und dem Schmerz hin; den Talenten, dem Gespräch mit geistreichen Männern, kurz Allem, was ihr früher werth war, entsagend; sie ist unglücklich, der Gedanke ist das Einzige, was sie denken und empfinden kann.

Eva Wentworth, die de Courcy um Zairen willen verläßt, und dann diese wieder, um zu jener zurückzukehren, ist durch die strenge Methodistenerziehung, die sie erhielt, nicht engherziger als ihre trockene, aufgeblasene geistlose Umgebung. Das Beschränkte in den Begriffen, die fromme Einfalt steht dem holden Kinde wohl an, die überstrengen Satzungen drangen blos in den Kopf, nicht in's Herz, das gütig und liebevoll sich anschmiegt und den Hülfsbedürftigen sich zuneigt, ja selbst ein leiser Anflug von poetischer Gesinnung hat sie angehaucht; durch Liebe zum Leben gebildet, würde sie einen Jeden, der ihre stillen Tugenden erkannte, beglücken. Aber der Geliebte, um dessentwillen sie von einigen Verboten ihrer Secte abwich, wandte sich von ihr; das bricht ihr Herz; sie stirbt in de Courcy's Armen, versöhnt mit ihm und dem Geschick, glaubensvoll die reine Kinderseele in die Hand des Ewigen zurückgebend, ohne zu wissen, daß Zaire ihre Mutter ist, welche Entdeckung erst später gemacht wird.

Eva ist kein so schwaches Nachbild Luciliens als Zaire von Corinnen, die wirklich das ist, wozu jene der Verfasser machen wollte; aber die Farben verloren unvermerkt an Kraft und Glanz, die Formen an Tiefe, der Ausdruck an Bedeutung.

De Courcy ist nicht uninteressant, ungefähr wie die Liebhaber in Romanen von Frauen geschrieben.

Die übrigen Figuren, eine verrückte Alte, bei deren Gestaltung die Meg Merrelies im Astrolog dunkel vorgeschwebt, die hochmüthigen selbstischen Methodisten, von denen allein, außer der reizenden Jungfrau Mrs. Wentworth, der Geist der christlichen Liebe und Duldsamkeit in ihrer finstern Andacht sich zu erhalten wußte, und elegante modische Herrn und Damen, reichen den Nebenpersonen in der Corinna das Wasser nicht, welchen Roman man überhaupt nicht gelesen haben darf, um den Titel der Verstoßnen noch weiter, auch auf die Leser, auszudehnen, und sich abwehrend gegen sie zu erzeigen.

121.

---

## Neue Erzählungen von Friedrich Ludwig Bührlen. Erster Band. Frankfurt a. M. 1823.

Das bedeutende Erzählertalent des Verfassers bewährt sich durch jede neue Gabe desselben. In einem, dem Mährchen: Das Dorf im Gebürge, beigefügten Nachworte entschuldigt sich Herr B. wegen des schon behandelten Stoffes mit der Hoffnung, daß vielen Lesern die Form wohl auch etwas gelten werde. Und wirklich ist diejenige, worin der Verf. das Mährchen kleidete, so heiter, ironisch, einzig und stellenweise zugleich so gemüthlich, daß gewiß die meisten Leser sich daran ergötzen werden. Allerdings gehörte das Gefühl eines besondern Berufs dazu, daß er ein bereits von Musäus bearbeitetes Mährchen wählte; er hat aber auch mit seiner Darstellung die Richtigkeit dieses Gefühls hinlänglich beurkundet und zudem in dem erwähnten Nachworte über die jetzt mitunter kaum noch verständlichen Anspielungen und satyrischen Seitenblicke in den Volksmährchen des verdienstvollen Musäus sich überzeugend ausgesprochen.

Der Schicksalshund ist die zweite Erzählung betitelt. Das Thema hat freilich so häufige Bearbeitung erfahren, daß es wohl nun einmal in Ruhe bleiben konnte. Durch den Geist dieses Verfassers erhält indessen auch das ein neues Interesse. Mehr als der Plan, hat uns recht vieles Einzelne angesprochen. Ganz vortrefflich dünkt uns Mereaus Selbsterzählung seines Lebens. Nebenbei trifft man auf manche zu beherzigende Bemerkung über Bücher und Bühnenspiel.

Die dritte Darstellung: Die Mezzelsuppe, besteht in einer Reihe Geschichten, bei einem feierlichen Freundesmahle gelegentlich erzählt, von denen die meisten, ungeachtet ihres kleinen Umfangs und der Geringfügigkeit der äußern Begebenheiten, recht gewichtvoll zu nennen sind. Für eine Meistererzählung halten wir die S. 419 befindliche einfache Geschichte Käthens, der Tochter eines armen Musicus, die durch ihre Umstände gezwungen in Dienste geht, und ihre Liebe zu einem Schlossergesellen. Mitten aus den Schlacken der niedern Verhältnisse hat der Verf. das echte Gold, welches sich seinem scharfsichtigen Auge auch hier darbot, rein aufzufassen und doch die Gefühle beider Liebenden, im Ausdrucke nicht über ihren Stand hinausgehend, darzulegen gewußt. Vielleicht ist dieses von wahrhaft poetischem Sinne zeugende Stück, das köstlichste im ganzen, mit der freundlichsten Laune und zugleich mit einer seltenen Tiefe des Gefühls reichlich ausgeschmückten Buche.

Nebenbei begegnet man in demselben überall so vieler Lebensweisheit und solch einem tiefen Eindringen in die Räthsel der Menschennatur, daß das ganze Werk auch von dieser Seite uneingeschränkte Empfehlung verdient.

52.

---

## Neue Methode, Sprachen zu lehren.

Ein Amerikaner, Hamilton, lehrt jetzt in London eine neue Methode, wie junge Leute schnell und gründlich eine fremde Sprache lernen können. Er läßt kurze Sätze, wörtlich übersetzt, nachsagen, und in jedem wird alles, was grammatikalisch u. s. f. zu bemerken ist, durchgegangen. Die Schüler haben sie auf einem Papier vor sich, und so wird Auge und Ohr zugleich damit bekannt. Er behauptet, auf diese Weise könne jede Sprache in acht und vierzig Stunden erlernt werden. In Amerika will er schon seit acht Jahren nach dieser Methode gelehrt haben. Daß dieselbe praktisch schnell vorwärts bringen muß, wenn sie auch von ihm zu hoch angeschlagen wird, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 294.

22. December 1823.

Ansichten von Italien, nach neueren ausländischen Reisebeschreibungen herausgegeben von H. Hirzel. Erster Band, der Miß Graham Sommeraufenthalt in den Gebirgen bei Rom im Jahr 1819; der Berg Circello nach Thiebaut de Bernaud.

Wären auch noch mehr Reisebeschreibungen über Italien gedruckt, als bereits geschehen ist, und wäre am Ende jeder mögliche Leser selbst schon dort gewesen, so würden wir doch immer mit gleicher Freude jede Untersuchung willkommen heißen, die sich mit Liebe über Gegenden oder einzelne Richtungen in Kunst, Volksthümlichkeit u. s. w. verbreitete, die der allgemeinen Heerstraße mehr oder minder fremd bleiben müssen. Ist auch nur von einem einzelnen Kloster die Rede, ist der Berichterstatter in ihm nur wahrhaft einheimisch geworden, hat er sich nur in dessen Mauern den Reisestaub, der nur zu oft die Augen blendet, von den Augen zu schütteln gewußt, so ist uns die von ihm gegebene Auskunft dennoch lieber als die drei Bände dicken Erzählungen eines inquisitive traveller, der in drei Monaten bis nach Pästum und wieder zurück an seinen Studirtisch gereist ist. In der That liefern unsre Tageblätter zu Zeiten treffliche Aufsätze der Art, und es könnte ein sehr brauchbares Büchlein werden, in dem das Beste daraus zusammengestellt wäre. Wir können aber nicht läugnen, daß in neuern Zeiten ein ähnlicher, wo nicht größerer Eifer auch bei Franzosen und Engländern entstanden ist und schon manches Gute hervorgebracht hat. Während wir jeden Augenblick unsres Aufenthalts in Italien theuer erkaufen müssen, ist besonders für die Engländer das ganze Land ein weites, einladendes Sorgenfrei, und gewiß würde dieser Umstand sie mehr als uns zum Beobachten geschickt machen, könnten sie nur die comforts of old England besser vergessen. Fast alle Britten, denen das Letzte gelingt, haben ein tüchtiges, reifes Urtheil, und schon viele von ihnen haben die englische Literatur mit trefflichen, hierher gehörigen Werken bereichert. Darum ist es denn gewiß zu loben, wenn wir das Beste der Art auch bei uns einheimisch zu machen suchen, und Rec. wünscht nicht allein dem Unternehmen des Hrn. H. ein gutes Gedeihen, sondern er erwartet auch, daß ein verdienter Beifall ihn veranlassen werde, dasselbe über die jetzt vorgesteckten Grenzen hin auszudehnen. In der That sind diese etwas beschränkt; außer dem hier Gegebenen ist nur noch von zwei französischen Büchern und einem italienischen Schriftchen die Rede, und Engländer dürften denn doch wohl schwerlich zufrieden seyn, daß, mit Vorbeigehung der trefflichen Werke von Eustace, Hoare, Forsyth, allenfalls auch Craven, nur der Graham'sche Aufsatz aus ihrer ganzen Reiseliteratur gewählt sey.

Was nun zunächst diesen Letzten betrifft, so soll es ihm keinesweges zum Tadel, sondern gerade zum Lobe nachgesagt seyn, daß er im Grunde nichts enthält, als die Beschreibung eines Sommeraufenthalts in Poli, einem kleinen entlegenen Städtchen des Aequergebirges. Keine Fremden, keine vornehme Bekanntschaften, ja selbst keine Kunstwerke und Antiquitäten stören die Reisende, und so kann sie sich ganz der reizenden Natur und dem unbefangenen Völkchen um sie her hingeben. Gewiß ist dies die glänzendste Seite des Buches, und ihre Nachrichten dieser Art sind oft mit einer seltenen Freiheit von gewöhnlichen Vorurtheilen geschrieben. Mit liebenswürdiger Weiblichkeit bekümmert sie sich um Alles, was zur Wirthschaft nach Landessitte gehört, und gewiß wird mancher Leser erstaunt seyn, so wenig von der ihm geschilderten misère in der so verrufenen römischen Campagna zu hören. Die Wüsteneien um Rom her, die jedem Reisenden schon den Eintritt verleiden, sind es noch S. 9 nur dem Scheine nach; von den gesünderen Gebirgen aus werden sie reichlich bestellt, und eine muntere Schnitter-Schar versammelt sich zur Ernte-Zeit in den einzelnen sonst verödeten Häusern, bringt die Nächte mit Spiel und Tanz hin und feiert an Festtagen in eigens für sie erbauten und versorgten Kapellen den Gottesdienst. Der arg verunglimpfte Boden trägt köstliche reiche Frucht (S. 17) und lohnt so trefflich, daß das Tagelohn zu einer unglaublichen, kaum in England erreichten Höhe (bei Brot und Wein nach Gefallen 7—14 Gr.) steigt (S. 45). Selbst in der ungesundesten Gegend reifen schmackhafte Sabinische Feigen (S. 15), und, je weiter man sich zum Gebirge erhebt, desto fleißiger und ergiebiger wird der Anbau. Da gedeihen, zu den Früchten, die auch wir, wenn auch in geringerer Güte, kennen, zu den riesenhaften Wallnüs-

sen (S. 53), zu den fetten Haselnüssen (S. 132), den altberühmten und noch heute köstlichen Sabiner-Aepfeln (S. 53), der Wein (S. 48) und die Oliven in so wunderbarer Ergiebigkeit, daß ein Baum in einem Jahr 240 Quart reinen Oeles lieferte (S. 52). Da schießt der türkische Weizen zu 10 und mehr Fuß empor, gibt mit seinen Früchten vielfache, nahrhafte Gerichte, unter andern die treffliche Polenta, man füttert mit seinen Schößlingen das Vieh und füllt endlich mit den dürren Blättern die Matratzen um vieles besser als mit Stroh (S. 41). Höher die Berge hinauf ziehen sich dichte Waldungen (51) und es ist erfreulich zu lesen, wie sinnreich verschiedenen Gebrauch die klugen Landwirthe von jedem einzelnen Baum zu machen wissen. Dazwischen und auf den höchsten Gipfeln findet die Viehzucht ein reiches Feld; und während die zahlreichen Heerden in glücklicher Abwechselung zwischen den würzigen Kräutern des Gebirges und den fetten Wiesen der Tiefe Winter und Sommer zubringen, genießen die Hirten eine Löhnung, die, wie die Verf. bemerkt (S. 59) selbst im schottischen Gebirge sehr reichlich scheinen würde. Ueber Weide, Wald und Feld hinweg streift nun noch endlich die vielfache Jagd nach ansehnlichem ergötzlichem Gewinn (S. 64). Der weibliche Theil der Familie pflegt inzwischen daheim die zierlichen Seidenwürmer, die in der Regel eine ergiebige Einnahme gewähren (56), und besorgt alle Bedürfnisse des Hauses so völlig selbst, daß in dem ganzen Städtchen, von dem die Verf. erzählt, weder ein Zeughändler noch ein Schneider zu finden war (S. 26). So unerschöpfliche Ergiebigkeit mit wenig Bedürfnissen verbunden, bringt natürlich eine muntre sorglose Wohlthätigkeit hervor (S. 63). Mit Recht rühmt Miß Graham die großmüthige Freigebigkeit jener Leute, und es ist ein schönes Beispiel davon, wenn sie (S. 25) erzählt, wie die Polisaner, die verpesteten Palestriner mit allen Nahrungsmitteln, die sie erübrigen konnten, Monate lang unterstützt haben. Wir folgen ihr gern in das Innere einer jener kleinen Wirthschaften, wir sehen mit ihr Kuchen backen (46), helfen in der kleinen Gartenlaube die Bohnenranken binden (S. 42) und setzen uns mit an den patriarchalischen Tisch des alten Agapito (S. 135).

Ungünstige Umstände haben die Excursionen der Verf. sehr beschränkt; aber die wenigen, die sie beschreibt, erzählen meist von wenig besuchten Punkten und enthalten manche lebendige frische Schilderung. Vor allem gefiel dem Rec. der Ausflug nach Guadagnola (S. 75). Ein großartiger Morgenblick streift über die Campagna hin, und dann steigt der Weg unausgesetzt vor einem malerischen, echt lästrygonischen Brunnen (77) vorüber zu dem wunderlichen Neste, das, wie in einem Krater, in dem Gipfel des weit und breit höchsten Berges mit fast schweizerischer Architektur eingebaut ist (78). Der Rückweg führt zu der melancholischen Einsiedelei von Mentorella, die gleich der benachbarten von S. Scolastica bei Subiaco mit erstaunender Kühnheit, an die steilen Felsen geheftet ist, und, wie ein ferner Harfenton, tönt gar lieblich durch die einsamen Steine die schöne Legende vom heiligen Eustachius (101).

Auch von Capranica (S. 135) hören wir gern erzählen, wie der unfruchtbare Boden alle Einwohner zu vorzüglichen Hirten gebildet hat, so daß man sie von weit her sich aus jener Pflanzschule verschreibt, und endlich lesen wir mit Vergnügen die Beschreibung einer schönen und dem Rec. unbekannt gebliebenen Feierlichkeit in Tivoli, der Einsegnung des Wassers, daß es keinem Menschen schade, und in der alten, vielfach fruchtbaren Lauterkeit sich ferner die Felsen hinabstürze.

Ein zweiter, und den meisten Lesern wenigstens eben so bedeutender Vorzug des Buches besteht in den vielen Nachrichten über Räuber, die durch die schöne Geschichte von Tasso und dem Räuberhauptmann Sciarfa (S. 80) sehr geschickt eingeleitet worden. Dem Rec. scheint allerdings, als sey von ihnen etwas zuviel die Rede; aber mit Dank erkennt auch er die Mittheilung des Berichtes über die Gefangennehmung des Dr. Celestini, als einer besonders merkwürdigen Urkunde zur Geschichte der damaligen Raubzüge. Bei allem Uebrigen, was die Verf. aus eigner Erfahrung erzählt, darf man die weibliche Aengstlichkeit nicht vergessen, die sogar bei dem Gegenstand der eignen Furcht verweilt und ihn, um sich selbst desto besser zu entschuldigen, bis in's Riesenhafte vergrößert. Die Sache ist einfach die. In der fast unzugänglichen südlichen Hälfte des Volskergebirges, und in den darunter gelegnen, sumpfigen, schilfigen, zum Theil waldigen pontinischen Sümpfen, soweit sie östlich von der Straße liegen, hatte sich im Verlauf einiger Jahre eine sehr zahlreiche, etwa 100 Mann starke Räuberbande gebildet und trotzte von einer glücklichen Lage, welche die Hauptstraße beherrschte und die Flucht über die nahe Grenze leicht machte, allen Angriffen der Regierung. Die Einwohner von Sonnino, wehrlos gegen solche Uebermacht, und durch falsches Mitleid, Verwandtschaft u. s. w. vielleicht noch mehr bestimmt, lieferten häufig Nahrungsmittel und nahmen auch wohl Einzelne von jenen, dem Scheine nach als ruhige Bürger, unter sich auf. Nicht nur war die Sicherheit der Landstraßen auf das höchste gefährdet, sondern der Verkehr der nächsten Ortschaften, selbst die Bestellung der Felder ward fast gänzlich gehemmt. So weit war es 1819 gekommen, als die Regierung durch Unterhandlungen dem immer wachsenden Uebel Einhalt zu thun suchte. Um diese Zeit (im Juni 1819) befand sich auch Rec. in Piperno, und eine Fußreise nach Terracina führte ihn mitten durch den Wald hindurch, der damals den Räubern zum Aufenthalte diente. Wenn er dabei unangefochten blieb, und wenn er auch bei den Einwohnern weniger Bestürzung fand, als zu vermuthen gewesen wäre, so mögen eben jene Unterhandlungen die Veranlassung dazu gegeben haben. Ueberhaupt aber müssen Gewohnheit, feste Lage und gehörige Vorkehrungen die Einwohner von Piperno mit der Zeit einigermaßen sicher gemacht haben. Inzwischen konnte man sich über die Bedingungen nicht einigen, und nun ergriff

die Regierung, als letztes Mittel, die bekannte Zerstörung von Sonnino. Diese Maßregel beraubte die Räuber eines Zufluchtsortes; aber sie konnte es nicht dahin bringen, daß sie ihrem Handwerke entsagten, vielmehr zerstreuten sie sich nun erst weithin über das Gebirge, mit dem sie schon vorher mehr oder minder bekannt gewesen waren, und verbreiteten Schrecken über die römische Landschaft. Eines von diesen kleinen Corps war es nun, das auch in der Nähe von Poli und Tivoli sich sehen ließ und die dortigen, an dergleichen Scenen minder gewöhnten Einwohner in allgemeinen zwischen Furcht und der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, getheilten Aufstand brachte, wie ihn die Verf. S. 175 so höchst ergötzlich beschreibt. Hierauf beschränken sich aber auch die Nachrichten, die wir durch dieses Buch erhalten, und wir können nicht leugnen, daß selbst die schon angeführte Erzählung von der Gefangenschaft des Dr. Celestini den Vergleich mit der unsres (Landschaftmalers) Salathé (die auch hier, aber mit vielen Unrichtigkeiten, wiederholt wird, S. 162) auf keine Weise aushalten kann. Während der Italiener nur zittert und bittet, sehen wir den muthigen Deutschen bald selbst den Räubern imponiren, im ruhigsten Gespräche mit ihnen, und endlich seine Freilassung ihnen gleichsam befehlend.

Rec. kann die Langeweile nicht unterdrücken, wenn er von italienischen „Banditen“ reden hört. Also nichts weiter davon, als zum Schluß noch folgende zwei Bemerkungen: Zuerst dürfte es eine der treffendsten Bemerkungen der Verf. seyn, wenn sie die Einhäufigkeit der Räubereien in der römischen Umgegend durch die schon erwähnte heimatlose Lebensart der Hirten erklärt. Selbst in den Gebirgen, oft fern von ihrem Wohnort, gedungen, den ganzen Sommer, unbekannt in fast unbewohnten Gegenden der Ebne umhertreibend, können sie unmöglich gegen ihre übermächtigen Gäste sogar feindlich gesinnt seyn, und daher kommt es, daß die Räuber zuerst an den Hirten Unterstützung und aus ihnen Rekruten finden. — Ferner scheint es allerdings, daß die alte Furcht vor der Unsicherheit italienischer Straßen, seit der scheußlichen neuen Erfindung, die überfallenen Schlachtopfer, als Geißeln der übertriebensten Forderungen in die Gebirge abzuführen, eine viel ernsthaftere und wesentlichere Begründung gefunden habe. Aber so unvermeidlich jene Gefahr scheint, so glaubt Rec. dennoch in ihr eine Hoffnung für die Zukunft zu finden. Es wird alljährlich eine mehr oder minder große Anzahl von Menschen, die gegen die Räuber das höchste Interesse haben, in ihre geheimsten Schlupfwinkel eingeführt, und es fehlt nie daran, daß durch zahllose Erzählungen, ihre Beobachtungen also der jedesmalige Aufenthalt jener Banden allgemein bekannt werden. So muß nothwendig gerade durch jene Maßregel der Schauer und die Unbekanntschaft allmählig von allen jenen jetzt unbetretenen Büschen und Berggipfeln weichen, und es wird endlich eben so leicht seyn, die Räuber in der Macchia della Gajola zu verfolgen, als auf dem bekanntesten ebenen Terrain.

Besonders dankenswerth scheinen dem Rec. drittens die Mittheilungen der Verf. über italienische Volksliteratur und Poesie. Leider vermissen wir bei ihr die reizende Begeisterung, die die Nachrichten unsres wackern Müller so höchst liebenswürdig machen; sie erzählt meistens sehr genau, aber trocken und ohne tiefere Kenntniß, was ihr vorgekommen ist, und scheint nicht selten (z. B. S. 270) sich sehr vornehm darüber zu fühlen. So ahnet sie denn gar nichts von dem großen Kreise der Reali di Francia (S. Hagens Briefe in die Heimat II. S. 10 — 19), obgleich sie ein unmittelbar dazu gehöriges Gedicht, die Rotta di Roncisvalle (Hagen S. 19) ausführlich excerpirt (S. 263), und dabei entgeht ihr, wieder, daß dies Gedicht selbst nur eine abkürzende Umarbeitung des 26sten und der ersten Hälfte des 27sten Gesanges vom Morgante maggiore sey. Auch Guerrino detto il meschino, der bei unserer Verf. besonders schlimm wegkommt (S. 266), schließt sich, obwohl erzwungen, an die Geschichte der Paladine an (Hagen S. 109), obgleich er seinen größten, von der Verf. auch übersehenen Ruhm von seiner, dem Dante so merkwürdig gleichenden Beschreibung der Hölle (nicht des Purgatoriums) erhalten. Weit willkommener waren dem Rec. die Nachrichten über den Maggio romanesco (S. 273) und den Meo Patacca (279). Das erste Gedicht, nur zwei Jahrhunderte alt, macht allerdings schon mehr Ansprüche und sieht, vornehm spottend, etwa in Pulci's oder Forteguerra's Manier, auf die gute alte Zeit und die Volksfreiheit unter Cola Rienzo herab; aber bei alle dem fehlt es ihm, nach den mitgetheilten Proben zu schließen, nicht an schönen Localitäten und lebendigen Einzelheiten. Ohne allen Vergleich wichtiger ist aber gewiß der, freilich noch neuere Meo Patacca im köstlichen Jargon mit aller ernsthaften Naivität und feinen fast unbewußten Selbstironie des Volksgedichtes. Der Held rüstet sich mit seinen Kämpen sieben Gesänge lang auf das Ergötzlichste, dem, hart von Ungläubigen bedrängten, Wien freiwillig beizuspringen; da kommt die Nachricht von Sobieski's Entsatz und Alles löst sich in die munterste Cucagna auf. Dem Rec. könnte nichts Erfreulicheres begegnen, als dies Gedicht wieder ganz abgedruckt zu sehn. Von dem trefflichen, freilich auch bei uns schon bekannteren, ja sogar gedruckten Bertoldo (W. Müller, Rom, Römer. I. S. 69 und 80) wird S. 288 nur sehr flüchtig gesprochen, und leider ist auch die Gabe an Ritornellen sehr spärlich; doch alles, was uns von der Art geboten wird, sollen wir als Goldkörner aufnehmen, und Rec. würde schon zufrieden seyn, hätte er auch nur gelesen:

Fiore di Aneto!
Quando moro, se vado in Paradiso,
E non ti trovo, mi ritorno indietro.

Unter den gereimten Räubergeschichten, wenn auch von neuestem Ursprunge, scheint manches sehr Ergötzliche zu seyn, wie denn Rec. schon lange die schöne Geschichte des Pepe Mastrilli (S. 251) in hohen Ehren

gehalten hat. Neu war ihm die interessante Erzählung von Pietro Mancini (S. 255), der es auch gar nicht an einigem poetischem Verdienste fehlt, und deren erste Stanze etwa so lautet:

Vom Heldenmuth und von der reichen Beute
Peter Mancin's, des Großen, will ich singen.
Wie viele, feindlich ihm gesinnte Leute,
Seit er verbannt, durch ihn den Tod empfingen;
Doch zürnt, Ihr Musen nicht, verschmäh' ich heute,
Zu Eurem Helikon mich aufzuschwingen;
Von Kriege nur sind meine Verse voll
Bellonen, meiner Mus', ist Mars Apoll.

Außerdem würde es sehr merkwürdig seyn, wenn alle Stanzen des Gedichts über Spadolini (S. 249), wie die drei mitgetheilten es glauben machen, durchgehend neben dem Reime assonirten.

Soviel über das Gute des Buches. Was den Rest betrifft, so wünschte Rec. lieber, er wäre ganz, wenigstens in der Uebersetzung weggeblieben. Am aller Aergsten ist, was Religion betrifft, und es geht hier Rec. wie sonst oft, wenn er sich lange über Jemandes vernünftige Urtheile gefreut hat, und es kommt auf diesen Gegenstand die Rede, so kann er nicht mehr glauben, daß er mit dem, der ihm gegenüber steht, ein gleich organisirtes Gehirn habe. Hier ein paar Stellen zum Beweis; aber wer kann wissen, ob sie nicht einem oder dem andern Leser wieder ganz richtig und vernünftig vorkommen werden! S. 35 kann die Verf. sich nicht genug über eine Fibel wundern? ja, sie läßt sie wundershalber sogar im Anhang (S. 236) abdrucken, weil in diesem Unterrichtsbuche für Kinder — man denke — das christliche Glaubensbekenntniß — die zehn Gebote — und einige Gebete stehn! Aber, das Schlimmste kommt noch: die katholische Kirche hat, nach der Verf., einen falschen Dekalog untergeschoben, sie hat „das zweite Gebot gänzlich weggelassen," weil darin von „Bildniß" und „Gleichniß" die Rede ist. Aber, um Himmels willen, hat denn die Verf., hat der Uebersetzer, hat denn — der Setzer niemals einen lutherischen Katechismus gesehen?! Wo steht denn da der vierte und fünfte Vers II Mos. 20 unter den Geboten? — Aber freilich Luther wird wohl auch von den Gründen bestimmt worden seyn, welche die Verf. so sicher angibt (S. 36. „In der That würde sich eine gesetzliche Verordnung gegen den Bilderdienst nicht leicht theoretisch beibehalten lassen, während derselben praktisch so grell entgegen gehandelt wird." S. 39 entsetzt sich die aufgeklärte Verf., daß „die Dichter sich kein Bedenken machen" die christlichen Märtyrer „in die Wohnsitze der Seligen einzuführen und sie den Menschen, als mit Ruhm und Ehre gekrönt, vor Augen zu stellen." S. 37 versichert sie, nach katholischem Lehrbegriff könne man die Sünde des Brudermordes entweder durch „Buße, oder eine der Jungfrau oder einem Heiligen dargereichte Gabe" tilgen. Darum ist es denn sehr natürlich, daß sie S. 160 den christlichen Rath ertheilt, auch reuigen Mördern vor ihrem Tode Beichte und Absolution doch „nicht zu gut gehn zu lassen," und es kann nur etwa noch Erstaunen erregen (S. 40) aus dem Munde einer gebildeten Engländerin zu hören, das Bildniß der Madonna sey „an die Stelle von Catulls, durch bäurische Kunst geschnitzelten Gartengottes" getreten! Wir wollten gern glauben, die Verf. habe, aus Unkenntniß des Alterthums, nicht gewußt, was sie schrieb, aber sie citirt mit selbstgefälliger Gelehrsamkeit Catull XX.; also muß sie denn wohl in treuem Gedächtniß die Verse bewahrt haben:

Parata namque crux, sine arte mentula.
*„Velim pol," inquis.*

Doch, nur der Feuereifer scheint der Verf. die Weiblichkeit vergessen zu machen; sie enttäuscht das Volk, indem sie es belehrt (S. 239), daß „der Platz, auf welchem das Pantheon steht, eine zu Wundern vorzüglich günstige Lage hat," und sie hat nicht unterlassen, sogar ihren Boten bekehren zu wollen; aber sie kann ihren Unwillen nicht zügeln, als dieser Mensch, der sich „über alle andre Gegenstände sehr verständig äußerte," ihr erwidert (S. 35), „er hege darum keine schlechtere Meinung von uns, weil unser Glaube von dem seinigen abweiche; allein, unwissend, wie er sey, würde er meinen, eine Todsünde zu begehn, wenn er es versuchte, die Grundlage, auf welche sein Glaube gebaut sey, näher zu untersuchen, und sich dadurch den Gefahren der Ketzerei oder des Mismuthes aussetze." Wer war hier wohl weiser? — Mich dünkt, die Verf. hätte besser gethan, diese Worte des Bauers aus Poll, als Catullische unanständige Verse auswendig zu lernen, und das unberufene Bekehren würde ihr wohl vergangen seyn; aber auf allen Fall hätte sie doch ja seyn lassen sollen, sich damit zu rühmen. (Der Beschluß folgt.)

## Literarische Notizen aus England.

Der bekannte Dichter Coleridge, der Verfasser des Gedichts Cristabel, beschäftigt sich mit einer Uebersetzung von Schiller's Wallenstein.

Der Lieutenant Back hat während der Nordpolexpedition, unter dem Capitain Franklin, mehrere canadische Volkslieder gesammelt, welche George Soane, ein gewandter Uebersetzer, in englische Verse gebracht hat. Sie sind so eben bei J. Power erschienen, unter dem Titel: Canadian Airs etc. Gewiß ein interessanter Beitrag zu den Stimmen der Völker, die, nach Herder's Tode, wohl fortgesetzt zu werden verdienten.

August Wilhelm von Schlegel wohnte der ersten Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London bei, mit welcher dieselbe am 1. November d. J. nach einiger Rastzeit wieder eröffnet wurde. In derselben Sitzung wurden der Gesellschaft dessen indische Bibliothek und das Sanskrit-Gedicht Bhagavadgeta in dem von ihm besorgten Drucke vorgelegt, so daß Schlegel den vollen Weihrauch, der seinen Verdiensten bei dieser Gelegenheit gestreuet wurde, mit eigener Nase einziehn konnte. Er ist auswärtiges Mitglied dieser Gesellschaft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 295.

23. December 1823.

Schottische Erzählungen von Allan Cunningham, aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Rein.

Das Original, Traditional tales of the english and scottish peasantry *), hat in seinem Vaterland allgemeine Theilnahme gefunden; selbst von Sir Walter Scott und Washington Irving wird es rühmend gedacht und zwar mit vollem Recht, indem in diesen Erzählungen auf eine überaus sinnreiche, obgleich scheinbar kunstlose Weise, alte im Munde des Volks noch lebende Sagen, dergestalt vorgetragen werden, daß eine jede, vielleicht nur noch in unzusammenhängenden Bruchstücken, vorhandene Sage, eine in sich beschlossene Geschichte bildet. Beinahe in jeder dieser Geschichten ist irgend ein Volksaberglauben niedergelegt, häufig als wesentlichster Bestandtheil des Inhalts; und nicht selten die Entstehung solcher abergläubischen Meinungen angedeutet, ohne daß eine platte Erklärung den poetischen Reiz davon abstreifte.

Bei der Rüstigkeit unsrer Uebersetzer wäre es das wunderbarste Wunder gewesen, wenn dies Werk eines so trefflichen Schriftstellers von ihnen unentdeckt und unübersetzt (was so ziemlich synonym ist) geblieben wäre. Es gerieth in sehr gute Hände, in die des Herrn Lindau. Von einem Andern übertragen, würde man die Nachbildung untadelich nennen, aber er hat sein Publicum verwöhnt, es zu hohen Forderungen berechtigt, und diese erfüllt er nicht immer alle. Sinn und Charakter sind nirgends entstellt, und falsch wiedergegeben, aber gegen ein gewisses Etwas, das man in der Malerei durch Ton bezeichnet, ließe sich Manches einwenden.

In den Reihen der Erzählungen eröffnet in der Uebersetzung (im Original ist eine andere Folge, auch sind dort mehrere, die der Uebersetzer wegließ) der ehrliche Hans Ochiltree, ein alter närrischer Kauz, im höchsten Grade schlau, und um das junge ihm zuhörende Völkchen zu belustigen, von seinen Jugendabenteuern erzählt, wie täppisch er sich bei seinen Liebschaften und Freiereien benommen und wie er zur allgemeinen Zielscheibe des Spottes gedient. Eine alte Matrone, die ihn in der Jugend kannte, behauptet, daß sich die Sachen ganz anders verhielten, und da dem Schalk wohl zuzutrauen ist, daß er so gut sich wie Andere zum Besten hat, wenn er einen lustigen Spaß anbringen möchte, so ist der ehrsamen Frau in ihrer Meinung mit Beifall zuzustimmen. Ein Provincialismus stört. Es ist von einem Lock von Tannenholz die Rede (im Original log of the Memel fir), Klotz oder Scheit wäre besser und verständlicher gewesen. In dieser Erzählung bewährt sich, was oben vom mangelhaften Lacalton gesagt wurde.

Ungleich treuer ist dieser in der zweiten, der Geist mit dem goldnen Kästchen, gehalten, die blos in den Liederstrophen zu wünschen übrig läßt. Die Fabel ist einfach; eine junge, reizende Frau, bei einem Schiffbruch am Strand geworfen, wird, weil sie Kleinodien an sich und in einem Kästchen trug, von einem beutegierigen Fischer erwürgt und wieder in's Meer geworfen. Sie verfolgt als Geist diesen Mörder, der von Jedermann geflohen ward, das unrechte Gut und sein Eigenthum dazu verlor, und im halben Wahnsinn an derselben Stelle, wo er ein Leben zerstörte, auch das seine endet. Das Schaurige in der Begebenheit wird noch durch den unverfeinerten, aber natürlich poetischen Vortrag, wie er sich bei gesellschaftlich uncultivirten, phantasiereichen Menschen so häufig findet, sehr erhöht; sie ist zugleich episch und dramatisch, denn der alte Bauer, der den tragischen Vorfall berichtet, war von den Erscheinungen Augenzeuge, und das Ende geschieht vor unsern Augen. Ein charakteristischer Zug scheint aus Nichterkennen weggeblieben zu seyn. Der Alte warnt seinen Sohn, keine Tochter von ihm (of *him*) zu heirathen, ein innerer Abscheu läßt es nicht zu, ihn bestimmter zu bezeichnen, hier heißt's von dem Manne dort. Das Lied ist im Durchschnitt mit Geist und Treue wiedergegeben, aber Balladen und romanzenartige Volkslieder sind viel schwieriger überzutragen, als man meint, und werden darum auch so oft verfehlt. Hier entscheidet zuweilen ein einziges Wort, ja nur so oder so gewendet. Im Sinn ändert das nichts, aber in der Kraft,

*) Wir werden daraus nächstens eine von Lindau nicht übersetzte Erzählung: Die Spukschiffe betitelt, unsern Lesern mittheilen.

D. Red.

im Ton, im Malerischen, welches so sehr vom Ausdruck und dessen Stellung bedingt wird. So ist „Wenn Dunkelheit schwarz auf den Himmel umhängt" lange nicht so mächtig als: Though the heaven be mirker than mirk may be, und „Da kam ein Geschrei und Töne erschallten, Es konnte das Schiff nicht im Sturme sich halten," ist etwas sehr Verschiedenes von There came a shriek, and there came a sound, And the Solway roar'd and the ship spun round. Der Gegensatz des Dalswintons Thal und Barnhouries Gipfel ist weggefallen, indem im Deutschen nur letzterer erwähnt wird, „Die nach ihr gähnende Woge, einem sich spaltenden Grabe vergleichbar, wird zu einer verschlingenden, die ihr entgegen strömt" u. s. w. Bei andern Dichtungen wäre solche begehrte Genauigkeit, Kleinigkeitskrämerei, hier ist sie nicht zu entrathen.

Der König vom Felsenland, ist an sich unbedeutend, wird aber anziehend durch die Kunst des Vortrags. Es handelt sich um nichts mehr noch weniger, als eine Entführungsgeschichte auf Art des Junker Kurt von Pommerland, nur ist sie kürzer, denn es kommt weder bedrohliche Verfolgung noch Zweikampf vor, so große Lust die alte Dienerin auch bezeiget, alles was zur Verherrlichung des erlauchten Geschlechts, das sie aussterben sah, gereichen könnte, anzuwenden, troß dem, daß ihre Ausschmückungen nur Spott und Neckereien eines ungläubigen jüngern Geschlechts erfahren. Die Uebertragung befriedigt; bei Erwähnung der Minstrelsgesänge konnte der friar of order gray immer mit vorkommen, denn dessen Nachbildung, Bürgers Bruder Graurock und die Pilgerin, ist hoffentlich unter uns nicht verschollen. Auch die Lieder sind wohl gelungen, höchstens ließe sich eine Abänderung der letzten Strophen des Minstrelslied wünschen, im Englischen will er sich den Namen merken, als einen Zauber, der ihm Ruhe und Schlaf verleihe, im Deutschen wird das Zukünftige zum einem Vergangenen umgewandelt.

Der Seemann ist meisterlich gehalten, das Gräßliche mehr angedeutet als deutlich ausgesprochen, und gerade durch dies ungewisse Licht an Furchtbarkeit zunehmend. Ein romantisch gesinnter Mann, wird durch die Aussicht, abenteuerliche Sagen zu vernehmen, mit seiner Frau und Tochter auf ein Schmugglerschiff gelockt, er eingesperrt, seine Schätze ihm geraubt, die Frau mishandelt; durch Hülfe eines Matrosen wird er befreit, worauf er die trunkenen Bösewichter erlegt. Nur einer entkommt, um in der Folge ihm und seiner Tochter nach dem Leben zu stehen. Die Dazwischenkunft des Erzählers vertreibt die Rotte, der Seemann erlegt den Feind, verläßt jedoch bald darauf die Gegend, und entschlummert nach einigen Jahren sanft vor seiner Hütten Thüre. Daß dem Verfasser auch das Zarte neben dem Entsetzlichen gelinge, beweißt die Schilderung von des Seemanns Tochter, das reizendste Bild von Huld, Kindlichkeit und Unschuld. Bei der Uebertragung der Ballade stockt es abermals am Ende, „But were ever woman's woes and wrongs, More fearfully avenged, ist viel klarer und edler als: „Doch ward für Frauenunbill nie Die Rache so getränkt.

Der Feenmundschenk, heißt die erste Erzählung im zweiten Theil, elegisch im Stoff und Colorit, die Klagen der jammernden Euphemia überaus poetisch, doch so, daß ein schottisches Landmädchen sie sagen gekonnt. Es sind die Naturlaute einer lebhaften Phantasie, noch gesteigert durch anerzognen Wahnglauben, den Schmerz eines weichen, liebevollen Herzens. Das trostlose Mädchen verlor den Bruder im Strom, aus den er die kleine Heerde retten wollte, Euphemia meint jedoch, die Elfen haben ihn in ihr unterirdisch Reich gezogen, welcher Wahn dadurch bestärkt wird, daß man seinen Leichnam erst spät findet, und die Leute munkeln, er sey ein Wechselkind, der als solches den unterirdischen Unterthanen sey. Die Unglückliche, welche im irren Wahn beabsichtigte, sich unter die Schar der Feen und Elfen zu mischen, um aus ihren Zug den Bruder zu entführen, stirbt auf seinem Grab. Das sanft rührende und zauberhaft romantische ist in der Uebersetzung wie im Original mit Dank zu würdigen, der Ton sehr gut getroffen, die Ballade von der Feenelche ist glücklich durchgeführt, aber es fehlt mancherlei, um dies von dem an Euphemia gerichteten Liedchen zu behaupten. Das gleitende, leicht beflügelte Versmaß schleicht ein wenig im Deutschen, und der Ausdruck ist nicht immer richtig. „Blöde steh ich fern von ihr, Wage nicht zu sprechen, O das süße Blümchen darf Meine Hand nicht brechen", sagt lange nicht so bestimmt wie im Englischen, daß er mit seiner rauhen Bewerbung sich nicht nahen dürfe, und „Ein Gedanke rein und gut, Den ihr Busen hüte," erscheint schwach und obendrein gesucht, gegen „Or some pure gentle thought, To be blest with her bosom, gehalten.

Die Brautfahrt trägt das volksthümlichste Gepräge. Im Vorgesicht schaut der Erzähler sieben Menschen im Meer verunglückt, Prophezeihungen und Verwünschungen verkünden dem Lord von Helvellyn den Untergang seines Hauses, der Anschein ist dagegen, aber Seher und hexenartige Weiber behalten, wie das in einer Sage sich von selbst versteht, Recht. Das Holprige in den Versen des Wechselgesangs, darf nicht, ohne große Ungerechtigkeit dem englischen Gedicht zugerechnet werden.

Walter Selby ist gleichermaßen national, und zwar in realer und idealer Beziehung. Zuerst wird mit der gewandten Darstellungsgabe eines Scott die häusliche Einrichtung eines wohlhabenden cumberlandischen Landmanns beschrieben, dann versetzt Dame Selby, die es noch immer nicht verschmerzen kann, daß eine Tochter der Selby's sich erniedrigte, einen ahnenlosen Landmann ihre Hand zu reichen, in die abenteuerlichen Zeiten, als der Prätendent seine Ansprüche geltend zu machen suchte, und alle alten Sagen und fabelhafte Meinungen erwachten. Dame Leonore sieht von einem wegen Zauberspuks übel berüchtigten steilen Berg, herab eine Geisterschar reiten; es sind die Gestalten derer, die im

Digitized by Google

nächsten Gefecht erliegen sollen, ihr Bräutigam ist unter ihnen. — Das Unheil drohende Gesicht war kein täuschendes, Walter stirbt in der Braut Armen, die fortan nur in der Vergangenheit ihr Daseyn fristet, eine Verächterin des Neuen, eine lebendige Chronik der Thaten ihres Hauses, der Ereignisse ihrer Jugend.

Die vielen Lieder in dieser Erzählung geben zu der erfreulichen Betrachtung Raum, daß der Uebersetzer den Ton wie den Sinn treffen könne, wenn er sich ernstlich mühe; hie und da wäre ein Ausdruck vielleicht zu ändern, Wesentliches wurde jedoch nicht verabsäumt. In der Prosa kommt einigemal das Wort Quark statt frischen Käses, geronnener Milch vor, es mag das richtigste seyn, hat aber etwas Misfälliges, dem die Genauigkeit weichen sollte.

32.

---

## Ansichten von Italien, nach neueren ausländischen Reisebeschreibungen herausgeg. von H. Hirzel.

(Beschluß aus Nr. 294.)

Eben so zweckmäßig würde es gewesen seyn, wenn alles Antiquitäten Betreffende weggeblieben wäre. Es versteht sich von selbst, daß man in diesem Fache bei einer Dame nichts als die alltäglichsten Ansichten finden kann, und die noch dazu nicht selten ohne Entstellung. So hören wir S. 82, daß „die römischen Könige größtentheis aus (sic) fernen Städten abstammten, wo man Künste und Wissenschaften cultivirte." S. 127 wird uns mit großer Zuversicht versichert, daß die Mosaik von Palestina mit der Beschreibung, die Plinius davon macht, übereinstimmt, und es versteht sich von selbst, daß sie, nach der nun fast vergessenen Meinung dem Sulla zugeschrieben wird (Nibby, Viaggio antiqu. II. 294). Wir müssen die abgetragenen Conjecturen wieder hören (S. 92), Rom sey in dem Krater eines Vulkans gebaut, und (S. 83) der Emissar des Albanersees sey eine List der Priester gewesen, um die Römer die Kunst des Minirens zu lehren (Niebuhr, II. 235). Dazu kömmt noch eine eigne, die wenigstens wohl nicht glücklicher seyn dürfte; nach S. 94 nämlich wäre Caeculus (Virg. Aen. VII. 678) „nichts weiter, als der Sohn eines ausländischen Grobschmiedes." Hieher gehören auch andre Irrthümer, die der weiblichen Beschränktheit zuzuschreiben sind. Z. B. S. 22, die dreiste Behauptung, Dante rede in Hölle, Fegefeuer und Paradies von den Herzögen von Poli, die lächerliche Erzählung (S. 138), Papst Sixtus V. habe sich, um die Räuber gehörig zu erspähen, als Eseltreiber verkleidet, von ihnen fangen lassen, wie die andre (S. 152), daß die Räuber Morra gespielt hätten, wobei jeder Fingerwurf (sic) einen Louisd'or galt. Eben so muß man es aufnehmen, wenn die Verf. eine Nachricht, die Livius (XII. 23) uns aufbewahrt hat, S. 133 dem Erceoni zuschreibt, wenn sie S. 156 die Abbruzzen eine von den „Wildnissen im Königreich Neapel" nennt. S. 96 Monte fortino (wo Rec. sich bei dem wackern Pfarrer ein Vesperbrot trefflich hat schmecken lassen) für „einen der festen Plätze der Banditen" ausgibt, die bekannte Villa des Cassius S. 217 dem Crassus zuschreibt, dem man bis jetzt noch ein Landgut bei Tivoli beigelegt hatte und endlich (auf derselben Seite) über Ariost's unsterbliches Gedicht folgendes ergötzliche Urtheil fällt: „Wie jedermann weiß, ist dieser Orlando eine Dichtung; aber nichts desto minder anziehend und ergötzlich bleibt für die, welcher im Schatten der Pinien und Cypressen jenes schönen Gartens lustwandelt, die Folge der Ideen, die derselbe (?) in dem Gemüthe hervorruft."

Nachdem Rec. durch diese Beweise seinen Tadel begründet hat, glaubt er nicht ganz irre zu gehen, wenn er den Fehlern der Verfasserin Aehnlichkeit mit deren der Lady Morgan zuschreibt. Auch in politischen Meinungen dürfte Verwandtschaft zwischen beiden Statt finden, so klingt wenigstens der Abscheu den Miß Graham S. 63 über die „moralische Lethargie" der Römer ausspricht: „Die Bewohner dieser Gegenden bleiben der Regierung so lange unterwürfig und treu, als sie ihr Volk im Frieden läßt, und diesem vergönnt bleibt, unter seinen Feigenbäumen und Weinstöcken seiner Ruhe zu pflegen."

Das Verdienst des Uebersetzers kann Rec., der das Original nicht zur Hand hat, nicht gehörig beurtheilten. Auf jeden Fall ist es Unrecht, daß man nirgends erfährt, ob man denn eigentlich wörtliche Uebersetzung oder einen Auszug in Händen habe, und daß die Anmerkungen des Uebersetzers (z. B. S. 46 und gewiß sonst noch viele) von denen der Verf. gar nicht geschieden sind. Noch schlimmer aber ist es, daß er sich so viele Sprachhärten und Fehler hat zu Schulden kommen lassen, wie sie doch bei der jetzigen Bildung unserer Sprache durchaus nicht mehr geduldet werden dürfen. Nur einige Beispiele: S. 43. „Weit die mehreren (Schminkbohnen) läßt man zur Zeitigung kommen, und aus diesen besteht einem großen Theile nach die Kost" u. s. w. S. 112. „Eine Art von natürlicher, dem Gefühle der Gefahr etwelcher Maßen zu Hülfe kommender Brustwehr," S. 129 „die Ulpianische Familie," statt die Ulpische, ein Uebersetzungsfehler (the Ulpiars family). S. 179. „Ein Einwohner anerbot sich" und eben so S. 262. S. 184. „Wie denn die Räuber überhaupt sich zur Seltenheit eines Ausländers, oder anderer Personen, von denen nicht mit Beförderung eine Loskaufsumme zu hoffen steht, zu bemächtigen suchen." S. 287. Alle diese Gedichte zeichnen sich nicht so fest durch den darin herrschenden Geist, als durch" u. s. w.

Auch an Druckfehlern mangelt es durchaus nicht, namentlich sind Eigennamen und das Italienische sehr oft schrecklich entstellt. So fehlt S. 254 zwischen der dritten und vierten der mitgetheilten Stanze die ganze Zeile:

Che aria di piombo e la terra fuoco

S. 94 ist von einem, dem Rec., der selbst in Anagni gewesen, durchaus unbekannten See von Anagni die

Rede, ohne Zweifel durch einen Druckfehler; aber die ganze Stelle bleibt dadurch so verwirrt, daß es unmöglich scheint, einen Sinn hinein zu bringen. S. 128 steht „Fegefeuer" statt Hölle und S. 244 „Marchionne" statt *Melchiorre*.

---

Seine bisherige Ausführlichkeit gestattet dem Rec. nur noch wenige Worte über die kleine Schrift des Hrn. Thibaut de Berneaud. Sie ist im Ganzen gezwungener und preciöser geschrieben, als die vorige. Um sich auf der wissenschaftlichen Höhe eines geographischen Lehrbuches zu halten, verschmäht der Verf. die schöne Begeisterung für die reizende Natur, die Fülle der Erinnerungen, und die Unbefangenheit des Lebens, die den Aufenthalt auf dem beschriebenen Felsen einen so hohen Zauber leihen. Dennoch sind die gegebenen Nachrichten nicht durchgängig gründlich genug, um auf eine wissenschaftliche Darstellung Anspruch zu machen. So liest man gleich auf der ersten Seite Suessa Pometia sey das heutige Sessa (soll heißen Sezza); da doch bekanntermaßen das erste seit der tarquinischen Eroberung verfiel und seit den volskischen Kriegen ganz aus der Reihe der Städte verschwand, während das zweite (Setia) zur Kaiserzeit eine blühende Colonie war. In der Geschichte von Circeji S. 310 wird kein Wort von der langen volskischen Botmäßigkeit dieses Ortes, die Rom erst im J. 360 erlaubte, eine neue Colonie dahin zu senden (Diodor, XIV. 102); doch das möchte hingehn; da erst neuere Forschungen über diesen Theil der Geschichte Licht verbreitet haben. Unverzeihlich dagegen erscheint die Sicherheit, mit der S. 308 von den Pelasgern gesprochen wird: „Ein kriegerisches Volk, welches, nachdem es ganz Griechenland durch seine Colonien gesittigt (!), sich nach dem Gebiete der alten Saturnia gewandt, an der Mündung des Po, an eben der Stelle, wo es gelandet hatte, die Mauern der Stadt Spina aufgeführt, und von da aus mit seinen Niederlassungen zwischen dem Arno und Liris verbreitet hat." Nun folgt von selbst, daß die Cyclopen-Mauern keine andern Urheber als die Pelasger gehabt, und die Sache ist leicht abgethan. Eben so wunderlich muß es uns Deutschen vorkommen, über Homer's Kenntniß der physikalischen Geographie genaue Nachricht zu finden; S. 315: „Er wählte den Berg Circello um seinen (m) Helden die sämmtlichen Phänomene der feuerspeienden Berge vorzuführen, und ihm das traurige Loos der lateinischen, zehn erloschene Krater in ihrem Schooße tragenden Ebene und der ganzen westlichen Küste Italiens zu schildern." S. 303 versichert der Verf. ein „sehr sorgfältiges Studium der pometischen Landschaft" gemacht zu haben, und gibt danach die 23 Oerter an, die einst diese Gegenden bevölkerten. Rec. ist keinesweges im Stande, die Tiefe dieses Studiums zu bezweifeln; aber er kann seine Verwunderung doch eben so wenig darüber unterdrücken, so neuen Orten, wie Tripontium, darunter zu begegnen, als keine Spur einer Rücksicht auf des Dionys Verzeichniß der 30 lateinischen Städte wahrzunehmen. Setia, Vitellia, Toleria dürften hierher gehören. Unter den Nachrichten über die neueren Schicksale des Vorgebirges endlich (S. 313) vermissen wir ungern die Erzählung der glücklichen Angriffe der Engländer im Jahr 1812, und einige Auskunft über die vom jetzigen Besitzer, dem Fürsten Poniatowski, ausgegangenen Veränderungen. Aber auch einige wesentliche Notizen über die Insel selbst fehlen gänzlich. So sehen wir uns vergebens nach einer Beschreibung des Grabhügels Elpenors und des dazu gehörigen Gemäuers um, wir finden keine Nachricht über das Castel Orlando; die am südwestlichen Ende des Berges in den Felsen gehauenen und zum Meere herabführenden Stufen, die von den Einwohnern il bagno di Circe genannt werden, bleiben unerwähnt, und, was das Schlimmste ist, die majestätische Grotta delle capre und ihre Schwestern, die herrlichsten Höhlen, die Rec. (der freilich in Lerici nicht gewesen ist) je sah, werden mit keiner Sylbe angeführt. Man denke sich ein 100 Fuß hohes, eben so breites und etwa 200 Fuß tiefes Gewölbe vom reinlichsten bräunlich-goldigen Tropfstein, mit weitem hochgeschweiften Eingang, zu dem das Meer hineinbraußt, und mit seltsamen Ton die zerrissenen zackigen Felsen weithin unterspielt, und nun aus der Tiefe dieser dunklen Grotte nur den einen Blick weit hinaus auf den Meereshorizont, an dem sich die kühnen Formen der Inseln Ponza und Vendotiene abzeichnen! Wahrlich, für diese Grotte allein schenkte ich dem Verf. alle seine linneischen Pflanzennamen! — Doch, nein, auch das ist dankenswerth und recht sehr, eben weil es nicht leicht sonst Einer gethan hätte. Aber, warum erfahren wir nicht, welche von den vielen gelehrten Benennungen, der milchweißen Blume mit schwarzer Wurzel, dem entzaubernden μῶλυ, wie die Götter es nennen (Odys. k. 305), zukommt? Ist es etwa das Kraut der Zauberinnen, Circaea lutetiana (S. 319)?

Was sonst in dem Büchlein lobenswerth ist, verträgt nicht wohl einen Auszug. Genaue statistische Bemerkungen über die Bewohner, Producte, Bebauung und geographische Lage des Circello. Es ist dem Rec. darunter (S. 323) die, auf eine antike Inschrift gestützte Behauptung aufgefallen, dies Vorgebirge habe einst den Namen promontorium Veneris geführt. Schade, daß der Verf. die Inschrift nicht vollständig mitgetheilt hat, und namentlich wünschte Rec. zu wissen, ob diejenige gemeint ist, die auf dem Wege von St. Felice nach Torre del Fico an einer Stelle, wo die alte Straße durch den Felsen getrieben ist, sich in diesen selbst eingegraben findet. Weder dem Rec. noch vier Jahre später einem seiner Freunde hat es gelingen wollen, sie zu entziffern.

122.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 296.

24. December 1823.

## Deutsche Taschenbücher für 1824.

10. Das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen aus dem Verlage von J. F. Glebitsch.

Dieses Taschenbuch gehört auch unter den vorzeitigen Kindern des nächsten Jahres wieder zu den ausgebildetsten, wie wir überhaupt, seitdem Herr Professor Wendt der Redaction desselben vorsteht, die Anordnung und Auswahl desselben als ein Muster für unsre Almanachs-Lieferanten aufstellen können. Eine Novelle von Tieck vermissen wir freilich in dem vorliegenden Jahrgange; aber darüber dürfen wir weder mit dem Redacteur rechten, der gewiß gern eine solche Gabe mitgetheilt hätte, noch mit dem großen Dichter, der ihm wohl gern etwas gegeben hätte, sondern mit dem Schicksal, das sich also auch in die Almanachs-Redactionen mischt und zwar mit bedeutenderem Gewicht als in die Fabel der meisten Schicksals-Tragödien.

Unter den Erzählungen empfiehlt sich Leonore di San Sepolcro von Leopold Schefer durch eine reiche, originelle und geschickt geleitete Fabel, und nicht minder durch ihr charakteristisches Gewand in lebendiger, hier und da vielleicht bis zum Grellen gesteigerter Färbung. Die Einleitung und einige Stellen des Anfangs der Erzählung erinnern durch eine gewisse naive Breite und reflectirende Geschwätzigkeit an den Styl der alten italienischen Novellen, jedoch zwingt der von allen Seiten anwachsende Stoff in der Folge zu einer compendiöseren Darstellung. Uebrigens ist die Fabel dieser Novelle so gräßlich und grausig, sowohl in ihrem Hauptmoment, wie auch in einzelnen Scenen, z. B. in der Beraubung der Klostergruft und der Verbrennung der Nonnenleiche, daß selbst der mit allen poetischen Atreus-Gastmälern der neuesten Modeküche der deutschen Literatur übersättigte Geschmack in ihr noch etwas Pikantes zu finden hoffen darf.

Rafael und seine Nachbarinnen, eine Erzählung von Ludwig Achim von Arnim. Ein Kupferstichhändler, ehemals Diener, Farbenreiber und häuslicher Vertrauter des großen Rafael, erzählt nach dessen Tode einige Begebenheiten aus dessen Leben, deren Einfluß auf seines Herrn Charakter und Kunstbildung besonders hervorgehoben wird. Das erste Blatt, überschrieben: Zu Rafaels Psyche, gibt ein geistreiches und überaus graziöses Bild von Rafaels frühester Jugendliebe, deren Erwachen auf eine bedeutsame Weise mit dem Erwachen seines Kunstgeistes in Verbindung gesetzt wird. Die folgenden Blätter haben uns weniger zugesagt; sie arten in hypergeniale Monstrositäten aus, deren tiefere Bedeutung wir zwar nicht erkennen, aber sie nichts desto weniger als Beschönigung der unschönen Gestaltungen dieser Symbolik gelten lassen können. Wir erkennen in dem Rafaelisch malenden Affen, der sich nachher als ein deutscher Künstler kund gibt, die thierische Hälfte jeder, auch der edelsten menschlichen Natur, wie denn überhaupt in der Doppelliebe zu Benedetta und Ghita die Spaltung eines himmlischen und irdischen Rafael deutlich genug hervortritt. Aber alle poetische Symbolik muß schön seyn, und das ist die Arnim'sche in den letzten Blättern dieser Erzählung nicht. Darum kann ihre Bedeutsamkeit sie gegen die ästhetischen, so ärgerlich verletzten Ansprüche nicht schützen.

Der Zauberspiegel von Helmina von Chezy. Der geistliche Liederdichter Johann Rist (aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) hat irgendwo in seinen Schriften eine wunderbare Begebenheit, deren Zeuge er, als Hauslehrer, in den früheren Jahren seines Lebens gewesen war, erzählt: wie nämlich ein altes Weib einem Mädchen, das seine Zukunft zu wissen verlangte, in einem Zauberspiegel das Schreckliche wies, was bald darauf in Erfüllung ging. Referent erinnert sich vor Jahren in einer leipziger Monatschrift diese Rist'sche Anekdote schon in neuer und weiter Umkleidung gelesen zu haben. Wäre das aber auch nicht, so müßte er dennoch die Novelle, welche die geistreiche und gemüthvolle Dichterin aus derselben gemacht hat — gewiß in Stunden, denen die Musen nicht hold waren — als verdienstlos bezeichnen. Denn wie alltäglich ist das, was als moderne Einfassung und Ueberkleidung von ihr hinzugethan worden ist! Ein heftiger, schwarzgelockter und schwarzäugiger Italiener, als glücklicher Liebhaber des Mädchens, der sanfte, blondgelockte und blauäugige Hauslehrer, als schmachtender, und ein wenig Spukdetails — die Ramberg in dem Kupferblatte zu der Erzählung besonders hervorgehoben

hat — das ist Alles. Auch die Darstellung ist von der Art, daß wir sie aus der Feder der ersten deutschen Dichterin unsrer Zeit besser erwarten sollten, und die ganze Arbeit gibt sich als eine Lückenbüßerin zwischen den Musenstunden der Verfasserin und in dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen kund.

Die Blätter aus Herr Balthasars Leben von C. W. Contessa können nur von Seiten ihrer Darstellung beurtheilt werden, da sie Fragmente sind, die eine Folge und einen Schluß noch nicht errathen lassen. Ja, es scheint fast, als habe der Erzähler in der Ausarbeitung der beiden kleinen Charakterbilder, die er hier mittheilt, selbst vor der Hand an keine Zusammenstellung derselben zu einem Ganzen gedacht. Das Ganze würde aber in jedem Falle größer gerathen müssen, als das eine Almanachs-Erzählung es fassen könnte; so ausführlich ist die Behandlung des geringen Stoffs in den beiden Blättern. Wir möchten sie mit zwei einzelnen Studien eines Malers vergleichen, dem ein großes Gemälde vorschwebt, zu dessen Ausführung er aber noch nicht gelangen kann, und der nun die eine oder die andere Gruppe, die ihm besonders deutlich und in ihm fertig ist, zu einigen kleinen Cabinetsstücken verarbeitet.

Reich und bunt ausgestattet ist der poetische, oder richtiger der versificirte Theil des Almanachs, welche Benennung wir nicht zum Nachtheil der Poeten wählen, sondern um die Erzähler nicht vom Reiche der Poesie auszuschließen. Die poetischen Neulinge lassen wir unangetastet, da ihr Einführer in das Publicum uns zu wenig von ihnen gibt, um uns einem Urtheil zu befähigen, und hier ist gerade jedes falsche Urtheil gefährlich.

Contessa der ältere gibt ein Lied: Zur rechten Zeit, welches einzelne glückliche Strophen hat. Aber das Ganze ist durch die Zusammenstellung verunglückt. Zur rechten Zeit ergreift die Schäferstunde, heißt es in der zweiten Strophe, und

Zur rechten Zeit, ihr Söhne der Hellenen,
Seyd ihr vom trägen Schlaf erwacht rc.

heißt es in der dritten. Wie reimt sich das zusammen?

Castelli's historische Ballade: Der Rettig hat einen langweiligen Leiermannston. Eine Härte in der vierten Strophe geht durch Mark und Bein:

Und es theilt sich der Kreis unterthänig;
Alsbald führt man den Bauer zum König.

Die Gedichte von Friedrich Förster haben sich zu fix und fertig gesungen in einem aus Göthismus und naiver Volksthümlichkeit und Biederkeit zusammengesetzten Tone, als daß ihre fließende Leichtigkeit uns recht zusprechen könnte. Denn es gibt eine Leichtigkeit der Natur und eine Leichtigkeit der Fabrik, und vor dieser letztern muß sich Herr Förster hüten, der wohl Poesie genug in sich hat, um seine Natur nicht so in einem Tone fest zu singen. Er mache sich also frei, je eher, je lieber, nur aber nicht zu frei in der Grammatik, wie z. B. in dem Gedicht: Die Gratulanten:

Sich mild in eurem Herz erweist rc.

Die Balladen von Ludwig Halirsch haben ergreifende Momente und ringen auf gutem Wege einem guten Tone nach. Der Bauherr vom Münster ist zu wortreich und declamatorisch bunt für den einfach großen Stoff. Kräftiger und charakteristischer ist das Nachtstück, welches die Ueberschrift Mitternacht trägt. Das Bild im Herzen verschwimmt in sentimentale Lyrik und hat nicht realen Stoff genug zu einer Ballade. Frau Leaky ist ein schwacher Nachklang alter englischer oder schottischer National-Balladen.

Hoffmann von Fallersleben hat außer einem Liebesliede von weniger Bedeutung fünf Lieder: Des fahrenden Schülers Leben und Leiden, mitgetheilt, und sie als Bruchstück aus dem 15. Jahrhundert bezeichnet. Soll das heißen, daß diesen Liedern altdeutsche Originale aus dem 15. Jahrhundert zu Grunde liegen, oder will der neue Dichter nur das Zeitalter seines Helden bestimmt angeben? In jedem Falle — wir rathen auf den letzten — hat der neue Dichter unsern Dank verdient, entweder für die zeitgemäße, geschmackvolle und doch charakteristische Ueberarbeitung der alten Lieder, oder für das geschickte Einschmiegen seiner Muse in den Volksliederton des 15. Jahrhunderts und in das Costüm des fahrenden Schülers.

Ich bin ein vielgewanderter Mann,
Ich habe gelernt, was man lernen kann,
Kann zaubern, bannen, beschwören,
Ich kann mit verbundenen Augen sehn,
Kann über glühende Kohlen gehn —
Nun muß mich ein Mädel bethören!

Mein Mädel trägt ein ländisches Kleid,
Zwei bunte Zöpfchen an jeder Seit',
Am Halse drei goldene Spangen.
Wie blicket das Auge so hin und her?
Ei, Mädel, du fängst mich wahrlich nicht mehr —
Du hast mich ja schon gefangen!

Ich glaubte doch wahrlich hell und klar,
Ich wär' euch allen ein weiser Scholar,
Könnt' Alles nach Wunsche belehren —
Ei, ei, du hohe Schule von Prag,
Da liegt deine Weisheit all' an dem Tag,
Und thät sich gar schlecht bewähren.

Mein Mädel ist ein Musikant;
Wenn Abends sie singet, so steht an der Wand
Mein Schatten und nicket und lauschet;
Und singt sie noch spat in der Mitternacht,
So hat sich mein Geist von hinnen gemacht,
Und sitzt in den Blättern und rauschet.

Mein Mädel ist ein Musikant,
Und wenn sie singet, so grunet das Land,
So blühn die Hecken und Forste,
So tanzen die Mücken im Sonnenschein,
So singen die Vögel lustig und fein,
So rufet der Kuckuck im Horste.

O Mädel, ich will dir verpfänden mein Gut,
Ich will dir verschreiben mein Herzensblut
Für alle und ewige Zeiten,
Ich will nicht mehr Griechisch verstehn und Latein,
Kein Zaubrer, Beschwörer und Banner mehr seyn,
Nie wandern von deiner Seiten.

Arnold von Thüren, eine Sage in Terzinen — welche verfehlte Form! — In Balladen behandelt, würde der Stoff leichter und glücklicher sich geformt haben. Das Kupferblatt zu diesem Gedicht ist ein Muster von gezierter Verrenkung und verdrehter Ueberspannung eines sentimental-jämmerlichen Strebens nach Ausdruck. Hat der Kupferstecher, ein Franzose, wie es scheint, Leruge, vielleicht durch höhere Potenzirung der Motive der Zeichnung eine Caricatur auf alle deutsche Almanachsbilderei machen wollen? — Es wäre ihm wohl gelungen.

Des Grafen Löben acht Lieder, Junggesellenübermuth, sind frisch und lebendig, wie Lerchen, die, mit Morgenthau besprengt, aus einem Aehrenfelde aufsteigen. Möchte doch der jugendlich gesunde Lebensgeist dieser Gedichte aus ihnen in ihren Sänger übergehn und ihm mit dem nächsten Frühlinge Kraft, Muth und Uebermuth einwehen!

Wilhelm Müller, dessen Muse wir seither nur in dem Wasser der Mühlen und dem Blute der Griechen und Türken badend gekannt haben, fängt an, ihr ein wärmeres und behaglicheres Getränk zu geben.

Meine Mus' ist gegangen
In des Schenken sein Haus,
Hat die Schürz' umgebunden,
Und will nicht heraus;
Will Kellerin werden,
Will schenken den Wein —
Da steht sie am Thore,
Und winkt mir herein.

Und wer möchte ihn zurückhalten, wenn er uns so schöne Lieder aus seiner Schenke heraussendet? Schulz hat diesem Gesange eine passende Melodie gegeben. Durch und durch vergnüglich ist auch das zweite Weinlied: Selbstgenügsamkeit des Zechers. Der Elfentraum, ein zartes Gewebe, wie Elfengespinnst im Mondschein. Die Jäger, im Gedanken neu und reich, die ganze Welt in beständiger Jagd darzustellen; aber die Ausführung scheint uns zu flüchtig, auch für eine Jagd.

Den sechs Festliedern von Friedrich Rückert fehlt natürliche Begeisterung und wahre Andacht. Sie sind gemacht, fabricirt könnte man sagen, wie fast alle neue Verse des talentvollen aber sehr tief in einen Irrgarten gerathenen Dichters, der die künstlichen Schnitzereien und Baumfiguren desselben für Gebilde der Natur hält und nachschnitzt und nachmodelt. Es scheint wahrlich, als triebe Rückert die Poesie, die er freilich commandiren kann, wie der Schauspieldirector im Faust es haben will, als eine Fabrik: Heut wollen wir hundert Sonnette anfangen, die werden übermorgen fertig; dann kommen ein Paar Schock Epigramme daran, dann liefern wir orientalische Arbeit, einige Dutzend Ghaselen, und daß wir nicht aus der Uebung kommen, lassen wir zu guter letzt italienische Waare folgen, Ritornelle, Sicilianen u. d. m. — Und nun gar auch geistliche Lieder? — Und geistliche Lieder in einem Almanach zum geselligen Vergnügen? — Diese moderne Frömmigkeitsseuche, die unsrer Kunst wie ein geistiges Venenum Venereum durch Mark und Bein frißt und sie zu einem knochenlosen Phantom machen wird, wenn nicht bald kräftiger Merkur gebraucht wird, hat also auch die Muse Freimund Raimar's ergriffen? Behüte uns der der Himmel, daß wir unsern Dichtern es verleiden wollten, geistliche Lieder zu dichten! Aber wer kann heut zu Tage in unsrer ästhetisch-frommen Welt, geistliche Lieder dichten? — Nur eine Strophe, wie Paul Gerhard, Simon Dach, oder auch Novalis? Und wer es könnte, würde der seine geistlichen Lieder in einem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen abdrucken lassen?

Die Lieder von Wilhelm von Schütz enthalten einzelne tiefe lyrische Klänge, aber kein einziges klingt rein und rund aus und zu einem Ganzen zusammen.

Unter den Liedern des Herausgebers ist das erste romanzenartige, Warnung überschrieben, das schwächste, dem wir von keiner Seite etwas abgewinnen können, was im Schönen und im Gegentheil davon bemerklich wäre. Das beste ist das Gesellschaftslied:

Auf trinkt munter, tapfre Zecher,
Bei der Freude Mahl!
Ist das Leben nicht ein Becher
In des Himmels Saal.

Was die Ausstattung des Almanachs mit Kupferstichen betrifft, so können wir ihn den vorigen Jahrgängen nicht gleich stellen, die, neben Ramberg'schen Zeichnungen, doch auch ein Paar Blätter nach guten alten Originalgemälden, zu geben pflegten. Die Galerie zu Scott's Romanen nach englischen größern Blättern empfiehlt sich nicht. Dieser englische Kunststyl will seine Länge und Breite haben, um sich behaglich und wohlhabend auszudehnen, und verliert seinen Charakter, wenn wir ihn in unsreärmliche und kleinliche Almanachs-Künstelei einzwängen. Wir möchten behaupten, daß ein englisches Kupferblatt sogar seinen schönen weißen handbreiten Rand nicht missen kann, wenn es seinen vollständigen Eindruck machen soll. 58.

---

Andere Zeiten, oder die Mönche von Leadenhall. Nach dem Englischen des Verfassers der Lollharden u. s. w., frei bearbeitet von Georg Lotz. 3 Theile. Leipzig, Kollmann.

Reichthum kann in manchen Fällen lästig werden, gleich der Armuth, und hat eben so wie diese unbequeme Folgen.

Digitized by Google

Wie viele Romane kränkeln an Dürftigkeit, an zu geringer Verwicklung des Plans; hier schadet das Gegentheil, so wie ein gesunder Körper öfters unwohl wird aus Uebermaß von Säften. Die Verwicklungen und Abenteuer, die Ueberraschungen spannen bis zum letzten Augenblick; ungeduldig den Ausgang zu erfahren, werden bei'm Lesen Gespräche und Betrachtungen, welche die Katastrophe verzögern, überschlagen, und wo möglich die drei Bändchen schnell hintereinander, in einem Strich weggelesen. Ein zu rascher Genuß führt Sättigung, wohl auch Uebersättigung als unausbleibliche Folge mit sich, will man sich jenen wieder verschaffen, so dürfte ein kleiner Ekel eintreten und der Sache Makel beigelegt werden, an denen sie eigentlich unschuldig ist, und nur die voreiligen Genießenden Ursache sind. So wird man diese andern Zeiten, die in der That alle Erfordernisse eines anziehenden Intrigue-Romans besitzen, bei der zweiten Lecture matt, die Raisonnements gehäuft und weitschweifig finden, und gar nicht begreifen, was denn das Erstemal so sehr daran fesselte, welches Räthsel gar leicht zu lösen ist, sobald man sich erinnert, daß die Aufmerksamkeit einzig auf die Verwicklung und Entwirrung, überhaupt auf Begebenheiten gerichtet war, und man darüber vergaß, um Personen und Reflexionen sich zu kümmern. Und doch verdienen es diese, wenn sie zuweilen auch etwas breit ausfallen, und besonders jene, daß man sie beachte. Der wackere ehrenfeste Lord Erpingham, der strenge racheglühende Ferdinand, der sich's und Andern so gern verbergen möchte, daß er ein Herz, und ein warmes, ein liebevolles habe; der kräftige Clifford, dem die unverdiente Schmach entehrender Strafe nur augenblicklich die Sinne verfinstern, nicht er dadurch sich selbst verlieren kann, der originelle, schlaue und doch gutmüthige Nicolaus, ehemals Hofnarr, der heuchlerische Abt Egbert, und vor Allen die heroisch liebende Elise, die wirklich das leistet, wozu das nußbraune Mädchen in der altenglischen Ballade, als der Geliebte ihre Treue auf die Probe setzt, sich nur anheischig macht, Noth, Mangel, Gefahren, Verachtung, Entbehrung jeder Zierde und Behaglichkeit des Lebens, die Launen und Härten des Erwählten zu ertragen, taub seyn gegen die Bitten und Vorstellungen des ihr verzeihenden Vaters, und treu bei dem Manne auszuharren: diese Gestalten alle interessiren mehr oder minder durch ihre Individualität, ohne Beihülfe der Begebenheit. Edmund, der erste Liebhaber, ist so ein Scott'scher passiver jeune premier, erst gegen das Ende hin wird er energisch mit Bewußtseyn und klugem Willen. Mariane erreicht Elisen nicht, allein eine anmuthige Weiblichkeit macht sie doch auch recht liebenswerth. Schade, daß sie in einigen unzarten Situationen figuriren muß, die, obgleich ohne Lüsternheit und eigentliche Unsittlichkeit behandelt, doch verletzen. Von Heinrich VIII. von England erfährt man wenig mehr, als daß er verschwenderische Pracht liebte, die Goldschmide fast noch mehr als die Schneider bei seinem Anzuge beschäftigte, bald jähzornig, bald von galanten Manieren war. Von ihm sowohl als von den historischen Personen und Begebenheiten hätte gründlicher gehandelt werden, und von den Sitten jenes merkwürdigen Zeitpunkts, den politischen Triebfedern, den sich durchkreuzenden Planen und Ansichten ein umfassenderes und lebendigeres Bild entworfen werden sollen. Mit der Aufhebung der Klöster wird der Verf. zum Verwundern schnell fertig, sollten hierbei sowohl als im Ganzen nicht einige chronologische Verstöße vorkommen?

Da nun einmal der Plan sich nicht vereinfacht, so thut der Leser wohl, um sich nicht den Genuß zu verderben, und eine falsche Meinung von dem Buche zu fassen, er liest mit Mäßigung, und mit dem Vorsatz, die Charaktere, nicht die Intrigue als die Hauptsache darin anzusehen. Geschieht dies, so wird er sicherlich mit dem Roman zufrieden seyn, und ihn als einen der bessern für angenehme Unterhaltung anerkennen.

32.

---

**Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge und gebildete Bürger, von J. Chr. Freiherr von Aretin. Erster Band. Altenburg, Literatur-Comptoir.**

Ein solches Werk fehlte bisher noch unserer Literatur, und nicht blos der unsrigen, auch der englischen, französischen u. s. w., denn die Schriften von B. Constant, Lanjuinais, und andern, wenn gleich schätzbar, sind doch nur Bruchstücke, und das auf 10—12 Bände berechnete Werk von Fritot, Science du publiciste ist seiner übermäßigen Weitläufigkeit und Redseligkeit wegen nur von geringer Brauchbarkeit. Es war daher ein verdienstvolles Unternehmen des Herrn von Aretin, daß er die Grundsätze der neuern Constitutionen in ein System zusammen faßte, und auf solche Art vorzutragen suchte, daß ihre Darstellung dem Gelehrten, wie dem Ungelehrten genügen kann. Die Brauchbarkeit dieses Staatsrechts wird dadurch erhöht, daß der Verf. überall nicht nur die Bestimmungen jeder einzelnen der bekannten Verfassungsurkunden, sondern auch eine vollständige Literatur der behandelten Gegenstände beigefügt hat, so daß, wenn er auch nichts Anderes geleistet hätte, schon dieses auf den Dank des Publicums Anspruch machen könnte. Allein er hat seiner Aufgabe durchaus Genüge geleistet und man sieht, daß er den Gegenstand mit Liebe bearbeitet hat. Das Werk soll aus zwei Bänden bestehen, von welchen der erste eben vor uns liegt. Derselbe enthält nebst einer zweckmäßigen Einleitung eine mit Umsicht und Literaturkenntniß verfaßte ausführliche Kulturgeschichte des constitutionellen Staatsrechts, worin folgende Gegenstände abgehandelt werden: Vom Land — vom Volk — von der constitutionellen Monarchie — von dem constitutionellen Monarchen — von der sogenannten Prägorative dieses — vom Thronfolger — von den Staatsbürgern — von Einführung und Aenderung der Repräsentativ-Verfassung — von den Ministern und Höflingen. Der zweite Band wird den zweiten und dritten Theil des const. Staatenrechts enthalten und in jenem die bürgerlichen, in diesem die politischen Rechte der Staatsbürger, ebenfalls mit Berücksichtigung aller neuern Verfassungsurkunden behandeln; auch soll eine Darstellung des neuesten Zustandes der Verfassungs-Angelegenheit diesem Bande beigegeben werden.*)

---

**Verbesserung.**

In dem Aufsatze über „Ritterzeit und Ritterwesen von Friedrich von Raumer" Nr. 277, S. 1106, Sp. b, Z. 15 von unten lies Bahnen für Bohnen.

*) Wir theilen den Lesern des Conv.-Bl. vorläufig nur diese kurze Notiz über das Aretin'sche Werk mit, und werden später in einer gründlichen Beurtheilung desselben darauf zurückkommen.

D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches

Conversations-Blatt.

Nr. 297.

25. December 1823.

## Ueber einige der gangbarsten Singspiele.

Unter den Singspielen jeglicher Art sind, leider! nur wenige, die nicht reichlichen Stoff zum Lachen gäben, man mag nun die Wahl und die Behandlung des Gegenstandes im Allgemeinen, oder insonderheit die Verse betrachten, in welchen die Personen sich singend vernehmen lassen. Was wird nicht alles gesungen, und in welchen Reimen oft das Erhabenste und Edelste, der unzähligen Verstöße nicht zu gedenken, welcher sich die gewöhnlichen Singspieldichter gegen den Wohlklang schuldig machen, der doch ganz vorzüglich in dieser musikalischen Dichtgattung beachtet werden sollte. Zunächst bei solchen Stücken, die einem französischen oder italienischen Texte nachgebildet sind, zeigt sich der Unfleiß oder das Ungeschick der gemeinen Theaterdichter auf das auffallendste, und die leidige Reimnoth bringt nicht selten den lächerlichsten Gallimathias oder den mattesten, trivialsten Singsang hervor, so daß man die Reimereien eines Bänkelsängers zu hören glaubt. Aus dieser Geschmacklosigkeit so vieler Singspieltexte erklärt sich auch großentheils die Verächtlichkeit, womit die Kritiker, welchen der Sinn für die Tonkunst abgeht, auf Alles, was Singspiel heißt, herabsehen. Denn ihnen macht selbst die herrlichste Musik Langweile, und wenn sie etwas lange währt, bringt sie bei ihnen ähnliche Wirkungen hervor wie bei gewissen Vierfüßlern, welche sich von den entzückendsten Harmonien heulend wegwenden. Die schönste Composition ist nicht im Stande, sie das Ungereimte der gewöhnlichen Opernreime vergessen zu machen. Wer aber die Musik liebt und seinen Sinn für diese Kunst ausgebildet hat, der nimmt an dem schlechtesten Texte nur geringen Anstoß. Sind nur Gegenstand und Behandlung dem Geiste des Singspiels entsprechend, so dienen ihm die Verse blos als Andeutungen, als ein Faden, woran er den Zusammenhang des Ganzen verfolgt, und er läßt sich von dem Tondichter willig in die Höhe seiner Kunst hinaufheben und schwebt nun, frei und ungehemmt von den Gebrechlichkeiten des Wortdichters, in dieser Höhe fort. Ihm verwandelt sich durch die Zauberkraft der Tonkunst die ärmlichste Strohhütte in einen Feenpalast; von dem Tondichter begeistert, dichtet er gleichsam unwillkürlich die Stümperverse des Poeten zu einem wahren Dichterwerke um.

Allein kann nun auch ein schlechter Text, bei glücklicher Wahl und Behandlung des Gegenstandes, dem Liebhaber und Kenner der Musik eine wahrhaft schöne Composition nicht verleiden oder ungenießbar machen, so stört er doch immer den Vollgenuß, welchen nur ein Text gewähren kann, dessen Inhalt und Form gleich dichterisch sind. Wie wenigen Singspielen dieses sich nachrühmen läßt, wird aus der Musterung von einigen der gangbarsten sich ergeben.

### 1. Titus, von Mozart.

Der Sinnesart des Titus gemäß, trägt die Composition dieser Oper den Charakter eines milden Ernstes, einer stillen Größe. Der Eindruck des Ganzen ist, ob wohl nicht eigentlich heroisch erhaben, doch durchaus großartig: die erschütternden und rührenden Scenen haben einen edlen, herzerhebenden Charakter. Den Grundton könnte man einem anmuthvollen Triumphgesange vergleichen, in welchem sich die Siegesfreude über die glücklich überwundene Versuchung zu unerbittlicher Strenge so rührend als erhaben ausspricht.

Titus selbst spricht den Hauptgedanken der Dichtung in der Arie aus:

> Steht die Herrschaft, güt'ge Götter!
> Fest nur durch Tyrannen-Strenge,
> O, so nehmt mir meine Krone,
> Oder nehmt mir dieses Herz.
> Kann ich meines Volkes Treue
> Nicht durch Liebe mir verdienen,
> O, so acht' ich nicht der Treue,
> Die die Sclavenfurcht erzeugt.

Gut durchgeführt und musikalisch wirksam ist der leidenschaftliche Charakter der Vitellia, und ihr Verhältniß zum Sextus, dessen Neigung sie schlau benutzt, um sich am Kaiser, von welchem sie sich herabgesetzt und verschmäht glaubt, blutig zu rächen. Damit bildet einen angenehmen Contrast die idyllisch zarte Wechselliebe des Annius und der Servilia, und es wird durch diese einfache, nur vorübergehend getrübte Zärtlichkeit die Spannung, in welche die großartige Leidenschaftlichkeit der Vitellia versetzt, etwas gemildert. Es ist nur zu be-

dauern, daß die Rollen des Annius und der Servilia gewöhnlich mittelmäßigen Sängerinnen zu Theil werden. Dadurch wird die beabsichtigte Wirkung des Contrastes verfehlt; es macht sich ein Abstand fühlbar, der, als zu groß, widrig wirken muß; es ist, als hörte man unmittelbar nach dem Meistergesange einer Bravoursängerin ein gemeines Volkslied von einer wandernden Harfenistin vortragen. — Jener oben angedeutete Grundton verleugnet sich selbst in dem stolzen Prachtmarsche nicht, der den Titus empfängt, als er auf dem Forum erscheint, um den Tribut besiegter Völker anzunehmen; und eben so wenig steht damit in Widerspruch der unvergleichlich schöne, innigst rührende Klaggesang des Chors auf die falsche Nachricht von des Kaisers Ermordung:

Weh! Titus ist ermordet,
Der Menschheit Stolz ist todt.

Uebrigens entspricht dem Geiste der Oper ihr Text nur selten so gut wie in den angeführten Stellen. Oefters ist er so verunglückt, daß er sich wie eine Parodie liest, wie z. B. wenn Vitellia, als Sextus den Mord zu begehen zögert, spöttisch singt:

O des eifrigen Geliebten!
Meiner spottet Jedermann.
Schnelle Rache kann mich retten
Doch mein Sextus schläft zu gut.

Höchst matt und prosaisch singt Titus:

Hört es, o Freunde, Römer!
Euch zu leben, für euch zu leben,
Dieß wird ewig mein Glück seyn u. s. w.

Dies vergilt ihm der Chor mit einem Gallimathias in den Versen:

Daß die Herrscher aller Welten
Traulich sich dir zugesellten,
Daß sie deiner segnend denken,
Sieht dein Volk, das treu dich liebt,
Und wer wagt es, zu erstaunen,
Wenn herab von Sternensitzen
Götter den August beschützen,
Der der Welt den Frieden gab?

Der Sünden wider den Wohllaut finden sich auf jeder Seite. Nur eine Probe. „Und nun ohn' weitres zu Titus!"

## 2. Johann von Paris, von Boyeldieu.

Den Stoff zu dieser Operette hat eine altfranzösische Volkssage geliefert, von welcher in seiner Schrift über die Volksbücher Görres einen Auszug gibt. Die Sage ist anziehend genug und schildert ganz ergötzlich, in gascognischer Manier, einen Charakterzug der französischen Nation, ihren Hang nämlich zur Großpralerei und eitele Ruhmredigkeit. Von dem komischen Geiste dieser lustigen, an Gasconnaden reichen Schilderung ist aber in die dramatische Bearbeitung des Hrn. St. Just nur wenig übergegangen. Die burleske Figur des ultraroyalistischen Groß-Seneschals hat er in besondre Gunst genommen und er scheint die komische Wirkung vorzüglich auf diese Caricatur berechnet zu haben. Man kann wenigstens sagen, daß sie derb und massiv genug gerathen ist, um den gewöhnlichen Zuschauer zum Lachen zu zwingen. Ueberdies hat es dem Verfasser gefallen, den nicht eben reichhaltigen Stoff in zwei Acte auszudehnen, damit das Stück einen ganzen Abend ausfülle. Dadurch sind die Scenen entstanden, welche unsingbare gemeine Dinge enthalten, wie der erste Auftritt, den das Hausgesinde des Gastwirths mit dem leeren Singsang eröffnet:

Jedermann
Streng' sich an!
Zeigt euren Fleiß!
Uebt eure Kräfte.

Oder auch Scenen, die zum Tone des Ganzen nicht passen und der Musik nicht sehr angemessen sind, wie z. B. jenes Duett, wo Johann seinem Pagen Olivier Lehren gibt, wie er sich zu verhalten habe, um ein wackerer Ritter zu werden. Daß Johann sich selber ihm als Muster und Vorbild empfiehlt, dieser ruhmredige Zug ist in diesem Zusammenhange nicht hervortretend genug, um ironisch zu wirken. So stimmt auch die Arie, wo Johann sich gelobt, ein Ausbund von Ritterlichkeit zu seyn, nicht zu dem Tone des Prahlers; sie ist zu ernsthaft gehalten und so langweilt sie nur, statt zu vergnügen. In der Bearbeitung kommen jedoch einige recht spaßhafte Verse vor, welche die Reimnoth ausgepreßt hat. Johann singt nämlich unter andern:

Ruhmgier, Empfindung und Scherz
Theile der Herrschaft Sphäre!
Gesellig vereint sey die Pflicht für das Herz
Mit der Pflicht für die Ehre!

Die Composition ist so wenig von sonderlichem Werth als die Dichtung; nur hier und da finden sich schöne Anklänge. Im Ganzen ist sie geziert und gekünstelt. Selbst die Romanze des Troubadours, die Viele entzückt, ist ein leeres Girren, ein langer tändelnder Triller. Bei dem allen findet die mittelmäßige Operette, die, des rechten Scherzes und des rechten Ernstes ermangelnd, nur wenig Vergnügliches und viel Langweiliges hat, bei der Menge nicht geringen Beifall. Dies läßt sich leicht erklären. Zunächst hat der Stoff immer etwas Pikantes und es ist nun einmal *nicht* Jedermanns Sache, diesen mit der Behandlung zusammenzustellen; und sodann ist denn Meisten *eine* solche charakterlose Musik, wenn sie nur einigen Ohrenkitzel gewährt und den Sängern Gelegenheit gibt, ihre Kehlkünste zu zeigen, höchlich willkommen.

## 3. Camilla, oder das Burgverließ, von Paer.

Diese romantische Oper ist unstreitig eine der schönsten, so es gibt. Die Dichtung hat, wie die Composition, wahren Kunstwerth, welcher freilich, wie das in der Regel immer der Fall ist, nur von der Minderheit erkannt wird. Es lohnt daher wohl der Mühe, die vorzüglichsten Schönheiten des vortrefflichen Werkes kurz

anzudeuten. Ueber das Ganze ist ein unheimliches Dunkel verbreitet, das uns schwere Missethaten fürchten, aber zugleich in dämmender Ferne Begebenheiten hoffen läßt, wodurch sie verhindert werden. Ohne solchen Hoffnungsschimmer würde das schauerlich Düstere, peinigende, qualvolle Bangigkeit erregen, und gegen den Schluß abschreckend gräßlich wirken, in jener Scene nämlich, wo Camilla auf Augenblicke von der fürchterlichen Angst gefoltert wird, ihr Kind ein Opfer des Hungers werden zu sehn. — Glücklich erfunden und ganz im romantischen Geist gedichtet ist es, daß der Zufall, ein stürmisches Ungewitter, in das halb verfallne Schloß des Grafen Ubaldo den Neffen führt, welcher als Entführer der in die Hände von Räubern gerathene Camilla, in der er die Gattin des Oheims nicht ahndet, Schuld ist an dem eifersüchtigen Zorn, womit Ubaldo seine Gemalin verfolgt, weil sie sich standhaft weigert, den Retter und Entführer zu verrathen. So wird er wider seinen Willen der Beglücker des unglücklichen Paares, wie er bewußtlos der Urheber ihrer Leiden war. Und wie kunstreich ist nicht diese endliche Wiederherstellung des Familienglücks bis zur letzten Scene hingehalten, wo nach so vielen schreckenvollen, Unglück drohenden Scenen die Errettung vom schmählichsten Untergang und bald darauf die Versöhnung den grauenvollen Kerker in den Schauplatz der höchsten Freude, des reinsten Entzückens verwandelt! — Selbst die heitern Auftritte, wie die des Bräutigams Jennaro (?), haben einen kunstgemäßen Anflug von dem düstern Colorit des Ganzen; unter andern in dem komisch schauerlichen Liede mit dem Refrain:

> Hu! bei Nacht nicht, noch bei Tage,
> Freund, dich in den Schwarzwald wage.

und dieser Refrain plagt späterhin den furchtsamen Schildknappen des Neffen, als ihn endlich der Schlaf überwältigt. — Selten sind die Chöre so schicklich angebracht, als in dieser Oper, wo sie überall ihre Stelle mit vollem Recht einnehmen; und eben so selten finden sich so vortreffliche Recitative, wie die sind, welche einen großen Theil des zweiten und dritten Aufzuges, in den Scenen zwischen Ubaldo und Camilla und zwischen dieser und ihrem Kinde, ausfüllen. Man kann sie ohne Bedenken den besten Recitativen von Gluck oder Mozart an die Seite setzen. Nur ein besserer Text, der sich mehr gleich bliebe und nicht an so vielen nachlässigen matten Stellen litte, wäre der trefflichen Oper noch zu wünschen. Wie unerträglich ist es nicht, wenn Camilla singt:

> Ach! Du kanntest nie reine Triebe,
> Und doch schlägt noch mein Herz für dich.

oder:

> Gerechte, ew'ge Gottheit!
> Du kennst all meine Triebe.
> Ach, mein geliebtes Kind zu sehn,
> Gewährst du eh' ich sterbe.
> Dir bin ich dankbar,
> Ja ewig dankbar dafür!

### 4. Die Dorfsängerinnen (Le cantatrici villane), von Fioravante.

In so echt komischen Geist gedichtet und componirt wie diese Operette, sind wohl nur wenige italienische Singspiele. Sie leiden in der Regel an zu lang ausgesponnenen Scenen und abgenützten Intriguen. Daß der Dichter die Singkünste selbst zu seinem Gegenstande gewählt hat, ist ein besonders glücklicher Gedanke. Wir sehen hier einen unglücklichen, nach seiner Versicherung durch Neid und Kabale von Stadt zu Stadt vertriebenen, und doch stets lustig gelaunten Kapellmeister; drei singlustige Dörferinnen, die wegen ihres Talents für die Bühne von Jenem reichlich belobt, einander mit Neid und Kabale verfolgen, und jede ihren Anspruch auf die prima donna durchzusetzen suchen; und endlich einen alten podagarischen, noch immer lebensfrohen Landedelmann, der von der Wuth zu singen und zu componiren besessen, mit seinem unverhofft wiedergefundnen alten Freunde Bucephalo ein Privattheater unter dessen Leitung, zu erreichen beschließt. Dieses sämmtliche Personal ist in bestem Gange zu einem musikalischen Verein, bis der martialische Carlino mit seiner wüthigen Eifersucht dazwischen fährt. Aber auch diese Unterbrechung ist komisch behandelt, indem die beiden Verehrer seiner Ehehälfte, von ihm überfallen, in Mehlfässern von seiner Wuth Schutz suchen und in diesem spaßhaften Verstecke gefunden, seiner Verfolgung blos gestellt sind. Der Tumult wird endlich durch den gewandten Don Marco beruhigt, es erfolgt eine allgemeine Versöhnung und man setzt sich nun zum Schlusse frohes Muthes nieder, um die unterbrochene Opernprobe von neuem anzufangen.

Was aber dieser frohsinnigen humoristischen Dichtung erst das wahre Leben einhaucht und den Zuschauer in die heiterste fröhlichste Stimmung erhebt und erhält, ist die unvergleichlich schöne Musik, welche in charakteristischer Hinsicht wohl nur wenig ihres Gleichen haben mag. Es zeigt sich hier auffallend, wie die Tonkunst nicht blos darauf beschränkt ist, das komische Element eines dramatischen Werkes durch heitere Töne und muntre Rhythmen zu beleben, sondern auch das Vermögen besitzt, durch mimische Ausdrücke die verschiedenen Charaktere und Situationen wahrhaft zu beseelen. — Eine recht gute, in einander greifende Darstellung dieses Singspiels gewährt einen großen Genuß, wie man ihn sonst in Berlin hatte, als Madem. Schmelz (?) die Rosine gab, Mad. Eunike die Agathe, Herr Eunike den Carlino, Herr Fischer den Kapellmeister Bucephalo und Herr Wurm den Don Marco. Es ist unstreitig eine der unangenehmsten niederschlagendsten Erinnerungen an die Vergänglichkeit aller Dinge, wenn man ein so schönes Zusammenwirken durch die Zeit zerstört sieht. — Zu leugnen ist gleichwohl nicht, daß dergleichen italienische Singspiele erst durch die Darstellung wälscher Schauspieler in's volle Leben treten; unsre Acteurs erreichen nun einmal jene weder an Lebhaftigkeit und

Digitized by Google

Keckheit des Spiels noch an Gefälligkeit und Geschmeidigkeit. Wer sich hiervon aus eigner Anschauung überzeugen will, darf nur den Bucephalo von dem Herrn Benincasa in Dresden dargestellt sehen. — Besonders in den sehr burlesken Scenen, wo der Kapellmeister von dem Sarras des Soldaten unaufhörlich in die Enge getrieben wird, kann man die Komik dieses mimischen Künstlers in allen Bewegungen und die unbeschreibliche Grazie, die dieses mannichfaltigen Gebärdenspiel, selbst in dem höchsten Affecte, begleitet, nicht genug bewundern. — — Der Text dieses Singspiels ist alles Lobes werth; nur begegnet man einigemal dem leidigen Flickreim Triebe auf Liebe, der sich auch in den oben angeführten Stellen anderer Opern findet. So singen Carlino und Rosine einmal folgendes zusammen:

Gibt jetzt mir Kraft, o Liebe!
Zu zähmen meine Triebe.
O laß mich standhaft seyn,

was denn nun gar zu kläglich lautet.

5. Die Schweizerfamilie, von Weigl.

Dies Singspiel hat, bei geringem Werthe, ungemein viel Beifall gefunden und findet ihn noch, eine Erscheinung, welche häufig genug vorkommt und auch jedesmal leicht zu erklären ist. Die ganze Dichtung hat weder Hand noch Fuß. Da gibt es einen reichen Grafen, welcher, um gegen einen Alpenhirten für die Rettung aus Todesgefahr sich dankbar zu erweisen, ihn nebst Frau und Tochter auf eine von seinen Besitzungen verpflanzt hat — ein Einfall, der weder dem Wohlthäter noch dem Belohnten zur besondern Ehre gereicht, und am wenigsten den letztern, da ein wackerer Alpenhirt — und als ein solcher wird er doch geschildert — sein Vaterland gewiß über Alles schätzt und nimmermehr sich dazu verstehen wird, einem Grafen zum Prunkstück verkehrter Wohlthätigkeit zu dienen. Daß die Wohlthat nicht echter Art war, zeigt sich bald in der Reue der Alten, die Heimat verlassen zu haben und besonders in dem Trübsinn der unglücklichen Tochter, welche sich in Sehnsucht nach ihrem Geliebten, „dem armen Jakob," abhärmt. Die halb wahnsinnigen Wehklagen, in welche sie ausbricht, sind so ziemlich in der Manier gebildeter Städterinnen, so daß man annehmen muß, der höchst humane, für alles sorgende gnädige Herr habe die liebe Emmeline zu ihrer Zerstreuung mit Büchern aus seiner Romanenbibliothek versorgt. Nach diesen romanhaften Halbheiten folgt gegen den Schluß ein romantischer Zug: der arme Jakob, vom Genius der Liebe geleitet, ist so glücklich, die lang gesuchte Emmeline wieder zu finden, weshalb aber die Aeltern nicht eben Ursache haben, den frommen Gesang anzustimmen:

Er lebet noch der alte Gott.

Nur zwei Figuren sind gut gerathen: der Gärtner und der Gärtnerbursche. Den letztern haben Recensenten, die sich, um für tiefe Denker zu gelten, der mürrischen Ernsthaftigkeit befleißigen, als geschmacklos und ungehörig, streng getadelt und verworfen. Er ist aber in der That ein sehr belustigender Rüpel und zwar vornehmlich in der Scene, wo er seinen hohen Kritikern den meisten Anstoß gibt, da nämlich, wo er die Herzensergießungen der liebekranken Emmeline zu seinen Gunsten deutet, und sich selig preist, an ihrer Liebe, die sie nur noch nicht ihm zu bekennen wage, nicht länger zweifeln zu dürfen. Zuweilen gelingt es solchen Kritikern, ihr Afterurtheil geltend zu machen. So haben sie z. B., wenigstens von der berliner Bühne, den spaßhaften Schildknappen verbannt, der in dem unterbrochenen Opferfeste doch ganz ergötzliche Dinge vorbringt.

Wie kommt es nun, daß bei allen angeführten Gebrechen die Schweizerfamilie so viel Glück gemacht hat? Einmal ist so ein überaus gnädiger und herablassender Graf für gar Viele eine anziehende Erscheinung, sodann hat die Familie einen idyllisch-romantischen Anstrich und die gute Emmeline in ihrer Liebesnoth viel Rührendes für zarte Seelen, und endlich wird auch durch die, auf Befehl des Grafen hervorgezauberte Heimat der guten Schweizer die Schaulust befriedigt. Doch mehr als dies Alles wirkt die einfache, herzinnige Musik, die Jedermann anspricht. Der Text an sich gehört zu den guten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Aus Italien.

Die Akademie della Crusca vertheilt alle fünf Jahre einen Preis von tausend Scudi, für ein italienisches Werk, das nach der Mehrheit der Stimmen von den Mitgliedern der Crusca für ausgezeichnet ist erklärt worden, d. h. für vorzüglich seinem Stoffe nach und rein und elegant in der Sprache. Diese Preisvertheilung tritt im J. 1825 wieder ein und der Arciconsolo der Crusca, Francesco del Furia und ihr Secretair Gio. Batt. Zannoni machen daher bekannt, daß für die Preisbewerbung von 1825 1) Italienische Werke in Prosa oder in Versen, gedruckt oder auch noch in Handschrift angenommen werden, 2) daß die Handschriften sauber und leserlich seyn müssen, und daß das Quinquennium der gedruckten Bücher, mit dem J. 1819 einschließlich angefangen, mit dem December 1823 endet. 3) Daß Uebersetzungen nur aus dem Lateinischen und Griechischen zulässig sind. 4) Daß alle Werke, Handschriften wie gedruckte, die eingeschickt worden, Eigenthum der Akademie sind, den Verf. der Handschriften bleibe es aber erlaubt, auf eigne Kosten Abschriften mit Genehmigung der Akademie machen zu lassen. 5) Postfrei müssen die Werke vor dem 31. December 1823 eingesandt werden. Verspätungen machen alles Anspruchs verlustig. 6) Wer ungenannt bleiben will, muß die gewöhnlichen Formen beobachten und 7) müssen die Verfasser der eingesandten Handschriften, vor der Einlösung des Preises das Werk, das ihn erhielt, drucken lassen. Veränderungen daran sind ohne Einwilligung der Akademie bei'm Drucke nicht gestattet. Der Preis selbst ist vom jetzigen Großherzoge Ferdinand III. durch ein Rescript vom 19. Novbr. 1814 gestiftet und seine Vertheilung durch spätere Befehle vom 7. und 19. Januar 1819 so angeordnet. —

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 298.

29. December 1823.

## Ueber einige der gangbarsten Singspiele.

(Fortsetzung aus Nr. 297.)

### 6. Fidelio, von Beethoven.

Mit diesem, dem Französischen nachgebildeten Singspiel ist es dem Dichter besser gelungen. Hier hat Alles einen ungekünstelten wahren Zusammenhang, der schauerlich geheimnißvolle Ton ist durchweg gut gehalten, und das Rührende ist von solcher Art, daß wir uns dadurch zugleich erschüttert und erhoben fühlen. Besonderes Lob verdient die geschickte Steigerung des Interesses bis zur endlichen Entscheidung. Nur in einer Stelle leidet der Text sehr an Unklarheit, wenn nämlich der Wütherich Pizarro singt:

Schon war ich nah im Staube
Dem lauten Spott zum Raube
Dahin gestreckt zu seyn.
Nun ist es mir geworden,
Den Mörder selbst zu morden.

Was soll man sich bei diesen Worten denken? — Der berühmte Name des Tondichters hat der Composition einen großen Ruf gemacht. Von Vielen seiner Verehrer wird sie als ein vollendetes Meisterstück, das einzig dastehe, hoch gepriesen. Allein der Unbefangene, der sich von dem bloßen, wenn auch wohl verdienten Ruhme eines Künstlers nicht blenden läßt, kann nur in Bezug auf einige Hauptstellen in jenes Lobpreisen mit einstimmen; im Ganzen muß er die Composition hypergenial, bizarr und überladen instrumentirt finden. Die stärksten Stimmen sind hier und da nicht vermögend, durch die Instrumentalbegleitung hindurch zu bringen, so daß es, wenn diese Manier die Oberhand gewinnen sollte, Noth thäte, den geplagten Sängern mit Singröhren, ähnlich den Sprachröhren, zu Hülfe zu kommen. Auch gibt es der declamatorischen Musik zu viel, und sie ist nicht immer zweckmäßig angebracht. Unvergleichlich schön ist das Finale des ersten Aufzuges, und besonders herrscht in dem Gesange der auf einige Augenblicke an Luft und Licht gelassenen Gefangenen:

O welche Lust, in freier Luft
Den Athem leicht zu heben;
Nur hier, nur hier ist Leben,
Der Kerker eine Gruft!

eine Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks, die selbst das Felsenherz eines Gefangenwärters erweichen müßte. Dieselbe Innigkeit spricht aus dem Duett zwischen Florestan und Leonore, welches anhebt:

O namenlose Freude!
Mein Mann an meiner Brust u. s. w.

wo nur das mein Mann etwas zu alltäglich, zu familiair lautet. In dem das Duett schließenden Gesange Beider:

O namenlose Freude!
Nach unnennbarem Leide
So übergroße Lust.

feiert die Musik einen ihrer schönsten Triumphe.

### 7. Armide, von Gluck.

Zu dieser großen Zauberoper hat der sechszehnte Gesang von Tasso's befreitem Jerusalem den Stoff geliehen. Die Wahl ist sicherlich nicht zu tadeln, aber an der Behandlung des schönen Gegenstandes läßt sich Manches aussetzen. So ist die lange Scene der Furie des Hasses mit ihrem Gefolge wunderlich herbeigeführt und überdies widerlich anzuhören und anzuschauen. Auch ist es sehr seltsam und mit dem Sinne des Ganzen in Widerspruch stehend, daß dem Liebesglücke, welches Rinaldo in Armidens Armen genießt, keine besondere Scene gewidmet ist. Denn in der ersten Scene des fünften Aufzuges, wo Beide zum ersten Mal zusammen erscheinen, ist das Glück der Liebe schon durch die Ahnung der Zauberin getrübt, daß es bald werde auf immer zerstört werden. Bekanntlich hat Tasso gerade den Rausch der süßen Leidenschaft, in welchem der Held, nur dem Augenblicke lebend, Ehre und Ruhm vergißt, in vorzüglich schönen Stanzen ausführlich geschildert, und dies konnte er nicht wohl unterlassen, da eben dieser Wonnerausch der Hauptgegenstand dieser ganzen Dichtung ist. Um so mehr muß befremden, daß Quinault — denn nach diesem ist der deutsche Text gedichtet — seinem Vorbilde hier nicht treu blieb. Raum genug hätte sich für diese Hauptscene gefunden, wenn die erwähnte Furienscene und die zweite Scene des letzten Aufzuges weggeblieben wäre; so widrig jene Scene, so überflüssig ist diese und nur von geringer Wirkung, da ähnliche und weit anziehendere Auftritte dieser Art vorhergegangen

sind. Hiervon abgesehen, hat die Dichtung des Quinault viel Opernmäßiges und ist ganz dazu geeignet, einem so großen Tondichter wie Gluck Anlaß zu den herrlichsten Schöpfungen zu geben. Hier zeigt Gluck vornehmlich seine Vielseitigkeit; das Gemälde wollüstiger Ueppigkeit, süßer Liebesberauschung athmet eine Weichheit, eine Auflösung in Sinnengenuß, eine Einwiegung in die schmelzendsten Gefühle, daß die Zauberkraft von Armidens Reizen sich jedem Empfänglichen fühlbar macht. — Die deutsche Nachbildung leidet öfters an einer geschraubten, auf Stelzen gehenden Sprache. So sind dem Könige von Damas folgende Worte in den Mund gelegt:

Schon seh' ich nah' der Parze Stahl mir drohen.
Des Lebens Traum ist bald entflohen.
Dies Haar erbleicht, mein Greisenhaupt wird kahl; —
Nur Ein Wunsch ist's, nach dem ich lodre:
Eines Gatten Wahl,
Die einen Königsstamm Armidens Reich verheißt,
Von ihrem edlen Blut und weisen Geist.
Dann, herbstlich Laub, fall' ab!
Dann, strenges Schicksal, fodre!
Folgt dies Bild mir nach, ruhig modre
Ich in deiner Nacht, banges Grab.

## 8. Belmonte und Constanze, von Mozart.

Dies Singspiel hat das Eigene, daß die Hauptfigur, der Bassa Selim, von welchem das Wohl und Wehe aller übrigen Personen abhangt, immer nur pathetisch declamirend, nie singend auftritt; und ob er gleich für ein Musterbild von unerschöpflicher Güte und Großmuth gelten soll, doch sehr starke Anwandlungen von türkischer Gewaltthätigkeit und Despotenlaune hat in der Scene, wo er die unerbittliche Constanze zur Erwiderung seiner glühenden Liebe zu bewegen sucht. Man darf freilich annehmen, daß es dem sanftmüthigen, humanen Renegaten mit den sultanischen Drohungen kein rechter Ernst ist; er will nur versuchen, ob die Schöne nicht durch bloße Furcht nachgiebig zu machen sey. Allein bei dem allen bleibt er doch eine seltsame Figur, an welcher die außerordentliche Großmüthigkeit sich so sonderbarlich ausnimmt, als wäre sie ihm nur zum Scherze, gleichsam wie ein Maskenkleid, umgeworfen. Wird dieses von selbst sich darbietende Parodische vom Schauspieler mit gehöriger Mäßigung angedeutet, wie dies ehemals auf dem berliner Theater Herr Unzelmann that, so wird dieser verfehlte Bassa durch die ihm beigemischte leise Ironie eine sehr ergötzliche, recht komische Erscheinung; da er hingegen, ganz ernsthaft genommen, wie er jetzt dargestellt wird, nur Gelächter erregt. Eine unvergleichlich schöne Verherrlichung des großmuthvollen Selim ist der Schlußgesang seiner Leibwache, welcher also lautet:

Bassa Selim lebe lange,
Ehre sey sein Eigenthum!
Seine holde Scheitel prange
Voll von Jubel, voll von Ruhm!

Nicht viel besser als diese Verse sind die übrigen Gesänge ernsten Inhalts. So schließt eine Arie Constanzens mit den Worten:

Und nun schwimmt mein Aug' in Thränen,
Kummer ruht in meinem Schooß.

und Belmonte, als er die Geliebte wiederzusehen erwartet, singt höchst seltsam:

Dich voll Wonne und Entzücken
An mein treues Herze drücken
Lohnt fürwahr nicht Krösus Pracht;
Daß wir uns niemals wieder finden!
So dürfen wir nicht erst empfinden,
Welchen Schmerz die Trennung macht!

Weit besser gerathen sind die komischen Partien, und in echttürkischer Manier der Aufseher Osmin; nur begreift man nicht recht, wie der so menschenfreundliche Selim einen solchen bärbeißigen Barbaren über sein Haus setzen konnte. Die Musik macht diese komischen Scenen wahrhaft ergötzlich durch den mimischen Ausdruck, der vielleicht in keinem Singspiele von Mozart so sprechend ist, so wie der reine Enthusiasmus hoher Liebe wohl nirgend in solchen begeisternden Tönen sich vernehmen läßt wie in dem letzten Duett zwischen Belmonte und Constanze.

## 9. Röschen, genannt Aescherling (Cendrillon), von Isouard.

Das arme Röschen wurde bei seinem ersten Erscheinen von den Freunden der alten Deutschheit hart angefahren. Sie warfen dem französischen Dichter vor, das tief Mystische und Schauerliche des alten Mährchens ganz vernachlässigt zu haben, und waren überdies höchst erbittert auf den deutschen Bearbeiter, daß er sich unterfangen habe, den altdeutschen, so bedeutungsvollen, durch die Zeit gleichsam heilig gewordenen Namen Aschenbrödel in das modern klingende Aescherling umzuwandeln. Man achtete auf ihre Ereiferung nicht und fand sie nur so belustigend wie ihre ernstliche Aufforderung, doch ja mit der Gründlichkeit, welche einem deutschen Gemüthe gezieme, nachzuforschen, auf welchen Krieg im verbrannten Pommerland das bekannte alte Kinderlied: Maikäfer flieg — hindeuten möge. Aescherling fand den Beifall, den sowohl die Dichtung als die Composition verdient. Die Elemente des Rührenden und des Komischen sind geschickt verbunden, und die Rollen der beiden hochmüthigen Schwestern, des alten ahnenstolzen Landjunkers Baron von Montefiascone und des Ritters Dandini, der den Fürsten vorstellt, so ergötzlich, als anziehend der Fürst und dessen der Magie kundige Mentor, der ihm das liebenswürdige, verkannte und mishandelte Röschen zuführt. Der Text ist ziemlich gut gerathen; hin und wieder jedoch etwas steif wie im folgenden Verse:

Entfern' es nie, das leicht gelenkte (Herz)
Von dem Glück der Schuldlosigkeit!
Dein Schmuck, der auf Unschuld beschränkte,
Sey Einfachheit!

Wollte man aber auch annehmen, es sey zum Tadel

der Altdeutschler gegründet und gar nicht zu bezweifeln, daß ein deutscher Dichter das schauerlich Mährchenhafte des Stoffes poetischer behandelt hätte, so ist ja damit nichts gewonnen. Warum nehmen sich denn unsre besseren Dichter und Tonkünstler so wenig des Singspiels an? Wäre es nicht baare Thorheit, in Erwartung, daß sie irgend einen allgemein bekannten, für musikalische Bearbeitung besonders geeigneten Gegenstand für die Opernbühne bearbeiten werden, die Bearbeitung eines solchen Gegenstandes von einem ausländischen Dichter unbenutzt zu lassen, weil sie vielleicht nicht allen Kunstforderungen entspricht? Bei dem geringen Eifer, welchen unsere Poeten überhaupt für die Bühne zeigen, sey es nun aus Mangel an Aufmunterung, oder aus Abneigung gegen das jetzige Theaterwesen, oder aus Scheu vor den Schranken theatralischer Dichtung, sind die Directionen schlechterdings genöthigt, zu ausländischen Erzeugnissen des Tages oder der Vorzeit ihre Zuflucht zu nehmen, und es ist lächerlich, wenn unsre Kritiker bei der jedesmaligen Erscheinung eines vom Auslande entlehnten Stücks in Klagen über den Mangel an einheimischen Dramen ausbrechen und recht geflissentlich die Fehler und Mängel des fremden Products aufsuchen.

## 10. Iphigenia in Tauris, von Gluck.

Diese große Oper gilt in jeglichem Betracht für ein Meisterstück, und dies mit vollem Recht. Wort- und Tondichtung sind dem Geist und Sinne des alten Mythos so gemäß, und von solcher einfachen Erhabenheit und zugleich von solcher Anmuth, daß sie an Göthe's herrliches Schauspiel dieses Namens erinnern. Einige haben das moderne musikalische Drama nicht schicklich mit den griechischen Dramen verglichen, weil in diesen bekanntlich die künstlichen Rhythmen der Rede von einer, unserm Recitative ähnelnden Musik begleitet wurden: von dieser Oper kann man wenigstens sagen, daß man dabei etwas, wenn auch nur entfernt Aehnliches empfindet, als die Alten bei ihren Tragödien mögen empfunden haben. Aber eben wegen dieser, durch das Ganze herrschenden edlen Einfachheit, und weil der Stoff einige Bekanntschaft mit der alten Götterlehre und der griechischen Denk- und Sinnesweise voraussetzt, kann dieses Meisterstück doch nur für die Minderheit ganz befriedigend und genußreich seyn, — und dieses auch nur dann, wenn Iphigenia von einer Sängerin dargestellt wird, die zugleich eine vorzügliche Schauspielerin ist. Denn diese Rolle erfordert bei der würdevollen Haltung, wie die Oberpriesterin Dianens und die Königstochter sie verlangt, zugleich eine tiefe Innigkeit und Lebendigkeit der Darstellung, einen höchst seelenvollen Vortrag. Nur dann thun die unvergleichlich schönen Recitative, unter andern die treffliche Erzählung des Traumgesichts:

> Ich sah in dieser Nacht
> die Burg der Ahnen wieder u. s. w.

und so manche tiefempfundene Stelle, wie z. B. die innig rührenden Worte:

> Es ist geschehen! All' die Lieben deckt
> das Grab! — Ihr bangen Ahnungen,
> so täuschtet ihr mich nicht.

ihre volle Wirkung. Hier ist es mit einer imponirenden Gestalt und Geberdung so wenig allein gethan, als mit einer klangvollen, kräftigen Stimme. Die verewigt Schick war in dieser Rolle wahrhaft groß und einzig, und ist bis jetzt nicht erreicht, geschweige übertroffen worden. — Der Text dieses Meisterwerks ist dessen würdig. Nur ein kleiner Flecken, der leicht zu tilgen ist, gibt einigen Anstoß, wenn nämlich Iphigenia zum Orest sagt: „Leb' du und diene mir," und Orest hierauf erwidert: „Ich kann's nicht ohne Laster."

## 11. Die verfängliche Wette, von Mozart.

Diesen Titel führt die neueste Bearbeitung des berühmten Così fan tutte. Die nicht eben geistreiche Intrigue ist lang ausgesponnen, und die Prüfung der Treue der jungen Schönen geht zuletzt über allen Scherz hinaus, so daß man nicht begreift, wie die beiden Bräutigame gar keinen Anstand nehmen, ihnen ihre so weit getriebene Untreue sogleich zu vergeben. Indeß fehlt es doch nicht an wirklich komischen Scenen, und die herrliche Musik enthält eine solche unerschöpfliche Fülle der heitersten Jovialität, daß dieses Singspiel doch immer eines der vergnüglichsten bleibt. In der burlesken Sterbescene hat der neue Bearbeiter einen Magnetiseur eingeführt, dessen Hokuspokus sich komisch genug macht. Es ist zu verwundern, daß man den wieder aufgelebten Magnetismus, der doch so manche Schwäche und eben deshalb so viel Scharlatanerie zeigt, noch nicht wieder auf die Bühne gebracht hat, wie dies vor etwa dreißig Jahren Iffland mit glücklichem Erfolge that. — Der Text ist recht hübsch.

## 12. Lilla oder Schönheit und Tugend, von Martin.

Daß Cosa rara schon seit vierzig Jahren ein Lieblingsstück der italienischen wie der deutschen Bühne gewesen und noch immer ist, zeugt unwiderleglich von ihrem bleibenden Werthe. Die idyllisch gehaltene Dichtung hat viel Liebliches und Anmuthiges, und bei der Einfachheit der Intrigue doch Mannichfaltigkeit genug und mehr, als dies bei den wälschen Singspielen dieser Art gewöhnlich der Fall ist. Die sanfte, ernste Lilla, und der zärtliche Lubino bilden mit der lebhaften, scherzliebenden Bertha und dem hitzigen Tito einen angenehmen Contrast; und die Eifersucht der beiden Liebhaber, das Schmollen und Zanken mit ihren Bräuten vor und nach der Ehe, und die Versöhnungsscenen bleiben, trotz der Wiederholung, doch immer anziehend. Durch die Gegenwart der jagdliebenden Königin, welche die Schiedsrichterin der Liebeshändel macht, wird das Ganze in eine höhere Sphäre gehoben, ohne von seinem Charakter etwas einzubüßen; denn die Verfolgungen des Infanten und die vom alten Oberjägermeister Corrado betriebenen Ränke gehen an den beiden ländlichen Liebespaaren

leicht vorüber. Wer kennt nicht die höchst anmuthige, melodienreiche, lebensvolle Musik, wen hat sie nicht mehr als einmal entzückt? Die Gesänge sind so einschmeichelnd, prägen sich so leicht und so tief ein, daß sie wie von selbst im Gedächtniß haften. Mozart hat sich selbst einer Reminiscenz von einer der lieblichsten Arien nicht enthalten können, wenigstens hat Bertha's wohlbekannte Arie: „Liebst du mich wieder, mein theurer Junge" — eine auffallende Aehnlichkeit mit der Arie der Zerlina: „Wenn du fein fromm bist" im Don Juan. — Der Text ist artig genug; nur in dem allerliebsten Gesange der muntern Bertha: „Mit Geld wollt ihr uns fesseln," ist er gar zu deutsch, d. h. plump und massiv gerathen, indem sie am Schlusse die Verse singt:

Mir ist mein guter Tito,
Bei einer Buttersemmel
Und mit der Pfeif' im Munde,
Weit schätzbarer und lieber
Als alle reiche Herren.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Der Freiherr und sein Neffe.** Von Chr. J. Salice Contessa. Breslau, bei Max.

Die Alten hangen am Alten, die Jungen lieben das Neue, das ist herkömmliche Ordnung; aber nicht ist es in der Ordnung, daß beide Theile dabei sich so vernünftig betragen wie in dieser Erzählung. Der Oheim hält sehr viel auf die Vorrechte seines Standes, auf aristokratische Feudal-Verfassung, aber er ist kein Ultra, er nimmt es eben so streng mit den Verpflichtungen der Gutsbesitzer gegen die Unterthanen, als umgekehrt; väterlich soll die Gewalt, väterlich aber auch die Vorsorge seyn. Ist er stolz auf den alten Edelmann, so soll dieser durch edle Thaten den Ahnen sich würdig erzeigen und durch Gesinnung und Betragen sich vor den Unbevorrechteten auszeichnen, als Stütze des Throns, als Muster für die niedern Stände dastehen. Nur darein kann er sich nicht finden, Bürgerliche sich gleich zu stellen, es kostet ihm selbst einige Ueberwindung, einzugestehen, daß der Commercienrath Müller ein Ehrenmann sey. Die Franzosen haßt er als Neuerer und Umstürzer der gesetzlichen Formen und Ordnung, und als Unterdrücker seines Vaterlandes, denn er ist der redlichste Patriot.

Der Neffe ist gleichfalls zu den Gemäßigten zu zählen, keine Revolutionsnatur, noch in unklaren Umtrieben sich gefallend; er möchte gern gewisse Vorurtheile vernichtet sehen, aber doch noch lieber will er sie ertragen, als daß Alles in rohe Anarchie, in Pöbelherrschaft sich auflöste. Das Schicksal versetzt durch ihn dem Oheim einen tödtlichen Schlag. Gustav liebt ein Mädchen, trefflich von Gemüth, gebildet an Geist, reich an Schönheit, Anmuth und Sittlichkeit, aber sie ist, obgleich in Deutschland geboren und erzogen, die Tochter französischer Aeltern und wahrscheinlich nicht von Adel. Der Neffe opfert die Liebe den Vorurtheilen des Oheims, er will lieber dem Glück des Lebens entsagen, als seinem väterlichen Wohlthäter das Herz brechen. In einem einsamen Winkel der Pyrenäen sucht er nicht Vergessenheit seines Grams, nur Entfernung von der Gesellschaft, in der Familie eines edeln Spaniers, der, von der gemäßigten Partei, beiden Ultras mißfiel, und daher in die Verbannung gehen mußte, lindert sich durch unverfälschte Theilnahme sein Leiden, das jedoch stark genug von ihm empfunden wird, um als ein nagender Wurm an seinem Marke zu zehren. Sein treuer Gespiele, Waffengefährte, mehr Freund als Diener, schreibt in Geheim an den Oheim, ihn von seinen Besorgnissen zu benachrichtigen. Der Freiherr will eher seinen Meinungen untreu werden, als seinen Neffen verlieren, er schickt ihm die Einwilligung zur Heirath in den freundlichsten Ausdrücken und obendrein noch ein Geständniß, daß ein Gutsnachbar, Graf, aus einem alten Geschlecht entsprossen, recht gemein-schlecht gehandelt, Müller dagegen sich vornehm-uneigennützig bewiesen habe. Vor der Ankunft der schriftlichen Einwilligung hat Gustav bereits ganz unvermuthet Gewißheit erhalten, daß seine geliebte Antonie die Tochter eines deutschen Freiherrn, und einer ebenfalls adeligen und deutschen Mutter aus dem Elsaß sey. Der Freund, der ihm die frohe Botschaft bringt, ist nicht von so einfachem, leicht zu durchschauendem Wesen wie die übrigen Hauptpersonen. Unglück in der Liebe und in den Lebensverhältnissen haben ihn zum Menschenfeind gemacht, er neigt sich zum Materialismus hin, glaubt dabei an Geister, und was dazu gehört, ist erfahren in geheimen Wissenschaften, in wichtigen politischen Verbindungen, und bei alle den Widersprüchen dennoch ein redlicher Mann. Motivirt wird seine Denkweise allerdings, aber das Dunkel, das über seinem geheimnißvollen Treiben hängt, nicht sonderlich aufgehellt.

Außer diesen Charakteren tritt noch der eines eifrigen Republicaners und treuen Anhängers Napoleons hervor, eben so Feind des Uebertriebenen in der Demokratie als der Freiherr in der Aristokratie, Beide sehen sie im schönsten idealen Licht, in dem, was sie seyn könnte. Dieser Thierry, Antoniens Bruder, geht bald nach der Schwester Hochzeit mit jenem Geheimnißvollen zu den Griechen, für sie zu fechten; sie werden willkommen seyn, zumal der Wundermann mit seinen magischen Künsten.

Die schöne Mäßigung der Hauptpersonen, ihre einfache edle Art sich auszudrücken, behält der Verf. bei, wenn er blos erzählt; so ist unter andern das, was er über die Stellung der bevorrechteten Classen zu den nicht privilegirten sagt, vortrefflich. Schon einmal ließ er sich über den unseligen Geist aus, der gleich nach den Jahren des Befreiungskriegs die Menschen ergriff, und dessen Schwingungen leider noch fortleben. Statt die Spaltungen auszufüllen, riß er sie nur noch heftiger aus einander, ein Theil wollte die sich erstrittenen Rechte geltend machen, die zweite diese nicht anerkennen und stärker als je an der seinigen halten, keiner wollte sich etwas vergeben, und so entstand ein unseliges Mistrauen, wovon H. Contessa ohne Bitterkeit und ohne unzeitige Zurückhaltung spricht. Ihn noch öfterer, noch ausgeführter solche Stellungen der Gesellschaft verhandeln zu hören, ist ein Verlangen, das sicherlich ein großer Theil des Publicums mit dem Ref. gemein hat, vielleicht aber auch mit ihm die Verwunderung theilt, in dem Rundgesang am Schluß Nero und — Sand in eine Rubrik gebracht zu sehen. Ein partieller Wahnsinn wäre allenfalls der einzige Vergleichungspunkt; der Unähnlichkeiten sind jedoch so viele und so hervorstechende, daß es Geringschätzung der Leser wäre, sie ihnen einzeln aufführen zu wollen. Mag H. Contessa die Unbilligkeit bei sich selbst verantworten; wir verzeihen sie ihm um der Vorzüge seines Buches willen.

54.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 299.

30. December 1823.

## Friedrich mit der leeren Tasche.

Alle verehrlichen Leser dieses Blattes wissen (und Ref. wünscht nur, daß sie es nicht an sich selbst erfahren haben), daß es genug Friedriche mit der leeren Tasche gegeben hat und noch gibt. Selbst der große König von Preußen hätte sich in einer gewissen Periode des siebenjährigen Krieges so nennen können. Aber die wenigsten Leser werden wissen, daß es einen östreichischen Erzherzog Friedrich mit diesem Beinamen gab.

Bekanntlich hatten 1379 die Erzherzoge Albrecht III. und Leopold III. die österreichischen Länder unter sich getheilt, und wenn die albertinische Linie in ihrem Albrecht III., dem IV., dem V. und Ladislav posthumus bis 1457 blühte, so dauerte die leopoldinische Linie in der Person Leopold III., Wilhelms, Leopolds IV., Ernst des Eisernen, Friedrich IV. (mit der leeren Tasche), Friedrichs V., Albrechts VI. und Sigismund bis 1496, wo der ritterliche Held Kaiser Maximilian alle Linien und Länder in seiner Person und Hand wieder vereinigte. Nach des obengenannten Leopolds IV. Tode theilten Ernst und Friedrich so (1411), daß Ernst Steiermark, Kärnthen und Krain, unser Friedrich aber Tyrol und die habsburgischen Stammbesitzungen im Elsaß, Helvetien und Schwaben erhielt.

Tyrol hat mehrmals universalhistorisch in der Geschichte geglänzt und war besonders für Deutschlands Handel mit Venedig von höchster Wichtigkeit. Seine Geschichte ist besonders in neuerer Zeit (um der Aeltern, eines Henning, Bucelinus, Franz Adam Freiherr von Brandis, dem Tschudi Tyrols, Burglechner, Maximilian Graf von Mohr u. A. nicht weitläuftig zu gedenken) von Primisser, Michäeler, Puell, Roschmann, Seel, Wolf bearbeitet worden. Größere Verdienste indeß als alle bisher Genannte hat um die Geschichte seines Vaterlandes, Oestreichs Reichshistoriograph Hofrath und Freiherr von Hormayr, durch seine Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol, sein Tyrol im Mittelalter, seine Geschichte der großen Geschlechter im tyrolischen Hochgebirge, seine tyroler Almanache und eine Menge anderer einzelnen Arbeiten und Aufsätze, im östreichischen Plutarch, im Archiv für Süddeutschland, im vaterländischen Taschenbuch von 1821 u. s. w. Wie Wenigen standen die Urkunden (gleichsam die markreichen Knochen jedes historischen Körpers) so zu Gebote, wie ihm; aber wie Wenige wußten sie auch so unermüdet aufzusuchen, zu benutzen, mitzutheilen.

Zu diesen und andern Werken ist eben jetzt ein neues mit Fleiß und Wahrheitsliebe gearbeitetes hinzugekommen, welches durch die Bescheidenheit und den Namen des Verfassers, wie durch die Darstellung und durch Bekanntmachung von 163 Urkunden aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich gleich sehr empfiehlt.

Tyrol unter Friedrich von Oestreich. Von Clemens Wenzeslaus, Grafen und Herrn zu Brandis u. s. w. Wien bei Schaumburg. 8.

Dem höchsten Landesherrn selbst gewidmet, wurde dies Buch als ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte bei Gelegenheit der öffentlichen Disputation des Grafen in der k. k. Theresianischen Ritterakademie 1821 aus allen Rechts- und Staatswissenschaften (die 54 deutschen Theses sind voran gedruckt) geschrieben, und soll nur eine Vorarbeit zur tyrolischen Geschichte dieses Zeitraums seyn, keineswegs eine Geschichte Tyrols selbst unter Friedrichs Regierung. Unter dieser Beschränkung konnte Ref. aus Ueberzeugung diesem Werke das obige Lob ertheilen. —

Die Einleitung hebt mit 1363 oder der Uebergabe des Landes Tyrol an Oestreich durch die berühmte von ihrem Schlosse Maultasch beigenannte Margarethe an, und führt des Landes Schicksal durch die berühmte Theilung von 1379 bis zum Jahre 1406. Das erste Buch geht von 1406—1414, vom Regierungsantritt Friedrichs bis zum Concilium zu Constanz; das zweite bis zu Friedrichs Ende 1439; das dritte handelt besonders von Herzog Friedrich und der Zeit, in welcher er lebte. Alles Uebrige füllen die Urkunden. Das ganze Buch bietet ein merkwürdiges und höchst treues Bild der damaligen Zeit dar, wo noch, trotz aller Landfriedensgebote, das Faustrecht ungebändigt waltete, wo der Große und der Dynast sich frei und den Fürsten ebenbürtig, der Kirchenfürst weit über den Laienfürsten erhaben dünkte, wo unaufhörliche Conföderationen des Adels, der Städte, der Ritter (selbst ein Elephantenbund kommt vor) fast ununterbrochene Fehden veranlaßten, und der fortwährend erschütterte Besitz den ewigen Kampf über das Mein und

Dein in den verschiedenartigsten Formen erzeugte. Wie tief mußten die Gerichte, die Rechts- und Gesetzespflege des Reichs und der einzelnen Staaten danieder liegen; wie sehr jede Art von Cultur sinken, so fern sie sich nicht in feste Städte und geistliche und weltliche Pfalzen flüchten konnte! —

Welche Dinge mochte sich z. B. ein Bischof Georg von Trient gegen seine Unterthanen, gegen die Herzoge von Oestreich (deren einem er vier Geschirre mit vergifteten Weine vorgesetzt haben soll, deren anderer aber ihn als Mitglied der wiener Universität bei dem wiener Pedell gefangen setzen ließ), was nicht ein übermüthiger Dynast wie jener Heinrich von Rottenburg erlauben, dessen Einkünfte sich auf 20,000 Ducaten beliefen und der mit 400 wohlgeharnischten Reitern vor dem Herzoge erscheinen, und die Baiern-Herzoge zum Kampf gegen Oestreich aufreizen konnte. Eine Hauptrolle in Friedrichs Leben spielt das kostnitzer Concilium, wo Friedrich Balthasern Cossa oder Johann XXIII. noch vor dessen völliger Absetzung während eines Turniers zur Flucht nach Schaffhausen Gelegenheit gab. Wie er dann selbst entfloh und nun von dem erbosten Kaiser Sigismund in die Reichsacht gethan wurde, wie ein großer Theil seiner Länder dadurch verloren, und Tyrol ihm nur durch die Treue der Unterthanen der niedern Stände (nicht des Adels) erhalten wurde, aber das alte Stammhaus Habsburg für immer verloren ging, ist eine der anziehendsten Partien dieses Buches. Unglücklicherweise ließ sich Friedrich von den bairischen Fürsten bewegen, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, und beging damit seinen größten politischen Fehlgriff (S. 100). Auf das Aeußerste gedemütigt und doch ohne Aussicht zur Restitution, sogar in Gefahr, sein Tyrol selbst zu verlieren, wo sich sein eigener Bruder zweideutig genug betrug, entfloh Friedrich (28. März 1416) aus Kostnitz über den Arlberg in das obere Innthal nach Burg Berneck zu Hans Wilhelm von Müllnien, der, wie Hans Truchseß von Dissenhofen, genannt Ritter Molly, sein treuester Freund auch in der Noth blieb. Von da stieg er, nach alter Sage, hinab, mischte sich in die Feste des Landvolks, um dessen Gesinnung zu erforschen, und führte vermummt mit einigen Getreuen ein Singspiel von einem unglücklichen, verfolgten und seines Landes beraubten Fürsten auf. Und als die biedern Landmänner ihres eigenen Fürsten dabei in tiefer Rührung gedachten, warf er Muschelkragen und Pilgerstab hinweg und gab sich zu erkennen. Da schworen ihm die hocherfreuten Bauern Treue bis in den Tod. Als aber der Adel sich gegen ihn verbündete, barg er sich bei dem Pfarrer Heinrich von Flauerlingen, in dessen Pfarrhofe man noch die verborgene Oeffnung zeigt, durch die er auf den Hochaltar der Kirche sehend, die Messe hören konnte. Von da floh Friedrich in die einsame Wildniß des Oetzthales, wo der Rofnerhof die letzte Stätte ist, da Menschen nächst den Fernern wohnen mögen. Dann wagte er sich herab nach Fineil, im Schnalserthal, endlich in das Etschthal nach Meys zum Müller Hendl, dessen Frau, als sie ihn kämmte, an der goldenen Kette ihren Herzog erkannte. Dankbar soll er nachher dem Rofnerhof das Asylrecht, dem Fineilerhof Steuerfreiheit und dem Müller Hendl Standeserhöhung gewährt haben. (Wirklich führen die Grafen von Hendl noch ein Mühlrad im Wappen.) — Zwar verglich sich Friedrich mit seinem Bruder Ernst, aber nun traf ihn auch 1417 der Kirchenbann. Doch im folgenden Jahre söhnte sich Friedrich mit Sigismund aus und wurde der Acht und des Bannes entledigt, aber ohne viel von seinen Verlusten wieder zu bekommen. In jener Zeit der Flucht und Noth nannten ihn seine Feinde den Friedrich mit der leeren Tasche; indeß die folgenden Regierungsjahre hatten diese wieder so bedeutend gefüllt, daß derselbe Mann, der vor dreißig Jahren den baselern Bürgern seinen Perlenrock für 1800 Ducaten versetzen mußte, 69 Mark goldenes Geschmeide, 1272 Mark Silbergeräthe, 46 Centner 86 Pfund Silber in kleinen Fässern; dann kostbare Edelsteine, Perlen und unverarbeitetes Gold, und an gemünztem Gelde 14,500 Ducaten und 54,500 rh. Fl. seinem Sohne hinterlassen konnte.

Seine Fehler, leicht aufbrausendes Gemüth und Mangel an Klugheit, waren zum Theil Folgen einer schlechten Erziehung; dagegen unerschütterliche Standhaftigkeit und Treue und eine in jenem Zeitalter ungewöhnliche Zuneigung zum Landvolke ihn sehr vortheilhaft auszeichnen, wenn auch für letzteres ihm der Adel desto abgeneigter wurde. Oft ging er unerkannt in Bauerntracht unter dem Landvolke herum, um dessen Noth und Klagen selbst zu hören. Uebrigens erstreckte die heilige Fehme ihre Gewalt auch in die Thäler Tyrols, wie eine Urkunde deutlich besagt. Von Wissenschaft und Kunst war wenig Spur. Nur der edle Minnesang hatte in den weit gepilgerten Oswald von Wolkenstein seinen Priester. Auf seiner Burg Hauenstein besang er einfach und rührend Gegenstände der schönen Natur, Leiden und Freuden der Minne, insonderheit mit der schönen Königin aus Aragonien, die ihn zum werthen Andenken mit einer goldnen Kette und dem Kannen- und Greifenorden geschmückt hatte. — Die Einkünfte des Herzogs beliefen sich laut der wichtigen Urkunde 134 auf 70,482 rhein. Gulden. Seine Hofhaltung war äußerst einfach und prunklos. Auch der Adel lebte meist haushälterisch und zurückgezogen auf seinen Burgen, weil es ihm theils an Gelegenheit zu glänzen, theils auch an Mitteln dazu fehlte, denn die Güter Tyrols trugen erstlich wegen der Natur des Bodens weniger ein, sodann auch, weil in Tyrol die Bauern größtentheils frei und nicht dem Adel unterthänig waren. — Ueberdies stellte die Verfassung dem Adel die Bürgerschaft und das Landvolk an die Seite. — So gab es doch damals einen Winkel Deutschlands, wo jene furchtbare Leibeigenschaft des nützlichsten Standes nicht die Uebergewalt bekam! So blühte eine gesetzmäßige Freiheit und hat des Volkes Anhänglichkeit an das angestammte Erzhaus lebendig erhalten und feurig, wie dies oftmal in

den Tagen der Noth des Herrscherhauses glänzend bewährt worden ist.

13.

---

## Ueber einige der gangbarsten Singspiele.

(Beschluß aus Nr. 298.)

### 13. Die Zauberflöte, von Mozart.

Bekanntlich hat diese romantisch-allegorische Zauberoper in ganz Deutschland furore gemacht, wie man sich jetzt, für uns Deutsche unpassend und abgeschmackt, auszudrücken beliebt; den furore und die rabbia sollten wir immer den Wälschen überlassen. Diesen ungemeinen Beifall verdankt das Singspiel zum Theil der leicht faßlichen, populären, zumeist sehr lieblichen und ansprechenden Musik, vornehmlich der romantischen Dichtung, welche in ihren geheimnißvollen und doch leicht zu fassenden Hauptfiguren der Phantasie einen weiten Spielraum gewährt, und in ihrem Fortgange bis an's Ziel auf die mannichfaltigste Weise beschäftigt. Die Gestalten sind Umrissen zu vergleichen, welche von der Phantasie eines jeden Zuschauers, nach seinem individuellen Vermögen, näher bestimmt und ausgeführt werden; der Hang zum Allegorisiren und Deuten findet hier ein großes Feld, so daß nach ihrer besondern Natur der Eine dies, der Andre ein Andres darin anschaut, und auch nach Zeit und Umständen die Deutungen sich ändern. So z. B. diente zur Zeit der französischen Revolution den republicanisch Gesinnten jede einzelne Figur zu einem Sinnbilde irgend einer der Hauptideen, die damals Alles in Bewegung setzten. —

Höchst seltsam und sehr belustigend ist der Contrast, worin der bald platte, bald alberne oder ungereimte Text mit den Hauptfiguren steht; und man darf wohl behaupten, daß solche Reimereien noch nie einen Poeten so reichlich gewuchert haben, wie diese dem Herrn Schikaneder, der auch in den Bilden des Papagenos und der Papagena, auf dem Giebelfelde seines prächtigen Schauspielhauses an der Wien, seine Erkenntlichkeit plastisch-bedeutsam ausgesprochen hat. Hier zur Unterhaltung einige Proben von den ergötzlichen Poesieen, an welchen unter andern auch die Kühnheit in den Reimen zu bewundern ist. Am Schlusse der schönen Arie: „Dein Bildniß ist bezaubernd schön" singt der minnigliche Ritter Tamino:

O, wenn ich sie nur finden könnte!
O wenn sie doch schon vor mir stände!
Ich würde — würde — warm und rein —
Was würd' ich? — Sie voll Entzücken
An diesen heißen Busen drücken,
Und ewig wäre sie dann mein.

die Königin der Nacht singt bald darauf zu ihm:

O zittre nicht, mein lieber Sohn!
Du bist unschuldig, weise, fromm.

Wie die Tochter der Königin der Nacht zu der Herablassung kommt, mit Papageno das vortreffliche Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen," ganz vertraulich zu singen, das mag Sarastro wissen! — Der Schlußchor des ersten Acts ist von besonderer mystischer Erhabenheit:

Wenn Tugend und Gerechtigkeit
Den großen Pfad mit Ruhm bestreut,
Dann ist die Erd' ein Himmelreich
Und Sterbliche den Göttern gleich.

In der Warnungsarie von Weiberrücken singen zwei Priester von dem weisen Manne, der von ihnen sich berücken ließ, am Schluß: „Tod und Verzweiflung war sein Loos!" Ein solcher weiser Mann stirbt also erst, eh' er verzweifelt. — Als die drei Damen der nächtlichen Königin den Tamino vor Sarastro warnen und versichern, „man zischte sich viel in die Ohren — von dieser Priester falschen Sinn" — gibt der feine Ritter Folgendes zur Antwort:

Ein Weiser prüft und achtet nicht,
Was der verworfne Pöbel spricht.

Im Finale des zweiten Actes singen die Genien vor der Pamina:

Sie quält verschmähter Liebe Leiden
Laßt uns der Armen Trost bereiten!
Fürwahr ihr Schicksal geht mir nah!
O wäre nur ihr Jüngling da!
Sie kommt, laß uns bei Seite gehn,
Damit wir, was sie mache, sehn.

Was hierauf diese drei Genien mit der Pamina zusammen singen, übertrifft noch alles übrige:

Zwei Herzen, die vor Liebe brennen
Kann Menschenohnmacht niemals trennen!

### 14. Die Hochzeit des Figaro, von Mozart.

Die edle Musik kann man mit vollem Recht eine alchymistische Zauberin nennen, welche die unedelsten Metalle zu Gold umschafft. Und zu dieser Behauptung gibt es kaum einen sprechernden Beweis als diese Oper, die nach dem allgemein bekannten Lustspiele dieses Namens gebildet ist. Beaumarchais hat in seinem Intriguenstück mit scharfer, oft schneidend bitterer Satyre die fast beispiellose Sittenverderbniß der höheren Stände in Frankreich, die man als eine Hauptursache der Revolution ansehen kann, abgeschildert; sein Lustspiel ist ein Gewebe von lauter Frivolitäten, die öfters sogar den Anstand verletzen — und dieses Gewebe frivoler Intriguen ist auch in diese sogenannte Oper übergegangen. Gleich Anfangs kündigt sich ihr frivoler Geist in dem Duette zwischen Figaro und Susanne an, und so prosaisch wie hier Sprache und Gegenstand sind, bleiben sie durch das ganze Stück, das bei dem allen zu den beliebtesten Singspielen gehört. So viel vermag Musik eines Mozart! Man nehme an, ein gemeiner Componist hätte diese Afteroper ganz ihrem gemeinen Sinne gemäß behandelt — wer würde sie nur erträglich gefunden haben? Denn es gibt allerdings auch eine gemeine Musik, wie dies manche Partien in den wiener Singspielen darthun. Von dem Texte einer solchen Oper läßt sich weiter nichts sagen; auch der schlechteste ist immer noch gut genug.

## 15. Fanchon, das Leiermädchen, von Himmel.

Dieses Singspiel kann man füglich als ein Beispiel aufstellen, wovon zu erlernen ist, wie eine Operette nicht soll beschaffen seyn. Denn hier finden sich weichliche, überzärtliche Herzen kitzelnde Empfindelei, jämmerlich rührende Wohlthätigkeit, Tugendprunk, der so weit getrieben wird, daß die hochgefeierte Fanchon das Ansehen gewinnt, als triebe sie, wie andre öffentliche Personen ihres Geschlechts mit der Sünde, mit ihrer Tugend ein förmliches und sehr einträgliches Gewerbe, versteckte Lüsternheit, eine gehörige Portion Albernheit daneben und endlich Possen, wie sie nur die Galerie sich wünschen mag. Und dieses widrige Gemengsel von Verkehrtheit und Gemeinheit, mit witzigen Einfällen, wie sie sonst wohl **Kotzebue**, dem Verf. dieses Singspiels, zu Gebote stehen, nur spärlich ausgestattet, hat bei seinem ersten Erscheinen furore gemacht!! und es finden sich auch wohl jetzt noch Zuschauer genug, die bei diesem langweiligen Stücke nichts von Langweile verspüren, sich vielmehr ungefähr so behaglich fühlen, wie der höchst geistreiche Lebemann, der Abbé de Lataignant, dem nichts über eine heiße Schale Caffee geht gleich nach dem Mittagsessen. Ungemein charakteristisch wird das Singspiel mit einem langen Lobliede auf die Tugenden eines trefflichen Kanapees eröffnet. Sodann hebt alsbald das Lob des allervortrefflichsten Leiermädchens an, über welche ihr, wahrscheinlich zum Contrast, ziemlich frivole Kammerzofe sich unter andern in folgenden Gallimathias vernehmen läßt:

Oft treibt mit Biedermanns Tugend
Der blinde Neid sein böses Spiel,
Und schöner Mädchen Jugend
Ist der Verläumdung Ziel;
Doch arm und reich,
Fanchon blieb sich immer gleich.

Klarer und vernehmlicher weiß Vincent, der alte Haushofmeister, der die Tugend der Wohlthätigkeit überdies wie ein enragé übt auf eigene Hand, diese höchste aller Tugenden an seiner Herrschaft zu preisen, wenn er folgende Verse singt, die gewiß zu dem Rührendsten gehören, das jemals der rührendste aller Theaterdichter hervorgebracht hat:

Vor Gläubigern so mancher läuft;
Ich aber muß mich ängstlich mühen,
Den guten Menschen zu entfliehen,
Die sie mit Gaben überhäuft.
Will sie das Wohlthun nimmer lassen,
So bin ich der Geplagte, ich!
Bei meiner Treu! auf allen Gassen
Zeigt man mit Fingern schon auf mich.

Es ist jedoch die Frage, ob nicht folgende Verse, welche der seiner vortrefflichen Schwester vollkommen würdige Bruder André singt, noch tiefer das Innerste der zarten Seelen ergreifen und rühren:

Du kennst ja unsre kleine Muhme,
(Der Vater ist todt!)
Hat weder Rinde noch Krume
Vom lieben Brot;
Da lag sie neulich in Kindesnöthen,
Das war eine Noth!
Und hat mich zu Gevatter gebeten,
Du lieber Gott!

Wie geistreich und sogar gelehrt Fanchon bei ihrer beispiellosen Tugendhaftigkeit ist, erhellt zum Erstaunen aus ihrem langen Lobgesang auf die allen Rang und Stand ausgleichende Liebesmacht, wo sie in wahrhaft himmlischen Versen unter andern singt:

Wenn Jupiter vor alten Zeiten
Für Sterbliche von Lieb' entbrennt,
So gebrauchen die Gebenedeiten,
Zu fesseln ihn kein Pergament.
Es sinkt die große Scheidewand,
Des Gottes Blitz wird bleich;
Kennt auch die Liebe Rang und Stand?
Macht sie nicht alles gleich?

Die Musik ist größtentheils dem unvergleichlichen Texte völlig angemessen.

## 16. Don Juan, von Mozart.

Besser als mit dieser Oper läßt sich wohl diese Reise von Singspielen nicht beschließen. So wie das Leiermädchen Fanchon als Vorbild einer schlechten Operette dienen mag, so kann Don Juan für das Musterbild der romantischen Oper gelten. *Mit vollem Recht* hat man ihn auch schon *längst die Oper aller Opern* genannt. Bis jetzt steht er durchaus *als einzig* und unübertroffen da in jeglicher Beziehung. Unzählig *oft* gesehen bleibt dieses Meisterwerk immer neu; bei der Fülle von Leben, bei der Unerschöpflichkeit seiner Schönheiten jeglicher Art und seiner bezaubernden Reize fühlt man sich zu der kühnen Behauptung versucht, daß er Alles enthalte, was sich nur von einer romantischen Oper wünschen läßt. Hier ist das Furchtbarste und Lieblichste, das Empörendste und Anziehendste, das Erschütterndste und Hinreißendste zu einem seltenen Bunde vereinigt. Schreckliche Scenen wechseln schnell mit fröhlichen, rührenden und burlesken; durch diesen raschen Wechsel geht ein das Verschiedenartigste zu einem harmonischen Ganzen verknüpfender Geist; mit jeder Hauptscene steigert sich die Theilnahme, bis endlich die grausenvolle, furchtbar erhabne Schlußscene mit allen Schaudern des jüngsten Gerichts über den Frevler hereinbricht, welcher das Glück, das Leben eines Menschen *für nichts* achtete, wenn es die Befriedigung seiner *Lüste* galt, der selbst die furchtbaren Mahnungen des unterirdischen Geistes mit ruchlosem Trotz und Hohn von sich wies. Ein besonders glücklicher Zug dieser herrlichen Dichtung, in welcher sich der kühne spanische Dichtergeist nicht verkennen läßt, ist es, daß dem gränzenlos leichtsinnigen Don Juan sein plötzlicher Untergang mitten in der Fülle des Sinnenglücks gerade von da kommt, wo er ihn am allermeisten erwarten konnte, und daß er selbst in seinem Alles verspottenden Uebermuth den Rachegeist weckt und herausfodert, den er nicht mehr fürchten zu dürfen glaubte, nachdem er auch den Don Octavio meuchlings gemordet hatte. — Mit dem Texte kann man im Ganzen zufrieden seyn, wenn er gleich stellenweise der Verbesserung bedürftig ist.



Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

Nr. 300.

31. December 1823.

Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau. Erste Sammlung. Herausgegeben von Fr. Jacobs.

Eine Fortsetzung gewissermaßen der „Feierabende in Mainau" desselben Verfs., und eine willkommene gewiß für Jeden, der das eben genannte Buch las. Wer dies aber noch nicht gethan haben sollte, dem rathen wir, es baldigst zu thun und dann — hinterher diese Aehrenlese zur Hand zu nehmen, die eine Aehrenlese in voller Bedeutung des Wortes, und keine Stoppellese ist, wie wohl zuweilen jetzt dem Publicum geboten wird.

Ueber den Inhalt dieses Werks äußert sich nun der Herausgeber im Vorwort folgendermaßen: In der Familie Mainau (die gewiß Jeder liebgewann, der die Feierabende kennen lernte) herrscht die löbliche Gewohnheit, daß jedes Glied derselben sich ein (Gedenk-) Buch hält, worin von ihm eingetragen wird, was es Merkwürdiges hört, liest oder selbst denkt. Eingeführt hat der Großvater diese Sitte, der seitdem „in's Heimatland der Ruhe" gegangen ist. Natürlich ist nun, daß sein auf die Erben gekommenes Gedenkbuch das reichhaltigste ist, denn in seinem nützlichen und thätigen Leben ist ihm viel begegnet und aufgestoßen, mehr wie manchen Andern. Weil nun aber viel Lehrreiches von dem Greise in den gedachten Blättern verzeichnet war, das Publicum den Mann selbst auch durch die Feierabende liebgewonnen hat, so erbat sich der Herausgeber von den Nachgelassenen die Erlaubniß, den Fund bekannt machen zu dürfen; erhielt sie und theilte nun die reiche Gabe mit. — Die reiche Gabe, sagen wir, denn dies ist sie, wie durch einzelne Probestellen und Andeutungen aus mehreren der verschiedenen Aufsätze wir beweisen werden.

Gleich den Anfang macht eine Betrachtung über die sehr gewöhnliche Gewohnheit, die Gebrechen und Fehler des Alters zu beseufzen. Daß diese sich oft vorfinden, bestreitet der Verf. keineswegs, daß sie aber meist zu vermeiden sind, wenn nur der gute Wille dazu da ist, ist eben so seine Meinung. Daß die Menschen (d. h. viele derselben) nicht zu leben verstehen, daß sie nicht mit dem Capital des Lebens und den Freuden und Genüssen, die es in jedem Stufenjahre bietet, hauszuhalten wissen, das ist der Grund, warum so viele im vorgerückteren Alter, wo naturgemäß die Quellen nicht mehr so reichlich zu strömen pflegen, wie in der Jugend, sich auf einer dürren, freudlosen Haide zu befinden wähnen und klagen, daß ihnen nichts mehr blüht, während der reiche Kranz der Erinnerungen, dieser duftende Kranz von Immortellen, ein nützlich verbrachtes, ehrenvolles Leben verschönt. Aber freilich auch nur dieses.

Verwandten Inhalts ist der zweite Aufsatz. Er behandelt das weite Thema der — wer mag es leugnen! — unter den Menschen immer mehr einreißenden Genußgier. Welche Folgen aber oft diese hat, und wie sich dies Haschen nach dem Moment in einzelnen hingeworfenen Aeußerungen auszusprechen pflegt, ist hier kurz aber schlagend gezeigt.

Mehrere der weiter hin stehenden Paragraphen schließen sich hieran noch in mannichfachen Betrachtungen über die Abgeschmacktheit, im Alter die Jugend mit ihrer Flatterhaftigkeit festhalten zu wollen, oder mit andern Worten, über das Streben, den Jüngling in grauen Haaren zu spielen; ferner über die Trostlosigkeit jener sogenannten Philosophie, die alles wegvernünfteln will u. s. f. Dann aber kommen, abermals in verschiedenen Abschnitten, Tröstungen durch Beispiele und Beweise, für eine Classe von Unglücklichen, denen in der Regel jedes fühlende Herz die innigste Theilnahme zu schenken pflegt. Wir meinen die Blinden. Wessen Auge ein hartes Geschick mit lebenslanger Nacht bedeckte, wer nicht mehr vermag, das heitere Licht des Tages, das schöne Menschenantlitz, die reiche Natur zu sehen, der lasse sich, wenn Trübsinn ihn befällt und vielleicht ein leises Murren gegen sein Geschick in seinem Innern laut werden will, diese Blätter vorlesen; gewiß, er wird Trost hier finden: ihm wird, durch Beispiel belehrt, die Ueberzeugung werden, daß, sey seine Nacht auch noch so dunkel, doch noch nicht alle Freudensterne des Lebens für ihn untergegangen sind; er wird aus Beispielen sehen, daß mit der äußeren Klarheit die innere nicht zu erlöschen braucht, daß sein Loos als theilnehmendes und mitfühlendes Wesen noch lange nicht das trübste ist, daß ihm, wenn er nur will und der Sinn dafür in ihm lebt, noch tausend und tausend gerade der erhabensten und reinsten Genüsse blühen, und daß die von den Mehrsten weit weniger gefürchtete und bedauerte völlige Taubheit für den theil-

nehmenden Menschen, genau genommen, noch ein weit schrecklicheres Geschick ist, als der Mangel der Sehkraft.

Einige Aeußerungen edler und zarter weiblicher Seelen bei Veranlassungen zur Trauer durch Verlust geliebter Angehörigen, und mehrere kleine Geschichten, die theils rührende, theils edle Züge des Charakters und dergl. entwickeln, deren einzelne Aufführung uns aber hier zu weit führen würde, folgen. Sie werden dem aufmerksamen Leser beweisen, daß die Menge und Reichhaltigkeit der aufgestellten Ansichten und Lehren in diesem Buche groß, so groß ist, daß schwerlich Einer, wes Standes, Alters oder Geschlechtes er auch seyn mag, es aus der Hand legen dürfte, ohne gerade für sich etwas Erfreuliches, Unterrichtendes, Warnendes oder wenigstens des Nachdenkens Werthes darin gefunden zu haben. — Wir geben nur ein Paar Einzelnheiten als Beleg hierzu.

S. 189 u. f. wird davon gesprochen, wie man fast keinen Schritt in der Welt zu thun vermag, ohne auf Widersprüche zu stoßen (zwischen Erkenntniß oder Grundsatz und Handeln), selbst bei an sich guten, das Gute ganz redlich wollenden Naturen. Hier heißt es denn unter andern: „Aber wo ist der Mensch, dessen Worte immer der reine Wiederhall seines Herzens sind? wo der, der bei dem, was er thut, immer nur den einen Antrieb hat, den er sehen läßt, und nicht noch außerdem diesen oder jenen Beweggrund, den er für sich behält? Solcher Widersprüche ist auch in unserer Erziehung kein Ende, und gerade in Einem Falle (dem der so hoch von Allen gewöhnlich gerühmten Offenherzigkeit) sind sie arg. Ich wurde — erzählt der Verf. in Bezug hierauf — einst als Arzt in ein Haus gerufen, wo ein kleines Mädchen krank war. Thut dir der Hals noch weh, Kind? fragte die Mutter. Nein, gar nicht, war die Antwort. — Ich sah dem Kinde in den Mund und fand Alles noch sehr entzündet. Das Kind mußte durchaus Schmerzen haben. Warum sagst du nicht die Wahrheit? fragte die Mutter. Wenn ich die Wahrheit sage, muß ich häßliche Arznei nehmen, erwiderte das Kind. — Aber wenn du nicht einnimmst, wirst du nicht wieder gesund. — Ich will lieber krank seyn als einnehmen. — Auch dann mußt du doch nicht lügen; es gibt nichts Schändlicheres auf der Welt, und Gott straft die Lügner. (Bis hierher war Alles gut, und Jedermann wird gewiß das Benehmen der Mutter recht finden; dennoch gab die übrigens wackere Frau dem Kinde durch Inconsequenz — die so oft nur Folge unserer, nicht immer vorzüglichen, geselligen Verhältnisse ist — ein übeles Beispiel. Man höre weiter:) „Am folgenden Tage kam ich wieder. Das Kind war besser, sagte auf Befragen aufrichtig die Wahrheit und ward von der Mutter, die die gestrigen Lehren dabei wiederholte, belobt. Während dem fand sich eine Nachbarin ein, die sich nach dem Befinden des Kindes erkundigte und (natürlich) freundlich empfangen wurde. Die nahm die Kleine auf den Schoos, streichelte sie und fragte: „Hast du mich denn lieb?" Nein, antwortete das Kind. — Ey warum denn nicht? — Weil du so häßlich und so dumm bist. Die Frau lachte. Woher weißt du denn, daß ich dumm bin? — Die Mutter hat es gesagt.

Es läßt sich denken in welche Verlegenheit die Mutter durch diese directe Anklage kam. Einfältiges Ding, fuhr sie auf, was sagst du da für Unwahrheiten? — O nein, entgegnete das Kind, keine Unwahrheiten; weißt du nicht mehr Mutter, wie du neulich sagtest, da die Frau Nachbarin ging: Gottlob, daß ich die Last mit der dummen Frau los bin! — Es versteht sich, daß die Nachbarin in vollem Zorne ging und wenig auf die hervorgestammelten Entschuldigungen der Mutter hörte, die, nach einer gewöhnlichen Unart der Menschen, statt, wie billig, die Schuld ihrer Unvorsichtigkeit allein zu tragen, nun den eigenen Fehler von sich ab und auf das Kind zu wälzen suchte, es ausschalt und es sogar noch in ihrem Zorne mit einer nachdrücklichen Strafe bedrohte, wenn es wieder so dumm seyn würde. (Solche Erziehungsschnitzer sieht man leider oft von sonst ganz verständigen Menschen begehen, denen das Wohl ihrer Kinder und deren sittliche Reinheit gewiß am Herzen liegt, die aber zu unaufmerksam auf sich und zu nachlässig in Betrachtung des eigenen Benehmens sind, um zu bedenken, wie oft sie gleichsam unbewußt ihren Kindern ein schlechtes Beispiel geben.)

Nicht minder wahr ist die vom Verf. weiterhin gemachte Bemerkung, wie gut es wäre, wenn sich das Laster — das ganz aus der Welt zu verbannen wohl schwerlich je gelingen wird — Jedem in seiner natürlichen Gestalt zeige, und wie man wenigstens nur das zu wünschen habe, daß die Menschen, selbst wenn sie es in Andern erkennen, sich nicht dennoch von der oft damit verbundenen gleißenden Außenseite möchten so weit blenden lassen, daß sie sogar solchen Personen noch öffentliche, wenn auch nur äußerliche Achtung zollen, ja manchmal sich sogar, weil jene vornehm, reich und dergleichen sind, trotz dem noch um die Ehre drängen, mit ihnen in Berührung zu kommen.

Daß dies Alles aber häufig — man kann fast sagen allgemein geschieht, bestätigt der Verf. durch ein Beispiel.

Er war — wie er erzählt — einst im .... bade, wo gerade eine große Menge der vornehmen und reichen Welt versammelt war, und besuchte daselbst, in Gesellschaft eines Freundes, den seine Verhältnisse mit den mehrsten Anwesenden bekannt gemacht hatten, die öffentlichen Sammelplätze. Eines Tages speiste er nun an einem dieser Orte in einer zahlreichen Versammlung, an deren Spitze ein Fürst sich befand, der vor wenig Jahren durch einen Bankerutt viele Wittwen und Waisen betrogen, sich selbst aber dadurch in gute Umstände gebracht hatte. Neben diesem Fürsten saß eine Dame an der Tafel, mit welcher er in doppeltem Ehebruche lebte, und nächst dieser saß ein Johanniter-Ritter, der noch vor nicht langer Zeit, wegen eines Streits im Hazardspiel, einen Menschen im Duell ermordet hatte. Ohnfern dieses Ritters, sah man eine junge Dame, die sich selbst vor Gericht des Ehebruchs angeklagt hatte, um von einem ungeliebten Manne los zu kommen, und an

Digitized by Google

derselben Tafel war dieser Mann mit seiner jetzigen Frau, die er erst ihrem ersten Manne entführt und dann — abgekauft hatte. Ferner sah man da eine ältliche, ungemein coquette und herausgeputzte Frau, die man in Verdacht hatte, daß sie ihren alten Mann aus der Welt geschafft habe, um desto ungestörter mit einem jungen Husarenmajor leben zu können, der nun an ihrer Seite gähnte, und dem ein deutscher Herr gegenüber saß, welcher sich lang und breit über die Gräuel der französischen Revolution und Mirabeau's Immoralität aussprach, dennoch aber, trotz seines Deutschherrenthums, der Vater jenes Husaren war, dessen tugendhafte Mutter er, blos um einer Wette zu genügen, verführt hatte. Sein Echo in Betreff der abscheulichen Revolution waren ein Appellationsrath, der sich durch ein untergeschobenes Testament in den Besitz eines großen Vermögens einst setzte, und später diesen Besitz durch einen Meineid befestigte, und ein Ritter des ..... Verdienstordens, welcher eine fürstliche Beischläferin unter den vortheilhaftesten Bedingungen geheirathet, aber sich zugleich feierlich aller und jeder Rechte eines Mannes begeben hatte.

Gestehen wir, eine ehrenwerthe Gesellschaft und dennoch, meint der Verf., war sie, trotz dem, daß alle Welt ihre geheime Geschichte kannte, eine von Allen sehr angesehene, zu der sich Jedermann, nicht allein der ihr nicht abzustreitenden äußern Feinheit, Liebenswürdigkeit und Anmuth im Betragen wegen, drängte, und sich glücklich prieß, wenn es ihm gelang, Zutritt in derselben zu erhalten.

Darf es einen aber bei solcher Denkweise des großen Haufens noch wundern, daß sich manche Große und Reiche Alles erlaubt halten, und daß trotz aller Lehren der Religion, der Geschichte und des Lebens, noch immer Laster aller Art ungescheut geübt werden? Nur die öffentliche Meinung kann hier bessern, wo diese aber ihr Urtheil von dem Glanz des Goldes oder dem Schall des Ranges abhängig macht, da ist freilich für's Erste an's Besserwerden nicht zu denken. —

Aus dem Wenigen hier Angedeuteten wird übrigens der Leser sehen, wie wünschenswerth es ist, daß der verdiente Verf. uns recht bald mit der Fortsetzung dieses lehrreichen und angenehmen — man kann wohl sagen, angenehm belehrenden — Buches beschenkt, das wir Allen, jedes Standes und Geschlechtes hiermit nochmals empfehlen wollen, indem es, wie ein Rec. in der hallischen Lit. Zeitung treffend davon bemerkt; 1) ein Buch für Fürsten ist, denn sie lernen daraus, daß sie Menschen sind; 2) ein Buch für Greise, indem es Erinnerung und Erweckung gibt; 3) ein Buch für Männer, denen es Lebensweisheit, Lebensernst und edlere Lebensfreudigkeit lehrt; 4) ein Buch für Frauen, denen es in aufgestellten Beispielen Muster ihres Geschlechtes zeigt; 5) endlich ein Buch für Jünglinge und Jungfrauen, denen es das Wahre, Gute, Edle und Schöne in jeglicher Gestalt zeigt, kurz ein Buch für Jedermann ist, das in allen Verhältnissen ein Hausbuch werden kann.

55.

---

## Die Gefängnisse der Stadt Hamburg.

Wo Communen ihre öffentlichen Angelegenheiten frei und unabhängig von argwöhnischer Aufsicht regieren, da ist gewöhnlich besser für sie gesorgt, als wenn eine hohe Staatsbehörde sich in dieselben mischt, und Alles im Reiche mit Einem Gängelbande und nach Einer Weise leiten will. Freilich gehört auch dazu, daß die Gemeinheit sich sonst frei bewegen und Industrie und Handel in derselben unbeschränkten Spielraum haben, um das Gedeihen der zur Ausführung gemeinsamer Zwecke nöthigen Mittel zu stärken. Gilt dieses von den Gemeinheiten eines Staats, so gilt es noch mehr von einer Gemeinheit, die selbst einen freien und unabhängigen Staat ausmacht. Hamburg ist ein solcher Staat, der mit dem Begriffe einer Stadtcommune zusammenfällt. Ein trefflich organisirtes Regiment hat diese Stadt schon Jahrhunderte hindurch beglückt; das Vertrauen zu demselben ist durch die Anschauung seines Verfahrens in dem Herzen jedes einzelnen Bürgers befestiget, und Jeder verspricht sich von dem Guten, was er für's allgemeine Wohl thut, Gedeihen, und ist durch lange Erfahrung überzeugt, daß das Gute und Wohlthätige allgemein geachtet wird und Bestand und Festigkeit hat. Ein solcher Zustand der Dinge ist am fähigsten, patriotische Ideen zu erzeugen und Gesinnungen zu erwecken, welche dieselben mit Aufopferung von Vermögen, Zeit und Mühe ausführen. In keiner Stadt wird man daher mehr wohlthätige Stiftungen, die von Privatpersonen aus eignen Mitteln gegründet sind, in keiner häufiger einen redlicheren Eifer einzelner Individuen finden, um sich der gemeinen Angelegenheiten anzunehmen. Was daselbst für die Armen geschehen, ist bekannt. Jetzt liegt eine Schrift vor uns, welche das Publicum mit dem Zustande der Hamburgischen Gefängniß-Anstalten bekannt macht, und woraus man erfährt, was redlicher Eifer für's gemeine Beste gethan hat, um auch diesen, fast allenthalben vernachlässigten Zweig der Staatsadministration in eine bessere Ordnung zu bringen. Der Verfasser der Schrift ist der Kaufmann Herr Andreas Ehrenfried Martens, welcher selbst Vorsteher der Verwaltung der Gefängnisse ist. Der vollständige Titel des Werks heißt: Das Hamburgische Criminal-Gefängniß genannt das Spinnhaus und die übrigen Gefängnisse der Stadt Hamburg, nach ihrer innern Beschaffenheit und Einrichtung beschrieben, nebst einigen Ansichten und Ideen über Verbesserung ähnlicher Anstalten überhaupt von A. E. Martens u. s. w.

Das Princip, aus welchem der edle Verf. die Anstalten für die Gefangenen betrachtet, ist Achtung der Menschheit auch in dem schlechtesten Verbrecher. Ihm soll kein größeres Uebel angethan werden, als was das Recht verlangt und nothwendig macht; und was daneben Gutes für den Verbrecher selbst zur Erreichung seiner in dem Menschen liegenden Bestimmung geschehen kann, das sollen die Strafanstalten möglichst auszuführen suchen. Dieser wahrhaft menschliche und fromme Geist spricht sich durch die ganze Schrift aus, und der Verf. erzählt und beschreibt, was er in dieser Hinsicht als Verwalter und Vorsteher der Gefängnißanstalten in Hamburg mit Unterstützung der trefflichen Obrigkeiten und anderer mitwirkenden Personen in seiner Vaterstadt für diesen Zweck geleistet hat, und theilt bei dieser Gelegenheit seine aus Erfahrung geschöpften Ansichten und Vorschläge, wie die menschenfreundlichen Ideen im Allgemeinen auszuführen seyen, mit.

Zweierlei verlangt der Verf. von einer vollkommenen Anstalt für die Gefangenen. Erstlich, hinreichenden Raum, wo die Gefangenen nicht blos so aufbewahrt werden können, daß ihre Gesundheit dadurch keinen Schaden leidet, sondern, (welches eben so wichtig und in moralischer Hinsicht noch wichtiger ist) wo auch die verschiedenen Classen von einander ge-

sondert, verwahret werden können. Allenthalben sollten billig besondere Räume seyn, 1) für solche, welche blos der Untersuchung wegen, oder vorläufig eingesperrt werden, und denen noch keine Schuld gerichtlich erwiesen ist; 2) für solche, welche wegen Schulden und zur Sicherheit der Gläubiger gefangen gehalten werden; 3) für solche, welche wegen ihrer Verbrechen Gefängnißstrafe leiden, und hier müßten wiederum abgesonderte Gefängnißanstalten seyn a) für solche, die keine infamirenden Verbrechen begangen und b) für solche, welche sich Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen, wodurch Ehre und guter Name verwirkt ist; und auch für solche sollten billig wieder verschiedene Abtheilungen nach den verschiedenen Graden ihres moralischen Verderbens seyn.

Von dieser Seite sind Hamburgs Gefängnißanstalten noch mangelhaft, indem die vorhandenen Gefängnisse weder Raum genug für den Zustrom der vielen Gefangenen enthalten, noch auch so gebaut sind, daß eine zweckmäßige Absonderung der verschiedenen Classen, so wie es seyn müßte, ausführbar wäre.

Der zweite Punkt, der für eine gute Einrichtung der Gefängnißanstalten nothwendig ist, besteht in einer zweckmäßigen Verwaltung derselben. Dieser ist in Hamburg zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt, und verdankt einen großen Theil davon dem würdigen Verf. des obgenannten Werks. Sie wird sowohl der Form als der Materie nach ausführlich beschrieben und kann als ein Muster guter Verwaltung gelten. Insbesondere wird die Einrichtung des Spinnhauses und des Zuchthauses ausführlich zergliedert. Jenes ist Strafanstalt für schwerere, durch Urthel und Recht zu Gefängnißstrafe verurtheilter Verbrecher, dieses mehr zu temporairen Correctionsstrafen bestimmt.

Der Verf. erzählt zuerst, was für ein Personal im Spinnhause zur Verwaltung vorhanden ist, und welch eine genaue Buchführung daselbst herrscht. Die Arbeiten der Gefangenen bestehen in Wollspinnen, Wolldoubliren und Raspeln. Die neu eingekommenen Gefangenen werden theils durch den Walkmeister, theils durch Gefangene, die dazu geschickt sind und vom Walkmeister dazu ernannt werden, in der Arbeit unterrichtet, wofür letztere eine angemessene Belohnung erhalten. Die Gefangenen arbeiten in verschiedenen Sälen, ohne stete Gegenwart eines Aufsehers; sie werden jedoch stets durch Observationsgläser und öftere Besuche beobachtet. Die Arbeit wird den Gefangenen bezahlt, ein Theil des Verdienstes fließt in den Sparfond, der für sie gesammelt wird, ein anderer wird ihnen zu ihrer Disposition gereicht, damit sie sich erlaubte Bedürfnißmittel dafür kaufen können, wozu in der Anstalt selbst eine Krämerei errichtet ist, die nach einer angeschlagenen Taxe ihnen bestimmte Artikel verkaufen darf. Die gesammelten Sparpfennige beliefen sich bei Manchen, die längere Zeit in der Anstalt bleiben mußten, auf 200 bis 300 Mark bei ihren Austritt. Ueber ihren Verdienst wird ihnen genaue Rechnung geführt. Der Sparfond wird zinsbar belegt, und daraus die Gefangenen bei ihren Austritt mit Kleidung versehen. Der Sparfond der Verstorbenen fällt gleichfalls dieser Bestimmung zu. Der Verdienst solcher, die nur kurze Zeit zu sitzen haben, wird ganz für sie aufgespart und ihnen bei ihrer Entlassung zu ihrem Fortkommen ausgezahlt.

Als Strafen im Hause werden nie Prügel, Stoßen rc. angewandt, sondern, wo Strafen unvermeidlich sind, engere Einkerkerungen in den sogenannten Strafkojen, wo den Schuldigen das Tageslicht ganz entzogen wird, oder andere empfindliche Entbehrungen. Bei Versehen im Arbeiten oder Nachlässigkeiten darin, wird ihnen der Lohn gekürzt, Ersatz zuerkannt u. s. w. Dagegen fehlt es auch nicht an Ermunterungsmitteln zum Fleiße und zur vollkommenern Arbeit, indem theils größerer Lohn, theils Erleichterung ihrer Lage daran geknüpft ist. Auch die Erlaubniß, Verwandte zu sehen, wird durch Ertheilung oder Suspension derselben als Ermunterungs- oder Strafmittel gebraucht. Fleiß, Folgsamkeit, gute Aufführung werden ihnen stets als die Mittel vorgehalten, ihren Zustand sowohl in dem Strafhause selbst zu verbessern, als auch wohl von den Vorstehern als Empfehlungsgründe zur Abkürzung ihrer Strafzeit gebraucht zu werden. Was dieses für heilsame Folgen gehabt, wird in einigen Beispielen sichtbar gemacht. Wie nothwendig es ist, ein solches Personal von Officianten zu erwählen, welche den Gefangenen Vertrauen einflößen, und die Ueberzeugung in ihnen erwecken, daß es nur von ihrer Aufführung oder Besserung abhängt, um sich bei ihnen zu empfehlen und Erleichterung, ja Abkürzung ihrer Strafzeit zu bewirken, und wie es in Hamburg gelungen dieses Ziel zu erreichen, wird vom wohlwollenden Verf. klar gemacht.

Das Zuchthaus in H. faßt leichtere Gefangene, Bettler, Vagabunden, auch wohl Arme, die für die Wintermonate ungezwungen darin aufgenommen und verpflegt werden, weil ihnen ein anderweitiges Unterkommen mangelt. Speisung und Verwaltung ist der im Spinnhause ähnlich. Die darin verrichteten Arbeiten sind mannichfaltig. Die erste Etage des Hauses enthält eine Fabrik, welche wollene Zeuge, Decken, Linnen, Strümpfe, Band, Tücher u. s. w. liefert, welches Alles jedoch, um den Gewerken dieser Art nicht zu schaden, nur für den Verbrauch der Gefangenanstalten bestimmt ist. Unter den Arbeitern befinden sich auch viele arme Kinder, für die zugleich eine zweckmäßige Schule im Hause errichtet ist. Auch Handwerkern, welche in die Anstalt gerathen, wird verstattet, Gegenstände ihrer Profession zu verfertigen, soweit die Gefängnißanstalten dieselben gebrauchen können. Es werden aber auch mehrere andere Arbeiten für Privatleute der Stadt, wozu die Materialien geliefert werden müssen, gemacht.

Was im sechsten Abschnitte über Strafhäuser, Verbrecher und Strafen überhaupt gesagt wird, fließt aus dem menschenfreundlichsten Herzen und legt Einsichten und Grundsätze dar, von welchen zu wünschen ist, daß sie bald allgemein werden, und ihre Wirkungen in der Welt herumkommen mögen. Denn wenn gleich die bürgerliche Strafe nicht um der Besserung der Verbrecher willen verhängt wird, sondern damit ein Gegengewicht gegen die Begehung verbrecherischer Vorsätze vorhanden sey, so erfordert doch die Menschenpflicht, die Strafzeit zu benutzen, um möglichst ein besseres Princip in der Brust des Verbrechers hervorzubringen, damit er durch dasselbe noch sicherer als durch die Furcht vor Wiederholung der Strafe zum besseren Handeln getrieben werde.

Praktische Theilnehmer an ähnlichen Strafanstalten, finden in den angehängten Beilagen und Tabellen viele unterrichtende Nachweisungen und den aus dem wirklichen Leben genommenen Zustand der hamburgischen Gefängnißanstalten, beschrieben. Unter andern findet man daselbst ein Gutachten über das Waschen durch Wasserdämpfe; eine Zeichnung und Beschreibung der sehr zweckmäßigen Leuchte des Gefängnisses; verschiedene Instructionen für die Officianten der Gefangenhäuser; verschiedene Muster für die Register und Tabellen, welche über die Gefangenen und deren Haushalt geführt werden; Berechnungen über verschiedene Ausgaben in den Gefangenhäusern, als für Feurung und Erleuchtung, der Verpflegung u. s. w.; Uebersichten über die Fabrik des Zuchthauses; das Recept für die Suppe, welche den Gefangenen zur Speisung dient und dergleichen.

Der Druck ist schön und das Bildniß des Herausgebers ziert den Eingang des Werks.

27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung und gedruckt bei F. A. Brockhaus.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften).

## N°. XIII. 1823.

1

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Mierſch, die Sternenuhr, oder Anweisung, wie man durch den Polarstern in jeder hellen Nacht am Himmel sehen kann, um welche Zeit es ist. Auch wie man durch eine Sternscheibe, die man für jede Stunde mit dem wirklichen Himmel übereinstimmend stellen kann, den Polarstern und die vorzüglichsten Sternbilder in einer einzigen hellen Nacht kennen lernt. Desgleichen auch wie man durch den Polarstern die Weltgegenden finden, und bei nächtlichen Verirrungen wieder auf den rechten Weg kommen kann. Dritte Auflage. Gr. 8. Broch. 16 Gr.

---

**So eben sind folgende Bücher bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben:**

Archiv des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland von Dr. R. Brandes. Der Jahrgang 1823 aus zwei Bänden 3 Thlr. (jeder Band zu drei Heften, die Bände werden nicht getrennt.) Der erste Band 1823, 432 S. stark, mit Kupfern, ist bereits erschienen, und enthält treffliche jedem Pharmaceuten höchst wichtige Original-Abhandlungen. —

Neues geographisches Handels-Lexicon, oder Alphabetisch geordnete Handelsgeographie, ein höchst nützliches und nothwendiges Handbuch für jeden Kaufmann. — Die erste Abtheilung A bis F ist bereits, 27 Bogen stark, Druck und Format wie das Conversations-Lexicon, erschienen, und soll gegen Ende Jahres das ganze Werk, welches zwischen 70 bis 80 Bogen umfassen wird, in den Händen des Publicums seyn. Bis Ende August d. J. bleibt der Pränumerations-Preis stehen, nachher ist der Ladenpreis 5 Thlr. Wer sich bis Ende August mit baarer Zahlung direct an die unterzeichnete Verlagshandlung wendet und acht Exempl. zugleich nimmt, zahlt nur 3 Thlr. für das Exemplar.

Du Menil Dr. A., chemische Analyse anorganischer Körper, als Beitrag zur Kenntniss ihrer innern Natur. Erstes Bändchen. Gr. 8. 164 S. 1 Thlr.

Kranshaar, H. W., Lehrbuch der reinen Mathematik, mit Anwendungen. — Für Lyceen, Gymnasien und andern Lehranstalten, auch zum Selbstunterricht. Erste Abtheilung, welche so viel enthält, als in den mittleren und unteren Classen der Gymnasien, und in wohl eingerichteten Bürgerschulen vorgetragen werden soll. Mit zwei Tafeln in Steindruck. Größtes Octav-Format. 224 Seiten. 1 Thlr.

Reden aus altrömischen Geschichtschreibern, lateinisch und deutsch. Erstes Bändchen, Reden im Salustius. Nebst Vorträgen über das Geschichtstudium von Dr. Fr. Erd. Petri. 8. 320 S. 1 Thlr.

Aus diesem besonders abgedruckt:

de Studio historiarum, orationes aliquot, praefationes, fragmenta et epigrammata, conquisivit, advationem temporis digessit et notis quibusdam instruxit Dr. Fr. Erd. Petri. 8. 200 S. 16 Gr.

Th. G. F. Varnhagensche Buchhandlung.

---

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin erschien so eben folgendes wichtige Werk, welches daselbst so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben ist:

**Chemische Grundsätze der Kunst Branntwein zu brennen;**
nach den
**neuesten Entdeckungen und Vervollkommnungen derselben theoretisch und praktisch dargestellt.**
Nebst einer
**Anweisung zur Fabrikation der wichtigsten Liqueure.**
Von
**Dr. Sigismund Friedrich Hermbstädt,**
Königlichem Geheimen und Ober-Medizinal-Rathe ꝛc. ꝛc.

Erster Theil. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln. 3 Thlr. 8 Gr.

Zweiter (neu hinzugefügter) Theil mit 24 Kupfertafeln in Quer-Folio. 3 Thlr.

Mithin complett 6 Thlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses unstreitig besten Werkes über obigen Gegenstand, erschien im Jahre 1817. Der allgemeine Beifall mit welchem solche aufgenommen und in wenigen Jahren ganz vergriffen wurde, ist der sprechendste Beweis ihres gestifteten Nutzens. Ein Zeitraum von fünf Jahren, welcher jedoch während der ersten Ausgabe verstrichen ist, mußte hinreichend seyn, die im ungehinderten Vorschreiten begriffene Kunst der Branntweinbrennerei mit einer Menge neuer Entdeckungen und Erfindungen zu bereichern, welche sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht dazu dienen, sie ihrer Vollkommenheit immer näher zu bringen.

Der berühmte Herr Verf. ist demnach bemühet gewesen, Alles zu sammeln und gehörigen Orts einzuschalten, was ihm in dieser Hinsicht neu und praktisch brauchbar schien, und ist überzeugt, daß man das Buch nicht aus der Hand legen wird, ohne den wesentlichen Unterschied zwischen seiner gegenwärtigen und der früheren Ausgabe wohlthätig zu bemerken.

Der erste Theil, welcher besonders der Geschichte der Erfindung und der Theorie der Branntweinbrennerei gewidmet ist, zerfällt in folgende Hauptabschnitte (deren vielfache Unterabtheilungen hier anzuführen, der Raum jedoch verbietet): Einleitung. — Von dem Wasser, als Hülfsmittel bei der Branntweinbrennerei betrachtet. — Von den natürlichen Erzeugnissen, aus welchen Branntwein gezogen werden kann. — Von der Wärme, dem Thermometer und dem Gebrauche des letztern in der Branntweinbrennerei. — Von dem Proceß des Malzens, welchem das Getreide unterworfen wird. — Von den Meischgefäßen, von der besten Konstruktion derselben und von dem Einflusse ihrer Gestaltung auf den Gang der Fermentation. — Von der besten Art, den Proceß des Einmeischens zu veranstalten. — Von der Hefe oder Bärme, und der künstlichen Darstellung derselben. — Von der Stellung der Meische mit Hefe, den Erfolgen der Gährung und der Bildung des Alkohols. — Von dem Alkoholimeter im Allgemeinen und seinem Gebrauche. — Von der Lutter- und der Weinblase, so wie der besten Form von beiden. — Von dem Blasenofen und der Feuerung unter demselben. — Von dem Meischwärmer oder Vorwärmer und dem Nutzen desselben in der Branntweinbrennerei. — Von den Kühlanstalten in der Branntweinbrennerei, von deren besten Konstruktion, so wie von deren Nutzen. — Von der Wahl des Materials zu den Destillirgeräthen, so wie von der Destillation des Branntweins durch Dämpfe. — Von dem Geschäfte des Lutterns oder Läuterns. — Von dem Geschäfte des Weinens oder Klärens. — Fabrikation des Branntweins aus verschiedenen Substanzen. — Reinigung des Branntweins von fremdartigen Beimengungen. — Veredelung des Branntweins zu Franzbranntwein, zu Rum und Arak. — Benutzung des Nachlaufs von Branntwein auf Essig. — Benutzung der Schlämpe als nährendes Mittel für Vieh. — Zubereitung der einfachen und zusammengesetzten Branntw., so wie der wichtigsten Liqueure.

Der zweite Theil enthält dagegen die neuen Apparate, welche im In- und Auslande bekannt gemacht worden sind, nebst einer Vergleichung dessen, was sie zu leisten vermögen, verbunden mit andern dahin gehörigen theoretischen Erörterungen. Die Angabe folgender Hauptabschnitte mögen dessen hohes Interesse für jeden Sachverständigen bezeugen: Einleitung. — Nothwendigkeit, die Fermentation in verschlossenen Räumen zu veranlassen. Schlachters, Dr. Sauters, Dlle. Gervais Versuche; Deurbroucq's Gährungsapparat; des Verf. Prüfung, in wie fern die Ausbeute an Branntwein durch die Fermentation der Meische in verschlossenen Gefäßen vermehrt wird; des Verfassers verbesserter Meischbottich. — Einfachste und wenig kostspielige Abänderung der gewöhnlichen Destillirgeräthe, um den Erfolg der Destillation dadurch zu beschleunigen und ein geistreiches Destillat zu gewinnen; Storch's Klärmaschine; Funke's Destillirapparat; des Verfs. neuer Destillirapparat für kleine Branntwbr. — Die in Deutschland erfundenen, zur Branntweinbrennerei bestimmten Apparate für große Anstalten, um gleich aus der Meische ohne Luttern und Weinen Spiritus zu gewinnen. Beschreibung und Bemerkungen über die Apparate der Herren Pistorius, Dorn, Reiß, Ernst Strauß und Marechaux. — Die in Frankreich erfundenen Apparate für größere Anstalten, insbesondere die der Herren Ed. Adam, Düportal, Solimani, Isaac Berard, Chaptal, Aug. Menard, Lenormand, Fournier, Gonraudau und Lebon. — Der in Rußland erfundene Apparat des Grafen Subow; die englischen der Herrn Smithson, Tennant und Tritton. — Die in Schweden erfundenen Apparate von Norberg, Eglund: der schwedische Helm. — Bemerkungen über die in England übliche Verfahrungsart, den Branntwein aus gegohrner Würze zu produciren. — Vervollkommnung der Branntweinbrennereien aus Kartoffeln; Siemens Verbesserung desselben; dieselbe nach des Verfs. Methode. — Fabrikation des echten holländischen Genievers. — Ueber die mit der Branntweinbrennerei aus Roggen zu verbindende Fabrikation der Preßhefe. — Fabrikation des Essigs aus dem Nachlauf des Branntweins. — Beschreibung und Abbildung des großen Dampfdestillationsapparats in der landwirthschaftlichen Gewerbsanstalt des Hrn. Nathusius zu Althaldensleben, nach einer vortrefflichen Zeichnung des Hern Ackermann aus London.

Die den beiden Theilen hinzugefügten 19 sehr fleißig ausgeführten Kupfertafeln bieten sogleich den interessantesten Ueberblick und Vergleich der genannten Apparate dar, und ein vollständiges Register über das ganze Werk, erleichtert das Nachschlagen bei vorkommenden Fällen.

Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich der Verleger vorstehenden Werkes noch auf folgende bei ihm erschienene technologische Schriften aufmerksam zu machen:

Hermbstädt, (Dr. Sigm. Fr.), Chemische Grundsätze der Kunst Bier zu brauen. Zweite Auflage. Gr. 8. Mit drei Kupfertafeln. 2 Thlr.

— — Chemische Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrikation. Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Anleitung zur Kultur und Fabrikation des Rauch- und Schnupftabacks; nach agronomischen, technischen und chemischen Grundsätzen. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Anleitung zu der Kunst wollene, seidene, baumwollene und leinene Zeuge echt und dauerhaft selber zu färben ꝛc. Gr. 8. 12 Gr.

— — Gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann, oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe. Gr. 8. Fünf Bände. (Von den ersten dreien erschien bereits die zweite Auflage.) à 18 Gr. 3 Thlr. 18 Gr.

Kölle, (Dr. Aug. Finanzrath), System der Technik. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

May, J. G. (Königl. Fabriken-Inspector), Anleitung zur rationellen Ausübung der Webekunst. Gr. 8. Mit zwei Kupfertafeln. 18 Gr.

Wuttig, (Hofr.) Die Kunst aus Bronze collossale Statuen zu giessen. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geheftet. 12 Gr.

---

*Fréd. Ancillon*

Tableau des revolutions du systême politique de l'Europe, depuis le fin du quinzième siècle. Nouvelle édition, revue et corrigée par l'auteur. 4 Vol. in 8. Paris. 10 Thlr.

Diese, längst erwartete, neue Ausgabe, die mit größter Sauberkeit in Paris gedruckt ist, ist nun erschienen, und es können alle deutsche Buchhandlungen ihre Bestellungen darauf an uns richten.

Berlin, im Mai 1823.

Duncker und Humblot.

---

Digitized by Google

## Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Allgemeine medizinische Annalen für 1823.** Herausgegeben von Dr. *J. Fr. Pierer.* und Dr. *L. Choulant.* 4. Viertes Heft. April.

(Preis des ganzen Jahrgangs in 12 Monatsheften. 6 Thlr. 16 Gr.)

**Isis von Oken.** Fünftes Heft. 1823. 4.

(Preis des ganzen Jahrgangs in 12 Monatsheften mit vielen Kupfern. 8 Thlr. sächs.)

**Schütz, Wilhelm von,** zur intellectuellen und substantiellen **Morphologie** mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Drittes Heft. Geh. Gr. 8. 164 S. Preis 1 Thlr.

(Die beiden frühern Hefte kosten ebenfalls jedes 1 Thlr.)

Inhalt dieses Heftes:

1) Kern und Schaale.
2) Sprachbetrachtungen: Veränderlichkeit, Pantheismus, Reinheit.
3) Veränderung, als Verflüchtigung, Verkörperung, Verwandlung und Gährung.
4) Die Genesis und die Zendschriften.

Leipzig, den 6. Juni 1823.

F. A. Brockhaus.

---

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Praktischer Unterricht,** im Nivelliren oder Messen der Höhen, mit einer leicht und wohlfeil zu verfertigenden neuen Kanalwage oder mit Stangen nach der Fläche eines stehenden Wassers. Selbst ohne mathematische Vorkenntnisse leicht ausführbar bei Wasserbauen, Wasserleitungen aller Art, Ent- und Bewässerungen und in allen andern nöthigen Fällen. Für Oekonomen, Guts-, Garten- und Hausbesitzer, Müller und Inhaber von Wasserwerken, Ortsvorgesetzte, Bauleute, und alle diejenigen, welche irgend bei einem Wasserbaue interessirt und beauftragt sind. Mit drei Kupfern. Gr. 8. Broch. 12 Gr.

---

## Pränumerations Anzeige.

### Friedrich Wilhelm Riemer's griechisch-deutsches Wörterbuch für Anfänger und Freunde der griechischen Sprache.

Vierte rechtmäßige vermehrte und verbesserte Auflage.
Zwei Bände, groß Lexicons-Octav.

Der abermalige schnelle Absatz der dritten Auflage, machte diese **Vierte** sobald nöthig, welcher Verfasser und Verleger im Innern und Aeußern alle die Vorzüge zu geben strebten, die Zeit und Umstände nur erlaubten. Es ist daher keine Seite ohne, zum Theil sehr bedeutende, Vermehrungen und Verbesserungen geblieben, so daß die Stärke dieser Auflage gegen die dritte um 13 bis 16 Bogen mehr betragen möchte; sie ist mit ganz neuen Lettern, sogar mit neu erfundenen Zeichen für die Quantität, auf gutes weißes Papier, gut und besonders correkt gedruckt, demohngeachtet ist für jetzt der Ladenpreis nur zu 7 Thlr. bestimmt. Um indeß allgemeinen Wünschen zu entsprechen, will ich wieder bis Ende dieses Jahres folgende Bedingungen festsetzen.

1) Die **Pränumeranten** zahlen an mich wie in jeder Buchhandlung voraus, für:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1 Exemplar Druckpapier sächs. | 5 Thlr. | — Gr. |
| 13 — — — | 62 " | 8 " |
| 21 — — — | 100 " | — " |

und können dabei keine weitern **Frei**-Exemplare statt finden.

2) Sie erhalten dagegen den schon ausgedruckten ersten Theil sogleich und den Zweiten im Januar oder Februar 1824 frei ohne allen Nachschuß nachgeliefert.

3) Sie erhalten ihre Exemplare auf vorzüglichem weißen Druckpapier, so weit dieses ausreicht, zahlen aber andern Buchhandlungen nach Maaßgabe der Entfernung billigen Erfolg für die Fracht-Ausgaben.

4) Der Ladenpreis tritt unwiederruflich mit dem 1. Januar 1824 ein.

Eine umständlichere Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Jena, im April 1823.

Friedrich Frommann.

---

Bei Enslin ist so eben erschienen:

**Bibliotheca Autorum classicorum et Graecorum et Latinorum;**
oder:
Verzeichniß derjenigen Ausgaben und Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller, welche vom Jahre 1700 bis zu Ende des Jahres 1822 in Deutschland erschienen sind.
Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 8 Gr.

---

## Literarische Anzeige.

Vollständige und äußerst wohlfeile Ausgabe
von
### Walter Scotts sämmtlichen Werken.
Leipzig, bei J. F. Gleditsch.

Die ersten vier Theile dieser Hand-Ausgabe der **Walter Scott**schen Werke (vorerst der prosaischen Schriften) in einer neuen, unverkürzten und correkten, mit historischen Anmerkungen versehenen Uebersetzung, sind in allen Buchhandlungen zu haben und mit verdientem Beifall aufgenommen worden.

| | |
|---|---|
| Der 1ste u. 2te Band enthält: | **Waverley**, oder so war's vor sechzig Jahren, nach der achten Original-Ausgabe von **B. J. F. v. Halem.** |
| Der 3. u. 4. " | **Nigels Schicksale.** |
| Der 5., 6. u. 7. " | **Peveril vom Gipfel**, (erscheint im Juli.) |
| Der 8. u. 9. " | **Kenilworth** (erscheint im Juli.) |
| Der 10., 11. u. 12. " | Tales of my Landlord, first Series. (erscheint Mich.-Messe.) |

Welche Vorzüge diese Ausgabe vor vielen der seitherigen Uebersetzungen hat, welche oft von der Sprache völlig Unkundigen mit der größten Eilfertigkeit und verstümmelt ge-

Digitized by Google

geben wurden, dieses wird man bei einer flüchtigen Vergleichung leicht finden. Die beigefügten historischen Bemerkungen sind oft unentbehrlich, und wurden dabei die umfassendsten Englischen Werke benutzt. — Der Preis jeden Theils auf gutem weißem Papier in kl. 8. gedruckt, und sauber cartonnirt, ist 1 Thlr. — Es steht indeß Jedermann frei, einen billigern zu verlangen, wenn man mit 9 Thlr. auf die ersten 12 Theile pränumerirt und ist dieser Pränumerationspreis von 9 Thlr. für 12 Theile gewiß einer der allermäßigsten.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen an.

---

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Unterweisung, wie auf eine leichte und sichere Art Kalksteine, Mergel, Gyps, Torf, Stein- und Braunkohlen aufzufinden und zu gewinnen sind.** Nach vielen Erfahrungen entworfen. Mit drei illum. Kupfern. Gr. 8. Broch. 12 Gr.

---

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

**Bibliotheca theologica,**
oder
**Verzeichniß**

aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit in Deutschland erschienenen Werke über alle Theile der wissenschaftlichen und praktischen, besonders der protestantischen, Theologie; nach Winers Handbuch, mit Zuziehung anderer zuverlässiger literarischer Hülfsmittel, und mit einem Materienregister versehen. Gr. 8. Preis 16 Gr.

---

## Bücher-Auction.

In der Michaelis-Woche d. J. wird zu Elbing in Preußen die Büchersammlung des seligen Superintendenten Dr. Weber, R. d. r. A. O., in 5006 Bänden aus allen Fächern, besonders der Theologie und Geschichte, worunter viele alte und seltene Werke, versteigert werden. Kataloge findet man

in Berlin bei Hrn. Buchhändler Enslin;
in Frankfurt a. M. bei Hrn. Buchhändler Varrentrapp;
in Bremen bei Hrn. Buchhändler Heyse;
in Leipzig bei Hrn. Universitätsproclamator Weigel;

welche auch ersucht worden sind, die Bestellungen gütigst anzunehmen und zu befördern.

---

Allgemeine
**Encyclopädie der Künste und Wissenschaften**
von Ersch und Gruber.
Gr. 4. Mit Kupfern und Charten.
Leipzig, bei J. Fr. Gleditsch.

Hiervon ist der 10. Theil an alle resp. Pränumeranten versendet worden, wogegen die Vorausbezahlung für den 11. und 12. Theil fällig wurde. Sämmtliche resp. Subscribenten werden daher ersucht, solche aufs baldigste zu leisten.

Der Preis eines compl. Exemplars ist 1. — 12. Theil
Velinpapier 60 Thlr.
Weiß Druckpapier 46 Thlr.

---

In der Schönian'schen Buchhandl. in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie.**

Herausgegeben
von
Dr. Chr. Fr. Harless.

VII. Bandes I. Stück.
Preis 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Elberfeld, am 2. Juni 1823.

---

Von dem

**Literarischen Beobachter, herausgegeben vom Assessor Rüder und Dr. Gleich in Leipzig**

erscheint zu Johanni, d. J. die Fortsetzung des zweiten Bandes. Der Preis jedes Bandes ist 4 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

C. H. F. Hartmann
in Leipzig.

---

## Zur Nachricht.

Da der Subscriptions-Termin auf die

**Sechs Supplementbände zur Taschen-Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken**

nur noch bis Ende August dauert, und solche in der Mich.-Messe an die resp. Suscribenten abgeliefert werden, so ersuche ich diejenigen, welche die Vortheile des Subscriptions-Preises à 1 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 1 Thlr. 18 Gr. Pr. Ct. noch genießen wollen ihre desfallsigen Bestellungen während dieser Zeit zu machen, zu deren Besorgung jede solide Buchhandlung erbötig ist.

Leipzig, im Juni 1823.

F. Ch. W. Vogel.

---

Im Verlage der Buchhandlung der Gebr. Bornträger in Königsberg erschien so eben:

Dr. K. L. Struve, über die lateinische Declination und Conjugation; eine grammatische Untersuchung. Gr. 8. Geh. Preis: 1 Thlr. 20 Gr.

W. Schubert (Prof.) Preußens erstes politisches Auftreten unter Friedrich Wilhelm dem Großen. 8. Geh. Preis: 6 Gr.

C. W. Schmidt, die verbesserte Kartoffelbranntweinbrennerei, mit einem neuen Dampf-Apparate, durch welchen das Mahlen der Kartoffeln erspart wird, die Schaalen zurückbleiben und die Meische, der von Roggen gleich, rein abfließt. Mit einem Kupfer. 8. Geh. Preis: 1 Thlr.

Dr. K. L. Struve, die Quantität der Endsylben in der lateinischen Declination und Conjugation; für den ersten Unterricht in der lateinischen Prosodie. Gr. 8. Geh. 3 Gr.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften).

## N°. XIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen [illegible] Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.


### DE FLORA SVECICA NOVA EDENDA

Septnaginta ferme sunt anni, ex quo Linnaeus alteram editionem Florae Svecicae suae publicavit. Neque tanto temporis intervallo ullum opus comparuit universale, quod idem habuerit propositum, ut non tantum definitionibus synonymisque et accuratis et ad temporum rationem accommodatis plantae svecanae determinarentur, verum etiam, ut bene ac copiose proponeretur, quibus locis, quam late quamque diverse habitent, vel, si quid de his rebus uberius, quam in universali opere fieri potest, in aliis scriptis fuerit expositum, ut citationibus commonstraretur, quo quidque loco possit inveniri. Sic minus plena certâque plantarum svecicarum notitiâ factum est, ut multa perperam de iis apud exteros existimata sint, quorum judicia ad nos etiam immigrarunt. Immutata autem volventibus annis plantarum nomina multum Scientiae officere, haud in ambiguo positum judicamus, praesertim cum praestare nemo possit, an ea mutatio non sit ulterius progressura; ideoque plerisque Botanicis haud ingratum fore credimus, si plantis svecanis, utpote omnium Linnaeanarum certissimis, pristina et originalia sua vel vindicentur vel conserventur nomina, nisi vera detecta accomodationem aliquam necessario postulent. Ad nomina autem firmanda nascendi loca et regiones plurimum valere, jam diu nobis persuasum fuit idque semper spectavimus, tum in superioribus scriptis nostris, tum in itineribus intra patriam factis nulloque fere anno intermissis. Neque enim quisquam vestigia Linnaei (ut proprie dicitur) diligentius quam nos lustraverit, ob eamque causam nemo fere magis ab experientia sit instructus, ut ex nativo plantarum loco soloque certius judicare queat, quae vis subjecta verbis Linnaei sit. Haec autem, in opere plantas svecanas universalius tractanti, et facilius et evidentius indicari possunt, quam antea in Floris specialioribus nostris factum est; heic enim sufficiens rerum ipsarum expositio, quales eae repertae sunt et animadversae, fundamentum argumentationis necesse erit.

Id intuentes, nos novam Floram Svecicam confecimus, Linnaeana, ut fundamento, substructa. Novam tantum editionem Florae Linnaei adornari mutata Scientiae facies vetare videtur; Illius autem Viri immortalis persequi rationem id in omnes partes convenientissimum duximus. Sic certe in hac materia peregrinorum Botanicorum studia excitare atque retinere melius nos posse putavimus, neque minus aliis quoque in rebus Nostratibus plurimum prodesse. Ceterum apud omnes naturae scrutatores eo etiam labor noster aliquid commentationis habiturus videtur, quod vegetationem semper respeximus, quantum indoles habitusque ejus rationi geographicae diversisque terrae formationibus pareat: quo in genere, quum in Svecia imprimis formatio illa transitionis et admodum explanata sit et a ceteris saepius sejuncta, observationes nostrae aliquando clarius rem forsan explicabunt, quam quae in aliis terris ineuntur. Quamvis enim hac in re, ut alias semper, patriae praecipue consulere studuerimus, tamen exteris haud infructuosam nos suscepisse operam arbitramur, nam singularum indagare terrarum proprietates, et diversum inter ipsas habitum disquirere, utilissimum sine dubio est ad universarum explicandam naturam. Quae res specialius ad patriae usum referuntur, cum omni ratione inopiae subvenire conati sumus nostratium Botanicorum, manuale aliquod plenius et solidius desiderantium, eas commemorare non opus est. Satis sit monuisse, opus hoc majus fore Enchiridion, medium fere tenens inter Floras Smithii vel Decandollii majores et minora eorundem Auctorum Compendia. Illud tamen interest, quod nos, Linnaeum secuti, plantas maximas notabilissimasque fusius tractavimus, minus vero perfectas contractius, non paucas demum minutissimas parumque alias notabiles Algas Fungosque exclusimus, idque ideo etiam, quia plerisque terrarum plagis sunt communes. Ita in volumen octonarium XL:ta plagularum, majuscula forma, totam rem coarctari posse speramus. Quae ad criticam maxime pertinent explicationem earum rerum; de quibus praesenti tempore disceptari solet, separatim, commentationum nomine, fini totius opere subjicere in animo est. Sed de his parum ausimus promittere, priusquam compertum habebimus quantam emtorum frequentiam in peregrinis terris opera nostra possit sperare, de quo, ut quam primum simus certiores, optatissimum nobis erit.

Upsaliae, d. 5. Junii 1823.

GEORG WAHLENBERG.

Nos infra scripti, hujus operis redemtores, id curabimus, ut et chartae typorumque nitore satisfiat lectoribus, et pretio, quam fieri possit levissimo, emtorum facultatibus consulatur, quod quidem in 3 Thaler. circiter consistere polliceamur. — Ad initium usque mensis Decembris hujus anni h. Subscriptoribus copia erit nomina dandi, idque

In ANGLIA:
apud *Treuttel*, *Wurtz* & *Richter*. Londinis.

In DANIA:
apud *Gyldendal*. Hafniae.

In FRANCIA:
apud *Treuttel* & *Wurtz*. Parisiis et Argentorati.

In GERMANIA:
apud *G. Reimer*. Berolini;
apud *F. A. Brockhaus*. Lipsiae.

In HELVETIA:
apud *Orell*, *Füssli* & *C.* Tiguri (Zürich).

In NORVEGIA:
apud *Hartmann*. Christianiae.

Iidem illi Bibliopolae, quos modo nominavimus, iis etiam se adfuturos spondent, qui *Floram Upsaliensem, auct. G. Wahlenberg; cum mappa Geographica, Ups.* 1820. Ea prostat 2 Thlr. 12 Gr.

PALMBLAD & C.

R. Academiae Typographi et Bibliopolae.

---

Im deutschen Museum ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Essai d'une description géognosique-botanique de la Flore du monde primitif, par G. Comte de Sternberg, traduit par son Excellence Mr. le Comte de Bray. *Cahier II.* avec 12 planches enluminés. Fol. prix 8 écus.

Versuch einer geognostisch-botanischen Vorstellung der Flora der Vorwelt vom Grafen Kaspar von Sternberg. Drittes Heft, mit 12 illuminirten Kupfern, holländisches Papier. Fol. 8 Thlr.

---

Bei Adolph Marcus in Bonn sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Delbrück Ferd., Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend. 8. Preis 12 Gr.

Dessen Magdeburg. Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt. Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr.

Linde, Dr. J. T. B., Abhandlungen aus dem deutschen, allgemeinen Civilprozesse mit Berücksichtigung der preußischen, allgemeinen Gerichtsordnung. Erstes Bändchen. Gr. 8. Preis 22 Gr.

Locmani fabulae et plura loca ex codicibus maximam partem historicis selecta in usum scholarum arabicarum edid. *G. W. Freitag* Dr. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Mittermaier, Dr. C. J. A., der gemeine deutsche, bürgerliche Prozeß in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Prozeßgesetzgebung. Dritter Beitrag. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Der erste Beitrag zweite Auflage kostet 1 Thlr., der zweite Beitrag 21 Gr., alle drei Bändchen also zusammen 3 Thlr.

---

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lady Morgan, Glorwina, ein Roman aus dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile. Geh. 2 Thlr.

Allan Cunningham, Schottische Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Erster Theil. 21 Gr.

(Der zweite Theil erscheint in 14 Tagen.)

Helmina von Chezy, geb. von Klencke, Erzählungen und Novellen. Zwei Theile. 3 Thlr.

Fanny Tarnow, Sydoniens Witwenjahre. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Zwei Theile. 3 Thlr.

— — Lilien (Erzählungen) erster u. zweiter Theil. 3 Thlr.

— — dessen dritter und vierter Theil. 3 Thlr.

Die genialischen Frauen, oder Geheimnisse liebender Herzen. Ein Roman in zwei Theilen. Nach dem Englischen frei bearbeitet von G. von S. 2 Thlr. 16 Gr.

Zaubergaben. Ein Kranz romantischer Dichtungen vom Verfasser des Markulf der Schauermann. Mit einem Titelkupfer. 1 Thlr. 16 Gr.

Diezel, C. E., Fragmente für Jagdliebhaber. Mit Kupfern. 2 Theile. 2 Thlr. 16 Gr.

Peter Anton Fonk, der Ermordung Wilh. Cönens angeklagt. Versuch eines Beitrages zur Beleuchtung dieses Processes, von Dr. Asher in Hamburg. Geh. 16 Gr.

Noth- und Hülfsbüchlein für Landwirthe, Gewerbtreibende und Künstler, oder auserlesene Sammlung von bewährt befundenen, nützlichen sowohl als auch Vergnügen gewährenden Erfindungen, in Hinsicht auf Künste, Gewerbe, Landbau und Viehzucht. Geh. 12 Gr.

---

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Echo,
aus den Sälen europäischer Höfe und vornehmer Zirkel,
oder
merkwürdige Erzählungen und unbekannte Anekdoten von den Ereignissen der neuesten Zeit.

Erstes, zweites Stück für 1823.

Mit einem Kupfer. 8. Broch. à 12 Gr.

Das erste Stück schildert die ersten Heldenthaten der griechischen Flotte, und theilt wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Spanien mit ꝛc., und das zweite Stück liefert in einer gedrängten Uebersicht das Wichtigste der spanischen Revolution.

---

Neue Bücher, welche bei J. Sühring in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und in Warschau bei Brzezina zu haben sind:

*Capuron, J.* Dr. und Professor. Abhandlung über die Krankheiten der Kinder von der Geburt *bis zum* Eintritt der Pubertät. Nach der zweiten Auflage des französischen Originals. Mit einer Vorrede begleitet vom Dr. und Professor F. A. B. Puchelt, Gr. 8. 1821. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

*Eckenberg*, Dr. *Ferd. Theoph.*, de publiciana in rem actione ac de juris romani sententia unde bonae fidei possessor fructus consumptos suos faciat. 8. maj. 1821. Brochirt. Preis 10 Gr.

Gelegenheits-Dichter, neuester allgemeiner. Eine Sammlung von Geburtstags-, Hochzeits-, Jubelhochzeits-, und Abschieds-Gedichten, Amtsjubelfeiern und Neujahrwünschen. Aus klassischen, deutschen Dichtern gesammelt und herausgegeben von C. H. Weiß. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1823. Geh. 15 Gr.

Digitized by Google

Köhler, C. F., allgemeinfaßliche Darstellung der Kettenrechnung für Schulen in kleinern Städten und auf dem Lande, und für Freunde des Rechnens, die sich über die Rees'sche Regel selbst belehren wollen. 8. 1822. Preis 12 Gr.

Pfotenhauer, Dr. und Prof. C. F., Handbuch der vor dem Jahr 1770 an bis auf die neueste Zeit in dem Königreiche Sachsen erschienenen Criminalgesetze. 8. 1811. Preis 1 Thlr.

Gesellschafts-Liederbuch, neuestes allgemeines sächsisches, für fröhliche Zirkel. Eine Auswahl der besten Lieder von Schiller, Bürger, Langbein, Göthe, Voß, Hölty, Jakobi, Tiedge, Blumauer, Matthison, und andern deutschen Classikern. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 1822. Elegant geheftet. Preis 9 Gr.

*Hodgkins* english mercantile Letters. Carefully revised and corrected after the latest English edition with explanatory notes for the use of Germans by J. G. Flügel, teacher of the english Language at Leipzic. 8. 1822. Cartonnirt 20 Gr.

*Kalkreuth, H. W. A.* Graf von, die Legitimität. Eine Abhandlung. Gr. 8. 1823 Preis 1 Thlr.

*Kemper, J. M.*, Staatsrath und Professor. Versuch über den Einfluss der politischen Ereignisse und der religiösen und philosophischen Meinungen seit ungefähr 30 Jahren auf die wahre Aufklärung in dem Religiösen und Sittlichen bei den Völkern Europas. Nach der zweiten Ausgabe aus dem Holländischen übersetzt von A. Dietrich. Gr. 8. 1823. Preis 20 Gr.

---

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Allgemeine medizinische Annalen,** herausgegeben von Dr. *J. F. Pierer* und Dr. *L. Choulant*. 1823. Fünftes Heft. Mai. 4. Geh.

(Der Jahrgang aus 12 Monatsheften bestehend kostet 6 Thlr. 16 Gr.)

**Isis. 1823. Sechstes Heft.** 4. Geh.

(Der Preis des ganzen Jahrgangs, aus 12 Monatsheften mit vielen Kupfern, beträgt 8 Thlr. sächs.)

Leipzig, den 20. Juni 1823.

F. A. Brockhaus.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Fromme Gesänge**
nach
**bekannten Kirchenmelodien.**
Von
**S. C. G. Küster.**
K. Superintendenten rc. in Berlin.
Zweite wohlfeilere Ausgabe.
1823. Preis broch. 8 Gr.

---

Den vielfachen Nachfragen zu begegnen zeigen wir an, daß in diesem Monat

**Pölitz, K. H. L., die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit dargestellt,**

erster und zweiter Theil, das Natur- und Völkerrecht, das Staats- und Staatenrecht, die Staatskunst (Politik), die Volkswirthschaft, Staatswirtschaft und Finanzwissenschaft, und die Polizeiwissenschaft enthaltend, 61 Bogen à 3 Thlr. 16 Gr. fertig geworden und versandt sind. Der dritte und vierte Band folgen baldmöglichst.

Leipzig, den 31. Mai 1823.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

**Ankündigung**
und
**Einladung zur Unterzeichnung**
auf
**L. Th. Kosegartens Dichtungen.**
Herausgegeben von dessen Sohne, Herrn Prof. Kosegarten in Jena.

Neue vollständige, und äußerst wohlfeile Ausgabe in 12 Bden. 8. Pränumerationspreis 4 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt der einzelnen Bände wird folgender seyn:

1. Kurze Lebensgeschichte; und einige Gedichte aus den früheren Jahren.
2. bis 8. Lyrische Gedichte.
9. Sagen der Vorwelt; Rügische und Ersische Sagen.
10. Legenden oder Sagen der kirchlichen Vorzeit.
11. Die Inselfahrt; ländliche Dichtung in sechs Eklogen.
12. Jukunde, ländliche Dichtung in sechs Eklogen.

Greifswald, im April 1823.

C. A. Koch.

---

An alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben versandt:

**Der Gartenfreund.**

Oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im

**Küchen-, Obst- und Blumengarten,**
in Verbindung mit dem
**Zimmer- und Fenstergarten.**
Nebst einem Anhange über
**den Hopfenbau.**
**Von J. C. L. Wredow,**
Prediger in Parum bei Wittenberg in Mecklenb. Schwerin.
Gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Sauber geheftet. 2 Thlr.
**(Berlin bei Carl Friedrich Amelang.)**

Schon bei der Erscheinung der ersten Auflage dieser nützlichen und treuunterrichtenden Schrift empfahl der Rec. dieselbe aus wahrer Ueberzeugung allen Liebhabern der Gärtnerei als einen wahren Gartenfreund, mit der Versicherung, daß sie in allen Fällen einen erfahrenen und treuen Rathgeber an ihm finden würden. Mit Vergnügen ersieht er nun aus dieser, binnen wenigen Jahren nöthig gewordenen, zweiten Auflage, die mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden kann, daß seine Empfehlung gefruchtet hat, und ist überzeugt, daß Niemanden der Ankauf gereuet, und daß vielmehr Jeder seinen Zweck nach dieser Anweisung erreicht hat. Gewiß wird daher auch diese zweite Auflage eine eben so freundliche Aufnahme finden, als die erste. Der würdige Hr. Verf. hat hie und da Man-

Digitized by Google

ches hinzugesetzt, was er nach gemachten Versuchen brauchbar gefunden, und auch hier und da Manches berichtigt, was er nach gemachten Erfahrungen für nöthig gehalten hat. So hat er unter Andern auch das **Ringeln der Bäume**, um sie zum Fruchttragen und größere und früher reifende Früchte hervorzubringen, zu zwingen, wovon auch Rec. im vorigen Jahre die wunderbarsten und auffallendsten Wirkungen in seinem Garten gesehen hat, nach eigen gemachter Erfahrung empfohlen, und auch in der Behandlung des Weinstocks manche Verbesserungen angegeben. Daß diese neue Auflage wirklich eine **vermehrte** zu nennen sey, ergibt sich schon aus der stärkern Bogenzahl derselben gegen die erste. Die Brauchbarkeit dieser Schrift ist noch durch Hinzufügung eines **Registers der deutschen Namen**, sehr erhöhet worden.

---

Für Diejenigen, welche das **berühmte Seebad Dobberan** besuchen oder näher kennen lernen wollen, ist bei **C. F. Amelang in Berlin** folgende so eben erschienene Schrift zu empfehlen, welche auch in jeder anderen Buchhandlung zu haben ist:

**Beschreibung**

und physikalisch-chemische

**Zergliederung der neu entdeckten Schwefel-, Eisen- und muriatischen Bittersalzquellen**

bei

**Dobberan und am Heiligendamm**

im Grossherzogthume Mecklenburg-Schwerin.

Von

**Siegesm. Friedr. Hermbstädt,**

Königlichem Geheimen und Ober-Medizinal-Rathe etc.

Mit einem Titelkupfer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

---

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Gebethbuch**

für

**den evangelischen Bürger und Landmann.**

Nebst

**der Leidensgeschichte Jesu Christi.**

Von

**Jakob Glatz,**

K. K. Consistorial-Rathe in Wien.

8. Wien 1823. Preiß 14 Gr. oder 1 Fl. 6 Kr. Rhein.

Was in einer der vorzüglichsten gelehrten Zeitschriften von des Herrn Verfassers **Aureliens Stunden der Andacht** gerühmt worden ist, kann man mit Grund auch von seinem, so eben erschienenen **Gebethbuche für den Bürger und Landmann** sagen: „In allen Betrachtungen „wohnt ein frommer, sittlicher Geist, der das religiöse Ge„müth sehr wohlthätig ansprechen muß. Der Verfasser re„det vom Heiligen heilig und würdig, edel und doch faßlich, „erschöpfend und doch nicht ermüdend." — Was die Religion Belehrendes, Ermunterndes, Tröstendes und Stärkendes in sich schließt, ist in diesem vorzüglichen Erbauungsbuche, das schon vor seiner Erscheinung die größte Theilnahme gefunden hat, auf eine Geist und Gemüth gleich ansprechende Art berührt, auf die Herzensbedürfnisse älterer und jüngerer Christen des männlichen und weiblichen Geschlechts, so wie auch die verschiedenen Lagen, in die der Mensch auf Erden kommen kann, sorgfältige Rücksicht genommen, und das Werk anständig und, zur Schonung der Augen, mit größerer, schönerer Schrift gedruckt. Dem wackern Bürger, Soldaten und Landmanne, dem Greis, so wie dem Jünglinge und der Jungfrau, dem Glücklichen und Unglücklichen wird dasselbe ein nützliches, herzstärkendes Erbauungsbuch von bleibendem Werth seyn. Es bildet mit des Hrn. Verfs., schon **zum vierten Male** neu aufgelegtem **Andachtsbuche für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses**, so wie mit seinem **Beicht- und Communionbuche** und seiner **Haus-Postille für religiös gesinnte Familien** und seinem vor kurzem in einer **dritten** Auflage erschienenen **Trostbuche für Leidende** eine kleine Haus-Bibliothek von moralisch-religiösen Schriften, die ganz dazu geeignet ist, jeder wahre Erbauung liebenden Familie in reichem Maaße Belehrung, Ermunterung, Trost und Stärkung zu gewähren.

---

Bei **Enslin in Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**A. B. C. und Lesetafeln**

zum

**ersten Unterricht der Kinder,**

**bestehend aus 145 Buchstaben und Zahlen, welche auf ein Zoll großen Papptäfelchen aufgeklebt sind in ein Kästchen, Preis 8 Gr.**

Diese kleinen Tafeln sind bestimmt: den Kindern leicht und spielend die Buchstaben, das Buchstabiren, Syllabiren und Lesen zu lehren. Man gebraucht die Tafeln, indem man dem Kinde einen einzelnen Buchstaben gibt und ihn sich ins Gedächtniß einprägen läßt, dann denselben unter die andern mischt und von dem Kinde wieder heraussuchen läßt. Kennt das Kind sämmtliche Buchstaben, so setzt man durch einzelne Buchstaben Sylben und kleine Wörter zusammen und läßt diese von dem Kinde lesen. Hat das Kind einige Uebung darin, so läßt man es selbst Sylben und Wörter, die man ihm aufgibt, durch die Buchstaben zusammensetzen. Eben dieses mit den Ziffern geübt, kann auch als Vorübung zur Nummeration dienen.

Das Kind erhält hierdurch einen angenehmen und nützlichen Zeitvertreib, und sind diese Tafeln nicht nur den Schullehrern, sondern auch besonders Eltern zu empfehlen, welche sich gern mit ihren Kindern beschäftigen und ihnen die Buchstaben und das Lesen selbst beibringen wollen.

---

So eben hat die Presse verlassen:

**Dr. F. W. von Schubert, (Prof. zu Greifswald.) Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland in den Jahren 1817, 1818 u. 1820. Erster Band unter dem Titel: Reise durch das südliche und östliche Schweden oder durch Schonen, Blekingen, Schmaland, Ostgothland und Södermannland nach Stockholm und Upsala. Mit einem Kupfer und einer Charte. Gr. 8. 2 Thlr.**

Der Subscriptionspreis zu 4 Thlr. sächs. für das ganze Werk in drei Bänden bleibt noch bis zur Erscheinung des dritten Bandes offen.

Leipzig, am 15 Mai 1823.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften).

## N°. XV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Neue Verlagswerke der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel.

**Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der baseler Hochschule.** Erster Jahrgang in vier Heften. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt des ersten Heftes:

Ueber den Begriff und Umfang der Sittenlehre von Prof. Dr. de Wette.

Einige Bemerkungen über die Bildung der Thäler von Peter Merian, Prof.

Ueber die Bestimmung des Menschen von Dr. K. Haller.

Basels Bildungsanstalten, literarische Hülfsmittel und wissenschaftliche Vereine von Prof. Dr. Hanhart.

Vorlesungen auf der Universität Basel im Sommerhalbenjahre 1823.

**Lateinisches Lehrbuch,** nach den Theilen der Formenlehre geordnet zur Einübung der Declinationen und Conjugationen von Rud. Hanhart, Prof. und Rector des Gymnasiums zu Basel. Ersten Theiles erster Cursus. 8. 12 Gr.

Nova theoria de parallelarum rectarum proprietatibus, auctore *Daniele Hubero*, Prof. & Bibl. 8. maj. 8. Gr.

Ueber die Wärme der Erde in Basel. Von Peter Merian, Prof. der Physik. 4. Geh. 4 Gr.

Der Renegat. Aus dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt von K. v. K. Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Opferblumen (Gedichte) von Sophie Richard-Schilling. 8. Geh. 20 Gr.

Der Erlös für diese Schrift ist als Beitrag zur Unterstützung der Griechen bestimmt.

C. Cr. Salustii quae exstant, recognovit, varias lectiones e codicibus Basil., Bern., Turicens., Paris., Erlang., Tegerns. ceterisque, quos Wassius. Havercamp. Cort. aliique Editores contulerunt collectas, commentarios atque indices completissimos adjecit F. D. Gerlach, Ph. Doct. et Lit. Lat. Prof. Tom. I. 4. 5 Fl.

Auch unter dem Titel:

C. C. Salustii quae exstant, recognovit notisque criticis instruxit F. D. Gerlach.

Welcher Plan dem Verfasser bei dieser neuen Bearbeitung des römischen Historikers vorschwebte, hat er selber in der Vorrede bezeichnet. Es sollte der Versuch einer neuen Recension des Textes gemacht, und die Kritik auf die geschichtliche Basis zurückgeführt werden, damit der durch willkürliche Aenderungen vielfach verdorbene Schriftsteller in seiner ursprünglichen Gestalt wieder erscheine. Die Bemühungen des Hrn. Herausgebers wurden durch treffliche Handschriften mehrerer schweizerischer und ausländischer Bibliotheken, so wie durch die Mittheilungen einzelner Gelehrten unterstützt. Wir dürfen die Hoffnung aussprechen, daß diese neue Ausgabe dem literarischen Publicum keine unwillkommene Erscheinung seyn wird.

C. Crispi Salustii Catilina, Jugurtha, Orationes et epistolae ex historiarum libris, accedunt duae Epistolae ad C. Caesarem de Republica ordinanda. Ex recensione Gerlachi. 8. 48 Kr.

Diese kleinere Ausgabe ist ein sorgfältig durchgesehener Abdruck der Größern und für Schulen bestimmt. Daher die Weglassung der kritischen Noten und der kleinern Fragmente, welche für eine Schulausgabe nicht zweckmäßig sind. Wir haben uns bemüht, durch ein gefälliges Aeußeres, schöne Lettern, weißes Papier und reinlichen Druck den Werth beider Ausgaben zu erhöhen.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Blumensprache,**
**oder Bedeutung der Blumen**
**nach orientalischer Art.**
**Ein Toilettengeschenk, mit einem illum. Kupfer.**
Siebente vermehrte Auflage.
Preis brochirt 8 Gr.

Ungeachtet aller Nachahmungen ist dieses Werkchen immer das beliebteste geblieben, und hat nun in wenigen Jahren sieben starke Auflagen erlebt; ohne Zweifel ein Beweis, daß es seiner Bestimmung entspricht. —

---

So eben ist erschienen:

**Magdeburg.**
**Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt verfaßt**
**von Ferdinand Delbrück.**
Bonn bei A. Marcus. Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr.

Der durch seine Schriften rühmlichst bekannte Verfasser übergibt in diesem seinem neuesten Werkchen seinen zahlreichen Freunden, namentlich aber den Einwohnern der Stadt

Magdeburg und denen, welche diese mit ihm als Vaterstadt verehren, einen gewiß allen höchst erfreulichen Beweis seines patriotischen Sinnes und seiner warmen Anhänglichkeit an die ehrwürdige, in der Geschichte so bedeutsam hervortretende Stadt.

In demselben Verlage ist zu gleicher Zeit erschienen:

**Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend aufgestellt von Ferdinand Delbrück.**

Preis 12 Gr.

Auch dieses Werkchen wird allen denen willkommen seyn, welchen der Gegenstand von Interesse ist.

---

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Der**
**Christliche Hausaltar**
oder
**Betrachtungen andächtiger Christen**
in den
**Morgen- und Abendstunden**
auf alle Tage im Jahre;
**Aus den Werken der vorzüglichsten Gottesgelehrten sorgfältig ausgewählt und herausgegeben**
von
**Sam. Chr. Gottfr. Küster,**
Königl. Superintendenten u. s. w. in Berlin.

Zwei Bände, Gr. 8.; mit dem Bildniß des Herausgebers.
Dritte Auflage, Preis: 3 Thlr. 16 Gr.

Wenn ein Erbauungsbuch in einem Jahre drei Auflagen erlebt, so muß es ohne Zweifel seine Verdienste haben, und seinem Zwecke entsprechen; der äußerst billige Preis — es ist fast 100 Bogen stark — der auch bei dieser Auflage nicht erhöht worden ist, begünstigt die Anschaffung gewiß sehr, und überdieß sollen Sammler auf sechs Exemplare das siebente frei haben. Möge es ferner segenreich wirken.

---

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ehrmann und Waller über die Erinnerung nach dem Tode von Streicher. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Grävell, der Werth der Mystik. Nachtrag zu Ewalds Briefen über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 1 Thlr.

Möller, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des deutschen Adels. Geh. 1 Thlr.

---

**Die Gräfin von Fargy. Nach dem Französischen der Frau von Souza von K. L. Methus. Müller. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 6 Gr.**

Die Verfasserin, welche sich schon seit Jahren der Lesewelt durch ihre von Huber verdeutschte Adele von Senange so vortheilhaft empfohlen hat, stellt hier ein ähnliches Gemälde auf, das durch den sanften Reiz der Darstellung sowohl, als durch den bessern innern Gehalt diejenigen anziehen und aufs angenehmste unterhalten dürfte, welche für etwas Höheres Sinn haben, als für das unruhige Drängen und Treiben eines gemeinbewegten Lebens. Auch hier ist Anregung, Leben, aber jenes höhere, welches sich dem feinem Blicke in die Tiefe des menschlichen Herzens aufschließt. Mit Recht hat der deutsche Bearbeiter dieses Werk den edlern Bildern verglichen, die in großen Gallerien oft übersehen worden, aber den gemüthvollen Beschauer nur desto inniger erfreuen und desto länger fesseln.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl.
in Leipzig.

---

**Zur Nachricht.**

Da der Subscriptions-Termin auf die

**Sechs Supplementbände zur Taschen-Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken**

nur noch bis Ende August dauert, und solche in der Mich.-Woche an die resp. Subscribenten abgeliefert werden, so ersuche ich diejenigen, welche die Vortheile des Subscriptions-Preises à 1 Thlr. 16 Gr. sächs. oder 1 Thlr. 18 Gr. Pr. Ct. noch genießen wollen, ihre desfallsigen Bestellungen während dieser Zeit zu machen, zu deren Besorgung jede solide Buchhandlung erbötig ist.

Leipzig, im Juni 1823.

Fr. Chr. W. Vogel.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Bilder-Geographie**
**des Preußischen Staates**
oder
**Reise eines Vaters mit seinen Kindern durch sämmtliche Provinzen dieses Landes; nach Art der Campeschen Reisebeschreibungen bearbeitet und herausgegeben**
**von H. Hermann.**

Erster Theil, mit 12 Kupfern und einer großen Charte.
Gebunden 1 Thlr. 20 Gr.

Der zweite Theil, welcher noch in diesem Jahre erscheint, wird das Werk beschließen.

---

**Calker's Logik und Dialektik.**

Die Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 1. Januar 1823 Nr. 18 enthalten nachstehende Beurtheilung dieses trefflichen Werkes:

„Bonn, bei Eduard Weber: Denklehre oder „Logik und Dialektik, nebst einem Abriß „der Geschichte und Literatur derselben „von Dr. Fr. Calker, außerordentl. Professor „der Philosophie an der K. Preuß. Rhein-Universität. 1822. S. 554. Gr. 8.

„Dieses zur Grundlage für seine Vorlesungen über die „Logik von dem Verf. bestimmte Werk zeichnet sich nicht „nur durch Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrages „auf das rühmlichste aus, sondern enthält auch die Geschichte „der Logik auf eine für das Studium dieser Wissenschaft belehrende Art dargestellt, ferner eine Hinweisung in jedem „Lehrstücke auf das, was davon beim Plato und Aristoteles

„vorkommt, und endlich weitere Ausbildungen einiger vorzüglich wichtigen Puncte in den Aufgaben dieser Lehrstücke. „Selbst der mit der Logik vertraute Leser wird in dem Werke „manche Anregungen zum Nachdenken über die Lehre derselben antreffen und es mit der Ueberzeugung aus der Hand „legen, daß dasselbe für die Beförderung des rechten Gebrauchs des Verstandes in den Wissenschaften sehr zweckmäßig abgefaßt sey."

Es ist in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr. Rhein.) zu erhalten.

---

**Herabgesetzte Preise der ältern Jahrgänge der „Allgemeinen Medicinischen Annalen," der „Isis," des „Hermes," der „Zeitgenossen," des „Kotzebueschen literarischen Wochenblatts," des „literarischen Conversationsblatts", von „Wolfarts Jahrbücher" und der „Urania."**

Um den Freunden der Literatur den Ankauf der ältern Jahrgänge nachstehender periodischen Schriften zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, solche auf die dabei bemerkten Preise herabzusetzen, zu welchen sie, jedoch nur in den ganzen Folgen und nicht in den einzelnen Jahrgängen, bei denen dann die gewöhnlichen Preise Statt finden, durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

---

Annalen (allgemeine medicinische) für die Jahre 1798 bis 1815. 18 Jahrgänge, nebst acht Heften Supplemente. 4. Ladenpreis 96 Thlr. 16 Gr. Jetzt 30 Thlr.

— — Die Folge von 1806—1815. 10 Jahrgänge nebst acht Heften Supplemente. 4. Ladenpreis 62 Thlr. Jetzt 18 Thlr. 16 Gr.

— — Die Folge von 1811—1815. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 37 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

— — Die neueste Folge von 1816—1820. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 33 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

(Einzeln kosten: Jahrg. 1798—1810 à 4 Thlr. 8 Gr. Die Supplemente zu 1801—1810 3 Thlr. Jahrg. 1811 und 1812, à 8 Thlr. 16 Gr. 1813—1820 à 6 Thlr. 16 Gr.)

[Die neuen Jahrgänge für 1821, 22, 23 kosten jeder 6 Thlr. 16 Gr.]

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur, für die Jahre 1819—1822 mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange. Vier Jahrgänge in 16 Bänden. Gr. 8. Ladenpreis 39 Thlr. Jetzt 20 Thlr.

(Einzeln kosten: 1819, 9 Thlr. 1820, 8 Thlr. 16 Gr. 1821 und 1822 à 10 Thlr. 16 Gr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Isis, oder encyclopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken, für die Jahre 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sechs Jahrgänge. 4. Ladenpr. 46 Thlr. Jetzt 24 Thlr.

(Einzeln: 1817, 6 Thlr. 1818—1822 à 8 Thlr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 8 Thlr.]

Urania. Taschenbuch für die Jahre 1815, 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sieben Jahrgänge. 12. Ladenpreis 14 Thlr. 18 Gr. Jetzt zusammen genommen 7 Thlr. und einzelne Jahrgänge à 1 Thlr. 8 Gr.

[Der Jahrgang 1823 kostet 2 Thlr. 6 Gr.]

— — In größerm Formate mit Kupfern vor der Schrift. Sieben Jahrgänge. 8. Ladenpr. 24 Thlr. 12 Gr. Jetzt zusammen genommen 12 Thlr. und einzelne Jahrg. à 2 Thlr.

[Der Jahrgang 1823 kostet in diesem Format 3 Thlr. 12 Gr.]

Wochenblatt (literarisches). Herausgegeben von A. von Kotzebue. Sechs Bände oder Jahrgang 1818—1820. 4. Ladenpreis 25 Thlr. Jetzt 12 Thlr.

(Einzelne Bände à 4 Thlr.)

Conversationsblatt (literarisches) 4 Bde. oder Jahrg. 1821 u. 1822 (Forts. des Vorstehenden) 20 Thlr. Jetzt 10 Thlr.

(Werden beide Folgen „Wochenblatt" und „Conversationsblatt" zusammen genommen, so erlasse ich sie für 20 Thlr).

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Wolfart's (Dr. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklepieion. Vier Bände oder acht Hefte. 8. 1818 bis 1822. Ladenpreis 8 Thlr. Jetzt 4 Thlr.

(Einzeln das Heft 1 Thlr.)

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erste Reihe in 6 Bänden oder 24 Heften. Gr. 8. Ladenpreis auf Druckp. 24 Thlr. Jetzt 16 Thlr. Auf Schreibp. 36 Thlr. Jetzt 24 Thlr.

(Einzelne Hefte auf Druckp. à 1 Thlr., auf Schreibp. à 1 Thlr. 12 Gr.)

[Von der neuen Reihe sind bis jetzt 12 Hefte erschienen, von welchen jedes auf Druckpap. 1 Thlr. und auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. kostet.]

Leipzig, den 1sten Januar 1823.

F. A. Brockhaus.

---

Berlin im Verlage der Unterzeichneten erscheint:

Quintin Durward. Aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt (mit historischen Anmerkungen) von S. H. Spiker. Drei Bände in 8. Geh. 3 Thlr.

Der erste Band ist bereits fertig und die beiden andern werden ebenfalls in kurzem versandt. Diese Uebersetzung, die sich durch den Namen des Verfassers hinlänglich empfiehlt, schließt sich den früher in unserm Verlage erschienenen Uebersetzungen Walter Scottscher Romane *) an, mit denen sie im Aeußern eine gleichförmige Reihe bildet, welche sich schon durch größeres Format und den weniger spärlichen Druck von andern Sammlungen derselben unterscheidet.

Duncker und Humblot.

---

*) Robin der Rothe, der Alterthümler, das Kloster, der Pirat; übersetzt von Lindau, Meth. Müller und Spiker.

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

## Gesänge der Religion

von

### Joh. Fr. Schink.

**Dritte verbesserte Auflage.**

Preis, sauber brochirt 1 Thlr.

Der Recensent in der „Leipziger Literatur-Zeitung" sagt von der zweiten Auflage folgendes: „diese Gesänge, voll wahrhaft-religiöser Empfindung, Klarheit des „Begriffs und Kraft des Ausdrucks, ganz im Geiste des „Protestantismus, faßlich für jeden gesunden Sinn und „Verstand, sich verbreitend über alle Hauptmomente des „religiösen Lebens, verdienen ganz den Beifall, den sie erhalten. Ein Beweis jenes Beifalls ist diese zweite (jetzt „dritte) Auflage, welche der Vollendung näher zu bringen, „der Verf. nach Kräften gestrebt hat."

Ein mehreres hinzuzufügen hält der Verleger für überflüssig. — Das Buch ist in allen Buchhandlungen zu bekommen. —

---

Heidelberg, bei August Oswald ist erschienen und auch unter dem besondern Titel versandt:

## Sophronizon

oder

**unparteiisch-freimüthige Beiträge zur neuen Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen.**

Herausgegeben von Dr. H. F. G. Paulus.

Fünfter Jahrgang, erstes bis drittes Heft.

**Warnung vor möglichen Justizmorden** durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch-Hamacherschen Cause celèbre. Um eine staatsoberaufsichtliche Super-Revision des Verkehrten in den Vorbereitungen der beiden Urtheile, auch zugleich wesentliche Verbesserungen im Untersuchungsproceß und dem Geschwornengericht selbst, zu desto gewisserer Erhaltung des die Verkehrtheiten allein entdeckenden Schutzmittels der gerichtlichen Offentlichkeit dringend zu motiviren.

Diese psychologisch-juridische Darstellung ist, weil sie vielseitig interessiren muß, auch durch einen besondern Abdruck aus dem fünften Jahrgang des Sophronizon ausgehoben. Ihr Zweck ist für den Menschenfreund, einen Unschuldigen gegen eine grundlos verbreitete Verdächtigungssucht zu vertheidigen, einem andern Unglücklichen, durch sehr schlechte Mittel in eine Nothlüge verwickelten doch das Mitleid der Menschheit zu gewinnen. Für den Juristen wird sie zum Beleg praktischer Vorlesungen, wie nicht, und wie richtiger untersucht werden müsse, wie eine verkehrte Proceßleitung aus vermeintlicher, von Vorurtheilen und leidenschaftlichen Schwächen umnebelter Menschenkenntniß sich von echter Erforschung der Criminal-Wahrheit unterscheide. Für das Staats- und Gesetzgebungsbuch wird die Grundidee der Jury und ihre napoleonisch-französirte, die Beamtenwillkür äusserst begünstigende Entstellung ins Licht gestellt. Alle theilnehmende Gemüther kann das tragisch-romantische der Geschichte anziehen, deren Knoten ohne Zweifel durch die staatsoberaufsichtliche Gerechtigkeit des Königs und der höhern Behörden erfreulich gelöst wird. Die Pflicht, eine von so vielen verkannte Sache ganz überweisend zu beleuchten, wird die Vollständigkeit der Ausführung rechtfertigen, welche nie in leere Weitschweifigkeit ausartet.

Bereits hat die Universität Freiburg dem würdigen Herrn Verfasser ihre Anerkennung durch Verleihung des juridischen Doctorgrades in einem höchst ehrenvollen Diplom an den Tag gelegt.

---

**Bei H. Ph. Petri in Berlin erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:**

1. Unterhaltungsschriften.

- Burgach, H., Lebensgemälde, der Wirklichkeit nachgebildet in Sagen und Erzählungen aus der alten und neuen Zeit. 8. 20 Gr.
- Hoffmann, Dr. L., das Pfarrhaus. Ein Gemälde des menschlichen Herzens. Mit einem von L. Wolf gezeichneten und von Meno Haas gestochenen Kupfer und einer Titelvignette. 8. Schreibp. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.
- Museum, neues, des Witzes, der Laune und der Satyre. Mit Beiträgen von M. Cunow, Döring, Jokosus Fatalis, Lehwe, K. Lokosa, K. Müchler, A. Roland, J. D. Symanski und Andern. Herausgegeben von H. Ph. Petri. Zweiter Band (bestehend aus vier Heften) erstes und zweites Heft mit Karrikatur-Kupfern. 8. Geh. für jeden Band 2 Thlr. 12 Gr.
- Voß, Julius von, Trauerspiele. 1) Mustapha Bairaktar. 2) Die Grabrosen. 8. Geh. 1 Thlr.

2. Für Schulen.

- Schenk, K. G. F., Entwurf einer kleinen lateinischen Grammatik für höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht. 8. 4 Gr.

---

**Brandes, Dr. R. Berichte vom Felde der pharmaceutischen Literatur. Erster Jahres-Bericht vom Jahre 1822 nebst dem Tagebuch der meteorologischen Beobachtungen des Observatoriums zu Salzuflen von 1822. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Schmalkalden bei Varnhagen 1823.**

Dieses den fünften Band des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland bildende Werk, wird eben so dem Pharmaceuten, dem Arzt, dem Droguisten und Technologen, eine willkommene Erscheinung seyn, da dasselbe eine Uebersicht von dem gibt, was wissenschaftlich wie in vervollkommneter Anwendung, im vergangenem Jahre im Gebiete der pharmaceutischen Literatur in ihren weitesten Verzweigungen geleistet worden ist. Um so willkommener und nützlicher wird dasselbe deshalb seyn, weil einen Theils nicht jedem immer alle pharmaceutischen Zeitschriften zu Gebote stehen, und andern Theils, besonders dem Arzt das Lesen der Original-Abhandlungen wohl oft zu zeitraubend seyn dürfte. In nuce hat der Hr. Verf., ohne dabei der Gründlichkeit Eintracht zu thun, alles übersichtlich zusammengestellt, wovon uns nicht nur die deutschen sondern auch die französischen, englischen und italienischen Gelehrten in ihren verschiedenen Zeitschriften Nachricht geben, und wir behaupten zuversichtlich, es werde dies Werk ganz der Absicht entsprechen, die sich der würdige Hr. Verf. bei dessen Bearbeitung zum Ziele setzte. Es wird dieser Bericht jetzt wie für die Folge jedem Apotheker und Arzt unentbehrlich seyn.

Aus demselben ist besonders abgedruckt:

Tagebuch der meteorologischen Beobachtungen des Observatoriums zu Salzuflen von 1822. Quer-Quart 4. 8 Gr.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften).

## N°. XVII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

**Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch Joseph Freiherrn von Hormayr. — I. Jahrgang, Geschichte Wiens — Zwölf Hefte. — II. Jahrgang, Wiens Denkmale und Denkwürdigkeiten — Zwölf Hefte. (Bisher erschienen fünf.)**

Mit jenen Zeiten, wo der in Liedern vielfach gefeierte Held des griechischen Alterthums, Jason mit seinem Raube, dem goldenen Vließe und der geliebten und gescheuten Medea die Donau beschiffte, um die Rückkehr ins Vaterland zu finden, beginnt diese Geschichte und versetzt Leserinnen und Leser, denen die Schönheit griechischer Kunst nicht fremd ist, da, wo sie bei allen uralten Anfängen, vielleicht Unfruchtbares erwarten, in einen bekannten und geliebten Kreis. Die Völker, die sich in der Nähe der Donau bunt durcheinander trieben und sich in den Besitz dieser schönen Länder getheilt hatten, verdienen es, daß ihre Originalität und ihre einfachen und tiefen Züge genauer erkannt werden, und ihre Sitten, ihre Religion, ihre Barden, ihre Häupter und Gesetze, ihre Lust am Kriege und an der Jagd, das ganze markige innere und äußere Volksleben ist hier in lebendigen Zügen nachgebildet. Dadurch ist der Uebergang zu den oft besprochenen Römern gemacht worden. Der Cimbern schreckhafte Gestalt und des Marius nie rastende Seele, die im Würgen der Schlacht sich nur behaglich fühlte, des großen und guten Cäsars Thaten, mit dessen Namen bei uns sich Städte, Berge und Thäler schmücken, und die Heldenzüge, welche die Söhne des Augustus, Drusus und Tiber, in unsern Gegenden unternahmen, folgen sich wie die Bilder eines Ahnensaals, unter welche die Helden selbst die körnige Summe ihres Wirkens geschrieben. Die Veränderungen, welche die Römer mit erwägendem Sinne und fester Hand in unserm Lande vornahmen, und die in manchen Denkmälern mit unsern Augen gleichsam noch erschaut, mit unsern Händen noch begriffen werden können, sind eben so viele Stimmen, die im Posaunentone der Vorwelt gesprochen, jedem zu Gemüthe bringen, und auf der Brücke des Gefühls, indem der ganze Mensch und nicht ausgebröckelte Fähigkeiten angesprochen werden, uns hineinleben machen in ferne Zeiten, und uns durchempfinden lassen die sich fortbildende Entwickelung des Geschlechts, von dem wir ein vorüberflimmerndes Theilchen sind. Dies ist der große Gewinn, daß an die Geschichte einer einzigen (aber welcher!) Stadt die allgemeine Weltgeschichte so geknüpft werden kann, und geknüpft worden ist, daß man von den frühesten Zeiten an, aus ihren heimischen Angelegenheiten in die erhabenen jener mit Leichtigkeit denkend und fühlend hinüber und herüber sich bewegen kann (wie man etwa in einer geschmackvollen Villa die Bequemlichkeit der Stadt und zugleich den Eindruck der großen Natur genießen kann, die in ihrer höheren Einfalt die Brust ausweitet und beschwichtigende epische Ruhe einführt), und geistreichen Frauen wie Künstlern, welche beide den ganzen Menschen zu erfassen, durch Liebreitz zu fesseln und nach ihrem Wunsche zu bewegen die Weihe erhielten, ist damit ein anmuthiger Weg erschlossen worden, den wie er sonst bereitet wurde, vorwiegendes Gemüth, oder vorwiegender Geist zu betreten scheute. Es scheint nöthig, diese Bemerkungen hier bei der ersten Gelegenheit anzuknüpfen, weil sie sich bisher im ganzen Werke bestätigen, und weil vielleicht dadurch der richtige Gesichtspunct angedeutet wird, aus dem das Ganze zu erfassen ist. Am Ende des ersten Heftes werden die Sagen und Fabeln über Wien angeführt, die Stellen der alten Schriftsteller, gefundene Särge und Inschriften, die Aeußerungen früherer Forscher geprüft und die Ausbeute aus Allem angegeben.

II. Die Römerzeit und ihre Einrichtungen verdienen genauere Untersuchung. — Reichhaltige Erörterungen dieser Art und über die Geographie jener Zeit bilden den Eingang in das zweite Heft. Den Ueberblick erleichtert eine Tafel, die einen Auszug aus dem antoninischen Reisebuche, der peutingerischen Tafel und der notitia utriusque imperii enthält. Das alte Vindobona ist identisch mit Wien, und auch die jüngern castra Fabiana; ist nun nicht der Schluß einleuchtend, daß beide, Vindobona und Fabiana unter sich identisch seyn müssen? und doch waren die Meinungen getheilt, namentlich hegte der vielwissende Lambecius abweichende Ansichten. Fabiana war Vidobonas Burg, Citadelle. Die Stadt war in den Verwüstungen der Barbaren bereits gemindert und gesunken, als der feste Punct noch, wie aus der Fluth hervorragte und das Andenken erhielt. Ein willkommenes Geschenk für den Archäologen ist es, hier alle, Vindobona und Fabiana und dessen Umgegend betreffende, noch vorhandene, oder dem Zahn der Zeit unterlegene Monumente zusammengestellt und erläutert zu finden, ja sogar die wichtigsten auf der ganzen Route von Steinamanger (Sabavia) bis Salzburg (Juvavia) um so erwünschter, je mehrere bedeutende Ueberreste jener Zeit für immer verloren sind und leider noch täglich zu Grunde gehen. — Zwei Männer harte um Augusts Zeiten Deutschland geboren, deren jeder allein geist- und thatkräftig war, die deutschen Völkerschaften zur Einheit zu bringen und dem Auslande entgegen zu stellen: der eine, Hermann lebt noch heute durch die Varus-Schlacht im ganzen Volke, der andere Marbod ist vergessen, weil er sein Volk vergaß. Beide finden gerechte Würdigung. Der edle Kaiser Marcus Aurelius bemühte sich an den Ufern unsrer Donau das Geschick Roms abzuwenden durch die wundervolle Schlacht auf dem gefrornen Flusse, vielleicht auf Puncten, die im Sommer lebensfreudige Kähne beschiffen, oder die im Winter vom muntern Schrittlauf belebt sind. Er starb zu Vindobona, das seine Sorge gehoben und das unter ihm zu einer Stadt des zweiten Ranges geworden war. Unter ihm und nach ihm breitete sich die beseligende Lehre des Christenthums aus. Der heil. Maximilian zu Cilly geboren und Bischof zu Lorch, ist der erste Blutzeuge, und der römische Tribun Florian findet in den Fluthen der Enns seines Lebens Ende in seiner Verherrlichung Anfang. Constantin begründete den Sieg der Lehre, und führte eine neue Ordnung der Dinge ein; konnte Vindobona davon ausgenommen seyn?

Google

III. Durch die Eintheilung Constantins wurde Wien wahrscheinlich statt Carnuntum der Sitz des Präses von Oberpannonien, und es verlohnt sich wohl von diesem Puncte aus, auf den, zur Hauptstadt gewordenen, jetzt acht Königreiche herumgelagert ihre Blicke heften, jene Zeit zu betrachten und die Schlachtfelder zu beschauen, wo über Kaiserkronen und das Leben der Fürsten entschieden wurde. Große Kämpfe mußte das Constantinische Haus gegen die drängenden Sarmaten bestehen, und bei der zwistigen Gesinnung der kaiserlichen Familie schifft Julianus kühn und verschwiegen die Mauern Vindobonas vorüber, als er den Purpur genommen hatte, und ihn gegen seinen Vetter Constantius zu vertheidigen eilte. Carnuntum und wahrscheinlich auch Vindobona mußten Verwüstung leiden, als der Quadenkönig Gabin von dem römischen Feldherrn gemeuchelmordet wurde und die Seinigen diese Schande grausam rächten. Ein urkräftiges, rohes Leben tritt mit Attila und seinen Schaaren auf den Schauplatz, und die Geißel Gottes, die ganz Europa zittern machte, erschüttert noch in der Darstellung. Auf die Gräuel dieses Reichs folgt der himmlische Friede, den der heil. Severin den Gegenden um Fabiana brachte, die Gewaltigen zur Milde neigend, die Unterdrückten tröstend, den Unwissenden lehrend, den Zweifelnden rathend. Das Kloster zu S. Johann am Als wurde gebaut; seine Schüler bewohnten eins zu Heiligenstadt; er selbst hatte ein Bethaus auf Weinhügeln, in welchem der gewaltige Odoaker Weissagungen erhält, ehe er auszieht, das oströmische Reich über den Haufen zu werfen.

2. I. Mit diesem friedlichen Gefühle schließt sich das III. Heft und enthält außerdem wie das ganze erste des zweiten Bandes einen Kranz von 125 Urkunden, die wie eine Gemäldegallerie größere und kleinere Abbildungen geben von der Zeit, in der sie geschrieben wurden, ihrem Wesen und ihrer Colorirung nach. Blos zu sagen, daß manche Irrthümer früherer Forscher berichtigt worden, hieße ein Interesse für bloße Gelehrte anschlagen, was, so sehr es im ganzen Werke berücksichtigt wird, doch nur eine einseitige Auffassung verrathen würde. Der Gegenstände sind so viele von Staatsverträgen an, bis in die häuslichen Angelegenheiten einfacher Bürger, und das eigentliche Leben von vielen Jahrhunderten wird in seiner Entwickelung geführt. Diese redenden Denkmäler mit etwas Aufmerksamkeit, Geist und Gemüth aufgefaßt, und es entwickelt sich von selbst eine Geschichte, die an Colorit viele gelesene übertrifft, weil wir sie von innen herausbildeten. Unter vielen andern wird es hinreichen, aufmerksam zu machen auf die Urkunde, welche Friedrich d. II. in dem Feldlager von Brescia ausstellte den Juden zum Schutze, und welche Grundsätze enthält wie erst ein aufgeklärtes Zeitalter sie ihnen bleibend zu sichern vermochte; und eben desselben Kaisers Majestätsbrief für die Stadt Wien; Urkunden über den Templer-Orden; über die Hussiten-Unruhen; wie die Stadt Breslau von Wien Nachricht verlangt über den Tod der Königin Elisabeth und die Lage der Dinge ihres Sohnes Ladislaus; wie Wien Nachricht erhält aus Hermannstadt über den Fall Constantinopels und wie die Türkengefahr heranrücke; wie Kaiser Friedrich d. III. einem Patriarchen ähnlich in einem Idyll, sich bei der Stadt Wien um einfache Bürgersleute verwendet. . . . . Aus neu eröffneten Archiven sind sie umsichtig gewählt und bilden einen gediegenen, abgeschlossenen Grund, auf dem die Geschichte sich ungestört erheben wird.

2. II. Unter dem großen Ostgothenkönig Theodorich, der Alles begünstigte, was das Fortschreiten der Menschheit förderte, mag sich Fabiana, wie viele andere Städte gehoben haben. Aus dieser altergrauen Zeit wird sie als der Sitz eines Bischofs genannt. Franken und Longobarden behaupten eine kurze Herrschaft, bis das Land den Hunnen oder Avaren heimfällt. Unter den zwei Jahrhunderten ihrer Herrschaft — oder besser Zerstörung scheint unsere Stadt wie ins Meer versunken, und die Sage, welche immer den Geist der Zeit ergreift, erzählt, daß Wald und Wild den classischen Boden bedeckt habe. Der kühne und gewandte Samo brach die schreckliche Abhängigkeit der Slaven von den Avaren. Friedliche Missionäre erschienen wieder auf den Auen, bis der große Kaiser Carl einen nicht kleinen Edelstein in die Krone seines Ruhms flocht, daß er die rohen Horden der Avaren aus ihren Ringen vertrieb, dem Lande weitherziehende Colonisten gab, eine neue Ordnung setzte, das Christenthum herrschend machte. Welche Kaiser, Marcus Aurelius und der große Carl, schenkten dieser Stadt ihre Sorgfalt! — Der gewaltige und listige Swatopluk gründet sich das großmährische Reich in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungern zwischen der Donau und Theiß, in welches Cyrillus und Methudius von Constantinopel in slavischer Zunge das Evangelium bringen. Gegen seine Feindseligkeiten werden die Magyaren gerufen, die blitzschnell und roh die Gräuel der Verwüstung in deutsche Auen tragen. Das Lied, oft übergehend die punctuelle Wirklichkeit, setzt in diese Zeit und diesen Ort den Helden Rüdiger von Pechlarn, hoch erhaben in den Niebelungen. Die Schlacht auf dem Augsburger Lechfelde vernichtet 100,000 Ungern, von denen nur sieben entkommen, und Melk wird ihr äußerster Platz, aus dem sie der durch Rittertugend erlauchte Leopold, der Gründer des Babenbergischen Herrscherhauses vertreibt. — Der h. Stephan gibt den Ungern mit dem Christenthume strenge Ordnung, und die Verbindung der Babenberger mit seinen Nachfolgern führen dem deutschen Reiche und der Ostmark, die bis an die Leitha vergrößert wird, häufige Kriege zu, in deren einem, ein Rath zu Wien gehalten wird: ein Beweis, daß sich Etwas von dieser Stadt durch alle Zerstörung erhalten, und der Platz, wie von höherer Anordnung zu bleibender Wichtigkeit bestimmt zu seyn scheint. Als eine heilige Sehnsucht die abendländische Christenheit zum Grabe des Herren zog, schifften viele die Donau hinunter, und der bereichernde Handel zwischen dem Morgen und dem Abend fand in Wien eine gastliche Stätte. Mit dem ersten Steine, den der erste österreichische Herzog zum Bau seines Hofes tragen ließ, fangen die Tage des Ruhms an dauernd zu scheinen. Es ist einleuchtend, daß an die Geschichte der Stadt, die Geschichte des Landes geknüpft ist, und daß die Geschichte der benachbarten Reiche, die in mannichfaltigen bald friedlichen, bald feindlichen Berührungen sich ihr zu- oder abwandten, wenigstens vorübergehende, andeutende Würdigung finden mußte. Um sich im Detail wie im Großen der Weltbegebenheiten gleich heimatlich zu fühlen, sind chronologische und genealogische Tafeln und die Verzeichnisse der Herrscher beigefügt worden. Die Kupfer stellen getreue Abbildungen aus der Römerwelt und fortschreitend aus dem Mittelalter dar, oder haben zur kräftigern Versinnlichung ideale Momente ergriffen, woran diese Blätter reich sind. Zeichnung und Ausführung ist meist von denjenigen Wiener Künstlern, welche auch für die Reisen Dibbins und Labordes gearbeitet haben. Vorzüglich dürfte unter diesen bemerkt werden, der Historienmaler Peter Fendi, Zeichner des k. k. Münz- und Antikenkabinets, dessen Gabe die Ueberreste der Römerwelt sowohl als des Mittelalters und die Hervorbringungen unserer Tage, mit charakteristischem Scharfsinn aufzufassen und mit der geschmackvollsten Treue wiederzugeben, unstreitig höchst ausgezeichnet ist. — Im zweiten Jahrgange, als welcher die Denkmale und Denkwürdigkeiten enthält, sind die Kupfer noch reicher und bedeutender, insonderheit die der alten Baukunst und alten Kunst überhaupt angehören, welcher in Wien eben so reichhaltigen als wichtigen Abtheilung Herr Primisser, der rühmlichst bekannte Custos der Ambrasser Sammlung und des k. k. Münz- und Antikenkabinets, seit einer Reihe von Jahren, so viele glückliche Sorgfalt gewendet hat. Also nicht in dem regen Verstande, wo der Erzählende mit dem Maulwurfsauge der Beschränktheit in seiner Darstellung nur bis zu den Ringmauern der Stadt und nicht weiter kommt; in jenem höhern, in dem ein feiner Sinn sich zu ihrer Geburts-

Digitized by Google

constellation erhebt, und allseitig und umsichtig Welt und
Reiche und Völker und ihren Einfluß auf sie, und gegensei-
tig ihre Rückwirkung auf jene zu prüfen versucht; wie man
Leben erforschend, vom Herzen aus, den impulsgebenden
Schlagadern bis ans Ende folgt, und mit den friedlichen
Blutadern wieder zum Herzen zurückkehrt: so ist die Ge-
schichte dieser Stadt dargestellt, und jeder für das Ideale
der Vergangenheit empfängliche Mensch wird die Worte des
Dichters verstehen lernen, der von einem andern Orte sagt:

Froh empfind ich mich hier auf classischem Erde begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

---

In allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz
ist zu haben:

**Wilson Philip, Alex. P., Abhandlung über die Verdauungsschwäche und ihre Folgen, die so genannten nervösen und gallichten Beschwerden; nebst Bemerkungen über die organischen Krankheiten, in welche sie zuweilen übergehen.** Nach der zweiten vermehrten englischen Auflage übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Elias Wolf. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Außerdem was der Titel schon anzeigt, enthält dieses
wichtige Werk auch Vieles über die originellen physiologischen
Versuche des Verf., über die Anwendung des Galvanes im
habituellen Asthma und die dyspeptische Schwindsucht.

Frankfurt am Main, im Juli 1823.

P. H. Guilhauman.

---

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr.
12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Eros**

**oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.**

---

Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Lesebuch für Bürgerschulen.**

**Nach einer zweckmäßigen Stufenfolge gesammelt und bearbeitet von Dr. Th. Tetzner.**

Dieses Lesebuch, welches sogleich bei seinem ersten Er-
scheinen die Blicke vorzüglicher Pädagogen auf sich lenkte,
so daß es für werth erachtet wurde in den untern Classen
der höhern Gewerbe- und Handlungsschule eingeführt zu
werden, füllt eine recht fühlbare Lücke in der Literatur aus.
Die große Menge der Lesebücher, welche wir besitzen, sind
theils zu hoch, theils zu tief berechnet, gewöhnlich ohne
Plan und zu theuer; dieses hingegen geht vom Leichtern
zum Schwerern über, eignet sich durch Zweckmäßigkeit in
der Auswahl, Anordnung, gleichmäßig durchgeführte Gram-
matik, (nach Heyse's Lehrbüchern) Correktheit und ganze
Bearbeitung, besonders für Bürgerschulen, und wird sich ei-
nem Jeden durch seine Brauchbarkeit hinlänglich empfehlen.
— Preis 16½ Bogen 8 Gr. Courant.

**Schulvorschriften.**

**Zweites Heft. Für Geübtere. Preis 9 Gr.**

Von dem ersten Hefte dieser Schulvorschriften sind an
8000 Exemplare abgesetzt worden; ohnstreitig die beste Em-
pfehlung für diese Blätter! — Vielfach wurde ein zweites
Heft für Geübtere gewünscht; und in derselben Gestalt
wie das frühere, erscheint es jetzt zum erstenmale, durch die
geschickte Hand des Kalligraphen wo möglich noch das erste
Heft übertreffend — so daß es auch als selbstständiges Werk
sich nicht bloß Bürger- und Landschulen, sondern auch jedem
Liebhaber der Kalligraphie empfiehlt. Die Aussicht auf einen
großen Absatz allein, machte es möglich den Preis von 16
Folioblättern eben so billig wie beim ersten Hefte (9 Gr.)
zu stellen.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Jugendfreuden**
in
**Liedern mit Melodien**
und
**einer Begleitung des Klaviers oder Fortepiano**
von
**M. C. G. Hering.**

Erstes u. zweites Heft.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Sammlung fröhlicher Lieder, in ihrem Inhalte
wie in ihren gefälligen Melodien für das junge Gemüth an-
sprechend, wird Eltern und Erziehern gewiß sehr willkom-
men seyn. Der Verfasser hat bei diesen Gesängen sowohl
auf die Jugend überhaupt, als auch auf jedes Geschlecht be-
sonders Rücksicht genommen, und die Mannichfaltigkeit des
Inhaltes wird in jugendlichen Leben Veranlassung genug ge-
ben, Frohsinn zu wecken, zu beleben und zu erhöhen. Ueber
dies hat der Verfasser selbst über den Zweck und die Einrich-
tung dieser Liedersammlung in der Vorrede sich näher erklärt.

---

**Für Schachspieler.**

**J. P. C. Preußlers**
deutliche
und ausführliche Auseinandersetzung
**der Schachspielergeheimnisse**
des Arabers Stamma,
mit vielen Anmerkungen und Verbesserungen mehre-
rer Spiele für Anfänger, nebst einem Anhange:
in welcher Folge und wie man am nützlichsten die
vorhandenen Meisterschriften über das Schach stu-
dire. 8. Berlin, bei Enslin.

Zweite Auflage. 1823.

15 Bogen auf Schreibpapier, brochirt 20 Gr.

Dieses rühmlichst bekannte Werkchen ist nun wieder in
einer neuen Auflage in allen Buchhandlungen zu haben, und
der Preis fast um die Hälfte billiger gestellt als bei der
ersten Auflage, um den Ankauf auch jedem unbemittelten
Schachspieler möglich zu machen; Papier und Druck sind
sehr gut. —

---

Digitized by Google

## Herabgesetzter Preis.

C. F. Liweh.

**Neues System der doppelten Buchhaltung** Zweite durchaus verbesserte und umgearbeitete Auflage. 4. Fein Schreip. 2 Thlr. 12 Gr. Für 1 Thlr.

Der Recensent in dem Beck'schen Repertorium der Litteratur, Leipzig 1820 sagt darüber: „Schon die vor drei Jah„ren erschienene erste Auflage fand vielen Beifall, weil dies „System den Gang der Buchhaltung abkürzte und erleich„terte. Jetzt ist in beiden Rücksichten noch mehr geleistet „worden, und um so mehr verdient das Werk empfohlen „zu werden."

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

K. S. Zacharias

**Handbuch des Königlich-Sächsischen Lehnrechts.**

Zweite vermehrte Ausgabe, herausgegeben von Dr Christian Ernst Weiße und Friedrich Albert v. Laugenn.

Gr. 8. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1823. Preis 2 Thlr.

---

Ernst Tiersch,

Königlich-Sächsischer Ober-Förster,

**Ueber den Waldbau,**

mit vorzüglicher Rücksicht auf die Gebirgs-Forste von Deutschland, in Notizen und Bemerkungen auf seiner praktischen Laufbahn gesammelt.

Gr. 8. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1823. Preis 20 Gr.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Kleiner Katechismus der Größenlehre**

von W. Wetzel.

Preis 4 Gr.

Dieses Werkchen besteht blos aus Fragen, und ist zunächst zum Gebrauch der Königl. Realschule zu Berlin bestimmt, wo es bereits mit Erfolg gebraucht wird.

---

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist neu erschienen:

**Leone**

oder Beispielsammlung für eine höhere Bildung des declamatorischen Vortrags, im öffentlichen und Privat-Unterrichte von Dr. H. A. Kerndörfer. Gr. 8. (20¼ B.) 21 Gr.

Die hier aufgestellten Uebungsstücke unserer ächten Klassiker sind für einen höhern Cursus bestimmt, wobei schon ein gewisser Grad von höherer Geistes- und Geschmacksbildung vorauszusetzen ist. Die dem Texte beigefügten Anmerkungen beziehen sich zum Theil auf Erläuterungen des Inhalts, zum Theil auf die beim Vortrage anzuwendenden declamatorischen Regeln.

---

## Neue Romane von 1823,

welche zur Ostermesse im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden sind:

Fouqué, Caroline Baronin de la Motte, die Vertriebene. Eine Novelle aus der Zeit der Königin Elisabeth von England. Drei Theile. 8. Preis 3 Thlr.

— — Baron de la Motte, wilde Liebe. Ein Ritterroman in zwei Theilen. 8. Preis 2 Thlr.

Hildebrandt, C., Iwan und Fedora, oder die Entführte. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. Zwei Theile. Preis 2 Thlr.

Laun, Fr., neue Kleinigkeiten. 1. Die Schlittenfahrt zur Hochzeit. 2. Die Zwillingsschwestern rc. Preis 1 Thlr.

— — Die schwache Stunde. Ein Roman. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Scott, W., Die Schwärmer. Ein Roman in drei Theilen, übertragen von W. A. Lindau. Zweite verbesserte, vollständige und unverkürzte Auflage. 3 Thlr. 8 Gr.

Körner, T., Die beiden Bräute, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Preis 16 Gr.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Blumensprache oder Bedeutung der Blumen**

nach orientalischer Art.

Ein Toilettengeschenk, mit einem illum. Kupfer.

Siebente vermehrte Auflage.

Preis broch. 8 Gr.

Ungeachtet aller Nachahmungen ist dieses Werkchen noch immer das beliebteste geblieben, und hat nun in wenigen Jahren sieben starke Auflagen erlebt; ohne Zweifel ein Beweis, daß es seiner Bestimmung entspricht. —

---

## Deutschlands Giftpflanzen.

Mit illum. Abbildungen. 8.

Magdeburg bei Rubach.

Preis broch. 9 Gr.

Es ist ohnstreitig Pflicht eines Lehrers, seinen Schülern und Schülerinnen von den gewöhnlichen Giftpflanzen, mittelst Anschauung, deutliche und richtige Kenntniß beizubringen, und zu diesem Behufe lieber einige andere, minder wichtige Lehrgegenstände im Laufe der Schulzeit kürzer zu behandeln. Die schon vorhandenen Hülfsmittel zu diesem Zwecke werden durch das vorliegende Büchlein um eins vermehrt. Vorzugsweise ist dasselbe aber durch eine faßliche Kürze und gut gezeichnete und passend illum. Kupfer allen Volksschulen zu empfehlen.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften).

## N°. XVIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

### An die deutschen Naturforscher und Aerzte.

Zur nächsten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Halle am 18. September laden die Unterzeichneten, Geschäftsführer und Secretair, hiermit ein. Es würde gut seyn, wenn schon vorläufig wenigstens einige Vorträge von Naturforschern, welche hierher zu reisen gesonnen sind, öffentlich angekündigt werden könnten, in welcher Beziehung vielleicht einige die Güte haben werden, uns möglichst bald die nöthigen Mittheilungen zu machen. Die Unterzeichneten werden auch gerne bereit seyn, den auswärtigen Gelehrten, welche auf kurze Zeit eine Privatwohnung hier in Halle zu beziehen gedenken, hierbei förderlich zu werden, wenn sie diesen Wunsch ihnen vorläufig bekannt machen wollen. Uebrigens bitten dieselben die Herausgeber allgemeiner wissenschaftlicher und namentlich naturwissenschaftlicher Zeitschriften, diesen Gegenstand in ihrem Kreise zur Sprache zu bringen.

Halle, den 3. Junius 1823.

Sprengel und Schweigger.

---

### Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur.** Zweites Stück für das Jahr 1823. Nr. XVIII der ganzen Folge. Gr. 8. Geh. 391 S.

(Preis des Jahrgangs von vier Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.)

Inhalt von Nr. XVIII.

I. Valentini, Abhandlung über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen, mit Rücksicht auf die neuern Kriege.

II. v. Hoff's, Cuvier's, Link's und Krüger's Schriften über die Urwelt. Erste Abtheilung.

III. Friedrich Schlegel's Werke. Erster und zweiter Theil: Geschichte der alten und neuen Literatur.

IV. Neue Criminalgesetzgebung in dem nordamerikanischen Staate Louisiana.

V. Aedes Althorpianae; or an account of the mansion, books and pictures at Althorp, the residence of George John Earl Spencer, K. G. To which is added a supplement to the bibliotheca Spenceriana. By the rev. Thomas Frognall *Dibdin*.

VI. Gries und Streckfuß Uebersetzungen von Tasso's befreitem Jerusalem. Von Wilhem Müller.

VII. Englische Colonial-Politik, besonders in Ansehung der westindischen Zucker-Inseln.

VIII. Neueste Schriften über Nachdruck und Verlagsrecht. Von J. F. Fries.

IX. Ueber die französische Tragödie. Mit besonderer Rücksicht auf das „Classische Theater der Franzosen;“ übersetzt von Peucer.

X. Quintessenz über die Wunderversuche des Fürsten von Hohenlohe.

XI. Politische Herzensergießungen eines Laien, veranlaßt durch des Freiherrn H. C. E. Gagern:

1. Die Resultate der Sittengeschichte: 1) Die Fürsten. 1808. 2) Die Fürnehmen oder Aristokratie. 1812. 3) Demokratie. 1816. 4) Politik oder der Staaten Verfassungen. 5 und 6) Freundschaft und Liebe. 1822.
2. Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 1 und 2. 1822

---

**Practische Erörterungen auserlesener Rechtsfälle, vom Dr. C. F. von Dalwigk.** Präsidenten des Herzogl. Nassauischen Ober-Appellationsgerichts. Hannover 1823, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII und 336 Seiten in Quart. (Preis 2 Thlr. 16 Gr.)

Unter der Anzahl der seit dem letzten Decennium erschienenen Bearbeitungen wirklicher Rechtsfälle, nimmt das ebenbezeichnete Werk einen sehr ehrenvollen Platz ein. Es empfiehlt sich nicht allein durch die strenge Auswahl des Mitgetheilten, sondern auch durch Klarheit der Darstellung, und Gründlichkeit der Behandlung; dem juristischen Geschäftsmanne wird es daher von größtem Nutzen seyn; aber auch der wissenschaftliche Forscher wird es mit großem Interesse lesen, da namentlich die Erörterung über die Grenzen der Freidings- und Meierdings-Gerichtsbarkeit, als ein sehr willkommener Beitrag zur Geschichte der deutschen Gerichtsbarkeit im Mittelalter zu betrachten ist.

---

**Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien.** Nach den Grundsätzen des Privat- und Völker-Rechts dargestellt vom Dr. B. W. Pfeiffer, Kurf. Hessischem Ober-Appellationsrathe. Hannover 1823, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XIV und 362 Seiten in Octav. (Preis 1 Thlr. 16 Gr.)

Veranlassung zu diesem Werke gab die bekanntlich von Napoleon geschehene Einziehung ausstehender Capitalien, die den von ihm verdrängten Landesfürsten oder eroberten frem-

Digitized by Google

den Staaten, ursprünglich eigenthümlich gehörten, und die jetzt so häufig streitig gewordene Frage über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der von den ursprünglichen Schuldnern an die Französischen Cassen geschehene Zahlungen jener Capitalien. Mit strengster Unpartheilichkeit und genauer Berücksichtigung der privatrechtlichen und völkerrechtlichen Principien hat der Verf. den Begriff und die Wirkungen in Beziehung auf ausstehende Capitalien, und endlich in specieller Berücksichtigung der solchergestalt in den Hessischen Landen geschehenen Einziehung derselben erörtert, und jene Frage von allen Seiten erwogen, auch mit Rücksicht auf die verschieden vorkommenden Umstände entschieden. Unbefangenheit in der Behandlung dieser Aufgabe, Gründlichkeit in deren Erörterung, und Scharfsinn in Erwägung der möglichen concurrirenden Umstände und in Entscheidung der Hauptfrage und Nebenfragen, zeichnen dieses Werk vor allen frühern, die über diesen Gegenstand abgefaßt sind, so vortheilhaft aus, daß es ohne Zweifel als ein wahrhaft classisches zu betrachten ist.

---

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

**Magazin für christliche Prediger, herausgegeben vom Dr. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig. Ersten Bandes erstes Stück. Gr. 8. 20 Gr.**

Das obige bisher von dem Oberhofprediger und Kirchenrath Dr. Ammon redigirte Magazin für christliche Prediger findet in dem Herrn Professor und Superintenbenten Dr. Tzschirner in Leipzig wiederum einen Herausgeber, dessen längst anerkannter Ruf jener bisher so geschätzten Zeitschrift eine fernere günstige Aufnahme sichert. Der Plan derselben bleibt, bis auf den Ausschluß der sonst erschienenen kurzen Kritiken, völlig unverändert, und über die Grundsätze, nach welchen der würdige, gelehrte Hr. Herausgeber diese Zeitschrift zu leiten gedenkt, hat er in dem anziehenden Aufsatze, der das erste Stück des ersten Bandes eröffnet (die Verschiedenheit der dogmatischen Systeme, kein Hinderniß des Zweckes der Kirche), eben so lichtvolle, als treffende Andeutungen gegeben. Den Geist einer besonnenen, unbefangenen Forschung, und das echte Streben, den grossen Hauptzweck des Christenthums zu fördern, wird man gewiß in dieser Abhandlung des Hrn. Verfs., wie in dessen übrigen, und in den Beiträgen seiner geschätzten Mitarbeiter (z. B. eines Röhr, Dolz, u. s. w.) mit Freude wahrnehmen, und man wird, wie wir überzeugt sind, dieses erste Stück nicht zur Seite legen, ohne die beste Erwartung für die Folge begründet zu sehen.

Jährlich erscheinen davon zwei Stücke, welche einen Band bilden.

Hahn'sche Hof-Buchhandlung
in Hannover.

---

**Geographisch-statistisch und historische Charte**
von
**Brasilien**

ist so eben, nach den neuesten Americanischen Hülfsmitteln bearbeitet, fertig und versendet worden. Die Charte ist gleich mit dem nöthigen geographisch-statistisch- und historischen Texte ausgestattet und in dem gegenwärtigen Augenblick besonders brauchbar. Die auf gleiche Weise bearbeiteten Charten von Columbia und von den vereinigten Staaten von Südamerica sind bereits erschienen und in allen Landcharten- und Buchhandlungen einzusehen und zu erhalten. Die drei Charten von Mexico, Peru und Chile sind im Stich, und da auch eine ganz neue Charte von Guatimala in der Arbeit ist, wird dadurch ein, wie wir glauben, sehr interessanter geographisch-statistisch-historischer Atlas der Staaten von Südamerica gebildet, der keiner weitern Empfehlung zu bedürfen scheint.

Preis jeder einzeln Charte auf gewöhnlichem Landcharten-Papier 8 Gr., auf Velin-Papier 12 Gr.

Auch zeigen wir hiermit an, daß von unserer Charte von Spanien in sechs Blättern das zweite Blatt versendet worden ist und das dritte nächstens folgen werde.

Weimar, den 12. Juli 1823.

Geographisches Institut.

---

**Literarische Anzeige.**

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet von Joseph Lowe, Esq. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Staatsrathe und Ritter Dr. L. H. von Jakob, Professor der Staatswissenschaften in Halle. 8. xvi und 576 S. 2 Thlr. 18 Gr.

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. I. Die wunderbare Sage vom Pater Baco, Schauspiel von Robert Green. II. Arden von Feversham, eine Tragödie. III. Die Hexen in Lancashire, von Thomas Heywood. gr. 8. xl u. 420 S. auf Velinpap. 2 Thlr. 18 Gr.

Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit. Eine Sammlung von Actenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilweise noch ungedruckten Memoiren. Zweites Heft. Mit dem Motto:

„Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. — Wer möchte
Mein Leben wohl nach Menschenweise deuten."

Inhalt dieses zweiten Heftes:

I. Napoleon und der General Rapp. (Aus des letztern eigenhändigen Memoiren.)
II. Verschwörungen gegen Napoleon. (Nach Salgues Memoiren.)
III. Napoleon auf Elba und auf dem Wege nach Paris. (Nach den Schilderungen von Augenzeugen, und nach des Kaisers eigenen Mittheilungen.)

kl. 8. geh. 156 S. 16 Gr.
(Das erste Heft kostet ebenfalls 16 Gr.)

Leipzig, 10. August 1823.

F. A. Brockhaus.

---

**Anzeige**
für die
**Pränumeranten auf die wohlfeile Taschenausgabe**
von
**Schillers Werken**
in 18 Bänden.

In dieser Ausgabe erscheint in meinem Verlag eine Sammlung von 18 Kupfern; bearbeitet von guten Künstlern,

deren jedes einem Band derselben angehört, und von denen die erste und zweite Lieferung, welche die Kupfer zum ersten bis achten Bändchen enthalten, bereits fertig und ausgegeben sind.

Der sehr billige Pränumerationspreis für sämmtliche 18 Kupfer von Einem Thaler Acht Groschen Sächs. oder Zwei Gulden Vier und Zwanzig Kreuzer Rhein. dauert noch bis Ende dieses Jahres. Jede Buchhandlung nimmt darauf Bestellung an.

Leipzig, den 1. Juli 1823.

Gerhard Fleischer.

---

## Journal
für
## Litteratur, Kunst, Luxus und Mode.

redigirt von Edmund Oft und Stephan Schütze, 1823. Gr. 8.

Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs; zu bekommen in allen Buchhandlungen und auf den Postämtern Deutschlands. (Preis des Jahrgangs 8 Thlr. Sächs. oder 14 Fl. 40 Kr. Rheinisch.)

Im Laufe des Monats Junius sind davon 11 Stücke, Nr. 45 bis 55, nebst zwei colorirten Modetafeln und Jagemann's Portrait, erschienen.

### Inhalt:

Nr. 45. Französische Literatur. Deutsche Literatur. Correspondenz. Miscellen. — Nr. 46. Sonett. Die Fürstenhöfe, geschildert vom Fürsten von Ligne. Deutsche Literatur. Kleine Theaterrevue. Miscellen. — Nr. 47. Die Heimath. Eßlair's Gastspiel in Dresden. Zum Modebild Tafel 15. — Nr. 48. Sur la mort de Napoléon. Aphorismen über Paris. Wie die Bourbons zur spanischen Krone gelangten. Pianoforte-Musik. Miscellen. — Nr. 49. Des Adlers Flug. Anekdoten. Miscellen. — Nr. 50. Ueber Eßlair's Darstellungsweise, von St. Schütze. Gegenwärtiger Zustand der Musik in England. Miscellen. — Nr. 51. Nachtigallen. Neues über Petrarca. Miscellen. — Nr. 52. Die Zeit, von K. Müchler. Deutsche Literatur. Kleine Theaterrevue. Zum Modebild Tafel 16. Miscellen. — Nr. 53. Naturandacht, von G. Döring. Ein Pariser Urtheil über die Leipziger Musikalische Zeitung. Künstelei. Miscellen. — Nr. 54. Lebensglück. Sylla und Napoleon. Allerlei aus Paris. Correspondenz. Miscellen. — Nr. 55. Anakreon. Luxussteuer auf Luxushunde. Gedanken. Zu Jagemann's Portrait (Tafel 17.) Miscellen.

---

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und als Fortsetzung an alle Buchhandlungen versandt:

Directorium diplomaticum, oder chronol. geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. II. Bds IIs Heft (bis zu Ende der Regierung des Kaisers Friedrich I.) in 4. 31¼ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Rudolstadt, August 1823.

Fürstl. priv. Hofbuchhandlung.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Die Poesie
und
## Beredsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart;
von
### Dr. Franz Horn.

Zweiter Band, 1823, Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Der erste Band 1822 kostet 1 Thlr. 16 Gr. der dritte erscheint im nächsten Jahre.

Kritische Blätter haben diesem Buche bereits eine bedeutende Stelle unter den literar-geschichtlichen Werken eingeräumt, es kann daher den Freunden der deutschen Literatur mit allem Recht empfohlen werden.

---

## M. Philip über Indigestion rc.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**M. Philip über Indigestion und deren Folgen; nach der zweiten Ausgabe frei bearbeitet, und mit Bemerkungen vornehmlich in Bezug auf englische Literatur von M. Hasper, Dr. der Medizin und Philosophie in Leipzig;**

Auch unter dem Titel:

**„Bibiothek der ausländischen Literatur für praktische Medizin.“ Erster Band.**

Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Dieses vorzugsweise für das ärztliche Publicum bearbeitete höchst wichtige Werk eines der ersten englischen Aerzte, wird auch für Nicht-Aerzte eine willkommene Erscheinung seyn, in so fern es theils über die Symptome und die Ursachen der Indigestion handelt, theils auch über den Verdauungsproceß und über die Diät einen reichen Schatz von Erfahrungen enthält.

---

## Der Regierungs-Bezirk Magdeburg.

Geographisches, statistisches und topographisches Handbuch. Auf Anordnung der Königlichen Regierung zu Magdeburg, nach amtlichen und andern zuverlässigen Nachrichten aufgestellt. 4. 79½ Bogen. Preis 2 Thlr. 20 Gr.

Special-Charte vom Regierungs-Bezirk Magdeburg in zwei Blättern. Herausgegeben vom Major C. v. Seydlitz und Lieutenant Blume. Preis 2 Thlr.

---

## Für Journalzirkel, Leihbibliotheken rc.

## Deutsche Blätter
für
## Poesie, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Karl Schall, Friedrich Barth und Karl v. Holtei.

Von dieser Zeitschrift, die wöchentlich viermal, im Verlage von Graß, Barth u. Comp. ausgegeben wird, ist bereits ein halber Jahrgang erschienen. Das Publicum möge

beurtheilen, in wiefern es den Herausgebern, unter den Schwierigkeiten, die sich dem Emporkommen einer Zeitschrift entgegenstellen, gelungen sey, dem vorgesteckten Ziele näher zu kommen. Wir theilen deshalb eine Uebersicht des Inhalts mit.

Der erste halbe Jahrgang der deutschen Blätter enthält:

1) Gedichte von Friedrich Raßmann, Karl Witte d. j., Fr. Haug, Agnes Franz, Karl Immermann, K. W. Halbkart, Th. Hell, Otto Graf v. Haugwitz, Bärmann, Helmina von Chezy, Joh. Gabriel Seidl, Henriette v. Montenglaut, Wilh. Müller, Grünig, Joseph Frhrn. v. Eichendorff, Dr. Nürnberger, Wilibald Alexis, Wilh. v. Studnitz, K. L. Kannegießer, Ludw. Halirsch, Anselmi, Leopold Haupt, Julius Eystein, Hoffmann v. Fallersleben, L. M. Fouqué, J. F. Castelli, Contessa d. ä., Beauregard Pandin, K. Ansorge.
2) Sechzehn Erzählungen, Novellen, Parabeln und Proben von Bühnenstücken, zum Theil von vorstehenden Schriftstellern, wie auch von Luise Brachmann und Karl Keller.
3) Biographien, Reisebeschreibungen, Aufsätze über Kunst, Alterthum, Literatur, Philosophie, Religion; außer von einigen schon Genannten auch noch von Frz. Horn, Büsching, Dr. Löbell, Karl Panse, Le Brün, Fischer, Kroneisler, Fr. Gr. Kalkreuth, Peter Lelli, Friederike Brun, geb. Münter, u. s. w.
4) Fabeln, Miszellen, Anekdoten und Charaden.
5) Berichterstattungen aus Berlin, Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg, u. s. w. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß diesen Berichten der gewöhnliche Vorwurf der Flachheit nicht gemacht werden kann.

Die Redaction ist keinesweges gesonnen bei dem, was bis jetzt geschehen ist, stehen zu bleiben; sie wünscht vielmehr ihrem Institute eine noch größere Ausdehnung zu geben, darnach strebend, daß die deutschen Blätter gelesen werden mögen, wo deutsche Zunge und Sitte herrschend ist. Aber nur dem vereinten Streben ist es möglich, dies schöne Ziel zu erreichen. Deshalb ergeht an die Mitarbeiter und Leser der deutschen Blätter, so wie an Jeden, der Bemühungen um die Literatur zu schätzen weiß, die Bitte, uns in unserm Bestreben förderlich zu seyn. Die Redaction wird das Ihrige thun, das Lob, welches über ihre Zeitschrift, in einigen kritischen Blättern, namentlich im Literarischen Conversations-Blatt, ausgesprochen ist, auch ferner zu verdienen.

Man unterzeichnet in allen deutschen Buchhandlungen (Leipzig, bei Joh. Ambr. Barth) mit 8 Thlr. auf den Jahrgang.

Breslau, im Juni 1823.

Redaction und Verlag der deutschen Blätter.

---

Sophronizon
oder
unpartheiisch-freimüthige Beiträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen.
Herausgegeben von
Dr. H. E. G. Paulus.
Heidelberg bei August Oswald.

Fünfter Jahrgang fünftes Heft ist erschienen und versandt.

Es enthält: 1) Dr. Gregorius Lamparter, ein würtembergischer Staatscanzler aus dem 16ten Jahrhundert. Mit Bemerkungen von Paulus. 2) Einberufung des würtembergischen Adels zum Landtag 1521 wegen Schuldengewähr. Eine ungedruckte Urkunde des damals schon thätigen landständischen Ausschusses von Prälaten und Landschaft. 3) Die thätigreligiöse Stiftung der Waisenversorgung zu Wiesbaden. Nach einer Rede von K. R. Schellenberg daselbst. 4) Prälat Oetinger und Immanuel Swedenborg. Eine Nachricht von Oetinger selbst, mitgetheilt von M. Immanuel Hoch zu Beilstein. 5) Zur Beurtheilung der von Swedenborgischen Lehre und Wunder, von Paulus. 6) Der Kronprinz von Würtemberg und die falschen Prophetinnen, von Paulus. 7) Leibnitz, kein Römling. Von Professor Neumann und G. R. Mohnicke. 8) Discordia aus Concordaten. Das neueste Beispiel aus Baiern. Von Paulus. 9) Beispiele von Selbstverbesserungsversuchen in der deutsch-katholischen Kirche. Dispensation von Gelübden, um zu heirathen. Rettung des Beckerischen Hülfsbüchleins gegen Schwachköpfe. 10) Convertiten-Formular, aus Rom. Vom Februar 1822. 11) Geschichte meines Uebertritts zur protestantischen Kirche. Vom Pfarrer Jais zu Entingen bei Pforzheim. 12) Martini-Laguna und der sächs. Gelehrtenfreund, Staatsminister P. C. Gr. v. Hohenthal. 13) Instruction für den fürstl. speierischen Gesandten zu Regensburg in Betreff d. Nuntiaturen. 14) Zeitbemerkungen und Gedankenspiele.

---

Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine medicinische Annalen, herausgegeben von Dr. *J. F. Pierer* und Dr. *L. Choulant*. 1823. Sechstes und siebentes Heft. Gr. 4. Geh.
(Preis des ganzen Jahrgangs, aus 12 Monatsheften bestehend, 6 Thlr. 12 Gr.)

Isis von Oken. 1823. Siebentes und Achtes Heft. Gr. 4. Geh.
(Preis des ganzen Jahrgangs, aus 12 Monatsheften bestehend, mit vielen Kupfern 8 Thlr. sächs.)

Leipzig, den 12 August 1823.

F. A. Brockhaus.

---

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Gedichte
von
L. Tieck.
Dritter Theil.
(Nebst einem chronologischen Verzeichniß der Gedichte in allen drei Theilen.)
1823. Dresden, bei Hilscher.

Preis: weiß Druckpapier 1 Thlr. 16 Gr.
Postpapier 1 „ 20 „
Kl. Velinp. 2 „ 8 „
Gr. Velinp. 3 „ — „

Dieser jetzt fertig gewordene Theil schließt die Sammlung der Dichtungen eines Sängers, dem die Weihe der Kunst in hohem Grade ward. Man findet hier die schönsten Blüthen seines Dichtergeistes zum erstenmal in einen reichen Kranz geflochten, und unter ihnen eine nicht geringe Anzahl von solchen, die früher noch nie gedruckt waren. Der Dichter hat in diesem Werke seinen zahlreichen Verehrern eines der köstlichsten Geschenke gegeben, das sie von seiner Hand erhielten. Der Verleger freut sich, daß seine Bemühungen, es in würdiger Gestalt erscheinen zu lassen, Anerkennung gefunden haben.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften).

No. XIX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

## Anzeige.

**Ulrich von Hutten, nach seinem Leben, Charakter und Schriften geschildert, von E. J. Wagenseil. Mit Huttens Bildniß nach Cranach von Fleischmann gestochen, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier 2 Thlr. Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.**

Im Laufe dieses Monats sind gerade drei Jahrhunderte verflossen, seit Ulrich von Hutten, der kühnste und geistreichste Mann einer verhängnißvollen, folgereichen Zeit, auf der kleinen Schweizer-Insel Ufnau starb. Vergebens habe ich mich dort nach einem Denkmale für ihn umgesehen; kaum läßt ein halbverwitterter Stein, an dem jede Inschrift zerstört ist, vor der alten Capelle des heil. Adalricus, den Platz ahnen, wo die Gebeine des herrlichsten Kämpfers für Geisterfreiheit und Recht ruhen. Ein Denkmal von Stein scheint dem großen deutschen Mann versagt; hier also ein anderes: Sein Leben, dem ganzen deutschen Vaterlande geweiht.

Wohl mögte es an der Zeit seyn, den edeln, furchtlosen Mann jetzt wieder in das Leben zu führen, damit man sich an seinem Bilde erwärme, erstärke; unsere Gegenwart ist ja seiner Vergangenheit nicht unähnlich; Männer von Huttens Geist, Kraft und Freimuth fordert der Kampf gegen die Dunkelmänner, den er so siegreich in den Epistolis obscurorum virorum führte.

Hohes Interesse nimmt dieses Buch in Anspruch; unbefriedigt wird es Niemand aus der Hand legen. Auch das Bildniß des Edlen, nach einem Originalgemälde Cranachs, von Fleischmann meisterhaft gestochen, erscheint hier zum erstenmale seiner würdig.

Nürnberg, im August 1823.

**Friedrich Campe.**

## Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin.

### Oster-Messe 1823.

Bode (Joh. El.), Betrachtung der Gestirne und des Weltgebäudes. Mit einer allgemeinen Himmelscharte. Ein Auszug aus dessen Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Marheineke (Ph.) Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens. Zum Gebrauch in den obern Classen an den Gymnasien und für die reifere Jugend überhaupt. Gr. 8. 16 Gr.

Pfeil (Dr. W.) kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, in Verbindung mit mehrern Forstmännern und Gelehrten herausgegeben. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ratier (F. S.) Versuch über die physische Erziehung der Kinder. Eine von der medic. Gesellschaft zu Bordeaux gekrönte Schrift. A. d. Franz. 8. Geh. 10 Gr.

Richter (D. A. G.) die specielle Therapie VI. Bd. (der chronischen Krankheiten 4ter Band). Dritte Auflage. Gr. 8. 5 Thlr.

— — die specielle Therapie. Auszug des grossen Werkes in IX Bänden. Besorgt durch Prof. Dr. G. A. Richter, in vier mässigen Bden. III. Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Savigny, Eichhorn und Göschen Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. V. Band. Erstes Heft. (zu Michaeli).

## Nachstehende Werke haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen. Für angehende und ausübende Forstmänner, Cameralisten 2c., herausgegeben von Bechstein, fortgesetzt von Laurop. Siebenter Band, enthält die Taxation, Regulirung und Werthschätzung der Wälder 2c. Mit Kupfern. 1 Thlr. Dessen neunter Band. Forstdirection, vom Oberforstrath Laurop. 1 Thlr. 4 Gr.

In einigen Monaten erscheint die Forst-Mechanik und Physik, bearbeitet vom Hofrath und Professor Hoffmann zu Aschaffenburg; so wie die Grundlehren der Chemie in Anwendung auf das Forstwesen. Für angehende Forstmänner und Cameralisten. Von Herrn Professor Strauße zu Aschaffenburg. Und so wird bi eVerlagshandlung fortfahren, die Wünsche aller Theilnehmer zu befriedigen und das Ganze bald beendigt seyn.

Ferner machen wir auf die Erscheinung von Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft nach dem Burgsdorfischen Plane bearbeitet. Zweiter und letzter Band. Gr. 4. Mit Kupfern. 4 Thlr., aufmerksam.

Die ersten Bände erschienen in Nürnberg und um die Besitzer dieses Werkes zu befriedigen, haben wir die Beendigung, einzig vom sel. Bechstein bearbeitet, geliefert.

Die Kunst, die äußerlichen und chirurgischen Krankheiten der Menschen zu heilen. Nach den neuesten Verbesserungen in der Wundarzneiwissenschaft. Nach Heckers Plan, und bearbeitet von einer Gesellschaft praktischer Aerzte und Wundärzte. Siebenter Band.

2 Thlr., enthält die Krankheiten der Harnblase, der Vorsteherdrüse, der Harnröhre und des Mastdarms.

**Die Schule der Wundarzneikunst.** Ein Leitfaden zum zweckmäßigen Unterricht der Lehrlinge ꝛc. Dritter und letzter Band. Mit Kupfern 1 Thlr. Alle drei Bde. kosten 3 Thlr. 12 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses in seiner Art einzigen Werkes für Anfänger, ist hinlänglich dadurch festgestellt, daß es in mehreren Staaten als Lehrbuch eingeführt und jeder Anfänger der Chirurgie es besitzen muß.

**Kost's, Professor zu Gotha, griechisch-deutsches Schulwörterbuch.** Zweite vielfach vermehrte und durchaus vervollständigte Ausgabe. Zwei Bände. Ladenpreis 3 Thlr. Wer sechs Exemplare nimmt, erhält das siebente frei, bei 16 Exempl. drei, bei 25 Exempl. fünf, und wir berechnen das Exemplar nur zu 2 Thlr. sächs. Geld. Uebrigens versteht sich dieser Preis von 2 Thlr. nur bei obiger Anzahl, so wie auf Bestellung unter sechs Exemplaren keine Frei-Exemplare Statt haben.

Jede Buchhandlung kann gleiche Bedingungen erfüllen.

Die erste Auflage ist in 18 Monaten abgegangen, ein hinlänglicher Beweis von dessen Brauchbarkeit. Die jetzige ist um die Hälfte vermehrt, und dennoch lassen wir dessen Preis bestehen.

*Eichstaedt, H. C. A.*, Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum atque Altenburgensium. Editio altera auctior et emendatior. 4. Druckpapier 18 Gr. Velin-Papier, broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Henningssche Buchhandlung
zu Gotha.

---

Bei W. Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Richter, C. F., historisch-tabellarische Darstellung der in jedem Monat vorkommenden landwirthschaftlichen Arbeiten für Rittergutsbesitzer, Pächter, Verwalter. Gr. Fol. 12 Gr.**

Bei aller Sachkenntniß und mehrjähriger Uebung in den landwirthschaftlichen Arbeiten ist es immer von wesentlichem Nutzen, wenn wir eine Art Leitfaden zu unsern Arbeiten zum Grunde legen, weil wir eben dadurch auf so Manches aufmerksam gemacht werden, was uns sonst im Gedränge der untereinander geworfenen Arbeiten leicht entfallen kann. So ist auch jeden schon geübten Landwirth eine tabellarische Uebersicht der gewöhnlichen ökonomischen Arbeiten von wesentlichem Vortheil; vorzüglichen Werth aber hat eine solche Uebersicht für angehende Landwirthe und alle Dilettanten der Landwirthschaft, besonders für diejenigen, die sich erst im Besitz eines Landguts gesetzt haben. Als ein solcher Leitfaden ist daher mit Recht obige angezeigte Darstellung zu empfehlen, da sie den Wünschen jedes gebildeten Landwirths entspricht.

---

Von der Münchner Sammlung von Uebersetzungen der griechischen Klassiker ist erschienen:

**Homer's Ilias, prosaisch übersetzt und erläutert von Dr. E. F. Ch. Oertel. Zweiter Band. Kl. 8. München bei Fleischmann. 1 Thlr. 8 Gr.**

Das Publicum ist nun durch die Erscheinung dieses zweiten Bandes im Besitze einer so ungemein gelungenen Uebersetzung der Ilias, wie sie schwerlich eine andere Nation aufzuweisen haben wird. Wir möchten behaupten, daß Homer nur prosaisch übersetzt in allen seinen Eigenheiten so getreu wiedergegeben werden konnte. Der Leser wird sich angenehm angezogen fühlen, in dieser meisterhaften Uebersetzung das Original treu und wahr wiederzufinden.

---

**Handbüchlein für Liebhaber der Stuben-Vögel, oder Anleitung der Kenntniß und Pflege derjenigen Vögel, welche in der Stube gehalten werden können, ihre Krankheiten und Heilart derselben. 8. München. 1823. bei Fleischmann. Preis 8 Gr. oder 30 Kr.**

Ein ungemein belehrendes, wir möchten sagen unentbehrliches Werkchen für jeden Besitzer von Stubenvögeln. Wer unsere lieblichen Sänger genau nach ihren Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten kennen lernen, sich über ihre Pflege und Fütterung, Krankheiten und Heilung belehren will, findet über Alles genaue Auskunft in diesem Buche, das zur Erleichterung des Nachschlagens alphabetisch eingerichtet ist, und sich durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

---

## Neue Schriften.

M. L. S. Jaspis, Unterhaltungen auf dem Krankenlager. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dr. M. Luthers kleiner Katechismus in behaltbaren Sätzen zum Auswendiglernen ꝛc., vom M. L. S. Jaspis. (7 Bogen) 4 Gr.

A. W. Tappe, vom Göttlichen und Ewigen im Menschen, drei religiöse Reden, dritte verbesserte Aufl. Broch. 10 Gr.

Dr. G. Ficinus Flora der Gegend um Dresden. Zweite und letzte Abtheilung: Kryptogamen mit drei Fol. Kupfern 2 Thlr. 12 Gr. Die erste Abtheilung: Phanerogamen kostet 2 Thlr.

Anweisung, einzig aufrichtige, zum Destilliren aller Breslauer, Danziger und anderer Liqueure, Rosolis und Aquavite, 211 Recepten, mit deutlicher Erklärung, jeder Verfahrungsart, und der Zucker- und Farbenbereitung, nebst einem Anhang für Branntweinbrenner, von einem 16 Jahre praktizirenden Destillateur G. W. K. Sechste wohlfeile und verbesserte Auflage mit einem Kupfer. 8. Broch. 12 Gr.

Die Multiplication in ihrer vollkommensten Gestalt, oder Beschreibung einer neu erfundenen untrüglichen Maschine für die Multiplication mit vielziffrigen Zahlen, vermittelst welcher man das Product aller Zahlen ohne Mühe, ja ohne Kenntniß des Einmal-eins gleich in der ersten Zeile findet u. s. w. 8. 16 Gr.

T. F. M. Richter, Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Erster Band: Reise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg; mit Rücksicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. Zweite verbesserte Auflage. 8. Velinpapier. 1 Thlr.

F. J. Richter, die Bergbaukunst nach A. G. Werners Vorlesungen und nach eignen Erfahrungen m. K. Gr. 8. 2 Thlr.

H. v. Trantschen, die bürgerliche Baukunst, für angehende Forstmänner und Landwirthe. 8. Broch. 18 Gr.

Digitized by Google

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde von Carus, Ficinus, Franke, Kreysig, Raschig, Seiler. Dritten Bandes, Erstes Heft. Gr. 8. 1 Thlr.

Zeitschrift, dritten Bandes, zweites Heft, m. K. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der

**Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.**

---

Bei Carl Heymann in Glogau, so wie in allen andern guten Buchhandlungen Deutschlands sind folgende anerkannt gute Werke zu haben:

**Für Juristen.**

**Erläuterung** der Rechts-Theorie vom Schaden-Ersatz aus unerlaubten Handlungen, vom Besitz, vom Eigenthum und von einigen Erwerbs-Arten des Eigenthums, besonders durch Erb-Anfall, nach den Grundsätzen des allgemeinen preußischen Landrechts in Verbindung mit dem römischen Rechte. Von C. W. Ludwig (königl. preuß. Ober-Landesgerichts-Rath). Zwei Theile. Gr. 8. Preis: 3 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk bildet auch den dritten und vierten Theil des von demselben Verfasser früher erschienenen

**Commentar zum allgemeinen Landrecht.** Zwei Theile in vier Abtheilungen. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr.

welches in eben derselben Handlung noch zu erhalten ist.

**Für Mediziner.**

**Monographie des grauen Staares**, von Dr. T. W. G. Benedict (Lehrer der Wundarzneikunst auf der Universität zu Breslau, Director der chirurgischen Klinik rc.) Gr. 8. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

**Gautier.** Comment. medicae de Irritabilitatis notione, natura et morbis. (auctore *Reil*) Gr. 8. Gebunden. 8 Gr.

---

Bei dem Buchhändler Ferd. Dümmler in Berlin sind in diesem Jahre folgende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Augustini, Aur.**, Confessiones additament. Benedict. denuo recusae praefatus est Dr. Neander. 8. 1 Thlr.

**Baumgarten, J. C. F.**, Kopfrechenbuch zum Gebrauch des Lehrers bei den Uebungen der ersten Anfänger. Zweite stark vermehrte Auflage. 8. 12 Gr.

**Heine, H.**, Tragödien (nebst einem lyrischen Intermezzo.) 8. 1 Thlr. 6 Gr.

**Hirt**, Hofrath, Vertheidigung der griechischen Baukunst gegen Heinrich Hübsch. Gr. 4. 12 Gr.

— — zur Würdigung der neuesten von dem General v. Minutoli eingebrachten Sammlung ägyptischer Alterthümer. Gr. 8. 3 Gr.

**Mai, A.**, Fragmenta inedita juris Romani Antijustinianei; collectio cum appendice additament. ad Cod. Theodos. 8 maj. 8 Gr.

**Hoffmann, E. T. W.**, aus dessen Leben und Nachlaß, herausgegeben von dem Verfasser des Lebensabrisses F. L. Z. Werners. Mit Hoffmanns Bildniß, nach seiner eigenen Zeichnung gestochen von Buchhorn, Facsimile, Carrikaturen und Musikblättern. Zwei Bände. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

**Neander, Dr.**, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens. Zweiter Band. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

**Reithardt, A.**, Melodieen zu A. Hartungs Liedersammlung für Schulen. Gr. 4. 1 Thlr.

**Rudolphi, Dr.**, Grundriss der Physiologie. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Gr.

**Schlechtendahl, Dr.**, de Flora Berolinensis Pars I. Auch mit dem Titel: Plantae Phanerogamae spontaneae etc. cultae agri Berolinensis nec non hujusque notae totius Mesomarchiae illustr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

**Steindorff, J. A.**, Wörterbuch zur Erklärung der in der Gerichtssprache vorkommenden eigenthümlichen Ausdrücke und Wörter in fremden Sprachen. Zweite sehr vermehrte Auflage. 8. 20 Gr.

**Wenzell, Cap.**, Angriff und Vertheidigung fester Plätze und Feldverschanzungen in Bezug der neuern Kriegsführung und der Fortschritte des Belagerungskrieges seit Vauban. Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

**Zumpt, Prof.**, lateinische Grammatik. Dritte außerordentlich vermehrte und verbesserte Aufl. Gr. 8. 1 Thlr.

---

**Neue Schriften für Aerzte und Chemiker.**

Die zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage von:

**J. F. Berzelius Lehrbuch der Chemie a. d. Schwedischen von K. A. Blöde und K. Palmstedt**

ist auf Velinpapier in gr. 8. gedruckt und mit vier Folio-Kupfern in allen Buchhandlungen zu dem sehr billigen Preise von 4 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Der zweite Band erscheint noch im Laufe des Jahres in der Arnoldischen Buchhandlung.

---

**Neue schöngeistige Schriften,**

welche im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung und durch alle deutschen Buchhandlungen zu bekommen sind:

**Fr. de la Motte Fouqué und Caroline Fouqué**, Reise-Erinnerungen. Zwei Theile. Velinpap. 2 Thlr. 12 Gr.

**W. Scott**, das Herz von Mid-Lothian, a. d. Engl. von Lindau, dritter Theil. 1 Thlr. — alle drei Theile 3 Thlr.

**C. F. van der Velde**, die Patrizier. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Velinpap. 1 Thlr. 15 Gr.

— — — Guido. 21 Gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

**Schriften von van der Velde**, 11. und 12. Theil.

Die ersten 10 Bände enthalten Erzstufen (kleinere Erzählungen) drei Bände 2 Thlr. 18 Gr. Prinz Friedrich 1 Thlr. 12 Gr. Die Eroberung von Mexiko drei Theile 1 Thlr. Der Maltheser 1 Thlr. 12 Gr. Die Lichtensteiner 3 Thlr. und die Wiedertäufer 1 Thlr. 3 Gr., zusammen 10 Thlr. 21 Gr. und sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

---

## Herabgesetzte Bücherpreise.

Bei W. Starke in Chemnitz sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer, enthaltend: 1) Gustav d. III. König von Schweden; 2) Ludwig d. XVI. König von Frankreich; 3) Karl Stuart, König von Großbritannien ꝛc. Zwei Bändchen mit 17 Kupfern. Ladenpreis 2 Thlr. Jetzt für 14 Gr.

— — der Revolutionscharaktere, herausgegeben von Girtanner, enthaltend: a) Römische Charaktere vom Prof. Heeren; b) holländische Charaktere; c) französische Charaktere; 2) Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution; mit 14 Kupfern. Ladenpr. 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 20 Gr.

Hezel, W. F., allgemeiner französischer Sprachlehrer für Deutsche. Gr. 8. Ladenpreis 6 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 2 Thlr.

Kämpf, Dr. J., Handbuch zur praktischen Arzneikunde, nach der neuesten und vermehrten Ausgabe von Dr. K. G. T. Kortum, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Dürr. 8. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 20 Gr.

Rössig, C. G., die neue Literatur der Polizei und Cameralistik, vorzüglich vom Jahre 1762 bis 1802 nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände und nach der Chronologie gesammelt und herausgegeben, zwei Theile. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 16 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 16 Gr.

Wieland, E. C., Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse. Drei Thle. 8. Ldenpr. 4 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 2 Thlr. 16 Gr.

Meusel, J. G., historisch-literarisch-bibliographisches Magazin. Fünftes bis achtes Stück. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 6 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 8 Gr.

Richter, C. F., chemisch-ökonomisches Taschenbuch, oder Darstellung der chemischen Elementargesetze, welche mit der Oekonomie in der engsten Verbindung stehen. Zwei Bändchen mit Kupfern. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 20 Gr.

---

## Eine wichtige Schrift für die Menschheit.

Dr. J. N. Bischoff (K. S. Hofrath) P. A. Fonk und Chr. Hamacher, der Richter und die Riesen-Assisen zu Trier in den Jahren 1820 und 1822, vor dem offnen, redlichen, deutschen Geschwornen Gericht der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Erste Abtheilung. Gr. 8.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen broch. für 1 Thlr. 12 Gr. zu bekommen. Die zweite und letzte Abtheilung erscheint in kurzem, bei der

Arnoldischen Buchhandlung.

---

Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben auf St. Helena. Eine treue Uebersetzung. Erstes, zweites und drittes Bändchen. Broch. 2 Thlr. 6 Gr. Viertes und fünftes Bändchen 1 Thlr. 12 Gr.

ist in allen Buchhandlungen zu bekommen von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Das sechste und siebente Bändchen erscheint noch vor der Michaelimesse d. J.

---

Bei W. Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gallerie merkwürdiger Menschen. Zwei Bde. mit 10 Kupfern. Neue Ausgabe. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Diese Gallerie enthält folgende Biographien, welche auch einzeln zu haben sind: 1) Franz Graf von Algarotti, mit Bildniß 8 Gr. 2) Thomas Aniello, Volksanführer zu Neapel, mit B. 8 Gr. 3) Christian, König von Schweden, mit B. 8 Gr. 4) Olivier Cromwell, Protector von England, mit B. 8 Gr. 5) Albrecht Dürer, mit B. 8 Gr. 6) August Hermann Franke, Stifter des Waisenhauses zu Halle, mit B. 8 Gr. 7) Friedrich d. II. König von Preußen 6 Gr. 8) Graf Ewald Herzberg, Königl. Preuß. Staatsminister 6 Gr. 9) Catharine II., Kaiserin von Rußland, mit B. 8 Gr. 10) Ninon v. Lenclos 6 Gr. 11) Ignatius v. Lojale, Stifter des Jesuitenordens mit B. 8 Gr. 12) Peter der Große, Kaiser von Rußland 6 Gr. 13) Alexander Pope, mit B. 8 Gr. 14) Georg Washington, mit B. 8 Gr.

---

## Neue schöngeistige Schriften.

Von H. Clauren sind so eben bei der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. Clauren Scherz und Ernst, zweite Sammlung. Erster Theil: des Vaters Sünde, der Mutter Fluch. Zweiter Theil: die Frauen Insel. Dritter Theil: der Blutschatz. Velinpapier. Zusammen 3 Thlr. 6 Gr.

Die erste Sammlung besteht aus zehn Bänden 4 9 Thlr. 20 Gr., es sind darin unter vielen andern kleinen Erzählungen enthalten: der Grünmantel von Venedig; die Kartoffeln in der Schale; ein Scherz und tausend Folgen; die Reise aus dem Lager; das Mädchen aus der Fliedermühle;

Außerdem sind noch einzeln erschienen:

H. Clauren des Lebens höchstes ist die Liebe, zwei Thle. 2 Thlr.
Liesli und Elsi 1 Thlr. 8 Gr.
Der Liebe reinstes Opfer 18 Gr.
Lustspiele, zwei Theile 2 Thlr. 6 Gr.
Das Pfänderspiel 1 Thlr. 6 Gr.
Rangsucht und Wahnglaube 22 Gr.
Das Vogelschießen, Lustspiel 21 Gr.
Der Vorposten, Schauspiel 16 Gr.
Das Schlachtschwert 18 Gr.

---

Von G. Schilling sind nunmehr die Bände 21 bis 25 der zweiten Sammlung seiner Schriften erschienen, sie enthalten:

G. Schilling der Mädchenhüter, zwei Thle. zweite verbesserte Auflage 1 Thlr. 16 Gr.
Schilderungen 1 Thlr. 4 Gr.
Leander, zwei Theile 2 Thlr. 4 Gr.

Alle 25 Bände kosten im Pränumerationspreise 20 Thlr. und im Ladenpreise 25 Thlr. Die erste Sammlung von 50 Bden. kostet im Ladenpr. 50 Thlr. und im herabgesetzten Preise 33 Thlr., wofür solche durch alle nahmhafte Buchhandlungen zu beziehen sind, von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

**Nº. XX. 1823.**

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei Adolph Marcus in Bonn sind folgende Bücher erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

*M. T. Ciceronis*, de Re Publica librorum sex quae supersunt; ex emendatione *Caroli Friderici Heinrichii*. Editio compendiaria in usum praelectionum academicarum et gymnasiorum. Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr. oder 54 Kr.

Die größere Ausgabe dieses Werkes, mit dem kritischen Commentar des Herrn Professor Heinrich, welche bis auf wenige Bogen ebenfalls die Presse schon verlassen hat, wird nächstens versandt werden.

Sturm, Dr. K. Ch. G., Beiträge zur deutschen Landwirthschaft und deren Hülfswissenschaften mit Rücksicht auf die Landwirthschaft benachbarter Staaten, und insbesondere des landwirthschaftlichen Instituts zu Bonn. Drittes Bändchen, mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Walter, Dr. Ferd., Lehrbuch des Kirchenrechts aus den ältern und neuern Quellen bearbeitet. Zweite sehr veränderte Ausgabe. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

---

## Literarische Anzeige.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

**Die St. Marienburg. Historisch-epische Dichtung in zwei Atheilungen. 8. Mit einem allegorischen Titel, brochirt. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.**

Zur Empfehlung ist es genügend, hier nur einige Bruchstücke aus den über dieselbe in den gelesensten Zeitblättern erschienenen günstigen Beurtheilungen anzuführen. Der Recensent in dem von Fr. Gleich herausgegebenen literarischen Beobachter, sagt unter andern, mit einem Hinblick auf die Masse verunglückter Versuche im Felde des epischen Gedichts: „Weil dem nun so ist — was allerdings nicht erfreulich ist — so ist es um so angenehmer, einmal auf eine Dichtung zu treffen, die frei von Schwulst und Bombast, und ohne jene beliebte — beim Publicum aber beliebt gewesene — mittelalterthümliche Faselei, einen historischen Stoff aus der allerdings der Dichtkunst sehr günstigen Zeit des Mittelalters behandelt, und in wohlklingenden Versen — auch eine Sache, die heut zu Tage immer seltner wird — Thaten und Begebenheiten besingt, die in den romantischen Schleier der Vergangenheit gehüllt sind. — Wer die vorzüglichsten Begebenheiten kennen lernen will, von welcher die alte Marienburg, dieses feste Haus des deutschen Ordens, Zeuge war, oder die von hier gleichsam ihren Quell hatten, der durchwandere im Geist an der Hand des Dichters, welcher in den einzelnen Gesängen dies alles darstellt, die ehrwürdigen Mauern, die nun schon manches Jahrhundert Sturm und Sonnenlicht über ihre Scheitel wegziehen sahen, und in denen wohl mancher Freudenton und mancher Seufzer erklungen ist. Reuen wird keinen der Weg; dies sind wir gewiß." — Der geschätzte Hofrath Winkler (Th. Hell) äußert sich unter andern, in dem kritischen Beiblatt zur Abendzeitung über die von dem zwar ungenannten, der literarischen Welt aber bereits hinlänglich bekannten Dichter, gewählten zehnzeiligen Stanzen: „Der Bau derselben ist oft für ein beschreibendes Gedicht nicht unzweckmäßig, und der Verf. handhabt sie leicht, wie denn Gewandtheit, Wärme, Kenntniß des Gegenstandes und reiner Wille überall zu erschauen ist."

---

So eben ist erschienen:

**Vom Glauben der Christen.**

**Vorlesungen von Joh. Georg Müller. Zwei Bände. Zweite mit nachgelassenen Zusätzen des sel. Verfassers vermehrte und verbesserte Aufl. Gr. 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandl. 1823. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.**

Daß dieses letzte Werk des sel. Verfassers sich so bald vergriffen, und zu einer neuen Auflage geeignet hat, ist ein sprechender Beweis des Beifalls den es gefunden, und, man darf es getrost sagen, auch seines innern Gehalts. Die seltene Verbindung gelehrter Kenntnisse und einer umfassenden Uebersicht der Religionsgeschichte, mit so schlichtem, zartem Sinn, weiser Prüfung, und feinem, unschwärmerischem Gefühl für das Ueberirdische, die seine Freunde an dem Verfasser schätzten, ist auch in sein Buch übergegangen, und wird dasselbe noch lange jedem, dem es um höhere Wahrheit zu thun ist, schätzbar machen. Bedeutende Zusätze, die sich der Verfasser seit der ersten Ausgabe gesammelt hatte, sind jetzt hinzugekommen.

---

**Geistesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert.**

**Mit einem Anhange über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse. 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung. 1823. 14 Gr. oder 1 Fl.**

Dieses Werkchen kann als ein Wort zu seiner Zeit empfohlen werden. Es verhandelt in einer leidenschaftlosen gemeinfaßlichen Sprache Materien, welche gegenwärtig das Publicum so allgemein beschäftigen. Keinerlei Persönlichkeiten kommen dabei in Anregung; ein Geist der Milde, der

Digitized by Google

Herzlichkeit äußert sich in jedem Theile des Buches, und verbreitet sich insonderheit über Angriffe auf den Protestantismus, so wie noch umständlicher über die nachtheiligen Verhältnisse, durch welche derselbe bald verschuldet, bald unverschuldet gelitten hat. Nirgends kann der Andersdenkende sich verletzt finden, weil die redliche Gesinnung und Absicht des Verfassers auf jeden Fall den Leser nur wohlthuend ansprechen muß.

---

**Christenthums Geist und Christen-Sinn,** allen Gebildeten, besonders dem weiblichen Geschlechte dargelegt von J. L. Ewald. Zwei Bändchen, in 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung 1823. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 24 Kr.

Was Müllers Werk vom Glauben der Christen für erwachsene, das ist dasjenige von Ewald für junge Christen, welche eben ihre christliche Laufbahn antreten, und zum erstenmal zu dem heil. Abendmahl admittirt werden. Für diese fehlte es bisher an einem eigends für sie geschriebenen Buche, nicht in der Sprache der Gelehrten, wohl aber in der herzlichen eines Freundes, der, bekannt mit den auf sie wartenden Versuchungen, des Unglaubens und der Pflichtvergessenheit, sie väterlich vor denselben zu verwahren sucht.

Der Verfasser hat diese Aufgabe glücklich gelöset und jene Lücke ausgefüllt; und obgleich das Werk für Töchter gebildeter Stände geschrieben ist, so wird doch auch der Sohn reichliche Nahrung für Geist und Herz darinnen finden. Den Beschluß desselben machen einige Ideen über weibliche Erziehungsanstalten, die um so reifere Beherzigung verdienen, da jetzt so viele unberufen mit solchen sich abzugeben anfangen.

---

**Der Christ in der Bauernhütte.** Ein Büchlein für das Landvolk von Joh. Georg Geßner. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl. 12. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung 1823. 8 Gr. oder 36 Kr.

Dieses Werkchen ist durch den Absatz zweier bedeutenden Auflagen schon ziemlich bekannt, doch noch nicht überall, und nicht so wie es dasselbe verdient. Mit Recht darf es jeder Haushaltung auf dem Lande empfohlen werden, und dessen Verbreitung wird reichen Seegen bringen. Die Herren Landgeistlichen werden besonders aufmerksam darauf gemacht.

---

**Unterhaltungen mit Serena** von Johann Georg Müller. Zwei Bändchen. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung. 1823. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Die Besorgung dieser neuen Ausgabe war eine der letzten Beschäftigungen des nun vollendeten Verfassers, der er sich mit besonderer Vorliebe hingab. Bedeutende Zusätze und Verbesserungen wird man mit Vergnügen bemerken. Jedes gebildete Frauenzimmer wird in diesem Werke reichen Stoff für Geist und Herz finden, und die Lesung derselben nie bereuen.

---

**CARL MARIA von WEBER.**

Nach einer höchst gelungenen Original-Zeichnung des Herrn Prof. Vogel in Dresden, ist von der Meisterhand des Weimarischen Hofkupferstechers Hrn. C. A. Schwerdgeburth, ein sprechend ähnliches Brustbild des Königl. Sächsischen Kapellmeisters MARIA von WEBER so eben vollendet worden, und für den Preis von Einem Thaler Conv. M. oder 1 Gulden 48 Kr. rhein. (Abdrücke avant la lettre kosten das Doppelte) durch alle Kunst- und Buchhandlungen (in Weimar bei Herrn Schwerdgeburth) zu erhalten.

Leipzig, im July 1823.

*Ernst Fleischer,*
Buch- und Kunsthändler.

---

Im Verlage des Literatur-Comptoirs zu Altenburg sind so eben erschienen:

1) **Weidenkeller Dr. J. J. Ansichten, Wünsche, gemeinnützige Vorschläge, Ideen und Entwürfe zum Besten der National- und Staatsökonomie aller Staaten Europas** 1823. 8. Preis 1 Thlr.

Ein Werk, das 11 vortreffliche auf Staatswirthschaft, Pädagogik, Armenwesen, und Oekonomie Bezug habende Aufsätze enthält, und daher für alle Stände, besonders aber für den Staatsmann und Landwirth, von hoher Wichtigkeit ist.

2) **G. v. Tennecker, Lehrbuch der Erkenntniß und Heilung der Verwundungen bei den Pferden, oder Handbuch der speciellen Veterinair-Chirurgie.** Dritter Band. 1823.

Auch unter dem Titel:

**Pferdeärztliche Praxis.** Zweiter Band. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Band ist die Fortsetzung eines Werks, dessen beide ersten Bände in Prag bei Calve erschienen sind, und das einen Schatz von Erfahrungen enthält, welche der Verf. in seinen zahlreichen Feldzügen machte, und die in diesem Umfange selten wiederkehren dürften.

---

**Venedig und dessen Umgebungen,**
beschrieben vom
**Bibliothekar Jäck zu Bamberg.**
Mit der Ansicht von Venedig.
Gr. 12.
Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Compt. 1823.
Preis 1 Thlr. 18 Gr. S. oder 3 Fl. 9 Kr.
Zu bekommen in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Stadt Venedig ist schon durch ihren Bau auf dem Meere, noch mehr aber durch ihren früheren Einfluß auf die Literatur, Kunst und Politik von ganz Europa so merkwürdig, und allen Kunstfreunden durch die reichen öffentlichen und Privatsammlungen so interessant, daß bei dem bisherigen Mangel einer Beschreibung derselben, die gegenwärtige nicht unwillkommen seyn dürfte. Sie führt auch den Titel:

**Reise nach Wien, Triest, Venedig und Innsbruck, im Sommer und Herbst 1821, von Jäck und Heller.** Dritter Theil.

---

Vollständiges
Handbuch
der neuesten
Erdbeschreibung
von
A. Ch. Gaspari, G. Hassel, J. G. F. Cannabich, J. C. F. Gutsmuths und F. A. Ukert.

Gr. 8. Weimar, im Verlage des Geogr. Instituts.

Davon ist so eben der 17. Band erschienen und versandt worden, welcher auch unter dem Titel:

Vollständige und neueste Erdbeschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerica, mit einer Einleitung zur Statistik dieser Länder, bearbeitet von Dr. G. Hassel. (Preis 4 Thlr. 18 Gr. oder 8 Fl. 34 Kr.)

besonders zu haben ist.

Der Hr. Verfasser hat bei der Bearbeitung dieses Bandes die neuesten und besten Hülfsmittel, besonders Carey's geographisch-statistisch-historischen Atlas von America benutzt. Der späte Empfang dieses letztern, in Deutschland noch unbekannten Werkes, veranlaßte Abänderungen und Nachträge dieses schon unter der Presse befindlichen Bandes, wodurch die Ausgabe desselben zwar um einige Wochen verspätet worden ist; dagegen aber nunmehr das Neueste in möglichster Vollkommenheit gibt.

Der 18. Band des Handbuchs ist unter der Presse und wird bald nachfolgen.

---

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Leipzig bei Friedrich Fleischer, Köln am Rhein in der Schmitz'schen Buchhandlung zu haben:

Rechtfertigung des Urtheils der Geschwornen in der Fonkischen Sache gegen die Einwendungen der Herren Professoren Zachariä und Paulus in Heidelberg, und die Erklärung des Hrn. Ritters v. Feuerbach für die Unschuld des Fonk; nebst Antwort auf die Frage: Ob die bekannten Gutachten der Aerzte eine rechtliche Wirkung für Fonk und Hamacher haben können? Zugleich auch einige Worte auf die gegen mich in öffentlichen Blättern ausgestoßenen Lästerungen und Verleumdungen, von Dr. Hartmann, Königl. Preuß. Appellationsgerichtsrathe in Köln. Erstes Heft. Broch. 15 Gr.

---

Von der
Creutz'schen Buchhandlung
in Magdeburg 1823
sind neu verlegt:

Bingham, R., über die Krankheiten der Blase, eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Engl. mit Anmerk., von Dr. G. E. Dohlhof, gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gedichte, zwanzig, aus dem Spanischen und Portugiesischen, herausgegeben von F. W. Hoffmann. 12. Geh. 6 Gr.

Kote, R., Leitfaden beim Vortrag der practischen Geometrie, zunächst für die höhere Gewerb- und Handlungsschule in Magdeburg bestimmt. 8 Gr.

Märtens, K. A., Eleutheros, oder Untersuchungen über die Freiheit unsers Willens, mit Anwendung auf den gegenwärtigen Streit über die Prädestination, gr. 8. 14 Gr.

Oppermann's fortgesetzte Nachrichten über das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg, Jahr 1821. 8. 16 Gr.

Bunte Reihe. Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von Juliens Briefen, erstes Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Plan der Stadt Magdeburg und ihrer Umgebungen, neu aufgenommen von Lindemann, gr. Fol. color. 12 Gr.

Bildniß von G. Nathusius (Besitzer der berühmten Fabrikorte Hundisburg und Althaldensleben.) Fol. 12 Gr.

Röttger, J. C., Elementarphysik und Physiologie, erster Band. 8. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Seneca im Auszuge, mit practischen Bemerkungen, oder Vernunft und Glaube. Ein Buch der Weisheit und Tugend für Gebildete, von A. Grosse. 8. 1822. 1 Thlr. 4 Gr.

---

Bei Fried. Aschenfeldt in Lübeck ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen eines Laien über das evangelisch-lutherische Glaubenssystem und über den Nationalismus, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Harm, Claus, einige Aeußerungen und Mittheilungen zu Hrn Compastor Funks Geschichte der neuesten Altonaer Bibelausgabe. 8. Geh. 5 Gr.

---

So eben ist im Literatur-Comptoir zu Altenburg erschienen:

Holst, A. P., der Glaube an die göttliche Offenbarung des Christenthums, in seiner sittlichen Nothwendigkeit dargestellt. Ein Versuch zur Union zwischen Supernaturalisten und Rationalisten 1823. 8. Preis broch. 9 Gr.

Eine Schrift, die zu den wichtigsten über diesen Gegenstand gehört.

---

Journal
für
Literatur, Kunst, Luxus
und Mode.
Redigirt von
Edmund Oft und Stephan Schütze,
für das Jahr 1823.

Preis des Jahrgangs 8 Thlr. S. oder 14 Fl. 40 Kr. Rh.

Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs; durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes zu beziehen.

Davon ist der Julius vollendet, bestehend in 12 Stücken (Nr. 56 bis 67), welche bei ihrer Erscheinung einzeln an die Buchhandlungen und die Postämter versendet wurden. — Von dem reichhaltigen Inhalt dieser Stücke führen wir nur folgendes an: Neues über Maria Stuart. — Pianofortemusik. — Grausenvolles Ballfest des Fürsten von Schwarzenberg. — Deutsche Literatur. — Züge aus dem Leben Heinrichs IV., von Amalia Schoppe. — Reisebe-

richte von St. Schütze. — Ueber Guhr's Panoramen. — Theatralische Schmetterlingsflüge. — Streitigkeiten. — Wichtiges Ereigniß im Leben des Lord Stairs. — Ueber Benutzung antiker Formen zu modernen Kunst- und Luxusarbeiten, von Riemer. — Zu diesen Stücken gehören zwei colorirte Modebilder in 8. und eine schwarze Tafel in 4.

---

In unserm Verlage ist erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt:

**Scelte delle Commedie più moderne italiane. Tomo terzo, contenente cinque commedie di A. Nota.**

Der Herausgeber konnte wohl keine glücklichere Auswahl aus der neuern italienischen Literatur treffen, als die aus Notas Comedien, da lebendige Darstellung mit Reinheit der Sprache wetteifert und so reiht sich denn dieser Theil würdig an die früher erschienenen beiden ersten, welche eine Auswahl von Federicis Theaterstücken enthalten. Der billige Preis (für jeden Band nur 20 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.) macht die Anschaffung leicht, umsomehr können wir diese Sammlung Lehrern und Lernenden zur Benutzung empfehlen.

Nürnberg, im August 1823.

Riegel und Wiessner.

---

Schon seit Anfang dieses Jahres erscheint im Verlag des Literatur-Comptoirs zu Altenburg ein

**Archiv für Pferdekenntniß, Reitkunst, Viehzucht, Thierarzneikunde und Thierhandel, in Verbindung mit S. v. Tennecker herausgegeben von Dr. Weidenkeller,**

von dem jedes Vierteljahr ein Heft heraus kömmt, und das für Oekonomen, Cavaleristen, Officiere, Postmeister, Thierärzte u. s. w. von höchstem Interesse ist. Das zweite Heft enthält, außer andern sehr lesenswerthen Aufsätzen, eine Abhandlung über Wollzucht, Wollhandel, Wollpreise vom Jahre 1823, und über die Aussichten, die dieses Fach Deutschem Gewerbfleiße gewährt, welche für jeden Schaafzüchter und Wollhändler von großer Wichtigkeit seyn muß. Die folgenden Hefte sollen stets die neuesten Notizen über die Wolle aus England und von andern wichtigen Plätzen enthalten.

---

Zu haben durch alle Buchhandlungen:

**Andachtsstunden**
für
**betrübte und frohe Herzen.**
**Zwölf Predigten**
von
**Friedrich Girardet,**
Pastor der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Dresden.
**Dresden, 1823. Bei Hilscher.**
Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

An betrübten Herzen fehlt es nie und nirgends. Es gibt ja Leiden und Schmerzen zu viel in der Welt, als daß es jemals daran fehlen könnte. Wo ein solches Herz aber schlägt, da sehnt es sich auch nach Trost und Beruhigung.

Was es sucht, wird es in diesen Andachtsstunden finden, die jedem bekümmerten und leidenden Gemüth mit Jean Paul zuzurufen scheinen: „Komm, liebe müde Seele, die du „Etwas zu vergessen hast, entweder einen trüben Tag oder „ein überwölktes Jahr, oder einen Menschen, der dich kränkt, „oder einen, der dich liebt, oder eine entlaubte Jugend, „oder ein ganzes schweres Leben; und du gedrückter Geist, „für den die Gegenwart eine Wunde und die Vergangenheit „eine Narbe ist; auch du, dessen Herz ein verhüllter großer „Geist in dem Todtenstaube anderer zerfallener Menschenherzen heller und reiner schleift, wie man den Demant mit „Staube des Demants polirt, komm und erquicke dich!"

Auch den Glücklichen werden diese Andachtsstunden nicht leer ausgehen lassen, sondern ihm so manchen Wink geben, der seinem Herzen für zukünftige Leidenstage von großem Nutzen und Segen seyn kann.

---

In Bezug auf die nahe bevorstehende General-Synode erschien in unserm Verlage aus der Feder des Hrn. Districts-Schul-Inspector, Stadtpfarrer Faber in Ansbach folgende Schrift:

**Die Protestanten in Baiern und deren Wünsche bei der Eröffnung der General-Synode.**

Wer die Wichtigkeit des Gegenstandes erfaßt, die Kraft der Darstellungsgabe des würdigen Verfassers kennt und die Ereignisse der General-Synode vorbereitet ernst betrachten will, der bedarf keiner weitern Empfehlung sich diese Schrift anzueignen. Sie ist brochirt für 12 Gr. oder 48 Kr. bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Riegel und Wießner
in Nürnberg.

---

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Middleton,**
**Modell- und Reißbuch,**
für Zimmerleute und Tischler, enthält: Thüren, Brücken, Balkons, Gartenvermachungen, alle Arten Geländer, Gartensitze, Lauben und Gartenhäuschen in Lattenwerk und unbehauenem Holze, Pilaster, Säulen u. s. w., nach dem neuesten englischen Geschmack. Fünf Hefte. 4. Brochirt. à 1 Thlr.

**Emilie Berrin,**
**Abbildung**
der neuesten französischen und englischen Art Fensterumhängen und Gardinen die geschmackvollste Drapperie zu geben und zur Verzierung der Zimmer aufzuziehn. Fünftes Heft. Mit 10 illum. Kupfern. 4. Broch. 1 Thlr.

**Sammlung von Zeichnungen**
der neuesten englischen, französischen und deutschen Staatswagen, Chaisen u. s. w. Achtes Heft. Mit 12 illuminirten Kupfern. Broch. 3 Thlr.

**Deutschlands Giftpflanzen,**
zum Gebrauch für Schulen; faßlich beschrieben von K. G. Plato. Erstes Heft. Vierte Auflage. Mit einer illum. Tafel, worauf 21 Pflanzen und 10 Schwämme abgebildet sind. Zweites Heft. Mit einer illum. Tafel, worauf 33 Pflanzen abgebildet sind. à 16 Gr.

Dem Leben und der Gesundheit sind diese Hefte gewidmet, indem die Giftpflanzen zur Warnung deutlich beschrieben, bildlich dargestellt, und die bewährtesten Heilmittel gegen ihre Giftkraft angezeigt sind.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)


**N°. XXI. 1823.**

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.


Bei Friedrich Aschenfeldt in Lübeck ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Feierklänge; geistliche Lieder und Gebete auf die Sonn- und Festtage von zweien Süderdithmarschens Predigern Heinrich Schmidt und Carl Julius Aschenfeldt. 8. 18 Gr.**

Die Idee, jedem Sonn- und Festtage ein und mehrere geistliche Lieder und Gebete zu widmen, wird gewiß jedem Verehrer der kirchlichen und häuslichen Erbauung sehr wohlgefallen. Aufs neue muß sie den Wunsch erregen, daß die Verfasser eines neuen Gesangbuches sich von ihr möchten leiten lassen. Der Verleger erhielt bereits von einem sehr achtungswerthen Gelehrten über diese Dichtungen die schriftliche Aeußerung: „Die geistliche Liedern und Gebete der befreundeten Dichter habe ich mit Liebe und Andacht gelesen, und ich werde sie zum Auswendiglernen in Verbindung mit den jedesmaligen Evangelien, und zum Singen in meinen Schulen einführen. Ich habe in meiner Nähe einen wackern Kinderfreund, er will zu Ihnen kommen und mehrere Exemplare etc."

---

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Dr. J. Baratta,**
praktische Beobachtungen über die
**vorzüglichsten Augenkrankheiten.**
Aus dem Italienischen übersetzt von E. W. Güntz. Mit illum. Kupfern. Gr. 8. Erster Thl., 1 Thlr. 4 Gr. Zweiter Thl., 1 Thlr. 8 Gr.

**Dr. J. G. Niel,**
Untersuchungen und Beobachtungen über die
**Wirkungen der Goldpräparate**
des Dr. Chrestien in der Behandlung mehrerer Krankheiten, besonders der Syphilis. Herausgegeben von Dr. Chrestien und a. d. Franz. übersetzt von Dr. Lz. Cerutti. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

**Neues Magazin für Industrie,**
oder Bekanntmachung neuer Erfindungen, Einrichtungen, Mechanismen, Werkzeuge, Mittel und wissenschaftlicher Erklärungen, für Oekonomie, Künste und Gewerbe, zum Besten der Landwirthschaft, der Fabriken und Künste; nach schriftlichen Aufsätzen und nach den vorzüglichern Werken des In- und Auslandes bearbeitet, und gesammelt von einer Gesellschaft sachkundiger Männer. Mit drei Kupfern. Erster Band. Erste Lieferung. Gr. 4. Broch. 16 Gr.

**J. E. Mätzig,**
**praktische Anleitung**
zur Ausmessung und Berechnung verschiedener Räume, so wie zur richtigen Beurtheilung und Ausmittelung der Productionsfähigkeit einer jeden Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Zweite Auflage. 8. Broch. 12 Gr.

**Chr. A. L. Kästner,**
**das Reich Gottes,**
ein Leitfaden beim Religionsunterrichte
**der Confirmanden.**
8. 8 Gr.

Diese Schrift wird besonders den Hrn. Predigern der Preuß. Monarchie, welche jetzt einen ausführlichen Confirmandenunterricht zu ertheilen haben, sehr willkommen seyn, da sie gewiß ihren Forderungen in jeder Hinsicht entsprechen wird.

---

Bei Tendler und von Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Ceres**
**Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß**
Erster Theil.
von Bernard, Baron Biedenfeld, Budick, Castelli, Deinhardstein, Baron Feuchtersleben, von Gaal, Ritter v. Hammer, Hell, Baron Hormayr, J. Jeitteles, Kuffner, Graf Mailath, Baron Mednyansky, Müchler, Baron Nell, Saphir, Baron Schlechta; Weisser, und dem Herausgeber Gräffer.

Der Freyinn M. A. v. Eyb gewidmet.

8. in Umschlag brochirt. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Der Zweck dieser Unternehmung geht dahin, dem gebildeten Publicum eine anständige und genußbringende Erholung zu verschaffen. Erzählungen und sowohl lyrische als dramatische Gedichte werden demnach mit Darstellungen aus der Geschichte, Ethnographie, mit kleinen Reisebeschreibungen, humoristischen und kritischen Aufsätzen wechseln. Indem dieser erste Theil in die Welt tritt, wird zugleich verbürgt, daß die folgenden (jährlich erscheint wenigstens Einer) in Gehalt und Interesse fort und fort steigen werden, da sich die trefflichsten Köpfe des In- und Auslandes zu Mitarbeitern verbunden haben. Der gegenwärtige enthält von den genannten Herren, Prosa: Die mährischen Lindwürmer; Dichternoth; Charaktere; Wie gefährlich es ist, sich mit fremden Federn zu schmücken; die Insel der Ungeheuer; Bitten an das Publicum; der Margittafelsen; der Magister Zikzack oder die Kunst ein Schafsgesicht zu machen; der Todeskelch; Madame Geoffrin; der Mädchenbrunnen zu Pösteny; Beaumarchais. — Metrisches Geschenk und Errungenschaft; der Doborger Bauermarkt; Blüthen türkischer Dichter; und türkisch-mystischer Gedichte; Erlösung; der Lebensfrohe; die Rache (Schauspiel); Oden des Horaz; aus Thomsons Jahreszeiten; Frühlingsanfang; 50 alte Sprichwörter; das Veilchen; Sinn-

Digitized by Google

gedichte; der Himmelsbräutigam; Liebchens Liebe; Epilog für Kunstvereine.

Die Verlagshandlung hat durch schönes Velinpapier, reinen deutlichen Druck und geschmackvollen Umschlag das ihrige beigetragen, das Werk möglichst gut auszustatten, und den Preis so niedrig gestellt, wie es bei Unternehmungen dieser Art nicht gewöhnlich ist.

---

Bei Joh. Fried. Korn d. ält. in Breslau sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Frosch, J. H. W., kleine Liturgie zum Handgebrauch für Stadt- und Landprediger. Gr. 8. 2 Thlr.

*Lipenii, Mart.*, bibliothecae jurid. realis supplementor. et emendat. Vol. IV. Fascic. I et II. auctore Dr. Lud. God. Madihn. 8. Jedes Alphabet kostet 1 Thlr. 12 Gr.

---

## Neuere Verlagsbücher von Franz Varrentrapp in Frankfurt am Main.

Abhandlungen des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. Drei Stücke. Gr. 8. 1818—21. 5 Thlr. 18 Gr.

D'Arcet, die Kunst der Bronzevergoldung. Eine gekrönte Preisschrift. A. d. Franz. von J. G. L. Blumhof. Mit sechs Steintafeln und zwei Tabellen. Gr. 8. 1823. 20 Gr.

Blumhof, Dr. J. G. L., Lehrbuch der Lithurgik oder der angewandten Mineralogie. Für Kameralisten, Oekonomen, Technologen, Metallurgen und Forstmänner. Zum Gebrauch bei Vorlesungen auf Universitäten, Gymnasien und politischen Lehranstalten. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 22 Gr.

Brentano D. v., die heilige Schrift des alten Testaments, ersten Theils erster Band 1., welcher das erste und zweite Buch Mosis enthält. Zweite von Dr. Dereser besorgte Ausgabe. Gr. 8. 1820. 2 Thlr. 5 Gr.

Catalogus librorum magnam partem rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Franciscum Varrentrapp, librarium Moeno-Francofurtensem. 8 maj. Francofurti. 1822. Broch. 12 Gr.

Dereser, Dr. Th. A., (Siehe: Brentano.)

Diezel, mathematisch begründetes Bedenken gegen das Kopernikanische Weltsystem, nebst einer Einleitung in die Astronomie. 8. 1823. 18 Gr.

Emmel, Ph. L., Anfangsgründe der Algebra, der Differential- und Integral-Rechnung. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 1822. 16 Gr.

— — Lehrbuch der Geometrie. Mit neun Kpfrn. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Gmelin, L., Handbuch der theoretischen Chemie; zum Behuf seiner Vorlesungen und für den Selbstunterricht. Erster Band, welcher die Lehre von der Cohäsion und Adhäsion, von den unwägbaren Stoffen und von den unorganischen Verbindungen der wegbaren Stoffe enthält. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1821. 4 Thlr.

Desselben Werkes zweiter und letzter Theil. Zweite verb. Auflage. 1822. 2 Thlr. 7 Gr.

Grotefend, G. F., lateinische Grammatik für Schulen, nach Wenck's Anlage umgearbeitet. Erster Band, welcher die Formenlehre und Syntaxis nebst Vorerinnerungen enthält. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1823. 16 Gr.

— — Zweiter Band, welcher die Verslehre und Orthographie nebst Anhange enthält. Dritte Auflage. Gr. 8. 1820. 16 Gr.

— — Kleine lateinische Grammatik für Schulen. Gr. 8. 1822. 14 Gr.

Hufnagel, W. F., der Cherubhim Anfang und Ende im Paradise, nicht Anfang und Ende des Cherubh. Mit erläuternden Beilagen und einer Steintafel. Gr. 8. 1821. 2 Thlr. 2 Gr.

Klitscher, M. Liedersammlung für Schulen. Dritte Aufl. Gr. 12. 1815. 16 Gr.

Melodien dazu. Quer 8. 1822. 7 Gr.

Kopp, Ulr. Fr., Palaeographia critica. II Tomi. 4 maj. 1817, cum Fig. (Commission.) Vorauszahlung 10 Ducaten.

Kopp, Ulr. Fr., Bilder und Schriften der Vorzeit. Zwei Bände. Mit sehr vielen Holzschnitten, illum. und schwarzen Kupfern und Inschriften. Gr. 8. 1819—1821. (Commission.) Vorauszahlung 9 Thlr. 12 Gr.

Lendroy, Prof. Parémiographe Français-allemand, ou Dictionaire des metaphores et de tous les proverbes français adoptés et sanctionnés par l'Academie Françoise. Gr. in 8. 1822. 20 Gr.

Manhayn, Dr. M., Ueber den Ursprung und die Bedeutung der res mancipi und nec mancipi, im alten römischen Rechte, eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. Gr. 8. 1823. 10 Gr.

Meyer, N. Geschichte einer durch den Kaiserschnitt glücklich beendigten Entbindung. Mit Kupferabbildungen. Gr. 8. 1821. 12 Gr.

— — über die Ursache des Erstickungstodes der Kinder in und gleich nach der Geburt. Gr. 8. 1823. 5 Gr.

Rechtspflege, die öffentliche mündliche, im Baierischen Rheinkreise in Vergleichung mit der Gerichtsverfassung der sieben übrigen Kreise des Königreichs Baiern. Gr. 8. 1822. 16 Gr.

Reinganum, Dr. M., Uebersicht der politischen Geschichte des Mittelalters. Seit dem Untergang des West-Römischen Reiches bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Hauptsächlich nach F. C. Schlossers Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung bearbeitet. Gr. 8. 1823. 22 Gr.

Schlosser, Fr. Chr., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. Ersten bis dritten Bandes erster Theil. Gr. 8. 1817—21. 11 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe auf besserem Papier 15 Thlr. 2 Gr.

Schmidt, G. G., Anfangsgründe der Mathematik. Zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten. Erster Theil, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechenkunst. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit sieben Kupfertafeln. Gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Schmidt, Dr. W. J., über das Zurücklassen des Mutterkuchens. Aus Siebolds Journal für Geburtshülfe etc. dritten Bandes drittem Stücke besonders abgedruckt. Gr. 8. 1822. 8 Gr.

Schüller, Ed., die Freunde, lyrisch-dramatische Dichtung in vier Abtheilungen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Seume und Münchhausen, Rückerinnerungen. Neue Ausg. Taschenformat. 1823. 12 Gr.

Siebold, Dr. El. v., Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten. Erster Bd., zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. 1821. 3 Thlr. 16 Gr.

— — Zweiter Thl. zweite verb. Auflage. Gr. 8. 1823. 2 Thlr. 20 Gr.

— — Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. Mit Kupfern. Gr. 8. Geh.
Erster bis vierten Bandes, erstes Stück. 1813—23. 11 Thlr. 18 Gr.
(Jedes Stück wird auch einzeln verkauft.)

Mein Torso. Bruchstück aus Peter Paul Zwyzke's Leben und Erfahrungen in- und außerhalb Zschikkewitzsch. Von ihm selber beschrieben ꝛc. Vier Bdchen. 8. 1823. Geh. 2 Thlr. 15 Gr.

Ueber Curs Pari. Eine in das Gebiet der Staats-Commerzien-Wissenschaft gehörige Abhandlung vom Geld- und Wechselwesen. 8. 1823. Geh. 8 Gr.

Wenks kleinere lateinische Sprachlehre, oder Grammatik für Schulen. Neunte berichtigte Ausgabe. Gr. 8. 1823. 10 Gr.

---

## In Kurzem erscheint:

Garnier, die Kunst Quellen aufzusuchen und wasserausteilende Brunnen anzulegen, oder Abhandlung von den verschiedenen Erdschichten, in denen man noch unterirdischen Wassern zu suchen hat, und von den Mitteln einen Theil dieser Letztern mit Hülfe des Erd- oder Brunnenbohrers zu Tage zu fördern. Aus dem Französischen von Dr. J. G. L. Blumhof.

Niebelungen Lied übersetzt und herausgegeben durch Fr. H. von der Hagen. Zweite ergänzte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Gr. 8.

Schlosser, F. C., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. III. Bandes, zweite Abtheilung.

---

## SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE.

*Neue Ausgabe von* Shakspeare's *sämmtlichen dramatischen Werken in Einem Bande.*

The
Dramatic Works
of
S H A K S P E A R E
Printed From The Text
of
Samuel Johnson, George Steevens, and Isaac Reed.

*COMPLETE IN ONE VOLUME.*

Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, wo englische Sprache und Literatur so allgemein bei uns geworden sind, und sich nach Beispiel der französichen immer weiter durch Europa verbreiten, gehört auch namentlich in Deutschland der Umgang mit *Shakspeare* nicht mehr zu den Seltenheiten, und viele von dessen Freunden und Verehrern, die ihn früher aus Uebersetzungen kannten, wünschen jetzt den genialen Engländer in seiner heimischen Ursprache zu lesen. Der Mangel einer correcten und zweckmässigen Handausgabe wurde folglich häufiger als je empfohlen, und die Veranstaltung der unter obigem Titel hiermit angekündigten Ausgabe, beabsichtigt, allen nur möglichen Forderungen unbedingt zu entsprechen. Nicht nur dem Minderbemittelten wird die Anschaffung durch unvergleichliche Wohlfeilheit zugänglich, sondern auch solche Käufer, welche weniger die Billigkeit des Preises zu berücksichtigen haben, werden in der höchst eleganten Ausstattung, welche mit dem englischen Geschmack wetteifert, Veranlassung finden, diese Ausgabe zu wählen. Als Geschenk für angehende Schüler des Englischen dürfte sie sich ebenfals eignen, indem man hiermit dem Lernenden ein schönes Ziel vorsteckt, welches ihm grossen Genuss verheisst, und zum Fleiss ermuntern wird.

Für den Subscriptionspreis von
*Zwei Thaler Sechzehn Groschen Sächs.* oder
*Vier Gulden Achtundvierzig Kreuzer Rhein.*
erhält man auf circa funfzig Bogen Velin-Papier vom grössten Lexiconformat mit neugegossenen Lettern in gespaltenen Kolumnen schön und deutlich gedruckt, „*Shakspeare's sämmtliche dramatische Werke*“ welche zusammen nur einen Octav-Band bilden, und geheftet in zwei Lieferungen an die Subscribenten gelangen.

Die erste Hälfte (circa 25 Bogen) erscheint vor dem Schlusse dieses Jahres, und der Subscriptionspreis wird bei Empfang derselben entrichtet; die zweite und letzte Lieferung erfolgt bis zum März 1824 unfehlbar. Der Ladenpreis von 4 Thlr. 16 Gr. oder 8 Gulden 24 Kreuzer rhein. tritt aber schon mit dem nächsten 1. Januar ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscriptionen an. Sammler, welche sich direct (postfrei) an mich wenden, erhalten bei acht Exemplaren ein neuntes gratis.

Leipzig, am 1. Juli 1823.

*Ernst Fleischer.*
Buch- und Kunsthändler.

---

## Beobachtungen und Bemerkungen über die jetzige Gehirnhöhlenwassersucht bei den Kindern.

Nach dem Franz. des Mitivie, bearb. von Dr. G. Wendt. Gr. 8. Broch. 8 Gr. oder 36 Kr. Rhein.
Ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen.

---

## Subscriptions-Einladung.

Zu Ende dieses Jahres erscheint im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig:

**Reichenbach, M. J. F. J.**
**griechisch-deutsches Handwörterbuch.**
**Zwei Theile.**

Zweite ganz neu bearbeitete, verbesserte und vermehrte Aufl. Gr. 8. (circa 120 Bogen Lexikonformat.)

und nehmen auf dieses dem jetzigen Standpuncte der griechischen Sprachwissenschaft vollkommen entsprechende Wörterbuch alle Buchhandlungen (die mit einem, das Nähere besagenden ausführlichen Prospectus versehen wurden, auf welchen der Verleger zu verweisen sich erlaubt) Subscription an. Der Subscriptionspreis ist auf 4 Thlr. 8 Gr. netto festgesetzt, bei Parthieen von 24 Exemplaren wird das 25ste gratis gegeben, der mit der Vollendung des Ganzen eintretende Ladenpreis ist um ein Drittheil höher (also 6 Thlr. 12 Gr.)

Digitized by Google

Gymnasien und ähnlichen Anstalten, Studierenden, so wie allen Freunden und Verehrern des griechischen Sprachstudiums ist diese Anzeige angelegentlich empfohlen und hofft der Verleger bei so äußerst billigen Bedingungen diesem jeden Ansprüche genügenden Werke den besten Eingang zu bereiten.

---

In der Schüppelschen Buchhandl. in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laun, Fr., Die Luftschlösser. Ein komischer Roman in zwei Bänden. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Ise, Aug. (Privatlehrer der italienischen Sprache) Neues Italienisches Lesebuch. Eine Auswahl unterhaltender Aufsätze aus den vorzüglichsten Schriftstellern Italiens; nebst erklärendem Wörterverzeichniß und einer kurzgefaßten praktischen Sprachlehre. (Durchgehends mit genauer Accentuation aller hinsichtlich der Betonung zweifelhafter Wörter.) Zum Gebrauch in Schulen und beim Selbstunterricht. 8. 22 Bogen. 18 Gr.

---

## Anzeige.

Der sehr oft von Reisenden geäußerte Wunsch, bei ihrem Aufenthalte in Halle eine kurze Nachricht von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt, in geschichtlicher und beschreibender Hinsicht, als Führer benutzen zu können, bewog den unterzeichneten Verleger, ein kleines Werk dieser Art zu veranstalten. Herr Diakonus Hesekiel hat seinen Wunsch erfüllt, und sich seit einem Jahre mit der Sammlung und Verarbeitung der Materialien angelegentlich beschäftigt. Der Druck ist bereits angefangen, und da das Ganze nur 13 bis 16 Bogen stark wird, gewiß in zwei Monaten beendigt. Zur Uebersicht der Reichhaltigkeit dieses Buches folgt hier die Angabe des Inhalts der einzelnen Abschnitte desselben:

1. Allgemeinere Bestimmungen. Einleitung: allgemeiner Ueberblick; geschichtliche Bemerkungen.
2. Uebersicht des öffentlichen und Gemeinlebens. Provinzial-Landeskollegien; Oeffentliche Behörden in der Stadt; Gewerbe und Handel; Salzwerke.
3. Kirchliche Angelegenheiten. Geschichtliche Notizen; Kirchenverfassung; Beschreibung der Kirchen.
4. Friedrichsuniversität. Historische Nachrichten von der Stiftung und dem Fortgange; gegenwärtige Einrichtung; akademische Institute.
5. Schulanstalten. Frankens Stiftungen; historische Nachrichten davon; jetzige Einrichtung; andere Schulen.
6. Anstalten und Einrichtungen zur Beförderung des gemeinen Wohls, der Humanität, der allgemeinen Bildung und des edlern Vergnügens; hierbei Angabe der näher oder ferner um Halle liegenden, gewöhnlich besuchten Erholungsörter.

Von Seiten des Verlegers ist alles gethan, um auch durch das Aeußere den Werth dieses Werkchens zu erhöhen. In sechzehn Vignetten sind die bemerkenswerthesten Gegenstände zur Erinnerung in Kupfer gestochen, und ein großer, illuminirter Plan der Stadt und nächsten Umgegend ist beigefügt. Es ist auf gutes, weißes Druckpapier gedruckt, und wird in einem verzierten Umschlage kartonirt ausgegeben.

Es ist wohl zu hoffen, daß auch am hiesigen Orte selbst das Unternehmen Beifall finden, und viele den Besitz dieses Buches wünschen werden. Eine baldige Bestellung macht es möglich, die Auflage zu vermehren, und es den Subscribenten für den äußerst geringen Preis von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap., auf Schreibpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schweizerpap. 2 Thlr. zu überlassen, da es nachher, wenn es erschienen ist, unter 1 Thlr. 16 Gr. u. s. w. nicht gegeben werden kann. Ohne den Plan auf Druckpap. 1 Thlr., Schreibpap. 1 Thlr. 8 Gr., Schweizerpap. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Namen der Subscribenten sollen dem Buche vorgedruckt werden, und wer sich gütigst bemühen will, Pränumeranten zu sammeln, zieht vom Betrag 16 Proc. Provision ab.

Halle, den 1. August 1823.

Karl August Kümmel.

---

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

J. Berzelius.
Untersuchung der Mineralwasser von Karlsbad, von Teplitz und Königswart.
Aus den Schriften der Königl. Schwed. Akademie der Wissenschaften übersetzt von Dr. Gust. Rose, herausgegeben mit erläuternden Zusätzen vom Prof. Dr. Gilbert.
Gr. 8. Geh. 15 Gr.

---

## Literarische Anzeige.

Unterzeichnete Buchhandlung ist ermächtigt worden, öffentlich bekannt zu machen, daß die vor Kurzem in ihrem Verlage erschienene gehaltvolle Schrift:

An meine evangelischen Mitbürger, in Sachen unsers gottesdienstlichen Lebens und der aufzuhebenden Kirchentrennung. 8. 1823. 16 Gr.

den Consistorial-Rath und Professor der Theologie Hrn. Dr. Gaß, zum Verfasser hat.

Josef Max u. Comp.

Auch ist bei uns so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Steffens, H., Wiederlegung der gegen ihn von dem Hrn. Consistorial-Rath Dr. Schulz erhobenen öffentlichen Anklagen. 8. Geh. 2 Gr.

*Unterholzner*, *C. A. D.*, Conjecturae de supplendis lacunis, quae in *Gaji Institutionum* Commentario quarto occurrunt. 8 maj. 1823. 6 Gr.

*Gaupp*, *E. T.*, Quatuor Folia antiquissimi alicujus Digestorum codicis rescripta Neapoli nuper reperta nunc primum edita. 4. 1823. 12 Gr.

Breslau, im August 1823.

Josef Max u. Comp.

---

Der Druck von:

Dr. *C. Th. Bretschneider*
Lexicon novi Testamenti graeco-latinum manuale.
2 Vol., 8 maj. (circa 80 Bogen.)

ist so weit gediehen, daß an Vollendung des Ganzen nur noch wenige Bogen fehlen. Sämmtlichen Herren Subscribenten halte ich dies mitzutheilen für Pflicht, gedenke ihnen im Lauf des Herbstes die bestellten Exemplare zu expediren, und bemerke, daß bis zum Tage der Versendung des Werkes die Subscription offen bleibt, der Ladenpreis aber um ⅓ erhöht wird. Bei Unterzeichnungen von Parthieen von 12 Exemplaren wird das 13te gratis gegeben.

Leipzig, im August 1823.

Joh. Ambr. Barth.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nº. XXII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

So eben ist erschienen und durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Oesterreichische militärische Zeitschrift.

### Das siebente und achte Heft für das Jahr 1823.

Inhalt des siebenten Heftes: Geschichte des Feldzuges 1800 in Italien. Vierter Abschnitt. Operationen beider Armeen seit dem Falle Genuas. Gefechte bei Piacenza, Cipriano und Casteggio. — Schlacht bei Marengo. — Geschichte Gaetas von der dunkeln Vorzeit an bis nach der Eroberung dieser Festung durch die Oesterreicher im Jahre 1815. (Fortsetzung.) — Feldzug des k. k. kroatischen Armeekorps gegen die Türken im Jahre 1788. (Schluß des ersten Abschnittes.) — Literatur. Neueste Militairveränderungen. —

Inhalt des achten Heftes: Geschichte des Feldzuges 1800 in Italien. (Fortsetzung des vierten Abschnittes.) — Nekrolog des k. k. österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Reisner. — Feldzug des k. k. kroatischen Armeekorps gegen die Türken im Jahre 1788. (Zweiter Abschnitt.) — Geschichte Gaetas von der dunkeln Vorzeit an bis nach der Eroberung dieser Festung durch die Oesterreicher im J. 1815. (Fortsetzung.) — Die neuen mathematischen Meß-Instrumente des Professors Amici in Modena. — Neueste Militairveränderungen.

---

## Die königliche Freilassung Fonk's und der Sophronizon.

Die echt königliche, nämlich durch evidente Rechtsgründe motivirte Freilassung des unglücklich Angeklagten wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Rechtssache und die Möglichkeit ihrer Entstehung eher erhöhen, als beendigen. Selbst unter der Menge der Voreingenommenen werden die Urtheilsfähigern nunmehr mit desto ruhigerem Nachdenken in die Gründe der mit solcher Vorsicht ausgesprochenen allerhöchsten Entscheidung vorzudringen geneigt seyn. Dem Verleger des Sophronizon kann es nicht anders, als sehr angenehm seyn, öffentlich bemerklich zu machen, daß in den vier Heften des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift, welche den gesammten Proceßgang für den Juristen und Psychologen sorgfältigst beleuchten, gerade auch dieses bereits nach Grundsätzen ausgeführt ist, warum die gerechte Freilassung nicht in der Form einer Begnadigung, vielmehr als rechtlich motivirte Nichtbestätigung des Ausspruchs der Geschwornen, so wie sie erfolgt ist, zu erwarten war. Möge das Verdienst des Sophronizons, diese Entscheidungsweise, als die eigentlich rechtliche Lösung des verwickelten Knotens, in der Ferne geahnet, und zum Voraus durch Gründe gerechtfertigt zu haben, die schon weit verbreitete Aufmerksamkeit auf seine ganze Proceßbeleuchtung um so länger erhalten. Jeder Feind aller Willkür, jeder rechtliebende Vaterlandsfreund wird dieses mit uns wünschen und zu fördern suchen. Weil bei jener durchgreifenden, rechtforschenden Darstellung der unglücklichsten Vorgänge nicht blos um Rettung der Personen, sondern auch vielmehr um die überzeugende Nachweisung zu thun ist, von welchen gefahrvollen Gebrechen eine solche Criminalproceßleitung sowohl als die jetzige Einrichtung des Geschwornengerichts zu reinigen seyn muß, wenn nicht Gut, Ehre und Leben jedes Mitbürgers von den individuellen Ansichten weniger fast unbeschränkter Untersucher und dann von dem für Ueberzeugung angenommenen Meinen vorübergehend hörender oft ungeübter Beurtheiler abhängig bleiben soll! Die Verbesserungsvorschläge, welche vornehmlich zeigen, daß die von einigen Beamten abhängige französirte Behandlung solcher Processe, noch mehr als selbst die Jury, die gründlichste Besserung nöthig haben, werden unverweilt im nächsten Hefte des Sophronizon mitgetheilt werden. Nur die mit dem Geschwornengericht verbundene Oeffentlichkeit hat die Entdeckung der vorgefallenen Fehler möglich gemacht. Sie soll, um dieselbe zu heilen, fort wirken. Ebendeswegen erklärt auch die mit den Heften des Sophronizons zu verbindende Schrift von unserm geheimen Hofrath Ritter Zachariä

„Ueber die wegen Cönens Ermordung gegen Peter Anton Fonk gerichtete Anklage." 8. Geh. 1822.

wie sehr der Verlauf des Fonkischen Processes als eine Schutzschrift für das öffentliche Verfahren zu betrachten sey.

Von dem besondern Abdruck aus dem Sophronizon:

**Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch-Hamacherschen *Cause celèbre*. Drei Hefte.**

welches, der starken Nachfrage halber, eine Zeitlang fehlte, sind wieder Exemplare durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Heidelberg, den 20. August 1823.

August Oßwald.

---

**Ueber Rationalism, Gefühlsreligion und Christenthum von Joh. Severin Vater. Halle 1823, bei C. A. Kümmel. Geh. Druckpapier 10 Gr. Schreibpap. 12 Gr.**

Daß diese Schrift, deren Werth die Göttinger Anzeigen von diesem Jahr Nr. 76 auseinander setzten, interessante psychologische Erörterungen enthält, sind hiermit zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Jene Recension sagt darüber: „Da das Verhältniß der Vernunft und des Gefühls jedem Freunde der Religion bei der jetzigen Gährung theologischer Ansichten näher als jemals liegt, so findet man hier die verschiedenen Functionen und Thätigkeiten des Geistes und des Gemüths, das Eigenthümliche, wodurch sich jede äußert, die Erzeugung der einen aus der andern, und der

Einfluß der einen auf die andern, in einer Sprache beschrieben, die gewiß Jeder versteht, der sich nur einmal selbst beobachtet, oder nur die Fähigkeit zu der dabei erforderlichen Aufmerksamkeit hat. Man findet sie aber auch zugleich mit einer Wahrheit und Genauigkeit beschrieben, die auch dem wissenschaftlichen Psychologen schwerlich etwas dabei vermissen lassen wird. Das Schätzbarste jedoch dabei ist dies, daß es hier auf eine Art geschehen, und besonders in der Zugabe über Gefühl, Begehrungs-Vermögen auf eine Art geschehen ist, wodurch es auch dem Laien begreiflich wird, was die Kenntniß davon, und die Aufmerksamkeit darauf selbst in **Beziehung auf seine Religiosität** für ihn austrägt, und wodurch ihm wenigstens die wichtigen Folgen weit anschaulicher und eindringlicher werden müssen, welche hier in Beziehung auf die Beschaffenheit, auf den Gehalt und auf den Werth seines religiösen Denkens, Glaubens und Fühlens daraus gezogen sind." Noch höher rechnet hingegen wenigstens Rec. dem Hrn. B. seine Erklärungen über den Rationalismus „wegen ihrer Freimüthigkeit und Offenheit, wegen ihrer Billigkeit und Milde, aber auch wegen ihrer Bestimmtheit an." „Die Vertheidigung eines sich selbst verstehenden, verständigen, christlichen Supernaturalismus ist von ihm mit einer so steten und unverrückten Festhaltung des eigentlichen Streitpunctes, mit einer so richtigen Schätzung und klaren Veranschaulichung seines wahren Moments, mit einer so liberalen Anerkennung aller der Rechte, welche der Rationalismus auf seinem Grunde fordern kann, aber auch mit einem so entschlossenen Bestehen auf den gerechten Ansprüchen des Offenbahrungsglaubens geführt worden, daß auch sie ihre abgezielte Wirkung gewiß nicht verfehlen wird."

---

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Erben.**
**Ein Familiengemälde**
von
**Galt.**
**Nach dem Englischen bearbeitet von C. v. S.**
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Alle englischen Blätter sagen, der Verfasser dieses Romans sey der würdigste Nebenbuhler von Walter Scott, und man darf nur einige Kapitel gelesen haben, um ihnen beizustimmen. Vor den meisten Romanen W. Scott's hat aber dieser noch den grosen Vorzug, daß hier ein in Parallele bleibendes Gemälde ächt schottischer und ächt englischer Sitten und Denkungsart vorkommt, und dabei mehr die neuere Zeit zum Grund gelegt ist. So werden wir nun in eine ganz neue von Walter Scott noch nicht geschilderte Welt eingeführt, und unsere Theilnahme wird mit jeder Seite mehr in Anspruch genommen.

---

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

*Bibliotheca medico-chirurgica* et *pharmaceutico-chemica,*
oder
**Verzeichniß** derjenigen medizinischen, chirurgischen, pharmazeutischen und chemischen Bücher, welche vom Jahre 1750 an bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienen sind.
Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis 16 Gr.

Damit die Besitzer der zweiten Auflage nicht nöthig haben, das ganze Verzeichniß noch einmal zu kaufen, so sind die, in diese dritte Auflage aufgenommenen Supplemente zu derselben, welche die Literatur der Jahre 1821 bis Mitte 1823 enthalten, einzeln abgedruckt worden und für 2 Gr. zu haben.

---

Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist so eben fertig geworden:

***M. Tulli Ciceronis de Republica***
***quae in Codice Vaticano supersunt.***

Cum Angeli Maii praefatione integra, scholiis et adnotationibus selectis; it: specimine palimpsesti vaticani. Recens. et compluribus in locis emend, *Ferd. Steinackerus.* Accedit epistola *Godofr. Hermanni.* 8 maj. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr. Rh. Schreibpap. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. Rh.

**Beobachtungen und Bemerkungen**
**über die hitzige Gehirnhöhlenwassersucht**
**bei den Kindern.**

Nach dem Franz. des Mitivié, bearbeitet von Dr. C. Wendt. Gr. 8. Broch. 8 Gr. oder 36 Kr. Rh.

---

**Llorente's Geschichte der Inquisition.**

Bei Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

**Geschichte**
der
**Inquisition.**
Aus dem Französischen
des
**Juan Antonio Llorente**
und
**Leonard Gallois.**
Mit einigen Randglossen
von *r.

Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.

Göthe.

---

Nebst der Lebensbeschreibung von Llorente und seinem Bildnisse.

---

Von allen Plagen, die verschiedene Länder der Erde verwüstet haben, hat keine so schwer zu vertilgende Spuren hinterlassen, als die von der heiligen Inquisition sind. Pest, Krieg, Hungersnoth, Erdbeben, Ausbrüche von Vulkanen, leben nur in der Erinnerung durch die Geschichte fort, aber überall, wo sich der tödtliche Hauch des **heiligen** Gerichts bemerkbar machte, da enthielten die volkreichsten Städte, die bald von ihren fleißigen Einwohnern entvölkert wurden, nur Angeber und Schlachtopfer, Kerkermeister und Henker. Nirgends hat sie solche Verwüstungen angerichtet, als in Spanien. Im Namen des Gottes, der die Güte und Barmherzigkeit ist, in den Staaten der allerkatholischten Könige, standen die Diener einer Religion, die alle Verirrungen zu vergeben gebietet, als Verfolger auf, und bauten abgöttische Scheiterhaufen, welche ganze Bevölkerungen verzehrten! —

Wer das Schrecklichste und Lächerlichste, die größte Einfalt und die fürchterlichste Grausamkeit geschildert lesen will, sagte ein berühmter freisinniger Schriftsteller, der lese Llorente's Geschichte der Inquisition.

---

Bei Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

**Libussa.**

**Zauberoper in drei Aufzügen.**

geheftet. Preis: 12 Gr.

---

## Bekanntmachung

an Naturforscher, Bibliotheken, gebildete Forstmänner und Oekonomen, die Herausgabe eines großen Werkes der deutschen Vögelkunde betreffend; unter dem Titel:

**Johann Andreas Naumann's**

**Naturgeschichte**

**der Vögel Deutschlands,**

nach

**eigenen Erfahrungen entworfen.**

Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von

dessen Sohne

**Johann Friedrich Naumann,**

mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

**Mit vielen colorirten Kupfern.**

Lexiconoctav.

Ist ein Werk von so hohem Range und wahrhaft gediegenem Werthe, wie vorbenanntes, erst in die Welt getreten, dann bedarf es nicht mehr einer umständlichen Bekanntmachung, indem schnell durch sich selbst diejenige Aufmerksamkeit erweckt, welche einer ausgezeichneten Erscheinung gebürt, einem Unternehmen, das einzig seiner Art in der deutschen Literatur dasteht, und dem Aehnliches noch keine andere Nation aufzuweisen hat. — Der wackere Herausgeber arbeitete schon an des Vaters hochgeachteter Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands, und die sämmtlichen Abbildungen in derselben waren seine Arbeit. Die gegenwärtige Ausgabe ist aber in der That ein gänzlich neues Werk, das von den Platten der ältern nur die gelungensten aufgenommen hat; alle fehlenden, zum Theil noch unbeschriebenen Arten hingegen, sind neu gezeichnet und gestochen, und ergänzen somit eine Sammlung naturgetreuer Abbildungen aller deutschen Vögel nebst ihren Hauptverschiedenheiten, welche sämmtlich von der Hand des kunstreichen Verfassers nach der Natur entworfen worden, ein Vorzug, den wohl noch kein Werk von diesem Umfange für sich hatte. Die systematische Eintheilung und gründlichen Beschreibungen der Vögel erschöpfen den gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft, und umfassen die Resultate von mehreren Jahrzehnten angestrengten Forschens. Für die Illumination hat der Verleger keinen Aufwand gescheuet, um etwas, dem Zwecke gemäß Vollendetes zu liefern, indem bei wissenschaftlichen Darstellungen auf Treuheit des Kolorits ja alles beruht, und diese ihnen erst den eigentlichen Werth verleiht. Druck und Papier entsprechen dem Ganzen in einer würdigen Gestalt. — Folgendes ist bis jetzt erschienen:

**Erster Theil** mit 48 colorirten und zwei schwarzen Kupfern, enthält die sämmtlichen Tag- und Nachtraubvögel (Vultur, Cathartes, Gypaëtos, Falco, Strix), Preis: 26 Thlr.

**Zweiter Theil**, liefert nebst einem Bildniß auf 30 Platten (Tafel 49—78) die Gattungen: Würger, Rabe, Seidenschwanz, Rake, Pirol, Staar, Staaramsel, Fliegenfänger, Drossel, Sänger, (Lanius, Corvus, Bombycilla, Corracias, Oriolus, Sturnus, Merula, Muscicapa, Turdus, Sylvia.) Preis: 16 Thlr.

**Dritter Theil** mit einem Titelkupfer und 15 Platten (Tafel 79—93) die Gattungen: Sänger, Schlüpfer, Pieper, Bachstelze, Steinschmätzer, Schwätzer, Braunelle, Goldhähnchen (Sylvia, Troglodytes, Anthus, Motacilla, Saxicola, Cinclus, Accentur et Regulus.) Preis: 11 Thlr.

Zur Erleichterung des Ankaufs wird den Liebhabern die heftweise Ausgabe willkommen seyn, indem jeder Käufer ohne merklichen Aufwand (das Heft kostet 2 bis 4 Thlr.) nach und nach zu dem Besitze dieses schönen Werkes gelangt. Keine Bibliothek, kein Forscher und Sammler, Forstmann oder Oekonom, der nach höherer Ausbildung in diesem ansprechenden Zweige der Naturgeschichte trachtet, und sich gründliche Kenntnisse darinnen erwerben will, darf dieses classische Buch entbehren, und Alle werden in demselben einen dauernden Werth besitzen.

Sämmtliche Materialien liegen bereit, und gestatten eine schnelle Beendigung, so wie auch die Fortsetzung noch schneller als seither, von jetzt an erscheinen wird. Des vierten Theiles erstes Heft liegt zur Ablieferung bereit. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Leipzig, im Juli 1823.

**Ernst Fleischer, als Verleger.**

---

Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

**Lutheritz, Dr. C. Fr., der Kinderarzt, als freundlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Kinder. Nebst einer Anleitung für Aeltern, ihre Kinder zu gesunden und kräftigen Menschen aufzuziehen. 8. Geh. 12 Gr.**

In dieser Schrift stellt der Verf. Theils die Grundsätze einer vernünftigen physischen Erziehung der Kinder auf, Theils gibt er Eltern und Erziehern eine Anleitung, wie sie die, die Kinderwelt bedrohenden Körperleiden zu verhüten, oder durch zweckmäßige Maßregeln zu mindern, zu beseitigen, auch schnell verlaufende, gefährliche Krankheiten an gewissen Vorboten und Merkmalen leicht zu erkennen vermögen, und, wo es noch Zeit ist, nöthige Hülfe zu suchen. Anerkannt ist bereits der Werth seines

**Hausarztes**

**bei Magensäure, Sodbrennen, Magenkrampf, Erbrechen, Schlaflosigkeit, Schleimflüssen, Stuhlverstopfung, Durchfällen, Goldsucht rc. 10 Gr.**

**Desgleichen bei Kopfschmerzen, Augen-, Gehör- und Zahnübeln, Schlagfluß rc. 10 Gr.**

um noch mehr zur Empfehlung beifügen zu dürfen.

**Dietrich, Dr. Ewald, des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde. Ein historischer Roman aus den Zeiten der Feldzüge 1809, 1812, 13 und 15. 8. 1 Thlr.**

Die in diesem Werke enthaltenen Schilderungen und Reminiscenzen werden nicht allein dem Arzte, welcher selbst Theil nahm, sondern auch jedem andern interessante Erin-

Digitized by Google

nerungen an die verhängnißvollen, thatenreichen Kriegsjahre von 1809, 12 bis 15 gewähren.

Trautschold, J. G., Bibelgenuß in dichterischen Darstellungen aus der heiligen Gemüthswelt des alten und neuen Testaments. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Eine Gallerie von Charakterzeichnungen und Lebensscenen. Freunde der Dichtkunst, so wie Freunde der Religion, der Seelenkunde und der Geschichte. Freunde der Erbauung überhaupt, wie der biblischen insbesondere, finden hier eine gehaltvolle Lectüre für Geist und Herz, die bei wiederholtem Lesen festhält und immer noch an Anziehungskraft gewinnt.

*Weichert, M. A., Anthologia graeca* sive Collectio Epigrammatum ex Anthologia graeca Palatina. In usum scholar. 8. 21 Gr.

Da das schätzbare Werk des griechischen Alterthums, die Anthologia graeca Palatina nicht blos Jünglingen, sondern auch unbemittelten Schulmännern und Freunden der griechischen Sprache, wegen Kostbarkeit der Ausgaben bisher wenig zugänglich war; so war es ein glücklicher Gedanke des Hrn. Rectors Weichert einen Auszug aus jenem umfassenden Werke zu veranstalten und unter der gemischten Menge von trefflichen, aber auch mittelmäßigen und schlechten Epigrammen eine Auswahl der besten und sinnreichsten Gedichte zu treffen, und sie nach gewissen Classen zu ordnen.

## Musicalien.

Der fertige Orgelspieler, oder Casualmagazin für alle vorkommende Fälle im Orgelspiele. Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch für Cantoren, Organisten, Landschullehrer und alle angehende Orgelspieler, von C. Güntersberg, gr. 4. Erster Band 1 Thlr. 4 Gr. Velinp. 1 Thlr. 20 Gr.

Fleck, M., sieben Festchoräle für die Orgel mit Begleitung von vier Posaunen, zwei Trompeten und Pauken, zum Gebrauche auf alle hohe Festtage. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Camenz, Sup. M. E., Gesänge für drei, vier und mehr Männerstimmen. Scherz und Ernst. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Müller, W. A., Sammlung verschiedener Tänze im neuesten Geschmacke zur angenehmen Unterhaltung am Piano-Forte. Quer 4. Geh. 6 Gr.

---

In unserm Verlage erschienen folgende wichtige Schriften, sie sind bei uns wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Bäder, die wichtigsten Europas. Zur Empfehlung der Bäder für Gesunde und Kranke. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bartels, D. E., anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen. Mit beständiger Beziehung auf die Gallschen Entdeckungen. gr. 8. 14 Gr.

Beischlaf, der. Eine physiologische, historische und philosophische Darstellung. Drei Theile. Mit Kupf. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Düben, Dr. C. G. F. von, Belehrungen über das Geheimniß der Zeugung des Menschen, für gebildete ernsthafte Leser. Zweite neue umgearbeitete Original-Ausgabe. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Flittner, Dr. C. G., gemeinfaßliche Anweisung über den Nutzen und rechten Gebrauch der einfachen kalten und warmen Wasserbäder, so wie der Dampfbäder. Zur Belehrung der Badelustigen. 8. 10 Gr.

— — Sammlung bewährter Vorschriften zu Mitteln, welche die Haut, die Zähne und Haare erhalten und deren Fehler verbessern, ingleichen auch Vorschriften zu Bädern für die Schönen. 12. Geb. 16 Gr.

— — de *Mesmerismi* vestigiis apud Veteres. 4 maj. 8 Gr.

— — Unterricht in der Kunst, die weibliche Schönheit zu erhalten und ihr zu Hülfe zu kommen. Eine Toilettenlektüre. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Hayne, Dr. F. G., Dendrologische Flora, oder Beschreibung der in Deutschland im Freyen ausdauernden Holzgewächse. Ein Handbuch für Kameralisten, Forstmänner, Landwirthe, Gartenbesitzer u. s. w. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Jung, Dr. F. W., Aphrodite. Erhaltung der lebenden Geschlechter auf Erden. Oder Begattung und Fortpflanzung organischer Wesen nach der Stufenleiter der Natur. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Meister, J. C. F., Urtheile und Gutachten in peinlichen und andern Straffällen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Montanus, Dr. Aug., die Reagentien und deren Anwendung zu chemischen Untersuchungen, nebst zwei ausführlichen Abhandlungen über die Untersuchung des Mineralwassers und die Prüfung der Metallgifte. Dritte sehr verm. und verbesserte Ausgabe. Mit 1 Kupf. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Neumann, Dr. K. G., von der Natur des Menschen, oder Belehrung über den innern Organismus des menschlichen Körpers und seines Geistes, für alle gebildete Menschenclassen. Zwei Theile. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

— — Psychologie. Lehre von dem Nervenleben des Menschen. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Sick, G. F., kritische Beleuchtung und Würdigung der europäischen Pestkrankheiten fremden Ursprungs, mit absichtlicher Hinweisung auf eine neue, sichere und rationale Pesttilgungsmethode, nebst einer temperativen Zusammenstellung der orientalischen Rinder- und der occidentalischen Menschenpest. Mit zwei illum. Charten. gr. 8. 3 Thlr.

Weisse, Dr. J. F., Erfahrungen über arzneiverständige Somnambulen, nebst einigen Versuchen mit einer Wasserfühlerin. 8. 6 Gr.

*Wildberg*, Dr. C. F. L., *Bibliotheca medicinae publicae*, in qua scripta ad medicinam et forensem et politicam facientia, ab illarum scientiarum initiis ad nostra usque tempora digesta sunt. Tom. primus: Bibliotheca medicinae forensis. Tom. secundus: Bibliotheca medicinae politicae. 4. 2 Thlr.

Wildberg, Dr. C. F. L., Hygiastik, oder die Kunst, die Gesundheit der Menschen zu erhalten, zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wildberg, Dr. C. F. L., System der medizinischen Gesetzgebung. Zweite sehr vermehrte und verb. Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Winkelmann, Dr. A., Beobachtungen über den Wahnsinn, nebst Prüfung der Gallschen Schädellehre. gr. 8. 18 Gr.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung
in Berlin.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 1000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

**Gedichte, herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinr. Stieglitz und E. Große. Leipzig, in Commission bei J. G. Mittler. 256 S. 8. Mit Vignette.**

„Deutschland, Frankreich, die freie Schweiz, auch England und Rußland haben durch unterstützende Beiträge ihre Dankopfer auf den Altären der Freiheit niedergelegt; und der sehnliche Wunsch, aus eignen Kräften ein kleines Scherflein in den heiligen Gotteskasten beisteuern zu können, läßt gegenwärtige Sammlung jugendlicher Poesien mit dem frommen Wunsch vor die Oeffentlichkeit heraustreten, daß von Gleichgesinnten das Begonnene kräftig möge weiter gefördert, und das Dargebotene mit dem einfachen, anspruchslosen Sinn aufgenommen werden, mit welchem es empfangen und niedergelegt wurde."

Mit diesen Worten kündigten die beiden Jünglinge den Zweck ihres Unternehmens an; und die freundliche Theilnahme, die das Werk gefunden, macht es möglich, außer Deckung der Druckkosten eine namhafte Summe schon jetzt an den Griechenverein zu Stuttgart einzusenden. Oeffentliche Blätter haben durch günstige Urtheile das Publicum auf die Sammlung aufmerksam gemacht; und so bieten diese Gedichte, welche durch ihre Frische, Vielseitigkeit der Form und des Inhalts, und eine gesunde, heitre Ansicht des Lebens, als eine nicht gewöhnliche Erscheinung des Tages auftreten, jedem Theilnehmenden die Gelegenheit dar, sich den Genuß schöner Stunden durch das Bewußtseyn der Förderung eines großen, heiligen Zweckes zu erhöhen, und bleibend zu machen.

Für Freunde des Neugriechischen verdient besonders die hier zum erstenmale mitgetheilte Ode des Hellenen Rigos Merulos vorzügliche Aufmerksamkeit.

Druck und Papier sind geschmackvoll, und des Ganzen würdig. Direkt sich an mich Wendende erhalten bis zum October d. J. das Exemplar zu dem Subscriptionspreise von 1 Thlr. gegen baare Zahlung. Nachher ist das Werk gegen einen erhöhten Ladenpreis in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im August 1823.

J. G. Mittler.

---

Für das medicinische und pharmaceutische Publicum werden nachfolgende so eben versandte Schriften, die durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind, von vielem Interesse seyn:

**Dr. R. Brandes, Bericht vom Felde der pharmaceutischen Literatur. Erster Jahresbericht von 1822. 8. 21 Bogen. 1 Thlr. 6 Gr. — Auch unter dem Titel: Archiv des Apothekervereins im nördl. Deutschland. 1822. Fünfter Band.**

Dem Arzt wird dies eben so willkommen seyn als dem Pharmaceuten, da dasselbe eine schnelle, dabei sehr gründliche Uebersicht über alles gibt, was im weiten Gebiete der mit so vielen Wissenschaften eng verwandten Pharmacie Erhebliches sich zugetragen hat. Nicht Jeder hat Zeit und Geld, alle Originalabhandlungen zu lesen, und um so angenehmer wird also gewiß ein Werk seyn, welches in gedrängter Kürze doch in den Stand setzt, dem Fortschreiten der Wissenschaften zu folgen. Es wird dieser Bericht fortgesetzt, und immer in der ersten Hälfte des Jahres ausgegeben.

**Kritische Blätter für Chemie und Pharmacie Erster Band. Erstes Heft. Unter Wirkung mehrerer Gelehrten herausgegeben von Dr. R. Brandes. 20 Gr. — Auch unter dem Titel: Archiv des Apothekervereins im nördlichen Deutschland 1823. Sechster Band.**

Ueber das Erscheinen dieser Blätter, die eben so wie der oben stehende Jahresbericht als Abtheilungen des Archivs bestehen, und diese Zeitschrift auch hierdurch nach und nach sich ihrer möglichsten Vollkommenheit nähert, haben wir uns schon in der Ankündigung ausgesprochen. Da jedoch bei beiden Werken gewiß der Fall eintreten wird, daß Aerzte und gerade Nicht-Pharmaceuten vom Fach, die also das Archiv vollständig nicht besitzen mögen, diese beiden, der Pharmacie und allen damit verwandten Wissenschaften, ja der Naturwissenschaft im engern Sinn, mehr gewidmete Schrift zu besitzen wünschen, so hat man für solche Käufer neben dem Titel Archiv auch noch den mehr bezeichnenden gewählt. Von diesen kritischen Blättern werden des Jahres mehrere Hefte erscheinen, von welchen immer zwei einen Band bilden.

**Du Menil, Dr. A., Analyse anorgarnischer Körper. Ein Beitrag zur nähern Kenntniss ihrer innern Natur. Gr. 8. 1 Thlr.**

Der Rec. in den kritischen Blättern für Chemie ꝛc. sagt über dieses Werk: „Wir glauben nicht unrichtig zu urtheilen, wenn wir mit diesem Werke zwei wichtige Ziele erreicht glauben, nämlich: 1) sowohl die Kenntniß mehrerer anorganischer Körper dadurch erweitert und bereichert, als auch 2) ein nützliches Lehrbuch für den Analytiker, welcher sich durch den gewählten Gang der Untersuchungen des Verfassers hier in vielen Fällen wird Raths erholen können." — Die Analysen mehrerer bis jetzt noch nicht untersuchten Mineralwässer werden auch von Aerzten mit vielem Vergnügen gelesen werden.

**Nees v. Esenbeck, Dr. Fr., ein neues Arzneimittel, Cortex Alixiae aromaticae. 8. 4 Gr.**

Schmalkalden, im Sept. 1823.

Th. G. Fr. Varnhagensche Buchhandl.

---

Bei J. F. Bohné in Cassel sind so eben folgende Unterhaltungsschriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumauer, K., Erichs Erzählungen im geselligen Abendkreise. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

**Oehlenschläger, Tordenskiold.** Drama mit Gesängen von G. Lotz. 8. Druckvelinpapier. 16 Gr.

**Osmond oder der Sturm der Leidenschaft.** Ein Roman frei nach dem Engl. von G. Lotz. Zwei Theile. Druckvelinpapier. 2 Thlr. 16 Gr.

**Schönwerk, H., Denk an mich.** Kränze der Liebe und Freundschaft gewidmet, Stammbuchs-Aufsätze aus den vorzüglichsten Schriften der besten Klassiker, mit 12 Kupfern. Druckvelinpap. 16 Gr. ord. Pap. 12 Gr.

**Wilhelmi, P., Ausflüge nach dem Niederrhein, der Weser, Holland und Westphalen** rc. Mit Rücksicht auf die Betrachtung angehender Fußreisenden. 8. 16 Gr.

---

## Für Leihbibliotheken.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

**Erzählungen und Märchen.** Aus dem Französischen von J. G. Siegmeyer. Gr. 12. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

---

## SHAKSPEARE'S DRAMATIC WORKS,

TO WHICH ARE ADDED HIS

*MISCELLANEOUS POEMS,*

AND THE

LIFE OF THE AUTHOR,

*Complete in One Volume 8vo. with a fine Portrait.*

Price 12 Shilling Boards.

Den zahlreichen Verehrern des Shakspeare in Deutschland dürfte es nicht unangenehm seyn zu erfahren, daß ich die sämmtlichen Platten dieser schönen Stereotyp-Ausgabe käuflich an mich gebracht habe, wodurch ich in den Stand gesetzt bin, dieses Originalwerk für den äußerst geringen Preis von 4 Thlr. nach Deutschland zu liefern. Diese Ausgabe empfiehlt sich durch nicht zu kleinen Druck, genaue Korrektheit und schönes Papier, so daß selbige zu den vorzüglichsten gehört, welche bis jetzt davon in England erschienen sind. Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands liefern dieses Werk auf Bestellung, die Hauptversendung haben die Herren Steinacker und Wagner in Leipzig.

London, im August 1823.

J. H. Bohte.

---

## Für das gebildete Publicum.

In der Rein'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Der Weg zur Gesundheit**
nach dem Englischen
des Dr. Georg Cheyne
frei bearbeitet
von
**M. H. Julius, Dr.**
Nebst einem Anhange
von deutschen und fremden Sprüchwörtern aus dem Gebiete der Gesundheitspflege und Heilkunde.
Preis sauber geheftet 16 Gr.

Wer glaubt, hier eine Menge Recepte zu finden, irrt sich. Aber treffliche Rathschläge für die Gesundheit findet er darin, wie nur immer ein Gebildeter sie wünschen kann. Es fehlt nicht an medicinischen Volksbüchern, fast alle sind aber für den gemeinen Mann; für die gebildeten Stände ist seit Tissot so wenig geschrieben worden, daß Hr. Dr. Julius mit Uebersetzung dieses Wegweisers gewiß vielen eine Freude gemacht hat.

---

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

**Alfred und Ida.**
Briefe
über Fortdauer und Wiedersehen,
von
**Thiele von Thielenfeld.**
Zweite umgearbeitete Auflage.
Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Wem im Streben nach dem Irdischen, der Sinn für das Heilige nicht verloren ging, und wer es zweckmäßig findet, bisweilen seinen Blick in die Zukunft zu richten, um bei dem zu verweilen, was uns in derselben bevorsteht, dem wird diese Schrift ohne Zweifel eine reichhaltige, Verstand und Herz ansprechende Unterhaltung gewähren. Und sie darf wohl diesem bessern Theile unsers Geschlechts empfohlen werden, weil sie, in Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, verschiedene neue, auf Vernunft und Schrift gegründete, und folglich aus den reinsten und heiligsten Quellen des menschlichen Wissens geschöpfte Ansichten und Aufschlüsse enthält.

---

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Spanische Galerie**
oder
biographische Nachrichten von allen den berühmten Männern,
die sich auf der Halbinsel während des Unabhängigkeitskrieges oder seit der Revolution von 1820 ausgezeichnet haben. Aus dem Französ. übersetzt. Erstes Heft. 8. Broch. 12 Gr.

**Würdigung**
der anonymen Schrift: Prüfung der vom Herrn Dr. Tzschirner zu Leipzig herausgegebenen Schrift:
**Protestantismus und Katholicismus** rc.
Nach vernunftmäßigen staatsbürgerlichen Grundsätzen, so wie auch aus dem Standpuncte der Dogmatik und der Geschichte, beleuchtet von M. Thur. Gr. 8 Broch. 12 Gr.

Da die hier beachtete anonyme Schrift nur Gelegenheit gab, so Manches aus ganz neuen Ansichten zu erörtern, so ist diese Schrift auch für die, welche jene anonyme Schrift nicht lasen, lesenswerth, und dürfte mit Recht als ein Seitenstück zu des Hrn. Dr. Tzschirners Schrift anzusehen seyn.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Versuch einer Geschichte und Physiologie der Thiere** von Dr. J. W. Link. Zwei Thle. Gr. 8. Chemnitz, Starke. 2 Thlr. 12 Gr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser übergibt hier dem gelehrten und kunstliebenden Publicum eine Schrift, die ihm

Google

den Dank desselben um so mehr zusichern wird, da hiermit einem großen Bedürfnisse der Zeit und der Wissenschaft abgeholfen und die zweckmäßigste Bearbeitung der Zoologie nicht nur bearbeitet, sondern ihr wahres Seyn endlich begründet ist. Das Verdienst des Verfs. ist bei Bearbeitung dieser Schrift um so größer, je gründlicher die Vorarbeiten Anderer, besonders die eines Reil benutzt sind, und je bescheidener derselbe bei Darstellung seiner eignen Ansichten ist. Allenthalben ist geläuterte Empirie, und strenge Rationalität vereinigt. Es kann mithin dieses mit Sachkenntniß sowohl, als mit philosophischem Geiste vollendete Werk, jedem Gelehrten, besonders aber dem wissenschaftlichen Arzte und Naturforscher ein eben so hohes Interesse abgewinnen, als es selbst dem bloßen Kunst- und Naturliebhaber reellen Gewinn verschaffen wird. Zu dem Ende handelt die zweite Abtheilung des zweiten Theils von der Sammlung und Aufbewahrung der Thiere in Naturalienkabinetten, woselbst die Art der Sammlung nicht nur der Thiere überhaupt und ihre Aufbewahrung, sondern die jeder Thierklasse insbesondere, auf die instructivste Weise gelehrt wird.

---

In der Sanderschen Buchhandlung in Berlin sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners.** Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlaß. Mit Werners Bildniß und dem Motto: *Μὴ καταδικάζετε, καὶ οὐ μὴ καταδικασθῆτε.* Luc. 6, 37. In elegantem Umschlag. Broch. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. Rh.

Der Verfasser, ein langjähriger Freund Werners, hat darnach gestrebt, dem protestantischen Deutschland, das, seit dem Uebertritt des Dichters der Söhne des Thals zum Katholicismus, nur falsche, und zum Theil hämische, Zeitungsnachrichten über ihn erhalten, ein möglichst treues Bild seines Innern, aus echten Quellen, zu geben. Zugleich kündigt sich das kleine Werk als eine nothwendige Beilage zu den Söhnen des Thals an, weil es in den mannichfaltigsten Erklärungen Werners über dies Gedicht den Schlüssel zu demselben, wie zu seinen Ansichten über Maurerei überhaupt, enthält. Darum wird es auch von der eben erschienenen dritten Auflage der Söhne des Thals, die in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. 18 Gr. zu haben ist, nicht getrennt.

---

**Die Söhne des Thals.** Ein dramatisches Gedicht von F. L. Z. Werner. Erster Theil: Die Templer auf Cypern. Zweiter Theil: Die Kreuzesbrüder. Dritte, mit des Verfassers Lebens-Abriss vermehrte Auflage.

Mit zwei Bildnissen, eleg. cartonnirt 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 Fl. 45 Kr. Rhein.

Für die Besitzer der beiden ersten Ausgaben ist von dem „Lebens-Abriß" ein besonderer Abdruck veranstaltet, und kostet 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

**Das Kreuz an der Ostsee.** Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Zweite Auflage.

Erster Theil:

Die Brautnacht.

8. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Berlin, im August 1823.

---

So eben ist bei mir erschienen:

**Die Freunde,** lyrisch-dramatische Dichtung in vier Abtheilungen von **Eduard Schüller.** 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Das Gedicht ist aus einer jugendlichen, für das Ideal der Freundschaft begeisterten Phantasie hervorgegangen, und auf verwandte Gemüther berechnet, bei denen es seine Absicht wohl nicht verfehlen dürfte.

Franz Varrentrapp, Buchhändler
in Frankfurt am Main.

---

**Ueber die Grundsätze der Abfassung eines populären, allgemein brauchbaren Lehrbuchs der christlichen Religion für die protestantische Jugend,** von Dr. J. C. G. Johannsen, Diaconus an der Stadtkirche, Pastor an den königl. Strafanstalten, Mitglied des königl. Examinations-Collegii, wie auch des königl. Schul-Collegii in Glückstadt. Altona, bei J. F. Hammerich, 1823. 37 Bogen in gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

„Referent bedauert in diesen Blättern das Daseyn der benannten, durch Gedankenfülle und Einkleidung, durch Ordnung, Licht und Gewandheit im Vortrage sich gleich vortheilhaft auszeichnenden Schrift nur anzeigen, nicht sie ausführlich beurtheilen zu können. Glücklicher Weise bedarf es auch nur einer treuen Angabe ihres Hauptinhalts, um die Aufmerksamkeit aller Lehrer in Kirchen und Schulen, die sich für die Bildung der Jugend zur Religion lebhaft interessiren, auf dieselbe hinzuleiten. Sie zerfällt nach einer Einleitung, welche sich vorzüglich über die Wichtigkeit eines zweckmäßigen Jugendunterrichts in der Religion, namentlich auch für die Kirche, wie über die Wünschenswürdigkeit so viel möglich gleichförmiger Lehrbücher verbreitet, in vier Abschnitte. Der erste stellt die Sätze auf, von welchen ein Lehrbuch für die christlich-protestantische Jugend auszugehen hat. Natürlich wird hier das Verhältniß der Glaubens- und Sittenlehre zu einander angegeben, und nicht nur die Nothwendigkeit, sondern auch die Möglichkeit einer festen Begründung des Glaubens an das Christenthum, als göttliche Offenbarung nach sichern Merkmalen, gezeigt. Der zweite bezeichnet die Art der Aufstellung und des Vortrages der einzelnen Religionslehren. Unter dem vielen Trefflichen, was hier vorkommt, hat dem Referenten besonders die mit siegreichen Gründen unterstützte Behauptung gefallen, „daß jede christliche Lehre nicht als Resultat der Vernunft aufgestellt, sondern aus der Bibel selbst entlehnt und aus unzweideutigen Schriftstellen, besonders aus dem neuen Testamente, und wo möglich aus den Reden Jesu selbst, entwickelt werden müsse." In der That eine, wenn auch nicht ganz neue, doch höchst beherzigungswürdige Idee! Wer sie einmal — sey es der Verfasser selbst oder ein anderer — glücklich ausführt, erwirbt sich sicher ein unvergängliches Verdienst um die Christenheit. — Der dritte Abschnitt handelt von dem in das Lehrbuch aufzunehmenden Lehrstoffe, und zwar mit so vieler Umsicht, Sachkunde und Hochachtung gegen das Christenthum, daß das über diesen Gegenstand Gesagte nur denen hie und da misfallen dürfte, die den Werth des Glaubens mehr nach dem ihm von Menschen beigelegten äußern Umfange (Breite und Länge), als nach seiner innern Tiefe, wie nach seiner göttlichen einfachen Erhabenheit zu würdigen geneigt seyn mögten. Der letzte Abschnitt legt die Anordnung des gewählten Lehrstoffes dar, die sich nach des Verfassers Ueberzeugung, am besten an die Lehre der heiligen Schrift vom Vater, Sohne und Geiste anschließt. Zur Veranschaulichung des Ganzen, ist ein ziemlich vollständiger Plan des nach den aufgestellten Grundsätzen abzufassenden Lehrbuches selbst mitgetheilt. — Ref. schließt

Digitized by Google

diese Anzeige mit der ungeheuchelten Versicherung, daß er bei aller Verschiedenheit seine Meinungen mit denen des geist- und kenntnißreichen Verfassers über einzelne Gegenstände, doch seit langer Zeit keine Schrift mit so ungetheiltem Interesse und mit so reichlicher Ausbeute für das Denken und Lernen gelesen habe, als die in Rede stehende. Möge sie dem würdigen Johannsen, wie sie ihm immer nur zur Ehre gereichen kann und wird, so auch eine stete Anmahnung bleiben, das schul- und kirchenliebende Publicum, so bald als möglich, mit dem versprochenen Lehrbuche zu erfreuen!"

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Briefe, vertraute, eines schwedischen Offiziers an seinen Freund in Wien. Als ein Beitrag zur Geschichte damaliger Zeiten und der Feldzüge Karl XII. Geschrieben in den Jahren 1698 bis 1740. Zwei Bde. Gr. 8. Halle, Eduard Anton. 2 Thlr. 12 Gr.**

Jetzt, in einer Zeit, wo wir seit Dohms und andrer Denkwürdigkeiten das Genre der, in den Nachbarstaaten so beliebten Memoiren, schätzen gelernt haben, darf mit Recht auf ein Buch aufmerksam gemacht werden, was, jenen Werken im Geiste verwandt, uns die interessantesten Aufschlüsse über jenen Heros gibt, der den Norden erschütterte, und gleich dem französischen Helden unsrer Zeit, nach dem höchsten Glanze noch bei seinem Leben fast alle seine Werke vernichtet sah. Der Verfasser spricht als Augenzeuge, und theilt vieles mit, was bisher unbekannt, über den Gang der Begebenheiten neues Licht verbreitet, so daß diese Briefe wichtige Actenstücke für den Geschichtsforscher werden.

---

Die dritte berichtigte und vermehrte Auflage
von:

**Wachler, Dr. Ludw., Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauche bei Vorlesungen auf höheren Unterrichtsanstalten. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.**

ist der zweiten nach dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren gefolgt und damit gewiß der evidenteste Beweis für die Zweckmäßigkeit und hohe Brauchbarkeit dieses Compendiums gegeben, was der gelehrte Hr. Verf. zum Theil ganz neu überarbeitete, obschon die äußere Einrichtung in Rücksicht auf den Gebrauch der ältern Abdrücke neben den neuern bei öffentlichem Unterrichte unverändert beibehalten werden mußte. Die Literatur ist wiederum sorgfältigst berichtigt, der Preis der vorigen Auflage, ungeachtet der vermehrten Bogenzahl, unverändert gelassen worden.

Leipzig, im Sept. 1823.

Joh. Ambr. Barth.

---

Im Verlag der Keßelringschen Hofbuchhandlung ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

**Potpouri pour Pianoforte et Clarinette ou Violon composé par *J. A. Gleichmann*. 1823. 16 Gr.**

Der als Compositeur schon rühmlich bekannte Hr. Verf. zeichnet sich durch Gefälligkeit, Anmuth und Originalität in diesem Werkchen besonders aus, und ist es für den Künstler eben so interessant, als es für den Dilettanten leicht ausführbar ist.

---

**Resignation, eine Erzählung vom Verfasser der Braut im Grabe. 8. 1823. 18 Gr.**

Die von dem Hrn. Verf. auf dem Titel genannte frühere schöne Dichtung ist hinreichende Empfehlung für diese neue, höchst anziehende, einen seltenen Genuß gewährende Erzählung.

---

In meinem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Ernesti, J. H. M., Grundgeschichte der Welt. Ein Schul- und Hausbedarf zum ersten und weiteren Unterricht; mit Zeittafeln und einer inhaltsreichen Geschichtstabelle. Zwei Bände. 8. Zweite mit einer neuen Einleitung versehene Aufl. Preis 2 Thlr.**

Wie Titel und Vorrede besagen, ist das Werk nicht bloß zu einem Anfangsbuche bestimmt: es soll zugleich als wahre Vorbereitung zur wissenschaftlichen Weltgeschichte den Unterricht weiter begründen und noch Anderen nützen, auch denen, welche die Geschichte nicht gründlich und nützlich zu lernen oder zu studiren angefangen haben. —

Berlin, am 1. Sept. 1823.

Heinrich Burchhardt.

---

Bei J. F. Bohné in Cassel sind folgende nützliche Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kühne, F. T., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English. 8. Broch. 16 Gr.

Dessen Gallicismen nebst Ausdrücken und Redensarten des gemeinen Lebens; herausgegeben für solche, welche Französisch richtig schreiben und sprechen lernen wollen ohne Germanismen einzumischen. 8. Broch. 16 Gr.

Schmieder, Dr. K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste, mit 33 Kupfern, einer Attributentafel und zwei Chärtchen von Griechenland und Italien. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

---

Zur Michaelis-Messe erscheint, und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Sickler, Consist. Rath Dr. Fr. C. L., Handbuch der alten Geographie. Gr. 8. mit vier Chärtchen.

---

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Schulz, Dr. David, die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtexte des neuen Testaments. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.**

Ob es dem gelehrten Hrn. Verf. gelungen, in diesem exegetischen Versuche über diejenigen Stellen des neuen Testaments, auf welche sich die evangelische Lehre vom heiligen Abendmahl gründet, seinen Zweck zu erreichen, die Sache der Wahrheit recht kräftig zu fördern, bleibt dem Urtheile des kundigen, vorurtheilsfreien und parteilosen Publicums überlassen; gewiß aber wird Niemand den Ernst und Fleiß, so wie die Unbefangenheit verkennen, mit welcher sich der Hr. Verf. bestrebt auf das gründlichste einen so höchst wichtigen Gegenstand zu erforschen, der durch die Verhandlungen der neuesten Zeit noch um vieles bedeutender geworden. Möge seine Arbeit sich der Aufnahme erfreuen, deren sie würdig ist!

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

### Gemälde-Verkauf.

Cranach (Lucas), die Ehebrecherin vor Christo. Eine figurenreiche und charaktervolle Composition. Ohnstreitig eine der vorzüglichsten Arbeiten dieses berühmten Meisters. 1000 Fl. Auf Holz 3 Sch. 6 Zoll hoch, 6 Sch. 2½ Zoll breit.

Von Demselben. Christus mit den Maalen der Kreuzigung den Blick voll Ausdruck in die Höhe richtend; hält in seinen übereinander gelegten Armen eine Geissel und eine Ruthe. Ein ganz besonders gut ausgeführtes Gemälde, mit dem Zeichen des Meisters. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 7 Zoll hoch, 1 Sch. 2½ Zoll breit.

Sasso-Ferrato. Die heilige Therese in Lebensgröße. Figur bis auf den halben Leib. Der vortreffliche, ausdrucksvolle Kopf, und die Bearbeitung des Ganzen, lassen nichts zu wünschen übrig. 440 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 2 Zoll hoch, 1 Sch. 8 Zoll breit.

Rugendas (Georg Phil.), zwei mit geistreichem und kräftigem Pinsel ausgeführte Reitergefechte. 264 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 9 Zoll hoch, 3 Sch. 10 Zoll breit.

Brill (Matheus), Landschaft mit einer besonders schönen Baumgruppe, bei welcher die Verkaufung Josephs durch seine Brüder in gut ausgeführten Figuren angebracht ist. Außer diesem ist der Vorgrund mit Schaafen, Eseln und andern Thieren belebt. 198 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 7½ Zoll hoch, 3 Sch. 6 Zoll breit.

Junker (Justus), zwei ganz vorzüglich schöne Fruchtstücke, mit dem Namen des Meisters und der Jahrszahl 1762 bezeichnet. 198 Fl. Auf Holz 1 Sch. 10½ Zoll hoch, 1 Sch. 6½ Zoll breit.

Klomp. Viehstück, in einer Landschaft ein stehender Ochse bei diesem einige Schaafe und eine Ziege. In der Ferne weiden einige Kühe. Dieses gut ausgeführte Gemälde ist mit des Meisters Namen gezeichnet. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 3½ Zoll hoch, 1 Sch. 1½ Zoll breit.

Von Demselben. Ebenfalls ein Viehstück. Bei einem stehenden Ochsen liegt ein Rind, nebst etlichen Schaafen, in einer Landschaft, in deren Mittelgrund ein Bauernhaus angebracht ist. Im Gehalt wie Obiges, und auch mit dem Namen des Verfertigers bezeichnet. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 1½ Zoll hoch, 1 Sch. 1½ Zoll breit.

Unbekannt. Eine Gebürglandschaft, durch welche ein mit Schiffen belebter Fluß läuft. Im Vorgrund sind Leute auf dem Lande beschäftigt ein Schiff auszubessern. Dieses Bild ist ganz in Sachtleevens Composition und mit H durch welches ein S geschlungen nebst der Jahrzahl 1691 gezeichnet, kann jedoch nicht von diesem Meister seyn, da er nach Füßli 1685 gestorben. 100 Fl. Auf Holz 2 Sch. 5 Zoll hoch, 3 Sch. 1 Zoll breit.

Brand (Christ. Gotthilf). Eine baumreiche Landschaft in deren Mittelgrund ein Landhaus mit einiger Belebung angebracht ist. Dieses Bild ist noch ganz in der Manier seines Lehrmeisters Agrikola bearbeitet. Auch hat es der Meister mit seinem Namen bezeichnet. 88 Fl. Auf Leinwand 1 Sch. 3½ Zoll hoch, 1 Sch. 6½ Zoll breit.

Bloemaert (Abraham) Scene einer Geschichte des Mittelalters, grau in grau. 44 Fl. Auf Holz 1 Sch. 2½ Zoll hoch, 2 Sch. 9 ½ Zoll breit.

Nach Querfurt. Zwei Reiterangriffe, sehr brave Copien. 44 Fl. Auf Holz 7½ Zoll hoch, 11 Zoll breit.

Diese Beschreibung und Taxation ist gewissenhaft von einem sehr erfahrnen und geachteten Kunstkenner verfertigt, man hat daher die Beruhigung, keine Copieen für Originale zu erhalten. Die Preise sind nach dem 24 Fl. Fuß, so daß 9 Fl. 5 Thlr. sächsisch betragen. Alle Gemälde sind aufs Beste erhalten, und die Angabe der Größe ist nach dem pariser Maßstab.

Franz Varrentrapp,
Buch- und Kunsthändler in Frankfurt am Main.

---

### Militairische Anzeige.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und den Hrn. Offizieren als ein gewiß sehr nützliches Handbüchlein zu empfehlen:

**Fragmente für Offiziere leichter Truppen,** bearbeitet von L. G. Förster. Preis sauber geheftet 20 Gr., (wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.)

Berlin, am 1. Sept. 1823.

Heinrich Burchhardt.

---

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Uebersicht über die Volkskrankheiten in Großbritannien,** mit Hinweisung auf ihre Ursachen und die daraus entstehenden Eigenthümlichkeiten der englischen Heilkunde. Von C. F. Autenrieth, Doctor der Medizin, Mitglied der kaiserlichen leopoldinischen Akademie der Naturforscher zu Bonn und der Wernerschen naturhistorischen und medizinisch-chirurchischen Gesellschaften zu Edinburg. 192 Seiten. Gr. 8. 1 Fl. 24 Kr. oder 20 Gr.

---

Bei Tendler und von Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Novellen**
von
**Franz Maria Nell.**

8. Wien 1823. In Umschlag broch. 1 Thlr.

Wir legen hier den Freunden einer gemüthlichen und geistreichen Lectüre, eine Sammlung Erzählungen von einem Schriftsteller vor, dessen Name der literarischen Welt bereits

Digitized by Google

vortheilhaft bekannt ist. Es sind ihrer sechs: Das Bild der Braut. — Der Schach im Bade. — Der Abelit. — Der Meister ohne Name. — Das Gottesgericht. — Das Brautpaar. — Alle zeichnen sich durch lebendige scharfe Charakteristik, blühende und ergreifende Situationen, lebhafte Schilderungen in einer schönen, ungesuchten, bilderreichen Sprache aus.

---

Die geistreiche Verfasserin der beliebten Romane: Marie Müller, Erne u. s. w. hat in der letzten Messe die Freunde einer interessanten Unterhaltung mit zwei neuen Erzeugnissen ihrer Muße beschenkt:

Friedchen, eine wahre Geschichte. 8. Altona bei Hammerich. 1 Thlr.

Der Bote aus Jerusalem. Ein Ritterroman. 8. Daselbst. 1 Thlr. 4 Gr.

---

Früher sind in demselben Verlag herausgekommen, und wie obige durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Stiefsöhne. 8. 1810. 1 Thlr. 8 Gr.

Franziska und Aenneli. 8. 1813. 1 Thlr.

Erne. Kein Roman. 8. 1820. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Mohrenknabe, oder die Wallfahrt nach dem Montserrat. 8. 1821. 1 Thlr.

---

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eros

oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

---

Lüdger, K., Gespräche über die gewöhnlichsten Vorfälle im Leben englisch und deutsch; auf den praktischen Gebrauch des angehenden Erlerners dieser Sprachen berechnet. Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh. (à 12 Gr.) 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Conversations on the most common Occurrences in Life, in english and german; calculated for the practical Use of the Student of either Language. Number 1. and 2.

Bearbeitet mit besonderer Rücksicht auf die Idiome der englischen Sprache und die Sitten und Gebräuche dieser Nation bieten die Gespräche dem Reisenden, dem Geschäftsmanne, so wie Jedem, diese immer allgemeiner werdende Sprache Lernenden, reichen Stoff in gefälliger Form, sich bald und leicht mit derselben vertraut zu machen. Ein drittes Bändchen erscheint zu Neujahr und beschließt das Ganze.

Joh. Ambr. Barth.

---

Bei T. Trautwein in Berlin ist so eben fertig geworden:

Josua, Oratorium von Händel, Clavier-Auszug von J. C. F. Rex. (37 Bogen stark) Geheftet. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Materialien zu Religionsvorträgen bei Begräbnissen, in Auszügen aus den Werken deutscher Canzelredner gesammelt von J. G. Petsche und M. J. K. Weikert. Fünf Bände. Gr. 8. Chemnitz, Starke. 5 Thlr. 4 Gr.

Es zeichnen sich diese Materialien hauptsächlich dadurch vor ähnlichen Hülfsmitteln aus, daß sie nicht Auszüge aus Leichenreden, sondern vielmehr aus solchen Predigten enthalten, in welchen Gegenstände abgehandelt werden, die bei Sterbefällen anwendbar sind: eine Einrichtung, die dieses Werk auch denen empfehlen wird, die sich keiner fremden Beihülfe bei ihren Amtsarbeiten zu bedienen pflegen, da es vermöge derselben nicht sowohl der Leerheit und Trägheit die Hand reichen, sondern vielmehr als ideenbereichernde und berichtigende Lectüre für den Kenntnißvollen und Selbstdenkenden erscheinen will, die doch auch der Höchste in dieser Gattung nicht verschmähet. Eben so empfehlend werden diesem Werke aber auch gewiß die Namen der Männer seyn, deren Predigtsammlungen bei denselben benutzt wurden, die Namen eines Ammon, Cramer, Dräseke, Eylert, Gebauer, Hermes, Kindervater, Löffler, Marezoll, Reinhard, Rosenmüller, Schuderoff rc. deren Schriften, doch wohl nur die wenigsten von denen, für welche dieses Werk bestimmt ist, gesammt besitzen möchten.

---

## Mykologie.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen:

Mykologische Hefte. Von Prof. Dr. G. Kunze und Dr. J. C. Schmidt. Zweites Heft. In gr. 8. Mit zwei Kupfertafeln in 4. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

---

Bei Unterzeichneten ist erschienen:

Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker in neuen Verdeutschungen. Bd. 35 bis 70.

Diese Bände enthalten:

Nr. 35—36. Guarini's treuer Schäfer; von H. Müller. Zwei Bände

" 37—38. Thomson's Jahreszeiten; v. Fr. Schmittbenner. Zwei Bände.

" 39—40 Delille's Landmann; von Dr. Döring. Zwei Bände.

Nr. 41—42. Moore's Lalla Rookh; v. J. L. Witthaus. Zwei Bändch.

" 43—70. Scott's Romane; Bände 6. bis 33. (deren Inhalt schon früher angezeigt worden ist.)

und sind durch alle Buchhandlungen für den sehr billigen Preis von 9 Gr. für's geheftete, und 8 Gr. für's rohe, mit einem Kupfer gezierte Bändchen zu erhalten.

Diese, in einem Zeitraum von zwei Jahren, bis auf 70 Theile herangewachsene Taschenausgabe, wird auch ferner ununterbrochen fortgesetzt, und wir werden uns bestreben, so wohl durch sorgfältige Auswahl guter Uebersetzungen, als auch in typographischer Hinsicht, den ihr bis jetzt überall zu Theil gewordenen Beifall zu erhalten.

Zwickau, im Sept. 1823.

Gebr. Schumann.

---

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

**Bretschneider, Dr. K. G., Predigten an Sonn- und Festtagen. Erstes Bändchen, zweite mit sieben Vorträgen vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.**

Auch unter dem Titel:

**Ueber Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung. Für Zweifelnde und Trauernde. Zweite vermehrte Ausgabe derselben, zweites Bändchen. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.**

Auch unter dem Titel:

**Worte der heiligen Schrift zum Unterrichte und zur Erbauung erklärt.**

Ueber den Werth der Vorträge eines unsrer ausgezeichnetsten Theologen und Kanzlerredners hat das Publicum in so weit wohl entschieden, als die erste Auflage des ersten Bändchens sich vergriff, und somit Veranlassung zu einer neuen gab, die der würdige Verf. aus dem reichen Vorrathe seiner trefflichen Materialen fast um die Hälfte vermehrte und ein zweites Bändchen hinzufügte, dessen Tendenz der besondere Titel näher ausspricht. Lichtvoll und klar bringen seine Worte dem Leser die Ueberzeugung der Wahrheit, erbauen und erleuchten in ihrer edlen, das Gefühl wohlgefällig ansprechenden Form und werden ihren Zweck, wohlthätig auf das Gemüth, auf religiöse Bildung und Entschließung zu wirken, sicher nicht verfehlen.

---

Eben erschienen bei P. G. Hilscher in Dresden, und sind an alle Buchhandlungen versandt:

**Anekdoten**
**zur Geschichte**
**der spanischen und portugiesischen**
**Revolution**
**vom**
**Grafen Pecchio,**
**nach**
**der englischen Ausgabe übersetzt.**
Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Wer die merkwürdigen Staatsveränderungen in Spanien und Portugal in ihrer Entstehung und weitern Entwickelung begreifen will, darf diese Schrift nicht ungelesen lassen. Sie gibt die wichtigsten Aufschlüsse über den Gang der Ereignisse, so wie über die Persönlichkeit der Männer, die dabei eine Rolle spielten, und hat nicht nur als Beitrag zur Zeitgeschichte einen dauernden Werth, sondern ist überdies auch wegen der darin enthaltenen Schilderungen spanischer und portugiesischer Sitten und Charakter-Eigenheiten dem großen Publicum als unterhaltende Lectüre zu empfehlen.

---

## Literarische Anzeige.

**Stein, M. K. W., die Apologetik des Christenthums als Wissenschaft dargestellt. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.**

Fehlte es gleich nicht an einzelnen Vorarbeiten, so verdient doch obiges Werk, hervorgegangen aus der Feder eines dem gelehrten Publicum durch mehrere beifällig aufgenommene Schriften *) schon bekannten Theologen die nachdrücklichste Empfehlung als das erste wissenschaftliche im Fache der Apologetik, was um so zeitgemäßer erscheint, je wichtiger bei dem fortdauernden Kampfe theologischer Meinungen, zu wissen ist, ob und in welchem Sinne das Christenthum als göttliche Anstalt vertheidigt werden kann. Niemand wird dies Buch, ausgezeichnet durch gedrängten und fließenden Vortrag, im ruhig forschenden Tone verfaßt, den echten Geist christlicher Sanftmuth und Liebe athmend, besonders anziehend in den Abschnitten über die Perfectibilität der Offenbarung, über die Tüchtigkeit der neutestamentlichen Zeugen, über den innern Beruf Jesu zum Welterlöser, über Weissagungen, Wunder rc. unbefriedigt aus der Hand legen, und der eigentliche Religionsphilosoph so wie selbst der Philolog sich von demselben angezogen fühlen, wohl auch Bibelgesellschaften dieser Arbeit ihre Aufmerksamkeit nicht versagen.

*) Ueber den Begriff und obersten Grundsatz der historischen Interpretation des neuen Testaments. Gr. 8. 9 Gr.

Einige Predigten beim Amtsantritt und Jahreswechsel gehalten. Gr. 8. 9 Gr.

Joh. Ambr. Barth
in Leipzig.

---

**Für Aerzte, Wundärzte und Medizinalpersonen.**

**Dr. C. F. L. Wildberg's**
Ober-Mediz.-Raths und Prof. zu Rostock.
**praktishes Handbuch**
**für Physiker.**

Erster Theil: Von den polizeilich-medizinischen Geschäften.

Zweiter Theil: Von den gerichtlich-medizinischen Geschäften der Physiker. Gr. 8. Preis für beide Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

---

ist so eben im Verlag der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Der dritte Theil, der die Anweisung zur Abfassung der Berichte und Gutachten enthält, erscheint zu Ostern künftigen Jahres.

---

**Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:**

Creuzer's Symbolik und Mythologie. Sechster Band. Auch unter dem Titel:

Moné Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Zweiter Theil. à 2 Thlr. 18 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Hüffell, der Staat, die Kirche und die Volksschule. Gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 20 Gr.

Scheibler, Versuch zur Bekämpfung der Proselytenmacherei. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

Fenner v. Fenneberg, Schwalbach und seine Heilquellen. 8. Broch. 14 Gr. oder 1 Fl.

v. Münch, über Domainen-Verkäufe. 8. Geh. 3 Gr. oder 12 Kr.

Derselbe über den Ablauf der Grundrenten. 8. Geh. 10 Gr. oder 40 Kr.

---

Fertig gewordene Bücher:

*J. Fr. Naumann* und *C. A. Buhle*, die Eier der Vögel Deutschlands und der benachbarten Länder in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen nebst einer tabellarischen Uebersicht der Naturgeschichte der hier vorkommenden Vögel. Zweites Heft. Taf. III und IV. 40 Abbildungen enthaltend. Gr. 4. Broch. 2 Thlr. Halle bei Kümmel.

Die Kostbarkeit der Illumination, so wie des Ganzen Innern und Aeussern, verhindern die Versendung a Condition, bekannt ist der Werth dieses Werks und es wird nur auf bestimmtes Verlangen versendet. Taf. V und VI ist jetzt im Stich.

---

Neue Schriften für Forstmänner, Baumeister, Holzhändler, Landwirthe, Künstler und Handwerker.

H. Cotta, K. S. Oberforstrath, Tafeln zur Bestimmung des Inhaltes der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisigs, so wie zur Berechnung der Nutz- und Bauholz-Preise. Auf allerhöchsten Befehl entworfen. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Von demselben Verfasser sind noch folgende Schriften bei uns erschienen:

H. Cotta, Anweisung zur Waldwerthberechnung. Zweite verbesserte Auflage. 1819. 1 Thlr.
— — — Anweisung zum Waldbau. Dritte verb. Aufl. 1821. 2 Thlr.
— — — Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung (Taxation). Erster Thl. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.
— — — Hülfstafeln für Forstwirthe und Taxatoren. (Ein Anhang zum Waldbau und zur Forsteinrichtung.) 1821. 1 Thlr.
— — — Die Verbindung des Feldbaus mit dem Waldbau, oder die Baufeldwirthschaft. Erster Bd. in vier Heften. 2 Thlr. 8 Gr.

Obige Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden, im August 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

---

Dr. J. A. Reum, (Prof.) Grundlehren der Mathematik. Erster Theil: Die Zahlenlehre. Gr. 8. 18 Gr.

ist so eben bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden.

---

Im Verlage von Graß, Barth und C. in Bresl (Leipzig bei Joh. Ambr. Barth) ist erschienen:

Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von Karl von Holtei. Dritter Jahrgang für 1824. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

und enthält:

1) Der König und der Künstler, Schauspiel von Bärmann;
2) Rein, Lustspiel von Gust. von Barnekow;
3) Blind und Lahm, Nachspiel von Ludw. Robert;
4) Ein Morgenscherz, Lustspiel von Karl Immermann;
5) Fragt nur mich um Rath, Lustspiel von Albini;
6) Die Luftschiffer, Posse von Dr. Seffa;

Der erste Jahrgang für 1822 enthält: 1) das wilde Heer, Lustspiel v. van der Velde; 2) der Hund des Aubri, Posse von P. A. Wolff; 3) Wenn nur der Rechte kommt, Lustspiel von H. Schmelka; 4) die Farben, Lustspiel von C. v. Holtei; 5) der Großpapa, Lustspiel von K. Waller.

Der zweite Jahrgang für 1823 enthält: 1) Stanislaus, Drama von C. v. Holtei; 2) Herr Peter Squenz, Posse von W. Müller; 3) die Theaterprobe, Posse von Oswald; 4) Was Dir die dunkle Nacht versprach, erkennet nicht mehr an der Tag, Schauspiel von W. v. Studnitz; 5) der Solosänger, Posse von C. v. Holtei; 6) der freiwillige Landsturm, Posse von Lebrün.

---

Für Reisende und Freunde der schönen Natur und Künste ist so eben erschienen:

W. A. Lindau, Vergißmeinnicht. Ein Taschenbuch für den Besuch der sächsischen Schweiz und der angrenzenden Theile Böhmens, mit Titelkupfer und einer neuen Reisecharte. 8. Velinp. Geb. 1 Thlr. 3 Gr.

Dasselbe mit noch 30 ganz neu aufgenommenen An- und Aussichten von A. L. Richter. 2 Thlr. 16 Gr.

Dasselbe mit fein colorirten Kupfern auf engl. Velinp. 8 Thlr.

A. L. Richter, die Bastei in fünf großen Blättern 2 Thlr. 12 Gr. Dieselben fein colorirt 6 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

---

Neue vorzügliche unterrichtende Schriften, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

A. Breithaupt, vollständige Charakteristik des Mineralreichs. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Cours de Style diplomatique, red. par H. Meisel. Tome I. 2 Thlr. 6 Gr.

A. Müller, lecture intructive et amusante propre à faciliter l'étude des Gallicismes etc. Auch unter dem Titel: Lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch zur leichten und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. Für diejenigen, welche einige Fortschritte in dieser Sprache gemacht haben. Gr. 8. Broch. 2 Thlr.

Dresden, im August 1823.

Arnoldische Buchhandl.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Buch, das, der Zigeunerinnen, oder die Kunst aus den Runzeln der Stirn, aus der Gesichtsbildung, den Handlinien, Geberden, Schönheitsmählern u. s. w. zu weissagen, nebst der Geschichte der Zigeuner, herausgegeben von Ismael Bohabdil, aus dem Französischen übersetzt, mit zwei Figuren. Zweite Auflage. Geh. 12 Gr. oder 48 Kr.

Frankfurt am Main, im August 1823.

P. W. Guilhauman.

---

### Für Leihbibliotheken.

In der Schüppelschen Buchhandl. in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laun, Fr., der große Mann in Liebesnöthen. Ein Roman. Zwei Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — die Luftschlösser. Ein komischer Roman. Zwei Bände. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Stein, Hofr. und Prof. Carl, Robert der Wildfang. Roman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Voß, Jul. von, die Schildbürger. Ein komischer Roman. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— — — Sphinx, oder 30 kleine Räthsel-Lustspiele. Zur leichten Darstellung in frohen Zirkeln eingerichtet. Mit einem Kupfer. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Weisser, Fr., Poetische Satyren und scherzhafte Gedichte. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

— — — Romanzen und erzählende Gesänge, Fabeln und Anekdoten. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

---

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Schopenhauer, Johanna, die Tante, Roman in zwei Bänden. 8. Geh. Preis: 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der literarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyk und seine Nachfolger konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meinung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publicum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im Sept. 1823.

Heinrich Wilmans.

---

### Wasserwärmer

oder

Vorrichtungen, mittelst welcher in kurzer Zeit durch wenig Brennstoff viel Wasser erhitzt werden kann; zum Gebrauch bei allen Anstalten, die heißes Wasser in großer oder geringer Menge bedürfen rc. Von C. F. Ch. Steiner, Gr. H. S. Weim. Baurathe. Mit drei Kupfertafeln. Gr. 8. Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Broch. 15 Gr.

Diese kleine Schrift, welche eine sehr nützliche, durch Versuche und Erfahrungen bewährte Erfindung darstellt, ist so eben erschienen und (den 3ten September) an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet worden.

---

### John Shaw's Anleitung zur Anatomie,

nebst deren Anwendung auf Pathologie und Chirurgie. Mit einem Anhange über die Verfertigung anatomischer Präparate. Ein Taschenbuch beim Zergliedern. Nach der dritten Ausgabe des englischen Originals übersetzt. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Carton. 2 Thlr.

Dies Werk fand in England so großen Beifall, daß binnen zwei Jahren drei Auflagen davon nöthig wurden. Die deutsche Uebersetzung, welche vorzüglich für angehende Aerzte und Wundärzte bestimmt, dem Publicum hier übergeben wird, dürfte daher nicht unwillkommen seyn. Sie ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

---

### Unterhaltungsschriften

aus dem Verlage der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg, welche allen Lesezirkeln und Bibliotheken für Gebildete mit Ueberzeugung zu empfehlen, und durch alle Buchhandl. zu bekommen sind:

Die Familie Barring, oder das Scheinverbrechen von K. Friedrich. 1 Thlr.

Branden Fürst der Brennen, oder Brandenburgs Gründung. Sage der Vorzeit von H. L. C. Flamma. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Brautschau, oder der Kuß des Schreckens auf der Burg Rothweilen, von C. F. Wehrhan. 16 Gr.

Erzählungen von Friederike Lohmann. Zwei Bände. 3 Thlr.

Neue Erzählungen von Friederike Lohmann. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Flucht nach Spitzbergen, ein geographischer Roman. 18 Gr.

Gedichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau v. Friederike Lohmann. 2 Thlr.

Mathilde die Magdeburgerin, oder die Wiederkehr aus der Gruft, von C. F. Wehrhan. 18 Gr.

Therese die Unglückliche, aus Familien-Papieren. Zwei Thle. 2 Thlr.

Sophronia, oder der Sieg des Glaubens, Drama von W. Gerhard. 20 Gr.

Umrisse, gesammelt auf einer Reise nach London, Amsterdam und Paris von Archibald. 1 Thlr. 21 Gr.

Varus und Herrmann. Trauerspiel. 14 Gr.

---

## Für Freunde der höheren Mathematik.

Mathematische Abhandlungen von Dr. *J. A. Grunert*, Lehrer der Mathematik u. Physik am Lyceum zu Torgau. Erste Sammlung. Gr. 4. Altona bei J. F. Hammerich 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Recensent in der hallischen Literatur-Zeitung 1823. Nr. 165 und 166 sagt: „Es gewährt dem Recensenten ein „besonderes Vergnügen, die erste Denkschrift eines jungen „Mathematikers hier anzuzeigen, von dem man sich nach „dieser erfreulichen Probe noch viel Gutes versprechen darf."

Nachdem nun derselbe aus der Darlegung des Inhalts, aus welcher besonders das Eigenthümliche des Verfs. hervorgehoben ist, die wir aber des Raumes wegen hier nicht abschreiben können, gezeigt hat, was ihn zu dieser Hoffnung berechtigt, schließt er:

„Ueberall zeigt der Vf. eine vertraute Bekanntschaft mit seinen Vorgängern, und seine Schreibart ist stets klar und bestimmt. Rec. glaubt ihn daher im Namen des mathematischen Publicums ermuntern zu dürfen, daß er dieser ersten Sammlung bald eine zweite folgen lasse, und auch sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, ein ausführliches Werk über die Trigonometrie nach der Art Cagnoli's zu schreiben, erfülle."

---

## Für Vergolder.

Bei Franz Varrentrapp, Buchhändler in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen:

d'Arcet, die Kunst der Bronzevergoldung. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen von J. G. L. Blumhof. Mit sechs Steintafeln und zwei Tabellen. Gr. 8. 1823. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

In den göttingischen gelehrten Anzeigen 1822. Stück 17—18 Seite 175 ist hierüber gesagt:

„Diese treffliche Schrift ist durch eine Aufgabe des verstorbenen Fabrikanten Ravrie zu Paris veranlaßt, der einen Preis von 3000 Franken zur Dispotion der Akademie der Wissenschaften gestellt hatte, um dem zuerkannt zu werden, der die besten Mittel angeben würde, die Vergolder vor den Nachtheilen der Quecksilberdämpfe zu schützen. Man hat die darin angegebenen Vorrichtungen so vortheilhaft gefunden, daß sie bald nach der Herausgabe der Preisschrift allgemein eingeführt worden sind. In Paris sind aber nicht weniger denn 1200 Vergolder-Werkstätte, aus denen früher bei weiten die mehrsten Arbeiter gliederlahm zurückkehrten; daher der Nutzen von durch obige Aufgabe veranlaßten Verbesserungen sehr hoch anzuschlagen ist. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, diese Einrichtungen sehr genau anzugeben, sondern er liefert zugleich eine sehr vollständige Anleitung zum Vergolden der Bronze. Er bestimmt die Feine, welche das Gold haben muß, um mit Vortheil zum Amalgam genommen zu werden und zeigt, wie nachtheilig eine Legirung mit Silber oder mit Kupfer wirkt. Er gibt an, wie man das Quecksilber vereinigen muß, um ein gutes Amalgam darzustellen und bestimmt die Verhältnisse für die Bildung desselben. Er lehrt die Kunstgriffe für das Auftragen des Amalgams und die Vorsichtsmaßregeln, bei dem Verflüchtigen des Quecksilbers. Auch wird von ihm eine einfache Vorrichtung angegeben, wodurch das verflüchtigte Quecksilber aufgefangen werden kann. — Die von den verbesserten Vorrichtungen gegebenen Beschreibungen sind durch Zeichnungen erläutert."

---

## Abbildungen
zur
### *Naturgeschichte Brasiliens*
von
*Maximilian,*
Prinzen von Wied-Neuwied.

Dritte Lieferung in sechs Blättern auf Royal-Velin-Papier, sauber colorirt, mit deutschen und französ. Text in Umschlag geheftet, Subscriptions-Preis bis Ende October 3 Thlr.

Weimar, im Verlage des Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.

Diese dritte Lieferung ist erschienen und am 5ten September an die Herren Subscribenten versendet worden.

Die vierte Lieferung wird in 14 Tagen ausgegeben und die fünfte und sechste erscheinen noch im Laufe dieses Winters.

Liebhaber, die jetzt noch antreten wollen, erhalten die neuesten Lieferungen, von der dritten an, noch zu dem Subscriptions-Preis von 3 Thlr. für jede.

---

In der Ostermesse ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Sammlung auserlesener Reden des *M. T. Cicero*, übersetzt und erläutert von *F. C. Wolff*. Erster Band, welcher die Reden für den Publius Quintius, für den Schauspieler Quintius Roscius, für den Marcus Fontejus, für den Aulus Cäcina, und die drei Reden über das Ackergesetz gegen den Volkstribunen Publius Servilius Rullus, enthält. Altona bei J. F. Hammerich, 36 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Werth der Uebersetzung sowohl als der Erläuterungen der Ciceronischen Reden von dem Hrn. Conrector Wolff, ist aus den Beurtheilungen in unsern gelehrten Zeitungen von den früher erschienenen fünf Bänden hinlänglich bekannt, und oft ward er aufgefodert auch den übrigen auserlesenen Reden Ciceros seinen Fleiß zu widmen, so daß sich hoffen läßt, es werde dieser neuen Arbeit derselbe Bei-

Google

fall zu Theil werden. Der zweite Band der neuen Sammlung erscheint zur Michaelis-Messe, und die übrigen werden sobald nachfolgen, als die Amtsgeschäfte des Hrn. Uebersetzers es ihm erlauben.

Der Verleger bittet besonders die Buchhandlungen bei ihren Bestellungen, diese neue Sammlung nicht mit der älteren zu verwechseln. Die fünf Bände derselben kosten 9 Thlr. 4 Gr., sind aber auch ferner jeder einzeln zu haben, und für Diejenigen, denen die Anschaffung des ganzen Werks zu theuer seyn wird, steht hier noch der Inhalt eines jeden einzelnen.

- Der erste Bd., 1805, 1 Thlr. 16 Gr. enthält die Reden für den Sextus Roscius aus Ameria, für die Manilische Bill, gegen Lucius Sergius Catilina und für den Dichter Aulus Licinius Archias.
- Der zweite Bd., 1807, 1 Thlr. 16 Gr. enthält: die Reden für den Aulus Cluentius Aritus, für den Titus Annius Milo, für den Quintus Ligarius und für den König Dejotarus.
- Der dritte Bd., 1817, 2 Thlr. enthält: die Rede gegen den Quintus Cäcilius, die Einleitung der ersten Klagrede gegen den Cajus Verres, und von der zweiten Klagrede gegen denselben, die erste und zweite Abtheilung.
- Der vierte Bd., 1818, 2 Thlr., von der zweiten Klagrede gegen den C. Verres die dritte, vierte und fünfte Abtheilung.
- Der fünfte Bd., 1819, 1 Thlr. 20 Gr. enthält: die Reden für den Lucius Murena, den Publius Sulla und den Cnejus Plantius.

---

Bei N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Zweihundert Stammbuchs-Aufsätze** aus den vorzüglichsten Dichtern gesammelt. 12. Broch. Preis 6 Gr.

---

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

## Die Productionskraft der Erde oder die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften,

von

**C. F. Werner.**

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Ansichten und Ideen über die Natur, insbesondere über den Menschen, seine Entstehung, Unsterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode, hergeleitet aus Naturkräften, machen den Inhalt dieses interessanten Buches aus, dessen erste Auflage mit so viel Beifall aufgenommen wurde. Diese zweite ist um die Hälfte vermehrt, gänzlich umgearbeitet, und darf desselben Beifalls gewiß seyn.

---

## Die Fortsetzung der Bibliothek der ausländischen Literatur für praktische Medizin betreffend.

Unterzeichneter macht hiermit bekannt, daß der dritte Band dieser Bibliothek, wovon der erste Band das wichtige Werk W. Philips über Indigestion und der zweite Band Swans Werk über die Lokalkrankheiten der Nerven rc. enthält, nächstens ebenfalls erscheinen, und die gehaltvolle in Florenz 1821 erschienene Schrift von Grotanelli über Milchkrankheiten enthalten wird. — Daß dem Hrn. Hofrath und Leibarzt Dr. Kreisig die Entscheidung über die in dieser Bibliothek aufzunehmenden Schriften anheimgestellt worden sey, habe ich bereits in der Vorrede zum ersten Bande derselben angeführt, es wird aber dem ärztlichen Publicum in Deutschland eine noch erfreulichere Nachricht seyn, wenn ich hinzufüge, daß die an und für sich schon wichtige Schrift von Grotanelli noch durch bedeutende Zusätze und Bemerkungen aus der eignen langjährigen Erfahrung des Hrn. Hofraths Dr. Kreisig bereichert erscheinen, soll.

Moritz Hasper Dr. Med. et Philos.

Leipzig, d. 6. Sept. 1821.

---

## Neue Verlagsbücher,

von

**Friedr. Christ. Wilh. Vogel in Leipzig,**

welche für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Acta S. Thomae Apostoli. Ex Codd. Pariss. primum edidit et adnot. illustravit *Joannes Carolus Thilo.* Praemissa est notitia uberior novae Codicis Apocryphi Fabriciani editionis. 8maj. 21 Gr.

Aeschyli Tragoediae. Ad opt. libr. fidem denuo recens. integram lect. variet. notasque adj. *Aug. Wellauer.* Vol. I. contin. Prometheum, Septem contra Thebas, et Supplices. 8maj.

| | | |
|---|---|---|
| in charta impress. | 1 Thlr. | 6 Gr. |
| — — script. | 1 Thlr. | 12 Gr. |
| — — membran. | 2 Thlr. | 8 Gr. |

Hieraus besonders abgedruckt:

— Prometheus Vinctus. 8maj. 8 Gr.
— Septem contra Thebas. 8maj 9 Gr.
— Supplices. 8maj. 8 Gr.

Aristoteles de somno, et vigilia de insomniis et de devinatione per somnum libri, ad Codd. et edd. vett. fidem recens. illustr. *G. A. Becker.* Accedunt variae lectiones in quatuor de partt. an. libros et reliqua quae dicuntur parva naturali 8 maj.

| | |
|---|---|
| in charta impress. | 16 Gr. |
| — — script. | 20 Gr. |
| — — membran. | 1 Thlr. |

Gesang- und Gebetbuch für Stadt- und Landschulen, dritte verb. und mit einem Anhange verm. Aufl. 8. 8 Gr.

— — Anhang dazu besonders. 8. 4 Gr.

Gesenius, Dr. Wilh., hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. Zweite verbess., vermehrte und mit einem deutsch-hebräischen Register versehene Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Göthe's Herrmann und Dorothea. Aus den Versen in Prosa umgearbeitet von Carl Th. Kersten, mit 10 Holzschnitten. 18. London. In farbigem Umschlag carton. (In Commission.) 1 Thlr. 18 Gr.

Gregorii, Bar-Hebraei, Chron. Syr. E. Codd. MSS. emendavit et illustravit *G. H. Bernstein.* 4maj. (In Commiss.) 1 Thlr.

Hänle, G. F., Lehrbuch der Apothekerkunst, nach den neuesten und bewährtesten Erfahrungen, Entdeckungen, Berichtigungen und Grundsätzen zum vollständigen Selbstunterricht für angehende Aerzte, Apotheker und Materialisten. Zweiten Bandes zweite Abth. Gr. 8. 2 Thlr.

Handbuch, exeget., des N. Testamentes. Erstes Stück. Vierte umgearb. und verm. Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr

Digitized by Google

**Heinroth's**, Dr. J. C. A., Lehrbuch der Seelengesundheitskunde. Erster Theil: die Theorie und die Lehre von der Leibespflege enth. Gr. 8. 2 Thlr.

*Lange, G. A.*, Vindiciae tragoediae Romanae. 4maj. 10 Gr.

**Münter**, Dr. Friedr., Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. Erster Theil: Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark u. Norwegen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

**Rössler**, C., über die Freimaurerei und ihre heutigen Gegner. 16. 9 Gr.

**Schmieder**, H. E., über Cyprians Schrift von der Einheit der Kirche. Gr. 8. 5 Gr.

**Schneider**, J. J., Handwörterbuch der griech. Sprache etc., ausgearbeitet von Franz Passow. Zweiten Bandes zweite und letzte Abth. erscheint Ende dieses Jahres und wird als Rest nachgeliefert. Beide Bände, welche nicht getrennt werden, kosten auf ord. Dkp. 6 Thlr.
auf weiss Pap. mit breitem Rand 6 Thlr. 18 Gr.
auf Schrbpap. mit breitem Rand 8 Thlr.

**Schrader's**, G. L., erstes element. Lesebuch. Vierte verb. Aufl. 8. 8 Gr.

**Supplemente** zur Taschenausgabe von Schillers Werken. 6 Bände. 16. werden Ende Octobers an die resp. Subscribenten à 2 Thlr. 16 Gr. Sächs. abgeliefert.

**Trommsdorff**, Dr. J. B., Neues Journal der Pharmacie, für Aerzte, Apotheker und Chemisten. Sechsten Bandes zweites Stück. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Siebenten Bandes erstes Stück. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

*Commissions-Artikel.*

**Am-Pach**, J. G. v., Grundriss der gerichtlichen Veterinärkunde. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

**Dolliner**, Th., von Einrichtung und Umänderung der Beneficien. Gr. 8. 1 Thlr.

**Frint**, Dr. J., einige Gedanken über das Convertiren. Gr. 8. 12 Gr.

— — theologische Zeitschrift. Zehnter Jahrgang. 1822. Vier Hefte. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

*Fuger, G.*, L'Ufficio Nobile ossia procedura giudiciale. Traduzione dal Tedesco del Sign. Franc. de Calderoni. 3 Vol. 8maj. 5 Thlr.

**Giftschütz**, C., Erbauungsbuch für Kinder, nebst den gewöhnl. Andachtsübungen. 12. 12 Gr.

**Gustermann**, A. W., Oesterreichische Privatrechts-Praxis. Enthaltend das gerichtl. Verfahren in bürgerl. Rechtssachen. Zwei Bände. Dritte verm. Ausgabe. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

**Hübler**, F., Militär-Oeconomie-System der Kais. Königl. Oesterreichischen Armee, 14 – 16r Band. Gr 4. 18 Thlr.

**Jung**, J. v., das Bergrecht in den K. K. Oesterreichischen Staaten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

**Kumphofer**, J., Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Zwei Bände. Gr. 8. 2 Thlr.

*Norie, J. W.*, Navigazione pratica. 8maj. 1 Thlr. 16 Gr.

**Pratobevera**, Dr. C. J., Materialien für Gesetzkunde und Rechtspflege in den Oesterreichischen Staaten. Sechster Band. Gr 8. 2 Thlr.

*Schrevelii, C.*, Lexicon manuale graeco-latinum. Ab A. Vincent. *Kritsch.* 8maj. 5 Thlr.

---

Die nachstehende sehr interessante Schrift ist so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Dr. Moritz Ernst Adolf Naumann,
Ueber das Bewegungsvermögen
der Thiere.
8. Leipzig, bei Wienbrack. Preis 16 Gr.

---

Bei Karl Andrae in Leipzig ist jetzt erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Erklärung**, katechetische, in Fragen und Antworten abgefaßte, der im Königreiche Sachsen seit 1811 für fünf Sonntage neuverordneten Evangelien, nebst der dresdner Gesangbuchs-Bibel, zum Gebrauch der Spruch-Aufgaben für Schulen bestimmt. 8. 1823. 12 Gr.

**Werner**, C. F., Ueber das Wachsthum der Obst- und anderer Bäume. 8. 1823. 16 Gr.

Unter diesem Titel geht der Verfasser von seinen Ansichten über die Entstehung und immerwährende Schöpfung aller Dinge, die derselben in seiner: „Productionskraft der Erde," vor zwei Jahren aufgestellt hat, von dem Allgemeinen auf das Besondere über, auf das Wachsthum der Obst- und andern Bäume und stellt als Resultat auf: „die jetzige Behandlung der Eichenwälder ist die allerschlechteste, die es geben kann, es könnte binnen der nämlichen Zeit wenigstens noch einmal so viel Holz wachsen."

**Pfandgläubiger**, der, oder vollkommener praktischer Unterricht für alle diejenigen, so Gelder auf Pfänder dargeben wollen oder bereits schon dargeliehen haben mit Formularen, für alle Staaten passend. Geh. 1823. 8 Gr.

---

Zur Vermeidung von Collisionen zeigen wir an, daß in unserm Verlage nächstens eine sorgfältige Uebersetzung des so eben in Mailand erschienenen wichtigen Werks:

Sul scirrho e sul cancro. (Ueber Scyrrhus und Krebs) vom Professor Ritter Scarpa in Pavia, erscheinen wird.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Am 8. September 1823.

---

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

**Petrarca.** Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von Ludwig Halirsch. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 12 Gr.

Dieses neueste Erzeugniß der gefälligen Muse eines geschätzten wiener Dichters schmeichle ich mir den Freunden der dramatischen Kunst, und insbesondere auch den verehrlichen Schauspiel-Directionen, empfehlen zu dürfen.

---

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Versuch** einer Erörterung der jetzt noch praktischen Frage: Ist die unter der Herrschaft des ehemaligen westphälischen Civil-Gesetzbuches von den Ehegatten, vor dem Beamten des Personenstandes, getroffene Verabredung: „ohne Gütergemeinschaft einander heirathen zu wollen," als gültig und rechtsverbindlich zu betrachten? von H. Engel.
8. Broch. Preis 6 Gr.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nº. XXVI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 9000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

## Anzeige, die Erscheinung der vierten Lieferung des Conversations-Lexikons, 11ter u. 12ter Band betreffend.

Vielfachen Anfragen zu begegnen, zeigen wir hierdurch an, daß der Druck der vierten Lieferung des 11ten u. 12ten Bandes vom Conversations-Lexikon, die die Buchstaben G, H, J und K umfassen soll und dessen Verzögerung, abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die die Herstellung eines solchen, die neueste Zeit und Literatur umfassenden Werks an und für sich hat, auch in der dauernden Kränklichkeit unsers Hrn. Brockhaus und in den durch seinen Tod anfänglich herbeigeführten Störungen, ihren Grund fand, bestimmt und unausgesetzt jetzt fortgehen wird. Da die meisten Materialien bereits in unsern Händen sind, kann beim Druck keine bedeutende Unterbrechung eintreten, und so hoffen wir zuversichtlich, dem Publicum dieselbe gegen Ende Januar 1824 vorlegen zu können. — Wollten wir uns damit begnügen, unser Werk mit oberflächlichen Notizen auszustatten, so würde dessen schnelleres Erscheinen keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen seyn, aber da wir suchen, alle, und besonders die biographischen Artikel, aus den besten und ganz authentischen Quellen zu schöpfen, so ist bisweilen ein kleiner Aufenthalt im Druck gar nicht zu vermeiden.

Das Publicum kann indessen durch diese etwas langsamere Erscheinung und dadurch mögliche genauere Redaction, zu deren Uebernahme es uns gelungen ist, den Hrn. Prof. Hasse in Dresden, einen Gelehrten, dessen Name allein schon für die gute Ausführung bürgen muß, zu bewegen, nur gewinnen und muß uns selbst, dankbar für die große Unterstützung, die unserm Werke geworden ist, alles daran liegen, es bald zu beendigen und die Geduld des Publicums nicht zu misbrauchen. Wir glauben daher unsern Versprechungen nachkommen zu können, wenn wir erklären, daß im Laufe des Jahres 1824 wenigstens drei Lieferungen (die vierte, fünfte und sechste) erscheinen sollen, wodurch dann drei Viertel des Werks geliefert sind.

Leipzig, 1. October 1823.

Brockhaus'sche Buchhandlung.

---

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. XLVIII, 597 Seiten u. 1 Tabelle, u. x, 599 S. enthaltend.

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier.

Ausgabe Nr. 2, auf feinem französischen Druckpapier.

Ausgabe Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift.

(Der erste Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4 u. 5, auf feinem französischen Schreibpap. und auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, erscheint in vier Wochen.)

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

---

Es gewährt uns ein großes Vergnügen, dem Publicum die Erscheinung der beiden ersten Bände dieses mit so großem Verlangen erwarteten Werks anzeigen zu können. Wegen der etwas verspäteten Ablieferung derselben müssen wir um Nachsicht bitten. Sie hat ihren Grund in den großen Schwierigkeiten, die man in Deutschland findet, ein Werk herzustellen, zu dem viele Kupfer gehören, und auch in andern in der letzten Zeit eingetretenen Störungen; doch kann man sich der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks nun um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript vollständig ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur nächsten Ostermesse den dritten und vierten Bd. liefern zu können, da der Druck dieser Bände bereits begonnen hat und die nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind. — Der erste Band der Ausgaben in 4. wird in vier Wochen die Presse verlassen; und da der Druck darin unausgesetzt fortgesetzt wird, so hoffen wir bis gegen Ende des Jahres auch den zweiten Band noch ausgeben zu können. — Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so die Bände beiderlei Ausgaben ganz gleichmäßig abgetheilt werden. —

Ueber den Werth des Werks enthalten wir uns hier alles Urtheils; die Erwartungen des Publicums sind sehr hoch gespannt, wir glauben aber versichern zu dürfen, daß es dieselben noch übertroffen finden wird, und haben wir uns durch die reiche Unterstützung, die das Publicum dem Werke hat angedeihen lassen (das Verzeichniß zählt 1021 Pränumeranten) nur um so mehr bewogen gefunden, dasselbe auch in Hinsicht auf Kupfer, Druck und Papier auf das Würdigste auszustatten und sind zu diesem Behufe keine Kosten gescheut worden. Wir glauben ohne Ruhmrede versichern zu dürfen, daß das Werk auch in diesen Hinsichten zu den ausgezeichnetsten gehöre, die je in Deutschland erschienen sind. —

Die Pränumerations-Preise dauern für sämmtliche Ausgaben noch bis zur Erscheinung des ersten Bandes in 4. oder, um einen bestimmten Termin anzunehmen, bis zum 1. Decemb. d. J. fort, und schmeicheln wir uns durch diese Verlängerung um so mehr eines guten Erfolgs, als durch

Digitized by Google

das bereits Gegebene auf den Werth des Ganzen zu schließen ist. Diese Pränumerations-Preise sind:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier, 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem französischen Druckp., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem französischen Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, . . . . . . . . 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, . . . . . . . . . . . . . . . . 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, . . . . 45 Thlr.

und wird das Publicum eingeladen, von diesen äußerst billigen Preisen jetzt noch Gebrauch zu machen, da nach Ablauf der festgesetzten Zeit unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. Zu obigen Preisen kann man in allen deutschen Buchhandlungen auf das Werk Bestellung machen. —

Privatpersonen, die sich direct an die unterzeichnete Verlagshandlung wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

Leipzig, 5. Oct. 1823.

Brockhaus'sche Buchhandlung.

---

Rom und Latium
von
Burton und Sickler.
Nach
den neuesten Forschungen,
und
mit den neuesten, durchaus berichtigten topographischen Plänen und Charten.
Erster Theil.
Auch unter dem Titel:
Rom's
Alterthümer und Merkwürdigkeiten
in
ihrem neuesten Zustande,
mit stetem Rückblick auf deren Geschichte kritisch beleuchtet und beschrieben
von
E. Burton.
Aus dem Englischen und mit Nachträgen herausgegeben
von
F. C. L. Sickler.

Mit dem neuesten verbesserten topographischen Plan von Rom, nach Rolli bei Monaldini. Gr. 8. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Preis 3 Thlr.

Vorstehendes ist eben erschienen und (den 12. Septbr.) an alle Buchhandlungen versendet worden. Dieser erste Theil enthält Burtons Topographie von Rom mit einer Menge von Nachträgen zur Berichtigung und Vervollständigung, von dem deutschen Hrn. Herausgeber, auch einen nach den neuesten Vermessungen berichtigten Grundriß von Rom in dessen gegenwärtigen Gestalt nach Rolli's großem bei Monaldini 1818 erschienenem Plan.

Der zweite Theil dieses Werks, von Hrn. Dir. Sickler allein verfaßt, wird auch bald möglichst geliefert unter dem Titel: Topographie der Umgegend von Rom, nach den ältern Classikern und den bewährtesten frühern, wie neuern Schriftstellern, nebst Charte und Zeichnungen. Beide Theile werden dann ein Ganzes ausmachen, worin der gebildete Freund des classischen römischen Alterthums eine gründliche Belehrung nicht vergebens suchen wird.

---

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

*Harless*, Dr. *Chr. Fr.*, Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie. VII. Band, zweites Stück. Preis: 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

---

Im Verlage der Gebr. Bornträger zu Königsberg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weisheit von oben her,
gepredigt von
Dr. Johannes Wilhelm Ebel.
Nebst einem Anhange.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

---

Für Leihbibliotheken, Lesegesellschaften und Freunde der schönen Literatur

habe ich einen großen Theil der bei mir erschienenen, ältern und neuern belletristischen Werke und Reisebeschreibungen, worunter die Schriften von Kind, Laun, G. A. Fischer, Schütze u. A., von heute an für Ein Jahr auf äußerst niedrige Preise herabgesetzt. In allen Buchhandlungen ist das Verzeichniß derselben zu erhalten.

Leipzig, den 1. October 1823.

J. F. Hartknoch.

---

Die holsteinische Milchwirthschaft, beschrieben von A. Niemann. Zweite vollständigere Ausgabe, mit Beilagen und Anmerkungen. 15 Bogen in 8. Altona bei J. F. Hammerich 1823. 18 Gr.

Diese Abhandlung erschien zuerst im zweiten Bande der Kieler Beiträge, und ist also dem landwirthschaftlichen Publikum nicht sehr bekannt geworden.

Die Milchwirthschaft ist für Holstein durch Arbeit und Erwerb vieler Tausende, und durch eine jährliche Ausfuhr von mehr als sechs Millionen Pfunden Butter, fast einer Million Pfund an Käse, und einen Handelswerth von etwa zwei Millionen Mark, ein Hauptzweig seiner Betriebsamkeit. Die eigenthümliche Vorzüglichkeit des Betriebes in Holstein und die unübertroffene Güte der holsteinischen Butter ist auch im Auslande anerkannt. In der fast dreifach verstärkten Bogenzahl dieser zweiten Ausgabe hat der Verf. die Nachrichten überall berichtigt und vervollständigt, in eigenen Beilagen die Bemerkungen einheimischen Sachverständigen, besonders über Lage und Verhältniß der in der Milchwirthschaft dienenden weiblichen Klasse, mitgetheilt, in angefügten Anmerkungen die Milchwirthschaft anderer Länder, namentlich der Schweiz, Irlands, Ostfrieslands, Hollands, Belgiens, nach den neuesten Berichten mit der holsteinischen verglichen, auch die neueste Literatur dieses Wirthschaftszweiges nachgewiesen. Die Beschreibung selbst umfaßt sowohl die Milchwirthschaft der kleinen Landbesitzer, als diejenigen der großen Güter in Meiereien und Holländereien, und verbreitet sich über deren Einrichtung, Gebäude, Geräthe, Dienstpersonal und in Rücksicht dieser über den eigentlichen Betrieb, das Melken, Buttermachen, Käsemachen, und die Milchmessung. Zugleich sind zur Geschichte der Milchwirthschaft, über die Verbesserung derselben, über das Holländе-

reiwesen, über das in der Milchwirthschaft dienende weibliche Gesinde, die Nachrichten, Meinungen, Urtheile, in besonderen Abschnitten gesammelt, um den Leser mit den vorliegenden, nach allen seinen Einzelheiten und Beziehungen bekannt zu machen.

---

Nachstehende neue Schrift ist nunmehr in allen Buchhandlungen zu haben:

**Erinnerungen**
an
**Spanien,**
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.
Mit
einzelnen Beziehungen
auf
den gegenwärtigen Krieg
herausgegeben
von
**Belmont.**
Preis: 1 Thaler 8 Groschen.
Dresden, Hilscher.

Dieses Werkchen dürfte die ungetheilte Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums schon um deswillen auf sich lenken, da der in jenem Lande neu begonnene Krieg allgemeines Interesse erzeugt, wenn selbige nicht noch dadurch erhöhet würde, daß der Verfasser dieser Schrift — dessen angenehm unterhaltende, lebhafte Manier bereits aus mehrern literarischen Produkten rühmlichst bekannt ist — mehrere Jahre in Napoleons Heeren an dem Kampfe in dieser Halbinsel thätigen Antheil genommen. Kurze, gedrängte Uebersicht des Landes, treue unpartheiische Schilderung des Charakters der Bewohner, Zeichnung berühmter Häuptlinge, Darstellung des Guerillas-Krieges, diätetische Winke für dortige Krieger fremder Nationen, anziehende Anekdoten sind darin in einem lebhaften Style vorgetragen, daher denn auch dieses Werk, welches noch überdies ein elegantes Aeusseres darbietet, gewiß jedem eine angenehme Unterhaltung verschaffen wird. Sein innerer Gehalt sichert ihm eine längere, als bloß ephemere Existenz, da Niemand es gelesen zu haben bereuen oder es gähnend aus der Hand legen wird.

---

Durch alle Buchhandlungen ist nachstehendes, so eben fertig gewordenes interessantes Werk zu beziehen:

**Beiträge zur Kenntniß**
**Norwegens,**
gesammelt auf Wanderungen während der Sommermonate
der Jahre 1821 u. 1822
von
**Dr. Carl Friedrich Naumann.**
Erster Theil mit Profilen u. Charten.
8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis: 2 Thlr.

Diese neueste Beschreibung des höchst merkwürdigen und noch immer nicht genug bekannten Norwegens füllt eine bisherige Lücke in der Kenntniß der so interessanten nordischen Natur glücklich aus, und Sachkundige werden den Fleiß des Verfassers nicht verkennen, welchen er auf seine Beobachtungen rühmlichst verwendet hat. Nicht nur der Physiker und Mineralog, für welche dieses Werk unentbehrlich ist, sondern auch der Geograph und Ethnograph wird es, wegen der von dem Verf. an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten, eben so lehrreich und unterhaltend finden.

---

So eben ist erschienen:

*Samuel Brookes's* F. L. S.
**Anleitung**
**zu dem Studium**
der
**Konchylienlehre.**
Aus dem Englischen übersetzt und mit neun colorirten
und drei schwarzen Kupfertafeln erläutert.

---

Bevorwortet und mit einer Tafel über die Anatomie
der Flussmuschel vermehrt
von
**Dr. *C. Gust. Carus.***
Professor an der chir. medic. Academie zu Dresden.

---

**Gross-Quart. Cartonnirt. Preis 16 Thlr.**

---

Ohne Beihülfe systematischer Werke über die verschiedenen Klassen der Naturkörper, ist dem Forscher das Studium derselben nicht weniger erschwert, als es dem Liebhaber und Sammler an denjenigen Gewährsmitteln mangelt, welche nur allein in den Stand setzen, sich eine tiefere Einsicht von Arten, Gattungen und Klassifikation dieser Gegenstände zu verschaffen. Eben so unentbehrlich sind solche Werke bei Anordnung von Naturalienkabinetten, wenn diese nicht einem planlosen Chaos gleichen sollen, und es dem Sammler um wissenschaftlichen Nutzen und höhere Belehrung zu thun ist.

So vielfältig in unserer Literatur für die meisten Zweige der Naturgeschichte durch die trefflichsten Werke gesorgt wurde, und so zahlreich in Deutschland die Freunde der Konchylienkunde schon längst gewesen sind; hat es dennoch bis jetzt an einem Buche gefehlt, welches den gedachten Zwecken entspräche, indem das Martinische Werk von zu grossem Umfange ist, und noch weniger die kleineren Kompendien diese Lücke füllen konnten. — Unter diesen Umständen dürfte die Verpflanzung des in England mit so vielem Beifall aufgenommenen Werkes: *„An Indroduction to the Study of Conchology pp. by Samuel Brookes. London."* gewiss recht Vielen erwünscht seyn, um so mehr, da gegenwärtige Uebersetzung manche wesentliche Vorzüge vor dem Original erhalten hat. Der wörtlichen Uebersetzung desselben geht eine Abhandlung von Hrn. Dr. Carus voraus, welche sich über den innern und äussern Bau der Muscheln und Schnecken, und die Lebenserscheinungen derselben verbreitet, und durch eine Kupfertafel nach der Zeichnung des Verfassers, die Anatomie der Flussmuschel darstellend, erläutert wird. Dieser Aufsatz begreift folgende Abtheilungen: 1) Von der Stelle, welche die Weichthiere in der Reihe der Thiere einnehmen und ihrer Eintheilung. 2) Vom innern Bau der Mollusken überhaupt, und der Muscheln und Schnecken insbesondere. 3) Von den Lebensäusserungen der Letztern hinsichtlich der Ernährung, Athmung, Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung, und ihrem Verhalten gegen äussere Einflüsse, als Luft, Wasser und Clima. 4) Von der Schalenbildung und den Ur-Formen der Schalen.

In dem Brookes'schen Werke selbst ist bei Beschreibung der Schalen Linnés Eintheilung mit Berücksichtigung des Lamarckschen Systems befolgt worden, und bei Darlegung der sämmtlichen Gattungen werden die ihnen zugehörigen Arten aufgeführt. Behufs dieser Ausgabe wurden in London die benöthigten Abdrücke von den englischen Origi-

Digitized by Google

nalplatten gezogen, und das Colorit derselben, welches an Vorzüglichkeit sich mit dem Besten vergleichen darf, hier besorgt. Diese eilf Tafeln enthalten 151 Abbildungen, welche meistens von solchen Schalthieren genommen sind, die Lamark als Beispiele der Gattungen gebraucht, und bei denen sich die Kennzeichen derselben besonders deutlich darstellen. Von jeder Gattung ist eine Art nach der Natur geliefert, ausser den auf zwei Platten enthaltenen Thieren der Schalen, welche aus namhaften Quellen entlehnt wurden.

Der Preis ist so billig gestellt, als es der grosse Aufwand dieses Unternehmens und insbesondere die kostbare Illumination nur irgend gestatteten. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Leipzig, am 1. September 1823.

*Ernst Fleischer,*
als Verleger.

---

Aus der Leipziger Literatur-Zeitung Nr. 103 den 28. April 1823.

**Flug von der Nordsee zum Montblanc, durch Westphalen, Niederrhein, Schwaben, die Schweiz, über Baiern, Franken, Niedersachsen zurück. Skizze zum Gemälde unserer Zeit von W. C. Müller. Zweiter Theil. 673 Seiten in 8. Altona bei Hammerich 1824. 2 Thlr. 16 Gr.**

„Eine Reise von 350 Meilen hin und her gerechnet muß einen guten Kopf wie Hr. M. ist, gewiß Gelegenheit geben, manches zu sehen und zu erfahren. Dies theilt er seinen lieben Lesern, freundlich und nicht im Fluge mit: denn alle können über Fabrikwesen in Elberfeld z. B. Naturaliensammlungen in Neuwied, Gemälde und Kunstsammlungen, Naturmerkwürdigkeiten, bedeutende Männer aller Art, so viel Neues lernen, daß keiner unbefriedigt, die lebendige Darstellung aus der Hand legen wird. Nichts entgeht seinem Ueberblick, das humani nihil alienum esto behält er stets im Auge, und wenn er von Arndt, Görres, Jahn u. dergl Männern erzählt, dann wird er so warm, daß man fürchtet, er werde die Feinde derselben sich selbst zu Feinden machen. Dem gebildeten Kaufmann wird mancher Abschnitt besonders gefallen, da Wege, Zölle, Flußschiffahrt, Fabriken den Verf. besonders beschäftigten. Das Ziel der Reise: der Montblanc mit den schönen Umgebungen ist treffend gezeichnet. Man lebt und webt mit Hrn. M. in der Schweiz: es nimmt den stärksten Abschnitt, gegen 200 Seiten ein. Ueber München, Augsburg, Nürnberg, Bamberg u. s. w., geht die Reise zurück. In der Geschichte von der Philippine Welser irrt Hr. M. wie viele andere: sie starb nicht an Gift."

---

An alle Buchhandlungen ist so eben versendet worden:

**Fontanges, oder das Schicksal der Mutter und der Tochter. Eine Geschichte aus den Zeiten Ludwig des Vierzehnten von Benedicte Naubert. Neue Ausgabe. 8. 1824. Preis: 1 Thlr.**

**Lebens-Bilder, von der Verfasserin der gesammelten Briefe ꝛc. Enthaltend: „Die literarische Hausfrau. — Helmina. — Der Väter Sitte. — Die Wahl. — Der Weiberfeind. — Das Testament." Neue Ausgabe. 8. 1824. Preis: 1 Thlr.**

Da die Stimme der Kritik und das allgemeine Urtheil längst über den ausgezeichneten Werth entschieden hat: so kann ich mich aller weitern Empfehlung dieser beiden Bücher enthalten, die bekanntlich von Verfasserinnen herrühren, die sich in unsrer Literatur bleibenden Ruhm erworben.

A. Wienbrack.

---

## Literarische Anzeige.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. geh. 349 S.**

### Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Segmann.
II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.
III. Lieder von Friedrich Rückert.
IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.
V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von Wilhelm Müller.
VI. Gedichte von J. D. Gries.
VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.
VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilhelm Müller.
IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilhelm von Schütz.
X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitt und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4to, erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

---

An alle Buchhandlungen ist versandt:

**Cölln, Dr. D. G. K. von, Ideen über den innern Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensvereinigung in der evangelischen Kirchen. Ein Versuch zu ihrer innerlichen Vereinigung mitzuwirken. 8. Geh. 8 Gr.**

Joh. Ambr. Barth
in Leipzig.

---

Von dem allbekannten und beliebten Roman:

**Spieß, C. H., Der Alte Ueberall und Nirgends. Vier Theile.**

ist so eben die fünfte Original-Auflage erschienen und bei Carl Andrae in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen für den herabgesetzten Preis von 2 Thlr. 16 Gr. zu haben.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXVII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.


### Deutsches Museum
herausgegeben
vom
**Professor Dr. Ernst Münch,**
in
**Verbindung**
mit
**deutschen, schweizerischen und elsäßischen Gelehrten.**

Der Zeitschriften und Tageblätter faßt unsere deutsche Literatur bereits in solcher Menge, daß jede Vermehrung ihrer Zahl auf den ersten Augenblick als Luxus oder Buchhändler-Speculation erscheinen möchte. Wir überlassen jedem bereits bestehenden Unternehmen für periodische Literatur seinen Werth, und tragen zu hohe Scheu und Ehrfurcht gegen echte Wissenschaft, als daß ein Motiv wie daß letztere uns bestimmen sollte, einige Ballen gedrucktes Papier mehr auf die Messe zu liefern. Gleichwohl aber glauben wir, daß einem Bedürfniß der Wissenschaft in unserer deutschen Gelehrtenwelt noch nicht abgeholfen worden, nämlich: einer umfassenden Zeitschrift für eigentliche Geschichte, für Philosophie und Sprachkunde. Die meisten Journale, welche historische Gegenstände behandeln, beschränken sich entweder auf Biographien, oder Länder- und Völkerkunde, auf Uebersicht der Tagsbegebenheiten, Reisebeschreibungen, und Uebersetzung periodischer Zeitschriften. Für die Zweige der speculativen Philosophie kenne ich gleichfalls keine besondere Zeitschrift, und eben so für Philologie nicht; die meisten, welche sich darüber verbreiten, sind kritischen Inhalts. Ich habe mich daher entschlossen, für die benannten drei Fächer ein solches Unternehmen, in Verbindung mit Männern zu gründen, welche von Seite ihrer wissenschaftlichen Verdienste, ihrer reinen, unerschütterlichen Sorgfalt für den in unsern Tagen so oft geschändeten Adel der Wissenschaft, und ihrer vaterländischen Gesinnungen mehr als hinreichende Bürgschaft geben, und setze meinen Namen voran, nicht aus Eitelkeit oder Anmaßung, und als hätte ich nicht die Ueberzeugung, jeder der verehrten Mitarbeiter sey würdiger als ich, sondern damit Einer vorangehe, und die Sache einen Anfang gewinne, als einziges Verdienst somit die Mühe des Besorgens mir anrechnend.

Die Haupt-Tendenz dieses Journals soll, in Folge des Obenangedeuteten, seyn: „ein brüderliches Band zu „knüpfen zwischen treuanstrebenden, jene Zweige der Wissenschaft mit Eifer und Gründlichkeit pflegenden Gelehrten aus den verschiedenen „Gauen unsers gemeinsamen literarischen Vaterlandes; eine Art Damm zu bilden gegen die „Nachläßigkeit, Flachheit, Geschmacks-Verderbniß, Süßlichkeit und Verweichlichung unserer „Zeit; gegen das Irren und Schweifen auf, unserer Nation und ihrem Geiste fremden Gebieten; ein Versuch, wie die vereinzelten Bemühungen besserer Geister zu einem nationalen, „Vaterlandsliebe sowohl als höhere Ansicht „der Dinge und ernstern Sinn für das Große, „Gute und Unsterbliche, das durch jene Theile „des Wissens zum Herzen und Verstand der „Mit- und Nachwelt kommt, endlich auch strengere Forderungen für die Wissenschaft in Hinsicht ihrer Form und Ausbildung, — aufstellenden, allgemeinen und bleibenden Institute „gesammelt, vereinigt und gekräftiget werden „möchten."

Die beiden schweizerischen Museen, das alte und neue, so wie das Attische Museum und die Zürcher'schen Beiträge, das deutsche Museum und Athenaeum von Schlegel, das Hormayr'sche Archiv, die Horen von Schiller, Zschokke's Ueberlieferungen, Luden's Nemesis u. A., sind zum Theile meine Vorgänger gewesen; in ihrem Geiste soll das zu veranstaltende Unternehmen, jedoch mit Auslassung des rein belletristischen Theils, und mit Vermehrung des Umfangs in wesentlichen Punkten, fortgeführt werden.

Das Journal wird jährlich 12 Hefte, in gr. 8. auf schönem weißen Papier, jedes zu acht bis zehn Bogen, fassen, und alle Monate eines derselben erscheinen. Zur Erläuterung des Obenangedeuteten aber diene folgende Uebersicht des Inhalts:

a) Beschreibung einzelner Zeiträume der gesammten Weltgeschichte.
b) Bruchstücke aus größern geschichtlichen Werken.
c) Uebersetzungen von seltener gewordenen, merkwürdigen kleinen Schriften aus verschiedenen Sprachen und Zeiten.
d) Biographien hervorragender Männer aller Zeiten in Staat, Kirche und Literatur.
e) Ehrenrettungen verkannter Geister und Beweger der Zeit.
f) Geschichte der Religionen, Verfassungen, und merkwürdiger Revolutionen in der physischen Welt.
g) Abhandlungen und Untersuchungen über die verschiedenen Zweige der speculativen Philosophie.
h) Geschichte der Sprachen, und Uebersicht der Thätigkeit in Bezug auf ältere und neuere classische Literatur in größern Umrissen.
i) Berichte über Akademien, gelehrte Gesellschaften, Institute, Bibliotheken, Ausgaben und größere Sammlungen nationaler Schriftsteller u. s. w.

Mathematik, Physik, Jurisprudenz, Medicin eben so auch alle Politik und Polemik sind von dem Plane unserer Zeitschrift ausgeschlossen.

Wir laden durch diese vorläufige Ankündigung alle die verehrten Gelehrten, welche mit der Idee unsers Unternehmens sich einverstehen können, zur gütigen Theilnahme ein, und bitten sie vorerst in unfrankirten Briefen und ihren

Entschluß, nach Empfang dieses Prospectus, melden zu wollen. Honorar wird, auf Verlangen, für alle eingerückten Beiträge so bald gegeben, als die Existenz des Journals von ökonomischer Seite hinlänglich gesestet seyn wird. Inzwischen erhält jeder Mitarbeiter, was sich von selbst versteht, ein unbeschwertes Frei-Exemplar.

Wir wenden uns nun ferner auch an das Publicum, und eröffnen hiemit die Subscription, von deren Resultat allein es abhangen kann, ob unser gemeinnütziges Vorhaben verwirklicht werden wird. Es sollen daher an jedem Orte Listen aufgelegt werden, wo man sich unterzeichnen kann; außerdem aber mag man sich in frankirten Briefen auch an den Herausgeber selbst wenden.

Der Subscriptions-Preis, welcher vierteljährlich vorausbezahlt wird, beträgt das ganze Jahr hindurch 11 Fl. rh. Für das erste Heft jedoch erlegt man den Betrag erst nach dessen Erscheinen.

Die fernern Bestimmungen, z. B. Verlag, Druckort, die Art der Versendung rc., wird später, wenn das Unternehmen zu Stande gekommen, angezeigt werden.

Freiburg im Breisgau, im Herbstmonat 1823.

Ernst Münch.

---

## Deutsche Rechtschreibung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Versuch einer Darstellung der Grundsätze der deutschen Rechtschreibung und der Schrift- oder Schreibezeichenlehre. Zum Schul- und Privatgebrauche nach den besten Quellen unserer Zeit bearbeitet und durchgängig mit vielen Beispielen zur Erläuterung und Selbstübung versehen von J. J. Dreesen. Altona bei J. F. Hammerich. 1823. 31 Bogen. 8. 1 Thlr.**

Der erste Theil des Sprachunterrichts von J. J. Dreesen, Altona 1821 (Preis 6 Gr.) hat den verdienten Beifall gefunden; unter dem obigen Titel ist so eben der zweite Theil erschienen, der denselben nicht weniger verdient. Er enthält aus den besten Quellen geschöpft Alles, was zur deutschen Rechtschreibung erfodert wird. Durch eine Menge passender und gutgewählter Beispiele empfiehlt er sich eben so wie der erste Theil ganz besonders zum Wegweiser für Ungelehrte.

---

## Urania für 1824

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Gotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von Wilhelm Müller.

VI. Gedichte von J. D. Gries.

VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.

VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilhelm Müller.

IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilhelm von Schütz.

X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4to, erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

---

In August Oswald's Universitäts-Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Staatswissenschaftliche Betrachtungen über Cicero's wieder gefundenes Werk vom Staate, von Dr. Carl Salomo Zachariä.**

8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. rhein.

Die Erscheinung von *Cicero de Republica* ist mit so warmen und allgemeinen Interesse aufgenommen worden, dass wir wohl nur den Titel obiger Schrift zu erwähnen brauchen, um jenes Interesse auch auf die Bearbeitung eines für Staat und Wissenschaft so hoch verdienten Gelehrten zu übertragen.

---

Bei J. G. Heyse in Bremen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Dräseke, Dr. J. H. B., Die seligmachende Kirche. Eine Predigt. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

— — — Ueber die ihn betreffenden Aeußerungen in einer längst erschienenen Schrift des Hrn. Doctor Nicolai. 8. Geh. 5 Gr.

Gleim, Betty, Bremisches Kochbuch, nebst einem Anhange wichtiger Haushaltungsregeln und der Angabe und Vergleichung der vornehmsten deutschen Maße und Gewichte, wodurch dasselbe für ganz Deutschland brauchbar wird. Dritte stark vermehrte Auflage. 1 Thlr. 8 Gr.

Hartmann, A. T., Wegweiser zu Oluf Gerhard Tychsen, oder Wanderungen durch die mannichfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur und der merkwürdigen Beilagen zu dieser Schrift. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Krebs, J. P., Handbuch der philologischen Bücherkunde. Zwei Thle. Gr. 8. 5 Thlr. 8 Gr.

(Dieses Werk ist mit zwei Theilen bis jetzt vollständig.)

Thomassen à Thuessink, Dr. E. J., Untersuchung, ob das gelbe Fieber ansteckend sey oder nicht. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. J. W. Gittermann. Gr. 8. Druckpapier. 12 Gr.
Postpapier. 15 Gr.

Uebersicht der jüngsten Vergangenheit. Historisch-politischen Inhalts. 1823. I. Heft. 8. Geh. 8 Gr.

(Diese periodische Schrift wird mit der Zeit ein wichtiges Handbuch der Zeitgeschichte werden.)

Wagner, Dr. G., Communionbuch. Dritte Aufl. Gr. 8.
Druckpapier. 12 Gr.
Postpapier. 16 Gr.

---

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Castelli, J. F., Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1824. Neunter Jahrgang. 16. Gebunden in Futteral. 1 Thlr. 12 Gr.**

Dieses dramatische Taschenbuch zeichnet sich dadurch rühmlich aus, daß alle darin enthaltenen Stücke auf den vorzüglichsten deutschen Bühnen mit Beifall gegeben wurden. Es empfiehlt sich daher nicht nur zur angenehmen Unterhaltung, sondern auch hauptsächlich Theater-Directionen zum praktischen Gebrauch.

Fröhlich, A., Gründliche Darstellung des Heilverfahrens in entzündlichen Fiebern überhaupt und insbesondere im Scharlache, mittelst der Anwendung des lauwarmen, kühlen oder kalten Wassers, durch Waschungen, Bäder und Uebergießungen. Nach unzähligen reinen Erfahrungen bestätigt und nach der dahin abzielenden Theorie von vorzüglichen Aerzten anerkannt. Gr. 8. 1 Thlr.

Berres, J., Ueber die Holzsäure und ihren Werth. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Chemiker, Oekonomen und Technologen. Gr. 8. 1 Thlr.

Hermann, L. F., System der praktischen Arzneimittellehre. Erster Bd.: Allgemeine Arzneimittellehre. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

---

## Lehrbuch des königl. sächs. Staatsrechts von Dr. Chr. Ernst Weiße,

Ober-Hofgerichtsrath, ordentl. Prof. der Rechte zu Leipzig u. s. w.

Erster Band. Gr. 8. Weiß Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr.
Schreibpap. 1 Thlr. 10 Gr.

ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig fertig geworden.

---

## Für Schullehrer und Prediger, namentlich für alle Freunde der Katechetik.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Müller, J. H., Lehrbuch der Katechetik, mit besonderer Hinsicht auf den katechetischen Religionsunterricht. Zweite Ausgabe. 8. 1823. 14 Gr.**

Nach den günstigen Beurtheilungen, die dieses Lehrbuch in allen kritischen Blättern erhalten hat, war es zu erwarten, daß das Bedürfniß einer neuen Ausgabe bald eintreten würde. Zwar ein wörtlicher Abdruck der ersten, nur eine sehr zweckmäßige Inhaltsanzeige, die man noch vermißte, ist hinzugekommen, und dennoch der Preis um 2 Groschen vermindert. Die der Bestimmung eines Lehrbuchs angemessene Kürze und die daraus in manchen Sätzen entstandene Dunkelheit, so wie die in den Anmerkungen oft nur mit einem einzigen Wort angegebenen Winke, machten einen Commentar, hauptsächlich für diejenigen nöthig, die Müller's Vorlesungen über dieses Lehrbuch nicht benutzen, und dessen angestellten praktischen Uebungen nicht beiwohnen konnten. Einen solchen haben wir in

**Carstensen, C., Handbuch der Katechetik. Ein Commentar über Müller's Lehrbuch der Katechetik, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet.**

erhalten, wovon der erste Band 1821 auf 16½ Bogen erschien, der zweite und letzte aber so eben auf 26 Bogen fertig geworden ist. Jener kostet 1 Thlr., dieser 1 Thlr. 8 Gr., beide also 2 Thlr. 8 Gr.

Je mehr man diesen mit Verlangen erwartet hat, um so angenehmer wird diese Nachricht seyn, weil durch denselben dies Buch erst ganz brauchbar geworden ist. Die Würdigung des Werths bleibt billig unsern gelehrten Zeitschriften überlassen, deren mehrere den ersten Theil bereits lobend angezeigt haben, unter welchen der Verleger hier nur auf die im vorigen Jahre in der in Hildesheim erscheinenden Kritischen Bibliothek für Schullehrer abgedruckte Beurtheilung, aufmerksam machen will.

---

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd-, und Volkskunde, von Stephan Behlen. Gr. 8. In drei Bänden. 1ster Band x und 274 S. mit einer Karte des Spessart und Tabellen. 2ter Band VIII und 192 S.; Preis des Werks in drei Bänden 4 Thlr. 12 Gr.

(Der 3te Band wird in einigen Wochen erscheinen.)

Rath an meine Tochter in Beispielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Französischen von J. N. Bouilly übersetzt von Ludwig Hain. In zwei Theilen. 2te Aufl. kl. 8. Geh. 1ster Th. XII und 246 S. 2ter Th. 255 S.; beide Theile zusammen 1 Thlr. 16 Gr.

Die angewandte Cameral-Wissenschaft dargestellt in der Verwaltung des Generalgouverneurs Sack am Nieder- und Mittelrhein. Von Dr. Neigebaur. gr. 8. VIII und 644 S. 2 Thlr. 12 Gr.

Gedichte von Karl Streckfuß. Neue verbesserte Auflage. kl. 8. Geh. 237 S. 1 Thlr.

Zeitgenossen. Neue Reihe. Nr. XII (der gesammten Folge Nr. XXXVI). Gr. 8. Geh. 179 S. (Preis dieses Hefts auf Druckp. 1 Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

Maria Antoinette Josepha Johanne, Königin von Frankreich. Erste Abtheil. — Juan Antonio Llorente. — Wilhelm Herschel.

Leipzig, 1. October 1823. F. A. Brockhaus.

---

In der neuen Günter'schen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu kommen:

Klopsch, C. D., Deutsche und lateinische Gespräche zur Declamation bei öffentlichen Redeübungen auf Gymnasien und Bürgerschulen. 8. 12 Gr.

Digitized by Google

Mehlhorn, M. F., Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, mit einem Wörterbuche und zwei nach Schneider's ausführlicher Grammatik entworfene Tabellen über Geschlechtsregeln und abweichenden Casusformen für die unterste Classe eines Gymnasiums, auf vier halbjährige Cursus ausgearbeitet. 8. 8 Gr.

Noth- und Freudenschüsse eines Theologen, den Theologen des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet von Paul Muretus. 8. Geh. Erste Salve. 12 Gr. Zweite Salve. 18 Gr.

Schatzkästlein für den Bürger und Landmann oder auserlesene Sammlung vorzüglicher und erprobter Rathschläge, Mittel und Recepte. Erstes und zweites Heft. 8. Geh. Jedes Heft 8 Gr.

---

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Schopenhauer, Johanna, Die Tante, Roman in zwei Bänden. 8. Geh. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.**

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der literarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyk und seine Nachfolger konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meinung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publicum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im Sept. 1823.

Heinrich Wilmans.

---

## Anzeige.

### Gottfried August Bürger's sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
**Karl v. Reinhard.**

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin, bei Ernst Heinrich Georg Christiani. 1823.

Meine erste Sammlung von Bürger's Schriften, (vier Bände, Göttingen, 1796—98) mußte höchst unvollkommen ausfallen, weil wir damals noch zum Theile gerade die neuesten und wichtigsten Handschriften des Verfassers abgingen. Sie ist zudem in den folgenden Auflagen, welche ich nicht selbst besorgte, durch Fehler jeder Art so entstellt, daß ich sie nicht mehr für die meinige erkennen kann.

Das Publicum hat eine bessere früher vermißt und gewünscht, als ich Anstalten dazu machen konnte. Endlich bin ich im Stande, seine Erwartung zu befriedigen, und ihm eine neue, nicht blos geordnete, durchaus berichtigte und correcte, sondern in der That vollendete, vollständige Ausgabe von der letzten Hand anzukündigen. Ueber die nun erreichte Vollständigkeit, namentlich in Ansehung der Gedichte, habe ich mich in der Vorrede erklärt, auf welche ich die Leser verweise.

Die beiden ersten jetzt fertigen Bände enthalten die Sammlung der Gedichte, mit etwa funfzig Stücken gegen die vorigen Ausgaben bereichert. Jedem sind Anmerkungen und eine sorgfältige Lese aller vorhandenen Varianten angehängt. — Fünf andere Bände, Bürger's übrige Schriften, gedruckte und ungedruckte, umfassend, werden im Laufe dieses Jahres ebenfalls erscheinen, und das Werk beschließen.

Der Herr Verleger hat es anständig und geschmackvoll ausgestattet, und durch drei verschiedene Auflagen, so wie durch die billigsten Preise für die Verbreitung desselben unter allen Classen von Lesern und Käufern gesorgt.

Berlin, im October 1823.

Karl v. Reinhard.

Die beiden jetzt erschienenen Bände dieses classischen Werkes, die Gedichte enthaltend, kosten in der ersten Ausgabe auf starkem Schweizer-Velin-Papier im größtem Octav-Formate, 4 Thlr. 12 Gr; in der zweiten, gleichfalls in großem Octav auf schönem Velin-Papier, 3 Thlr.; und die dritte, gleichfalls auf Velin-Papier, 1 Thlr. 18 Gr.

E. H. G. Christiani.

---

## Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1824.

Funfzehnter Jahrgang

Mit einem allegorischen Umschlage, einer Vignette, dem Bildnisse des Herrn Heinrich Zschokke, und die erste Lieferung zu

Walter Scott's Werken,

fünf Darstellungen aus des Dichters Fräulein vom See enthalten, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Brückner, Fleischmann, Lips und Weber.

In ordin. Einband 2 Fl. 42 Kr. od. 1 Thlr. 12 Gr. In Pariserband mit illumin. Umschlage 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr. In Pariserband mit illumin. Umschlage und ausgemalten Decken, in Maroquin Etuis 7 Fl. 12 Kr. oder 4 Thlr.

Inhalt: Erläuternder Text zu der Gallerie zu Walter Scott's Werken. Erste Lieferung: Das Fräulein vom See, von Adrian. — Der Gemsenjäger im Chamouny-Thal. Erzählung von Ludwig Starklof. — Haß und Liebe. Eine Novelle von Johanna Schopenhauer. — Der Rappe. Erzählung von Friedrich Laun. — Die Belagerung von Charbonnière. Eine historische Anekdote von Adrian. — Drei fränkische Königinnen. Von Cäcilie. — Hochzeitsgebräuche zu Dietzenbach. Von Philipp Dieffenbach. — Heinrich Zschokke. Eine biographische Skizze.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

---

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt worden:

**Serena, Mittheilungen aus dem Reiche des Komus zur Aufheiterung nach ernstern Geschäften von A. Meissern. 8. 1 Thlr. 16 Gr.**

Eine höchst unterhaltende Mannichfaltigkeit zeichnet diese so eben bei mir herausgekommene Schrift rühmlich aus. Sie wird Lese-Zirkeln und Allen, die eine erheiternde Unterhaltung wünschen, sehr willkommen seyn.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXVIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Lehne, F., Einige Bemerkungen über das Unternehmen der gelehrten Gesellschaft zu Harlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen. Gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

Matthias, J. J., Der Werth des Christenthums in Predigten und Reden an Festtagen und bei andern Gelegenheiten. 8. 14 Gr. oder 1 Fl.

Neus, J., Die allgemeine Armenversorgungsanstalt in der Stadt Mainz. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.

Robelot, Ueber den Einfluß der Reformation Dr. M. Luther's, auf die Religion, die Politik und die Fortschritte der Aufklärung. Aus dem Französischen von Dr. Räß und Dr. Weis. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Steinninger, J., Die erloschenen Vulkane in Südfrankreich, eine geognostische Skizze. Mit einer Charte und einer illuminirten Steintafel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr. oder 2 Fl. 30 Kr.

Strauß, A. F., Lehrbuch der besondern und angewandten Physik zu Vorlesungen. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

Umpfenbach, H., Analytische Geometrie oder Lehre von den krummen Linien mit einfacher und doppelter Krümmung, und von den krummen Flächen. Zwei Theile mit 12 Steintafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl.

---

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

**Orphea.**
**Taschenbuch**
für 1824.
Erster Jahrgang.
Mit acht Kupfern nach Heinrich Ramberg, zu Friedrich Kind's und Maria von Weber's
**Freischützen.**
Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral.
Preis: 2 Thlr. Conv.-Geld od. 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Inhalt: I. Luther's Ring oder die Fingerzeige des Himmels. Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. — II. Fibelfritz. Erzählung von K. G. Prätzel. — III. Der Kranz am Ziele. Erzählung von Friedrich de la Motte Fouqué. — IV. Die heimliche Ehe. Erzählung von Friedr. Kind. — V. Der Geburtstag. Novelle nach Sevelinges von Beauregard Pandin. — VI. Die Ruinen von Tancarville. Erzählung von Caroline de la Motte Fouqué, geb. v. Briest. — VII. Der neue Narziß. Lustspiel in einem Aufzug von Helmina von Chezy.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus dem Freischütz nach Heinr. Ramberg, gestochen von Armann, A. W. Böhm, Frenzel, Jury, F. W. Meyer und Schwerdgeburth.

Im nächsten Jahrgang werden von Mozart's Don Juan acht ähnliche Schaustellungen nach Ramberg folgen, und auf gleiche Weise Scenen aus der Zauberflöte, den Figaros, Preciosa, dem Donauweibchen u. s. w. in derselben Zahl sich jährlich anschließen. Somit entsteht in diesem neuen Taschenbuch, welches zugleich der Theilnahme unserer beliebtesten Schriftsteller versichert ist, nach und nach eine Kupfergallerie zu den vorzüglichsten Opern, aus denen die interessantesten Momente sich darstellen, und sowohl für den Theaterliebhaber als auch den Freund der Musik, bildliche Erinnerungen der Genüsse bieten, die sein Ohr entzückten.

Sowohl durch innern Gehalt als äußere Eleganz, wird die Orphea stets um den Beifall ihrer Freunde werben, und hoffentlich bei ihrem ersten Erscheinen, sich deren recht viele verschaffen.

---

In der Buchhandlung Carl Fr. Amelang in Berlin wurden so eben folgende empfehlungswerthe Werke fertig, und sind solche eben daselbst wie in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Dreist, S. C., Der Catechismus Lutheri ausführlich erklärt in Fragen und Antworten, wie auch mit Sprüchen und Liederversen versehen. Ein Handbuch beim Catechisiren für Schullehrer auf dem Lande. Ord. 8. Dritte vermehrte Auflage. (11 Bogen, compreß.) 8 Gr.

Langbein, A. F. E., Ganymeda. Fabeln, Erzählungen und Romanzen zu Gedächtniß- und Redeübungen. Zwei Theile in ord. 8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 16 Gr.

Petiscus, A. H., Schul- und Hausbedarf aus der neuesten Geographie und Statistik. Zum Gebrauche in öffentlichen Lehranstalten, beim Schulunterrichte und für Zeitungsleser bearbeitet. Gr. 8. 2 Thlr.

Preuß, J. D. E., Alemannia, oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. 8. Zweiter Bd. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Mit allegorischem Titelkupfer. Sauber geh. 1 Thlr.

(Von dem ersten Bande erschien 1821 bereits die dritte Auflage.)

Scheiblerin, Sophie Wilhelmine, Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. Fünfte Auflage. 8. Mit Titelkupfer. 1 Thlr.

Wilmsen, F. P., Die ersten Verstandes- und Gedächtniß-Uebungen. Ein Handbuch für Lehrer in Elementarschulen. 8. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 16 Gr.

Burckhardt, G. F., Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch, nach den vorzüglichsten über beide Sprachen erschienenen größeren Wörterbüchern, besonders nach denen von Adelung, Johnson und Chambers. Zwei Theile in klein 8. Sauber geheftet. 2 Thlr. 8 Gr.

Rollin, J. F. E., Neues Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Taschenwörterbuch. Zwei Theile in kl. 8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 18 Gr.

Valentini, Dr. Franc., Vollständiges Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschenwörterbuch. Zwei Theile in klein 8. Sauber geheftet. 3 Thlr.

---

Bei Wienbrack in Leipzig ist verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt worden:

**Rinaldo Rinaldini,**
der
**Räuberhauptmann.**
Romantische Geschichte.
Fünfte, ganz neu von dem Verfasser bearbeitete Auflage, mit deutschen Lettern. Vier Theile mit 18 Kupfern. 8. 6 Thlr.
Dasselbe Buch auf ordin. Papier ohne Kupfer. 4 Thlr.

Da diese romantische Geschichte bereits seit einem Vierteljahrhundert, die Lieblingslecture aller Classen der Lesewelt ausmacht und sich den Ruf eines der unterhaltendsten deutschen Originalromane erworben: so hat der Verleger wohl nicht nöthig denselben erst anzupreisen, sondern bemerkt nur, daß, so wie der verehrliche Dichter bemüht war, sei-

ner schönen genialischen Schörkung die höchste Vollkommenheit zu geben, er für ein gefälliges typographisches Gewand möglichst gesorgt hat.

---

## Neue vorzügliche Schriften.

**Berzelius, J. J., Lehrbuch der Chemie. Zweiter Band in zwei Abtheilungen, aus dem Schwedischen von C. Palmstedt,**
ist nun erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Thlr. zu bekommen. Die zweite verbesserte Auflage des ersten Bandes, ebenfalls in zwei Abtheilungen mit vier Kupfertafeln, kostet 4 Thlr. 12 Gr.

**Petri, Dr. Fr. E., Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangsprache, zum Verstehen und Vermeiden jener entbehrlichen Ausdrücke. Vierte, sehr bereicherte Auflage. Zweite und letzte Abtheilung,**
ist nun erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden. Den ersten Vorausbezahlpreis können wir nun auf keine Weise länger bestehen lassen; um derer willen aber, denen unsere frühere Ankündigung angeblich zu spät zugekommen ist, wollen wir bis zur Neujahrmesse einen zweiten geringern Preis von 2 Thlr. 8 Gr Statt finden lassen, wofür dieses gemeinnützliche Buch in allen Buchhandlungen, auf sehr schönem Papier und brochirt zu bekommen ist Nach dieser Zeit tritt unabänderlich der volle Ladenpreis von 3 Thlr. (für 43 Bogen sehr engen Drucks) ein.

Dresden, im October 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

---

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Motenebbi,**
der
**größte arabische Dichter.**
Zum ersten Male ganz übersetzt
von
**Joseph v. Hammer.**

Gr. 8. Auf Velinpap. Broch. 4 Thlr. od. 7 Fl. 12 Kr. rhein.

Motenebbi ist das Seitenstück zu Hafis; dieser ist der größte persische, jener der größte arabische lyrische Dichter, dieser der Horaz und Anakreon der Perser, jener der Pindar und Tyrtäus der Araber. In Motenebbi springt für Deutschland ein neuer Quell östlicher Phantasie und Dichterkraft, aus welchem seine Dichter schöpfen werden, wie aus Hafis Göthe in seinem Diwan und Rückert in seinen östlichen Rosen schöpften. Daß den Geist des Dichters, welcher Prophet seyn wollte (denn dies heißt Motenebbi), der Uebersetzer mächtig erfaßt und getreu dargestellt habe, verbürgen dessen ältere und neuere Werke, verbürgen, nebst Hafis und Schirin, Dschafer und das Kleeblatt, die Juwelenschnüre und Memnon's Dreiklang, ein Heereswagen orientalischer Poesie, aus welchem Motenebbi als der Polarstern hervorfunkelt.

---

## Neue schöngeistige Schriften.

**Schütze, St., Heitere Stunden.** Dritter Theil. 1 Thlr. 3 Gr. Die ersten zwei Bände kosten 2 Thlr. 6 Gr.

**Clauren, H., Das Christpüppchen.** Zwei Theile. 2 Thlr. 6 Gr. Auch unter dem Titel: „Scherz und Ernst." Zweite Sammlung, fünfter und sechster Band. Die ersten vier Bände kosten 4 Thlr. 12 Gr. Die erste Sammlung aber besteht aus 10 Bden., zu 9 Thlr. 20 Gr.

**Velde, C. F. v. d., Arwed Gyllenstierna.** Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Gr. Auch unter dem Titel: Schriften von van der Velde, 13ter und 14ter Band. Alle 14 Bände kosten 15 Thlr. 21 Gr. Bis zur Neujahrmesse wollen wir jedoch einen verminderten Preis von 12 Thlr. statt finden lassen, wofür solche durch alle Buchhandlungen von uns zu bekommen sind. Die Preise der einzelnen Theile bleiben jedoch unverändert und zwar die drei ersten: Erzstufen, zu 2 Thlr. 18 Gr., der vierte: Prinz Friedrich, 1 Thlr. 12 Gr., der fünfte, sechste u. siebente: Die Eroberung von Mexiko, 3 Thlr., der achte: Der Malteser, 1 Thlr. 12 Gr., der neunte: Die Lichtensteiner, 1 Thlr., der zehnte: Die Wiedertäufer, 1 Thlr. 3 Gr., der elfte: Die Patrizier, 1 Thlr. 15 Gr., der zwölfte: Guido, 21 Gr., und der dreizehnte u. vierzehnte: Arwed Gyllenstierna, 2 Thlr. 12 Gr.

**Tieck, L., Die Gemälde.** Zwei Theile. à 1 Thlr.
— — **Die Verlobung.** 18 Gr.
Auch unter dem Titel: Novellen von L. Tieck, erster und zweiter Band.

**Hell, Th., Der Unschuldige muß viel leiden,** Lustspiel, und **Clementine,** Schauspiel. Auch unter dem Titel: „Dramatisches Vergißmeinnicht." 1 Thlr.
— — **Der Renegat,** aus dem Franz. Zweiter und letzter Theil, 1 Thlr. 3 Gr. Der erste Theil kostet 1 Thlr.

Dresden, im October 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

---

## Für Freunde der schönen Literatur

Bei Enslin in Berlin ist so eben als eine Fortsetzung seiner Bücherverzeichnisse über die verschiedenen Zweige der Literatur erschienen:

**Bibliothek**
**der schönen Wissenschaften,**
oder Verzeichniß der vorzüglichsten in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele und einleitenden theoretischen Werke, so wie der besten deutschen Uebersetzungen der in dieses Fach gehörigen Werke aus alten und neuen fremden Sprachen (etwa 5000 Titel enthaltend). Geheftet. 10 Gr.

---

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

**G. W. Schupens lateinische Grammatik für Schulen, so wie zum Selbstunterricht.** 8. Preis 16 Gr.

(Schulen, welche 25 und mehrere Exemplare direct vom Verleger beziehen, erhalten das Exemplar zu 11 Gr.) Dieses Buch enthält eine förmliche Anweisung zur leichtern Erlernung der lateinischen Sprache, wie auf diese Art bisher noch nicht da gewesen ist, und da es sich auch wohl von selbst empfehlen wird, so mache ich hiermit das Publicum nur aufmerksam darauf.

Leipzig, im October 1823.

A. Wienbrack.

---

Digitized by Google

## Anzeige für Aeltern, Lehrer und Schüler.
### Schönschreibekunst.

Bei T. Trautwein in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrigs, J., Englische Schulvorschriften zum Unterricht im Schönschreiben. Zweites Heft. 10 Blätter in klein 4. 12 Gr.

Das Erscheinen dieser längst gewählten Fortsetzung der Heinrigs'schen deutschen und englischen Schullehrer-Vorschriften wird den zahlreichen Besitzern der ersten Hefte sehr willkommen seyn. Einer weiteren Empfehlung bedarf es nicht, da der Werth der Heinrigs'schen Arbeiten anerkannt ist. Ein vollständiges Verzeichniß der sämmtlichen Vorschriften dieses Verfassers so wie diese selbst, sind in allen Buchhandlungen stets vorräthig zu finden oder doch durch sie zu bekommen.

---

Von dem für die Menschheit höchst wichtigen Buche:

Bischoff, J. N. (kön. sächs. Justizrath), P. A. Fonk und Chr. Hamacher, deren Richter und die Riesen-Assisen zu Trier in den Jahren 1820 und 1822 vor dem offenen redlichen, deutschen Geschwornen-Gericht der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit.

ist die zweite und letzte Abtheilung erschienen und in allen Buchhandlungen broch. für 2 Thlr. 6 Gr. zu bekommen, von der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

---

In der C. G. Fleckeisen'schen Buchhandlung in Helmstädt ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marshall Hall, Handbuch der Diagnostik. In zwei Theilen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Adolf Fr. Bloch, Med. Dr. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

---

Günther, Dr. G. F. C, Abriß der allgemeinen Geschichte. Grundlage für den universalhistorischen Unterricht auf Gymnasien. 8. 12 Gr., in Partien 10 Gr.

---

### Neue Schrift.

Die Einrichtung der sogenannten Sterbe-, Leichen-, Begräbniß- und ähnlichen Kassen, deren Folgen für die Theilnahme, die Ursachen des unausbleiblichen Verfalls derselben und die Bedingungen, unter welchen allein die Sicherheit der Einlagen und das Fortbestehen dieser Anstalten begründet werden kann, in drei durchgeführten Berechnungen gemeinverständlich erläutert, von C. H. Oerle, Kassen-Beamten. Für 16 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Wer ein Interesse an den so zahlreichen Kassen hat, welche mehr versprechen als fordern, und auf arithmetischem Wege ihren stufenweisen Gang von anfänglichen Geldvorräthen zu Schulden und endlicher Zahlungsunfähigkeit sich deutlich darstellen oder überzeugen will, daß ihre Wiedererrichtungen nur den Zweck eines nochmaligern geschwindern Bankerots haben können, wird in dieser Schrift hoffentlich befriedigende und warnende Belehrung finden. Angefügt ist noch eine praktische Beleuchtung der Verfassung von den, seit 1816 in Leipzig auf's Neue bestehenden drei vereinigten Leichen-Kommunen, in Hinsicht ihrer Folgen für die Theilnahme, so wie eine dergleichen Beurtheilung der Grundsätze, der seit 1792 zu Dresden bestehenden Privat-Witwen-Verpfleg-Anstalt.

Arnold'sche Buchhandl.

---

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

### Hochdeutscher Sprachschüler
oder
### Uebungen im richtigen Wort- u. Satzbilden,
zu
### gründlicher, regelmäßiger und leichter Erlernung des Hochdeutschen,
von
### Johann Friedrich Adolf Krug.
Director an der Friedrich-August-Schule in Dresden.

Gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Schulen, welche von diesem vorzüglichen Werke 25 und mehrere Exemplare von der Verlagshandlung direct beziehen, erhalten das Exemplar zu 1 Thlr.

---

### Literarische Nachricht.

Den Besitzern meines Lexikons erachte ich mich zu der Versicherung verbunden, daß die bisherige Verzögerung der Fortsetzung desselben lediglich in meiner Ortsveränderung begründet gewesen, und daß ich mich jetzt mit der Vorrichtung des in seinen Grundlagen vollendeten Manuscripts für den Druck wieder so unablässig beschäftige, daß ich hoffe, in den ersten Monaten künftigen Jahres den zweiten Band in der Handschrift gänzlich zu beendigen. Der Druck wird unterdessen nach Maßgabe des vorräthigen Manuscripts ununterbrochen fortgehen. Daß in derselben Veranlassung diejenigen meiner verehrten Herren Correspondenten, von denen ich während dieser Zeit gütige Mittheilungen erhalten habe, den einzigen Grund meiner verzögerten Antworten finden mögen, ist eben so sehr mein Wunsch als meine Bitte. Zugleich bemerke ich in Bezug auf unrichtige Angaben öffentlicher Blätter, daß meine jetzigen Verhältnisse die untenbemerkten sind.

Wolfenbüttel 5. Oct. 1823.

Bibliothekar Ebert.

---

Von dem in Paris erschienenen Werke:

„Sur le beau dans les arts de l'imitation par *Keratry*." 2 vols.

ist eine deutsche Uebersetzung mit eigenen Bemerkungen und ästhetischen Excursen von Dr. und Prof. J. Hillebrand bei mir unter der Presse.

F. Kupferberg
in Mainz

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXIX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes und den Zeitgenossen in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

### Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier., Nr. 2, auf feinem französischen Druckpapier, Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

---

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
(Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung der Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

---

In der Buchhandlung Karl Fr. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

### Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch

nach den neuesten über beide Sprachen erschienenen Wörterbüchern, besonders nach denen von Adelung, Johnson und Chambers, bearbeitet

von

G. F. Burckhardt.

Eine neue Ausgabe, in welcher die Betonung, die Aussprache, das Geschlecht, die unregelmäßigen Zeitwörter, die technischen, veralteten, wenig gebräuchlichen und niedrigen Wörter genau bezeichnet, ferner die Hinweisung auf richtige Anwendung der Zeitwörter und deren Vorwörter, und auf die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, auch ein alphabetisches Verzeichniß der wichtigsten Länder, Oerter, Tauf- und anderer Namen, so wie der gewöhnlichsten Abkürzungen, und eine Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen enthalten sind.

Zwei Theile.

I. Thl.: Englisch-Deutsch. II. Thl.: Deutsch-Englisch.

56¼ Bogen klein 8. in drei Spalten mit Perlschriften auf schönem Papier gedruckt und in eleganten Umschlag geheftet. 2 Thlr. 8 Gr.

Früher erschienen in demselben Verlage:

Rollin (J. F. E.), Neues Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Taschenwörterbuch. Zwei Theile in klein 8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 18 Gr.

Valentini (Dr. Franc.), Vollständiges Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschenwörterbuch. Zwei Theile in klein 8. Sauber geheftet. 3 Thlr.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

### Die Seefahrer.

Romantische Darstellung von dem Verfasser von Wahl und Führung.

Drei Theile.

Die ersten Werke des Hrn. Verfassers wurden mit entschiedener Liebe aufgenommen. Um so vertrauender übergeben

wir dem Publicum die hier genannte Dichtung desselben, bei welcher er sich, — nach seinem Ausdrucke — den Zweck setzte: ein Werk zu Stande zu bringen, in welchem sich Dichtung und Wirklichkeit auf das Innigste durchdringen, und das eben so eine große und reiche Welt in anziehenden Bildern darstellen, als auch jene tiefere Erregung des Gemüthes und den höheren Trost gewähren möge, welche nur eine ideale Auffassung der Schicksale des Lebens darzubiethen vermag.

Besonders machen wir auch alle diejenigen auf dieses Werk aufmerksam, welche sich nach einer eben so erheiternden und unterhaltenden, als erweckenden und belehrenden Lecture für den häuslichen Kreis, oder nach einer durchaus sittlich reinen und gemüthlichen literarischen Gabe für das Christfest oder andere Familien-Anlässe umsehen, und geben ihnen voraus die Versicherung, daß sie in der Wahl dieses Werkes sich vollkommen befriedigt finden werden.

---

System
der
Logik
von
Dr. W. Eßer.
Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nach dem übereinstimmenden Urtheil vollgültiger Richter empfiehlt sich dieses Werk des an der Universität Bonn rühmlichst bekannten Verfassers nicht nur durch eine eigenthümliche und wahrhaft interessante Behandlung des Gegenstandes in Hinsicht auf Form und Materie, sondern auch eine höchst klare und lichtvolle Darstellung, womit der Verfasser seinen Lesern das Studium einer so wichtigen und schwierigen Wissenschaft erleichtern wollte. Es läßt sich daher mit Sicherheit voraussehen, daß dieses Buch allseitig diejenige günstige Aufnahme finden werde, welche ihm bereits von angesehenen Gelehrten und einem großen Theile des philosophischen Publicums geworden ist.

---

Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche, in Verbindung mit den Herren Augusti und Andern, herausgegeben von Dr. Gieseler und Dr. Lücke. Drittes Heft.

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Philogathos. Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beitrag zur einfachen Verständigung über christlich-religiöse Wahrheit für denkende Freunde derselben. Herausgegeben von Dr. Ludw. Aug. Kähler. Erstes Stück. 8. Geh. 10 Gr.

Gebildete und wohlwollende Männer, verschieden an Kenntniß, Charakter und folglich an religiöser Ansicht, streiten sich über eine religiöse Meinung. Philogathos, aufgefordert sein Urtheil zu geben, verlangt erst einen festen Punkt des religiösen Urtheils. Dieses führt zu Untersuchungen, welche immer tiefer dringen und nachdem buchstäbliches Ansehen der Bibel und entscheidende Kraft frommer Gefühle beleuchtet worden, zuletzt im Begriff des Gewissens eine Aussicht gewähren, in folgenden Untersuchungen einen wesentlichen Grund zu finden. Dieses ist der Inhalt vorliegender Schrift: sie enthält sich absichtlich alles dessen, was nach der Schule schmeckt, und strebt in möglichster Klarheit und Lebendigkeit zugleich, über die höchsten Fragen des menschlichen Lebens jedem Freunde der Wahrheit ein sicheres Urtheil möglich zu machen, zu einer Zeit, wo Schulwitz und Gemüthsgier um die Wette arbeiten, durch endlose Grübelei und grundlose Träumerei allen Zugang und alle Liebe zu religiöser Wahrheit abzuschneiden. Wer den Scharfsinn und die Freimüthigkeit des geistreichen Verfassers aus seinen Predigten und übrigen Schriften kennt, wird sie auch hier wieder zu finden hoffen, und sich nicht im Mindesten getäuscht sondern höchst befriedigt finden.

---

## Neue Schriften zum Unterricht.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Günther, Ch. A., Vollständige praktische Anweisung, technische Gegenstände in Hinsicht der Umrisse, des Lichtes und der Schatten geometrisch richtig zu zeichnen. Mit acht Folio-Kupfertafeln. 4 Thlr.

Seiler und Böttiger, Erklärungen der Muskeln und der Basreliefs an C. Matthäi's Pferde-Modellen. 4. Mit drei großen Kupfertafeln. 1 Thlr. 6 Gr.

Münnich, Prof. K. W. V., Anfangsgründe der Erdbeschreibung, für die Jugend der höhern Stände. In deutschen und französischer Sprache. 12 Gr.

Otto, Ch. T., Lesebuch für die zweite Stufe der Leseschüler. 3 Gr.

Dresden, im October 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

---

## Anzeige für Botaniker.

So eben ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Synodus botanica
omnes familias, Genera et Species Plantarum illustrans.
Pars III.

Auch unter dem besondern Titel:

Rosacearum Monographia.
Auctore Leopoldo Trattinick.
Volumen III.

Der vierte Band, womit die Monographie der Rosenarten beendigt ist, erscheint unfehlbar bis Ende December d. J., und mit dessen Erscheinung hört der Subscriptions-Preis von 5 Thlr. auf, und tritt der ordinaire Ladenpreis von 6 Thlr. 16 Gr. ein, wie ich in meiner dem ersten Theil beigefügten Anzeige bereits bekannt machte. Ich mache daher alle Freunde der Pflanzenkunde sowol auf diese später eintretende Preiserhöhung, als auch vorzüglich darauf aufmerksam, daß sie, außer diesem angebothenen Vortheil, noch besonders den genießen, daß sie alle folgenden Monographien ebenfalls um den Subscriptions-Preis erhalten, was bei Abnehmern, welche nach Erscheinung des vierten Bandes eintreten, nicht mehr der Fall seyn wird.

Die Namen derjenigen Abnehmer, welche auch die folgenden Monographien als Fortsetzung abzunehmen geneigt sind, wünschte ich, als vorzügliche Unterstützer dieses kostspieligen Unternehmens, dem vierten Bande der Synodus vordrucken zu lassen, und ich bitte daher alle Buchhandlungen, mir dieselben baldmöglichst und deutlich geschrieben anzuzeigen.

Wien, den 24. October 1823.

J. G. Heubner.

## Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandl. zu erhalten:

**Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

### Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Sotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von Wilh. Müller.

VI. Gedichte von J. D. Gries.

VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.

VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.

IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilhelm von Schütz.

X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrucke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Knorring, Sophie von, geborne Tieck, Wunderbilder und Träume. Zweite wohlfeile Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

---

So eben ist an die Interessenten versandt:

**Dr. Fr. W. von Schubert's Reise durch Schweden, Lappland, Finnland u. Ingermannland i. d. J. 1817, 18 und 20 zweiter Band, auch unter dem Titel: Reise durch das nördliche Schweden und Lappland mit einem Titelkpfr. Gr. 8. 38 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr. Subscriptions-Preis für alle drei Bände bis zu Erscheinung des dritten Bandes 4 Thlr. Sächs.**

Die allgemein günstige Aufnahme dieses Werks läßt uns hoffen, daß die Anzeige von der möglichst schnellen Beendigung des dritten Bandes allen Freunden der Länder- und Völkerkunde erfreulich seyn werde und wir fordern diejenigen, welche noch nicht subscribirt haben, auf, diesen Zeitpunkt noch zu benutzen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl.
in Leipzig.

---

## Für Forst- und Jagdbeamte.

Bei Enslin in Berlin ist so eben als eine Fortsetzung seiner Bücherverzeichnisse über die verschiedenen Zweige der Literatur erschienen:

### Bibliothek der Forst- und Jagdwissenschaft
oder
Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, besonders aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, über alle Theile des Forst- und Jagdwesens, über die Fischerei und den Vogelfang; (über 900 Titel enthaltend) nebst einem Materienregister, Preis geheftet 4 Gr.

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Beiträge zur Kunde Preußens. Sechster Band erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Geh. Preis des vollständigen Bandes von sechs Heften 3 Thlr.

Lindenblatt, Joh., Jahrbücher oder Chronik Johannes von der Pusilie, zum erstenmal herausgegeben von Joh. Voigt und F. W. Schubert. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Voigt, Joh., Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft in Preußen, aus neuaufgefundenen Quellen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Drumann, W., Historisch-antiquarische Untersuchung über Aegypten, oder die Inschrift von Rosette aus dem Griechischen übersetzt und erläutert. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

---

## Sprachwissenschaft.

So eben ist erschienen:

Deutscher Hausschatz für Jedermann, oder allverständliches deutsches Sprachbuch für den Nährstand und das Geschäftsleben, zur Vermeidung des Fehlerhaften und Undeutschen im Sprechen und Schreiben. Von Theod. Heinsius. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1824. 1 Thlr.

Dieses Sprachbuch ist für alle diejenigen berechnet, die sich schnell und sicher über die Bedeutung und Schreibung der vielen fremden Wörter, oder über die Richtigkeit in der Verbindung eines Worts mit einem andern belehren wollen. Es wird daher in Familien bei Sprachstreitigkeiten, besonders aber in Schreib-, Geschäfts- und Schulstuben, bei Betreibung des bürgerlichen Gewerbes, oder bei der Theilnahme an den Communal-Angelegenheiten, bei Anzeigen und Bekanntmachungen in den Tageblättern, bei Anfertigung von Inschriften für Häuser und Aushängeschilde, so wie in allen ähnlichen Fällen des gemeinen Lebens augenblicklich einen Sprachzweifel lösen und aus

Digitized by Google

der Ungewißheit helfen können, da sämmtliche Wörter in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und bei jedem die nöthigen Bemerkungen und Erläuterungen auf eine allgemein faßliche Weise angebracht worden sind. Da es seine Brauchbarkeit für alle diese Verhältnisse schon in der ersten Auflage bewährt hat, so darf es als eine verlaßbare Hülfe für das Haus und für das bürgerliche Leben in allen vorkommenden Sprachfällen betrachtet und empfohlen werden.

---

**J. E. Bode, königl. Astronom zu Berlin. Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Neunte verbesserte Auflage. Mit ganz neu gestochenen Charten, Kupfern, Vignetten, Transparent. Preis 4 Thlr. 16 Gr.**

Dieses in einer edlen einfachen Sprache geschriebene Buch hat seit einer langen Reihe von Jahren zahlreiche Freunde und eifrige Leser gefunden. Die neunte Auflage ist in jeder Rücksicht eine verbesserte, vermehrte zu nennen. Der Vf. hat alle seine Kräfte aufgeboten, der Druck ist vorzüglich, und die Kupfer habe alle in ihrem neuen Stich so gewonnen, daß sie kaum eine Vergleichung mit den ältern aushalten; besonders ist die große Sterncharte, das schwerste von allen, mit dem Transparent, vortrefflich gerathen. Den Preis hat die Verlagshandlung, bei allen den Vorzügen, gegen den früheren, noch verringert.

Ein Auszug aus obigem, mit dem Titel:

**— — Betrachtung der Gestirne und des Weltgebäudes. Mit einer allgemeinen Himmelscharte. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr. 20 Gr.**

---

**Kepler und die unsichtbare Welt. Eine Hieroglyphe. Mit einer Titelvignette. 10 Gr.**

Wir haben jetzt die Erlaubniß, den würdigen Verfasser nennen zu dürfen, es ist Herr Prof. E. G. Fischer, ein Mann, von dem das Publicum wol weiß, was es zu erwarten hat. Bei dem in unsern Tagen wieder erwachenden religiösen Gefühl, ist diese Schrift offenbar recht geeignet, bei denen, welche reines Herzens sind, gute Grundsätze beruhigend zu unterstützen und den innern Streitigkeiten entgegen zu treten. Niemand wird sie unbefriedigt aus der Hand legen.

Nicolai'sche Buchhandlung
in Berlin.

---

**In der Darnmann'schen Buchhandlung in Züllichau ist so eben erschienen:**

Pfeil, Dr. W., Grundsätze der Forstwissenschaft in Bezug auf die National-Oekonomie und die Staats-Finanzwissenschaft. Zweiter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Seydel, F. S., Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, aufgesetzt für jüngere Krieger. Vierter und letzter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Hat auch den Titel:

Neue Lectionen der preußischen Festungskrieger in den holländischen, französischen und polnischen Revolutions-Kriegen bei Angriff und Vertheidigung fester Plätze in Holland, Frankreich, im deutschen Reich und in Polen, in dem Zeitraume von 1763—1795. Begleitet mit Anmerkungen und einigen Fragen über strategischen und taktischen Gebrauch der Festungen.

---

Karl Fr. Amelang's Buchhandlung in Berlin verkauft die ihrem Verlage erschienene Stereotyp-Ausgabe der

**B i b e l,**

**oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach Dr. M. Luther's Uebersetzung,**

zu folgenden ermäßigten Preisen:

1) Auf holländischem Postpapier in gr. 8., mit einem Titelkupfer. 3 Thlr.
2) Auf feinem englischen Druckpapier in ord. 8., mit einem Titelkupfer. 1 Thlr. 20 Gr.
3) Auf gewöhnlichem weißen Druckpapier in gr. 8., ohne Titelkupfer. 18 Gr.

**Das neue Testament einzeln:**

1) Auf holländischem Postpapier in gr. 8. 16 Gr.
2) Auf englischem feinen Druckpapier 12 Gr.
3) Auf gewöhnlichem weißen Druckpapier 5 Gr.

---

**Lehrreiches Weinachtsgeschenk.**

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805—1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Vierter Band: Reise von Nantes nach den Antillen und von da nach Schottland, England und der Insel Walcheren,
ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu bekommen.

Vom ersten Bande: Reise vom Emdem nach Archangel und von da nach Hamburg; mit Rücksicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute,
ist die zweite, verbesserte Auflage erschienen, welche ebenfalls 1 Thlr. kostet.

Der zweite Band: Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas, und Rückkehr über New-York und Kopenhagen, kostet 1 Thlr. 4 Gr., und

der dritte Band: Reise nach Bordeaux und Isle de France, ist für 1 Thlr.,
und mithin alle vier Theile für 4 Thlr. 4 Gr. zu bekommen von der

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden.

---

**Medicinische Werke.**

**Auszug aus der grossen Richter'schen Therapie. Berlin, Nicolai'sche Buchhandl.**

Es ist so eben der dritte Band davon fertig geworden; der vierte ist unter der Presse, und wird noch in diesem Jahre (1823) ausgegeben. Das Ganze kostet 10 Thlr. (das große Werk in IX Bänden 25 Thlr. 4 Gr.)

Der Recensent, in den geachteten Allgemeinen medicinischen Annalen, sagt: „Indem der Herausgeber der Therapie es übernommen hat, durch einen Auszug desselben, der das Ganze auf die Hälfte der Bände zurückbringt, den Ankauf zu erleichtern, so hat nunmehr Jeder, der das Bedürfniß eines bewährten medicinischen Handbuchs für die Heilung der gewöhnlich vorkommenden innern Krankheiten fühlt, die Wahl zwischen dem großen und dem kleinen Werke. Nach vorliegenden Bänden zu schließen, wird für das unmittelbare praktische Bedürfniß, dem Besitzer des Auszugs wesentlich nichts vorenthalten.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

**N°. XXX. 1823.**

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes und den Zeitgenossen in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 8000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier., Nr. 2, auf feinem französischen Druckpapier, Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

---

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
(Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung der Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

---

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.** Herausgegeben von Wilhelm Müller. Fünftes Bändchen: Simon Dach, Robert Roberthin, Heinrich Albert. 8. XXXVI u. 236 S. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt der vier ersten Bändchen, 1822 — 1823, Preis zusammen 6 Thlr., ist folgender: I. Opiz; II. Gryphius; III. Flemming; IV. Weckherlin.

Das sechste Bändchen wird zu Ostern 1824 erscheinen.

**Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit.** Eine Sammlung von Aktenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilweise noch ungedruckten Memoiren. Drittes Heft. 8. VIII und 168 S. Geh. 16 Gr.

Dieses Heft enthält:

I. Napoleon und die Franzosen in Spanien.
II. Napoleon in den letzten Augenblicken vor seiner ersten Abdankung.
III. Napoleons politische und militairische Fehlgriffe nach der Schlacht bei Leipzig.
IV. Einzelne geschichtliche und charakterische Züge.
V. Urtheile und Meinungen des Kaisers über verschiedne Personen, Ereignisse und Gegenstände.

Heft I und II sind ebenfalls zu dem Preise von 16 Gr. zu erhalten. Ein viertes Heft wird zu Anfang des nächsten Jahres erfolgen.

**Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland;** geschildert von Christoph Aug. Tiedge. 8. XII und 415 S. 2 Thlr.

**Zeitgenossen.** Neue Reihe. Nr. XIII. Gr. 8. 184 S. Geh. 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier.

Inhalt dieses Heftes:

Dorothea, Herzogin von Kurland. Von Tiedge. Erste Abtheilung. — Georg Zoega. Vom Staatsrath Morgenstern. — Jean François Baron von Bourgoing. — Violette Garrick. — Graf Franz Gabriel de Bray, königl. bair. Gesandter zu Paris.

Die erste Folge der Zeitgenossen, 24 Hefte mit Repertorium und Register, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckp. 16 Thlr. und auf Schreibpap. 24 Thlr. — Die ersten

Digitized by Google

12 Hefte der neuen Reihe kosten jedes 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreipapier.

Nr. XIV, das unter andern auch die zweite Abtheilung der Herzogin von Kurland enthalten wird, erscheint gegen Ende des Jahres. —

Huber, Therese, Jugendmuth. Eine Erzählung. In zwei Theilen. Erster Theil. 8. XIV u. 289 S. Geh. Preis beider Theile 3 Thlr. 12 Gr.

Der zweite Theil, der gegen 25 Bogen erhalten wird, erscheint in 14 Tagen.

Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Professor Büsching. Dritter Band. 8. VIII u. 325 S. 1 Thlr.

Ich habe auch die zwei ersten Bände dieses Werks, 1822—23, vom Hrn. Verf. an mich gekauft und ist nun das Ganze zu dem Preise von 3 Thlr. zu erhalten.

Matthiä, Aug., Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Gr. 8. XIV und 202 S. 20 Gr.

Löhr, J. A. C., Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein, mit mancherlei anmuthig-ergötzlichen Begebenheiten, Historien und lehrreichen sowol, als gut gemeinten Betrachtungen zur Lehre, Warnung und Ermahnung für das junge Volk in Deutschland, d. i. für unsere hochgelahrte, gebildete Jugend. Ein schlecht gering Büchlein, das Niemand wird lesen wollen. Mit 14 illuminirten Kupfern. 8. XXXIV u. 392 S. Geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, den 10. November 1823.

F. A. Brockhaus.

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, Dr. L. A., Predigt bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der in der Stadt Königsberg angefangenen Kirchenreformation, den 28sten September 1823 gehalten in der löbenichter Kirche daselbst. Gr. 8. Geh. 5 Gr.

---

Bei Wilh. Lauffer in Leipzig sind erschienen:

Rathgeber für Augenkranke.

Ein Noth- und Hülfsbuch zum Besten der Menschheit von Dr. W. Rosenstein. 8. 1823. Geh. 6 Gr. oder 27 Kr.

Inhalt: Vorsichtsregeln zur Erhaltung gesunder und schwacher Augen, mit Rücksicht auf deren verschiedene Beschaffenheit und ihres Gebrauchs bei verschiedenen Arbeiten. Von der Behandlung der Augen bei den hauptsächlichsten Krankheiten und der gewöhnlichsten Zufällen, welchen sie unterworfen sind. Von den Augenentzündungen neu geborner Kinder, dem Schielen, und von den untrüglichsten Mitteln, diese Uebel zu heben. Von Augenschirmen und Augengläsern rc.

---

Erläuterungen einiger Hauptpunkte

in Dr. Fr. Schleiermacher's christlichem Glauben nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange, dargestellt von J. G. Rätze. Gr. 8. 1823. 357 Seiten. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Skanderbeg.

Heroisches Gedicht in zehn Gesängen von Fr. Krug von Nidda. Erster Band. 8. 1823. 22 Gr. oder 1 Fl. 39 Kr. (Der zweite Band erscheint in einigen Wochen.)

Das Schloß von Pontefract.

Ein historischer Roman von Walter Scott, bearbeitet von Dr. Heinrich Döring. Drei Bände. 8. 1823. 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 Fl. 36 Kr.

Ipsiboe.

Ein Roman nach dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt von Dr. Heinrich Döring. Drei Bände. 8. 1823. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl.

Irner,

oder die Widersprüche der Liebe. Ein Roman von Lord Byron bearbeitet von G. Jördens. Zwei Bde. 8. 1823. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Lothario

oder die Brüder des Bundes zum Gemeinwohl. Eine Räubergeschichte von C. Nodier, bearbeitet von G. Jördens. 8. 1823. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Verirrungen

oder die Macht der Verhältnisse. Ein Roman herausgegeben von Luise Brachmann. 8. 1823. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Ritter Ademar von Bourbon

oder die Bewohner des weißen Felsen. Nach A. Porter bearbeitet von W. v. Gersdorf. (Ein Seitenstück zu dem Ritter der rothen Rose.) Zwei Bände. 8. 1823. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Kurfürst Friedrich V.

von der Pfalz, König von Böhmen und seine Getreuen. Ein romantisches Gemälde der Vorzeit. Von W. v. Gersdorf. 8. 1823. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

---

Bei uns ist so eben das schon früher in öffentlichen Blättern vorläufig angekündete Werk des Herrn Doctor und Prof. Ringelmann unter dem Titel erschienen:

Der
Organismus des Mundes,
besonders
der Zähne,
deren Krankheiten und Ersetzungen,
für Jedermann, insbesondere für
Aeltern, Erzieher und Lehrer.

und enthält auf 610 Seiten die Resultate seiner, in einer mehr als 20jährigen Praxis gemachten, wichtigen Erfahrungen, so wie die Resultate der Prüfungen über die von den berühmtesten Aerzten in diesem Theile der Heilkunde aufgestellten Meinungen und Grundsätze. Dieses Werk ist daher sowol für die Aeltern, Erzieher und Lehrer, für welche dasselbe zunächst bestimmt ist, als auch für die Herrn Aerzte selbst, durch seinen gehaltreichen Inhalt von großem Interesse und verdient daher, da dasselbe wirklich für Jeder-

mann von größter Wichtigkeit ist, bald so allgemein bekannt zu werden, wie der Herr Verfasser bereits durch seine ausgebreitete Praxis im Fache der Zahnarzneiwissenschaft sowol dem In- als Auslande rühmlichst bekannt ist.

Nürnberg, den 27. Oct. 1823.

Riegel und Wießner.

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Unger, Dr. C., Nachrichten über das Klinicum der königlichen Universität zu Königsberg. Mit einer lithographischen Zeichnung. Gr. 8. Geheftet. 12 Gr.

Pharmacopoea castrensis borussica. Edit. 4ta 16. Geh. 6 Gr.

Baer, C. E. a, De fossilibus mammalium reliquiis in Prussia adjacentibusque regionibus repertis, 4. 10 Gr.

---

Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben:

Fuchs, Dr. und Cons. Rath, Die General-Synode des Consistorialbezirks Ansbach, in einer allgemeinen Darstellung ihrer Verhandlungen. Gr. 8. Broch. 1 Fl. 12 Kr.

Daß durch die zeitige Erscheinung dieser Darstellung recht Vielen, welche an der großen Angelegenheit warmen Antheil nehmen, ein angenehmer Dienst geleistet werde, dürfen wir voraussetzen, halten deshalb, und da die Arbeiten des geachteten Verfassers ohnedies allgemein geschätzt sind, weitere Empfehlung für überflüssig. Nur bemerken wir, daß — dem Vernehmen nach — die angekündigte Sammlung von Aktenstücken nicht erscheinen wird.

Riegel und Wießner
in Nürnberg.

---

## Militairische Anzeige.

So eben ist in unserm Verlage erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Organisation und Taktik der Artillerie, und Geschichte ihrer taktischen Ausbildung von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten;**
von
**W. von Grevenitz,**
königl. preuß. Major u. Brigadier der sechsten Artillerie-Brigade, mehrerer Orden Ritter.

Gr. 8. Zwei Theile mit 43 Planen.
Ladenpreis 4 Thlr. 20 Gr. oder 8 Fl. 42 Kr. Rhein.

Es gewährt der unterzeichneten Verlagshandlung ein besonderes Vergnügen, die Erscheinung dieses, mit vielem Interesse erwarteten Werkes, anzeigen zu können. Von dem inneren Werthe desselben überzeugt, beschränkt sie sich darauf, nur seinen Inhalt hier näher zu bezeichnen, und fügt bei, daß sie noch bemüht war, durch schönen Druck und Papier, und reinen Stich der Plane, den Verlag eines solchen Werkes zu ehren.

Der erste Theil enthält: Die taktische Geschichte der Artillerie, nebst einem allgemeinen Abriß der Geschichte der Kriegskunst als Einleitung. Die taktische Geschichte der Artillerie ist in fünf Perioden abgehandelt, in welchen ihr Einfluß auf die Feldschlachten charakteristisch hervortritt.

Die I. Periode umfaßt den Zeitraum von 1320 bis 1494, oder von Erfindung des Pulvers und der Geschütze bis auf Karls VIII. Kriegszug nach Italien.
- II. — fängt mit dem Jahre 1494 an und endet 1612, oder von Karl VIII. bis auf Gustav Adolf von Schweden, mit fünf Planen.
- III. — umfaßt den Zeitraum von 1612 bis 1740, oder von Gustav Adolf bis Friedrich dem Großen.
- IV. — umfaßt die Zeit von 1740 bis 1792, oder von Friedrich dem Großen bis Anfang des französischen Revolutions-Krieges, mit Planen der Schlachten von Mollwitz, Czaslau, Hohenfriedberg, Rosbach, Leuthen, Zorndorf und Kunnersdorf. Endlich
- V. — enthält den Zeitraum von 1792 bis 1815, oder von Anfang des französischen Krieges und Napoleon bis Ende des großen europäischen Kampfes, mit Plänen der Schlachten von Pirmasens, Marengo, Friedland, Wagram, Smolensk, an der Moskawe, Groß-Görschen, Groß-Beeren.

Der zweite Theil enthält: Organisation und Taktik der Artillerie, in fünf Capiteln.

Das I. Capitel Zusammensetzung, Stärke und Verhältniß der Artillerie in sich und zu den übrigen Waffen. Kosten der Artillerie, sowol ihrer materiellen Theile, als ihrer Unterhaltung.
- II. — enthält die Elemente der Manoevers der Artillerie, in vier Abschnitten und vier §§. Formation, Auswahl der Mannschaften, Ausbildung der Artilleristen im Allgemeinen, Elementar-Taktik, Bedienung der einzelnen Geschütze, Schule der Batterien, Aufstellung der Artillerie in Brigaden, Elementar-Manoever-Schule der Brigaden, mit 51 taktischen Figuren.
- III. — handelt von Schußweiten und Wirkungen der Feld-Artillerie.
- IV. — enthält die taktische Verbindung der Artillerie mit den beiden andern Waffen, Infanterie und Cavallerie, eines Armee-Corps, Märsche, Aufmärsche, Aufstellung der Linien- und Dispositions-Artillerie, Formirung der Artillerie in Massen und Feuer-Linie zum Angriff und zur Vertheidigung von Positionen.
- V. — handelt vom Angriff und von der Vertheidigung von Feldverschanzungen. Von besonderen Vorfällen und dem Felddienst der Artillerie.

Die 43 verschiedenen Plane geben:
16 illuminirte Schlachtplane.
6 — — Plane in Folio.
13 Plane auf großen Quart-Blättern, die 51 taktischen Figuren enthaltend.
1 großer Plan der Lager bei Bunzelwitz unter Friedrich dem Großen im siebenjährigen Kriege.
7 andere in Quart schwarz und illuminirt.

Berlin, im October 1823.

Sander'sche Buchhandl.

---

Digitized by Google

## Rechtswissenschaft.

**Ed. Henke (Prof. zu Bern), Handbuch des Criminalrechts u. der Criminalpolitik. I. Bd. Gr. 8. Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung. Preis 3 Thlr.**

Auszug aus der Halleschen Literatur-Zeitung 1823. Nr. 151. „Unstreitig gehört dieses Werk zu den geistreichsten und wichtigsten, welche je auf dem Gebiete der Criminalwissenschaft erschienen sind. Es ist vorzüglich denen zu empfehlen, welche an der Gesetzgebung selbst thätigen Antheil zu nehmen berufen sind, aber auch für die zahlreiche und ehrenwerthe Classe derjenigen, welche sich mit der peinlichen Rechtspflege beschäftigen, ist es von hoher nicht zu berechnender Wichtigkeit."

„Man wird in dem Werke große Ausführlichkeit und Vieles finden, was man bis jetzt in den bändereichsten Handbüchern der Staatswissenschaft vergeblich gesucht hat. Durch gründliches Studium wird man überraschende Wahrheiten gewinnen. Dieser erste Band enthält die allgemeinen Wahrheiten des Criminalrechts, der zweite und dritte wird die besondern Lehren, der vierte den Criminalproceß und Sachregister enthalten."

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

**Peter der Große als Mensch und Regent dargestellt von Dr. Benj. Bergmann. Erster Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.**

Der Verfasser, der literarischen Welt durch seine Historische Schriften und durch seine Nomadische Streifereien unter den Kalmücken rühmlichst bekannt, liefert hier eine nach den ihm zu Gebote stehenden Quellen und Hülfsmittel vollständige Geschichte Peter des Großen. Er suchte zusammengedrängt das Wichtigere deutlich und einfach darzustellen, ohne durch eigene Ansicht vorzugreifen oder durch politische Betrachtungen zu ermüden; Geschichtsforscher sowol als auch Dilettanten werden hierin volle Befriedigung finden.

---

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

**Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von Johann Heinrich Voß. Ausgaben der letzten Hand.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| In Taschenformat mit deutschen Lettern. | | | | | |
| Auf Druckpapier. | ⸗ | Thlr. | 16 | Gr. |
| Auf Schreibpap. | 1 | — | ⸗ | — |
| In Octavformat mit lateinischen Lettern. | | | | |
| Auf Druckpapier. | 1 | — | 8 | — |
| Auf Schreibpap. mit Kupfern. | 2 | — | 12 | — |

---

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint mit dem Jahre 1824 eine Zeitschrift:

**Orpheus**

in zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. Karl Weichselbaumer. Sie wird das Gebiet der schönen Wissenschaften, der bildenden Künste, der Geschichte, endlich das Leben selbst, besonders in seinen Verhältnissen zur geistigen Thätigkeit umfassen, dabei vorzüglich bemüht seyn, eine vermittelnde, veruchernde, anregende Stellung zwischen der geistigen Production und dem Leben zu gewinnen, und durch die erhöhete Empfänglichkeit des letztern den Einfluß der erstern zu befördern. Diese ernste Richtung schließt inzwischen einen unterhaltenden Theil um so weniger aus, als eine periodische Schrift desselben nie entbehren kann, und durch gefällige Formen überhaupt das ästhetische Interesse beschäftigen muß; nur bleibt es Grundsatz, daß er nicht vorherrschend werde und in seinen Formen stets einen Geist aussprechen soll, der wieder zu den höchsten Ideen der allgemeinen Menschenbildung emporführt.

Das erste Heft, welches bereits die Presse verlassen hat, enthält:

I. Vorbericht vom Herausgeber.
II. Kunstabende von Max Freiherrn von Freyberg. 1) Giulio Romano. 2) Correggio.
III. Aus dem Trauerspiele: Henriette von England, von Eduard Schenk.
IV. Friedrich Heinrich Jacobi an Schlosser über dessen Fortsetzung des Gastmahls von Platon.
V. Egilone, eine Erzählung vom Herausgeber.
VI. Orpheus, ein Gedicht von Eduard Schenk.

Der Preis für jedes Heft von 8 — 10 Bogen ist auf 20 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. festgesetzt; man abonnirt auf vier Hefte, welche einen Band ausmachen.

Nürnberg, d. 31. Oct. 1823.

**Riegel und Wießner.**

---

Aus der Concursmasse der Hahn'schen Buchhandlung hier haben wir am 1. August dieses Jahres das

**„Encyklopädische Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, herausgegeben von Dr. A. Binzer"**

an uns gekauft, und gedenken dasselbe ohne wesentliche Aenderung der Idee oder Form schleunigst fortzusetzen. Die erste Abtheilung des nächsten (zweiten) Bandes erscheint zu Anfang des folgenden Jahres; ihr werden die folgenden Abtheilungen in Zwischenräumen von zwei, höchstens drei Monaten folgen. Mit zwölf Bänden (24 Abtheilungen) soll das Ganze vollendet seyn. Das Nähere werden wir bei wirklicher Erscheinung der dritten Abtheilung bekannt machen.

Altenburg, den 31. Oct. 1823.

**Literatur-Comptoir daselbst.**

---

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Das Leben des Herostrat, nach Verri von Ernestine Generalin von Ulmenstein. 8. Preis 20 Gr. Cour. oder 25 Silber-Gr.**

Der Name des Verfassers, dessen Werke zu den Vielgelesenen gezählt werden, bürgt wol für den innern Gehalt und Werth dieses Werkchens, welches jedem gebildeten Leser angenehme Unterhaltung gewähren wird; die Uebersetzerin hat mit möglichst treuer Haltung an das Original und in fließender Anmuth der Sprache das Werkchen in unsere Muttersprache übertragen und wird sich dadurch gewiß den Dank vieler Leser und Leserinnen erwerben.

---

**Replik für Herrn Staatsrath Niebuhr die Ciceronischen Fragmente *de rep.* anlangend von Dr. Wilh. Ferd. Steinacker.**

8. Geh. Preis 3 Gr. oder 14 Kr. Rhein. ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXXI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes und den Zeitgenossen in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 8000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.


In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Auracher von Aurach, Jos.,**
**Beitrag**
**zur noch größern, durch fortwährenden Gebrauch errungenen wesentlichen Vollkommenheit des bereits bekannten**
**Quarreographen.**
8. Brochirt. Preis 5 Gr.

Der Verfasser, durch seine Erfindung mehrerer Instrumente zum Aufnehmen von Gegenden rühmlichst bekannt, hat durch die Herausgabe seiner Ansichten der Stadt Baden bei Wien bewiesen, wie sehr die Erfindung des Quarreographen alle Aufmerksamkeit verdient. Wir beeilen uns daher, allen Liebhabern das Erscheinen obigen Nachtrages, wodurch dieses Instrument noch sehr vervollkommnet ist, anzuzeigen.

---

**Beobachtungen und Abhandlungen**
aus dem
**Gebiete**
der
**gesammten praktischen Heilkunde,**
von
**österreichischen Aerzten.**
Herausgegeben
von den
**Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien.**
Dritter Band. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Zeitschrift verfolgt unverwandt das derselben vorgesteckte Ziel: die praktische Heilkunde in ihrem ganzen Umfange von Seite der Erfahrung zu heben und zu bereichern, wozu ihr eine Quelle zu Gebothe stehet, die an Ergiebigkeit nicht leicht ihres gleichen haben wird, so daß gegenwärtiger dritter Band seinen beiden Vorgängern an Reichhaltigkeit nicht nachsteht. Preis aller drei Bände 7 Thlr. 12 Gr.

---

**Burger, Johann,**
**Lehrbuch der Landwirthschaft.**
Zwei Bände. Zweite verb. u. verm. Aufl. Gr. 8.
Preis eines jeden Bandes 2 Thlr. 8 Gr.

Wir glauben den Freunden der Landwirthschaft eine angenehme Nachricht zu ertheilen, indem wir ihnen die zweite, sehr vermehrte Auflage dieses classischen, in den vorzüglichsten Lehranstalten Deutschlands als Vorlesebuch eingeführten Werkes anzeigen.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage hat die Lobsprüche in Thaer's Annalen, André's ökonomischen Neuigkeiten, der Bibliothèque universelle etc. gerechtfertigt; und da der Hr. Verf. diese zweite Auflage mit einer Menge neuer Erfahrungen und Ansichten bereichert, viele Lehrsätze, die in der ersten Auflage dunkel waren, in ein helleres Licht gesetzt, und überhaupt nichts verabsäumt hat, was zur Vervollkommung des Buches und der Wissenschaft beitragen konnte: so muß sie nothwendig vor der erstern jene Vorzüge haben, die mit den Fortschritten der Wissenschaften in der Zeit überhaupt verbunden sind.

---

**Fabini, J. Theoph.,**
**Doctrina de morbis oculorum,**
**in usum auditorium suorum.**
Gr. 8. Pesth. Preis 2 Thlr.

Dieses Handbuch der Augenkrankheiten ist mit Benutzung der neuesten Literatur verfaßt, und obwol zunächst für die öffentlichen Vorlesungen des Hrn. Verfassers bestimmt, so wird es doch auch dem praktischen Arzte, dem daran gelegen ist, den gegenwärtigen Standpunkt der Augenheilkunde zu kennen, willkommen seyn.

---

**Dr. Leopold Anton Gölis,**
k. k. Sanitätsrath, Sr. Durchl. des Herzogs von Reichstadt Leibarzt, des Kinder-Kranken-Instituts Director rc.
**Vorschläge**
zur
**Verbesserung der körperlichen**
**Kinder-Erziehung**
in den
**ersten Lebens-Perioden,**
**mit Warnungen vor tückischen und schnell tödtenden Krankheiten, schädlichen Gewohnheiten und Gebräuchen, und verderblichen Kleidungsstücken.**
**Angehenden Müttern gewidmet.**
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Brochirt.
Mit drei Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Die gegenwärtige zweite Auflage dieser Erziehungsschrift, unter dem anspruchslosen Titel: Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kinder-Erziehung rc., in welcher manches schon allgemein Bekannte wegblieb, hat mehrere Verbesserungen und Zusätze erhalten. Dieses als sehr brauchbar anerkannte Werk noch besonders anzuempfehlen wäre überflüssig, indem der Name des Verfassers selbes hinlänglich empfiehlt. Die Lehren, welche derselbe angehenden Müttern gibt, sind wohlmeinend, und aus einer dreißigjährigen Erfahrung, welche er an einer Anzahl von mehr als Einmalhundert vierzig Tausend Kindern, deren ärztliche Besorgung ihm anvertraut wurde, zu machen Gelegenheit hatte, gesammelt. Wir übergeben diese mit einem passenden Titelkupfer und noch drei andern Kupfertafeln, welche der Verfasser als bildliche Darstellung von Geräth-

Digitized by Google

schaften und Vorrichtungen in der Kinderstube beizufügen nothwendig glaubt, allen guten Müttern; sie werden in selber über körperliche Erziehung ihrer Kinder die vollkommenste Belehrung und Winke, gefährlichen Krankheiten schnell vorzubauen, finden.

---

### Hartmann, Ph. C.,
## Theorie der Krankheit,
oder
## allgemeine Pathologie.
### Nach dem lateinischen Originale frei bearbeitet vom Verfasser.
Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Den Zweck und eigenthümlichen Charakter dieses Werkes glaubt die Verlagshandlung mit den eigenen Worten des Verfassers bezeichnen zu müssen. Derselbe sagt in der Vorrede:

„Wenn ich, dem Wunsche vieler meiner ehemaligen und gegenwärtigen Zuhörer und der Aufmunterung einiger meiner Freunde nachgebend, der ärztlichen Lesewelt eine deutsche Bearbeitung meiner Theoria morbi hiermit vorlege; so geschieht dieses vorzüglich in der Absicht, um dabei Gelegenheit zu finden, meine Grundansichten vom Leben und seiner Umbildung in den krankhaften Zustand, welche von manchen meiner Schüler und Leser nicht so aufgefaßt worden sind, wie sie in mir liegen, in ein helleres Licht zu setzen, manche pathologische Begriffe schärfer zu bestimmen, einige besser zu begründen, den organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern des Systems enger zu schließen, und endlich meiner Pathologie dasjenige anzueignen, welches ihr durch neuere Bearbeitungen zugewachsen ist, versteht sich, in so fern es als wahr und gut in meine Ueberzeugung eingegangen ist."

„Uebrigens, hoffe ich, wird man auch in dieser Ausgabe mein Bestreben, das, was Naturwissenschaft überhaupt, und Physiologie des thierischen und menschlichen Lebens insbesondere auf der einen, und echte Erfahrung der Aerzte am Krankenbette auf der andern Seite zur Förderung der Theorie der Krankheit bisher Brauchbares geliefert haben, zur fernern Ausbildung derselben redlich zu benutzen, und die allgemeinen Ansichten des Wesens, der Entstehungs- und Erscheinungsweise der Krankheit so darzustellen, daß die Wissenschaft der Krankheit eine gediegene Grundlage der Kunst, sie im Einzelnen zu erkennen und zu behandeln, abgeben möge, nicht verkennen."

Etwas Eigenes zur Empfehlung dieses Buches hinzu zu fügen, hält die Verlagshandlung um so mehr für überflüssig, da das Publicum bereits weiß, was es aus der Feder des Verfassers zu erwarten hat.

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## Geschichte
der
## Hohenstaufen
und
## ihrer Zeit
von
### Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier., Nr. 2, auf feinem französischen Druckpapier, Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

---

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
(Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

---

Bei Tendler und von Manstein in Wien ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

### Joh. Aloys Ditscheiners
vollständige
## Terminologie des Handels,
eine alphabetisch geordnete Uebersicht aller bei den Waaren-, Wechsel- und Seegeschäften und deren Rechte, sowol in der deutschen Sprache selbst gebrauchten als auch aus andern Sprachen in dieselben aufgenommenen Wörter und Redensarten, mit ihrer Erklärung und Bedeutung. Ein Handbuch für jedes Comptoir, besonders ein brauchbarer Rathgeber für sich dem Handel widmende Jünglinge. XII und 463 Seiten. Gr. 8. Wien 1823. Preis, in Umschlag brochirt, 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 18 Kr.

Der Mangel eines vollständigen, dem fortschreitenden Zeitgeiste entsprechenden Wörterbuches der Geschäftssprache, des Handels mit bestimmten, möglichst gedrängten, aber dennoch deutlichen Wörter-Erklärungen, war bisher eine fühlbare Lücke in der Literatur dieses so allgemein verbreiteten wich-

tigen Geschäftszweiges; die Verlagshandlung glaubt aus diesem Grunde auf den Beifall der handelnden Welt im Voraus rechnen zu dürfen, daß sie die Herausgabe eines solchen Werkes veranstaltete. — Die keineswegs leichte Aufgabe der Bearbeitung eines so schwierigen und doch so gemeinnützigen Gegenstandes, ist von unserem Verfasser genügend, und mit Sachkenntniß gelößt worden. Der Jüngling, welcher sich dem Handel zu widmen gesonnen ist, der Handlungsdiener und der Comptorist, sie Alle werden vielfache Belehrung in dem Werke finden, nicht minder wird es dem in Kenntnissen bereits vorgerückten Handelsmanne jeder Art mehrfachen Nutzen gewähren, und besonders dem Anfänger eine große Erleichterung in der Betreibung seiner Geschäfte verschaffen, und seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, da es außer der Erklärung und Begriffsbestimmung aller in dem weitem Gebiete des Handels, und der ihm zunächst verwandten Geschäfte (vorzüglich der Rechtskunde, dem See- und Fabrikwesen) gebrauchten deutschen und fremden Wörter, eine encyklopädische Uebersicht der gesammten Handelswissenschaft enthält, und auf die wichtigsten Kenntnisse und Fähigkeiten dieses Faches aufmerksam macht. Selbst Geschäftsleuten aus andern Zweigen, insbesondere Fabrikbesitzern und ausgebreiteten Manufakturisten aller Art wird dieses Wörterbuch Nutzen und Belehrung bringen können; so wie Jedermann, der Aufklärung über diesen Gegenstand zu erhalten wünscht, sie auch befriedigend hier finden wird. Die äußere Ausstattung, stehet dem innern Werthe des Werkes nicht nach, so daß die Verlagshandlung es jedem Handelsfreunde bestens empfehlen kann.

---

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber das
**Immergrün unserer Gefühle**
von
**Jean Paul.**
Auf Velinpapier, sauber brochirt, 8 Gr.

---

**Walter Scott's neuester Roman.**

Bei F. A. Herbig in Berlin erschien so eben und wurde an alle Buchhandlung versandt:

**Wallodmor.**
Frei nach dem Englischen des W. Scott von W...s.
Drei Bände. 3 Thlr. 18 Gr.

---

In einer vierten Auflage ist so eben erschienen und wieder in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
**Rückkehr katholischer Christen**
im Großherzogthum Baden zum evangelischen Christenthume,
erzählt und beurtheilt
von
**Dr. H. G. Tzschirner.**
Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig.
Leipzig bei Gerhard Fleischer 1823. Preis 4 Gr.

Die bisherigen Auflagen dieser Schrift folgten einander so schnell, daß der Herr Verfasser neue Nachrichten aus Baden nicht abwarten konnte, und auf kleine Verbesserungen nur sich beschränken mußte. Während dieses vierten Abdruckes aber, erhielt er theils noch zwei interessante Aktenstücke, theils weitere Nachrichten von dem Fortbestehen und Wachsthume der neuen Gemeinde, welche in dieser neuen, vermehrten Auflage zur Kenntniß des Publicums gebracht werden. Dieser Vermehrung ungeachtet ist der anfänglich niedrige Preis unverändert geblieben.

---

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Moller**, Georg, Denkmäler der deutschen Baukunst, XV. Heft, enthält: die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg III. und letzte Lieferung, sammt dem erklärenden Text. Royal-Folio auf Velinpapier. 2 Thlr. 20 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Die Kirche der heil. Elisabeth, 18 Kupfertafeln und Text ist als abgeschlossenes Werk besonders zu haben und kostet sauber cartonnirt 9 Thlr. od. 15 Fl. 24 Kr.

Das 16. Heft womit die **Kirche zu Limburg** beginnt erscheint nächstens.

**Abbildungen aus dem Thierreich** in Kupfer gestochen von J. C. **Susemihl** und unter seiner Aufsicht ausgemalt. III. Heft, der **Entomologie** I. Heft; IV. Heft, der **Ornithologie** II. Heft. Royal 4. auf Velin-Papier. Preis eines Heftes mit ausgemalten Kupfern 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr., in schwarzen Abdrücken 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Von diesem Werke, welches sich allein darauf beschränkt, getreue Abbildungen der vorzugsweise in **Deutschland einheimischen** Thiere zu geben, erscheinen jährlich wenigstens vier Hefte jedes zu fünf Blättern. Die Ausführung des Stichs wie der Illumination wird mit der größten Sorgfalt behandelt, so daß die gegebenen Abbildungen gewiß mit den schönsten Prachtwerken des Aus- und Inlandes wetteifern. Der Umschlag eines jeden Heftes gibt die Hinweisung auf die vorzüglichsten Hand- und Lehrbücher der Naturgeschichte, wo sich eine ausführliche Beschreibung der abgebildeten Gegenstände befindet, und außer systematischen auch die in Deutschland, Frankreich, Italien und England gebräuchliche Benennung. — Man kann sowol für jede Classe des Thierreichs besonders abonniren, als auch einzelne Hefte haben.

C. **Fohr's**, (Malers) Handzeichnungen, herausgegeben von H. W. Eberhard. Erste bis dritte Lieferung. Quer 4. Preis einer Lieferung 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Den zahlreichen Freunden, des leider zu frühe verblichenen Künstlers sind diese Hefte, die noch fortgesetzt werden, gewiß eine willkommene Gabe!

**Ruhl**, J. E., Denkmäler der Baukunst in Italien vorzüglich aus dem Mittelalter nach den Monumenten gezeichnet. Royal-Folio-Velin-Papier. Erstes bis viertes Heft. Preis eines Hefts 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Dieses Werk, welches aus 12 Heften, jedes zu sechs Blatt bestehen soll, enthält genaue Zeichnungen vieler zum Theil noch wenig bekannter italienischer Kirchen, Paläste und Klöster, zuweilen auch Glasmalereien. Mit der 12. Lieferung folgt die Erklärung der Kupferplatten.

Digitized by Google

Dieselbe Verlagshandlung beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines umfassenden architektorischen Kunstwerks unter dem Titel:

**Denkmäler der Baukunst in Verbindung mit Werken der Bildhauerkunst und Malerei des Orients, der Aegypter, Griechen und Römer und des Mittelalters, herausgegeben von H. W. Eberhard, Architect.**

Das Werk wird in folgenden Abtheilungen erscheinen:

Denkmäler des Orients;
— — der Aegypter;
— — der Griechen und Römer;
— — des Mittelalters.

Jede Abtheilung und jedes derselben zugehörige für sich abgeschlossene Werk wird besonders und zwar in monatlichen Heften, jedes von zwölf Blättern im Maßstabe der benutzten Original-Ausgabe geliefert. — Mit den Denkmälern der Griechen und Römer und zwar mit

**Stuart's Alterthümer von Athen**

wird das Unternehmen noch im Laufe dieses Jahres beginnen.

Es werden zwei verschiedene Ausgaben des Werks veranstaltet. Die bessere mit Abdrücken auf schönem Schweizer-Velinpapier, die andere auf gewöhnlichen Kupferdruckpapier. Der Subscriptionspreis für ein Heft der besseren Ausgabe von 12 Blättern ist 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl., für die andere Ausgabe 1 Thlr. 6 Gr. od. 2 Fl. 15 Kr. Zugleich mit dem ersten Hefte eines Werkes wird das letzte bezahlt, alsdann jede der folgenden Lieferungen einzeln berechnet und die letzte den Abonnenten gratis geliefert. Sobald ein Werk geschlossen ist, wird der Text dazu geliefert und zu möglichst billigem Preis berechnet. Alsdann findet für das vollendete Werk ein erhöheter Preis statt. Auch diejenigen Blätter, welche ein einzelnes Gebäude geben, sollen besonders zu haben seyn, so wie die Blätter, die nur Verzierungen enthalten; dies jedoch nur in der geringen Ausgabe. Es kostet dann ein einzelnes Heft von 12 Blättern 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. Hefte der Verzierungen von sechs Blättern 20 Gr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Jeder Kenner, der das in jeder Buch- und Kunsthandlung niedergelegte Probeblatt einsieht, wird zugeben, daß noch niemals mit so viel Eleganz der Ausführung ein so wohlfeiler Preis verbunden war. Es war den mehrjährigen Bemühungen des Herausgebers vorbehalten, eine neue Vervielfältigungsart zu finden, wodurch allein diese Bedingungen zu erfüllen waren und der Unternehmer konnte dies auch nur in dem festen Vertrauen auf eine zahlreiche Subscription thun, wozu er hiermit das gelehrte und kunstliebende Publicum einladet. Man unterzeichnet ohne voraus zu bezahlen in jeder guten Buch- und Kunsthandlung. Den Sammler von Unterzeichnungen auf wenigstens fünf Exempl., welche sich mit baarer Vorausbezahlung von 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. für die bessere Ausgabe und 2 Thlr. 12 Gr. od. 4 Fl. 30 Kr. für die ordinaire Ausgabe, direct an den unterzeichneten Verleger wenden, wird derselbe besondere Vortheile gestatten; übrigens wird jede Buch- und Kunsthandlung bei Bestellung von neun Exemplaren eines vollständigen Werks — wie z. B. Stuart's Altherthümer Athens — das zehnte Exemplar frei geben.

---

## Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandl. zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

### Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die bußende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Soßmann.
II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.
III. Lieder von Friedrich Rückert.
IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.
V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von W. Müller.
VI. Gedichte von J. D. Gries.
VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.
VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.
IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilh. von Schütz.
X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Haffischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrucke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

---

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute *plainte*, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Eros**

oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

---

Wohlfeiler Preis von

Schiller's, Friedrich, Allgemeine Sammlung historischer Memoiren vom zwölften Jahrhunderte an bis auf die neuesten Zeiten, neu übersetzt, mit Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einem universalhistorischen Ueberblick ihrer Zeit begleitet. Mit Portraits, von Lips gestochen. Erste Abtheilung. Erster bis vierter Band. Zweite Abtheilung, erster bis neun und zwanzigster Band. Gr. 8. Jena, bei Friedrich Mauke.

Alle 33 Bände, Verkaufs-Preis 43 Thlr., Partie-Preis 5 Friedrichsd'or, wofür die complette Sammlung durch jede Buchhandlung, so wie bei dem Verleger zu erhalten ist, welcher gegen baare Einsendung portofreie Zusendung gewährt.

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)


## N°. XXXII. 1832.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes und den Zeitgenossen in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.


In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Hietzinger, Karl Bernh. von,**
**Statistik der Militair-Grenze**
des
**österreichischen Kaiserthums.**
II. Bandes 2te Abth. Gr. 8. 3 Thlr.

Mit dieser Abtheilung ist ein Werk vollendet, dessen beide ersten Bände bereits des ungetheiltesten Beifalls sich zu erfreuen hatten.

Nachdem im ersten Buche das Land und das Volk geschildert, im zweiten die volkswirthschaftlichen Verhältnisse entwickelt worden, macht uns der Herr Verfasser im dritten mit der Verfassung und Verwaltung der Militairgrenze vertraut.

Die höchst interessante Organisirungs-Geschichte voraus sendend, stellt er den Inhalt der Grundgesetze und Grenz-Reglemente mit ihren Gründern dar, zeigt dann, wie das Grenz-Gebiet eingetheilt, ihre Verwaltungs-Behörden geordnet, wie für die militairische und bürgerliche Verwaltung, für Justiz, Polizei, Finanz ꝛc. gesorgt sei, und schließt mit vergleichenden Blicken auf verwandte Militair-Einrichtungen, welche die Einzigkeit des trefflichen Grenz-Instituts darthun. Auch ist dieser Abtheilung das Register über das ganze Werk beigefügt.

Der erste Band kostet 3 Thlr. 16 Gr. Des zweiten Bandes erste Abtheilung 3 Thlr., und des zweiten Bandes zweite Abtheilung auch 3 Thlr.

---

**Meißner, P. T.,**
**Die Heitzung mit erwärmter Luft**
durch eine
neue Erfindung anwendbar gemacht, und als das wohlfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste, und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung größerer oder mehrerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrschaftswohnungen, Fabriken ꝛc.
Zweite, sehr vermehrte und bis auf die Anleitung zur Erwärmung selbst der kleinsten Wohnungen und zur zweckmäßigen Einrichtung der Trockenanstalten ꝛc. erweiterte Auflage.
Mit 20 Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr.

---

**Petter, Franz,**
(Lehrer der Mercantil-Wissenschaften)
**Anleitung zur gründlichen Erlernung der Rechenkunst,**
mit Anwendung der Decimalbrüche und der zweckmäßigsten Verkürzungen, mit besonderer Berücksichtigung für das kaufmännische Bedürfniß und den Selbstunterricht.
Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Mit diesem 32 Bogen starken Rechenbuche glauben wir allen Individuen, die sich über das Wesen der Rechenkunst gründlich unterrichten wollen, besonders aber jungen Handlungsbeflissenen, Frequentanten von Real- und Handlungs-Schulen, so wie auch praktischen Kaufleuten eine höchst willkommene Gabe darzubringen. Die im praktischen kaufmännischen Wirkungskreise vorkommenden Rechnungsarten sind gründlich und klar dargestellt, überall die kürzeste Methode zur Auflösung gezeigt, und das Warum und Wie faßlich entwickelt.

Die ganz eigene Art und Weise, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt hat, zeichnet dieses Rechenbuch vor allen übrigen aus, die wir über dieses Fach besitzen.

---

**Bernt, Joseph,**
**Beiträge zur gerichtlichen Arzneikunde,**
für
Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte.
Sechster Band. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Preis aller sechs Bände 8 Thlr.

---

**Brachmann, Louise,**
**Romantische Blätter,**
als
zweiter Theil der romantischen Blüten.
Nebst
einer biographischen Notiz über die leider zu früh verstorbene Verfasserin, und einem Titelkupfer.
8. Broschirt. 16 Gr. Preis beider Bände 1 Thlr. 8 Gr.

---

**Medicinische Jahrbücher**
**des k. k. österreichischen Staates;**
herausgegeben von den
Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien.
Neue Folge. I. Band, drittes und viertes Heft; jedes Heft 1 Thlr. 8 Gr.

---

**Jahrbücher des k. k. polytechnischen Institutes in Wien.**
In Verbindung mit den Professoren des Institutes
herausgegeben vom
Director J. J. Prechtl.
Vierter Band, mit acht Kupfertafeln und einem Stahlabdruck. Gr. 8. Broschirt. 4 Thlr. Preis aller vier Bände 16 Thlr.

---

**Kriebel, J. von,**
**Darstellung der Weltkunde**
nach ihrem Fortschreiten durch Zeit und Raum.
Drittes Heft, groß Royal-Velin-Zeichenpapier, 4 Thlr.
Auf groß Royal-Velinpapier 3 Thlr.

---

**Meißner, P. T.,**
**Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie.**

IV. Band, zweite Abth. Beide Abtheil. des vierten Bandes kosten 5 Thlr. und enthalten die säurefähigen Metalle und Chemie der oxydbildenden Metalle. Preis aller vier Bände 18 Thlr.

---

**Namiçsky, A. F.,**
**Christus und Moses.**
**Für und gegen die Juden.**

Fünfter Band. 8. Preis 12 Gr. Preis aller fünf Bändchen 2 Thlr. 12 Gr.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Löhr, J. A. C.,** Anekdotenbüchlein für meine Kinder, oder Witz, Laune und Schnurren. Ein Beitrag zu allen Verstandes- und Denkübungen. Zweite Aufl. 8. Frankfurt a. M., bei Ph. H. Guilhauman. Gebunden 1 Thlr. 4 Gr.

Dies ist eine sorgfältig ausgewählte Sammlung nicht gewöhnlicher Art, ganz geeignet, den Verstand und das Herz der Jugend auf eine sehr angenehme Weise zu schärfen und zu bilden.

**Löhr, J. A. C.,** Elementarbegriffe, oder Entwickelung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniß vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch beim öffentlichen und häuslichen Unterricht. Zweite Aufl. 2 Thle. 8. Ebendaselbst. 1 Thlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist zugleich eine vortreffliche Synonymik für Kinder, in welchem an 500 vielgebrauchter Wörter, mit den ihnen verwandten auf Sokratische Weise entwickelt und deren Begriffe festgestellt werden; aber auch Erwachsenen wird dieses Werk gute Dienste leisten. Schwerlich dürfte man denjenigen unter die Gebildeten zählen, dem die in diesem Werke enthaltenen Kenntnisse abgehen. Ein alphabetisches Verzeichniß erleichtert den Gebrauch dieses Werks.

---

Bei **Eduard Weber** in Bonn ist so eben in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Nova Acta physico-medica**
**Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum Tomus XI.**

Auch unter dem Titel:

**Verhandlungen**
der
**kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher,**
herausgegeben vom
**Präsidenten Dr. C. G. Nees v. Esenbeck.**

**Dritter Band** in zwei Abtheilungen (die nicht getrennt werden), mit 63 illum. und schwarzen Kupfern, gr. 4. cartonnirt. Preis 16 Thlr. oder 28 Fl. 4 Kr. Rhein.

Wir freuen uns, dem naturforschenden Publicum die Anzeige von der nunmehrigen Vollendung dieses Bandes geben zu können und damit zugleich die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß durch das, was hier geleistet wurde, der Wissenschaft eine wahrhafte, vielseitige Bereicherung geboten wird, in einer bedeutenden Anzahl der trefflichsten Abhandlungen aus den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft, verfaßt von Männern, deren Namen für die Tüchtigkeit ihrer Arbeiten Bürge sind, nämlich: Bischof (Gustav), Carus, Eysenhardt, Gaede, Goldfuß, Gravenhorst, Gruithuisen, van der Hoegen, v. Martius, Mende, Meyer, Nees v. Esenbeck der Aeltere, Nees v. Esenbeck der Jüngere, Nöggerath, Otto, v. Schrank, Tilesius, Weber (M. J.), Maximilian Prinz von Wied-Neuwied und Wiegmann. — Beide Abtheilungen erscheinen diesesmal zu gleicher Zeit, des bedeutenden Umfangs ungeachtet, worin dieser Band bei 93 Bogen Text und 63 meist vortrefflich illuminirten Kupfertafeln in Folio und 4., bei wo möglich noch erhöheten äußerer Eleganz, jeden der frühern Bände weit übertrifft.

Ein ausführliches Inhaltsverzeichniß desselben ist in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

---

Bei **Adolf Marcus** in Bonn sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Droste Hülshoff, Dr. C. A. von,** Lehrbuch des Naturrechtes oder der Rechtsphilosophie. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

*Eusebii,* Caesariensis, de divinitate Christi placita, scripsit *Ignat. Ritter,* Dr. Gr. 4. Preis geh. 4 Gr.

**Niebuhr, B. G.,** Ueber die Nachricht von den Comitien der Centurien im zweiten Buch Cicero's de republica. Gr. 8. Preis geh. 4 Gr.

---

Bei **Tendler und v. Manstein** in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

**Romantische Denksteine**
oder
**Schaustücke, Glanzmomente und Curiosa aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künste und Erfindungen, des Heldenthums und Schriftwesens, so wie andere Eigenthümlichkeiten, insonderheit des Mittelalters und Ritterwesens, des Legenden- und Mährchenkreises.**

Zu Lust und Lehr für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt dargebracht
von
**A. F. Rittgräff.**

Zwei Thle. 8. Mit 1 Titelbilde. In Umschlag broschirt 1 Thlr. 16 Gr.

Die verschiedenen geschichtlichen Schriften des Herausgebers dieser Denksteine sind bereits zu bekannt und zu beliebt, als daß man das Interesse der letztern umständlich sollte anrühmen müssen. Andrer Seits spricht der Titel den Inhalt und Charakter des Buches bezeichnend genug aus, so daß es hinlänglich sein wird, von den 41 Darstellungen, die es enthält, hier nur folgende zu nennen: Maximilian I. seine Verdienste, Abenteuer rc.; Petrarca und Laura; die Vehmrichter; die Liebeshöfe und Minnegerichte; Deutung der Farben im Anzug der Damen; Hanns Dollinger: Kolschitzky (Wiens erster Caffesieder); Galanterie der Ritterwelt; Geschichte der Guillotine; Zwergsagen; Oswald v. Wolkenstein; der Phönix; Geschichte der Burgen; die schottischen Elfen; Denkmal vom hörnernen Siegfried; Geschichte des Schachspiels, der Schreibkunst rc. Zuletzt darf man wol auf den höchst billigen Preis aufmerksam machen.

---

Digitized by Google

Bei C. A. Koch in Greifswald ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens, auch was sich in dem Denkwürdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehört hat, von ihm selbst beschrieben. Aus der Handschrift herausgegeben und erläutert von G. Chr. Fr. Mohnike. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Mohnike, G. Chr. Fr., Zur Geschichte des ungarischen Fluchformulars. Mit einem Anhange, betreffend den öffentlichen Uebertritt der Königin Christine von Schweden zur katholischen Religion. 8. 20 Gr.

Greifswaldische akademische Zeitschrift. Herausgegeben vom Professor Schildener. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 14 Gr.

Dr. Martin Luther und Philipp Melanchthon über den Arzt und seine Kunst. Von G. Chr. Fr. Mohnike. Gr. 8. 4 Gr.

---

## Empfehlungswerthe
## Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke.

---

Bei H. Ph. Petri in Berlin sind erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen, zu haben:

Geistesspiele, heitere, in Liedern und Gedichten, zur Feier von Geburtstagen, Hochzeiten, Jubelhochzeiten, Amtsjubiläen, geselligen Vereinen, am Sylvesterabend rc. 8. Geheftet. 16 Gr.

Müchler, Karl, Kleine Bühnenspiele. (Taschenbuch auf 1824.) Inhalt: 1) Das zerbrochene Bein. 2) Der Kranke im Hospitale. 3) Der Selbstmord. 4) Der Langweilige. 5) Die Gelegenheitsgedichte. 6) Husarenliebe, oder die Heirath auf den Pasch. 12. Geheftet. 18 Gr.

Thieme, Moritz, Almanach dramatischer Spiele für die Jugend. Erster Jahrgang. — Auch unter dem Titel: Dramatische Spiele für die Jugend bei festlichen Gelegenheiten. Zweites Bändchen. Inhalt: 1) Prolog für die Eröffnung einer kleinen festlichen Vorstellung gedichtet. 2) Die Geschwister, Schausp. in einem Act. 3) Gespräch am Geburtstage eines guten Vaters zwischen seinen beiden Töchtern. 4) Die Waise, Schausp. in einem Act. 5) Der Mutter Geburtstag; einige Kinderscenen. 6) Die Genesung; einige Kinderscenen. 7) Der brave Deserteur, oder: Belohnte Kindesliebe, Schausp. in drei Acten. 8) Epilog. 8. 1822. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 4 Gr.

Dessen dramatische Spiele für die Jugend bei festlichen Gelegenheiten. Eine Weihnachtsgabe. (Inhalt: 1) Die Heimkehr. Einige Scenen bei der Rückkehr eines geliebten Vaters. 2) Das Räthsel, oder: Der kleine Klavierspieler, Lustsp. in einem Aufz. 3) Die Scheidestunde, Schausp. in einem Aufz. 4) Das Angebinde, oder: Emmas Geburtstag, Lustsp. in einem Aufz. 5) Das frohe Fest. Einige Scenen. 6) Querstriche, Lustsp. in einem Aufz. 7) Der Namenstag, Lustsp. in einem Aufz. 8) Die Weinlese, Festsp. in einem Aufz.) Taschenformat im Futteral. 1 Thlr.

Folgender Auszug einer Recension über das letztere Werkchen im Literaturblatte für Volks- und Schullehrer diene zur Empfehlung der Schriften des Verfassers:

„Was wir früherhin über das erste Bändchen in unserer Literaturzeitung bemerkten, gilt auch von dem vorliegenden. Die in diesem Bändchen enthaltenen acht Schauspiele für Kindheit und Jugend eignen sich wegen der Leichtigkeit der Darstellung, und hauptsächlich wegen der sittlichen Reinheit des Inhaltes zur Aufführung in Familienzirkeln, und ist zu erwarten, daß vorzüglich manche Scenen, die dem Verfasser besonders gelungen sind, eine nachhallige Wirkung zurücklassen werden."

Veränderungen der Figuren. Neuntausendmal. Ein Spiel zum Zeitvertreib. Nebst Andeutungen, zur Erläuterung derselben. 72 Theile, illuminirt. Im saubern Pappkästchen. 20 Gr.

---

Ferner erscheint in meinem Verlage:

## Neues Museum
des
## Witzes, der Laune und der Satyre.
Herausgegeben
von
## Heinr. Phil. Petri.

Zweiter und dritter Band. Mit Karrikatur-Kupfern. Preis des Bandes, aus vier Heften bestehend, 2 Thlr. 12 Gr. alt Cour.

Zur Empfehlung dieses Journals folgt hier in der Kürze die Inhaltsanzeige des ersten und zweiten Bandes. Erster Band. Dissertation eines Doctorhutes, von M. C. — Gattinliebe, von Jocosus Fatalis. — Peters Mißgriffe, von K. Müchler. — Der Marktschreier, von H. Döring. — Grundlinien zu einer Geschichte des Teufels, von Joh. Regiomontanus. — Griesgrams Traumgesichte, von Lehwe. — Die Mode der hohen Halsbinden, von L. F. — Geheilte Untreue, von P. (zum Kupfer). — Die Revue beim Städtchen Knallburg, von Ad. Roland. — Eröffnungsrede im Bachus-Klubb. — Der neue Kirchenbau in der Moldau. — Recept zu einem Hofschranzen, von K. M—r. — Betrachtungen in der Kirche, von M. Cunow. — Aphorismen von den Beweiskräften des Metalles. — Orpheus und Euridice, von K. M—r. — Ueber eine jetzt sehr allgemein herrschende Krankheit und deren Heilungsarten. — Die leipziger Postkutsche nach Berlin, von K. Harder. — Recept zu einem alten Deutschen. — Der Dienstfertige, von C. Locusta. — Alexis Piron. — Potpourri Nr. 1 und 2. — Räthselschwank, von Ad. Roland. — Swift's Vorschlag, Staatsschulden auf eine leichte Art in kurzer Zeit zu tilgen. — Apologie des Trinkers, von A. Lätus. — Schnupftaback, von K. Besseldt. — Witzfunken älterer Zeit. — Die Bürger-Ressource (zum Karrikatur-Kupfer). — Anekdoten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen rc.

Zweiter Band. Das Vergißmeinnicht, von Joc. Fatalis. — Unumstößlicher Beweis, daß die menschliche Seele ihren Sitz im Magen habe. — Der Jahreswechsel, von M. Cunow. — Die Wundercur. — Der Congreß zu Utrecht. — Finanzoperation. — Die Emathiden. — Schreiben des Dichters X. an den Schauspieldirector Y. — Müllner und Kronsisler. — Selbstgespräch des Bettelvoigts Messingschild, von C. Locusta. — Potpourri Nr. 3, von M. C... — Literarisches Gespräch. — Balthasar Schmeerbauchs Bemerkungen über Blumen und Blumensprache, von Joc. Fatalis. — Das Katzenparadies (zum Karrikatur-Kupfer). — Die glückliche Cur, von K. Müchler. — Eine Nacht unter Gewehr, oder mein Feldzug, von M. Cunow. — Der Herzog von Roquelaure. — Der Jude als Landwirth. — Beweis, daß einem Schulmanne die Armuth zuträglich sei, von M. Cunow. — Auszug aus den Acten eines künftigen Hexenprocesses, von Jul. v. Voß. — Freie Bearbeitung aus Juvenal's siebenter Satyre, von K. Besseldt. — Die Tanzstunde (zum Karrikatur-Kupfer). — Anekdoten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen rc., von Fr. Barth, Haug, Karl Müchler, Joh. Regiomontanus, W. Sehring, K. Sprengel, Ferd. Wechter und Anderen.

Beiträge, mit Angabe der Bedingungen, unter welchen der Abdruck erfolgen kann, werden unter der Adresse des Herausgebers erbeten.

Digitized by Google

Alle sechs Wochen erscheint ein Heft von diesem Journale, und ist solches durch sämmtliche resp. Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, im October 1823.

**H. Ph. Petri.**

---

Für Freunde der schönen Literatur sind in meinem Verlage erschienen:

## Das Pfarrhaus.
### Ein Gemälde des menschlichen Herzens.
Von
### Dr. L. Hoffmann.

Mit einem von L. Wolf gezeichneten und von Meno Haas gestochenen Kupfer u. Titelvignette. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

---

## Mimosen.
### Erzählungen für gebildete Frauen.
Von
### Dr. August Kuhn.

8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Blätter aus Edmunds Tagebuche. — Zwanzig Jahre. — Biondina, eine sicilianische Novelle. — Die Quelle der Liebenden. — Reise-Abenteuer. — Die edle Gattin.

---

## Faust.
### Trauerspiel mit Gesang und Tanz.
Von
### Julius v. Voß.

8. Geheftet. 12 Gr.

---

## Trauerspiele
von
### Julius von Voß.

8. Geheftet. 1 Thlr.

Inhalt: Mustapha Bairaktar. — Die Grabrosen. (Zum Erstenmale aufgeführt am 10. October 1822 im königl. Schauspielhause zu Berlin).

**H. Ph. Petri.**

---

In allen Buchhandlungen kann eine Anzeige der

## Allgemeinen Schulzeitung

eingesehen werden, welche vom Anfang des Jahres 1824 an, von Herrn Consistorialrath Natorp in Münster, Herrn Pfarrer Dr. Pöhlmann in Ostheim, Herrn Kirchenrath Dr. Stephani in Jungenhausen, Herrn Hofprediger Dr. Zimmermann in Darmstadt und andern ausgezeichneten Männern als Seitenstück zur Allg. Kirch. Zeit. herausgegeben werden wird. Sie wird als ein Archiv für die neuste Geschichte des gesammten Schul-Erziehung- und Unterrichtswesens, als Chronik höherer und niederer Lehranstalten der Universitäten, Lyceen, Gymnasien, Volksschulen und anderer Institute jeder Art, als Magazin aller bedeutenden, das Schulwesen betreffenden Gesetze, Verordnungen, Wünsche und Vorschläge, durch Mannichfaltigkeit des Inhalts anziehen, und die Aufmerksamkeit nicht blos der eigentlichen Pädagogen und Lehrer an den verschiedenartigsten Anstalten, sondern namentlich auch der Geistlichen, Schulinspectoren und Regierungsbehörden verdienen. Es werden daher alle Freunde des Schulwesens nicht blos zu geneigter Abnahme, sondern auch zu thätiger Mitwirkung dringend eingeladen. Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in gr. 4. Der Preis des halben Jahrgangs beträgt 3 Fl. oder 1 Thlr. 18 Gr. Die Beilagen stehen zur Bekanntmachung jeder Art offen, und es werden solche zugleich in der Allg. Kirchen-Zeitung abgedruckt, ohne daß für die Insertion in beide Blätter mehr als 1 Gr. oder 4 Kr. für die Zeile bezahlt werden soll. — Um die Stärke der Auflage darnach bestimmen zu können, bitte ich die Bestellungen möglichst bald bei Postämtern oder Buchhandlungen zu machen.

Darmstadt im October 1823.

**Karl Wilhelm Leske.**

---

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bischof, Dr. Karl Gustav (ord. Prof. d. Chemie zu Bonn), Lehrbuch der reinen Chemie. Erster Band, welcher die Einleitung, die allgemeine Chemie und die Lehre von den Imponderabilien enthält. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr. oder 3 Fl. 24 Kr.

Ein Lehrbuch der Chemie, in welchem man eine treffliche systematische Anordnung, möglichste Vollständigkeit verbunden mit einer den Gegenstand völlig erschöpfenden großen Klarheit der Darstellung nicht verkennen wird; wie dafür der Name des Herrn Verfassers vollkommen Bürge ist. Es ist dieses Werk, obschon zunächst als Lehrbuch für seine Zuhörer bestimmt, doch ganz besonders auch zum Selbststudium und zum Nachlesen für solche, welche schon chemische Kenntnisse besitzen, geeignet. — Dieser erste Band beschäftigt sich Vorzugsweise mit dem physikalischen Theile der Chemie, und wird daher, da jeder Band einzeln gegeben wird, Vielen willkommen sein, denen es hauptsächlich um das Studium der Physik zu thun ist; der zweite Band, welcher bereits unter der Presse ist und zur Ostermesse 1824 erscheinen wird, begreift die specielle Chemie der unorganischen Substanzen; der dritte Band endlich wird die organischen Substanzen umfassen, und ein vollständiges Register das Ganze beschließen. Ein billiger Preis bei gutem compendiösen Druck und schönem Papier, ganz gleich dem bereits fertigen ersten Bande, wird die allgemeine Verbreitung des Werkes möglichst erleichtern.

Bhagadad-Gita, id est Θεσπέσιον Μέλος, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adiecit *Aug. Guil. a Schlegel.* 8 maj. Geh. Preis 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 54 Kr. Rhein.

Nees von Esenbeck, Dr. C. G. und Dr. J. Nöggerath, Gibt Tacitus einen historischen Beweis von vulkanischen Eruptionen am Niederrhein? Antiquarisch-naturhistorisch untersucht. Gr. 8. Geh. 8 Gr. oder 36 Kr. Rhein.

Eine interessante Abhandlung, von gleicher Wichtigkeit für den Historiker wie für den Naturforscher.

Dorow, Dr., Denkmäler alter Sprache und Kunst. 1sten Bandes 1stes Heft. Mit drei Steindrücken. (Tafel 1 und 2, Bildwerke, Taf. 3 vollständige scandinavische Paläographie a. d. 12. Jahrhund. enth.) Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

---

Von dem neuesten Werke des Walter Scott, betitelt:

**Der St. Ronans Brunnen,**

erscheint binnen 14 Tagen eine von Sophie May herausgegebene Uebersetzung bei

Leipzig, am 17. Nov. 1823. **Ludwig Herbig.**

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXXIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes und den Zeitgenossen in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 8000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

### Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit

von

### Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier., Nr. 2, auf feinem französischen Druckpapier, Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

---

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

- Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
- Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
- Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
  (Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
- Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
- Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

---

### Literarische Anzeige für Schulvorsteher und Lehrer an höhern und niedern Bildungsanstalten.

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschien und ist in allen Buchhandl. zu haben:

### Geographische Handtafeln über die ganze Erde zunächst für Märker, Pommern und deren Grenznachbarn.

Nebst vollständigem Register.

Von

### Johann Pfeiffer.

Neue Auflage.

In kl. Quart. Sechs Bogen. Preis geh. 4 Gr. alt Cour., in Partien von 12 Exemplaren à 3 Gr. alt Cour.

Die erste Auflage dieses geographischen Werkchens ist bereits durch die Amtsblätter den Lehrern der Geographie als ein nützliches Hülfsbuch anempfohlen wurden, auch haben unsere kritischen Blätter den Werth desselben anerkannt. Einer unserer ersten Schulvorsteher, der jetzt selige Propst Hanstein fällte selbst über den vor drei Jahren erschienenen Vorläufer dieser Handtafeln zur Veröffentlichung ein günstiges Urtheil.

---

### Frühgebete für Lehrer in Volks- und Bürgerschulen

von

### G. J. Schlachter,

erstem Lehrer am Louiseninstitut in Dessau.

Neue, mit einem Anhange metrischer Gebete, Gedichte und Lieder vermehrte Ausgabe. 8. Preis 8 Gr. alt Cour.

Ueber den Werth dieser Gebete in erster Ausgabe führen wir folgende Zeugnisse im Auszuge an: 1) Die Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer, welche die Sprache darin „edel und rein" nennt, an den Gebeten die Kürze lobt, und sie ihrer Bestimmung angemessen findet. 2) Die kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen, welche sagt, daß diese Gebete „sehr mannichfaltigen, rein moralischen und religiösen Inhalts sind." 3) Die Jenaische Literaturzeitung, deren Ergänzungsblätter mehrere dieser Gebete „unbedenklich zu den bessern gedruckten Gebeten rechnen." 4) Die Leipziger Literaturzeitung, welche besonders

Digitized by Google

bemerkt: daß diese Gebete gehörig gebraucht, der Jugend nützlich seyn würden.

Der Anhang enthält 22 metrische Gebete und 15 theils Gedichte theils Lieder zum Schulgebrauch. So wie nun durchaus nichts Entlehntes darunter, so ist zugleich auf viele einzelne Fälle, z. B. auf den Wechsel der Jahreszeiten, auf Schulprüfungen und Schuleinweihungen, auf Abgang alter und Aufnahme neuer Schüler u. s. w. Rücksicht genommen worden.

---

## Entwurf einer kleinen lateinischen Grammatik für höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte

von

**K. G. F. Schenk,**

Hülfsprediger und Rector an der Stadtschule zu Angermünde.

8. Preis 4 Gr. alt Cour.

Diese kleine lateinische Grammatik verdient hinsichtlich ihrer Vollständigkeit und Anwendbarkeit für Schulen sowol als auch zum Selbstunterrichte vor vielen andern den Vorzug, und ist deren Preis, um sie recht gemeinnützlich zu machen, sehr gering gestellt worden.

---

## Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Allgemeines Commers- und Liederbuch, enthaltend ältere und neue Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgesänge, Volks- und Kriegslieder, mit mehrstimmigen Melodieen und beigefügter Clavierbegleitung; herausgegeben von *Albert Methfessel*, dritte sehr vermehrte und umgearbeitete rechtmässige Auflage. Quer 8. Cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.**

Der eben so rasche Absatz der zweiten Auflage als der der ersten, bürgt hinlänglich für die entschiedene Brauchbarkeit desselben, namentlich zur Erhöhung froher Stunden im geselligen Vereine.

Diese dritte Auflage ist gegen die frühern noch dadurch in Vorzug zu stellen, dass der berühmte Herausgeber nicht allein mehrere Lieder von geringerem Werthe ausgelassen, die er durch ganz neue und gewähltere ersetzte; sondern auch durch die ganz neu hinzugefügte Clavierbegleitung, die zugleich als Andeutung zu drei- und vierstimmiger Ausführung der Lieder anwendbar ist.

Bei dieser Clavierbegleitung ist, nach dem Vorworte, darauf namentlich Rücksicht genommen, die Harmonie so einfach als möglich zu ordnen, da das Hauptaugenmerk des Herausgebers vorzüglich blieb und bleiben musste, einfach, edel und kräftig durch alle Lieder zu wirken.

Die Verlagshandlung kann schliesslich nicht umhin, zu bemerken, dass sie auch ihrerseits für eine zweckmässige Ausstattung besorgt war, und dazu einen saubern und schönen Steindruck und ein weisses und gutes Papier wählte.

Inwiefern demnach ähnliche Sammlungen mit dieser zu vergleichen sind, darüber mögen Zusammenhaltungen entscheiden.

In Partien von wenigstens 12 Exemplaren und bei baarer Einsendung des Betrags werden daran 25% Rabbat bewilliget, welcher davon gleich verkürzt werden kann.

Rudolstadt, im November 1823.

*Fürstl. priv. Hof-Buch- und Kunsthandlung.*

---

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

## George William Manby's *Esq.* Reise nach Grönland im Jahre 1821.

Aus dem Englischen übersetzt

von

**Dr. C. F. Michaelis.**

Mit vier colorirten und zwei schwarzen Kupfern nebst einer Charte. Breit Octav. Sauber cartonnirt. Preis 2 Thlr. 4 Gr. Conv. M. oder 3 Fl. 54 Kr. Rhein.

Die neuern heldenmüthigen Versuche zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt bei Amerika, insbesondere von Seiten der Engländer, haben seither mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, und ganz Europa mit einem lebhaften Interesse für dortige Gegenden erfüllt. Obschon gegenwärtige Reise, für einen andern Zweck unternommen, nicht unter jene Expeditionen zu zählen ist, so erregte dennoch das Tagebuch derselben bei seinem Erscheinen in England ungewöhnliches Aufsehen, und jeder Gebildete suchte und fand darin eine nähere Bekanntschaft des gefährlichen Nordens, seiner seltsamen Eigenthümlichkeiten und wunderlichen Erscheinungen. Manby unternahm diese Reise in Begleitung des berühmten Capitain Scoresby, welcher als Befehlshaber eines grönländischen Schiffes auf den Wallfischfang von Liverpool auslief, und auf seiner Fahrt die nördlichsten Punkte berührte. — Ausgestattet mit vier vorzüglich colorirten Kupfern in Aquatinta, welche einige anziehende Scenen auf dem Polarmeere darstellen, zwei naturhistorischen Tafeln, und einer Generalcharte des Polareises in dem grönländischen Meere, wie es sich im Sommer 1821 gestaltet hatte, werden gewiß auch dieser Ausgabe, die hier als treue Uebersetzung erscheint, und sich überdies durch ein schönes Aeußere empfiehlt, auf deutschem Boden Leser und Freunde nicht mangeln. Nicht minderen Nutzen dürfte dieses Buch ebenfalls der reifern Jugend gewähren.

---

## Nettelbeck's Leben.

**Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. Ch. L. Haken. Drei Bändchen. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Gegend um Colberg. 8. 3 Thlr. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1823.

Es würde unstreitig ebensowol zu spät, als an sich selbst überflüssig seyn, der deutschen Lesewelt dies Werk empfehlen zu wollen, dessen beide früher erschienene Bändchen von derselben bereits mit so entschiedenem Beifall aufgenommen worden sind, über dessen gediegenen Werth sich die kritischen Zeitblätter einhellig auf das Günstigste ausgesprochen, und von welchem namhafte Stimmen edler Männer und Frauen nicht angestanden haben, es in seiner Gattung als classisch und als eine Zierde unsrer Literatur zu betrachten.

Wir verweisen in dieser Hinsicht nur auf Göthe's Empfehlung desselben in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen deutschen Gil Blas.

Wenn aber bereits dieses Mannes wechselvolles Leben in seinen engeren Privat-Verhältnissen einem Romane gleicht und durch Inhalt, wie durch Ausdruck und Darstellung, allen Ständen, Altern und Geschlechtern einen unwiderstehlichen Reiz abgewinnt: so muß dies Interesse nothwendig sein Höchstes in dem Zeitpunkt erreichen, wo derselbe aus seiner Verborgenheit plötzlich in das öffentliche Leben hervortritt, durch Gesinnung und That der Mann der Nation wird, auf dem ihre Blicke mit Liebe und Bewunderung ruhen, und der, in der schlichten Einfalt seines Herzens, aber mit hinreißender Lebendigkeit, nun selbst erzählt, wie dies Alles sich mit ihm begeben. Dies nun thut er in dem so eben erschienenen dritten Bändchen seiner Biographie und in einer Weise, die das unverkennbarste Gepräge der Wahrheit an sich trägt, Sinn und Gemüth im Ganzen, wie im Einzelnen, auf das Erfreuendste anspricht und zu dem Geständnisse nöthigt: „Ein Mann, wie Wenige: aber auch ein Erzähler, wie Wenige!“

---

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Eros**

oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

---

Bei J. W. Boike in Berlin ist erschienen:

**Witterungsblatt,**

enthaltend die zu erwartende Winterwitterung vom Monat November 1823 bis Ende März 1824.

**Von dem Professor Dittmar.**

Preis 10 Gr.

---

In August Oswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speier ist erschienen und als ein zweckmäßiges Christgeschenk durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ewald, Joh. Ludw., Bibelgeschichte, das einzig wahre Bildungsmittel zu christlicher Religiosität. Briefe an Aeltern, Prediger, Lehrer und Lehrerinnen und die es werden wollen. Zweite Auflage. 8. In Umschlag geheftet. 1 Fl. 30 Kr. Rhein. oder 22 Gr. Sächs.

Wenn es in unserer Zeit allgemeiner als je gefühlt wird, daß die Bibel die wichtigste Grundlage der Religion, das entschiedenste Bedürfniß ist, sie zu befestigen und zu verbreiten, so ist es um so interessanter, diese Ueberzeugung auch in die allgemeine Lebensansicht übertragen, und auf einen Punkt gestellt zu sehen, von dem aus sich die Wirkung am sichersten bewähren muß. Im Ganzen ist uns schon der Name des berühmten Herrn Verfassers für seine Ansicht Bürge, und die von ihm gewählte Form in Briefen bei seinem anziehenden Styl dafür, daß jeder Leser dasselbe mit hoher Befriedigung aufnehmen, und nach Maßgabe seines Bedürfnisses mit Interesse anwenden wird.

---

## Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandl. zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Sotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Rosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von W. Müller.

VI. Gedichte von J. D. Gries.

VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.

VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.

IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilh. von Schütz.

X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

---

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

**Die Mädchenjahre der Landwirthstochter zu Grünau.**

**Eine moralische Erzählung für die weibliche Jugend.**

Mit einem Titelkupfer von Fr. Fleischmann. 8. Sauber gebunden. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Bei der grossen Mannichfaltigkeit von Bildungsschriften aller Art, die wir für jedes Jugendalter besitzen, ist noch weniger

Digitized by Google

für solche Bücher gesorgt, welche Aeltern gern in die Hände ihrer Töchter wünschen, wenn diese der Jungfrau entgegen reifen, und ihre Schulbibliothek mit anderer Lecture vertauschen sollen. Dieser Bestimmung wird unser Buch gewiß in jeder Hinsicht entsprechen, wahren Nutzen und anziehende Unterhaltung seinen Leserinnen gewähren, und sich bei Geburts- und Weihnachtsfeier recht allgemein zu einem sinnreichen Geschenk empfehlen. Ueberdies von einem schönen Titelkupfer geziert, ist es auch äußerlich mit aller Eleganz ausgestattet.

---

## Geographische Tabellen
über
## E u r o p a
für den
## Schulgebrauch und Selbstunterricht.
Entworfen
von
**Karl Geißler,**
Conrector an der Knabenschule zu Eilenburg.

Groß Folio. Preis 10 Gr.

Nach Maßgabe der mit so vielem Beifall aufgenommenen und fast allgemein in Schulen eingeführten Bredow'schen Tabellen über die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte, dürfte eine geographische Uebersicht unseres Welttheils für denselben Zweck und nach einem ähnlichen Plane bearbeitet, nicht minder nützlich und willkommen seyn, und selbst Personen von reiferm Alter bei'm Zeitungslesen und dergleichen Fällen sie mit Nutzen gebrauchen. Schöner Druck und vorzügliches Papier dieser sechs Tabellen wird ebenfalls zu ihrer Empfehlung beitragen.

---

Bei C. F. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

## Neue
## theoretisch-praktische
## Italienische Grammatik
## für Deutsche,

worin im ersten Theile alle zur Erlernung der Sprache dienende Regeln nach einer ganz neuen Methode klar und faßlich dargestellt sind. — Der zweite Theil enthält eine Auswahl unterhaltender Aufsätze in beiden Sprachen; einige der im gemeinen Leben gebräuchlichsten Redensarten; zwölf belehrende Gespräche, als Erläuterung jedes Hauptstücks der Grammatik, und einen Abriß der Geschichte der italienischen Sprache und Literatur. Zum Gebrauche in Schulen und bei'm Selbstunterrichte;

**von Dr. Franc. Valentini,**
Lehrer der italienischen Sprache und Literatur in Berlin.

41 Bogen in groß 8. auf das beste englische Druckpapier. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Jedem Deutschen, dem daran liegt, die italienische Sprache nicht blos oberflächlich zu lernen, sondern ganz in das Innere derselben einzudringen und sich mit ihren Eigenheiten bekannt zu machen, muß die Erscheinung obigen Werks um so willkommener seyn, da es bis jetzt noch immer an einer Sprachlehre fehlte, die, so wie vorliegende, dahin führt, mit dem Geiste der italienischen Sprache vollkommen vertraut zu werden. Der Herr Verfasser hat bei Bearbeitung seiner Grammatik, den bisher verfolgten Weg verlassend, eine neue Bahn sich gebrochen, und bietet, bei Entwickelung seiner durchdachten Grundsätze und lichtvollen Ansichten, Gesichtspunkte dar, auf die noch kein Grammatiker aufmerksam machte. Die Trockenheit, die Werken dieser Art sonst so sehr anhängt, verschwindet bei dem originellen Gange des Verfassers ganz, und macht seine Grammatik eben so unterhaltend als belehrend. Die Regeln, mit Gründlichkeit und Klarheit aufgestellt, sind durch zweckmäßige Beispiele, fast alle aus neueren bewährten Classikern entlehnt, hinlänglich erläutert. Besondern Werth erhält diese Sprachlehre noch durch zwölf Gespräche, die sich auf die verschiedenen Hauptstücke beziehen, und, indem sie zur Erläuterung der letzteren dienen, den Leser zugleich mit einer Menge zierlicher Ausdrücke und Wendungen in der Umgangssprache bekannt machen. — So sehr die Grammatik des Herrn Dr. Valentini durch innern Gehalt sich auszeichnet, eben so ist auch von Seiten der Verlagshandlung nichts unterlassen worden, damit auch der typographische Werth jenem entspreche: reiner correcter Druck und ganz vorzüglich schönes Papier geben dieser Grammatik vor jeder andern unbedingt den Vorzug, und bei dem allen ist der Preis von 2½ Thlr. für 41 Bogen des größten Octavformats so billig, daß zu erwarten ist, dieses nützliche Buch werde bald in den Händen aller Freunde italienischer Sprache und Literatur seyn.

---

## Subscriptions-Anzeige
## für denkende Prediger und Religions-Schullehrer:
## Handbuch der Definition
aller
**in der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre und in den damit verwandten philosophischen Wissenschaften vorkommenden Begriffe,**
aus den Schriften des größten theologischen und philosophischen Schriftstellers unserer Zeit gezogen, *alphabetisch* geordnet, und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet.

Dieses Werk, welches etwa drei Alphabete stark, *in zwei* Theilen erscheint, bekommt dadurch für den Denker einen eigenthümlichen Werth, daß von jedem Begriff mehrere, von manchem acht bis zwölf u. m. Definitionen mit Angabe ihrer Verfasser neben einander stehen, was reichen Stoff zu höchst belehrenden Vorträgen gibt.

Der bis Ende d. J. gültige Subscriptionspreis ist um den vierten Theil geringer, als der nachherige Ladenpreis. Wer auf fünf Exemplare subscribirt, erhält ein sechstes frei.

Leipzig, im October 1823.

A. Wienbrack.

---

In der Darnmann'schen Buchhandlung in Züllichau ist so eben erschienen:

Pfeil, Dr. W., Grundsätze der Forstwissenschaft in Bezug auf die National-Oekonomie und die Staats-Finanzwissenschaft. Zweiter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Seydel, F. S., Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, aufgesetzt für jüngere Krieger. Vierter und letzter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Hat auch den Titel:

Neue Lectionen der preußischen Festungskrieger in den holländischen, französischen und polnischen Revolutions-Kriegen bei Angriff und Vertheidigung fester Plätze in Holland, Frankreich, im deutschen Reich und in Polen, in dem Zeitraume von 1763—1795; begleitet mit Anmerkungen und einigen Fragen über strategischen und taktischen Gebrauch der Festungen.

Digitized by Google

# Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

## N°. XXXIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes und den Zeitgenossen in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

### Zwei neue Weihnachtsbüchlein für Kinder;

allen frommen Müttern gewidmet, mit dem Spruch:

„Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen."

Marc. 10, 15.

I) Der Himmelsgarten. Eine Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther, von Wilhelm Harnisch. Mit vier sauber ausgemalten Bildern und einer Musikbeilage, kl. 4. Breslau im Verlage von Josef Max und Comp. 1824.

Sauber gebunden 2 Thlr. 8 Gr.
Velin-Papier und gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr. 8 Gr.

Kein schöneres Fest für die Kinderzeit gibt es im Jahr als das heilige Weihnachts-Fest, wo Weihnachtsstauden und Christbäume die innere Welt wie die äußere winterliche Natur zu einem Paradiese gestalten. Wenn aber dieses Fest recht und echt seyn soll, so müssen auch die Kripplein und die friedlichen Thiere daran, nebst dem Stern und dem heiligen Josef wieder aufkommen. Es müssen Christbäume geschaffen werden, worunter die Mutter Marie sitzt, und das Christkindlein schaukelt; König David muß wieder erscheinen als der alte Urahn; auch dürfen die heiligen drei Könige nicht fehlen, und die schöne Lilie auf der Flucht nach Aegyptenland und die Mohren. — Autor und Verleger vereinigten sich, zu versuchen, ein Christbüchlein herzustellen, nach solcher alten, guten Weise; schlicht und einfältiglich wie die heilige Schrift es will. Und so entstand der Himmelsgarten. Fromme Mütter sollen daraus den Kindern Blumen pflücken, aus der Bibel mehrere dazu nehmen, und nach Zeit und Umständen, Kränze und Sträuße daraus winden. Kinder werden und sollen anfänglich alles rein sinnlich nehmen; und mag manches Kind erst mit dem zwanzigsten Jahre den Himmelsgarten ganz durchwandeln und genießen, wenn es nur im sechsten daran schon Gefallen findet. Der Verf. wollte ein Gemälde liefern, woran sich Kinder und Erwachsene erfreuen sollen. Der Himmelsgarten soll seyn ein Vorgarten der Bibel, deren Blumen und Früchte dadurch erhöht werden. Wandeln viele umsichtige und fromme Mütter im Himmelsgarten, dann wird er seinen Namen mit der That führen; möge es also geschehen! —

Der Verleger ist auf seine Weise dem Autor nicht nachgeblieben, er hat weder Mühe noch Kosten gescheuet, um allen frommen Kindern den Himmelsgarten recht schön auszustatten. Möge er Vielen eine willkommene freundliche Gabe seyn, und dazu beitragen, die innere Freudigkeit am heiligen Weihnachts-Fest zu erhöhen und alle vorbereiten, das hehre Wort zu fassen: Ein Christkindlein ist uns geboren, zum Heil der Welt. Halleluja!

II) Vergiß mein nicht. Kinderseelen und allen denen gewidmet, die sich gern an himmlische Dinge erinnern lassen. (Nach Tauler.) 32. Breslau, im Verlage von Josef Max und Comp.

Sauber gebunden 8 Gr.
Mit Goldschnitt 10 Gr.

Mit dem einfachen Spruch:

„Zu Gott den Sinn,
Durch Alles hin."

ist obige dem Innern und Aeußeren nach, überaus schöne Sammlung frommer Sprüche, aus Taulers Schriften gezogen. Sie enthält einfache und innige Aeußerungen eines kindlichen, seinem Heiland treu ergebenen Herzens, und ist als das beste Spruch- und Andachtsbüchlein für Kinder, und wol auch für Erwachsene, zum Geschenk bei allen festlichen Gelegenheiten recht sehr zu empfehlen.

---

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

### Teutschland und die Teutschen
von den
### ältesten Zeiten
bis zum Tode
### Karls des Großen.
Zur Bildung und Unterhaltung
von
### Aloys Schreiber.

Mit 24 Kupfern, gezeichnet und gestochen von J. M. Mettenleiter.

Klein Quart. Leipzig, bei Ernst Fleischer. Erstes Heft mit sechs Kpfern, in farbigem Umschlag. Preis 2 Thlr.

Diese Schrift gibt einen treuen Bericht von der Abkunft unsrer Väter, von ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, ihrer Religion, ihren Sitten und Einrichtungen; von ihren Thaten im Kriege, und wie sie nach und nach vom unstäten, schweifenden Leben abgelassen und feste Wohnsitze gegründet. Der Stoff schien vor vielen geeignet zu einem Buche, lehrreich für die Jugend und ansprechend für Jeden, der aus der Vergangenheit die Gegenwart ganz begreifen lernen will. Die Ereignisse, welche hier erzählt werden, vereinigen mit dem ganzen Reiz der Poesie, eine tiefe historische Bedeutsamkeit, und wenn überhaupt unsre Erziehung und Bildung wieder einigermaßen national werden soll, so können die Elemente dazu nur in den Geschichten unseres Landes und Volkes gefunden werden. — Die chalkographische Ausstattung des Werks darf keineswegs als überflüssige Zierde angesehen werden, denn wenn auf der einen Seite der historische Moment durch künstlerische Darstellung größere Anschaulichkeit erhält und lebendiger hervortritt, so erwächst daraus auf der andern Seite auch ein wesentliches Interesse für die Jugend, und der Sinn für Kunst wird zweckmäßig angeregt, was um so wichtiger seyn möchte, da durch die Unzahl gewöhnlicher Bilderbücher der Ge-

Digitized by Google

des hydraulischen Maschinenwesens (einige einfache und bei dem Wasserbau unentbehrliche Werkzeuge ausgenommen) beseitigt. Zur bessern Uebersicht und Selbstprüfung sind jedem Haupt-Abschnitte Fragen und Uebungsbeispiele beigefügt.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

---

Bei C. F. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

**Die besorgte Hausfrau in der Küche und Vorrathskammer, oder deutliche und gründliche Anweisung,**

Erstens:

wie ohne alle Vorkenntnisse, mit vorzüglicher Rücksicht auf Wohlfeilheit, Wohlgeschmack und zierliches Ansehen, alle Arten der ausgesuchtesten Speisen, Backwerke, Compots, Crèmes, Gelées, Gefrornen, Eingemachten, Marmeladen, Säfte, warmer und kalter Getränke und Liqueurs zu bereiten und anzurichten sind: und

Zweitens:

wie das Brotbacken, das Milchwesen, nebst Butter- und Käsebereitung, das Einschlachten, Einpökeln und Räuchern aller Fleischarten, die Zubereitung aller Arten Würste, das Einsieden und Aufbewahren aller Arten zahmen und wilden Fleisches und Geflügels, nebst dem Mariniren der Fische und dergleichen, das Aufbewahren aller Arten Zugemüse, das lange Frischerhalten aller Obstarten und das Abbacken derselben, die Zubereitung verschiedener Obstweine und Essige, die Zucht des Federviehes und ein sehr vortheilhaftes Mästen mehrerlei Geflügels, die Behandlung des Garns, das Bleichen, Waschen der Wäsche und Betten, Stärkemachen, Seifesieden, die Verfertigung der Lichter und das Reinigen des Tafel- und Küchengeschirrs, allerlei Haushaltungsvortheile, die Bestellung des Küchengartens und Erziehung der Gewächse, wie auch des Samens, zu besorgen und auszuüben sind.

**Ein Handbuch für angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen, vorzüglich in mittleren und kleineren Städten und auf dem Lande.**

Von

**Karoline Eleonore Grebitz.**

Zwei Theile. 1824. 58 Bogen in 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

---

## SUBSCRIPTION BETREFFEND.

*Druckproben* meiner neuen Ausgabe von *SHAKSPEARE'S sämmtlichen dramatischen Werken in einem Bande*, unter dem Titel:

**The Dramatic Works of Shakspeare printed from the text of Samuel Johnson, George Steevens, und Isaac Reed.**

Complete in One Volume.

Zu dem Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr. Conv. oder 4 Gulden 48 Kr. Rhein. liegen nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandl[ungen] vor, wo man noch bis zum 1. März des kür[zeren] Jahres unterzeichnen kann. Nur bei der ge[trof]fenen Einrichtung des Formats ist es [m]öglich, eine so schöne und deutliche Ausgab[e von] mindestens 800 Seiten für diesen Preis zu lie[fern]; auch wird es Jeden freuen den klassischen Shak[speare] in einem solchen stattlichen Bande zu besitzen, [da] ohnedies kein Schriftsteller ist, welchen Viele i[n der] Tasche mit sich führen.

Leipzig, am 1. Novbr. 1823.

*Ernst Fleisch[er]*

---

## Uebersicht der Mythologie.

Bei mir ist so eben erschienen:

**Uebersicht der indischen, persischen, ägy[p]tischen, griechischen und altitalischen M[y]thologie und Religionslehre, mit Bez[ie]hung auf die Phantasien des Alterthum[s]. Ein Leitfaden für den mythologischen Unterricht [in] höhern Schulen; von J. A. L. Richter. Gr. [8.] Preis 18 Gr.**

Das früher in meinem Verlage erschienene größere We[rk] des Verfassers über die Mythen und religiösen Sagen d[er] Alten: Phantasien des Alterthums u. s. w. fünf Theile i[n] gr. 8. Mit 20 Kupfern in 4. Preis 14 Thlr. 16 Gr. wurde so günstig aufgenommen, daß ich hoffen darf, *obig[e]* Uebersicht, welche den zweckmäßigen Gebrauch des Werks in Schulen noch mehr erleichtert, wird sehr willkommen seyn.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold *Voß.*

---

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen:

**Die Skelette der Haussäugethiere und Hausvögel für Naturforscher, Aerzte und zu den Vorlesungen auf Universitäten und Thierarzneischulen**

entworfen von

**M. J. Weber,**

Doctor der Medicin und Chirurgie, k. preuß. Prosector und Docenten auf der Rheinuniversität zu Bonn rc.

Siebenzehn meisterhaft ausgeführte Kupfertafeln in Quer-Folio, welche überhaupt 180 verschiedene Figuren *enthalten*, nebst erklärendem Texte, auf Schweizer-*Velinpapier*. Geh. Subscriptionspreis bis zur Ostermesse 1824: 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr. Rhein.

Eine ausführliche Anzeige, die in allen Buchhandlungen zu haben ist, besagt das Nähere über dieses so schöne als nützliche Werk, auf welches wir als auf ein in jeder Hinsicht bedeutendes und vorzüglich ausgeführtes aufmerksam machen dürfen. Der äußerst billige Preis wird die Anschaffung desselben sehr erleichtern.

---

## Französische Literatur.

Den so eben erschienenen vollständigen Katalog meiner französischen Sortimentshandlung, welcher sich durch Reichhaltigkeit, in älterer und neuerer Literatur und die billigsten Preise auszeichnet, empfehle ich allen Freunden der Wissenschaften.

Leopold Voss in Leipzig.

Princeton University Library
32101 055309387